W JACKSON

UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Class R05 Book EV Volume 78-79

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Herausgegeben

von

E. W. Hengstenberg,

Professor an der Universität zu Berlin.

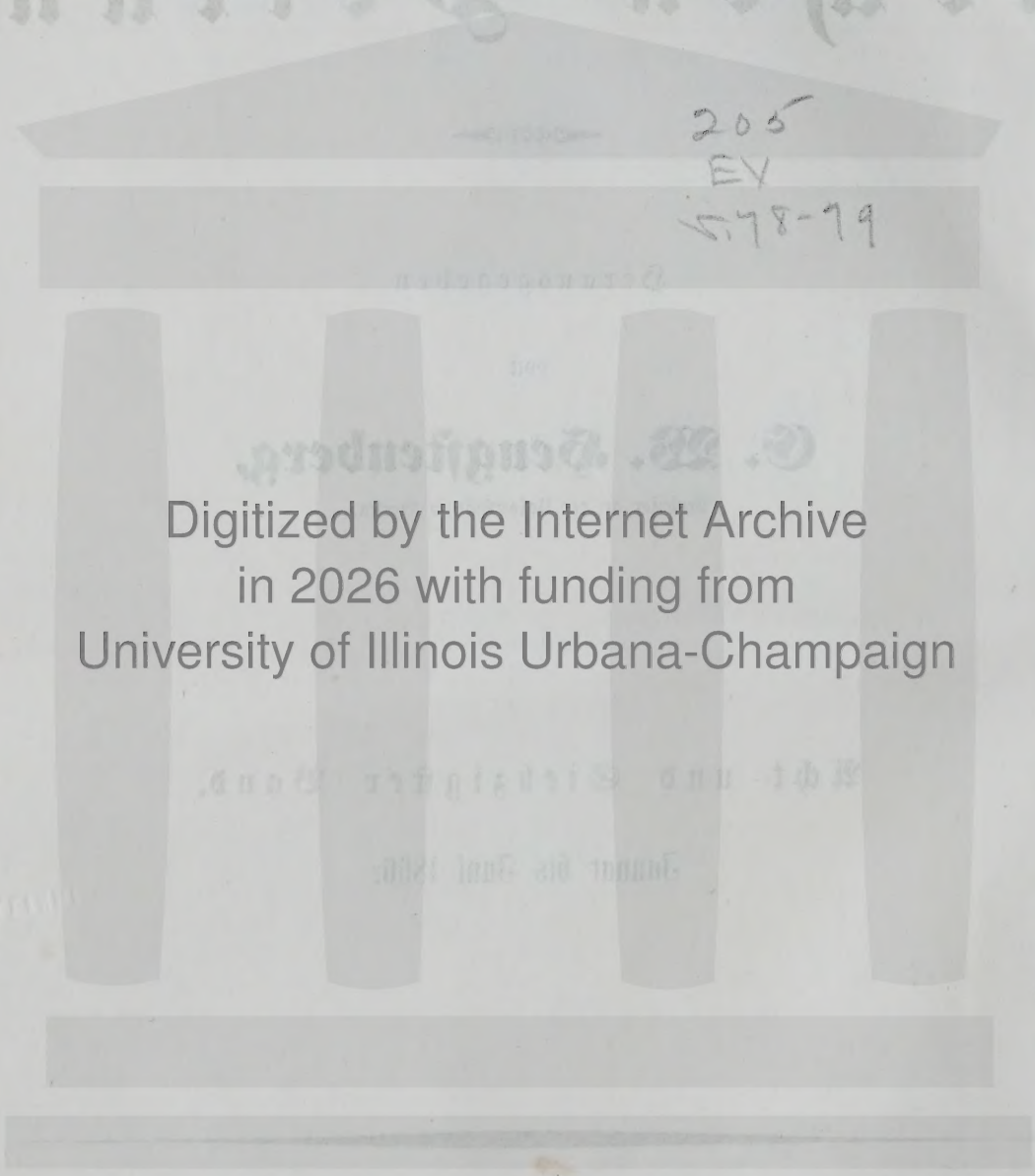
Acht und Siebzigster Band.

Januar bis Juni 1866.

Berlin.

Gustav Schlawitz.

205
EV
578-79



Digitized by the Internet Archive
in 2026 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign

https://archive.org/details/evangelischekirc7879unse

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 3. Januar. № 1.

Vorwort.

Der Apostel sagt in 1 Cor. 10 nachdem er eine Warnung vor Leichtsinn und Sicherheit aus der Geschichte Israels in der Wüste entnommen hat: „Solches alles widerfuhr ihnen zum Vorbilde: es ist aber geschrieben uns zur Warnung, auf welche das Ende der Welt kommen ist“ oder die wir, nach der Teilung der Geschichte der Welt in zwei große Hälften, die Zeit der Vorbereitung und die Zeit der Erfüllung, welche zulezt in das große Gericht ausläuft, der lezten Welthälfte angehören. Die Schrift begleitet deshalb die Entwickelung des Volkes Gottes durch eine Reihe von Jahrhunderten, damit in der großen Mannigfaltigkeit der Thatsachen jeder Zeit nach dem Abschlusse der Schrift ein Reichtum von „Vorbild“ und Mahnung gegeben sei. So wie es die Aufgabe des Einzelnen ist, in die Tiefe der Selbsterkentnis herabzusteigen und dann in der Schrift eifrig allem nachzuspähen, was grade ihm gesagt ist, ihn stärken kann in den grade ihm drohenden Versuchungen, trösten in den ihm beschiednen Kümmernissen, so ist es auch die Aufgabe der Kirche im Ganzen in jedem Zeitraum ihres Daseins für ihre besondern Verhältnisse die Vorbilder, Warnungen und Tröstungen in der heiligen Schrift aufzusuchen. Zu solcher Betrachtung laden besonders die Wendepuncte der Zeit ein. Wir wollen diesmal beim Beginn des neuen Jahres dasjenige ins Auge fassen, was die Geschichte des Propheten Jeremias uns zum Vorbilde und zur Warnung und zum Troste darbietet.

Die Zeit des Jeremias bildet wie die unsrige den Abschluß einer langen Entwickelung. Von den Zeiten Salomos an war es immer so fortgegangen, daß eine geheime abgrundsmäßige Macht des Verderbens alles zu nichte gemacht hatte, was Gottes Treue und Gnade zum Heile seines Volkes gethan hatte. Nach jeder Reformation war der Abfall mit verstärkter Gewalt aus den dunklen Tiefen des Volkslebens hervorgebrochen. Das Maß war endlich in dieser Zeit voll geworden. Das Wetter des göttlichen Zornes mußte sich entladen, das furchtbare Wort mußte gesprochen werden (Jer. 45, 4): „Siehe, was ich gebaut habe, das zerstöre ich, und was ich gepflanzt habe, das reiß ich aus.“ Ist es bei uns nicht ähnlich? Salomo heißt Friedrich. Besonders seit den Tagen des großen Königs ist der Abfall mehr und mehr zum reißenden Strome geworden und die, welche die Mission haben dagegen zu kämpfen, müssen alle erfahren, daß sie gegen den Strom schwimmen. Schon zeigen sich auch die deutlichen Vorzeichen des beginnenden Gerichtes. Eine auflösende Macht, weit schlimmer als die der alten Chaldäer, wütet in unseren inneren Verhältnissen, und wird, wenn nicht noch vor Abend gründliche Buße erfolgt, nicht ruhen bis sie uns weder Wurzel noch Zweig übrig gelassen hat. Die Zeit steht jedenfalls in Aussicht, wenn sie auch noch nicht unmittelbar vor der Thür ist, da wir werden klagen müssen, wie einst Jeremias (Klagel. 3): „Ich bin der Mann, der Elend sah durch die Ruthe Seines Grimmes. Mich führete er und ließ mich gehen in Finsternis und nicht in Licht. Er hat mich vermauert, daß ich nicht herauskann, und mich in harte Fesseln gelegt. Wenn ich auch rufe und schreie, so verstopft er das Ohr vor meinem Gebete. Er hat auf mich gelauert wie ein Bär, wie ein Löwe im Verborgenen.“ Nur das ist unser Glück und unsere einzige Hoffnung, daß der Unterschied von Babel und Zion noch immer fortdauert, ja daß die Unzerstörbarkeit und Auferstehungskraft der Kirche in Christo eine neue Bürgschaft und Fundamentirung erhalten hat, so daß wir mit noch größerer Freudigkeit wie Jeremias selbst sie besaß, in sein Wort einstimmen können: „Die Güte des Herrn ist, daß wir nicht gar aus sind, seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende. Sie ist alle Morgen neu, groß deine Treue. Mein Teil ist der Herr, darum will ich auf ihn hoffen.“

Treten wir unserm Vorbilde näher und suchen wir seine Züge im Einzelnen zu erkennen.

Bei den meisten Propheten sind die Namen bedeutsam, was sich wol daraus erklärt, daß sie dieselben nicht von der Geburt an führten, sondern sie sich beim Antritte ihres Berufes in Beziehung auf den Mittelpunct ihrer Verkündung beilegten, ähnlich den Klosternamen in der Römischen Kirche. So bezeichnet auch der Name des Jeremias mit einem Worte seine ganze Stellung. Er bedeutet: Der Herr wirft nieder. Wer diesen Namen trug, der war dadurch dem seine Feinde mit gewaltiger Hand niederwerfenden Gotte geweiht, dem Gott, der einst in Egyptenland Roß und seinen Reiter warf ins Meer, nach 2 Mos. 15, 1. 21: das sind die Stellen, aus denen der Name geflossen ist. Es war die Mission des Jeremias, eine große Weltcatastrophe anzukündigen, der Herold einer großen Abrechnung zu sein, welche Gott zunächst mit seinem Volke, dann aber auch mit allen umwohnenden Nationen bis tief in Asien hinein, dem ganzen damaligen Weltkreise halten wollte. Die Erläuterung zu dem Namen haben wir in den Worten, die der Herr zu Jeremias

194441

bei seiner Berufung spricht (1, 10): „Siehe ich bestelle dich heute über die Völker und über die Reiche auszureißen und abzubrechen und zu vernichten und zu zerstören, und zu bauen und zu pflanzen.“ Die bauende Thätigkeit von Seiten Gottes, die verheißende Thätigkeit von Seiten des Propheten kann nicht fehlen, so gewis als sein Gott nach seiner ursprünglichsten Offenbarung, in dem Gesetze, zwar die Feinde nicht straflos läßt, wie der schlaffe Gedankengötze der Vernunft, sondern die Missethat der Väter heimsucht an den Kindern und an den Kindern der Kinder bis ins dritte und vierte Glied, aber doch seinem eigentlichsten Wesen nach gegen sein Volk barmherzig, gnädig, geduldig und von großer Güte und Treue ist (2 Mos. 34, 6); aber, daß in der nächsten Zeit die zerstörende Thätigkeit unbedingt vorwiegend sein wird, darauf weist schon die Vierzahl der an die Spitze gestellten Wörter der Zerstörung hin, im Unterschiede von der Zweizahl der Wörter des Bauens, dann auch daß die Bezeichnungen der Zerstörung an den Anfang gestellt sind. In diesen Worten der Bestallung haben wir zugleich die Vorbedeutung für das Lebensschicksal des Propheten. Wir ahnden, daß sein Pfad ein enger, dornichter, von Abgründen umgebner sein werde. Der verstorbne Baur in Tübingen warf es den „Pietisten“ und Dunkelmännern dieser Zeit vor, daß sie in den fröhlichen Tanz der Geister ihr naturwidriges Nein! hineinriefen. Grade das mußte die Stellung des Jeremias sein. Mit der Sünde selbst ist die Verblendung in Bezug auf ihre Folgen gegeben. Wer in einer Zeit wo alles laut Friede! Friede! ruft, unablässig vom ausreißen, abbrechen, vernichten und zerstören reden muß, dem ist Haß und Verfolgung um so sicherer, als in den Friederufenden selbst troz ihrer Verblendung eine geheime Stimme das bevorstehende Wehe ankündigt. Sie suchen in der Verfolgung eines solchen Predigers ihr eignes Gewissen zum Schweigen zu bringen. Der Prophet wird durch seine Berufung zu einer hohen Würde erhoben, im Geiste mit Gott geeint stellt er sich als der Meister über die Geschicke der Völker dar; mitten unter einem mit Blindheit geschlagenen, in der Finsternis kläglich umherirrenden Volke mit seinem wahnsinnigen Rufe Friede! Friede! erscheint er mit sehenden Augen auf eine lichte Höhe gestellt, aber durch den Inhalt der ihm übertragenen Verkündung ist dafür gesorgt, daß er sich nicht überhebt: wer von vornherein in schroffen Gegensaz gestellt wird gegen den herschenden Zeitgeist, des Plage muß alle Morgen neu sein.

Der durchgreifende Unterschied zwischen Jeremias und Jesaias prägt sich in der Verschiedenheit der Namen Beider ab. Der Name Jesaias bedeutet: das Heil des Herrn. Auch Jesaias straft und droht. Durch Adams Fall ist ganz verderbt menschlich Natur und Wesen, damit ist gegeben, daß die kräftige Predigt der Buße ein unerläßliches Merkmal jedes wahren Dieners des Herrn ist. Aber in der Zeit des Jesaias war noch viel Erweckung, viel lebendige Frömmigkeit unter dem Volke vorhanden. Die Wege des Volkes hatten sich noch nicht mit Entschiedenheit dem Abgrunde zugewandt. Es galt noch zu locken, es galt noch durch die Vorhaltung der herlichen Zukunft des Volkes Gottes die Gemüter zu waffnen gegen die einbrechende Versuchung des Heidentums. So bildet die Heilsverkündung den Vordergrund. So streng der Prophet auch strafen, so hart er auch drohen mag, immer kommt er auf sie zurück. In der großen Bedrängnis durch Assur unter Hiskias namentlich lautet die Verkündung des Propheten vorwiegend ermutigend, womit die Thatsache Hand in Hand geht, daß das Volk in dieser Zeit noch würdig gehalten ward ein großes Heil Gottes zu sehen, daß ihm Anlaß gegeben ward zu singen (Ps. 76): „Bekannt ist in Juda Gott, in Israel ist sein Name groß. Und es ward in Salem sein Zelt und seine Wohnung in Zion. Dort zerbrach er die Flammen des Bogens, Schild und Schwert und Krieg. Selah.“ Auch Jeremias verkündet eine Zukunft voll Licht und Heil. Das Volk Gottes kann nimmer traurig sein wie die Heiden, die keine Hoffnung haben. Wer nur zu drohen hat, wer zu hoffnungsloser Verzweiflung auffordert, tritt eben damit aus dem Kreise der wahren Diener Gottes heraus, nicht minder wie der, welcher Evangelium ohne Gesez verkündigt. Aber das ist der durchgreifende Unterschied, die Drohung bildet bei Jeremias überall den Vordergrund. Das Volk hat es zu arg gemacht, kein Erbarmen mehr ohne vorangegangene strenge und unerbittliche Strafe, ehe das Heil komt muß das Volk so arm, so nackt und blos werden so hungrig und durstig und ihre Seele verschmachtet, wie es einst in der Wüste gewesen. Vergebens ist jeder Widerstand gegen dies unabänderliche göttliche Verhängnis. Es gilt sich zu demütigen unter die gewaltige Hand Gottes, gilt aus dem bitteren Leiden die süße Frucht der Buße zu gewinnen. Kampf gegen das Geschick ist Kampf gegen Gott und kann das Leiden nur mehren. Nebucadnezar ist Knecht des Herrn und darum unüberwindlich.

Keine Vergebung mehr, das ist das Losungswort des Jeremias, das Thema, das er in stets neuen Variationen durch mehr wie vierzig Jahre behandelt. Das Volk ist so tief gesunken, daß es nur aus den Folgen seines Treibens die wahre Beschaffenheit desselben erkennen kan, daß Gottes Güte nicht mehr hinreicht es zur Buße zu leiten, daß es aus dem Becher Seiner strafenden Gerechtigkeit in vollen Zügen trinken und davon taumeln und niederfallen muß. Es ist vorbei mit dem Reiche, mit dem Priestertum, mit dem Tempel. Jeder hohe Bau ist eine werdende Ruine. Alles Lebendige ist wandelnde Leiche. „Und der Herr sprach zu mir — heißt es in C. 15 —: wenn gleich Mose und Samuel vor mir stünden, so habe ich doch kein Herz zu diesem Volke, treibe sie weg von meinem Angesichte und sie mögen gehen. Und wenn sie zu dir sagen: wohin sollen wir denn gehen? so sprich zu ihnen: so spricht der Herr: wer dem Tode bestimmt ist, zum Tode, wer dem Schwerte zum Schwerte, wer dem Hunger zum Hunger, wer der Gefangenschaft zur Gefangenschaft. Und ich bestelle über sie zwei Geschlechter, spricht der Herr, das Schwert zu morden, die Hunde zu schleifen und die Vögel des Himmels und das Gethier der Erde zu fressen und zu verderben.“ Der Herr antwortet dort dem für sein Volk fürbittenden Propheten. Weil der Prophet sein Volk vertritt, so wird dies selbst zugleich mit ihm als gegenwärtig gedacht: „treibe sie hinweg.“ Moses und Samuel sind die Repräsentanten kräftiger und erfolgreicher

Fürbitte aus der Vorzeit. Moses bittet für sein Volk, nachdem es sich durch den Dienst des goldnen Kalbes schwer versündigt hatte, „und es gereuete den Herrn des Uebels, das er dräuete seinem Volke zu thun", 2 Mos. 32, 14. Samuel sammelte das ganze in Sünde und Leid gefallene Israel gen Mizpah und betete dort für sie zum Herrn. „Und er schrie zum Herrn für Israel und der Herr erhörete ihn", 1 Sam. 15, 9. Aber jezt ist die Zeit eine andere geworden. Das Volk ist so in der Wurzel verderbt, daß selbst Moses und Samuel mit ihrer Fürbitte nichts mehr ausrichten würden. „Wohin sollen wir denn gehen", das spricht das Volk in unsäglicher Angst, indem ihm plözlich die Ahndung aufgeht, daß wenn sein Gott es verläßt ihm nichts übrig bleibt als Elend und Tod, daß dann alle Lichter an dem Himmel seines Daseins verlöschen müssen. Petrus, wenn er zu dem Heilande spricht: „Herr zu wem sollen wir gehen? du hast Worte des ewigen Lebens", hat diese Stelle vor Augen: in Jesu erkennt er den Jehova des A. B., außer dem, wie die Juden nachmals erfahren mußten, nur Heillosigkeit und Verzweiflung, so gewiß als er die Quelle des Lebens ist, als nur in seinem Lichte Licht gesehen wird. — Die unheilvolle Ahndung des Volkes wird durch die Antwort des Herrn zur klaren Erkentnis erhoben. Von seinem Gotte verlassen hat es ferner nur die Wahl zwischen dem Tode in seinen verschiednen Gestaltungen und einem Leben, das schlimmer ist als der Tod.

Der Prophet wird bei seiner Berufung aufgefordert (1, 17 f.): „Und du sollst gürten deine Lenden und aufstehen und reden mit ihnen alles, was ich dir gebiete. Erschrick nicht vor ihnen, damit ich dich nicht erschrecke durch sie" — und es wird ihm dabei gewährleistet: „Und siehe ich mache dich heute zu einer festen Stadt und zu eiserner Säule und zu eherner Mauer wider das ganze Land, die Könige von Juda, seine Fürsten, seine Priester und das Volk des Landes und sie streiten wider dich, aber sie werden dich nicht überwältigen, denn ich bin mit dir, spricht der Herr, dich zu erretten", woraus ein älterer Ausleger den Schluß zieht: „der Diener des Wortes Gottes und der Kirche muß ein standhafter Mann sein, unbesiegbar durch alle Widerwärtigkeiten und Verfolgungen." Eine ähnliche Verheißung empfängt Ezechiel, der jüngere Amtsgenosse des Jeremias, dessen Stirn hart gemacht ist wie Kiesel und Demant, der harten Stirne seines Volkes gegenüber. Es liegt klar vor Augen, daß Gott diese seinem Diener erteilte Verheißung herlich erfüllt hat. Er hat sein von Natur weiches und zartes Gemüt gestählt und gekräftigt, daß er durch eine so lange Reihe von Jahren hindurch die Angriffe einer bethörten Menge aushalten konnte, daß er die „öffentliche Meinung", diesen gewaltigen Strom, der Alles mit sich fortreißt, das nicht fest in Gott gegründet ist, für nichts achtete, immer von neuem mit der Verkündung der Wahrheit ihnen entgegentrat, selbst an dieser keinen Augenblick irre wurde und nichts von ihr verhielt, daß er in allen Stürmen des Lebens feststand wie eine Eiche, daß keine Leiden ihn brachen, so schwer sie auch waren, daß er auch in den unmittelbaren Todesgefahren nicht wankte, stets bereit war sich wie „ein arm Schaf" schlachten zu lassen,

wenn er nur seinen Beruf ausrichten konte. Er hat seine Hand über ihn gehalten, daß durch alle Verfolgungen hindurch sein Leben erhalten wurde, was ein wahres Wunder ist, wenn man bedenkt, daß er unter vier Königen nach dem Herzen des gottlosen Volkes sein Amt zu führen hatte. Er stand noch aufrecht, als alle diese vier Könige schon einer nach dem andern den tödlichen Sprung hatten machen müssen, den er jedem Einzelnen unter ihnen im Namen des Herrn und in individueller Bestimtheit angekündigt hatte. Aber so klar auch die Erfüllung der Verheißung vorliegt, welche dem Propheten für seine Amtsführung gegeben war, so bietet sich doch die Frage dar: ist nicht seine Mission selbst mit einem Widerspruch behaftet? Keine Vergebung mehr, weil keine gründliche Buße ohne exemplarische Strafe mehr möglich, scheint das nicht eine Mission wie die des Jeremias auszuschließen? Kann eine Berufung von Gott ausgehen, deren Fruchtlosigkeit zum voraus feststeht? Aber, bemerken wir zur Lösung dieses Bedenkens, die Fruchtlosigkeit bezieht sich innerhalb der Gemeinde Gottes immer nur auf die Masse, immer ist eine größere oder kleinere „Herde" von Menschen guten Willens vorhanden, die durch die Bemühungen der treuen Knechte Gottes wie ein Brand aus dem Feuer des allgemeinen Verderbens gerettet werden. Als Repräsentanten dieser treten uns in der Zeit des Jeremias z. B. entgegen Baruch, sein treuer Gehilfe, Achikam der Sohn Saphans, einer der Fürsten in Israel, dessen Hand mit Jeremia war ihn nicht zu geben in die Hand des Volkes ihn zu tödten, die Fürsten, die nach C. 36, 19 zu Baruch sprachen: „Gehe und verstecke dich und Jeremias und niemand wisse wo ihr seid", Ebedmelech der Kuschite, der sich des Jeremias bei dem Könige Zedekias annimt und den Befehl auswirkt, ihn aus der Grube herauszuziehen. Aber die Wirksamkeit der Propheten, oder genauer gesagt, der Hauptträger des prophetischen Geistes wie Jeremias ein solcher war, blieb nicht auf die Gegenwart beschränkt. Schon daß sie ihre Weissagungen in Schrift abfaßten, zeigt, daß sie der Kirche Gottes in allen Zeiten angehört. Jeremias lebte in seinem Buche fort auch nachdem er persönlich längst zu seiner Ruhe eingegangen war. Die Buße des Volkes, nachdem es die vernichtenden Gerichte des Herrn erfahren hatte, hat in Jeremias eine Hauptwurzel. Nachdem das Auge durch das Elend geöffnet war, schaute man in dem Spiegel seiner Weissagungen Gottes wahrhaftiges Wesen, welches früher die Nebel der Täuschungen verdeckt hatten, schöpfte aus ihnen das Verständnis der Führungen Gottes, lernte aus ihnen Gott rechtfertigen in den Erweisungen seiner strafenden Gerechtigkeit, kräftigte an ihnen den Glauben an eine bessere Zukunft, dessen Grundlage diese Rechtfertigung der schweren Heimsuchungen Gottes war. Der früher verschmähte, verachtete, auf den Tod verfolgte Prophet, der Mann mit dem jedermann haderte im Lande, den sie so „übel plagten" (Sirach 49, 9), trat nun in den Mittelpunct des Volkslebens, während die Nacht der Vergessenheit und Verachtung alle seine früher so stolzen Gegner deckte. Und was ist Jeremias nicht auch für die christliche Kirche gewesen, was ist er nicht für sie noch bis auf den heutigen Tag! Unser in Gott ruhender König Friedrich Wil-

helm der Vierte sagte, daß er in den schweren Tagen des Jahres 48 wieder und wieder sich in Jeremias versenkt habe. Wie lebendig sprudelt in ihm der Quell des Glaubens an die Energie der göttlichen Gerechtigkeit, welche mit unerbittlicher Strenge die Sünden der Erwählten heimsucht, an die Unzerstörbarkeit des Reiches Gottes, welches durch den Tod hindurch, wie er durch den Abfall herbeigeführt wird, zu herlicherem Leben erwacht! Kein treuer Diener Gottes wirkt und lebt umsonst, das können wir grade an dem Beispiele des Jeremias recht deutlich zeigen.

Es ist von Bedeutung, daß wir uns die Schilderungen des herschenden Verderbens bei Jeremias recht vor Augen stellen, wir werden darin nur leicht verhüllt das Angesicht unserer eigenen Zeit erkennen.

„Mein Volk, so spricht Jeremias schon im ersten Anfange seiner Wirksamkeit (C. 2, 13), thut eine zwiefache Sünde: mich, den Quell lebendiger Wasser verlassen sie und machen ihnen hie und da ausgehauene Brunnen, die durchlöchert sind und kein Wasser halten." „Die zwiefache Sünde, sagt Zinzendorf in der Schrift: Jeremias ein Prediger der Gerechtigkeit, ist 1. daß man des Herrn nicht achtet, und 2. daß man sich es recht sauer werden läßt, wenn man nur ihn nicht achten darf." Zur Erläuterung des Bildes dient eine Bemerkung Robinsons in seinem recht lehrreichen nachgelassenen Werke: physische Geographie des heiligen Landes, Leipzig 1865: „Das Wasser in den Cisternen ist nicht immer rein und angenehm. In den Dörfern und auf den Feldern, wo man das Wasser von schmutzigen Dächern und Straßen und von der Oberfläche des Bodens sammelt, ist es sehr unrein und erhält bald einen üblen Geruch und ekelhaften Geschmack; auch zeigt es die kleinen beweglichen Würmchen, die man gewöhnlich in stehendem Regenwasser findet. Der Gegensatz zwischen dem todten Cisternenwasser und dem lebendigen Wasser der strömenden Quellen, so wie die Thatsache, daß Cisternen oft der Ausbesserung bedürfen und leicht ihr Wasser verlieren, gab dem Propheten Jeremias Veranlassung zu einem seiner herlichsten Bilder."

„Von Alters her zerbrach ich dein Joch" — so spricht Gott zu Zion C. 2, 20 — „und zerriß deine Bande, und du sprachst: ich will nicht dienen." Gott hat sein Volk im Vorbilde unter Moses, im Gegenbilde durch Christus, aus der Knechtschaft befreit, damit es ihm diene und eben in diesem Dienste die wahre Freiheit finde, aber es reißt sich undankbar los aus dieser seligen Knechtschaft und fällt in dem Streben nach Ungebundenheit der Knechtschaft der Sünde anheim.

Gott und die Götzen, welch ein Gegensatz! Wie groß muß die wahnsinnige Verblendung, wie mächtig die blinde Leidenschaft sein, wenn ein Volk, das Gott erkant hat, ja von ihm erkant worden ist, sich von ihm zu den Götzen abwendet, diesen elenden Jammergestalten! „Sie sind — sagt unser Prophet in C. 10 — gleich einer gedrechselten Säule und reden nicht, getragen werden sie, denn sie schreiten nicht, fürchtet euch nicht vor ihnen, denn sie

thun nicht böse, und auch gut zu thun steht nicht bei ihnen. Aber der Herr ist wahrhaftiger Gott, er ist lebendiger Gott und ewiger König, vor seinem Zorn erbebet die Erde und die Heiden mögen seinen Grimm nicht ertragen." Gott ist wahrhaftiger Gott und als solcher die persönliche Wahrheit, nur in der Gemeinschaft mit ihm kann die Teilnahme an der Wahrheit gewonnen werden, außer ihm ist nur Lüge und Schein, wer ihn aufgibt gibt eben damit sich selbst auf. Er ist lebendiger Gott, das leibhaftige Leben, außer ihm ist nur Tod, denn in ihm leben und weben und sind wir.

Der Gegensaz, welcher die Zeit des Jeremias beherschte, besteht bis auf den heutigen Tag fort. Die characteristische Eigentümlichkeit unserer Tage in dieser Beziehung ist nur die, daß in reißender Schnelligkeit das Götzentum sich mehr und mehr vereinfacht und troz aller gepriesenen Fortschritte der Cultur und Civilisation eine immer rohere Gestalt annimt. Auf der lezten Gnadauer Conferenz wurde ein auch in diesen Blättern abgedruckter Vortrag gehalten über den Cultus des Genius. Das versezte fast in vergangene Tage. Schiller und Goethe, Kant und Hegel, das sind jezt verblichene Gestalten. Man sezt ihnen Denkmäler, man feiert ihnen Feste, man führt sie im Munde, aber das Herz unseres Volkes ist anderswo. Der Mammon und der Bauch, die schon in den Zeiten des A. B. den verborgnen Hintergrund des Götzenwesens bildeten — die abtrünnige Israel spricht bei Hoseas: „ich will meinen Buhlen nachlaufen, die mir geben Brot, Wasser, Wolle, Flachs, Oel und Trinken" — treten mehr und mehr als die einzigen Götzen in den Vordergrund. Man blicke nur auf die zahlreichen Feste des vergangenen Jahres und man wird leicht erkennen, daß die ostensibeln Zwecke, Schützentum, Gesangesfreude, einiges Deutschland u. s. w. nur leichte Hüllen sind. Die pomphaften Redensarten machen sich gar breit, weil man sich der crassesten Form des Götzendienstes in der Erinnerung besserer Tage noch schämt, aber überall wird leise ins Ohr geflüstert: lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt. Der wahre Fichte, Schiller, Uhland, Winkelried u. s. w. unserer Tage ist der Reben- oder Gerstensaft. Von dem bekanten Dülon ist eben ein Buch: „Aus Amerika" erschienen, das in gewisser Hinsicht Verwandschaft hat mit den Büchern des Josephus vom Jüdischen Kriege. Es zeigt uns, wie ein Verhängnis den armen Mann durch alle Verhältnisse hindurch verfolgt, wie er trotz Energie und Tüchtigkeit zulezt mit Schimpf und Schande aus New-York entfliehen und gebrochen an Leib und Geist, in wenig Tagen zum alten Mann geworden, sich in der Einsamkeit der Prärie verbergen muß.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 6. Januar. № 2.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

Dülon nun schildert in diesem Buche zuerst so gut er es versteht die „Kirchlichen und Gläubigen." „Dieser Gruppe feindlich gegenüber — sagt er — steht mit sehr zuversichtlicher Mine, die jener Unkirchlichen und Ungläubigen, denen das Atheos zum Dogma, die Bierhalle zur Kirche geworden ist." „Ideen, welche Ideen? Was kümmern uns Ideen? Wir sind practische Menschen und wollen das Leben genießen." „Und sie genießen das Leben. Sie arbeiten hart, um das Geld zum Lagerbier zu gewinnen. Im Lagerbier concentrirt sich ihr Streben, erschöpft sich ihr Denken, erfüllt sich ihr Lebensgenuß. Wir übertreiben nicht. Wir sprechen nach, was das Leben mit tausend und abertausend Zungen jedem zuruft, der Augen und Ohren hat. Die biersaufende Religionsverachtung ist gedankenlos, abgestumpft gegen die Forderung wahrer Freiheit, gleichgiltig gegen die Gedanken des höchsten Menschenglückes, alles Großen und Schönen beraubt, der Moloch, dem schöne Kräfte ohne Maß und Zahl als bejammernswerte Opfer fallen." Das ist das Ziel, dem wir auch im Mutterlande mit Riesenschritten entgegengehen. Die Zeit der schönen Götzen ist vorüber.

„Der Storch am Himmel — klagt der Prophet (C. 8, 7) — kent seine Fristen, und Turteltaube und Schwalbe und Kranich halten die Zeit ihres Kommens, und mein Volk kennet nicht das Recht des Herrn." Schon Jesaias hatte geklagt, daß die Naturordnung umgekehrt werde, daß die unvernünftigen Thiere klüger seien, als der nach Gottes Ebenbilde geschaffene Mensch: „Ein Ochse kennet seinen Herrn und ein Esel die Krippe seines Herrn, aber Israel kent nicht und mein Volk vernimt nicht." Jeremias entnimt die beschämende Instanz vom Himmel, aus den Lüften. Das Recht seines Gottes nicht kennen, welches dieser Gott so deutlich offenbart hat, das ist eine mehr als thierische Verdummung. Das muß zum völligen Verderben führen. Denn wo die ewigen Ordnungen Gottes nicht mehr das Leben beherschen, wo an ihre Stelle das Gesez in den Gliedern tritt, wo die Lüste des verderbten Herzens die gebietende Macht über das Leben werden, da muß völlige Zerrüttung eintreten.

„Ihr habt nicht gewollt", dies verhängnisvolle Wort des Herrn an die Juden kurz vor seinem Abschiede weist uns auf Jeremias zurück. „So spricht der Herr — heißt es bei ihm (C. 6, 16. 17): „tretet auf die Wege und schauet und fraget nach den ewigen Pfaden, welches der Weg zum Guten sei und wandelt darauf und findet Ruhe für eure Selen, und sie sprechen: wir wollen nicht wandeln. Und ich habe über euch Wächter erweckt: merket auf die Stimme der Drommete, aber sie sprechen: wir wollen nicht merken."

Die Wege sind die Lebensrichtungen. Sie sollen an die Wege herantreten, um sie in ihrer Verschiedenheit zu prüfen und den rechten, der zum Guten oder Glück und zur Ruhe der Sele führt, zu wählen. Dieser rechte Weg wird bezeichnet durch die „ewigen Pfade". Das ist der Weg, den durch allen Wandel der Zeiten hindurch Gott von Anbeginn an seinem Volke vorgeschrieben hat und auf dem schon seine ersten Väter gewandelt haben. Dieser nach Matth. 11, 29 sich in Christus vollendende Weg ist in der Mannigfaltigkeit der Wege der einzig zu erwählende, als der einzige, der zum Heile und zur Ruhe der Sele führt. Er wird es durch alle Zeiten hindurch bleiben: denn was von Anfang war, dem muß auch das Ende gehören. Der Irrtum wird schon durch seine Neuheit als Irrtum erwiesen. Die Welt kann keine ewigen Wege aufweisen. Der Irrweg ist ein Proteus, er hat seine Moden und tritt in stets wechselnden Gestalten auf. Die Wächter sind die wahren Propheten und überhaupt die Diener Gottes, welche bei einbrechender Gefahr ihre Stimme ertönen lassen. Wie groß muß die Macht der sündigen Leidenschaft sein, wenn man es unterläßt, die Wege zu prüfen, wenn man den Weg verschmäht, der sich von Anbeginn an als den erwiesen hat, auf dem allein Heil und Ruhe der Sele zu finden ist, wenn man taub gegen den lauten Warnruf dem Abgrunde zueilt, bei dem alle Wege außer dem einen ewigen enden!

„Herr, deine Augen sehen nach der Treue" — sagt Jeremias anderwärts (C. 5, 3 f.) — „du schlägst sie, aber sie fühlens nicht, du verzehrest sie, aber sie weigern sich Zucht anzunehmen, sie machen härter das Angesicht, denn ein Fels, wollen sich nicht bekehren. Und ich sprach: sie sind nur gering, sie sind bethört, denn sie kennen nicht den Weg des Herrn, das Recht ihres Gottes. Gehen will ich mir zu den Großen und reden mit ihnen, denn sie kennen den Weg des Herrn, das Recht ihres Gottes, aber sie haben allzumal zerbrochen das Joch, zerrissen die Bande. Darum schlägt sie der Löwe aus dem Walde, der Wolf der Haiden wird sie verwüsten, der Pardel lauert auf ihre Städte, jeder, der aus ihnen herausgeht, wird zer-

rissen, denn ihre Frevel sind viel, stark ihre Abtrünnigkeiten."

Diese Worte sind noch in der ersten Zeit der Wirksamkeit des Propheten gesprochen, lange vor der Zeit der chaldäischen Heimsuchung. Die Sünde ist der Leute Verderben, sofort mit dem Abfall von Gott stellt sich das Unheil ein. Das hatte Israel erfahren müssen; schon vor dem Einbrechen der chaldäischen Catastrophe gaben sich die mannigfaltigsten Merkmale der Auflösung zu erkennen. Das läßt sich ebenso auch unter uns wahrnehmen. Wie schrecklich sind, wo die Gottesfurcht geschwunden ist, die Zerrüttungen im Familienleben! Wie befindet sich das öffentliche Leben in krampfhaften Zuckungen! Wie öde und entleert, wie herabgekommen stellt sich unsere Literatur dar! Wenn man Zeitschriften verfolgt, welche einen Ueberblick über dieselbe geben, wie die Blätter für literarische Unterhaltung, so kann man nur von Ekel, Scham und tiefer Betrübnis ergriffen werden, und muß sich darüber wundern, wie ein Volk so tiefer Begabung, wie das Deutsche, so herabsinken konte.

Daß die „Treue" fehlt, das stellt sich in nichts deutlicher dar, als darin, daß solche Züchtigungen nicht zu Herzen genommen werden, daß sie nicht zu lebhafter Frage nach der Ursache solchen Verfalls und zu wahrer Buße führen. Wie wenig, sagt der Prophet, die Treue bei ihnen vorhanden ist, welche du verlangst, das zeigt ihre Verhärtung gegen deine Heimsuchungen. „Du schlägst sie, aber sie fühlens nicht": sie haben wol ein gewisses Gefühl ihres Leidens, aber der Schmerz geht nicht in die Tiefe. Die Hand Gottes, sagt Calvin, ist ihnen verborgen und doch ist das die Hauptsache in unserm Schmerze. Die völlig zu Herzen genommene Strafe wirkt unausbleiblich die Buße.

Die Treulosigkeit, wie sie durch die Verhärtung gegen die Heimsuchungen Gottes ans Licht gestellt wird, hat das Ganze des Volkslebens durchdrungen. Dem armen Volke kommen noch manche Entschuldigungen zu Gute. Wenn aber die Gebildeten, welchen alle Mittel der Erkentnis zu Gebote stehen, sich über Gottes Ordnungen hinwegsetzen und ungescheut den Lehren der Teufel huldigen, so muß der Volksgeist in seinen innersten Tiefen verdorben sein.

Auf die Darlegung der Schuld folgt die Ankündigung der Strafe, nach dem Rechtssatze: Beim Wachsen der Vergehen müssen auch die Strafen wachsen. Der Löwe, der Wolf, der Pardel kommen in ihrer Eigenschaft als wilde, reißende, blutdürstige Thiere in Betracht. Sie repräsentiren die verthierte Weltmacht, die über das entartete Volk Gottes losgelassen werden soll. Während hier die Thiere die Weltmacht im Ganzen darstellen und so zu sagen eine Thiercomposition bilden, hat Daniel in Cap. 7 in Anlehnung an unsere Stelle die einzelnen Phasen der Weltmacht, welche nach einander das entartete Volk Gottes bedrängen sollten, unter dem Bilde einzelner Thiere dargestellt. Die Apokalypse aber kehrt in C. 13, 2 zu der Einfachheit der Grundstelle des Jeremias zurück, indem sie die Gestalt des Thieres, welches dort wieder die Weltmacht im Ganzen bedeutet, aus den verschiedenen Thierfiguren bei Daniel zusammensezt.

Daß die Thiere von außen kommen, das ist nur das Zufällige, der besonderen Form des Gesichtes, wie sie grade in den Zeiten des A. B. stattfand, Angehörige. In der Französischen Revolution kamen der Löwe aus dem Walde, der Wolf der Haiden, der Pardel aus dem Inneren des Volkslebens, raubten zur Rechten und blieben hungrig, fraßen zur Linken und wurden nicht satt. Ebendaher werden sie wol auch für uns kommen, wenn nicht zur rechten Zeit noch eine gründliche Umkehr erfolgt. Es ist billig, daß das Verthierte auch gewürgt und gefressen wird, nach dem Worte: „alle Thiere des Feldes (die wilden Thiere) komt um zu fressen alle Thiere im Walde" (Jes. 56, 9). Wenn die Welt einmal durchaus der Thiernatur die Oberhand lassen will, so muß sie auch leiden, was sich aus dieser Thiernatur entwickelt. Die Strafe wächst aus ihrer Sünde selbst hervor.

Unter den fünf Königen, in deren Zeit Jeremias weissagte, regierten zwei nur Monate, die drei Hauptgestalten sind Josias, Jojakim, Zedekias.

Von Josias berichtet die heilige Geschichte: „Seinesgleichen war vor ihm kein König gewesen, der so von ganzem Herzen, von ganzer Sele, von allen Kräften sich zum Herrn bekehrte nach allem Gesetze Mose's; und nach ihm kam kein anderer auf." Es war eine große Gnade Gottes, daß er dem Volke einen solchen König schenkte, und daneben ihm Propheten voll Geist und Kraft erweckte, Habakuk, Jeremias, Zephanja und die Prophetin Hulda. Das Volk zeigte sich auch nicht unbedingt unempfänglich, es entstand eine gewisse Erweckung. Aber sie ging nicht in die Tiefe, ähnlich wie bei uns die Erweckung in den Freiheitskriegen, auf das Ganze des Volkes gesehen, nur eine bald verschwindende Morgenröthe war. „Nanntest du mich nicht noch eben mein Vater" — so spricht der Herr in dieser Zeit durch seinen Propheten zu dem Volke (3, 4 f.) — „Freund meiner Jugend du? Siehe solches redest du und thatest das Böse. Juda kehrte nicht zu mir zurück von ganzem Herzen, sondern trüglich, spricht der Herr." „Bereitet euch neues Land" — spricht der Prophet anderwärts (4, 3) in dieser Zeit — „und säet nicht unter die Dornen. Beschneidet euch dem Herrn und entfernet die Unreinigkeiten des Herzens, Mann von Juda und Wohner von Jerusalem, damit nicht ausfahre mein Zorn und brenne ohne daß jemand lösche wegen der Bosheit eures Herzens." Ja, die fatalen Dornen ließ man auch unter uns stehen in der Zeit der Freiheitskriege und sie sind nach und nach größer und größer geworden und haben die gute Saat erstickt und das Land ist weit und breit von ihnen bedeckt. Schon in der Zeit des Josias mußte der Prophet klagen (C. 9, 1. 2): „Ach hätt ich doch in der Wüste eine Herberge der Wanderer, so wollt ich verlassen mein Volk und gehen von ihnen, denn sie alle sind Ehebrecher, eine Rotte von Treulosen, von Bösem zu Bösem gehen sie und mich kennen sie nicht, spricht der Herr." Schon damals mußte er im Blicke auf die heillose Verderbtheit des Volkes und die unausbleiblich daraus hervorgehenden Gerichte des Herrn ausrufen (8, 23): „Ach daß ich Wasser genug hätte

in meinem Haupte, und daß meine Augen Thränenquellen wären, daß ich Tag und Nacht beweinen möchte die Erschlagenen in meinem Volke.“ Der frühzeitige Tod des Josias war die verdiente Strafe des Undankes, mit dem das Volk diese edle Gabe hingenommen, war die Gränze, wo Gnade und Zorn sich schieden.

Von allen vier Königen nach Josias heißt es in den Büchern der Könige, sie haben Böses vor dem Herrn gethan. Der in der Zeit des Josias eingedämte Strom der Gottlosigkeit brach nach seinem Tode um so gewaltsamer wieder los und riß auch diejenigen mit sich fort, die in besseren Zeiten sich der guten Richtung angeschlossen haben würden. Der nächste Nachfolger Josia's, Jojakim, gehörte nicht zu diesen. Er war ein Anführer im Bösen und war gewiß schon in der lezten Zeit des Josias die Hoffnung und der Stützpunkt der gottlosen Partei gewesen. Die Geschichte weiß nicht das geringste Gute von ihm zu berichten, wol aber viel Böses. „Auf nichts stehen deine Augen und dein Herz“, so spricht Jeremias zu ihm (22, 17), „als auf deinen Gewinn, auf unschuldig Blut zu vergießen und auf Bedrückung und Gewaltthat zu üben“, und wenn der Prophet von ihm weissagt: „er soll wie ein Esel begraben werden“ (22, 19), so hat dies zur Voraussetzung, daß er wie ein Esel gelebt hatte, der seinen Blick nimmer zum Himmel erheben kann, der zufrieden ist, wenn er nur die Disteln irdischer Genüsse hat. Er war ein energischer Feind der Wahrheit aus Gott, die seine Thaten richtete und sein Gewissen beunruhigte. Er verbrante das Buch der Weissagungen des Jeremias. Und da Elnathan und Delaja und Gemarja, die Erbstücke aus der besseren Zeit des Josias an seinem Hofe sich beim Könige verwandten, daß er das Buch nicht verbrenne, hörte er nicht auf sie, Jer. 36, 25. Den Propheten Urias, der im Namen des Herrn gegen Stadt und Land geweissagt hatte, ließ er aus Aegypten holen, wohin er vor seinem und seiner gleichgesinten Fürsten Zorn geflohen war, und tödtete ihn. Auch Jeremias und seinen treuen Gesellen Baruch wollte er greifen und sie wurden nur durch Gottes Schutz und der übrig gebliebenen treuen Freunde der Wahrheit Fürsorge vor dem Aeußersten bewahrt. „Der Herr verbarg sie“, heißt es in C. 36, 26, denn ihre Stunde war noch nicht gekommen.

Eine eigentümliche lehrreiche Gestalt ist der lezte König Zedekias. Auch von ihm heißt es: „Er that, was dem Herrn übel gefiel, gleichwie Jojakim gethan hatte“ aber es war doch eine gewisse, wenn auch gar schwächliche Gottesfurcht in ihm. Die alten Rabbinen sagen, unter Zedekia seien die Unterthanen schlechter gewesen als unter Jojakim, Zedekias aber sei besser gewesen als Jojakim. In einer anderen Zeit würde Zedekias wenigstens den Schein des gottseligen Wesens behauptet haben, in seiner Zeit aber kam seine innere Haltlosigkeit vollständig zum Vorschein. „Zedekias, sagt Calvin treffend, war nicht von den Schlechtesten, obgleich er doch nicht ernstlich Gott fürchtete und in viele verkehrte Anschläge verwickelt war: dennoch war in ihm noch ein gewisser Ueberrest von Frömmigkeit, daß er Gott nicht grundsätzlich verachtete, wie die Epicuräischen Menschen thun.

Solcher finden sich auch jezt Viele in der Welt, denen es hinreicht, eine halbbegrabene Furcht Gottes zu hegen und eine gewisse Richtung zur Frömmigkeit zu bewahren, aber sie ist nur flüchtig und verschwindet bei der geringsten Veranlassung.“

Einem tief versunkenen Geschlechte hatte Jeremias durch einen Zeitraum von vierzig Jahren die Gerichte des Herrn zu verkündigen, mit einem Eifer und einer Unabläßigkeit, wie sie ihrem Eifer im Sündigen gleichkam. Wie er diesem Berufe entsprach, das wollen wir an einigen Beispielen zur Anschauung bringen.

Gleich bei seiner Berufung wird dem Propheten ein siedender Topf aus Norden gezeigt, C. 1, 13. Und er erhält die Deutung: „Von Norden wird kommen das Böse über alle Bewohner der Erde.“ Die Macht aus dem inneren Asien, die Gott wider sein ungetreues Volk bewaffnen wollte, war ihm eigentlich östlich. Aber ihre Schaaren konten nicht den Weg durch die unwegsame Wüste im Osten nehmen. Sie konten nur von Norden, von Syrien her in das entheiligte Land des Herrn eindringen.

Die Zukunft wird dem Propheten zur Gegenwart. Er ist so lebendig durchdrungen von der Ueberzeugung: die Sünde ist der Leute Verderben, daß er schon mitten in der Zeit des Glückes das Elend mit Augen sieht, vor Augen malt. „Wie ist mir so herzlich wehe“, spricht er schon im ersten Anfange seiner Wirksamkeit (4, 19 f.) „Mein Herz pocht mir im Leibe und habe keine Ruhe; denn in meiner Sele höre ich der Posaunen Hall und eine Feldschlacht. Unglück auf Unglück wird ausgerufen, denn das ganze Land wird verheeret, plözlich werden meine Hütten und meine Gezelte zerstört. Wie lange soll ich das Panier sehen und der Posaunen Hall hören? Denn mein Volk ist thöricht, mich kennen sie nicht, dumm sind sie und nicht verständig, weise sind sie genug, übel zu thun und gut zu thun wissen sie nicht. Ich schaute das Land und siehe das war wüste und öde, und den Himmel und er hatte kein Licht. Ich sah die Berge an und siehe sie bebten und alle Hügel vergingen. Ich sah und siehe da war kein Mensch, und alle Vögel des Himmels entflohen. Ich sah und siehe der Karmel war wüste, und alle seine Städte zerstört vor dem Herrn, vor der Gluth seines Zornes.“

Welch eine Verkündung! Mitten in das bunte Leben hinein, da sie aßen und tranken, freieten und ließen sich freien, da man sich der Gegenwart freute und von der herlicheren Zukunft träumte, „komt laßt uns Rauschtrank nehmen und zechen und sein wird wie heute der morgende Tag, groß gar sehr“, ruft der Prophet sein: es ist bald aus, alles aus, hinein. Das war gleich der Schrift, die in dem Sale Belsazars plözlich an der Wand erschien, da sie soffen und ihre Götter lobten: gezählt gewogen und zu leicht befunden.

Der Prophet redet nicht als Einzelner, er stellt in seiner Person das Volk dar und macht den Jammer desselben im Voraus durch. „Meine Hütten“, „meine Gezelte“, daraus sehen wir deutlich, daß das Volk als redend zu denken ist.

Auf die Frage: wie lange soll ich das Panier sehen und der Posaunen Hall hören? welche zur Voraussetzung hat, daß es

sich nicht um einen vereinzelten Unglücksfall handelt, sondern um eine lange und bange Unglückszeit, eine Frage, welche sich leise über ein solches Verhängnis beschwert und den Herrn um Abkürzung bittet, antwortet der Herr: „denn mein Volk ist thöricht" u. s. w.: es kann nicht anders sein, ihr habts zu arg gemacht, auf solche Sünden müssen solche Strafen folgen. Wer mich nicht will, darf meine Gaben nicht behalten, wer meine Ehre mir nicht gibt, dem muß seine Ehre genommen werden. Habt ihr es aufs Aeußerste getrieben, so will auch ich es aufs Aeußerste treiben. Was euch trifft ist nichts euch fremdes, von außen kommendes. Ihr selbst habt die Wirkung gewollt, indem ihr die Ursache wolltet. Mich nicht kennen heißt sein Heil mit Füßen treten, so gewis als ich der Grund alles Heiles bin.

Nach dieser trostlosen Antwort des Herrn fährt der Prophet wieder fort in seinem Leichengesang. „Er ergießt sich ganz in die tragische Beschreibung der Zerstörung, um vielleicht noch das thörichte Volk zur ernsten Aufmerksamkeit zu erwecken." Er versucht es Wermut zu gießen in den Freudenbecher des thörichten Volkes, bitter dem Mund, aber dem Herzen gesund. Der Himmel hat kein Licht mehr, denn die Sonne scheint nur dem Glücklichen. Die Berge und Hügel beben und vergehen, denn wo alles Große im Menschenleben zusammenbricht, da scheint auch das Hohe in der Natur keinen Halt und Bestand mehr zu haben und für die Empfindung ist es so als bräche es zusammen. Mit dem Schwinden der Menschen entfliehen auch die Vögel des Himmels, die zum großen Teil dem Menschen zugesellt sind, seine Nähe lieben und an dem Ertrage seiner Arbeit teilnehmen. „Wer meint, solches habe Israel nicht getroffen, sagt der in der Zeit der Völkerwanderung lebende Hieronymus auf Grund eigner Anschauung, der sehe sich Thracien an, Macedonien und Pannonien und das ganze Land vom Bosporus bis zu den Alpen und er wird finden, daß mit den Menschen auch die Thiere vergehen." Der Carmel repräsentirt die ganze fruchtbare Gegend, in deren Mitte er, selbst fruchtbar, sich erhebt.

„Höret und nehmet zu Ohren", spricht der Prophet in einer späteren Zeit, „seid nicht hochmütig, denn der Herr redet. Gebet dem Herrn eurem Gotte Ehre ehe ers dunkel macht und ehe sich stoßen eure Füße an den Bergen der Nacht, und ihr harret auf Licht und er wandelt's in Todesdunkel, macht es zur Finsternis. Und wenn ihr es nicht höret, so muß meine Sele weinen im Verborgenen wegen eures Stolzes und mein Auge muß thränen und zerfließen in Thränen, weil die Herde des Herrn weggeführt wird. Sage dem Könige und der Gebieterin: setzet euch niedrig, denn es fällt von euren Häuptern eure herliche Krone."

Sie sollen hören was der Herr ihnen in seinem Worte verkündigt hat und verkündigt, von Moses an bis zu dem Propheten und speciell zu dem, was er ihnen so eben im Namen Gottes ankündigt. Eben damit geben sie dem Herrn Ehre, sie unterwerfen sich seiner Weisung, betreten die von ihm vorgeschriebene Bahn.

„Seid nicht hochmütig", „meine Sele muß weinen wegen

eures Stolzes": Das war der Grundschaden im Volksleben, damals wie auch jezt. Man wollte selbständig sein, man rühmte sich des freien Geistes, wollte nicht demütig wandeln in der von Gott vorgezeichneten Bahn, sondern sich selbst seine „Ansichten" bilden, den Lebensweg bestimmen, in Einklang mit den verderbten Neigungen des Herzens, die von dort zum Kopfe aufsteigen. Wo solche Richtung die herschende im Volksleben wird, da ist der Untergang nahe. Hochmut komt vor dem Fall. Sie werden gar bald in eine Lage geraten so schwierig und gefahrvoll wie die eines solchen, der in nächtlicher Finsternis in den Felsen und Klippen umherirret. Gott wird sie mit der Finsternis des Unglückes umgeben und ihnen die Steine der Hindernisse und Gefahren in den Weg werfen.

„Wenn ihr nicht höret": der Prophet weiß gar wol, daß sie nicht hören werden, weil sie wie sie sind nicht hören können, das zeigt der Schluß, wo er ihnen das Verderben ohne Bedingung ankündigt. Aber er legt ihnen die Rettung in die Hand, damit, wenn das Verderben komt, offenbar sei, daß es nicht ein willkürliches Verhängnis ist, sondern daß sie es mutwillig über sich herbeigerufen haben. Das ist eine wahrhaft tragische Lage der Dinge, dem Abgrunde zueilen, während die Mittel der Rettung klar zu Tage liegen und freigebig dargeboten werden.

„So muß meine Sele weinen im Verborgenen", an einsamen Oertern, in die sich der Schmerz zurückzieht, um sich ungestört ausweinen zu können. Wir haben hier das Vorbild des Heilandes, der über Jerusalem weint, welches die Zeit seiner Heimsuchung nicht erkent. Der Prophet bethätigt die Innigkeit seiner Liebe in der Gegenwart dadurch, daß er, Schmach und Verfolgung nicht achtend, ihm seine Sünden aufdeckt und Buße predigt und denen, welche Friede! Friede! rufen unabläßig sein lautes Nein! entgegenhält. Bald wird die Zeit kommen, wo an die Stelle der thätigen Bezeugung der Liebe die leidende komt, wo die Stelle der Weissagungen die Klagelieder einnehmen.

„Sage dem Könige und der Gebieterin: setzet euch niedrig." Dazu hat man richtig bemerkt, „nehmet den Platz ein, der für eure veränderten Glücksumstände sich eignet." Diese nahe Veränderung sieht der Prophet wie schon eingetreten. Die Propheten sind Seher, sie nehmen die Zukunft voraus, das seiner wahren Grundlage entbehrende Glück verschwindet vor ihren Augen, sie erblicken den hinter ihm verborgenen Ruin. Jeremias sieht wie der König und die Gebieterin von ihren Thronen zur Erde herabsteigen müssen, wie die Krone im Staube liegt. Die Welt in ihrer traurigen Oberflächlichkeit hält sich an das Gegenwärtige, triumphirt im Glücke, verzweifelt im Unglück, die Kirche schaut in das Verborgene, sieht im Glücke verborgenes Elend, im Unglücke einen Hintergrund des Heiles, weint oft wo die Welt lacht und lacht wo die Welt weint.

„Drei und vierzig Jahre — sagt M. Niebuhr in der Geschichte Assurs und Babels — regierte Nebucadnezar über das neu erstandne Reich von Babel. Einer der gewaltigsten Fürsten, die Asien je gesehen hatte, der das Reich von Babel zu einer

Macht und zu einem Glanze erhob, wie es noch nie seit der mythischen Zeit sie gehabt hatte." In den ersten Anfängen dieses Königes sieht der Prophet das Ende, sieht wie Gott ihn waffnet gegen sein ungetreues Volk, wie er mit unwiderstehlicher Gewalt die Mächte niederwirft, die ihm Rettung bringen konten, wie er Aegypten gleich loser Spreu vor sich hertreibt, an das die Hoffnungen aller „Patrioten" sich knüpften, sieht aber auch wie Gott, wenn die Strafzeit vorüber ist, sein Volk aus der Hand Babels errettet. Im vierten Jahre Jojakims, dem ersten Nebucadnezars, drei und zwanzig Jahre nach dem Antritte seines Berufes, spricht er (C. 25, 9—12): „Siehe ich sende und nehme alle Geschlechter des Nordens, spricht der Herr, und sende an Nebucadnezar, den König von Babel, meinen Knecht, und ich bringe sie über dein Land und über seine Bewohner und über alle diese Völker ringsum, und verbanne sie und mache sie zur Verwüstung und zum Gezische und zu ewigen Trümmern. Und ich vernichte aus ihnen die Stimme der Freude und die Stimme des Jubels, die Stimme des Bräutigams und die Stimme der Braut, die Stimme der Mühle und das Licht der Leuchte. Und es wird dies ganze Land zertrümmert und verwüstet, und es dienen diese Völker dem Könige von Babel siebenzig Jahre. Und es geschieht, wenn siebenzig Jahre voll sind, will ich heimsuchen an dem Könige von Babel und an diesem Volke, spricht der Herr, ihre Missethat und an dem Lande der Chaldäer, und es machen zu ewiger Verwüstung."

In welche Stellung Jeremias gerathen mußte, der unter einem unbußfertigen, verblendeten, von falschen Glückshoffnungen erfüllten Volke unabläßig solche Unglücksrufe erschallen ließ, wie er als ein Feind des Vaterlandes sich darstellen mußte, der die Herzen des Volkes feige und seine Hände schlaff machte, als ein Verräther, der mit den äußeren Feinden im geheimen Einverständnis stand, das läßt sich schon von vornherein denken. Wir wollen aber das leidenvolle Dasein des Propheten inmitten eines bösen und ehebrecherischen Geschlechtes, wodurch er mehr wie ein anderer Prophet das Leben des Heilandes vorbildet, noch durch einige Bilder aus seinem Leben vor Augen stellen.

Das Hauptgemälde in dieser Beziehung bietet uns das 20. Cap. dar. Da blicken wir am tiefsten in des Propheten zartes Herz und tiefen Schmerz. Der Prophet hat im Tempel den Untergang von Stadt und Tempel verkündigt. Paschchur, ein hochgestellter Priester, der Oberaufseher des Tempels, läßt ihn wegen solchen vermeintlichen Verbrechens der beleidigten Majestät des Volkes Gottes und des Hauses des Herrn, schlagen, dann krumm schließen und in den Stock setzen. Der Prophet zeigt zuerst daß das Wort: „ich will dich zur eisernen Säule und zur ehernen Mauer machen, fürchte dich nicht vor ihnen", nicht umsonst zu ihm gesprochen ist. Er wiederholt die Drohung und schleudert sie insbesondere seinem Verfolger ins Gesicht: „Siehe ich gebe dich zum Schrecken, dich und alle die dich lieben, und sie fallen durch das Schwert ihrer Feinde, und deine Augen sehen es, und ganz Juda will ich geben in die Hand des Königs von Babel, und er führet sie hinweg nach Babel und schlägt sie mit dem Schwerte." Nachdem er also seiner amtlichen Stellung genügt hat, läßt er seinen persönlichen Gefühlen freien Lauf und schüttet vor Gott sein Herz aus. „Du hast mich überredet, Herr" — spricht er — „und ich habe mich überreden lassen, du bist mir zu stark gewesen und hast gewonnen", diese Worte bezeichnen die Unwiderstehlichkeit des prophetischen Rufes, dem der Mensch Jeremias, wie die Geschichte seiner Berufung dies zeigt,, ach nur zu gern sich entzogen hätte. „Ich bin", fährt er fort, in Folge meines Gehorsams gegen deinen Beruf, „zum Spott geworden täglich, jedermann verachtet mich. Denn so oft ich rede, muß ich (inmitten der Verfolgung, die deshalb über mich ergeht) Unrecht schreien und Gewalt rufen, denn das Wort des Herrn ist mir zur Schande geworden und zur Schmach immerfort. Und ich sprach: ich will sein nicht gedenken und nicht reden ferner in seinem Namen, aber es (das verhaltne Wort Gottes) ward in meinem Herzen wie brennend Feuer verschlossen in meinen Gebeinen, und ich ward müde es zu tragen und vermochte es nicht. Denn (der Prophet gibt den Grund an, weshalb er den wenngleich vergeblichen Versuch machte, das Wort Gottes in sich zu unterdrücken) ich höre, wie mich viele schelten und ringsum schrecken: zeiget ihn an und wir wollen ihn anzeigen, alle meine Gesellen warten auf mein Unglück: vielleicht wird er sich übereilen (eine unvorsichtige Aeußerung thun) daß wir ihm beikommen können und unsere Rache an ihm nehmen. — Und der Herr ist mit mir wie ein gewaltiger Held, darum werden alle meine Verfolger straucheln und nicht obsiegen, sie werden sehr beschämt, daß sie so thöricht handeln, ewig wird die Schande sein, der man nicht vergessen wird. Und der Herr der Heerscharen prüfet den Gerechten, siehet die Nieren und das Herz, ich werde sehen meine Rache an ihnen, denn dir habe ich meinen Streit befohlen. Singet dem Herrn, lobet den Herrn, denn er errettet die Sele des Dürftigen aus der Hand der Uebelthäter. — Verflucht sei der Tag, an dem ich geboren ward, der Tag, an dem meine Mutter mich gebar, sei nicht gesegnet. Verflucht sei der Mann, der meinem Vater frohe Botschaft brachte und sprach: du hast einen Sohn, daß er ihn erfreute. Derselbe Mann möge sein, wie die Städte, welche der Herr zerstörte und ihn nicht gereuet hat, und müsse des Morgens hören ein Geschrei, und ein Geschmetter zur Zeit des Mittags."

In die Verfluchung des Tages der Geburt und des Mannes, der dem Vater frohe Botschaft brachte, haben sich die Ausleger wenig finden können. Ewald redet von der übergewaltigen Last der Zeiten, durch welche Jeremias niedergebeugt und in die

Macht der Verzweiflung, ja des Fluches dahingesunken sei, Hitzig von „einer gewissen momentanen Zerrüttung des Geistes, in Folge des allgemeinen unbeschreiblichen Jammers, unter welchem auch der Geist erlag.“ Aber auch tiefer blickende Ausleger haben sich hier nicht zurechtfinden können. Calvin meint, der Prophet habe schwer gesündigt, denn es seien die Worte eines verzweifelten Menschen. Die Schmach falle auf Gott zurück, wenn jemand dem Tage seiner Geburt fluche. Aus der Verwünschung des Mannes, der die Nachricht von der Geburt gebracht, erhelle, daß sein Gemüt völlig verdunkelt gewesen sei. Denn wie könne er sonst auf das unschuldige Haupt den Untergang von Sodom und Gomorra herabwünschen? Auberlen spricht von einer „inneren Umnachtung.“

Man darf aber nicht übersehen, daß der Ausdruck triumphirender Freudigkeit vorangeht. Von da aus fällt Licht in das nächtliche Dunkel der Klage. Sie bildet nur die eine Seite, die andere darf nicht von ihr losgetrennt werden: das ist mein Trost, spricht der Prophet, wenn ich nicht vertraute, die Güte des Herrn zu schauen im Lande der Lebendigen, so wäre ich der Elendeste unter allen Menschen.

Es darf nicht verkant werden, daß die Schilderung eine poetische Seite darbietet. Der Mann, der dem Vater frohe Botschaft brachte, muß notwendig eine poetische Figur sein. Der Gedanke ist nur der des höchst leidenvollen Zustandes. Der Prophet sagt nichts von sich aus, was nicht bei den Dienern Gottes in Zeiten großer Crisen, herannahender großen Gerichte des Herrn, da die Felder zur Strafernte reif werden, wiederkehrte. In völligem Einklange mit ihm sagt der Apostel, auf Grund der Erfahrungen, die das Apostolat besonders unter den ihrem Untergange entgegeneilenden Juden machen mußte (1 Cor. 4, 9. 11): „Ich halte aber, Gott habe uns Apostel für die allergeringsten dargestellt, als dem Tode übergeben. Denn wir sind ein Schauspiel worden der Welt und den Engeln und den Menschen. Bis auf diese Stunde leiden wir Hunger und Durst, und sind nacket und werden geschlagen und haben keine gewisse Stätte.“

Stößt man sich an der Lebhaftigkeit der Empfindung, so ist zu bemerken, daß die Schrift in dieser Beziehung in dem entschiedensten Gegensaz gegen den Stoicismus steht. Sie verlangt nicht: fühle nicht, was du fühlst, sondern sie verlangt nur, daß der Schmerz zu Gott getragen werde, der schlägt und der auch verbindet. Sie will, ja sie macht fühlende Herzen, und läßt dem Ausdrucke solcher Herzen den freiesten Lauf, ja sie ladet zu ihm ein. Die Psalmen, welche in dieser Beziehung der Gemeinde Gottes als Vorbild dienten, zeigen hier eine unbegränzte Freiheit. Der Prediger Salomo läßt die Zweifel eines zerrissenen Gemütes so vollständig zu Worte kommen, daß es unmöglich ist, ihn zu überbieten. Wer im Besitze des vollen Trostes ist, braucht nicht zu heucheln und nicht zu verhalten, er kann dem brennenden Feuer in seinen Gebeinen Luft machen. Es ist schon eine große Erleichterung des Schmerzes, wenn man ihm so völlig freien Lauf lassen kann.

Der Prophet hatte einen besonderen Grund, Alle in die leidenvolle Thatsache seines Daseins hineinblicken zu lassen. Man klagte ihn an, er sei ein Prophet aus seinem eignen Herzen, er thue seinem Hochmute Genüge, indem er über Alles einherfahre, seine ganze Wirksamkeit fließe aus dem Grunde: ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute. Auf Grund dieser Anklage war er so eben noch geschlagen und krummgeschlossen worden. Da war es wol angemessen, einmal einen vollen Blick in sein armes gequältes Herz thun zu lassen, fühlbar zu machen, daß man in solches Dunkel nur um Gottes willen herabsteigen kann und nicht zur Befriedigung eines niederen Gelüstes. „Sie quälten die auf Erden wohnen“, heißt es von den treuen Zeugen in C. 11 der Apokalypse, aber wir sehen auch eben dort, wie die Welt sich an ihnen rächt und wie wenig die Natur bei solchem Berufe ihre Rechnung findet.

Schon in seiner eignen Familie fand Jeremias Kampf und Gegensaz. In den Zeiten großer Scheidung und Entscheidung wiederholt sich vielfach die Geschichte von Kain und Abel, Ismael und Isaac, Esau und Jakob, und wem es erspart wird, aus diesem Leidenskelche zu trinken, der hat Ursache, recht dankbar zu sein. Unserm Propheten wurde solche Gnade nicht zu Teil. „Auch deine Brüder“ — spricht der Herr zu ihm (C. 12, 6) — „und das Haus deines Vaters, auch sie sind treulos gegen dich, auch sie schreien Zeter über dich, traue ihnen nicht, wenn sie gegen dich Gutes reden.“

Der stille Heimatsort des Propheten, das Städtlein Anathot, wäre bei einem gelegentlichen Besuche fast sein Grab geworden, wenn ihm nicht noch zur rechten Zeit eine warnende Stimme Gottes zu Teil geworden wäre. Die Männer von Anathot standen dem Propheten, der nichts galt in seinem Vaterlande, nach dem Leben, aber Gott offenbarte ihm ihre Mordanschläge. „Und ich war wie ein geduldig Schaf, das zum Schlachten geführt wird, und ich wußte nicht, daß sie gegen mich Anschläge ausdachten: wir wollen verderben den Baum mit seiner Frucht, und ihn ausrotten aus dem Lande der Lebendigen und nicht soll seines Namens ferner gedacht werden.“ Wir haben hier das Vorbild für die Verfolgung des Herrn durch die Bewohner von Nazareth, die Grundlage auch für das Wort des Herrn: „Siehe ich sende euch wie Schafe mitten unter Wölfen.“

Was aber der Prophet in seiner Familie und in seiner Heimat erfahren muß, das ist nur ein kleiner Bruchteil eines großen Ganzen. „Wehe mir, meine Mutter“, klagt er (15, 10), „daß du mich geboren hast, einen Mann des Streites und einen Mann des Haders für das ganze Land, ich habe ihnen nicht geliehen und sie haben mir nicht geliehen“ — bin weder ein böser Gläubiger, noch ein böser Schuldner, die Haupturſachen der Entzweiung unter den Juden, bei denen schon damals das Geld den Mittelpunkt des Daseins bildete — „und doch fluchen mir Alle.“

Die Stellung des Propheten wurde wesentlich dadurch erschwert, daß er nach dem Heimgange des frommen Josia die

Auctoritäten auf dem kirchlichen und auf dem bürgerlichen Gebiete gegen sich hatte. Damit rechtfertigten seine Feinde ihre Verfolgung. Sie sprachen nachdem Jeremias den Untergang gedroht hatte C. 18, 18: „Wohlan wir wollen auf Anschläge sinnen wider Jeremia: denn das Gesez geht nicht verloren dem Priester und der Rath dem Weisen“ (den bürgerlichen Obern, auf denen als solchen der Rath der Weisheit ruht) „und das Wort dem Propheten, wohlan wir wollen ihn schlagen mit der Zunge“ (boshafte Verläumdungen und Anklagen gegen ihn aufbringen) „und nicht merken auf seine Worte.“ Sie selbst mit ihren Oberen waren die Revolutionäre, sie hatten sich empört gegen die ewigen Ordnungen Gottes. Jeremias trat gegen sie als Vertreter dieser ewigen Ordnungen auf. Aber sie kehrten die Sache um und hatten dabei den Schein des Rechtes auf ihrer Seite. Es sollte ja so sein, daß die Oberen unter dem Volke Gottes Organe seines Willens sind und die Voraussetzung spricht für sie. In Zeiten der Entartung und des Verfalls aber wird mit dem übrigen Leibe auch das Haupt krank. Dann beruft Gott seine außerordentlichen Werkzeuge, deren Auftreten auf dem Satze beruht: „man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.“ Aber diese haben eine schlüpfrige Stellung, wie man das an Luther nicht weniger sehen kann als an Jeremias. Sie werden selbst innerlich angefochten durch den Gedanken, ob nicht das Recht doch wirklich auf der Seite sei, wo es von Gott und Rechtswegen sein sollte, und das Gewissen ihrer Gegner verhärtet sich, wenn sie die von Gott selbst gesezten Auctoritäten auf ihrer Seite haben. Glücklich der Diener der Kirche, den Gott nicht in diese schwere Lage hineinführt! Wehe aber auch dem Diener der Kirche, der sich weigert auch aus diesem bitteren Kelche zu trinken, wenn er ihm dargereicht wird! Wer das klare Wort Gottes auf seiner Seite hat, dem dürfen die Oberen nur in so weit gelten als sie unter Gott sind. Das ist in dem Verhältnis des vierten Gebotes zu dem ersten begründet, und ebenso in dem Ausspruche: „wer Vater und Mutter mehr liebt denn mich, der ist mein nicht werth.“ Die es bestreiten, verläugnen den lebendigen Gott und sinken zur Menschenvergötterung herab.

Im Anfange der Regierung Jojakims, da Jeremias das bevorstehende Gericht im Hause des Herrn geweissagt hatte, greifen ihn die Priester und die falschen Propheten (C. 26, 7 f.) und sprechen: „Du mußt sterben, warum weissagtest du im Namen des Herrn und spracheſt: wie Silo wird werden dieses Haus und diese Stadt wird wüste werden.“ Das ganze Volk versammelt sich zu Jeremias im Hause des Herrn. Die Sache komt vor den hohen Rath der Fürsten Judas. Nachdem die Priester und „Propheten“ ihre Anklage vorgebracht hatten, spricht Jeremias: „Der Herr hat mich gesandt zu weissagen wider dies Haus und wider diese Stadt. Und ich bin in eurer Hand, thut mir was euch gutdünkt. Aber wisset, daß wenn ihr mich tödtet, ihr unschuldig Blut bringt über euch, denn in Wahrheit hat der Herr mich gesandt zu euch alle diese Worte zu reden.“ Da lassen die Fürsten den Spruch ergehen: „Dieser Mann ist nicht des Todes schuldig, denn im Namen des Herrn hat er geweissagt zu uns.“

Das Volk hält es erst mit den Priestern und falschen Propheten, nach der Entscheidung der Fürsten fällt es dem Jeremias zu. Wir sehen hier die Nachwirkung der besseren Zeit des Josias. Achikam, von dem es hier heißt: „es war die Hand Achikams mit Jeremia ihn nicht zu geben in die Hand des Volkes ihn zu tödten“, wird in den Büchern der Könige (2 Kön. 22, 12) unter den Großen genant, die der König Josias nach der Auffindung des Gesezbuches an die Prophetin Hulda sandte. Er war es ohne Zweifel, dessen lebendige Gottesfurcht auf die übrigen Fürsten einwirkte.

Im zehnten Jahre des Zedekias, des lezten Königes, als die Chaldäer die Belagerung Jerusalems schon begonnen hatten, aber augenblicklich abgezogen waren, den zum Ersaz herannahenden Aegyptern entgegen, benuzt Jeremias diese Gelegenheit, um in das Land Benjamin zu gehen. „Er wollte entschlüpfen“, sich in die Stille und Verborgenheit zurückziehen, weil er alles verloren sah und meinte, nun lange genug vergeblich gearbeitet zu haben. Es scheint, daß ihn eine menschliche Schwäche beschlichen hatte. Daß er auf seinen eignen Wegen ging, wurde durch den Erfolg offenbar. Er wird (nach C. 37, 13 f.) im Thore angehalten und auf Grund der falschen Beschuldigung, daß er zu den Chaldäern übergehen wolle, vor die Fürsten gebracht, von diesen, unter denen nun kein Achikam mehr war und die sich herzlich freuten, daß sie einen Vorwand erhalten, in ein „Loch“, einen unterirdischen Kerker geworfen, so pestilentialisch, daß sein Leben dort von Gefahr bedroht war („daß ich nicht dort sterbe“, V. 20). Dort bleibt er „viele Tage“. Dann läßt ihn der König holen und fragt ihn, ob er ein Wort des Herrn habe. Er hofft das Gefängnis werde ihn mürbe gemacht haben, aber Jeremias antwortet: „Ja, du wirst in die Hand des Königes von Babel gegeben werden.“ Dann wirft er dem Könige das Unrecht seiner Gefangenschaft vor und erlangt von ihm eine leichtere Haft. In dieser verkündet er (nach C. 38) fortwährend den Untergang. Das erbittert die Fürsten. Sie dringen in den König, daß er ihnen den Propheten zum Tode übergebe. Der König willigt ein, er spricht: „Siehe er ist in eurer Hand, denn der König vermag nichts gegen euch.“ Jeremias wird in eine wasserleere Cisterne geworfen, in deren Koth er versinkt. Ein frommer Hofbeamter, Ebedmelech der Kuschite, ein Proselyt aus dem Heidentum, ein Vorbild des Kämmerers aus Mohrenland und der Vielen, die einst vom Sonnenaufgang und vom Sonnenuntergang zum Reiche Gottes kommen und an die Stelle der ausgestoßenen Söhne des Reiches treten sollten, nimt sich des Propheten beim Könige an und erhält Befehl, ihn aus der Grube herauszuziehen. Das Gewissen des Königes hatte ihn dorthin begleitet und er war gewiß froh, daß seine Schwäche an der Zuversicht des gebornen Heiden eine Stüze fand. Der König befragt den Propheten von Neuem. Alles verloren, lautet die Antwort des sich unter allen Umständen gleichbleibenden Propheten, die Uebergabe das einzige Mittel der Rettung.

Wirkliche Ueberzeugung ist nur da, wo die Wahrheit ist. Diese bezeugt sich auch in dem Gewissen derer, die ihr wider-

streben. Das hat unverkennbar mitgewirkt zu der Errettung des Jeremias aus so vielen Gefahren. Während er sich stets gleich bleibt, gewahren wir bei seinen Feinden eine geheime Unsicherheit und die innere Stimme, welche der Wahrheit des von dem Propheten Verkündeten Zeugnis gibt, ertönt so laut, daß sie vielfach auch nach außen vernehmlich wird. Aus den zahlreichen Thatsachen, welche außer der eben besprochenen dies bekunden, wollen wir hier nur eine hervorheben. Von Zedekias heißt es (37, 2): „Und nicht hörete er und seine Knechte und das Volk des Landes auf die Worte des Herrn, welche er redete durch Jeremias den Propheten", und doch richtete dieser König im Anfange der Chaldäischen Belagerung durch eine Gesandtschaft, bestehend aus den angesehensten Männern, an den Propheten die Aufforderung (C. 21): „Suche für uns den Herrn, denn Nebucadnezar der König von Babel streitet wider uns, vielleicht wird der Herr mit uns thun nach allen seinen Wundern, daß jener von uns wegziehe." Volk und König überließen sich den süßesten Hoffnungen, die Aegypter verhießen baldigen Entsaz, die ganze Schaar der falschen Propheten verhieß aus einem Munde Gutes, aber im Innersten des Herzens konte man doch das „naturwidrige Nein" des armen und einsamen Dieners des Herrn nicht los werden, und man demütigte sich so tief, daß man ihn ersuchte es zurückzunehmen. Es gehörte zum guten Tone ihn für einen Propheten aus seinem eignen Herzen zu erklären, durch die an ihn gerichtete Gesandschaft erklärte man factisch das Gegenteil. Sie ist eine Nachbildung der Gesandschaft, welche einst in der Bedrängnis durch Assur Hiskias an Jesaias gesandt hatte. Diesem erhabnen Propheten der Vorzeit, dessen Würde damals auch von den Feinden Gottes und den Hassern der lebendigen Propheten anerkant wurde, wodurch sie ebenfalls Zeugnis gegen sich ablegten, stellte die Gesandtschaft ihn gleich, bei der der Fehler der war, daß man Heil ohne wahrhaftige Buße in Anspruch nahm. Man schloß von dem eignen nur durch niedere Motive geleiteten Herzen auf das des Propheten, hoffte, er würde, durch die Anerkennung erweicht, für sein Volk Fürbitte einlegen und diese Fürbitte würde Erhörung finden. Aber der Prophet erweist sich auch hier als das wahrhaftige Organ des unveränderlichen Gottes. „Also spricht der Herr", so lautet seine Antwort, „siehe ich lege euch vor den Weg des Lebens und den Weg des Todes. Wer in dieser Stadt bleibt, wird sterben durch das Schwert und durch den Hunger und durch die Pest, und wer hinausgeht und den Chaldäern zufällt, die euch belagern, der wird leben und soll seine Sele als Beute davontragen. Denn ich richte mein Antlitz gegen diese Stadt zum Bösen und nicht zum Guten, spricht der Herr, in die Hand des Königes von Babel wird sie gegeben werden und er verbrennt sie mit Feuer." „Die Summe ist, sagt Calvin, weil die Chaldäer dienen unter Gottes Befehlen, werden sie Sieger sein. Daher leisten die Juden fruchtlos Widerstand, weil sie nicht anders entrinnen können, als wenn Gott selbst besiegt würde, was unmöglich. Er läßt ihnen daher nur eine Hoffnung übrig: wenn sie der zeitlichen Strafe sich freiwillig unterwerfen und demütig das gerechte Gericht Gottes anerkennen." Zu spät hat sich Dunker in der Geschichte des Altertums zu diesem Rathe die Stellung gegeben, welche die Gottlosen in Juda zu ihm einnahmen. Der Erfolg hat ihn längst als vernünftig, heilsam und daher wahrhaft von Gott ausgegangen gerechtfertigt.

Lehrreich ist es noch, das Verhältnis des Jeremias zu den falschen Propheten ins Auge zu fassen, deren Fortdauer auch unter dem Neuen Bunde, auf das Wesen, nicht auf die zufällige Form gesehen, der Herr verkündet hat (Matth. 7, 15). Was Jeremias von ihnen sagt, das findet sich in neuerer Zeit in der auffallendsten Weise wieder, und vergleichen wir mit den Schilderungen des Propheten das Auftreten eines Rothe, Schenkel, Hanne, der protestantischen Freunde, so werden wir lebhaft an das: es geschieht nichts Neues unter der Sonne, erinnert. Die Hauptzüge sind, daß an die Stelle des festen Wortes des unwandelbaren Gottes der eigne von Lüsten, Leidenschaften und Interessen bestimte Geist gesezt wird, daß man statt der Ehre bei Gott die Ehre bei den Menschen sucht, daß man um diesen zu gefallen Evangelium ohne Gesez predigt, Heil ohne Buße, daß man, mit dem Strome schwimmend, den Zeitgeist streichelt, dem großen Haufen der Gottlosen schmeichelt und sie in ihrem Abfall bestärkt, dagegen der kleinen Herde der Gottesfürchtigen sich hart und ungerecht erweist und die Welt gegen sie aufstachelt. Die allgemeine Lehre, die ein älterer Theologe auf die Schilderungen der falschen Propheten bei den wahren gründet, paßt Wort für Wort auf unsere „protestantischen Freunde". „Der Knecht Gottes" — sagt der ehrwürdige Stark in dem zu Ende des 17. Jahrh. erschienenen Commentar zu Ezechiel, „redet nicht unter Widerspruch seines Gewissens was den Menschen angenehm ist; wenn ich den Menschen zu gefallen suche, nämlich gegen das Gewissen und aus Schmeichelei, so bin ich kein Knecht Christi, sagt Paulus Gal. 1, 10. Solche Diener der Kirche, welche Placetiner sind und zu gefallen suchen, gefallen den Weltlichen und nicht Gott und werden mit den Weltlichen ihren Lohn empfangen."

Doch wir wollen das Bild der falschen Propheten noch genauer mit den eignen Worten des Jeremias zeichnen.

„Sie heilen" — spricht er (6, 14) — „den Schaden meines Volkes leichtfertig, indem sie sprechen: Friede! Friede! da kein Friede ist." Der Schaden ist die jezt schon vorhandne und in Zukunft sich mächtig steigernde Strafe der Sünde. Die gründliche Heilung ist die Predigt der Buße, die allein diesen Schaden abwenden kann. Die leichtfertige ist Frieden, Sicherheit gegen die feindlichen Mächte, Heil ohne Buße verkündigen, indem man die Sünde des Volkes bedeckt, und den gräulichen Abfall in einen löblichen „Fortschritt" verwandelt, dem die Kirche sich anzubequemen hat.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. **Mittwoch den 10. Januar.** № 3.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

Anderwärts klagt der Prophet (14, 13. 14): „Ach Herr, siehe die Propheten sagen ihnen: ihr werdet nicht das Schwert sehen und der Hunger wird euch nicht kommen, denn wahrhaftigen Frieden will ich euch geben an diesem Orte. Und der Herr sprach zu mir: Lüge weissagen die Propheten in meinem Namen, ich habe sie nicht gesandt und nicht ihnen geboten und nicht zu ihnen geredet, falsches Gesicht und Gaukelei und Nichtigkeit und Trug ihres Herzens weissagen sie euch."

In der eigentlichen Hauptstelle, C. 23, 9 f., sagt der Prophet u. A.: „Bei den Propheten Jerusalems sehe ich Gräuel, wie sie ehebrechen" (aller Abfall von dem lebendigen Gott wird in der Schrift unter den Gesichtspunkt des Ehebruches gestellt) „und gehen mit Lügen um, und stärken die Boshaftigen, daß sich niemand bekehre von seiner Bosheit. Das Gesicht ihres Herzens predigen sie, nicht aus dem Munde des Herrn. Sie sagen denen, die mich lästern: der Herr hats gesagt, es wird euch wolgehen. Und allen, die nach ihres Herzens Dünkel wandeln, sagen sie: es wird kein Unglück über euch kommen. Ich sandte die Propheten nicht, doch liefen sie, ich redete nicht zu ihnen, doch weissagten sie. Denn wären sie geblieben bei meinem Rathe, so würden sie meine Worte meinem Volke kund thun und sie bekehren von ihrem bösen Wesen und von der Bosheit ihrer Werke."

Der Prophet redet nicht anders als ob er verurteilt gewesen wäre, Rothesche Reden auf dem protestantischen Kirchentage und anderwärts oder Sydowsche Leichenpredigten anzuhören. Jeremias, sagt Calvin, stellt ein Merkmal auf, nach dem die falschen Propheten von den wahren unterschieden werden können, daß sie nämlich den Verächtern Gottes schmeicheln und dadurch sich bei der großen Menge beliebt machen, welche immer die Schmeichler sucht. Uebereinstimmung mit dem Worte Gottes, Gegensaz gegen die Zeitmeinungen, das ist das Merkmal der wahren Diener Gottes. Und der ehrliche Sebastian Schmid bemerkt: „Die falschen Lehrer wissen und trachten ihre Lehre listig dem Geiste der Menschen anzupassen."

Zu dem falschen Propheten Hananja, der sich erfrecht hatte den ihn selbst treffenden Vorwurf, ein Prophet aus seinem eignen Herzen zu sein, auf Jeremias zurückzuwerfen, spricht er (C. 28, 8. 9): „Die Propheten, die vor mir und vor dir gewesen sind von Alters her, die haben gegen viele Länder und große Königreiche geweissagt von Krieg und von Unglück und Pestilenz. Der Prophet, der von Frieden weissagt, den wird man kennen, ob ihn der Herr wahrhaftig gesandt hat, wenn sein Wort erfüllt wird."

Jeremias bleibt nicht bei den Weissagungen der älteren Propheten über das Volk Gottes stehen, er redet von vielen Ländern und großen Königreichen, um auf die Energie der Sündenerkentnis und des Rechtseifers bei jenen Propheten hinzuweisen, der sie nicht einmal bei ihrem eignen Volke stehen bleiben ließ, sondern sie weit über die Gränzen desselben hinaustrieb.

Der Prophet bedarf für seine eignen Weissagungen keiner Bewährung durch den Erfolg. Sie sind von vornherein gerechtfertigt durch die Uebereinstimmung des in ihnen waltenden Geistes mit den älteren Propheten, die ebenfalls die Sünden des Volkes gestraft, die Gerichte des Herrn gedroht und alles Heil von der Buße abhängig gemacht hatten. Es gab auch in der älteren Zeit falsche Propheten, aber ihre Namen waren in Schande oder Vergessenheit begraben. Die Propheten, auf die Jeremias sich beruft, waren von dem ganzen Volke anerkant, auch von denen anerkant, die jezt im Widerspruche mit sich selbst den falschen Propheten anhingen. Man baute schon damals die Gräber der Propheten, die man auf den Tod verfolgt haben würde, wenn sie sich lebendig dargestellt hätten. So konte sich Jeremias also nicht blos mit Fug und Recht, sondern auch mit Aussicht oder wenigstens Anspruch auf Erfolg auf die Weissagungen der älteren Propheten berufen. Hananja, der keine solche Gewähr für seine Weissagungen hat, muß erst durch die Erfüllung derselben gerechtfertigt werden. Solche Rechtfertigung, das steht im Hintergrunde als ein bitterer aber heiliger Sarcasmus, kann aber nimmer erfolgen. Eben durch den Gegensaz der Weissagungen, welche Heil ohne Buße verkündigen, gegen die älteren Propheten wird ihre Erfüllung ausgeschlossen.

Das Argument, welches der Prophet gegen die falschen Propheten geltend macht, gewinnt für uns, deren Aussicht weiter über eine lange Reihe von Geschlechtern geht, eine erweiterte Bedeutung. „Wahre Diener Gottes und Lehrer der Kirche sind diejenigen nicht, die nie das Gesez, sondern immer das Evangelium predigen", dieser Satz wird dadurch erwiesen, daß in allen Jahrtausenden des Reiches Gottes alle die hohen und leuchtenden Gestalten der Lehrer der Kirche, die der Herr ihr erweckt hat und die die Welt selbst anerkennen muß, die Sünde gestraft

haben und den Zeitmeinungen entgegengetreten sind, welchen sich zu beugen die Vernichtung der in der Unwandelbarkeit Gottes wurzelnden Kirche ist. Auch nicht einer einzigen dieser Gestalten können Rothe und Schenkel, Schwarz und Sydow ins Angesicht sehen ohne von ihr einen ernst strafenden Blick zu empfangen, einen Blick gleich dem, den Saul von dem durch ihn hinaufbeschwornen Samuel empfing. Ihre Anforderung, daß das Christentum in Einklang zu setzen sei mit der „Culturentwicklung" der Zeit wird in dem Rathe der Aeltesten der Kirche einstimmig verworfen und gebrandmarkt.

Dem neuesten Ausleger des Jeremias, Graf, ist es leider noch nicht gelungen, sich durch den Rationalismus hindurchzuarbeiten. Auch er aber kann nicht umhin, zu dieser Stelle zu bemerken: „Der dem Irdischen hingegebenen Welt mit dem Worte himlischer Wahrheit entgegenzutreten, dazu gehört Mut und Selbstverläugnung, wer dies thut, bei dem ist vorauszusetzen, daß er von dem Bewußtsein seines höheren Berufes durchdrungen und wahrhaft von Gott gesandt ist. Nicht so der Prophet, der einem unbußfertigen Geschlechte Heil verkündet und es durch solche Hoffnungen nur in seinem unheiligen Treiben erhält und bestärkt; bei diesem sind eigensüchtige Beweggründe, Buhlen um Gunst des Volkes oder Feigheit und Mangel an sittlicher Erkentnis anzunehmen." Die Bemerkung ist zunächst eine rein historische, sie soll das Verhältnis des Jeremias zu seinen Gegnern ins Licht stellen, aber die Anwendung auf die Verhältnisse der Gegenwart liegt unmittelbar nahe, wenn auch Dr. Graf selbst über die Tragweite seines Wortes erschrecken mag.

Zur Vollendung des Bildes der falschen Propheten müssen wir des Propheten jüngeren Zeitgenossen Ezechiel hinzunehmen, der hier wie überall mit ihm Hand in Hand geht und ausführt, was er angedeutet hatte. Ezechiel bezeichnet sie in der Hauptstelle (C. 13) als „Propheten aus ihrem Herzen", wobei des Ausspruches Salomos zu gedenken: „wer sich auf sein Herz verläßt, der ist ein Narr", und des Ausspruches unseres Herrn: „aus dem Herzen kommen böse Gedanken"; das sich selbst überlassene, der Zucht Gottes und seines Wortes entzogene Herz ist voll von Täuschungen und Täuschereien. Er nennt sie solche, „die ihrem eignen Geiste folgen", wozu Stark bemerkt: „Sie sagen was ihnen gefällt, berühren das Geschwür nicht, übergehen die Sünden mit Stillschweigen und sind also elende Wundärzte und ganz schlechte Diener der Kirche." Er vergleicht sie ferner mit Füchsen in den Trümmern. Die Füchse, diese „verderblichen Feinde des Wildstandes", wie ein Zoologe sie nennt, kommen in der Bildsprache der Schrift überall, zuerst in C. 2, 15 des Hohenliedes und zulezt in dem Ausspruche des Herrn über Herodes nicht wie in der heidnischen Fabel nach ihrer List, sondern als solche in Betracht, die ihre Freude am Verwüsten und Vernichten haben. Die Trümmer sind das Bild des elenden und herabgekommenen Zustandes, in dem sich Juda damals schon befand. Zerstörung noch anrichten, wo Alles zum Bauen einladet, zu Grunde richten, wo es gilt zu heilen, zu pflegen und zu warten, das ist wahrlich ein elendes Geschäft für solche, die als Diener der Kirche auftreten. Er hält ihnen vor: „Ihr seid nicht in den Riß getreten, daß ihr eine Mauer mauertet für das Haus Israel, Stand zu halten im Streit am Tage des Herrn." Die feindliche Macht ist der Abfall von Gott, welcher das Wol des Volkes bedroht. In die Bresche tritt, wer dem stürmenden Feinde, die persönliche Gefahr nicht achtend, das Eindringen wehren will. Zu gleichem Zwecke führt man Mauerwerk auf. Stand halten, gleich denen, die in die Bresche treten und neue Mauern aufführen, das ist in gefährlichen Zeiten die Pflicht der Diener der Kirche. Statt dessen zeigen die falschen Propheten der damaligen und der jetzigen Zeit eine schimpfliche Nachgibigkeit, Vermittlung ist ihre Losung, die Kirche hat an ihnen Verräter in dem eignen Lager. „Sie haben verführet mein Volk", fährt der Prophet fort, „sprechend Friede und es ist nicht Friede, und baut es ein Gemäuer, so bestreichen sie dasselbe mit Tünche. Siehe es fällt das Gemäuer, wird man da nicht sagen zu euch: wo ist nun das Getünche, das ihr getüncht habt? — Und vollenden will ich meinen Grimm an der Wand und an denen, die sie mit Tünche bestrichen, und sprechen will ich zu euch: hin ist die Wand und hin sind die sie anstrichen." Das Bauen des schlechten Gemäuers und der haltlosen Wand ist Bild des eitlen Treibens des Volkes und seiner heillosen Anschläge, die statt der gehofften Rettung ihnen nur Verderben bringen. Die Tünche ist, bis zu den getünchten Gräbern hinab, Bild des trügerischen Gleißens. Wenn die göttlichen Gerichte kommen, so geht mit der Wand des nichtigen Treibens des Volkes auch die elende Tünche zu Grunde, wodurch eine schlechte Theologie die Haltlosigkeit des Baues zu verdecken sucht. „Ihr betrübet das Herz der Gerechten fälschlich" — so schließt der Prophet —, „die ich nicht betrübet habe, und stärket die Hände des Bösen, daß er sich nicht bekehre von seinem bösen Wege, damit er am Leben erhalten werde. Darum sollt ihr nicht Trug schauen ferner und nicht Wahrsagung treiben ferner, und ich will mein Volk retten aus eurer Hand und ihr sollt erfahren, daß ich der Herr bin." Durch die Verkündung der falschen Propheten und Vermittlungstheologen wurde das Volk bestärkt in der Zuversicht zu seinen schlechten Wegen und mit Erbitterung erfüllt gegen die, welche Zeugnis ablegten gegen seinen Abfall. „Die Gottlosigkeit wächst durch die Schmeichler." An die Stelle der Unsicherheit des Gewissens tritt durch die Wirksamkeit derjenigen, welche den härenen Prophetenmantel umnehmen, um zu täuschen, den Talar anziehen, um Lügen zu predigen, die falsche Begeisterung. Wenn aber Gottes Gerichte einbrechen, wie es damals bei der Zerstörung Jerusalems geschah, so fällt auf einmal dies ganze Lügenwesen zu Boden und ewige Schande bedeckt die, welche die Hände der Bösen stärkten.

Den Propheten, die als Einzelne gegen die ganzen Scharen der Irrlehrer zu kämpfen hatten, die in solchen Zeiten des Verfalls und des herannahenden Gerichtes wie die Pilze aus der Erde aufschießen, wurden in der Bestimtheit ihrer Weissagungen außerordentliche Waffen gewährt, deren die treuen Diener der

Kirche in unserer Zeit entbehren, weil jezt in dem vorgeschrittenen Alter der Kirche auf andere und noch viel wirksamere Weise für die Gutwilligen hinreichend gesorgt ist, unter Anderem auch dadurch, daß wir jezt das große imponirende Ganze von Weissagung und Erfüllung überblicken können. Wie Jeremias, und in ihm der ganze Stand der treuen Diener Gottes durch alle Zeiten, in solcher Weise legitimirt wurde, wie groß die Verblendung und Verstockung derjenigen sein mußte, die statt seiner sich die falschen Propheten zu Führern erwählten, wie verdient das Gericht war, das sie wegen dieser Verblendung und Verstockung traf, das wollen wir jezt an einer Reihe von Beispielen zur Anschauung bringen.

Jeremias hat den Untergang von Stadt und Tempel angekündigt. Der falsche Prophet Hananja tritt ihm entgegen (C. 28) und weissagt binnen zweien Jahren den Untergang der chaldäischen Herschaft und die Rückkehr der Gefangenen. Jeremias spricht zu ihm: „höre doch Hananja: der Herr hat dich nicht gesandt und du hast gemacht, daß dies Volk auf Lügen sich verläßt. Darum spricht also der Herr: siehe ich will dich vom Erdboden nehmen, dies Jahr sollst du sterben, denn Empörung hast du geredet gegen den Herrn." Und es starb, so wird berichtet, Hananja „der Prophet" in selbigem Jahre im siebenten Monate. Der Ausspruch Jeremia's erfolgte im fünften Monate des vierten Jahres des Königes Zedekia. Also erfolgte der Tod Hananjas zwei Monate später. Jeremias hatte nicht in einem Winkel gesprochen, sondern „in Gegenwart der Priester und des ganzen Volkes", wie nicht weniger als dreimal ausdrücklich hervorgehoben wird. „Sie haben nicht gewollt", wenn dies nicht gewesen wäre, so hätte dieser Vorgang allein hinreichen müssen, das ganze Volk zur Buße zu rufen.

Doch die Sehergabe des Propheten bewährte sich auch und zwar gewöhnlich in größeren Verhältnissen und er teilte in Bezug auf sie Aufschlüsse mit, die nur aus der Quelle des lebendigen Gottes geflossen sein konten, der allein verborgene Dinge zu offenbaren vermag und anzuzeigen, was in zukünftigen Zeiten geschehen soll.

Schon in seiner ersten Vision, mitten im Frieden und als eine selbständige chaldäische Macht noch gar nicht vorhanden war, sieht Jeremias den Feuertopf von Norden kommen, der seinen Inhalt verherend über das Land ausgießt. Er weiß überall mit zweifelsfreier Bestimtheit, daß die Chaldäer die Zuchtruthe in der Hand des Herrn sind, daß jeder Widerstand gegen sie vergeblich ist, daß sie Stadt und Tempel zerstören müssen, daß von dem ebenbürtigen Aegypten, der Afrikanischen Weltmacht, die bis dahin ungebeugt der Asiatischen gegenübergestanden hatte, keine Hilfe kommen wird. Die Zeitverhältnisse wechseln, noch kurz vor dem Untergange der Stadt traten Umstände ein, welche Alles mit froher Hoffnung erfüllten, die Chaldäer hoben die Belagerung auf und zogen den Aegyptern entgegen (C. 37), der scharfsinnigste Politiker wird durch solchen Wechsel der Umstände in seinen Ansichten bestimt, Jeremias achtet gar nicht darauf, zum sichern Beweise, daß er nicht aus Combination redete, zu der ihm gewiß sehr geringe Mittel zu Gebote standen, sondern aus Offenbarung. Ewald, der trotz seiner hohen Redensarten überall demjenigen aus dem Wege zu gehen sucht, was auf das Dasein eines lebendigen persönlichen Gottes hinführt, überall beherscht ist von der Scheu vor Gott, die in der modernen Theologie leider an die Stelle der Gottesfurcht getreten ist, muß doch bemerken: „Jeremja, welcher überall seinen graden scharfen Blick in die Zukunft herlich bewährt und welcher schon vor der Schlacht bei Karkemisch den Sturz der ägyptischen und das Emporkommen der chaldäischen Macht vorhergesagt hatte, verkündete jezt laut, daß bald Juda mit allen anderen Völkern bis nach Aegypten und bis tief in Arabien hinein Nebucadnezar unterwürfig sein und eine ganz neue Weltordnung beginnen werde; ja er ließ nun zum erstenmale den Inhalt seiner bisherigen Reden mit dieser neuesten Verkündung durch seinen Gehülfen Baruch niederschreiben." Wie kläglich würde der scharfsinnigste Politiker in unsern Tagen bestehen, wenn er sich in solche Vorherverkündigungen über den Gang der Ereignisse und die Geschicke der Völker einlassen wollte!

Jeremias bleibt nicht dabei stehen, zu verkünden, daß die Chaldäische Dienstbarkeit kommen wird, er weiß auch genau ihre Dauer anzugeben, er sieht vor dem Anfange das Ende und bereitet also dem Volke zum Voraus eine heilsame Arznei gegen die Verzweiflung, welche mit dem Anfange zugleich einzubrechen drohte. Im vierten Jahre Jojakims predigt der Prophet (C. 25), dreiundzwanzig Jahre habe der Herr das Volk vergeblich durch ihn gewarnt, jezt trete die gedrohte Strafe ein. Juda mit allen umwohnenden Völkern werde jezt in siebenzigjährige Knechtschaft unter Babel kommen. In späterer Zeit sagt er in dem Sendschreiben an die bereits Weggeführten, das sie vor trügerischen Hoffnungen und vergeblichen Bestrebungen warnen soll (C. 29): „nicht mögen euch täuschen eure „„Propheten"" und eure Wahrsager, und nicht möget ihr hören auf eure Träume, die ihr euch träumen laßt. Denn Lüge weissagen sie euch in meinem Namen, ich habe sie nicht gesandt, spricht der Herr. Denn also spricht der Herr: wenn erst voll sind für Babel siebenzig Jahre" (wie Hitzig richtig erklärt: „wenn für Babel diese Frist die Weltherschaft zu genießen und euch unter dem Druck zu halten abgelaufen ist"): „so will ich euch heimsuchen und an euch erfüllen mein gutes Wort, euch zurückzuführen an diesen Ort." „Mein gutes Wort", damit weist der Prophet zurück auf die frühere Verkündung, die im vierten Jahre Jojakims unmittelbar vor dem Beginne der Babylonischen Dienstbarkeit erging. Der Anfangspunkt ist also dort zu suchen. Siebenzig Jahre werden hier wie dort der ganzen Herschaft Babels, der ganzen Dienstbarkeit Judas zugeteilt. Diese dauerte in der That genau siebenzig Jahre. So viele Jahre liegen zwischen dem vierten Jahre Jojakims und dem ersten Jahre des Cyrus. Auf siebenzig Jahre bestimmen die Juden nach dem Exil einstimmig die Babylonische Dienstbarkeit und erklären die Weissagung für genau erfüllt (2 Chron. 36, 21. Esra 1, 1. Sach. 1, 12). Den siebenzig Jahren hier entsprechen die siebenzig Jahre, durch welche, wie

schon Jesaias geweissagt hatte (23, 15), Tyrus nach der Einnahme durch die Chaldäer in Vergessenheit begraben liegen, dann aber sich erholen soll. Wie jämmerlich erschienen im Angesichte solcher Verkündungen der Diener des wahren Gottes die Propheten aus ihrem Herzen, wie unbegreiflich die Verblendung derjenigen, die diese zu Führern auf ihrem Lebenswege wählten und von den bewährten Dienern Gottes sich abwandten, wie groß muß die Macht der Neigung und Leidenschaft sein, daß sie solche Verblendung herbeiführen kann!

Zu einer Zeit, als Babel eben seinen Lauf begonnen hatte, im Angesichte der Riesengestalt seines Heldenköniges, der Völker und Könige wie lose Spreu vor sich hertrieb, sagt Jeremias nicht blos seinen Fall und die Zeit desselben voraus, sondern auch, daß es sich von diesem Falle nimmer wieder erholen werde. „Sie soll nimmermehr bewohnet werden und niemand drinnen hausen für und für. Gleichwie Gott Sodom und Gomorra samt ihren Nachbarn umgekehrt hat, spricht der Herr, daß Niemand drinnen wohne, noch kein Mensch drinnen hause" (C. 50, 39. 40). „Und wenn du die Schrift hast ausgelesen", spricht Jeremias zu dem nach Babel ziehenden frommen Fürsten Seraja, „so binde einen Stein dran und wirfs in den Euphrat. Und sprich: also soll Babel versenkt werden und nicht wieder aufkommen von dem Unglück, das ich über sie bringen will, sondern vergehen" (C. 51, 63. 64).

Stellen wir dieser Weissagung einfach die Geschichte gegenüber. M. v. Niebuhr in der Geschichte Assurs und Babels sagt (S. 230): „So fiel Babel. Schon oft hatte es fremder Herschaft sich beugen müssen, aber es war immer wieder zur Selbständigkeit erstanden und das lezte Mal (unter Nebucadnezar) zu größerem Glanze als je früher. Nun aber erstand nie wieder ein Reich in Babel. — Lange noch blieb Babel das Paris der alten Welt; Alexander sah es noch in herlichem Glanze. Er gedachte den Tempel des Bel wiederherzustellen, aber die Kräfte versagten. Die Seleuciden verschmähten die wundervolle Hauptstadt. Nun sank Babylon rasch. — Strabo schon sagt: eine große Wüste ist die große Stadt. — Langsam erfüllte sich die Weissagung an Babel; plötzlich hatte sie sich an Ninive erfüllt, aber die Hütten auf Ninives Ruinenhügel erinnern noch wenigstens an ihren Namen, der ärmliche Ort auf Babels Stätte trägt keine Spur des Gedächtnisses."

Wie Jeremias die Geschicke der Völker zum voraus erkent, so werden ihm auch Aufschlüsse zu Teil über die Schicksale der vier gottlosen Könige, in deren Zeit seine Wirksamkeit fällt. Jojakim soll wie ein Esel begraben werden, geschleift und vor die Thore Jerusalems geworfen (22, 19), sein Leichnam wird hingeworfen sein der Hitze bei Tage und der Kälte bei Nacht (36, 30). Die Bücher der Könige, welche rasch über den Proceß der Verwesung des Volkes hinwegeilen, sagen nur, daß Jojakim gestorben, nichts über die Art des Todes und das Begräbnis (2 Kön. 24, 6). Aber es ist schon bedeutsam, daß hier nicht wie bei den meisten

Königen hinzugefügt wird: „er ward begraben bei seinen Vätern" und an einen natürlichen Tod kann nach dem ganzen Zusammenhange in den Büchern der Könige nicht gedacht werden: Jojakim muß seinen Tod inmitten der vergeltenden Catastrophe gefunden haben, welche Gottes Rache über ihn herbeirief. Das zeigt ja auch schon das Zusammenfallen der Zeit seines Todes grade mit dieser Catastrophe.

Von Zedekia verkündet der Prophet (32, 5): „Und nach Babel wird er Zedekia führen und dort wird er sein bis ich ihn heimsuche", bis zu seinem Tode. Und er sagt dem Könige ins Angesicht (34, 2. 3): „Siehe ich gebe diese Stadt in die Hand des Königes von Babel und er verbrent sie mit Feuer. Und du wirst nicht entrinnen aus seiner Hand, denn du wirst gegriffen werden und in seine Hand gegeben und deine Augen werden die Augen des Königes von Babel sehen und sein Mund wird mit deinem Munde reden und nach Babel wirst du kommen." Es bedarf auch hier nur, daß wir der Weissagung einfach die Geschichte gegenüberstellen. In dem nach Abschluß des Buches Jeremia (51, 64) von fremder Hand hinzugefügten geschichtlichen Anhange heißt es (52, 8 f.): „Und es verfolgte das Heer der Chaldäer den König und erreichten Zedekia in den Haiden von Jericho und sein ganzes Heer zerstreute sich von ihm. Und sie ergriffen den König und brachten ihn zu dem Könige von Babel nach Riblah im Lande Hamath und er sprach ein Urteil über ihn. Und es schlachtete der König von Babel die Söhne Zedekia's vor seinen Augen und auch alle Fürsten Judas schlachtete er zu Riblah. Und die Augen Zedekia's blendete er und band ihn mit zwei Ketten und brachte ihn nach Babel und sezte ihn ins Gefängnis bis zum Tage seines Todes." „Endlich", sagt S. Schmid, „erkante durch unglückliche Erfahrung der früher nicht glauben wollte, daß Gott wahrhaftig ist und daß sein Wort nicht trügen kann."

Wie lebendig der Glaube des Propheten an die Unzerstörbarkeit des Reiches Gottes und an eine herliche Zukunft desselben war, das haben wir jezt zulezt noch vor Augen zu stellen. Den eigentlichen Glanzpunct der Weissagungen des Propheten bildet in dieser Beziehung das 30. und 31. Cap. Daß diese Weissagung noch vor der vollendeten Zerstörung ausgesprochen ist, das ersehen wir gleich aus dem Eingange: „Wir hören ein Geschrei des Schreckens, es ist eitel Furcht da und kein Friede. Forschet doch und sehet, ob ein Mannsbild gebäre. Warum sehe ich, daß alle Männer ihre Hände auf den Hüften haben" (indem Schrecken und Angst ihnen in das Innerste ihres Leibes gefahren ist) „gleich der Gebärerin, und gewandelt sind alle Angesichter in Bläße? Wehe, denn groß ist dieser Tag und ist seines Gleichen nicht gewesen und eine Zeit der Not ist es für Jakob, doch soll ihm daraus geholfen werden."

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 13. Januar. № 4.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

Hiernach gehörte der Gipfelpunkt des Unglückes noch der Zukunft an. Er lag noch nicht vor den leiblichen Augen des Propheten, er schaut ihn mit den Augen des Geistes: er führt die Mitteilung auf den Herrn zurück, der die Zukunft zur Gegenwart macht. Aber das Ende stand nahe bevor. Bisher war die Drohung vorwiegend gewesen. Jezt, im Angesichte der Erfüllung, als die Donner des Gerichtes sich schon vom Himmel vernehmen ließen, die Propheten aus ihrem Herzen, diese Helden im Frieden, ängstlich verstumten, alles ergriffen war von furchtbarer Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, ergießt sich die Verheißung in vollen Strömen. Die falschen Propheten hatten Heil verkündet, da menschlich betrachtet nichts zu fürchten war. Jeremias tritt erst da als Verkünder des Heiles auf, da alle menschliche Hoffnung geschwunden ist.

Wir wollen diesem Hochgesang der Errettung Israels, der uns lehrt, daß zum Wesen eines Dieners der Kirche noch ein anderes gehört als Klagelieder zu singen, daß diese überall nur Durchgangspunct und Vorstufe sein dürfen, freilich auch müssen, näher treten. „So spricht der Herr: es findet Gnade in der Wüste das Volk so überblieben ist vom Schwerte, ich gehe Israel zur Ruhe zu bringen." In der Wüste befand sich Israel einst in den Anfängen seines Daseins. Ein solcher Zustand der völligen Beraubung der Gnaden und Gaben Gottes bahnte sich jezt von neuem an. Aber der einst Israel aus der Wüste nach Canaan geführt, der wird es auch jezt mitten in seinem Elende erquicken und aus dem Elende herausführen. Die Wüste ist in der Führung der Kirche Gottes stets nur eine einzelne Station. „Aus der Ferne ist der Herr mir erschienen und (hat gesprochen): Ich habe dich je und je geliebt, darum ziehe ich dich (zu mir) in Güte." Der Herr erscheint mir: der Prophet erweitert sein Bewußtsein zu dem seines ganzen Volkes, denn was im Folgenden gesagt wird, gehört nicht dem Propheten als Einzelnem, es gehört der ganzen Gemeinde Gottes an. Aus der Ferne erscheint der Herr: Gott ist im Himmel, sein Volk auf der Erde, in seinem Elende gleichsam in ihren äußersten Winkel verbant, wie es in Ps. 63, 3 heißt: „von dem Ende der Erde ruf ich zu dir in der Betrübnis meines Herzens." Das ist im Elende der eigentliche Stachel des Schmerzes, daß Gott uns unendlich fern zu sein scheint. Aber wo solcher Zustand eingetreten ist, da wird durch das auf Gottes ewiger Liebe zu seiner Gemeinde beruhende Ziehen Gottes die Ferne in die Nähe verwandelt. Er zieht sie „mit Seilen der Liebe", Hos. 11, 4 in seine heilbringende Nähe. — „Siehe ich bringe sie aus dem Lande des Nordens und samle sie von den Enden der Erde, unter ihnen Blinde und Lahme, Schwangere und Kindbetterinnen zumal, in großem Haufen werden sie zurückkehren hieher. Mit Weinen werden sie kommen", die Thränen sind die des verlorenen Sohnes — „und in Flehen werd ich sie bringen, führen werd ich sie zu Wasserbächen, auf ebnem Wege da sie sich nicht stoßen, denn ich werde Israel zum Vater und Ephraim ist mein Erstgeborner. — So spricht der Herr: eine Stimme wird zu Rama gehört, Klage und bitteres Weinen, Rahel beweint ihre Kinder, will sich nicht trösten lassen wegen ihrer Kinder, denn es ist aus mit ihnen." Weshalb Rahel, die Stammutter, grade in Rama erscheint, zeigt der Name des Ortes. Er bedeutet: die Höhe. Auf einer solchen lag Rama. Rahel erhebt sich aus ihrem Grabe und besteigt einen hohen Ort, von wo sie eine weite Rundsicht hat über die Stätten der Verwüstung, über die Gräber ihrer hingeschlachteten Kinder. Dort erhebt sie die Wehklage über sie. „So spricht der Herr: laß dein Schreien und Weinen und die Thränen deiner Augen, denn deine Arbeit findet Lohn" (du sollst nicht umsonst mit Schmerzen Kinder geboren haben, wahrscheinlich Anspielung auf Rahels schwere Geburt) „und sie kehren zurück aus dem Lande des Feindes. Und dein Ende hat Hoffnung, spricht der Herr, und es kehren zurück die Söhne zu ihrer Gränze. Ist Ephraim mir ein theurer Sohn oder ein trautes Kind? denn so oft ich rede von ihm muß ich sein noch gedenken, darum bricht mir mein Herz gegen ihn, erbarmen will ich mich sein, spricht der Herr. Ich erquicke die müde Sele und jede verschmachtete Sele sättige ich. Darob erwachte ich und sah und mein Schlaf war süß mir." Darob, um solche herliche tröstliche Mitteilungen von oben zu empfangen. Das Erwachen bedeutet das im Geiste sein, der Schlaf das Ruhen des niederen Geisteslebens. Der gewöhnliche Zustand, in welchem der Mensch, den sinnlichen Eindrücken hingegeben, das geistliche Auge nicht zur Anschauung des Göttlichen erheben kann, ist ein geistiger Schlaf; die Eingeistung, bei der die Sinne und das ganze niedere Leben ruhen und nur die Bilder der göttlichen Dinge sich in der Sele wie in einem reinen und ungetrübten Spiegel darstellen, ein geistiges Wachen. In den Worten Bileams (4 Mos. 24, 3. 4): „Es weissagt Bileam der

Sohn Beors und es weissagt der Mann mit verschlossenem Auge. Es weissagt der Hörer göttlicher Rede, der das Gesicht des Allmächtigen sieht, niederfallend und geöffneter Augen" entspricht das verschlossene Auge dem Schlafe hier, das geöffnete dem Erwachen und dem (geistigen) Sehen. Das Erwachen komt grade so wie hier vor bei Sacharja (C. 4, 1): „Und der Engel, der mit mir redete kehrte zurück und weckte mich wie einen Mann, der vom Schlafe geweckt wird." Wir haben hier einen Rath für alle traurigen Verhältnisse der Kirche. Wir sollen es in ihnen zum Schlafen bringen und zum Erwachen, zum Schlafen im Verhältnis zu der niederen Ordnung der Dinge, welche nichts als Verderben und Untergang vor Augen stellt, zum Wachen in Bezug auf die ewigen in Gott ruhenden Grundlagen der Kirche, welche ihr den Sieg über alle feindlichen Mächte verbürgen.

Der Prophet hat sich nicht patriotischen Phantasien überlassen. Sein Wort ist durch die Erfüllung herlich bestätigt worden. Gegen alle menschliche Hoffnung kehrte das Volk des A. B. aus der Verbannung in das Vaterland zurück. Dann erschien ihm Christus, der Aufgang aus der Höhe, und die Auswahl fand in ihm die Fülle aller Güter und Gaben. Nach dem Propheten (C. 30, 9) ist der Mittelpunct alles von ihm verkündeten Heiles David ihr König, den der Herr ihnen erwecken wird: der Untergang des Davidischen Geschlechtes ist die Bedingung seines herlichen Erstehens in Christo, in dem es erst zu seiner Wahrheit gelangen wird. Und Christus selbst stellt sich als den hin, in dem die Verheißung des Propheten zur Wahrheit wird, indem er mit wörtlicher Beziehung auf sie spricht: „Komt her zu mir alle die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken." Zwar ist in Christo nicht das ganze Volk zum Heile gelangt, aber es ist ihm doch dargeboten worden, und der Prophet selbst hat nicht dem ganzen Volke mit Haut und Haaren Heil verkündet, er hat die Gottlosen ausdrücklich davon ausgeschlossen und ihnen Gerichte noch schwerer als das Chaldäische vor Augen gestellt: „Siehe das Wetter des Herrn wird kommen mit Glut, ein bleibend Wetter, auf dem Haupte der Bösen wirds weilen. Nicht wenden wird sich die Glut des Zornes des Herrn bis er gethan und bis er ausgerichtet die Gedanken seines Herzens, am Ende der Tage werdet ihr solches erfahren" (C. 30, 23. 24.) Wir haben hier die Grundlage für das Wort des Herrn: „Wer an ihn glaubt, der wird nicht gerichtet, wer aber nicht glaubt, der ist schon gerichtet, denn er glaubt nicht an den Namen des eingebornen Sohnes Gottes", und für das Wort des Täufers: „Wer dem Sohne nicht glaubt, der wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibt über ihm." Während also die Masse dem von dem Propheten neben dem Heile in Aussicht gestellten Gerichte Gottes unterliegt, geht die Heilsverkündung fortwährend in Erfüllung an der Auswahl, in welche die Gläubigen aus den Heiden eingekindet wurden. Sie geht auch uns noch an und im Blicke auf den Reichtum der schon vorliegenden Erfüllung wird es uns leicht werden zu glauben und zu hoffen, daß sie sich uns auch bis ans Ende bewähren werde, werden wir zwar nicht gleichgiltig aber doch gleichmütig auf das eitle Spiel feindlicher Mächte oder Ohnmächte herabsehen, welche sich gegen die Kirche erheben.

Wenden wir uns nun zur Betrachtung der kirchlichen Vorgänge des verflossenen Jahres. Wir fassen zuerst das Allgemeinere ins Auge und wenden uns dann zu dem zunächst Localen.

Von nicht geringem Interesse ist der Streit, welcher im vergangenen Jahre über die Beteiligung der Theologen an der Politik zwischen dem Oberkirchenrath Dr. Kliefoth und der Erlanger theologischen Facultät geführt worden ist. Der Anfang dieses Streites geht in das Jahr 64 hinauf. Er wurde eröffnet durch die Schrift Kliefoths: „Zwei politische Theologen Dr. Schenkel und Dr. v. Hofmann", Schwerin 64. In das vorige Jahr aber fallen die beiden Schriften: „Offene Erklärung der Erlanger Professoren Thomasius, Delitzsch, Harnack, Schmid und Frank auf Anlaß der vom O. K. R. Kliefoth ausgegangenen Angriffe", Erl. 65, und: „Erwiderung auf die Erklärung der Erlanger Professoren Thomasius u. s. w. von Dr. Kliefoth", Schwerin 65.

Die Antwort auf die Frage: ob Theologen sich an der Politik beteiligen sollen, liegt klar vor in zwei Aussprüchen des Herrn, die uns Lucas in C. 9 aufbewahrt hat: „Und er sprach zu einem Anderen: folge mir nach. Der sprach aber: Herr erlaube mir, daß ich zuvor hingehe und meinen Vater begrabe. Aber Jesus sprach zu ihm: laß die Todten ihre Todten begraben, gehe du aber hin und verkünde das Reich Gottes." Ferner: „Und ein Anderer sprach: Herr ich will dir nachfolgen, aber erlaube mir zuvor, daß ich einen Abschied mache mit denen, die in meinem Hause sind. Jesus aber sprach zu ihm: wer seine Hand an den Pflug leget und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes." Wir ersehen daraus, daß der Dienst des Herrn an seiner Kirche ein unvergleichlich hohes und heiliges Werk ist, daß er ganze Leute verlangt, ungeteilte Herzen und Interessen. Das gilt ganz besonders, wie für die Zeit der Gründung der Kirche, so auch für die unsere, welche an die practischen und an die academischen Theologen so ungeheure Anforderungen stellt, daß sie auch bei voller Aufbietung ihrer Kräfte ihnen nur sehr unvollkommen genügen können. In einer solchen Zeit kann es Angesichts jener ernsten Aussprüche des Herrn sicher nicht gut geheißen werden, wenn in gewöhnlichen Zeitläuften (außerordentliche Situationen, wie die des Jahres 48 können vielleicht Ausnahmen begründen) ein Theologe seinen gefüllten Hörsal verläßt, um Monate lang in der Hauptstadt mit der Ständeversamlung Politik zu treiben. Der Theologe wird im Angesichte dieser Aussprüche die Politik mit allem andern, was seinem Berufe fremdartig ist, denjenigen überlassen, denen Gott dies schwere Amt übertragen und eben damit ihnen die Zusicherung seines Beistandes gewährt hat, auf den diejenigen nicht zählen dürfen, die sich in ein fremdes Amt einmengen. Die Theologie wird durch die strenge Innehaltung dieser Gränze auch für den Staat und das Vaterland viel besser sorgen, als wenn ihre Träger sich unterfangen, sich direct ihrer annehmen zu wollen. Das liegt einfach in den Aussprüchen des Herrn: „ihr seid das Salz der Erde", „ihr seid

das Licht der Welt.“ Diesen erhabnen segensvollen Beruf darf man nie aufgeben um den Politikern ins Handwerk zu pfuschen. Wer es thut, zeigt eben dadurch, daß das Bewußtsein um die Hoheit seines Berufes ihm abhanden gekommen ist, daß er in ihm nicht seine volle Befriedigung findet und hat dringende Veranlassung den Gründen dieser Erscheinung nachzuforschen, die nicht in dem Gegenstande liegen können, dessen Herlichkeit wahrlich der ungeteiltesten Liebe werth ist, sondern rein persönliche sein müssen.

Auch das soll den Theologen von Einmischung in die Politik abhalten, daß hier alles so sehr im Flusse ist, die Strömungen und Stimmungen einem beständigen Wechsel unterworfen sind. Dr. v. Hofmann sagt in seiner jüngsten Erlanger politischen Rede: „Die Hunderte von Vereinen, die sich vor zwei Jahren zu gleichem Zwecke gebildet haben, sie sind fast alle verschwunden als wären sie nie dagewesen“ und fragt: „soll der unsrige dennoch fortbestehen und zur Seltsamkeit werden.“ Der Theologe, der mit Begeisterung in solche vergängliche Dinge eintritt, untergräbt sein Ansehen auf seinem eignen Gebiete.

Für den academischen Theologen ist auch das eine wichtige Rücksicht, daß er durch sein Beispiel gar leicht die Studirenden in falsche Bahnen verlocken und von der ernsten Aufgabe der Vorbereitung auf ihren zukünftigen Beruf ablenken kann. Wie vielen jungen Theologen mag schon das Treiben in dem Erlanger schleswig-holsteinschen Verein verderblich geworden sein!

Die Beteiligung der Theologen an der Politik führt ferner die Gefahr der Verunreinigung derjenigen mit sich, die durch höhere und heiligere Bande mit einander verbunden sind. Ist es nicht eine Schmach, wenn um des Erbprinzen von Augustenburg willen diejenigen sich trennen, die Jesus Christus geeint hat?

Auch dadurch sollte man sich warnen lassen, daß die traurigen Folgen der Beteiligung der Theologen an der Politik jezt schon in so ausgedehntem Maße vorliegen. In Polen hat der Katholische Clerus durch sein politisches Treiben seiner Kirche, wie jezt offen zu Tage liegt und gewiß von einem großen Teile der Beteiligten selbst schmerzlich erkant wird, eine tiefe Wunde geschlagen. In den Vereinigten Staaten Nordamerikas sind alle Kirchen durch dies Uebergreifen in ein fremdes Gebiet zerjezt worden. In Schleswig-Holstein wurden in der Zeit der dänischen Herschaft zahlreiche Gemeinden durch die Absetzung ihrer, in die „Landessache“ verflochtenen, Pastoren der Verwahrlosung preisgegeben, deren traurige Früchte erst jezt recht zu Tage treten. „In der Lutherischen Kirche Dänemarks“ — sagt Dr. Kliefoth „ists durch das Hereinziehen der Kirche und Geistlichkeit in die Politik bereits dahin gekommen, daß, wie mit den dortigen kirchlichen Verhältnissen genau bekante ernste Männer mich versichern, selbst unter den am Glauben und Bekentnis haltenden Pastoren vielleicht nicht ein einziger ist, der nicht in irgendwelcher Richtung politisch verrant wäre, wie man ja auch an den Krieg führenden Bischöfen und so weiter deutlich sieht.“ Auch im Kurfürstentum Hessen, dessen politische Verhältnisse der Kirche die Zurückhaltung so sehr nahe legen, hat das unvorsichtige Ueberschreiten der Gränze

durch so manche Pastoren die Kirche in eine fatale Stellung gebracht und ihrer Wirksamkeit den Weg versperrt. Uebersieht man alle diese Thatsachen, so wird man in der Politik eine der größten Gefahren der Kirche dieser Zeit erkennen, eins der wirksamsten Mittel der Zerrüttung, welches der Satan anwendet. Wer sich in dieser Schlinge fangen läßt, an dem wird man gleich eine Abnahme der geistlichen Kräfte bemerken, er wird sich als ein solcher darstellen, in den ein fremdes Element hineingekommen. An einem Vortrage, den Prof. Schaff, zu einem Besuche aus den Vereinigten Staaten herübergekommen, neulich in Berlin hielt, kam dies recht zur Anschauung. Der Anstoß ging weniger von den Einzelnheiten seines Vortrages aus, als von der Wahrnehmung der ungehörigen Vermischung von Christentum und Politik.

Mit jener ersten Schrift von Dr. Kliefoth können wir nicht unbedingt Hand in Hand gehen. Wir hätten gewünscht, daß er nicht von vornherein daran verzweifelt hätte den alten Freund zu gewinnen, daß der Ton im Angedenken an die Vergangenheit weniger herbe gewesen wäre, daß die beleidigende Zusammenstellung Hofmanns mit Schenkel vermieden, besonders aber die weit über den Thatbestand hinausgreifende Stelle weggeblieben wäre: „Wenn ers erlebt und wirs erleben, werden wir den Tag sehen, wo Hofmann und Schenkel sich vor dem Menschen Jesus, dem Volksbefreier, die Hände reichen, wie sie sich schon jezt in die Hände arbeiten.“ In der Hauptsache aber müssen wir Dr. Kliefoth unbedingt beistimmen und anerkennen, daß er der Kirche durch sein tapferes Auftreten einen großen Dienst geleistet und sie vor einem verderblichen Strudel gewarnt hat, dem so viele sorglos zutreiben. Vollkommen stimmen wir namentlich den Schlußworten bei: „Wir wollen uns durch dies neue großartige Beispiel warnen lassen vor aller und jeder Vermengung der christlichen und der politischen Dinge, die in den lezten anderthalb Jahrzehnten heimlich und still immer weiter eingerissen ist, die nur dahin führen kann, daß die Kirche und ihre Aemter an diese oder jene politische Partei und deren Interessen verkauft, ihre Zwecke fremden Zwecken untergeordnet, ihre Diener fremden Führern untergeben, ihre Entwickelungen durch Beimischung fremder Factoren getrübt und gehemt werden, und die darum auch für uns bereits sichtlich genug die Folge gehabt hat, daß die christlich-kirchliche Entwickelung, die in den dreißiger und vierziger Jahren hoffnungsreich begann, jezt gelähmt, zerstört, zerjezt ist.“

Die „offene Erklärung“ der Erlanger Theologen hat uns mit Schmerz erfüllt, wir hätten von solchen Männern solches nicht erwartet, hoffen aber auch, daß wenigstens einige der Unterzeichner jezt selbst ihre Unterschrift bereuen. Sie überlassen es ihrem Collegen v. Hofmann, für sich selbst einzutreten, mit der Bemerkung, er gehöre im Unterschiede von ihnen einer bestimten politischen Partei an (der Bayrischen Fortschrittspartei), und sie können weder für die politische Thätigkeit, die er entfaltet, noch für die Ziele, die er dabei verfolgt, eine Verantwortung übernehmen. Dann aber stellen sie im Angesichte der Vorwürfe, welche Kliefoth gegen sie wegen ihrer Beteiligung an dem

Schleswig-Holsteinschen Verein erhoben hatte, den Satz auf: „Die nationalen Güter dürfen und sollen auch dem Christen nach dem vierten Gebote heilig sein. Es ist darum auch eine Pflicht des Christen als Staatsbürger, für dieselben einzustehen." Wie das vierte Gebot hierher komt, was das mit Schleswig-Holstein, dem einigen Deutschland u. s. w. zu thun hat, vermögen wir nicht einzusehen. Daß der Theologe auch auf dem Gebiete des Staates seine Bürgerpflichten zu erfüllen hat, das wird von Niemand geleugnet und versteht sich ganz von selbst. Hier aber handelt es sich um Agitation, Teilnahme an freien politischen Vereinen, Auftreten in ihnen als die „beliebtesten Redner", und das haben die Erlanger nicht zu rechtfertigen versucht, werden es auch nie rechtfertigen können. Mit Recht führt D. Kliefoth sie von dem vierten Gebote zu der Haustafel in Luthers kleinem Katechismus: „Ein jeder lern sein Lection, so wird es wol im Hause stohn."

Wer das Ungehörige der Beteiligung der Theologen an der politischen Agitation sich recht zur Anschauung bringen will, der lese nur den „Bericht des Schleswig-Holsteinschen Vereins zu Erlangen vom 22. Nov. 65" und die darin abgedruckten Reden von Dr. Ebrard und Dr. v. Hofmann. Sie haben in dem Herausg. längst Vergessenes wieder lebendig gemacht, das Andenken an den vor mehr als vierzig Jahren gelesenen politischen Zinngießer von Holberg. Wir müssen einige Proben mitteilen. Dr. Ebrard sagt: „M. H. Wenn der Bundestag eine Null ist, sind doch die verschiedenen Millionen Deutsche, die in Baiern, Sachsen, Würtemberg, Baden, Hessen, in den sächsischen Herzogtümern wohnen, und andere, die ihnen gleich denken, noch keine Nullen. Und deren Aufgabe ist es, nicht einzuschlafen, sondern fort und fort immer wieder Zeugnis zu geben für das Recht in den Herzogtümern", u. s. w. u. s. w. Dr. v. Hofmann ergießt sich in Reden wie die: „So lange die Schleswig-Holsteiner noch zu der Fahne halten, auf welcher das Recht ihres Landes geschrieben steht, so lange soll auch in diesem Sale die Fahne Schleswig-Holsteins wehen." Er mahnt „immer und immer wieder zu rufen, daß den Mächtigen die Ohren davon gellen: hie Schleswig-Holsteins Recht und des Deutschen Volkes Freiheit und Ehre." Uns würden Reden der Art, von Theologen gehalten, in ganz gleicher Weise anwidern, wenn sie für Preußens Auftreten in der Sache Schleswig-Holsteins gehalten würden. Davon aber liegt, Gott sei Dank! auch nicht ein einziges Beispiel vor. Die Diener der Kirche in Preußen treten entschieden auf für das göttliche Recht der Obrigkeit, das ist nicht Politik, ist Religion, das heißt einfach nach dem Vorgange Luthers das vierte Gebot treiben, aber in dieser rein politischen Frage beobachten sie eine weise Zurückhaltung, und wenn ein Einzelner diese Gränze überschreiten wollte, so würde ihn allseitige ernste Misbilligung treffen. Solche Reden zu halten, wenn sie einmal durchaus in Erlangen gehalten werden müssen, würden doch auch andere weniger beschäftigte und weniger heilig verpflichtete Erlanger Manns genug sein und die Theologen könten mit gutem

Gewissen ihren gelehrten Forschungen obliegen und an dem Bau der zerrissenen Mauern Zions arbeiten. Einseitigkeit ist die Grundlage jeder kräftigen und soliden Wirksamkeit. Wer sich selbst und die Sache, der er dient, herunterbringen will, der mische sich in Alles. Das ist ein ganz untrügliches Mittel. Bravorufen im Erlanger Sale ist für den Theologen Unkenruf und Grabgeläute.

Uebersehen wir alle die Schäden und Zerrüttungen, welche durch die Einmischung der Theologen in die Politik angerichtet worden sind, so können wir uns auch Angesichts der Adresse der Bedenken nicht erwehren, welche bei Gelegenheit der Berliner Pastoralconferenz, aber ohne allen inneren Zusammenhang mit ihr, von einer Anzahl von Geistlichen unterzeichnet worden ist. Wir bezweifeln nicht, daß diese Adresse aus der edelsten Absicht hervorgegangen ist. Sie war der Ausdruck tiefen Schmerzes, welchen ihr jezt schon heimgegangener und schon damals dem Tode ins Auge schauender Verfasser, Pastor Mühlmann in Pritzerbe, über die Verletzungen der Pietät im Abgeordnetenhause empfand. Es war dabei auch gar nicht auf eine Einmischung in das Gebiet der Politik abgesehen. Es galt nicht dem Inhalte, sondern der Form der Reden, es sollte „ein lautes Zeugnis der Kirche wider die Verachtung des vierten Gebotes im Hause der Abgeordneten" abgelegt werden. Aber diese Scheidung von Inhalt und Form der Reden war doch schwer zu vollziehen, je nach dem man den Inhalt ansieht, muß sich auch das Urteil über die Form modificiren. Zudem ließ sich vorhersehen, daß von der öffentlichen Meinung der Schritt als eine politische Demonstration aufgefaßt werden und der Kirche, welche angewiesen ist, auch den bösen Schein zu meiden, zum Schaden gereichen müsse. Ein Hauptbedenken war ferner das der mangelnden Vollmacht. Der einzelne Pastor oder eine sich zufällig zusammenfindende Anzahl solcher hat doch nicht ohne Weiteres das Recht, in die öffentlichen Angelegenheiten einzugreifen. In Zeiten der Auflösung, wie das Jahr 48, ist freierer Spielraum für ein solches Auftreten gegeben. Aber jezt, wo die Zügel des Regimentes in kräftiger Hand liegen, hat man sich wol vorzusehen, daß man nicht in ein fremdes Amt greife, wovor der Apostel so nachdrücklich warnt. Das Pastorat, wenn es so mit seinem Urteil bei irgend einem einzelnen Punkte hervortritt, legt sich auch dadurch allgemeine Verpflichtungen auf, die es unmöglich erfüllen kann. Der Rede der Gegner: wenn ihr einmal öffentliche Mahner sein wollt, warum tretet ihr nicht gegen das Duell auf, können wir nicht die Berechtigung absprechen. Wir können es auch nicht billigen, daß man mit der Adresse vorging, nachdem sich herausgestellt hatte, daß sie bei der großen Mehrheit der Gleichgesinten und besonders bei den Aelteren und denen, welchen durch ihre Stellung ein weiterer Ueberblick gewährt wurde, keinen Anklang fand. Man hätte erkennen sollen, daß ein Schritt, dessen Folgen Alle treffen, nur unter allgemeiner freudiger Zustimmung gethan werden darf, daß der Schritt

unter solchen Umständen seine Wirkung verfehlen mußte, daß man nutzlos die einzelnen Unterzeichner exponirte.

Wir müssen aber bei dieser Gelegenheit überhaupt davor warnen, daß man nicht ohne die sorgfältigste Ueberlegung vor Gott seinen Namen unter solche öffentliche Erklärungen setze. Es macht keinen guten Eindruck und ruft den Spott wach, wenn aus irgend einer entfernten Gegend solche Erklärungen mit den Namen einiger Pastoren und daneben Küster, Sattlermeister u. s. w. nachzügelnd in die Oeffentlichkeit gelangen und zwar in politischen Blättern. Es schadet das entschieden der Autorität des geistlichen Amtes. Der selige Harms in Hermannsburg schüttete das Kind mit dem Bade aus, wenn er überhaupt vor solchen Erklärungen als aus der Welt in die Kirche gekommenen Eindringlingen warnte, in der Sache Schenkels z. B. waren sie ganz berechtigt und haben dort eine heilsame Wirkung hervorgebracht, aber es ist ein heroisches Mittel, in dessen Gebrauch man höchst vorsichtig sein muß, und das in Notfällen keine Wirkung mehr thut, wenn man dieser Vorsicht vergißt. In der Regel sind wir auf unsern nächsten Berufskreis gewiesen und nur für diesen ist uns Gottes Schutz und Segen gewährleistet. Wenn wir mutwillige Ausnahmen machen, so haben wir es uns selbst zuzuschreiben, wenn unser Fuß an einen Stein stößt. Das ist dann nur die gerechte Vergeltung für den gegebenen Anstoß.

Ueber den im Juni des vergangenen Jahres zu Eisenach abgehaltenen „Deutschen Protestantentag" ist nach Allem, was wir bereits über den Protestantenverein gesagt haben, nicht viel zu bemerken. Was todt ist, kann man ruhig liegen lassen. Die Verwesung wird gar bald ihr Werk an ihm thun. Der Protestantenverein muß an dem Widerspruch von Schein und Wesen zu Grunde gehen. Er spielt blos Religion. Die kläglichste Stellung haben auf dem Protestantentage diejenigen eingenommen, welche, wie Generalsuperint. Petersen aus Weimar und Prof. Baumgarten den Ansaz dazu nahmen, eine „rechte Seite innerhalb des Protestantenvereines zu bilden", in Erinnerung an bessere Tage, die sie einst gesehen. Es war ganz in der Ordnung, daß es auf die von dieser Seite ausgehende bescheidene Bitte um „Duldung" aus der Mitte der Versamlung erscholl: nicht blos Duldung, Anerkennung, Achtung für die Ueberzeugung der rechten Seite. Der Freimaurerorden macht es ebenso, er läßt vorläufig jedem seinen Glauben, überzeugt, daß das Scheidewasser der maurerischen Grundsätze zu seiner Zeit seine zersetzende Wirkung ausüben wird. Wer mit dem Statute des Protestantenvereins „eine Erneuerung der protestantischen Kirche im Geiste evangelischer Freiheit und im Einklange mit der gesamten Culturentwicklung unserer Zeit" und „den Aufbau der Kirche auf der Grundlage des Gemeindeprincipes" verlangt, wer sich verbrüdert mit den offenbaren Verläugnern der Gottheit unsers Herrn, der hat eben damit einen Sauerteig in sich aufgenommen, der notwendig den ganzen Teig durchsäuern muß. Elemente des Glaubens leuchten namentlich bei Baumgarten, dessen Entwickelung teilnehmend zu verfolgen der Herausgeber besonderen Grund hat, mitten durch die Verirrung hindurch. Rückkehr ist möglich, aber sie müßte mit Auflösung jeden Zusammenhanges mit dem Protestantenverein beginnen.

Der Gothaer Oberhofprediger Schwarz erhob gegen die Proteste wider Schenkel die Anklage auf „völlige Untergrabung nicht nur aller kirchlichen, sondern auch aller bürgerlichen Ordnung", und fand damit bei dem Protestantenverein vollen Anklang. Das erinnert an Potiphars Weib, welche Joseph desselben Frevels beschuldigte, den sie begangen hatte.

Der Vortrag Rothes spielte dieselbe Melodie ab, die wir schon zum Ueberdruß von ihm vernommen. Es muß dem begabten Manne doch schwer werden, so immer nach Befehl aufzuspielen, wie der durch eigne Schuld blind gewordene Simson bei den Philistern.

In der Uebersicht über die Ereignisse des vergangenen Jahres darf das kleine Buch von D. Strauß: „die Halben und die Ganzen, eine Streitschrift gegen die DD. Schenkel und Hengstenberg, Berlin 65", nicht übergangen werden. Es dient ebenso wie die andere bereits in diesen Blättern besprochene Schrift: „der Christus des Glaubens und der Jesus der Geschichte. Eine Kritik des Schleiermacherschen Lebens Jesu", Berlin 65, dazu, die Situation klarer zu machen, die Gegensätze ins Licht zu stellen, den unhaltbaren Vermittelungen ein Ende zu machen, die lose Tünche zu zerbröckeln. Die Tendenz der Schrift hat der Herausgeber der Protestantischen Kirchenzeitung ganz richtig herausgefunden. Er sagt: „der Titel ist eitel Reclame, die Absicht der Schrift ist, den Dr. Schenkel in der öffentlichen Meinung zu vernichten und nebenbei die ganze Richtung, der er angehört, zu verdächtigen." Aber durchaus ungerecht ist es, wenn er behauptet, die Schrift sei „lediglich aus persönlichen Motiven entsprungen." Wie sollte Strauß zu solchen Motiven kommen? Unter den vielen Angriffen, die er erfahren hat, haben ihm gewiß die von Schenkel am wenigsten wehe gethan. Das eigentliche Motiv bezeichnet Strauß selbst in den Worten: „mein Beruf geht gegen die Falschmünzerei."

Zur Charakteristik Schenkels hat Strauß einen wesentlichen Beitrag geliefert. Er hat freilich nur solches gesagt, was Alle ohne Unterschied der Partei denken und fühlen, aber sein Verdienst ist, daß er wahr, klar und scharf ausspricht, was Andere im Interesse der Partei zurückhalten und von dem sie sogar das Gegenteil sagen. Wir wollen hier einige der bezeichnendsten Aeußerungen ausheben. „Wenn der Styl der Mensch ist, so ist Herr Schenkel stets derselbe geblieben; denn sein Styl, seine Darstellungs- und Ausdrucksweise trägt noch heute dasselbe Ge-

präge, wie vor zwanzig Jahren. Jezt wie damals fehlt demselben Haltung und Würde, wie ihm Schärfe und Feinheit fehlen; er ist platt wo er klar, buntscheckig wo er lebendig sein will; die Ironie wird ihm zum groben Spaß; seine Bilder sind wie auf dem Trödelmarkte zusammengekauft; auf tiefes Ausholen, wie von seltner Weisheit, folgt seichtes Radotiren; aus erbaulichem Phrasenschwall fällt er in niedrige grimassirende Höhnerei herab." — „Schenkels Charakterbild Jesu ist ein verschwommenes, achselträgerisch vermittelndes, charakterloses Buch." — „Auch ihm, sagt Schenkel, sei Jesus der Erlöser, auch seiner Ansicht bleibe das volle Recht, ihn so zu nennen, denn Jesus habe die Menschheit von den Irrtümern des Heidentums und Judentums befreit. Wo hat man je einen Menschen, der Mit- und Nachwelt von Irrtümern befreite, einen Erlöser genant? Dieser Ausdruck ist von der Vorstellung des Sühnopfers aus gemacht; von Schenkels rationalistischer Vorstellung aus würde er nie aufgekommen sein, und wenn ihn Schenkel dennoch gebraucht, so ist es ein täuschendes Spiel mit Worten."

In dem zweiten Teile der Schrift wendet sich Strauß gegen den Herausgeber, aber es ist hier als wäre seine scharfe Schneide plötzlich stumpf geworden.

Es waren in dem Vorworte des vorigen Jahres die ernstesten Anklagen gegen ihn erhoben und eingehend begründet. Er erklärt von vornherein, sich nicht auf alles dort Vorgebrachte einlassen zu wollen, aber er verspricht auf diejenigen Punkte einzugehen, auf die sein Gegner selbst besonderes Gewicht gelegt, die er selbst in einiger Ausführlichkeit behandelt habe. Wer sich die Mühe geben will, das Vorwort mit der Schrift zu vergleichen, wird sofort finden, daß dies Versprechen nicht erfüllt worden ist. Die Erörterung gegen Strauß nahm in dem Vorworte drei Nummern ein, von diesen hat Strauß im Ganzen nur 14 Zeilen berücksichtigt, also noch nicht einmal eine einzige Zeile von jeder Seite. Die ganze Hauptmasse steht unbeantwortet da. Aber auch bei dem Wenigen, was Strauß berücksichtigt hat, gehören seine Erörterungen gar nicht zur Sache. Sie beschränken sich auf drei Punkte, die Schatzung zur Zeit der Geburt Christi, das Verhältnis des Lazarus der Parabel zu dem geschichtlichen Lazarus bei Johannes, die angeblichen Widersprüche in den Auferstehungsberichten. Bei allen drei Punkten war das Vorwort in keiner Weise in die Sache selbst eingegangen. Es hatte sich darauf beschränkt, zu behaupten, daß Strauß in der jetzigen Lage der Verhandlungen nicht orientirt sei, daß er nach langjähriger Entfremdung von der Theologie zu ihr zurückkehrend die Acten in diesen Fragen nicht gelesen habe. Das allein konte Gegenstand der Widerlegung sein, und diese Widerlegung konte unmöglich gegeben werden, die Thatsache ist zu evident, wie in Bezug auf den ersten Punkt, die Schatzung des Quirinius, auch Prof. Zumpt in dem in diesen Blättern abgedruckten Schreiben an den Herausgeber eingehender nachgewiesen hat. Strauß ist auch so ehrlich, daß er gar nicht einmal einen Versuch der Widerlegung macht. Wenn er statt dessen in die Fragen selbst eingeht, so haben wir keinen Beruf, ihm zu folgen, denken auch, daß dies für einsichtsvollere Leser nicht nötig sein wird. Eine Erörterung wie die über Maria und Martha kann man wol zerpflücken und dann an dem Einzelnen mäkeln, wer aber fähig ist, einen Totaleindruck in sich aufzunehmen, der wird durch solche Entgegnungen nicht irre gemacht werden.

Wir leiten das Ungenügende der Erwiderung nicht daraus ab, daß Dr. Strauß dem Herausgeber nicht hätte recht empfindliche Sachen sagen können. Er hatte auf solche gleich gerechnet, da er zu seinem Schmerze so scharfe Anklage erheben mußte. Strauß führt ein zweischneidiges Schwert, er gehört zu den Leuten, die verwunden können. Warum er es hier nicht gethan hat, darüber können wir nur eine Vermutung aussprechen. Bei Dr. Schenkel war er im Bewußtsein des vollen Rechtes, es regte sich in ihm etwas von dem Bewußtsein einer göttlichen Mission: diese Halben sind jedenfalls nicht aus der Wahrheit, man dient der Wahrheit, wenn man ihnen die Heuchlermaske abreißt. Im Verhältnis zu dem Herausgeber schwand diese Zuversicht und eben damit trat Ermattung ein: wer weiß, ob nicht auf jener Seite doch die Wahrheit ist. Wir wissen wol, daß solche Stimmungen wechseln, wir sind darauf gefaßt, daß D. Strauß zu anderer Zeit vielleicht mit besonderer Erbitterung sich gegen die Seite kehren wird, gegen die jezt sein Arm gehalten war. Die Sache kann aber auch anders kommen und dazu gebe Gott seine Gnade. Gewiß, Strauß hätte die Kraft und den Trost des Evangeliums recht nötig.

Wir wenden uns jezt zu den wichtigeren Erscheinungen auf dem Gebiete der Katholischen Kirche.

Das päpstliche Rundschreiben vom 8. Dec. 64 mit dem angehängten Verzeichnis der Irrtümer gehört zwar seinem Datum nach nicht der Zeit an, mit der wir uns beschäftigen, seine Wirkungen aber gehen durch das vergangene Jahr hindurch, und diese Wirkungen dienen zur Erkentnis seines Wesens. Wir müssen uns um so mehr hier damit näher beschäftigen, da wir eine eingehende Beleuchtung bis jezt nicht gegeben haben, so daß es also hier gilt, eine Lücke auszufüllen.

An die Spitze stellen wir einen Ausspruch aus dem „Nürnberger geistreichen Handbuche" vom J. 1655, einem in vieler Hinsicht trefflichen Buche, das wol einen erneuerten Abdruck verdiente, jedenfalls aber von denjenigen benuzt werden sollte, die Aehnliches für unsere Zeit unternehmen: „Als Sixtus, der Römische Papst, auf dem Meere fuhr und ein grausamer Sturm sich erhob, sprach er: bin ich Christi Statthalter, so schaff ich dir Meer, daß du still seist, aber das Meer wollte sich nicht zufrieden geben, wir aber haben an Christo einen solchen Herrn, der über das Meer herschet und demselben gewisse Gränzen gesezt hat, daß es nicht darüber, noch das Erdreich bedecken kann, Ps. 104."

Was ist der Zweck und der Ausgangspunkt des Rundschreibens? Gewiß wurzelt es zum Teil in einer naiven Zuversicht des vermeintlichen Statthalters Christi, derselben Zuversicht, welche in älterer Zeit den Ausspruch hervorgerufen hat: Rom hat gesprochen, die Sache ist entschieden. Ungeachtet der sich

tausendstimmig erhebenden Opposition denkt der Papst doch, daß sein Wort wie linderndes Oel auf die empörten Wellen wirken werde. Wenn die historisch-politischen Blätter, deren Herausgeber auf der Höhe der Zeit stehen und Einsicht besitzen in die sie bewegenden Kräfte, zu äußern wagen: „es ist als wenn eine unwillkürliche Ahndung durch die Gemüter gehe, daß von diesem Schritte des Papstes ein neuer Abschnitt und ein Wendepunkt der Weltgeschichte datiren werde", so dürfen wir wol um so mehr annehmen, daß Pio nono von solcher Betrachtungsweise geleitet worden sei, an dem die Erscheinungen der Zeit nicht anders vorübergehen, wie die Bilder in einer laterna magica und bei dem das Bewußtsein seiner Würde noch wenigstens eine subjective Wahrheit hat. Doch dieser allgemeine Zweck wird nicht in den Vordergrund gestellt werden dürfen. Das Mislichе des Unternehmens, die Unsicherheit der Wirkung mußte sich da bis zu einem gewissen Grade doch selbst dem Papste aufdringen, und noch mehr dem bei ihm so einflußreichen und in dieser Sache besonders thätigen Generale der Jesuiten. Es lag ein anderer Gesichtspunkt vor, der, wenn auch der allgemeine Zweck nicht erreicht wurde, sicheren Erfolg zu versprechen schien. Die Kirche, sagen die historisch-politischen Blätter, sammelt ihre Scharen zur apokalyptischen Schlacht und es war höchste Zeit dazu. Die modernen Ideen hatten auch in vielen katholischen Herzen Misverständnis und Verwirrung angerichtet. Die Scheidung der Geister ist nie ein Unglück für die Kirche, wol aber ihre Verwirrung. Es hat unter den liberalen Fractionen eine gegeben, freilich nicht bei uns, sondern in den romanischen Ländern, die sich mit Emphase katholisch nante. Sie enthielt von den besten Söhnen der Kirche grade die eifervollsten, genialsten und thatkräftigsten. Im Einklange damit sezt auch die Sion den Zweck des Rundschreibens darin: überall die Bildung einer liberalen katholischen Richtung zu verhindern und, wo sie schon besteht, sie wieder zu zerstören. Ist dies der Zweck, so wird man im Allgemeinen dem Unternehmen die Anerkennung nicht versagen können. Es gehört Mut und Charakter dazu, so dem Schiff eine bestimte Direction zu geben, statt es von den Wellen treiben zu lassen, den „besten Söhnen der Kirche" so ins Angesicht zu widerstehen, auf die Gefahr hin, einen Teil derselben der Kirche zu entfremden. Manchen unserer evangelischen Kirchenbehörden in ihrem lauen und schlaffen Wesen und in der Einseitigkeit ihres Interesses für durchaus untergeordnete Punkte, wie z. B. die Union, muß das Rundschreiben des Papstes zur Beschämung dienen.

Unsere Anerkennung bleibt aber nicht bei dem Zwecke und Ausgangspuncte stehen, auch im Inhalte ist Manches, dem wir von Herzen beistimmen. Wenn das Rundschreiben auffordert „zu dem barmherzigen Vater des Lichtes und zu unserm Herrn Jesus Christus, der uns Gott mit seinem Blute erkauft, zu flehen, daß er mit den Banden seiner Liebe alles zu sich ziehe", so wird jedes evangelische Herz mit Freuden dieser Aufforderung entsprechen. Der Kampf gegen Pantheismus, Rationalismus, falschen Liberalismus wie er in dem Rundschreiben und dem angehängten Syllabus geführt wird, ist ein gemeinsamer der gesamten christlichen

Kirche. Was über die Rechte der Kirche und ihre Stellung zum Staate gesagt wird enthält ebenfalls vielfach einen allen christlichen Bekentnissen gemeinsamen Kern der Wahrheit.

Auf der andern Seite ist aber auch gar vieles vorhanden, dem wir nicht beistimmen können, dem wir vielmehr entschieden widersprechen müssen.

Gleich der Eingang muß ein evangelisches Gemüt mit seinem Zöllnerbewußtsein unangenehm und schmerzlich berühren. Er lautet: „mit welcher Sorge und oberhirtlichen Wachsamkeit die Römischen Päpste — — niemals unterlassen haben die ganze Herde des Herrn sorgfältig zu nähren mit den Worten des Glaubens, sie mit heilsamer Lehre zu tränken und sie von den vergifteten Weiden abzuhalten, das ist allen und besonders euch bekant, ehrwürdige Brüder." Das ist ein Ton gar verschieden von dem des Gebetes Daniels: „Ach lieber Herr, du großer und schrecklicher Gott, der du Bund und Gnade hältst denen, die dich lieben und deine Gebote halten, wir haben gesündigt, Unrecht gethan, sind gottlos gewesen und abtrünnig geworden, das ganze Israel übertrat dein Gesez und wichen ab, daß sie deiner Stimme nicht gehorchten." Esra, der Priester, war nicht der Meinung, daß sich das Amt so als unbußfertiger Bußprediger dem Volke gegenüberstellen dürfe. Er sagt in seinem Gebete in Neh. 9: „Unsere Könige, Fürsten, Priester und Väter haben nicht nach deinem Gesetze gethan und nicht Acht gehabt auf deine Gebote und Zeugnisse." Vor solchem Anfange hätte auch das Wort des Jesaias warnen sollen, das grade in der Verschuldung der Träger des Amtes und namentlich der Hohenpriester die Hauptursache der über das Volk ergehenden Catastrophe erblickt: „Dein erster Vater hat gesündigt und deine Mittler frevelten wider mich, darum entheilige ich die Fürsten des Heiligtums", 43, 27. 28.

Wie wenig ist dies stolze Selbstbewußtsein der Sache angemessen! Wie ungeheuer groß ist der Anteil des Papsttums an dem Verfalle der Zeit! Wir wollen die Belege nicht hier und da aus der Geschichte entnehmen. Wir bleiben bei Pius IX. selbst stehen. Kann er mit gutem Gewissen von sich sagen, daß er stets die Herde des Herrn mit heilsamer Lehre getränkt und sie von vergifteten Weiden abgehalten habe? Das neue Dogma von der unbefleckten Empfängnis würde sich sofort gegen diesen Selbstruhm erheben. Daß dies Dogma die mit Recht so genante gesunde Vernunft, die Lehre der heiligen Schrift, den Consensus der bedeutendsten Lehrer der Kirche gegen sich hat, das wurde im vergangenen Jahre in der Schrift des Lic. Preuß*), die hoffentlich keiner unserer Leser ungelesen lassen wird, die namentlich von allen Pastoren angeschafft werden sollte, unwider-

*) Die Römische Lehre von der unbefleckten Empfängnis, Berlin 65. Die Stellung, welche diese Schrift im Allgemeinen gegen die Katholische Kirche einnimt, ist nicht die unsere. Das hindert aber nicht, daß wir sie mit Freuden begrüßen. Neben der lebensvollen Apologetik von Prof. v. Zezschwitz, der wir freilich auch vielfach nicht zustimmen können, möchte sie sich wol unter den theologischen Erscheinungen des vergangenen Jahres am meisten zur allgemeinen Lectüre eignen.

leglich nachgewiesen. Der Ursprung dieses neuen Dogmas scheint ein ziemlich harmloser zu sein. Pio nono, wird berichtet, umfaßt Maria mit wirklich kindlicher Liebe, mit aller Innigkeit und Glut des südlichen Himmels. Er glaubt in seinem Leben schon zahlreiche Wunderbeweise ihrer liebenden Fürsorge erfahren zu haben und will ihr auf dieselbe Weise danken, wie das erkentliche Kind das erste Geld, das es verdient, dazu verwendet, um seiner lieben Mutter davon ein prächtiges Kleid zu kaufen. Aber solche harmlose Gemütlichkeiten passen nicht für den Diener der Kirche, dem das ernste Wort gesprochen ist: „Des Priesters Lippen sollen die Lehre bewahren, daß man aus seinem Munde das Gesez suche, denn er ist der Engel des Herrn Zebaoth." Solche Erwägung aber liegt ganz außer dem Gesichtskreise des Papstes. Weit entfernt zu erkennen, daß er seiner Kirche und der ganzen Kirche eine tiefe Wunde geschlagen hat, rühmt er sich noch seines Werkes, indem er das Rundschreiben von dem Tage datirt, an dem er dies Werk vollbracht hat. Ja er bringt das neue Dogma auch in das Rundschreiben selbst hinein. „Damit aber", heißt es dort, „Gott um so leichter unser Gebet erhören möge, so wollen wir mit allem Vertrauen bei ihm als Fürbitterin die unbefleckte und allerheiligste Gottesgebärerin die Jungfrau Maria aufstellen, welche alle Ketzereien in der ganzen Welt getödtet hat (!) und wie eine Königin zur Rechten ihres eingebornen Sohnes unsers Herrn Jesu Christi in goldnem buntgesticktem Gewande stehend Alles von ihm zu erlangen vermag." Durch solches Thun verliert der Papst das gute Gewissen Angesichts der Versuche den Herrn der Herlichkeit seiner göttlichen Natur und Würde zu berauben. „Wenn man — sagt ein katholischer Schriftsteller (Beleuchtung der päpstlichen Encyclica, Leipzig, Brockhaus 65) wie es in unseren Tagen geschieht, die Welt zum Zeugen des Schauspieles macht, wie allmälich und historisch, fast möchte man sagen eine Göttin für den Glauben oder als Glaubensartikel entsteht, darf es da noch groß Wunder nehmen, wenn davon ein Rückschluß gemacht, und auf die ersten Zeiten des Christentums übertragen wird, für die Entwickelung der Lehre von der Person Christi was jezt geschieht, und in Bezug auf diese ein ähnlicher Proceß angenommen wird, wie der, den die spätere und neueste Zeit in Bezug auf Maria zeigt."

Ein „Tränken mit heilsamer Lehre" war es auch sicher nicht, wenn der Papst auf einmal sieben und zwanzig neue Heilige creirte, meist völlig obscure Leute, von denen wenig mehr als der Name bekant war, „damit durch ihre Fürbitten endlich das Herz Gottes bewegt werde, die jetzigen Drangsale der Kirche zu stillen." Durch solche Mittel werden sicher die Wunden der Kirche nicht geheilt, man gibt ihren Verächtern nur Anlaß zum Spott und bestärkt sie in ihrem Unglauben, die Gewissen der Gläubigen aber beladet man mit zweifelhaften Dingen, die sie gern ihrem Papste zu Liebe glauben möchten und doch nicht wahrhaft glauben können und deren Unsicherheit sich auf dasjenige überträgt, was wirklich Gegenstand des Glaubens ist.

Der Ton und Styl in dem Rundschreiben ferner ist der curialistische, der Nachklang desjenigen, in dem früher die heidnische Weltherscherin ihre Decrete abfaßte. Nichts erinnert in

ihm an die Thränen des Heilandes über Jerusalem. Es werden diejenigen angeherscḧt, die „mit ihren schändlichen Umtrieben, ihren betrügerischen Meinungen und ihren allerverderblichsten Schriften die Fundamente der katholischen Religion und der bürgerlichen Gesellschaft zu untergraben und die unvorsichtige Jugend auf das elendeste zu verführen suchen." Die Stimme ist nicht die des heiligen Vaters, sondern die des unumschränkten Herschers, er redet nicht ein armer Sünder zu Sündern, sondern der gestrenge Richter zu Verbrechern. Die Rede vertritt die Stelle der Scheiterhaufen, welche anzuzünden die Zeit nicht erlaubt.

Wenn das Rundschreiben den Zweck hatte die Kirche zu sammeln, so mußte mit der größten Sorgfalt zwischen Kirche und Partei geschieden werden. Diese Sorgfalt vermissen wir hier. Es tritt uns im Gegenteil das Bestreben entgegen, eine Partei an die Stelle der Kirche zu setzen. Die Unfehlbarkeit des Papstes und der Absolutismus der päpstlichen Gewalt war bis jezt in der Katholischen Kirche nur Parteiansicht und Schulmeinung, die namentlich von den Jesuiten vertreten wurde. „Es ist bis heute so ziemlich in allen Catechismen zu lesen, — sagt Prof. Michelis in einer später noch näher zu besprechenden Schrift — daß die persönliche Unfehlbarkeit des Papstes kein katholisches Dogma ist." Das Rundschreiben dagegen redet ohne Weiteres von dem „Katholischen Dogma der vollen Gewalt, die dem Römischen Papste von dem Herrn Christo selbst in seiner Gottheit übertragen ist, die ganze Kirche zu weiden, zu regieren und zu beherschen." Das Verzeichnis der Irrtümer bezeichnet den Saz als verdammungswürdig, daß die Abhängigkeit von dem „unfehlbaren Urteil" sich nur auf die eigentlichen Glaubenslehren beziehe, und eröffnet also die Aussicht auf eine Knechtschaft ohne Gränzen, in der man nicht Hand und Fuß mehr regen und seinen eignen Augen nicht mehr trauen darf. Ein erläuterndes Beispiel gewährt das Dictat eines weiland Lucerner Jesuiten (mitgeteilt in den eben erschienenen „Gedenkblättern von Christophel" S. 152): „wenn der Papst gebieten würde am Mittage zu glauben es sei Mitternacht, so wäre man im Gewissen verbunden solches zu glauben." Die Unfehlbarkeit des Papstes wird förmlich proclamirt, indem der Saz verdamt wird: „Die Römischen Päpste und die öcumenischen Concilien (diesen wird absichtlich nur die zweite Stelle eingeräumt) haben die Gränzen ihrer Gewalt überschritten, die Rechte der Fürsten sich angemaßt und in ihren Entscheidungen über Dinge des Glaubens und der Sitten geirrt." Ein Versuch die Partei an die Stelle der Kirche zu setzen liegt auch in der Verdammung des Satzes vor: „Die Methode und die Grundsätze, mit welchen die alten Scholastischen Lehrer die Theologie betrieben haben, sind den Bedürfnissen unserer Zeit und dem Fortschritte der Wissenschaften keineswegs angemessen." Es ist schon schlimm genug, daß eine Partei existirt, welche die Theologie in eine Versteinerungskunde verwandeln will. Daß man aber diese Partei, welche gewiß ebenso wirksam an der Zerstörung der Römischen Kirche arbeitet, wie ihre entschiedensten Gegner, zur unbedingten Herschaft erheben will, das ist eine kaum glaubliche Verblendung, und dies eine Argument reicht schon hin die päpstliche Unfehlbarkeit zu nichte zu machen. (Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 17. Januar. № 5.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

Wer den Irrtümern der Zeit entgegentreten will, bei dem muß Hand in Hand mit der unbedingtesten Entschiedenheit in Festhaltung der göttlichen Wahrheit die größte Sorgfalt in Ausscheidung der Irrtümer gehen, die größte Behutsamkeit, daß man nicht unhaltbare Positionen festhalten und veraltete Prätensionen aufrecht erhalten will, die gewissenhafteste Meidung aller Schroffheiten. Das ist nicht blos eine Anforderung der Klugheit, es ist ein Gebot der Frömmigkeit. Die auf allen Seiten von Feinden umringte Kirche soll nach Gottes Willen alles ausscheiden, was ihr im Verlaufe der Zeit von ungöttlichen Momenten beigemischt ist und was ihr die Vertheidigung erschwert oder unmöglich macht. Dieser Anforderung ist in dem Rundschreiben und dem Verzeichnis der Irrtümer in keiner Weise genügt. Unhaltbare Stellungen, veraltete Prätensionen, Schroffheiten treten uns gehäuft entgegen. Ueberall z. B. liegt die Anschauung zu Grunde, daß die Römische Kirche die Kirche ist, eine Anschauung, welche alles soliden Fundamentes in der Schrift und in der Geschichte der alten Kirche entbehrt und der kein wirklich frommer Katholik von Herzen beistimmen kann, da Gottes Gaben und Gnaden so deutlich auch außerhalb der Gränzen der Römischen Kirche vorliegen. „Außer der (Römischen) Kirche kein Heil", dieser Saz, den alle gläubigen Katholiken jezt zu mildern suchen, wird hier wieder in voller Schroffheit ausgesprochen. Die Meinung: „Man darf wenigstens gute Hoffnung haben in Bezug auf das ewige Heil derjenigen, die sich nicht in der wahren Kirche Christi befinden" wird ohne Weiteres verdamt. Christus wird ohne Bedenken in seinen Gliedern der Hölle überantwortet. Unmittelbar darauf wird die Ansicht verurteilt, daß man auch im Protestantismus Gott gefallen könne. Dem Staate wird die Pflicht auferlegt „mit festgesezten Strafen die Verletzer der katholischen Religion im Zaume zu halten." Da erblicken wir unverhüllt das: „wenn ich könte wie ich wollte." Angesichts der wirklichen Verhältnisse aber erscheint die Prätension als eine seltsame und veraltete. Die Gewissensfreiheit wird ohne alle Beschränkung verdamt. Ebenso wird mit naiver Offenherzigkeit der Saz verurteilt: „Die Kirche hat nicht das Recht Gewalt anzuthun." Als ob die Kirche nicht schon schwer genug zu tragen hätte an der Gewalt, die sie so reichlich in der Vergangenheit geübt und sich dadurch bei Gott und Menschen verhaßt gemacht hat. Die Aufhebung des besonderen kirchlichen Gerichtsstandes für Geistliche in Civil- und Criminalsachen wird als verdammlicher Irrtum bezeichnet und also durch die ganze gegenwärtige staatliche Entwickelung ein großer Strich gemacht. Nur die Kirchengewalt, nicht der Staat soll berechtigt sein, die Gränzen beider Gewalten und Rechte zu bestimmen, wobei die Anschauung zu Grunde liegt, daß nur die durch den Papst repräsentirte Kirche unmittelbar von Gott ist, der Staat keine selbständige Mission von Gott hat: hätte er eine solche, so wäre es ja doch das allein natürliche, daß die beiden coordinirten Gewalten sich über die Gränzen miteinander verständigten. Der Staat soll verpflichtet sein die Katholische Religion als alleinige Staatsreligion aufrecht zu erhalten, mit Ausschluß aller übrigen. Ihm soll auch die Pflicht obliegen, gegen Mönche und Nonnen einzuschreiten, welche ihrem Gelübde untreu werden. Das sind gar harte Sätze, die mit den factischen Zuständen in grellem Contraste stehen. Wer sie aufstellt wird es sich gefallen lassen müssen, mit einem Lächeln bei Seite geschoben zu werden. Er tritt wie die Siebenschläfer von Ephesus in eine ihm völlig fremd gewordene Welt ein. Wer zu viel beweist, beweist nichts, wer zu viel verlangt, erhält nichts. Das ist aber der Fluch, der auf dem Systeme der Unfehlbarkeit ruht, daß man gleichsam wider Willen verurteilt ist, solche Sätze aufzustellen. Mit vollem Rechte sagt der katholische Verfasser der „Beleuchtung": „Eine unmittelbar göttliche Autorität, ein Papsttum, das sogar göttliche Unfehlbarkeit für sich in Anspruch nimt, muß unfehlbar zulezt in eine Sackgasse kommen, muß sich in seinen eignen Entscheidungen so verschlingen und binden, daß es zulezt nicht mehr vorwärts und rückwärts kann. Denn was da einmal gesagt und entschieden wird, das muß es sein und bleiben, damit die göttliche Auctorität, von der es ausgegangen, nicht Schaden leide; und so wird es denn aufrecht erhalten, obwol es unter veränderten Verhältnissen bei dem großen Wechsel menschlicher Verhältnisse nicht mehr paßt." Welch ein bedenkliches Privilegium die Unfehlbarkeit ist, die vor den Päpsten schon die Könige der Meder und Perser für sich in Anspruch nahmen, das zeigt uns in recht anschaulicher Weise das Buch Esther. Mit dem Bewußtsein, consequent geblieben zu sein, sich schmollend in einen Winkel zu setzen, das ist eine Lage, die der Kirche gar wenig würdig ist. Sie muß es verstehen, ihre Stimme zu wandeln, sie muß biegsam sein in Allem, was nicht zu den ewigen, im Worte Gottes

klar gelehrten Ordnungen Gottes gehört. Sie muß sich nicht blos den Umständen fügen, sie muß in diesen Umständen selbst Gottes Wege erkennen und mit freudigem Geiste in ihnen ihre Mission zu vollbringen suchen. Wenn sie diese Stellung einnimt, so hat sie selbst in dem Gewissen ihrer Gegner einen Bundesgenossen. Gegen die ewigen Ordnungen Gottes streiten diese mit gebrochener Kraft, während ihnen bei dem Kampfe gegen den Versuch, veraltete menschliche Ordnungen aufrecht zu erhalten, ihre volle Energie zu Gebote steht. Wer Italien berührt, staunt über die Sicherheit und Zuversicht der liberalen Opposition gegen die Katholische Kirche. Sie findet nur darin ihre Erklärung, daß diese Kirche sich durch das zähe Festhalten von Menschensatzungen große Blößen gegeben hat.

Der Charakter des Veralteten, des Fremdgewordenseins, der sich in dem Inhalte der Sätze abprägt, gibt sich auch in der Form derselben zu erkennen. Der Ausdruck ist oft ein in hohem Grade ungeschickter, unbeholfener, unwissenschaftlicher. Was kann z. B. wol ungeschickter sein, als die Definition des Pantheismus: „Gott ist ein und dieselbe Sache mit der Welt, und folglich der Geist mit der Materie, die Notwendigkeit mit der Freiheit, das Wahre mit dem Falschen, das Gute mit dem Bösen, das Gerechte mit dem Ungerechten." Wie schief und unklar ist der dem „vollendeten Rationalismus" beigelegte Saz: „Die göttliche Offenbarung" (eine solche wird ja von dem „vollendeten Rationalismus" gar nicht anerkant) „ist unvollkommen und deshalb einem beständigen und unendlichen Fortschritt unterworfen, welcher dem Fortschritt der menschlichen Vernunft entspricht." Ebenso der Saz: „Die Weissagungen und die Wunder, die in der heiligen Schrift dargelegt und erzählt werden, sind Erfindungen der Dichter und die Geheimnisse des christlichen Glaubens sind die Summe philosophischer Erforschungen." Wo in aller Welt hat man wol je Sätze aufgestellt, wie die in dem Syllabus unter Nr. 58 u. 61 verurteilten: „alle Sittlichkeit ist in die Vermehrung von Reichtümern zu setzen" und „eine mit Erfolg gekrönte Ungerechtigkeit bringt der Heiligkeit des Rechtes keinen Schaden." Wie war es möglich, den Gegnern solch ein Lachen zu bereiten, wie es durch den verurteilten Saz geschieht, in den der Syllabus ausläuft: „der Römische Papst kann und soll mit dem Fortschritt, mit dem Liberalismus und mit der modernen Civilisation sich versöhnen und verständigen." Der Gegensaz der Civilisation ist die Barbarei. Diese wird der Papst doch nicht vertreten wollen. Warum also der verfängliche Ausdruck? Aber die stammelnde Sprache zeigt, daß man in der jetzigen Welt nicht mehr heimisch ist. Man kann nicht einmal mehr das rechte Wort finden zur Bezeichnung ihres Strebens. Was müssen bei solcher Unbeholfenheit hochgebildete Deutsche Katholische Theologen empfinden! Sie sind in einer ähnlichen Lage wie Sem und Japhet bei der Entblößung ihres Vaters. Wie ist es aber möglich, auf Unfehlbarkeit Anspruch zu machen, wenn man selbst den Anforderungen so dürftig genügt, die mit Recht an fehlbare Menschen gemacht werden?

Eine Catalogisirung der Irrtümer und Codificirung der Gegensätze gegen sie, wie sie in dem Syllabus vorliegt, hat die schwersten Bedenken gegen sich, die wir hier nicht weiter entwickeln wollen. Wenn man aber einmal einen in der christlichen Kirche aus gutem Grunde bisher unbetretenen Weg einschlagen wollte, so hätte sich die Verwarnung gleichmäßig nach allen Seiten wenden müssen, gegen den Aberglauben nicht weniger als gegen den Unglauben, gegen den Pharisäismus nicht weniger als gegen den Sadducäismus. Der Syllabus aber trägt ganz einseitigen Charakter. Die Pharisäischen Schäden, mit denen wir es nach dem Vorbilde des Herrn besonders ernst nehmen sollen, werden darin gar nicht berührt, und doch sind sie grade für die Katholische Kirche nach ihrem eigentümlichen Wesen besonders gefährlich und bilden grade in dem gegenwärtigen Katholicismus die wundeste Stelle. Um nur eins hervorzuheben, der katholische Verfasser der „Beleuchtung" sagt: „Heut zu Tage findet ein förmlicher Wetteifer in den Katholischen Kirchen statt, sich in Versinnlichungen und Aeußerlichkeiten einander zu überbieten, um die Menge zu reizen, zu ködern, zu betäuben und sie gar nicht zur religiös-ethischen Besinnung kommen zu lassen. Dieser Cultus bewegt sich beständig an der Gränze des Heidentums und schreitet bei der Unbildung der Menge nur zu oft über dieselbe hinaus." Es ist vergeblich, den Unglauben zu bekämpfen, wenn man den Aeußerlichkeitsgeist und den Aberglauben frei gewähren läßt, die ihm stets neue Nahrung geben und ihn mit dem Bewußtsein seines guten Rechtes erfüllen, ebenso vergeblich, wie mit der Encyclica gegen die Aufhebung der Klöster zu eifern, wenn man sie innerlich verkommen ließ.

Rundschreiben und Syllabus sind denn auch in der Katholischen Welt, so sehr man sich auch davor verbeugte und eine unbedingte Unterwerfung, ja freudige Dankbarkeit affectirte, doch in Wahrheit Gegenstand des Schreckens gewesen und aus dem öffentlich von Katholischen Stimmführern Angedeuteten können wir abnehmen, was darüber in den Kammern geredet und gedacht wurde. Düpanloup, der reichbegabte Bischof von Orleans, fordert in der Schrift: „die Convention vom 15. Sept. 54 und die päpstl. Encyclica", Deutsch, Luxemburg 65, auf: „erinnert euch, daß derjenige, welcher spricht, der Statthalter Gottes auf Erden ist", aber dennoch geht sein ganzes Bestreben auf Umdeutung, Abschwächung, Milderung der Encyclica und des Syllabus. Der Respect beschränkt sich blos auf die Form. Sehen wir von dieser ab, so ist die ganze Schrift verwerfende Kritik und somit Verläugnung der Unfehlbarkeit des Papstes. Der Bischof sieht weiter wie die Curie und möchte sich und ihr gern aus der ihm unerträglichen Sackgasse hinaushelfen. Selbst der so getreuen, hinter dem Papst durch alle Pfützen reitenden und nicht eben weitsichtigen Sion bricht der Angstschweiß aus und sie läßt sich zu merkwürdigen Geständnissen fortreißen, aus denen wir ersehen, wie wenig innerliche Wahrheit der Glaube an die Unfehlbarkeit eines in der Wirklichkeit nicht blos fehlbaren, sondern fehlvollen Menschen hat. In dem Nachworte über den päpstlichen Syllabus im Februarhefte sagt sie: „Kamen jene Sätze abgerissen und ohne Erklärung unter das weltliche Pu-

blikum, so konte nicht ausbleiben, daß Misverständnisse hervorgerufen und Bedenken erweckt wurden." Ferner: „Es muß doch zugestanden werden, daß der päpstliche Syllabus solchen Unfrieden und Anstoß nicht hervorgerufen hätte — —, wenn das Schriftstück nicht in so knappen Sätzen, sondern in erweiterter Form und mit erläuternden Anmerkungen unter das Volk gekommen wäre." Daß die gewünschten „Erläuterungen" in der That nichts anders als Umdeutungen sind, zeigen die Beispiele, welche der Aufsaz: über einige Sätze der Encyclica im Januarhefte darbietet. Da heißt es in Bezug auf den Saz, welcher die Gewissensfreiheit ohne Weiteres verurteilt: „Wir wollen nicht läugnen, daß der fragliche Saz — vielleicht besser hätte stylisirt werden können und sollen. — — Wir würden sagen: dem Menschen sei es nicht erlaubt, sich mit seiner Vernunft beliebig eine eigne Religion zu machen." Da wird aus der Hinweisung auf Inquisition und Blutgerüst eine harmlose Empfehlung der Offenbarung im Gegensatze gegen die Vernunftreligion. Zu den Sätzen 77 u. 78, worin die Ausschließlichkeit der katholischen Religion und die Verpflichtung des Staates, keinen andern Cultus zuzulassen, proclamirt wird, beantragt die Sion den Zusaz: „vorausgesezt, daß nicht Akatholiken schon vorher politische Berechtigung erlangt haben oder daß nicht dringende Ursachen gebieterisch fordern, sie ihnen zu erteilen." Wenn der Papst das gewollt hätte, so würde er sicher es selbst gesagt haben. Für ihn galt es aber vielmehr, die ganze Vergangenheit des Papsttums aufrecht zu erhalten, mit Einschluß auch des Jubels über die Bartholomäusnacht. Auch die historisch-politischen Blätter suchen ihren Gegensaz unter der Hülle solcher Umdeutungen zu verbergen. „Der Papst, sagen sie z. B., nimt die katholische Glaubenseinheit bei den Völkern, welche dieser Wolthat noch teilhaftig sind, in seinen Schutz. Aber er fordert nirgend die Unterdrückung der Andersmeinenden, wo dieselben einmal da sind." Das ist ja richtig, daß der Papst so wenig wie ein anderer Sterblicher das Unmögliche möglich machen kann, daß er sich in Manches finden und fügen muß. Aber daß er die Unterdrückung aller nichtkatholischen Culte fortwährend als Pflicht des Staates betrachtet und sie herbeiführen würde, wenn er irgend könte, das liegt klar ausgesprochen vor, und wer daran Anstoß nimt, tastet seine Unfehlbarkeit an.

Der größte Jammer in der Katholischen Kirche war bisher nicht das Vorhandensein der im Papsttum gipfelnden Jesuitischen Richtung, sondern daß sich Alles dieser Richtung so willenlos beugte, daß die bessern Richtungen, die in ihr nie fehlen können, so gewiß als sie eine Kirche Christi ist, so still und so ohnmächtig waren und sich nach schwachen Ansätzen zum Widerstande bald wieder in die Dunkelheit zurückzogen. Ein Hauptgrund dieser traurigen und in der früheren Geschichte der Katholischen Kirche beispiellosen Erscheinung war wol der, daß die tieferen Gemüter nicht durch Erregung innerer Zwistigkeiten die Kraft des Widerstandes gegen die äußeren Feinde brechen wollten. So kam es dahin, daß die Kirche innerlich immer mehr ausgehölt wurde. Daß man jezt anfängt, die Größe der Gefahr zu erkennen, dazu haben gewiß das Rundschreiben und der Syllabus nicht wenig beigetragen. Sie haben in der anschaulichsten Weise gezeigt, was aus der Kirche werden würde, wenn man sie dem Jesuitismus überließe. Daß die Kirchhofsruhe aufhören wird, die viel schlimmer ist als die heftigsten Parteikämpfe, davon liegen noch andere und deutlichere Beweise vor, als jene doch ziemlich schwächlichen Versuche der Umdeutung des Rundschreibens. Als ein erfreuliches Zeichen der Zeit begrüßen wir hier besonders die Schrift: „Kirche oder Partei", von Michelis, früher Pfarrer im Münsterlande, jezt Professor der Philosophie in Braunsberg, Münster 65. Wir waren bisher gewohnt, aus der Katholischen Kirche nur den Ruf zu vernehmen: „ich bin reich und habe gar satt und darf nichts." Hier dagegen tritt uns das für jedes Christenherz erquickliche Wort der Klage entgegen, der Grundbedingung aller Besserung. Der Verf. redet von „einem tief innerlichen Krankheitszustande in der Kirche." Er sagt: „Es ist gradezu die Spitze und das Höchste der Gefahren, denen die kämpfende Kirche ihrem Wesen nach ausgesezt ist, was in dem gegenwärtigen Zustande sich herausgekehrt, und ich weiß nicht, ob nicht schon den Gipfelpunkt erreicht hat; die Gefahr nämlich, daß im Bewußtsein der Katholiken selbst die Form der Kirche mit ihrem Wesen verwechselt, und so eine scheinbare und erträumte Glorie aufgerichtet wird, die den Keim einer furchtbaren Enttäuschung in sich trägt." Er fürchtet ein Untergehen des „inneren mystischen Lebens der Kirche" und „die Herausbildung eines orthodoxen Phariäertums." Er meint: „Deutschland hat im speciellen Gegensatze gegen die romanischen Völker den weltgeschichtlichen Beruf, der Gefahr der Erstarrung der Kirche in ihrer Form entgegenzutreten." Er weiß sich die Deutsche Reformation zu deuten „als die weltgeschichtliche Compensation der zu weit vorgeschrittenen Veräußerlichung der Kirche." In Bezug auf den Versuch, „den lebensvollen Aufschwung der katholischen Wissenschaft in Deutschland unter den kirchlich unberechtigten Zwang einer absoluten Geltung der scholastischen Formel zu bringen", sagt er: „Hinter einem solchen Versuche grinset ein böses Gesicht, der innere Bruch der Kirche mit der geschichtlichen Entwickelung, mit dem richtigen Verständnisse der Gegenwart." Er sagt sich los von dem „aus einem krankhaften Tendiren zum Centrum" (dem romanisch-jesuitischen) „entspringenden Ultramontanismus." Das ist Lebensluft. Erblickten wir in der Katholischen Kirche blos eine Feindin, so würden wir uns freuen, wenn der Jesuitismus in ihr zur unbedingten Herschaft gelangte. Durch Encyclica und Syllabus, unbefleckte Empfängnis, Scholastik und Herscherkünste wird sie nicht gebaut, sondern ruinirt. Aber da wir in ihr eine Abteilung der Kirche Christi erblicken und lieben, so ist uns alles, was zu ihrem Frieden dient, Gegenstand herzlicher Freude.

Solche Freude ist uns auch neulich durch eine Anzeige von Aichingers Biographie Sailers in den historisch-politischen Blättern bereitet worden, die leider bis dahin dem üblen Geist in ihrer Kirche so vielen Vorschub geleistet haben. Diese Anzeige erkent in der äußerlich so fest geschlossenen Katholischen Kirche

das Vorhandensein von zwei Parteien an. Sailer, meint sie, würde keiner von beiden beitreten, weder den Vertretern eines äußerlichen Kirchentums und einer scholastischen Theologie, noch den Vertretern moderner Wissenschaftlichkeit, welche das innere Leben der Kirche mehr oder weniger vergessen. „Wir haben" — wird gesagt — „in diesem traurigen Streite stets nur das Symptom eines tiefer liegenden Uebels erblickt, das uns erschrecken müßte, wenn es in gleichmäßigem Fortschritte auf die jüngere Generation überginge. Dagegen aber gibt es nur ein Heilmittel: das, was Sailer sehr richtig das innere Leben der Kirche nante, muß wieder mehr betont werden. Das, was dem edlen Sailer und seiner Zeit mangelte, die strenge äußere Kirchlichkeit, ist von der nun hinschwindenden Generation für die Deutsche Kirche erobert worden; das aber bleibt uns noch zu erobern, was Sailer und seine correcten Freunde in so reichem Maße besaßen: jene heilige Liebe und freudige Gottinnigkeit, welche den Persönlichkeiten dieser Männer ihre überwältigende Erscheinung verlieh." Dazu gebe Gott seinen Segen! Die Schwierigkeiten sind freilich sehr groß und bis jezt sind alle Versuche, sie zu überwinden, im Ganzen und Großen und auf die Dauer ohne Erfolg geblieben. Wer sich den Umarmungen der Boa des geisttödtenden Jesuitismus entziehen will, darf nicht innerlich durch so viele Fäden mit ihm zusammenhängen, Fäden, die bei Sailer fast vollständig gelöst waren, wie die wolgelungene Biographie desselben von Jacobi, die wir bei dieser Gelegenheit unsern Lesern bestens empfehlen (Bielefeld bei Velhagen u. C.), dies näher nachweist. Doch schon der Versuch ist von nicht geringer Bedeutung, und wenn nur er nach den Niederlagen sich stets erneuert, so bleibt doch immer noch ein Salz übrig.

Noch haben wir zweier päpstlicher Erlasse zu gedenken. In einem nach Tyrol gerichteten Schreiben lobt der Papst die Bemühungen zur Verhinderung der Einwanderungen Andersgläubiger. Das ist ein Stück Praxis zu der Theorie der Encyclica. Wir können darin nicht einmal einen Erweis der vielgerühmten Klugheit der päpstlichen Politik erkennen, die sich ja überhaupt nur auf das niedere diplomatische Gebiet bezieht, nicht auf das der eigentlichen leitenden Grundsätze, wo sich so oft das grade Gegenteil derselben wahrnehmen läßt. Die Intoleranz ist dem Geiste der Zeit so zuwider, daß der kleine und jedenfalls nur momentane Gewinn durch einen viel größeren Schaden erkauft wird. Hätte aber der Papst erleuchtete Augen des Verständnisses, so würde er erkennen, daß das Nebeneinander von Evangelischer und Katholischer Kirche zu den notwendigen Lebensbedingungen der lezteren gehört.

Von weit größerer Bedeutung ist die Allocution vom 25. Sept. gegen die Freimaurer, oder nach dem Curialstyl gegen „jene verworfene Gesellschaft von Leuten, gewöhnlich Freimaurerei genant." Durch die Worte: „Wir tadeln und verdammen diese Freimaurergesellschaft und die andern Gesellschaften dieser Art

— — und wir wollen, daß die benanten Gesellschaften als von uns geächtet und verworfen zu betrachten sind", ist allen Katholischen Freimaurern die Alternative gestellt, entweder den Orden zu verlassen oder ihre Kirche, in der sie fernerhin nicht einmal ein ehrliches Begräbnis erlangen können. Wir müssen diese Entschiedenheit anerkennen und haben Angesichts derselben Ursache, uns zu schämen: konte doch unter uns noch vor Kurzem die Rede davon sein, daß ein Meister vom Stuhle Mitglied der höchsten kirchlichen Behörde des Landes werden sollte! Hat doch die gerechte Forderung bis jezt kein Gehör gefunden, daß den Geistlichen der Eintritt in den Orden verboten, der Austritt geboten werden möge! Das aber macht einen traurigen Eindruck, daß der Papst auch hier wieder seine Lieblingsphantasie einmischen muß und dadurch einen Strich zieht durch seine Berechtigung, gegen den Irrtum einzuschreiten: „Auf daß aber unsere Wünsche erhört werden, wollen wir noch zu unserer Fürsprecherin bei dem barmherzigen Gott, zur allerseligsten Jungfrau, seiner von Geburt an unbefleckten Mutter beten, der es gegeben ist, die Feinde der Kirche und die Ungeheuer des Irrtums zu zermalmen." Das treibende Princip des Ordens, die Scheu vor dem lebendigen Gott ist noch im vergangenen Jahr in dem von einer bedeutenden Partei in der Loge Frankreichs gestellten Antrag auf Streichung der von den Statuten verlangten Anerkennung der Existenz Gottes und der Unsterblichkeit der Sele offenbar geworden. In der Zeit der ersten Entstehung des Ordens im J. 1717 wandte sich die Gottlosigkeit nur gegen den geoffenbarten Gott. Die bloße Gottheit ließ man sich noch gefallen, weil man durch sie, die blos über den menschlichen Dingen schwebende, nicht in sie eindringende, wenig genirt wurde. Jezt will die Loge im Einklang mit dem Fortschritt der Zeit auch die natürliche Religion über Bord werfen. Daß neben der ursprünglichen und Hauptströmung im Freimaurerorden eine andere Strömung besteht, welche das christliche Princip in demselben zur Geltung zu bringen sucht, repräsentirt durch die Schwedische Maurerei und durch die große Landesloge in Berlin, das hätte im Interesse der Wahrheit und Gerechtigkeit in der päpstlichen Allocution anerkant werden sollen. Von wesentlicher Bedeutung aber ist die Thatsache nicht, da es sich hier nur um einen kleinen Bruchteil handelt, der die Möglichkeit seiner Existenz durch schlimme Concessionen an den beherschenden Geist des Ganzen erkaufen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 20. Januar. № 6.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

Wir gedenken endlich noch als einer interessanten und lehrreichen Erscheinung aus der Katholischen Kirche der Schrift: „Geschichte meiner religiösen Meinungen von Dr. J. H. Newman, Superior der Oratorianer in Birmingham, übersezt von Schündelen", Köln 65. Wir bekommen hier einen Einblick in die Geschichte der sogenanten Puseyitischen Partei in England und erhalten die Lehre, daß man im Verhältnis zur Katholischen Kirche den Anfängen widerstehen muß und daß das Mittel dieses Widerstandes die Versenkung in die heilige Schrift ist. Daß er es zu dieser nicht brachte, daß er auf dem Meere der Meinungen ohne Compaß und Steuerruder einherfuhr, seinen zufälligen Neigungen und Passionen preisgegeben, das war der Grundfehler bei Newman. Der Ausgangspunkt der Schrift ist die von dem bekanten Schriftsteller Kingsley gegen Newman erhobene Beschuldigung der Wahrheitslosigkeit. Ganz ohne Grund ist diese Beschuldigung nicht. Newman hat Jahre lang trotz seiner Unterschrift der so klaren und scharf ausgeprägten 39 Artikel der Englischen Kirche Katholische Lehren in ihr verfochten und den Grund der Kirche zu untergraben gesucht, der er Treue gelobt hatte. Er verlezt die Wahrheit auch jezt noch, indem er behauptet, der Papst habe das Dogma von der unbefleckten Empfängnis „in Folge einmütiger Bitten" proclamirt, „die von allen Seiten her an den heiligen Stuhl eingelaufen waren." Daß die Sache sich wesentlich anders verhält, zeigt die Schrift von Dr. Preuß. Im Ganzen aber tritt uns allerdings aus der Schrift das Bild eines aufrichtigen Mannes entgegen. Er hat es kein Hehl, daß er an dem blutigen Verfolgungsgeiste kein Wolgefallen hat. „Der Anblick eines spanischen Autodafé" — sagt er — „wäre mein Tod gewesen." Er gesteht, daß er sich in die Italienischen Uebertreibungen in Bezug auf Maria nicht finden kann, daß er ein Grauen hat vor Allem, was ein Mittleres einschieben will zwischen die Sele und ihren Schöpfer, er wagt es überhaupt zu beklagen, daß das Italienische Element in der Katholischen Kirche so vorwiegend geworden sei. Das lehrreichste Geständnis aber legt er in den Worten ab: „Ich bemerkte" (nach meinem Uebertritt) „nichts von Befestigung im Glauben an die Grundwahrheiten der Offenbarung, nichts von größerer Kraft der Selbstbeherschung, ich wurde nicht eifriger; aber es war mir, als ob ich nach stürmischer Seefahrt in den Hafen einliefe." Also mehr Ruhe, das ist der einzige vermeintliche Gewinn. Dazu paßt gar schlecht eine frühere Aeußerung: „Nur zwei Wege sind es, zwischen denen wir zu wählen haben: der eine führt nach Rom, der andere zum Atheismus." Jenes eine vermeintliche Gut aber hätte Newman in wahrhaftiger Weise finden können, wenn er sich dem Worte Gottes hingegeben hätte. Jezt, da er es in der Unfehlbarkeit der Kirche sucht, hat er einen zerbrochenen Rohrstab ergriffen. Ermüdet davon, dem Spiele einer unbändigen Subjectivität preisgegeben zu sein, hat er sich unter fremde Subjectivität gebeugt, die mit dem Scheine der Objectivität geschmückt ist, er ist der Menschen Knecht geworden. Liegt es denn nicht klar vor, daß z. B. das Dogma von der unbefleckten Empfängnis, unter das sich jezt alle Katholiken beugen müssen, ein Spiel der Subjectivität eines Individuums ist, daß es ohne die zufällige Liebhaberei dieses Individuums gar nicht zum Dogma geworden sein würde?

Wir wenden uns nun zu den Thatsachen, die zunächst einem engeren Kirchenkreise angehören, und beginnen hier bei unserm nächsten Vaterlande Preußen.

Eine Anzahl von Ravensberger Geistlichen, Pastor Huchzermeyer in Schildesche an der Spitze, hat eine Petition an den Herrn Minister der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten gerichtet, die wir nur aus öffentlichen Blättern kennen — sie wurde zuerst von einem ihrer Gegner in der Rheinischen Zeitung veröffentlicht. Es heißt in ihr: „Nach dem Ordinationsformular für die evangelischen Geistlichen der Monarchie, wie es die Agende vorschreibt, verpflichten sich die Ordinanden, die heilige Schrift Alten und Neuen Testamentes für Gottes Wort und die alleinige Glaubensnorm zu halten und demgemäß zu lehren. Diese Verpflichtung hat mindestens die Gewißheit zu ihrer Voraussetzung, daß den Studirenden der Theologie die Gelegenheit nicht fehle, die Auslegung des A. T. in der Weise zu hören, daß es als göttliche Offenbarung aufgefaßt und hingestellt werde." Das aber sei notorisch in Halle nicht der Fall. Sie stellen daher den Antrag: „Ew. Excellenz wollen neben den dort jezt lehrenden Professoren einen Exegeten des A. T. dorthin berufen, welcher dasselbe als Offenbarung Gottes behandelt."

Man wird nicht sagen dürfen, daß die Ravensberger Pastoren mit dieser Eingabe in ein fremdes Amt gegriffen und sich

in Dinge gemischt haben, die sie zunächst nichts angehen. Aus den dortigen Gegenden wird nach alter Tradition vorzugsweise die Universität Halle besucht und die Mängel der dortigen theologischen Unterweisung müssen sich in der nächsten Umgebung der Bittsteller sofort in empfindlicher Weise kundgeben. Man wird auch der Eingabe zugestehen, daß sie sich in den bescheidensten Gränzen hält und in der gemessensten Sprache nur dasjenige verlangt, dessen Billigkeit gar keinem Zweifel unterliegen kann. Die Pastoren berühren gar nicht die in unserer Zeit so schwirige Frage über die Gränzen der Lehrfreiheit. Sie wissen gar wol, daß ein bedeutendes Maß von Freiheit der Bewegung der Theologie in unserer Zeit durchaus notwendig ist, wenn sie ihre Mission erfüllen und nicht in Stagnation versinken soll, daß ein rohes Einschreiten hier mehr schaden als nützen würde. Sie wagen es nicht zu entscheiden, ob die Halleschen Docenten des A. T. die Gränzen dieser Freiheit überschritten haben. Sie enthalten sich jeden Antrages auf ein Einschreiten gegen dieselben. Sie verlangen nichts weiter, als daß neben ihnen noch ein Vertreter der kirchlichen Ueberzeugung berufen werde, gewiß ein billiger Wunsch, wenn man bedenkt, daß es sich um die Sicherstellung der Grundlage der gesamten Theologie auf der besuchtesten theologischen Facultät Preußens, ja Deutschlands handelt. Wie billig er ist, das erhellt schon daraus, daß die gegnerischen Artikel in öffentlichen Blättern den Thatbestand entstellen mußten, um einen Angriffspunkt zu erhalten. Sie reden durchweg von Denunciation, beantragter Untersuchung, Attentat gegen die Lehrfreiheit.

Gegen diese Petition haben die Doctoren Hupfeld und Riehm eine Erklärung in der Neuen Ev. K. Z. erlassen. Sie verwahren sich darin öffentlich dagegen „als eine Unwahrheit", daß sie ihren „Zuhörern das A. T. nicht als göttliche Offenbarung darstellen." „Allerdings" — sagen sie — „halten wir beide — denn wir gehen von denselben Grundanschauungen aus — die kritische Erforschung der Entstehungsgeschichte und der menschlich zeitlichen Form des A. T. für unsere Pflicht und unser gutes Recht." Dabei aber wollen sie „nicht nur in dem Alten Testamente eine göttliche Offenbarung anerkennen", sondern auch seinen Inhalt „als die ewige Grundlage aller wahren Religion gegen altes und neues Heidentum nach Kräften herauszustellen und zu verteidigen" bemüht sein.

Wir können diesen Widerspruch nicht als einen begründeten anerkennen und vermissen in der Erklärung die volle Offenheit und die Gerechtigkeit gegen den Gegner. Die Petition redete nicht von Offenbarungen Gottes in irgendwelchem Sinne im A. T., sie verlangte, daß das A. T. als Buch oder daß der Codex des A. T. „als Offenbarung Gottes" als „Gottes Wort" behandelt werde. Es handelt sich darum, ob daß A. T., wie es sich selbst in Jes. 34, 16 bezeichnet, „das Buch des Herrn" ist, handelt sich mit einem Worte um die göttliche Eingebung des A. T., denn Offenbarung auf die Schrift als solche bezogen ist eben nichts anderes als Inspiration.

Daß sie die Offenbarung in diesem Sinne entschieden verwerfen, das hätten Dr. Hupfeld und der mit ihm in den „Grundanschauungen" solidarisch verbundene Dr. Riehm mit männlicher Offenheit erklären sollen. Da sie es nicht gethan haben, so wollen wir es hier beweisen.

Dr. Hupfeld sagt in der Schrift über Begriff und Methode der biblischen Einleitung: „Soviel ist von vornherein klar, daß diese historisch-kritische Ansicht mit der altdogmatischen und in der Kirche hergebrachten Ansicht von der göttlichen Offenbarung und besonders Eingebung (Inspiration) der heiligen Schrift nicht vereinbar ist" (S. 18). „Die Männer Gottes sind selbst in Ausübung ihres heiligen Berufes vor dem allgemeinen Lose menschlicher und volkstümlicher Leidenschaft und Befangenheit nicht ganz bewahrt geblieben. — Die heilige Schrift hat auch eine menschliche Seite, und in dieser Hinsicht vor andern menschlichen Schriften nichts voraus" (S. 21). Wir müssen „vor allen Dingen uns entschließen, dem alten misverständlichen Begriff und Aberglauben der Inspiration derselben zu entsagen" (S. 25). In der Schrift über die Quellen der Genesis redet Dr. Hupfeld von „dem veralteten Dogma der Inspiration als einer übernatürlichen Einwirkung auf die Verfasser der biblischen Bücher" (S. XIII).

Die Tragweite dieser Grundsätze komt zur vollen Anschauung, wenn wir einen Blick auf die Praxis der Schriftauslegung bei Dr. Hupfeld werfen. Es begegnen uns da Dinge, dergleichen selbst bei einem Gesenius nicht vorkamen. Selbst die gewöhnlichste Pietät wird vielfach vermißt. Von dem 86. Psalme z. B., der tief erbaulich ist, sobald er mit dem Herzen gelesen wird und der stets einen wichtigen Gegenstand der eignen Meditation und der häuslichen Erbauung für die Gottesfürchtigen gebildet hat, sagt Hupfeld: „Ein Gebet in den gangbarsten allgemeinsten Formeln, ohne die mindeste Eigentümlichkeit, sowol in den Bitten als in den Begründungen (mit denn), die besonders im ersten Teil ebenso häufig als bedeutungslos wie abgegriffene Phrasen wiederkehren — — ein Cento und gleichsam Rosenkranz der allgemeinsten Klage- und Bittformeln." „Abgegriffene Phrasen", so bezeichnet Dr. Hupfeld die ewigen Grundtöne der Klage und Bitte, die sich stets von Neuem heilend um das wunde Herz legen, die alles mit sich führen, was sich früher von Andacht um sie gelegt hatte. Wer wird da nicht an das Wort erinnert: „sie lästern das sie nicht verstehen."

Zu Ps. 69 bemerkt Dr. Hupfeld: „Bei solchen Verwünschungen ist die ganze Stellung des Herzens eine verkehrte. Es ist eben nichts anders, als die alte Herzenshärtigkeit des Menschen." Blinder Eifer schadet nur. Von solchem erfüllt, verkent Hupfeld, daß der Sänger mit Herz und Gemüt sich in die Energie der strafenden Gerechtigkeit Gottes versenkt und seine herzliche Zustimmung zu ihr ausdrückt und den lebhaften Wunsch, daß sie sich entfalten möge, zur heilsamen Abschreckung für die Bösen, zum Troste und zur Erhebung für die, welche unter ihren Verfolgungen leiden. So angesehen, als Gegenstück zu der Beschreibung der Sündflut in dem ersten Buche der heiligen Schrift, in der Alles aufgeboten wird, den Leser in die Betrachtung der Tiefen des göttlichen Zornes gegen die Sünde einzuführen und

bei dieser Betrachtung festzuhalten, werden die Psalmen dieser Art zum reichen Quell der Erbauung. Sie sind namentlich von großer Bedeutung für unsere Zeit, der das Bild Gottes als des gerechten Vergelters so sehr verblichen ist.

In Ps. 109, in dem die Apostel nach Apgsch. 1, 20 eine Weissagung auf Christus erblicken und ihn also seiner für würdig hielten, findet D. Hupfeld „studirte Uebertreibung und Gräßlichkeit der Verwünschungen, wie auch bei späteren Propheten sich in ihren Flüchen Neigung zu ähnlichen Graßheiten findet, die dort im Verhältnis zu andern Völkern aus dem fanatischen rachsüchtigen Geist des spätern Judentums abzuleiten sind, aber hier im Privatverhältnis doch etwas zu Gesuchtes und abstract Vollständiges haben, um für eine Ergießung wirklichen Gefühles und nicht eher für eine Stylübung im Fluchen gehalten zu werden." Das sind doch „Graßheiten", gegen welche die kleinen Späßchen von Gesenius, der z. B. den 134. Psalm ein Nachtwächterlied nante, als unschuldig und liebenswürdig erscheinen. Es ist eine Monstrosität, einem solchen Manne das Privilegium zur Erklärung des A. T. für künftige Diener der Kirche zu erteilen.

Wäre der Rechtssinn in Dr. Hupfeld lebendig, so hätte er selbst die Petition an das Ministerium mitunterzeichnen, oder, wenn sich ihm dazu keine Gelegenheit bot, sobald er von ihr hörte, in Gemeinschaft mit Dr. Riehm an das Ministerium die dringende Bitte richten sollen, ihr zu entsprechen. Wir stellen kein Paradoxon auf, wir verlangen von Dr. Hupfeld nur, daß er practisch dem hätte Folge geben sollen, was er selbst als wahr anerkant hat. Er sagt in der Schrift über biblische Einleitung S. 84 von der „altkirchen Reaction" auf dem Gebiete des A. T.: „Sie hat unstreitig ein gutes Recht, gehört zu werden, da sie eine vielhundertjährige Ueberlieferung und die der Kirchenlehre zu Grunde liegende, ja dem religiösen Glauben überhaupt entsprechendste Ansicht gegen eine Kritik vertritt, die bisher nur hat zerstören, aber nichts haltbares aufbauen können. — Man kann diese Opposition auch im Interesse der Wissenschaft nur willkommen heißen, da sie in so schwirigen und so zarten Untersuchungen durch Beleuchtung der Gegenstände von verschiedenen Standpunkten aus — die hier am wenigsten zu entbehren ist — der Wahrheit sehr förderlich sein, und dazu dienen muß, die historische Forschung und Kritik vor Einseitigkeit zu bewahren und zur Reinigung und Vertiefung zu zwingen."

Hat die „altkirchliche Reaction" überhaupt „ein gutes Recht, gehört zu werden", so wird sie es ganz besonders in Halle haben, wo die Statuten das christliche und kirchliche Princip so entschieden als die alleinige Grundlage proclamiren. Unter dem Raumerschen Ministerium hat dies Recht auch eine Anerkennung gefunden. Recht eigentlich um die kirchliche Anschauung zu vertreten, wurde der selige Wichelhaus, leider unter dem Widerspruche von Dr. Hupfeld, zum a. o. Professor des A. T. ernant. Das Ministerium Hollweg dagegen ließ diesem Rechte keine Beachtung angedeihen. Als sich die Notwendigkeit der Berufung eines Docenten für das A. T. neben Dr. Hupfeld herausstellte,

wurden der Facultät nur Candidaten von der Richtung Hupfelds zur Auswahl vorgestellt. Was damals in unbegreiflicher Weise versehen wurde, darunter wird die Kirche nicht leiden dürfen, und gewiß wird doch auch der Evangelische Oberkirchenrath es nicht unterlassen, in dieser wichtigen Angelegenheit die Rechte der Evangelischen Kirche zu vertreten. Es ist hier noch in Betracht zu ziehen, daß der Halleschen theologischen Facultät durch das Ministerium Eichhorn, freilich nur versuchsweise, die erste Prüfung der Theologen überwiesen worden ist. Durch diese auch sonst sehr bedenkliche Einrichtung (sie raubt, um nur eins anzuführen, dem Consistorium in Magdeburg eine der wenigen Gelegenheiten, seine Candidaten kennen zu lernen und der Warnung des Apostels vor voreiliger Auflegung der Hände entsprechen zu können) ist für die Provinz Sachsen ein Universitätszwang eingeführt worden, nicht weniger streng wie der frühere Mühlenzwang. Ein Candidat, der von einer andern Universität komt, ist gegen die Zuhörer der examinirenden Professoren so entschieden im Nachteil, daß nur wenige das Wagnis bestehen mögen. Die Theologen aus der Provinz Sachsen müssen in Halle studiren, müssen über das A. T. hören, müssen bei Dr. Hupfeld und dem ihm gleichgesinten Dr. Riehm hören. Das ist doch wahrlich ein unzulässiger Zwang, schmerzlich für so viele Väter, schmerzlich auch von nicht wenigen Studirenden empfunden. Wenn das Gewissen treibt, ihm abzuhelfen, so wird freilich, falls die Abhilfe eine gründliche sein soll, auch auf das Examen Rücksicht zu nehmen sein. So lange dies ausschließlich dem Vertreter der rationalistischen Richtung bleibt, wird der Zwang fortdauern.

Eine Verstärkung der kirchlichen Richtung in der Halleschen Facultät erscheint überhaupt als dringend notwendig. Von welcher Ausdehnung in dieser Facultät die Verneinungen sind, das hat u. A. der Vortrag des Dr. Beyschlag auf dem Altenburger Kirchentage gezeigt, und der erst kurzlich gemachte Versuch desselben, das dort gegebene Aergernis zu verteidigen, statt es Gott und seiner Kirche abzubitten. Bei den einer älteren Generation angehörenden Vermittlungstheologen liegen diese Verneinungen mit den Bejahungen ziemlich ruhig zusammen. Die studirende Jugend aber ist ergriffen von dem Geiste einer fortgeschrittneren Zeit, welche die Unstatthaftigkeit der Vermischung des Unvereinbaren erkant hat. Sie führt die Verneinungen zu Ende. Der Fall, daß Theologen an Allem irre werden, was ihnen heilig sein soll, komt in Halle jezt sehr häufig vor. Solche entsagen dann entweder der Theologie, oder sie gehen ins Amt mit einem Brandmal im Gewissen. Selbst in der Verbindung Wingolf wurde neulich der Antrag gestellt, das Bekentnis zu der Gottheit Christi aus den Statuten zu streichen, und erst nach lebhaftem Kampfe abgeworfen. Das ist ein Zustand, dem die Wächter der Kirche die ernsteste Beachtung widmen sollten. Ein flüchtiger Blick auf die Geschichte lehrt, welch einen tief eingreifenden Einfluß die theologischen Facultäten auf die Kirche und auch auf den Staat ausüben.

Noch Bedenklicheres aber als Halle bietet Greifswald dar.

Die in der Prot. K. Z. abgedruckten Thesen des dortigen ordentlichen Professors der practischen Theologie Dr. Hanne haben in der Kirche Pommerns schon jetzt eine bedeutende Bewegung hervorgerufen und diese Bewegung wird fortdauern und sich steigern so lange, bis das Aergernis beseitigt ist. Von diesen Thesen gilt ganz, was Dr. Hanne selbst in den „Bekentnissen" von früheren Verirrungen sagt, die nur zu bald in ihm wiederaufgelebt sind, die lose Tünche beseitigt haben, mit denen er sie überdeckt hatte: „Ich ließ mich zu unbesonnenen, den Kern des Glaubens selbst beeinträchtigenden Zugeständnissen fortreißen." Dr. Hanne macht die Thüren der Kirche weit auf für den Zeitgeist, indem er im Einklange mit dem Protestantenverein für die Protestantische Kirche 1. „Gestaltung ihres Glaubensbewußtseins und Bekentnisses — — im Einklange mit der gesamten Culturentwickelung unserer Zeit" und 2. „volkstümliche Organisation — — auf Grund des Gemeindeprincips" verlangt, Forderungen, die er auch in einem öffentlich in Greifswalde gehaltenen Vortrage wiederholt hat, den er der neuen Titelausgabe seiner wenig beachteten „Bekentnisse" voranstellt. Dr. Hanne vergreift sich ohne Scheu an den gemeinsamen Grundlagen aller christlichen Bekentnisse. Er verwirft die Dreieinigkeit, die Gottheit Christi, die Erbsünde, die Lehre vom Teufel. „Gott" — sagt er — „kann nicht aus drei persönlichen Subjecten bestehend gedacht werden." „Jesus Christus kann nicht zugleich als persönlicher Gott gedacht werden, wenn er als wirklicher und wahrer Mensch gedacht werden soll." „Es ist undenkbar, daß die Sünde in ihrer innerhalb der menschlichen Gattung stattfindenden Allgemeinheit und Unvermeidlichkeit die Folge einer einzelnen zufälligen und willkürlichen Handlung der ersten Stammeltern sei." „Es ist undenkbar, daß Gott — — ein Wesen ins Dasein gerufen haben sollte, von dem er voraussah, daß es zum Teufel werden sollte."

Dr. Hanne tastet ohne Scheu die beiden Grundpfeiler an, auf denen speciell die Evangelische Kirche ruht. Von der heiligen Schrift, dem „reinen Brunnen Israels, welche allein die einige wahrhaftige Richtschnur ist, nach der alle Lehrer und Lehre zu richten und zu urteilen sind", will er nichts wissen, seine unbändige Subjectivität, seine charakterlose Abhängigkeit von dem Zeitgeiste kann sich unmöglich eine solche Schranke gefallen lassen. Er stellt ihrer Geltung „die allmälige Entstehung des A. und N. T. auf rein menschlichem Wege; die historische Unsicherheit oder auch die Ungeschichtlichkeit mehrerer einzelner biblischer Erzählungen — —, die unverkennbare Einwirkung des Mythus und der Sage in beiden Testamenten" entgegen. Die Gotteserscheinungen des A. T. sind nach ihm „nicht als objective Thatsachen zu fassen, sondern als subjective Visionen oder als Mythen." Manche biblische Wunder sollen nach ihm dem Satze des zureichenden Grundes zuwiderlaufen, „z. B. die jungfräuliche Geburt Christi, die Verwandlung des Wassers in Wein, die zauberartige Brotverwandlung." „Hier" — behauptet er — „können daher die Berichterstatter keine wirkliche Geschichte geben." Von der wahren Beschaffenheit und dem Werte desjenigen, was er preisgibt, hat der Mann keine Ahndung. Er hat sich nie in die Schrift versenkt, seine Lesereien ließen ihm keine Zeit und die mouches volantes seiner Phantasien trübten seinen Blick.

Von der Rechtfertigung aus dem Glauben, diesem zweiten Grundpfeiler unserer Kirche, sagt unser Bekentnis: „Von diesem Artikel kann man nichts weichen oder nachgeben, es falle Himmel und Erde oder was nicht bleiben will. Und auf diesem Artikel steht Alles, das wir wider den Papst, Teufel und alle Welt lehren und leben. Darum müssen wir des gewiß sein und nicht zweifeln, sonst ist Alles verloren und behält Papst und Teufel und Alles wider uns den Sieg und Recht." Hanne wirft auch diesen Artikel leichten Mutes über Bord und ohne eine Ahndung von seiner Bedeutung zu haben, die sich nur einem bußfertigen Gemüte erschließt, nach Luthers Worte: „solch groß Gnad und Barmherzigkeit, sucht ein Herz in großer Arbeit." „Der rechtfertigende Glaube" — sagt er — „ist — — nicht Vertrauen auf das Verdienst Christi — —, die rechtfertigende Kraft des Glaubens liegt vielmehr in der vollständigen Hingabe des Herzens und Willens an das — — christliche Heilsprincip, d. h. an den inneren Christus." Das christliche Heilsprincip, der innere Christus, das ist nur eine täuschende Redensart. Der Glaube ist nicht die bittende Hand, welcher die in Christo dargebotene Gnade ergreift, sondern er rechtfertigt durch sich selbst, er ist nur ein falscher Name für die sittliche Begeisterung, den Tugendeifer.

Dr. Hanne hat mit dem christlichen Glauben reine Bahn gemacht. Es bleibt ihm nichts übrig, als ein schaler Deismus. Er redet zwar in Bezug auf Christus von den „beglaubigten Thatsachen seines Wirkens, Leidens und Auferstehens", aber „beglaubigte Thatsachen" lassen sich aus einem Sagenbuche unmöglich gewinnen, und wenn Christus bloßer Mensch ist, so verlieren diese Thatsachen alle Bedeutung und namentlich von der Auferstehung kann dann nur mit einem Lächeln geredet werden. Von einem Glauben an sie kann unter solchen Voraussetzungen gar nicht die Rede sein.

Die Berufung Hannes erfolgte unter dem Ministerium Hollweg. Sie war um so unbegreiflicher, da Hanne noch kurz zuvor in der Vorrede zu seinen „Bekentnissen", Hannover 61, von „seiner zehnjährigen, oft ganze Monate lang von völliger Unfähigkeit zu wissenschaftlicher Receptivität und Productivität begleiteten Kränklichkeit" und von „seiner isolirten, von der Möglichkeit eines wissenschaftlichen Verkehres meistens ganz abgeschnittenen Existenzweise" geredet hatte, die ihm kaum erlaubt habe, durch ein Paar Zeitschriften mit der Zeit auf philosophischem und theologischem Gebiete in notdürftigem Zusammenhange bleiben zu können. Das war eine schlechte Grundlage für eine ordentliche Professur der Theologie. Aber freilich, Dr. Hanne besaß eine treffliche Virtuosität, er konte tapfer schmählen auf die confessionelle Engherzigkeit, konte trefflich declamiren für eine

weitherzige Union und das gab ihm den Vorzug vor den tüchtig durchgebildeten Theologen in Pommern selbst, Männern wie Euen und Wetzel, an welche bei der Besetzung der Professur der practischen Theologie in Greifswald zu denken sonst am nächsten gelegen hätte.

Der Behörde sind die Hände gegen Dr. Hanne durch seine Berufung nicht etwa gebunden. Er ist seitdem ein Anderer geworden, obgleich für den tiefer Blickenden die Keime seiner gegenwärtigen Richtung schon in seinen „Bekentnissen" vorliegen. Die Bekehrung, die er dort so zur Schau trug, die ihn einem Augustinus zur Seite stellen sollte, ist nur von kurzer Dauer gewesen. Er ist zu seinem alten Unglauben vollständig zurückgekehrt. Der Herausgeber der Protestantischen Kirchenzeitung sagt in Bezug auf den Vortrag, mit dem Dr. Hanne die neue Titelausgabe der „Bekentnisse" bezeichnet hat: „Dieser Vortrag, so wie die protestantischen Thesen bezeichnen allerdings einen wesentlichen Fortschritt in der theologischen Anschauung des Verfassers dem Inhalte der Bekentnisse gegenüber." Der Verf. habe offenbar den Standpunkt der Vermittlungstheologie überschritten, dem die Bekentnisse noch vielfach angehören.

Für subjective Phantasien wird Niemand gern leiden mögen und Dr. Hanne ist schon von seinen Vorfahren her eine weibliche Natur. Wie er schon einmal kurz vor seiner Berufung nach Greifswald sich gewandelt hat, so wird er auch jezt alle Erklärungen abgeben, die man ernstlich von ihm verlangt. Aber was wäre damit wol gewonnen? Der Herr der Kirche hat selbst es erklärt, daß ein schwankendes, vom Winde bewegtes Rohr für ihren Dienst nicht geeignet ist.

Es handelt sich in dem vorliegenden Falle um die Existenz einer Kirche in Preußen. Das Auftreten gegen Schenkel, in dem der Evangelische Oberkirchenrath vorangegangen ist und die Mitglieder des Pommerschen Consistoriums an der Spitze der Geistlichkeit aufgetreten sind, wird zur Lächerlichkeit, wenn man im eignen Lande einen Mann ruhig in seiner Stellung als Professor der practischen Theologie und als Pastor beläßt, der seinen Unglauben mindestens mit gleicher Offenheit und Entschiedenheit wie Schenkel ausgesprochen hat.

Die Kaminer Pastoralconferenz hat wolgethan, in dieser Sache die Stimme laut zu erheben. Für den weiteren Verlauf aber wünschen wir, daß das Zeugnis nicht aus der Mitte freier Vereine hervorgehe, sondern aus den Synoden, die damit auch schon einen Anfang gemacht haben. Es wird hoffenlich keine Synode gehalten werden, ohne in dieser Sache zu verhandeln. Bis Abhilfe geschafft ist, möge dies für Pommern das caeterum censeo sein. Es ist das zugleich ein wolthätiges Einigungsband zwischen den Confessionellen und solchen Unionisten, die einen festen Grund des Wortes Gottes unter den Füßen haben, eine gewiß willkommene Gelegenheit für die lezteren, sich von denen zu scheiden, welche die Union nur als Deckmantel für ihren Unglauben benutzen.

Der preiswürdige Erlaß Sr. Königlichen Hoheit des Großherzogs von Mecklenburg über den Sontag der Tagelöhner ist eins von den mannigfachen Zeichen, welche bekunden, daß in dieser Frage jezt eine heilsame Gährung stattfindet. Die Art, wie der Landtag dies: „entlaß mein Volk, daß es mir diene" aufgenommen hat, dient leider zur Bestätigung der in unsern Artikeln: „Kirche und Ritterschaft in Mecklenburg" erhobenen Klagen. Zu unserer Freude haben wenigstens sechs Mitglieder dieses Standes sich von ihren Genossen abgesondert und Gott und seinem Tage ihr Recht gegeben. Möchte die Ritterschaft noch zu rechter Zeit das Wort des Jeremias zu Herzen nehmen: „Gebet dem Herrn eurem Gott die Ehre, ehe denn es finster werde und ehe eure Füße sich an den dunklen Bergen stoßen." Schon liegt die Axt dort an der Wurzel.

Auch aus der Mitte der kleinen Anzahl bekentnistreuer Geistlichen im Herzogtum Coburg hat im vergangenen Jahre die Schar der „Zeitlinge" einen Zuwachs erhalten. O. Bagge hat durch die Schrift: „das Princip des Mythus im Dienst der christlichen Position, ein Versuch für Strauß und doch wider Strauß," das Wort in Erinnerung gebracht: „Sie sind von uns ausgegangen, aber sie waren nicht von uns, denn wo sie von uns gewesen wären, so wären sie ja bei uns geblieben, aber auf daß sie offenbar würden, daß sie nicht alle von uns sind." In der Aeußerung des unglücklichen Mannes: „ich kann getrost versichern, daß meine Grundanschauungen unverändert geblieben sind", liegt eine gewisse Wahrheit. Ein steinichter Untergrund ist bei ihm stets geblieben. Seine Rede hatte auch früher etwas Hohles, man hatte bei den vielen Redensarten das Gefühl, daß es an der vollen Hingebung an die Wahrheit, an dem schlagenden Herzen fehle. Was früher in der Tiefe verborgen war, das ist jezt bis zur Oberfläche vorgedrungen. Es hat sich an ihm das Wort bestätigt: „wer nicht hat, dem wird auch genommen, das er hat." Es gilt nun zunächst, daß er gegen sich selbst wahr ist und das Auge nicht verschließt gegen die notwendigen Consequenzen seiner Ansicht. Vielleicht wird ihm dann sein Fall zum Aufstehen dienen, wie A. H. Francke erst dann zur Bekehrung gelangte, als er mit seinen Zweifeln zum Aeußersten fortgeschritten und selbst an Gottes Dasein irre geworden war. Der vollendete Irrtum steht der Wahrheit näher als der halbe. Es ist eine thörichte Rede, wenn B. spricht: „Sollte es wirklich so gefährlich sein, jene Außenwerke preiszugeben? Die Stadt ist ja mehr als ihre Außenwerke. Und wenn wir mit den Außenwerken sogar die umgebenden hohen Ringmauern aufgeben, vielleicht geht es dann mit dem ferneren Besitze der Stadt desto besser." Was der Verfasser unter den Außenwerken versteht, das geht daraus hervor, daß er dem Mythus z. B. „die Geburts- und

Kindheitsgeschichte Jesu" zuweist, die Taufe Jesu, die Hochzeit zu Kana, das Speisungswunder, die Wunder auf dem Meere, den Auferstehungsbericht bei Matthäus. Und wie ernst es gemeint ist mit dem Aufgeben der hohen Ringmauern, das erhellt daraus, daß ihm Jesus Christus lediglich Mensch ist, Joseph nicht sein Nährvater, sondern sein Vater, S. 312. Es gab eine Zeit, wo die Thorheit solcher Rede noch nicht so offen zu Tage lag. Jezt aber ist sie völlig durch die Geschichte ins Licht gestellt. Aus Schleiermachers Vorlesungen über das Leben Jesu ist das Leben Jesu von Strauß hervorgegangen, und eine wirkliche Schule Schleiermachers gibt es nicht mehr: die Haltlosigkeit seiner Bejahungen ist von seinen Schülern längst erkant worden. Die Schrift von Bagge ist in ihrer charakterlosen Halbheit wissenschaftlich ohne alle Bedeutung, für Strauß, gegen den sie teilweise gerichtet wird, nur ein Gegenstand des Gelächters. Das Interesse, welches sie gewähren kann, ist nur ein psychologisches: wir erblicken in dem Fluten der verschiedenartigsten Gedanken und Gefühle, in den schreienden Widersprüchen, in der Untüchtigkeit zum Glauben und zum Unglauben, in der Unfähigkeit, irgend etwas mit fester Hand zu fassen, in dem ruhelosen Hin und Her — „unser Ariadnefaden", sagt der Verf. selbst sehr bezeichnend, „scheint, kaum leise angeknüpft, schon wieder zerrissen zu sein" —, in der marklosen Weise der Darstellung das traurige Bild eines Mannes mit doppelter Sele, der unbeständig ist in allen seinen Wegen, Jak. 1, 8, und wer das Buch mit Verstand liest, der kann dadurch zu dem Gebet erweckt werden: „Gib mir, o Gott, einen neuen gewissen Geist." Ein Pastor mit zwei Selen ist gewiß unter den kläglichen Jammergestalten die kläglichste, und unendlich besser ist es, als Holzhauer sein Brot im Schweiße des Angesichtes, aber mit Ehren zu essen.

Wie mans treibt, so gehts, das sehen wir an dem Großherzogtum Baden, dem von inneren Kämpfen so zerwühlten, daß sein Fürst, um Ruhe zu finden, das Ausland aufsuchen muß.

Die Erklärungen gegen Dr. Schenkel haben bis jezt ihr äußeres Ziel nicht erreicht, sie haben aber doch so viel Segen gestiftet, daß wir sie zu den erfreulichsten Ereignissen des vergangenen Jahres zählen müssen. Sie haben den Beweis geliefert, daß unsere Kirche kein Babel, daß das Bekentnis in ihr noch eine lebendige Macht ist, auch Katholiken haben sie nach dieser Seite imponirt. Man hat diese Erklärungen vielfach in ein falsches Licht gestellt, um sie verurteilen zu können, und auch manche Wolmeinende haben sie nicht aus dem rechten Gesichtspunkte betrachtet. Sie wollen nicht durch Majoritäten schlagen, das wäre ein ganz verderbliches Streben in der Kirche Gottes, die durchaus auf Autorität gegründet ist. Aber in der Frage, ob ein Christusläugner Direktor eines evangelischen Predigerseminars sein könne, ist der Beweis von großer Bedeutung, daß das Bekentnis der Kirche zu ihrem Heilande nicht blos auf einem alten Papiere steht, daß es noch fortwährend in ungeschwächter Kraft in den Herzen lebendig ist. Das war der große Fehler bei dem Preußischen Religionsedicte des vorigen Jahrhunderts, daß eine solche Grundlage ihm fehlte, daß es das Bekentnis aufrichten wollte, ohne daß eine lebendige Gemeinde von Bekennern vorhanden war.

Dr. Schenkel hat in dem vergangenen Jahre dem Streite eine neue Wendung zu geben und seinen Gegnern eine Verlegenheit zu bereiten gesucht. Er ist in dem 5. Hefte seiner Zeitschrift plötzlich mit der Behauptung hervorgetreten, es sei eine ungerechte Beschuldigung, daß er die Auferstehung läugne, er erkenne „wirkliche Manifestationen des im verklärten Zustande fortlebenden Jesus an die Seinen" an. Das ist noch immer nicht die Auferstehung, zu der auf Grund der heiligen Schrift sich die Kirche bekent. Die leibliche Auferstehung wird auch jezt von Schenkel geläugnet, Christus soll im Geiste sich seinen Jüngern offenbart haben. „Das leere Grab machts offenbar", das gilt auch jezt für Schenkel nicht. Die Frage, was denn aus dem Leibe Christi geworden sei, weiß er nicht zu beantworten. Auch mit dem Einwande, „daß die Erscheinungen Christi dadurch einen gespensterhaften Charakter erhalten", weiß er sich nicht abzufinden. Wie Paulus in 1 Cor. 15 die Auferstehung Christi als eine Bürgschaft für unsere leibliche Auferstehung darstellen konte, das bleibt für ihn ein ungelöstes Räthsel. Daß seine Auferstehung nicht die der heiligen Schrift ist, sieht er sich genötigt einzugestehen. „Daß ein Teil der Auferstehungsberichte" — sagt er — „die einfache Wiederbelebung des irdischen Leibes Jesu voraussezt, steht außer allem Zweifel." Völlig gescheitert aber ist er mit dem für seinen Zweck, die Angriffe seiner Gegner als ungerecht darzustellen, so unbedingt notwendigen Beweise, daß er solche Ansicht nicht erst jezt, in der Not aufgestellt, sondern sie stets gehegt habe. Daß er sie in dem „Charakerbilde" nicht ausdrücklich vorgetragen habe, muß er selbst zugestehen: „allerdings habe ich mich in dem Charakterbilde auf eine nähere Beschreibung des Zustandes, in welchem der verklärte Auferstandene sich befand, nicht eingelassen." Das ist schon von großer Bedeutung. Wenn der Direktor eines evangelischen Predigerseminars Glauben an die Auferstehung in irgend einem Sinne hatte, so konte er nicht anders, als diesen Glauben bekennen, und die erregte Weise, mit der er von „dem nichtswürdigsten aller Argumente, dem argumentum e silentio" redet, zeigt nur, daß der Beweis aus dem Stillschweigen hier wirklich beweisende Kraft hat: es ist Schenkels Weise, sich in Kraftausdrücken zu ergehen, wenn er weiß, daß er Unrecht hat. Aber es stehen uns noch weit gewichtigere Beweise zu Gebote, als das bloße Stillschweigen. Schenkel sagt in dem Charakerbilde S. 314: „Diesem mächtigen Eindrucke, der von seinem Kreuze ausgegangen war, konten sich namentlich auch seine Apostel nicht entziehen. Der betäubende Schrecken — — fing an, den wieder erwachenden Gefühlen der Liebe, des Vertrauens, der Hoffnung zu weichen. Die Frauen gingen auch hier voran. Sie hatten am Morgen des ersten Wochentages mit Sonnenaufgang das Grab Jesu besucht; sie fanden es leer, den Stein weggewälzt, an der Stelle des Leichnams Jesu glaubten sie eine Himmels-

erscheinung zu erblicken. Zustände der Verzückung traten ein, die Folge tief erschütterten weiblichen Seelenlebens." Wir haben hier die vollständigen Prämissen zu Hallucinationen und für wirkliche Erscheinungen Jesu fehlt jeder Boden. Nehmen wir noch hinzu, was Schenkel S. 319 von der angeblich „ältesten im Urmarcus enthaltenen Nachricht" sagt: „Von einer wirklich erfolgten Erscheinung Jesu berichtet diese älteste Quelle der Ueberlieferung noch nichts", wobei die gesperrte Schrift, mit der diese Worte gedruckt sind, die Stelle eines sapienti sat vertritt, so kann uns seine wahre Meinung nicht zweifelhaft sein. Nur so viel ist richtig, daß der schlaue Mann sich schon damals eine Hinterthür offen erhalten hat. Für die Freisinnigen wollte er freisinnig sein: sie sollten zwischen den Zeilen lesen. Wenn aber die Kirchlichen ihm etwa zu hart zusetzen sollten, so wollte er nichts gesagt haben.

Die Absetzung Schenkels wurde besonders auf Grund eines Paragraphen der Badenschen Kirchenrathsinstruction verlangt, welcher von der „Regierungsgewalt Christi in der Kirche des N. B." redet, „die er durch Leiden und Tod sich erworben und dann durch Auferstehung und Heimgang zum Vater davon Besiz genommen habe." Es galt, diese Waffe der Gegner unbrauchbar zu machen. Deshalb trat Schenkel plötzlich mit dieser seiner Auferstehung hervor. Er hat seine Sache aber damit nicht besser, sondern schlimmer gemacht. Man kann ein solches Treiben nur mit Grauen betrachten. Dem Glauben liegen solche Kunstgriffe und Listen fern. Er ist wahr, offen und mutig und freut sich, für seine Ueberzeugung zu leiden.

Während Schenkel sich bis jezt äußerlich in seiner moralisch unhaltbar gewordenen Stellung behauptete, hat der Direktor Knies den Angriffen der Gegner weichen müssen, und in der Schulfrage bereitet sich eine Verständigung mit der Kirche vor. Das energische Auftreten der Katholischen Kirche wird hier auch der Evangelischen zu gute kommen. Wir wünschen, daß dies Auftreten fortgesezt werde, daß man aber auf der Hut sei vor solchen Extremen, wie die Befürwortung der Aufhebung des staatlichen Schulzwanges. Dieser wurde im Blicke auf die Zustände in Baden auf der in Trier abgehaltenen Generalversammlung der katholischen Vereine das Wort geredet. Eine im August zu Freiburg abgehaltene Versamlung von 200 katholischen Geistlichen erklärte: „Bei den schroffen Gegensätzen unserer Zeit und bei der schweren Trübung der Verhältnisse im Badenschen Lande namentlich erscheint es höchst zweifelhaft, ob das an sich so wünschenswerte Zusammengehen von Kirche und Staat überhaupt und im Gebiete der Schule insbesondere auch wiederherstellbar sei." Die Conferenz betrachtet als wahre Lösung der Schulfrage unter den gegebenen Verhältnissen die Aufhebung des staatlichen Schulzwanzes und die Gewährung allgemeiner Unterrichtsfreiheit. Für die Katholische Kirche verlangt sie namentlich das Recht, Pfarrschulen zu gründen, zu welchem Zweck der Staat die Schulfonds an die Katholische Kirchenobrigkeit überlassen soll. Sie bittet den Erzbischof, für die Rechte der Katholischen Kirche den Schutz des Deutschen Bundes anzurufen! Wenn das ernsthaft gemeint ist und nicht blos eine Demonstration, so hat man sehr fehlgegriffen. Es ist überhaupt mißlich, auf momentane Zustände, die sich über Nacht ändern können, Entschlüsse von so durchgreifender Bedeutung zu gründen. Der Staat, von dessen Aufgabe die Katholiken freilich eine sehr niedrige Vorstellung haben, kann und wird in seiner gegenwärtigen Entwickelung die Schule nicht aus der Hand geben und den Schulzwang aufheben. Thäte er das leztere aber auch und gestattete er der Kirche die Errichtung von ihm unabhängiger Schulen, so würde er jedenfalls die einmal in seinen Händen befindlichen Schulfonds in Händen behalten, und wie es der Kirche ergehen würde, wenn sie in Hoffnung auf die Opferfreudigkeit der Gemeinden es unternähme, selbst für ihre Schulen zu sorgen, das haben wol hinreichend die schmerzlichen Erfahrungen gezeigt, welche die Katholische Geistlichkeit in Berlin an der Schule machen mußte. Man muß sich in unserer Zeit darauf beschränken, tapfer die von Gott uns zugewiesene Festung zu verteidigen und sich vor aller Planmacherei in Acht nehmen. Das sollte man sich auch bei dem nach grade zur Seeschlange gewordenen Project einer rein Katholischen Universität gesagt sein lassen, das sicher nie zur Ausführung kommen wird, und wenn es zur Ausführung käme, doch kein Gedeihen finden würde. Es fehlen ihm alle soliden Grundlagen. Die Versamlung der katholischen Vereine in Trier hätte mit diesem Plane ebenso wenig die Zeit verderben sollen, wie mit dem einer freien Schule. Das sind Luftstreiche, durch die man nur dem Feinde ein Vergnügen bereitet. Auf der Trierer Versamlung ist überhaupt wenig Reelles vorgekommen. Das Bedeutendste war die vorgetragene Denkschrift über die Gefahren, denen die Deutschen Auswanderer auf ihrer Ueberfahrt nach Amerika ausgesezt sind, und die darauf gegründete Adresse der Versamlung an die Regierungen von Frankreich, Belgien, Bremen und Hamburg, mit der Bitte um Abhilfe. Das sind schaurige Notstände, an deren Beseitigung hoffentlich auch die Regierung unsers Vaterlandes kräftig mitarbeiten wird.

Die Versamlung der schweizerischen Predigergesellschaft hat im August des vergangenen Jahres in Frauenfeld stattgefunden. Die gläubigen Geistlichen haben wieder einmal mit den Ungläubigen, mit erklärten Läugnern der Gottheit Christi, der Persönlichkeit Gottes und des ewigen Lebens an einem Joche gezogen. In dieser Predigergesellschaft liegt ein Hauptgrund der traurigen Halbheit, die wir in der Schweiz an so manchen besser gesinten Geistlichen wahrnehmen. Es ist wahrhaft kläglich, daß diese Geistlichen dem Vortrage eines Keim: „über die Bedeutung des Thatsächlichen für die Religion und insbesondere für die kirchlichen Hauptfeste" lauschten, und es für einen großen Gewinn erachteten, daß der Redner der Auferstehung Christi eine gewisse Anerkennung gewährte, nachdem er alle Grundlagen derselben zerstört, Christus für einen bloßen gottinnigen Menschen erklärt und die Geschichtlichkeit der Berichte geläugnet, auch den Anfang des Erdenlebens Jesu, dem das Ende genau correspondirt, dem Mythus zugewiesen, und ebenso die Himmelfahrt, in der die Auferstehung sich vollendet, als ein

sinnliches Bild für übersinnliche Thatsachen bezeichnet hatte. Es heißt Trauben von den Dornen und Feigen von den Disteln lesen, wenn man an einem solchen Vortrage etwas gewinnen will. Mag er Zeugnis davon geben, daß in dem Vortragenden noch etwas Besseres sich regt und zu Hoffnungen in Bezug auf seine Person veranlassen, die für uns außer Betracht bleibt und der wir alles Gute wünschen, auf die Sache gesehen, steht er der Wahrheit ferner, als die Weise eines Strauß, der offen, ehrlich und consequent auftritt und die Gegensätze nicht vertuscht und ineinandermengt. Von einem wirklichen Glauben an die Auferstehung kann ja unter solchen Voraussetzungen gar nicht die Rede sein. Wer wird wol etwas leiden mögen für eine Wahrheit, die auf so schwachen Füßen steht, die selbst sich nur als ein Nebelgebilde hinstellt? Prof. Keim erklärte, es unentschieden lassen zu wollen, wie die Auferstehung näher zu fassen sei, ob als Wiederbelebung und Verklärung des Leibes, ob als reale Geisteserscheinung und Geistesmitteilung. Die Männer des freien Geistes hatten Recht, wenn sie sich die scheinbare Position willig gefallen ließen, sie wußten wol, daß das nur etwas Sand in die Augen war. Den Gläubigen aber gereicht es nicht zur Ehre, daß sie in der Freude über diesen Scheingewinn so viele frommen Ohren anstöße Sätze willig hinnahmen. Einen seltsamen und ärgerlichen Contrast gegen das Bild der Zerrissenheit, welches die Versamlung darstellt, und gegen den Gräuel der Verwüstung bildet, was der „Bund" vom 20. August berichtet: „Der Abend versammelte die Festteilnehmer und ihre Quartiergeber auf dem Schützenplatze, wo sich bei bunter Beleuchtung, prasselndem Feuerwerk und schmetternder Kadettenmusik eine allerliebste Volksscene entwickelte", wie Schenkels Zeitschrift hinzusezt: „ein fröhliches Wogen der Bevölkerung rings um die Pfarrer ein heiteres Aufgehen der Pfarrer im Volke." Das Mittagsessen am zweiten Tage war nach dem Berichte des „Bundes" „belebt durch eine Flut sinniger Toaste in Prosa und in Versen." Ist denn der Geist des Jeremias völlig den Geistlichen der Schweiz entschwunden, welcher inmitten des öffentlichen Jubels heimlich weinen mußte über den Ruin der Tochter seines Volkes? Sollte man nicht auch erkennen, daß in dieser Predigergesellschaft eine schmähliche Heuchelei getrieben wird? Man ermuntert sich öffentlich „zu gegenseitiger Anerkennung und gemeinsamem Streben", im Herzen aber sehnt jede der beiden Parteien den Tag herbei, wo sie die andere ohne Gefahr austreiben kann, und nur in Erwartung dieses Tages bleiben die beiden Parteien, zwischen denen innerlich gar kein Band besteht, bei einander. Der Herausgeber hat noch keinen Geistlichen gesprochen, der die Sache anders ansähe.

Gegen das Treiben des Pfarrers Vögelin haben 78 Geistliche des Cantons Zürich, der ungefähr 150 Gemeinden zählt, eine „offene Erklärung" erlassen, in der sie den grellen

Widerspruch dieses Treibens aufdecken gegen das von ihm abgelegte Ordinationsgelübde, worin er versprochen hat: „das Wort Gottes, Gesez und Evangelium nach den Grundsätzen der evang.-reformirten Kirche, gemäß den heiligen Schriften des A. und besonders des N. T. treu und lauter zu predigen." Im merkwürdigen Contraste dagegen wurde auf der Zürcher Synode der Antrag von Pf. Wolfensberger: „Der Hochwürdige Kirchenrath wird eingeladen, auf die Handhabung des Bekentnisses unserer Landeskirche also Bedacht zu nehmen, daß er offen zu Tage tretende Untreue an den Dienern des Wortes ahnde und vorhandenes Aergernis abstelle", fast einstimmig abgelehnt. Das mochte in der Beschaffenheit des „Hochwürdigen Oberkirchenrathes" seinen guten Grund haben. Es hat noch niemals Jemand sein eigen Fleisch gehaßt. Aber die Unterzeichner der Petion hätten auch hier ein kräftiges Zeugnis ablegen und nicht in die flauen Erwägungen einstimmen sollen, durch welche der Uebergang zur Tagesordnung motivirt wurde. Tritt uns in diesen Erwägungen das traurige Bild Laodicäas entgegen, so zeigt die Schrift: „Die Thatsachen des Glaubens, Vorträge von Zutz, Zürich 66", daß es auch im Canton Zürich noch mutige und entschiedene Zeugen der Wahrheit gibt. Möge sich der Verfasser bei den vielen Anfeindungen, denen er wegen seines Zeugnisses ausgesezt ist, das Wort recht tief ins Herz schreiben: seid fröhlich und getrost, es wird euch im Himmel wol belohnt werden.

Die evangelische Kirche in den Ostseeprovinzen Rußlands hat im vergangenen Jahre wenigstens teilweise Abhilfe einer gerechten Beschwerde erhalten. Im Gegensatze gegen die bei dem Uebergange dieser Provinzen an Rußland ihnen verbürgten Rechte, mußten dort alle Kinder aus gemischten Ehen der Griechischen Kirche übergeben werden. In der Kirchenordnung vom J. 1832 war den evangelischen Geistlichen unbedingt untersagt, Kinder aus solchen Ehen zu taufen, zu unterrichten und zu confirmiren. Das war ein schwerer Druck, der auf den Einzelnen lastete, und die Folgen waren auch bedrohlich für die Kirche im Ganzen. Die gemischten Ehen waren besonders häufig unter dem dort so einflußreichen Adel, und man glaubte schon mathematisch berechnen zu können, bis zu welcher Zeit dieser der Evangelischen Kirche vollständig verloren gegangen sein würde. Die vielfältigen und dringenden Bitten haben endlich wenigstens teilweise Erhörung gefunden.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 24. Januar. № 7.

Vorwort.

(Schluß.)

Man hat es zwar im Angesichte der Macht und des Fanatismus der Griechischen Kirche noch nicht gewagt, das Gesez aufzuheben, aber der Kaiser hat unter dem 14. Mai dem Minister des Innern aufgetragen, dem General-Gouverneur der Ostseeprovinzen mitzuteilen, „daß in Zukunft bei Schließung von Ehen zwischen Personen von orthodox-griechischer und evangelisch-lutherischer Confession in den Ostseeprovinzen der durch das Reichsgesez geforderte Revers über die Uebergabe sämtlicher Kinder an die orthodox-griechische Confession nicht mehr soll abgefordert werden", und dieser Erlaß ist von dem Gouverneur den Consistorien mitgeteilt, von diesen den Predigern, von den Predigern den Gemeinden. Der Gedanke der Regierung ist wol der, daß sich erst eine Praxis ausbilden und daß dann zu gelegener Zeit der factische Zustand zum Gesetze erhoben werden soll. Ist die Gabe auch vorläufig eine unvollständige, auch in sofern, als sie sich nur auf die Ostseeprovinzen bezieht, während in dem ganzen übrigen Reiche der alte Zwang fortbesteht, so wird man doch für sie sehr dankbar sein müssen. Ist die Sache für die Pastoren nicht ganz ohne Gefahr, da sie unter veränderten Umständen möglicherweise wegen Verletzung der noch fortbestehenden gesezlichen Bestimmung zur Verantwortung gezogen werden können, so werden sie im Blicke auf die schwierige Lage der Regierung ihren Anteil an der Gefahr willig und freudig auf sich nehmen und bedenken, daß sie nach ihrer Mission gar keinen Anspruch darauf haben, in gutem Frieden unter ihrem Weinstock und Feigenbaum zu sitzen oder auch, wenn man meint, davon könne in Rußland unter allen Umständen nicht die Rede sein, unter dem Schatten ihres Balkens. Das wird freilich zu erwarten sein, daß die Regierung den Widerstand der Griechischen Geistlichen, welche sich weigern, die ihnen allein zuständige Trauung zu vollziehen, wenn nicht vorher das Versprechen abgelegt wird, die Kinder der Griechischen Kirche zu übergeben, energisch brechen wird. Geschähe dies nicht, so würde die ganze Maßregel sich als eine bloße Täuschung darstellen.

Während hier ein Forschritt vorliegt, besteht ein anderer trauriger Notstand noch ungebrochen fort. In den Jahren 45 und 46 entstand unter den Bewohnern Livlands in Folge ihnen durch Emissäre vorgespiegelter materieller Vorteile eine Bewegung, bei der Tausende zur Griechischen Kirche übertraten. Die armen Leute wußten nicht, was sie thaten, und erkanten erst als es zu spät war, was sie gethan hatten. Sie wurden von einer tiefen Sehnsucht nach der verlassenen Mutterkirche ergriffen, aber die Griechische Kirche in Rußland läßt die, welche ihr einmal angehören, nicht wieder los. Die Armen suchen sich in der Verzweiflung so gut zu helfen als es geht, sich das Abendmal zu stehlen, von dem sie gesezlich ausgeschlossen sind, die Kinder durch die Nottaufe den Griechischen Geistlichen zu entziehen. Sie haben Alles gethan, des Kaisers Herz zu rühren, aber obgleich dies Herz ihnen gewiß nicht verschlossen ist, das Herz, das schon unter der Regierung des Kaisers Nicolaus so warm schlug für die Gewissensnot, so entbrante gegen den Glaubensdruck, bis jezt ist nichts geschehen. Man fürchtet die Griechische Kirche. Es käme jezt darauf an, dieser fühlbar zu machen, daß sie durch das hartnäckige Bestehen auf veralteten Prätensionen den Unwillen der ganzen christlichen Welt auf sich zieht. Der Gewissensdruck ist jezt nicht mehr an der Zeit, das müßte ihnen durch Zeugnisse aus allen Ländern begreiflich gemacht werden. Die Anregung dazu müßte mehr, als dies bis jezt geschehen, von den Ostseeprovinzen selbst ausgehen. Namentlich in Englischen und Nordamerikanischen Blättern sollte man durch Darlegungen des in seinem Detail wahrhaft ergreifenden, teilweise haarsträubenden Thatbestandes die christlichen Sympathien wachrufen. Das Uebel ist zu schreiend, als daß es fortbestehen könte, wenn erst die Aufmerksamkeit der christlichen Welt darauf gelenkt worden. Auch politische Blätter conservativer Richtung, wie z. B. die Neue Preußische Zeitung, hätten die Aufgabe dazu mitzuwirken, und zwar um so mehr, je wichtiger die Dienste sind, die sie der Russischen Regierung bei ihrem Kampfe gegen die Revolution geleistet haben.

Das vergangene Jahr hat endlich dem schaurigen Bürgerkriege in den Vereinigten Staaten Nordamerikas ein Ziel gesezt. Was wir im Vorworte des vorigen Jahrganges über diesen Krieg bemerkten, ist durch die dortigen Zeitungen gegangen und hat, dem Zusammenhange entnommen, der ihm die rechte Beleuchtung verlieh, dort viel böses Blut gemacht, man ist sogar so weit gegangen, dem Herausgeber in öffentlichen Blättern eine moralische Mitschuld an der Ermordung des Präsidenten Lincoln beizulegen, wobei er es dankend anerkent, daß ihm nach einer löblichen Amerikanischen Sitte die betr. Artikel zugesandt

wurden. Besonders hat man sich daran gestoßen, daß dieser in Hinweisung auf Ps. 55, 24: „die Männer des Blutes werden ihre Tage nicht auf die Hälfte bringen", „ein Mann des Blutes und der Thränen" genant wurde, nach dem Zusammenhange nicht im Sinne einer persönlichen Anklage, sondern als Vertreter der Kriegspolitik. Der Herausgeber redete nicht vom Standpunkte einer politischen Partei, sondern in demselben Geiste aus dem Paul Gerhards Lied: „Gottlob nun ist erschollen das edle Fried- und Freudenswort, daß nunmehr ruhen sollen die Spieß und Schwerter und ihr Mord" hervorging, in dem es von der Friedensgabe heißt: „In dich hat Gott versenket all unser Glück und Heil, wer dich betrübt und kränket, der drückt sich selbst den Pfeil des Herzleids in das Herze und löscht aus Unverstand die güldne Freudenkerze mit seiner eignen Hand." Es erschien uns als unverantwortlich, die gräuliche Schlächterei unter Christen fortzusetzen. Und jezt, da Gott sei Dank der Krieg schneller als erwartet werden konte, ein Ende genommen hat, finden wir uns nicht veranlaßt, unsere Ansicht zurückzunehmen. Wir meinen vielmehr, daß sie durch die Ereignisse selbst eine Bestätigung erhalten hat. Daß die Ermordung des Präsidenten Lincoln nach der menschlichen Seite die That eines verruchten Bösewichtes war, darüber kann gar kein Zweifel sein. Für den Christen aber bieten solche Ereignisse auch noch eine andere Seite dar. „An demselben 14. April" — sagt D. Schaff, in der Schrift: Der Bürgerkrieg und das christliche Leben in Nordamerika, Berlin 66 — „an welchem vier Jahre zuvor der Krieg durch die Erstürmung von Fort Sumter begonnen hatte und an welchem so eben die Beendigung desselben gefeiert worden war, wurde der Präsident der Vereinigten Staaten von der Hand eines Schauspielers und Meuchelmörders im Theater vor dem versammelten Volke erschossen. Die schöpferische Phantasie eines Shakespeare hätte keinen großartigeren und passenderen Schluß dieser ernsten Kriegstragödie finden können." Es ist das ebenso bedeutsam, wie daß die Römische Zerstörung Jerusalems an demselben Jahrestage erfolgte, an dem die Chaldäische geschehen war. Die Deutung der Thatsache, welche D. Schaff aufstellt: „das Märtyrerblut des edlen Präsidenten Lincoln hat die Nationalschuld der Sclaverei ausgetilgt" ist ziemlich schaal und weit hergeholt. Weit näher liegt die andere, daß durch diese Thatsache der Meinung vorgebeugt werden sollte, welche D. Schaff ungeachtet derselben ausspricht: „Für die Folgen ist der Süden allein verantwortlich", daß der Norden darauf hingewiesen werden sollte, daß auch ihm ein bedeutender Teil der Schuld beiwohnt, um so mehr darauf hingewiesen werden sollte, als der Sieg nahe legte, es zu vergessen. Meinet ihr, daß diese Südlinger vor Allen Sünder gewesen sind, dieweil sie das erlitten haben? Ich sage: Nein! sondern so ihr euch nicht bessert, werdet ihr auch also umkommen. Von Bedeutung ist, daß die Mörderhand den Repräsentanten des Nordens grade am Karfreitag traf. Das Blut Christi für uns vergossen soll die Teilnehmer seiner Versöhnung davon abmahnen, daß sie sich unter einander schlachten, soll sie, wenn Zerwürfnisse eintreten, antreiben, daß sie sich unter Gottes

gewaltige Hand demütigen und die Heilung der Schäden von ihm erbitten und erwarten.

Wenn wir einen Blick auf die Folgen des Krieges werfen, so haben wir wahrlich keinen Grund, unsere Stellung in dieser Frage zu bereuen. „Der Amerikanische Bürgerkrieg" — sagt D. Schaff — „hat unsägliches Elend in seinem Gefolge gehabt, er hat ganze Länder und Staaten wüste gelegt, eine Nationalschuld von nahe an 3000 Millionen aufgehäuft, mehrere 100000 Menschenleben gekostet" (schon am Ende des Jahres 64 berechnete man die Zahl der Getödteten auf eine halbe Million!), „eine noch größere Armee von Invaliden, Krüppeln, Witwen und Waisen geschaffen, die Südstaaten in eine Ruine verwandelt." Das sind doch wahrhaft schaurige Folgen und der Ersaz müßte ein großartiger sein, wenn er all dies Blut und all diese Thränen aufwiegen sollte, die nach dem Psalmisten in Gottes Buch geschrieben stehen. Das Aequivalent aber, auf das D. Schaff hinweist: „der Krieg hat drei bis vier Millionen unsterblicher Menschen von den Ketten der Sclaverei befreit", ist ein ziemlich unsicheres und erst der Erfolg muß lehren, ob die scheinbare Wolthat den Negern wirklich zum Heile gereicht. Für den Augenblick wenigstens stimmen alle Berichte darin überein, daß sie namenlosem Elende anheimgefallen sind. Man hat die Negerfrage ganz irrig auf das Gebiet der Religion herübergeworfen. Die eigentliche Frage ist die: sind die Neger wirklich geeignet, sich selbst zu regieren, oder sind sie nach ihrer ganzen Art und ihrer geschichtlichen Entwickelung dazu bestimt, geleitet zu werden, und können nur in einem abhängigen Verhältnisse gedeihen? Mit dem Satze: „das Evangelium findet unter keiner Raçe willigere Aufnahme, als unter den Negern", ist offenbar nichts bewiesen: das paßt auch auf die Kinder und doch bedürfen diese der Leitung und müssen zu Grunde gehen, wo sie fehlt. Die Erfahrung aber spricht bis jezt entschieden und aller Orten dafür, daß für die Neger im Ganzen und Großen Emancipation ein Unglück ist. Wichtige Thatsachen bietet in dieser Beziehung die Schrift: „die Sclaverei in den Südstaaten Amerikas, dargestellt von einem katholischen Missionar, Frankf. 65", die wir nur aus den Auszügen in den historisch-politischen Blättern kennen. Der Verf. versichert wiederholt, daß die freien Neger viel unmoralischer seien als die Sclaven, und daß mit der Emancipation die Unsittlichkeit unendlich größere Verhältnisse annehmen werde. Ohne Vorbereitung emancipirt würden die Neger zuerst meist in den Abgrund der Lüderlichkeit versinken und endlich durch den Raçenhaß der Weißen vom Erdboden vertilgt werden. Von den freien Negern in den Nordstaaten der Union und in Canada wird gesagt: „Nur ihre geringe Zahl rettet sie vor unaufhörlichen Ausbrüchen von Gewaltthaten, wie man sie zuweilen in New-York und Philadelphia sah. Dennoch gehen sie ihrem Untergange entgegen. Die Zahl der Sterbefälle unter ihnen übersteigt mindestens um ein Dritteil die der Geburten, und ihre Lage ist elend und erbärmlich." Das schreibt ein unparteiischer Mann auf Grund langjähriger Beobachtungen. Gewiß ist in den Südstaaten an den Negern sehr viel gesündigt

worden und wir erkennen willig an, daß das Elend, dem sie jezt anheimgefallen sind, auch aus dem Gesichtspunkt des Gerichtes zu betrachten ist, welches der Vater der Witwen und der Richter der Waisen über diejenigen halten mußte, die sich an seinen Schüzlingen vergriffen hatten. Aber ebenso sicher ist es, daß nordstaatlicher Parteieifer hier maßlos übertrieben hat, und daß deutsche christliche Blätter, wie z. B. das Baseler Missionsmagazin, sich wol hätten hüten sollen, diese gehässigen Uebertreibungen, in denen die Amerikaner mehr leisten können, wie alle andern Sterblichen, als geschichtliche Wahrheit hinzunehmen. D. Schaff sagt: „Ich gebe gern zu, daß die Neger im Allgemeinen in den Südstaaten, aus materiellem Interesse und Humanität, gut behandelt wurden und Charaktere wie Legree in Onkel Toms Hütte zu den seltensten Ausnahmen gehörten." Ein großes Factum zu Gunsten der Südstaaten liegt jedenfalls vor: „die Neger sind in der Sclaverei", wie D. Schaff sagt, „alle dem Namen und Bekentnisse nach christianisirt." Wir wünschen von Herzen, daß in dem Stande der Emancipation ihnen gleiche und noch weit herlichere Wolthaten zu Teil werden mögen, wir segnen die treuen und großartigen Bemühungen, die in dieser Beziehung jezt von ernsten Christen aufgewandt werden, wir sind überzeugt, daß diese Bemühungen im Einzelnen reichen Erfolg haben werden, aber in Bezug auf das Ganze und Große ist uns dieser Erfolg ganz zweifelhaft, trotz des „obersten Grundsatzes der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung von der allgemeinen natürlichen Freiheit und Gleichheit der Menschen", der aus einer Doctrin geflossen ist, die ihren Menschen sich selbst bildete, statt ihn zu nehmen wie er ist.

Die bedenklichen Folgen sind aber von D. Schaff nicht vollständig dargelegt worden. Wir rechnen zu ihnen noch den Terrorismus der öffentlichen Meinung, der durch den Sieg der Nordstaaten oder vielmehr der Kriegspartei in denselben zu einer Höhe gediehen ist, daß es für den, welcher einem solchen Terrorismus sich nicht fügen will, unerträglich sein muß, in den Vereinigten Staaten zu leben. Ein katholischer Prälat in Amerika hat mit Recht gesagt: „Eine kleine Republik mit Freiheit ist besser als eine große Republik ohne Freiheit." Die demokratische Partei, diejenige, welche die freie Selbstbestimmung der Einzelstaaten im Bunde betont und ein heilsames Gegengewicht bildet gegen die republikanische, die Vertreterin des Gesamtstaates, ist durch den Sieg wie geächtet. D. Schaff warf in seinem Berliner Vortrage „die miserable Partei der sogenanten Copperheads oder Friedensdemokraten des Nordens" ohne weiteres unter den Kehricht.

Der Süden ferner ist nicht innerlich überwunden und die Erneuerung des Bruderkrieges ist, wenn nicht ganz besondere Umstände eintreten, nur eine Frage der Zeit, ähnlich wie in Russisch-Polen mit jeder neuen Generation eine neue Schilderhebung eintritt.

„Hochmut komt vor dem Fall." D. Schaff redet von dem „unerschütterlichen Glauben an eine große Zukunft", welcher in den Vereinigten Staaten jezt Alles durchdringe. Der Geist,

der dort Alles erfüllt, spiegelt sich auch in den Worten ab: „Das Volk hat die Feuerprobe durchgemacht und ist erst jezt in das Alter männlicher Kraft und Selbständigkeit eingetreten." Wie lange wird es noch dauern, bis diese erhobene Stimmung in neue blutige Kriege verwickelt, und bis sich das Wort bewährt: „Gott widersteht den Hoffärtigen", das für die Völker nicht weniger gilt, wie für die Einzelnen. Die Ansätze dazu sind schon jezt vorhanden.

Einer der traurigsten Schäden aber, welche der Krieg herbeigeführt hat, ist die tiefe Verflechtung der kirchlichen Gemeinschaften in die weltlichen Händel. Die Spaltungen, die in Folge dessen in diesen Gemeinschaften ausgebrochen sind, halten wir noch für das geringste Uebel. Die Hauptsache ist die innere Verunreinigung, welche stets eintritt, wenn Kirche und Welt durcheinandergemengt werden. Es lag gar keine Veranlassung für die Kirche vor, sich in diese Händel zu mischen. Die Frage, ob die Südstaaten das Recht zur Secession hatten, war eine rein politische, bei der sich nach beiden Seiten hin stattliche Argumente anführen ließen. Da sich für die Selbständigkeit der einzelnen Staaten so viel sagen ließ, so durfte man hier mit dem vierten Gebote nicht so ohne weiteres zufahren. Zudem war dies Gebot in Bezug auf die politische Gestaltung der Vereinigten Staaten stets grundsäzlich verläugnet worden und nur der Parteieifer konte meinen, es jezt plözlich zur Geltung bringen zu können. Die Negerfrage gehörte auch nicht vor das Forum der Kirche. Sie kann nur durch nüchterne Beobachtung der wirklichen Verhältnisse entschieden werden und alles Echauffement ist hier vom Uebel, empörend Aeußerungen wie die eines berühmten Predigers der Nordstaaten: „Ich glaube, daß Sharps Büchse das beste moralische Hilfsmittel gegen die Sclavenhalter ist." Bei dieser Lage der Sache kann man sich nur tief betrüben über die Entschiedenheit, mit welcher die Diener der Kirche sich an dem politischen Kampfe beteiligt und sich unter die Parteien und ihre trüben Leidenschaften gemischt haben, statt über ihnen stehen zu bleiben. „Fast die ganze christliche Kirche Nordamerikas", sagt E. Harms, der die dortigen Zustände aus eigner Anschauung kent (Guerikes Zeitschr. 65), „ist über dieser Frage zerschellt. Die politischen Parteien haben sich in der Kirche wiedergespiegelt, politische Grundsätze und Fragen, auf das theologische Gebiet und die Kanzel herübergezogen, haben die ganze Kirche in Bewegung gesezt und zu so heftigen Streitigkeiten und Erbitterungen geführt, daß je nach ihrer demokratischen oder republikanischen Gesinnung fast jede Kirchengemeinschaft sich getrent hat. — Es war schon lange eine beliebte Methode in den Vereinigten Staaten, daß Prediger als solche sich mit der Politik zu thun machten, dieselbe auf die Kanzel brachten und den Maßstab des Christentums an die politischen Parteien zu legen suchten. Darüber brachen Spaltungen in vielen Gemeinden aus; je nachdem die demokratische oder republikanische Partei die Oberhand gewann, wurde der Prediger vertrieben oder mit cheers und Beifallsklatschen überschüttet." Wahrlich, da kann man sehen, was es mit dem Dummwerden des Salzes auf sich hat, und es liegt

hier die eindringlichste Warnung vor, sich vor gleicher Verirrung zu hüten, eine Warnung, die freilich da überhört werden muß wo man nicht mit Zinzendorf sprechen kann: „ich hab nur eine Passion und die ist Er, nur Er.“ Unter den aus der Reformation hervorgegangenen Gemeinschaften hat sich fast nur die Missourisynode von der politischen Verunreinigung frei erhalten, begünstigt durch ihre eigentümliche Lage, da ihre Gemeinden zum Teil dem Norden und zum Teil dem Süden angehören, und es also offen am Tage lag, daß politische Parteinahme ihr Untergang sein würde. Die Sätze, welche diese Synode aufstellte: „das Christentum hat nichts mit der Politik zu thun“; „der Kampf in Kirche und Staat ist ein verschiedener Kampf“, sind für die Amerikanischen Verhältnisse vollkommen wahr und stehen nicht im Widerspruche mit dem im Angesichte der Deutschen Verhältnisse aufgestellten, nicht minder wahren Satze Stahls: „Es ist in Kirche und Staat nur ein Kampf und eine Entscheidung, wer der Herr der sittlichen Welt sei, die Ordnung Gottes oder der Wille des Menschen.“ Die Katholische Kirche hat sich in den Vereinigten Staaten besser gehalten, wie in Polen und Belgien, wo sie jezt die Früchte ihres verkehrten politischen Treibens zu ernten begint und sie in Zukunft noch vollständig wird verzehren müssen. Ein Aufsaz in dem Novemberheft der Sion: „die Zukunft der Katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten“, sagt: „Während Methodisten, Baptisten und Presbyterianer unter einander haderten, durch ihre politischen Umtriebe ihre Religion zerspalteten, das Wol des Staates untergruben, bemühte die Katholische Kirche sich, die aufgeregten Leidenschaften zu besänftigen, den Sterbenden Trost zu bringen, die Mühseligkeiten des Krieges zu erleichtern und in Ruhe und Frieden den Pflichten ihrer göttlichen Berufung nachzukommen.“

Müssen wir hier unsern Brüdern in den Vereinigten Staaten das Wort zurufen: Gedenke wovon du gefallen bist und thue Buße, so erkennen wir willig an, daß es in andern Beziehungen dort besser steht, als bei uns. Die Thätigkeit der christlichen Liebe für die Gefangenen, Kranken und Verwundeten ist dort eine wahrhaft großartige gewesen. Die Zahl der Kirchen in New-York verglichen mit der in Berlin, die Beobachtung der Feiertage des Herrn dort im Gegensatze gegen die unter uns so weit verbreitete Sabbatsschändung, die Einnahme der Amerikanischen Bibelgesellschaft verglichen mit der der Preußischen, kann kein: ich danke dir Gott! in uns aufkommen lassen. Die Deutschen sind ebenso tief herabgekommen, als sie tief angelegt sind, das zeigt uns der Blick auf unsere Landsleute in Amerika, die dort der Hauptträger des bösen Principes sind, zeigt uns auch die Vergleichung unserer Zustände mit dem, was D. Schaff über die Stellung sagt, welche in Nordamerika die heilige Schrift einnimt: „Die heilige Schrift ist wol nirgends mehr geachtet und gebraucht, als in den Vereinigten Staaten. Man findet sie in allen Familien, auf den Dampfschiffen und in den Zimmern jedes anständigen Gasthofes. Auf dieses Buch werden die Beamten der Republik vereidigt, es wird in den höheren und niederen Schulen täglich gelesen, es durchdringt die amerikanische Literatur und selbst die politischen Reden unserer größten Staatsmänner. Kurz es ist das Volks- und Bildungsbuch der Amerikaner in allen Staaten und Ständen.“ Die Augsb. Allg. Zeitung berichtete neulich, die Baiersche Generalsynode sei mit Vorlesung des 193. Psalms eröffnet worden. Das ist ein ganz kleines, aber doch bedeutsames Zeichen davon, wie es bei uns mit dem Worte des lebendigen Gottes steht, welches noch bleiben wird, wenn Himmel und Erde vergangen sind.

Zwei treue und reich gesegnete Zeugen, sehr verschieden in ihrer kirchlichen Richtung, eins aber in ihrer herzlichen Liebe zu ihrem Herrn, Past. Mallet in Bremen und Past. Harms in Hermannsburg sind im vorigen Jahre in die ewige Ruhe eingegangen. Mögen wir ihrem Glauben nachfolgen! An Karl v. Raumer hat die Ev. K. Z. einen ihrer ältesten und treuesten Mitarbeiter verloren, sie darf aber hoffen, daß das Wort: „wie deine Jugend sei dein Alter“, an ihr fortwährend in Erfüllung gehen wird.

Nachrichten.

Gedanken eines schweizerischen Geistlichen über den Protestantentag in Eisenach.

Die reformirte Schweiz, die französische nicht ausgenommen, ist mit der ganzen Entwickelung der deutschen Reformation und der deutschen Theologie zu innig verbunden, als daß der sogenante deutsche Protestantentag in Eisenach nicht auch bei uns die Aufmerksamkeit auf sich gezogen und verschiedenartige Beurteilungen veranlaßt hätte.

Daß man sich für diese Versamlung in denjenigen Kreisen begeistert hat, welche unter dem Einfluß des Rationalismus und der freisinnigen Theologie stehen, war zu erwarten. In den Blättern dieser Richtung wird das Eisenacher Concilium mit Lob überschüttet, als Vorbote einer herlichen Zeit begrüßt; es heißt der Protestanten-Verein habe in den Kirchen deutscher Zunge einen schönen Beruf zu erfüllen, ja es liege in demselben der Keim einer großen deutschen Evangelischen Kirche! Allein auch in besser gesinten Kreisen fehlt es nicht an Solchen, welche sich durch einige fromme Redensarten imponiren lassen, oder in ihrem Urteile durch die Thatsache schwankend geworden sind, daß ein Theologe wie Rothe sich an dieser Versamlung beteiligt und in derselben eine hervorragende Rolle gespielt hat. Der Schreiber dieser Zeilen hat darüber eine ganz andere Ueberzeugung, und diese hat er sich durch gründliche Prüfung einer Schrift gebildet, welche als offizieller Bericht über diese Versamlung gelten kann. (Der erste Deutsche Protestantentag, gehalten zu Eisenach. Im Auftrag des Ausschusses redigirter Bericht. Elberfeld 1865.)

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 27. Januar. № 8.

Dem Andenken Karl v. Raumer's.

Advent 1865.

Der Schluß des Kirchenjahrs mahnt uns, unserer gestorbenen Lieben zu gedenken. Das scheidende Jahr hat auch Karl von Raumer, einen der trefflichsten unsers Volks, von uns hinweggenommen. Das veranlaßt den Schreiber dieses, ein kurzes Wort persönlicher Erinnerung aus dankbarem Herzen hier dem Geschiedenen zu widmen. Sein Bild hat ihn 44 Jahre lang durch die Kämpfe eines bewegten, an Freuden und Leiden reichen Lebens begleitet, und während die Gestalten vieler in jugendlicher Begeisterung von ihm mit Liebe und Verehrung umfaßter Persönlichkeiten im Ernste des spätern Alters fast ganz seinen Blicken entschwunden sind oder nur noch als bloße Silhouette vor ihm stehen, hat sich Raumers Bild ihm je länger je mehr erhellt und verklärt und ist ihm zu einem treuen, freundlichen Leitsterne auf seinem Lebenswege geworden.

Ref. ging als Student Ostern 1821 von Jena nach Halle, wo er an Raumer von Robert Wesselhöft empfohlen war, mit dem er drei Jahre lang in Jena zuerst die allgemeine Deutsche Burschenschaft, dann, nach deren durch Sand's That veranlaßten Auflösung ihr Nachbild, die insgeheim gestiftete Germania eifrig gepflegt hatte. Diese war in Jena ein öffentliches Geheimnis und wurde durch Connivenz der Behörden geduldet; in Preußen dagegen war die Burschenschaft aufs Strengste verboten, und so mußte denn auch in Halle jeder Student bei seiner Immatriculation auf Ehrenwort versprechen, in keine Burschenschaft einzutreten. Raumer war den sittlichen, namentlich den volkstümlichen Grunsätzen und Strebungen der Burschenschaft von ganzem Herzen ergeben, und da er seinem innersten Wesen nach, das aus einer seltenen Vereinigung hingebender Liebe und unerschütterlicher Festigkeit, auf das Praktische hingewiesen war, so trat in seinem Verhältnis zu der studirenden Jugend das erziehende Element überwiegend hervor. Er gehörte nicht zu den Professoren, die nur vom Catheder herab den Zuhörern ihre Gelehrsamkeit mitteilen und sich im Uebrigen zu eigenen Studien auf ihre Arbeitsstube zurückziehen; sondern seine Stellung zu der ganzen Studentenschaft, ohne Unterschied der Facultät, welcher einer angehörte, war eine persönlich nahe, freundschaftliche, wahrhaft väterliche, wie man sie wol nur selten auf Universitäten findet. Sie wurzelte in der treueſten Sorgfalt für das Heil der ihm näher Tretenden, in denen er dann durch Lehre und Beispiel die Begeisterung für Volk und Vaterland, die Ehrfurcht für das Heilige, das ihm natürlich nichts anders als das Christliche war, und die Liebe für alles menschlich Schöne in Wissenschaft und Kunst zu entzünden und zu befestigen suchte, um ihnen als der rechte Meister einen unvergänglichen Schaz für Zeit und Ewigkeit mitzugeben.

Er hatte, um seinen Ideen Eingang zu verschaffen, einen Kreis von Studenten um sich versammelt, die wöchentlich mehrmals nach Giebichenstein zu ihm hinaus gingen, wo denn in dem großen schönen Reichardtschen Garten, in welchem er wohnte, umhergewandelt und in zwanglosester Weise mit ihm über alles Naheliegende conversirt und disputirt wurde, vor Allem über das akademische Leben, wie es sich bei der Stellung des Staats zu ihm zu gestalten habe, um seine sittlichen Zwecke nicht zu verfehlen. Raumers ganzes Streben ging dahin, die große burschenschaftliche Partei, die nach dem Verbot und der Auflösung der Burschenschaft in Halle im Geiste derselben und ihren Idealen gemäß auch ohne äußere Form fortlebte, in diesem Geiste zu erhalten, aber vor allen ungesezlichen Schritten, namentlich der heimlich Reconstituirung einer formellen Burschenschaft zu bewahren. Dies wurde aber dadurch sehr erschwert, daß in Folge der von oben ausgehenden leidenschaftlichen Verfolgung alles burschenschaftlichen Lebens jene Partei auch von den akademischen Behörden mit Argwohn und Mistrauen behandelt wurde. „An die Stelle der väterlichen akademischen Disciplin", sagt Raumer in seiner Geschichte der Pädagogik, IV. S. 181, „trat ein durchaus polizeiliches Verfahren, das um so härter war, als man von allen bisherigen Mitgliedern der Burschenschaft nur Böses präsumirte. Dagegen ließ man selbst die unsittlichsten Studenten gewähren und beschüzte sie, weil man in ihnen Gegner der Burschenschaft sah, Leute, denen die Ideale dieser Verbindung ein Spott waren."

Ref. war kaum in Halle angekommen, so erhielt er auch schon von Raumer die Einladung, ihn in Giebichenstein zu besuchen. Er folgte ihr und befand sich bald in Gesellschaft ihm meist schon befreundeter Studenten in der lebhaftesten Discussion mit ihm über die Frage des Tages, ob wieder eine Burschenschaft zu bilden sei oder nicht? Raumer war, wie gesagt, natürlich entschieden dagegen, fand aber an dem Ankömlinge von Jena leider einen hartnäckigen Gegner, wie es bei dessen Antecedentien in Jena, von wo er zulezt auf Grund landsmann-

hier die eindringlichste Warnung vor, sich vor gleicher Verirrung zu hüten, eine Warnung, die freilich da überhört werden muß wo man nicht mit Zinzendorf sprechen kann: „ich hab nur eine Passion und die ist Er, nur Er.“ Unter den aus der Reformation hervorgegangenen Gemeinschaften hat sich fast nur die Missourisynode von der politischen Verunreinigung frei erhalten, begünstigt durch ihre eigentümliche Lage, da ihre Gemeinden zum Teil dem Norden und zum Teil dem Süden angehören, und es also offen am Tage lag, daß politische Parteinahme ihr Untergang sein würde. Die Sätze, welche diese Synode aufstellte: „das Christentum hat nichts mit der Politik zu thun“; „der Kampf in Kirche und Staat ist ein verschiedener Kampf“, sind für die Amerikanischen Verhältnisse vollkommen wahr und stehen nicht im Widerspruche mit dem im Angesichte der Deutschen Verhältnisse aufgestellten, nicht minder wahren Satze Stahls: „Es ist in Kirche und Staat nur ein Kampf und eine Entscheidung, wer der Herr der sittlichen Welt sei, die Ordnung Gottes oder der Wille des Menschen.“ Die Katholische Kirche hat sich in den Vereinigten Staaten besser gehalten, wie in Polen und Belgien, wo sie jezt die Früchte ihres verkehrten politischen Treibens zu ernten begint und sie in Zukunft noch vollständig wird verzehren müssen. Ein Aufsaz in dem Novemberheft der Sion: „die Zukunft der Katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten“, sagt: „Während Methodisten, Baptisten und Presbyterianer unter einander haderten, durch ihre politischen Umtriebe ihre Religion zerspalteten, das Wol des Staates untergruben, bemühte die Katholische Kirche sich, die aufgeregten Leidenschaften zu besänftigen, den Sterbenden Trost zu bringen, die Mühseligkeiten des Krieges zu erleichtern und in Ruhe und Frieden den Pflichten ihrer göttlichen Berufung nachzukommen.“

Müssen wir hier unsern Brüdern in den Vereinigten Staaten das Wort zurufen: Gedenke wovon du gefallen bist und thue Buße, so erkennen wir willig an, daß es in andern Beziehungen dort besser steht, als bei uns. Die Thätigkeit der christlichen Liebe für die Gefangenen, Kranken und Verwundeten ist dort eine wahrhaft großartige gewesen. Die Zahl der Kirchen in New-York verglichen mit der in Berlin, die Beobachtung der Feiertage des Herrn dort im Gegensatze gegen die unter uns so weit verbreitete Sabbatsschändung, die Einnahme der Amerikanischen Bibelgesellschaft verglichen mit der der Preußischen, kann kein: ich danke dir Gott! in uns aufkommen lassen. Die Deutschen sind ebenso tief herabgekommen, als sie tief angelegt sind, das zeigt uns der Blick auf unsere Landsleute in Amerika, die dort der Hauptträger des bösen Principes sind, zeigt uns auch die Vergleichung unserer Zustände mit dem, was D. Schaff über die Stellung sagt, welche in Nordamerika die heilige Schrift einnimt: „Die heilige Schrift ist wol nirgends mehr geachtet und gebraucht, als in den Vereinigten Staaten. Man findet sie in allen Familien, auf den Dampfschiffen und in den Zimmern jedes anständigen Gasthofes. Auf dieses Buch werden die Beamten der Republik vereidigt, es wird in den höheren und niederen Schulen täglich gelesen, es durchdringt die amerikanische Literatur und selbst die politischen Reden unserer größten Staatsmänner. Kurz es ist das Volks- und Bildungsbuch der Amerikaner in allen Staaten und Ständen.“ Die Augsb. Allg. Zeitung berichtete neulich, die Baiersche Generalsynode sei mit Vorlesung des 193. Psalms eröffnet worden. Das ist ein ganz kleines, aber doch bedeutsames Zeichen davon, wie es bei uns mit dem Worte des lebendigen Gottes steht, welches noch bleiben wird, wenn Himmel und Erde vergangen sind.

Zwei treue und reich gesegnete Zeugen, sehr verschieden in ihrer kirchlichen Richtung, eins aber in ihrer herzlichen Liebe zu ihrem Herrn, Past. Mallet in Bremen und Past. Harms in Hermannsburg sind im vorigen Jahre in die ewige Ruhe eingegangen. Mögen wir ihrem Glauben nachfolgen! An Karl v. Raumer hat die Ev. K. Z. einen ihrer ältesten und treuesten Mitarbeiter verloren, sie darf aber hoffen, daß das Wort: „wie deine Jugend sei dein Alter“, an ihr fortwährend in Erfüllung gehen wird.

Nachrichten.

Gedanken eines schweizerischen Geistlichen über den Protestantentag in Eisenach.

Die reformirte Schweiz, die französische nicht ausgenommen, ist mit der ganzen Entwickelung der deutschen Reformation und der deutschen Theologie zu innig verbunden, als daß der sogenante deutsche Protestantentag in Eisenach nicht auch bei uns die Aufmerksamkeit auf sich gezogen und verschiedenartige Beurteilungen veranlaßt hätte.

Daß man sich für diese Versamlung in denjenigen Kreisen begeistert hat, welche unter dem Einfluß des Rationalismus und der freisinnigen Theologie stehen, war zu erwarten. In den Blättern dieser Richtung wird das Eisenacher Concilium mit Lob überschüttet, als Vorbote einer herlichen Zeit begrüßt; es heißt der Protestanten-Verein habe in den Kirchen deutscher Zunge einen schönen Beruf zu erfüllen, ja es liege in demselben der Keim einer großen deutschen Evangelischen Kirche! Allein auch in besser gesinten Kreisen fehlt es nicht an Solchen, welche sich durch einige fromme Redensarten imponiren lassen, oder in ihrem Urteile durch die Thatsache schwankend geworden sind, daß ein Theologe wie Rothe sich an dieser Versamlung beteiligt und in derselben eine hervorragende Rolle gespielt hat. Der Schreiber dieser Zeilen hat darüber eine ganz andere Ueberzeugung, und diese hat er sich durch gründliche Prüfung einer Schrift gebildet, welche als offizieller Bericht über diese Versamlung gelten kann. (Der erste Deutsche Protestantentag, gehalten zu Eisenach. Im Auftrag des Ausschusses redigirter Bericht. Elberfeld 1865.)

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 27. Januar. № 8.

Dem Andenken Karl v. Raumer's.

Advent 1865.

Der Schluß des Kirchenjahrs mahnt uns, unserer gestorbenen Lieben zu gedenken. Das scheidende Jahr hat auch Karl von Raumer, einen der trefflichsten unsers Volks, von uns hinweggenommen. Das veranlaßt den Schreiber dieses, ein kurzes Wort persönlicher Erinnerung aus dankbarem Herzen hier dem Geschiedenen zu widmen. Sein Bild hat ihn 44 Jahre lang durch die Kämpfe eines bewegten, an Freuden und Leiden reichen Lebens begleitet, und während die Gestalten vieler in jugendlicher Begeisterung von ihm mit Liebe und Verehrung umfaßter Persönlichkeiten im Ernste des spätern Alters fast ganz seinen Blicken entschwunden sind oder nur noch als bloße Silhouette vor ihm stehen, hat sich Raumers Bild ihm je länger je mehr erhellt und verklärt und ist ihm zu einem treuen, freundlichen Leitsterne auf seinem Lebenswege geworden.

Ref. ging als Student Ostern 1821 von Jena nach Halle, wo er an Raumer von Robert Wesselhöft empfohlen war, mit dem er drei Jahre lang in Jena zuerst die allgemeine Deutsche Burschenschaft, dann, nach deren durch Sand's That veranlaßten Auflösung ihr Nachbild, die insgeheim gestiftete Germania eifrig gepflegt hatte. Diese war in Jena ein öffentliches Geheimnis und wurde durch Connivenz der Behörden geduldet; in Preußen dagegen war die Burschenschaft aufs Strengste verboten, und so mußte denn auch in Halle jeder Student bei seiner Immatriculation auf Ehrenwort versprechen, in keine Burschenschaft einzutreten. Raumer war den sittlichen, namentlich den volkstümlichen Grunsätzen und Strebungen der Burschenschaft von ganzem Herzen ergeben, und da er seinem innersten Wesen nach, das aus einer seltenen Vereinigung hingebender Liebe und unerschütterlicher Festigkeit, auf das Praktische hingewiesen war, so trat in seinem Verhältnis zu der studirenden Jugend das erziehende Element überwiegend hervor. Er gehörte nicht zu den Professoren, die nur vom Catheder herab den Zuhörern ihre Gelehrsamkeit mitteilen und sich im Uebrigen zu eigenen Studien auf ihre Arbeitsstube zurückziehen; sondern seine Stellung zu der ganzen Studentenschaft, ohne Unterschied der Facultät, welcher einer angehörte, war eine persönlich nahe, freundschaftliche, wahrhaft väterliche, wie man sie wol nur selten auf Universitäten findet. Sie wurzelte in der treuesten Sorgfalt für das Heil der ihm näher Tretenden, in denen er dann durch Lehre und Beispiel die Begeisterung für Volk und Vaterland, die Ehrfurcht für das Heilige, das ihm natürlich nichts anders als das Christliche war, und die Liebe für alles menschlich Schöne in Wissenschaft und Kunst zu entzünden und zu befestigen suchte, um ihnen als der rechte Meister einen unvergänglichen Schaz für Zeit und Ewigkeit mitzugeben.

Er hatte, um seinen Ideen Eingang zu verschaffen, einen Kreis von Studenten um sich versammelt, die wöchentlich mehrmals nach Giebichenstein zu ihm hinaus gingen, wo denn in dem großen schönen Reichardtschen Garten, in welchem er wohnte, umhergewandelt und in zwanglosester Weise mit ihm über alles Naheliegende conversirt und disputirt wurde, vor Allem über das akademische Leben, wie es sich bei der Stellung des Staats zu ihm zu gestalten habe, um seine sittlichen Zwecke nicht zu verfehlen. Raumers ganzes Streben ging dahin, die große burschenschaftliche Partei, die nach dem Verbot und der Auflösung der Burschenschaft in Halle im Geiste derselben und ihren Idealen gemäß auch ohne äußere Form fortlebte, in diesem Geiste zu erhalten, aber vor allen ungesezlichen Schritten, namentlich der heimlich Reconstituirung einer formellen Burschenschaft zu bewahren. Dies wurde aber dadurch sehr erschwert, daß in Folge der von oben ausgehenden leidenschaftlichen Verfolgung alles burschenschaftlichen Lebens jene Partei auch von den akademischen Behörden mit Argwohn und Mistrauen behandelt wurde. „An die Stelle der väterlichen akademischen Disciplin", sagt Raumer in seiner Geschichte der Pädagogik, IV. S. 181, „trat ein durchaus polizeiliches Verfahren, das um so härter war, als man von allen bisherigen Mitgliedern der Burschenschaft nur Böses präsumirte. Dagegen ließ man selbst die unsittlichsten Studenten gewähren und beschüzte sie, weil man in ihnen Gegner der Burschenschaft sah, Leute, denen die Ideale dieser Verbindung ein Spott waren."

Ref. war kaum in Halle angekommen, so erhielt er auch schon von Raumer die Einladung, ihn in Giebichenstein zu besuchen. Er folgte ihr und befand sich bald in Gesellschaft ihm meist schon befreundeter Studenten in der lebhaftesten Discussion mit ihm über die Frage des Tages, ob wieder eine Burschenschaft zu bilden sei oder nicht? Raumer war, wie gesagt, natürlich entschieden dagegen, fand aber an dem Ankömlinge von Jena leider einen hartnäckigen Gegner, wie es bei dessen Antecedentien in Jena, von wo er zulezt auf Grund landsmann-

schaftlicher Denunciationen verwiesen worden, nicht anders zu erwarten war. „Mit jedem Tage", erzählt nun Raumer l. c. über diesen entscheidenden Zeitpunkt, „wuchs die Misstimmung der Studenten und sie wurde sehr durch einige begabte Jünglinge gesteigert welche um dieselbe Zeit von Jena nach Halle kamen. Diese boten Alles auf, um die Unzufriedenen zum Anschluß an eine heimliche Burschenschaft zu überreden, welche in Jena sich gebildet hatte. Besonders thätig war C., der höchst beredt, sofistisch die Stiftung einer solchen neuen Burschenschaft verteidigte. Ohne mich, wie sich von selbst versteht, in seine demagogischen Pläne und Bemühungen einzuweihen, machte er doch aus seiner Theorie kein Geheimnis. Diese war freilich höchst radical, wiewol er in dem Wahne stand, als sei sie in den sittlichsten Principien begründet. Die Burschenschaft, hieß es z. B., bezwecke die reinste Moralität des Lebens; die Regierungen, welche die Burschenschaft aufhoben, seien daher mittelbar gegen die reinste Moralität aufgetreten, so bleibe der Jugend nichts, als Gott mehr zu gehorchen als den Menschen und thätig für die Moralität Partei zu nehmen. — Der mir so liebe C., welcher längst von den Verirrungen seiner Jugend zurückgekommen und in großem Segen wirkt, er wird sich's wol erinnern, wie ich über alles dies viel mit ihm gestritten. Ein Feind der Sofistik und der dialectischen Fechterkünste fußte ich auf die mir von Jugend auf heilige und unantastbare schlichte christliche Moral, verwarf allen Jesuitismus und hielt fest daran, daß der heilige Gott nimmermehr von uns verlange, sein Reich durch unheiliges verdamliches Thun herbeiführen und ausbreiten zu helfen."

Ja wol erinnert sich dieser C., der Schreiber dieses, mit Wehmut, aber auch mit herzlicher Pietät, noch jenes vielfachen Streits, den die liebevolle Sorge des väterlichen Freundes für das Seelenheil der ihm anvertrauten akademischen Jugend gegen die Unbesonnenheit und Vermessenheit des unreifen Jünglings führte. Er kann noch jezt nicht ohne die innigste Rührung der Thränen gedenken, die sein hartnäckiges Beharren auf seinem vermeintlichen sittlichen und bürgerlichen Rechte in das treue Auge des teuern Verewigten lockte und die er ihm in seiner jugendlichen Keckheit und Herbigkeit leider als Zeichen zu großer Weichheit auslegen zu dürfen sich vermaß. Aber diese Thränen gehörten zu den Wassern, die in das ewige Leben rinnen. Raumers durch sie verklärtes Bild hat den zum Manne Gereiften durch alle Kämpfe des Lebens begleitet und wesentlich dazu beigetragen, ihn aus des Irrtums falschen Weiten zurückzulenken und den Standpunkt in der Religion und Politik ihn gewinnen zu lassen, den er nach vielen Prüfungen noch jezt am Abend seines Lebens für den allein richtigen hält. Mit Freude aber und Dank gegen Gott erfüllt ihn das frohe Bewußtsein, daß ihm das edle Herz des teuern Freundes seine Liebe fortwährend bewahrt hat, und daß er durch die Wirksamkeit des Mannes, die er selbst eine „segensreiche" nent, die Ueberzeugung hat gewinnen können, daß die dem Jünglinge erwiesene liebevolle Treue und Fürsorge doch noch ihre Frucht getragen hat.

L. C.

Passionsbuch.

Andachten über das heilige Leiden und Sterben unsers Herrn Jesu Christi auf alle Tage der Passionszeit. Stuttgart, Liesching, 1864.

Die Liebe, mit welcher unsere evangelisch-lutherische Kirche die altchristliche Feier der Passionszeit aufgenommen hat, thut sich besonders auch darin kund, daß zu den edelsten Früchten, welche dieselbe gereift hat, das Passionslied, die Passionsmusik, das, was an Auslegung, Verkündung, Ermahnung aus der Leidensgeschichte geschöpft ist, gehört. Zu den edlen Schätzen dieser Art rechnen wir auch das genante Passionsbuch. Der Verfasser, ein auf dem Gebiete der systematischen und praktischen Theologie hochangesehener Lehrer, bietet in demselben Altes und Neues aus reichem Schatze der Kirche und des eignen Lebens. Das Buch ist zunächst und zumeist für die Benutzung bei privater Andacht und beim Hausgottesdienst berechnet — dies ist grade eine Seite, welche bislang in der Passionsliteratur zu wenig berücksichtigt ist und doch aller Pflege wert und bedürftig ist. Es wird aber auch dem praktischen Geistlichen für seine Amtsführung in der Passionszeit vielfache Anregung bieten und ihm Gesichtspunkte eröffnen, welche für die Fastengottesdienste fruchtbar gemacht werden können. — Das Buch besteht aus 76 Andachten, von denen eine Tabelle übersichtlich angibt, wie sie in verschiedener Weise auf die Passionszeit verteilt werden können; jede von ihnen bildet ein in sich gegliedertes und auch künstlerisch vollendetes Ganzes. Mittelpunkt ist allemal ein Abschnitt der Leidensgeschichte; um diesen Kern legen sich kurze Parallelen aus der heil. Schrift; vorangehend eine prophetische oder typische Stelle des A. T., nachfolgend eine neutestamentliche; an die leztere schließt sich ein längeres Gebet, welches sich auf den Inhalt des jedesmaligen Stückes aus der Passionsgeschichte gründet; zu Anfang und am Schlusse aber stehen Verse aus Passionsliedern, das Ganze einschließend. So ist in dem Abschnitt aus der Leidensgeschichte immer der Grundton enthalten, der durch das Ganze hindurchklingt und uns im Lied, in betender Betrachtung, in sinnigen Parallelen aus der Schrift anspricht. So nimt z. B. die Andacht 59 „von der Kreuztragung Jesu" folgenden Gang: Mir nach, spricht Christus, unser Held. V. 1. u. 6. — Wir gingen alle in der Irre, wie Schafe, ein Jeglicher sah auf seinen Weg; aber der Herr warf unser Aller Sünde auf ihn. Jes. 53, 6. — Die Geschichte von der Kreuztragung, Joh. 1, 29: Siehe das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt, und Matth. 16, 24. 25: Will mir Jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir. Das Gebet. — Jesu, geh voran auf der Lebensbahn, V. 1—4. — Der Gedanke, durch Schriftstellen Licht auf die Abschnitte der Passionsgeschichte zu werfen, ist ein sehr glücklicher und er ist mit tiefem und feinem Sinne durchgeführt. Die Parallelen sind Fingerzeige, welche in das Verständnis des einzelnen Abschnitts, wie in den Zusammenhang der Heilsgeschichte hineinführen, die auf die praktische Bedeutung hinweisen und zu stetem

Nachdenken und Forschen in der Schrift anregen; das Alles aber auf die einfachste und anspruchloseste Art, ohne ein eigenes Wort des Verfassers. Die Passionsgebete, ursprünglich 1657, umgearbeitet 1681 erschienen, eignen dem Dr. Beer, Prediger und Professor zu Nürnberg; sie sind durch Einfalt und Innigkeit ausgezeichnet und versenken sich in Jesu Leiden Zug für Zug zur Läuterung, Stärkung und Bewährung des Glaubens. Wir müssen es dem Verf. Dank wissen, daß er diesen Schaz der Erbauung wieder ans Licht gezogen hat. — Unter den Liedern stehen die lieben altbekanten natürlich voran, aber man freut sich auch, unter ihnen viele schöne Verse zu finden, die weniger verbreitet sind.

Das Buch ist, dem Inhalte entsprechend, schön ausgestattet und geziert durch die photographische Nachbildung eines Christusbildes aus der venetianischen Schule.

Möge das Büchlein den Weg in viele Häuser finden, dann zweifeln wir nicht, daß es, nach des Verfassers Wunsch, durch des Herrn Gnade viel Frucht des Segens schaffen werde in seiner Gemeinde.

Johann Albrecht Bengel.

Johann Albrecht Bengel. Lebensabriß, Charakter, Briefe und Aussprüche. Nach handschriftlichen Mitteilungen dargestellt von Dr. Oscar Wächter. Stuttgart, Liesching.

Am 2. November 1852 schrieb Albert Knapp in den „Christenboten": „Es soll an diesem freundlich-sonnigen Herbstmorgen nicht vergessen werden, daß heute vor hundert Jahren der Mann Gottes, Dr. Johann Albrecht Bengel, in den Mauern unserer Stadt selig entschlafen ist. Der Tod seiner Heiligen ist wertgeachtet vor dem Herrn und ihr Gedächtnis soll daher auch allen denjenigen heilig bleiben, die ein Herz für das Reich unseres Gottes und Heilandes in sich tragen. Wer es auch nur einigermaßen erkent, welch ein unvergänglicher Segen von diesem edelsten Theologen Würtembergs, sowol durch das seltene Licht seines Charakters und Wandels, als durch seine tiefen, gediegenen Forschungen im Worte der Propheten und Apostel, wie durch Heranbildung einer gesalbten Schar von Theologen, Geistlichen und Selsorgern, z. B. eines Oetinger, Steinhofer, Fricker, Hahn, Burk, Hiller, Flattich, Roos u. A., nicht nur auf unser engeres Vaterland bis in die einzelnsten Kreise und Herzen, sondern auch auf das Gebiet der ganzen evangelischen Kirche ausgeströmt ist und heute noch ausströmt: den wird dieser Todestag des teuern Vollendeten gewiß tief bewegen und zu stiller Anbetung vor dem Herrn einladen."

Der teure und unvergeßliche Mann, der dem Ref. selber einst mit begeisterter Zunge den Würtemberger Prälaten pries, wollte diesem eben ein Denkmal setzen und hatte die Bausteine schon bereit, als er abgerufen und versammelt wurde zu der Wolke von Zeugen, welche wie segnend und befruchtend über dem Lande zwischen dem Schwarzwald und der Alb schwebt.

Da hat denn Oscar Wächter, ein dem Verewigten sehr nahestehender Freund, jene Materialien überkommen und sie zusammengefügt mit jener Treue und Umsicht, die dem großen Würtemberger Prälaten selber eigen waren, dessen äußeres und inneres Leben nunmehr klar und durchsichtig vor uns daliegt. Das Werk ist ein recht dankenswertes Unternehmen; möchte es Eingang finden in manchem Hause auch außerhalb Würtembergs, Eingang finden vor Allem bei Predigern und Lehrern. Auch diesen, den Lehrern, hat das Buch Manches zu sagen, wie denn der Würtemb. Prälat lehrhaft im eminentesten Sinne war.

Es ist schon lange her, daß Barth in seinen „süddeutschen Originalien" Auszüge aus Bengels Schriften gab, nach welcher sich der Leser selber das Bild des Gottesmannes zeichnen konte. Das kleine anspruchslose Buch hat wol in Würtemberg, leider aber nicht außerhalb des Landes Verbreitung gefunden. Ein anderes Los wird hoffentlich das Werk von Wächter haben. Der Verf. entsagt von vornherein allem Prunke der Darstellung, aller Verschönerung und Idealisirung. Hinter dem Manne, dem das Buch gilt, tritt der Verf. in männlicher Demut zurück, er sucht keine eigene Ehre, sondern will den Mann selber reden lassen, „dessen Geistesgewalt in Würtemberg seit mehr als einem Jahrhundert in geheimnisvoller Kraft wirkt." Wer, wie der Referent, längere Zeit in dem Schwabenlande verweilen durfte, wer die „Stunden" der Leute auf der schwäbischen Alb besuchte, der weiß, daß dem so ist. Was dem Doctrinär unmöglich scheinen könte, das kann man hier sehen: die Kluft zwischen Wissenschaft und Leben ist ausgefüllt; bei einfachen Landleuten trifft man eine biblisch-praktische Gnosis, die einen an das Wort des Herrn Matth. 11, 25. 26 unwillkürlich gedenken läßt. Und wie oft wird da der Name des Mannes genant, auf dessen Stirn „Ewigkeit" zu lesen war. Aber der Name ist auch unvergessen unter den Würtemb. Theologen. „Aehnlich der tiefernsten musikalischen Schule", sagt A. Knapp, „welche der gewaltige Tonsetzer Sebastian Bach, als der unerreichte Vater herlicher Harmonien, gründete, entstand in Würtemberg eine theologische Schule durch den Dienst D. Johann Albrecht Bengels, eine Schule, die an Salbung und gründlichem Schriftsinn alle anderen dieses Landes übertrifft. Sie besteht, was die Hauptsache ist, aus lebendigen, wiedergebornen Christen, wie denn auch ihr Stifter, der alte Bengel, an priesterlichem, himlischem Sinn nur Wenige seines Gleichen gehabt hat. Alles erhizte, willkürliche Tiradenwesen, und die Spielereien einer gewissen pietistischen Fraktion sind ebenso fern von ihr, als jene weltlich-philosophische Sucht, welche blos einige Grundideen der Schrift sublimirt, und darüber den Wortsinn der einzelnen Stellen umgehen zu dürfen wähnt. Streng und keusch geht sie in den Fußstapfen des göttlichen Wortes daher, dessen Heilsordnung sie im Einklang mit der Kirche festhält, und bemüht sich, nach Festhaltung der lichten biblischen Principien, auch das Einzelne, ohne Pedanterie, nach der Aehnlichkeit des Glaubens auszulegen, überall auf den innersten Sinn einzugehen, und ihn nicht als müßige Gnosis, sondern als fruchtbringende Lehre von der Gottseligkeit ins Leben einzuführen."

Joh. Phil. Fresenius, Bengels erster Biograph, nennt in seinem „Denkmal der Liebe“ den Würtemberger Theologen einen Engel des Friedens, welcher so fromm als fleißig, so kindlich als gelehrt, so geistreich als scharfsinnig, so demütig als groß, so bescheiden als aufmerksam in seinem Wandel und Geschäften gewesen; einen Freund Gottes, den die ewige Weisheit in ihre Kammer geführt hatte.

Geboren wurde Bengel am 14. Juni 1687 zu Winnenden. Sein Vater, der Ortspfarrer, war ein frommer, gelehrter, dabei in allen Stücken seines Amts fleißiger und pünktlicher Mann. Bengels Mutter war eine Urenkelin des Würtemberger Reformators Joh. Brenz. Schon der Knabe hatte seine Freude an der heil. Schrift, die er fleißig las neben Arnds wahrem Christentum und Joh. Gerhards heil. Betrachtungen. Auch als Schüler des Stuttgarter Gymnasiums blieb ihm jener fromme Sinn eigen. Er zeigte sich schon hier als ein geistlicher Mensch, der auch an dem gemeinsten Kindergebetlein seine Freude hatte. Von seiner ganzen Jugendzeit sagt B.: „Sie war ein Meer der Barmherzigkeit, soviel Gnade, daß hundert alte Adam darin hätten ersäuft werden mögen. Das sage ich, sezt er hinzu, nicht zu meinem Ruhm, sondern zu meiner Demütigung.“ Ein andermal heißt es: „Der Typus, worein ein Mensch in der Jugend gebildet wird, hangt ihm gemeiniglich sein Leben lang an und verliert sich nicht leicht, man nimt ihn noch in die Ewigkeit mit sich; wie die Ströme, die, auch wenn sie sich ins Meer stürzen, doch noch lange ihren eigenen Lauf behalten.“

Im Jahre 1703 bezog B. die Universität Tübingen, erlangte, kaum 17 Jahr alt, die Magisterwürde und beschäftigte sich zunächst mit philosophischen und mathematischen Studien, welche, wie Wächter richtig bemerkt, späterhin einen verborgenen Einfluß in seinen gelehrten Arbeiten hatten und eine Quelle der Ordnung und Gründlichkeit wurden, die in seinen Schriften herscht. In Bezug auf diese Ordnung, Gründlichkeit und Reinlichkeit der Darstellung läßt sich Bengel nur mit Melanchthon vergleichen. Ueber jene beiden Disciplinen aber äußert sich B. treffend also: „Die Mathematik gibt in gewissen Stücken eine gute Fähigkeit; aber in solchen Wahrheiten, die nicht in selbiges Forum (Gebiet) laufen, verliert man die Fähigkeit der Wahrnehmung. Indem man lauter deutliche Ideen haben will, so verliert man die lebhaften.“ Von der Philosophie sagt B.: „Man kann die Philosophie auf zweierlei Weise betrachten, nach der materialen und nach der formalen Seite. Die materialia sind meistens ein elendes, unnötiges Zeug. Viele Sachen liegen in sensu communi, dem gesunden Menschenverstande, und werden nur aufgeräumt. In den übrigen suchet man es dahinaus zu treiben, daß man das, was man sonst in göttlichen und geistlichen Dingen glauben sollte, nicht mehr glauben, sondern wissen könne. Gott hingegen hat es immer aufs Glauben geführt: dem Mosi einen Credit gemacht mit dem Versprechen, dies Volk wird dir glauben ewiglich. — Wenn man vorher einen Geschmack an der Schrift hat, und hernach erst hinter die Philosophie komt, daß man dadurch lernt, die Begriffe deutlicher aufräumen, das geht schon an. Sonst aber ists gefehlt.“

Unter den Vorlesungen, die B. in Tübingen hörte, rühmt er besonders die des Dr. Reuchlin. Er sagt, die Vorlesungen, welche Dr. Reuchlin Morgens hielt, gleich als er vom Gebet gekommen, seien recht wie ein lieblicher Thau und voll Kraft gewesen. —

Als B. das eigentliche theologische Studium angriff, trieb er unter allen Büchern am meisten das Buch der Bücher; ein neues Testament, welches viele Lesarten angab, führte ihn zuerst auf die Textkritik, die er von da an unermüdlich und mit großer Genauigkeit, dennoch aber nicht in kleinlicher Weise trieb. Ein gesunder Sinn und unabläßiges Gebet bewahrten ihn vor Abwegen. Er suchte überall nach dem Einfachsten und Aechten. In Bezug auf Textkritik, Hermeneutik und Philosophie sagte er einmal: „Das Meiste ist von solcher Art, daß man sich nicht wundern soll, warum es Jemandem in den Sinn gekommen, sondern vielmehr, warum man nicht eher daran gedacht.“ Mit Recht weist Wächter darauf hin, wieviel B. für sein ganzes Leben den alten Klassikern verdanke. Als er schon 50 Jahre zurückgelegt hatte, äußerte er: „Meine ganze Manierlichkeit besteht darin, daß ich alle unnötige Dinge, Worte, Umstände unterlasse: Es ist mir darin durch das fleißige Lesen der alten Autoren etwas von den alten Sitten hangen geblieben. Es war bei den Römern eine löbliche Sache, daß keiner dem andern auch nur um eines Fußes breit in seine Provinciam (seinen Geschäftskreis) gegangen. Wenn ein jeder das Seine präcise ausfüllt, und wiederum eines andern Sache gehen läßt, so geht es recht, und rührt doch immer eins das andere, wie es sein soll, an.“ Möchten das unsere politisirenden Theologen beherzigen!

B. brachte der heil. Schrift den kindlichsten Glauben entgegen, er sah sich nicht nach fremden abenteuerlichen Meinungen um, er las daneben die symbolischen Bücher und die Schriften von Luther, Brenzius, Chemnitz, Flacius, Spener, Hedinger, Frank, Arndt. „Ein Zweifler“, sagt er, „ist wie ein Reisender, der über keine Pfütze schreiten und über kein Gräslein setzen, sondern alles vorher eben gemacht und ausgefüllt haben will: wer wollte einen solchen für klug halten? Der Glaube hängt sich an alles an, was er kriegt und macht wacker fort; der Unglaube ist das Gegenteil davon. Im biblischen Studium macht man's wie ein Courier, der über die Pfützen und Höcker auf die nächste und beste Weise zu seinem Ziel eilt und nicht vorher jede Scholle applanirt: zulezt gibt sich das Schwere von selbst. Die wichtigsten Controversen sind die, welche der Mensch in seinem eigenen Herzen findet.“

Als B. im J. 1707 von dem Consistorium geprüft war, versah er zunächst das Vicariat in Mezingen, im folgenden Jahre aber wurde er Repetent am theol. Stift in Tübingen; 1713 berief man ihn als Präceptor an das neugegründete „Seminar“ zu Denkendorf. Wegen baulicher Veränderungen hatte er noch

eine Zeit lang Muße. Er benuzte sie zu einer Reise, auf welcher er u. A. auch A. H. Francke in Halle kennen lernte, eine Bekantschaft, die auf B. einen unvergeßlichen Eindruck gemacht hat und die später bei einem Besuche Francke's in Würtemberg zur innigsten Freundschaft wurde.

Am 17. November 1713 zog B. in Denkendorf auf. Sein Klosterpräceptorat und die Grundsätze, welche seine Thätigkeit in Denkendorf bestimten, sollten eigentlich in einer besondern Schrift behandelt und allen Lehrern, zumal denen an Gymnasien, dargeboten werden. Der Klosterpräceptor hatte in seinen Zöglingen die Gemeinden vor Augen, die einst von diesen sollten geleitet und besorgt werden. Er sah in ihnen die Leiter der Zukunft. In welchem Sinne er sein Amt antrat, mag uns die kurze Aeußerung sagen: „Was bei meinem Aufzug nach Denkendorf in der ersten Nacht zwischen Gott und mir vorgegangen, hat bei mir einen guten Grund meines ganzen Aufenthalts daselbst gegeben." Seine Antrittsrede handelte über den sichersten Weg zu wahrer Bildung. Es heißt da u. A.: „Wer wahre Gelehrsamkeit erlangen will, wird seine Rechnung am sichersten finden, wenn er sich der Frömmigkeit recht befleißigt. Ich möchte, sezt er hinzu, darum nicht dafür angesehen sein, daß ich der Frömmigkeit Unrecht thue, weil ich sie zu einer Dienerin der Gelehrsamkeit mache. Sie ist vielmehr die Herrin, denn für sie hat die Wissenschaft, welche der alte Aberglaube Possen hieß, magdmäßiges genug." Er ermahnt seine Schüler, Alles sogleich und frisch (εὐθέως) und unter Gottes Leitung (ἐνθέως) zu thun und den Fußstapfen Mosis, Josephs, Davids herzhaft nachzutreten. „Es ist ja derselbe Gott, dem jene am Herzen lagen und der uns entgegenkomt; dieselbe Weisheit, die jene studirt haben und der wir nachtrachten; derselbe Weg, auf dem jene dazu gelangt sind, und der uns noch offen steht." Bengel, sagt Wächter, suchte in seinen Schülern eine gründliche Kentnis der alten Sprachen, der Mathematik, Geschichte, Geographie, Naturkunde zu befördern. Vor Allem aber sollten die künftigen Theologen die h. Schrift Alten und Neuen Testaments fleißig, sowol deutsch, als im Grundtext lesen, und die Beweisstellen dem Gedächtnis einprägen. In der Erziehung übte er keine pedantische Engherzigkeit, sondern ein möglichstes Gewährenlassen. „Bei der Jugend" (sagt Bengel) „mache ich nicht viel aus den so vorkommenden Bubereien und Jugendleichtsinnigkeiten: erkläre es ihnen wol überhaupt für Sünde, aber ahnde es nicht eben bei einem jeden vorkommenden Fall, weil es bei Leuten, die auf die innere Zucht nicht achten, doch nicht wol anders sein kann. In der Zucht bei der Jugend muß man nicht sogleich das Schärfste hervorsuchen, sonst wirst du bald keine Waffen mehr haben." Uebrigens wußte B. mit großem Ernste auf seine Schüler einzuwirken und ihnen einen tiefen Eindruck auf ihr ganzes Leben zu hinterlassen. Einer derselben schrieb späterhin an ihn: „Wie oft, wie oft klingt mir nicht jezo Ihr Abschiedswort, das Sie nach dem Abendgebet Samstags zum adieu allemal hinterließen: Ihr „colligite animas" (sammelt die Sinne) in den Ohren."

Schlimme Schüler aber, welche sittlich ansteckend wirkten, wollte B. am liebsten gleich entfernen. „Es gibt Leute (Lehrer)", sagt er, „welche sich noch rühmen, daß sie diesen und jenen conservirt: was heißt aber dieses conserviren anders, als einen nicht fahren lassen, der doch ein Krebsgeschwür bleibt und Unheil unter eine ganze Promotion bringt. Fort mit einem solchen, was irret er das Land."

Im J. 1714 trat B. in die Ehe mit Johanna Regina Seeger aus Stuttgart. Wir lesen, wie es ihm bei der Hochzeit zu Sinne gewesen. Er habe sich mit rechter Fassung vor den Altar gestellt, und als das Punctum von dem Kreuz dargestellt worden, sei ihm alles Kreuz vorgestellt worden und sein Herz zur gänzlichen Ergebung dazu geneigt worden, doch mit vieler Bangigkeit. Als aber das: „Wol dir, du hast es gut", abgelesen worden, habe ihn auch eine sanfte Annehmlichkeit ganz, doch langsam, durchdrungen, und so sei sein ganzer Ehestand gewesen. Seine Bemerkungen über den Ehestand finden sich S. 23—27. Die Hauptsache ist ihm, immer als in der Gegenwart Gottes zu leben und zu handeln. In seiner Ehe wurden 12 Kinder geboren, von denen drei Söhne und drei Töchter in zarter Kindheit starben. Wir sehen den teuern Gottesmann, wie er am Grabe des zweiten Kindes steht; er selber schreibt in einem Briefe: „Auf dem Kirchhof wurde die Baar noch einmal geöffnet und die auf dem Tuch geheft gewesenen Sträuße zu den übrigen hineingethan: als ich nun des sel. Kindes Gesicht noch einmal aufgedeckt sah und die Sonne am hellen Himmel vor mir stund, mußte ich sagen: so wird es sein, und in solcher Hoffnung wäre es mir ein Leichtes gewesen, dem Todtengräber die Schaufel abzunehmen und das Ruhekämmerlein eigenhändig zu beschließen."

In den ersten Jahren seines Aufenthalts zu Denkendorf wurde B. durch das Wiedersehen seines Freundes A. H. Francke hocherfreut. „In dem Umgange mit diesem Manne", sagt B., „ist besonders auch dieses, daß er neben einer großen Heiterkeit und Ruhe des Gemüts alles mit Geistesgegenwart beobachtet, was vorhanden ist und geredet wird."

Den Ruf an die Universität Gießen, welchen B. 1720 erhielt, lehnte er ab. „Unter dem Schatten meiner Mittelmäßigkeit sitze ich als einer, der sein Brot nicht gar vergeblich isset; an einem erhabenen Orte dürfte es heißen: was hindert dieser einen Bessern?" Es machte ihn u. A. auch der Umstand bedenklich, daß die Würtemberger, die aus ihrem Vaterlande gehen, je und je wieder hineinzukommen trachten. Nach 21 J. sollte

B. Klosterpräceptor zu Denkendorf sein. Im J. 1740 aber wurde die Probstei Herbrechtingen erledigt und B. übertragen. Am 24. April 1741 nahm er Abschied von Denkendorf, wo er nunmehr 28 J. gewirkt hatte; er nahm Abschied in einer Rede, die über den heilsamen Einfluß der Gottseligkeit auf die Studien handelte. Die gelehrte Welt, heißt es da u. A., bringe verschiedene Waaren auf den Markt: aber was heute am höchsten geschäzt werde, gelte schon morgen nichts mehr, und je lauter der Beifall sei, den man irgend einer Erfindung des menschlichen Scharfsinns zolle, um so schneller rausche er dahin. Die heil. Schrift sei es allein, was nie veralte: man scheine sie zwar zu jeder Zeit gering zu schätzen und doch trage sie stets die Krone des Sieges davon. — Wer daher statt des Wortes Gottes die Eingebungen seines eigenen verkehrten Herzens zur Richtschnur seines Wandels erwähle und sich einbilde, Sittenlosigkeit mit wissenschaftlichem Streben verbinden zu können, der sei wider sich selbst: denn mit Recht sagt Tertullian, Furcht sei jeder Sünde Lohn!

Die Muße in Herbrechtingen brachte den Gnomon, das Hauptwerk des Schriftforschers, zur Reife; ungefähr 20 J. hat er daran gearbeitet, am 28. März 1742 ward es vollendet. Bald trat B. der Brüdergemeinde entgegen, wozu er inneren und äußeren Beruf hatte. Hier sei nur erwähnt, daß er von Gehässigkeit und feindseligem Uebermut weit entfernt war und das Gute und „Solide" an den Herrnhutern anerkante. Zinzendorf, der für die Würtemb. Kirche eine besondere Vorliebe hegte, hatte die Lutherische Kirche bereits als rettungslos aufgegeben und beabsichtigte eine wirkliche Trennung der redlichen und gläubigen Mitglieder von ihr. Diese separatistischen Absichten, sowie der Ton eines gewissen geistlichen Leichtsinns, der um jene Zeit in den Brüdergemeinden einriß, die Abweichungen vom Schriftwort, das Spielende in den Zinzendorf'schen Liedern („ein Kreuzluftvögelein kränkelnd an Liebespein nach Jesu Seitenschrein"), das Alles brachte eine starke Opposition in Würtemberg hervor. Auch Steinhofer riß sich von der Brüdergemeinde los und der edle Spangenberg war im Begriff, dasselbe zu thun. Da schrieb B. 1750 seinen „Abriß der Brüdergemeinden", in Folge davon sich der größte Teil der Würtemberger von der Sache der Brüdergemeinde zurückzog. „Ihr seid teuer erkauft, werdet nicht der Menschen Knechte!" — das hatte B. den Christen seines Vaterlandes in mannigfacher Weise zugerufen und auf seine Stimme wurde gehört. Dasselbe Wort war es auch, das er anderen Gesellschaften und Genossenschaften, wie z. B. den Freimaurern gegenüber, einschärfte. Von den Freimaurern sagt er: „Wegen der Gesellschaft der Freimaurer scheint es, sei die Absicht, durch ein Beispiel zu zeigen, daß auch außer Christo rechtschaffene Tugend sein könne. Wo nicht gar Atheismus darunter verborgen ist. Die Freimaurer sind eine Pflanze, die der himlische Vater nicht gepflanzt hat, Leute, die sich im Unglauben auf einander erbauen. Bei ihnen ist allem Ansehen nach kein Glaube, keine Hoffnung und ein leerer Schein der Liebe. Man sieht, daß nichts Gutes dahinter ist, weil sie so geheim mit ihren Sachen sind. Man hätte sonst eine Confession von ihnen, statt des Verhehlens."

Schon als Probst hatte B. in der ständischen Vertretung des Herzogtums eine vorzügliche Stellung. Dieselbe gewann eine erhöhte Bedeutung, als er 1749 Consistorialrath und Prälat von Alpirsbach wurde. Er achtet es für einen Verfall, daß man die bürgerlichen Gesetze der Juden so weit wegwerfe. Das Gesez der Vergeltung sei in der Natur so gegründet, daß, wenn es würde von großen Herren eingeführt werden, man großen Nutzen davon haben würde. Jedenfalls hatte B. gegen die Abschaffung der Todesstrafe protestirt. „Ich sehe es je länger je mehr ein, daß man ein recht eigentliches Stück heutiger Politik daraus macht, sich in seinem Thun und Reden so zu verhalten, daß man einem weit und breit nichts von keiner Religion, nichts von Gott oder Christo anspüren möge." Auch über die Höfe klagt er: „Heutiges Tages ist der Glanz an Höfen, wie wenn man einem kranken Körper von außen eine schöne Farbe anstreicht. Vor Alters war es, wie wenn der Leib gesund und stark ist und folglich auch von außen gleißet, ohne Anstrich."

Der vierte Abschnitt des Buchs schildert uns Bengel, den Theologen, eingehender. Die Kirche ist ihm ein lebendiger Leib, sie hat eine nicht unterbrochene Succession. „Im Schoße der Kirche zu sein, ist eine große Wolthat und bewahrt einen ebensowol vor den geistlichen Kapern (Seeräubern), als vor der Ravage (Räuberei) und Sclavenmachung im Leiblichen, worüber Viele bei der Brüdergemeinde sich gleichfalls beschweren." Er spricht die Ansicht aus, daß die Kirche, wenn sie und ihre Vorsteher unter der Leitung des heil. Geistes stehen, für sich und souverain sei. Hernach erst, wenn sie davon abweicht, so falle sie unter die Direction weltlicher Obrigkeit.

„Die beste Form des Kirchenregiments", heißt es weiter, „wäre heutiges Tages nicht, wo die Macht ganz in den Händen des Clerus, sondern wo sie in der Hand einer moderaten und christlich gesinten Obrigkeit wäre, welche unter treuen Hirten und unter Mietlingen einen Unterschied zu machen, jenen ihre volle Freiheit zu lassen, diese auf alle mögliche Weise einzuschränken wüßte."

Das Bekentnis der Lutherischen Kirche, mit dessen Inhalt sich B. von seiner Studienzeit an gründlich beschäftigt hatte, war für ihn „die zweifellose Grundlage des amtlichen Wirkens." „Er hatte daran nichts zu mäkeln und fand auch seine theologische Ueberzeugung im vollen Einklange damit. Was im Bekentnis festgestellt war, dem hat er nirgends widersprochen, es vielmehr festgehalten, weil er die Uebereinstimmung mit der Schrift ergründet hatte." Aus seinen Aeußerungen darüber heben wir folgende heraus:

„Was die frommen, soliden Reformatoren mit solchem Eifer, solchem Gebete, solchen Gefahren errungen und verteidigt

haben, halten wir so gering. O, wenn wir dieser ihre Sach nicht hätten, was wollten unsere heutigen Schriftsteller machen?" Freilich eifert er auch gegen die, welche „so nach der Weltmode dahinleben, die haben gut orthodox sein." Wie Luther, so sagt auch B., „daß die Lehren einen großen Einfluß auf das Betragen des Menschen haben. Die Reformirten stellen sich einen Gott für, der despotisch handelt; darum handeln sie mit Andern, wo sie Gestalt und Gelegenheit haben, ebenso streng." „Bei den Engländern", sagt B., „ist gar wenig Kraft des Evangeliums. Warum doch? Ihre ersten Reformatoren haben selbst noch wenig Kraft des Geistes besessen, aber mehr force im Nachdenken. Das zeigt sich nun in ihrem Nachwuchs. Luthers kraftvolles Wesen hingegen regt sich noch in Deutschland, und ich achte, Francke habe Vieles von Luther gehabt."

Bengels Kranken- und Sterbebette war ein wahrer Ausdruck seines ganzen Lebens, das in Gottes Wort fest gegründet, mit Kräften der zukünftigen Welt reichlich erfüllt, wol wert ist, von allen Pastoren und Lehrern gekant zu sein. So lege denn der Herr der Kirche seinen Segen auf dies schlichte und prunklose, an biblisch-praktischen Gedanken so reiche Buch und lasse, wie in Würtemberg, so in der ganzen evangelischen Kirche das Bild des Mannes wieder lebendig werden, dem, um mit Joh. Phil. Fresenius zu reden, aufgeschlossen wurden die Gänge des Lichts, das die Geister erleuchtet; die Kräfte des Worts, das die Selen belebt; die Schätze der Gnade, die uns locket, leitet und selig macht.

P. A. F.

Nachrichten.

Gedanken eines schweizerischen Geistlichen über den Protestantentag in Eisenach.

(Schluß.)

Die Losung der Eisenacher Versamlung war die des Zeitgeistes, Revolution, Emancipation von aller Autorität, Auflehnung gegen die von Gott eingesezte Ordnung und Obrigkeit. Nichts anderes wird in der That angestrebt, wenn in den Statuten des Vereins erklärt wird, man bezwecke „den Ausbau der deutschen evangelischen Kirchen auf der Grundlage des Gemeindeprincips, die Bekämpfung alles hierarchischen Wesens, die Wahrung der Rechte und der Freiheit des Protestantismus u. s. w." Man weiß recht wol, daß was diese Leute als hierarchisches Wesen perhorresciren und durchaus beseitigen wollen, nichts anderes ist, als die in der Schrift gegründete, von Gott gewollte Regierung und Leitung der Kirche durch das Amt, und daß ihnen eine solche Regierung um so mehr verhaßt ist, als sie mit der Aufrechthaltung der reinen Lehre Ernst macht. Nicht nur die persönlichen lebendigen Träger der Autorität will man so viel als möglich beseitigen, um die Leitung der Kirche der Gemeinde zu übertragen; auch die alten kirchlichen Bekentnisse sollen nichts mehr gelten; sie sollen zwar noch einen historischen Wert haben, aber keine normative und bindende Kraft. Auch die heilige Schrift ist den Theologen dieser Richtung keine Autorität mehr; denn sie ist in ihren Augen nur eine Mischung von Wahrheit und Irrtum, von Gotteswort und Menschenwort; man weiß nicht einmal mehr recht was die Bibel ist und worin sie besteht; die Kritik hat nämlich noch vorerst zu entscheiden was von dem alten Buche beibehalten werden kann, und was als unächt oder unglaubwürdig auszuscheiden ist. Wir möchten, beiläufig gesagt, die Herren Kritiker bitten, doch bald einmal eine Bibel herauszugeben, wie sie, nach ihrer Meinung sein sollte, mit Auslassung der verdächtigen Bücher und Abschnitte. Die heilige Schrift würde freilich zu einem ziemlich dünnen Bande zusammenschmelzen; auch möchten die Theologen dieser Richtung doch in einiger Verlegenheit sein, da sich ihre Hypothesen vielfach widersprechen und durchkreuzen; bis sie sich verständigt haben und mit ihrer Arbeit fertig sind, dürfen die Gläubigen geduldig warten und ihre alten Bibeln behalten.

Was nun die Eisenacher Versamlung auf den Trümmern der Schrift und der kirchlichen Bekentnisse, als höchste Autorität in Glaubenssachen, als Schiedsrichter über die Wahrheit aufstellt, ist die Gemeinde, das Gemeindegewissen. In ihren Augen ist die Gemeinde reif und gebildet genug, um diese hohe Aufgabe zu erfüllen. Dies führt uns auf den bedeutendsten und gefährlichsten Irrtum, welcher der sog. freisinnigen Theologie zu Grunde liegt, die Nichtbeachtung der Sünde, des Sündenfalls und seiner Folgen, seiner Einwirkung auf den ganzen Menschen, sein Erkentnisvermögen und sein Gewissen. Wird diese Thatsache wol erwogen, so wird man sich auch überzeugen, daß der Mensch, ja selbst der geförderteste Christ, nie in diesem Leben dazu gelangen kann, die göttlichen Heilsanstalten, das Licht der Offenbarung und die Gnadenmittel zu entbehren, sich von denselben zu emancipiren, und sich selbst sein eigenes Gewissen als höchste Autorität aufstellen zu können, denn dieses Gewissen selbst ist ja verfinstert, verwirrt, unzuverläßig, und bedarf fortwährend der Erleuchtung und Unterstützung von Oben. Aber die Leute von der Richtung der Eisenacher Versamlung räsonniren immer wie wenn der Mensch immer noch ein gutes und heiliges Geschöpf wäre, und blos einer gewissen Veredlung und Vervollkommung bedürfte, nicht aber einer eigentlichen Erlösung, einer Versöhnung mit Gott. Man lese ihre Werke, die namentlich von Schenkel, so bemerkt man bald, daß sie es sich mit der Sünde gar leicht machen. Sündenvergebung ist ihnen kein Bedürfnis; sie reden wol von Gemeinschaft mit Gott, Kampf gegen die Sünde, Heiligung, aber ohne vorausgegangene Vergebung, Tilgung der Schuld. Ja sie machen es den kirchlichen Theologen zum Vorwurf, daß sie das Christentum zu **einer Beruhigungs- und Sicherungsanstalt für die Sünder** machen! (Schenkel, die protestantische Freiheit, p. 277).

Deshalb wird auch von dieser Partei die Lehre von dem stellvertretenden Leiden Christi ganz besonders angefeindet; der Tod des Herrn ist ihnen kaum mehr als der Tod jedes anderen Märtyrers, ein edles Beispiel von Hingebung und Standhaftigkeit. Deswegen endlich kann ihnen ein Erlöser welcher nichts mehr ist als ein Mensch, vollkommen genügen; einen Heiland in welchem „die Fülle der Gottheit leibhaftig wohnet," brauchen sie nicht; die Gottheit Christi wird von ihnen ganz offen verworfen, als eine antiquirte Lehre, als ein

Ueberbleibsel vom Katholicismus, mit welchem man so bald als möglich aufräumen müsse!

Viel Demut und Bescheidenheit dürfen wir deshalb bei den Theologen dieser Schule nicht erwarten. Die Eisenacher Herren rühmen sich selbst und ihre Genossen bis zum Ekel; ja in seiner Schlußrede hat sich der Präsident Bluntschli nicht entblödet zu sagen: „Wir haben in diesen Tagen Worte gehört von denen wir kühn behaupten dürfen daß heiliger Geist in ihnen zu spüren war"!! Daß diese Leute sich als Urheber einer neuen Reformation gebährden, daß sie sich zu Richtern über Luther und seine Mitarbeiter aufwerfen, ist schon stark; daß sie sich aber vollends für Organe des heil. Geistes ausgeben — sie, die Verächter der ehrwürdigen kirchlichen Bekentnisse, sie, die Leugner der Gottheit Christi, sie, die Propheten des Zweifels und des Unglaubens! — dies ist wahrhaft empörend. Freilich gilt die Verheißung des heiligen Geistes für die Gemeinde, aber nur unter der Bedingung, daß die Gemeinde sich wirklich auch als eine christliche Gemeinde darstellt, daß sie sich ihrer organischen Verbindung mit der gesamten christlichen Kirche bewußt bleibt, daß sie das in der Kirche und für die Leitung derselben angeordnete Amt anerkent und sich demselben unterwirft. Von dem Allen aber sehen wir bei dem Protestanten-Verein gerade das Gegenteil.

Nachdem wir uns über die Grundrichtung der Eisenacher Theologen orientirt haben, können wir das Einzelne kürzer behandeln.

Die erste Frage: durch welche Mittel können die der Kirche entfremdeten Glieder ihr wiedergewonnen werden? hätte allerdings eine interessante und fruchtbare Discussion veranlassen können, wenn nicht den Meisten derjenigen, welche sich daran beteiligten, der erste Begriff von dem gefehlt hätte, was **die Kirche** ist und sein soll. Rothe, welcher einen Vortrag darüber hielt, ist wol in seiner Theologie noch positiver als die Partei, welcher er sich in Eisenach angeschlossen hat und welche ihm Beifall klatschte, und es finden sich in seiner Rede manche gute und beherzigungswerte Gedanken. Doch muß man sagen, daß er sich, im Ganzen genommen, so nebelhaft, so zweideutig ausgedrückt hat, daß er es den Freisinnigsten unter den Freisinnigsten ziemlich leicht machte, in seinen Worten ein Echo ihrer eigenen Gedanken wiederzufinden und ihm beizustimmen. Man hat seinen Vortrag ganz gut halten können für eine Empfehlung des Acommodationsprinzips, als wolle er der Kirchen rathen, ihre Lehre der Welt und dem Weltgeist angenehm und annehmbar zu machen, und zwar dadurch, daß sie einen guten Teil derselben, das woran die Welt am Meisten sich stößt, die Wunder, die Mysterien u. s. w. preisgibt, mit andern Worten, indem sie das Christentum verwässert, verstümmelt und verräth! Wo ständen wir aber, was wäre aus der Kirche und der ihr anvertrauten Wahrheit geworden, wenn die Apostel, die Kirchenväter, die Missionare, so gehandelt hätten? Gott sei Dank, daß sie nichts anderes gewollt und gepredigt haben als das einfache, lautere Evangelium, Christum den Gekreuzigten, „den Griechen eine Thorheit, den Juden ein Aergernis, aber eine Kraft Gottes selig zu machen Alle die daran glauben" (1 Cor. 1, 23. Röm. 1, 16).

Die Verhandlung über das zweite Thema, die Lehrfreiheit und ihre Grenzen, war auch merkwürdig genug. Man gab allerdings zu, daß gewisse Schranken aufgestellt werden müssen, namentlich für die Pastoren, und daß diese Schranken in dem Grundgedanken des Christentums zu suchen seien. Aber damit ward man dazu gedrängt zu erklären, welchen Gedanken man als Grundgedanken des Christentums anerkenne, folglich eine Art Bekentnis aufzustellen. Dieses Bekentnis ist nun freilich etwas mager ausgefallen; es ist in vier Zeilen (wir sagen, vier Zeilen!) enthalten, und lautet also (p. 59 des Berichts): „Die eine Grundwahrheit des Christentums ist nicht dogmatischer, sondern religiös-sittlicher Art. Sie ist das Christentum Christi, das Evangelium der Liebe und Gottes-Kindschaft, wie es von Christo selbst nicht allein gelehrt, sondern in ihm persönlich dargestellt, durch sein Leben und Sterben besiegelt ist."

Wie lückenhaft und unbestimt ist dieses Bekentnis, wie ungenügend um die größten Irrlehren abzuweisen! Namentlich fehlt in demselben jede Erklärung über die Person Christi, über die sühnende Kraft seines Todes, über den heiligen Geist und sein Werk! Und darin soll der Grundgedanke des Christentums ausgesprochen sein? Was soll man von einer Versamlung von Theologen denken, welche sich selbst ein solches testimonium paupertatis gegeben hat?

Endlich hat der Protestantentag laut genug seine Teilnahme für Schenkel, sein Buch und sein Treiben, bezeugt, er hat die gegen ihn in der evangelischen Kirche Deutschlands erhobenen Proteste laut genug gebrandmarkt, als ein schmähliches Attentat auf die protestantische Lehrfreiheit, als ein Pastoren-Freischaarenzug u. s. w., so daß wir uns über seine Tendenz und sein Ziel gar nicht täuschen können. Wir können gar nicht zweifeln daß dieser Verein, wenn es ihm irgendwie gelingen sollte, sich in der evangelischen deutschen Kirche auszudehnen und Boden zu gewinnen, nichts hervorbringen würde, als größere Verwirrung, Untergrabung des Glaubens, Auflösung aller kirchlichen Ordnung. Da aber ein Artikel der Statuten die Vermutung berechtigt, daß derselbe auch beabsichtigt sich in andere Länder deutscher Zunge auszudehnen und Zweigvereine zu bilden, so verbitten wir uns in Beziehung auf die deutsche Schweiz eine solche Einmischung. Wir haben schon genug Freisinnige auf unseren Kathedern und Kanzeln, welche unserm Volke keinen Segen bringen, keine Kraft im Leben, keinen Trost im Tode.

Für die ganze evangelische Kirche liegt aber in einer Erscheinung wie der Eisenacher Kirchentag eine ernste Mahnung, ein Ruf zur Wachsamkeit, zur Treue, zum Gebet. „Halte fest was du hast, daß Niemand dir deine Krone raube."

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 31. Januar. № 9.

Kirchliche Erinnerungen an Rom.

I.

Schon mancher Romfahrer, der als Protestant die deutsche Heimat verlassen hatte, ist als Glied der katholischen Kirche in sie zurückgekehrt. Gekrönte Häupter, Dichter und Theologen; Künstler und Altertumsforscher; verständige Männer und gemütvolle Frauen sind diesem Schicksal als Opfer gefallen. Kein Wunder, daß, als es mir beschieden war, den verflossenen Winter in Rom zu verleben, ich mit großer Spannung den Eindrücken entgegen sah, welche die Metropole der katholischen Kirche in mir erregen würde. War ich auch dessen gewiß, daß ich der eignen Kirche treu bleiben würde; bürgte mir dafür nicht blos die eigne theologische Ueberzeugung, sowie die Art der religiösen Erfahrung, sondern auch der eigentümliche Bildungsgang und die innere Individualität — so war ich doch ungewiß, ob ich zu günstigem oder ungünstigem Urteil würde gestimt werden, ob ich der Nachbarkirche ferner oder näher treten würde. Literarische Interessen hatten noch jüngst mich hervorragenden Vertretern des Katholizismus genähert, das Lebensbild Fritz Stolbergs und seine verhängnisvolle italienische Reise waren erneuert in den Kreis der Erinnerungen aufgenommen worden, lange Zeit hatte ein besonderes Interesse sich auf jene wunderbare Gestalt christlichen Lebens gerichtet und ihr Verständnis gesucht — da ward mir die Gelegenheit gegeben, durch eigne Anschauung und Erfahrung den wissenschaftlichen Erwägungen einen vorläufigen Abschluß zu geben und das Hin und Her der Gedanken durch eine Entscheidung vorläufig zu beschränken. So zog ich denn mit unbefangenem Sinn; entschlossen, ungehemt die mannichfaltigen Eindrücke auf mich wirken zu lassen, dem Ziel der Reise entgegen; und bemühte mich, während des halbjährigen Aufenthalts in der ewigen Stadt, die innere Freiheit der Auffassung zu bewahren. Wenn ich es nun versuche, diese Eindrücke zu ordnen und zu einem Gesamtbild zu gestalten, so thue ich es weniger in der Absicht, die eignen Anschauungen und Erfahrungen übersichtlich zusammenzustellen — das hieße zu den vielen trefflichen Berichten über Rom unnötiger Weise eine überflüssige Mitteilung zuzugesellen — sondern vielmehr zu dem Zwecke den mannichfaltigen kirchlichen Erwägungen und Anregungen Ausdruck zu geben, zu denen der Aufenthalt in Rom einen protestantischen Theologen veranlaßt.

„Nicht wahr, Sie sind gekommen, um die Stadt der Religion zu sehen," redete Pius IX. eine Dame an, der er Audienz gegeben hatte. Und in der That, wer die vielen, ungefähr die Zahl von vierhundert erreichenden gottesdienstlichen Gebäude betrachtet, die Rom enthält; wer sich daran erinnert, wie viele Priester und kirchliche Beamte jeder Kirche zugewiesen sind; wer ferner der Mönche und Nonnen gedenkt, die in den vielen mit Kirchen verbundenen Klöstern sich aufhalten — oder besser, wer die vielen clerici und religiosi sieht — denn es ist schwer, auch nur einen kleinen Gang zu beenden, ohne nicht einige zu Gesichte zu bekommen — der gibt darin gewiß dem Papste Recht, daß keine Stadt auf dem Gebiet gottesdienstlicher Handlungen, kirchlicher Uebungen und unbürgerlichen Lebens sich mit Rom vergleichen lasse.

Es gewährt einen großen Reiz, in die fast ununterbrochen offnen Kirchen zu treten, und auch der antikatholischeste Protestant wird sich dem Einfluß desselben nicht entziehen können. Es ist nicht die Neugierde allein, die der halbgeöffnete Vorhang hinter den Pforten erregt; es ist nicht blos die ahnende Phantasie, welche vom geheimnisvollen Helldunkel des innern Raumes gefesselt wird; es ist auch nicht nur die Kunst, deren Meisterwerke in Farbe und Marmor den ästhetischen Sinn dauernd anziehen — alles dies sind Eigentümlichkeiten, die jenen Eindruck steigern, aber nicht sein inneres Wesen bilden. Dies liegt auf einem andern Gebiete. Die lebendigen Menschen, die hier versammelt sind; sei es zu stillem Gebet, sei es um eine Messe anzuhören, sei es um in das Ohr des Beichtvaters ihre Sorgen auszuschütten — das religiöse Leben, dessen stetigen Schauplatz die Kirche bildet; das ist es, was uns immer wieder in sie hineinlockt. Wir sind Zeugen, wenn auch nicht tiefer, so doch lebhaft und innig empfindender Frömmigkeit; wir sehen eine junge Frau, von glühender Begeisterung erfüllt, die Stufen der Kirche herabeilen, um sich der dort vor einem Altar knienden Gemeinde zuzugesellen, in deren Gesang sie noch auf der Treppe mit einstimt. Die Andacht gilt gewiß der Madonna. Hier kniet schon seit längerer Zeit eine alte Frau vor ihrem Betstuhl; dort hat sich vor einem der vielen Altäre eine Versamlung eingefunden, um die Messe zu hören; auch die Beichtstühle werden schon besucht; zumal junge Frauen flüstern in das Ohr des ungesehenen Priesters die Schulden des leichtbewegten Herzens. Alles ist voll kirchlichen religiösen Lebens; viele gehen weg; aber neue treten ein. Bald wird die Messe an diesem, bald an jenem Altar

gefeiert; und wenn allmälich die Kirche einsamer wird, so erinnern doch die Blumen und brennenden Lichter des Hauptaltars, daß nur auf Stunden diese Stätte aufhört, zum Gebet und Gottesdienst Andächtige zu vereinen. Das ist ein schönes Bild, das sich hier unsern Blicken zeigt; aber je schärfer wir zusehen, desto blasser werden seine Farben, desto düstere Schatten lagern sich um die Handelnden in diesem anziehenden Drama. Zuvörderst tritt es uns entgegen, wie unbestimt und wechselnd die Gegenstände der Anbetung sind; jezt ist es der heilige Joseph, jezt der heilige Patricius; hier der heilige Franziskus, dort der heilige Augustinus; heut die heilige Cäcilie, morgen die heilige Clara; vor Allem aber die Madonna, denen die Andacht geweiht ist. Im Hintergrunde bleibt Christus, in der Messe und im Cruzifix dargestellt, ganz fern Gott der Vater. Die vielen Gemälde und Statüen, die in den Vordergrund treten und vor Allem die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, stellen fast ausschließlich die Madonna oder Scenen aus der Geschichte der Heiligen dar. Die heilige Geschichte hat der Geschichte der Heiligen Platz machen müssen. Freilich ist die Madonna nicht ohne den Sohn zu denken; aber dieser erscheint in Abhängigkeit von ihr; sei es, daß sie ihn, den Unmündigen, das Kind (bambino) auf ihren Armen trägt; sei es, daß der Gestorbene in ihrem Schoße ruht, in der sogenanten pietà. Der lebendige wirksame Christus, der Prophet, der Gründer und Verkünder des Gottesreichs, der mächtig war in Worten und Werken — er ist der römischen Kirche entschwunden. Seinen Anfang und seine Vollendung nur hat sie bewahrt und auch diese noch ganz der Hoheit mütterlichen Schutzes unterworfen. Es ist nicht der Sohn der Jungfrau, es ist die Jungfrau mit dem Sohn, welche den Gegenstand der Anbetung bildet. So irrt nun die römische Andacht umher im Planetenhimmel ihrer Heiligen, greift bald nach diesem, bald nach jenem Stern, bleibt endlich stehen bei der Mondgöttin Maria — der Halbmond schwebt ja unter ihren Füßen — ohne zum Sonnenlicht zu eilen, von dessen Glanz jene Gestirne ihr Licht entliehen haben.

Diese Vielheit der Personen, auf welche die römisch-katholische Andacht sich richtet, bringt sie in eine bedenkliche Verwandtschaft mit dem heidnischen Polytheismus und dem modernen Pantheismus. Das wenig gebildete Volksbewußtsein bleibt bei den einzelnen Heiligen stehen, gleichsam bei einzelnen untergeordneten Göttern, während Gott selbst, Er, der Höchste, wie ein dunkler Schatten, eine farblose Abstraktion, der Moira und dem Fatum vergleichbar, die lezte Linie ihres geistigen Gesichtskreises darstellt. Der gebildetere Katholik sieht im Kranz seiner Heiligen die Strahlen, die vom Heiland ausgehen, und ahnt nicht, daß er sich anschickt, dieselben Wege zu betreten, auf denen der Kultus des Genius wandelt. Gott hat sein zeitliches Dasein in den großen Geistern, welche die weltgeschichtlichen Bewegungen beginnen, durchführen und vollenden; Christus hat sein zeitliches Dasein für die Kirche in den Heiligen, welche die Träger seiner Wirksamkeit sind. Christus ist und wirkt nicht unmittelbar, sondern ist und wirkt nur durch sie. Diese Anschauungen führen

die katholische Kirche in Ideenkreise, welche durch eine bedenkliche Verwandtschaft mit der Weltanschauung des Pantheismus verknüpft sind. Wir gehen nicht zu weit in unserer Behauptung, für den italienischen Katholizismus sind in der That die Heiligen die lebendige göttliche Vorsehung; es ist nicht der lebendige persönliche Gott, der rettet und hilft; es sind die Heiligen, es ist die Madonna, die wirkt. Ich erinnere mich, während meines Aufenthalts in Rom eine Rede Pius IX. gelesen zu haben, worin er erwähnte, wie die seliggesprochene Maria de Angelis Turin gerettet habe. Der Heiligen-, besonders der Madonnenkultus ist ja bekantlich die Seite des römisch-katholischen Dogmas, dem der gegenwärtige Papst seine besondere Liebe und Pflege zugewandt hat. —

Wenden wir uns nun von den Gegenständen der kirchlichen Andacht zu dieser selbst und werfen einen Blick auf die Gemütszustände, auf die Art der persönlichen Frömmigkeit eines Katholiken. Wir stellen an die Spitze unserer Erörterung die Klage: Die Andacht des römischen Katholiken ist viel mehr passiv als aktiv, mehr natürlich als geistig. Die Heiligen und besonders die Jungfrau Maria kommen sehr wenig als sittliche Vorbilder in Betracht; nicht ihre Frömmigkeit, ihr Ernst der Weltentsagung, ihre Wolthätigkeit, ihr aufopferungsvolles Leben zur Ehre Gottes, zur Förderung seines Reiches sind es, zu welchen sich die Andacht hinwendet. Nein, viel wertvoller erscheint die Macht, die ihnen verliehen wurde, Wunder zu thun; eine Macht, die während ihres Erdenlebens begann und noch jezt nach ihrer Aufnahme in die himmlische Gemeinde fortdauert; die heilende Kraft, die ihren Gebeinen, Statuen und Gemälden beiwohnt. Das sind die Seiten im Leben der Heiligen, die wahre Bedeutung für den römischen Kultus besitzen.

Wir bleiben stehen bei der Madonna, der Chorführerin der Heiligen. Wer ist sie für die römische Andacht? Ist es die demütige Jungfrau, die da spricht: Siehe, ich bin die Magd des Herrn, mir geschehe, wie du gesagt hast; ist es die stille, entsagungsvolle, erziehend erzogene, willig gehorchende, durch das Feuer schmerzvoller Läuterung zum Eintritt in das neutestamentliche Gottesreich gereinigte Mutter des Herrn; ist es überhaupt das fromme Erdenleben der Jungfrau, das für uns Alle, das für weibliche Selen insbesondere so viele vorbildliche Beziehungen enthält; das durch Zartheit und Innigkeit als eine einzig schöne Perle im reichen Schmuck geheiligter Frauenbilder schimmert?

Nein! sie ist es nicht, welcher der römische Katholik seine Verehrung widmet; ihr Kultus wäre sittlicher Art, es wären Antriebe zur Heiligung, die von ihrem frommen Vorbilde ausgingen; es wäre eine protestantische, evangelische Liebe, die ihr gezollt würde. Aber von dieser bleibt die römische Andacht weit entfernt. — Laßt uns auf kurze Zeit in die Kirche San Agostino eintreten, den Tempel der wunderthätigsten Madonna Roms! Nicht weit vom Eingang befindet sich eine Marmorstatue, Maria mit dem Kinde auf ihrem Schoß. Ihr Haupt bedeckt eine

Krone, ein kostbares seidnes Gewand hüllt ihren Körper ein, ihre Brust strahlt vom Schmuck der Edelsteine, die herlichsten Blumensträuße hält sie in ihren Händen. Die Wand neben der Statue ist ganz mit Bildern angefüllt, welche die wunderbaren Rettungen von Menschenleben darstellen, welche die in dieser Statue verehrte Madonna bewirkt hat. Nicht blos Personen, welche ihr Marmorbild berühren, heilt sie; sie tritt an die Sterbebetten und bewahrt vor dem Tode. Ein Kind fällt aus dem Fenster, schwebt schon in der Luft; aber Maria fliegt eilends hinterher, erfaßt es am Gewande und bewahrt es vor dem Verderben. Das sind Wirkungsarten, die ganz jenseits des Gebietes fallen, auf dem es uns möglich ist, nachzuahmen und nachzufolgen. Wir können weder wunderbar heilen, noch vom Gesez der Schwere uns befreien, am allerwenigsten die Schranken des Raumes und der Zeit abstreifen. Diese Madonna steht nicht sittlich, sondern physisch höher als wir, ihre natürliche Macht übersteigt die Grenzen unsers natürlichen Könnens. Sie erhebt nicht als ideales Vorbild, sie entwickelt nicht die gebundene sittliche Kraft zur Freiheit des Handelns, sie drückt vielmehr nieder, sie nötigt zur Passivität, zum Gefühl eigner Ohnmacht, eigner Abhängigkeit. Statt also die Sittlichkeit zu berichtigen, fälscht sie nur die Religiosität, indem sie die Empfindungen erregt, auf welche der lebendige persönliche Gott allein Anspruch hat. Aber Maria ist ja doch dem römischen Katholiken auch das Ideal der Weiblichkeit. Nicht blos, daß oft aus Bildern und Statuen die Züge holdseligster Frauenmilde und vollendeter innerer Befriedigung und Seligkeit uns entgegenlächeln; nicht blos, daß die Lieblichkeit und Anmut des sichtbaren Wesens auf eine verborgene Quelle innerer Unschuld und Heiligkeit uns hinweisen; ist nicht Maria auch zugleich das Ideal der Mütterlichkeit, mütterlicher Liebe und Hingabe für den römischen Katholiken?

> Selber die Kirche, die göttliche, stellt nicht
> Schöneres dar auf dem himlischen Thron; Höheres bildet
> Selber die Kunst nicht, die göttlich geborne,
> Als die Mutter mit ihrem Sohn.

Aber man täusche sich nicht über den Einfluß, den eine schöne, edle Sinnlichkeit und ihr Nachbild, die Kunst, über des Menschen Herz ausüben; sanfte Gefühle mögen sie erregen, wilde Kräfte zügeln oder auch zu leidenschaftlicher Stärke entfachen — in das innerste Heiligtum des sittlichen Lebens dringen sie nicht ein, dem Willen vermögen sie weder die rechte Richtung zu zeigen, noch die Kraft verleihen, sie einzuschlagen und inne zu halten. Mag im lezten Grunde das Gute und das Schöne im innern notwendigen Zusammenhange stehen, und ihr vereinzeltes Vorkommen im Gebiet des wirklichen Daseins zu den Unregelmäßigkeiten gehören, welche die Kunst aufzuheben hat — so wird doch diese innere Verbindung nur durch eine Art vorausbestimter Harmonie bestehen. Die Bedingungen, auf denen das Wesen der Schönheit ruht, liegen jenseit der Grenzen, die das Gebiet des Sittlichen einschließen. Das Gute ist das Werk des geistigen Lebens, das Schöne das Resultat sinnlicher Wirkungen.

Jenem ist das Körperliche nur Mittel für ihm fremde Zwecke, diesem der Geist nur die Bedingung für das Naturleben, das es abspiegelt. Das Gute und Schöne ist von einander verschieden, wie Sele und Leib; die Einheit liegt darin, daß für das Wirken die Träger des Guten und Schönen, Geist und Sinnlichkeit, einander bedürfen. Und wie es mit dem Wesen des Guten und Schönen, so auch mit dem Sinne dafür. Mag im vollendeten Menschen der sittliche und ästhetische Sinn verbunden sein, und auch hier das Vorhandensein des einen ohne den andern zu den Unregelmäßigkeiten des menschlichen Lebens gehören, über die freilich diesmal auch nicht die Kunst uns zu trösten vermag; so muß auch hier wieder gelten, daß nur eine vorausbestimte Harmonie das an sich Verschiedene zusammenführen kann. Denn Gefühl und Phantasie bilden hier, Wille und Gedanken dort die erzeugenden Kräfte; und wenn auch beide Gebiete sich berühren und erregen, so haben sie doch auch eine Selbständigkeit für sich, vermöge deren die gegenseitigen Einflüsse ebensowol abgelehnt, wie angeeignet werden können. Und so wird man denn guten Grund haben, von dem Künstlerischen des Madonnenkults sich nicht viel sittliche Wirkungen zu versprechen. Und zwar um so weniger, je mehr der Gegenstand der künstlerischen Darstellung dem Gebiet des menschlichen Lebens angehört, in welchem das sittliche Gefühl am tiefsten noch im Grunde der Naturempfindungen versenkt ist. Die Mutterliebe ist freilich die höchste Stufe weiblicher Hingabe, sie ist aber auch die natürlichste, sie ist aber auch am meisten mit selbstischen Beziehungen verknüpft. Und sehen wir nun, wie die Madonna fast nie als die ihr göttliches Kind erziehende, zur Freiheit entlassende, zart behütende Mutter erscheint, sondern fast nur als das es besitzende und ihres Besitzes frohe, als das mit hoher Bewunderung freilich, aber auch mit freudigem Stolz auf das Wunderkind in ihrem Schoße herabblickende Weib — dann werden wir es wol begreifen, wie in dieser Mutterfreude ohne Gleichen, in dieser Verklärung der tiefsten weiblichen Empfindungen schon manches Frauengemüt ein reines und gereinigtes Bild eigner Erfahungen wiedergefunden und vor der Madonna mit einer Fülle wonniger und wehmütiger Gefühle ihr eigenes Herz erfüllt hat — aber zu Früchten sittlichen Lebens werden jene Blüten zarter Frauenempfindung schwerlich je gereift sein.

Nachrichten.

Bischof Colenso's Rückkehr nach Natal.

Der Bischof Colenso ist im November v. J. in seine Diöcese Natal zurückgekehrt. Der Empfang, der seiner dort wartete, war, wie vorauszusehen, ein sehr stürmischer. Der Bischof der Kapstadt als Metropolit von Südafrika hat ihn bekantlich seines Amtes entsezt, der Geheime Rath in London jedoch dieses Urteil nicht anerkant, wie seiner Zeit von uns ausführlich berichtet worden ist. Schon während Colensos längerer Abwesenheit in England spaltete sich seine afrikanische Diöcese. Der größte Teil seines Klerus sagte sich von ihm los

und kündigte ihm den Gehorsam auf. Bald nach seiner Ankunft in der Natal-Kolonie suchten ihn die beiden Kirchenvorsteher der Kathedrale von Pietermaritzburg, Williams und Dickinson, in Bishopstown auf, um ihm, da er die Absicht kundgegeben, in der Kathedrale zu predigen, einen feierlichen Protest dagegen einzuhändigen. Dem Bischof blieb unter diesen Umständen nichts übrig, als sich an die weltliche Obrigkeit zu wenden. Noch am Sonnabend den 8ten spät Abends erließ der Oberrichter an die beiden Kirchenvorsteher ein Schreiben, worin er deren Protest für kraftlos und ihre Absicht, die Kirchthüren verschlossen zu halten, für ungesezlich und strafbar erklärte. Das Städtchen Pietermaritzburg befand sich daher am Sontag Morgen in nicht geringer Aufregung. „Statt der gewöhnlichen Sontagsruhe", berichtet die „Times" aus Natal, „waren die Straßen und der Platz vor dem Dome von Menschenhaufen besezt. Man erzählte bald, daß der Dechant Befehl erteilt habe, die Stricke von den Glocken abzunehmen. Ein unternehmender Gesinnungsgenosse des Bischofs jedoch kletterte hinauf, wußte einen Riemen anzubinden und läutete die Glocken. Obgleich dem bald ein Ende gemacht wurde, hatte der Glockenton doch in Kurzem eine zahlreiche Menschenmenge zur Kirche hingezogen. Kurz vor 11 Uhr stand ein dichter Haufe, darunter auch etliche Damen, vor der nördlichen Eingangspforte, die aber verschlossen war. Endlich erschien auch der Bischof, von einem Volkshaufen begleitet, und nahm seinen Weg nach der Sakristei. Man grüßte ihn ehrerbietig, auch ließen sich wiederholte Zurufe hören. Man erzählte, der Dechant habe sich in der Sakristei befunden und als es klopfte, gefragt: „Wer ist da?" Auf die Antwort: „der Bischof", habe er erwidert: „hier ist kein Eingang." Inzwischen trat der eine der Kirchenvorsteher, Dickinson, aus dem nördlichen Portal und verlas, hinter der verschlossenen Gitterthür stehend, einen feierlichen Protest „an J. W. Colenso, durch J. Maj. Patent" — nicht wie sonst die Formel lautet: by divine permission, durch Gottes Fügung — „Bischof von Natal." „Da Ew. Lordschaft", heißt es u. A., „des Bischofamtes entsezt ist und dieses Urteil von den Erzbischöfen und Bischöfen der vereinigten Kirche von England und Irland, sowie vielen anderen Kirchen in der Welt, anerkant ist, so sind wir überzeugt, daß dieser Spruch vor Gottes Angesicht bindende Kraft hat. Und da der Lordkanzler für Recht erkant hat, daß die vereinigte Kirche von England und Irland in den Kolonien keine staatliche Anerkennung hat und ihre Geistlichen gesezlich nur als Glieder einer freien Gesellschaft angesehen werden können, so hat der Klerus dieser Kolonie mit einer einzigen Ausnahme seine Weigerung zu erkennen gegeben, Ew. Lordschaft hinfort als sein geistliches Haupt zu betrachten." Dann öffneten sich die Pforten und der Haufe stürzte in die Kathedrale. Vor dem Altar, der allen Schmucks entkleidet war, kniete der Dechant mit einem anderen Geistlichen. Der Bischof trat zugleich mit der aus dem niedrigsten Pöbel bestehenden Menge ein und schritt auf den Hochaltar los, wo ihm jedoch der Kirchenvorsteher mit erneutem Protest den Weg vertrat, auf den der Bischof nur kurz antwortete, er sei gekommen, um die Pflichten seines Amtes zu üben. Hierauf erhob sich Mr. Turnbull, als Bevollmächtigter des Bischofs der Kapstadt, und verlas das über Colenso verhängte Absetzungsurteil des Metropoliten. Kaum hatte er geendet, so rief der Dechant mit lauter Stimme in die Kirche hinein: „Was ihr auf Erden bindet, soll auch im Himmel gebunden sein. Also hat der Allmächtige dieses Urteil bestätigt. Hinweg! Verlassen Sie dieses Gotteshaus!" Der Bischof jedoch ignorirte dieses Alles, zog seine Gewänder an und hielt die Liturgie ab, in welche der Haufe mit einstimte. Dann betrat er die Kanzel und hielt eine Predigt über Phil. 1, 9. 10: „Und darum bete ich, daß eure Liebe je mehr und mehr reich werde in allerlei Erkentnis und Erfahrung, daß ihr prüfen möget, was das Beste sei, auf daß ihr seid lauter und unanstößig, bis auf den Tag Christi." Nach der schon oben citirten Quelle, aus der wir schöpfen, lautete der Schluß der Predigt etwa folgendermaßen: „Wenn Gott uns eine so reiche Erkentnis seiner selbst in der heil. Schrift, die „uns zur Lehre" geschrieben ist, gegeben hat, so hat er uns in diesen unseren Tagen auch eine wunderbare Erleuchtung zu Teil werden lassen durch das Licht der verschiedenen Wissenschaften, die uns alle von Ihm, dem Vater des Lichts und Geber aller guten und vollkommenen Gabe, verliehen sind. So plötzlich ist dieses Licht vor uns aufgegangen, daß in der Zeit unserer Kindheit viele dieser Wissenschaften selbst dem Namen nach kaum bekant waren. Jezt aber stehen wir in dem Glanze ihrer vereinigten Strahlen und in jeder woleingerichteten Schule empfangen unsere Kinder Belehrung über das Alter der Menschheit, die Bildungsgeschichte der Erde, die Verteilung der Thierspecies auf ihrer Oberfläche, Dinge, von denen sie bei zunehmendem Alter und Verstand, oder auch wol jezt schon, erkennen werden, daß sie mit manchen wolbekanten Angaben der Schrift durchaus in Widerspruch stehen. In keine der höheren Schulanstalten, wo die Elemente der Geologie gelehrt werden, dürft ihr eure Kinder schicken, wenn ihr sie unter der Herschaft des Bibelbuchstabens und des alten traditionellen Systems der Schriftlehre erhalten wissen wollt. Aber nein, das sollen wir nicht; wir sollen nicht weiser sein wollen als Gott. Wenn es ihm gefällt, uns Licht zu geben, so dürfen wir unsere Augen nicht dagegen verschließen und lieber weiter im Dunkeln herumtappen. Wenn das Licht moderner Wissenschaft von Gott komt — und wir sind überzeugt, daß dem so ist — so ist es eine ebenso große Sünde, es zu verachten und verschmähen, als die Bibel zu verachten und verschmähen. Vielleicht hat es Gottes Vorsehung so gefügt, daß heute, wo die Bibel in Jedermanns Händen ist, uns dies Licht deshalb gegeben ist, damit wir aus ihr kein Idol machen, damit wir sie nicht lesen mit einer gedankenlosen Zustimmung zu jeder Linie und Zeile oder vielmehr jener ganzen Reihe von Büchern, die von verschiedenen Menschen zu verschiedenen Zeiten geschrieben und in einem Bande, Bibel genant, vereinigt sind, sondern sie vielmehr mit einem vernunftgemäßen Glauben, sowol mit dem Verstande als mit dem Herzen lesen. Wir brauchen daher nicht beunruhigt zu werden, wenn der Fortschritt moderner Kritik manches aus der Schrift entfernt, was wir bisher vielleicht ohne genügenden Grund für untrüglich gewiß und mehr gehalten haben, oder nachweist, daß die Verfasser sich selbst überlassen waren als Menschen in allen den Dingen, die Gott als Gegenstände sorgfältiger, mühsamer und wissenschaftlicher Forschung unserem Fleiße anheimgegeben hatte. Unsere Liebe muß reich werden an aller Erkentnis, sagt der Apostel, an geistlicher Einsicht, Kritik und Geschmack, damit wir prüfen mögen, was das Beste sei, oder wörtlich: damit wir prüfen mögen die Dinge, welche verschieden sind. Wir müssen erkennen, zu welchem Zweck die Bibel uns gegeben ist, nämlich unseren Geist Gott nahe zu bringen, müssen Beweise für die Inspiration der Verfasser suchen, nicht in Punkten der Wissenschaft und Geschichte, sondern in jenen Worten des ewigen Lebens, die an uns treten mit einer Macht, die nicht von dieser Welt ist, und unser innerstes Wesen treffen mit Botschaften, die Gott an die Sele sendet. Und wie tröstlich ist es, zu wissen, daß alle Worte dieser Art, die Gott unser Vater zu uns geredet hat manchmal und mancherlei Weise, durch Propheten und Apostel, oder die Lippen unseres Herrn, in der Bibel oder außerhalb der Bibel, fest und sicher stehen wie Gott selbst, so gewiß, als wir selbst da sind, als unser eigenes sittliches Bewußtsein, an das diese lebendigen Worte sich richten, ein Beweis ist, daß wir nach Gottes Ebenbild erschaffen sind." 2 Tim. 3, 8. 9.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Daß die Tendenz der Evangelischen Kirchen-Zeitung in gewisser Beziehung eine ausschließende seyn muß, geht schon aus der bisherigen Darstellung hervor. Nur diejenigen kann sie um Theilnahme bitten, denen eine feste Ueberzeugung von den Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion zu Theil geworden. Dagegen soll innerhalb des Bereiches des Christenthums Mannigfaltigkeit der Ansichten nicht ausgeschlossen werden; es erscheint höchst wünschenswerth, daß ein lebendiger Austausch der Ideen unter denen statt finde, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, und die Redaction hält es für eine Hauptbestimmung der Kirchen-Zeitung, die Gelegenheit dazu darzubieten. Alle diejenigen, welche den innern Beruf zur Mitarbeitung zu ihrem Zwecke empfinden, ladet sie dringend zur Theilnahme ein, überzeugt, daß sie nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn viele dem Herrn der Gemeinde dienende Kräfte sich vereinen. Für größere Beiträge wird, wenn es nicht ausdrücklich verbeten wird, ein anständiges Honorar entrichtet.

Obgleich der Hauptzweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung ein positiver ist, obgleich sie mehr aufbauen als zerstören will, so kann sie doch, weil das Evangelium einmal seiner Natur nach das entgegenstehende bekämpfen muß, die Polemik nicht ganz vermeiden. Aber um so sorgfältiger wird sie sich des Urtheils über Personen enthalten, um so mehr alle Persönlichkeiten vermeiden, und fern von aller Bitterkeit durch ihr Beispiel zeigen, daß Festigkeit der Ueberzeugung verträglich mit der Liebe und Milde, welche das Evangelium von seinen Bekennern verlangt, indem es ihnen zugleich nachweiset, von wem sie die erste unter allen christlichen Tugenden lernen und von wem sie dieselbe erhalten können.

Professor Dr. **Hengstenberg.**

Von der Evangelischen Kirchen-Zeitung erscheinen wie bisher jede Woche zwei Nummern, deren Ausgabe wo es verlangt wird wöchentlich, sonst aber in brochirten Heften monatlich stattfindet.

Der Preis für jedes Semester ist 2 Rthlr. Preuß. Courant in Vorausbezahlung. — Bestellungen nehmen an: sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, das Königl. Zeitungs-Comptoir hieselbst und sämmtliche Preuß. Postämter, durch welche die Evangelische Kirchen-Zeitung ohne Preiserhöhung aber nur ganzjährig bezogen werden kann.

Literarische und sonstige Mittheilungen mit directer Post beliebe man an den Herrn Herausgeber selbst zu adressiren. Zum Beischluß für den Buchhandel geeignete nicht eilige Briefschaften und andere Einsendungen bitten wir an uns durch Vermittlung unseres Commissionärs in Leipzig, des Herrn Buchhändler Rud. Hartmann, versehen mit der Bemerkung: Zur Post! Für die Evangelische Kirchen-Zeitung in Berlin, gelangen zu lassen.

Gustav Schlawitz
Verlagsbuchhandlung.

Inhalt.

Seite

№ 1. Vorwort: Der Prophet Jeremias im Verhältnis zu unserer Zeit 1

— 2. Vorwort: Der Prophet Jeremias im Verhältnis zu unserer Zeit 9

Beilage. 17

— 3. Vorwort: Der Prophet Jeremias im Verhältnis zu unserer Zeit 25

— 4. Vorwort: Der Streit über die Beteiligung der Theologen in der Politik zwischen Dr. Kliefoth und den Erlanger Theologen. — Die Adresse bei Gelegenheit der Berliner Pastoralconferenz . . 33

Beilage. Vorwort: Der deutsche Protestantentag. — Strauß: Die Halben und die Ganzen. — Das päpstliche Rundschreiben nebst Verzeichnis der Irrtümer 41

— 5. Vorwort: Die Schrift von Michelis: Kirche oder Partei. — Eine Stimme in den hist.-pol. Blättern. — Das Schreiben des Papstes nach Tyrol. — Die Allocution gegen die Freimaurer . 49

— 6. Vorwort: Newman's Geschichte seiner religiösen Meinungen. — Die Petition Ravensberger Geistlichen. — Hanne's protestantische Thesen 57

Beilage. Der Großherzog von Mecklenburg über den Sontag der Tagelöhner. — O. Bagge. — Schenkel. — Die Schulfrage in Baden. — Die Versamlung der Schweizerischen Predigergesellschaft. — Pf. Vögelin. — Die evang. Kirche in den Russischen Ostseeprovinzen 65

— 7. Vorwort: Die Vereinigten Staaten Nordamerikas. (Schluß) 73

Nachrichten. Gedanken eines schweizerischen Geistlichen über den Protestantentag in Eisenach . . . 80

— 8. Dem Andenken Karl v. Raumer's 81

Passionsbuch 84

Johann Albrecht Bengel 85

Beilage 89

Nachrichten. Gedanken eines schweizerischen Geistlichen über den Protestantentag in Eisenach. (Schluß) 93

— 9. Kirchliche Erinnerungen an Rom. I. 97

Nachrichten. Bischof Colenso's Rückkehr nach Natal 102

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 3. Februar. № 10.

Zur Erinnerung an Pastor Harms in Hermannsburg.

(Geb. 5. Mai 1808, gest. 14. November 1865.)

Aus einer Missionsstunde.

Celle, den 4. Dec. 1865.

Wenn wir nun nach der Betrachtung unseres biblischen Abschnitts (Joh. 16, 12—23) zu der Missionsgeschichte übergehen, so kann ich mir denken, daß Ihr erwartet, daß ich Euch aus der neuesten Missionsgeschichte von dem sagen soll, was unsere Herzen am meisten bewegt, von dem Heimgange des Vaters der Mission in unserem Lande, des Pastors Harms zu Hermannsburg, der am 14. November aus dieser Zeitlichkeit abgerufen wurde. Das will ich denn auch thun. Aber freilich ein Lebensbild von ihm entwerfen, das kann ich aus zwei Gründen nicht. Erstlich fehlen mir dazu so manche Einzelheiten aus der Geschichte seines reichen Lebens, die ich wissen müßte, um das Bild zu zeichnen. Und zweitens, wenn man sich an einem Bilde so recht freuen will, muß man es aus einer gewissen Ferne betrachten, nicht zu nah. Und wir stehen doch noch zu nah, als daß die Züge dieses Lebensbildes recht hervortreten könten. Doch aber will ich das Gedächtnis dieses Gerechten unter uns auch jezt erneuern. Ich kann das aber nicht thun, ohne auch hierfür ein Wort der h. Schrift zu Grunde zu legen. Es steht geschrieben 1 Mos. 49, 22—26.

Ich muß zuerst sagen, wie ich dazu gekommen bin, diesen Text vorzulesen. Ich habe ihn nicht ausgesucht für diese Stunde, sondern der Herr hat ihn mir gegeben. Denn in den Tagen der Krankheit und am Tage des Todes unsers Harms, ehe ich von seinem Tode etwas wußte, lag mir, so oft meine Gedanken nach Hermannsburg eilten, dies Wort im Sinn, und ich konte es nicht los werden. Ich will nun zuerst das Wort auslegen.

Ihr seht, es ist genommen aus dem Segen Jakobs über seine Söhne. Als der Erzvater sein Ende nahe fühlte, berief er seine Söhne vor sein Lager und sprach: Versammelt euch, daß ich euch verkündige, was euch begegnen wird in künftigen Zeiten. Komt zu Hauf und höret zu, ihr Kinder Jakobs, und höret auf euern Vater Israel. Und der Geist der Weissagung wird lebendig in ihm, und er segnet seine 12 Söhne, einen jeglichen mit einem besondern Segen, und verteilt mit prophetischem Blick die Lose. Er hat nun die Kinder Leas und die Kinder der Mägde gesegnet. Es folgen nun die beiden Söhne Rahels. Und da ist Josef der erste. Bei seinem Namen wallt ihm sein Vaterherz. Josef, sagt er, wird wachsen, er wird wachsen wie an einer Quelle. Er vergleicht ihn mit einem fruchtbaren Baume, dessen Wurzeln von der Quelle, an welcher er steht, getränkt werden. Psalm 1 sagt von dem Gerechten, er ist wie ein Baum, gepflanzt an den Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit und seine Blätter verwelken nicht, und alles, was er macht, das geräth wol. Und zu allem, was Josef that, gab der Herr Glück. Aber der Baum breitet sich aus. Die Töchter, das soll heißen die Schößlinge, die Zweige, werden stattlich. Sie haben nicht Raum mehr an der Stelle, wo der Baum zuerst gepflanzt ward, sie ranken sich über die Mauer daneben und überschatten sie. Jezt gedenkt er der Verfolgungen, die Josef früher zu bestehen hatte und siegreich bestand. Er sieht voraus, daß er also auch in Zukunft als Sieger dastehen wird. Obwol ihn die Schützen erzürnen und wider ihn kriegen und ihn verfolgen, so bleibt doch sein Bogen fest und seine Hände bleiben stark. Seht einen Mann, der mitten im Regen der Pfeile steht, unversehrt; doch zittert seine Hand nicht, und sein Bogen fehlt nicht. So war Josef unter den Feindseligkeiten seiner Brüder, welche Pfeile der Bosheit und Bitterkeit nach ihm aussandten, so unter den feindseligen Geschicken, die in Egypten über ihn kamen. Sie haben ihm nicht geschadet, nur gewandter, nur sicherer haben sie ihn gemacht. Und so soll's auch Josefs Söhnen ergehn. Aber woher Josefs Sieg? Durch die Hände des Mächtigen in Jakob, des starken Gottes, der sich Jakob zum Bundesgott gegeben, von oben her alle Kraft, von dem Hirten, der Jakob weidete, von dem Steine, dem Felsen, auf dem Jakob ruhete. Von ihm kam die Ueberwinderkraft, von ihm komt auch aller Segen. Von deines Vaters Gott ist dir geholfen und von dem Allmächtigen bist du gesegnet mit Regen und Thau vom Himmel herab, mit Quellen und Seen, die aus der unten ruhenden Flut hervorbrechen, mit Fruchtbarkeit unter Menschen und Heerden. Jakob teilt mit vollen Händen, mit Händen, welche Gott gefüllt hat, Reichtum und Segen dem Sohne zu, der seines Vaters Haus mit Brot versorgte und handelte nicht mit ihnen ums Brot. Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser. Und wie reich ist Josef gegen seinen Vater! Freilich bekante dieser sich als zu geringe aller Barmherzigkeit und Treue, die sein Gott an ihm gethan. Aber doch: die Segen deines Vaters gehn stärker als die Segen meiner Voreltern, er blickt auf von den Ebenen

Egyptens bis zu den Bergen des heiligen Landes, ja bis zu den ewigen Bergen, bis dahin reicht sein Segenswort, und von dannen — wie der Thau, der vom Hermon herabfällt — komt er auf das Haupt Josefs, auf den Scheitel des Nasir unter seinen Brüdern. Ein Nasiräer war zu den Zeiten des Gesetzes ein Abgesonderter, der freiwillig in einen heiligen Orden trat und sich Gott verlobte, ohne wie die Söhne Aarons durch Geburt und Gesez dazu verpflichtet zu sein. Das Gesez über die Nasiräer war damals noch nicht gegeben, aber der Erzvater blickt auf Josef, seinen Lieblingssohn, als auf einen von seinen Brüdern so ganz verschiedenen Charakter, mit innigem Wolgefallen, ja mit einer gewissen Ehrfurcht sah er auf ihn und legte seine segnende Hand auf ihn.

Es möchte nun jemand sagen: Ist es nicht zu viel gewagt, dies großartige Wort auf unsern entschlafenen Harms anzuwenden? Wenn es der Segen Jakobs über Juda wäre, den würde ich ja nicht wagen auf einen Menschen unserer Tage anzuwenden. Mit dem Segen über Josef ist es eine andere Sache. Ob er wol überaus reich ist, so enthält er doch nichts, was über menschliches Vermögen hinausginge, und kann deshalb immerhin auf solche Anwendung finden, welche in den Fußstapfen Josefs einhergehen.

Josef wird wachsen. Ein Trieb zum Wachsen war in dem Entschlafenen auch in der Zeit, da er noch nicht bekehrt war. Ich übergehe seine ersten Jahre, von denen ich nichts Gewisses zu sagen weiß. Aber mit welchem Eifer hat er sich schon als Knabe auf die Bücher geworfen. Er war noch nicht 17 Jahr alt, als er hierher, nach Celle auf die hohe Schule, und zwar gleich in die erste Klasse kam. Manche erinnern sich seiner noch, wie er täglich seinen Weg durch die Thorstraße ging, ohne rechts und links zu sehen. Ich bin in Stand gesezt, einen Auszug aus den hiesigen Schulacten mitteilen zu können, welcher das Zeugnis enthält, mit welchem er nach Verlauf zweier Jahre zur Universität ging. „Georg Ludwig Detlef Theodor Harms ging zur Universität Ostern 1827 mit den Prädicaten: omnino dignus (beste Censur) und mores nunquam reprehendendi (ebenfalls beste Censur).“ Sein Zeugnis lautete dann weiter so: „In jeder Hinsicht ein sehr ausgezeichneter Schüler. Eine durchdringende Klarheit des Verstandes ließ ihn fast überall von selbst das Richtige auffinden und förderte seine philologischen Fortschritte auf höchst erfreuliche Weise. Einzig in seiner Art war sein Privatfleiß und seine Belesenheit in den alten Klassikern, unter deren Hauptschriftstellern nur wenige waren, die er nicht ganz oder doch größtenteils gelesen hatte. Sein lateinischer Stil war vorzüglich, im Griechischen und Hebräischen war er wol von allen der vorzüglichste. Weniger zeichnete er sich als Redner, wenigstens im Aeußeren, aus. Hohe Freimütigkeit, doch mit Bescheidenheit gepaart, war ihm eigen. Allen Lehrern war er lieb und wert, und seine Sitten waren untadelhaft.“ Erkennen wir hier nicht schon den künftigen Mann? Alle diese großen Gaben sehen wir später unter die Gnade gestellt und durch die Gnade verklärt. So ging er zur Universität Göttingen. Er suchte die Wahrheit, doch Niemand bot sie ihm. Er entschloß sich, das ganze Gebiet des menschlichen Wissens zu durchmessen, um die Wahrheit zu finden. Deshalb studirte er nicht allein Theologie, sondern auch Philosophie, Astronomie, Naturgeschichte, Physik, orientalische und neuere Sprachen. Aber auf diesem Wege fand er die Wahrheit nicht, und nicht den Frieden. Beides fand er in jener Nacht, in welcher er seine Bibel aufschlug und das 17. Capitel des Evang. Johannis fand und da den Spruch: Das ist das ewige Leben, daß sie dich, daß du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen. Da hatte er Jesum Christum gefunden, ihn, der der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, und die Schrift, welche von Ihm zeuget. Nun erst konte er recht wachsen, wie an einer Quelle. Nun stellte er alle seine Gaben in den Dienst der Wahrheit, nun sezte er Alles ein für die Wahrheit. Nach seiner Universitätszeit wurde er Hauslehrer zuerst beim Kammerherrn von Linstow in Lauenburg, dann beim Landbaumeister Pampel in Lüneburg. Schon in dieser seiner Hauslehrerzeit machte der Herr sein Wort an ihm wahr: Wer an mich glaubt, von des Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fließen. Ich kann vor Allem von seiner Lüneburger Zeit sprechen, da ich selbst, als ich in Lüneburg war, noch vielfach bezeugen hörte, wie er im Segen gewirkt, wie besonders seine Bibelstunden so reich gesegnet waren. Aber als er im J. 1844 seinem Vater in Hermannsburg als Gehilfe im Predigtamt beigegeben wurde, da erst wuchs er recht. Es begann bald ein Fragen nach dem Wort. Sein Haus wurde nicht leer von solchen, die die Wahrheit suchten. Er wies sie auf die h. Schrift und betete mit ihnen. Im J. 1848, nach dem Tode seines Vaters, erhielt er die Pfarrstelle. Am 21. Sontage nach dem Feste der Dreieinigkeit hielt er seine Antrittspredigt über das Evangelium: Dein Sohn lebet! An demselben Sontage 1865 hielt er über dasselbe Evangelium seine lezte Predigt.

Er ist unverheiratet geblieben. Seiner Gemeinde gehörte seine ganze Liebe. Unter ihr stand er wie ein Vater unter seinen Kindern. Und der Vatername ward ihm von allen Seiten entgegengebracht. Vater Harms, so hieß er bei Groß und Klein. Durch das Evangelium zeugte er Söhne und Töchter. Worin aber lag die wunderbare Gewalt seiner Predigt? Wir müssen sagen: In seinem Glauben. Er glaubte, daß die h. Schrift Gottes Wort ist. Und jeder fühlte es heraus, daß er glaubte. Es fühlten es auch die Ungläubigen. Es ist eine Aeußerung aus jenem Lager bekant: Noch zehn solcher Leute, und wir sind verloren! Im Glauben predigte er und im Glauben betete er. Darin liegt ein zweiter Grund seiner staunenswerten Wirksamkeit. Er war ein unvergleichlicher Beter, der ringen konte mit Gott wie Jakob, der Fürbitte einlegen konte bei Gott wie Abraham, der wie ein Kind mit seinem Vater, so mit seinem Heilande redete. Sein Glauben wie sein Gebet gründete sich immer auf Gottes Wort. „Mein Herz hält dir vor dein Wort“, heißt es im Psalm. Darum hielt er Gott immer sein eigenes untrügliches Wort im Gebet vor. Und wie treu war er im Lesen des göttlichen Worts! Er konte die h. Schrift wol so ziemlich aus-

wendig. Darum konte er denn auch wol ohne Vorbereitung predigen, weil er sich festgesogen hatte an Gottes Wort. Mit dem war er zusammengewachsen und — mit seinem Volke. Er suchte und begehrte nichts für sich. Wie die Sunamitin dem Elisa, welcher ihr gern einen Dienst erweisen wollte und sie fragte: hast du eine Sache an den König oder an den Feldhauptmann? antwortete: Ich wohne unter meinem Volke, so war auch er gesint: Ich wohne unter meinem Volke, und weiter begehrte er nichts. Er sagt einmal im Missionsblatt: Nächst dem, daß ich ein Christ bin, bin ich ein Lüneburger mit Leib und Sele, und kein Land in der ganzen Welt geht mir über die Lüneburger Haide. Und nächst dem, daß ich ein Lüneburger bin, bin ich ein Hermannsburger, und Hermannsburg ist mir das schönste und lieblichste Dorf in der Haide. So wuchs er mit seinem Volk zusammen. Er kante seine Gemeinde und jedes Haus in seiner Gemeinde; er hielt fest an den Sitten seines Volks. Er trug keinen Hut, er trug keinen Frack, er fuhr in keinem Kutschwagen, sondern in einem offenen Wagen, wie seine Väter. Er sprach mit den Plattdeutschen platt. An den Sontag Abenden in seinem Hause predigte er plattdeutsch; und es wollte mir immer scheinen, als predigte er fließender, lieblicher — so daß einem das Herz im Leibe lachte — plattdeutsch als hochdeutsch. Wie er denn auch mit der Geschichte seines Hermannsburg und der Gegend umher bekant war, das brauche ich denen nicht zu sagen, welche die Missionsblätter gelesen und die Missionsfeste besucht haben. Es hängt mit diesem allen zusammen, daß er ein Meister im Erzählen war. Er wußte auch den einfachsten Geschichten ein volkstümliches Gewand zu geben, es lebte Alles.

Es konte nicht ausbleiben, er mußte über Hermannsburg hinaus wachsen. Er hatte keinen Raum mehr in dem Haidedorf. Die Zweige breiteten sich aus. „Die Töchter treten einher." Da sind die Tochtergemeinden Afrikas. Eine Station nach der andern entsteht. Alles in lebendiger Verbindung mit der Muttergemeinde und mit ihrem geistlichen Vater. Ueber die Entstehung der Mission sprach er sich am Missionsfest 1863 aus. Aus dem Evangelium des Tages Luc. 1, 57—80 sprach er von Johannes und der Mission, ihrer Geburt, ihrem Namen und ihrem Amt. Wie Johannes von unfruchtbaren Eltern, so ist die Mission von der unfruchtbaren Kirche geboren; zu einer Zeit, wo man von Münden bis Lüneburg, das will sagen, vom äußersten Süden bis zum äußersten Norden unsers Königreichs reisen konte, ohne auch nur einen gläubigen Pastor zu finden, da sei die Mission geboren. Und dann noch eins: Es ist noch nicht lange her, da kam ein armer abgesezter Candidat nach Hermannsburg. Er war abgesezt, denn er durfte nicht mehr predigen, arm, denn er pflegte sich so zu halten, daß er nie etwas übrig hatte. Er hatte kein Reisegeld hierher, da ward ihm von einer Frau ein Viertelpfund Tabak geschenkt, darin lagen drei Kassengulden, damit kam er nach Hermannsburg. Hier erzählte er etlichen Leuten, daß noch Heiden seien, jämmerlich und elend. Da sprachen die Leute: Wenns denn so ist, so müssen wir ihnen ja helfen; da kam eine Witwe und brachte ihm 2 Thaler, ein

Tagelöhner 5 Groschen, und dazu kamen noch vier Pfennige von einem Kinde. Das sind die Anfänge der Hermannsburger Mission, da war das Kind geboren. Und was ist jezt daraus geworden? Das brauche ich Euch nicht zu sagen: 2 Missionshäuser, 1 Missionsschiff, 24 Missionsstationen, dazu jezt die Hoffnung, daß die bereits aufgegebenen Stationen wieder zurückkehren werden. Und überdies sind noch keine 20 Jahre verflossen. Ist die Geburt der Mission nicht wunderbar? So erzählte Harms auf dem Missionsfeste.

Noch ein Anderes, welches er einmal im Missionsblatt erzählt: Vor einigen Jahren ging ich mit einem lieben Freunde an unserer Kirche hin. Wir waren in sehr ernsten Gesprächen gewesen. Der treue Bruder hatte mir gesagt, ich flöge zu hoch, die Sache wäre zu groß angefangen, die Pläne wären zu weit aussehend, die Kräfte reichten nicht aus, ich hätte eine zu hohe Meinung. Hier stockte er. Ich erwiderte ihm: warum stockst Du? warum redest Du nicht aus? Soll ich fortfahren? Du meinst, ich hätte eine zu hohe Meinung von mir und von dem, was ich vermöge. Ich danke Dir für Deine herzliche Liebe und treue Meinung. Aber ich will Dir sagen, wie es mir ums Herz ist. Sieh hier an diesen Thurm mit der kleinen Spitze und der zerbrochenen Mauer und daneben die schöne feste Kirche, unversehrt und unbeschädigt bis in die Spitze des hohen Dachs. Die Kirche ist heilig, sie gehört Gott, der Thurm ist nicht heilig, er gehört der Gemeinde, den Menschen. Die heilige Kirche ist unbeschädigt geblieben seit fast 900 Jahren, der nicht heilige Thurm ist zweimal vom Blitz getroffen und dadurch so klein und zerrissen geworden. Und doch thut dieser kleine und zerrissene Thurm ein vierfaches seliges Amt. Erstlich, er weist mit seiner kleinen Spitze gen Himmel, als wollte er sagen: Erhebet zu Gott eure Herzen, der wohnt und wirkt da in seiner heiligen Kirche! Sodann, in ihm hängen die Glocken, die läuten so hell und laut, als wollten sie sagen: wir rufen zu Gottes Haus, komt Alle hierher und bleibet Keiner daheim, ihm allein gebührt Lob, Preis und Ehre, Sieg, Macht und Gewalt, betet ihn an im heiligen Schmuck in Seiner heiligen Kirche! Zum Dritten, in ihm steht die Orgel, die tönt so lieblich und rauscht so mächtig zu dem Lobgesang der Kirche, als wäre es Gesang der Engel und die Stimmen der Posaunen, daß es scheint als wollte sie sagen: Wie lieblich sind deine Vorhöfe, Herr Zebaoth, wie nahe aber auch, deine Gerichte. Eile, nötige sie hereinzukommen, der Herr komt, Er ist nahe, und sein Lohn ist bei ihm und seine Vergeltung ist vor ihm! Zum Vierten steht darin die Uhr, die schlägt mit hellem Schlag die Stunde, und zeigt an, welche Zeit es ist, sie hat auch eine Stimme, sie spricht: treibt Gottes Wort, ihr habt wenig Zeit mehr, die Stunde eilt dahin, sie komt nicht wieder; wie lange wollt ihr müßig am Markt stehen und das Pfund in die Erde graben? Siehe lieber Bruder, dieses unheiligen Thurmes Werk ist mein Werk, die heilige Mission ist Gottes Werk. Glaube nicht, daß *ich* die Mission treibe, die ist *Gottes* eignes Werk, gleich wie die Kirche Sein eigen ist, und ich weiß es so gewiß, als wir hier Gottes Kirche vor uns sehen.

Er allein ist es, der die Mission treibt und ist für seine Kraft ein Werk zu groß? Fliegt er zu hoch, wenn er gebietet: gehet aus in alle Welt und prediget das Evangelium aller Creatur? O glaube mir, Er hat es angefangen, Er wird es auch vollenden. Das weiß ich und darum freue ich mich wie ein Kind an dem, was Gott thut und nicht ein Mensch. Ich bin nichts und will nichts sein, als der kleine zerrissene Thurm mit seiner Spitze, die auf Gottes Werk, die heilige Mission, hinweist, mit seinen Glocken, die zu der heiligen Mission rufen, mit seiner Orgel, die da begleitet den Lobgesang der heiligen Mission: Lobet den Herrn, alle Heiden, preiset ihn, alle Völker! mit seiner Uhr, die da mahnt zu der heiligen Mission: Kindlein, es ist die lezte Stunde! Und das will ich um so eifriger und freudiger thun, als mich der Blitz schon manches Mal getroffen hat, und es blizt noch immer zu.

Ja wol blizte es um ihn her. Ueber Josef sagte der Erzvater, daß ihn die Schützen erzürnen und wider ihn kriegen und ihn verfolgen. Davon ließe sich ja nun viel sagen, was er alles ausgestanden hat um des Glaubens willen. Denn er war der ungläubigen und halbgläubigen Welt ein Dorn im Auge. Wir haben in Hermannsburg aus dem Munde des Bruders, der ihm die Leichenpredigt gehalten, gehört, daß er's aus seines entschlafenen Bruders eigenem Munde habe, daß er um des Glaubens willen 65 Mal angeklagt sei. Alle Papiere darüber hatte er aufbewahrt, aber vor seinem Tode alle verbrant, es war vergeben und vergessen.

In allem Streit aber blieb sein Bogen fest und seine Hände stark durch die Hände des Mächtigen in Jakob. So stand er unbeweglich. Sein Wahlspruch, den er oft aussprach, war: Rechtthun ist die beste Klugheit. Er blieb auf der Wahrheit des Wortes Gottes stehn und wich keinen Fingerbreit. Er hielt nichts davon, daß man, um nur etliche Teile der Wahrheit zu retten, andere Teile dem Feinde preisgeben müsse. Er war ein Mann, das müssen ihm seine Feinde zugestehn. Soll ich sagen, wem unter den Personen des N. T. er mir am meisten verwandt scheint, so muß ich Johannes den Täufer nennen. Darum hüpfte ihm sein Herz, so oft er in der Predigt an Johannes den Täufer kam. Wer unter uns das Missionsfest 1863 besucht hat, dem wird die Vorlesung des Tages über Johannes des Täufers Amt und Wirksamkeit unvergeßlich sein. Nachdem er über die Weissagung auf Johannes gesprochen, sagte er: Das war die Weissagung, laßt uns nun sehen, wie diese erfüllt ist in Johannes. Wenn ich diese Weissagung und Erfüllung ansehe, so hüpft mir allemal das Herz, namentlich in unserer Zeit, wo das Geschlecht der Männer ausgestorben zu sein scheint, statt dessen ein Geschlecht von Weichlingen und Weibern mit weiten Röcken. Hier ist ein rechter, ein ganzer Mann und zugleich ein Mann Gottes. Er trägt keine Kleider von Sammet und Seide, sondern ein Kleid von Kameelshaaren, ein lederner Gürtel war gut genug für ihn. Er sehnte sich nicht nach Leckerbissen, Kuchen und Pasteten, sondern Heuschrecken und wilder Honig waren gut

genug für ihn. Und warum lebte er so? Damit er ein unabhängiger Mann wäre. Wer viel bedarf, ist von Vielem abhängig, wer aber mit dem Geringsten genug hat, den kann nichts in Bande schlagen, sondern er steht unabhängig da. Mancher Prediger geizt und versäumt die Armen und Dürftigen in der Gemeinde, damit er sich einen blanken Rock und bequemen Sopha kaufen kann. Ebenso stellt Euch einen Missionar vor, der soll eine neue Station anlegen. Wenn er da nun einen Wagen für Möbeln, einen für Kleidungsstücke, einen dritten für Küchengeräthe haben muß, und zu den Möbeln und Kleiderschränken muß dann auch das neue Haus passen, wo bleibt da die Unabhängigkeit für das Werk Gottes? Wie notwendig also die Enthaltung von aller Bequemlichkeit. Das ist der Grund, warum Johannes so enthaltsam lebt. Vielleicht mag er an einem Festtage immerhin auch einmal einen Braten gegessen haben, aber die tägliche Regel war einfach. — Nun seine Predigt. Ist seltsam. Er redet das Volk an: Ihr Otterngezüchte, d. h. ihr Teufelskinder, ihr dürft euch nicht rühmen, ihr seid Abrahams Kinder, denn es ist schon die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt. Ihr seht, ein feiner Mann ist Johannes nicht gewesen, trug auch keine Glacéhandschuhe, weder blaue noch weiße. Die meisten werden ihn für hinreichend grob gehalten haben. Ihr „Otterngezüchte" ist eben keine Schmeichelei. Aber dies Wort gilt allen Menschen, denn sie sind alle Sünder, und alle haben alle Gebote übertreten. (Dann sagt er, daß alle, sie mögen angehören, welchem Stande sie wollen, Buße thun müssen.) Diese Predigt muß durch die Herzen dringen wie ein zweischneidig Schwert. Es wird so viel geklagt, daß die Gemeinden sich nicht bekehren und nicht zur Kirche kommen. Ich bleibe dabei: Du Prediger, es ist wesentlich deine Schuld, predigst du nur mit Ernst, mit Beweisung des Geistes und der Kraft, nicht fein, sondern grob wie Johannes, predigst du wirklich Buße, so wirst du bald sehen, wie die Kirche sich füllt. Seht es bei Johannes, da die Leute ebenso gottlos waren als jezt, aber dennoch kamen alle zu ihm, Bauern, Zöllner, Soldaten. Aber Johannes hat auch eine verzweifelte Manier, die Leute heranzuziehen. Ihr Bauern seid die ersten gewesen, die damals gekommen sind, und ihr seids auch jezt wieder vor den Städtern. Da würde nun jezt vielleicht mancher Prediger den Bauern um den Mund gestrichen haben: Ihr seid doch immer die Vordersten! aber nicht so Johannes, sondern er gibt ihnen einen Puff, der ihnen durch und durch geht und hält ihnen vor, daß die Hauptsünde des Bauern der Geiz ist, und das hat seinen Grund darin, weil er sich sein Geld sauer verdient hat. Sparsamkeit ist zwar gut, und wenn der Bauer den sauer verdienten Groschen erst dreimal in der Hand umdreht, ehe er ihn ausgibt, so ist das ganz recht, aber nur nicht geizig gegen das Reich Gottes, Kirche und Schule. Oft aber ist mit der Sparsamkeit der Geiz verbunden. Darum faßt Johannes sie an der empfindlichsten Stelle an: Wer zwei Röcke hat, der gebe dem, der keinen hat, und wer Speise hat, der thue auch also. Darum soll der Bauer seinen Wiemen ansehen, ob er

nicht eine Seite Speck hat für die Armen, er soll in seine Lade sehen, ob er nicht eine Rolle Leinen für die Nackten hat. Dann segnet Gott ihn noch einmal so sehr, durch Geben wird man reich. Ein gottesfürchtiger Bauer freut sich auch über nichts mehr, als daß er geben kann. Wenn der Bauer sich erst recht bekehrt hat, so ist er eine rechte Stütze für das Reich Gottes, weil auf dem sauer Erworbenen ein besonderer Segen Gottes ruht. Dann straft Johannes die Zöllner, welche damals alle Betrüger waren und die Leute aussogen, und ermahnt sie: Fordert nicht mehr, denn gesezt ist. Und zulezt auch die Soldaten. Da ist schlimm mit umzugehen, denn das sind gewaltige Leute, haben Gewehr und Säbel und sind die Herren, darum sind sie meist grobe Leute, daneben oft auch Spitzbubenvolk. Deshalb predigt Johannes ihnen: Thut Niemand Gewalt noch Unrecht und laßt euch genügen an eurem Solde, laßt alles Stehlen und Plündern. ... Aber obgleich er so grob ist und so grade heraus spricht, können sie es ihm doch nicht übel nehmen, sondern sie müssen bekennen: der Mann hat Recht, und wenn sie seinen Wandel dabei ansehen, so müssen sie Respect haben, ja sie haben so hohe Achtung vor ihm, daß sie sogar glauben, er sei Christus. Aber Johannes weist demütig alle Ehre von sich ab: Ich bin nicht Christus, meine Taufe macht auch nicht selig, denn sie hat keinen heiligen Geist, sondern ist nur ein Vorbild auf Christi Taufe. Darum gehet zu Jesu, der allein kann euch selig machen.

So stand auch Harms selbst unverzagt und ohne Grauen, ohne Menschenfurcht und Menschengefälligkeit da und predigte die Buße und wies auf Jesum, Gottes Lamm. Und dabei ward ihm geholfen. Von dem Gott seiner Väter ist ihm geholfen, von dem Allmächtigen ist er gesegnet, von allen Seiten strömte der Segen zu seinem Missionswerke zusammen. Darüber mußten auch die Ungläubigen sich wundern, daß er, der einige Mann, ohne zu betteln, jährlich so viel Geld zusammenbrachte. Er hatte immer Geld zu seinen Unternehmungen. Beim Abschluß der Rechnung hatte er übrig. Er hatte einen reichen Vater; zu dem ging er und bat und nahm. Wie reich mag sein Leben an Gebetserhörungen gewesen sein. Aber ich erinnere mich nicht, daß er davon öffentlich redete. Dies Schweigen ist etwas Großes.

Der Segen aber erstreckt sich bis zu der Wonne der ewigen Hügel und fällt auf das Haupt des Nasir unter seinen Brüdern. Und thun wir Unrecht, wenn wir ihn einen Nasiräer, einen Geheiligten und Verlobten Gottes nennen? Der Eifer um Gottes Sache hat seine Kräfte früh verzehrt. Im 58. Jahr seines Lebens ist er abgeschieden. Sein lezter Kampf war schwer. Doch er hat Glauben gehalten. Sein leztes Gebet war: Hilf Gott allezeit, mach mich bereit zur ewigen Freud und Seligkeit. Komm Herr Jesu. So ist Jesus gekommen und zu der Wonne der ewigen Hügel ist seine Sele getragen. Seinen Leib haben wie am 17. November, Freitags, zur Ruhe bestattet. Es war ein ergreifender Anblick, die trauernde Gemeinde und die trauernden Brüder alle, eine große Schar um den Sarg her. Ei du frommer und getreuer Knecht, nun hast du ausgelitten und ausgestritten, nun trägst du deine Palmen.

Laßt uns schließen mit dem lezten Gebete von ihm, welches das Missionsblatt vom October bringt:

Herr Jesu Christe! Gib uns deinen heiligen Geist, daß wir die hohe Seligkeit und Herlichkeit unsers Christenberufs immer mehr erkennen und würdigen, damit wir das köstliche Wort unsers Katechismus: ich bin ein Christ, höher achten als alle Schätze der ganzen Welt. Kann ich sagen: ich bin ein Millionär, das bringt mir nicht den Himmel. Kann ich sagen: ich bin ein König oder ein Kaiser, das bringt mir auch nicht den Himmel. Aber kann ich sagen: ich bin ein Christ, so bringt mir das so gewiß den Himmel, als du selber, lieber Herr Jesu Christe, im Himmel bist und mit deinem wahrhaftigen Munde gesagt hast: wo Ich bin, da soll mein Diener auch sein. So glückliche, selige Leute sind wir Christen; was für elende und jämmerliche Leute sind nun aber alle die unglücklichen Menschen, die nicht sagen können: ich bin ein Christ! Da sind die armen Leute in der Christenheit, die Christen heißen, aber sie sind es nicht, sie können nicht sagen: ich bin ein Christ. Denn sie hassen und lästern deinen heiligen Namen durch ihre gottlosen Reden und ihren heidnischen Wandel. O Herr Jesu, bekehre sie durch deinen heiligen Geist, daß sie nicht also dahin fahren. Da sind die armen Juden, die mitten in der Christenheit wohnen, haben hundertfache Gelegenheit, sich zu bekehren zu dir, Herr Jesu, in den ihre Väter gestochen und den ihre Väter gekreuzigt haben; aber sie wollen sich nicht bekehren, sondern sind verstockt. O Herr Jesu, bekehre sie durch deinen heiligen Geist, daß sie dir die Ehre geben und auch sagen lernen: ich bin ein Christ. Ja, Herr, wir wollen täglich beten für die armen Namenchristen, wir wollen täglich beten für die armen Juden, daß sie sich zu dir bekehren und in dir selig werden. Aber doch, wenn sie sich nicht bekehren und im Tode bleiben, so ist es ihre eigene Schuld, und ihr Blut muß kommen auf ihren Kopf, und sie müssen es vor dir bekennen, wenn sie verdamt werden, daß sie es nicht besser verdient haben. Aber die vielen Millionen der Heiden, Herr Jesu, die noch in Finsternis und Todesschatten sitzen, die in ihrem finstern Lande dem Satan dienen und mit ihrem verfinsterten Herzen Wege des Verderbens gehen, weil sie dich nicht kennen, o Jesu, und von deinem teuren Namen und von deinem Leiden, Sterben und Auferstehen nichts gehört haben, muß deren Blut nicht auf unser Haupt kommen? sind wir nicht schuldig an ihrem Jammer, da du uns ausdrücklich und noch dazu in deinem lezten Testamente vor deiner Himmelfahrt geboten hast, wir sollten hingehen zu allen Völkern und allen Heiden, das

seligmachende Evangelium verkündigen, und lange Zeit haben wir es gar nicht gethan, und auch jezt sind wir noch immer so lau und so träge, es zu thun, daß wir uns vor dir und vor uns selber schämen müssen, und vor den Heiden. Darum bitten wir dich, liebster Heiland, vergib uns unsre Sünde und gehe nicht mit uns ins Gericht, sondern gib uns Kraft, daß wir unsre lange und große Versäumnis durch verdoppelten Eifer und verdoppelte Treue wieder gut zu machen suchen. Wir wollen nun täglich immer brünstiger beten um die Bekehrung der Heiden, wir wollen nun immer freudiger opfern auf deinem Altar, was wir haben, Geld, Weihrauch und Myrrhen, daß den Heiden dein herlicher Name gepredigt werde, daß ihnen deine teuren Sacramente gebracht werden, auf daß bald die Fülle der Heiden eingehe in dein Reich, die Menge am Meer sich bekehre, die Todtengebeine lebendig werden, und dadurch auch in dem armen Israel der Eifer entzündet werde, sich zu dir zu wenden und deinen Namen anzurufen. Dann steht nichts mehr dem lieben lezten Tage im Wege und du kanst wiederkommen und alles zurecht bringen. Herr, segne unsre Gemeinde, segne unser Missionshaus, segne unsre Heidenboten, segne unsre Heidengemeinde, segne unser Schiff, segne unsre ganze Missionsgemeinde an allen Orten. Amen.

V. U.

Gesang 49 des Lüneburger Gesangbuchs.

Laß mich dein sein und bleiben
Du treuer Gott und Herr!
Von dir laß mich nichts treiben,
Halt mich bei reiner Lehr.
Von dir laß mich nicht wanken,
Gib mir Beständigkeit,
Dafür will ich dir danken
In alle Ewigkeit.

Eine Predigerwahl in Greifswald.

Als Einleitung zu dem Nachstehenden möge die offne und aufrichtige Bitte vorangehen, eine sofortige Berichtigung eintreten zu lassen, wenn Thatsachen wider Willen falsch oder entstellt mitgeteilt werden. Dem Einsender dieses steht das gute Bewußtsein zur Seite, sine ira et studio nur Wahres berichten zu wollen.

Das durch den Tod des Professors und Pastors Hasert an der Nicolaikirche in Greifswald erledigte Pastorat wurde im vergangenen Sommer in der Person des Predigers Woltersdorff in Magdeburg besezt. Obwol im Staatskalender der König als Patron aufgeführt wird, so ist das Wahlrecht stets vom Concilium academicum und vom Magistrat ausgeübt worden und dem König stand nur das Recht der Bestätigung zu. Früher, wenn ich nicht irre, haben die beiden genanten Wahlkörper alternirend gewählt, und die diesmalige Besetzung wäre — aber ich muß wiederum hinzusetzen, wenn ich nicht irre — dem Concil

allein zugefallen. Der Magistrat aber, von dem sehr richtigen Grundsaz ausgehend, ein so wichtiges Hauptpastorat von der bisher damit verbunden gewesenen Professur abzulösen, weil bei einem so umfangreichen Doppelamt zu wenig Zeit und Kraft für die Selsorge übrig bleibe, hat eine Trennung des Pfarramts von der Professur befürwortet und die Universität stimte zu unter der Bedingung, die diesmalige Besetzung des Pastorats ohne die bisher damit verbundene Professur in Gemeinschaft mit dem Magistrat zu vollziehen; eine Bedingung, deren Gewähr um so mehr der Billigkeit entsprach, da ja die Universität die gegenwärtige Vacanz ganz allein zu besetzen hatte. So ist denn vom Magistrat und vom Concilium academicum gewählt worden.

Unter den Bewerbern um die erledigte Stelle — 6 oder 7 an der Zahl — bezeichnete die öffentliche Meinung bald den Superintendenten Hildebrandt in Usedom und den Prediger Woltersdorff in Magdeburg als diejenigen, welche die meiste Aussicht auf Erfolg hätten. Für den Erstgenanten entschieden sich alle die Wahlberechtigten, welche in ihrer Stellung zur Kirche einen mehr oder minder positiven Grund inne hatten; Lezterem fielen diejenigen zu, welche einer kirchlich liberalen Richtung huldigten. Dem Prediger Woltersdorff ging der Ruf vorauf, daß er mit Schenkels Bestrebungen harmonire, auch an dessen kirchlicher Zeitschrift Mitarbeiter sei, welches leztere freilich jezt bestritten wird. Seinen Anhängern galt dieser Ruf als eine Empfehlung, den strenger kirchlich Gesinten war er ein Grund ernster und schwerer Befürchtung. Denn Schenkels Bestrebungen finden in Greifswald schon in der Person des Professors Dr. Hanne einen sehr entschiedenen und sehr rührigen Vertreter. Nicht genug, daß er mit Schenkel selbst in Verbindung steht, an dessen Zeitschrift mitarbeitet und den Protestantentag besucht; er sezt auch bis zu dieser Stunde alle Kraft und Energie daran, den von ihm in Greifswald gegründeten Protestantenverein immer mehr zu heben und zu fördern. Kein Wunder also, daß die kirchlich Gesinten es als eine Gefahr erachteten, wenn auch auf die Kanzel der Haupt-Pfarrkirche ein Freund und Anhänger Schenkels berufen würde. Woltersdorff und Hanne, so fürchten sie, würden auch sofort Hand in Hand gehen, um den Grundsätzen Schenkels Bahn zu brechen. Wie Heidelberg im fernen Südwesten, so würde Greifswald im hohen Norden unseres deutschen Vaterlandes ein Brennpunkt werden für die agitatorischen Bestrebungen, die evangelische Kirche von unten auf grundstürzend zu reformiren. Das unter solchen Befürchtungen einerseits und guten Erwartungen für die Zukunft andererseits der sogenanten Probepredigt des Pastors Woltersdorff mit Spannung entgegengesehen wurde, ist natürlich. Das Urteil über die gehaltene Predigt fiel nun nach dem verschiedenen Standpunkt der Urteilenden sehr verschieden aus. Hanne und seine Freunde, so wie alle, die mehr oder minder freisinnig in kirchlichen Dingen sind, wußten Woltersdorffs Gaben und Predigtweise nicht hoch genug zu stellen. Die Gegenüberstehenden vermißten in der Predigt ein warmes, unumwundenes Bezeugen der

christlichen Grundwahrheiten und Heilsthatsachen: auch konte ihnen das so nachdrückliche Betonen gewisser Schlagwörter, wie Freiheit des Geistes, Freiheit des Gewissens u. a. m. nicht zusagen. Als unbestreitbare Thatsache ist aber hervorzuheben, daß hüben und drüben übereinstimmende Urteile dahin laut werden, daß das Organ des Woltersdorff für die große Kirche viel zu schwach sei. — Nachdem sich die Parteien klar und reinlich gesondert hatten, kam nun der Wahltag heran. Im Magistratscollegium siegte die rathsherliche Jugend über das gereifte und bewährte Urteil der älteren Mitglieder mit 4 gegen 3 Stimmen zu Gunsten Woltersdorffs. Das Ergebnis dieser Wahl wurde sofort dem Concilium academicum mitgeteilt, selbstverständlich in dem Wunsch und mit der Hoffnung, dasselbe könne und werde sich auch für Woltersdorff entscheiden. Um diesem Wunsch einige Nachhilfe zu gewähren, ward gegen Hildebrandt die Beschuldigung erhoben: Er sei ein conservativer Agitator. Ein conservativer Agitator! Welch Schrecklichstes der Schrecken! Unter dem Eindruck dieser Schreckensbotschaft wurde nun Woltersdorff auch im Concil gewählt; die Vorstellungen der Freunde Hildebrandts, man müsse doch erst einer so plötzlich erhobenen Anklage näher auf den Grund gehen, und zu dem Ende möchte die Wahl noch auf kurze Zeit ausgesezt werden, drangen nicht durch. Woltersdorff war nun der von beiden Factoren des Patronats gewählte Pastor.

Dies Wahlergebnis ward von den kirchlich Gesinten schmerzlich bedauert und sofort tauchte der Gedanke auf, ob es nicht zulässig sei, das so schwache und leise Organ des Erwählten als Grund eines Einspruchs gegen ihn geltend zu machen. Die Berechtigung zu einem solchen Einspruch konte aber nur durch die sogenante Präsentationspredigt geboten werden, d. i. durch die Predigt, mit welcher der Erwählte der Gemeinde vorgestellt wird und welche den Gliedern der Gemeinde das votum negativum oder das jus recusationis gewährte. Von solcher Präsentationspredigt war nun Alles eine geraume Zeit hindurch still; ja es verlautete sogar: die Universität habe die Abhaltung derselben bei dem obwaltenden Wahlmodus als etwas Ueberflüssiges und Ungehöriges abzuweisen versucht. Mag nun dies Gerücht ein falsches gewesen sein oder mag es den kirchlichen Behörden gelungen sein, die Bedenken gegen die Präsentationspredigt zu beseitigen, — gleichviel! Ganz unerwartet ward zum Sontag dem 7. Januar d. J. die Präsentationspredigt Woltersdorffs angekündigt. Bei denen, welche in der Berufung Woltersdorffs nach Greifswald eine Gefahr für den kirchlichen Frieden erblickten, kam es zu dem Entschluß, Einspruch gegen die Wahl zu erheben. Um jegliche Aufregung und jedes Aergernis, so viel an ihnen wäre, zu vermeiden, beschlossen sie, den mit der Präsentation beauftragten Consistorialrath Vogt Tags zuvor von dem beabsichtigten Schritt in Kentnis zu setzen, ihn auch zu bitten, daß der Protest, wie es sonst bei Pfarren königl. Patronats zu geschehen pflege, entweder in der Wohnung des Superintendenten oder doch wenigstens in der Sakristei der Kirche könne abgegeben werden, um jede Störung und jedes Auffehen im Gottesdienst zu vermeiden. Der C.-R. Vogt versagte die Gewähr der Bitte, indem er sich nicht für befugt hielt, von der hierorts althergebrachten Form abzuweichen. So blieb denn nichts Anderes übrig, als dieser Form sich zu fügen. Nach gehaltener Präsentationspredigt Woltersdorffs und nachdem der königl. Commissarius die Frage an die Gemeinde gerichtet: Ob Jemand gegen die Lehre, den Wandel oder die Gaben des Erwählten Einspruch erhebe, da traten vor überaus zahlreich versammelter Gemeinde der Appellationsgerichts-Präsident v. Seeckt und der Oberstaatsanwalt v. Bonin vor den Altar, und Ersterer gab die Erklärung ab: Er und Andere mit ihm hätten den Prediger nur sehr ungenügend verstehen können, er erhebe demnach Einspruch wegen mangelnder Gabe eines lauten, allgemein verständlichen Organs. Es war gewiß kein leichter Gang, den diese weit und breit in so hoher Achtung und Liebe stehenden Männer thun mußten. Aber sie thaten ihn von dem Bewußtsein einer Pflichterfüllung gehoben; sie thaten ihn unbekümmert um die Schmach, mit der sie würden übergossen werden. Im Laufe der nächsten Tage schlossen sich noch gegen 30 andere Männer diesem Protest an und die ganze Angelegenheit liegt dem königl. Consistorio zur Entscheidung vor. Gleichzeitig haben aber auch die beiden genanten Männer, wenn man ganz bestimten Versicherungen Glauben schenken darf, dem Oberkirchenrath Mitteilung über den von ihnen gethanen Schritt gemacht mit der Bitte: um des bedrohten kirchlichen Friedens willen Woltersdorffs Berufung nicht zu genehmigen.

Dies ist der einfache und soweit es menschenmöglich ist wahrheitsgetreue Bericht über den Stand einer Angelegenheit, die so großes Auffehen erregt hat. Wie verlautet, wollen die Anhänger Woltersdorffs eine Petition zu seinen Gunsten einreichen. Einer solchen Eingabe dürften selbstverständlich die Unterschriften weit zahlreicher zufallen als dem Protest. Könte aber eine Ermittlung Statt haben, wie groß die Zahl der Kirchenbesuche während eines Jahres bei denen sei, die für Woltersdorff eintreten, und wie groß bei denen, die gegen ihn Einspruch erhoben; es ist kaum zu bezweifeln, daß die Lezteren die Ersteren weit hinter sich lassen würden. Aber das ist ja eine allgemeine Erfahrung: Gerade diejenigen, welche sich sonst um die Kirche gar nicht bekümmern, führen bei kirchlichen Fragen der vorliegenden Art das lauteste Wort. Wer wüßte nicht z. B., daß bei der so schwirigen Einführung eines neuen Gesangbuches diejenigen, welche das alte bisher im Gebrauch gewesene Gesangbuch wirklich benuzt und darum lieb gewonnen haben, in ihrem Widerstreben viel leichter zu besiegen sind, als diejenigen, welche das alte Gesangbuch etwa bei der Einsegnung zum ersten und auch zum lezten Male mit in die Kirche genommen haben. Darum ist nicht aus dem Auge zu verlieren, daß die Stimmen solcher, welche der Kirche den Rücken zugekehrt haben, wol laut genug sein können, auch mitzählen, aber nicht mitwiegen.

H. W.

Shakespeare's Macbeth.

Aus dem Gesichtspunkte christlicher Auffassung.

Kein Dichter kent insonderheit auch die Nachtseiten des menschlichen Lebens so gründlich und keiner hat sie uns so tief und ergreifend erschlossen, als Shakespeare. Er weiß, wie der Versucher menschliche Herzen beschleicht, in welchen Kampf er sie hineinzieht, welches der einzige Weg ihrer Rettung ist, und welches innere und äußere Elend der zu tragen hat, der diesen Weg nicht zu finden weiß, bis er im Jammer des Lebens untergehen muß, und alle die bekantesten und größten Dramen Shakespeare's tragen in deutlichen Zügen die Inschrift: „die Sünde ist der Leute Verderben."

Sie sind aber in ihrer Tiefe durchaus nicht zu verstehen, es sei denn, daß der Leser und Ausleger ein Christ sei, wie Shakespeare selber das war, nicht in dem Sinne, daß er sich etwa in christliche Wahrheiten hineinphantasirt hätte, sondern in dem Sinne, daß er, von der Wahrheit des Evangeliums durchleuchtet und getragen, in ihr lebte. Das aber ist es, was der bei Weitem größeren Mehrzahl der Uebersetzer und Ausleger des Shakespeare abgeht. Sie stehen im innersten Herzen dem Evangelio bewußt oder unbewußt gegenüber und haben darum kein Verständnis desselben, obwol sie es glauben. So dürfen wir uns nicht wundern, wenn sie aller Kunst, Sprachfertigkeit und aufgewandten Scharfsinnes ungeachtet nicht in den Kern der tiefsten und schönsten Dramen gedrungen sind. Die langen, oft so weitschweifigen Reden tragen nicht dazu bei, dem Leser die Thür zu öffnen, sondern vielfach nur, sie zu verschließen. Es ist sehr auffallend, wie sie an den leichtesten, einem christlichen Herzen durchaus und sofort verständlichen Dingen stehen bleiben, und mit einem Aufwande von Mutmaßungen und Erörterungen kein Haar breit weiter kommen, während sie auf der andern Seite an den tiefsten Erschließungen und höchsten Schönheiten vorüber gehen, ohne sie auch nur zu bemerken. Es fehlt ihnen eben der Schlüssel für das Eine und für das Andere.

Versuchen wir es, in dem angedeuteten Sinne die vornehmsten Gesichtspunkte zum Verständnis des Macbeth aufzuweisen, wie sie sich uns dargeboten haben.

Da führt uns nun gleich die erste Scene, in ihrer eigentümlichen Kürze und dem seltsamen Klange der abrupten Rede, wie sie im Original vorliegt, durchaus unübersezbar schön, zu den luftigen Gestalten der Zauberschwestern und durch sie und mit ihnen in das Gebiet des Dämonischen.

Ohne ein Verständnis und Eingehen auf dieses Gebiet ist uns Macbeth durchaus verschlossen, und wir kommen zu den seltsamsten Erörterungen, wie sie sich z. B. bei Tieck, dessen große Verdienste um die Einbürgerung Shakespeares bei uns der Erwähnung nicht bedürfen, in den Anmerkungen zu diesem Drama finden, zum Beweise, auf welche wunderliche Gedanken und sinnlose Widersprüche auch die scharfsinnigsten Denker gerathen, wenn sie sich im innerlichen Gegensatze zu den objectiv vorliegenden Thatsachen befinden, dafür ihnen das Verständnis fehlt.

Um aber den Schlüssel zum Verständnis des Macbeth nicht zu verlieren, müssen wir zuerst anerkennen, daß es ein dämonisches Reich außerhalb des Menschen gibt, dessen geheimnisvolle dunkele Mächte einen Einfluß auf menschliche Selen auszuüben trachten und ausüben, soweit ihnen nicht widerstanden wird, und zwar so, daß dieses Satansband auf Seiten des Menschen ein bewußtes, gesuchtes oder ein unbewußtes und nicht gewolltes ist, dessen Einfluß tief innerlich beklagt wird, ohne daß der Leidende und Klagende Macht gewönne, der dämonischen Gewalt zu widerstehen.

Diese bestimte Vorstellung und Anerkennung eines dämonischen Reiches, dessen Einfluß auf menschliche Herzen unter Hohnlachen und Schadenfreude immer betrüglich, schädigend, wehethuend und darum zu fürchten ist, zieht sich durch alle Zeiträume menschlicher Geschichte und offenbart sich in allen Entwickelungen der Völker. Die deutlichen Spuren finden sich davon bei den alten Egyptern zur Zeit der Pharaonen nach 2. B. Mos. Sie ziehen sich durch die indischen Philosopheme, tauchen in der antiken Welt wieder auf, ziehen sich durch das ganze germanische Heidentum und finden sich wieder bei den amerikanischen und australischen Stämmen. Es wäre wunderbar, wenn diese uralte, so weit verbreitete und zum Teil so fein ausgebildete Vorstellung von der Existenz und dem geheimnisvollen Walten eines dämonischen Reiches ein bloßer Wahn wäre, wie die moderne Welt geneigt ist, dahin die Geschichte zu verflüchtigen.

Das allerdings steht fest: Außerhalb des Evangeliums finden wir immer nur die Karrikatur der Wahrheit und daher erscheint auch das Reich des Dämonischen außerhalb des Evangeliums karrikirt. Der Teufel wird leibhaftig, er erscheint mit Hörnern, Pferdefuß ꝛc., in seinem Dienst erscheint das ganze Heer von Hexen, Kobolden u. s. w., wie es uns im Faust nach altgermanischen Sagen und Vorstellungen auf dem Brocken vorgeführt wird.

Darüber wollen wir uns nicht weiter wundern, wir müßten uns sonst über das ganze Heidentum mit seiner seltsamen Karrikirung der ewigen Wahrheit überhaupt wundern. Aber das könte uns wol befremden, daß die altgermanischen heidnischen Vorstellungen von dem Dämonischen so gewaltig tiefe Wurzeln geschlagen, daß Jahrhunderte, ja ein volles Jahrtausend, welches seit Gründung, Entwickelung und Gestaltung der christlichen Kirche unter den Germanen verflossen ist, nicht ausreichten, sie zu vertreiben.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 7. Februar. № 11.

Aus und über Mecklenburg-Schwerin.

Die Kirche und die Ritterschaft.

Siebenter Artikel.

Der im November und December v. J. zu Sternberg abgehaltene Landtag war durch drei hervorragende, die Entwicklung des kirchlichen Lebens in unserm Lande berührende Vorlagen von besonderer Bedeutung. Obgleich dieselben von den Ständen sämtlich abgewiesen wurden, so kann man die Verhandlungen nichts weniger als resultatlos nennen; sie haben dazu gedient, die Situation in unserm Lande mehr zu klären. Damit scheint uns ein eingehenderer Bericht in diesen Blättern hinreichend gerechtfertigt.

Die erste Vorlage war ein Allerhöchstes Schwerinsches Rescript, betr. Erleichterung der Begründung von Häuslereien und Erbzinsstellen auf den ritterschaftlichen ꝛc. Gütern und damit größere Möglichkeit für eine große Klasse von Landeseinwohnern, ein eignes Besitztum und eine unabhängigere Lebensstellung zu erlangen. Ein wie rühmliches Zeugnis für die ernste Sorge der Großherzoglichen Regierung um die Wolfahrt aller, auch der geringsten Unterthanen dieses Rescript mit seinen Motiven ablegt und wie wichtig auch die Sache indirect für das geistige und kirchliche Leben der niedern und mittleren Volksklassen sein mag (cf. unsern 5. Artikel), so gehen wir hier auf die Verhandlungen darüber nicht näher ein und bemerken nur, daß die Stände den Gesetzesvorschlag entschieden abgelehnt haben, trotz dem, daß durch denselben keinem Rittergutsbesitzer der geringste Zwang auferlegt sein würde.

Zum andern (wir lassen die wichtigere Vorlage bis zulezt) lag dem Landtage ein Antrag des Rittergutsbesitzers Bock-Gr.-Welzien vor, betr. „Verbesserung des ritterschaftlichen Schulwesens." Dieselbe sollte sich, nachdem die Großherzogliche Regierung in der Hebung der Schulen in ihrem Domanium mit den fürsorglichsten Bestrebungen seit Jahren vorangegangen, besonders auf 4 Punkte erstrecken:

1. die mangelhafte Ausbildung der zum Schulamte sich meldenden Individuen;
2. die geringen Anforderungen, welche an die ritterschaftlichen Schullehrer gestellt werden;
3. die dürftige pecuniäre Stellung (jeder Schullehrer solle mindestens so viel Einnahme als ein Tagelöhner haben);
4. die den Bedürfnissen nicht entsprechende (in nur 4 Stunden wöchentlich bestehende) Sommerschule.

Dieser auf die Sache in den beigegebenen Motiven gründlich eingehende und in seinen Anforderungen sehr maßvolle Antrag wurde von dem Landtage auf Grund eines Ausschußberichtes „auf sich beruhen gelassen". Während das „neue mecklenb. Kirchenblatt" das ritterschaftliche Schulwesen „eine Sache" nennen kann, „die schon lange in allen Kreisen der Gesellschaft besprochen, über deren desperaten Zustand man einig war, ohne daß man bisher ein wirksames Mittel zur Erledigung der Uebelstände hatte auffinden können", spricht sich der Ausschußbericht neben manchen richtigen Bemerkungen (die Niemand bestreitet) dahin aus: Man wisse nicht, ob das Schulwesen im Domanium besser sei (!?), und wenn das auch, so gäbe das keinen Grund, von der Ritterschaft dasselbe zu erzwingen (ein Antrag ist ja eben eine Bitte um freiwillige Annahme!), in 8 (muß heißen: 5) Wintermonaten (welche eben zur Hälfte oft wegen der weiten schlechten Wege und Wetters versäumt werden) könten die Kinder genug lernen, die ritterschaftlichen Schulmeister seien ja alle von den Präpositen qualificirt befunden und die Pastoren confirmirten doch fast alle Kinder mit 14 Jahren (so verhöhnt man noch die lange geübte Milde und Nachsicht der Geistlichen!), die Löhne der Schullehrer gehörten naturgemäß der freien Vereinbarung an (also Licitation an den Mindestfordernden!), Seminarbildung sei nicht nötig, die Pastoren sollten sich nur mehr mit Ausbildung von Schulmeistern beschäftigen und vom Oberkirchenrath dazu aufgefordert werden — kurz es sei Alles in schönster Ordnung, wenn — die Pastoren nur ihre „Pflicht" thäten!

Die sonst so milde urteilende Redaction des „neuen mecklenb. Kirchenblattes" kann sich dem gegenüber nicht des für die Ritterschaft allerdings sehr ernsten Ausrufs erwehren: „Es lohnt sich nicht der Mühe, denen zu antworten, die mit sehenden Augen nicht sehen und mit hörenden Ohren nicht hören wollen." Es gibt freilich rühmliche Ausnahmen, aber diese sind (wie der Landtag selbst davon das beste Zeugnis gibt) nur eine verschwindende Minorität, die nicht einmal zu Worte gekommen ist. Wäre nur von der Hälfte der Ritterschaft für die Schulen geschehen, was z. B. in der Gräflich Hahn'schen, in der Gräflich Schlieffen'schen Begüterung, in

den Klostergütern u. A. seit Jahren geschehen ist, die Sache würde nicht so „desperat" stehen, die Pastoren nicht so seufzen und die Großherzogliche Regierung nicht so hoffnungslos in ihren Bestrebungen um die Schule dastehen. Es ist eine weit verbreitete Ansicht, daß es in unserm Lande mit der Schule im Ritterschaftlichen nur besser werden kann, wenn dieselbe in Eine Hand komt und der Willkür des einzelnen Rittergutsbesitzers entzogen unter die Gesamtleitung des Großherzoglichen Ministeriums gestellt ist. Dieser Ansicht leistet die Ritterschaft offenbar selbst den größten Vorschub, wenn sie für solche Anträge und Vorschläge, wie die beregten, nichts als eine Abweisung hat.

Mag die Gesinnung der Ritterschaft in ihrer Majorität auch dadurch in ein noch traurigeres Licht gestellt werden, wir können doch nicht umhin, zur Erquickung aller Christenherzen den Schlußsaz aus dem Dictamen des Antragstellers Rgb. Bock hier mitzuteilen. Er lautet:

„Was nun meine eigne Stellung zu dem von mir gestellten Antrage anbelangt, so ist dieselbe folgende: Auf den Unterricht in Landeskunde, Landesgeschichte 2c. lege ich nur geringen Wert. Den Unterricht im Rechnen, Schreiben halte ich für dringend wünschenswert; daß die Kinder sämtlich zum fließenden Lesen gebracht werden, halte ich für unbedingt erforderlich; die Hauptsache für mich ist aber der Religionsunterricht. Alle, die mit mir erfahren haben, daß das Wort Gottes eine Kraft ist, selig zu machen alle, die daran glauben, müssen mit mir den Wunsch hegen, daß die uns anvertrauten Kinder nicht allein nur wörtlich den Katechismus auswendig lernen, sondern daß der Unterricht auch so geleitet wird, daß das Wort Gottes nicht blos mit dem Verstande oder gar nur mechanisch gelernt wird, sondern daß es auch mit Herz und Gemüt ergriffen wird. Hiezu gehört aber ein eingehendes, lebendiges Unterrichten in und aus Gottes Wort, und daß dazu unsre gewöhnlichen Handwerker-Schullehrer größtenteils nicht im Stande sind, können wir daraus leicht ersehen, daß die Kinder aus vielen Schulen zur Zeit der Confirmation kaum eine Frage beantworten können, die nicht im Katechismus steht. — Sie haben die Heilswahrheiten mechanisch gelernt, zum innern Verständnis kommen sie zu selten, und darin liegt die Haupturſache ihrer spätern Entfremdung vom Christentum. Ich bitte zu bedenken, daß neben der Sorge für das materielle Wol unsrer Untergebenen die viel wichtigere uns obliegt, durch einen treuen und tüchtigen Unterricht aus Gottes Wort sie über den richtigen Weg zur ewigen Seligkeit zu unterweisen. Von diesem Gesichtspunkte aus habe ich meinen Antrag gestellt, von diesem Gesichtspunkte aus bitte ich ihn zu prüfen."

Die Ritterschaft muß einen gar andern Gesichtspunkt haben, daß sie sich auch nicht einmal bewogen fand, selbst auf einen Teil oder einzelnen Punkt des Antrages irgend ernst berathend einzugehen.

Die dritte und für uns wichtigste der erwähnten Vorlagen enthielt ein „Allerhöchstes Schwerinsches Rescript, betr. Aenderung der Gesezgebung wegen der Sontagsheiligung", dem sich ein ähnliches Strelitzsches Rescript anschließt.

Die Lage der Sache ist geschichtlich in Kurzem diese:

Da die alten Sontagsgesetze unsres Landes fast ganz außer Uebung gekommen waren, so fühlte sich die Großherzogliche Regierung bei der maßlosen und allgemeinen Sontagsentheiligung im Lande verpflichtet, dieselben in einer neuen zeitgemäßen Bearbeitung zusammenzufassen und so mit den Ständen das Gesez vom 8. August 1855 zu vereinbaren. Darin war den „kleinen Leuten" geräuschlose landwirtschaftliche Arbeit am Nachmittage freigegeben; das der erste in Betracht kommende Punkt. Das schien aber Vielen nicht genug und auf Antrag gab die Regierung auch den Sontag Vormittag bis zu einer Stunde vor Beginn des Gottesdienstes durch eine Verordnung vom 18. August 1856 frei. Da aber die Gutsherren diese Freigebung in vielen Fällen dazu benuzten, um selbst die ihnen und ihren Gespannen zur Last fallenden Arbeiten für ihre Tagelöhner am Sontage zu verrichten und dies hie und da zur Anzeige gebracht wurde, so daß einzelne Herren sogar wegen Uebertretung des Sontagsgesetzes belangt wurden, so beantragten die Stände Aenderung des Gesetzes! Die Regierung gab nach und durch die Verordnung vom 6. Febr. 1858 wurde es „dritten Personen (d. h. den Besitzern) gestattet, den Tagelöhnern, Einliegern und kleinen Handwerkern bei dem Einbringen ihrer geernteten Früchte — — mit ihrer Anspannung behülflich zu sein."

Was von den Geistlichen gegen die unter dem ausdrücklichen Schutze der Gesetze immer mehr einreißende Entheiligung des Feiertages namentlich auf dem Lande in Conferenzen, in Klagen und Vorstellungen, in Predigten und Zeitungsartikeln geschehen, um dem Strome entgegenzuarbeiten, haben unsre früheren Artikel gemeldet. Es blieb bei der Vergeblichkeit dieser Anstrengungen nichts übrig, als sich an das Herz des Landesherrn zu wenden. Das geschah in einer (wie auf dem Landtage selbst gesagt ist) „fast einstimmigen" Petition der Landesgeistlichkeit im März v. J., worin unter Darlegung der traurigen Zustände um Aufhebung der drei oben angeführten oder wenigstens der verderblichsten dritten Gesetzesbestimmung gebeten wird.

S. K. H. der Großherzog hat diese Petition nicht blos überaus wolwollend entgegengenommen, sondern dieselbe auch dem Staatsministerium übergeben, um nach genauester Erwägung in ihrem Sinne sogleich die erforderlichen Schritte zu thun.

So erging denn das „Allerhöchste Rescript" an die Stände. Dieses „nach seinen grundleglichen Gedanken, Motivirungen und Ausführungen über unser Lob erhabene" Schriftstück, welches „den innigsten und tiefsten Dank aller derer verdient, denen die Kirche des Herrn lieb ist", ist in diesen Blättern kürzlich mitgeteilt worden, so daß wir uns einer näheren Charakteristik durch Auszüge enthalten können.

Wie haben nun die Stände und namentlich die am nächsten beteiligte Ritterschaft dieses gute Bekentnis und Zeugnis, welches in einer für den Einzelnen, wie für unser gesamtes Volksleben so wichtigen Sache denselben von Allerhöchster Stelle entgegengebracht ist, aufgenommen? Haben sie für die wahrhaft landesväterliche Vorlage ihren treugehorsamsten Dank ausgesprochen?

Haben sie sich beeilt, die von ihnen gewünschten Vorschläge zu berathen und einzureichen? Haben sie wenigstens den hochherzigen Intentionen ihren Beifall gezollt? Oder auch nur ihr Bedauern ausgesprochen, daß der Ausführung unüberwindliche Schwirigkeiten entgegenständen?

Von allem dem verlautet nichts in den Zeitungsberichten! Der Hauptbericht des Ausschusses geht in der Fassung, wie er schließlich angenommen wurde, dahin:

> Stände wünschen, daß es bei den bisherigen Gesetzesbestimmungen verbleibe mit alleiniger Ausnahme, daß den Hoftagelöhnern untersagt werde, Feldarbeiten überhaupt am Sontag Vormittage vorzunehmen. (Wir finden die wörtliche Fassung nicht in den Zeitungen.)

Da möchte man doch fragen: Haben die Stände diesen Beschluß wirklich in allem Ernste gefaßt? Ist derselbe wirklich mit klarer Ueberlegung angenommen?

Einmal: was ist mit diesem Beschlusse gesagt und gethan? Ist damit denn nun auch nur der Vormittag zur Heiligung frei gemacht: Keineswegs. Nachdem in der Versamlung darüber gestritten, was denn eigentlich der Sinn und Inhalt des Ausschußberichtes sei, wurde man darüber einig, daß alle kleinen Handwerker und freien Arbeiter gar nicht in das Verbot eingeschlossen wären, zum andern den Hoftagelöhnern die Arbeit in ihren Hausgärten freigegeben bliebe. Eine bloße Verteilung der geräuschloseren (sic!) Arbeiten auf den Vormittag und der geräuschvolleren auf den Nachmittag ändert an der Sachlage im Grund — nichts.

Sodann erlaubt man grade den in der Woche nicht gebundenen, also zur Sontagsarbeit gar nicht gezwungenen kleinen Handwerkern und freien Arbeitern dieselbe und verbietet sie den in der Woche contractlich gebundenen Hoftagelöhnern. Und man will wol den Gebundenen am Sontage nach Belieben und Bedürfnis zu arbeiten verbieten, aber ihnen nicht Zeit gönnen, die nötigen Arbeiten an den Wochentagen zu thun.

Endlich gipfelte die Darlegung des Allerhöchsten Rescripts grade in dem Beweise, daß die abhängigen Tagelöhner durch ihre Gebundenheit in der Woche zur Sontagsarbeit gezwungen würden und es wurde den Ständen überlassen, nach ihrer Einsicht und ihrem Vorteile Vorschläge zur Abhilfe zu machen. Der wichtigste Punkt war eben die Zumutung, daß sie auf den Vorteil verzichteten, die nötigen Fuhren für die Tagelöhner am Sontage abzumachen. Es galt, nicht fernerhin durch das Anerbieten der Hülfeleistung mit ihren Fuhren förmliche Prämien auf die Sontagsarbeit der Leute zu setzen. „Wer während des Sontags seine Kartoffeln, Holz ꝛc. beschafft, dem wirds gegen Abend eingefahren, wer den Sontag feiert, mag zusehen, wie ers hereinbekomt.“ Obgleich der Ertrag der Rittergüter zum Teil auch mit durch die angestrengtere und vermehrte Wochenarbeit der Tagelöhner in den lezten Jahren sich verdoppelt und verdreifacht hat, wurde jedes zugemutete Opfer vollständig abgelehnt.

Hält unsre Ritterschaft solche Beschlüsse für den Ausfluß conservativer Gesinnung? Während in andern Ländern die christlich-conservativen Edelleute im Bunde mit den Geistlichen ihre Regierungen anflehen, dem Volke den Sontag wieder zu verschaffen, widersezt sich unsre Ritterschaft den hochherzigen christlichen Intentionen der entgegenkommenden Regierung. Kann sie dabei den Charakter der Christlichkeit und des Conservatismus in Anspruch nehmen? Wie will sie dabei dem Vorwurfe des Herrn entgehen: „Ich weiß deine Werke, denn du hast den Namen, daß du lebest und bist todt“? — Bricht sich in unsrer Zeit selbst vom blos staatsmännischen Standpunkte aus immer mehr die Ueberzeugung Bahn, daß die Sontagsentheiligung und der damit zusammenhängende Mammonismus eine drohende Gefahr für den ganzen Bestand des Staatslebens ist, daß mit dem Verluste des Sontags dem christlichen Volksleben die Pfahlwurzel abgegraben ist, so weiß unsre Ritterschaft davon nichts. Wenn die Großherzogliche Regierung der Befürchtung der Geistlichen, daß das Volk immer mehr ohne Sontagsfeier verrohe und verwildere, ihre volle Beistimmung gewährt, so zeigt sich unsre Ritterschaft über eine solche Aeußerung ganz enrüstet. Sagt denn nicht das Wort Gottes ausdrücklich: „Wo die Weissagung aufhört (d. h. Gottes Wort nicht recht gelehrt und gehört wird), da wird das Volk wild und wüste“? —

Es wurde auf dem Landtage gegen allen Zwang in geistlichen Dingen der „christlichen Freiheit“ das Wort geredet; warum dann den Zwang, die Kinder zu taufen und die Ehe kirchlich einsegnen zu lassen, bestehen lassen, da doch von dem lezteren nicht einmal etwas im Worte Gottes gesagt ist? Wo Kirche und Regierung sich zu Verteidigern der christlichen Freiheit der Tagelöhner gegen unchristlichen Zwang aufwerfen, da macht man Miene, ihnen die Intention unterzuschieben, sie wollten die Leute mit äußern Zwang und Strafen in die Kirche treiben! Wer tritt hier in den Bund der Demokratie, die Geistlichkeit oder die Ritterschaft? Was ist revolutionair — christliche Ordnungen aufrichten und ihnen das Wort reden oder dieselben misachten und als unchristlichen Zwang verdächtigen?

Mit tiefem Bedauern haben wir endlich noch das zu erwähnen, daß man wie in Zeitungsartikeln auch auf dem Landtage in den Verhandlungen in so auffälliger Weise seinen Unwillen gegen die Pastoren kundgegeben hat, trotzdem die Petition derselben von S. K. H. so wolwollend aufgenommen und als begründet anerkant, ja zur ursächlichen Grundlage des Rescripts gemacht war. Man hat nicht undeutlich ausgesprochen, daß die Haupturſache der Sontagsentheiligung und der leeren Kirchen dem Mangel an treuer Pflichterfüllung der Geistlichen zuzuschreiben sei. Das Recht zu einer derartigen Gewissensmahnung bestreiten wir Niemandem und wollen gern an unsere Brust schlagen, aber im Munde solcher viel vermögenden und wenig leistenden Männer klingen solche Aeußerungen nicht fein. Hr. v. Oerzen-Lübberstorf scheute sich nicht zu sagen: Die Pastoren, welche das 3. Gebot aufrichten wollten, hätten das 8. Gebot selbst übertreten und vor dem Großherzoge falsch

Zeugnis abgelegt. Er sah sich zwar genötigt, in der nächsten Sitzung öffentlich zu widerrufen, allein das Wort bleibt als ein Herzensgeständnis wenigstens dieses Herrn.

Die Redaction des „neuen mecklenb. Kirchenblattes" zu Schwerin schreibt unter den Augen nicht blos, sondern sicherlich unter Beistimmung des Kirchenregiments über diesen Punkt: „Die Eingabe der Geistlichen an unsern allergnädigsten Landesherrn hat keinen andern Grund gehabt, als daß ihnen das Herz gebrochen ist über die geistliche Not der ihnen anvertrauten Gemeinden. Wenn diese Not nicht schreiend wäre, würde wahrlich unsere Geistlichkeit, die um ihres conservativen Sinnes willen die Schmähungen des ganzen liberalen Deutschlands ertragen muß, zu einem solchen Schritte nicht gekommen sein. Ist heut zu Tage eine Spannung eingetreten zwischen einem Teile unserer Ritterschaft und der Geistlichkeit, so wolle Gott darüber richten, wer diese Spannung verschuldet hat. Das aber wolle der Herr gnädig verhüten, daß die Geistlichen Mecklenburgs es jemals lernen sollten, von dem Worte Gottes etwas nachzulassen und die Wahrheit zu verschweigen aus elender Menschengefälligkeit. Er helfe uns, daß wir nimmermehr als die stummen Hunde uns beweisen, wenn es gilt, ein Zeugnis abzulegen gegen die Sünde, sie möge Namen haben, wie sie wolle, und sich finden, wo sie wolle. Er lasse uns nimmer des Tages der Rechenschaft vergessen, an welchem wir werden darüber Rede stehen müssen, ob wir die Wahrheit gesagt haben, auch der ganzen Welt zum Trotze im Namen Jesu Christi."

Wir wollen aber schließlich nicht den erfreulichen Lichtstrahl übersehen, welcher das traurig dunkle Bild des Landtages ein wenig erhellt und zu einem nicht ganz hoffnungslosen macht. Unsre Gegner in der Ev. K. Z., die Herren v. Oerzen-Woltow und v. Maltzan, haben mit drei andern Standes- und Gesinnungsgenossen einen Separatantrag gestellt, worin sie die Annahme der Regierungsvorlage empfehlen. Wir zweifeln nicht, daß die Antragsteller sowol unter den bürgerlichen als unter den adligen Gliedern der Ritterschaft bei weiterer Aufforderung noch mehr Beitretende gefunden hätten. Es wäre das von großer Wichtigkeit gewesen und deshalb dringend zu wünschen, daß solche noch nachträglich sich zu einer offenen Beistimmungserklärung gedrungen fühlten. Wie wir diesen Antrag mit unverholener Freude begrüßt haben, so schließen wir auch hier mit dem herzlichen Wunsche, daß diese hoffnungsvolle Minorität es nicht verschmähen möge, bei dem wichtigen Kampfe mit uns offen Hand in Hand zu gehen und gewissen Geistern nicht die Freude gönnen möchte, die „gespant" und getrent zu sehen, welche Gott in dem Berufe zur Förderung Seines Reiches verbunden hat. Wir vertrauen dem Herrn der Kirche, daß er aus den traurigen Verhandlungen dieses Landtages also dennoch eine für das Heil unserer Gemeinden ersprießliche Segensfrucht werde erwachsen lassen. Dazu sage Er Sein göttliches Amen!

Nachrichten.

Eine Frage in Sachen der heiligen Taufe aus Pommern.

Es komt vor, daß Eltern, welche aus der christlichen Kirche ausgetreten sind, um sich bürgerlich trauen zu lassen, ihre Kinder zur Taufe anmelden und die Taufe für dieselben wünschen, wol gar fordern. Es komt vor, daß Prediger solchen, die sich bürgerlich trauen lassen wollen, weil die Kirche ihren Bund nicht einsegnen darf, abmahnend vorhalten: eure Kinder werden nicht getauft werden. Darf ein Prediger einem Kinde die Taufe verweigern? Handeln diejenigen recht, welche die Taufe erteilen?

Die Ansichten sind geteilt. Die Einen heben hervor, daß die Taufe das Bad der Wiedergeburt ist. Man darf solchem Kinde die Taufgnade nicht vorenthalten. Die Eltern selbst, wenn sie auch abtrünnige Christen sind, sind doch keine Heiden, sondern Christen, denn sie sind und bleiben getauft. Das Kind solcher Eltern steht nachher durch den christlichen Schulbesuch, die ganze christliche Atmosphäre der heutigen Welt unter christlichen Einflüssen. Dazu verpflichten sich die Pathen für die christliche Erziehung des Kindes.

Andere heben dagegen hervor: Man soll nur Christenkinder taufen, Kinder, welche dadurch, daß ihre Eltern im christlichen Glauben stehen, schon geheiligt sind zur Taufe, ja schon, wenn nur ein Teil, Vater oder Mutter, gläubig ist. Diejenigen aber (Mann und Weib), welche um ihrer unerlaubten Verbindung willen trotz aller Vorhaltungen mit der Kirche gebrochen haben, welche mit Bewußtsein aus der christlichen Kirche ausgetreten sind, um die Einrichtungen derselben übertreten zu können, sind ins Heidentum zurückgefallen und ihr Haus ein heidnisches Haus, und die Kinder solcher Ehe Heidenkinder. Es gilt hier: Achte ihn als einen Heiden und Zöllner. Ein Kind insbesondere ist nicht für sich existirend, sondern gehört der Familie an. So lange das Kind in der Verbindung mit den Eltern ist, kann ihm nichts begegnen, was nicht auch die Eltern beträfe. Ein unmündiges Kind abtrünniger Christen taufen, heißt die Perle vor die Säue werfen. Die Kindertaufe hat ihren eigenlichen Grund nicht in der Lehre von der Wiedergeburt, sondern in der Totalitätsanschauung der heiligen Schrift. Paulus tauft den Kerkermeister und alle die Seinen, die Lydia und ihr Haus. Man muß den Kindern der Abtrünnigen die heilige Taufe versagen. Diese rechtmäßige Versagung des Bundesiegels an ihrem Kindlein könte die abgefallenen Eltern wieder zur Erkentnis ihres Abfalls, zur Buße und wieder in den Schoß der Christenheit führen, während die Gewährung sie in der Sicherheit erhält, als ob sie doch noch Christen wären.

Es wäre dem Schreiber dieses sehr erwünscht, wenn sich Stimmen über diese Frage erhöben. Von diesem Casualfall aus fällt auch Licht auf die Lehre von der heiligen Taufe.

K.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 10. Februar. № 12.

Shakespeare's Macbeth.

Aus dem Gesichtspunkte christlicher Auffassung.

(Fortsetzung.)

Es ist hienach begreiflich, wie bei Shakespeare der dämonische Einfluß auf die Selen der Menschen durch Gestalten vermittelt werden konte, wie sie in den Hexen des Macbeth erscheinen, von denen man nicht weiß, ob sie Weiber oder Männer seien, die kommen und verschwinden, ihr schreckhaftes Gebräu kochen und es mit fliegendem Haar umtanzen. Wir sind nicht berechtigt, die phantastische Ausstattung dieser Gestalten allein auf die poetische Ader zurückzuführen, die allerdings hier in wunderbarer Kraft und Fülle pulsirt, sondern müssen auch den Vorstellungen und Anschauungen einer Zeit Raum geben, da der König auf dem Throne von England ein eigenes ernsthaftes Werk über das Hexenwesen schreiben mochte, und in der die ganze Welt in der Hexerei und den Teufelserscheinungen trunken war. Es ist dies ein geheimnisvolles dunkles Gebiet, Wahn und Wahrheit schlingen sich durcheinander, daß schwer zu sagen ist, wo die falschen Vorstellungen einer heidnischen Welt aufhören und wo die tiefen Erschließungen christlicher Wahrheit anfangen. Am geschwindesten, aber freilich auch am seichtesten verfahren die, welche das ganze Reich des Dämonischen wegwerfen und sich in eingebildeter Klugheit hoch über den vermeintlichen Trümmerhaufen erheben. Für diese ist Macbeth nicht geschrieben. Sie tasten an den Pforten umher, ohne den Eingang zu finden, uneingedenk des Wortes, was Hamlet spricht: „Es gibt viele Dinge zwischen Himmel und Erde, davon sich Eure Schulweisheit nichts träumen läßt."

Mit einem Worte: Shakespeare ist durchdrungen von der allenthalben in der heil. Schrift bezeugten Wahrheit, daß es ein geheimnisvolles dämonisches Reich gibt, welches mit satanischer Klugheit und Kunst auf menschliche Selen lauert, das unbewachte Herz überwältigt und seine Lust daran hat, wenn es in dem Elende der Sünde seine Beute in den Staub treten kann. Die poetische Kunst Shakespeares aber besteht darin, das Wie und Wo dieses Kampfes so schön zur Darstellung und Anschauung zu bringen, während die innere Wahrheit der ganzen Entwickelung die volle Teilnahme des Lesers oder Zuschauers in einem so hohen Maße in Anspruch nimt, wie kaum ein zweites dieser hohen Dramen.

Dieser Macht dämonischer Einflüsse ist Macbeth bereits verfallen bei der Eröffnung des Dramas, wennschon er noch dagegen kämpft. Wer war denn Macbeth, und welches waren die Anknüpfungspunkte, die in seiner Sele lagen und woran die Zauberschwestern ihre geheimnisvollen Seile so fest zu schlingen wissen, daß er zulezt sich nicht mehr rühren und regen kann, sondern ein willenloses Werkzeug des Satans auf Schritt und Tritt ein wüstes Verderben anrichtet, worin er selber untergeht?

Im tiefsten Grunde seiner Sele liegt ursprünglich etwas Edles. Er ist dem Könige seinem Herrn und Blutsverwandten in aller Treue ergeben und hat eine volle Anerkennung für ihn in seinem Herzen.

„Dann hat auch dieser Duncan seine Würde
So mild getragen, blieb im großen Amt
So rein, daß seine Tugenden, wie Engel
Posaunenzüngig werden Rache schrein,
Und Mitleid, wie ein nacktes neugebornes Kind
Auf Windstoß reitend oder Himmels Cherubim
Zu Roß auf unsichtbaren luftgen Rennern
Blasen die Schreckensthat in jedes Auge
Bis Thränenflut den Wind ertränkt."

Er ist ein großer, allgemein verehrter Feldherr, heldenhafte Tapferkeit krönt seine Thaten, er wagt Alles, was dem Menschen ziemt.

„Wer mehr wagt, der ist keiner."

Er weiß auch was Beben und weiß was Gnade heißt:

„Der schrie: Gott sei uns gnädig, jener Amen!
Als säh'n sie mich mit diesen Henkershänden.
Beherschend ihre Angst, kont ich nicht sagen
Amen, als jener sprach: Gott sei uns gnädig."

Lady M. „Denkt nicht so tief darüber."

Macb. „Doch warum
Kont' ich nicht Amen sprechen? War mir doch
Die Gnad am meisten not, und Amen stockte
Mir in der Kehle."

Auch daß er die Größe seiner Sünde und die Last seiner Schuld, die sich wie Bleigewicht auf seine Sele legt, sofort und so tief fühlt, zeigt uns, daß er den Maßstab göttlicher Ordnung

und Heiligkeit kent und anzulegen gewohnt ist. Daher das tiefe Grauen vor der That und jene jammervolle Klage nach der That, die wie ein Blutstrom aus seiner wie zum Tode getroffenen Sele so mächtig hervorquillt, daß sie sofort das allertiefste Mitleid für den Mann erweckt, der in blutiger That seinen Frieden dahingeworfen und sich den Jammer dafür erkauft hat. Wird uns das Grauen vor der That abgebildet in dem blutigen Dolch der fieberhaft erregten Phantasie:

„Bist du, Unglücksgebild, so fühlbar nicht
Der Hand, gleich wie dem Auge? oder bist du nur
Ein Dolch der Einbildung, nichtig Phantom,
Das aus dem heißgequälten Hirn erwächst?
Ich seh dich noch, so greifbar von Gestalt
Wie der, den jezt ich zücke:
Du gehst mir vor den Weg, den ich will schreiten,
Und solch ein Werkzeug wollt ich auch gebrauchen.
Mein Auge ward der Narr der andern Sinne,
Oder mehr als alle wert. — Ich seh dich stets,
Und dir an Griff und Klinge Tropfen Bluts,
Was erst nicht war. — Es ist nicht wirklich da,
Es ist die blutige Arbeit, die mein Auge
So in die Lehre nimt. Jezt auf der halben Erde
Scheint todt Natur, und den verhangenen Schlaf
Quälen Versucherträume. Hexenkunst
Begeht den Dienst der bleichen Hekate,
Und dürrer Mord
Durch seine Schildwach aufgeschreckt, den Wolf,
Der ihm das Wachtwort heult — so diebschen Schrittes
Mit wilder Brunst Tarquins, dem Ziel entgegen
Schreitet gespenstisch. —
O du verwundbar festgefugte Erde
Hör meine Schritte nicht, was sie auch wandeln,
Daß nicht ausschwatzen selber deine Steine
Mein Wohinaus, und von der Stunde nehmen
Den jetz'gen stummen Graus, der so ihr ziemt. —
Hier droh ich, er lebt dort;
Für heiße That zu kalt das müß'ge Wort.
Ich geh' und 's ist gethan; die Glocke mahnt.
Hör sie nicht, Duncan, 's ist ein Grabgeläut',
Das dich zu Himmel oder Höll' entbeut."

so tritt uns die Klage nach der That desto schmerzlicher entgegen, wenn wir ihn aller Abmahnung seines auf einer viel tiefern Stufe sündlichen Lebens stehenden Weibes ungeachtet rufen hören:

„Mir war, als rief es: „„Schlaft nicht mehr, Macbeth
Mordet den Schlaf."" Ihn, den unschuldigen Schlaf,
Der des Grams verwort'nen Gespinnst entwirrt,
Den Tod von jedem Lebenstag, das Bad
Der wunden Müh', den Balsam kranker Selen,
Den zweiten Gang im Gastmal der Natur,
Das nährendste Gericht beim Fest des Lebens."

Lady. M. „Was meinst Du?"

M. „Stets rief es: „„Schlaft nicht mehr"" durch's ganze Haus,

„„Glamis mordet den Schlaf"" und drum wird Cawdor
Nicht schlafen mehr, Macbeth nicht schlafen mehr."

Und weil er es so tief empfindet, so kann ihn auch Nichts mehr bewegen, seine Schritte noch einmal in die blutige Kammer zu setzen. Er hat in der Angst des bösen Gewissens die blutigen Dolche mit heruntergebracht, anstatt sie auf das Bett der Kämmerlinge zu legen, aber umsonst will ihn sein Weib mit ihrem satanisch offenen Auge bewegen, die Dolche zurückzubringen:

„Ich gehe nicht mehr hin: Ich bin entsezt,
Denk ich daran, was ich gethan, es anschaun —
Ich wag' es nicht.
— — — — — —
Was ist das mit mir,
Daß jeder Ton mich schreckt.
Ha, welche Hände! —
Sie reißen mir die Augen aus.
Kann wol des großen Meergotts Ocean
Dies Blut von meiner Hand rein waschen? Nein;
Weit ehr kann diese meine Hand mit Purpur
Die unermeßlichen Gewässer färben,
Und Grün in Roth verwandeln."

Es ist eine genugsam bekannte Erfahrung, daß nicht blos etwa nach der gebüßten Lust (was anderweitig erklärlich wäre), sondern nach jeder sündlichen That diese sofort dem, welcher sie geübt hat, in einem völlig andern Lichte erscheint. Es ist, als ob vorher die Sele gebunden und die Augen gehalten wären, daß ihr die freie Umschau völlig unmöglich gemacht würde. In dem Augenblicke aber, wo die böse Lust geübt und die That gethan, fällt es wie Schuppen von den Augen, die Banden werden losgelassen und der arme Mensch sieht auf einmal, daß er nackt ist, während die Schlange hohnlacht und sich weiter ringelt, dem Verführten seinem Elende zu überlassen. Das hat uns Shakespeare in tiefster Erkentnis der Nachtseite menschlichen Lebens hier meisterhaft vorgezeichnet. Der Blick nach der verlorenen Gnade, die Unwiderbringlichkeit der geschehenen sündlichen That, das Vorher und das Nachher, den Kampf und die Schuld stellt er uns vor die Sele, aber doch so, daß wir mit innigem Mitleid zu diesem Opfer dämonischer Gewalten hinüberschauen. Wir fühlen, daß hier eine Sele gefallen ist, die eines bessern Loses wert gewesen wäre. Wie anders steht die Lady da. Von ihrem Herzen gehen keine Banden mehr hinüber zu dem Leben, das aus Gott ist, sie erscheint durchaus selber wie ein böser Dämon ihres Gemals, und die tiefen Klagen aus seiner nächtlich umflorten Sele gleiten an ihr ab, wie Wasser am Wachstuch. Während Macbeth wol weiß, daß der ganze Ocean seine blutige Hand nicht wieder rein waschen könte, schämt sie sich, daß ihr Herz so rein ist. Das Wasser im Waschbecken ist ihr genug:

— — Eilen wir in unsere Kammer,
Ein wenig Wasser reint uns von der That.

Wie leicht dann ist sie! Deine Festigkeit
Verließ dich ganz und gar.
— — Verlier dich nicht so ärmlich in Gedanken.

Was war es denn aber, woran in Macbeth's Sele die dämonischen Gewalten ihren Faden anknüpfen konten, welches war der Finger, welches die Hand, die er ihnen darreichte. Es wird uns deutlich genug mit klaren Worten gesagt: Nichts anders als der Ehrgeiz. Macbeth war nach dem Könige der Nächste zur Krone, und wenn der König die beiden Söhne nicht hätte, so würde Macbeth die Krone von selber in den Schoß fallen. Mit diesen Gedanken spielte seine von Ehrgeiz trunkene Phantasie, es war der Teufel, den er an die Wand malte, und daran knüpfen die Zauberschwestern ihre Versuchungen, bei diesem Zipfel allein faßt ihn der Satan und zieht ihn durch die Tiefe der Sünde in die Last der Schuld so tief hinein, so schwer beladen, daß wir ihn sinken und untergehen sehen.

Ehe wir diesen Pfad, der uns durch das Drama führt, verfolgen, und nachdem wir gesehen, wer Macbeth war, sehen wir uns erst das Satansgeschlecht der Hexenbrut etwas näher an, daß wir auch die kennen lernen.

Angedeutet wird ihr Wesen schon in der ersten Scene. Donner, Blitz und Regenguß sind die Elemente, in denen sie sich bewegen, das Schöne nennen sie häßlich, das Häßliche schön, von der Unke lassen sie sich rufen, ihr Schleier ist Dunst und Nebel, Rache und Schadenfreude ihre Lust. Hat die eine ihre Freude an der Schweinepest, die sie erregt, so rächt sich die andere an dem Schifferweibe, das ihr die Kastanie verweigert, durch das Verderben, das sie über ihren Mann auf seiner Fahrt nach Aleppo bringt:

Dürr wie Heu soll er verdorren,
Und kein Schlaf durch meinen Zorn
Tag und Nacht sein Aug' erquickt;
Leb' er wie vom Fluch gedrückt:
Sieben Nächte, neun mal neun
Sieg und elend schrumpf er ein:
Kann ich nicht sein Schiff zerschmettern,
Sei es doch umstürmt von Wettern.

Alle die andern Hexen sind bereit, ihr bei diesem Werke der schadenfrohen Rache zu dienen.

Sie freut sich über den Daumen eines Lotsen, den sie in der Hand hält, dessen Schiff sank, da er der Küste schon ganz nahe war:

Unheilsschwestern Hand in Hand
Ziehn wir über Meer und Land.

So ausgerüstet lauern sie dem Macbeth auf, ihn am Gängelbande des Ehrgeizes zu vernichten. Aber sie haben bisher Hekate, die Meisterin, noch nicht zu Rathe gezogen. Durch sie allein, ohne die Hilfe der Meisterin, ist Macbeth selber wol tief genug zu Schaden und Elend gekommen, aber das Verderben rings um ihn her ist noch nicht wüst und schreckhaft genug. So müssen sie ihren Zorn erfahren:

„Auf! bessert's noch, macht euch davon,
Trefft mich am Pful des Acheron:
Dahin wird er am Morgen gehn,
Von uns sein Schicksal zu erspäh'n.
Mit Hexenspuk und Sprüchen seid,
Und jedem Zauberkram bereit.
— — — —
Ein Tropfen gift'ger Dünste voll
An einem Horn des Mondes blinkt,
Den fang ich eh' er niedersinkt,
Der, destillirt mit Zaubersprüchen,
Ruft Geister, die mit list'gen Sprüchen
Ihn täuschen, daß mit Macht Beschwörung
Ihn treibt in Wahnwitz, in Zerstörung.
Dem Tod und Schicksal sprech er Hohn,
Nicht Gnad und Furcht soll ihn bedrohn;
Denn wie ihr wißt, war Sicherheit
Des Menschen Erbfeind jederzeit."

So sehen wir Alles vorbereitet für das vielbewunderte Hexengebräu, womit der 4. Akt eröffnet wird. Schwerlich findet sich auf einem Blatte der gesamten Literatur aller Völker und Zeiten so viel Schreckhaftes, Ekel und Grauen Erregendes zusammengestellt, als in dieser Scene, darin der Dichter in jeder einzelnen Zeile immer bis zum tiefsten Abgrunde alles Gräulichen, welches die Erde trägt, hinabgestiegen zu sein scheint, um sich in der nächsten Zeile wieder selber zu überbieten. So sieht der Schlund aus und das ist der Höllenrachen, aus welchem die bösen Geister heraufsteigen, den „Sündensohn" zu berücken. Das ist das böse Gaukelwesen, daran die hölischen Mächte ihre wilde Lust haben, und wehe der armen Sele, die sich in diesen Bereich verirrt.

Hecate: „So recht, ich lobe euer Walten,
Jede soll auch Lohn erhalten,
Um den Kessel tanzt und springt
Elfen gleich den Reigen schlingt,
Und den Zaubersegen singt."

2. Hexe: „Ha, mir juckt der Daumen schon,
Sicher naht ein Sündensohn: —
Laß ihn ein, wer's mag sein."

Dahinein tritt denn Macbeth. Er will mehr wissen, als er schon weiß. Denn es ist die Art der dämonischen Gewalten, daß sie ihr Opfer immer von einem Irrsal in das andere locken. In demselben Augenblicke, wo sie das verlangte Licht geben, verhüllen sie es wieder, ihre Rede ist räthselhaft, vieldeutig, sie halten dem geblendeten Auge den blütenreichen Kranz hin und in demselben Augenblicke, wo er danach greift, hält er dürre Blätter in seinen Händen, aber ein neuer Kranz schwebt schon wieder in der Ferne. So werden sie ruhelos weiter gelockt, nie, auch nicht einen Augenblick befriedigt, hoffen sie es

immer von der nächsten Stunde, und kommmen niemals an ein Ziel, denn der Teufel ist ein Lügner und ein Vater derselben. Er lockt und treibt sein Opfer immer weiter und weiter und hat kein Erbarmen.

— — „Morgen will ich hin
Und in der Frühe, zu den Zauberschwestern;
Sie sollen mehr mir sagen, denn gespannt
Bin ich, das Schlimmst' auf schlimmstem Weg zu wissen,
Zu meinem Vorteil muß sich Alles fügen,
Ich bin einmal so tief in Blut gestiegen,
Daß, wollt ich nun im Waten stille stehn,
Rückkehr so schwirig wär, als durchzugehn.
Seltsames glüht im Kopf, es will zur Hand
Und muß gethan sein, eh' noch recht erkannt."

Lady: „Dir fehlt die Würze aller Wesen, Schlaf."

Mach. „Zu Bett. — Daß selbstgeschaffnes Graun mich quält
Ist Furcht des Neulings, dem die Uebung fehlt,
Wahrlich wir sind zu jung nur." —

So sehen wir ihn hingehen. Vieles wird ihm von den Zauberschwestern offenbart, daran er sein Wolgefallen hat: „Süß der Spruch mir schallt." Aber, was ihm so süß klingt, birgt dennoch im tiefsten unerkanten Innern eine bittere Wurzel und zulezt wandeln sich die Gaukelbilder der Erscheinungen so, daß Macbeth die Stunde, wo er sich beim Teufel Rath erholt, verfluchen muß:

— — „Mag diese Unglücksstunde
Verflucht auf ewig im Kalender stehn,
Verpestet sei die Luft, auf der sie fahren,
Und alle die verdamt, so ihnen traun."

Das ist eine ohnmächtige, elende Wuth, in welche er ausbricht. Die Zauberschwestern sind längst durch alle Lüfte entflohen und lachen ihm Hohn. Macbeth hat nicht die Macht, sie festzuhalten, er steht in ihrem Dienst und wir gewahren sofort, daß er sich nicht umsonst vermessen, „auf schlimmstem Wege das Schlimmste zu erfahren" Aus dem siedenden Kessel, darin des Teufels Brei gekocht, ist für ihn nichts Gutes gestiegen. Vor Geistern hat er freilich fortan eine entsezliche Furcht, denn auch Banquos blutiger Geist ist ihm ja erschienen, aber wenn er schlimm gekommen ist, weit schlimmer geht er von dannen.

„O Zeit, vor eilst du meinem grausen Thun,
Nie wird der flücht'ge Vorsaz eingeholt,
Geht nicht die That gleich mit: Von dieser Stunde
Sei immer meines Herzens Erstling auch
Erstling der Hand. Und den Gedanken gleich
Zu krönen, sei's gethan, so wie gedacht.
Die Burg Macduff's will ich jezt überfallen.
Fife wird erobert und dem Schwert geopfert,
Sein Weib und Kind und alle arme Selen
Aus seinem Stamm. Das ist nicht Thorenwuth,

Es ist gethan, eh sich erkält mein Blut. —
Nur keine Geister mehr!" — —

Das ist Macbeth, das sind die dämonischen Gewalten, die ihn umlauern, denen er nachgeht, das ist die Frucht, die aus diesem Bunde erwächst.

Zwei Dinge sind es insonderheit, welche uns Shakespeare in diesem Drama an der Person des Macbeth darstellt. Einmal vor der That das heimliche Nahen und Heranschleichen der Versuchung und der daraus hervorgehende schwere Kampf mit den Mächten der Finsternis, und dann nach der That die Macht des bösen unversöhnten Gewissens, das in der Bemühung, sich zu sichern und zu decken, von einer schlimmen That zur andern geht, bis der aus schweren Sünden aufgeführte Bau krachend zusammenstürzt. Verfolgen wir diese beiden Seiten des Dramas ein wenig, so tritt uns deutlich genug entgegen, daß Macbeth seinen Ehrgeiz schon längere Zeit heimlich in dem Gedanken an die Möglichkeit, Thron und Krone zu besitzen, gewiegt hat, wenn schon ihm der blutige Weg dahin sehr fern gelegen haben mochte, wie denn auch der Brief an die Lady zeigt, daß er mit seiner in diesem Punkte ihn noch weit überholenden Frau in vertrauter Stunde dergleichen Reden geführt hat. Damit im Zusammenhange hat ihn jüngst ein schwerer Traum geängstigt von der Ermordung des Königs. Das Alles liegt wie eine dunkle Macht frisch auf seiner Sele:

— — „Erlebte Gräuel
Sind schwächer, als das Graun der Einbildung:
Mein Traum, der Mord nur noch ein Hirngespinnst,
Erschüttert so mir Sein und Geistesherschaft,
Daß jede Lebenskraft in Ahndung schwindet,
Und Nichts ist, als was nicht ist."

Das ist der Gemütszustand, mit dem er in die Schlacht gegangen. Er hat in heldenmütiger Kraft glänzende Thaten gethan, Schlacht und Sieg gewonnen und damit goldene Meinung erkauft, der Lorbeer ist auf seine Stirn gedrückt, sein Ehrgeiz hat eine bedeutende Stufe errungen.

Das ist der Moment, an welchem der Teufel anknüpft. Sein alter Vater ist während des Feldzuges gestorben, Macbeth ist nun Than von Glamis geworden, den rebellischen treulosen Than von Cawdor hat er besiegt und gefangen genommen, noch weiß er nicht, daß der König schon seine Hinrichtung befohlen, seine Würde aber auch Macbeth übertragen hat. Da treten die Hexen ihm in den Weg und bringen ihm den seltsamen Gruß: Heil dir, Macbeth, Heil, Heil dir, Than von Glamis, — Heil dir, Macbeth, Heil, Heil Dir, Than von Cawdor, — Heil dir, Macbet, dir künft'gem König, Heil!

(Fortsetzung folgt.)

Beilage.

Beilage zur Evangelischen Kirchen-Zeitung № 12.

Kirchliche Erinnerungen an Rom.

Zweiter Artikel.

Die Gegenstände der Andacht werden dieser nahe gebracht durch den Kultus. Man hat oft die Armut unseres protestantischen Gottesdienstes dem Reichtum des katholischen gegenübergestellt und uns beschämend in den Spiegel des lezteren hineinzuschauen geheißen. Man hat die Mannichfaltigkeit hier mit der Eintönigkeit dort verglichen, auf die ausschließende Herschaft der Predigt im Protestantismus mit Verachtung, auf die Fülle ahnungsvoller Symbole, das Irdische himlisch durchleuchtender Sakramente im Katholizismus mit Rühmen hingewiesen. Und in der That, die Zahl der Symbole ist groß, welche der römische Kult enthält, aber im umgekehrten Verhältnis dazu steht deren Wirkung. Es ist ein psychologisches Gesez, daß das Symbol nur einen bewegenden Einfluß auf das Gemüt ausübt, wenn es spärlich, als Glied eines vorbereitenden, ausdeutenden Ganzen auftritt; daß es aber, so wie es in gedrängter Fülle ohne das Verständnis vermittelnde Auslegung erscheint, in einen gleichgiltigen Mechanismus sich verwandelt. Anfangs zieht der Reiz des Ungewohnten an, Neugierde und Wißbegierde sucht das Fremde kennen zu lernen; aber je öfter wir am Kultus teilehmen, desto gleichgiltiger wird er für uns, ja noch mehr, desto eintöniger und langweiliger, lezteres in viel höherem Grade, als je protestantischer Gottesdienst in unbedeutenden Händen werden kann. Worin besteht denn die Mannichfaltigkeit des römischen Kultus? Darin, daß heute der Priester in grünem, morgen in rothem Gewande erscheint; heute mit weißem Ueberwurf, morgen ohne denselben; daß er das eine Mal öfter niederkniet und sich verbeugt, das andere Mal seltener; daß er jezt dies, jezt das andere Gebet nicht zur Gemeinde redet — wie wenig komt sie in Betracht — sondern vor sich hinmurmelt. Da hilft es auch nicht, daß man durch prächtige Priesterkleider, durch Blumen, Kerzen, Altarschmuck die Sinnlichkeit interessirt, das macht Alles nur vorübergehenden Eindruck; die Langeweile, das Gefühl innerer Leere gewinnen doch schließlich die Ueberhand. Aber die großen Feste Roms, vor Allem das Osterfest, die stille Woche, machen sie nicht eine Ausnahme, strömen umsonst so viele Tausende nach Rom in dieser Zeit, würden sie Jahr ein, Jahr aus hieher eilen, wenn nicht etwas Großes und Bedeutendes hier vorginge? Es sei mir gestattet, indirekt die Frage zu beantworten, indem ich bitte, mit mir am ersten Ostertage in die Peterskirche einzutreten. Mit großem Interesse begeben wir uns zum Ziel unseres heutigen Weges, auf dem spanischen Platz treffen wir noch eine vereinzelte Droschke; die übrigen, deren Führer sonst hier jeden Fremden durch Anbieten ihrer Dienste belästigen, haben sich schon längst nach dem Petersplatz begeben. Die Via Condotti ist schon leer geworden, Alles flutet über den Corso durch die schmuzigen übelriechenden Straßen nach dem Schauplatz des Festes hin. Unsre Droschke muß bald wieder ihren Schritt mäßigen, da sie dem Zuge langsam folgender Wagen sich nähert. Neben den Droschken fahren die Karossen, fahren die Staatswagen der Cardinäle und Monsignoren, die heute im Festornat sich der großen Prozession in der Peterskirche anschließen wollen. Endlich gelangen wir ins Freie, die Straße öffnet sich an der Engelsbrücke, und nun sehen wir, wie aus den verschiedensten Straßen Wagen und Fußgänger sich zu St. Peter hindrängen. Päpstliche Gensdarmen hemmen und ordnen den Zug. So kommen wir allmälig über die Engelsbrücke durch den Borgo zur Piazza Rusticucci und San Pietro. Vor uns liegt St. Peter im Festschmuck, rothe Teppiche hangen aus den Loggien, am prächtigsten erscheint der Balkon, von dem der Papst nach beendetem Gottesdienst den Segen orbi et urbi, der Welt und der Stadt, erteilen wird. Die Seiten des Platzes sind ganz mit Tribünen besezt; auf den Colonnaden, Berninis Werk, stehen schon jezt Männer und Frauen, die, wie viele Andere, es vorziehen, die Feier innerhalb der Kirche zu versäumen, um nur ja dem Höhepunkt des Festes, dem Segen des Papstes, beiwohnen zu können. Wir treten indeß in die Kirche ein; die Fülle der flutenden Menschenmenge hindert uns nicht, in aller Ruhe den innern Raum zu gewinnen. Denn der Platz ist bekantlich sehr weit und läßt viele Tausende frei sich bewegen, und vom St. Peter gilt dasselbe. Das Schiff der Kirche ist heute durch eine Kette päpstlicher Schweizer von den Seitenschiffen abgegrenzt. Wer vom Schweizer eingelassen werden will, muß in vorschriftsmäßigem Anzuge sich befinden, Herren im Frack, Damen in Schwarz. In der Vorhalle der Kirche ist eine Garderobe aufgestellt, um Ueberrock, Schirm und Stock abzulegen; sonst ist der Zugang in das Heilige gesperrt. Denn wir müssen ja bedenken, daß wir nicht blos zum Gottesdienst uns begeben, den der Oberbischof der katholischen Christenheit leitet, sondern daß wir uns in denselben Räumen mit einem weltlichen Monarchen befinden; daß wir, so zu sagen, bei einer fürstlichen Majestät Audienz haben werden. Es ist eine Art Hofanzug, der gefordert wird. Wer ihn nicht besizt, bleibt im Vorhof. Deshalb sucht für heute aber auch ein jeder sich diesen Anzug zu erwerben und wäre es auch um den Preis des Passenden und Schicklichen. Neben mir standen mehrere Knaben von etwa acht Jahren, jeder im Frack, und den Hut in der Hand. Sie erschienen sich selbst natürlich ebenso lächerlich, wie andern, und erregten so allgemein den Eindruck des Komischen. Wir kamen ein wenig spät, aber doch noch zu früh, der Papst war noch nicht da, die Prozession hatte noch nicht begonnen. Desto besser für uns, so konten wir uns um so leichter die festliche Einrichtung der Kirche und das Getriebe hier betrachten.

Zwischen Altar und Thron war ein abgegrenzter Raum entstanden, und Vorhänge zu beiden Seiten des Altars wehrten den freien Blick auf den Thron. Uns blieb die Wahl, in jenes Allerheiligste einzutreten, um desto genauer den Wechsel der Gewänder beobachten zu können, oder im Heiligen zu bleiben, um besser Zeuge der Prozession zu sein. Wir zogen das Leztere vor und blieben diesseits des Altars. Immer mehr füllte sich die Kirche, und viele Ankömlinge erregten die allgemeine Aufmerksamkeit. Wo ist die Königin von Neapel? fragt der eine, wo der König, ihr Gemal? der andere. Plözlich öffnet sich die Menge, um dem Grafen v. Sartiges und seinem Gefolge freien Raum zu machen. Andere wenden sich dort nach Rechts, um den kleinen Herrn mit freundlichen Zügen, einfach bürgerlich gekleidet, zu sehen. Es ist König Ludwig von Baiern. Misvergnügt kehren Andere zu ihrem Platz zurück, der Gegenstand ihrer Neugierde war zu schnell vorübergeeilt, sie waren zu spät gekommen. Aber Stoff genug ist für die Beschäftigung der Augen geblieben; die Herren des diplomatischen Corps, die hin und her eilen, um ihre Plätze zu suchen; das Interesse, das sich an ihre Personen, für Andere an ihre Uniformen knüpft; die päpstlichen Kammerherren mit schwarzem kurzem Sammetmantel, weißer Frese um den Hals, dem Degen an der Seite, und den charakteristischen feinen Zügen im blassen schmalen Gesicht; die Schweizer in der bunten gelb und roth gestreiften Uniform, heute auch mit weißer Frese geschmückt und an Brust und Armen geharnischt — welche Fülle von Eindrücken strömt neugierigem Auge und Sinne hier zu, welcher Reichtum an Costümen alter und neuer Zeit biet sich hier dar, ein reiches Feld für das Studium der Costümkunde. Doch allmälich hat sich das Auge gesättigt, Bekante und Freunde haben sich begrüßt, eine Unterhaltung, wie sie in Gesellschaften oder den Vorzimmern der Großen stattfindet, hat begonnen — da tritt plözlich eine Pause ein, es wird Spalier gebildet, der ernste Gesang der sixtinischen Kapelle begint, die große Prozession, in deren Mitte der heilige Vater erscheint, hat die Schwellen St. Peters überschritten. Wir fühlen es — die religiöse Handlung begint, erhebende Gefühle durchdringen die Sele, wir möchten doch heut am Auferstehungstag des Herrn, wo die ganze gläubige Christenheit es sich zuruft: Christ ist erstanden, ja er ist wahrhaftig auferstanden — wir möchten doch heute auch andachtsvoll vom Kult der Nachbarkirche bewegt werden, möchten doch gern gastlich bewirtet, geistig gespeist, das Haus des Herrn verlassen; möchten es nicht bereuen, für heute den eignen Gottesdienst dort in der kleinen Kapelle auf dem Kapitol mit der Feier im Riesendome vertauscht zu haben. Immer näher komt der Zug, immer voller tönt der Gesang. Jezt gehen sie an uns vorüber, die Sänger der sixtinischen Kapelle, im weißen bauschigen Gewande, es folgen die Priester der Basiliken Roms, die Monsignoren in malerischem Aufzuge, sie gehen vorüber, ohne besonders unsere Aufmerksamkeit zu erregen. Aber jezt kommen die Bischöfe und Erzbischöfe in festlichem Ornat mit den weißen gespizten Mützen, die oft ausdrucksvolle Gesichter bedecken. Welche würdevolle Erscheinung

ist nicht der Erzbischof von Armenien, der jezt eben vorübereilt, wie trefflich kleidet ihn der weiße, silberhelle, lang wallende Bart und das Kreuz auf der Brust! In seiner Nähe geht der Erzbischof von Mexiko, dessen verwitterte Züge die Spuren mancher überstandenen Kämpfe tragen, und dessen braune Gesichtsfarbe die Wirkung des südlichen Klimas verräth. Sie sind an uns vorübergezogen, die aus weiter Ferne hiehergeeilten Führer der Kirche; jezt komt das Collegium der Cardinäle, die unmittelbare Umgebung, die geistliche Leibgarde des Papstes in violetten Käppchen, in rothen Gewändern, und hinter ihnen folgt die Glorie des Festzuges, der heilige Vater, Papst Pius IX. Im Thronsessel getragen, die Mitra auf dem Haupt, komt er an uns vorüber. Seine Hand segnet die niedergesunkenen Gläubigen, im Angesicht spiegelt sich Andacht und Begeisterung. Galt er auch uns, der päpstliche Segen, uns Protestanten, die wir, Dank italienischer Duldsamkeit und Zartheit, uns vor dem Papste weder zu verbeugen, noch niederzuknien brauchten? Wir konten ihn annehmen, des Papstes Segen; ist er ja doch ein frommer Christ, und vermag nicht die Kraft des segnenden Gebetes auch durch die Wolken des Irrtums und der Selbsttäuschung hindurchzuwirken? Aber warum bist du nicht zu Fuße gegangen, heiliger Vater, als ein demütiger Christ; warum mußtest du getragen werden auf hohem Thron, du Diener der Diener Gottes; warum mußten die Trabanten mit den gewaltigen Pfauwedeln daneben gehen, als wärest du Fürst aller Fürsten! Warum mußtest du so plötzlich unsre Andacht stören, das Gift des Unmuts und der tadelnden Betrachtung in den Kelch ungemischter frommer Begeisterung schütten; warum mußtest du so alles antikatholische Gefühl und Bewußtsein aufrühren und anregen, alle Gedanken an eure angemaßte Herschaft über Leib und Sele armer geknechteter Christen!

Den ersten Höhepunkt des heutigen Festes hatten wir erreicht, nun ging es wieder hinab in das tiefe Thal einer langen und langweiligen Pause. Der Papst war allmälig zum Thron gelangt und wechselte den Ornat. Das dauerte recht lange, zu lange, als daß es möglich gewesen wäre, das Erhebende des verflossenen Moments festzuhalten; lange genug, um jenen Moment der prüfenden und zersetzenden Reflexion vorzulegen und von ihr beurteilen zu lassen. Was hatte uns doch religiös erregt? so mußten wir fragen; war es das Wort Gottes gewesen, die Feier des Sakraments; hatten wir Zeugen einer ergreifenden Handlung sein dürfen; hatten Thränen der Buße oder des Dankes, Gelübde der Treue gegen den Herrn uns bewegt? Keineswegs! Nun, was war es denn gewesen, was in uns das Gefühl des Wolgefallens hervorbrachte und zur Anerkennung uns nötigte? Der Eindruck des Feierlichen; dieses unbestimten Etwas, in dem Gott mehr Elohim ist wie Jehova; mehr die Substanz Spinozas sich darstellt, als die lebendige Persönlichkeit des christlichen Glaubens; mehr die allgemeine Unendlichkeit der Dinge, wie der einige selbstbewußte Herr der Welt. Die Athemzüge des irdischen Lebens nehmen die Kräfte des überirdischen Wesens in sich auf und mäßigen den Sturm der Leidenschaft

und Willkür zum Gleichklang eines in stiller Ordnung sich bewegenden Daseins. So waren denn wieder die Wirkungen einer Frömmigkeit uns entgegengetreten, die mehr dem Boden einer pantheistischen Naturreligion, als dem geistig-sittlichen, freibewußten Theismus angehört!

Indessen ist endlich der Wechsel der Kleider beendet, und Pius IX. erscheint vor dem Hochaltar, um die Vorbereitungen zur Messe zu treffen, die er heute in eigner Person halten wird. Die Rauchwolken erheben sich von allen Seiten des Altars, rechts und links hin geht der Papst, auch die Querseiten bleiben nicht unberührt, bald kniend, bald stehend wird die Handlung verrichtet, es will gar kein Ende nehmen. Ist es denn nicht endlich des Räucherns genug, sollen etwa alle Arten des Gebets ihren symbolischen Ausdruck finden! Wir haben der Symbole mehr als genug, wir lechzen nach Geist und Wort! Endlich beginnt die Messe, eine lautlose Stille herscht in der Versamlung. Die Hostie wird in die Höhe gehoben, vor dem in ihr gegenwärtig geglaubten Christus sinken die Gläubigen des Katholizismus auf die Knie, und gedämpfter Posaunenton, der aus der Höhe der Kuppel herniederzusteigen scheint, erfüllt aller Herzen mit Ahnungen des Erhabenen. Nun ist die Messe beendet, der zweite Höhepunkt des Festes liegt hinter uns, und wir verlassen nun, ohne ferner auf den ernsten schönen Gesang der sixtinischen Kapelle zu achten, die Kirche, und suchen das Freie, um dort einen günstigen Platz zu gewinnen für den Schluß des Festes, den päpstlichen Segen urbi et orbi.

Ich habe aus der Festwoche nur einen Tag herausgewählt, ich habe nicht vom Palmsontag in St. Peter geredet, von der Weihe und Austeilung der Palmen; nicht von den musikalischen Aufführungen in der Sixtina, den Lamentationen, die das Miserere beschließt; von der Fußwaschung der Armen durch Roms fürstliche Damen, die Principessa Corsini, Colonna; der Speisung der Apostel in Nachahmung des heiligen Abendmals. Aber man wird schon aus dem Erzählten erkennen können, weshalb so viele Pilger aus hohem und niederem Stande die Osterwoche in Rom zu feiern suchen.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Berlin.

Auf dringenden Wunsch des Herrn Pastor Knak teilen wir aus einem an den Herausgeber gerichteten Schreiben desselben hier Folgendes mit, indem wir uns der Gegenbemerkungen enthalten und die Sache dem Urteile der Leser überlassen.

„Als der selige Mühlmann im Mai v. J. mich in einem Briefe aufforderte, daß ich die hiesigen Pastoren zu einem Zeugnis über die erschreckliche Misachtung des 4. Gebotes Seitens der Mehrheit des Abgeordnetenhauses und über die daraus für Kirche und Staat unausbleiblich erwachsenden Gefahren zu bewegen suchen solle, erkante ich freilich wol, wie äußerst schwirig, ja wie unausführbar diese Aufgabe für mich sein dürfte; es war mir jedoch gewissenshalber unmöglich, jene dringende Aufforderung ohne Weiteres zurückzuweisen, da ich die Besorgnisse Mühlmanns von ganzem Herzen teilen und auch die Verpflichtung der Diener am Worte zu einem ernsten Zeugnisse in der gedachten Angelegenheit anerkennen mußte.

Um indeß eine Art Untergrund dafür zu haben, bat ich Mühlmann, mir in einem Entwurf seine Gedanken über den Inhalt des beabsichtigten Zeugnisses mitzuteilen, und es währte nicht lange, so hatte ich das Gewünschte in Händen. Nun begab ich mich alsbald damit zu Ihnen, um mir Rath und Ermutigung für meine ferneren Schritte zu holen, indem ich meine Augen aufhob zu den Bergen, von welchen die Hilfe komt.

Sie riethen zu meiner Betrübnis von dem ganzen Vorhaben ab, weil Sie der Ansicht waren, man müsse als Geistlicher auch den Schein einer jeden Einmischung in politische Dinge vermeiden. Es war mir jedoch unmöglich, Ihrer Ansicht beizupflichten, und ich kann es auch jezt nicht, da ich mir dessen vor dem Herrn klar bewußt war und auch noch bin, daß nur die alles Maß übersteigende Form der Unehrerbietigkeit wider die Obrigkeit dasjenige Ziel war, wogegen die Pfeile unseres Zeugnisses, ganz abgesehen von dem Inhalte der bezüglichen Reden im Abgeordnetenhause gerichtet sein dürften und gerichtet waren.

Da Sie nun aber wider die Teilnehmer an jenem Zeugnis so schwere Anklagen erhoben haben, so erlauben Sie mir gütigst, daß ich dem Gange derselben einfach folge und mich dagegen in aller Demut und Freimütigkeit zu verteidigen suche.

Gleich der Eingang zu Ihrer Besprechung der gedachten Adresse gibt zu erkennen, daß Sie dieselbe mit unter die Ursachen „zu den Schäden und Zerrüttungen rechnen, welche durch Einmischung der Theologen in die Politik angerichtet worden."

Sie bezweifeln zwar nicht, daß die Adresse aus der edelsten Absicht hervorgegangen; Sie erwähnen des seligen Verfassers mit Namen und „daß er schon damals dem Tode ins Auge geschaut habe." Sie sprechen es aufs Bestimteste aus, daß es bei der Adresse gar nicht auf eine Einmischung in das Gebiet der Politik abgesehen gewesen sei. Sie sagen: „es galt nicht dem Inhalt, sondern der Form der Reden; es sollte ein lautes Zeugnis der Kirche wider die Verachtung des 4. Gebots im Hause der Abgeordneten abgelegt werden."

Wenn Sie dann aber weiter bemerken, „daß sich das Urteil über die Form doch immer nach der Beurteilung des Inhalts modificiren müsse", so kann ich die Richtigkeit dieser Behauptung nicht einsehen; da es sich ja sehr wol denken läßt, ja da es fast unvermeidlich ist, daß die Meinungen der Abgeordneten oder des Herrenhauses in manchen Fällen von denen der Regierung verschieden sind, ohne daß ihnen deshalb auch nur der geringste Vorwurf der Impietät gegen die Obrigkeit gemacht werden dürfte, sofern sie nur ihre verschiedene Meinung immer in der ihnen, gemäß des 4. Gebotes, geziemenden Weise auszusprechen und geltend zu machen suchten.

Was ferner „die öffentliche Meinung" anbetrifft, die unser Zeugnis als eine politische Demonstration aufgefaßt habe, und den Vorwurf, „als hätten wir den bösen Schein nicht gemieden", so bin ich der festen Ueberzeugung, daß man in Sachen des Reiches Gottes, —

wie ja auch die vorliegende eine solche unzweifelhaft ist, — wo es sich um einen deutlichen Ton der Wächterposaune handelt, keine andere Rücksicht zu nehmen habe, als die Ehre des lebendigen Gottes, die doch durch die öffentliche gröbliche Verletzung des 4. Gebotes Seitens der Mehrheit des Abgeordnetenhauses so schwer beleidigt worden war; — denn die öffentliche Meinung steht ja fast immer unter der Direction des Fürsten der Welt, dem freilich unser ernstes Zeugnis nicht anders als ein Dorn im Auge sein konte. Was aber unsere „Vollmacht" zu jenem Zeugnisse anbetrifft, so haben wir dieselbe aus dem Worte des Herrn an den Propheten Ezechiel Cap. 33 mit voller Zuversicht entnehmen zu dürfen und dabei so wenig „in ein fremdes Amt zu greifen" gemeint, daß wir uns vielmehr durch das uns anvertraute geistliche Wächteramt dazu recht eigentlich verpflichtet und berechtigt erachteten.

Wenn Sie ferner ihre Misbilligung darüber aussprechen, „daß man mit der Adresse vorging, nachdem sich herausgestellt hatte, daß sie bei der großen Mehrheit der Gleichgesinten und besonders bei den Aelteren und denen, welchen durch ihre Stellung ein weiterer Ueberblick gewährt worden, keinen Anklang fand", so trifft diese Anklage nicht zu, da wir, — abgesehen davon, daß ja nicht wenige der Mitunterzeichner selbst zu den älteren Pastoren gehören, uns auch des Einverständnisses mit Solchen, denen durch ihre Stellung ein weiterer Ueberblick gewährt worden, zuvor vergewissert hatten; und dann gilt doch auch gewiß in solchen Fällen das Wort: „ein Jeglicher sei seiner Meinung gewiß!" Denn das Besprechen mit Fleisch und Blut ist nicht immer ersprießlich und zuträglich, ganz abgesehen davon, daß die Gegengründe, die von manchen Seiten gegen unsern Schritt vorgebracht wurden, keine wirklich triftigen und schlagenden waren und man dabei viel zu viel menschliche Rücksichten ins Auge faßte. Dazu komt, daß ein dem Tode und der Ewigkeit ins Angesicht blickendes Auge eines treuen und redlichen Knechtes Christi, wie der selige Mühlmann war, meiner Ueberzeugung nach, in so wichtigen und zarten Dingen des Reiches Gottes oft viel klarer und heller sieht, als das sonst noch so erfahrene und geübte Auge manches hochgestellten geistlichen Oberhirten inmitten seiner Berufsgeschäfte und im Getümmel des Lebens.

Von den „Folgen" unseres ernsten Schrittes sind meines Wissens bisher nur die unmittelbar dabei Beteiligten getroffen worden und nicht, wie Sie meinen, „alle Gleichgesinten."

Wollte man aber bei so ernsten Angelegenheiten immer erst auf „allgemeine freudige Zustimmung" Derer, die mit uns im Glauben einig sind, warten, so würde gewiß manches folgen- und segensreiche Zeugnis zum Schaden der Kirche unterblieben sein und unterbleiben.

Ob unser Schritt „seine Wirkung verfehlt habe" und ob die Unterzeichner „nutzlos exponirt worden", das weiß der Herr allein, der gesagt hat: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den werde ich auch bekennen vor Meinem himlischen Vater."

Die Warnung, welche Sie an Ihre Anklagen knüpfen, „daß man nicht ohne sorgfältigste Ueberlegung vor Gott seinen Namen unter solche öffentlichen Erklärungen setzen solle", ist gewiß sehr beherzigungswert; aber — o verzeihen Sie, geehrtester Herr Professor! —

wenn ich gegenüber Ihrer so scharfen öffentlichen Anklage es Ihnen in Wehmut nicht verhehlen darf, daß es gewiß ebenso sehr die sorgfältigste Ueberlegung vor Gott erheischte, bevor Sie einen Schritt, den eine kleine Zahl einfältiger Knechte Gottes unter viel Gebet und Flehen und mit aller möglichen Vorsicht zur Ehre Gottes zu thun sich gedrungen fühlte, der öffentlichen Verurteilung in einer so schmerzlichen Weise aussetzen durften, wie Sie es gethan haben, zumal, da es Ihnen nicht ungewiß oder zweifelhaft sein konte, daß Sie viele Feinde des Reiches Gottes dadurch erfreuen, aber auch eine große Zahl von Gotteskindern dadurch aufs Tiefste betrüben und vielleicht Manchen des ihm durch unser Zeugnis von Gott zugedachten Segens verlustig machen würden.

Und weshalb tadeln Sie es so sehr, wenn „aus irgend einer entfernten Gegend Anschlußerklärungen mit den Namen einiger Pastoren und daneben auch gläubiger Laien, als Küster, Sattlermeister u. dgl., in die Oeffentlichkeit gelangten", da wir es ja in der Adresse ausdrücklich ausgesprochen haben, daß gewiß „Millionen treuer Unterthanen und Tausende unserer Amtsbrüder" mit uns übereinstimmen würden? Darf denn nicht auch ein gläubiger Laie, er stehe nun hochbegabt da, oder er sei ein Küster oder Sattlermeister, oder ein Bauer oder Tagelöhner, seine freudige Zustimmung dazu aussprechen, wenn die Wächter auf Zions Mauern, die das Schwert kommen sehen, die Trompete blasen, daß man sich warnen lasse? Ich meine, das bringe dem geistlichen Amte ebenso wenig eine Schädigung, als es der Autorität des hohen Apostels Paulus Abbruch gethan hat, wenn er die gläubigen Colosser aufforderte, für ihn zu beten und es ihm zu erbitten, „daß er also rede, wie er solle reden." Col. 4.

Den Schluß Ihrer Anklagen würde, falls er wirklich auf uns angewendet werden könte, wie Sie, teurer Herr Professor! es zu thun scheinen, uns am Empfindlichsten treffen müssen. Aber der Herr weiß es, daß weder der damals schon dem Tode ins Angesicht schauende Br. Mühlmann, noch ich Armer, den er zum Ausrichter seines aus dem Eifer um Gottes Haus entsprungenen Wunsches erwählt hatte, noch irgend einer der Mitunterzeichner dabei von „Mutwillen" getrieben wurden; sondern es war die Ehre des Herrn Zebaoth, die uns antrieb, und wir haben den Schritt mit Furcht und Zittern, wenn auch mit großer Freudigkeit des Gewissens, gethan, in der getrosten Zuversicht, daß der Herr, der „ein Stein des Anstoßens und ein Fels der Aergernis" genant wird, mit uns und für uns sei.

Lassen Sie uns gemeinsam den Herrn anflehen, daß Er Selber mit uns reden, uns je länger desto mehr Seinen heiligen Willen offenbaren, unser Elend mit seinem Verdienste zudecken und uns in der Einigkeit des Geistes erhalten wolle durch das Band des Friedens."

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 14. Februar. № 13.

Kirchliche Erinnerungen an Rom.

Zweiter Artikel. (Schluß.)

Ist nicht der Papst eine religiös geweihte Persönlichkeit, den zu sehen so oft und so leicht dann möglich ist! Gibt er nicht dann der Welt den Segen, er, der wirkungskräftiger zu segnen vermag, als jeder andere Christ und Geistliche? Versammelt sich nicht dann, wiederum für jeden sichtbar, um ihn der Kreis der kirchlichen Granden von nah und fern? Und welche Fülle prächtiger Schauspiele bietet sich dem bewundernden Auge dar, lebende Bilder nach Scenen der heiligen Geschichte, aufgeführt von hochgestelltesten Personen! Welcher Reichtum musikalischer Genüsse von altem Ruhm lockt dann täglich Kenner und Freunde in Kapellen und Kirchen! Aber vor Allem, auf welchem Schauplatz geht diese Reihe von Festen und Feiern vor sich? In Rom, der großen Völkerkatakombe, wie mit Recht die ewige Stadt genant worden ist; in Rom, der Schazkammer der Künste; in Rom, wo die kirchlichen Geschicke der katholischen Christenheit schon seit Jahrhunderten sich gestalten! Kein Wunder, daß immer von Neuem die Osterwoche die Gläubigen der römischen Kirche im Mittelpunkt derselben versammelt, um Zeugen der einzigen Kirchenfeste und Kirchenschauspiele zu sein.

Schauspiel und Symbol besizt Rom in reichem Maße, fehlt die Predigt denn gänzlich? Die Einrichtung der kirchlichen Räume ist wenig dazu geeignet, zum Anhören längerer Reden und Ansprachen die Gläubigen zu versammeln. Keine Reihen von Bänken laden zum Sitzen ein; oft, aber immer nur für kurze Zeit, bleibt der Andächtige in der Stätte des Gottesdienstes. Der Blick ist frei bis zum Hochaltar, die architektonische Schönheit enthüllt sich voll und ganz dem Auge des Beschauers. Oft fehlt die Kanzel gänzlich, die Altäre sind die einzigen Stätten der Andacht. Das Sakrament herscht, das Wort ist unterdrückt und verdrängt. Aber es gibt auch Kirchen, die eine Kanzel besitzen, freilich eine ziemlich große und weite, welche der Lebhaftigkeit des italienischen Predigers eine ungehemte Bewegung gestattet. Dann sind Stühle in einer Ecke der Kirche zusammengestellt, und, wird eine Predigt gehalten, so bildet sich eine Gruppe um die Kanzel; jeder holt sich einen Stuhl. Aber gibt es Kirchen, in denen sontäglich gepredigt wird? Nur eine, die Kirche Gesù in der Nähe des Kapitols, das Eigentum des Jesuitenordens. Der Ruhm geistiger Regsamkeit, wissenschaftlicher Interessen gebührt dieser Gemeinschaft, mit der wir sonst so viele Ursache haben zu rechten. Die deutsche Nationalkirche, S. Maria dell' Anima, macht ebenfalls eine achtungswerte Ausnahme, vielleicht auch die französische Nationalkirche, S. Luigi de' Francesi, aber hier haben wir auch nicht mehr den reinen ungetrübten Ausdruck des römischen Katholizismus, hier sind schon die Wirkungen deutscher und französischer Nationalität und religiöser Art zu erkennen. Daß auch in diesen Räumen während des Hochsommers die Stimme der Predigt schweigt, darf nicht als Vorwurf angerechnet werden. Diese Beschränkung fordert mit Notwendigkeit Roms Klima, wird doch in dieser Zeit auch die evangelische Verkündung auf dem Kapitol in der preußischen Gesandtschaftskapelle seltner! Nur zwei kirchliche Perioden versammeln in den meisten Kirchen mehrere Tage in jeder Woche des Nachmittags oder Abends die Gemeinde zur Predigt. Das ist die Fastenzeit und der dem Dienst der Madonna geweihte Maimonat. Einzelne Kirchen sind besonders berühmt durch ausgezeichnete Prediger, so San Carlo im Corso, San Ildefonso in der Via Felice auf dem Pincio, vor Allem Gesù. Hier predigen natürlich nur Jesuiten, dort Kapuziner. Kapuziner und Jesuiten — welcher Gegensatz! Demokraten und Aristokraten, derbe volkstümliche Beredsamkeit, feingebildete Predigt — so unterscheiden sich beide Orden und ihre Prediger. Der Rahmen und die Gliederung der Rede ist gemeinsam, aber die Ausfüllung ist verschieden. Sie begint mit einer tractatio, ein bestimter dogmatischer oder ethischer Gegenstand wird erörtert. Darauf folgen consilia, commandamenti, die mit Jo commando beginnen. Es sind das einzelne sittliche oder religiöse Vorschriften, etwa: Traget einer des andern Last, seid nicht müßig, betet für einander. Den Schluß machen Erzählungen von Wundern der Maria und der Heiligen. Hier ist nun ein großer Unterschied zwischen Kapuzinern und Jesuiten. Das Wunder des Kapuziners ist massiv, sinnlich; alle Farben sind stark aufgetragen, damit es auch der Mann aus dem Volke verstehe. Das Wunder des Jesuiten ist sinnig, fein und geistig. Man ließe es sich gern gefallen, wenn es nur als Legende aufträte, aber der Jesuit erzählt es als Thatsache. Freilich, wer weiß, ob es ihm selbst auch eine solche ist, ob er sich nicht vielleicht den frommen Betrug gestattet, die als Mythus von ihm erkante Erzählung, damit sie besser eindringe, als Thatsache hinzustellen. „Ein Heiliger in Neapel", so erzählt der Kapuziner in San Carlo, „predigte in den Straßen. Eine große Menge Volks begleitete ihn und lauschte aufmerksam auf seine Worte.

Nur ein Weib, Caterina, schloß sich von der Andacht aus, ja suchte sie sogar durch Schlagen des Tamburins zu stören. Vergeblich warnte sie der Heilige. Caterina fuhr fort, die Worte des Heiligen durch ihre Musik zu übertönen. Einige Tage hernach zog der Mann Gottes durch die Straße, in der Caterina wohnte. Als er vor ihrem Hause vorüberkam und zu ihren Fenstern hinaufblickte, sah er die Laden geschlossen. Er und sein Begleiter begaben sich in das Haus, traten in das Zimmer der Gottlosen — und siehe Caterina war todt. Caterina era morta sprach mit dumpfer Stimme der Kapuziner. An die Todte trat der Heilige heran und rief ihr laut zu: Caterina dove sei? — Caterina wo bist du? Jo sono in foco, ich bin in der Hölle, antwortete klagend die Unselige. Und nun wandte sich der Geistliche an die Gemeinde und leitete mit Vedete, mie dilettissimi, die Anwendung, das haec fabula docet ein." Diese Erzählung war für Jedermann verständlich und packend, hier bedurfte es keiner besonderen Reflexion; Sünde und Strafe war nahe aneinander gerückt, die eine so greifbar wie die andre. Ganz anders ist es in der Kirche Gesù. Ein vornehmes Publikum hat sich eingefunden, teils von Andacht getrieben, teils um sich der italienischen Aussprache des Jesuitenpredigers zu erfreuen und davon zu lernen. Er spricht über das peccatum veniale, die Erlaßsünde, ernst und eindringlich, ohne die sittliche Leichtfertigkeit, welche zu fürchten die Geschichte der Jesuitenmoral ein Recht gibt. Hütet euch vor den piccoli serpenti, den kleinen Schlangen, das peccatum veniale entwickelt sich allmälich zum peccatum mortale, zur Todsünde; der Unterschied ist fließend, beide Arten sind nur dem Grade nach gesondert. Auch war das Wesen der Sünde tief innerlich gefaßt, als Hangen an der Kreatur, als Weltlust. Und ein gewisser mystischer Hauch wehte über die ganze Predigt. „Die heilige Theresia", erzählte der Prediger, „liebte innig die Blumen und pflegte sie als ihr Theuerstes. Des Tages nahm sie dieselben in ihr Gemach, um sie vor den brennenden Strahlen der Sonne zu schützen, des Abends sezte sie ihre Pfleglinge in den Garten, um die kühle Nachtluft und dann den frischen Morgenthau auf sie wirken zu lassen. Eines Morgens früh trat sie wieder aus ihrer Zelle in das Freie, um am Blütenduft und Farbenreichtum sich zu erfreuen. Aber, ach, die Freude ihres Herzens war dahin, ihre Blumen waren zertreten, die Knospen und Blüten abgepflückt, die Wurzeln blosgelegt. Traurig blickte die heilige Theresia auf das Werk der Zerstörung, und das Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit erfüllte ihre Sele. Das Einzige, was ihr Freude bereitet hatte, war ihr entrissen. Aber der Klagenden und Weinenden erscheint plötzlich der Herr, Christus. „Ich habe die Blumen zerstört, ich habe Dir genommen, über dessen Verlust Du klagst. Dein Herz war an jene Blumen gekettet, die Du mehr liebtest als mich, die Du zu Deinem Gott und höchsten Gut erwählt hattest. Ich mußte sie vernichten, um Dich zu retten; mußte hindern, daß aus dem peccato veniale nicht ein peccato mortale werde! Die Sünde ist das Hangen an der Kreatur!" Eine andere Erzählung: „Eine Nonne, nennen wir sie Margherita, lebte im Kloster der

blumigen Dornen, spine fiorite, und hatte ihr Herz auf Gott und die göttlichen Dinge gerichtet. Sie dachte nicht an die Welt und ihre Lust. Aber eine Signora aus hohem Stande besuchte oft das Kloster und nahm an dessen Gottesdiensten Teil. Sie war in Sammet und Seide gekleidet und schmückte sich mit Perlen und Edelsteinen. Und doch war oder schien sie wenigstens fromm. Da glaubte die arme Margherita, Gottesfurcht und Weltfreude ließen sich miteinander verbinden, und auch außerhalb des Klosters könne man dem Herrn dienen. So beschloß sie denn, auf eine Zeit lang ihre Zelle zu verlassen und sich in der Welt umzusehen. Margherita war Pförtnerin, sie hing den Schlüsselbund unter ein Marienbildnis, übertrug der Madonna dies Pförtneramt und zog ins Weite. Viele Jahre lebte sie in der Welt — aber wie ging es ihr! Unschuld und Frömmigkeit waren bald verloren, Margherita fiel in Sünde und Elend und sehnte sich bald wieder zurück nach der Stille der blumigen Dornen. So irrte sie einst Stunden lang durch einen düstern Wald, Hunger und Durst bemächtigten sich ihrer, Mattigkeit beschlich ihre Glieder. Lange suchte sie die Schwäche zu bekämpfen, endlich konte sie ihr nicht mehr widerstehen und fiel nieder, das Bewußtsein verließ sie, sie sank in einen tiefen Schlaf. Am Morgen erwachte sie und fand sich vor den Pforten eines Klosters. Zagend klopfte sie an das Thor, und nicht vergebens. Es war ein Nonnenkloster, dessen fromme Schwestern die arme Verirrte freundlich aufnahmen. „Ach, wo bin ich?" fragte ängstlich Margherita. „Im Kloster der spine fiorite", antwortete die Aebtissin. „Im Kloster der spine fiorite, und war vielleicht vor zehn Jahren hier eine Schwester, mit Namen Margherita?" fragte der Ankömling von Neuem. „Gewiß, und sie ist noch hier." „Nicht möglich, Margherita, die Pförtnerin meine ich!" „Und ich auch, noch heut hütet sie treulich die Pforte, und glaubst Du nicht, so magst Du sehen!" Margherita und die Aebtissin traten in die Zelle der Pförtnerin, und was sahen sie? Der erdenbefleckten Sünderin trat die himlische Jungfrau entgegen, die seit zehn Jahren ihre Gestalt angenommen und ihre Dienste geleistet hatte, warnte mild und ernst die reuig Zurückgekehrte, nicht von Neuem in die Welt zu gehen, damit nicht aus der Erlaßsünde eine Todsünde werde, und verschwand."

Der Jesuit hatte geendet, die Zuhörer, meist aus gebildetem Stande, waren ins Land der Wunder und guten Feen entrückt worden. Die Illusion sollte nicht sofort eine Störung erleiden; die Zuhörer wandten ihre Stühle und blickten nach dem Altar, der während der Predigt in Licht und Schimmer verwandelt war. Ein blendender Glanz berührte die Augen, die weiche Musik begann ihre Töne, die Celebration der Messe schloß die Feier.

Shakespeare's Macbeth.

Aus dem Gesichtspunkte christlicher Auffassung.

(Fortsetzung.)

Banquo bemerkt sofort den gewaltigen Eindruck, welchen dieser prophetische Gruß auf Macbeth macht, der unerklärlich wäre, wenn Macbeth nicht mit jenen vorhin erörterten sündlichen Gedanken bereits gespielt hätte. Noch liegt dieser Gruß gährend in seiner Sele, als die Gesandten des Königs in der Würde des Thans von Cawdor ihm ein Angeld bringen, daß „der Teufel Wahrheit geredet" haben möchte. Denn es ist die Art und feinste Kunst des Teufels, daß er für seine Lügen immer die Gestalt der Wahrheit borgt. Er gibt wirklich ein Gut hin, das aber in demselben Augenblicke durch den Sinn, womit es aufgenommen wird, zu einer Höllengabe wird. Was gilt doch dem Macbeth jezt die Würde des Thans von Cawdor. Sie ist dadurch ein völlig hinfälliges Gut geworden, daß ihm sofort das königliche Diadem vorleuchtet, das ihm zugleich mit verheißen, aber noch nicht gegeben worden ist. So muß ihm die Botschaft des Königs eben nur dazu dienen, seinen ganzen Sinn auf den Besitz der Krone zu lenken, und obwol er sofort eine sichere Ahnung davon hat, daß die Begrüßung der Hexen eine Teufelsbotschaft sein möchte, so hat er doch nicht die Kraft, sie von sich zu werfen, sondern es begint tief verborgen in seiner Brust der schwere Kampf, in dem er zulezt unterliegen sollte. Denn wer mit dem Teufel erst unterhandeln will, ist immer verloren. Macbeth aber fängt diese Unterhandlung sofort an. Einzelne Worte nur wirft er seinem Gefährten Banquo oder den Gesandten des Königs hin, um seine Gedanken zu verbergen, während er immer wieder in sie versinkt und sie im Selbstgespräche kundgibt.

„Die Anmahnung von jenseits der Natur
Kann schlimm nicht sein — kann gut nicht sein: wenn schlimm —
Was gibt sie mir ein Handgeld des Erfolgs,
Wahrhaft beginnend? Ich bin Than von Cawdor: —
Wenn gut — warum befängt mich die Versuchung?
Deren entsezlich Bild aufsträubt mein Haar,
So daß mein Herz ganz gegen die Natur
Brustabwärts an die Rippen schlägt ꝛc."

Im Verlaufe des Kampfes beschließt er Nichts zu thun, die Krone zu erreichen. Das Schicksal mag ihn krönen, wenn es ihn zum Könige haben will, aber sofort kommen ihm wieder andere Gedanken:

„Komme, was kommen mag, die Stunde
Und Zeit durchläuft den rauhsten Tag."

Damit schließt dieser erste innere Kampf ab, und es geht nun die Heuchelei an, um vor seiner Umgebung seine Gedanken zu verstecken. Mit Banquo, der den Gruß gehört, will er zu gelegener Zeit einmal reden — „bis dahin still." —

Es wäre vielleicht möglich, daß Macbeth den Versuchungen des Satans hätte Widerstand leisten mögen, wenn er nicht sofort die Lady, sein Weib, zur Genossin und Mitwisserin des

bösen Spiels gemacht hätte. Von ihr gilt in Wahrheit, was der Hexenmeister im Faust sagt:

„Denn, geht es zu des Bösen Haus,
Das Weib hat tausend Schrit voraus."

Brieflich hat er ihr mitgeteilt, was ihm begegnet ist. „Ich erfuhr aus den sichersten Proben, daß sie mehr als menschliches Wissen besitzen. — — Ich habe für gut gehalten, Dir dieses zu vertrauen, meine geliebteste Teilnehmerin der Hoheit, auf daß Dein Mitgenuß an der Freude Dir nicht entzogen werde, wenn Du nicht erfahren hättest, welche Hoheit Dir verheißen ist. Leg es an Dein Herz und lebe wol." Damit hat er gährendes Gift in ihr boshaftes, schlangenkluges und schlangenfalsches Herz gegossen. Sofort bricht sie die Brücke hinter sich ab und hat nichts mehr im Auge, als wie sie das Ziel erreiche, wozu ihr alle Mittel gleichgiltig sind. Niemand kent wie sie das schwankende, zwischen Gut und Bös, Recht und Unrecht, Lüge und Wahrheit hin- und hergezogene Gemüt des Macbeth, der wol mit den schwersten Sünden in Gedanken spielt, aber nicht entschlossen genug ist, den Gedanken auch die That zu geben. Sie wird ihm schon helfen.

„Doch fürcht' ich dein Gemüt;
Es ist zu voll von Milch der Menschenliebe,
Das Nächste zu erfassen; Groß möchtest du sein,
Bist ohne Ehrgeiz nicht; doch fehlt die Bosheit,
Die ihn begleiten muß. Was recht du möchtest,
Das möchtest du rechtlich; möchtest falsch nicht spielen
Und unrecht doch gewinnen; möchtest gern
Das haben, großer Glamis, was dir zuruft:
„„Das mußt du thun, wenn du es haben willst,""
Und was du mehr dich scheust zu thun, als daß
Du ungethan es wünschest. Eil' hieher
Auf daß ich meinen Mut ins Ohr dir gieße;
Und Alles weg mit tapferer Zunge geißle,
Was von dem goldnen Cirkel dich zurückdrängt."

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Paris.

Seit Beginn dieses Jahres ist in der reformirten Kirche von Paris durch eine Maßregel des Consistoriums eine lebhafte Bewegung hervorgerufen worden, die immer größere Dimensionen anzunehmen scheint und es wünschenswert macht, Fernerstehende von vorn herein über das Thatsächliche aufzuklären. Unter dem 5. Januar hat das Consistorium die Emeritirung des Pastor Martin-Paschoud beschlossen, und zwar aus folgenden Gründen. M.-P. wurde den 4. November 1836 zum Pastor in Paris gewählt, erbat aber schon den 20. März 1839 aus Gesundheitsrücksichten einen längeren Urlaub, der von da an Jahr für Jahr auf längere oder kürzere Zeit erneuert werden mußte. Am 6. Februar 1846 kam er um einen Urlaub von 3 Jahren ein, den aber der Cultusminister Martin du Nord verweigerte, indem er zugleich die Aufmerksamkeit des Consistoriums auf das Bedenkliche dieses Ausnahmezustandes bei M.-P. lenkte. Auf die

Fürsprache des Consistoriums bewilligte er zwar in der Folge einen einjährigen Urlaub, lud aber die Behörde ein, Maßregeln zu treffen, die diesem schon zu lange dauernden Provisorium ein Ende machten. Seit der Zeit hat M.-P. ständige Vicare gehabt, deren Amtsdauer von 2 zu 2 oder von 3 zu 3 Jahren verlängert wurde. Von den 29 Jahren, die er im Amte ist, war er kaum mehr als 2 Jahre wirklich in Function. Sein lezter Vicar war Ath. Coquerel Sohn, dessen Vicariat aber, wie wol noch erinnerlich ist, vor ungefähr 2 Jahren wegen seiner zu radicalen Ansichten vom Pariser Presbyterialrath nicht wieder verlängert wurde. Von lezterem gleichzeitig aufgefordert einen andern Vicar zu präsentiren, erklärte M.-P., einen andern weder präsentiren noch annehmen zu wollen; eher würde er selbst sein — wegen unheilbarer Krankheit seit 27 Jahren nicht mehr verwaltetes — Amt wieder übernehmen. Seine Gesundheit habe sich in der lezten Zeit etwas gebessert. Alle Versuche ihn umzustimmen blieben erfolglos. Er übernahm die Amtsfunctionen, benuzte aber jede Gelegenheit zur heftigsten Agitation gegen das Presbyterium. Das Recht, sich hin und wieder durch einen andern Geistlichen vertreten zu lassen, misbrauchte er, indem er die erforderliche Einwilligung des Presbyteriums umging, dazu, die extremsten Geister auf die Kanzeln von Paris zu bringen (die Pastoren predigen nach bestimten Turnus in den verschiedenen Pariser Kirchen), und als in einem Falle das Presbyterium sich dem widersezte, bestieg er selbst die Kanzel und richtete einen heftigen Angriff gegen die Entscheidung desselben, bei dem er so weit ging, von der Feigheit und tyrannischen Intoleranz der Orthodoxie zu reden. Zu gleicher Zeit läßt er sich durch seine Freunde als Märtyrer der Grausamkeit des Presbyteriums darstellen, das ihn durch Verweigerung eines Vicars zwinge, selbst die Kanzel zu besteigen, obgleich die Aerzte erklärt hätten, daß dies unmittelbar sein Leben gefährde u. s. w. u. s. w. — Dieser Zustand wurde denn doch unerträglich. Das Presbyterium, das vielleicht schon zu lange Nachsicht geübt hatte, forderte endlich auf Antrag eines seiner Mitglieder, des Generals von Chabaud-La-Tour, unter dem 12. Mai 1865 M.-P. kategorisch auf, binnen zwei Monaten einen neuen Vicar zu präsentiren. Schon Tags darauf war die Antwort da, er habe nicht die Absicht einen andern als Coquerel zu präsentiren und werde deshalb sein Amt selbst fortführen. Das Presbyterium wartete milde genug den Ablauf der gestatteten Frist ab und gab dann, als M.-P. nicht andern Sinnes geworden war, in der nächsten Sitzung, die freilich durch die Sommervacanzen bis zum October verzögert worden war, die Sache an das Consistorium. Dies besteht aus den 21 Mitgliedern des Pariser Presbyteriums und 11 Deputirten der 4 „Annexe" von Paris. Im November ernante dieses eine aus 7 Mitgliedern bestehende Commission zur Berichterstattung, die unter Guizot's Vorsitz am 13. December eine Conferenz mit M.-P. hatte. Dieser blieb aber bei seinem alten Refrain. In ihrem Berichte macht die Commission darauf aufmerksam, daß die kirchliche Stellung M.-P.'s sowie seine Lehre zu zahlreichen und peinlichen Bemerkungen Anlaß gebe und sie sich deshalb genötigt sehe, in dieser Beziehung ausdrückliche Vorbehalte zu machen, wenn sie jezt nur durch die vorangehenden Betrachtungen ihren Antrag begründe, dem zwischen dem Presbyterium und M.-P. bestehenden Conflict durch Emeritirung desselben ein Ende zu machen. Dem Presbyterium sei die Zahlung eines jährlichen Ruhegehaltes von 6000 Fr. aufzugeben. Dieser Antrag wurde nun am 5. Januar mit allen gegen 3 Stimmen zum Beschluß erhoben, nachdem M.-P.'s Versuch, die Rechtsbeständigkeit des Consistoriums (weil die Giltigkeit der Wahlen einiger Mitglieder noch nicht definitiv anerkant sei) anzufechten, zurückgewiesen worden war. — Ehe noch das Consistorium von diesem Beschluß dem Minister Anzeige machen konte (da hinsichtlich der beantragten Summe noch die Genehmigung des Presbyteriums abgewartet werden mußte), erhielt es von demselben am 9. Januar ein durch M.-P.'s Beschwerde veranlaßtes Schreiben, durch welches es aufgefordert wurde, „sich über eine Combination zu erklären, die zur Wirkung habe, die Beteiligung der Regierung bei der Entfernung eines Pastors zu unterdrücken, der sein Amt vom Staatsoberhaupte erhalten habe." (Art. 25, 26 des organischen Gesetzes von Absetzung der Pastoren). „Ich habe kaum nötig hinzuzufügen, Hr. Präsident, daß Hr. M.-P. in meinen Augen fortfährt mit den Functionen bekleidet zu sein, welche ihm die Ordonnanz vom 6. December 1836 verleiht (näml. in Bestätigung seiner Wahl), bis zu dem Tage, da ihn der Kaiser auf Vorschlag des Cultusministers davon entbunden haben wird." Einer vorläufigen Antwort des Präsidenten P. Juillerat vom 10. Januar folgte am 16. die Uebersendung der Actenstücke incl. der inzwischen am 11. erfolgten Zustimmung des Presbyteriums. Unterdessen hatte sich auch das Consistorium am 12. Januar mit der durch den ministeriellen Brief erhobenen Principienfrage beschäftigt. Nach Art. 25 des organischen Gesetzes vom 18. Germinal X kann kein Pastor ohne vorgängige Billigung der Gründe seitens der Regierung abgesezt werden. Aber von Absetzung war hier auch gar nicht die Rede. Das Consistorium hat ganz entsprechend dem Art. 48 der discipline ecclésiastique gehandelt, der von dem Verfahren bei Unfähigkeit des Geistlichen zur Amtsführung durch Alter oder Krankheit spricht, in ausgesprochener Unterscheidung von der Absetzung unwürdiger Pastoren, von welcher Art. 47 handelt. Die Disciplin aber ist durch Art. 5 des organischen Gesetzes aufrecht gehalten, und nach Art. 20 sollen gerade die Consistorien über diese Aufrechthaltung wachen. Eine Denkschrift zur Verteidigung der getroffenen Entscheidung wird vorbereitet.

Inzwischen denn furchtbares Geschrei gegen das Consistorium in den radicalen kirchlichen und politischen Blättern über Misbrauch der Gewalt, Verletzung des Herkommens, Act der Unterdrückung und Tyrannei: einen verehrungswürdigen Pastor zu emeritiren, ihm seine alten Tage verbittern, ihn für so lange (??) und kostbare Dienste durch eine schlecht verhehlte Absetzung belohnen u. s. w. Die Lärmtrompete erschallt nicht minder laut als zur Zeit der Coquerel'schen Affaire, aber man verschweigt dem lieben Publikum natürlich die Geschichte dieser Amtsführung M.-P.'s. In Voraussicht der consistorialen Entscheidung hatte man schon im Voraus Protestationen und Petitionen in Paris und anderwärts zusammengebracht: wenigstens sind sie erstaunlich schnell zur Hand gewesen. Dadurch ist das Consistorium genötigt worden, alle auf diese Sache bezüglichen Actenstücke zu veröffentlichen, in denen begreiflicher Weise Vieles M.-P. nicht zur Ehre gereicht. Dieser wird schließlich wol auch den meisten Nachteil von der ganzen Agitation haben. Ich weise vorläufig blos darauf hin, daß es nur Milde des Consistoriums war, wenn es ihn nicht absezte, wozu Grund genug vorhanden war, sondern mit so reichlicher Pension emeritirte, und daß das Presbyterium diese Summe nur unter der Bedingung bewilligt hat, daß in kürzester Frist der Rücktritt M.-P.'s pure et simple erfolge. Seiner Zeit werde ich über den weiteren Verlauf dieser Angelegenheit berichten.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 17. Februar. № 14.

Shakespeare's Macbeth.

Aus dem Gesichtspunkte christlicher Auffassung.

(Schluß.)

Kaum ist ihr gemeldet, daß der König sie zu besuchen komt, so steht der ganze Mordplan sofort fertig vor ihrer Sele, den sie mit Hilfe der bösen Geister durchführen wird.

— „Komt Geister, die ihr lauscht
Auf Mordgedanken, und entweibt mich hier,
Füllt mich vom Wirbel bis zur Zeh' randvoll
Mit wilder Grausamkeit! verdickt mein Blut,
Sperrt jeden Weg und Eingang dem Erbarmen,
Daß kein anklopfend Mahnen der Natur
Den grimmen Vorsatz lähmt, noch friedlich hemmt
Vom Mord die Hand! Komt an die Weiberbrust,
Trinkt Galle statt der Milch, ihr Morddämonen,
Wo ihr auch harrt in unsichtbarer Kraft
Auf Unheil der Natur! Komm, schwarze Nacht,
Umwölk dich mit dem dichsten Dampf der Hölle,
Daß nicht mein scharfes Messer sieht die Wunde,
Die es geschlagen; noch der Himmel
Durchschauend aus des Dunkels Vorhang rufe:
Halt! Halt! —"

Das ist die Lady, der sich Macbeth mit seiner bereits verwundeten Sele naht, mit solchen Gedanken und Sinn empfängt sie ihn, und wenn sie vorläufig nur erreicht, daß er sich recht verstellen und heucheln kann, damit Niemand eine entfernteste Ahnung habe von dem, was hier vorbereitet wird, für alles Andere wird sie selber sorgen.

— „Die Zeit zu täuschen, scheine
So wie die Zeit; den Willkomm trag' im Auge,
In Zung' und Hand; Blick' harmlos, wie die Blume,
Doch sei die Schlange drunter — —
Daß alle künft'gen Tag' und Nächte uns lohne
Allein'ge Königsmacht und Herscherkrone."

Allein so leicht geht es doch nicht. Nicht mit Unrecht fürchtet die Lady das weiche Gemüt, den Zug von Edelmut und Güte, der durch das Herz ihres Gemals geht. Macbeth hat noch einen schweren Kampf zu bestehen. Das Jenseits und das Diesseits ist ihm im Wege. Mit dem Jenseits hat er zuerst gerungen und sich leidlich irgendwie damit abgefunden; aber er weiß nur zu gut, daß solche That auch hier auf dieser Schülerbank der Zeit ihre schlimmen unabwendbaren Früchte trägt, und daß der Meuchelmord nur gar zu leicht den Dolch umkehrt und den trifft, der ihn geführt.

— — „Wenn der Meuchelmord
Aussperren könt' aus seinem Netz die Folgen,
Und nur Gelingen aus der Tiefe zöge,
Daß mit dem Stoß einmal für immer Alles
Sich abgeschlossen hätte; — hier, nur hier
Auf dieser Schülerbank der Gegenwart —
So sezt ich weg mich über's künft'ge Leben.
Doch immer wird bei solcher That uns schon
Vergeltung hier, daß wie wir ihn gegeben
Den blut'gen Unterricht, er, kaum gelernt,
Zurückschlägt, zu bestrafen den Erfinder.
Dies Recht mit unabweislich fester Hand
Sezt unsern selbst gemischten, gift'gen Kelch
An unsre eignen Lippen."

Dazu, was hemmt nicht Alles diese That! Der König ist sein naher Bluts-Vetter, kömt als Gastfreund unter sein Dach, Macbeth wäre berufen, ihn zu schirmen; dazu: ist er nicht der König, nicht der gnadenreiche, milde König, der im großen Amt so rein geblieben, daß seine Tugenden wie Engel Gottes sein Lager umstehen, und was ist es denn, das Macbeth zu so blutiger That treiben könte?

„Ich habe keinen Stachel,
Die Seiten meines Wollens anzuspornen
Als einzig Ehrgeiz, der zum Aufschwung eilend
Sich überspringt und jenseits niederfällt."

Wir sehen aus diesen und ähnlichen Stellen, Macbeth allein hätte mögen den Sieg gewinnen, wenn nicht die Lady herzugetreten wäre, um mit ihrer infernalen Beredsamkeit Alles wieder von seinem Herzen hinwegzuzischeln.

Es könte auffallen, daß Macbeth mit dem Jenseits so viel leichter fertig wird, als mit dem Diesseits, wenn es nicht eine allgemeine Erfahrung wäre, daß in dem Kampfe der Versuchung das Jenseits als eine unermeßlich weit hinaus liegende Ferne erscheint, die man sich eben aus dem Sinne schlägt, uneingedenk, daß diese Ferne mit unabwendbarer Gewißheit und Stetigkeit in die nächste Nähe heranrückt und Nichts vergessen wird, was auf ihrem Buche steht. Diese Erfahrung kent auch der Goethische Mephistopheles, wenn er auf die Frage Faust's:

„Und was soll ich dagegen dir erfüllen?“

nichts Anderes erwidert, als

„Dazu hast du noch eine lange Frist“,

während Faust sich um das ganze Jenseits kein Haar kümmert.

Macbeth ist denn endlich zur That enschlossen. Gern hätte er noch einen Genossen am Werke. Denn wenn auch kein Mensch den Fluch der Hölle abwenden kann und hier jeder für sich selber stehen muß, so ist es doch dem zaghaften Herzen ein Trost, wenn es einen Helfer hat. Der einzige, der das sein könte, wäre etwa Banquo. Er hatte ja ohnehin das „Heil dir, künft'gem Könige“ gehört und Macbeth könte ihn ja vom Throne herab so hoch belohnen, daß ihm der unverdiente Lohn ein festes Schweigen auferlegte. Allein der leise vorsichtige Versuch, den Macbeth macht, ist übel abgelaufen.

Mach. „Ich denke nicht an sie (die Hexen),
Doch ließe sich gelegne Stunde finden,
So sprächen wir wol ein'ges in der Sache,
Gewährtet ihr die Zeit.“

Banquo. „Wie's euch beliebt.“

Mach. „Schließt ihr euch meinem Sinn an. — Wenn es ist —
Wird's Ehr euch bringen.“

Banquo. — — „Büß ich sie nicht ein,
Indem ich sie zu mehren streb', und bleibt
Mein Busen frei, und meine Lehnspflicht rein,
Gern nehm ich Rath an.“

Macbeth bricht auf diese so wenig zusagende Antwort schnell ab und geht seinen blutigen Weg allein; aber es ist erklärlich, warum sofort nach der Ermordung des Königs Macbeth den Banquo fürchtet und eilig ihn aus dem Wege zu schaffen beflissen ist. Denn jede ungesühnte Sünde gebiert sofort eine neue, und die große Zahl derer, welche durch Blut den Weg zum Throne gefunden, zeigen uns von da an immer nur neue blutige Spuren, bis sie fast Alle selber blutig untergehen. Das ist denn auch der Weg, den Macbeth einschlägt, und auf welchen wir ihn gleiten und sinken sehen.

Ach es ist ein saurer Pfad von allen Schrecknissen des bösen Gewissens umgeben und durch alle Irrsale nächtlichen Grauens hindurch friedlos, ruhelos, ohne eine Frucht der sauersten Arbeiten jemals genießen zu sollen weder in der Zeit, noch in Ewigkeit. So sehen wir sie beide, Macbeth und Lady (denn in solcher Lage zittert auch das Herz einer Lady, und keine Sele ist genugsam gestählt in der Schule der Sünde, um nicht zulezt vor dem Auge Gottes tief innerlich zu beben), in nächtlicher Stunde unter dem Fenster des ermordeten Königs stehen, von schrecklichster Angst gefoltert, horchend auf jedes Geräusch und zitternd vor dem eignen Schritt und Tritt, bis das laute Klopfen derer, die den König zu wecken kommen, sie auf einen Augenblick verscheucht, um alsbald wieder zu erscheinen, daß sie von dem Satan in die schreckliche Schule der Verstellung und Heuchelkunst genommen werden, während heimlich im Herzen die Gedanken, die sich einander verklagen, herüber und hinüber ziehen und das Eine alle Zeit hindurchgefühlt wird:

„Zu wissen, daß ich's that. — O besser von
Mir selbst nichts wissen! Weck' Duncan mit dem Klopfen,
O könntest du's! — —

Aber die Kunst der Heuchelei und der Verstellung ist eine unermeßlich schwere, es sind Lappen und Flicken, die der dürre Mord um sich her hängt, zwischen denen seine wahre Gestalt jedem unbefangenen Gemüte in die Augen scheint, und kaum ist die That geschehen, so bricht Banquo schon in die Worte aus:

„Du hast es nun König, Cawdor, Glamis Alles
Wie dir's die Zauberfrau'n versprochen, und ich fürchte
Du spieltest schändlich drum.“ —

An keinem Königsfest und bei keinem Banquet fließt der Wein reichlich genug, um den bösen Schein oder die innerliche Angst hinwegzuspülen, und wenn der neue König sich ruhig zwischen seinen Gästen niedersetzen will, zu zechen und die so teuer erkaufte Königl. Würde zu genießen, so erscheint der höllenheißen und mit der Hölle Angst gequälten Sele der blutige Geist des ermordeten Banquo und läßt sich breit nieder auf dem Königsstuhl, und zitternd sehen wir die Lady hin- und herlaufen, denn sie muß fürchten, daß der nächste Augenblick plötzlich Alles enthüllt und der blutige Mord vor Aller Augen aufgedeckt wird.

Kaum dürfte die betrügliche Seite, das Vergebliche und Fruchtlose alles sündlichen Thuns, die quälenden Gedanken des bösen Gewissens, die eitle Bemühung, durch neue Schulden die alten zu decken und zu tilgen, während grade das Gegenteil erreicht wird, treffender geschildert werden, als in der 2. Scene des 3. Aktes, da wir die beiden Genossen des Mordes in heimlicher Unterredung sich gegenseitig aussprechen und zu neuen Thaten sich entschließen sehen, weil eben die alten Sünden in ihren Folgen wie Blei auf ihrem Gemüte liegen.

L. M. „Nichts ist gewonnen, Alles ist dahin,
Stehn wir am Ziel mit unzufriednem Sinn:
Viel sichrer, das zu sein, was wir zerstört,
Ward durch Zerstörung schwankend Glück gewährt.
— — Nun, Freund, was bist du so allein
Und wählst nur trübe Bilder zu Gefährten,
Gedanken hegend, die doch todt sein sollten,
Wie soll an die sie denken. Was unheilbar,
Vergessen sei's. Geschehn ist, was geschehn.“

M. „Zerhackt ward nur die Schlange, nicht getödtet.
Sie heilt und bleibt dieselbe, indeß ihr Zahn
Wie sonst gefährdet unsre arme Bosheit.
Doch ehe soll der Dinge Bau zertrümmern
Die beiden Welten schaudern, eh wir länger
In Angst verzehren unser Mal und schlafen
In der Bedrängnis solcher grausen Träume
Die uns allnächtlich schütteln: Lieber bei
Dem Todten sein, den, Frieden uns zu schaffen,
Zum Frieden wir gesandt, als auf der Folter
Der Sel' in röchelnder Qual zu zucken.
Duncan ging in sein Grab,
Sanft schläft er nach des Lebens Fieberschauern.
Verrath du that'st dein Aergstes: Gift noch Dolch

Einheimsche Bosheit, fremder Anfall, Nichts
Kann ferner ihn berühren."

L. M. „O laß gut sein
Mein liebster Mann, glätte die Runzeln weg
Sei froh und munter heut mit deinen Gästen."

M. „Das will ich, Liebe, und bitte sei es auch,
Vor Allem wend auf Banquo deine Sorgfalt,
Und schenk ihm Auszeichnung mit Wort und Blick.
Unsicher noch, sind wir genötigt, so
Zu baden unsre Würd in Schmeichelströmen,
Daß unser Antlitz Larve wird des Herzens
Verbergend, was es ist."

L. M. „Du mußt das lassen."

M. „O, von Scorpionen voll ist mein Gemüt — —
— — — — — —
Komm mit deiner dunkeln Binde, Nacht,
Verschließe des mitleidvollen Tages zartes Auge,
Durchstreich mit unsichtbarer blutger Hand
Und reiß in Stücke jenen großen Schuldbrief,
Der meine Wangen bleicht. — Das Licht wird trübe
Zum dampfenden Wald erhebt die Krähe den Flug
Die Tagsgeschöpfe schläfrig niederkauern,
Und schwarze Nachtunholde auf Beute lauern.
Du staunst mich an? Still. — Sündenentsproßne Werke
Erlangen nur durch Sünde Kraft und Stärke."

In diesem Wahne sehen wir ihn weiter und immer weiter in die Sünde sich verstricken, und während er immer meint, endlich die Ruhe und Sicherheit zu gewinnen, danach er fort und fort ringt, wird der Angstberg immer größer, die Umkehr immer schwieriger, bis er auch das lezte Fantom, damit die Hexen ihn in prophetischer Verheißung betrogen, vor seinen Augen schwinden und den Abgrund zu seinen Füßen gähnen sieht, der die Inschrift trägt: die Sünde ist der Leute Verderben.

Wie schwer aber die ungesühnte Schuld wiegt, und daß es keinem Menschenherzen noch gelungen ist, die Mächte der Finsternis sich dienstbar und vertraut zu machen, das hat uns Shakespeare in der so ergreifenden ersten Scene des lezten Aktes gezeigt. Die Lady schien so gestählt zu sein gegen alle Angriffe des bösen Gewissens, schien eine so unbedingte Herschaft über sich und ihr böses Thun zu üben, daß sie auch der ganzen Hölle trotzen möchte. Aber allem ihrem Gebahren einer angemaßten Kraft im bösen Thun gegenüber bleibt das Wort des Apostels in seiner vollen Geltung: Irre dich nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Die Lady erscheint als Nachtwandlerin, alle die bösen Thaten liegen unbegraben in ihrem Gemüte und tauchen in einzelnen Erinnerungen schwerer Stunden wieder auf, sie sieht in das angsterfüllte Angesicht ihres Gemals, sie hört die Todesglocke Duncans, sie sieht die Blutflecke an ihren Händen, alles Reiben und Waschen hilft nichts, denn „noch immer riecht es hier nach Blut und alle Wolgerüche Arabiens würden diese kleine Hand nicht wolriechend machen — oh, oh oh!" — —

Damit brechen wir unsere Andeutungen und Ausführung ab, es dem Leser selber überlassend, sich weiter und tiefer in ein Drama hinein- und hindurchzulesen, das in der Wahrheit und Kraft seiner christlichen Zeichnung sich ebenso erschütternd als erbaulich vor uns entwickelt und abschließt.

Kirchliche Erinnerungen an Rom.

Dritter Artikel.

Die katholische Kirche, zumal wie sie in Rom, überhaupt in Italien, sich gestaltet, steht im Rufe, es zu verstehen, die Massen an sich zu fesseln, das religiöse Leben über die Grenzen der kirchlichen Räume auszudehnen und in das Thun und Treiben des Volks hinein zu tragen. Anlaß genug zu solcher Behauptung bietet die Betrachtung des kirchlichen Lebens in Rom; ob wahren Grund, mag der Leser selbst entscheiden. Noch einmal vergegenwärtigen wir uns die Feier des ersten Ostertages. Der Gottesdienst in St. Peter ist beendet, die Menge strömt auf den weiten Platz, der heute den Triumph seiner Größe feiert. Eine bunte Welt hat sich hier zusammengefunden. Hier steht die Bewohnerin der Lungara, der Hauptstraße Trastevere's; ein weißes Tuch, das den Kopf bedeckt, kontrastirt mit dem gesättigten Teint des Südens; die vollen üppigen Formen des Körpers umschließen Gewänder in hellen, oft schreienden Farben; und reicher Schmuck von Gold, Korallen und Perlen schimmert von Hals, Brust und Armen. Neben ihr sizt die englische Lady, deren feine Gesichtsfarbe, elegant steife Haltung, knappe Kleidung, den Bewohner des civilisirten konventionellen Nordens anzeigt. Ihr schweigsamer, schwerfälliger Gemal, ihre Kinder unter der Aufsicht einer italiänischen Magd umgeben sie. Dort in der Equipage sizt eine französische Familie, Glieder der Nation der chez nous, wie die Römer unter sich spöttisch das Volk nennen, das die Führerschaft der Welt-Civilisation übernommen zu haben behauptet, in geschmackvoller Garderobe und Toilette, mit den leicht beweglichen und doch scharfen Zügen, aus denen der Geist des Witzes und der Höflichkeit hervor zu schauen scheint. Und dazwischen die würdevollen Römer und Römerinnen, die im heutigen Feste die Verkörperung ihrer Nationalehre erblicken und heute auf die vielen Fremden nicht mit den Augen des gewinnfrohen Kaufmanns, sondern vielmehr mit dem triumphirenden Gefühl eigner Herlichkeit hinsehen; und dann wir Germanen, wir groben Barbaren, die wir noch immer dem gelenkigen, zierlichen Südländer als plump und schwerfällig erscheinen, trotz unserer geistigen Bedeutung. Im Hintergrunde des Platzes steht die französische Garnison. Alles erwartet gespannt auf das Erscheinen des Papstes. Nun säumt er nicht mehr lange — und jezt ist er da! Auf dem Thronsessel getragen schwebt er über der Menge. Ueber der Loggia des Stellvertreters Christi steht des Heilandes Statue. Jezt ertönen die Donner der Geschütze von der Engelsburg her, Pio nono breitet die segnenden Hände aus und verkündet der mit gebeugten Knieen und entblößten Häuptern harrenden Menge die „Vergebung der Sünden im Namen der

Apostel Petrus und Paulus." Und nun antwortet jauchzend die Menge nicht etwa Amen, Amen! ach nein, sondern Evviva Pio nono, evviva Pio nono, evviva, evviva! Der Papst verläßt die Loggia, und von der Höhe St. Peters flattern zwei Exemplare der Indulgenz herab; jeder sucht sie zu erlangen, Stöcke und Schirme werden in die Höhe gehoben; glücklich, wer sie auffängt! — Wem hatte doch das Volk gedankt für den empfangenen Segen? Gott dem Herrn? Nein, sondern Pio nono! War dieser Sündenerlaß nicht wie eine Art politischer Amnestie, und das Evviva des Volks wie der Dank der Unterthanen gegen ihren König! — Am Abend des ersten Feiertages fand die Erleuchtung der Kuppel St. Peters statt. Wir sahen sie von der Villa Medici auf dem Pincio aus. Entbehrten wir dadurch die Musik, die auf dem Petrusplatze spielte, so war der Genuß doch von unserm Standpunkt aus reiner, edler. Wir sahen auf die Stadt herab, die ewige, die jezt in dunkle Nacht getaucht schien. Nur die Kirche der Kirchen strahlte im hellen Licht. Von der Kirche des Herrn komt Licht und Leben in die dunkle todte Welt — das war hier in Flammenschrift ausgesprochen. In silbernem Lichte schimmert der hohe Dom — da plötzlich findet die cambia, der Wechsel, statt. Die Silberhelle verwandelt sich in einem Augenblick in Goldglanz. Die Herlichkeit und Pracht hat sich gesteigert, aber das Licht ist auch unruhiger geworden, der Silberglanz war einfacher und stiller. Aber Rom glaubt ja auch, daß Pracht und Herlichkeit mehr wert sei, als Einfalt und Stille. Am Abend des zweiten Ostertages findet die Girandola, das Feuerrad, auf dem Pincio statt. Wir bewundern sie von der Piaza del Popolo aus. Das Feuerspiel ist edel und schön. Antike Tempel und Paläste sind dargestellt, jezt schimmern sie in Licht und Glanz, aber sie verschwimmen in einem Flammenmeer, das Alte ist vergangen! Aber fröhliche Raketen, rasselnde Schwärmer verkünden der trauernden Welt den Anbruch eines neuen Tages der Herlichkeit! — es ist Alles neu geworden! Ist die Symbolik von mir hineingetragen, ich weiß es nicht; aber es genügt, daß sich solche Gedanken regen können und tieferen Sinn und ernstere Bedeutung dem bunten Spiele verleihen dürfen. Die gehaltene, frohe und doch mäßige Stimmung der Zuschauer bewahrte vor profanen Eindrücken. Sucht hier die Kirche symbolich ihr Wesen und ihre Bedeutung abzubilden, und hat sie auch nach manchen Beziehungen hier Schönes geleistet, so muß um so mehr darüber geklagt werden, wie wenig die stille Woche hindurch Rom das Gepräge des Ernstes und der Feier trägt, wie den Karfreitag hindurch das gewerbliche Treiben ungestört anhält, als wäre es ein Tag wie andere; wie vor Allem an den Kaufläden die Lottonummern zum Spiel auffordern, als vertrüge sich auch dies mit der berühmten Osterfeier Roms. Und das Lotto geht vom Governo aus! Was will es dem gegenüber bedeuten, wenn einige Stunden vor dem Ave Maria Restaurationen und Café's geschlossen sind, und die Speiseordnung der Fasten dem Katholiken auferlegt wird! Heißt das nicht Kamele verschlucken und Mücken seigen! Zu den Formen, in denen die katholische Kirche Roms den Charakter des Volkstümlichen annimt, rechnen wir auch die öffentlichen Aufzüge, die Prozessionen, insofern hier die Kirche die Räume der dem Gottesdienst geweihten Gebäude verläßt und mitten im Getriebe des öffentlichen Lebens heilige Handlungen vollzieht. Und das ist ja auch wol der eigentliche Zweck der Kirche hiebei, sich als eine selbständige, einflußreiche Macht, die in das Volksleben eingreift, darzustellen. Die Symbolik, welche der Prozession die Bedeutung zuschreibt, die Pilgerschaft durch das Leben abzubilden, ist künstlich hineingetragen. Wol aber mag sie mitunter als ein verdienstliches Werk angesehen werden, wenigstens wenn sie mit so viel Strapazen verbunden ist, wie die berühmte Frühlingsprozession, die des Morgens früh begint und erst spät Abends endet; die zu den entlegensten Kirchen wallfahrtet und den verschiedensten Heiligen und deren Reliquien ihre Huldigungen darbringt. Das ist eine Büßerfahrt, lang und beschwerlich, auch nicht ganz wolfeil, da die Genossen derselben einen Koch sich mieten müssen, der die Karavane begleitet und für die Beköstigung sorgt. — Einen ganz andern Eindruck macht die Prozession, die am Nachmittag des Festes der unbefleckten Empfängnis die Franziskaner-Kirche Ara Coeli auf dem Kapitol verläßt. Vorn das Musikkorps der französischen Garnison, das einen fröhlichen Marsch spielt, die Spitzen der Civil- und Militärbehörden folgen. Nun komt die große Festfahne mit der Himmelskönigin, der porta paradisi; der Zug der Priester und Mönche begint, Franziskaner und Kapuziner sind am meisten vertreten; ehrwürdige Gesichter, die das Gepräge verflossener Jahrhunderte zu tragen scheinen, blicken uns an. Endlich erscheint das Heiligtum des Festzuges, ein Zelt, unter dem Maria mit dem Kinde thront, getragen von Priestern und Mönchen. Langsam bewegt sich der Zug die alte via triumphalis hinab in die Tiefe des forum Romanum, eine andere Kirche zu besuchen. — Aber welch wunderlicher Zug bewegt sich dort durch die Straßen! Vermumte Gestalten, weiß gekleidet, kommen aus der Kirche, brennende Fackeln tragen sie in den Händen und düsteres Gemurmel dringt über ihre Lippen. Und jezt wird auch der mit Decken verhüllte Sarg vor uns vorüber getragen. Die Todtenfeier ist in der Kirche gehalten worden, und die Laienbrüderschaft, die sich verpflichtet hat, einander das lezte Geleit zu geben, geht unerkant nach dem Ruheplatz des Geschiedenen. Tretet in die verlassene Kirche ein, vielleicht seht ihr noch einen großen Teppich, auf dem weiße Todtenköpfe eingewirkt sind, ein schauerlicher Anblick! Will das Begräbnis sinnbildlich darstellen, daß der Tod der Schrecken aller Schrecken sei, eine passendere Form hätte nicht gewählt werden können. Ohne irgend einen Eindruck des Hoffnungsvollen, Beruhigenden, Erhebenden zu erregen, wird hier die Todtenfeier begangen. So trauern die, welche keine Hoffnung haben, aber nicht Christen, die auf den Auferstandenen getauft sind und auf den Glauben an seine Auferstehung ihre Hoffnung auf das ewige Leben gründen! — Aber wir verlassen den Zug der Trauer. (Schluß folgt.)

Beilage.

Beilage zur Evangelischen Kirchen-Zeitung № 14.

Die vereinigte Generalsynode der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern d. d. Rh. vom Jahre 1865.

Vom 15—26. November 1865 hat zu Bayreuth die Generalsynode der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern d. d. Rh. stattgefunden; und bei der Bedeutung solcher Versamlungen, bei dem lebhaften Interesse, mit dem auch anderwärts für Synodalverfassung gearbeitet, sowie den ernsten Besorgnissen, womit denselben entgegen getreten wird, dürfte über die Gränze der bayrischen Landeskirche hinaus eine Mitteilung von dem Verlaufe und Charakter unsrer jüngsten Generalsynode Beachtung finden.

Es wird aber zur Beurteilung desselben für auswärtige Leser nötig sein, vor Allem einen Blick auf die verfassungsmäßige Stellung und Gestaltung unsrer Generalsynoden inmitten des kirchlichen Organismus zu werfen.

Hierüber bestimt das Edikt über die innern kirchlichen Angelegenheiten vom 26. Mai 1818: „Zur Handhabung der Kirchenverfassung soll in jedem Decanate eine jährliche Visitation und am Decanatssitze jährlich eine Diöcesansynode, dann alle 4 Jahre eine allgemeine Synode am Sitze des Consistoriums unter der Leitung eines Mitgliedes des Ober-Consistoriums zur Berathung über Angelegenheiten der protest. Kirche des Königreichs Bayern in Gegenwart eines königlichen Commissairs, welcher jedoch an den Berathungen selbst keinen Anteil zu nehmen hat, gehalten werden;" wozu durch das Gesetz vom 4. Juni 1848 noch die weitere Bestimmung kam: „Die allgemeinen Synoden der Consistorialbezirke Ansbach und Bayreuth können auf Antrag des Ober-Consistoriums mit königlicher Genehmigung in eine ungetrente, an einem geeigneten Orte in einem dieser Bezirke abzuhaltende Versamlung vereinigt werden."

Die Vereinigung hat seit 1849 immer — mit Ausnahme der im J. 1857 (nach den Stürmen des Jahres 1856) wieder getrent gehaltenen Synoden stattgefunden, und so auch diesmal.

Zusammengesezt sind dieselben unter der Leitung eines Ober-Consistorial-Commissairs und der Assistenz der Commissaire beider Consistorien außer dem Abgeordneten der theologischen Facultät in Erlangen aus je einem geistlichen und weltlichen Abgeordneten der 64 Decanatsbezirke, welche von den ebenfalls aus gleichviel geistlichen und weltlichen Mitgliedern bestehenden Diöcesansynoden gewählt werden, deren weltliche Mitglieder aus der Wahl der Kirchenvorstände hervorgehen, worin den Pfarrgeistlichen 7—12 von der Gemeinde nach sehr liberalem Modus gewählte weltliche Mitglieder zur Seite stehen.

Je breiter nun die Basis ist, auf und aus welcher die Generalsynode sich bildet, desto sorglicher mag man in einer Zeit, die sich so sehr durch Unkirchlichkeit charakterisirt, und nach so manchen heillosen Vorgängen in dieser und jener Landeskirche solchen Versamlungen entgegensehen; um so freudiger wird dann aber auch der Dank sein müssen, wenn unter dem Scepter des Friedefürsten eine in oben angedeuteter Weise zusamengesezte Synode nicht nur friedlich verläuft, sondern sich durch würdige Haltung, durch — keinen Miston hervorrufende — Bekentnistreue und seltene Einstimmigkeit in fast allen ihren Beschlüssen auszeichnet, wie dies von der vorliegenden wird gerühmt werden dürfen.

Zu einem großen Teile ist dies allerdings wol dem Umstande mit zuzuschreiben, den der zur Freude der G.-S. vom k. Ober-Consistorium als Dirigent abgeordnete theure Präsident v. Harleß gleich in seiner Eröffnungsrede hervorhob mit den Worten: „Es liegts nichts vor, was man brennende Tagesfragen heißt, nichts von umfassenden Maßnahmen, welche gespante Erwartungen erregten, kurz: die Berathungsgegenstände, soweit sie die Kirchenbehörde Ihnen vorgelegt hat, könte man unscheinbar nennen."

Zwar hätte aus einer von den lezten Generalsynoden stammenden Aufgabe eine solche brennende Tagesfrage — außerhalb der Synode wenigstens — werden können: aus definitiver Beschlußfassung über den Katechismus und seine Einführung nämlich; aber dieser Gegenstand war vom Kirchenregimente aus leicht begreiflichen Gründen zurückgehalten worden, was auch um so unbedenklicher geschehen konte, als außer dem längst allgemein einführten kleinen Katechismus Luthers nebst Spruchsamlung mehrere treffliche Leitfäden dazu, wie die von Boeckh, Caspari, Irmischer und der kirchenregimentliche Entwurf vom J. 1861 vielfach im Gebrauche sind, mithin ein dringendes Bedürfnis der Einführung eines neuen Katechismus nicht vorlag, und jedenfalls der davon zu hoffende Gewinn durch die zu besorgenden Nachteile allenfallsigen Vorangehens damit überwogen würde.

Dagegen bestanden die kirchenregimentlichen Vorlagen in einem Lehrbüchlein für den ersten Unterricht im christlichen Glauben; in einer biblischen Geschichte; im Material über die Einrichtung der den Lehrern zeitweise obliegenden Lesegottesdienste und in den Rechnungen der Pfarrunterstützungs-, Pfarrwitwenkasse ꝛc., dann der kirchlich-statistischen Tabellen und Verzeichnissen der angefallenen Stiftungen ꝛc. Wozu der Dirigent in seiner Eröffnungsrede bemerkte: „Ich achte es nicht für etwas Geringes, daß unsre diesjährige Generalsynode sich zumeist mit Aufgaben zu beschäftigen hat, welche nicht äußerer Verfassung oder Form, sondern der Pflege des kirchlichen Geistes dienen wollen. Daß die nachwachsende Jugend im Friedenslichte des Evangeliums, im Schatten der großen Heilsquelle, im frischen, freudigen Geiste unsers ebenso christlichen, als echt deutschen Bekentnisses groß gezogen werde, — dafür mit zu sorgen, wird uns keine geringe und unbedeutende Aufgabe dünken"; und „was

sonst Ihrer Berathung unterbreitet werden soll, bezieht sich allerdings mehr auf äußere Bedürfnisse der Kirche und Einzelner ihrer Glieder, Berufe und Stände. Diese Bedürfnisse haften nun einmal am Erdenleibe der Kirche. Gelingt es aber, Sorgen zu mindern, Berufsfreudigkeit zu mehren ꝛc. so wird Ihnen auch dies nicht ein geringes Werk scheinen ꝛc. Was Sie aber aus Ihrer eignen Mitte von Wünschen oder Beiträgen zur Berathung bringen, das wird von jenem Geiste getragen sein, wie er dem Ernste der Gegenwart und der Aufgabe wahrhaft kirchlicher Gesinnung gemäß ist."

Unter diesen Gesichtspunkten werden nun die Verhandlungen der Synode selbst zu betrachten sein.

Beginnen wir mit der Darstellung ihres äußeren Verlaufes.

Mitwoch den 15. Nov. versammelten sich Morgens die 129 Abgeordneten geistlichen und weltlichen Standes nebst dem Dirigenten, dem k. Commissair und den Commissairen der beiden Consistorien zum erstenmale in dem von S. M. dem Könige der Generalsynode eingeräumten k. Schlosse, dessen größter Saal für die Plenarversamlungen bestimt war, zur Eröffnung der Generalsynode, begaben sich sodann — unter Vorantritt der Schuljugend — in die Kirche, wo Cons.-R. Dr. Kraußold von Bayreuth über Ps. 102, 14 — 18 predigte, und darnach zurück in den Sitzungssaal, wo nun die Verpflichtung sämtlicher Mitglieder durch das dem Dirigenten geleistete Handgelübde: „das Wol der evangelisch-lutherischen Kirche auf Grund des bestehenden Bekentnisses gewissenhaft zu befördern", und weiter an diesem und dem folgenden Tage die Wahl des Secretariats und der Ausschüsse stattfand, deren 5 zu constituiren waren, 4 für die kirchenregimentlichen Vorlagen und 1 für Prüfung und gutachtlichen Vortrag der aus der Mitte der Synode selbst kommenden Anträge. Diese Wahlen, dann die nötigen Vorarbeiten der Ausschüsse machten erst Montag den 20. Nov. den Beginn der Plenarverhandlungen möglich, die dann bis zum 25. fortdauerten, wonach am 26. der feierliche Schluß erfolgte, wobei Stadtpfarrer Staehlin von Nördlingen die Schlußpredigt über 2 Timoth. 2, 19 hielt.

In der Weise, wie sie schon bei früheren Synoden sich gebildet hatte, wurde jede Sitzung mit einem gemeinschaftlichen Gesange, dann der wieder dem Abgeordneten der theologischen Facultät in Erlangen Prof. Dr. Thomasius übertragenen Lection eines biblischen Abschnitts und dem gemeinsam gesprochenen Vaterunser begonnen, und mit abermaligem Gesange und der Segenssprechung vom Dirigenten beschlossen; wozu gleich auch noch bemerkt werden mag, daß auf Antrag des Kirchenraths Dr. Fabri von Würzburg zum erstenmal auch Abendgottesdienste während der Synode veranstaltet wurden, in welchen Decanatsverweser Seybold von Emmersheim und Pfarrer Brendel von Haslach als Prediger die Synodalen und die sehr zahlreich teilnehmende Gemeinde erbauten.

Der Geschäftsordnung gemäß hatten die Vorträge und Verhandlungen über die kirchenregimentlichen Vorlagen, sobald sie von den betreffenden Ausschüssen vorbereitet waren, voranzugehen, während diejenigen über die aus der Mitte der Synode eingebrachten Anträge in der dazwischen und darnach übrigen Zeit, so gut es ging, erledigt werden mußten.

Wir teilen daraus das Beachtenswerteste und zwar in der Reihenfolge der Erledigung mit.

Den Anfang machte der Vortrag des vom 3. Ausschusse zum Referenten ernanten Pfarrer Trenkle von Augsburg über die Einrichtung der Lesegottesdienste auf dem Lande. Diese, zeitweise in Filialkirchen oder sonst in Verhinderung des Pfarrers von den Lehrern zu haltenden Gottesdienste hatten sich an verschiedenen Orten verschieden gestaltet, das Bedürfnis bestimter allgemeiner Directiven hatte sich schon länger durch die kirchlichen Organe ausgesprochen; es waren die beiden Consistorien darüber vernommen worden, und bei der Divergenz der von denselben ausgegangenen Berichte und Vorschläge sollte nun die G. S. sich darüber aussprechen.

Der betreffende Ausschuß schloß sich dem Vorschlage des Consist. Ansbach an, in Gemäßheit der in seinem Bezirke bestehenden Observanz die Lesegottesdienste durchgängig als Nebengottesdienste zu gestalten, gegenüber dem Antrage des Consist. Bayreuth: auch diese Gottesdienste als Ersatz der Hauptgottesdienste denselben so ähnlich als möglich zu gestalten, und selbst mit den meisten Stücken der Liturgie möglichst reichlich auszustatten.

Dabei hatte der Ausschuß noch die Vorfrage zu prüfen gehabt: ob überhaupt mit Aufstellung einer allgemeinen Vorschrift voranzugehen sei und sich für Bejahung derselben entschieden, zugleich aber auch dafür, daß die factische Einführung und Durchführung mit aller möglichen Schonung und Berücksichtigung der bestehenden Verhältnisse und Gebräuche zu geschehen habe, indem — wie Referent bemerkte — eine Gemeinde sich eher eine falsche Lehre beibringen, als von einem alten Brauche abbringen lasse. Die Synode stimte — gegen den mehrfach unterstützten Antrag des Decan Dr. Meyer von München: „keine Ordnung aufzustellen" — schließlich ihrem Ausschusse bei in dem Beschlusse, sich dahin auszusprechen:

1. eine principielle Ordnung der s. g. Lesegottesdienste ist wünschenswert;
2. dieselben sind nach der einfachen Form der Nebengottesdienste zu gestalten, unter Berücksichtigung und Schonung alter Observanzen;
3. der Ort, wo dieser Lesegottesdienst abgehalten wird, ist in der Regel das (nötigenfalls anzuschaffende) Lesepult;
4. die Kleidung ist die schon durch Verordnung vom Jahre 1849 bezeichnete (anständige schwarze Kleidung und darüber ein Mäntelchen von Wolle oder Tuch);
5. die Auswahl der zu lesenden Predigten ist unter Aufsicht der Decane den Pfarrern zu überlassen.

Am zweiten Tage folgte das Referat des dafür gebildeten Ausschusses durch Decan Staedelen von Memmingen über das Lehrbuch: „die biblische Geschichte nach ihrem Zusammenhange mit den Worten der h. Schrift für die Volksschulen erzählt von

C. Buchrucker, Pf. in Nördlingen. Zweite vermehrte und verbesserte Aufl. Nürnberg 1865. Sebald," mit dem schließlichen Antrage, daß die Synode sich dahin aussprechen möge „es sei das Buchruckersche Buch für die Volksschule sehr wol geeignet und der Gebrauch desselben überall da, wo er gewünscht wird, zu gestatten."

Dabei wurde erörtert, wie bisher 2 Lehrbücher der biblischen Geschichte aus dem Calwer Verlagsverein in unserer Landeskirche Verbreitung gefunden und die 2mal 52 biblischen Geschichten (wovon Ref. bemerkte, daß ein Buch, welches in 30 Jahren 170 Auflagen erlebt, einem Bedürfnisse der Zeit entsprochen haben müßte, daß es, obwol viel Unrichtiges bringend, Wesentliches übergehend, nicht in den Zusammenhang einführend und viel zu weit von der biblischen Sprache sich entfernend, immer noch seine Freunde habe und nicht ohne Segen werde gebraucht werden), und die biblischen Historien von Zahn, welche mit dem Buchruckerschen Buch große Verwandtschaft haben; wie aber doch die Mehrzahl der im J. 1864 zu gutachtlicher Aeußerung aufgeforderten Diöcesansynoden und teilweise auch Lehrerconferenzen für das Leztere sich ausgesprochen haben.

Zustimmung zu dem Ausschußantrage befürwortete vor Allem Prof. Dr. Thomasius, indem er hervorhob, daß das fragliche Lehrbuch sich nicht blos durch eine sinnige und sorgsame Behandlung der biblischen Geschichte auszeichne, sondern auch der theologischen Wissenschaft der Gegenwart gerecht geworden sei, indem es die göttlichen Heilsthatsachen im lebendigen Organismus gebe ꝛc., wonach dann auch übrigens unter wiederholter Betonung der nur facultativen Einführung die Synode allgemein dem Ausschußantrage beistimte.

Am 22. Nov. kamen zum Vortrage die Referate über die Rechnungen des Pensionsfonds für protest. Geistliche in den lezten 4 Jahren, dann des außerordentlichen Hilfsfonds für Pfarrerswitwen und Waisen, ferner über die kirchlich-statistischen Tabellen und die Verzeichnisse der angefallenen Stiftungen ꝛc. aus welchen lezteren Referaten einige Notizen hier Aufnahme finden mögen.

Die Gesamtzahl der Protestanten d. d. Rh. (also mit Ausschluß der unirten Kirche der Rheinpfalz) betrug im J. 1864: 965,004 S., die Gesamtzahl der Communicanten in diesem Jahre 752,951 (davon 348,157 männliche). Dieselbe bleibt in 37 Decanatsbezirken hinter der Selenzahl zurück, und zum Teil sehr weit, in 24 übersteigt sie die leztere, z. B. im Dec. Sulzbach um 4000, im Dec. Windsbach um 5000. Durchschnittlich kommen in runder Summe auf 4 S. 3 Communikanten.

Sehr betrübend — zum großen Teile die beklagenswerte Folge der außerordentlichen Erschwerung der Ehe durch die bisherige Gesezgebung, resp. das der Hartherzigkeit und dem Unverstande der Gemeinden eingeräumte Veto bei Vermögenslosen — gestaltet sich das Verhältnis der unehelich zu den ehelich Geborenen, indem dasselbe sich im Ganzen wie 1:3 (und zwar seit 1849 fast unverändert), während in 3 Decanatsbezirken des Consistoriums Bayreuth auf nicht ganz 3 eheliche Geburten 1 uneheliche komt, und als das günstigste Verhältnis im Cons.-Bez. Ansbach das von 1 unehelichen : $8\frac{25}{32}$ (Dec. Kempten), im Cons.-Bez. Bayreuth das von 1 : $12\frac{7}{11}$ (Dec. Kreuzwerthheim) erscheint.

Durch Confessionswechsel sind in den lezten 4 Jahren 107 Personen eingetreten, 188 ausgetreten. Die Zahl der gemischten Ehen betrug in dieser Zeit 3289 neben 30,565 ungemischt evangelischen; die religiöse Erziehung der Kinder wurde in 1812 gemischten Ehen für die evangelische Kirche, in 1213 für die katholische festgesezt (wobei freilich wol nicht unbegründete Zweifel an der Richtigkeit dieser Zählung sich erhoben).

Für Kirchen- und Pfarrstiftungen, für Unterrichts- und Wolthätigkeitsanstalten, für Bibelverbreitung, Mission, Gustav-Adolf-Stiftung, für Armen- und Irrenhäuser sind in den lezten 4 Jahren bei den Pfarrämtern, oder so weit dieselben amtliche Kentnis davon erhalten haben, 1,140,771 Gulden als freiwillige Gaben dargeboten, worunter 265,823 Fl. Klingelbeutel- (Becken-) Einlagen, 113,527 Fl. für Heidenmission, aber nur 49,179 Fl. für den Gust.-Ad.-Verein. —

Die nächste zur Erledigung gelangte kirchenregimentliche Vorlage war das Lehrbüchlein: „Erster Unterricht im christlichen Glauben", aus Auftrag des Ober-Consistoriums und in Uebereinstimmung mit den von der lezten G.-S. erteilten Directiven von Pfr. Meyer in Nördlingen bearbeitet, welches an die Stelle eines fast allgemein als unbrauchbar bezeichneten, vor etlichen Decennien vielfach zur Einführung gelangten treten soll.

Der Ausschußreferent Prof. Dr. Thomasius erteilte demselben das ehrende Zeugnis, daß es auf gründlicher theologischer Einsicht ruhend ein feines Verständnis zeige für das, was dem kindlichen Alter Not thue; Form, Ton, Inhalt, Maß des Stoffes und Auswahl seien gleich lobenswert; und wenn auch die eingeholten Urteile der Diöcesansynoden weit auseinander gehen, so sei er doch überzeugt, daß unter der Voraussetzung eines blos facultativen Gebrauches die Zustimmung zu demselben nahezu eine allgemeine geworden wäre. Dies bewährte sich auch in der fast einstimmigen Annahme des Ausschußantrages: das Büchlein als zum facultativen Gebrauche empfehlenswert zu erklären und den Wunsch auszusprechen, daß die vom Ausschusse gemachten Erinnerungen dem Verfasser zu thunlicher Berücksichtigung bei der nächsten Auflage hinausgegeben werden mögen; indem nur Bürgermeister Seiler von Nürnberg den — nicht hinreichend (von 15 Stimmen) unterstüzten Modificationsantrag einbrachte: daß bei Ueberarbeitung des Büchleins diejenigen Liederverse, in welchen sich veraltete Anschauungen und nicht mehr gebräuchliche Sprachformen finden, beseitigt und durch andere geeignete Verse ersezt werden sollen, da außerdem das Büchlein auch bei facultativer Einführung auf Hindernisse stoßen könne. (Schluß folgt.)

Nachrichten.

Westfalen.

Wir machen unsre Leser auf das Paderborner Evangelische Kirchenblatt aufmerksam, welches der Pfarrer Lortzing in Daukersen bei Minden herausgibt. Es erscheint monatlich zweimal und kostet jährlich nur zehn Groschen. Man bestellt es bei C. Bertelsmann in Gütersloh oder bei der Post. Es bringt teils Besprechungen wichtiger Lehrstücke, besonders solcher die zwischen uns und Rom kontrovers sind, teils urkundliche Mitteilungen aus dem kirchlichen Altertum: kürzere Predigten des h. Chrysostomus, des h. Ambrosius, das Martyrium des h. Ignatius und ähnliches mehr. Wir bitten unsere Leser das Blatt durch ihr Abonnement zu unterstützen. Es wäre doch gar zu kläglich, wenn dies einzige Organ der Evangelischen in der Paderborner Diöcese zum zweitenmal zu Grunde ginge.

Greifswald. *)

Um auch im Kleinsten der Gerechtigkeit zu genügen, berichtigt der Einsender einen Irrtum. Der Präsident v. Seeckt hat unter Anschluß des Herrn v. Bonin den Einspruch nur in seinem eigenen Namen erhoben. Die Fassung der Berichte, wo es heißt: „Er und Viele" oder „er und Andere hätten nicht verstanden," ist demnach unrichtig. Der Berichterstatter ist dem Schauplatze fern. 5 Tage nach dem Vorgange in der Kirche kam er nach Greifswald und da erst wurde ihm mündliche Mitteilung über das Vorgefallene gemacht. Zu dieser Zeit war aber schon der schriftliche Anschluß an den Protest des Herrn v. Seeckt von etwa 25—27 Personen erfolgt und betreffenden Orts übergeben. Dies Alles war stadtkundig. Somit konte leicht bei der Abfassung des Berichts die irrtümliche Meinung mit unterlaufen. Ueber den Stand der Angelegenheit selbst, ist Folgendes mitzuteilen. Das Königl. Consistorium hat den Pastor Woltersdorf aufgefordert, in Stettin zu predigen, damit es ihn kennen lerne und ein Urteil zur Sache gewinne. In ausführlicher Vorstellung hat W. dagegen gebeten ihn in Greifswald hören zu wollen und gleichzeitig hat er das Schreiben des Consistorium und seine Antwort darauf abschriftlich zur Kentnisnahme nach Greifswald gesandt. Was nun geschehen werde, verlautet noch nicht. Das Concilium acad. soll in energischer Weise gegen das Verfahren des Königl. Consistorium vorstellig geworden sein, und wie es heißt, hat sich der Magistrat schon angeschlossen oder wird es wol thun.

Magdeburg.

So eben geht uns von dort folgendes Schreiben zu:

Ew. Hochwürden

haben in Nr. 10 der „Evangelischen Kirchenzeitung" einen Artikel mit der Ueberschrift: „Eine Predigerwahl in Greifswald" aufgenommen, welchem „die offene und aufrichtige Bitte" vorangeht, „eine sofortige Berichtigung eintreten zu lassen, wenn Thatsachen wider Willen falsch oder entstellt mitgeteilt werden." Ich zögere nicht, dieser wol auch an mich gerichteten Bitte zu willfahren.

Ihr Correspondent schreibt (S. 116 — 117) bezüglich der von mir in Greifswald gehaltenen Wahlpredigt: „Die Gegenüberstehenden vermißten in der Predigt ein warmes, unumwundenes Bezeugen der christlichen Grundwahrheiten und Heilsthatsachen: auch konte ihnen das so nachdrückliche Betonen gewisser Schlagwörter, wie Freiheit des Geistes, Freiheit des Gewissens u. a. m. nicht zusagen."

Hiegegen kann ich die Thatsache constatiren, daß in der ganzen in Rede stehenden Predigt, welche in genauester Uebereinstimmung mit dem mir vorliegenden Manuscripte gesprochen wurde, die Phrasen „Freiheit des Geistes, Freiheit des Gewissens" nicht ein einziges Mal vorgekommen sind. Das Wort „Geist" ist in jener Predigt von mir überhaupt nur Ein Mal gebraucht worden, wo ich sagte, daß die Verheißung des ewigen Lebens „dem tiefsten Sehnen unsers Geistes die Erfüllung biete"; das Wort „Gewissen" drei Mal, in den Verbindungen: „wo das Gewissen zu dem Menschen redet mit seinem strengen: du sollst und du sollst nicht" — „immer stumpfer wird das Ohr, die Stimme des Gewissens zu vernehmen" — „reift doch mit ihr (der Heiligung) zugleich ihm Herzensruhe und Gewissensfriede." Desto öfter freilich kam in jener Predigt das Wort „Freiheit" vor, denn die Predigt handelte nach der Epistel des Sontags, Röm. 6, 19 — 23, über das Verhängnisvolle der Entscheidung zwischen der Freiheit von der Gerechtigkeit und der Freiheit von der Sünde, und es wurde von mir sehr nachdrücklich betont, daß zum wahren Christenstande eines Menschen eben dies gehöre, durch Christum erlöst zu sein aus der Freiheit von der Gerechtigkeit und hineingeführt in die Freiheit von der Sünde, die nicht anders sei, als in der durch Christum gewirkten Liebesknechtschaft unter Gott. —

Es liegt mir ferne, gegen all die Verdächtigungen, welche man sich nicht scheut, in öffentlichen Blättern gegen mich auszustreuen, etwas zu erwidern. Aber wenn ihr Correspondent unter so entschiedener Hervorhebung seiner Wahrhaftigkeit berichtet, daß unter den strenger kirchlich Gesinten in Greifswald ernste und schwere Befürchtungen verbreitet seien, ich würde meinesteils Greifswald zu einem Brennpunkt der agitatorischen Bestrebungen, die Kirche von unten aus grundstürzend zu reformiren, machen: so mögen Sie mir dazu eine kurze Bemerkung gestatten. Ob er auf leichtfertiges Gerede hin derartigen Befürchtungen in Beziehung auf einen ihm unbekanten, bis dahin, in seiner Amtsführung und seinem Privatleben völlig unbescholtenen Pastor bei sich Eingang gewähren wolle: das hat Jedermann mit sich und seinem Gott allein abzumachen. Aber wer es unternimt, solche Befürchtungen nachzusprechen, ja die Kunde von denselben in die weite Welt hinauszurufen: der ist es nicht nur sich selbst, sondern auch seinen Nebenmenschen schuldig, Recht und Grund jener Befürchtungen zuvor aufs Sorgfältigste und Gewissenhafteste zu prüfen. Thut er es nicht, so wird ihm zum Gerichte, was der Heiland spricht: „ich sage euch aber, daß die Menschen müssen Rechenschaft geben am jüngsten Gerichte von einem jeglichen unnützen Wort, das sie geredet haben."

Dem Abdruck dieser Zuschrift in der nächsten Nummer der „Ev. K. Z." darf ich wol mit Gewißheit entgegensehen.

Ew. Hochwürden

hochachtungsvoll Ergebener

Magdeburg, den 10. Februar 1866.

Th. Woltersdorf, Pastor.

---

*) In einer andern uns aus Greifswald zugegangenen Mitteilung wird noch erinnert, „daß zur Besetzung der Hauptpastorate der Greifswalder Kirche immer der Magistrat und das Academische Concil in ihrer Eigenschaft als Compatrone mitwirken." Dann wird behauptet, daß der Hergang der Wahl im Concil im Berichte nicht getreu dargestellt worden, mit dem Bemerken, Specielleres darüber mitzuteilen gestatte das Amtsgeheimnis nicht. Endlich wird in Abrede gestellt, daß P. Woltersdorf „mit Schenkels Zeitschrift und Richtung in näherer Verbindung stehe", wozu es aber nicht recht passen will, daß in Schenkels Zeitschrift Hft. 2 d. J. S. 127 in einem Berichte aus Greifswalde P. W. „ein sehr liberal gesonnener Mann" genant wird, der hoffentlich zum Wachsen des „geistigen Lebens" in Greifswald beitragen werde.

Anm. der Red.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 21. Februar. № 15.

Die Weisen aus dem Morgenlande.

Erster Artikel.

Die angegriffenste Partie in dem Leben Jesu ist in unserer Zeit, deren Bild mit wenigen Worten in Jac. 1, 8 gezeichnet wird: „ein Zweifler“ (genauer: ein Mann mit zwei Selen) „ist unbeständig in allen seinen Wegen“, die Geschichte seiner Kindheit. Alle, die irgend der Vermittlungstheologie huldigen und mit Schleiermacher, dem Vater dieser Theologie, zusammenhängen, sind hier unsicher und zu Zugeständnissen geneigt. Das ist von den bedenklichsten Folgen. Es komt nicht blos das in Betracht, daß das mythische Princip, einmal zugelassen, unaufhaltsam vordringen muß, da dieselben Quellen, denen man in Bezug auf die Anfänge Jesu die Glaubwürdigkeit abspricht, die Grundlage abgeben für die Zuverlässigkeit der späteren Geschichte Jesu. Auch von dieser notwendigen Consequenz abgesehen, ist das Weichen hier von der verhängnisvollsten Bedeutung. Calvin redet von dem wunderbaren Rathe Gottes, nach dem es ihm gefiel, seinen Sohn in dunkler Niedrigkeit in die Welt kommen zu lassen, ihn aber dabei durch Lobpreisungen und andere Auszeichnungen herlich zierte, damit nichts zum Erweise seiner göttlichen Majestät unserem Glauben fehle. Diese Stütze des Glaubens wird durch die unvorsichtige Concession zerstört. Das ist um so bedenklicher, da Christus, wenn er wahrhaftig Gottes Sohn war, notwendig schon in seinen Anfängen als solcher erwiesen werden mußte. Das Wort ward Fleisch, das kann nicht ferner im wahren Glauben festgehalten werden, wenn an Jesu vor seiner Taufe nichts zu bemerken war, was nicht auch andern Menschenkindern zukäme. Raubt man dem Weihnachts- und dem Epiphanienfeste seine Grundlagen, so zerstört man damit auch die Grundlagen des Karfreitags, des Osterfestes und des Pfingstfestes. Und ist nicht schon das eine tiefe Erniedrigung für die Kirche, wenn ihre Diener an ihrem Grundfeste, dem Weihnachtsfeste, als Heuchler dastehen müssen, die in das: „siehe ich verkündige euch große Freude“ der Hirten nur mit einem geheimen Vorbehalte einstimmen können?

Wir wollen hier nicht die ganze Geschichte der Kindheit Jesu behandeln, wir wollen vorläufig nur bei einer einzelnen Partie, der angegriffensten unter allen, der Erzählung von den Weisen aus dem Morgenlande, nachweisen, daß man hier gar keinen Grund hat zu weichen und zu wanken, daß die Erzählung den Charakter glaubwürdiger Geschichte trägt und sich nach allen Seiten als einen würdigen Bestandteil des Wortes Gottes bewährt. Doch wollen wir, ehe wir uns zu diesem besonderen Teile wenden, einige Fragen beantworten, die sich auf das Ganze der Geschichte der Kindheit beziehen, weil die Einsicht in den Teil durch die Beantwortung dieser Fragen bedingt ist.

Wir fragen zuerst, wie verhalten sich in der Kindheitsgeschichte Matthäus und Lucas zu einander? Matthäus schreibt für solche, denen die Thatsachen der Kindheit Jesu aus mündlicher Ueberlieferung schon bekant waren. Er hat nicht den Zweck, seinen Lesern geschichtliche Belehrung mitzuteilen. Das Geschichtliche komt ihm nur insofern in Betracht, als es zur Bestätigung alttestamentlicher Weissagungen diente. Daß Jesus der Christ ist, der im A. B. verheißene Messias, das will er seinen Lesern zur Anschauung bringen. Wie er das Geschichtliche seinen Lesern als bekant voraussezt, das tritt uns gleich bei der Geburt Jesu entgegen. Schon Calvin sagt: „bei welcher Gelegenheit Jesus in Bethlehem geboren wurde, darüber schweigt Matthäus.“ Aber dabei dürfen wir nicht stehen bleiben. Matthäus erzählt überhaupt die Geburt Jesu nicht. Er gedenkt ihrer nur beiläufig, in den Berichten über solches, was seinem eigentlichen Zwecke diente. Zuerst sagt er in der Nachweisung der Erfüllung der Weissagung des Jesaias von der Geburt Christi durch eine Jungfrau, Josef habe Maria nicht erkant bis sie ihren erstgebornen Sohn gebar, 1, 25, dann begint er die Erzählung von den Weisen, in der ein solcher Reichtum alttestamentlicher Beziehungen vorliegt, mit den Worten: „Da aber Jesus geboren war zu Bethlehem in Judäa.“ Was kann deutlicher sein, als daß er die Geschichte der Geburt als seinen Lesern schon bekant voraussezt, so daß er nur auf sie hinzudeuten braucht? Nicht minder beweisend ist die Art, in der Matthäus den Täufer seinen Lesern vorführt: „In jenen Tagen tritt Johannes der Täufer auf“, C. 3, 1. So konte er nur von einer den Lesern bereits bekanten Person reden. Schon das: „in jenen Tagen“, während ein Zeitraum von etwa dreißig Jahren zwischen den im Vorigen erzählten Begebenheiten und dem Auftreten des Täufers liegt, zeigt, daß Matthäus für Leser schreibt, die in dem geschichtlichen Verlaufe schon orientirt sind. Ganz entscheidend aber dafür, daß Matthäus in dieser Partie nicht vollständige Geschichte geben, sondern nur Weissagung und Ge-

schichte zusammenstellen will, ist, daß alles geschichtliche Material in der allerengsten Beziehung zur Weissagung steht. So ist der Zweck der Genealogie Christi nur der, nachzuweisen, wie Christus der Weissagung des A. B. gemäß seine Abstammung von Abraham durch David habe. So dient Alles, was in C. 1, 18—21 erzählt wird, nur dazu, die Anführung der Weissagung des Jesaias von der Geburt des Messias durch eine Jungfrau vorzubereiten und jedes Wort in dem geschichtlichen Berichte steht in Beziehung auf diese Weissagung. So bewegt sich die Erzählung von den Weisen aus dem Morgenlande um einen dreifachen alttestamentlichen Angelpunkt, die Verkündigung der Geburt des Messias in Bethlehem durch Micha, Bileams Weissagung von dem Stern, und die Hinweisung auf die von den Heiden dem großen Könige der Zukunft darzubringende Huldigung in Ps. 72 und Jes. 60. Und so ist bis zu Ende von Cap. 2 alles Geschichtliche nur dienendes Mittel, und nicht ein einziger geschichtlicher Vorfall wird ohne Beziehung auf das A. T. berichtet, überall werden Weissagung und Erfüllung nebeneinander gestellt. Bei dieser Beschaffenheit des ersten Berichtes über die Kindheit Jesu stellt sich sofort die Notwendigkeit einer Ergänzung vor Augen, wenn dem Bedürfnisse der Kirche vollständig genügt werden sollte. Diese Ergänzung gibt der, wie die Widmung seines Evangeliums zeigt, zunächst für Heidenchristen schreibende Lucas. Dieser setzt außer dem, was schon Matthäus erschöpfend behandelt hatte, nichts als bekant voraus. Er fußt nirgends auf der mündlichen Tradition, er teilt überall die Thatsachen um ihrer selbst willen mit und nie in Beziehung auf die Weissagungen des A. T. Er gibt, wenn wir ihn im Zusammenhange mit Matthäus betrachten, die Thatsachen in einer solchen Vollständigkeit, daß wir nirgends eine auszufüllende Lücke gewahren und daß wir schon von vornherein darauf gefaßt sind, keine weiteren Berichte über die Kindheitsgeschichte in einem anderen Evangelium vorzufinden.

Dies leitet uns herüber zu einer andern Frage, wie das Fehlen der Kindheitsgeschichte bei Johannes zu erklären ist. Noch Schleiermacher zog aus dieser Thatsache die weitgehendsten Schlüsse. Er meint in den Vorlesungen über das Leben Jesu, aus dem Schweigen des Johannes folge, daß die Nachrichten des Matthäus und Lucas nicht, was sonst anzunehmen sehr nahe liege, auf Maria die Mutter Jesu zurückgehen können. „Es wird" — sagt er — „uns auf bestimte Weise erzählt in dem Evangelium des Johannes, daß nach dem Tode Christi Johannes die Maria zu sich genommen habe und so finden wir sie im Anfange der Apostelgeschichte mit seinen Brüdern zusammen in der vertrauten Gemeinschaft mit seinen Jüngern." Dennoch aber müssen wir sie außer Betracht lassen. Denn „derjenige, welcher in dem nächsten Verhältnisse mit Maria stand, war grade Johannes, aber sein Evangelium schweigt von allem Früheren." Er will aus dem Stillschweigen des Johannes schließen: „Entweder waren zu der Zeit, als Johannes sein Evangelium schrieb, Erzählungen aus dieser Kindheitsperiode Christi von dem mit seiner Geburt unmittelbar Zusammenhängenden gar nicht in Umlauf oder wenigstens Johannes hielt sie nicht für wesentlichen Bestandteil einer Geschichtschreibung Christi." Er versteigt sich sogar zu dem Schusse: „Eine Nachricht von der Geburt Christi gehört gar nicht wesentlich in die evangelische Geschichtschreibung, sonst würde sie nicht im Evangelium des Johannes fehlen." Diese Schlüsse sind alle hinfällig geworden durch die tiefere Einsicht in das Verhältnis des Johannes zu seinen Vorgängern, welches die neuere Zeit wieder gewonnen hat, nachdem es ihr eine Zeit lang völlig abhanden gekommen war. Die drei ersten Evangelien bilden überall die notwendige Voraussetzung des vierten, wie der Apostel das selbst anerkent, indem er überall an sie anknüpft und das bei ihnen schon erschöpfend Behandelte übergeht: in diesem Resultate stimmen diejenigen überein, die sonst aufs Weiteste auseinandergehen. Ewald und Strauß sehen es nicht weniger als gesichert an, wie Hengstenberg. Was Eusebius in der Kirchengeschichte B. 3 C. 24 unter ausdrücklicher Berufung auf die Tradition berichtet, Johannes habe die Schriften der drei ersten Evangelisten anerkant und ihnen das Zeugnis der Wahrheit gegeben, das wird jezt auf Grund von der Tradition unabhängiger Untersuchung als wahr anerkant. Matthäus und Lucas hatten in der Geschichte der Kindheit Jesu aus denselben Quellen geschöpft, welche auch dem Johannes zu Gebote standen, Lucas wahrscheinlich unter Vermittlung des Johannes, der zu Paulus in naher Beziehung stand. Grade durch sein Schweigen drückte Johannes ihren Berichten das Siegel der Glaubwürdigkeit auf. Daß es nicht anders gedeutet werden darf, erhellt außer dem allgemeinen Verhältnisse, in dem Johannes zu den drei ersten Evangelien steht, noch aus einer doppelten Thatsache. Zuerst bietet C. 12, 4 der von Johannes verfaßten Apokalypse die unverkennbarste Beziehung dar auf die Kindheitsgeschichte bei Matthäus: „Und der Drache stand vor dem Weibe, die gebähren sollte, auf daß, wenn sie geboren hätte, er ihr Kind fräße." Das Weib, die eine unzertrennliche Gemeinde des A. und des N. B., wird hier unter dem Typus der Jungfrau Maria geschaut. Abbild und Werkzeug des Drachen, der das Kind fressen will, ist Herodes, der nach Matthäus, sobald er etwas von der Geburt Jesu vernimt, seine Maßregeln trifft, um den Gebornen sofort aus dem Wege zu räumen, und da diese fehlschlagen, alle Kinder unter zwei Jahren in Bethlehem und der Umgegend tödtet, um unter ihnen das eine verhaßte Kind aus dem Wege zu räumen. Die zweite Thatsache bieten uns die etwa zehn Jahre nach Abfassung des Ev. Johannis geschriebenen Briefe des Ignatius dar, verfaßt auf der Reise nach Rom, wo er im Jahre 107 den wilden Thieren vorgeworfen wurde. Dieser Jünger des Apostels Johannes schreibt in Cap. 19 des Briefes an die Epheser: „Es leuchtete ein Stern am Himmel über alle Sterne und sein Licht war unaussprechlich, und erregte Befremden, dieweil es ein neu Ding war. Alle andere Gestirne, samt Sonne und Mond machten einen Reigen um den Stern, er selbst aber übertraf sie

alle mit seinem Lichte. Und war ein Schrecken, woher doch käme solch neu und sonderlich Wesen." *) Ignatius schaut den Stern mit dem Auge des Geistes, seine Beschreibung ist ein Ineinander des Zeichens und des dadurch Bedeuteten, er trägt auf das Zeichen die Herlichkeit des lezteren über, die ihn auf dem Todesgange ermutigte, aber daran kann gar kein Zweifel sein, daß er den Bericht des Matthäus über den Stern der Weisen vor Augen hatte und ihn nach dem Vorgange seines Meisters als zweifelsfreie Wahrheit ansah.

Wir kehren nun zurück zu der Frage: Wie verhalten sich in der Geschichte der Kindheit Jesu das Evangelium des Matthäus und Lucas zu einander? Gegen die zunächst liegende Annahme, daß Matthäus zuerst schrieb, Lucas ihn kante, voraussezte und ergänzte, was Marcus, der zunächst für die thatenliebenden Römer schrieb, unterlassen hatte, hat die destructive Kritik nach dem Vorgange Schleiermachers eine Reihe von Einwendungen erhoben, die aber bei eingehenderer Prüfung sich als grundlos darstellen.

„Jeder der beiden Evangelisten" — sagt zulezt Strauß in dem populären Leben Jesu — „geht von einer anderen Voraussetzung über den ursprünglichen Wohnort der Eltern Jesu aus, sofern bei Matthäus als solcher Bethlehem, bei Lucas Nazaret erscheint. Dieser Voraussetzung gemäß bleiben dann bei Matthäus die Eltern Jesu nach der Geburt des Kindes ruhig in Bethlehem wohnen, empfangen hier den Besuch der Magier, und hätten an keine Ortsveränderung gedacht, wären sie nicht der bevorstehenden Ermordung der Bethlehemitischen Kinder wegen durch den Traumengel nach Aegypten gewiesen worden. Auch dann wollen sie wieder nach Bethlehem ziehen."

Die Wurzel dieser Behauptung ist Mangel an Einsicht in den Plan, den Matthäus in der Geschichte der Kindheit Jesu verfolgt. Er, der diese Geschichte nicht erzählen will, sondern nur nachweisen, wie sich in ihr die Weissagungen des A. T. erfüllt haben, berichtet über den früheren Wohnort Josefs und Marias nicht ausdrücklich, weil dieser zu der Weissagung des A. T. in keiner Beziehung steht. Für ihn hat Nazaret erst dann Interesse, als mit den Eltern das Jesuskind dort wohnt, in dessen Aufenthalte dort sich die Weissagung des A. T. erfüllte, C. 2, 23. Daß aber ihm der Wohnort der Eltern Jesu von Bethlehem verschieden und außerhalb Judäas gelegen war, das erhellt daraus, daß erst bei der Geburt Jesu Bethlehem in Judäa als die Oertlichkeit genant wird. Danach muß das in

*) Wir geben die Stelle nach der Uebersetzung von Scholz: „die Schriften der apostolischen Väter, Gütersloh 1865" (Pr. 20 Gr.), und benutzen diese Gelegenheit, noch einmal auf dies kleine Werk hinzuweisen, welches in den Händen aller gebildeten Christen sein sollte. Man darf sich nur nicht abschrecken lassen durch den an die Spitze gestellten ziemlich ungenießbaren Brief, der den Namen des Barnabas trägt.

C. 1, 18—25 Erzählte an einem andern Orte außerhalb Judäas und also wahrscheinlich in Galiläa vorgefallen sein. Denn dies bildet bei Matthäus den gewöhnlichen Gegensaz gegen Judäa, 2, 22. 4, 12. 19, 1. Welches dieser Ort war, das können wir schon aus Matthäus mit großer Wahrscheinlichkeit bestimmen. Wenn Josef nach C. 2, 22. 23 sich, da ihm Judäa verschlossen ist, sofort nach Nazaret in Galiläa wendet, so muß er dort schon einen Anknüpfungspunkt gehabt haben. Der stillschweigende Gegensaz von Bethlehem in Judäa in C. 2, 1 ist Nazaret in Galiläa. Das nur in Jos. 19, 15 vorkommende Bethlehem in Sebulon ist zu obscur, als daß es notwendig wäre, die Davidstadt, an die jeder dachte, wenn er den Namen Bethlehem hörte, dagegen abzugränzen. Von Bedeutung ist noch, daß bei Matthäus in C. 13, 54. 57 Nazaret ohne Weiteres als der Ursprungsort Jesu bezeichnet wird, sein natale solum. Das führt darauf, daß die Eltern Jesu in Bethlehem nicht seßhaft gewesen waren. Ebenso auch C. 21, 11. Lucas erzählt also nur ausdrücklich, was Matthäus schon bestimt andeutet.

Daß die Eltern Jesu nach der Geburt des Kindes in Bethlehem bleiben und dort den Besuch der Magier empfangen, daß sie dorthin auch aus Aegypten heimzukehren beabsichtigen, das führt nicht darauf, daß dem Matthäus Bethlehem als der ursprüngliche Wohnort Josefs und Marias galt. Es erklärt sich daraus, daß sie, die in Nazaret keine tiefen Wurzeln geschlagen hatten, wobei zu bemerken ist, daß auch nach Lucas Bethlehem für Josef und seine Verlobte die „eigne Stadt" ist, 2, 3, in der in Bethlehem erfolgten Geburt mit allem, was sich daran knüpfte, eine göttliche Weisung zu erblicken glaubten, an dem alten Stammsitze des Davidischen Geschlechtes, der in der Weissagung als der Ausgangsort des Erlösers bezeichnet worden, wohnen zu bleiben, um in solcher Weise die Erfüllung der Weissagung um so augenfälliger zu machen. Das war aber nur ein menschlicher Gedanke. Die Gewalt der Umstande und eine göttliche Weisung veranlaßten sie, nach Galiläa an ihren früheren Aufenthaltsort zu ziehen. Matthäus weist darauf hin, daß der verborgene Grund dieser Führung die auf die Erfüllung der Weissagung des A. T. gerichtete göttliche Absicht war, die nicht bei Bethlehem stehen blieb, die nicht minder auch den Aufenthalt in Galiläa und speciell in Nazaret erforderte.

Wenn Schleiermacher meint: „Die Art, wie die Existenz von Josef und Maria in Bethlehem erscheint, scheint nicht damit zusammenzustimmen, daß daraus sich könte ein ersprießlicher Aufenthalt entwickelt haben", so verdient das nur angeführt zu werden, weil es charakteristisch ist für diese ganze Art der Kritik, die überall nur darauf ausgeht, Einwendungen auszuklügeln. Der Stall und die Krippe gehören nach dem Berichte des Lucas nur ganz außerordentlichen Umständen an, die in wenigen Tagen aufhören mußten. Für arme und genügsame Leute gehört zu einem „ersprießlichen Aufenthalt" nur gar wenig, und dies zu beschaffen, dazu reichten die arbeitsamen Hände Josefs hin. Wie es in einer solchen Familie herging, das hat Renan nicht übel

nach den Wahrnehmungen geschildert, die er bei dem geringen Volke des jetzigen Palästinas gemacht hat.

Strauß wendet gegen die Voraussetzung des Matthäus durch Lucas noch ferner ein, die beiden Berichte lassen sich nicht ineinanderfügen. Die Magier bei Matthäus müßten entweder vor oder nach der Darstellung im Tempel bei Lucas gekommen sein. Beides aber sei unmöglich. Wir gestehen nun zu, daß die Magier nicht vor der Darstellung gekommen sein können. Es liegt am Tage, daß die Zeit dann nicht zureicht für alle die Thatsachen, die in sie zusammengedrängt werden müssen. Dann hätte Maria nach dem Besuche der Magier nicht ohne große Gefahr mit dem Kinde nach Jerusalem ziehen können. Auch verträgt sich mit den Geschenken der Magier, an deren Spitze das Gold genant wird, nicht die große Dürftigkeit, in der sich bei der Darstellung nach Luc. 2, 24 die Eltern Jesu befinden. Nach 3 Mos. 12, 6 war das Opfer der Kindbetterin ein Lamm zum Brandopfer und eine junge Taube zum Sündopfer. Nur ausnahmsweise durften nach V. 8, wenn die Mittel, ein Lamm anzuschaffen, nicht vorhanden waren, zwei Turteltauben oder zwei junge Tauben, eine zum Brandopfer und eine zum Sündopfer dargebracht werden. Die hier hervortretende große Dürftigkeit der Eltern Jesu zeigt auch, daß die Reise nach Aegypten nicht vor die Darstellung im Tempel gesezt werden darf. Erst nach der Darstellung im Tempel können sie die Mittel zur Bestreitung dieser Reise erhalten haben.

Ebenso entschieden aber, wie wir zugestehen, daß die Magier nicht vor der Darstellung im Tempel gekommen sein können, behaupten wir die Unhaltbarkeit der Gründe, mit denen man beweisen will, daß sie auch nicht nach der Darstellung gekommen sein können. „Lassen wir" — sagt Strauß — „die Darstellung im Tempel vorangehen, so kehrte unmittelbar von dieser die Familie nach Nazaret zurück, und die nachher kommenden Magier konten sie nicht mehr in Bethlehem finden, wie doch Matthäus ausdrücklich sagt, daß es der Fall gewesen." Aber grade das allein entscheidende: „unmittelbar„ hat Strauß eingeschoben. Lucas sagt nur: „Und wie sie Alles vollendet hatten nach dem Gesetze des Herrn, kehrten sie zurück nach Galiläa in ihre Stadt Nazaret." Zwischen: „des Herrn" und „kehrten sie zurück" liegen die Thatsachen, die Matthäus in C. 2 berichtet hatte und die Lucas eben deshalb übergeht. Die Hinweisung auf diese Ergänzung gibt Lucas selbst durch den Anschluß an Matth. 2, 22. 23. Die heiligen Schriften wollen hier mit ihrem eignen Maße gemessen sein. Sie überspringen oft ganze Reihen von Thatsachen, die ihrem nächsten Zwecke nicht dienen ohne dies ausdrücklich zu bemerken. Man vergleiche nur, wie in Matth. 3, 1 das Auftreten des Täufers an die Uebersiedelung nach Nazaret geknüpft wird. Die Reise nach Bethlehem, der

Besuch der Magier, die Flucht nach Aegypten, war ja in der That nur eine Episode. „Außerdem" — sagt Strauß — „wenn bereits auf Anlaß der Darstellung im Tempel die Prophetin Hanna allen Hoffenden in Jerusalem die Nachricht von der Geburt eines Messias mitgeteilt hatte, so konte bei der nachherigen Ankunft der Magier die Sache nicht mehr so, wie Matthäus sie darstellt, eine Neuigkeit für die Hauptstadt sein." Aber die, welche auf die Erlösung warteten in Jerusalem, Luc. 2, 38, waren im Einklange mit der Weissagung, Zeph. 3, 12, ein arm elend Völklein, und zwischen ihnen und „ganz Jerusalem" bei Matthäus, das mit Herodes über die Botschaft der Magier erschrak, weil es in seinem Sündenleben den großen Kommenden zu fürchten hatte, bestand keine Brücke. Was weiß Strauß von dem, was in den Conventikeln seines Vaterlandes vorgeht, wie völlig unbekant sind seine Gesinnungsgenossen in Berlin mit Allem, was in dem ihnen gleich Falstaff unbekant gewordenen Inneren der Kirchen sich ereignet, was die Herzen der Gläubigen dort bewegt.

Die Annahme, daß der Besuch der Magier erst nach der Rückkehr von der Darstellung im Tempel erfolgte, hat um so weniger Bedenken, da die Lage, in der sie das Kind antreffen, wesentlich verschieden ist von der, welche uns in der Erzählung von den Hirten entgegentritt. Von Herberge, Stall, Krippe ist bei Matthäus keine Spur. Maria mit dem Kinde ist in einem Hause.

Das ist also klar: gegen die Annahme, daß Lucas in der Geschichte der Kindheit Jesu den Bericht des Matthäus voraussezt, spricht kein auch nur scheinbarer Grund. Dafür aber liegen bedeutende Gründe vor.

Für sich allein entscheidend ist hier schon das allgemeine Verhältnis des Lucas zu Matthäus. Die entscheidendsten Thatsachen thun dar, daß Marcus den Matthäus voraussezt, Lucas den Matthäus und Marcus, Johannes die drei ersten Evangelien. Doch darauf wollen wir für jezt nicht eingehen, wir begnügen uns nach dieser Seite hin auf Hengstenbergs Commentar über das Evangelium des Johannes zu verweisen, dann auch auf die Wahrnehmungen, welche in dem Vortrage über die Seligkeiten, in dem Aufsatze über das Gebet des Herrn, und in den Artikeln über das Evangelium des Matthäus dargelegt worden sind. Wir bleiben hier bei den Beweisen stehen, welche die Geschichte der Kindheit Jesu selbst darbietet.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 24. Februar. № 16.

Die Weisen aus dem Morgenlande.

Erster Artikel. (Schluß.)

Da hat sich nun selbst Strauß dem Eindrucke gewisser Erscheinungen nicht ganz verschließen können und er überwindet ihn nur also, daß er aus den bereits als unhaltbar erwiesenen Gründen die Unmöglichkeit der Benutzung des Matthäus durch Lucas nachzuweisen sucht. „Die Anordnung der Darstellungsscene bei Lucas" — sagt Strauß — „hat etwas, das an die Geschichte von den Magiern bei Matthäus erinnern kann. Simeon komt in den Tempel vom Geiste getrieben, der ihm verheißen hat, daß er vor seinem Ende noch den Messias sehen soll: wie die Magier nach Jerusalem kamen, von dem Stern geleitet, der ihnen ein Zeichen der Geburt des Messias war. — — Wie dort die Ankunft und Nachfrage der Magier die Hauptstadt in Aufregung brachte, so sorgt hier die Prophetin Hanna durch ihre Erzählungen dafür, daß die Sache keinem Messiasgläubigen in Jerusalem verborgen bleibt. — Es wäre nicht gar unmöglich, daß der Verfasser der Erzählung im dritten Evangelium die des ersten gekant und ihr absichtlich eine andere gegenüber gestellt hätte." Es findet in der That ein unverkennbarer Parallelismus statt zwischen den Magiern auf der einen Seite als den Abgeordneten der Heidenwelt und den Hirten, Simeon und Hanna als den Repräsentanten des Bundesvolkes auf der andern Seite, ein Parallelismus, der nicht blos den Sachen selbst, sondern auch der Darstellung angehört. Wenn Simeon den Erlöser als das „Licht zu erleuchten die Heiden" bezeichnet, so haben wir darin so gut wie eine ausdrückliche Hinweisung der einen Reihe auf die andere, in den Magiern stellen sich die Heiden dar, in dem Sterne, der den Erlöser bedeutet, das Licht, wie schon Anton bemerkt: „Was Simeon kurz vorher gesungen hatte vom Lichte, zu erleuchten die Heiden, das ist bald darauf erfüllt worden, denn diese Leute kamen aus heidnischen Gegenden."

Schleiermacher meinte: „Der Tendenz nach sollte man die Weisen, weil sie die Anerkennung außerhalb Judäa aussagen, im hellenistischen Evangelium" (dem zunächst für Heidenchristen geschriebenen Evangelium des Lucas) „erwarten, und die Darstellung im judaisirenden", dem zunächst für Judenchristen geschriebenen Evangelium des Matthäus. Die einfache Lösung dieses Problemes ergibt sich, sobald man erkent daß Lucas das Evangelium des Matthäus kent und voraussezt. Matthäus mußte den Besuch der Weisen berichten, weil er so bedeutende alttestamentliche Grundlagen hatte, also der für Judenchristen so wichtigen Beweisführung, daß Jesus der Christ, der im A. B. verheißene Erlöser sei, so trefflich diente. Für Lucas hatte die Thatsache das größte Interesse, aber er mußte sie übergehen, weil Matthäus sie wegen des Reichtums ihrer alttestamentlichen Beziehungen schon vollständig vorweggenommen hatte. Er berichtet dafür die Anerkennungen aus dem Judentum, welche Matthäus übergangen hatte, weil diese unter seinen ersten Lesern durch die Tradition lebendigen Thatsachen keine alttestamentlichen Beziehungen von durchgreifender Bedeutung darboten.

Nur wenn Lucas den Matthäus voraussezte, erklärt es sich, daß das bei ihm Berichtete sich überall teils als Commentar und Ergänzung zu dem bei Matthäus Erzählten darstellt, so bei der Erzeugung und bei der Geburt, teils als Erweiterung durch ganze Erzählungen; daß nichts bei ihm zum zweiten Male erzählt wird, alles aber sich bei Matthäus einordnen läßt, und in C. 2, 39 der Punkt so gut wie ausdrücklich bezeichnet wird, wo nach weitem Auseinandergehen die Erzählung wieder mit der des Matthäus zusammentrifft.

Eine Beziehung des Lucas auf Matthäus ist wol auch darin zu erkennen, daß die Genealogie wie bei Matthäus den Anfang, so bei Lucas grade den Schluß der Vorgeschichte bildet.

Endlich, die neben dem weiten Auseinandergehen stattfindende nahe Berührung wird einige Male zu wörtlichem, ja buchstäblichem Anschluß, der unmöglich zufällig sein kann, vielmehr aus der Absicht des Lucas zu erklären ist, den Anschluß an seinen apostolischen Vorgänger bemerklich zu machen. Matthäus hat in C. 1, 25: „bis sie gebar ihren Sohn den Erstgebornen", Lucas buchstäblich ebenso: „und sie gebar ihren Sohn den Erstgebornen"; Matthäus in C. 2, 1: „Da aber Jesus geboren war zu Bethlehem in Judäa in den Tagen des Herodes des Königes", Lucas in C. 1, 5: „es geschah aber in den Tagen des Herodes des Königes"; Matthäus in C. 2, 22. 23: „er entwich in die Gegenden Galiläas und kam und ließ sich nieder in eine Stadt genant Nazaret", Lucas in C. 2, 39: „Und sie kehrten zurück nach Galiläa, in ihre Stadt Nazaret."

Wir werfen zulezt noch die Frage auf: aus welcher Quelle haben die beiden Evangelisten die Geschichte der Kindheit Jesu geschöpft? Für die Beantwortung dieser Frage ist von Bedeutung, daß Josef bei Matthäus mehr

hervortritt als bei Lucas In C. 1, 20 erhält er eine Offenbarung im Traume, er soll dem Sohne der Maria den Namen Jesus geben. In der ganzen Erzählung in C. 1, 18—25 steht er im Vordergrunde. Ebenso in C. 2, 13. 14. 19—23, wo er eine doppelte göttliche Weisung erhält. Bei Lucas wird des Josef nur beiläufig gedacht und nichts Bedeutsames wird von ihm erzählt. Alles bewegt sich dort um Maria. Der Name wird in den beiden ersten Capiteln nicht weniger als zwölfmal genant, während bei Matthäus nur viermal. Nach Matthäus erhält Josef von dem Engel die Weisung, den Sohn der Maria Jesus zu nennen, nach Lucus wird dieselbe Weisung der Maria zu Teil.

Nach Mr. 2, 14, verglichen mit 3, 18, war Matthäus Sohn des Alphäus oder Klopas, Bruder des Jakobus und der beiden anderen „Brüder" Jesu in dem Apostelkreise. Die sogenanten Brüder oder nächsten Verwandten Jesu, die Söhne des Klopas oder Alphäus, des Bruders Josefs, standen zu Josef in der nächsten Beziehung. Es scheint, daß Josef nach dem Tode seines Bruders die Kinder desselben zu sich genommen hatte. Matthäus wuchs also in der Heimat dieser Traditionen auf. Seine Berichte gehen auf Josef nicht weniger zurück als auf Maria.

Lucas weist so gut wie ausdrücklich auf Maria als seine Quelle hin, in C. 2, 19: „Maria aber bewahrte alle diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen", und V. 51: „Und seine Mutter bewahrte alle diese Worte in ihrem Herzen." Ganz im Einklang mit dem entschiedenen Hervortreten der Maria bei Lucas ist, daß er ihre Genealogie gibt, worauf auch die ausdrückliche Bemerkung in C. 3, 23 hinführt, daß Josef der vermeintliche Vater Jesu gewesen, nach der er nur als Mann der Maria in Betracht kommen, Eli nur sein Schwiegervater sein kann.

Die vereinigte Generalsynode der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern d. d. Rh. vom Jahre 1865.

(Schluß.)

Die oft wiederkehrende und nachdrückliche Betonung des Wortes „Facultativ" wird übrigens in manchem Synodalen ein stilles Gott sei Dank! hervorgerufen haben, dafür nämlich, daß nicht auch die Einführung unsres jetzigen kirchlichen Gesangbuches als eine solche facultative versucht worden ist; daß die General-Synode, das Kirchenregiment und die Krone als oberstes Episcopat im Jahre 1853 und den folgenden noch an der Norm der verfassungsmäßig zu Recht bestehenden Consistorialordnung: „das General- (Ober-) Consistorium bestimt die zum öffentlichen Unterrichte, zur kirchlichen Erbauung und bei der Feier der Religionshandlungen anzuwendenden Katechismen, Gesangbücher und liturgischen Schriften und sorgt für deren zweckmäßige Einführung und fortschreitende Verbesserung" sich hielt und halten konte, daß man es damals der Würde der evangelischen Kirche noch nicht zuwider fand, auf dem Wege verfassungsmäßiger Anordnung kirchliche Bedürfnisse zu befriedigen zu einheitlichen öffentlichen Unterrichts- und Erbauungsmitteln zu gelangen; denn mit der Gestattung facultativen Gebrauches wäre unser im J. 1854 erschienenes treffliches Gesangbuch — in den meisten Stadtgemeinden wenigstens — sicher nicht bis zum J. 1856 allgemein und ausnahmslos zur Einführung gelangt und noch weniger nach dem J. 1856, so daß wir — vor pfälzischen Zerwürfnissen bewahrt — vollen Grund haben zu jenem: Gott sei Dank!

Schließlich waren von kirchenregimentlichen Vorlagen noch die über Pfarrwitwen- und Pfarrunterstützungskassen zu erledigen.

Für einen ferneren Leserkreis kann nur von Interesse sein, daß dabei recht bittere materielle Notstände zur Sprache kamen, ohne daß zur Zeit noch eine wesentliche Abhilfe möglich erschien, indem z. B. die Pension einer Pfarrerswitwe noch nicht auf volle 200 Fl., die Pension eines emeritirten Pfarrers nicht über 400 Gulden aufgebessert werden konte, wonach es um so freudiger und dankbarer aufgenommen werden mußte, durch das Kirchenregiment von der wolwollenden Absicht der k. Staatsregierung, in der nächsten Finanzperiode durch erhöhten Staatsbeitrag die Erhöhung der Pfarrwitwenpensionen auf gegen 300 Gulden zu ermöglichen, Kentnis zu erlangen.

Zwischen und nach diesen Verhandlungen über die kirchenregimentlichen Vorlagen füllten diejenigen über die dem Petitionsausschusse zugewiesenen 49 Anträge aus der Mitte der Synode (von Synodenmitgliedern selbst gestellt oder doch angeeignet und vertreten) die freilich dafür viel zu knapp bemessene Zeit aus.

Wir lassen davon noch die wichtigeren folgen, da dies wesentlich mit zur Charakterisirung des Geistes der Synode gehört, und fassen dabei zusammen, was mehr äußerliche, und was mehr innerliche Kirchenangelegenheiten betreffen. In ersterer Beziehung ist vor Allem zu erwähnen der Vortrag des Reichsraths Freiherrn von Thüngen über einen Antrag des Decan Müller von Windsbach auf frühere Einberufung der General-Synoden (als diesmal wieder in der zweiten Hälfte Novembers), welchen der Ausschuß insofern als gegenstandslos geworden erachtete, als ohnehin voraussichtlich in Zukunft das Zusammentreffen der G.-S. mit dem nach Abkürzung der Finanzperioden künftig alle 2 Jahre stattfindenden, verfassungsmäßig vom 1. October bis lezten December dauernden Budgetlandtage eine frühere Abhaltung der Synoden zur Folge haben werde, von welchem der Ausschuß aber Anlaß nahm, durch den genanten Referenten einige andre Gravamina auszusprechen.

Nach der allgemeinen Klage nämlich, daß die vorhandenen Kräfte nicht genugsam verwertet werden, und nach dem Rückblicke auf eine Zeit, in welcher die Competenz der G.-S. aufs äußerste beschränkt und auch vom Kirchenregimente jede freie Aeußerung zu verhindern gesucht wurde, fuhr der Berichterstatter fort: „Nichts desto weniger muß ich aussprechen, daß die Be-

schwerden, die die G.-S. vorbringen kann, nicht in der Verfassung selbst, sondern in der Auslegung und den darauf beruhenden Verordnungen, endlich aber in der mitunter geringen Rücksichtnahme Grund finden, die man dieser Versamlung zuwendet," und hob zum Beweise dessen hervor die Einräumung einer zu geringen Controlle über die Verwendung der aus der Pfarrunterstützungskasse fließenden Gelder, dann die erst nach so langer Zeit und dann oft so wenig auf die Beschlüsse eingehenden Bescheide auf die Verhandlungen der G.-S. Ferner deren kurze Dauer (wie denn namentlich diesmal die Plenarverhandlungen auf 1 Woche, und Anfangs noch kürzer, beschränkt waren); endlich den Mangel eines passenden ständigen Lokals für eine so große Versamlung, welche einen integrirenden Teil der Verfassung bilde,) wonach die G.-S. die diesen Beschwerden entsprechenden Anträge auf Abhilfe einstimmig sich aneignete, nachdem übrigens der Dirigent vorher geäußert, daß es ihm lieber gewesen wäre, wenn die Desiderien des Ausschusses, namentlich bei Erwähnung der früheren Zeit, einen milderen Ausdruck erhalten hätten; daß er selbst den Rath der G.-S. stets beachtet habe, auch unter Verhältnissen, die es dem Kirchenregimente nicht angenehm gemacht haben; daß er ferner bemüht sein werde, genügende Bescheide, sei es selbst zu geben, sei es zu veranlassen; daß auch eine längere Dauer der G.-S. dem Kirchenregimente nur erwünscht sei, ihr aber finanzielle Schwierigkeiten entgegenstehen gleichwie dem Wunsche bezüglich jenes passenden Lokals; und daß ihm endlich die Ansicht des Ausschusses bezüglich der künftigen Einberufungszeit ganz richtig zu sein scheine, worauf der Referent noch entgegnete: er habe der Vergangenheit gedacht, nur um die Vorzüge der Gegenwart deutlicher hervortreten zu lassen; allein die wolwollende, auf persönlicher Bereitwilligkeit beruhende Praxis der Gegenwart sei keine Bürgschaft für die Zukunft; vielmehr sei es nötig, etwaigen künftigen Rechtsbeeinträchtigungen durch bestimte Norm vorzubeugen.

Eine Beschwerde in andrer Richtung war von Decan Wirth von Wunsiedel erhoben worden gegen eine Ministerial-Entschließung vom 17. Juni 1865, worin an paritätischen Strafanstalten ganz allgemein der katholische Hausgeistliche als Rector der Anstaltskirche erklärt ist, sofern die Anstalt eine Kirche besizt, der protest. Hausgeistliche also jenem in übrigens unbestimter Weise untergeordnet; wogegen auf Vortrag und Antrag des Ausschußreferenten Decan Sittig von Culmbach die Synode einstimmig die Bitte an das Kirchenregiment beschloß: dahin zu wirken, daß der betr. §. der erwähnten Verfügung sofort aufgehoben, resp. dahin abgeändert werde, daß die durch das Grundgesez des Reichs der protest. Kirche gewährleistete Rechtsgleichheit gewahrt erscheint und unverkümmert erhalten wird.

Charakteristisch war ferner die Verhandlung über einen Antrag des Bürgermeister Spaeth von Altdorf auf Oeffentlichkeit der S., beziehungsweise Beschaffung eines solche Oeffentlichkeit in ausreichendem Maße ermöglichenden Lokals. Schon bei der lezten G.-S. im J. 1861 war dieser Antrag gestellt worden, aber unter mehrfachem Widerspruche, worauf auch der ablehnende allerh. Bescheid sich stüzte, indem es darin heißt: „Was die von der G.-S. beantragte Oeffentlichkeit der Sitzungen betrifft, so wollen Wir, abgesehen von dem Umstande, daß die Meinungen der Versamlung über diesen Gegenstand sehr geteilt waren, es im Hinblicke auf die von euch dargelegten gewichtigen Gründe bei den Bestimmungen der Geschäftsordnung — bewenden lassen, und zwar um so mehr, als diese Geschäftsordnung nirgends das Geheimhalten der Verhandlungen bestimt, vielmehr gemäß §. 41 ausdrücklich die Verbreitung der genehmigten Protokolle durch den Druck vorgesehen ist." Diesmal war es anders. Denn nicht nur der Ausschuß begutachtete mit allen gegen 1 Stimme die Bitte an das Ober-Consistorium: „dahin zu wirken, daß bei Beschaffung eines passenden Lokals für die künftigen G.-S. auf die Ermöglichung einer angemessenen Oeffentlichkeit der Verhandlungen Rücksicht genommen werde," sondern es blieb das eine dissentirende Ausschußmitglied Decan Linde von Kempten auch in der Plenar-Versamlung der einzige gegen den Ausschußantrag Sprechende, indem er hervorhob, daß durch diesen Ungleichartiges gleich gestellt und behandelt werde; daß für Landtage, Schwurgerichte, wobei es um Recht, Eigentum und Freiheit des Volkes sich handle, die Forderung der Oeffentlichkeit vor den Gliedern des Volkes berechtigt sein möge, während bei einer kirchlichen Versamlung gewiß Andersgläubige kein Recht auf Oeffentlichkeit derselben hätten. Daß ferner auch Kirchentage und ähnliche freie Versamlungen zur Oeffentlichkeit angethan seien, sofern sie Partei machen, werben, missioniren, die G.-S. aber dem Kirchenregimente zur Berathung an die Seite gestellt sei, also kirchenregimentliche Thätigkeit übe, welche nicht als geeigneter Gegenstand für das Zuschauen und Zuhören eines gemischten Publikums erscheine; daß über dies die natürliche Consequenz der Oeffentlichkeit der G.-S. die der Diöcesansynoden auch wäre, welche in bewegten Zeiten an manchen Orten sehr bedenklich sein könte; daß er dagegen einer andern Consequenz nicht entgegen sein würde, nämlich (der Zulassung sämtlicher Kirchen-Vorstandsmitglieder einer Diöcese bei den Diöcesansynoden gemäß) die Zulassung von Kirchen-Vorstandsmitgliedern der Landeskirche als Zuhörer bei den G.-S. zu gestatten, so weit der Raum es ermögliche, sowie die Zulassung von Organen der Presse, um jedem Mistrauen in die von der Synode selbst ausgehenden Publikationen ihrer Verhandlungen — als irgendwie beeinflußt — zu begegnen.

Zwar als Decan Linde hierauf seine Modification des Ausschußantrages der Geschäftsordnung gemäß schriftlich einbrachte, fand dieselbe mehr als ausreichende Unterstützung; schließlich aber, nachdem der Dirigent erklärt hatte, er habe gegen eine sowol bemessene Oeffentlichkeit, wie der Ausschuß sie vorschlage (Zulassung gegen Eintrittskarten — wie beim Landtage —) Nichts zu erinnern, und der Referent das erste Motiv: die Oeffentlichkeit unsrer Verhandlungen ist ein Postulat der Zeit und gehört zu den reif gewordnen Früchten, die besser mit klug besonnener Hand gepflückt, als dem Spiel der nicht immer zephyrartigen Lüfte überlassen werden, mit dem andern verstärkt

hatte: wie die Oeffentlichkeit der politischen Versamlungen zur Steigerung des Rechtsbewußtseins beitrage, so glaube er von der Oeffentlichkeit der G.-S. die Weckung und Stärkung des kirchlichen Geistes erwarten zu dürfen, da ward der Ausschußantrag doch mit allen gegen 7 Stimmen angenommen, von den Einen offenbar als ein Postulat der Zeit, von den Andern als „nützlich," wie z. B. von Prof. Dr. v. Scheurl, der dabei ausdrücklich es für unpassend erklärte, von einem Rechte der Oeffentlichkeit hier zu sprechen, zu welcher kirchliche Versamlungen nicht bestimt seien.

Von dem obengenanten Rechtslehrer wurden weiter einige bedeutendere Referate über Besteurungsklagen und über eine Petition des Decan Gabler von Weiden, das Kirchenvermögen einer nicht geringen Zahl von Simultangemeinden in dem ehemaligen Fürstentume Sulzbach betreffend erstattet, in welcher lezteren schweres, altes und zugleich in die Gegenwart hereinreichendes Unrecht zu Tage kam; wie nämlich die im genanten Fürstentum 1543 vom Landesherrn in vollster Uebereinstimmung mit der Bevölkerung eingeführte Reformation von Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken nach dessen Uebertritt zur kathol. Kirche im J. 1626 mit Gewalt unterdrückt, in Folge des westfälischen Friedenschlusses der evangelische Cultus wol wieder hergestellt, aber den inzwischen von den Jesuiten mit Gewalt und List zur Abschwörung des evangelischen Glaubens gebrachten Unterthanen vom nunmehrigen Landesherrn nicht nur — „gegen einige Avantage in politicis" — der Mitgebrauch der Kirchen eingeräumt, sondern auch die Hälfte von allem Kirchen- und Pfarrvermögen (das doch nach dem Stande am 1. Jan. 1624 den Evangelischen ausschließlich gehörte) geschenkt wurde; wie aber die Katholiken damit noch nicht zufrieden seit langen Jahren von den Renten des Kirchenvermögens einen ungleich größeren Teil in Anspruch nahmen, ja zur Befriedigung ihrer größeren Cultusbedürfnisse bei Unzulänglichkeit der Renten des Kirchenvermögens die Protestanten mit Umlagen belasten, indem von der Staatsregierung die protestantische und katholische Gemeinde an Einem Orte als Eine Gesamtgemeinde behandelt, und so die zahlreicheren oder wolhabenderen Protestanten zu jenem Zwecke empfindlich besteuert werden.

Leider konte die S. nicht mehr thun, als dem Vorschlage ihres Referenten entsprechend das Kirchenregiment bitten: bei erneuten Anträgen der prot. Gemeinden des ehemaligen Fürstentums Sulzbach auf gleichheitliche Verteilung der Einkünfte des Simultanvermögens abermals seine kräftigste Verwendung eintreten zu lassen.

Aus den in das Rechtsgebiet einschlagenden Anträgen möge schließlich Einer noch hier Erwähnung finden, der des Prof. Dr. v. Scheurl, welcher das gerichtliche Verfahren in Ehescheidungssachen betrifft und über welchen Ministerialrath Dr. Kalb von München referirte mit dem von der Synode einstimmig angenommenen Schlußantrage: das Ober-Consistorium um Verwendung bei der Staatsregierung dahin zu bitten, daß bei der Berathung des Entwurfes einer neuen Prozeßordnung in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten auf sorgfältige Berücksichtigung der von der G.-S. 1861 in Bezeugung des kirchlichen Rechtsbewußtseins ausgesprochenen Wünsche und Anträge, insbesondre des Hauptprincips, daß zur Trennung einer Ehe nur auf eine materielle, nicht blos formelle, Gewißheit einer rechtmäßigen Scheidungsursache gebautes richterliches Erkentnis nötig sei, thunlichst hingewirkt werde.

Gehen wir nun aber zu den Verhandlungen innerer Kirchenangelegenheiten über, so ist schon der zeitlichen Reihenfolge nach vor Allem die über den Antrag des Decan Maier von Steben zu erwähnen, welcher die G.-S. zu einem Proteste gegen Schenkels Schrift: „Charakterbild Jesu", aufforderte.

Aus dem Referate darüber von Decan Bauer von Neustadt, glauben wir außer dem Vorschlage: den der G.-S. angesonnenen Protest zu unterlassen, mit der präjudiciellen Frage, ob die G.-S. nicht auf jede Discussion des gestellten Antrages zu verzichten geneigt sei? noch einige Stellen hier anführen zu sollen. „Jeder bekentnistreue, in Ehrfurcht vor dem Herrn der Herlichkeit seine Knie beugende Christ" — so begint dasselbe — „wird das in der Motivirung dieses Antrages ausgesprochene Urteil nicht zu scharf finden und die damit documentirte Stellung des Verfassers zu den Grundlehren des Evangeliums tief beklagen", was denn insbesondere von den Mitgliedern einer Versamlung vorausgesezt wird, die ein solches Gelübde abzulegen haben, deren Mandat an solch strictes, keiner Um- und Misdeutung fähiges Gelöbnis gebunden ist. Dagegen fehle eine andere Voraussetzung des Antrages. Die genaue Kentnis aller Synodalmitglieder von der Theologie Schenkels —, wozu noch weitere Bedenken kamen. „Der Verfasser jenes Buches gehört der unirten Kirche des Großherzogtums Baden an, hier tagt eine evangelisch-lutherische G.-S., eine Bayrische Kann und darf diese, auch wenn alle theologische Gelehrsamkeit in ihr concentrirt wäre, nach der wolbemessenen Umgränzung ihres Wirkungskreises über ein theologisches Werk überhaupt und über das Werk eines Andersgläubigen insbesondere Kritik üben? Sie kann, sie wird, sie muß es wollen, wenn irgend einmal, da Gott vor sei! ein Mann mit solch ausgesprochenem Unglauben wie Schenkel auf einer Lehrkanzel unsrer theologischen Facultät sich niederließe." Das von dem Schenkelschen Buche ausströmende Gift — ein so corrosives, wie kaum je eines in des Teufels Küche gebraut worden ist — ziehe sich zwar auch zu uns herüber; „aber können wir es hindern? Würde nicht gerade ein Protest von unsrer Seite das bereits sich mindernde Interesse an diesem Buche ihm aufs Neue zuwenden? Und kennen wir nicht das Gegengift? Es liegt im Worte Gottes; und wenn dieses im lutherischen Bekentnis seinen ungefälschten lautersten Ausdruck gefunden, so ist schon die Existenz einer solchen Kirche ein lebendiger Protest wider Schenkel und sein Buch." „Wir tadeln es nicht, wenn Kirchentage, Predigerconferenzen ꝛc. laut gegen dasselbe protestiren;

aber der Ehre eines Protestes aus dieser Versamlung achten wir es nicht wert. Auch ohne unser Zuthun wird das Bild, in welches jenes Buch den Schönsten unter den Menschenkindern zu verzerren sich vermaß, selbst in dem Kreise, wo man heute noch die blöden Augen daran weidet, als Zerrbild erkant werden und ein anderes Charakterbild Jesu an dessen Stelle treten, das seine wahren, genuinen, himlischen Züge trägt." Auch diesem, so motivirten, Antrage stimte die Synode — ohne Discussion — einstimmig bei. Ein Gleiches geschah auf den Ausschußvorschlag (durch Prof. Dr. v. Scheurl) über den Antrag des Decanatsverwesers Blendinger, innere Mission betreffend, welcher namentlich durch massenhafte Verbreitung eines von ihm verfaßten Schriftchens: „Immanuel", von Seiten des Kirchenregiments und der Synodalen einen Weckruf in die todte Christenheit und in das noch mit Blindheit geschlagene Israel ergehen zu lassen bezweckte. Auch hier können wir uns nicht versagen, die Hauptstellen des Referates wörtlich anzuführen. „Zu keiner Zeit" — begint dasselbe — „kann und soll die Thätigkeit der Gemeinde Jesu Christi für das Reich Gottes und ihr Kampf wider die Mächte der Finsternis in dem amtlichen und an die kirchenordnungsmäßigen Formen gebundenen Wirken aufgehen; besonders aber muß in solchen Zeiten, wie die unsrigen, neben der so zu sagen offiziellen Wirksamkeit des äußerlichen kirchlichen Organismus eine völlig freie, nur durch das Gesez des Geistes, der da lebendig macht in Christo Jesu, gebundene mannigfaltige Thätigkeit hergehen, durch welche die seligmachende Wahrheit kräftig bezeugt und verbreitet, Irrtum und Lüge bekämpft, christliches Leben gefördert wird. Aber alle diese mannigfaltigen Aeußerungen des Dranges der Liebe Christi und des Triebes seines Geistes werden um so besseren Erfolg haben, je mehr ihnen eine vollkommen freie Bewegung gegönt ist, so weit es nur immer die Ordnung des staatlichen und kirchlichen Lebens gestattet. — Landeskirchliche Synoden in ihrer Unterscheidung von Kirchentagen ꝛc. haben dem Kirchenregimente berathend zur Seite zu stehen, und deshalb, wie dieses, nur mit der amtlichen, kirchenordnungsmäßigen Thätigkeit für das Reich Gotts sich zu beschäftigen, also ebenfalls von dem Gebiete der inneren Mission sich fern zu halten."

Zu den wichtigeren Anträgen gehört ferner jedenfalls der von Decan Sixt in Nürnberg angeeignete, von Conf.-R. Dr. Ranke von Ansbach, die Errichtung eines pädagogischen Seminars an der Universität Erlangen betreffend, worüber Namens des V. Ausschusses Decan Linde von Kempten zu referiren hatte. Es war damit ein Notstand berührt, der schon die G.-S. vom J. 1853 zu einem ähnlichen Antrage veranlaßt und den Allerh. Bescheid zur Folge gehabt hatte: „Wir werden dem Antrage der S., daß der Vorbereitung der Geistlichen für ihren Beruf als Local-Schulinspectoren die nötige Sorgfalt gewidmet, den Theologie Studirenden zu katechetischen Uebungen in wirksamerer Weise als bisher Gelegenheit geboten, ein practisch pädagogischer Cursus angeordnet und die Candidaten auch hierüber geprüft werden möchten, im Hinblick auf das Ungenügende der bisher in dieser Beziehung bestehenden Einrichtungen und die hohe Bedeutung dieses Gegenstandes für eine entsprechende Schulverwaltung einer sorfältigeren Würdigung unterstellen lassen." In Bezug darauf mußte der Ref. beklagen, daß seit dem Erlasse dieses Bescheides 10 Jahre vergangen seien, von den Ergebnissen der darin zugesicherten Würdigung aber nichts verlautet habe, weder im Kreise der niederen Kirchenbehörden, noch inmitten der seither stattgehabten G.-S.; die Allerh. Orts selbst als ungenügend bezeichneten Einrichtungen seien unverändert, unverbessert geblieben; es mangle heute noch die von der G.-S. 1853 und von Allerh. Stelle für nötig erachtete specielle Vorbildung der Theologie Studirenden für ihren künftigen Beruf als Schulinspectoren, es mangle der practisch-pädagogische Cursus, es mangle selbst — so weit dem Ausschusse bekant sei — bei der Universität Erlangen an einem Lehrstuhle der Pädagogik, vielleicht sogar an irgend einem Docenten, der freiwillig über Pädagogik liest, der auch nur irgend welchen Ersatz für die Vorlesungen des seligen Dr. v. Raumer über Geschichte der Pädagogik bietet.

Der Dirigent verwahrte hierauf das Oberconsistorium gegen eine misverständlich etwa aus dem Referate zu ziehende Folgerung, als ob überhaupt nichts geschehen sei. Geschehen sei allerdings etwas, aber die Absichten des Kirchenregiments seien an Hindernissen gescheitert, deren nähere Darlegung nicht hierher gehöre. Die principielle Frage: ob praktische technische Vorbildung der künftigen Schulinspectoren zur Universität oder für spätere Zeit gehöre, sei sehr schwirig, und hieraus ergeben sich auch die praktischen Schwirigkeiten des Gegenstandes.

Ein Blick in diese Schwirigkeiten öffnete sich auch der S. gleich in der Bekämpfung des vorliegenden Antrages durch Prof. Dr. Thomasius, welcher den Vergleich des beantragten Seminars mit dem homiletischen und katechetischen damit ablehnte, daß in diesen die Anwendung wissenschaftlicher Grundsätze und Ergebnisse gelehrt und praktisch geübt werde, während er sich bei jenem als Aufgabe blos Einübung der Technik des Lehrens denken könne, und das sei keine Wissenschaft; dagegen müßte die Universität protestiren, um ihren wissenschaftlichen und idealen Charakter zu erhalten ꝛc. Nachdem übrigens während der weiteren Discussion die beiden Professoren der Universität Erlangen: Dr. Thomasius und Dr. v. Scheurl schriftlich den Modificationsantrag eingebracht hatten: das Kirchenregiment wolle dahin wirken, daß für die Vorbildung der Theologie Studirenden zur künftigen Leitung der Volksschule auch von Seiten der prot. Landesuniversität das Möglichste geschehe; nachdem ferner der Referent dieser weiteren

unbestimteren Fassung seinerseits beitreten zu können erklärt hatte, in Uebereinstimmung mit der in seinem Referate schon enthaltenen Erklärung: dabei hält sich Ihr Ausschuß nicht berufen, über den Wortlaut des vorliegenden Antrages hinaus und in das Detail der zu treffenden Fürsorge einzugehen, da dies selbst außerhalb des Berufes der hochw. G.-S. liegen dürfte, und dem Ermessen der obersten Kirchenstelle, dann des academischen Senates und der theol. Facultät, schließlich aber der allerh. Entscheidung anheimzustellen sein wird; nachdem endlich auch der Antragsteller C.-R. Dr. Ranke selbst sich für den Modificationsantrag ausgesprochen, wurde dieser mit allen gegen 1 Simme (die des an dem Ausschußantrage festhaltenden Ausschußvorstandes Decan Bauer) angenommen.

Indem wir weiter speziell nur noch des von 12 weltlichen Abgeordneten ausgegangene (unzähligemale von den Synoden schon wiederholten) und von der G.-S. einstimmig angenommenen Antrages auf Verlegung der Sontags-Jahrmärkte auf Wochentage und das Verbot von Tanzmusiken am Sontage, dann des ebenso einstimmig angenommenen, von 10 weltlichen Abgeordneten gestellten Antrags gegen Trennung der deutschen Schule von der Kirche, endlich des ebenso des mit vollster Zustimmung aufgenommenen Antrages auf Herstellung eines neuen Jahrganges von Pericopen resp. die facultative Gestattung des von Prof. Dr. Thomasius eingebrachten und von demselben erörterten Entwurfes dazu erwähnen, tragen wir Bedenken, noch weiteren Raum in diesen Blättern für den Bericht über die lange Reihe andrer, teilweise freilich nur allzuraſch erledigter Anträge in Anpruch zu nehmen, um so mehr, als die etwa dafür sich interessirenden Leser auf die von der durch die G.-S. dazu gewählten Redactions-Commission zusammengestellten und abgekürzten Protokolle des Secretariats und sämtliche Referate enthaltenden nunmehr im Drucke erschienenen „Verhandlungen der vereinigten Generalsynode zu Bayreuth im J. 1865. Augsb., v. Jenisch- und Stageſche Buchhandlung, 1866" (14 Bogen), verwiesen werden können, und schließen — mit der Versicherung, daß gewiß Alle, die der Synode beigewohnt, ihrer sich freuen und daß auch kein Einziger auf das Institut unsrer Synoden verzichten möchte — mit Anführung einiger Worte aus der Schlußrede des Präsidenten v. Harleß: „Was wir gethan, das wollen wir nicht loben; aber loben wollen wir Gott und ihm für das danken, was Er an uns und etwa auch durch uns gethan hat. Wir können, wir dürfen, wir sollen es thun, gestellt auf den Grund, welchen die Gnade unsers treuen Herrn uns zubereitet, und auf den uns das lebendige Zeugnis der heutigen Predigt verwiesen hat. Am liebsten hätte ich nach dieser Predigt von eignen Worten nichts mehr hinzugefügt. Doch ist es in der Abschiedsstunde gestattet und natürlich, auch persönlichen Empfindungen Raum zu geben. Und da möchte ich in meinem und in Ihrem Namen das Bekentnis eines Gefühles ablegen dürfen, als hätten wir uns noch niemals, wie auf der diesjährigen Synode, so eng und innig zusammengelebt. Dies Zusamenleben aber, soll es bleibend und wahrhaft gesegnet sein, hat dann auch einen andern als blos

menschlichen Grund. Es war dann getragen von einem Geiste der Liebe, der nicht aus unsern Herzen, sondern aus dem Geiste dessen geboren ist, der uns zuerst geliebt hat. Und die Schrift bezeichnet die Stärke dieser Liebe mit einer Vergleichung, welche der natürliche Mensch nicht versteht. Sie nent diese Liebe „stark wie der Tod." Aber so ist es. Denn gleich dem Tode scheidet diese Liebe das Verwesliche und Vergängliche vom Unverweslichen und Unvergänglichen und führt den Dienst und die Dinge dieser Zeitlichkeit ein in ein Reich, das ewigen Bestand hat. In dieser Liebe lassen Sie uns verbunden bleiben, so bleiben wir, wenn auch räumlich getrent, doch geistig und für alle Zeiten ungeschieden." — Nun, mögen wir auch alle unsre künftigen Synoden so unter dem Gnadenleuchten des Antlitzes des Herrn halten und schließen können.

Kirchliche Erinnerungen an Rom.

Dritter Artikel. (Schluß.)

Weihnachten ist nah, das Fest der Freude; vielleicht habt ihr den Heiligabend in der Sixtina gefeiert, den Festtag in St. Peter. Vielleicht habt ihr auch den Kinderpredigten in Ara Coeli beigewohnt; habt gehört, wie am Schluß derselben der junge Prediger um Confetti für das Christkind, und da dies sie ja doch nicht essen könne, für sich selbst bittet. Nun liegt's hinter uns, das liebliche Fest; nicht ohne Wehmut haben wir es gefeiert, denn wir gedachten der Lieben, in deren Mitte wir es sonst so traulich und fröhlich zu feiern pflegten. Das Gefühl, in der Fremde zu sein, hatte drückend und beengend sich aufs Herz gelegt. Auch der Jahreswechsel ist vorübergegangen mit all den ernsten Empfindungen, denen sich wenige Menschen entziehen können, die in den Ernst des Lebens hineinzuschauen pflegen. Das neue Jahr ist angebrochen, und ein neues kirchliches Fest, Epiphanien, ist nahe; uns besonders von Interesse, insofern sich ein Fest für die wissenschaftlich Gebildeten daran knüpft, ein Volksfest in höherem Styl, die Academia Poliglotta. — Es ist ein Aktus der Zöglinge der Propaganda, der heute begangen wird; die künftigen Missionäre, zum Teil selbst Erstlinge heidnischer Völker, lassen sich in ihren Nationalsprachen vernehmen. Wie einst die Magier, so erscheinen heute Vertreter fast aller Völker, und preisen in ihrer Sprache den Heiland. Das ist die Idee. Und die Ausführung? Die eröffnende Musik zeigt uns schon, daß wir uns auf dem Gebiete der weltlichen Schauspiele bewegen. Es war eine Opernouvertüre, die wir hörten; mein Nachbar glaubte, die Ouvertüre zu Rossini's Tell zu erkennen. Und nun traten nach einer lateinischen Ansprache die einzelnen Seminaristen vor, im Ganzen zweiunddreißig, und sprachen jeder einige Minuter, sangen auch wol; und das Publikum, das natürlich nichts vom Inhalt verstand und ebenso wenig linguistisch gebildet war, freute und wunderte sich über die seltsamen Töne, die es hörte. Je seltsamer, desto besser, desto mehr Beifallklat-

schen. Die Ausführung bewies, daß die ganze Idee des Festes eine verfehlte war. Sie hat zur Voraussetzung eine unmögliche Kentnis fast aller Sprachen von Seiten der Zuhörer. Und so mußte es geschehen, daß dieser ganze Aktus nichts anders wurde, als eine Herabwürdigung der Gottesboten für die Heidenwelt; eine Entweihung der Kirche, in welcher das Schauspiel statt hatte.

Vierter Artikel.

Wir hatten Anlaß über die weltliche Musik uns auszusprechen, die bei heiliger Feier uns überraschte. Diese Klage ist nicht neu. Aber da das Uebel noch fortdauert, so muß auch der Tadel erneuert werden. Es ist in der That eine empörende Naivetät, die ohne weiteres die Musik des Theaters in die Räume der Kirche versezt; und die Italiener gestehen auch ohne weiteres die Thatsache zu, ohne sich ihrer zu schämen. Sie sind zum Teil ganz überrascht, daß man daraus einen Vorwurf ihnen macht. Und es ist in Wahrheit doch stark, was in dieser Hinsicht der Andacht geboten wird. In der Kirche San Agostino hörten wir eine Melodie, deren weltlicher Charakter gewiß nicht hinter dem Burschenliede „so leben wir, so leben wir alle Tage" zurückblieb. In der Kirche Ara Coeli wurde gewöhnlich eine Melodie gespielt, die ein Bekanter — das Profane profan bezeichnend — den Ara Coeli Walzer nante. Nur in der Sixtina, im S. Peter, und oft auch im Lateran ist die Musik derartig, daß sie nicht das religiöse Gefühl verlezt, sondern erhebt. — Wir sehen hier viele Versuche, das kirchliche Leben in das Gebiet des Volkstümlichen hinein zu stellen, aber die Versuche sind zum großen Teile mislungen. Statt das Volkstümliche zu heiligen, verweltlichen sie das Heilige. Eine Warnung für die evangelische Kirche, daß sie es nicht auch versuche durch buntes Spiel den Ernst des Christentums zu verdecken und dadurch der großen Menge angenehmer und anziehender zu machen! Die volkstümliche Seite der Kirche besteht in nichts anderem, als in der Heiligung des öffentlichen Lebens, in der Ausübung der christlichen Sittlichkeit auf dem Boden der Familie, der Gesellschaft, des Staates. Hier sind die Stätten, wo die Kirche den Triumpf der Volkstümlichkeit zu suchen hat! — Aber welch ein Widerspruch! Dieselbe Kirche, welche nach dem Ruhm trachtet, die Massen zu beherschen und in das öffentliche Leben bestimmend einzudringen; welche so stillschweigend es anerkent, daß das Wirken in der Welt kein Hindernis für das Leben in Gott bildet, hat doch denen, die nach Vollkommenheit trachten, das Ausscheiden aus der Welt zur Pflicht gemacht, von den Priestern die Ehelosigkeit gefordert und das Klosterleben als die Stätte bezeichnet, in der das Trachten nach Vollkommenheit zum Ziel gelange. Und doch ist dieser Widerspruch notwendig! Eine Kirche, die das Heilige ins Weltliche hüllt, muß wieder, um den Fehler zu bessern, das Religiöse aus dem Gebiet der Welt auszuscheiden suchen. Sittlich unsichere Charaktere schwanken zwischen maßloser Zügellosigkeit und maßloser Enthaltsamkeit. Der Katholizismus ist die Religion der Verweltlichung und Entweltlichung, aber nicht der Heiligung des Weltlichen. Man hat in neuerer Zeit auf verschiedene Weise das Klosterleben zu entschuldigen, auch zu rechtfertigen gesucht. Chateaubriand seiner Zeit wollte kranken und zerfallenen Naturen Zufluchtsstätten der Heiligung und Ruhe bewahren. Montalembert sieht in den Klöstern die Geburtsstätten für die Heroen der Frömmigkeit; ein namhafter deutscher, katholischer Schriftsteller, mit dem ich hier und da in Rom zusammen traf, wollte Convikte für unbeholfene Menschen, die allein in der Welt sich nicht orientiren, in den Klöstern bewahren. Wie ist es jezt in Rom? Am ehesten wird man sich mit den Nonnengemeinschaften befreunden können, da sie durch Krankenpflege oder erziehende Thätigkeit meistens vor Müßiggang geschüzt sind. Und auch jezt noch sind die Nonnen oft gebrochene Herzen, die für schwere Wunden in Entsagung Heilung zu finden suchen. Mädchen, denen ihr Geliebter untreu geworden ist, gehen ins Kloster. Anders ist's bei den Mönchen. Jesuiten, Benediktiner und Dominikaner, besonders die ersten, sind wissenschaftlich thätig; der Ernst der Entsagung spiegelt sich am meisten in der Haltung der Karthäuser. Franziskaner und Kapuziner predigen und betteln. Ich machte einen Besuch im Kloster San Clemente, nicht weit vom Lateran. Junge Dominikaner-Novizen mit frischen Wangen spielten Ball. Wie bald wird es aus sein mit den rothen Wangen, die wie Milch und Purpur prangen; wie bald wird die Klosterluft die Gesichter blaß gemalt haben? Der Markt der Welt, auf dem für's Reich Gottes zu arbeiten des Christen Beruf ist, wird bald in der Erinnerung erbleichen; die einsame Klosterzelle, der Säulengang des Hofes, die Kapelle des Klosters wird an seine Stelle treten. Und das frohe, arbeitsfreudige, liebevolle Menschenherz wird bald zur stumpfen, abgetödteten Mumie werden!

Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier;
Aber Menschenopfer unerhört.

Oder wird sich die gekränkte Natur rächen, werden die unreinen Lüste die Herschaft gewinnen; werdet ihr, die ihr engelgleich über die Natur euch zu erheben trachtet, eine Beute der unnatürlichen Sünden werden! — Wie vielen eurer Berufsgenossen, der Priester, ist es schon so ergangen! Alle die Bande haben sie abgestreift, die sie an's irdische Leben ketteten, damit das priesterliche Amt ungestört geübt werde. Damit der Priester lebe mußte der Mensch sterben! Aber wie oft ist er nicht gestorben, sondern hat auf verbotenen Wegen der Lust gefröhnt. Wißt ihr nicht, wie das Volk Roms von euch redet, von den Sünden gegen das sechste Gebote, die eure Monsignoren begehen, nicht wie von einem Gerücht, sondern als von einer bekanten Thatsache! Und ihr seid es, die ihr eine unerträgliche Herschaft über Roms Volk ausübt. Nicht auf die Kirche beschränkt ihr euch, der ganze Staat ist euer Eigentum! Euer Kriegsherr ist ein Priester; eure Gerichtskollegien sind von Priestern geleitet. Wer ein höheres Amt im Staat bekleiden will, muß Priester werden; wer sich dessen weigert, mag in den Kauf-

mannsstand treten. Wie kann da ein geistig-freies, höheren Interessen zugewandtes Volksleben erblühen, wo von der höheren geistigen Thätigkeit fast das ganze Volk ausgeschlossen ist? Sind doch zum Teil sogar die Vertreter der Wissenschaft Kleriker! Nie habe ich vorher eine deutliche Vorstellung vom Wesen einer Priesterherschaft gehabt; jezt aber weiß ich, daß sie das ganze Volksleben niederdrückt und entwertet. Man muß in Rom längere Zeit gewesen sein, um über die politische Bewegung Italiens anders zu urteilen, als wir von unserem politisch-konservativen Standpunkt aus zu denken gewohnt sind. Viktor Emanuel und seine Genossen haben das Recht gebrochen und schwer gesündigt. Aber sie waren Werkzeuge in der Hand des Herrn; und die Bewegung, deren Leiter sie waren und sind, wird, kann wenigstens zu einem Gott wolgefälligen Ziele führen. Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler! Könten wir doch auch zugleich sagen: Die Saat ist weiß zur Ernte! Aber das sei fern! Einerseits ist der gebildetere Teil des Volks irreligiös. „Wenn erst Viktor Emanuel in Rom einzieht, dann schenkt ihr uns Protestanten die Kirche Ara Coeli auf dem Kapitol", sagte mein Freund scherzend zu einem italienischen Künstler. „Nein, antwortete er, dann bauen wir dort einen Tempel dem Jupiter Capitolinus!" Andere fühlen es heraus, daß in der evangelischen Kirche die Wahrheit liege, und spüren im nicht verstandenen Gottesdienst in der Preußischen Gesandtschafts-Kapelle einen spirito veramente religioso, aber sie fürchten die religiöse Zersplitterung ihres Volks. Ein Staat und eine Kirche — das ist ihre Losung! Dr. Hase's Polemik hat ganz Recht, wenn sie von der gegenwärtigen politischen Bewegung viel mehr eine Kräftigung, als eine Schwächung des Katholicismus erwartet. Mit religiösen Interessen hat die gegenwärtige Bewegung wenig zu thun; gegen den Papst als König, gegen den papa re, nicht gegen den Papst als capo della religione ist sie gerichtet. Der Protestantismus hat vom Königreich Italien nichts anderes zu erwarten, als die Freiheit der Predigt und des Gottesdienstes!

B. H. J.

Zur Armenpflege.

Ueber bürgerliche und kirchliche Armenpflege; mit Rücksicht auf Hannöversche Verhältnisse. Ein Vortrag gehalten im evangelischen Verein zu Hannover von Regierungsass. Lohmann. Hann. 1865. 44 S.

Mit den Worten unsers Herrn Jesu Christi: Arme habt ihr alle Zeit bei euch, mich habt ihr nicht alle Zeit, ist den Gläubigen der lezten Tage eine schwere Bürde auf die Schultern gelegt. Stellen wir den Herrn, jene Worte teilend, voran und treten mit ihrer zweiten Hälfte vor die Welt hin und sehen

sie auf diese Worte an, so ist ihr jeder Groschen, der für seine Ehre oder zur Ausrüstung derer, die seinen Namen unter die Heiden tragen sollen, ein Grimm oder ein Spott, und man komt in Versuchung, zu fragen, was soll auch eine solche Zeit mit dem Namen des Herrn und seinem Geiste, der der alte Humanismus zu viel geworden ist und deren Fortschritt in der Naturwissenschaft dafür den Pavianismus eingetauscht hat; ja, die im Vorgefühl dieser kommenden Aera vor zwanzig Jahren durch ihren Hauptthistoriker in Nationalliteratur und neuester Geschichte einen communistischen Affen als zweiten Luther begrüßen ließ und in die Welt einführte? Es steht wahrlich schlimm ums Reich nach dieser Seite hin, und ob es wol besser steht, wenn wir die andere Hälfte der Worte treiben wollen: Arme habt ihr alle Zeit? Wir haben zwar Arme genug in dieser Zeit und in einer Art, wie in keiner Art, eine Massenverarmung, wie zu keiner Zeit vorher, die wie die Flut des Meeres ansteigt und alle Deiche dnrchbrechen wird, wenn nichts Nachhaltiges geschieht, und was will man für diesen Schaden thun? Sprechen wir nur milde Gaben an, so gibt man uns wol nach dem Mitleiden des natürlichen Menschen, aber der, welcher allein die Quelle des Pauperismus verstopfen kann, soll aus dem Spiele bleiben; wir erinnern nur an die Erwiderungen im Berliner Abgeordnetenhause bei den Anträgen der Minister um Unterstützung für das Wichernsche Wirken und Thun. Und weisen wir hin auf die mit dem Anschwellen der Fabrikbevölkerung dräuenden Zustände, das Abwerfen aller Pietätsbande, daß die Arbeiter mit ihren Arbeitgebern nur durch Contract, Interesse, Furcht vor Strafe bei etwaigen Aufständen, zusammengehalten werden; daß diese Bevölkerung mit den Zähnen knirscht, weil sie sich als die betrogene, rechtslose ansieht, aus deren Armut und schlecht gelohnter Arbeit die Fabrikpaläste aufsteigen und deren Werkstücke sie mit ihrem Schweiß haben verkitten müssen, — so lacht man uns aus. Was, Notstand? Einfuhr und Ausfuhr steigt, überall gewerbliche Blüte, Steigen des Grundbesitzes im Werte, durch Verkehrsfortschritt wolfeile Zeit, verdoppelte Löhne — uns in die Hüten zu folgen, um zu sehen, daß sich unter diesen allerdings günstigen Umständen die materielle Lage der Familie gar nicht gebessert hat, daß aller Ueberverdienst nur der Gurgel und der Haut, um sie mit Eitelkeit zu bedecken, zu Gute komt, verschmäht man —, hält man uns entgegen: Ohren taub, Augen blind, und von Glück kann man sagen, wenn man nicht mit solchen Arbeitsgebern zu thun hat, die den Rest des Glaubens, der aus einer Zeit des Schlafs der Kirche noch sitzen geblieben ist, mit aller Macht herauszupeitschen sich angelegen sein lassen.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. **Mittwoch den 28. Februar.** № 17.

Zur Armenpflege.

(Schluß.)

Chalmers hat vor zwanzig Jahren in reformirter Art, nach der Alles auf die Subjectivität gestellt ist, und in einer Weise, die sich nur durchführen läßt, wenn man lauter gleich ihm begabte und befähigte Männer im Dienst des Armenwesens zu verwenden hätte, diesen Schaden zu heilen Vorschläge und Versuche gemacht, hat aber nur wenige Nachahmer finden können, weil es nur wenige Chalmers gibt; in neuerer Zeit hat der hochgestellte katholische Geistliche Kettler seine Liebe zum Volke und die Kentnisse seiner Notstände in einer beherzigungswerten Schrift, wofür ihm alle Christen, wenn sie auch mit dem stark katholischen Ende nicht stimmen können, zu danken haben, dargelegt; in dem angeführten Vortrage hören wir nun eine ächtlutherische Stimme, die nichts weniger als eine Posaune sein will und doch in Wenigem so viel gibt; ihr Ton weckt um so mehr, da der Armenfreund ein Nicht-Geistlicher ist und doch die geistlichen Mittel kent, wodurch allein geholfen werden kann; der ein Herz fürs Volk und Gesichtsweite hat, sich nach Mitteln umzusehen, seine Zustände zu bessern; die Schrift ist kurz, hat aber manchen langen Weg zu alten und neuen Quellen gekostet.

Da alles Lutherische vom Faden der Geschichte nicht lassen kann, so greift der Verf. in der Einleitung mit sicherer Hand in dieselbe zurück und läßt uns zuerst sehen, wie wir das geworden sind, was wir jezt sind; daß die Einen geben müssen, weil sie haben, und die Andern zum Empfangen *berechtigt* sind, weil sie Nichts haben; er zeichnet in scharfen Conturen, in welchem Zustande die Reformation das Armenwesen vorgefunden; und wie dasselbe ausschließlich in den Händen der Kirche gänzlich mit durchdrungen war von dem Verderben der Kirche. Die eigenen Worte sind: die Misachtung der katholischen Kirche gegen die natürlichen Lebensordnungen und damit im Zusammenhange das Vorbild der geistlichen Orden, welche bei dem Gelübde der Armut auf den Bettel angewiesen waren und denselben sanctionirten, verkehrte die sittliche Anschauung des Volks, untergrub die Achtung vor irdischer Berufsarbeit und vernichtete alle Scham vor dem Bettel. Die Lehre von der Verdienstlichkeit der guten Werke, unter denen das Almosengeben eines der vornehmsten war, machte alle Armenpflege der Kirche, Klöster, Brüderschaften und Einzelner immer mehr zu einem mechanischen Geben von Almosen, ohne jegliche Rücksicht auf Erfolg. Aus dem Allen hatte sich eine unglaubliche Vermehrung des Bettels ergeben, welche wie ein Krebsschaden an dem sittlichen und wirtschaftlichen Leben der europäischen Völker fraß. Die kräftige Reaction, welche im Reformationszeitalter überall gegen die kirchlichen und sittlichen Schäden entstand, schlug auf diesem Gebiete unter den verschiedenen Völkern verschiedene Wege ein. England und Frankreich, bei denen schon damals das staatliche Leben vor dem kirchlichen in den Vordergrund trat, suchten dem Uebel dadurch zu begegnen, daß sie die Armenpflege in die Hand des Staates legten. Die Communal-Armenpflege dieser Länder hat ihren Ursprung in jener Zeit. Das mehr religiös angelegte deutsche Volk schlug einen andern Weg ein und suchte das kirchliche Armenwesen zu reformiren. Der hohe Wert, welchen die Kirche der deutschen Reformation auf den irdischen Beruf legte, lehrte den Bettel wieder in seiner Verwerflichkeit erkennen. (Der Verf. hätte auch hier das deutsche Ehrgefühl, das um jene Zeit wieder erwachte, wie Luthers Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung bezeugt, heranziehen können, auf dem in vorchristlicher Zeit das ganze Staatswesen beruhte, das Riehl in unserer Zeit in seiner Bedeutung gewürdigt hat und das wir noch bei den Bessern unserer Bauern finden.) Die Wiedergewinnung der richtigen Auffassung der Kirche als Gemeinschaft der Gläubigen mußte zu dem Versuche führen, auch hinsichtlich dieser Aufgabe des kirchlichen Lebens die Gemeinde wieder in ihre Rechte und Pflichten einzusetzen. Daß die christliche Gemeinde keine Bettler unter sich dulden, dagegen aber die Armen in ihrer Mitte nicht darben lassen soll, wird in den evangelischen Kirchenordnungen aufs Kräftigste ausgesprochen, und damit die Gemeinden im Stande seien, dieser Forderung zu genügen, wird der Versuch gemacht, sie im Anschluß an die Ordnung der apostolischen Gemeinde für Armenpflege zu organisiren.

Lezteres zu beweisen zieht nun Verf. die Leisniger Kastenordnung, die sam reinsten die Anschauung der ersten Zeit der Reformation zum Ausdruck bringt, heran und läßt sie in Folgendem reden:

In den gemeinen Kasten, welcher zur Versorgung der Armen aufgerichtet wird, sollen alle Einnahmen der in der Stadt bestehenden Brüderschaften fließen; ferner die Almosen, welche während des Gottesdienstes an barem Gelde oder eßbaren Speisen gegeben werden, so wie alle Schenkungen und Vermächtnisse

zu milden Zwecken. Zur Verwaltung dieses Kastens soll die ganze Pfarrgemeinde alljährlich auf einen Sontag durch Gottes Gnade im wahren Glauben einträchtiglich aus dem ganzen Haufen ohne Unterschied die Tugendlichsten erwählen, und zwar zwei aus den Erbarmannen, zwei aus dem regierenden Rath, drei aus den gemeinen Bürgern der Stadt und drei aus den Bauern auf dem Lande. Diese sollen die vorhandenen Armen fleißig erkunden, jeden Sontag von 11—12 Uhr auf dem Pfarrhofe oder Rathhause versammelt sein, über die Versorgung der Armen rathschlagen und die Gaben verteilen. Ihre Berathungen sollen sie in aufrichtiger Treue geheim halten. Diejenigen, welche durch Unglücksfälle verarmen oder wegen Krankheit und Alter nicht arbeiten können, sollen von den Vorstehern aus dem gemeinen Kasten versehen werden, „also daß sie ihr Leib und Leben Gott zu Ehren und zu Lobe aus Mangel notdürftiger Hausung, Kleidung, Nahrung und Wartung ferner zu schwächen und zu verkürzen, aus christlicher Liebe verhütet werden mögen" — (man kann die Motive der Armenpflege kaum christlicher, tiefer und zarter bezeichnen). Armen verlassenen Waisen soll durch die Vorsteher Zucht und Leibesnotdurft aus dem gemeinen Kasten zu Teil werden; auch sollen die Vorsteher Acht haben, ob unter diesen Waisen und andern armen Kindern solche sind, welche zur Schule wol geschickt und der schönen Künste und Schrift begreiflich sein würden. Denjenigen Einwohnern des Kirchspiels, welche nicht das Vermögen haben, ihr Handwerk, bürgerliche oder bäuerliche Nahrung zu treiben, sollen Vorsteher aus dem gemeinen Kasten angemessene Vorschüsse leisten, welche in Terminen wieder bezahlt werden müssen. Denjenigen aber, welche trotz treuer Arbeit den Vorschuß nicht wieder bezahlen können, soll er um Gottes willen erlassen werden. Selbst fremde Einkömmlinge, welche in christlicher brüderlicher Zuversicht zur Gemeinde innerhalb derselben mit ihrer Arbeit ihre Nahrung suchen, sollen von den Vorstehern treulich gefördert und aus dem gemeinen Kasten mit Leihen und Gaben angemessen unterstüzt werden, damit auch die Fremden nicht trostlos verlassen und vor Schanden und offenen Sünden errettet sein mögen. Dagegen sollen keine bettelnde Mönche u. dergl., fahrende Schüler mehr geduldet werden, auch von Kirchspielsangehörigen Niemand betteln; denn, welche mit Alter und Krankheit nicht beladen sollen arbeiten oder aus dem Kirchspiel mit Hilfe der Obrigkeit hinweggetrieben werden. Dreimal im Jahre soll die ganze Gemeinde sich versammeln, das Beste der Gemeinde und die Verwaltung des gemeinen Kasten berathschlagen. Alljährlich soll eine vollständige Rechnung nebst mündlichem Bericht vor der Gemeinde oder einem Ausschuß derselben abgelegt werden.

So weit die Leisniger Kastenordnung; wir haben in derselben Alles, was unsere neuere Armenpflege beabsichtigt, Sorge für Hochbetagte, Kranke, verlassene Kinder, Vorschußvereine; Rettungshäuser freilich noch nicht, aber dafür Aufmerken, „ob unter den armen Kindern nicht solche sind, welche zur Schule wol geschickt und der schönen Künste und Schrift begreiflich sein möchten" — das Alles eingefaßt in den Rahmen einer christlichen Gemeinde, Gott zu Ehre und Lobe und daß aus christlicher Liebe eine Schwächung und Verkürzung an Leib und Leben verhütet werden möge, und wie im A. T. am Hall- und Jubeljahr wird sogar der Fremdlinge gedacht. Wir stoßen in diesem Stück kirchlichen Lebens auf den Grundton der deutschen Reformation, nicht wie Calvin ein System von Kirche und Staat zu begründen, noch ein absolutes kirchliches Regiment, wie beim katholischen Klerus, sondern unter den Segnungen des frei gewordenen Evangelii, das ganze irdische Leben in eine vom Worte Gottes beherschte Ordnung zu fassen, in welcher auch die von der Reformation in ihr Recht eingesezte Obrigkeit ihre Stelle findet. Es bleibt aber nicht lange dabei, daß es die christliche Gemeinde ist, welche sich jene kirchlich-bürgerliche Ordnung gibt und der Obrigkeit ihre Stelle darin anweiset, der Zug der bald folgenden Zeit nach Centralisirung der Staatsgewalt machte sich auch bald auf diesem, dem staatlichen Regimente fernliegenden Gebiete geltend; schon nach den Sächsischen Visitations-Artikeln werden die Armenpfleger nicht mehr von der Gemeinde gewählt, sondern der Rath erwählt vier aus der Gemeinde und zwei aus seiner Mitte und bestätigt sie, falls die Gemeinde gegen ihre Bestallung zu Vorstehern des Armenkasten Nichts zu erinnern findet. Noch viel weiter geht schon die Calenbergsche Kirchenordnung, welche auch im Fürstentum Göttingen gilt, sie will durchaus und würde Jeden, der sie im Verdacht des Gegenteils hätte, übel ansehen, ein dem Evangelio gemäßes christliches Gemeinwesen herbeigeführt und gesichert wissen, aber ihre Armenpfleger sollen von Amtleuten der Gerichte unter Beirath des Pfarrers ausgewählt werden und sind auf getreue Dienstführung zu beeidigen, dafür fließen denn auch nicht blos die kirchlichen Vermögensteile und die Gaben der christlichen Liebe, sondern auch ein Teil der Strafen und Brüche in den gemeinen Kasten.

So sehen wir von Anfang an in die durch die Reformation rein begründete Armenpflege einen gesezlichen Sauerteig hineingelegt, der sie bald die zuerst betretenen Fußstapfen der apostolischen Gemeinden verlieren und davon abkommen ließ; allerdings war in der Gründung eines Gemeindeamts für die Armenpflege ein Grund gelegt, auf den sich unter Voraussetzung günstiger Umstände eine wahrhaft kirchliche Armenpflege hätte aufbauen lassen; aber die Voraussetzung fehlte und die Umstände wurden die allerungünstigsten. So mächtig in einzelnen und hie und da in ganzen Gemeinden das neue geistliche Leben sich zeigte, so fehlte doch selbst in den Zeiten der ersten Kraft viel daran, daß wirklich die Gemeinden im Ganzen vom Evangelio durchdrungen worden wären. Die große Masse derselben vertauschte nur eine Ordnung des kirchlichen Lebens mit der andern, und wenn auch die Predigt des Evangeliums nicht umhin konte, die sittliche Anschauung des Volks umzuwandeln, so gab es doch nur wenige Gemeinden, in denen der Glaube so mächtig geworden wäre, daß ein wahrhaft evangelisches Gemeindeleben daraus hätte erwachsen können. Mußte so schon in der ersten Periode der evangelischen Kirche das Gemeindeleben und mit ihm das Gemeindeamt der Armenpflege vor der anstaltlichen Wirksamkeit

der Kirche und der gesezlichen Ordnung der weltlichen Obrigkeit zurücktreten: so war dieses vollends nicht zu vermeiden, als aus dem 30jährigen Kriege das Volk in seinen Grundvesten erschüttert und beispiellos verwildert hervorgegangen war. Einem solchen Volke gegenüber hatte die evangelische Kirche schon genug an der schweren Aufgabe, die ersten Grundlagen der christlichen Gesittung wieder zu gewinnen und von Neuem ein Volksleben zu befestigen. Ihre ganze Thätigkeit mußte vorwiegend zu einer erziehenden werden und von einer dem inneren Wesen des christlichen Lebens entsprechenden Bethätigung der Gemeinde bei der Armenpflege konte nicht die Rede sein; Organe der Gemeinde sind nur noch in so weit thätig, als die Juraten oder sonstige Vorsteher an der Verwaltung der kirchlichen Stiftungen und an Verteilung der Klingelbeutelgelder teilnehmen.

Nachdem der Verf. darauf gezeigt, wie auch die corporative Armenpflege, wie sie sich in den Zünften aus den Zeiten des Mittelalters erhalten, gleichen Todes verstorben, komt er auf die Macht, die gerade nun dieselbe neue Kraft anzog und ihre Befugnisse erweiterte, und das war der Staat, der mit seiner Polizeigewalt in alle Lebensverhältnisse und auch in das Armenwesen eindrang; von ihm erschienen seit dem Ende des 17. Jahrhunderts die Armengesetze und Armenordnungen, durch welche er auf Grund der Rechtspflicht die Armenpflege neu zu organisiren sucht und statt der freien Bethätigung des Gemeinsinns eine genau normirte Zwangspflicht einführt. Seine Maßnahmen sind dabei nach Ländern verschieden; im Preußischen hat er unsers Wissens alle kirchlichen Armenmittel in die Kasse der Civil-Armenpflege hineingeworfen; im Hannöverschen hat bis auf den heutigen Tage die Kirche ihre Gaben allein verwaltet, oder wo eine Verschmelzung eintrat, geschah sie nur unter Zustimmung der kirchlichen Organe.

Es folgt nun im Vortrage, seiner Oertlichkeit zu Dienste, eine Geschichte des Armenwesens in der Stadt Hannover, die wir übergehen können. Wir wenden uns zu den Factoren, aus denen ein christliches Armenwesen sich zu bilden hat; diese sind nach des Redners Meinung, worin ihm Niemand widersprechen wird, Staat, Kirche und freie Liebe. Den Staat vertritt der Verf. gegen den Vorwurf, als habe er nur in seiner Gier nach Allgewalt auch die Armenpflege in seine Hände genommen, und zeigt, daß derselbe vielmehr nur, weil alle tragenden Mächte sich als unfähig und ungenügend erwiesen, sich des Dinges habe annehmen müssen, wobei freilich wiederum zugegeben wird, daß der herschende Mangel an kirchlichem Verständnis ihn hier und dort weiter geführt hat, als die Sache erforderte. Wir können also des Staats nicht entbehren, schon deshalb, weil die Armut nicht ausschließlich in besondern Verhältnissen der Einzelnen, sondern auch in allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnissen ihren Grund hat, worauf die Kirche immer nur ungenügenden Einfluß ausüben kann, ferner, weil der sittliche Zustand der Armen zum Teil ein solcher ist, der die strenge Zucht des bürgerlichen Gesetzes fordert; endlich, weil die Hilfe, welche die Kirche der Armut zu Teil werden lassen kann, durch freie Thätigkeit der Personen bedingt, von Zufälligkeiten abhängig ist und darum bei allen innern Vorzügen des Beistandes und der Ergänzung durch den das ganze Gebiet mit Notwendigkeit umfassenden, überall gegenwärtigen Staat nicht entrathen kann. Es wird ihm darum ein Teil der Armenpflege in Zukunft immer überlassen bleiben müssen. Dagegen muß ihm die Kirche an der Stelle seine Arbeit abnehmen, wo er Nichts schaffen konte und ewig Nichts wird schaffen können, das ist die vorbeugende Seite der Thätigkeit für das Wol der Armen, die Quellen der Armut zu verstopfen durch Bekämpfung der Laster und Pflanzung der Tugend auf dem Grunde der Verheißung des Wortes: ich bin jung gewesen und alt geworden, aber ich habe den Gerechten nicht verlassen gesehn, noch seinen Samen nach Brot gehen: ebenso ist er unfähig, die Hausarmen mit der Zartheit und Rücksicht zu behandeln, welcher dieser Zweig der Armenpflege erfordert.

Der Berg, von dem nun aber dem Verf. die Hilfe, das Aussteuern und Einkleiden des Werks komt, ist ihm die aus dem erwachten Glaubensleben geborne freie Liebe; sie muß bei der Arbeit der Armenväter vor mechanischer Verwaltung schützen und einen höheren Beruf in der Erwählung zum Amte sehen lassen; sie muß die Deficits verringern, die in den Armenwesen besonders der Städte aus einer Jahres-Rechnung in die andere hinübergehen. Wenn aus ihrem Schoße die mancherlei Vereine zu Liebeswerken in unsern Tagen herausgeboren sind, so will Redner diese, damit sie selbst mehr Wirksamkeit und Kraft in der Entwickelung des Gemeindelebens üben und insbesondere der Armenpflege in der Gemeinde dienen, in einem näheren Verband zu der Predigt und dem Altar, um den sich die Gemeinde zum Sacrament sammelt, gebracht wissen; ebenso will er den durch die neueste Gesezgebung im Hannöverschen geschaffenen Kirchen-Vorstehern, die gesezlich nur die kirchlichen Armenmittel zu verwalten haben, die Sorge für das Gesamtarmenwesen als Ausgangspunkt ihres presbyterialen Wirkens und Fundament für künftiges Thun zur Uebernahme dringend empfohlen haben. Wir stimmen lezterem nicht blos bei, sondern sagen zum Trost, es wird und muß bei nur spärlichem Ausflusse der Gnade dahin kommen. In der Gemeinde des Unterzeichneten verwaltet der Prediger unter Beteiligung des Kirchenvorstandes die kirchlichen Armenmittel und ist zugleich Vorsitzender in dem Collegium der Armenväter, die alle drei Jahr von der Gemeinde erwählt werden und ihre Mittel durch Samlungen oder Zuschüsse aus der Gemeindekasse erhalten; seit der lezten Wahl haben sich auf dem Thin Stimmen erhoben und werden bei der nächsten sicherlich durchdringen, daß das Amt der Armenväter mit dem Kirchen-Vorsteheramt vereinigt werde; wie schwirig solches aber in Städten durchzuführen sein wird, verhehlen wir uns nicht. Damit hätten wir auf dem Lande den Rahmen einer kirchlichen Gemeinde-Armenpflege und es fehlt nur noch, was aber das Eine und All ist, ihre Ausstattung und Ausgestaltung in der Liebe, die in einer höheren Hand steht, für die wir nur zeugen und um die wir nur beten können.

Wir schließen mit Dank gegen den Redner und mit der Versicherung gegen unsere Leser, so viel Gesundheit, Umsicht und Einsicht, wie auf den 44 Seiten dieses Schriftchens, in Schäden und Heilung unsers armen Volks, noch nicht zusammen gelesen zu haben.

Gr. b. G. K. v. H.

Auch ein Wort die „Kirchthür" betreffend.

Der mir ganz unbekante Verf. des Aufsatzes: „die Kirchthür" im Octoberheft 1865 dieser Blatter, hat in der anziehendsten Weise und in einem, ich möchte sagen, heiligen Humor, seine

Wünsche in Betreff der „Kirchthür“ so ausgesprochen, daß man gern, wenn man den Aufsatz gelesen, viel mehr noch von diesem lieben Verf. lesen möchte. Seine Wünsche sind mir und vielen meiner Amtsbrüder um so weniger neu, als wir sie vielmals selbst schon gehegt haben. Der Verf. hat aber eine Hauptursache, welche unsere Kirchthüren verschlossen hält, nicht erwähnt. Sie scheint mir darin zu liegen, daß unsere Kirchen, die Kirchen der evangelisch-lutherischen Kirche, keine Tempel, sondern „Bethäuser“, heilige Orte sind, in denen die Gemeinde sich versammelt, um Gottes Wort zu hören und gemeinschaftlich zu beten. Griechen und Römer hatten Tempel, d. h. sie hatten heilige Stätten, in denen irgend eine Gottheit sich offenbarte, wie sonst an keinem andern Ort und in sichtbarer Weise, im Bild oder Symbol geschaut wurde. Wer die Gottheit, welcher Art sie nun sein mochte, verehren wollte, mußte sie in dem ihr geweihten Hause verehren. Die katholische Kirche hat sich dieses Moment, wie so Vieles aus dem Römischen Heidentum, zu wahren oder, vielleicht richtiger gesagt, dasselbe wieder zu gewinnen gewußt. Ihre Kirchen sind Tempel, in denen die Gottheit, in der geweihten Hostie, im Sanctissimum, sichtbar gegenwärtig ist. Abgesehen von den wunderthätigen Marienbildern, Heiligenbildern und Reliquien, kann die Gottheit nirgends so verehrt werden, als da, wo sie in sichtbarer Gestalt wahrgenommen wird und sich manifestirt, im Tempel, in der katholischen Kirche. Hätte die Anbetung des Sanctissimum einen Schriftgrund, so hätten wir die katholische Kirche um diesen gewaltigen, außerordentlichen Vorzug vor unserer Kirche zu beneiden. Das zieht die katholische Menge zu allen Zeiten in die Kirche, daß sie hier der Gottheit und ihrer Einwirkung auf den Menschen näher, als irgendwo anders zu sein glaubt. Der katholischen Menge ist die Kirche, im Widerspruch der Schrift, das Haus von Menschenhänden gebaut, in welchem der Herr wohnt. Wir müssen daher, wollen wir nicht katholisiren, auf den Wunsch, unsere Kirchen auch dann, wenn in denselben keine Verkündigung des göttlichen Worts stattfindet, besucht zu sehen, verzichten. Wir müssen uns darein ergeben, daß, so lange die römische Kirche Bestehen hat, die Kirchen derselben besser besucht werden, als die unsrigen. Ich habe vor einigen Jahren in Nassereit, im Inthal, wahrgenommen, wie jeden Morgen, früh um 4 Uhr, wo Messe gelesen wurde, die große Kirche so gedrängt voll war, daß Viele nur noch vor der geöffneten Kirchenthür Platz fanden und kniend beteten. Mit Wehmut gedachte ich dabei meiner leeren Freitagskirchen, in welche ich Monate lang, wol vorbereitet, ging, ohne ein Stücklein geistiges Ackerland zu finden, auf das ich den heiligen Samen, den sich doch sonst meine Leute in der am Sontag gedrückt vollen Kirche gefallen lassen, hätte ausstreuen können. Woher dieser betrübende Unterschied? In Nassereits Kirche konte in der verwandelten Hostie die Gottheit in sichtbarer Gestalt angebetet, der Segen der Aufopferung Christi sichtlich aufs Neue hingenommen werden.

Vielleicht hat man nirgendswo mehr, als in München, wo so viele katholische Kirchen den ganzen Tag geöffnet und von Betenden benuzt sind, den Wunsch gehegt, in solcher Weise auch die protestantische Kirche benutzt zu sehen. Die kirchliche Behörde hat die Kirche den ganzen Tag über offen gehalten und nichts unversucht gelassen, um die Gemeinde für diese neue Einrichtung zu gewinnen. Alles Bemühen blieb vergeblich. Sollte die Kirche nicht nur eine Stätte des Unfugs werden, mußte man sie wieder schließen, wie geschehen.

Wir müssen uns mit dem unaussprechlich großen Segen, das Wort Gottes lauter und rein zu haben, begnügen, und auf vielfachen, scheinbaren Gewinn, der der katholischen Kirche aus der Tradition zufließt, verzichten. Der Besitz der großen Wahrheit, daß Gott nicht in Tempeln von Menschenhänden gebaut wohnt, daß er ein Geist ist und die Ihn anbeten, Ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten müssen, muß uns entschädigen und dem Misverstehen dieser großen Wahrheit müssen wir mit möglichster Kraft entgegentreten.

Oberpennieden in Bayern. G.

Entgegnung.

Hätte der Herr gesagt: Mein Haus ist ein Schulhaus, oder: Mein Haus ist ein Hörsaal, so würde der oben berücksichtigte Aufsatz wol überhaupt nicht geschrieben worden sein. Dann verstände sich ja der Thürschluß nach dem jedesmaligen Unterrichtsschluß ganz von selbst. Nun hat aber der Herr gesagt: Mein Haus ist ein Bethaus. So steht geschrieben. An einem Bethause aber scheint uns nicht das Haus die Hauptsache zu sein, in dem man sich versammelt, sondern vielmehr das Gebet, zu dem man sich sammelt, gleichviel ob gemeinsam oder einzeln. Wir glauben: Wo für den Einzelnen gebetet wird, da kann und darf auch von dem Einzelnen gebetet werden. Dabei ist jedoch nicht das die Meinung: Wer beten will, der soll in die Kirche gehen, sondern: Wer in der Kirche beten will, der soll's können. Nicht als ob Gott der Herr da allein zu finden sei, sondern weil er da noch am ersten und leichtesten gefunden wird. „Da will ich zu dir kommen und dich segnen“ (2 Mos. 20). Dies der Gemeinde durch das Oeffnen der Kirchthür wieder zum Bewußtsein bringen wollen, kann doch nicht wol Katholisiren genant werden, eine Opferstätte muß doch der Christ jedenfalls haben, da er das Opfer seines Gebets darbringen kann. Warum sollen wir evangel.-luth. Christen nun jederzeit allerorten betende Hände aufheben dürfen, nur allein an dem Orte nicht, von welchem der 84. Psalm handelt? Weil Gott nicht wohnet in Tempeln von Menschenhänden gemacht? Weil er ein Geist ist und die ihn anbeten, ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten müssen? Aber wir und mit uns gewiß viele Gleichgesinte gedenken ja diese Wahrheiten durch das Oeffnen der Kirchthür nicht aufzuheben, sondern vielmehr aufzurichten. Wir glauben, erst als man bei uns begann, diese Wahrheiten zu verkennen, da hat man angefangen, die Kirchthür zu verschließen. Aus dem nämlichen Grunde darum, aus welchem wir der katholischen Kirche rathen müssen: Schließ deine „Tempel“ zu! müssen wir die unsrige bitten: „Thut mir auf die schöne Pforte!“ nicht blos dazu, daß Gott redet und ich höre, sondern auch dazu, daß ich rede und Gott höret.

Dieser Wunsch ist zwar, wie der geehrte Verf. des obigen Aufsatzes richtig bemerkt, nicht neu, aber ziemlich allgemein dürfte er sein, und berechtigt auch. Wir hegen ihn noch immer trotz der entgegenstehenden Bedenken, die eben so oft schon erhoben als widerlegt worden sind. Sogar im protestantischen England fängt man an, für das Offenstehnlassen der Kirchen zu agitiren. (A. Reichensperger, die Kunst Jedermanns Sache, S. 21.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Daß die Tendenz der Evangelischen Kirchen-Zeitung in gewisser Beziehung eine ausschließende sein muß, geht schon aus der bisherigen Darstellung hervor. Nur diejenigen kann sie um Theilnahme bitten, denen eine feste Ueberzeugung von den Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion zu Theil geworden. Dagegen soll innerhalb des Bereiches des Christenthums Mannigfaltigkeit der Ansichten nicht ausgeschlossen werden; es erscheint höchst wünschenswerth, daß ein lebendiger Austausch der Ideen unter denen statt finde, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, und die Redaction hält es für eine Hauptbestimmung der Kirchen-Zeitung, die Gelegenheit dazu darzubieten. Alle diejenigen, welche den innern Beruf zur Mitarbeitung zu ihrem Zwecke empfinden, ladet sie dringend zur Theilnahme ein, überzeugt, daß sie nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn viele dem Herrn der Gemeinde dienende Kräfte sich vereinen. Für größere Beiträge wird, wenn es nicht ausdrücklich verbeten wird, ein anständiges Honorar entrichtet.

Obgleich der Hauptzweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung ein positiver ist, obgleich sie mehr aufbauen als zerstören will, so kann sie doch, weil das Evangelium einmal seiner Natur nach das entgegenstehende bekämpfen muß, die Polemik nicht ganz vermeiden. Aber um so sorgfältiger wird sie sich des Urtheils über Personen enthalten, um so mehr alle Persönlichkeiten vermeiden, und fern von aller Bitterkeit durch ihr Beispiel zeigen, daß Festigkeit der Ueberzeugung verträglich mit der Liebe und Milde, welche das Evangelium von seinen Bekennern verlangt, indem es ihnen zugleich nachweiset, von wem sie die erste unter allen christlichen Tugenden lernen und von wem sie dieselbe erhalten können.

Professor Dr. **Hengstenberg.**

Von der Evangelischen Kirchen-Zeitung erscheinen wie bisher jede Woche zwei Nummern, deren Ausgabe wo es verlangt wird wöchentlich, sonst aber in brochirten Heften monatlich stattfindet.

Der Preis für jedes Semester ist 2 Rthlr. Preuß. Courant in Vorausbezahlung. — Bestellungen nehmen an: sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, das Königl. Zeitungs-Comptoir hieselbst und sämmtliche Preuß. Postämter, durch welche die Evangelische Kirchen-Zeitung ohne Preiserhöhung aber nur ganzjährig bezogen werden kann.

Literarische und sonstige Mittheilungen mit directer Post beliebe man an den Herrn Herausgeber selbst zu adressiren. Zum Beischluß für den Buchhandel geeignete nicht eilige Briefschaften und andere Einsendungen bitten wir an uns durch Vermittlung unseres Commissionärs in Leipzig, des Herrn Buchhändler Rud. Hartmann, versehen mit der Bemerkung: Zur Post! Für die Evangelische Kirchen-Zeitung in Berlin, gelangen zu lassen.

Gustav Schlawitz
Verlagsbuchhandlung.

Inhalt.

Seite

№ 10. Zur Erinnerung an Pastor Harms in Hermannsburg 105

Beilage. 113

Eine Predigerwahl in Greifswald 115

Shakespeare's Macbeth 119

— 11. Aus und über Mecklenburg-Schwerin. Die Kirche und die Ritterschaft 121

Nachrichten. Eine Frage in Sachen der heiligen Taufe aus Pommern 128

— 12. Shakespeare's Macbeth. (Fortsetzung) 129

Beilage. Kirchliche Erinnerungen an Rom. II. 137

Nachrichten. Berlin 141

— 13. Kirchliche Erinnerungen an Rom. II. (Schluß) 145

Shakespeare's Macbeth. (Fortsetzung) 149

Nachrichten. Paris 150

— 14. Shakespeare's Macbeth. (Schluß) 153

Kirchliche Erinnerungen an Rom. III. 158

Beilage. Die vereinigte Generalsynode der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern d. d. Rh. vom Jahre 1865 161

Nachrichten aus Westfalen, Greifswald, Magdeburg 166

— 15. Die Weisen aus dem Morgenlande. I. 169

— 16. Die Weisen aus dem Morgenlande. I. (Schluß) 177

Die vereinigte Generalsynode der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern d. d. Rh. vom Jahre 1865. (Schluß) 179

Beilage. 185

Kirchliche Erinnerungen an Rom. III. (Schluß) 188

Zur Armenpflege 191

— 17. Zur Armenpflege. (Schluß) 193

Auch ein Wort die „Kirchthür" betreffend 198

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 3. März. № 18.

Die Weisen aus dem Morgenlande.

Zweiter Artikel.

Wir wenden uns nach den allgemeinen Erörterungen über die Geschichte der Kindheit Jesu jezt speciell zu dem Berichte über den Besuch der Weisen. Wie sehr dieser Thatsache der Stempel der Erhabenheit aufgeprägt ist, das erhellt daraus, daß selbst die Vertreter der destructiven Kritik dieser Erzählung ihre Bewunderung nicht versagen können. Weiße sagt: „Diese Erzählung ist ohne Frage, sowol was die Tiefe und Erhabenheit des Sinnes, als was die Anmut und Schönheit der Erfindung betrifft, die Krone aller dieser mythischen Dichtungen; ein Gebilde, das zu den außerordentlichsten und wunderbarsten gehört, welche die Sagenpoesie aller Völker und Zeiten hervorgerufen hat.“ Solche Anerkennung führt weiter als diejenigen meinen, die sie aussprechen. Für erhabene Dichtungen fehlt in der christlichen Urzeit jede Grundlage und jede Analogie. Die apokryphischen Evangelien und die Schriften der Apostolischen Väter, namentlich der Hirte des Hermas zeigen, daß die menschlichen Mittel der Bildung, über welche die älteste christliche Zeit zu gebieten hatte, sehr gering waren.

Schleiermacher meinte: „Von der Persönlichkeit der Weisen wird uns viel zu wenig etwas Bestimtes erzählt, woher und wer sie eigentlich gewesen? so daß auch hier diese Unbestimtheit es unwahrscheinlich macht, daß diese Geschichte so sollte aus dem Munde der Maria gekommen sein.“ Dabei ist aber außer Acht gelassen, daß Matthäus die Geschichte nur im Interesse ihrer Vergleichung mit der Weissagung berichtet und nur insoweit, als sie dieser Vergleichung dient. Und dann fällt die Unbestimtheit zum Teile nur auf die Rechnung des Auslegers und die Erzählung gibt, schärfer angesehen, über die Person der Weisen hinreichende Auskunft.

Woher waren die Weisen? Wir antworten: sie waren aller Wahrscheinlichkeit nach aus dem Parthischen Reiche. Dies Reich, gegründet im Jahre 256 vor Christo, umfaßte, als es seine volle Ausdehnung erhalten hatte, die Länder zwischen dem Euphrat und Indus, oder, wie Josephus sagt (Archäol. B. 20 C. 4 §. 2), von dem Euphrat bis nach Bactrien. Zu den Juden stand es in nahen Beziehungen. Die Parther spielten auch diesseits des Euphrat in Syrien öfter den Meister. Herodes hatte mit ihnen schwere Kämpfe zu bestehen. In seinen Anfängen war sogar Jerusalem von ihnen eingenommen und geplündert worden. In der Aufzählung der ausländischen Juden, welche die Zeugen der großen Thaten des Herrn an dem ersten christlichen Pfingstfeste waren, stehen nicht zufällig die Parther an der Spitze, ihnen folgen die durch Religion und Sitte mit ihnen verbundenen Meder und Elamiter.

Auf die Parther führt schon die Bezeichnung des Vaterlandes der Weisen. Es wird gesagt, sie seien aus dem Osten gekommen, haben im Osten den Stern gesehen. Daß damals das Parthische Reich das Reich des Ostens genant wurde, hat schon Wetstein nachgewiesen. Der Geschichtschreiber Justinus z. B. sagt (4, 1, 1): „Die Parther, bei denen jezt, als ob sie die Welt mit den Römern geteilt hätten, die Herschaft des Ostens ist.“ Auch abgesehen von diesem bestimten Sprachgebrauche, mußten die ersten Leser des Matthäus bei dem Osten schon deshalb zunächst an das Parthische Reich denken, weil dies im Osten das nächste Heidenland war: zwischen ihm und Judäa lag nur die Arabische Wüste. Dann auch wegen der unverkennbaren Beziehung, in der das: aus dem Osten, auf das Vaterland Bileams steht, den nach 4 Mos. 23, 7 Balak, der König Moabs, holen ließ von den Bergen des Ostens. Auch Bileam war nach 4 Mos. 22, 5 aus dem Lande zwischen dem Euphrat und Tigris, welches in der Zeit der Ankunft der Weisen die Parther inne hatten, aus Pethor am Euphrat.

Auf das Land der Parther führt auch, daß die Weisen als Mager bezeichnet werden. Das war der Eigenname der Weisen bei den Völkern, welche der Zendreligion huldigten, und wenn der Name von den Weisen auch bei andern Völkern vorkomt, wie allerdings schon in Jerem. 39, 3 von den Magern der Chaldäer die Rede ist, so ist dies nur als Ausnahme zu betrachten, erklärt sich zum Teil auch daraus, daß das Persische Magerwesen in der Zeit des Synkretismus, der Vermengung der Religionen und Denkweisen, wie sie nach Alexander eintrat, Anhänger und Nachahmer fand, wie z. B. der jüdische falsche Prophet Elymas der Mager in Apgsch. 13, 6 ein solcher Affe der wirklichen Magier war, und sogar seinen Namen in einen Persischen umsezte, ebenso vielleicht auch Simon in Apgsch. 8, 9. Jedenfalls steht das fest, daß der Name der Mager, wenn nicht ausdrücklich Anderes gesagt wird, auf die Zendreligion hinführt. Lucian bei Wetstein weist hin auf „die sogenanten Mager, dies weissagende und den Göttern geweihte Geschlecht, bei den Persern, Parthern, Bactriern und Medern.“ Porphyrius be-

merkt: „Bei den Persern werden diejenigen, welche weise sind in Bezug auf das Göttliche und demselben dienen, Mager genant. Denn das bedeutet das Wort in ihrer Sprache. So groß und ehrwürdig aber wird dies Geschlecht bei den Persern geachtet, daß auch Darius Hystaspis auf sein Denkmal unter Anderem schreiben ließ, er sei auch Lehrer in den Magischen Wissenschaften gewesen." Nach Vellejus Paterculus kamen mit den Gesandten der Parther zu Sulla auch einige Mager, die ihm aus Merkmalen des Körpers weissagten, sein Leben und sein Gedächtnis werde himlisch sein.

Nicht ohne Bedeutung ist auch, daß grade unter den Völkern der Zendreligion das Judentum bedeutenden Anklang gefunden und Einfluß ausgeübt hatte. Dieser Einfluß begann mit den Zeiten des Cyrus. Durch ihn kam zuerst ein Israelitisches Ferment in die Persische Religion. In seinem zu Anfang des Buches Esra mitgeteilten Edict, das wahrscheinlich unter dem Einflusse Daniels entstand, bekent er auf Grund der ihm mitgeteilten Weissagungen des Jesaias, die von dem großen Sieger aus Osten reden, welchen der Herr erwecken und seine Wege ebnen wird: „alle Reiche der Erde gab mir Jehova, der Gott des Himmels, und er hat mir befohlen, ihm ein Haus zu bauen in Jerusalem, welches in Juda." Keine der alten Religionen bietet so auffallende Berührungen mit dem A. T. dar, wie die Zendreligion, und daß diese Berührungen aus dem Einflusse zu erklären sind, welchen in den Zeiten nach dem Exil das Judentum auf die Perser ausübte, wird jezt nach dem Vorgange von Stuhr wieder ziemlich allgemein anerkant; der Versuch, das Verhältnis umzukehren, welchen eine frühere unkritische Zeit machte, wird jezt mehr und mehr aufgegeben. Am stärksten tritt die Abhängigkeit der Persischen Religion von der Jüdischen hervor in der Lehre von dem großen Engel oder Offenbarer Gottes und von dem zukünftigen Erlöser. Das ausgeführteste Bild dieses Heilsvermittlers tritt uns in einem der späteren Persischen Religionsbücher, dem Buche Bundehesch, entgegen. Er heißt dort Sosiosch, eine seltsame Composition aus dem Griechischen und aus dem Hebräischen Namen des Erlösers unter den Juden.

Nicht ganz ohne Bedeutung ist auch folgender Zug. Das ehrfurchtsvolle sich Niederwerfen des Niederen vor dem Höheren ist im Allgemeinen Orientalische Sitte. Es fällt aber auf, daß diesem Acte in unserer Erzählung eine ganz besondere Bedeutung beigelegt wird. Die Weisen bezeichnen es als den eigentlichen Zweck ihres Kommens, sich vor dem neugebornen König der Juden niederzuwerfen. Herodes, der in seiner Schlauheit sich dem Standpunkte der Weisen anbequemt, fordert sie auf, dem Kinde genau nachzuforschen, „damit auch ich komme und mich vor ihm niederwerfe." Dann wird noch berichtet, daß sie sich vor dem Kinde niedergeworfen haben. Nachdem sie dies gethan und ihre Geschenke dargebracht haben, ist ihre Mission vollendet. Auch dieser Zug paßt vortrefflich zu den Persischen Sitten. Als einen Persischen Brauch bezeichnet Herodot (B. 1, 134) das sich Niederwerfen. Polyän erzählt: „Die Satrapen sprangen von ihren Sitzen herab und warfen sich vor Darius nieder und machten ihn zum Könige der Perser." Josephus (Archäol. B. 20, 3, 1) von Artabanus, dem Könige der Parther, da er zu Izates, dem Könige von Adiabene, seine Zuflucht genommen hatte: „und da er in seine Nähe gekommen, warf er sich zuerst nach der vaterländischen Sitte vor ihm nieder."

Auch das Darbringen der Geschenke paßt gut zu unserer Ansicht von dem Vaterlande der Weisen. Aelian (v. h. 1, 31) sagt: „Es ist eine Persische Sitte, daß man dem Könige Geschenke darbringt. Dieses Persische Gesetz wird besonders sorgfältig von ihnen beobachtet. Wenn der König eine Reise unternimt, so bringen ihm alle Perser, ein jeder nach seinem Vermögen, Geschenke dar und man nent das „Gaben", δῶρα, dasselbe Wort, welches auch bei Matthäus vorkomt. Seneca (epist. 17) sagt: „Die Könige der Parther kann Niemand begrüßen ohne Geschenk."

Haben wir also das Vaterland der Weisen festzustellen gesucht, so fragt sich ferner: woher hatten die Weisen ihre Kentnis des Königes der Juden, der als solcher zugleich der König der ganzen Welt sein sollte: denn nur auf Grund dieser Anschauung konten die Weisen sich veranlaßt fühlen, ihm ihre Huldigung darzubringen. Diese Thatsache hat zur Voraussetzung, daß das Heil zwar von den Juden komt, aber auch für die Heiden bestimt ist.

Auf den ersten Anblick nun scheint die Erkentnis des Königes der Juden durch die Weisen nur davon abgeleitet zu werden, daß sie seinen Stern gesehen haben. Aber dabei werden wir nicht stehen bleiben dürfen. Wir müssen, wenn wir nach der gangbaren Annahme den Stern als ein äußerliches Phänomen betrachten, jedenfalls eine innerliche Offenbarung hinzunehmen, durch welche den Weisen die Bedeutung des Sternes in untrüglicher Weise kundgethan wurde, und die Annahme, daß die Weisen, wie ihr alttestamentliches Vorbild Bileam, der Mann, der die Gesichte des Allmächtigen sah, niederfiel und dem die Augen geöffnet wurden, 4 Mos. 24, 4, einer solchen innerlichen Offenbarung teilhaftig wurden, wird uns verbürgt durch die göttliche Weisung, die sie erhielten, nicht zu Herodes zurückzukehren. Wurde ihre Rückreise durch eine innere göttliche Mitteilung bestimt, so dürfen wir um so mehr erwarten, daß ihrer Reise eine innerliche göttliche Mitteilung voranging. Wird die Erscheinung des Sternes als eine rein innerliche betrachtet, so erfolgte die innere göttliche Offenbarung eben durch diese Erscheinung. Aber auch bei der innerlichen Offenbarung dürfen wir noch nicht stehen bleiben. Die Schrift, sagt Chemnitz, lehrt durchgängig, daß der Glaube aus der Predigt komt, die Predigt aus dem Worte Gottes, Röm. 10, 17. Innere göttliche Mitteilungen können nur an solche ergehen, welche entweder zu dem Volke der Offenbarung gehören oder im Zusammenhange mit dem Volke der Offenbarung stehen. Das zeigt uns auch das hier so nahe liegende Beispiel Bileams. Die Grundlage der unmittelbaren göttlichen Offenbarungen bildete bei ihm die Teilnahme an dem Schatze der Offenbarung, welcher bei dem Bundesvolke niedergelegt war. Er hatte ursprünglich das Gewerbe

eines heidnischen Wahrsagers und Zeichendeuters getrieben, im Interesse der ihn beherschenden Leidenschaften des Geld- und Ehrgeizes. In schmerzlicher Erfahrung mußte er das Unsichere und Lose seiner Kunst erkennen. Da verbreitete sich die Kunde von den herlichen Thaten des Herrn für Israel. Bileam nahm sie mit großer Aufmerksamkeit auf und that Alles, was in seinen Kräften stand, um zur näheren Kentnis des Gottes Israel und seiner Offenbarungen zu gelangen. In der Hoffnung, auf diese Weise an den neuen, dem menschlichen Geschlechte geschenkten Kräften teilnehmen zu können, war er entschlossen, sich ihm zu weihen. Seine Weissagungen ruhen durchweg auf den Grundverheißungen, welche uns das erste Buch Mose's mitgeteilt hat. Die Kentnis dieser Verheißungen konte Bileam nur von dem Volke entnommen haben, bei dem sie aufbewahrt wurden.

Die Annahme, daß die Weisen in einem näheren Zusammenhange mit den Juden und ihren Messianischen Erwartungen standen, die uns durch diese allgemeinen Erwägungen nahe gelegt wird, erhält Bestätigung durch specielle Gründe. Die Weisen ziehen nach Jerusalem, um dort nähere Kunde von dem Erlöser zu erlangen. Die Annahme liegt nahe, daß sie von dort aus oder durch die Juden, die dort ihren Mittelpunkt hatten, die erste Kunde von dem zukünftigen Erlöser erhielten. Sie suchen den „König der Juden", den Herscher, der von den Juden ausgeht und von ihnen aus sein Reich ausbreitet: wo nach ihrer eignen Anschauung der Anfang der Herschaft ist, da wird auch der Quellpunkt der Erwartung zu suchen sein. Ferner, die Worte der Weisen: „wir haben seinen Stern gesehen" spielen unverkennbar an auf die Worte Bileams in 4 Mos. 24, 17: „Ich sehe ihn aber nicht jezt, ich schaue ihn aber nicht nahe, es geht auf ein Stern aus Jakob und ein Scepter geht auf aus Israel." Wie Bileam, so sind auch sie, wie ihr Name Mager zeigt, Inhaber geheimer Wissenschaften und Künste. Heeren in den Ideen (1, 452. 55) sagt von den Magern: „Ihnen liegt allein die Beobachtung der heiligen Gebräuche ob, man kann nur durch sie Gebete oder Opfer darbringen. Sie sind die einzigen Mittelspersonen zwischen der Gottheit und dem Menschen; nur ihnen offenbart Ormuzd seinen Willen; nur sie blicken in die Zukunft und enthüllen sie dem, der bei ihnen danach forscht. — Der allgemein dort eingeführte Glaube an Vorhersagungen, besonders aus Constellationen, die eben daher allgemein beobachtete Sitte, keine Unternehmung von einiger Wichtigkeit ohne den Rath derer zu beginnen, die davon Kentnis besitzen, und das blinde Vertrauen, was man diesen zu schenken pflegt, verschafften ihnen nicht nur den enschiedensten Einfluß auf alle Privatverhältnisse, sondern auch auf alle öffentlichen Unternehmungen." Wie Bileam, so bleiben auch die Weisen nicht stehen bei dem, was sie auf diesem Wege erforschten, sondern ihr unbefriedigtes Gemüt sucht tieferen Aufschluß, da, wo es allein zu finden, bei dem Volke der Offenbarung. Es ist ganz natürlich, daß ihnen bei ihren Nachforschungen, die um so leichter zum Ziele führen mußten, da Mitglieder des Bundesvolkes damals durch die ganze Welt zerstreut und die in die damalige Weltsprache, die griechische, übersezten heiligen Bücher desselben, so leicht zugänglich waren, wobei daran zu erinnern, daß der Kämmerer der Königin Kandake selbst auf dem Reisewagen in dem Buche des Jesaias liest, ebenso die Weissagung Bileams von dem Stern aus Jakob entgegentrat, wie Bileam die Verheißungen *an* die Patriarchen und *durch* dieselben entgegengetreten waren. Grade diese Weissagung in ihr Bewußtsein aufzunehmen, hatten sie um so mehr Grund, da sie von einem solchen ausgesprochen worden, der mit ihnen in gleichem Verhältnisse stand. Was der einzige heidnische Prophet gesprochen, den wir in der Reihe der Propheten finden, das schien besonderer Aufmerksamkeit der Heiden, was der Seher „aus dem Osten", daß schien besonderer Aufmerksamkeit der „Mager aus dem Osten" wert. Auf dem Grunde dieser überlieferten Erkentnis erhob sich die übernatürliche Erleuchtung, die ohne eine solche Grundlage nie vorkomt. Ihrem von der Sehnsucht nach dem von Bileam angekündigten Sterne aus Jakob erfüllten Gemüte offenbarte Gott die Bedeutung des Sternes, welcher die Erfüllung der Weissagung Bileams ankündigte, offenbarte ihnen, daß er die Geburt des Königes der Juden ansagte, oder auch nach anderer Auffassung: ließ Gott einen hellen Schein in ihren Herzen aufgehen, welcher die Geburt des Erlösers ankündigte. Wie Bileam freudig sein: ich sehe ihn und ich schaue ihn, ausgerufen, so konten auch sie nun sprechen: wir sahen seinen Stern. Daß die Weissagung Bileams eine der Grundlagen der Messianischen Hoffnung der Weisen bildete, wurde schon in der alten Kirche erkant. Origenes in der Schrift gegen Celsus (1, 60) sagt: „Sie nahmen an dem Himmel ein göttliches Zeichen wahr und wollten gern die Bedeutung desselben wissen. Es waren aber die Weissagungen Balaams, der ihre Kunst so wol verstanden hatte, in ihren Händen. Sie trafen in denselben die Weissagung von dem Sterne an. Hieraus schlossen sie, daß derjenige Mensch geboren sein müsse, der mit dem Sterne zugleich ist vorherverkündet worden." Cyprian in der Rede vom Sterne und von den Magern sagt: „sie hatten aus den Weissagungen Bileams vernommen, daß ein Stern aufgehen werde in Jakob" und ebenso erklärt sich Hieronymus.

Doch es liegt noch Anderes vor, was zeigt, daß die Weisen an der den Juden gewordenen Erkentnis teilnahmen. Es fällt auf, daß die Weisen, so wie sie die Kunde von der Geburt des Erlösers erhalten, sogleich entschlossen sind, zu reisen, um ihm ihre Huldigung darzubringen, obgleich doch einer Weisung, die sie in dieser Beziehung erhielten, nicht gedacht wird. Dann muß auch die Betrachtung der *Gaben* den Blick auf einen verborgenen Hintergrund lenken. Das Gold als Huldigungsgabe lag nahe, aber Weihrauch und Myrrhen liegen sehr fern. Beide Thatsachen finden ihren Schlüssel in der Betrachtung der Weissagung des A. T. Es war natürlich, daß die Weisen, wie überhaupt die gottesfürchtigen Heiden, ihren Blick besonders auf die Weissagungen des A. T. richteten, welche den Heiden einen Anteil an dem Reiche des Erlösers zusprechen, ebenso natürlich, wie daß der einzige Heide unter den Propheten sie besonders interessirte. Solche Weissagungen treten uns schon in den ersten An-

fängen des Volkes Gottes entgegen: durch den Samen Abrahams sollen alle Geschlechter der Erde gesegnet werden, dem Silo, dem aus Juda hervorgehenden Erlöser sollen die Völker gehorchen, 1 Mos. 49, 10. Den eigentlichen Glanzpunkt aber unter diesen Weissagungen bildet das 60. Cap. des Jesaias, desselben Propheten, in den sich auch der Kämmerer aus Mohrenland vertieft: „Stehe auf, werde Licht, denn es komt dein Licht und die Ehre des Herrn geht auf über dir. Denn siehe, die Finsternis bedecket die Erde und Dunkel die Völker, und über dir wird der Herr aufgehen und seine Ehre wird erscheinen über dir. Und es wandeln Völker zu deinem Lichte und Könige zu dem Glanze, der dir aufgeht. Erhebe ringsum deine Augen und siehe, sie alle versammeln sich, kommen dir, deine Söhne werden von fernher kommen und deine Töchter an der Seite gepflegt werden. Dann wirst du sehen und erglänzen und es bebet und erweitert sich dein Herz, denn zugewandt wird dir des Meeres Reichtum, das Vermögen der Völker wird kommen dir. Eine Flut von Kamelen wird dich bedecken, die Dromedare Midians und Ephas, sie alle von Saba werden kommen, Gold und Weihrauch bringen und das Lob des Herrn verkündigen." In dieser Stelle, welche zurückweist auf V. 10 des von Salomo verfaßten und das Gegenbild Salomos, den großen Friedefürsten der Zukunft, feiernden 72. Psalmes: „die Könige von Saba und Sabäa werden Geschenk darbringen", haben wir die Grundlage für den Entschluß der Weisen, die Huldigungsreise zu unternehmen und die dereinstige vollständige Erfüllung vorzubilden, haben wir zugleich die Grundlage für die Auswahl der beiden ersten Geschenke, das Gold und der Weihrauch stehen da bei einander: der leztere weist auf solchen Ursprung um so mehr hin, da er eigentlich zum Gebrauche im Heiligtum bestimt ist als die symbolische Darstellung der Gebete der Heiligen, so daß die Verkündung des Lobes des Herrn seine Ausdeutung ist. Als Gabe der Weisen an das Jesuskind wird er nur begreiflich, wenn seine Beziehung auf diese Grundstelle erkant wird. Es bleibt nur noch die Myrrhe übrig. Die alttestamentliche Grundlage für diese gewährt uns der 45. Ps., welcher die Königliche Hochzeit des Messias mit den Völkern der Erde feiert. Es heißt da in V. 9: „Myrrhen, Aloe und Kassia sind deine Kleider": sie duften so lieblich von den köstlichsten Wolgerüchen, als ob sie ganz daraus beständen. Die Kleider sind die, welche der König am Tage der Freude seines Herzens, der Vermälung mit den Bräuten der Völker der Erde trägt. Die Myrrhe steht dort an der Spitze.

Auch darin müssen wir noch eine Jüdische Einwirkung erblicken, daß die Weisen von vornherein von der baldigen Zukunft des großen Königes der Zukunft überzeugt sind, eine Ueberzeugung, welche die Grundlage der auf übernatürlichem Wege erlangten Gewißheit von der eben erfolgten Geburt bildet, die nur den Suchenden und Fragenden zu Teil werden konte. Unter den Juden war damals die Erwartung der nahen Zukunft des Messias eine sehr lebendige. Sie gründete sich auf die Weissagung Daniels vom Kommen des Messias zur Zeit des vierten Weltreiches, des damals schon vorhandenen Römischen, dann auf die Weissagung Daniels von den siebzig Jahrwochen, welche bis zur Ankunft des Messias verfließen sollten. Simeon und Hanna nehmen die Stellung von Dienern an, welche in jedem Augenblicke auf die Ankunft ihres Herrn warten. Die Leztere redet nach Luc. 2, 38 zu Allen, welche die Erlösung erwarteten in Israel. Die gespante Erwartung, mit der damals das Volk der Ankunft des Messias entgegensah, würde uns noch deutlicher entgegentreten, wenn nicht Josephus aufs Sorgfältigste Alles verhüllte, was sich auf die Messianischen Hoffnungen seines Volkes bezieht. Sueton sogar gibt uns davon Kunde, indem er berichtet, der Kaiser Claudius habe die Juden aus Rom vertrieben, weil sie in Folge ihrer Messianischen Hoffnungen in beständiger Unruhe gewesen seien.

Die Weisen aus dem Morgenlande, in ihrem Zusammenhange mit den Juden und ihren Messianischen Erwartungen, bilden keine vereinzelte Erscheinung. Was von ihnen berichtet wird, erweist sich als ächt geschichtlich dadurch, daß es nur eine einzelne Erscheinungsform einer weit verbreiteten Bewegung ist.

Es ist einer der Grundgedanken der Prophetie, daß durch das Aufkommen der Weltreiche die Rückkehr der Heiden zu dem wahren und lebendigen Gott vorbereitet werden soll. Haggai z. B. weissagt in C. 2 gewaltige Erschütterungen, wodurch die Kraft der Heiden gebrochen, ihr Stolz gedemütigt und also in ihnen die Empfänglichkeit für das Heil hervorgerufen werden sollte: freiwillig kommen dann die Heiden und weihen sich und alles Ihre dem Herrn. Dies zu bewirken ist grade der Zweck der Erschütterung, das höchste Ziel, welches Gott bei der Leitung der Weltbegebenheiten verfolgt. Dieselbe Idee finden wir mehrfach bei Jesaias ausgesprochen. In C. 19 z. B. schildert er zuerst das Gericht, welches über das stolze Aegypten durch die Weltmächte ergeht, dann, wie dies Gericht ihm zum Heile gereicht. Die früher verachtete Gemeinde des Herrn wird nun ein Gegenstand ihrer Ehrfurcht, Altäre werden dem Herrn errichtet im Lande Aegypten und zu einem Bundes- und Brudervolke vereinigt dienen Aegypten, das durch gleiche Demütigung zu gleicher Erkentnis gelangte Assur und Israel gemeinschaftlich dem Herrn.

Diese Verkündungen haben ihre vollkommne Erfüllung erst durch die christliche Kirche gefunden. Allein die Anbahnung der Erfüllung gibt sich schon in den Jahrhunderten zu erkennen welche der Gründung der Kirche vorausgingen. Es zeigt sich in ihnen in der Heidenwelt eine Bewegung zum Judentum, wie sie in der Zeit vor dem Exil und ehe die Weltmächte ihr Werk gethan hatten, nicht im entferntesten ihres Gleichen hat. Der erwachenden Sehnsucht der Heiden kamen manche Umstände fördernd entgegen: die Ausbreitung der Juden über alle Länder, die Erhebung des Griechischen zur Weltsprache seit den Zeiten des Macedonisch-Griechischen Reiches, die Entstehung der Alexandrinischen Uebersetzung, die Organisirung des Büchermarktes und

Beilage.

Buchhandels und was Dr. v. Zezschwitz in der trefflichen fünften Vorlesung der Apologetik, die welthistorische Vorbereitung des Christentums, bemerkt: „Schranken, an denen Jahrtausende gebaut, sinken nieder. Es bildet sich ein nie gesehener geistiger Weltmarkt, auf dem die Völker die Früchte jahrhundertelanger Geistesarbeit austauschen, die vorher wie unter Verschluß gelegen. Ein allgemeiner Mischungs- und Gährungsproceß begint." Daß in diesem Proceß zuweilen das Judentum den Kürzeren zog, zeigt das Beispiel des Elymas. Im Ganzen und Großen aber war es entschieden im Vorteil. Mit der Griechischen Monarchie ging der Scepticismus Hand in Hand, und die tieferen heilsbedürftigen Gemüter suchten im Judentum Ersaz für das Verlorne. Viele ließen sich durch die Beschneidung unter Israel aufnehmen, noch weit größer war die Zahl derjenigen, die sich an das Judentum anlehnten. Der Kämmerer aus Mohrenland, der zum Feste nach Jerusalem zieht, der auf seinem Wagen den Propheten Jesaias liest, den Philippus fragt: verstehst du denn auch, was du lieseſt? und der freudig die Hilfe des Philippus annimt, ist Repräsentant einer großen Schar innerlich Gleichgestellter. Cornelius, Justus, Lydia, die „Gottesfürchtigen" zu Antiochien in Pisidien, Thessalonich, Athen, Korinth treten uns in der Apostelgeschichte entgegen. Bei dem ersten christlichen Pfingstfeste waren nach Apgsch. 2, 10 nicht blos Juden, sondern auch Proselyten aus allen Ländern, also auch aus den an der Spitze genanten Parthern zugegen. Bei dem lezten Passafeste Jesu wird in Joh. 12, 20 der Griechen gedacht, „die hinaufzogen, daß sie anbeteten auf dem Feste." Josephus sagt in B. 20 C. 2 der Archäologie: „Zu dieser Zeit trat die Königin der Adiabener Helena und ihr Sohn Izates zu den Sitten der Juden über", und berichtet dann ausführlich, wie dies geschah. Ein Jüdischer Kaufmann hatte den König, dessen Reich unmittelbar an das Parthische gränzte, zuerst unterwiesen. Ein Galiläischer Jude, Eleazar, bewog ihn, sich der Beschneidung zu unterwerfen. Helena, die Mutter des Königes, unternahm eine Reise nach Jerusalem. Izates sandte dahin reiche Geldmittel. Als seine fünf Söhne heranwuchsen, schickte er sie nach Jerusalem, „damit sie" — sagt Josephus — „dort unsere vaterländische Sprache und Bildung genau lernen sollten." Nach Jerusalem wurden die Gebeine des Izates gesandt und dort begraben. Daß speciell die Messianischen Hoffnungen der Juden sich weit über die engen Gränzen Palästinas hinaus verbreitet hatten, zeigt die bekante Stelle des Suetonius in dem Leben Vespasians C. 4: „Es war in dem ganzen Oriente die alte und beständige Meinung verbreitet, das Geschick wolle, daß zu dieser Zeit von Judäa solche ausgehen werden, die sich der Weltherrschaft bemächtigen"; zeigen die untergeschobenen sibyllinischen Weissagungen, in denen Juden ihre nationalen Hoffnungen unter den Heiden in Umlauf zu bringen suchen; zeigt die vierte Ecloge Virgils, die unter dem Einflusse dieser Weissagungen entstanden ist.

Es eröffnet sich uns hier ein merkwürdiger Blick in das Walten der göttlichen Vorsehung. Die Wegführung Judas in das Exil hatte neben dem Zwecke vergeltender Strafe und heilsamer Anregung zur Buße, noch andere weiter und höher liegende. Juda wird ins Exil geführt, um die zerstreuten Schafe Israels zu sammeln, um den schon fast erstorbenen Geist wahrer Frömmigkeit unter den im Exil befindlichen Bürgern des Zehnstämmereiches zu beleben und eine Wiedervereinigung der Auswahl unter ihnen mit der Gemeinde Gottes zu bewirken. Als dieser Zweck erreicht ist und wieder ein Israel vorhanden, kehrt der Kern und Stamm des Volkes zurück, damit das israelitisch-religiöse Leben in dem neuen Tempel einen Mittelpunkt finde. Das Volk kehrt aber nicht ganz zurück, sondern ein bedeutender Teil bleibt im Exil. Dieser wird durch den engen Zusammenhang, in dem er fortwährend mit dem Mittelpunkt steht, vor dem Versinken in heidnisches Wesen bewahrt. In ihm organisirt sich eine große Mission unter den Heiden, die durch göttliche Fügung in späteren Zeiten mehr und mehr Ausdehnung gewint, indem die Juden sich über alle Länder der Erde verbreiten. So wird die Heidenwelt aufmerksam auf das schon vorhandene Licht, der eine wahre Gott hat überall seine Zeugen, und was die Hauptsache ist, es ist dafür gesorgt, daß das volle Licht, wenn es unter Israel erschienen, sogleich allen Völkern der Erde sichtbar werden muß. Das Babylonische Exil bildet somit die nothwendige Voraussetzung der Gründung der christlichen Kirche unter den Heiden, und was scheinbar die Herschaft des Herrn auch in dem kleinen Winkel zerstörte, den er sich vorbehalten, das war ein Mittel in seiner Hand, es über alle Völker der Erde auszubreiten.

Nachrichten.

Briefe über die kirchliche Lage in Italien.*)

III.

Florenz, den 5. November 1865.

Bei meinen bisherigen Berichten über die reformatorische Bewegung in Italien habe ich, wie Sie bemerkt haben werden, sowol in

*) Es ist nicht zu vergessen, daß diese Briefe der in London erscheinenden Zeitschrift „Guardian" entlehnt, von einem Gliede der anglikanischen Kirche geschrieben sind. Manche der hier geäußerten politischen und kirchlichen Ansichten wollen, um recht verstanden zu werden, in diesem Lichte angesehen sein. A. d. Uebers.

Bezug auf die entwickelte Thätigkeit, als auch auf den erlangten Erfolg, solchen Gemeinschaften, die nicht zur Englischen Kirche gehören, eine überwiegende Bedeutung beigelegt. Sowol die angeführten Thatsachen, die auch dem oberflächlichen Beobachter in die Augen springen, als auch die Gerechtigkeit, die man der gezeigten Opferwilligkeit und Rührigkeit schuldet, forderten dies. Besonders muß die große Freigebigkeit der schottischen Kirche gerümt werden, welche für die Waldenser hier in der Via de' Seragli ein theologisches Colleg mit Kirche gegründet hat. Eine andere bemerkenswerte Thatsache ist die Errichtung einer italienischen Presse, um Diodatis Uebersetzung des N. Testaments zu drucken, woraus der Vorteil entsteht, daß die Schrift in rein italienischer Gestalt ohne ein Zeichen des Imports vom Auslande her, dem Volk in die Hände komt. Auch verdient die Unterstützung, welche diesem kostbaren und gefährlichem Unternehmen von Seiten der Bibelgesellschaft zu Teil geworden ist, hervorgehoben zu werden, ohne welche die Ausführung kaum möglich gewesen wäre. Die dritte, 10,000 Exemplare starke Auflage ist so eben vom Drucker an die Bibelgesellschaft abgeliefert worden, während diese sie wiederum in Läden, in denen sie die Miethe bezahlt und Agenten besoldet, unter dem Kostenpreis verkauft. Diese Beihülfe, nicht zu gedenken der persönlichen Thätigkeit, muß jedem Beobachter der reformatorischen Bewegung auffallen und von ihm, welche Bedenken es sonst haben mag, im Ganzen gebilligt werden. Während ich mir jedoch bewußt bin, bei obiger Darstellung mich weder Uebertreibungen noch Irtümer schuldig gemacht zu haben, wenn ich jene Bewegung als eine äußerst lebendige und feurige schilderte: so darf ich mich anderseits in Bezug auf andere Eindrücke jezt der Hoffnung hingeben, daß mein Bericht einseitig war. Ich war Anfangs zu der Annahme geneigt, nicht nur daß die eben geschilderte Wirksamkeit die bedeutendste sei, was sie in der That ist, sondern auch, daß die Elemente, denen sich andere, nach unserer Anschauung gesundere religiöse Einflüsse zuwenden könten, fast ganz fehlten. Andere englische Kirchengemeinschaften schienen in Italien eine Mine entdeckt zu haben, die sie in Uebereinstimmung mit den eigenen kirchlichen Anschauungen bearbeiten konten. Die bischöfliche Kirche aber schien unthätig geblieben zu sein, zum Teil vielleicht aus Ungewisheit über die einzuschlagende Richtung, zum Teil aber auch weil sich nach ihrer Einwirkung kein Verlangen zeigte. Man nahm an, daß die oberen und selbst die mittleren Klassen in Italien in dem Maße von Vorurteilen und Aberglauben oder von Gleichgiltigkeit oder auch gradezu von Unglauben umgarnt seien, daß sich nicht hoffen ließ, ihr Ohr zu gewinnen für kirchliche Rathschläge, wie wir allein sie geben können, geschweige denn, daß sie uns einladen oder unsere Hülfe anrufen sollten. Von einer Nation, bei der Passaglia seine Zweifel äußerte, „nicht sowol ob sie gut katholisch sei, sondern ob sie überhaupt noch irgend etwas aufrichtigen Christenglauben sich bewahrt habe," schien man nichts anders erwarten zu können, als daß sie entweder gegen umbildende Bewegungen ganz gleichgiltig bleiben oder doch sich radikaleren Einflüssen hingeben würde, als von unserer Gemeinschaft ausgehen konten. Ein fernerer Grund für die geringere Erwartungen, welche ich hegte, bestand in der Schwirigkeit, mich in der Stille mit den Anschauungen eines größeren Teils des Klerus bekant zu machen oder die hierüber veröffentlichen Darstellungen richtig zu würdigen. Die einzige Quelle sicherer Belehrung schien, wie gesagt, in einem vertraulichen Umgang zu liegen, der sich nur bei längerem Aufenthalt anknüpfen ließ.

Diese Aussichten waren nichts weniger als ermutigend, sie bleiben in der Hauptsache richtig, doch habe ich seitdem Hoffnung geschöpft, daß noch eine andere Seite vorhanden ist. Quellen gründlicher Belehrung, die sich neuerdings aufgeschlossen haben, zeigen mir eine Art kirchlichen Sinnes, der sich zwar bisher wenig in offenkundigen Handlungen kundgegeben hat, aber nur der Teilnahme und Ermutigung bedarf, um sich weiter auszudehnen und einer äußerlichen Hilfe, um eine bleibende und bedeutende Gestalt anzunehmen. Mit anderen Worten: trotz der allgemeinen Gottlosigkeit, der Gleichgiltigkeit und des Aberglaubens Solcher, die sich Katholiken nennen, zeigen sich in Italien Spuren des Vorhandenseins einer zahlreichen Klasse von Laien und Geistlichen, die uns gern auf halbem Wege entgegen kommen und, was noch wichtiger ist, ihre Bereitwilligkeit dazu öffentlich erklären würden, wenn sie unserer Unterstützung bei einem offenen Hervortreten sicher wären, dessen bedenkliche Folgen für sie neuere Vorkommisse nur zu deutlich an's Licht gestellt haben. Mit Ausnahme einer Presse jedoch von sehr bescheidenen Ansprüchen und beschränktem Leserkreis gibt es wenig äußere Bekundungen dieser Richtung. Dieselbe ist sehr verschieden von jener oben beschriebenen, mehr rührigen thatkräftigen Bewegung. Ich kann Ihren Lesern vielleicht am Besten eine Vorstellung davon geben, wenn ich die Art und Weise schildere, wie ich mich durch Fragen, Lectüre und Unterhaltungen mit verschiedenen Leuten zu verschiedenen Zeiten damit bekant gemacht habe.

Ich fing bei solchen Gesprächen gewöhnlich gleich mit der Hauptsache an und drückte meinen Zweifel an dem Vorhandensein oder wenigstens der Lebensfähigkeit des Gesuchten aus. Gibt es wirklich, fragte ich, hier unter der Geistlichkeit, oder auch unter den Laien ein Verlangen nach kirchlicher Neugestaltung, nach einer gesunderen Form katholischer Lehre, und nach einer mehr christlichen und volkstümlichen Kirchenverfassung? Ja, war die Antwort, solch ein Verlangen ist wirklich vorhanden! Aber bei der größeren Mehrzahl hat es bis jezt noch keine bestimte Gestalt angenommen oder ein bestimtes Ziel in's Auge gefaßt. Bisher war es wenig mehr als ein Gefühl — immaginazione, glaube ich, war der Ausdruck, dessen man sich bediente. Gibt es denn keine Mittel, auf dieses Gefühl, dieses Verlangen nach Besserem einzuwirken, um es auszubreiten und an das Licht zu ziehen? Man wisse keines, hieß es mit einer italienischen Geste, die nichts weniger als Ermutigung ausdrückte, außer der Presse, der religiösen Presse — la stampa. Anfang und Ende aber, bemerkte ich, bei diesem bloßen Schreiben und Drucken würden Streitereien sein; ein irgendwie greifbares, praktisches Ergebnis könne dabei nicht herauskommen. Könte man nicht ebenso gut etwas thun, als reden? Che volete? ward mir zur Antwort; Sie haben gesehen was Passaglia that und was daraus geworden ist. Sobald eine mehr bestimte Richtung eingeschlagen wird, sehen sich die Betreffenden in offene Feindseligkeiten verwickelt mit einer Autorität von überwiegender Macht, während sie selbst jede Grundlage außer ihrem Eifer und ihrer Opferwilligkeit verlieren. Ihre alten Freunde unter der Geistlichkeit lassen sie entweder sämtlich im Stich oder werfen ihnen furchtsame Blicke zu, aus Scheu vor den entstehenden Folgen. Allerdings haben sie viele Gesinnungsgenossen, aber das hauptsächliche Bestreben derselben ist, sich selbst möglichst außer Schußweite zu halten. Das Publikum ist bis jezt entweder zu gleichgiltig gegen solche Fragen oder zu unerfahren in selbständiger Behandlung und unabhängiger Thätigkeit bei religiösen Dingen, als daß von dort her Unterstützung zu erwarten

wäre. Die Regierung hält sich von diesen Kämpfen fern aus Furcht, ihr Verhältnis zur Kirche noch mehr zu lösen und ihre politische Lage noch schlimmer zu machen. Aber, fragte ich weiter, befindet sich denn ein so großer Teil der italienischen Geistlichkeit wirklich in einer so schlimmen Lage, daß sie für ihr tägliches Brod allein abhängig sind von dem täglichen Messelesen und den hierfür gebotenen Gelegenheiten? So ist es allerdings, war die Antwort; für einen großen Teil der Weltgeistlichen liegen hierin die einzigen Subsistenzmittel. Ein Grund dafür ist, abgesehen davon, daß ein Priester nach Gutdünken und Einfall seiner Vorgesetzten ohne Weiteres abgesetzt werden kann, der Umstand, daß ein großer Teil der Geistlichkeit aus den untersten Volksklassen hervorgeht, und so nur eine sehr mangelhafte Bildung besitzt; denn von Erziehung kann hier nicht die Rede sein.

Die Folge davon ist, daß Niemand unter ihnen Vermögen oder ein selbständiges, wenn auch noch so geringes Einkommen hat; auch haben sie nie gelernt auf andere Weise ihr Brod zu verdienen. Sie sind im eigentlichen Sinne des Wortes Bettler, die nichts weiter können als zu ihrem Unterhalt eine Messe lesen und in den Händen anderer nützliche Werkzeuge sein, um das Volk durch die Beichte und Verweigerung der Sacramente im geistlichen Gehorsam zu halten. Und dies wirft ein Licht auf die sonst unerklärliche Erscheinung, was aus Passaglia und seinen 9000 Priestern geworden und warum eine scheinbar so große Bewegung hier in Italien bereits fast zur Mythe geworden ist und sich in Nebel aufgelöst hat. Die große Mehrheit der Priester, die Passaglia's Protest gegen die weltliche Macht des Papstes unterzeichneten, waren Männer auf welche obige Beschreibung paßt. „Solche Leute" (man bedenke, daß der welcher diese Bemerkung machte, selbst 3000 Unterschriften gesammelt hatte) — „solche Leute legen einer Unterschrift wenig Gewicht bei", und schwören den nächsten Tag eben so schnell das wieder ab, wozu sie sich heute verpflichtet hatten. Sie unterzeichneten ohne Zweifel mit der schwachen Hoffnung, vielleicht ihrer Knechtschaft ledig zu werden, oder in der Erwartung, daß sie so ein Auskommen sich verschaffen könnten, das sie sicher stellte. Als sie aber nach etlichen Tagen fanden, daß man ihnen in der Sacristei die Erlaubnis zum Messelesen verweigerte und sie mit dem Verlust ihrer einzigen Erwerbsquelle bedroht waren, wenn sie nicht widerriefen und sich unterwürfen: da zogen sie ihre Namen zurück und dachten nicht mehr an die Sache, sondern geriethen wieder in die alte hoffnungslose Routine hinein. Nur Wenige hatten mit Ueberzeugung unterzeichnet, in dem vollen Bewußtsein von der Bedeutung und den Folgen dieses Schrittes, die sie entschlossen waren über sich ergehen zu lassen. Diese halten noch jezt tapfer aus im Kampfe, obgleich vereinsamt und gegen eine gewaltige Uebermacht. Ihre höhere Bildung vermöglicht ihnen, jezt wo sie vom Priesteramte ausgeschlossen sind, sich gelegentlich andern Beschäftigungen zuzuwenden. Hier und da hilft ihnen auch die Regierung und gibt ihnen einen Professorenstuhl an einem Lyceum oder an einer Universität. Andere finden Beschäftigung bei der kirchlichen Presse, bei Zeitschriften wie, dem „Esaminatore," oder dem „Emancipatore Kattolico." Aber sie haben offenbar eine schwere Stellung und es ist hier eine ernste Frage, die an die Glieder der englischen Kirche herantritt, ob man nicht, trotz der Bedenken nach der einen Seite hin und der vielen Pflichten, die unserer noch zu Hause warten, diesen Leuten die Hand des Mitgefühls und der brüderlichen Gemeinschaft offener und kräftiger bieten müsse, als bisher geschehen ist.

Man bedenke, daß dies die Leute in Italien sind, die in ihren religiösen Gefühlen und Anschauungen am meisten mit uns übereinstimmen. Ich habe oben kurz gezeigt, wie und wo der Raum bereits besezt ist und was für Beziehungen bestehen zwischen anderen religiösen Kreisen in Italien und anderen hier zu Lande, die jene nach ihrem Gewissen glauben unterstützen zu können. Die Waldenser z. B. brauchten Hilfe. Ein hervorragendes in Italien wohnendes Glied der schottischen Kirche sah, daß damals der rechte Augenblick zum Handeln gekommen war, als die von den Waldensern vertretene Richtung bei uns ihr Haupt zu erheben anfing. Was thut er? Er schreibt an 4 Glieder seiner Kirche und schlägt vor, Jeder von ihnen solle zu diesem Zwecke als eine Hilfe für die, welche in Italien dieselbe religiöse Richtung verfolgen, die Summe von tausend Pfund (6600 Thlr.) beitragen. Und wunderbar, er bekomt auch nicht eine abschlägliche Antwort. Die 4000 Pfund kommen zusammen und die Waldenser erhalten das oben erwähnte Seminar für ihre Zwecke. Sie brauchen sich nicht mehr vereinsamt, hoffnungs- und hilflos ihrer früheren Verfolgern und nunmehrigen Widersachern gegenüber zu fühlen. Soll die englische Kirche allein „aus Princip" diesen Leuten, welche auf sie hinblicken und gern mit oder selbst unter ihr gemeinsam handeln würden, alle oder fast alle Hilfe versagen? Haben wir für sie, die ihre Hände nach uns ausstrecken, nichts weiter als Gefühle, Erklärungen, furchtsame Winke oder höchstens Rathschläge und das blos aus Scheu, uns eines Schisma schuldig zu machen? Von was einem Schisma ist denn hier die Rede und wer darf uns Schismatiker nennen? Hat man uns nicht schon längst mit diesem Namen gebrandmarkt? Sind wir denn aber wirklich Schismatiker oder Ketzer, blos weil Rom uns in seinem Aerger so schimpft? „Selbst Schismatiker!" antwortet der Abbé Guetté in seinem Buche Rome Schismatique, für das er von der Universität Moscau die theologische Doktorwürde erhielt. Wenn wir nur selbst ein reines Gewissen haben, so kann es uns gleichgiltig sein, wie uns Rom titulirt.

Berichtigung.

In einem Artitel der Evangelischen Kirchenzeitung über die Verhandlungen des Mecklenburger Landtages befindet sich ein Passus, worin es heißt:

> „Herr von Oertzen-Lübbersdorf scheute sich nicht zu sagen: Die Pastoren, welche das dritte Gebot aufrichten wollten, hätten das achte Gebot selbst übertreten und vor dem Großherzog falsch Zeugnis abgelegt. Er sah sich zwar genötigt, in der nächsten Sitzung öffentlich zu widerrufen, allein das Wort bleibt als ein Herzensgeständnis wenigstens dieses Herrn."

Da ich in den Tagen, wo die Verhandlungen über die von den Mecklenburgischen Regierungen proponirten Veränderungen des Gesetzes der Sontagsheiligung auf dem Landtage stattfanden, in der steten Begleitung meines Vaters, des Ober-Hauptmann von Oertzen-Lübbersdorf, mich befand, so kann ich der Wahrheit gemäß versichern, daß derselbe die Erklärung, worin er die in der Hitze der Debatten während der Landtags-Verhandlung gemachte Aeußerung über die Geistlichkeit Mecklenburgs zurücknahm, aus eigenem und

freiem Antrieb zu Protokoll gab, ohne vorher sich auch nur mit einem seiner auf dem Landtage anwesenden zahlreichen Freunden in irgend einer Weise besprochen zu haben.

Ich kann es nicht zugeben, daß in einem Blatt, wie die Evangelische Kirchenzeitung, welche im Allgemeinen nur in solchen Kreisen Verbreitung findet, die in ihren politischen und kirchlichen Ansichten uns nahe stehen, eine factische Unwahrheit und Entstellung des Charakters meines Vaters Verbreitung findet.

Berlin, den 23. Februar 1866.

A. v. Oertzen auf Remlin.

Pommern.

Die Bitte des Unterzeichneten um sofortige Berichtigung der Thatsachen, welche in der Mitteilung über die Predigerwahl in Greifswald wider Willen falsch dargestellt wären, hat Erfolg gehabt. Die Beilage zu Nr. 14 bringt solche Berichtigungen; indeß, wie ich wol mit iniger Genugthuung sagen darf, nur wenige und — mit einer einzigen Ausnahme — nur unerhebliche. Von wirklichem Belang ist nur der klare Nachweis in dem Schreiben des P. Woltersdorf, daß die in meinem Bericht erwähnten Schlagwörter in seiner Predigt nicht vorgekommen sind. Der Unterzeichnete gibt die unumwundene Erklärung ab, daß es ihm leid thue, auf Grund einer unrichtigen Relation Unrichtiges mitgeteilt zu haben.

In Summa also: Mit Beziehung auf eine umfassende, viele Details berührende, nur auf die Mitteilungen Anderer sich stützende Darstellung habe ich die Berichtigung herausgefordert. Dieselbe ist bereitwillig gegeben und Jedermann kann nun selbst prüfen, wie viel oder wie wenig zu berichtigen gewesen ist.

Somit könte die ganze Controverse geschlossen werden, gäbe mir die Schlußhälfte des Woltersdorf'schen Schreibens nicht Veranlassung zu einigen kurzen Bemerkungen. Der P. W. nimt an, daß auf „leichtfertiges Gerede hin" die Befürchtungen, welchen ich einen öffentlichen Ausdruck verliehen, bei mir Eingang gefunden. Diese Annahme ist irrig, und dieser irrigen Annahme setze ich die bestimte Versicherung entgegen, daß die Befürchtungen von Männern ausgesprochen wurden, deren ernste und wahrheitsliebende Gesinnung unzweifelhaft ist, deren Namen zum Teil wenigstens sowol auf dem Gebiete des Lebens als der Wissenschaft in weiteren Kreisen einen guten Klang haben. Und ich meine, der P. W. wird dieser Versicherung eben so viel Glauben schenken müssen, wie ich seiner Versicherung Glauben geschenkt habe, daß beim Halten seiner Predigt keinerlei Abweichung vom Concept stattgefunden. — Ob es gerathen sei, bei einer persönlichen, das eigene Interesse vertretenden Polemik ein Gotteswort heranzuziehen, um den Gegner damit in verletzender Weise zu strafen, stelle ich der Erwägung anheim. Bis zu dieser Stunde meine ich noch, daß das von mir mit dem Einsetzen meiner Persönlichkeit frei und offen vor aller Welt in dieser Wahlangelegenheit geredete Wort nicht unnütz, sondern nütze sei. Es wird den Nutzen haben, die Wahrheit in der einen oder andern Weise zu fördern. Was Anderes hat denn mein erster Bericht gethan, als daß ich durchaus sachlich und rein objectiv aussprach: So ist das Urteil der einen, so das der andern Partei! Wer einiger Maßen ein Verständnis solcher für die Oeffentlichkeit bestimten Mitteilungen hat, wird in meinem ersten Bericht kaum etwas Anderes finden können, als einen offenen Appell an den Pastor Woltersdorf selbst; einen Appell etwa dahin zu formuliren: So urteilt man über Dich; nun sprich Du selbst nur klar und wahr aus, worin dies Urteil unbegründet ist. Hätte der P. W. sich herbeigelassen, seine Stellung zur Schenkelschen Richtung klar zu präcisiren, von dessen Bestrebungen sich entschieden loszusagen; wäre dann das vermeintlich unnütze Wort nicht von großem Nutzen gewesen? Solche Erklärung hätte alle Besorgnisse gehoben, hätte sofort Frieden gestiftet.

Schließlich eine allgemeine Bemerkung ohne alle und jede Beziehung auf das Schreiben des P. W., dessen im Ganzen ruhigen und gemäßigten Ton ich anerkenne, wol aber mit scharfer Beziehung auf die andern Entgegnungen, welche mir öffentlich und auch privatim in der verletzendsten Form zugegangen sind. In diesen Entgegnungen spielt bald offen, bald versteckt die Frage eine Hauptrolle: Ob es ein Verbrechen sei, der Schenkelschen Richtung zu huldigen? Ich gebe die Antwort mit einer Gegenfrage: Seit wann ist es ein Verbrechen, wenn evangelische Geistliche auf Grund des Ordinationsgelübdes und auf Grund der kirchlichen Ordnungen den für verderblich und verwerflich erachteten Bestrebungen Schenkels entgegentreten? Worin ich in den Augen der Gegner gefehlt, womit ich ihren Zorn mir zugezogen habe, weiß ich sehr wol. Ich habe es gewagt, in die Prärogative des Liberalismus einzugreifen. Die Fortgeschrittenen prätendiren das Vorrecht, allein und nur in ihrem Interesse die Oeffentlichkeit ausbeuten zu dürfen. Wenn sie die Männer ihrer Partei, die großen wie die kleinen Schenkel, mit Weihrauch bestreuen und jeden conservativ- oder kirchlich-gesinten Mann mit jeglicher Waffe angreifen, so ist das selbstverständlich ein weiser und löblicher Gebrauch der Oeffentlichkeit. Wird die Waffe der Oeffentlichkeit von Einem ihrer Gegner angewendet, dann ist sogleich der Schrei der Entrüstung über Denunciation, Parteifanatismus, Pharisäertum u. s. f. fertig. Dann beginnt sofort durch alle demokratische Blätter eine wilde Hetzjagd auf ein so frevelndes Beginnen. Indeß, je wilder die Jagd, desto schneller geht sie vorüber und schließlich bleibt die Wahrheit doch als Wahrheit bestehen.

G. A. Wollenburg,
Pastor.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 7. März. № 19.

Die Weisen aus dem Morgenlande.

Dritter Artikel.

Die dargelegten Thatsachen zeigen, daß die Weisen aus dem Morgenlande nicht außerhalb des geschichtlichen Zusammenhanges stehen, daß man gar keinen Grund hat, sie der dichtenden Phantasie zuzuweisen. Wäre diese hier geschäftig, so würde die Erzählung einen andern Anblick darbieten. Wie die Erzählung sich ausnehmen würde, wenn sie aus den Weissagungen des A. T. herausgesponnen wäre, das zeigen die Veränderungen, welche diejenigen vornahmen, die eine zu directe Beziehung der Geschichte auf die Weissagung voraussezten. An die Stelle der Weisen sezten sie Könige, an die Stelle des Morgenlandes das in der Weissagung genante Arabien, welches schon Justin der Märtyrer mehrfach als das Vaterland der Mager bezeichnet. Die Geschichte bewährt ihre Selbständigkeit eben darin, daß ihre Uebereinstimmung mit der Weissagung nur eine ideelle und freie ist. Die Dichtung würde auch gewiß nicht die Weisen, nachdem ihnen durch den Stern die Geburt des Erlösers angekündigt war, in der näheren Erforschung seines Geburtsortes auf sich selbst gewiesen haben. Der Stern würde sie in der Dichtung sogleich zu dem Kinde geleitet haben.

Wenden wir uns zu der näheren Betrachtung dieses Sternes. In der Verwerfung der zuerst durch Kepler vorgetragenen Annahme einer Constellation stimmen wir mit der destructiven Kritik überein. Wir können uns die Worte von Br. Bauer aneignen: „Der evangelische Bericht steht in der That hoch über den ängstlichen Verirrungen der Theologen. Er weiß nichts von einer selbsterſonnenen Theorie der Mager, nichts von einem Irrtum, den Gott zufällig zu einem höheren Zwecke benutzen konte, ihm ist vielmehr der Stern, die Erkentnis seiner Bedeutung, und die wunderbare Kraft, mit der er die Mager zum göttlichen Kinde leitete, von Gott gewirkt.“ In der Erzählung ist immer nur von einem Sterne die Rede, nicht von einer Conjunction von Sternen, die Bewegung und das Stehenbleiben des Sternes in V. 9 bleibt bei jener Hypothese unerklärt, ebenso die Thatsache, daß der Stern während der Reise aus dem Osten nach Jerusalem von den Weisen nicht gesehen wird. Die Weissagung Bileams redet von einem Sterne, nicht von einer Conjunction von Sternen. Die Annahme der Constellation verdankt nur dem krankhaften Bestreben ihren Ursprung, für die Angaben der Schrift anderswo Bestätigungen aufzusuchen, als ständen diese nicht durch sich selbst fest genug. Man will darauf pochen können, daß die Erzählung „so merkwürdig mit den Resultaten der neuesten astronomischen Wissenschaft übereinstimt.“ Uns wiegt diese Uebereinstimmung weit leichter, als das Interesse, welches grade bei diesem Punkte das unmittelbar göttliche Eingreifen hat. Wenn dies beseitigt wird, so verliert die Thatsache einen großen Teil ihrer Bedeutung. Die Weisen aus dem Morgenlande sind nur dann die wahrhaften Repräsentanten der zukünftigen Zukehr der Heidenwelt, wenn sie durch unmittelbar göttliche Wirkung zu Christo hingeführt wurden. Wir haben aber keinen Grund, uns hier bei der destructiven Kritik zu bedanken. Daß der Stern mit der Astronomie nichts zu thun hat, das wurde durch die kernhafte Theologie von jeher erkant. Chrysostomus z. B. sagt: „Dieser Stern war nicht einer von den vielen, sondern eine unsichtbare Kraft, die solche Gestalt angenommen hatte. Das ist zuerst aus der Bewegung deutlich.“ Euthymius: „Es war kein natürlicher Stern, sondern nur dem Aussehen nach ein Stern, in Wahrheit aber eine göttliche Kraft.“ Chemnitz: „Der Stern wurde weder vorher noch nachher gesehen. Er bewegt sich, er weist den Weg, zeigt sich im Oriente, verbirgt sich dann, und zeigt sich plötzlich von Neuem, da sie von Jerusalem abreisen, was Alles auf einen natürlichen Stern nicht paßt. Es war ein wunderbares Meteor an einem sehr niedrigen Orte.“ Der fromme und gelehrte, zu keinen Concessionen geneigte Berliner Theologe Elsner in dem Commentar zu Matthäus nahm sogar an, daß der Stern blos den Weisen sichtbar gewesen sei und sich durch göttliche Wirkung ihrer inneren Anschauung dargestellt habe, eine Ansicht, die manche Schwirigkeiten vermeidet und nichts Bedenkliches hat, sobald man nur jeden Gedanken an eine subjective Einbildung fernhält, die Innerlichkeit nur der Aeußerlichkeit entgegenstellt, nicht der Gegenständlichkeit und Wesenhaftigkeit. Die Weisen sind nach dieser Auffassung das Vorbild derjenigen, in deren Herzen nach 2 Petr. 1, 19 der Morgenstern aufgeht, als der Wiederschein des in der Welt erschienenen Christus. Es scheint, daß nur von dieser Auffassung aus, durch welche die Weisen Simeon und Hanna näher gerückt werden, sich das: „wir sahen seinen Stern“ der Weisen erklärt, welches voraussezt, daß ihn zu sehen ein Privilegium der Weisen war, während eine äußerlich hervortretende Erscheinung von Allen, welche zwei Augen hatten, in gleicher Weise gesehen werden mußte. Manche freilich werden sich in diese Auffassung nicht

finden können, weil ihnen das Gebiet der Innerlichkeit wenig zugänglich ist und sie gewohnt sind, alles grob materiell zu fassen. Mögen diese aber sich hüten, eine Differenz in das Gebiet des Glaubens zu versetzen, die auf einem ganz andern Boden ihre Wurzel hat. Diese Differenz betrifft übrigens nur die Form. Für das Wesen ist es gleich, ob man den Stern in das Gebiet der Aeußerlichkeit oder der Innerlichkeit verlegt.

Gegen diese kirchliche Anschauung von dem Sterne erhebt Strauß folgenden Einwand: „Als übernatürlicher, d. h. unmittelbar von Gott gesendeter und geleiteter Stern müßte er mehr geleistet, nämlich die Magier mit Umgehung von Jerusalem gleich nach Bethlehem gewiesen haben, um nicht durch Aufregung des alten Wütherichs in der Hauptstadt die armen Bethlehemitischen Kinder unnötigerweise ans Messer zu liefern. — Daß Gott im ordentlichen Natur- und Geschichtsverlaufe dergleichen Gräuel zuläßt, ist zu verstehen; daß er sie aber durch sein außerordentliches Eingreifen selbst herbeiführen sollte, wie hier die Kinder zu Bethlehem ungekränkt geblieben wären, wenn nicht, durch den Stern herbeigezogen, die Magier Jerusalem allarmirt hätten, ist nicht zu glauben.“ Die Sprache erinnert hier wie auch anderwärts bei Strauß an die des rohen Schriftspötters Edelmann im vorigen Jahrhundert. Wir dürften nicht erröten, wenn wir diesem Einwande auch nichts anderes entgegenstellen könten als das Wort: „wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege“, Röm. 11, 33. Die Sache steht aber anders. Die Tödtung der Bethlehemitischen Kinder ist nicht eine leidige Zugabe, sie gehört nicht minder in den Plan Gottes, wie die Errettung der heiligen Familie durch die Flucht nach Aegypten. Die „unschuldigen Kinder in Bethlehem“ sind die Kinder schuldbeladener Eltern. In ihnen wurden diese gestraft. Sie sind nicht, wie vielfach die kirchlichen Ausleger gemeint haben, das Vorbild der Märtyrer, sondern der Zerstörung Jerusalems. Ihr Tod rief Allen zu: „wenn ihr nicht Buße thut, werdet ihr Alle ebenso umkommen“, Luc. 13, 3. Der Apostel sagt: „sehet also die Güte und die Strenge Gottes“, Röm. 15, 2. Die Güte gab sich in der Geburt des Erlösers zu erkennen, und in der großen Freude, die durch sie denjenigen bereitet wurde, die auf die Erlösung harrten, die Strenge in diesem Gerichte über die scheinbar unschuldigen Kinder, welches zeigt, was Israel auf dem Wege seiner Werke finden wird. Ihre Eltern haben wir uns als Repräsentanten der Gleichgiltigen und der Feinde Christi zu denken. Daß so die Sache anzusehen ist, das zeigt die Weissagung des Jeremias, welche Matthäus als von Neuem in diesem Vorgange erfüllt darstellt. In dieser ist durchweg von einem verdienten Gericht über das Bundesvolk die Rede. Es heißt z. B. in C. 30, 15: „Was schreist du über deinen Schaden und über deinen verzweifelt bösen Schmerzen? Hab ich dir doch solches gethan um deiner großen Missethat und um deiner starken Sünden willen.“ Jeremias selbst stellt es in Aussicht, daß diese richtende Thätigkeit Gottes sich in der Zukunft wiederholen, daß neben der Gnade, welche die Zukunft in so großer Fülle bringen soll, eben so großer Schmerz hergehen wird, C. 30, 23. 24: „Siehe, das Wetter des Herrn wird mit Grimm kommen, ein reißend Wetter, über das Haupt der Bösen wird es einbrechen. Nicht wird nachlassen die Glut des Zornes des Herrn bis er gethan und bis er ausgerichtet die Gedanken seines Herzens, am Ende der Tage werdet ihr solches erfahren.“ Diese Verkündigung des Jeremias nahm in dem Bethlehemitischen Kindermorde gleichsam Fleisch und Blut an. Die Vorausdarstellung der Zukunft, welche wir in der Kindheit Jesu erblicken, würde unvollständig sein, wenn dieser Zug fehlte. Dem: „siehe ich verkündige euch große Freude“, geht hier das: „siehe ich verkündige euch großes Wehe“ zur Seite, was bei jeder neuen Kundgebung Christi der Begleiter des ersteren ist.

Noch müssen wir den Zusammenhang des Sternes der Weisen mit dem Sterne Bileams etwas näher ins Auge fassen. Der Stern Bileams ist Bild der Herschermacht, welche sich in Israel erheben und in der das Volk die Höhe seiner Bestimmung erreichen, weltbesiegend und weltherschend werden wird. Daß diese Herschermacht in dem Messias gipfeln wird, war schon in 1 Mos. 49, 10 verkündet worden. Der Stern der Weisen ist Symbol des Herschers, in welchem diese Herschermacht concentrirt hervortritt. Die Erscheinung des Sternes, das Bild des Propheten verkörpernd, zeigt an, daß die lezte und höchste Erfüllung seiner Weissagung eintreten wird. Ohne Zweifel war die Weissagung Bileams von dem Stern der Weisen Taggedanke und Traum bei Nacht, um so mehr, da sie von den Juden gelehrt waren, die Erscheinung des Heiles in nächster Nähe zu erwarten, da ihre Herzensstellung dieselbe war, wie die des Simeon und der Hanna und derer, welche die Erlösung erwarteten in Jerusalem. An diese ihre Herzensstellung schloß sich die göttliche Offenbarung an. Ihrem unverwandt auf die Erscheinung des Sternes gerichteten Auge wurde diese Erscheinung zu Teil. Daß sie ihnen auf dem Wege der Innerlichkeit gewährt wurde, darauf führt die Analogie ihres Vorbildes Bileam, der als der Mann mit geöffnetem Auge und als ein solcher, der das Gesicht des Allmächtigen sieht, den Stern erblickt.

Warum sehen die Weisen den Stern nur im Morgenlande, und dann nachher wieder, da er sie von Jerusalem nach Bethlehem geleitet? Warum werden sie durch ihn nicht gleich nach Bethlehem geführt? Diese Frage können wir nicht besser beantworten, als mit den Worten von Chemnitz: „Die Betrachtung dieses Umstandes gewährt uns eine treffliche Lehre, daß Gott die Erstlinge der Heiden, die er durch eine außerordentliche Offenbarung erweckt hatte, Christum zu suchen, hinführt zu seinem in den prophetischen Schriften geoffenbarten Worte und zu dem Lehramte, welches damals zu Jerusalem war, damit sie daher lernten, wer der Messias wäre, wo er zu finden. Denn so führt das himlische Gesicht auch Paulus und Cornelius zu dem Amte des Wortes.“ Der Unterschied gesunder kirchlicher Theologie und separatistischer Verirrung wird offenbar, wenn wir mit dieser Aeußerung die der Berleburger Bibel vergleichen, welche es den Weisen zur Sünde macht, daß sie sich nach Jerusalem wandten:

„Das Vorurteil von menschlichem Ansehen brachte sie dahin, daß sie meinten, der Messias möchte wol in Jerusalem geboren sein.“ (Von dieser Meinung findet sich keine Spur; die Weisen ziehen nur nach Jerusalem, um dort, in dem geistigen Mittelpunkte des Volkes der Offenbarung, zu fragen, wo der Messias geboren sei.) „Sie verloren aber darüber den Stern.“ (Auch das ist unrichtig.) „Diese Leute hatten von Jerusalem einen allzu abgöttischen Begriff, das doch mit samt dem Tempel zur Mördergrube gemacht war.“ Jerusalem lag allerdings tief darnieder und doch erhielten die Weisen dort den richtigen Bericht. Die unmittelbare göttliche Offenbarung gewährte ihnen nur die Kunde von der Thatsache, die nur auf diesem Wege erkant werden konte. In Bezug auf das Uebrige wurden sie auf die bereits vorliegenden Mittel der Erkentnis gewiesen. Ueber den Geburtsort des Messias hatten sie sich wahrscheinlich selbst schon eine Meinung aus der Weissagung des A. T. gebildet. Aber sie mochten hier ihrem Privaturteile nicht trauen. Sie wünschten Bestätigung für dieselbe durch die von Gott geordnete Auctorität zu erhalten. Daß der Stern ihnen wieder erschien, da sie von Jerusalem nach Bethlehem zogen, war der Lohn für diese demütige Unterwerfung unter Gottes Ordnung, war zugleich das Gegengewicht gegen das Aergernis, welches ihnen die traurigen Wahrnehmungen darbieten konten, die sie in Jerusalem gemacht hatten, ebenso gegen den Anstoß, den sie so leicht an der Niedrigkeit der Mutter und des Kindes nehmen konten.

Noch einmal — das Gefängnis.

Wir Leser der Ev. K. Z. haben gewiß den Aufsatz über das Leben in den Gefängnissen im vorigen Jahrgange mit großer Teilnahme gelesen. Mit Teilnahme sollte jeder Christ die Gefangenen betrachten; mit Teilnahme sollte sich die Kirche und der Staat der Gefangenen annehmen. Die Kirche — Gott sei Dank — hat sich des Wortes immer mehr erinnert: Ich bin gefangen gewesen und ihr seid zu mir gekommen. Als an einem Vormittage im vorigen Jahre ein Gottesdienst in der großen, geräumigen Zelle des Kreis-Gerichts-Gefängnisses zu S. gehalten wurde, sprach der die Gefängnisselsorge inspicirende Consistorial-Rath S. die Worte: „Die Kirche hat mich zu euch geschickt. Die Kirche hat euch Gefangene lieb, wie eine Mutter ihre kranken Kinder liebt.“ Es war eine erhebende Feier die Feier dieses Tages und von den ernsten und zarten Worten ist das nicht vergessen: die Kirche hat mich geschickt, die Kirche hat euch lieb. Immer wo uns unsere Kirche noch als eine Macht entgegentritt, als eine Macht der Liebe, die da sucht, was verloren ist, da heimelt es uns uns an, es wird uns, als wenn wir vom Vaterhaus und Mutterliebe hörten. Die Kirche, erinnert sie sich aber genug der Gefangenen? Schon jener oben angeführte Aufsatz erinnerte daran, daß so viele Diener der Kirche kein Herz für die Gefangenen haben. Sie sammeln für Missionen, sie feiern Missionsfeste; aber von ihrer Teilnahme

für Gefangene und entlassene Sträflinge hört man nichts. Der aber gesprochen hat: Gehet hin in alle Welt, spricht auch: Ich bin gefangen gewesen und ihr seid zu mir gekommen. Der Staat — nun er baut ja große und stattliche Gefängnisse; er sorgt gewis aufs allerbeste für Pflege und Gesundheit der Gefangenen; er sorgt ja auch für das geistige Heil derselben. Er stellt eigne Gefängnisgeistliche an; er besoldet Geistliche für die Verwaltung der Selsorge an kleineren Gefängnissen. Er thut viel, thut er genug?

Die armen Gefangenen — ich möchte einmal meine Gedanken, Klagen, Bitten aussprechen. Zuerst meine Gedanken. Warum, so habe ich schon oft gedacht, denkt die Kirche nicht sontäglich fürbittend der armen Gefangenen? Warum legt sie es nicht der Gemeinde im Gebete nahe, auch an ihre kranken Glieder zu denken und Teilnahme für sie zu haben. Wol beten wir am Bußtage: befreiest die schuldlos Gefangenen — aber gehen uns nur die schuldlos Gefangenen an und nicht vielmehr die schuldig Gefangenen. Ich dächte die Kirche hätte viel eher Grund für die schuldigen als für die schuldlos Gefangenen zu beten. Wenn aber die Kirche erst anfängt, diese Sache dem Herrn ans Herz zu legen, dann wird sich auch ein Eifer unter den Christen zeigen, für die Gefangenen zu sorgen. Es wurzelt alle sittliche Kraft, alle rechte selsorgerische Thätigkeit im Gebete. Dieses allgemeine Gebet für die Gefangenen wird zu einem speciellen in jeder einzelnen Gemeinde werden. Und diese speciellen Gebete, diese Gebete für einzelne sind doch die allerbrünstigsten. Wenn wir für die Heidenwelt beten hören, wem von uns sollte nicht das Herz über das Heidenelend bewegt werden, wer sollte sich über seine Lauheit in der Mission nicht anklagen? Aber ich glaube kaum, daß diese Gebete so recht tief gehen, wenn uns nicht ein ganz specieller Teil der Mission bewegt; das Gebet für die Gefangenen im Allgemeinen wird stets in den Gemeinden ein Gebet für einzelne werden, und das wird diese Gebete zu tiefen, fruchtbringenden machen. Wer jemals in seinem Leben für einen Menschen, für einen ganz bestimten Menschen gebetet hat, der wird wissen, zu welchen Werken der Liebe solch ein Gebet treiben kann. Ich denke also: es ist hohe Zeit, daß die Kirche anfängt, für die Gefangenen zu beten.

Die Gedanken waren schon eigentlich Klagen; aber wie viele wirkliche Klagen habe ich, wenn ich das Gefängnisleben betrachte. Ich kann nicht von dem Gefängnisleben in großen Gefängnissen sprechen; ich kenne es nicht; aber das Gefängnisleben in den kleinen Gefängnissen, aus denen sich die Zuchthäuser rekrutiren, dies Leben kenne ich seit Jahren sehr genau. Diese kleinen Gefängnisse haben so große Uebelstände, daß sie dringend einer Abhilfe bedürfen. Der Staat hat endlich auch diesen Sträflingen den Trost der Sündenvergebung durch die Predigt des Evang. und die Spendung des Sacraments zu Teil werden lassen. Aber wie kümmerlich doch. Alle 4 Wochen ein Gottesdienst. Der Sontag meist ohne Feier; die Feste ohne Feier. Wie viel Schwirigkeiten stellen sich dem Geistlichen entgegen, den Sontag zu einem Tage der Andacht, die Feste zu kirchlichen Feiern zu

gestalten. Da sitzen evang. und katholische Gefangene in denselben Zellen; sie können nicht gesondert werden, die Räumlichkeiten sind nicht vorhanden — wer nur einmal versucht hat, einen Gottesdienst außer dem gesezlichen in den Gefängnissen einzurichten, wird wissen, welche Schwirigkeiten er zu überwinden hat, und wie verbitternd für das Amt diese Schwirigkeiten sind. Ich klage also darüber, daß die Gefangenen keine Sontage und keine Feste haben. Aber ich klage noch mehr. Wie schrecklich ist es, daß eine große Zahl von Gefangenen in einer großen Zelle sich befinden. Selbstverständlich ist es, daß die Gefangenen sortirt werden; selbstverständlich ist es, daß schwere Verbrecher in eignes Gewahrsam und Untersuchungsgefangene in besondere Zellen gesteckt werden; aber Gefangene, um geringerer Vergehen willen verurteilt, verkehren zusammen, leben zusammen, schlafen zusammen, bilden gewissermaßen eine große Familie. Was geht wol vor, wenn Abends die Gefangenen ohne Licht lange Stunden sitzen? Da wird gespottet und gehöhnt; da werden schmutzige Geschichten erzählt; da wird alle Scham und aller Glaube weggelacht; da werden alle Geheimnisse der Dieberei, des Betrugs, der Gaunerei ausgekramt. Wie rührend klagen Gefangene bessern Gefühls über das Gräßliche solches gemeinschaftlichen Lebens, wo Unheil und Sittenlosigkeit, Frechheit und schmutzigste Gemeinheit herschen. Es steht mir noch immer jener junge Mann vor der Sele, der aus Leichtsinn einen Betrug begangen, die Räume des Gefängnisses zum ersten Male betrat. Der junge Mensch war aus guter Familie; er war leichtsinnig, aber noch nicht schlecht. Wie rührend war seine Klage, wie ernst sein Vorsatz sich zu bessern, als ich zum ersten Male mit ihm sprach. Als er abging, sagte er mir trotzig, er sehe jezt die Sache anders an. Er habe nur ein Paar Thaler aus der Kasse seines Principals entwendet; sein Principal habe viele Menschen durch einen Bankerott um Tausende von Thalern gebracht und gehe frei und geachtet einher — er habe keine Schuld; es komme nur darauf an, daß man großartig betrüge, dann habe das Gericht keine Strafe mehr. — Das Zusammenleben hatte ihn verdorben! Wie schrecklich, wenn man gar uneingesegnete Knaben dort um Holzdiebstahls willen mit allerlei schlechtem Gesindel zusammenbringt. Grade der Holzdiebstahl bringt so viele Menschen ins Gefängnis. Wer würde diesen Diebstahl entschuldigen wollen? Aber wir wissen, wie leider dieser Diebstahl angesehen wird, wie manchmal selbst ernstere Christen in den Gemeinden gar sonderbare Vorstellungen von diesem Diebstahl haben. Nun kommen die Holzdiebe mit andern Dieben in dieselbe Zelle; dort teilen sie sich ihr Leben mit; dort werden Rathschläge erteilt; dort wird die Scheidewand zwischen Holzdiebstahl und anderm Diebstahl niedergerissen. Der Gefangene wird nicht gebessert, sondern er komt schlechter aus dem Gefängnisse, als wie er hingekommen ist. Und doch sollte auch die irdische Strafe ein Abbild der himlischen sein, die nie blos die

Gerechtigkeit wiederherstellen, sondern auch zur Besserung ziehen will. Die Obrigkeit, welche ihr Amt von Gott hat, hat nicht nur die Pflicht, die Verbrecher zu strafen, sondern die Pflicht, die Verbrecher zu bessern. —

Zu bessern! Dazu gehört vor Allem, daß der Staat solche Menschen zu Gefangenaufsehern macht, welche wissen, daß Christus um unserer Sünde willen gestorben sei und daß durch das Blut Christi auch die sündigste Sele gereinigt werden kann; welche den Wert einer Menschensele auch in dem schwersten Verbrecher achten. Ich weiß recht gut, daß die Gefangenen eine starke Hand gebrauchen; aber eine starke Hand braucht nicht eine rohe zu sein. Mir ist es innerlichst zuwider, wenn man die Gefangenen mit falscher Sentimentalität ansieht. Es gibt Bücher, die solcher Sentimentalität huldigen; Bücher, aus denen man herausliest, daß eigentlich nur die Gefangenen die guten Menschen sind, alle andern die schlechten. Nein, es steht fest, es sind sehr kranke Glieder der menschlichen Gesellschaft, diese Gefangenen. Wer mit ihnen umgeht, der weiß, wie oft er betrogen und belogen wird; der erfährt, wie selten die Reue wahr, die Buße aufrichtig ist. Aber wie schlecht auch die Gefangenen sein mögen, sie sind erlösungsfähig, und daher hat der Staat die Verpflichtung, die Gefangenen zu bessern. Er muß Gefangenwärter anstellen, welche die Geistlichen unterstützen können. Gefangenwärter müssen ausgebildet werden; es dürfen das nicht durchweg nur solche sein, die eben einen Anspruch auf Civilversorgung haben. Auch solche müßten wenigstens eine Zeit lang in Rettungshäusern weilen, sie müßten zu dem Amte herangebildet werden. Denn das steht mir fest, nur die erbarmende Liebe kann die Herzen brechen. Man mache sich nur klar, daß die meisten Gefangenen solche sind, welche mit Not und Elend gekämpft haben, welche eine gewisse Bitterkeit gegen ihre Mitmenschen im Herzen tragen — solche Menschen kann nur die uneigennützige Liebe retten, nur die Liebe, welche von den Strahlen, die vom Kreuze Christi ausgehen, im Herzen der Menschen entzündet ist.

Ich klage ferner darüber, daß die Gefangenen nicht den strengen Befehl erhalten, sich bei ihrer Freilassung ihren Geistlichen vorzustellen. Der Geistliche namentlich bei großen, vor Allem bei städtischen Pfarreien wird gar nicht wissen, wer aus seiner Gemeinde gefänglich eingezogen und wieder entlassen wird. Das ist doch ein unerträglicher Zustand. Der Geistliche muß das wissen. Der Gefangene, auch wenn er nur wenige Tage zu sitzen hat, muß sich bei seinem Geistlichen melden. Welch' einen Segen würde das schaffen!

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 10. März. № 20.

Zum gegenwärtigen Stande der neuen kirchlichen Gemeindeordnung.

(Aus einer Ansprache bei Eröffnung einer Pommerschen Kreissynode.)

Es ist ja nicht zu verhehlen, daß das Institut der neuen kirchlichen Gemeindeordnung während seines nunmehr fünfjährigen Bestehens sich kaum über die Stufe des nackten Daseins hinaus ein wenig zum wirklichen Leben erhoben hat; das Pflänzlein wird durch die angeordneten regelmäßigen Versamlungen der Gemeinde-Kirchenräthe mit Mühe im Stehen erhalten und hat, weil ja der Lebenssaft der Kirche auch in ihm ist, wol hie und da Augen, aber wol kaum irgendwo Wurzeln getrieben. Habe ich dabei auch unsere Synode besonders im Auge, so scheint es, soweit meine Wahrnehmungen reichen, anderswo und auch weit über die Grenzen unserer Provinz hinaus nicht besser zu stehen.

Die Gründe möchten in Folgendem liegen:

Die neue Gemeindeordnung ist in erster Linie nicht aus einem in der Kirche der alten Provinzen ursprünglich erwachten und von den Gemeinden lebendig empfundenen Bedürfnis zu ihrer Selbsterhaltung, sondern aus einer durch die gewandelte Staatsform bedingten, von außen an sie herangetretenen Nötigung hervorgegangen, und demnach auch vorwiegend von Kirchenregiments wegen der Kirche aufgenötigt worden.

Daß dabei der Anschluß an die heimische Kirchenordnung verschmäht und dagegen es vorgezogen worden ist, statt einer organischen Weiterbildung derselben Raum zu geben, eine neue, auf angefochtener Theorie beruhende, teils von der reformirten Kirche, teils von den modernen Staatsformen entlehnte Organisation darzureichen, hat nicht dazu dienen können, ein williges Entgegenkommen zu erwecken. Teils hat dadurch der Argwohn Nahrung erhalten, als solle auf einem Umwege die in früherer Zeit von betreffender Seite offen erstrebte, die kirchlichen Bekenntnisse indifferenzirende und den Sonderbestand der beiden protestantischen Schwesterkirchen aufhebende Union allmälig doch durchgeführt werden; teils ist die Besorgnis rege geworden, es möchte bei der nur unvollkommen gewährten Garantie, ja auch trotz aller möglichen Garantien das einmal eingeführte, schon auf politischem Gebiete so verderbliche, in der Kirche aber vollends grundstürzende Princip der Majoritäten atomisirter Gemeinden unter veränderten Constellationen nur zu bald seine gefährlichen Consequenzen entfalten.

Wenn diese Bedenken und Anstöße vorzugsweise bei den Geistlichen und den in christlicher Gesinnung und kirchlichem Verständnis geförderten Laien eine lähmende Wirkung üben, so tritt bei den Gemeinden im Ganzen Anderes hemmend in den Vordergrund.

Zunächst liegt eine lebhafte persönliche Beteiligung an öffentlichen, das Gemeindeganze betreffenden Angelegenheiten durchaus nicht in dem Volkscharakter der östlichen Provinzen, wo die weit überwiegende, über ausgedehnte Flächen zerstreute, bei saurer anstrengender Arbeit auf materiellen Erwerb für das eigene Bestehen und Wolbestehen gerichtete und dabei im Ganzen und Großen sich wolbefindende Landbevölkerung weder Zeit noch Nötigung hat, viel über den nächsten Kreis und das nächste persönliche Bedürfnis hinaus zu sehen und zu sorgen.

Die Verhältnisse, auch die kirchlichen, sind einfach; die Einzelgemeinden, meist nur wenige hundert Selen, bilden gleichsam eine große Familie; Gewohnheit und Sitte üben eine Macht und geben Halt und Zucht; die Individualität ist im Ganzen wenig entwickelt; die Tragsamkeit für Notstände ist groß und die Mittel der Abhilfe sind im einzelnen Falle bald gefunden. Bei der Gemeinsamkeit der Interessen und, in den bäuerlichen Gemeinden, auch der Berathungen wird das Heraustreten Einzelner zu besonderen Besprechungen und Funktionen leicht mit Mistrauen angesehen und deshalb auch eine irgend verantwortliche Sonderstellung meist ungern übernommen und mit mehr Zaghaftigkeit und Vorsicht, als mit Mut und Eifer verwaltet.

Auch das kirchliche und christliche Leben geht mehr in einer kirchlichen und christlichen Gesinnung, in einer Einordnung in christliche Sitte und Gewohnheit auf, als es sich zu einem individuellen, klar bewußten und einsichtigen Glaubensleben gestaltet; sonach nimt auch das Handeln nach Außen hin im Allgemeinen seine Motive mehr aus der allgemeinen christlichen oder kirchlichen Sitte, als aus dem individuell-persönlichen Verhältnisse zu Gott und Christo.

Dazu komt die dem Nordländer überhaupt und dem Pommer vielleicht besonders eigentümliche Schwerfälligkeit zum Handeln und Verhandeln; die gerade dem Standesgenossen gegenüber vorzugsweise vorhandene Scheu, Mängel aufzudecken, Schäden entgegen zu treten, Erinnerungen laut werden zu lassen; die Blödigkeit,

dem Pfarrer gegenüber das Wort zu nehmen über Dinge, über welche diesem gern das richtige und kundige Urteil zuerkant wird, und doch auch hinwiederum die natürliche Unlust, ihm zu folgen, wenn es mit der eigenen Bequemlichkeit im Widerspruche steht. — Ist nun noch gar eine Collision mit dem Gutsherrn zu besorgen, so pflegt die Frage: was kann es mir nützen? was wird es mir schaden? vollends allen übrigen Rücksichten vorzugehen.

In den Städten hinwiederum ist die kirchliche Gesinnung vielfach geschwächt und die Macht der kirchlichen Sitte sehr gebrochen. Die höheren Stände, Beamte, Kaufleute, Großbürger einerseits, und die niederste Klasse, die flottante Bevölkerung, die Handwerksgesellen, ein Teil der Dienstboten und die Masse des Proletariates andrerseits sind der Kirche entfremdet und haben von Kirchentum, kirchlicher Gemeinschaft und kirchlichem Gemeingeist kaum eine Vorstellung; selbst in den zur Predigt und zum Sakrament sich haltenden Personen ist das kirchliche Gemeindebewußtsein, das Bewußtsein der organischen Zusammengehörigkeit zu wechselseitiger Erbauung im Glauben und Dienst der Liebe, das Bewußtsein kirchlicher Pflichten kaum noch vorhanden, und nicht selten stehen die bürgerlichen Behörden den kirchlichen Organen und namentlich dem Gemeinde-Kirchenrathe, in welchem sie einen unwillkommenen Beobachter, Mahner, wol gar Rivalen erblicken, miswollend gegenüber. Die Zahl der christlich lebendigen und kirchlich charakterisirten Gemeindeglieder ist meist sehr gering, und teils zum werkthätigen Hinaustreten über den Kreis des eigenen Hauses nicht geneigt, teils auch durch ausdrückliche Fernhaltung in Folge der Gemeindewahl davon ausgeschlossen, so daß die factischen Gemeinde-Kirchenräthe innerlich und äußerlich sich gelähmt darstellen.

Ist durch alles dieses nur eine geringe Wirksamkeit der Gemeinde-Kirchenräthe bedingt, so hat natürlich die gebotene Regelmäßigkeit der monatlichen Versammlungen mit schriftlicher Aufzeichnung der geführten Verhandlungen etwas zwiefach Beengendes, indem es für den Pastor nicht weniger niederschlagend ist, die häufige Resultatlosigkeit der stattgehabten Versammlung zu registriren, als für die Laienmitglieder entmutigend, die für ihren zeitlichen Beruf ihnen oft schwer entbehrliche Zeit auf eine fruchtlose und meist nur einseitig geführte Besprechung verwandt zu haben.

Nimt man dazu nun noch die natürliche, allem Fleische, Geistlichen wie Laien, inwohnende vis inertiae und die energisch vorwiegende materielle Richtung der gegenwärttgen Zeit, so wird man es nur zu erklärlich finden, daß die neue kirchliche Gemeindeordnung auf den bisher ins Dasein getretenen ersten Stufen noch wenig Einfluß auf das kirchliche Leben gewonnen hat, ja bei einem großen Teile der Gemeinde durchaus spurlos geblieben ist.

Habe ich damit ein treues, zwar ungeschminktes, aber, wie ich meine, auch unverzertes Bild des factischen Bestandes unserer kirchlichen Gemeindeordnung auf ihrer gegenwärtigen Entwickelungsstufe entworfen und auf die Ursachen hingewiesen, weshalb sie noch nicht zu einem irgendwie kräftigen Leben gelangt ist, so ist eben diese Darstellung wol geeignet, uns zum Nachdenken zu reizen, wie das in der Gemeindeordnung Gegebene bei allen ihm anhaftenden Mängeln für die Kirche inskünftige dennoch nutzbarer zu machen sei. Lassen Sie mich deshalb gegenüber den oben geltend gemachten Bedenken nun auch die für das Institut sprechenden und seine Brauchbarkeit bedingenden Momente hervorheben.

Daß die Veränderung der Staatsform auf die Verfassung der bisher mit dem Staate und seinem Regimente innigst verflochtenen Kirche eine Rückwirkung üben mußte, ist offenbar; daß mit der Entfesselung der natürlichen Kräfte und Strebungen, mit der höheren Erregtheit des socialen und politischen, des intellectuellen und industriellen Lebens auch eine Flüssigmachung der geistlichen Kräfte und eine Erhöhung des kirchlichen Lebenspulses gleichen Schritt halte, ist, wenn nicht Kirche wie Staat der Versumpfung und Auflösung entgegengehen soll, durchaus notwendig; daß dabei das in dem Staatsoberhaupt zugleich repräsentirte Kirchenregiment die Initiative ergriffen hat, ist natürlich. Von dort her, wo die Notwendigkeit der größeren Selbständigkeit der Kirche und ihrer gesteigerten Energie zunächst erkant wurde, mußten auch die Wege dazu zuerst gebahnt werden. Daß man dabei sich nicht genug an die bereits vorhandenen, historisch gewurzelten und rechtlich gesicherten Elemente zu einer reicher gegliederten kirchlichen Organisation gehalten, daß man modernen Kirchen- und Staatstheorien, vielleicht auch gewissen dynastischen Tendenzen einen ungebührlichen Einfluß eingeräumt hat, ist zu beklagen, darf jedoch nicht allzusehr entmutigen, wenn man dabei mit Händen greifen kann, wie Gott dennoch Seinen Weg zur Consolidirung der Kirche auf der Grundlage der kirchlichen Bekentnisse fortgeht, und durch die Raumgewährung des antichristlichen Geistes auf staatlichem und socialem, wie kirchlichem Gebiete alles, was überhaupt noch christlich bleiben will, je länger je mehr zu dem hoch aufgerichteten, deutlich erkennbaren und in heißen Feuerproben bewährten Paniere der Reformationssymbole sich sammeln läßt; so daß die begründete Hoffnung vorhanden ist, es werde, wie das falsche Majoritätsprincip des neueren Constitutionalismus bereits auf staatlichem Gebiete überall an seiner eigenen Consequenz zu Grunde geht, auch auf dem kirchlichen Verfassungsgebiete die fremde Beimischung bei fernerer Entwickelung sich wieder ausscheiden.

Es ist kein Zweifel, daß im Fortschritte der Zeit, in Folge der immer weiter sich ausbreitenden intellectuellen Bildung, der immer weiter um sich greifenden politischen und industriellen Regsamkeit, der durch die vermehrten geistigen und leiblichen Communicationsmittel immer rascher vor sich gehenden Ausgleichung der provinziellen Eigentümlichkeiten, im Vereine mit der zunehmenden Population bei gleichzeitiger Auflösung der gegenwärtigen gesellschaftlichen und sittlichen Potenzen auch bei unserem Volke mehr und mehr die persönliche Individualität zur Geltung gelangen, und damit auch ein erhöhetes und gegliederteres Gemeinschaftsleben eintreten wird. Wie wichtig ist es daher, daß die Kirche nicht den weltlichen und widergöttlichen

Mächten, welche ihre Zeit so trefflich wahrzunehmen wissen und mit so großem Geschick und energischer Consequenz in die noch unentwickelte und wenig orientirte Masse ihren bösen Samen streuen, das Feld allein überlasse, sondern mit gleichem Eifer den Acker für die künftige heilsame Ernte bereite. Wie kann das aber anders geschehen, als daß sie von Person zu Person die Glieder der Kirche zum geordneten selbstbewußten Rathen und Thaten aufmuntert und anleitet, und die Vorbedingungen zu einem lebendigen kirchlichen Organismus zu schaffen sucht? Und gibt nicht dazu eben die neue Gemeindeordnung eine willkommene Handhabe?

Aber auch abgesehen davon: es gibt der kirchlichen und sittlichen Notstände schon gegenwärtig so viele, und das kirchliche und christliche Leben bedarf unter uns an sich selbst so dringend der Hebung und sichtbaren Ausgestaltung, daß jedes Mittel, welches die helfenden Kräfte zu vermehren geeignet ist, mit Freuden ergriffen werden muß und um der noch anhaftenden Unvollkommenheit willen nicht verschmäht werden darf.

Freilich müssen wir dabei für den Anfang nicht gleich große Resultate und in die Augen fallende Früchte erwarten. Schon das regelmäßige Zusammenkommen zwischen Pastor und bestimmten erwählten Gemeindegliedern zu Gebet und Besprechung in dem Bewußtsein göttlichen und menschlichen Auftrages, schon die Existenz eines geordneten Organes, um die Kräfte des geistlichen Amtes in verstärktem Maße auf die Gemeinde hinüberzuleiten, schon die Constituirung eines solchen Halt- und Mittelpunktes für den Gemeindeorganismus ist ein Segen, gibt dem Pastor wie den einzelnen Laiengliedern einen Halt und eine Stärkung und gewährt eine wechselseitige Orientirung wie über allgemein kirchliche Fragen (Ehe, Sontagsheiligung, Gottesdienstordnung, Kirchenzucht), so über speciell gemeindliche Verhältnisse. Kann dabei die Führung eines Protokolles zur Registrirung der geschehenen Thaten oder gepflogenen Berathungen auch peinlich oder lästig sein, sofern eben wenig davon zu berichten ist, so ist doch nicht zu verkennen, daß dieselbe der sonst leicht dem Schlummer sich hingebenden Trägheit ein heilsamer Sporn, wiederum aber dem Fleiß in guten Werken nachträglich ein tröstliches und aufmunterndes Erinnerungsmittel ist, in jedem Falle aber ein Spiegel, in welchen hineinzusehen jedem, der nach der christlichen Vollkommenheit auch in diesem seinem Spezialberufe trachtet, nur förderlich sein kann. Wir wollen daher auch diese Controlle unser selbst uns wolgefallen lassen.

Der unverdrossene persönliche Fleiß in der Benutzung des Dargebotenen wird uns desto mehr ein Recht geben, über die Mängel der Institution zu klagen, und wird unseren Klagen dann zugleich desto mehr Nachdruck verleihen.

Wir wollen es daher unserer kirchlichen Oberbehörde nicht verdenken, wenn sie, obwol zur Zeit noch nicht geneigt, den oft und laut genug kundgegebenen Desiderien bezüglich des Principes gerecht zu werden, dennoch immer wieder und wieder darauf dringt, die Thätigkeit des Gemeinde-Kirchenrathes recht zur Entfaltung zu bringen.

Unsere Sache ist es, indem wir nicht aufhören, mit aller Ehrerbietung, aber auch mit aller Freimütigkeit unsere Bedenken gegen das Princip der neuen Gemeindeordnung geltend zu machen, desto größeren Eifer aufzuwenden, um es mit der That zu beweisen, daß wir, wie nach dieser Seite hin im Gewissen gebunden und beengt, so doch nach der Seite der Praxis hin im Gewissen getrieben sind, das Reich Gottes in unseren Gemeinden nach der Richtschnur unserer evangelisch-lutherischen Kirche im Verein mit unserer Kirchenobrigkeit nach all unserem Vermögen zu bauen.

Noch einmal — das Gefängnis.

(Schluß.)

Hier ist etwas, wo der Gemeinde-Kirchenrath zu verwerten wäre. Wer da sieht, wie ein unbequemes Institut die Gemeinde-Aeltesten für manchen Pastor ist, wer die magern Protokolle über die Sitzungen liest, der wird einsehen, daß viele Pastoren nicht wissen, was sie mit dem Gemeinde-Kirchenrath anfangen sollen. Und ist es ihnen in vielen Fällen zu verargen? Oft haben die Aeltesten gar nicht den Sinn für das wahrhaft Christliche; oft sind sie ein Hemmnis für die Geistlichen. Ich habe mir immer nach meinem bescheidenen Dafürhalten gedacht, daß der Pastor, welcher auch Selsorger ist, auch ohne Majoritätswahlen seine Aeltesten herausfinden wird, die auch wahrhaft Diakonen sind. Danken wir Gott, daß aus diesen Majoritätswahlen noch nichts Schlimmeres für die Kirche hervorgegangen ist, und bitten wir Gott, daß er alles Uebel abwehre. Doch es steht fest, für die Gefangenen werden die Aeltesten ein Interesse haben. Die Gefangenen sind aus der Gemeinde; das berührt oft eigne Interessen; hier findet sich ein Verständnis, hier kann angeknüpft werden. Darum muß der Gefangene sich bei seinem Geistlichen melden, das ist notwendig. Außerdem hat das Gericht die Weisung, dem Geistlichen sofort schriftlich anzuzeigen, welche Strafe es über sein Gemeindeglied verhängt hat, mit kurzer Angabe, weshalb die Strafe erfolgt sei.

Eine andere Klage habe ich, und darf ich sie aussprechen? Ja ich darf es, mag auch die Welt darüber höhnen; ich klage darüber, daß die Prügelstrafe abgeschafft ist. Wir Geistlichen haben wol vor Allem die Pflicht, uns das Wort des Athanasius anzueignen: es ziemt sich nicht, der Zeit zu dienen, sondern dem Herrn. Das nent ihr Humanität, wenn ihr den jungen, zwölfjährigen Knaben ins Gefängnis mit alten Dieben zusammensperrt; das nent ihr Humanität, wenn ihr die Sele eines Kindes auf solche Weise vergiftet? und das nent ihr Barbarei, wenn der Knabe eine wolverdiente körperliche Züchtigung empfinge, die ihn abhalten würde, sich zum zweiten Male zu vergehen? O wenn ihr Humanitätshelden doch einsehen möchtet, wie barbarisch ihr seid! Ein Arthur Schopenhauer, den ihr doch in vieler Beziehung als den eurigen ansehen werdet, sagt:

„Bei allen Vergehungen, mit Ausnahme der schwersten, sind Prügel die dem Menschen zuerst einfallende, daher die natürliche Bestrafung. Wer für Gründe nicht empfänglich war, wird es für Prügel sein; und daß der, welcher am Eigentum, weil er keines hat, nicht gestraft werden kann, und den man der Freiheit, weil man seiner Dienste bedarf, nicht ohne eignen Nachteil strafen kann, durch mäßige Prügel gestraft werde, ist ebenso billig, wie natürlich. Auch werden gar keine Gründe dagegen aufgebracht, sondern bloße Redensarten von „„der Würde des Menschen““, die sich nicht auf deutliche Begriffe stützen.“

Und nun meine Bitten. Ich will sie ganz kurz fassen. Ich bitte den Staat, daß er sich der armen Gefangenen recht annehme. Er hat die Verpflichtung, für seine kranken Glieder zu sorgen. Der Bau schöner Gefängnisse macht's nicht. Er hat alle Vereine aufs Kräftigste zu unterstützen, welche die Pflege entlassener Sträflinge anstreben. Eine Bitte an die Herren Juristen. Sie mögen es mir nicht übel nehmen, wenn ich hier etwas anführe, das ich so oft gehört habe, und es ist mir jedesmal durch die Sele gegangen; wenn so ein armer Angeklagter verurteilt wurde, hieß es: „Wir haben ihn auf 2 ꝛc. Jahre verknackt.“ Ach verurteilen zu müssen, ist entsezlich. Gott sei Dank, daß ich nicht zu verurteilen brauche. Ich möchte die Herren bitten, ein warmes Herz für die Verurteilten zu haben. Wie wäre es, wenn sie zuweilen auch bei den Gottesdiensten in den Gefängnissen zugegen wären? Freilich es ist viel Gesindel unter den Gefangenen; das Herz des Juristen, der ewig mit der Selbstsucht und der Gemeinheit zu thun hat, mag hart werden — aber wer die Erziehung der Gefangenen erwägt, wer ihre Jugendgeschichte wüßte, wer die Not des Lebens kent, — sollte der nicht ein mitleidiges Herz haben? Ich bitte die Herren Juristen um des Herrn willen, der auch Mitleiden hatte mit unserer Schwachheit, daß sie sich ihrer Gefangenen erbarmen mögen. Eine Bitte an die Kirche. Möge sie doch allen ihren Einfluß aufwenden, daß die Gefangenen einen Sontag, ein Fest erhalten; daß man die Mittel ihnen bringe, durch die sie allein aus geistiger Gefangenschaft erlöst werden. Eine Bitte an die Pastoren. Mögen sie in ihren Gebeten der Gefangenen gedenken. Mögen sie sich der entlassenen Sträflinge annehmen. Ein schwerer Dienst, aber gesegnet vor dem Herrn. Ich bin gefangen gewesen und ihr seid zu mir gekommen. Warum das nicht ebenso beherzigen, als: Gehet hin in alle Welt. — Ja ein seliger Dienst ist solche Sorge, solche Arbeit. Sind wir Geistlichen doch recht schlimm mit unserer Thätigkeit daran. Wie selten ist's, daß wir rechte Früchte unseres Dienstes sehen. Und wie wol thut's doch auch uns, wenn wir einmal die Früchte unserer Arbeit schauen. Das stärkt und demütigt; das erhebt und macht doch so klein vor Gott. Als ich das lezte Mal in der Zelle des Gefängnisses predigte und nachher mit diesem und jenem einige Worte wechselte, trat ein Mann zu mir, ein stattlicher, schöner Mann. Er reichte mir seine Hand und sagte mir: „Wir werden uns hier nicht mehr sehen. In wenigen Tagen werde ich entlassen, an diesen Ort komme ich nicht mehr. Es war das erste, auch das lezte Mal. Ich danke Gott für diese Zeit, über die ich anfänglich geflucht habe. Ich danke Gott, denn ich habe den Herrn lieb gewonnen; ich bin ein anderer geworden. Ich spreche nun auch: Ich danke dir Gott, daß du mich treulich gedemütigt hast, denn ehe du mich demütigtest, irrte ich. Leben Sie wol, Gott segne Sie; ich werde Ihnen danken in Zeit und Ewigkeit.“ Wir drückten uns die Hände; er weinte; auch mir standen die Thränen in den Augen; es waren Dankesthränen gegen den, welcher uns in seiner Liebe und seinem Erbarmen Alles gegeben hat.

S. Gr.

Die Taufe der Kinder solcher Eltern, die ihren Austritt aus der Kirche erklärt haben.

In Nr. 11 (1866) der Ev. K. Z. ist eine Frage in Sachen der heiligen Taufe aus Pommern gestellt. Einsender dieses, ebenfalls in Pommern, der in der Lage gewesen ist, sich in dem Falle, welchem die Frage gilt, praktisch zu entscheiden, erlaubt sich, einen kurzen Beitrag zur Beantwortung der Frage zu geben.

Es handelt sich um Kinder, deren Eltern, wie der geehrte Fragesteller sagt, aus der „christlichen“ Kirche ausgetreten sind, um sich bürgerlich trauen zu lassen, die aber für ihre Kinder die Taufe wünschen, wol gar fordern. Es wird gefragt: „Darf ein Prediger einem Kinde“ (sc. von solchen Eltern zur Taufe gebracht) „die Taufe verweigern?“ „Handeln diejenigen recht, welche die Taufe erteilen?“

Es ist zunächst als ein Uebelstand anzusehen, daß das Verhalten des Predigers in diesem Falle nicht durch kirchenregimentliche Anordnung seine Regelung erhalten hat. Es wäre eine solche Anordnung im Zusammenhange mit jener Ordnung der bürgerlichen Trauung, die freilich große Unzuträglichkeiten für die evangelische Kirche hat (die Kirche komt in die Lage, durch die spätere Einsegnung der zuerst von ihr verworfenen und wieder ihren Willen geschlossenen Ehe entweder ihr früheres Votum zu widerrufen oder es anzuerkennen, daß eine Doppelehe stattfindet), wol an der Stelle gewesen, wenn auch die kirchliche Obrigkeit gemeint haben sollte, daß in diesem Casualfalle nur nach einer Seite hin (nämlich nach der Seite der Gewährung der Taufe) entschieden werden könte. Doch fehlt eine solche kirchenregimentliche Anordnung, und es scheint die kirchliche Behörde nichts dagegen zu haben, daß der betreffende Pastor sich nach Pflicht und Gewissen selber entscheidet.

Nun ist aber das festzuhalten: Diejenigen, welche der Erlangung der bürgerlichen Trauung wegen ihren Austritt aus der Kirche erklärt haben, sind nicht aus der „christlichen“ Kirche ausgetreten, sondern nur aus der „evangelischen Landeskirche“. Die evangelische Landeskirche ist eine Particularkirche und nicht „die“ Kirche. Wer aus der Particularkirche austritt, tritt damit

nicht zugleich aus der Kirche Jesu Christi aus. Hat er auch kein Band mehr zu dem besondern Kirchenorganismus, so hat er doch immer noch durch die Taufgnade, die ihm einmal zu Teil geworden ist, ein Band zu Christus, und es ist nicht zu behaupten, daß durch das sündliche Verhältnis, welches er durch den Austritt zu begründen sucht, das ganze Glaubensband zwischen ihm und Christus zerstört werde. Nur dann ist das Band zu Christus zerrissen, wenn der Austritt zugleich eine Abschwörung des christlichen Glaubens wäre. Wer möchte aber solche, die der bürgerlichen Trauung wegen ausgetreten sind, als Renegaten ansehen? Darum ist die Voraussetzung, von welcher aus die Frage gestellt ist, als ob die betreffenden Eltern aus der „christlichen" Kirche ausgetreten seien, nicht zutreffend. Sie sind durch die Macht der heiligen Taufe in der christlichen Kirche und werden dem Herrn der Kirche stehen oder fallen, selbst wenn sie nimmer dazu kämen, eine besondere Particularkirche zu finden, welcher sie sich von Neuem anschlössen. Sind die Eltern also immer noch Christen, wenn auch in schwere Sünde gefallen, so sind und bleiben ihre Kinder Christenkinder, und wenn denselben die heilige Taufe zu Teil wird, so wird ihnen zunächst eine große Gnade zu Teil, und dies kann nicht heißen: „die Perlen vor die Säue werfen." Wenn aber solche Eltern wünschen, daß ihre Kinder getauft werden, so geben auch sie durch solchen Wunsch zu erkennen, daß sie sich keineswegs als Nichtchristen ansehen, und daß sie auch ihre Kinder nicht der Taufgnade verlustig machen wollen. Sollte nun ihrem Verlangen nicht von irgend einer Seite Genüge geschehen, so dürften sie sich berechtigt halten, die heilige Taufe aus Not an ihren Kindern selber zu vollziehen, und es würde kein Einwand gegen die Giltigkeit der Taufe zu erheben sein, wenn sie nur in der schriftgemäßen Form geschehen, wie ja auch im Streit über die Ketzertaufe die Kirche zur Anerkennung derselben kam.

Gegen diese Auffassung könte jedoch eingewandt werden, das sich das Verhältnis in Wirklichkeit anders stelle. Denn diejenigen, welche um eines sündlichen Verhältnisses willen mit der Kirche gebrochen hätten, hätten dadurch auch an den Tag gelegt, daß sie mit dem Haupte der Kirche gebrochen hätten. Von einer solchen Unterscheidung zwischen Particular- und allgemeiner christlichen Kirche wüßten sie in der Regel nichts. Und wenn sie nicht bis zu dem äußersten Schritte der offenbaren Lossagung von Christo gekommen wären, so wäre das nur dem Umstande zu verdanken, daß eine solche Lossagung von Seiten der staatlichen Behörden nicht gefordert würde. Man könte sie also doch im Grunde für Renegaten halten.

Indeß einer solchen Einrede müssen wir widersprechen: Erstlich wer ists, der die Glieder der Kirche dazu veranlaßt, um der Ehe willen aus der Kirche zu treten? Es ist die christliche Obrigkeit. Sollte nun nicht die Meinung sich leicht bilden: Da doch die christliche Obrigkeit einen solchen Austritt verlangt, so könne dieser Austritt nur eine bloße Form sein zur Erreichung eines gewissen Zwecks, und im Grunde sei der, welcher zu diesem Austritt sich verstehe, nach seinem Austritt ebenso zugehörig zur Kirche, wie vorher; es sei eigentlich nur eine Suspension der Beziehung zur Kirche. Und weiter was nehmen diejenigen, welche austreten wollen, wahr? Sie sehen, daß nach einer kürzeren oder längeren Frist die Ausgetretenen, ohne daß ihre bürgerlich geschlossene Ehe von der Kirche für nichtig erklärt wird, wieder aufgenommen werden, ja den Segen der Kirche zu ihrer sündlichen Verbindung nachträglich erhalten. Kann man sich denn darüber wundern, daß in den Betreffenden sich die Ansicht ausbildet: Wir verlassen die Kirche um des Eigensinns der kirchlichen Obrigkeit willen auf Zeit und können, wenn wir Buße gethan haben, zur Kirche zurückkehren? Das sind fürwahr schwere Schäden! Und wer wollte denn nicht diejenigen milde beurteilen, welche, in Gottes Wort nicht festgegründet, etwas thun, wodurch sie sich selber excommuniciren, das sie aber in seiner ganzen Tragweite nicht zu erkennen vermögen? Sind sie also nach ihren eignen Absichten Anwärter auf die Wiederaufnahme in die Kirche, sollte denn ein Geistlicher die Verantwortung auf sich nehmen können, den inzwischen geborenen Kindern den Segen des Sacraments zu versagen?

Nun könte es aber doch geschehen, daß solche Eltern stürben, ehe die Wiederaufnahme in die Kirche erfolgt wäre, oder daß ihre Wiederaufnahme aus irgend welchen Gründen nicht erfolgte. Wie wird es dann mit der christlichen Erziehung ihrer getauften Kinder? Nun, wenn die Eltern sterben, so tritt der Vormund in ihre Rechte, und er wird das Recht der Kirche an die getauften Kinder zu respectiren haben. Solche Kinder sind dann in derselben Lage, wie andere Christenkinder, denen Gott die Eltern früh nimt. Bleiben die Eltern am Leben, und sie treten zu keiner kirchlichen Gemeinschaft, so hat, das muß festgehalten werden, die Kirche auch Recht an solche Kinder, die ja nach dem Willen der Eltern diesem Rechte hingegeben sind. Es müßte dann Aehnliches eintreten, wie es gesezlich geordnet ist in Betreff der Eltern, welche zwar nicht aus der Kirche austreten, aber gleichgiltig gegen den Segen des Sacraments sich nicht darum bekümmern, daß ihre Kinder getauft werden, und bei denen ein zwangsweises Verfahren vorgeschrieben ist. Treten die Eltern zu einer andern kirchlichen Gemeinschaft, nun die Taufe ist giltig für alle Gemeinschaften, die noch den Charakter der Christlichkeit an sich tragen, und sonach ist auch hier keine Gefahr.

Jedoch es darf nicht übersehen werden, daß auf solche menschliche Voraussicht und auf solche freilich heilsame Bewah-

rung des Segens des Sacraments nicht der Hauptnachdruck zu legen ist. Die Taufe hat ihren objectiven Charakter. Wer bürgt bei vielen getauften Christenkindern für die christliche Erziehung? Gibt es denn nicht viele Eltern, die ihre Kinder nur für die Zwecke der Zeitlichkeit erziehen? Treten nicht nach Gottes Fügung in der christlichen Sphäre, in welcher nun einmal die Kinder sind, andere Bürgen und Bewahrer an die Stelle der Eltern? Ist nicht das Gebet der Kirche mächtig? Ist's nicht das Gelübde der Pathen, welches sich für die Kinder verpflichtet?*) Wollen wir noch stärkere Cautelen? Kommen wir in das Gebiet menschlicher Erwägungen, dann fangen wir an den objectiven Charakter der Taufe zu zerbröckeln, und wir verlassen den Grund der Sicherheit, das ist die Treue Gottes. Es würde zu weit führen, an dieser Stelle den objectiven Charakter der heiligen Taufe nachzuweisen (cf. Chemnicii examen ed. Preuss S. 279—284). Aus dem objectiven Charakter der heiligen Taufe fällt hinreichendes Licht auf diesen Casualfall.

Formuliren wir zum Schlusse die Antwort auf die gestellte Frage, so möchte sie unter den gegenwärtigen Verhältnissen am angemessensten so zu fassen sein: „Ein Geistlicher thut nicht Unrecht, einem Kinde, das von Eltern, die aus der Kirche ausgetreten sind, um sich bürgerlich trauen zu lassen, zur Taufe gebracht wird, die Taufe zu gewähren. Gezwungen kann er jedoch nicht dazu werden, insofern er nicht verpflichtet ist, Eltern zu dienen, die aus dem Parochialverbande ausgeschieden sind."

Die verlorene Handschrift.

Roman in fünf Büchern von Gustav Freitag. 3 Bde. 4te Aufl. Leipzig, 1865.

Der durch seinen vor etwa einem Decennium erschienenen, seiner Zeit auch in der Ev. K. Z. besprochenen Roman unter dem Titel: „Soll und Haben" bekante Verfasser hat der Lesewelt, welche nach Unterhaltung sucht, unter dem oben angegebenen Titel eine neue, wie es scheint, recht willkommene Gabe geboten. Denn nachdem vor kaum Jahresfrist von den verschiedensten Seiten auf das baldige Erscheinen dieses Buches zum Voraus aufmerksam gemacht wurde, sich auch sogar der Herausgeber des „Daheim", der sich doch gewiß mit Recht wenig um die flüchtigen Gaben der Tagesliteratur kümmert, gedrungen fühlte, seine Leser auf dieses Buch als einer ganz besondern Erscheinung zum Voraus hinzuweisen, liegt uns nun schon die vierte Auflage vor, und das Recht der Uebersetzung in andere Sprachen hat sich der Verfasser ausdrücklich vorbehalten. Hiernach scheint es, als ob die Leser der Ev. K. Z. ein gewisses

*) Die Pathen werden freilich nicht von den Eltern zu bestimmen sein, sondern von dem Pastor, etwa in Verbindung mit dem Gemeindekirchenrathe. Anm. der Red.

Recht darauf hätten, zu erfahren, was denn eine so weit und so schnell verbreitete Erscheinung etwa zu bedeuten haben möchte. Versuchen wir es, dem geneigten Leser einen Einblick in dieses Buch zu geben.

Ein gelehrter Professor der Philologie, ernsten Studien ergeben, ein hochgeachtetes Mitglied der Universität, bei Professoren und Studenten beliebt, hat für seinen jüngern, ebenso ernsten germanistischen Studien ergebenen Freund ein altes Missale gekauft, auf dessen Deckel er unerwartet von einem Mönch die Bemerkung niedergeschrieben findet, daß er bei Bedrohung seines Klosters durch die Schweden im 30jährigen Kriege eine Handschrift des Tacitus an einem hohlen, sichern und trockenen Orte des nahen Schlosses niedergelegt habe. Kloster und Schloß ist aber noch vorhanden, liegen nicht allzuweit von der Universität entfernt, die Ferien sind vor der Thür. Beide Gelehrte gerathen über die nahegelegte Möglichkeit, diesen kostbaren Schatz aus seinem sichern, trockenen und hohlen Orte des Schlosses hervorzuziehen und der Welt mitteilen zu können, in ein gelehrtes Fieber, und alsbald sehen wir sie auf dem Wege zum Schlosse, sie wissen sich auch durch ihr verständiges Benehmen und ihre gutgesezte Rede bei dem jetzigen Inhaber des Schlosses, einem Gutsbesitzer bürgerlichen Standes, die Erlaubnis zu erwirken, das Schloß abermals zu durchsuchen, nachdem es schon unzählige Mal nach andern Schätzen durchforscht ist. So geht denn das Suchen nach der verlorenen Handschrift an, und zieht sich mit allerlei Unterbrechung durch das ganze Buch hindurch, und nachdem der Professor von Fälschern, Winkelgelehrten und Fürsten mit und ohne Absicht irre geleitet und in diese und jene Archive geführt worden, finden wir ihn zulezt mit seiner Frau, die er bei seinem Suchen gefunden, ermüdet und verdrossen auf einem Felsen in der Nähe des Schlosses, der Hund komt aus der Höhlung hervor mit einem alten goldgestickten Priesterkleide. Jezt endlich ist der hohle, sichere und trockene Ort gefunden, an welchem der Schatz liegen soll. Es wird Alles hervorgezogen, was darin verborgen ist, aber statt der Handschrift findet man nur die beiden Deckel, welche sie umschlossen haben. Die Handschrift selber ist unrettbar verloren.

Das ist die Fabel des Stückes, dahin der Titel deutet, und zugleich der Faden, an dem der Verfasser aufreiht, was er in den drei Bänden seinen Lesern zu sagen hat.

Was hat er ihnen denn zu sagen? Mancherlei, aber doch nicht viel. Wir finden hier zuerst Schilderungen von Personen, Zuständen, Vorgängen, wie wir sie auf dem Lande insbesondere in den Häusern und Umgebungen der bürgerlichen Gutsbesitzer oder Gutspächter anzutreffen pflegen, vom derben Hausherrn an bis zu den Verwaltern, dem Hauslehrer, den Kindern und den Mägden herunter; wir lernen, wie sie essen, trinken, arbeiten, Spaziergänge machen, wie sie Sinn und Unsinn durcheinander reden, Besuche empfangen und geben — Alles hausbackene Waare. Der suchende Professor aber ist der geistreiche Mittelpunkt, die rechte Sonne, um welche sich Alles dreht, und der Verf. will

hier offenbar einen Mann zeichnen, der nach seinen Ansichten auf der eigentlichen Höhe des Lebens wandelt, und eine Weisheit redet, die in Staunen sezt. Ueberhaupt ist es zu verwundern, welchen fast antiquirten Respect unser Verf. vor dem Professorentum als solchem bekundet: „Ja Herr Werner (so heißt der Professor), seit Sie hier sind, geht mir ein besseres Verständnis für den Wert des Lebens auf. Sie wissen nicht, welcher Gewinn für mich ist, einen Geist zu beobachten, der unbekümmert um das kleine Treiben seiner Umgebung nur seiner hohen Göttin der Wahrheit dient. Uns bedrängt der Lärm des Tages und verwirrt die Begehrlichkeit; die Menschen, von denen ich umgeben bin, auch die guten, sie alle denken und sorgen behaglich um sich selbst und schließen bequeme Verträge zwischen ihrem Pflichtgefühl und ihrem Egoismus. Hier aber erkenne ich eine Selbstlosigkeit und eine unabläſſige Hingabe des eigenen Daseins an die höchste Arbeit des Menschen. Dies ist etwas Großes und Gewaltiges, das mich an Bewunderung reich macht, wenn ich Sie ansehe. Ich fühle den Wert solchen Daseins, wie ein neues Licht, das in meine Sele fällt. Nie habe ich bis jezt gewußt, daß Andere neben mir einhergehen so begeistert den Himmel im Herzen."

Da die hohen Reden des geistreichen Professors öfters wiederkehren, dieser aber der wahre Held des Stückes ist, so setzen wir hier zur Orientirung des Lesers über den eigentlichen Kern der Weisheit, welche in diesem Buche athmet, die nachfolgende erbauliche Betrachtung her. Ein Gewitter, daß sich über dem Gute niederläßt, war geschildert; am andern Sontag Nachmittag macht die Gesellschaft einen Spaziergang in den nahen Wald. Man findet einen vom Blitze zerschlagenen Baum.

„Es ist nur Einer von Hunderten", sagte der Landwirt finster, „aber es thut doch weh, solche Verwüstung gegen die gewohnte Ordnung zu betrachten."

„Macht diese Erinnerung nur Misbehagen", fragte der Professor, „ist sie nicht auch erhebend?" ... „Ich meine, auch der Mensch, der von solchem Strahl getroffen wird, er sollte, wenn dieser Augenblick noch zu einem lezten Gedanken Zeit läßt, sagen: Es ist ganz in der Ordnung."

„Der Landwirt sah den Professor fragend an: „Sprechen Sie darüber zu uns einige Worte", begann er feierlich. „Man hat an diesem Orte einen Wunsch nach einem gemeinsamen Gedanken, der von dem Misbehagen freimacht."

Nach einer kleinen captatio benevolentiae hebt der Professor seine Rede an: „Wir vergessen leicht im Behagen des Tages, was wir immer im fröhlichen Herzen tragen sollten, daß wir nur unter Bedingungen leben, wie alles Andere auf Erden und am Himmel. Zahllose Kräfte, fremdartige Gewalten sind um uns in unaufhörlicher Arbeit, jede nach festen, ihr eigenen Gesetzen wirkend, auch unser Leben erhaltend, tragend, beschädigend. Die Kälte, welche den Kreislauf des Blutes hemt, die einbrechende Woge, in welche der menschliche Leib versinkt, der schädliche Dampf des Bodens, der den Athem vergiftet, sie sind

keine zufälligen Erscheinungen, die Gesetze, in deren Zwange sie auf uns eindringen, sind ebenso uralt und ebenso heilig, als unser Bedürfnis nach Speis' und Trank, nach Schlaf und Licht. Und wenn der Mensch seine Stellung unter den Gewalten der Erde erwägt, so heißt leben nichts anderes, als thätig gegen sie kämpfen und denkend sie verstehen. Wer das Brot schafft, das uns nährt, und das Holz zieht, das uns wärmt, jede nützliche Thätigkeit hat keinen andern Zweck, als uns zu verteidigen und stärker zu machen durch freundliche Benutzung oder Ueberwindung dieser Mächte. Schon bei dieser Arbeit merken wir, daß zwischen jeder lebendigen Regung in der Natur und in unserm eigenen Geiste eine geheime Verbindung ist, und daß alles Lebendige, wie feindlich es sich im Einzelnen befehde, doch zusammen eine große unermeßliche Einheit bildet. Und Ahnung und Gedanke dieser Einheit sind in allen Zeiten das Herlichste gewesen, was der Mensch in sich hervorzurufen vermochte. Deshalb ist dem Menschen die zweite Aufgabe geworden, eine unwiderstehliche Sehnsucht und ein unwiderstehlicher Trieb, den innern Zusammenhang dieser Lebensgewalten zu erfassen, und das ist es, was uns fromm macht. — Nicht bei jedem Menschen ist die Arbeit die gleiche, aber das Ziel ist dasselbe. Die warme Empfindung des Einen ahnt ewige Vernunft in Allem, was ihm unbegreiflich erscheint, und er nent diese im kindlichen Vertrauen mit den ehrwürdigsten Namen. Und wieder Andere suchen emsig die einzelnen Gesetze und Kräfte des Lebens zu beobachten und ihren großen Zusammenhang ehrfurchtsvoll zu verstehen, und diese sind es, welche der Wissenschaft dienen. Wer glaubt und wer forscht, beide thun im Grunde dasselbe, sie üben die höchste Bescheidenheit; denn sie empfinden, daß alles einzelne Leben, eigenes und fremdes, unendlich klein ist gegen das große Ganze. Und wer vom Blitzstrahl getroffen noch zu glauben vermöchte, ich gehe zum Vater, und wer in solchem Augenblicke noch mit Interesse zu beobachten vermöchte, wie sein Nervenleben aufhört, sie haben beide ein gottseliges Ende."

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Paris, den 20. Februar 1866.

Durch unsere beiden evang. Landeskirchen Frankreichs, wie durch die ganze christliche Kirche überhaupt, wehen immer noch die zwei großen entgegengesezten Strömungen der gegenwärtigen Zeit. Einerseits, eine mehr oder weniger offenbare und aufrichtige Rückkehr zur Lehre und zum Segen des Wortes Gottes — andrerseits, ein mehr oder weniger sich selbst bewußter, leidenschaftlicher Widerstand gegen die Wahrheit des geschichtlichen Christentums. Man bemerkt freilich bei den Vertheidigern der Orthodoxie gar manche Kennzeichen menschlicher Schwachheit; aber das muß doch anerkant werden, daß sie für die heiligsten Güter der Menschheit und der Kirche streiten; daß sie das Kommen des Reiches Christi im Gegensatz zum Reiche der Welt,

erzielen. Dagegen im andern Lager stützt man sich auf die gottentfremdete, ungläubige Welt. Man beruft sich auf die öffentliche Meinung, sie sei aufgeklärt oder nicht. Man erregt die Vorurteile der so leicht beweglichen Massen durch die großen Schlagwörter: Gewissenszwang, Gewissensfreiheit, Forschungsrecht, Fortschritt, Liberalismus, die man aus jeder andern Quelle als aus dem Evangelium schöpft.

In der Kirche Augsb. Confession, ist abermals eine wichtige Begebenheit vorgefallen, die eine tiefe Erschütterung hervorgerufen hat. Herr Colani, der früher schon eine Professorstelle an der theol. Facultät und am protestantischen Seminar in Straßburg einnehmen durfte, wurde dieses Jahr vom Directorium mit der Predigt beauftragt, die bei Eröffnung der jährlichen Sitzungen des Oberconsistoriums stattfindet. Dieser Schritt hat mehrere öffentliche Proteste hervorgerufen, ungefähr die Hälfte der Mitglieder des Oberconsistoriums wohnte dem Gottesdienste nicht bei, 8 Mitglieder haben ihre Bedenken und Bemerkungen schriftlich dem Oberconsistorium überreicht, eine gewisse Anzahl elsäßischer Pastoren haben an das Direktorium ein ernstes Schreiben ergehen lassen und dasselbe gebeten, von dem Vorhaben abzustehen, bei einer feierlichen öffentlichen Gelegenheit die Kanzel einem Manne zu überlassen, der notorisch mit der Lehre der Kirche Augsburger Confession und sogar mit den Grundwahrheiten des geoffenbarten Christentums gebrochen hat. Was Colanis Rede selbst betrifft, so findet man zwar in derselben eine anerkennenswerte Mäßigung des Ausdrucks, aber man kann sagen, daß der Redner sich den leichten Vorteil vorausnimt, Hirngespinnste zu schaffen, um dieselben zu bekämpfen.

Er sagt (indem er die Partei der Negation mit den Vertheidigern der Orthodoxie verwechselt): „Wir sind alle geneigt zu glauben, daß die Kirche weniger berufen sei, die Welt zu erneuern, als zu erleuchten, mit heiligen Gedanken zu durchdringen, als derselben ein Lehrsystem beizubringen. — Wir machen aus der Kirche eine gute oder schlechte theologische Schule, statt einer Schule der Heiligung. Wir haben die traurige Ueberzeugung, wir seien berufen nicht dem Reiche Gottes, der Gerechtigkeit, der Heiligkeit, sondern irgend einem System den Sieg zu verschaffen. Wir leben in steter Angst, die Menschen möchten einem System huldigen, das dem unsrigen widerspricht, die Wissenschaft möchte eine Entdeckung machen, die uns lästig sein könte. Unterdessen zieht die neue Civilisation an uns vorüber, unterdessen gehen die Selen, denen wir aus der Hand Gottes das Brod des Lebens reichen könten, und denen wir aus strafbarer Hartnäckigkeit nur theologische Ideen bieten, die vielleicht wahr sind, aber keine Nahrung gewähren, diese Selen gehen verloren. Denn das ist klar, wenn die Lehre alles überwiegt, so gibts keine größere Tugend, als treu an dieser Lehre und ihren Vertheidigern zu hangen. Wenn einmal alle gefühlt und angenommen haben werden: eins ist not, das Kommen des Reiches Gottes in die Herzen, dann wird man nicht mehr begreifen, daß Parteien sich bilden können auf dem Gebiet der Lehre und daß diese Parteien den Zweck verfolgen einander zu vernichten. Die Kirche wird tief zerfallen sein in Hinsicht der Meinungen, innerlich geeinigt sein im religiösen Leben."

Endlich wendet sich der Redner an die Laien ohne zu sagen, ob

er zu denen redet, die treulich halten an der Offenbarung Gottes, oder zu denen, die es mit dem vicaire Savoyard halten: „Wenn ihr ernstlich wolltet, so würden die Spaltungen, die ihr beklaget, fast plötzlich aufhören, denn vergesset es niemals, ihr seid ja am Ende die Herren der Kirche." Eine Lection die er dem Oberconsistorium gibt, lautet also: Habt ihrs auch hinlänglich verstanden, daß in einer protestantischen Kirche, die Hauptaufgabe der Regierung darin besteht, die vollkommene Freiheit aller derer zu schützen, die sich der Sache des Reiches Gottes hingeben?

Wir wissen nicht ob das Oberconsistorium diese Warnung hingenommen hat und ob der Aufruf an die Laien seine Früchte tragen wird, wie er sie getragen hat in Baden und in der Pfalz! — Wir fragen blos, ob die Schilderung des Kirchenkampfes in unserer Zeit, treu ist und ob es sich zwischen den verschiedenen Parteien um bloße Systeme handelt? Freilich, es gab jederzeit und gibt ohne Zweifel heute noch Leute die zu bloßen Lehren sich bekehrt haben, bei denen das Element des Verstandes mehr in Betracht gezogen wird, als das innere Element des Gewissens; es gibt freilich, niemand kann es läugnen, eine todte Orthodoxie. Darf man deswegen die Orthodoxie, d. h. die reine Lehre, welche die Apostel und Reformatoren bekant haben, verwerfen? Wars eine eitle Theorie die Luther im Auge hatte, als er mit solcher Kraft die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben an den für unsere Sünden gekreuzigten und zu unserer Gerechtigkeit auferstandenen Gottessohn festhielt? Wars eine Abstraktion, die die Evangelischen auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 vertheidigen wollten? Und wenn es Zeiten eines lebenslosen Dogmatismus gegeben hat, muß man deswegen die Lehre selbst anklagen, oder nicht vielmehr die menschliche Schwachheit, die alles, sogar die vom Himmel gekommene Wahrheit misbraucht! Als im zweiten Decennium dieses Jahrhunderts Claus Harms aufs Neue die vergessene Lehre von einer wahrhaftigen Erlösung durch das Blut Jesu Christi in Luthers Heimat erschallen ließ; als er den Glauben an die Heilsthatsachen, welche der Rationalismus aus der gefallenen Kirche verbant hatte, wieder zu erwecken suchte, wollte er um Worte streiten? Nein, nein, wenn wir alle, die wir glauben, uns demütigen müssen, daß wir nicht treu gewesen sind; daß wir zu wenig den Herrn mit seinem göttlichen Leben in unserm Herzen haben walten lassen: wenn wir den Schatz des Glaubens in irdischen Gefäßen tragen: so bleibt dennoch der Glaube ein unschätzbares Kleinod, und zu diesem lebendigen Glauben, und nicht zu leeren Formeln, wollen im Ganzen die Vertheidiger der Orthodoxie die Menschen, ihre Brüder, zurückführen.

Was die Kirche und ihre Obrigkeit betrifft, so besteht ihr Beruf, man mag sagen, was man will, darin, die Gnadenmittel, die reine Predigt des Evang. und die treue Verwaltung der h. Sacramente aufrecht zu erhalten, damit die Selen durch diese göttlichen Mittel zur Erkentnis und zum Glauben an ihren Heiland gebracht werden, und in ihm das ewige Leben haben.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 14. März. № 21.

Die Weisen aus dem Morgenlande.

Vierter Artikel.

Fassen wir nun die Stellung ins Auge, welche Herodes in diesem Berichte einnimt. Der wahrhaft geschichtliche Charakter desselben tritt an diesem Punkte ganz besonders hervor. Stellung und Charakter des Herodes wird aufs schärfste gezeichnet. Durch das zweimal seinem Namen hinzugefügte: „der König" wird er unterschieden von jenem andern Herodes, der nur die Stellung eines Vierfürsten einnahm. Solche kurze Andeutung genügte für die ersten Leser. Es wird gesagt, Herodes sei *erschrocken*, da er von den Weisen gehört habe. Dazu bemerkt Wetstein: „Matthäus bezeichnet, wie das in der heiligen Schrift auch sonst oft geschieht, mit einem Worte wie im Vorbeigehen auf das Genaueste die Gemütsart des Herodes. Dieser hatte die Herschaft, die er durch Gewalt und Betrug erworben, durch dieselben Künste behauptet. Nachdem Hyrcanus, Aristobulus, Antigonus, die legitimen Erben, weggeräumt waren und er die Regierung an sich gerissen hatte, fürchtete er, er möchte auf dieselbe Weise selbst ihrer beraubt werden, und überließ sich besonders in seinem höheren Alter dem Argwohn und wurde dadurch gepeinigt. Daher geschah es, daß er um diese Zeit seine Söhne Antipater, Aristobulus und Alexander anklagte, nach der Herschaft zu streben und sie hinrichtete, wie Josephus ausführlich berichtet." Das einfache: „er erschrak", erhält eine merkwürdige Beleuchtung aus demjenigen, was Josephus über die gefährdete Stellung und den Charakter des Herodes berichtet. Er sagt z. B. in dem Werke vom Jüdischen Kriege (1, 25, 8): „Dies sezte den Herodes also in *Schrecken*, daß er nicht einmal wagte, die Anzeigen sogleich zu veröffentlichen, sondern er sandte bei Tage und bei Nacht Kundschafter aus und erforschte Alles, was gethan und gesagt wurde, und tödtete sogleich die, gegen welche er Verdacht hatte. Die Angst des Königes für sein Leben schnitt die Untersuchungen ab. Er schritt aber zu solcher Bitterkeit fort, daß er auch keinen Unbeschuldigten mehr freundlich ansah, sondern auch gegen die Freunde ganz hart war. Vielen verbot er den Palast. Wer außer dem Bereiche seiner Hand war, den verwundete er mit Worten." In C. 28, 4 bezeichnet Josephus den Herodes als „leidenschaftlich und durch jeden Verdacht sogleich erregt." In der Archäologie (15, 10, 4) sagt er: „Er begnügte sich nicht damit, Späher aufzustellen, er selbst soll sich nicht selten verkleidet Nachts unter das Volk gemischt haben, um zu erfahren was sie von seiner Regierung dächten." Von der lezten Zeit seines Leben, in welche der Besuch der Weisen fällt, sagt Josephus (16, 7, 3): „Er war ganz von Argwohn besessen und glaubte immer schlechter werdend Allen gegen Alle."

Daß Herodes besonders durch die Messianischen Hoffnungen des Volkes beunruhigt wurde, das zeigt der von ihm mit ungeheuren Kosten bewirkte Umbau des Tempels, der in unverkennbarer Beziehung steht auf die Weissagung des Haggai von der die Ehre des ersten, Salomonischen Tempels übertreffenden Ehre des zweiten, des von Serubabel erbauten. Dieser Vorzug des zweiten Tempels sollte durch die Erscheinung des Messias bewirkt werden, auf den im Blicke auf diese Weissagung die Gemüter des Volkes sehnsüchtig gerichtet waren. Herodes wollte durch seinen Tempelbau das ersehnte „Ende der Tage" in die Gegenwart versetzen, oder wie Calvin sagt, der Teufel versuchte es, sie durch ein bloßes Schattengebilde zu täuschen, daß sie aufhörten, auf Christus zu hoffen. Herodes bot Alles auf, das: „größer wird sein die Ehre" zu erfüllen. Erdichtete Wunder mußten dazu dienen, das Werk als unter Gottes besonderer Leitung stehend zu bekunden. Wie Herodes in den Messianischen Hoffnungen des Volkes seinen Hauptfeind erblickte, das würde noch deutlicher hervortreten, wenn nicht Josephus, unsere Hauptquelle für diesen Zeitraum, die Weise hätte, Alles, was diesen Punkt betrifft, mit Stillschweigen zu übergehen. „Josephus", sagt Gfrörer, „stellt Alles auf Schrauben, weil es zu seiner Rolle gehörte, die gehässigen Leidenschaften, welche unter seinem Volke getobt, vor Römischen Lesern künstlich zu verhüllen."

Herodes ferner erscheint in dem vorliegenden Berichte als ein Mann der *List* und der *Verstellung*. Er gibt den Weisen nicht etwa bloße Auskunft über den Geburtsort des Messias, er *sendet* sie dort hin, sie sollen in seinem Auftrage Alles erforschen, damit auch er seinem Drange, das Kind anzubeten, genügen kann. Dahinter verbirgt er seine mörderische Absicht. Das stimt ganz genau zu seinem Charakter, wie er sich bei Josephus darstellt. Ganz besonders ist die Erzählung von der Ermordung des Aristobulus zu vergleichen in B. 15 der Altertümer C. 3 und B. 20 C. 10. Aristobulus, der Schwager des Herodes, der Enkel des Hyrcan, ein achtzehnjähriger Jüngling, der Ansprüche auf den Thron hatte und an dem das Volk mit großer Liebe hing, wurde eben dadurch der Gegenstand der mörderischen Absicht des Herodes. Er machte ihn durch Erweisungen der

Liebe sorglos und sicher, lud ihn ein, ein Bad zu nehmen und gab seinen Freunden die Weisung, ihn unter dem Scheine des Spieles so lange unterzutauchen, bis er den Geist aufgegeben hatte. Er bot dann Alles auf, den Tod als durch Zufall erfolgt darzustellen, vergoß viele Thränen und trug die aufrichtigste Betrübnis zur Schau, veranstaltete ein prächtiges Begräbnis.

Als grausam zeigt sich Herodes in seinem Mordplan gegen das Jesuskind, und nachdem er fehlgeschlagen, in der Ermordung aller Kinder in Bethlehem unter zwei Jahren, wobei es nicht blos darauf abgesehen ist, daß das eine gefürchtete Kind ihm nicht entgehen soll, sondern auch darauf, daß in Zukunft Niemand sich mit Wahrscheinlichkeit für den damals gebornen Messias soll ausgeben können. Auch das paßt trefflich zu dem geschichtlich vorliegenden Charakter des Herodes. Josephus sagt von ihm (B. 16 C. 6 §. 4): „Sieht man auf die Strafen und Ungerechtigkeiten, welche er gegen seine Unterthanen und seine nächsten Angehörigen verübte, auf die Härte und Unerbittlichkeit seines Charakters, so muß er als thierisch erscheinen und aller Mäßigung fremd. — Wenn jemand von seinen Angehörigen sich nicht als seinen Knecht bekante oder etwas gegen seine Herschaft zu unternehmen schien, so war er seiner selbst nicht mächtig und verfolgte Verwandte und Freunde gleich den Feinden, indem er solche Sünden auf sich nahm, weil er allein geehrt werden wollte." Die Gesandtschaft der Juden, welche nach dem Tode des Herodes an den Kaiser gesandt wurde, erklärte (B. 17, 11, 2), es seien so viele durch gewaltsamen Tod untergegangen, daß die Geschichte Aehnliches nicht berichte, aber noch weit elender als jene seien die Lebendigen. Herodes habe ihnen so viel Böses angethan, wie kein Thier, wenn es den Menschen zur Herschaft gesezt werde. Das Schlußurteil des Josephus bei seinem Tode lautet: „ein Mann, grausam gegen Alle in gleicher Weise, dem Zorn unterliegend und über das Recht sich hinwegsetzend." Diese grausame Gesinnung des Herodes gipfelte grade in der Zeit, in welche der Besuch der Weisen fällt. Josephus sagt von dieser Zeit (17, 6, 8): „Da er daran verzweifelte, zu genesen, denn er war schon ungefähr 70 Jahre alt, so wurde er von wüthendem Zorn und Bitterkeit gegen Alles erfüllt, und zwar deshalb, weil er meinte, daß er verachtet werde und das Volk sich über sein Schicksal freue."

Das sind die gewichtigen Bestätigungen, welche die Geschichte uns in Bezug auf die Angaben des Berichtes über Herodes bringt. Fassen wir jezt noch die Einwendungen ins Auge, welche man gegen diese Angaben erhoben hat.

„Da Herodes" — meint Schleiermacher — „von einem Messias hört, der erst kürzlich geboren sei, so ist unwahrscheinlich, daß er für seine Person sollte von einem Messias Notiz genommen haben, dessen Wirksamkeit er gar nicht mehr erleben konte." Wie wenig ist aber bei diesem Einwande das Wesen der Ehrsucht in Betracht gezogen worden! Schon in der Existenz des Kindes und in den Hoffnungen, die sich an sie knüpften, mußte Herodes ein Verbrechen der beleidigten Majestät erkennen. Man könte mit gleichem Rechte auch die Ermordung seines Sohnes Antipater durch Herodes bestreiten. Diesen ließ er fünf Tage vor seinem Tode hinrichten, unmittelbar nachdem er selbst einen Versuch des Selbstmordes gemacht hatte, und gegen den Rath des Augustus, seinen Sohn blos des Landes zu verweisen, Jos. Jüd. Kr. 1, 33, 7.

„Es ist schwer zu glauben" — meint Schleiermacher ferner —, „daß die Magier so unwissend gewesen seien in Betreff der jüdischen Verhältnisse, daß sie sich sollten an den Herodes gewandt haben und nicht geflissentlich auf der Reise jeden Verkehr mit dem Herodes gemieden hätten." Die Weisen haben sich aber gar nicht an Herodes gewendet. Sie erkundigen sich bei den Männern ihres Vertrauens, und Herodes, mit dem sie wider ihren Willen in Berührung kommen, erhält durch seine Kundschafter, wie von allen Stadtneuigkeiten, so auch hiervon Bericht. Er weiß selbst wol, daß er für die Weisen keine Auctorität ist. Er holt für sie ein Responsum der höchsten Auctorität in geistlichen Dingen, des hohen Rathes ein.

Es passe wenig — wird behauptet — zu der von der Geschichte bezeugten Klugheit und List des Herodes, daß er den Weisen keine Begleiter mitgibt und sich durch sie anführen läßt. Darauf ist zunächst mit Quesnel zu antworten: „Gott spottet der Weisheit der Menschen. Er betrügt oft die Gottlosen durch ihre eignen Kunstgriffe und hindert sie, Vorteil zu ziehen aus der Aufrichtigkeit und Einfachheit der Gerechten." Und mit Calvin: „Noch heutiges Tages bethört Gott seine Feinde, daß sie nicht tausend Künste zu schaden ausdenken zum Verderben der Kirche, ja daß sie oft die sich ihnen darbietenden Gelegenheiten nicht benutzen." Dumme Streiche kommen bei den Klügsten und Pfiffigsten vor, wenn Gott nicht ihr Auge erhellt hat. Wir können aber hier sehr wol erkennen, wie Herodes zu seinem Fehler kam. In der Verstellungskunst geübt glaubte er, wie die Pfiffigkeit gewöhnlich, nicht erkennend, daß das reine Auge bei aller seiner Einfalt doch unendlich tief und durch die dickste Mauer der Verstellung hindurchsieht, daß die guten Fremdlinge, die sein Verhältnis zu dem Messias gewiß gar nicht kanten, nicht daran denken würden, an der Wahrheit seiner treuherzigen Versicherungen zu zweifeln. Von dieser seiner Voraussetzung aus, die durch seinen Hochmut unterstürzt wurde, der nicht minder geschichtlich bezeugt ist, wie seine Pfiffigkeit, mußte er so handeln. Im schlimmsten Falle, den er wie seine Frage nach der Zeit der Erscheinung des Sternes zeigt, durch die er erfahren will, wie alt jezt der gefürchtete Knabe ist, um sich hienach bei seinen späteren Nachforschungen richten zu können, falls die Weisen nicht zurückkehren sollten, nicht außer Berechnung läßt, behält er die Sache noch in seiner Hand. Dies zeigt sein nachheriges Verfahren, das seines Zweckes nur in Folge eines außerordentlichen göttlichen Eingreifens verfehlt, welches außer aller menschlichen Berechnung lag. Man darf nicht annehmen, daß der Entschluß zu dem Bethlehemitischen Kindermorde ihm schwer gefallen sei. Es war ihm ganz erwünscht, daß er Gelegenheit zur Befriedigung seiner Leidenschaft erhielt.

„Eine solche Thatsache" — sagt Schleiermacher — „wie die Tödtung aller Kinder eines nicht ganz unbedeutenden Ortes in solcher Nähe von Jerusalem, konte Josephus schwerlich übergehen." Dagegen ist schon vielfach ausgeführt worden, daß Bethlehem, welches seine rechte Bedeutung erst durch die Geburt Christi erhielt, ein Oertlein von noch nicht tausend, vielleicht nur von einigen hundert Einwohnern war, und daß, wie Hug in der Streitschrift gegen Strauß sagt, „die Kette von Mördereien am Hoflager den Geschichtschreiber nicht zur Besinnung kommen ließ, einiger abgeschlachteten Kinder in einem Landstädtchen zu gedenken." Allein dabei werden wir nicht stehen bleiben dürfen. Der Grund liegt tiefer. Die ganze Geschichtschreibung des Josephus ist eine absichtsvolle. Ueberall geht er insbesondere darauf aus, worin ihm auch schon die Apokryphen des A. T. vorangegangen waren, die Messianischen Erwartungen des Volkes zu verbergen, weil diese in der Zeit der Abfassung seines Werkes ihm die Ungunst des herschenden Volkes zugezogen hatten und das Auge desselben mit Argwohn auf ihm ruhen ließen. Er überging diese Thatsache und mußte sie übergehen, weil sie das Vorhandensein dieser Messianischen Erwartungen documentirte, weil die grausamen Maßregeln des Herodes die Aufmerksamkeit auf die Gefährlichkeit dieser Erwartungen hinlenken konten. Josephus schrieb in der Mitte zwischen der durch die Messianischen Hoffnungen der Juden herbeigeführten Zerstörung von Jerusalem und dem Aufstande des Barkochba. Wie vorsichtig er hier ist, zeigt seine Aeußerung in der Archäol. 10, 10 §. 4: „Daniel hat dem Könige auch die Bedeutung des Steines" (dieser bedeutet bei Daniel das Messianische Reich) „kundgethan, aber ich will darüber nicht berichten, da ich schuldig bin, das Vergangene und Geschehene zu beschreiben, nicht das Zukünftige", zeigt die Vorsicht, mit der er von Jacobus, dem von ihm sogenanten „Bruder des Jesus, der Christus genant wird," redet (Archäol. 20, 9, 1), zeigt die Art und Weise, in welcher er des Täufers gedenkt, der bei ihm losgelöst aus dem Zusammenhange mit den Messianischen Erwartungen nur als ein „guter Mann" und Sittenlehrer erscheint, zeigt endlich die Thatsache, daß er den Jüdischen Krieg lieber zu einer Unbegreiflichkeit werden läßt, als daß er in diese Haupturſache desselben eingeht. Man findet diese Seite des Josephus, auf welche die destructive Kritik gar wenig geachtet hat, die überall den Josephus nur stellenweise einsieht, eingehend behandelt in der Schrift von E. Gerlach: die Weissagungen des A. T. in den Schriften des Fl. Josephus, Berlin 1863.

So bleibt also in ungeschwächter Kraft bestehen, was die Angaben in Bezug auf Herodes für den ächt geschichtlichen Charakter des Berichtes darbieten. Wir machen aber noch darauf aufmerksam, daß nicht minder auch die Andeutungen, welche die Geschichte der Kindheit Jesu bei Matthäus über die beiden Söhne des Herodes, Archelaus und Herodes Antipas darbietet, den ächt geschichtlichen Charakter der Erzählung documentiren. Es heißt in C. 2, 22 von Josef: „Da er aber hörte, daß Archelaus König geworden über Judäa anstatt des Herodes, seines Vaters, fürchtete er sich, dorthin zu gehen; da er aber eine göttliche Weisung im Traume erhalten hatte, zog er sich zurück nach Galiläa." Wir haben schon bei anderer Gelegenheit in diesen Blättern darauf hingewiesen, daß Matthäus hier die geschichtlichen Verhältnisse als seinen Lesern bekant voraussezt, daß er Archelaus für sie nur zu nennen braucht, um den Gedanken an seine Grausamkeit hervorzurufen, daß ebenso der mildere Charakter des Regenten von Galiläa Herodes Antipas, den er gar nicht erst zu nennen braucht, für sie keiner Bemerkung bedarf, Thatsachen, die nur dann erklärlich sind, wenn Matthäus in einer Zeit schrieb, welche von den Begebenheiten nicht weit entfernt war. Hier wollen wir nur auf ein Dreifaches hinweisen. Zuerst, es fällt auf, daß Matthäus von dem Archelaus als König redet, während er doch von Augustus nur zum Ethnarchen ernant wurde. Die Ausleger nehmen meist an, βασιλεύειν stehe hier im weiteren Sinne des Regierens. Allein die genauere Betrachtung der geschichtlichen Verhältnisse zeigt, daß Archelaus in der Zeit, da Josef diese Nachricht erhielt, bald nach dem Tode des Herodes, wirklich eine Königliche Stellung einnahm, so daß also Matthäus hier die allergenaueste Kentnis der damaligen Verhältnisse zeigt. Nach Josephus (vom Jüd. Kriege 1, 33, 8) liest Ptolemäus gleich nach dem Tode des Herodes den von ihm hinterlassenen Brief an die Truppen vor, worin er sie dringend zur Ergebenheit gegen seinen Nachfolger ermahnte. Dann erbrach er das Testament und verkündete, daß Philippus zum Erben von Trachonitis, Antipas zum Tetrarchen und Archelaus zum Könige ernant sei. Sogleich wurde Archelaus vom Volke durch laute Zurufe als König begrüßt (§. 9). Von einem goldnen Throne redet er das Volk an, dankt ihm für die Huldigungen, die es ihm als sei er schon bestätigter König gewährt habe, sagt aber, um den Schein zu wahren, er wolle sich für jezt nicht blos der Gewalt, sondern auch der Titel enthalten, bis der Kaiser ihm die Thronfolge bestätigt habe (B. 2 C. 1, 1). Antipater, der Sohn der Salome, führt in der Anklage gegen Archelaus bei dem Kaiser aus, daß er factisch längst König geworden sei, sich auf den Thron gesezt und als König aufgeführt habe (2, 2 §. 5). Der Kaiser, nachdem er Anklage und Vertheidigung gehört, sprach dem Archelaus die Hälfte des Reiches zu und ernante ihn zum Ethnarchen, indem er ihm das Königtum in Aussicht stellte, wenn er sich dessen würdig zeigen werde. Das βασιλεύει führt uns also mit einem Worte in die Mitte der damals bestehenden, rasch vorübergehenden Verhältnisse. Ebenso bedeutsam ist ein zweites. Matthäus sezt voraus, daß Josef zugleich mit der Nachricht von der Thronbesteigung des Archelaus die Kunde von Ereignissen zugekommen sei, in denen sich sein Charakter offenbarte und die für das Jesuskind von ihm das Schlimmste befürchten ließen. Auch hier gibt die Geschichte den Commentar zu der Andeutung. Gleich der Anfang der Regierung des Archelaus wurde durch ein großes Blutbad bezeichnet, Josephus vom Jüd. Kr. 2, 1, 1. Die Gesandtschaft der Juden an den Kaiser gleich nach dem Tode des Herodes erhob die Klage (Archäol. B. 17 C. 1 §. 2),

Archelaus habe gleich durch seine erste Handlung gezeigt, welche Tugend, Mäßigung und Billigkeit man von ihm erwarten könne, da er dreitausend Mitbürger im Tempel abgeschlachtet habe. Das Dritte ist: Matthäus sezt voraus, daß zu gleicher Zeit, da der in seiner Grausamkeit offenbar gewordene Archelaus die Königliche Herschaft über Judäa angetreten hatte, Herodes Antipas schon zum Regenten von Galiläa bestimt war. Auch das wird durch die Geschichte bestätigt. In dem Werke vom Jüdischen Kriege (1, 33, 7) sagt Josephus blos, Antipas sei von Herodes in dem kurz vor seinem Tode geänderten Testamente zum Vierfürsten ernant worden. Die nähere Bezeichnung der Tetrarchie des Antipas findet sich aber in der Archäologie. Da heißt es: „er ernante Antipas zum Tetrarchen von Galiläa und Peräa, dem Archelaus aber vermachte er das Königtum."

Folgen wir nun weiter dem Gange der Ereignisse. Es heißt, bei der Ankunft der Weisen sei Herodes erschrocken und ganz Jerusalem mit ihm. Den Commentar zu dem: „und er erschrak" gewährt uns Luc. 1, 12: „Zacharias erschrak und Furcht fiel auf ihn." Weshalb Herodes erschrak, das bedarf kaum der Erörterung. Die Messianischen Erwartungen des Volkes hatten ihm schon Not genug gemacht. Was sollte erst geschehen, wenn diese Erwartungen sich an eine bestimte Person knüpften! Mit Unrecht haben die älteren Theologen gemeint, Herodes sei umsonst erschrocken, denn das Himmelreich, dessen Gründer Christus war, berühre sich nicht mit der irdischen Herschaft. Eine Herschaft wie die des Herodes konte nicht fortbestehen, wenn Christus in den Gemütern des Volkes Gestalt gewann. Und daß die damaligen Messianischen Erwartungen auch bei den am meisten geistlich Gerichteten der Tyrannei des Herodes feindlich waren, zeigt z. B. der Lobgesang des Zacharias, der von der Herschaft des Messias Erlösung erwartet von der Tyrannei, welche damals auf dem Volke Gottes lastete.

Auffallend ist auf den ersten Anblick, daß ganz Jerusalem mit Herodes erschrak. Man sollte erwarten, daß mit dem Erschrecken des verhaßten ausländischen Tyrannen die Freude von ganz Jerusalem Hand in Hand gegangen sei. Sprechen doch auch die Engel zu den Hirten: siehe ich verkündige euch große Freude, welche allem Volke werden wird. Aber das war nur das der kleinen Herde der Frommen zugewandte Angesicht. Hier aber ist die Rede von der dem Herodes, wenn auch feindlichen, doch zugleich gleichartigen Hauptmasse des Volkes. Das Erschrecken dieser muß, wie die Verbindung mit Herodes zeigt, mit dem Erschrecken des Königes eine gemeinsame Wurzel haben, die Scheu vor einer unangenehmen Störung in ihrem Sündenleben. Den Schlüssel bildet, was Maleachi, der lezte Prophet, dessen Worte, eben weil er dies war, besonders tiefen Eindruck machen mußten, von der Zukunft des Messias sagt: „Und wer erträgt den Tag seines Kommes, und wer steht bei seinem Erscheinen? Denn er ist wie ein Feuer des Läuterers

und wie Lauge der Wäscher. — Denn siehe der Tag komt brennend wie der Ofen und es werden alle Stolzen und jeder, der Bosheit übt, zur Stoppel, und es verbrent sie der kommende Tag, spricht der Herr der Heerscharen, der nicht lassen wird ihnen Wurzel und Zweig." Das lezte Wort des lezten Propheten war: „ich schlage das Land mit dem Banne." Unmittelbar an Maleachi schließt sich Johannes der Täufer an. „Ihr Ottergezüchte", so redet er dieselben an, deren Erschrecken hier berichtet wird, „wer hat euch gezeigt zu fliehen vor dem zukünftigen Zorne? Schon liegt die Axt an der Wurzel der Bäume; jeder Baum, der keine gute Frucht trägt, wird abgehauen und ins Feuer geworfen. In seiner Hand ist die Wurfschaufel und er wird den Weizen sammeln in seine Scheuer, die Spreu aber verbrennen mit unauslöschlichem Feuer." Wie Feuerruf mußte die Kunde von der Geburt des Erlösers die Sünder erschrecken.

Herodes hält es für bedenklich, die Weisen sich länger unter dem Volke herumbewegen zu lassen. Er nimt sofort die Sache in seine Hand. Er versammelt die Hohenpriester und Schriftgelehrten des Volkes und fragt sie nach dem Geburtsorte des Messias. Die „Hohenpriester" sind der Hohepriester nebst den übrigen vornehmsten Priestern, den Vorstehern der 24 Priesterklassen, als die vornehmsten Mitglieder des hohen Rathes. Die Schriftgelehrten sind, wie der Beisaz „des Volkes" zeigt, die weltlichen schriftkundigen Beisitzer des hohen Rathes oder des Synedriums, die Juristen desselben. Dies hatte außer den beiden hier erwähnten Bestandteilen noch einen dritten, die (bloßen) Aeltesten, nicht-gelehrte weltliche Beisitzer. Hier wird das Collegium nach denjenigen Bestandteilen bezeichnet, welche in der vorliegenden Frage, welche eine gelehrte war, besonders in Betracht kamen. Herodes konte keine geschichtliche Antwort auf die Frage der Weisen geben. Ein Surrogat suchte er aus den Propheten zu gewinnen, und was diese über den Punkt sagten, danach fragt er um so mehr die höchste Auctorität in religiösen Dingen, weil ihre Ansicht, richtig oder falsch, maßgebend für die des Volkes war, und daher für ihn von der größten Bedeutung.

Die Mitglieder des hohen Rathes beteiligen sich an der Sache nur grade so weit, als Herodes sie hereinzieht. Sie antworten bibelfest und bekümmern sich weiter nicht um die Weisen und um das Kind. Quesnel gründet darauf die Betrachtung: „Es ist ein gar schrecklicher Stand für Priester und Hirten, die Erkentnis der Schrift haben und sie nicht benutzen, Jesus Christus Anderen zeigen und ihm nicht folgen, die Wege des Heiles lehren und sie nicht betreten."

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 17. März. № 22.

Die Weisen aus dem Morgenlande.

Vierter Artikel. (Schluß.)

Nach erhaltener Antwort beruft Herodes die Weisen heimlich zu sich. Heimlichkeit, das war das Element, in dem er sich am liebsten bewegte. Von ihm ging ohne Zweifel auch die Weisung an die Mager aus, daß sie bei Nacht nach Bethlehem ziehen sollten. Das correspondirt dem heimlich. Er bot alle Mittel auf, die Sache todt zu machen.

Die Anbetung, welche die Weisen dem Kinde erwiesen, war die erste Erfüllung des Wortes, welches der Engel zu Maria sprach (Luc. 1, 35): „der Heilige Geist wird über dich kommen und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten; darum wird auch das Heilige, das von dir geboren wird, Gottes Sohn genant werden." Das „genant werden" bezeichnet die Anerkennung. Man wird nicht bei einer gewöhnlichen bürgerlichen Ehrenbezeugung stehen bleiben dürfen. Schon in ihrem eignen Könige verehrten die Perser nach Plutarch in dem Themistokles „das Ebenbild des Alles erhaltenden Gottes." Isokrates in dem Panegyrikus C. 41 wirft den Persern vor, „daß sie einen sterblichen Menschen anbeten und ihn Gott nennen." In einer Inschrift zu Persepolis bei Lassen nent Xerxes sich selbst den „König der ganzen Erde, ihren Schöpfer und Erhalter", erteilt sich also das Lob, welches Plutarch dem Ormuzd beilegt, als dessen Incarnation er sich betrachtet. Wie viel mehr denn werden die Weisen in dem Kinde etwas Uebermenschliches erkant haben, von dem Jesaias in der ihnen gewiß wolbekanten und ans Herz gewachsenen Stelle gesagt hatte (9, 5): „ein Kind wird uns geboren, ein Sohn wird uns gegeben und es ist die Herschaft auf seiner Schulter und man nent seinen Namen Wunderrath, Gottheld, Ewigvater, Friedefürst." Gottheld, das ist der Held, der alle menschlichen Helden dadurch überragt, daß er Gott ist.

Die Geschenke der Weisen sind als Huldigungsgaben an den König der Juden zu betrachten, der auch ihr König ist. Wodurch sie veranlaßt wurden, grade diese Geschenke auszuwählen, wurde schon früher nachgewiesen. Es muß auffallen, daß eine wenig begründete Ausdeutung dieser Geschenke in der Kirche zu so weiter Verbreitung und zu so festem Bestehen gelangen konte. Sie tritt uns zuerst bei Irenäus (B. 3 C. 9) und bei Origenes entgegen, welcher Leztere (gegen Celsus 1, 60) sagt: „Sie hatten Geschenke mitgenommen, die sich vollkommen zu einer Person schickten, welche so zu sagen aus Gott und einem sterblichen Menschen zusammengesezt war; sie brachten ihm Gold als einem Könige, Myrrhen als einem Menschen, der sterben sollte, Weihrauch als einem Gott." Die Grundlage dieser Deutung ist, was die Myrrhe betrifft, Joh. 19, 39, wo die Myrrhe bei der Bestattung Jesu genant wird. Daß man aber daraus nicht schließen darf, daß die Myrrhe an sich in Bezug auf Tod und Begräbnis steht, zeigt Ps. 45, wo sie bei der Hochzeit vorkomt.

Die Mager erhalten im Traum die Weisung, nicht zu Herodes zurückzulenken: das Verbum bezeichnet genau die Lage von Bethlehem im Verhältnis zu Jerusalem. Wenn die Weisen in ihr östlich gelegenes Vaterland wollten, so lag Jerusalnm ihnen im Rücken. Der Traum hatte ohne Zweifel eine natürliche Grundlage. Bengel bemerkt zu dem: da sie eine Weisung erhalten: „also hatten sie gewünscht oder gebeten." Das lautere Gemüt der Weisen fühlte sich durch Herodes zurückgestoßen, sie hatten in Jerusalem Manches von ihm erfahren, vielleicht auch bestimte Winke in Bezug auf seine Absichten erhalten. Auf Träume zu achten, das lag im Geiste jener Zeit. Josephus berichtet in B. 17 der Archäologie C. 13 §. 3 über einen Traum des Archelaus und seine Deutung durch einen Essäer, und ebendaselbst über einen merkwürdigen Traum der Gemalin des Archelaus, Glaphyra.

Man hat den Einwand ausgeklügelt (Schleiermacher), es sei schwer zu erklären, warum Josef nicht zu den Weisen flieht sondern nach Aegypten. Aber sehen wir auch ab von der göttlichen Weisung, die Reise in das Vaterland der Weisen führte mitten durch die Wüste von Arabia deserta, dagegen die Reise nach Aegypten war kurz und bequem. Als die Gränze Aegyptens gegen Palästina erscheint im A. T. der Bach Aegyptens, nach Robinson „an der südöstlichen Ecke des Mittelmeeres, nachher die Lage von Rhinokorura, das jezt Wady-el-Arisch heißt." In der Zeit der Geburt Christi war Raphia der Gränzort gegen Aegypten. Polybius sagt, Raphia sei die erste Stadt Syriens, wenn man von Aegypten komme, zählt also Rhinokorura zu Aegypten. Nach Josephus vom Jüd. Kr. 4, 11, 5 zog Titus mit seinem Heere in einem Tage von Raphia, „welche Stadt der Anfang von Syrien ist", nach Gaza. Der Weg beträgt 22 m. p., also etwa 4 Meilen. Von Jerusalem nach Gaza gibt Troilo bei v. Raumer folgende Entfernungen: von

Jerusalem nach Rama 10 Stunden, von Rama nach Asdod 8 St., von Asdod nach Gaza 7 St. Wir haben also auf diesem Wege vier mäßige Tagereisen auf gebahnter Straße. Es gab aber noch eine andere Straße von Jerusalem nach Aegypten und diese haben ohne Zweifel die Eltern Jesu gewählt, da sie grade über Bethlehem führte und da sie Jerusalem vermeiden mußten. „Noch bis auf den heutigen Tag", sagt Reland, „pflegt man über Bethlehem und Hebron nach Gaza zu ziehen", und an einem andern Orte: „Beinahe in allen neuereu Reisebeschreibungen liest man, daß wer von Jerusalem nach Gaza ziehen wollte, den Weg über Hebron gewählt hat." Auf dieser Straße zog aller Wahrscheinlichkeit nach der Kämmerer, Apgsch. 8, 26. Hieronymus in dem Leben der Paula, welche diesen Weg einschlug, bezeichnet sie als die alte Straße, viam veterem, quae ducit Gazam. Wer von Bethlehem ins Ausland ziehen mußte, dem lag nichts näher, als der Gedanke an Aegypten, da er täglich die dorthin Wandernden vorüberziehen sah.

Der Besuch der Weisen aus dem Morgenlande hat von Alters her eine der Hauptgrundlagen des stets so hoch gehaltenen Epiphanienfestes gebildet. Es ist bekant, daß in der Morgenländischen Kirche dies Fest bis zum vierten Jahrhundert auch als Geburtsfest Christi gefeiert wurde. Im Abendlande dagegen feierte man schon früh den Geburtstag Christi am 25. December, und diese Praxis ging vom 4ten Jahrh. an auf die Morgenländische Kirche über. Für das Epiphanienfest blieben nun alle anderen Anfänge des Offenbarwerdens Christi. „Man dachte sich" — sagt der selige Dr. Strauß in dem Kirchenjahre — — „daß alle diese Offenbarungen des Herrn, wenngleich in verschiedenen Jahren, doch an demselben Tage, dem 6. Januar, geschehen seien. Sehr passend wurde auf diese Weise das zweite und Schlußfest in der Weihnachtsfeier als Complexus aller Offenbarungen Christi in ihren Anfängen gefeiert, und das war eine würdige und vollständige Nachfeier der Hauptoffenbarung in seiner Geburt." In dem Hymnus des Sedulius: hostis Herodes, verdeutscht durch Luther: was fürchtst du Feind Herodes sehr, werden die Gegenstände der Feier am Epiphanienfeste so zusammengefaßt: „Dem Stern die Weisen folgen nach, solch Licht zum rechten Licht sie bracht; sie zeigen mit den Gaben drei, dies Kind Gott, Mensch und König sei. Die Tauf im Jordan an sich nahm, das himmelische Gotteslamm, dadurch der nie kein Sünde that, von Sünden uns gewaschen hat. Ein Wunderwerk nun da geschah, sechs steinern Krüge man da sah voll Wassers, das verlor sein Art, rother Wein durch sein Wort draus ward." Für uns tritt unter diesen Gegenständen der Feier der Besuch der Weisen so gewiß in den Vordergrund, als wir Christen aus den Heiden sind. Es bahnt sich mehr und mehr an, daß dieser Tag, nach dem Vorgange der Propaganda in Rom und der Brüdergemeinde, zum allgemeinen kirchlichen Missionsfeste erhoben wird, der notwendigen Grundlage der in der besseren Jahreszeit zu feiernden localen Missionsfeste. Die Kirche des Abendlandes hat zu solcher Bevorzugung des Besuches der Weisen stets eine Neigung gehabt. „Nach dem Gelasianischen und Gregorianischen Ritus" — sagt Binterim — „beziehen sich alle Hauptteile der Liturgie und des Officium auf die Geschichte der Mager." Möchte der Morgenstern in den Herzen Vieler aufgehen, damit wir dies Fest recht im Geiste feiern können!

In Sachen der heiligen Taufe.

Eine Anwort aus dem Hannoverschen. *)

In Nr. 11 d. Bl. wird gefragt: Dürfen die Kinder solcher Eltern, welche, um sich bürgerlich trauen zu lassen, aus der Kirche ausgetreten sind, falls die Eltern sie zur Taufe anmelden und für sie die Taufe wünschen, wol gar fordern, getauft werden?

Der Fall, welcher die Frage hervorruft, daß solche, denen die Kirche die Trauung verweigert, bürgerlich getraut sind, ist, so viel mir bekant, in hiesigem Lande bisher unerhört, wol hauptsächlich aus dem Grunde, weil die Ehegerichtsbarkeit hier noch bei den kirchlichen Behörden beruht.

Wir haben nun zuerst zu fragen: Was heißt das, daß die Eltern aus der christlichen Kirche ausgetreten sind? Sie sind damit doch noch nicht zu einer andern kirchlichen oder religiösen Gemeinschaft über-, etwa in eine „freie Gemeinde" eingetreten. Der Fragesteller denkt bei den abgefallenen Eltern auch als möglich Erkentnis des Abfalls, Buße, Rückkehr in den Schoß der Christenheit. So wird die Kirche jene Eltern, die eine von ihr als gottlos bezeichnete Ehe eingegangen sind und dazu die bürgerliche Trauung erlangt haben, nur für Ausgeschlossene, Excommunicirte anzusehen haben. In der Regel werden sie, so wie es mit denen überhaupt ist, über welche die Kirche den Bann ausgesprochen hat, gar keiner Kirche, oder der Kirche, die sie excommunicirt hat, nur als kranke, in Zucht genommene, während dieses Zustandes todte, dem Satan übergebene Glieder angehören.

Dann aber ist kein Zweifel, daß ihre Kinder getauft werden können, ja müssen; so gut wie alle Kinder, deren Eltern der Bann getroffen hatte, als die Zuchtordnungen unsrer lutherischen Kirche noch in Geltung und Uebung standen, ohne Zweifel immer getauft wurden. Es wird sich nirgends, in keiner der alten Kirchenordnungen finden, daß den Kindern der Excommunicirten die Taufe sollte versagt werden, da doch sonst die Strafbestimmungen über die Gebannten schwer und mannigfaltig genug sind. Es würde eine solche Ausschließung der Kinder gebannter Eltern von der heiligen Taufe ja auch wider die Regel des göttlichen Worts sein: die Väter sollen nicht für die Kinder, noch

*) Die Frage hat schon früher eine Antwort gefunden. Das unabhängige Zusammenstimmen der beiden Antworten ist von Interesse und beide dienen sich einander zur Ergänzung.

Anm. der Red.

die Kinder für die Väter sterben, sondern ein jeglicher soll für seine Sünde sterben, 5 Mos. 21, 16.

Anders freilich liegt die Sache, wenn die, welche sich bürgerlich haben trauen lassen, um von der Kirche nicht zu gestattende Ehen einzugehen, zu anderen religiösen Gemeinschaften, z. B. den „freien Gemeinden" übergetreten sind.

Indeß dann wird es nicht so leicht vorkommen, daß sie von der Kirche, aus der sie förmlich ausgetreten sind, die Taufe ihrer Kinder begehren. Ein Recht, dieselbe zu fordern, haben sie in diesem Falle gewiß nicht.

Würde aber doch die Taufe für Kinder solcher Eltern, die selbst in eine andere religiöse Gemeinschaft eingetreten sind, von der Kirche erbeten, so steht diese zu einer solchen Bitte ebenso, als wenn Juden oder Heiden die Taufe ihrer Kinder wünschten.

Ich glaube nicht, daß derartige Bitten absolut abzuschlagen wären. Aber es würde den jüdischen, heidnischen, freigemeindlichen Eltern zu bedeuten sein, daß sich die Kirche nur dann auf die Erfüllung eines solchen Begehrens einlassen könne, wenn ihr Garantie dafür gegeben wird, daß auch später den Kindern christlich-kirchliche Lehre und Erziehung nicht fehlen wird, wie es die Worte des Herrn verlangen, die nicht nur gebieten: „Taufet sie", sondern auch: „Lehret sie halten Alles, was ich euch geboten habe." Wenn diese Garantie wirklich gegeben wird, so dürfte es kein Bedenken haben, daß die christliche Kirche auch Kinder solcher Eltern tauft, die ihr nicht angehören. So wirds immer die Praxis der Kirche gewesen sein und auch noch die Praxis unsrer Missionare sein.

Die verlorene Handschrift.

(Fortsetzung.)

Wie sehr aber der Verfasser von der geistvollen Tiefe dieser philiströsen Nullitäten durchdrungen ist, sehen wir recht deutlich, wenn er fortfahrend die Wirkung beschreibt:

„So sprach der Professor vor der geborstenen Fichte." „Der Oberamtmann sah verwundert auf den Redner und faßte den Verdacht, dieser Mann gehöre zu einer neuen Klasse von Volksaposteln, die zur Zeit hie und da auftauchten. Seine Frau stand, die Hände über dem Sonnenschirm gefaltet, andächtig da und nickte zuweilen bestätigend mit dem Kopfe, bis sie endlich den Gutsherrn anstieß und leise flüsterte: „das gehört zu der Philosophie, von der wir sprachen." Der Landwirt jedoch erwiderte nichts, sondern hörte mit geneigtem Haupte, um dem Sinn besser zu folgen. Ilse aber [die Tochter des Landwirts, später die Frau des Professors] wandte die Augen nicht von dem Sprechenden ab, fremdartig klang seine Rede, aber sie hätte nichts dagegen sagen können. Die Wahl der Worte, die neuen Gedanken, der edle Ausdruck seines festen Antlitzes nahmen sie unwiderstehlich gefangen. Es war nach der Ansicht des Doctors eine seltsam zusammengeladene Gesellschaft für den schwer verständlichen Vortrag eines Professors, und der Redner hatte, an eine einzige denkend, als ein sorgloser Säemann gesäet. Aber wer vermag zu sagen, wie das Saatkorn der Worte in den Hörern haftet und aufblüht; vielleicht verdorrte es auf dem Stein, vielleicht auch entwickelte sich's in einer Sele zu neuem Leben." —

Wir fürchten, der Verf. täuscht sich sehr, wenn er meint, daß sich aus solchen geistreich sein sollenden Phrasen, schiefen und falschen Gedanken auch nur ein einziges Körnlein zu gesundem Leben entwickeln könte. Es gab eine Zeit, wo ein Universitätsprofessor als solcher auf die allgemeinste Achtung und Ehrfurcht Anspruch machen durfte und diese auch gern in allen Kreisen des Lebens erhielt. Es war dies die Zeit, da die deutschen Universitäten noch fest auf dem christlichen und kirchlichen Grunde ruheten, auf dem sie erbaut worden, da man dem Ordo theologorum gern und mit Recht den Vortritt vor allen andern Fakultäten gab, weil die Theologie dem Herrn unmittelbar diente und alles Leben aus dem heiligen Born unmittelbar schöpfte, während alle andere Wissenschaft und Weisheit sich dieser gottgegebenen Offenbarung unterordnete und von dort her Licht und Leben suchte und erhielt. Seit aber die Universitäten mehr oder minder das Band zur Kirche gelockert haben, die gelehrten Herren Professoren sich auf ihre eigene Weisheit stützend oft mit souveräner Verachtung nach dem Quell des Lebens herüberschauen, gottvergessene Naturforscher, demokratische Kammerredner und politische Parteihäupter geworden sind, ist in demselben Maße die Achtung vor dem Professor als solchem geschwunden oder stark im Verschwinden begriffen. Sie selber entschlagen sich der stillen Arbeit am heiligen Feuer, das auf dem Heerde der Wissenschaft brent und verlieren sich als Phrasendrescher in die Plattheit niedrigen Lebens, und so bleibt ihnen nichts übrig, als solche ordinäre Philisterselen männlichen und weiblichen Geschlechts, wie sie unsern Professor umgeben und seine albernen Worte bewundern. Niemand hat sie besser gezeichnet, als der Wandsbecker Bote im Worte und im Bilde, und die oben mitgeteilte Scene erinnert lebhaft an den bekanten Gänsestall von Chodowiecki.

Wir haben die obige Scene und Predigt vor „der geborstenen Fichte" absichtlich in ihrem ganzen Umfange hierher gestellt, um den Leser in den Stand zu setzen, sich selber ein Urteil von der Geistreichigkeit und gelehrten Fülle des Helden zu bilden, was um so nötiger bei einem Buche scheint, das so viel gelesen und in so weiten Kreisen bewundert ist. Im Uebrigen werden wir es bei dieser einen Probe, der selbstverständlich die andern ganz ähnlich sind, bewenden lassen.

Also die Handschrift findet sich nicht in dem Schlosse, wol aber die Tochter des Landwirts, Ilse. Die Verlobung komt rasch zu Stande, und so finden wir das junge Ehepaar bald in der Universitätsstadt. Es folgen nun Schilderungen und Beschreibungen, welche uns das Bild einer deutschen Universität vorführen sollen. Die Professoren und Professoren-Frauen werden großenteils mit Geschick in ihrem Gebahren und gegenseiti-

gen Beziehungen dargestellt, sie sehen aus wie Bilder, deren Originale dem Verfasser begegnet sein möchten, wenn sie denn auch ein wenig karrikirt und etliche Scenen der gelehrten Zerstreuung ins Unglaubliche und Possenhafte ausgemalt sind, wie sich die Studentenwelt mit dergleichen kleinen Geschichten von den gelehrten Herren zu tragen pflegt. Finden wir die Professoren in geselligen kleinen Zirkeln, so finden wir sie auch in ihrer Animosität, voll Neid, Zwist und Hader, der sich auch zu den Frauen überträgt und am Universitätsballe zu Tage komt. Bedenklich sind immer die weisen und gelehrten Discourse. Es wird gar zu viel Stroh gedroschen und die Mühle gibt gar zu wenig Mehl. Von den Professoren ist der Weg zu den Studenten nicht weit. Das studentische Duellwesen in seinen Albernheiten, die Commerce, die Verbindungen und was Weiteres dahin gehört, geht an dem Leser vorüber, während ein jugendlicher, weicher, im Leben völlig fremder Prinz mit seinem Kammerherrn den Mittelpunkt bildet, an welchem sich das studentische Leben und Treiben entwickelt.

Von der Universität werden wir an den Hof jenes deutschen Fürsten geführt, dem der studirende Prinz angehört. Die breite Schilderung des Hoflebens leidet an zwei wesentlichen Fehlern. Es fehlt ihr die innere Wahrheit und konkrete Faßlichkeit. Solche Fürsten und solche Höfe gibt es nicht mehr, wenn es sie überhaupt gegeben hat. Alte, in früheren Romanen verbrauchte Kunststücke werden wieder in Scene gesezt, um den Fürsten in seinen lasciven Begierden, seiner tyrannischen Falschheit und Verstellungskunst auf die Bühne zu bringen. Er hat unsern Professor an seinen Hof rufen lassen, angeblich um ihn zur Ordnung seiner reichen Antiquitäten-Säle zu gebrauchen, in Wahrheit um seiner schönen Frau habhaft werden zu können, weiß ihm aber vorzuspiegeln, daß seine Handschrift hier oder dorten von ihm möchte gefunden werden. Alle möglichen Künste verbrauchter Intrigue werden in Bewegung gesezt, um seine Zwecke zu erreichen. Die Wand des Schlafzimmers der Professorin thut sich auf, ohne daß man bei der am hellen Tage geführten Untersuchung auch nur die leiseste Möglichkeit einer verborgenen Thür entdecken konte, während man doch gesehen hatte, daß es der große Spiegel war, welcher sich plötzlich in das Zimmer hineinbewegte. Ein anderes Mal finden wir den Fürsten in seinem Schlosse sitzen, eine feine Glocke tönt in dumpfer Verborgenheit und siehe da, die Wand, an der der Fürst sizt, öffnet sich, eine kleine Schaufel komt zum Vorschein, auf der die geöffneten Briefe liegen, welche sich der Fürst von der Post bringen läßt, Briefe an die Prinzen und Prinzessinnen des Hofes, an die Frau Professorin u. s. w. Sie werden durchgelesen, dann wieder an die geheimnisvolle Oeffnung gebracht, um auf ein gegebenes Zeichen ebenso geheimnisvoll wieder zu verschwinden. Nachher hören wir, wie die Frau Ilse sich darüber wundert, daß sie ein vierblättriges Kleeblatt nicht findet, das doch im Briefe stecken soll. Wer mag doch solches verbrauchtes Geschwäz lesen! Aber solcher Scenen innerer Unwahrheit begegnen

wir vielen, z. B. wenn der Fürst sich des in unglaublich naiver Arglosigkeit dahinlebenden und redenden Professors durch einen Mord zu entledigen versucht. Man sizt im großen Kreise vor dem Schlosse der Prinzessin, um dessen Thurm die Krähen schreien. Der Fürst fingirt, das Schreien nicht hören zu können, läßt sich die Büchse seines Hofjägers geben, stellt sie zur Erde und hält den Lauf wie arglos dem Professor auf den Leib, während er mit seinem Fuße an dem Drücker spielt. Glücklicher Weise fällt der Fürst vorher plötzlich zur Erde, sonst möchte es um das Leben des gelehrten Forschers geschehen sein.

Auf der andern Seite haben die Verhältnisse an diesem Hofe etwas durchaus Verschwimmendes. Ist es ein Königlicher Hof, oder ein herzoglicher, oder was sonst? Die Verhältnisse sind klein und kleinlich, und doch wieder groß, wie sie nur an den höchsten Höfen vorkommen. Oberhofmeister und Obermarschälle begegnen sich und ein verwandter Prinz aus einem andern fürstlichen Hofe ist unterdessen, daß unser Buch spielt, mit den Husarenregimentern im Kriege gewesen, Niemand weiß, wo und wie? Ueberhaupt ist das eine schwache Seite des Buches, daß uns nirgends faßbare Verhältnisse entgegentreten, hinsichtlich des Ortes oder der Zeit u. s. w. Es pflegt doch sonst irgend ein historischer, im konkreten Leben erkennbarer Hintergrund gegeben zu werden, an dem sich die Verhältnisse entwickeln. Hier durchaus nicht. Der Vorhang wird bei jedem Buche aufgezogen, und dann sieht der Zuschauer in eine unmeßbare und unfaßbare Ferne hinein. Weder im Hintergrunde, noch rechts, noch links sind Coulissen angebracht, vor denen das Stück sich abspielen könnte.

Die Katastrophe ist ganz zum Erbarmen. Der Verf. läßt den Fürsten ins Wasser fallen, holt ihn zwar wieder heraus, aber er muß doch an dem kalten Bade sterben. Ganz am Ende hält der Professor und der Doctor, welcher sich schließlich auch in einer wirklich absurden Weise verheiraten muß, Kindtaufe. So ständen wir am Schlusse unseres Buches. Denn die Kindtaufen pflegen ja in der Regel auf dem lezten Blatt gehalten zu werden und das ist auch hier der Fall.

Ehe wir unserer Seits abschließen, wollen wir uns noch zwei Fragen vorlegen: Wie verhält sich das Buch zum Evangelium? und: Wozu ist es überhaupt geschrieben?

Die erste Frage erledigt sich bald. Man kann nicht sagen, daß der Verf. darauf ausgeht, eine feindselige Stellung dem Evangelium gegenüber einzunehmen. Er befeindet weder das christliche Dogma, noch die christliche Kirche, noch die christliche Sitte, wie wir das sonst zur Zeit in so vielen Unterhaltungsbüchern gewahr werden. Im Gegenteil gibt er sich zuweilen den Anstrich, als ob auch dem Evangelium eine gewisse Geltung zuerkant werden sollte, und wir haben christliche oder doch christlich sein wollende Leser gefunden, welche dem Buche zugethan waren. Sie hatten es gar nicht einmal gemerkt, daß es eine laute Predigt zu dem Worte des Herrn ist: Wer nicht mit

mir ist, der ist wider mich, und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet.

Der Verfasser möchte gern einmal Scenen der Entfaltung christlichen Lebens darstellen, mehr als einmal nimt er dazu den Anlauf, ja er möchte gern, daß die Frau Ilse selber als eine erweckte und gläubige Christin erschiene, wie sie denn wiederholt als solche bezeichnet wird. Aber wenn schon die gelehrten und geistreich sein sollenden Gespräche mislingen, mit Darstellungen christlichen Lebens will es nun ganz und gar nicht fort. Wir wollen gestehen, daß wir nicht wissen, wer Herr Freitag ist, nicht wo er lebt und welchen Lebenskreisen er angehören mag, aber so viel geht aus seinem Buche hervor, daß er schwerlich im christlichen Katechismus unterrichtet sein wird, jedenfalls hat er ihn nie im Leben auch nur einmal begrifflich aufgefaßt und von einer christlichen Lebenserfahrung weiß er gar nichts. Darum möge er sich doch den guten Rath gefallen lassen, sich auf diesem Gebiete lieber gar nicht zu bewegen. Wer da nicht zu Haus ist, der wage sich auch nicht aufs Eis, wenn er nicht gleiten und fallen will.

Den ersten Versuch fanden wir im ersten Bande. Ilse führt den eben angekommenen Professor in das nahe Dorf zu dem alten ehrwürdig sein sollenden Pfarrer, und wir sehen sie der Armen und Kranken sich annehmen. Das Alles ist aber so schief und erbärmlich angelegt, das Thun und Lassen ist so öde, die Reden der Gesunden und Kranken sind so ungesalzen, die Wünsche und Bitten, welche die Kranken aussprechen und denen man abzuhelfen bemüht ist, sind so albern und nichtssagend, daß sich daran keine Christenseele irgendwie laben und erbauen könte, wie es doch Herr Freitag gern möchte.

„Ach Fräulein", rief die Magd, als Ilse im Pfarrhause mit dem Professor ankam nach jenem Gewitter, „das war heute schlimm, ich dachte der jüngste Tag wäre vor der Thür. Der Herr hat immer am Kammerfenster gestanden und nach dem Schlosse hinaufgesehen und für Sie die Hände aufgehoben — jezt ist er im Garten." Der alte Herr stand vor einem Spalier und arbeitete emsig. „Mein liebes Kind", rief er aufsehend und sein gutherziges Angesicht lachte vor Freude unter dem weißen Haar, „ich wußte, daß Sie heute kommen würden. Denken Sie das Unglück, der Sturm hat unsern Pfirsichbaum geknickt, das Geländer ist abgerissen, die Zweige zerschlagen, der Schaden ist unersetzlich." Er beugte sich zu seinem kranken Baume herab, dem er grade mit Baumwachs und Bast einen Verband angelegt hatte. „Es ist der einzige Pfirsich hier", klagte er dem Professor, „auf dem ganzen Gute haben sie keinen und in der Stadt vollends nicht. Aber ich darf Sie nicht mit meinen kleinen Leiden belästigen", fuhr er mutiger fort, „bitte, kommen Sie mit mir in die Stube." Ilse trat in eine Seitenthür neben dem Hause. „Was macht Flavia?" fragte sie die Magd, welche den Besuch erwartend an der Pforte stand.

„Munter", antwortete Susanna, „und der Kleine auch."

„Es ist die gelbe Kuh und ein junges Ochsenkalb", erklärte der Pastor dem Professor, „ich sehe nicht gern, wenn die Leute dem Vieh christliche Namen geben ꝛc. ꝛc."

Wir brechen diese elenden Gespräche und Vorgänge eilig ab, denn es kam uns nur darauf an, die Wahrheit unserer obigen Worte dem Leser durch eigene Einsicht zugänglich und verständlich zu machen, und diese Probe möchte dazu hinreichen. In dieser philisterhaften Prosa verläuft der ganze Besuch beim Pfarrer und bei den Kranken, und schwerlich wird ein Leser hierin einen Hauch evangelischen Zeugnisses und Lebens verspüren. Was man nicht hat, kann man nicht geben.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Aus dem Königreich Hannover.

Die neuen Kirchenvorstände sind bei uns gewählt. Soweit meine Erkundigungen reichen, sind sie im Ganzen leidlich ausgefallen. Indessen haben auch in den Landgemeinden die Wählenden mehrfach gegen die Prediger Front machen zu müssen geglaubt, die kirchlichen Wahlen wie die politischen behandelnd, bei denen man ja die Männer der Opposition für die besten Vertreter hält. Das ist noch eine Nachwirkung der systematischen Hetzerei, durch die man das arme Volk mit dem Geistlichen entzweit und die Regierung düpirt hat. In den meisten Städten sind wol vorwiegend kirchenfeindliche Elemente in den Vorstand gekommen, in einer der größten ist es selbst geglückt nur solche Männer durchzusetzen, deren antikirchliche Gesinnung notorisch ist. Darin aber stimmen wol alle Amtsbrüder mit mir überein, daß vorerst bei unsern Kirchenvorständen an eine presbyteriale Thätigkeit nicht zu denken ist. Selbst die besseren haben dafür kein Verständnis. Ihr Hauptinteresse dreht sich um Kirchenvermögen und Gemeindelasten. Doch auch die niederschlagendsten Erfahrungen dürfen nicht von dem Versuche abschrecken, uns mit aller Weisheit, Geduld und Sanftmut in den Kirchenvorständen Gehülfen unsers geistlichen Wirkens zu erziehen. Wir müssen in den Gemeinden unsre Stützen suchen, anderswo finden wir sie nicht. — Sehr überrascht hat kürzlich ein Rescript, das unser neuer Cultusminister Herr von Hodenberg an das Hannoversche Consistorium gerichtet hat. Es ist offenbar für die Oeffentlichkeit bestimt und eingerichtet. Vom 18. Februar datirt, erschien es bereits am 21. in der „Neuen Hannoverschen Zeitung." Das Rescript wendet sich gegen einen im „Braunschweigischen Kirchenblatt für Angelegenheiten der evangelisch-lutherischen Kirche" erschienenen Artikel, dessen Verfasser sich selbst mit anerkennenswerter Offenheit gekennzeichnet hat. In dem Artikel wird zuerst das frühere

Ministerium charakterisirt: „Das bisherige Ministerium war ein gemäßigt liberales; und wir glauben auf die Zustimmung des abgegangenen Herrn Cultusministers Lichtenberg rechnen zu dürfen, wenn wir seine Kirchenpolitik gerade so bezeichnen: sie sollte gemäßigt liberal sein. Eben darum müssen die kirchlich Conservativen im Lande es gerne sehen, daß er das Ruder abgegeben hat; ohne daß sie deswegen anstehen dürfen, der Person des Herrn Lichtenberg eine herzliche Hochachtung zu zollen. Seine Regierung war gebunden durch die Schwäche seines Standpunktes. Der gemäßigte Liberalismus auf politischem Gebiete ist oft genug gezeichnet. Wir glauben, man hat ihn richtig gezeichnet, wenn man gesagt hat: ein Princip besitzt er nicht, seine Maxime fürs Handeln ist, den Verhältnissen Rechnung zu tragen. Also Concessionen, doch nicht zu viele. Daneben auch Conserviren des alten Guten, doch nicht zu zähe." Einen schmerzlichen Beleg hierfür findet der Verfasser in §. 38 unserer Synodalordnung, welcher den Gemeinden das Recht einer allgemeinern Beteiligung bei der Auswahl ihrer Prediger in „geschraubter" Weise zusagt, und komt nach Besprechung dieser „Concession an die (kirchliche) Demokratie" auf die durch das Hannoversche Consistorium verfügte und vom frühern Cultusministerium bestätigte Versetzung eines Pastor Niemack in pejus, welche viel böses Blut gemacht hat. In sehr geharnischter Rede sucht er zu beweisen, daß hierin vom Kirchenregiment nicht ohne Parteilichkeit, ja nicht ohne Ungerechtigkeit und Härte procedirt sei. Außerdem werden noch zwei Fälle erzählt, welche ein tadelnswertes Verfahren des Kirchenregiments ergeben sollen. Der Schluß des Artikels lenkt zum Anfang zurück und sagt unter Anderm: „der Herr Minister Lichtenberg wird es uns auf unserm Standpunkt nicht verargen, wenn wir seinen Rücktritt vom Ruder gern sehen; wir würden denselben als ein großes Glück für die Kirche ansehen, wenn wir hoffen dürften, daß ein gründlicher Systemwechsel vom Liberalismus zum Conservatismus im Regiment und nicht blos in der Person davon die Folge wäre. Ist die Meinung, diesen auch nur anzubahnen, so hoffen wir, daß der Generalsecretair des vorigen Herrn Ministers seinem Chef baldigst nachfolgen werde. Herr Geheime Regierungsrath Brüel ist ein sehr talentvoller Mann und ein gewiß nicht leicht zu ersetzender Verlust für den Dienst im Cultus-Ministerium. Aber Herr Brüel ist auch genau verwachsen mit all den unheilvollen Maßregeln, welche seit dem Jahre 1848 die Hannöversche Landeskirche erschüttert haben. Von damals knüpft sich sein Name an die „„Grundzüge zur Regelung des Volkschulwesens,"" deren wesentlichste Bedeutung wol die ist, daß sie den Grundstein zur Lösung der Volkschule von der Kirche gelegt haben. Wir wären sehr geneigt, ihm das zu vergeben; denn — auch wir haben seit jener Zeit viel lernen müssen. Aber Herrn Brüels Generalsecretariat und vor Allem seine — man sagt gewiß nicht unrecht — leitende Wirksamkeit auf der Vorsynode haben gezeigt, daß conservative Grundsätze seiner Kirchenpolitik heute mindestens eben so fremd sind wie 1848. Dazu hat die Vorsynode an ihm eine Art bemerken lassen, welche man zur Handhabung politischer Versamlungen heut zu Tage fast notwendig hält, die aber auf kirchliche Körper sofort tödtlich wirken muß, wir meinen die Art, nicht mit der innern Kraft der Gedanken, die man vertritt, allein zu rechnen, sondern mit einer kunstvollen Verwendung und auch — Entstellung der Verhältnisse." In dem Rescript unsers neuen Herrn Cultusministers werden nun dem Verfasser des Artikels schlimme Dinge schuld gegeben, „Ausschreitungen, welche Gehorsam und Vertrauen gegen das Kirchenregiment erschüttern," „Parteieifer," „vorschnelles Aburteilen auf Grund mangelhafter Kentnis der Thatsachen," „gehässige Angriffe auf Personen und Verhältnisse und einseitige Schlußfolgerungen." Zugleich wird gesagt, der Minister beabsichtige nicht „das Consistorium zu einem disciplinarischen Einschreiten zu veranlassen," könne aber doch nicht umhin, das Consistorium an „die Auflage" zu erinnern, „darauf zu sehen, daß gerade diejenigen Geistlichen, welche das Wort Gottes und die reine Lehre offen und rückhaltslos bekennen, dieses Bekentnis nicht durch unevangelische Aeußerungen zum Aergernis machen." Ob die Anklagen gegründet sind, maße ich mir nicht an zu entscheiden. Ich wünschte, daß manches aus dem Artikel weggeblieben wäre. Aber was hat der Herr Minister mit seinem offnen Brief gewollt? Das Consistorium bedarf nach bisherigen Vorgängen eher der Erinnerung, nicht blos den orthodoxen Predigern, sondern auch Leuten, wie dem verstorbenen Pastor Baurschmidt und den Koryphäen der Celler Versamlung auf die Finger zu sehen. Sollte das Rescript über den Niemackschen Fall die öffentliche Meinung aufklären, so wäre dafür eine actenmäßige Darlegung des ganzen Processes das allein geeignete Mittel. Oder hat der Verfasser des Artikels gestraft und von weitern Auslassungen im Kirchenblatt zurückgeschreckt werden sollen, so würde eine Disciplinaruntersuchung besser den Zweck erfüllen, als dieses officielle Verurteilen vor aller Welt, ehe der Verurteilte gehört ist. Es scheint fast, als sei das Rescript vorzüglich darauf berechnet, die Einigkeit des jetzigen Herrn Cultusministers mit dem vorigen und mit dem Herrn Generalsecretair Brüel bekant zu geben. Diese Absicht wird wenigstens nicht durch die in dem Rescript enthaltenen allgemeinen Belobungen kirchlicher Rechtgläubigkeit widerlegt. Daran hat auch der vorige Herr Minister es nicht fehlen lassen. Ist in dem Kirchenblatts-Artikel der kirchenpolitische Standpunkt des frühern Ministeriums nicht richtig beschrieben, so beweise mans. Kundgebungen der fraglichen Art berechtigen zu der Annahme, daß dieser klägliche Standpunkt auch jezt noch nicht aufgegeben werden soll. — Noch ein anderes Ereignis hat bei allen, die ein Herz für die Kirche haben, große Sensation gemacht. Im Mai gedenkt die „allgemeine deutsche Lehrerversamlung" in Hildesheim zu tagen. Die Tendenz dieser Versamlung ist bekant. Sie will die volle Selbständigkeit, die gänzliche Lösung der Schule von der Kirche, verwirft grundsäzlich den confessionellen Charakter jeder Schule mit Einschluß der Volksschule, betont vor allem das allgemein Deutsche und allgemein Menschliche als Grundlage und Aufgabe der Bildung. In ihrem Ausschuß sitzen neben evangelischen nicht nur katholische, sondern auch jüdische Lehrer. Welcher Geist in dieser Versamlung herscht, lehren besonders die Mitteilungen über die in Mannheim und Leipzig gepflogenen Verhandlungen. Hindern konte und durfte man die Versamlung nicht, so wenig man das Zusammenkommen des Protestantenvereins, mit welchem die Residenzstadt im Mai beglückt werden soll, wird hindern können. Man soll derartige Versamlungen ignoriren und sich selbst überlassen, mag man darüber auch als „exclusiv," „engherzig" — und was der bekanten Schlagwörter mehr ist — verschrien werden. Der Herr Generalsuperintendent Dr. Twele ist anderer Ansicht gewesen. Er hat sich zum Vorsitzenden eines Comités wählen lassen, welches für die angenehme Aufnahme der Versamlung die ihren Zwecken entsprechenden Vorkehrungen trifft. Das Willkommen, welches damit der erste evangelische Kirchenbeamte des Fürstentums Hildesheim den Herren zuruft, werden diese dankbar acceptiren und erwiedern. Der Herr Generalsuperintendent wird die

ihm von dem katholischen Bischof in Hildesheim gewiß gern gegönte Ehre haben, der allgemeinen deutschen Lehrerversamlung zu präsidiren. Ob das auch eine Ehre für die evangelisch lutherische Kirche unsers Landes ist? Gegen einige Geistliche, welche sich in diese Connivenz nicht haben finden können, soll der Herr Generalsuperintendent geäußert haben: er habe die ihm zugeteilte Rolle nur übernommen, um durch seinen Einfluß allen Ausschreitungen vorzubeugen und alles Anstößige niederzuhalten. Dergleichen ist also zu fürchten und die früher vorgekommenen Ausfälle gegen Kirche und Offenbarungsglauben waren nicht zufällig. Der Herr Generalsuperintendent scheint aber nicht zu wissen, daß es auch eine Ausschreitung ist, wenn ein hochgestellter evangelischer Geistlicher einer Versamlung präsidirt, mit deren Grundsätzen, Geist und Tendenzen seine kirchliche Stellung in Widerspruch ist. Bei uns sind Kirche und Schule noch verbunden, wenn das Band auch mehrfach gelockert ist. Unsere Einrichtungen sind, Gott sei Dank, noch ausdrücklich und effectiv auf eine christliche und kirchliche Volkserziehung angelegt. Es ist Alles verwerflich, wodurch die öffentliche Meinung in dieser Beziehung irre geleitet wird. Nun, wir Pastoren wissen, was von dem Vorgehn des Herrn Generalsuperintendenten zu halten ist, wir haben ihn bereits auf der Vorsynode im besten Zuge gesehen, populär zu werden. Aber der Anstoß, welchen unsere Schullehrer daran nehmen, ist sehr zu bedauern. Sie haben in der weit überwiegenden Mehrzahl in dem Katechismusstreit treu zu der Kirche gehalten. Es ist ihnen das von den Behörden wenig Dank gewußt. Den Demokraten wars ein Dorn im Auge. So sollte man doch wenigstens von Seiten der Vorgesezten sich hüten, die kirchliche Gesinnung unserer Lehrer auf noch schwerere Proben zu stellen. Der Versuchung zum Abfall ist bereits genug da. Doch was hilft das Klagen? Die Sache ist bereits auf die Spitze getrieben. Der Herr Generalsuperintendent des Fürstentums Hildesheim hat sich den Rücken zu decken und sich nachträglich den Glückwunsch des Cultus-Ministeriums zu seiner Präsidentur zu verschaffen gewußt. Es munkelte schon vor ein paar Wochen davon. Ich kont's nicht für möglich halten. Aus sicherer Quelle erfahre ich, daß dem allerdings so ist. Nun ist unseren Schullehrern der Weg in die allgemeine deutsche Lehrerversamlung hell und breit gemacht. Es sind selbst schon einige aufgefordert, sich die ihnen dargebotene Gelegenheit der Belehrung zu nutze zu machen. In der That, das vorige Ministerium hat sich nie einer größern Allseitigkeit befleißigt. Die liberalen Zeitungen werden von Lob überfließen. Unser König Ernst August, ruhmreichen Andenkens, wußte, was er that, als er bei jeder Gelegenheit den Geistlichen die Kinder auf die Sele band. Die Schule muß entkirchlichen, wer die Kirche unterminiren will.

Paris, den 26. Februar 1866.

f. In der Sitzung des lutherischen Oberconsistoriums von 1865 wurden folgende Hauptfragen verhandelt (die Tagesordnung wird jedesmal vom Cultusminister genehmigt):

1. Untersuchung der Frage: ob einem Gemeindeglied die Freiheit zusteht, in pfarramtlichen Angelegenheiten sich an einen auswärtigen Pfarrer zu wenden? — In welchen Fällen? unter welchen Bedingungen?

2. Referat des Ausschusses über das Gesangbuch von 1863.

Zuerst wurden dem O. C. verschiedene Berichte, namentlich ein Bericht über die Wirksamkeit der Directorial-Administration seit der vorjährigen Sitzung vorgetragen. In Bezug auf die Reisestipendien für Theologie Studirende wurde bedauert, daß dieses unstreitig so nützliche Unternehmen bis jezt so wenig Anklang in der Kirche gefunden habe. Die eingesammelte Collecte betrug nur 402 Fr., wozu das Pariser Consistorium 100 gegeben hat. Die Ursache des schlechten Erfolges liegt zum Teil wol darin, daß diejenigen, die gewöhnlich jedes gute Werk zu fördern suchen, fürchten, die Studenten möchten gerade nach solchen deutschen Hochschulen gesandt werden, welche die geringste Bürgschaft für eine wahrhaft wissenschaftliche und zugleich wahrhaft christliche Bildung darbieten. Man muß gestehen, die Reise, welche neulich die Strasburger Professoren nach Heidelberg gemacht, um Dr. Schenkel zu huldigen, ist nicht gerade der Art, solche Bedenken zu beschwichtigen. Das Sprichwort sagt: dis-moi qui tu hauts, et je te dirai qui tu es. Wenn man also wahrnimt, nach welcher Richtung die Mehrheit der Strasburger Professoren neigt, so kann man sich fragen, ob es für unsere Candidaten ersprießlich sein mag, nach Heidelberg oder nach Zürich zu reisen, um dort ihre theologischen Studien zu vollenden.

Ein glückliches Ereignis wird im Referat des Directoriums besprochen: die Wiedereröffnung des protestantischen Strasburger Gymnasiums. Man erinnert sich, daß diese Anstalt, welche die natürliche Pflanzschule des Seminars und der Facultät in dieser Stadt bildet, 1859 ein Raub der Flammen geworden ist. Aus den Ruinen des alten ist nun durch Beihilfe einer Collecte, die 135,000 Fr. betrug, und einer Beisteuer von St. Thomä von 100,000 Fr. ein neues Gymnasium erstanden; und das Gedeihen, welches diese Anstalt gleich nach ihrer Wiedereröffnung gewonnen hat, zeigt, wie dieselbe den wirklichen Bedürfnissen der protestantischen Bevölkerung des Elsasses entspricht. Das Gymnasium zählt gegenwärtig 532 Schüler. Möge zu diesem äußern Gedeihen auch ein neues Leben über Lehrer und Zöglinge aus dem Worte sich ergießen.

Aus den Berichten der kirchlichen Inspectoren entnehmen wir folgende Mitteilungen:

In der Inspection von Temple-Neuf (65,000 Selen) wurden in den lezten 10 Jahren (von 1855—1865) 4556 Trauungen unter protestantischen Ehegatten, 681 gemischte Ehen, 15,653 Taufen ehelicher Kinder, 1806 unehelicher Kinder, 11,970 Beerdigungen vollzogen. —

In der Pariser Kirche betrug im Jahr 1865 die Zahl der Taufen 895, der Trauungen 422, der Beerdigungen 536.

In der Inspection von Buchsweiler (28,000 Selen) wurden 1865 801 Taufen (worunter nur 59 uneheliche Kinder) und 204 Trauungen, worunter nur 4 gemischte Ehen — ein Beweis, wie das Volk in der alten Grafschaft Hanau noch treu an der lutherischen Kirche hält.

Die Inspection La petite Pierre (27,500 Selen) bietet von 1855—1865 auf 1822 Trauungen 58 gemischte Ehen, auf 7075 Taufen 525 uneheliche Kinder. — Ueber die Inspectionen von St. Thomä, Weißenburg, Colmar und Montbeliard, die mit den vorigen 4 Inspectionen die 8 Kirchensprengel in der lutherischen Kirche Frankreichs bilden, haben wir keine statistischen Mitteilungen.

Die Frage von der Oeffnung der Pfarreien wurde lang und gründlich durchgesprochen. Zwei Principien wurden festgestellt: 1. ab-

olute Schließung der Pfarreien nach innen, und ebenso unbedingte Oeffnung nach außen. Beide Principien wurden nach reiflichem Durchsprechen also formulirt:

Es ist jedem Geistlichen verboten, zu fungiren, die Sacramente auszuteilen, irgend welche Amtshandlung in einer andern Pfarrei als der seinigen zu vollziehen, er habe denn zuvor die regelmäßige Vollmacht des Ortsgeistlichen oder eines der Ortsgeistlichen eingeholt und erhalten.

2. Jeder Pfarrer kann in seiner eigenen Gemeinde alle Amtshandlungen vollziehen (Religionsunterricht und Confirmation mit inbegriffen), wozu er durch auswärtige fremde Kirchenglieder aufgefordert wird.

Diese Frage wurde durch verschiedene Conflicte hervorgerufen, die zwischen Pfarrern und Gemeindegliedern stattgefunden. — In der Verhandlung wurden Thatsachen hervorgehoben, welche die Maßregel des O. C. vollkommen rechtfertigen: obschon diese Maßregel eine traurige Erschlaffung der Kirchendisciplin zu Tage legt. Wenn es wirklich war ist, wie man es offen im O. C. behauptet hat, daß es Pastoren gibt, die blos im Namen des Vaters taufen, und statt das Sacrament zu verwalten, nach Inspector Mejers kräftigem Wort, eine Gotteslästerung begehen, so fragt man sich, ob es nicht einfacher wäre, solche Pastoren an ihre Pflicht zu erinnern, als Diener der Kirche Augsb. Conf. Wie? da ist also eine Herde, vor deren Augen das Sacrament also verstümmelt wird, und diejenigen Gemeindeglieder, die an solcher Entheiligung Aergernis nehmen, müssen ihre Stadt oder ihr Dörflein verlassen und vielleicht mitten im Winter eine weite Reise unternehmen, um in der benachbarten Pfarrei für ihr Kind die Gnade des h. Sacramentes zu erlangen, so wie der Herr dasselbe eingesezt hat, und es in der luth. Kirche und in der ganzen christlichen Kirche verwaltet wird? — In solchen Fällen ist es nicht Freiheit, sondern Gewissenstyrannei, was der untreue, pflichtvergessene Pfarrer beansprucht.

Das O. C. ging dann zu der Gesangbuchsfrage über. Eine gewisse Anzahl der würdigsten Pastoren im Elsaß hatte die Erlaubnis begehrt, das Buch einzuführen. Es erschien 1863 und führt den Titel: Gesangbuch für Christen Augsb. Conf. Geistreiche Lieder größtenteils gesammelt aus den im Elsaß sich vorfindenden Gesangbüchern. Das Buch enthält 550 Lieder, worunter 135 aus dem Conferenzgesangbuch von 1860.

Die Besprechung begann mit dem Bericht der Commission, die mit der Untersuchung dieses Werkes beauftragt worden war. Dieser Bericht, den Herr Professor Cuvier verfaßt hatte, lautete dahin: das neue Gesangbuch stimt überein mit den zwei von der Commission festgestellten Grundsätzen: Uebereinstimmung mit der Lehre der h. Schrift, der einzig gültigen Richtschnur in Glaubenssachen. Zweitens: Uebereinstimmung mit dem Geist der Lehre unserer Kirche, in sofern sie treu am geoffenbarten Worte hält.

Es sollte also scheinen, daß das Urteil der Commission sehr gnädig hätte lauten müssen; aber mit Bedauern müssen wir vernehmen, daß die Mehrheit derselben sich gegen die Einführung des Buches ausspricht, sogar in dem Falle, wenn Pastor, Kirchenrath und Gemeinde einstimmig dasselbe begehrten. — Zwei Mitglieder erklären sich außer Stande, diese Frage zu lösen und stellen die Entscheidung dem O.-C. anheim. Leider fand diese Stimmung bei den andern drei Mitgliedern keinen Anklang, und so gelangte das Gesangbuch als ein angeklagtes vor die hohe Versamlung. Die Bemerkungen der dem Gesangbuch feindseligen Mitglieder der Commission und des O.-C. zeigen nicht die nötige Unparteilichkeit, und unter den Beschuldigungen sind manche Vorurteile. Nach unserer tiefsten Ueberzeugung, ist unter allen im Elsaß gebräuchlichen Gesangbüchern das von 1863 unstreitig das beste, ohne daß damit gesagt sein soll, das alle Vorwürfe, die ihm gemacht worden sind, ungerecht gewesen; unter anderm ein gewisser Geschmack für Archaismen, den man, wie wir glauben, hätte vermeiden können, wie er in andern nicht weniger treuen Gesangbüchern, z. B. in dem Alt-Bairischen vermieden worden ist.

Jedenfalls sind die meisten Lieder aus der Zahl der alten schönen Gesänge unserer Kirche, die man in einer glaubens- und geschmacklosen Zeit auf die ungerechteste Weise verstümmelt hatte! Es ist offenbar, daß diese Samlung den Glauben der allgemeinen christlichen Kirche, so wie die besondern Lehren der lutherischen Kirche rein und lauter ausdrückt. Mit der gleichen Bestimtheit kann man behaupten, daß das Gesangbuch unläugbaren Bedürfnissen entspricht.

Wollte man das Buch den Gemeinden, die in demselben ihre Erbauung suchen, vorenthalten, so wäre das eine Gewissenstyrannei, die schwer zu vereinigen wäre mit der Achtung, die man den Bedürfnissen des Gewissens zollt. Welch sonderbare Anmaßung, die Gläubigen thatsächlich zwingen zu wollen, Lieder zu singen, die ihren Glauben nicht vollkommen ausdrücken; Lieder, worin die göttliche Wahrheit, worin z. B. das Wunder der Menschwerdung des Sohnes Gottes geschmälert, wo nicht gänzlich entstellt ist!

Mit vollem Rechte sprach H. Stadtrath Léon de Bussière: Saget nur, daß das Gesangbuch widerchristliche Lehren enthält, beweiset es! O alsdann muß es verworfen werden!

Man hat uns nur von gewissen Mängeln in der Form unterhalten, sollte das genügen zur Begründung eines verwerfenden Urteils? Das Buch wird wol nicht jedermann zusagen, allein das ist ein unvermeidliches Uebel. — 6000 Personen bitten um die Erlaubnis, sich desselben zu bedienen, und wir sollten sie daran verhindern? — Endlich faßte das O. C. folgenden Beschluß: Das O. C. nach Abhörung des Berichtes der Commission erklärt: Die Einführung des Buches in der gegenwärtigen Form nicht gestatten zu können, und behält sich vor, über eine neue verbesserte Auflage weiter zu entscheiden.

Diese Entscheidung wird manche fromme Herzen betrüben, die treulich halten am Glauben ihrer Kirche und nichts begehren, als dem Herren zu lobsingen mit den Liedern, die der Glaube gedichtet hat.

Wir meinen jedoch nicht, daß der Entschluß des O. C. den Freunden der Sammlung alle Hoffnung benehmen dürfe: Ist die erste Auflage wirklich vergriffen, warum sollten nicht die Verfasser des Buches, sobald der Inhalt unverletzlich feststeht, in der Form manche Verbesserungen gestatten, die nach der Ansicht mehrerer Anhänger des Gesangsbuches eingeführt werden könnten, ohne demselben wesentlich zu schaden.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 21. März. № 23.

Wie ist die Kirchenzucht wieder anzubahnen?

In welcher Weise die Kirchenzucht wieder herzustellen sei, diese Frage bewegt viele treue Prediger. Die Schrift verlangt Kirchenzucht gegenüber der Welt außer und innerhalb der Kirche. Und die Kirche hätte sich selbst aufgeben müssen, wenn sie die Kirchenzucht nicht geübt hätte. Aber die bloße Existenz-Aeußerung der christlichen Gemeinde ist schon eine Ausübung der Zucht. Alles, was sie ist, ist das Gegenteil von dem, was dem Fleische und der Welt angehört. Die Predigt, die Taufe, das Abendmal, der Katechumenen-Unterricht — alle diese Selbstäußerungen der christlichen Gemeinde sind Darstellungen ihrer Heiligkeit gegenüber der Unheiligkeit des Fleisches. Nun vollends, wo die Unheiligkeit der Welt durch Eindringen in die christliche Gemeinde diese beschädigen und verderben will, oder wo der Abfall in der christlichen Gemeinde sein heuchlerisches Spiel treibt, da muß die Zucht, die in die Kirche hinein gestiftet ist, reagirend als Kirchenzucht hervortreten. Die Kirche kann gar nicht anders, sie muß züchtigen, sie ist es sich selbst und der Welt schuldig. Eine Kirche ohne das Salz der Zucht ist dumm geworden und muß hinaus geschüttet und von den Leuten zertreten werden, wie wir das auch mit Augen sehen können. Was will auch eine zuchtlose Kirche? Keine Familie, keine Schule, ja keine Gesellschaft kann bestehen ohne Zucht, — und die Kirche, dieser Pfeiler und Grundveste der Wahrheit, sollte ohne Zucht bestehen können? Es gilt im Leben jeder Mensch nur so viel, als er Kraft hat, — eine kraftlose Kirche aber, d. h. eine solche Kirche, die mit ihren Fundamental-Principien keinen Ernst mehr macht, hat keine Kraft und ist mindestens sehr krank. Darum hat auch die Kirche bis in die Tage des Rationalismus mit seiner sittlichen Entrüstung, diesem Strohwische des alten Adams dem Sündenfeuer gegenüber, Kirchenzucht gefordert. Es gibt auch keine alte und neue Kirchenordnung, die überhaupt noch eine Ordnung der Kirche ist, die keine Bestimmungen über die Kirchenzucht enthielte.

Die Frage wird daher auch nicht lauten dürfen, soll überhaupt Kirchenzucht sein, sondern vielmehr: in welcher Weise soll die Kirchenzucht heut zu Tage wieder hergestellt werden? Und ob die wilden Wasser auch noch so viel Mauerwerk der Kirche zerstört hätten, dieser Feigheit soll sich kein Streiter Christi hingeben, als sei es vorbei mit der Kirchenzucht. Wer der Kirche angehört, muß Zucht üben an sich selbst, und wer der Kirche dient, muß Zucht üben an sich und an anderen: wer das nicht will, der leugnet die Existenz der Kirche. Die Frage kann also nur sein, wie soll Zucht geübt, resp. wieder hergestellt werden? Soll ich die Bibel nehmen und sie wie ein Gesez der Zucht in der Gemeinde aufrichten und nach einzelnen Bibelstellen die Kirchenzucht wie nach Gesetzesparagraphen handhaben? Das würde, je buchstäblicher es geschähe, desto unreifer sich ausnehmen, und im besten Falle würde ein pietistisches Conventikel das vielleicht nicht einmal gewollte Resultat sein. Das würde nichts Anderes sein, als jene Nachahmung hervorragender Pastoren durch nicht hervorragende, wie wir heut zu Tage öfter sehen, daß die lezteren es gerade so machen wollen, wie die ersteren. Wer aber wie Paulus oder Harms Kirchenzucht üben will, der muß erst wie Paulus oder Harms werden, — die Nachahmung ist hier gerade so sehr vom Uebel, wie z. B. beim Predigen. Oder sollen wir die alten Kirchenordnungen in ihren Bestimmungen über die Kirchenzucht ohne Weiteres wieder in Anwendung bringen? Wir wissen, daß das noch neuerlich geschehen ist! Aber was ist die Folge eines solchen Anachronismus? So viel wir gehört haben, geht dadurch alle Kirchenzucht deshalb verloren, weil sie lächerlich wird in den Augen der Gemeinden. Die Gemeinden, in denen öffentliche Kirchenbuße ist, sollten ja eigentlich mit dem bußethuenden Sünder weinen, wenn sie aber darüber lachen, dann ists mit dieser Art von Kirchenbuße gründlich zu Ende. Oder aber todte Gemeinden gewöhnen sich an Alles, auch an die öffentliche Kirchenbuße der Kirchenordnung und machen sie mit. Erst sündigen sie naturgemäß, dann thun sie naturgemäß „die Buße". Das sind aber doch schreckliche Zustände, vielleicht ebenso schrecklich, als jene, wo gar keine Kirchenbuße ist. Es wird auch schwerlich zum erwünschten Ziele führen, wenn die Gemeinden allmälig an die öffentliche Kirchenbuße wieder gewöhnt werden sollen durch allerlei pastorale Mittelchen und Erfindungen. Es geht aber nicht: die öffentliche Kirchenbuße, die man Angesichts der factisch daseienden Gemeinden nicht durch die Hauptthür der Kirche einführen kann, kann man auch nicht einführen durch eine Hinterthür. Hier muß man klar sehen und sich und den Gemeinden das Leben nicht unnütz schwer machen; man muß sich durch solche Gesezlichkeiten nicht die Amtsthätigkeit überhaupt verderben. Hin ist hin — und das Alte in dieser Weise unvermittelt wieder herstellen zu wollen ist eitel Illusion und jede Illusion schadet, weil sie auf Unklarheit beruht und die

Wirklichkeit nicht erkent, wie sie ist. Deshalb aber, weil die alte Form der Kirchenbuße nicht mehr zu gebrauchen ist, weil diese Form für jenes Volk, dem sie ursprünglich gegeben wurde, wol paßte, aber nicht für unser Volk, das ganz anders social zusammengesezt ist, als jenes Volk der alten Kirchenordnung, deshalb ists mit der Kirchenzucht nicht überhaupt aus. Damals paßte Alles zusammen: Form der Kirchenzucht und Volk. Jezt passen aber die alte Form und das neue Volk nicht mehr zusammen. Das muß erkant und ausgesprochen werden, damit die anachronistische Weise, Kirchenzucht zu üben, nicht großen Schaden in der Kirche anrichtet. Aber ist damit die Kirchenzucht überhaupt abgeschafft? Ich wiederhole, das würde so viel bedeuten als: die Kirche selbst ist abgeschafft. Weil nicht mehr mit den alten Musketen geschossen werden kann und nicht mehr die alte Waffenrüstung gebräuchlich ist, die man vor ein paar Jahrhunderten hatte, folgt denn daraus, daß man heut zu Tage gar keine Waffen mehr hat und ein Krieg gar nicht mehr geführt werden kann? Weil wir nicht mehr in der Waffenrüstung der Kirchenordnung von 1585 und 1651 kämpfen können, folgt denn daraus, daß wir nun die Waffen strecken und dem Feinde das ganze Reich Preis geben müssen? Umgekehrt wird es vielleicht richtig: du wirst besser kämpfen, wenn du die alte Waffenrüstung, die dir zu schwer geworden ist ohne deine Schuld, die überhaupt nicht mehr paßt, hängen lässest und kämpfest mit den Waffen, die für dich passen, die du handhaben kanst.

Wenden wir uns nun aber zu der Frage: in welcher Weise soll also die Kirchenzucht wieder hergestellt werden? so müssen wir zuvor noch bemerken, daß es unrecht ist, wie das wol öfter vorkomt, bei der Kirchenzucht nur die immer im Auge zu haben, die gegen das 6. Gebot gesündigt haben. Uns sind Beispiele bekant, wo Gemeindeglieder diese Sünde „die Sünde" überhaupt nennen, nicht als ob sich ihnen darin etwa die Sünde gipfle, sondern weil ihnen eben keine andere Sünde bekant ist. Und das Hinzielen der Kirchenzucht lediglich auf diese Sünde hat solche Anschauungen hervorgebracht. Diese Beschränkung aber der heiligen 10 Gebote auf das sechste ist von den allerschlimmsten Folgen. Unglaube, Lieblosigkeit aller Art, Lügen und Betrügen, Stehlen, Saufen u. s. w. hören auf, Sünden zu sein; weil es aber überhaupt nach diesen Vorstellungen nicht mehr Sünden gegen die 10 Gebote, sondern nur eine Sünde gegen das 6. Gebot gibt, die aber unfehlbar durch Kirchenbuße zur vollen Sühne und Abmachung komt, so gibt es für das Bewußtsein der Leute zulezt ganz consequent gar keine Sünde mehr. Wer daher Kirchenzucht wieder anbahnen will, der sollte doch ja sein Auge nicht blos auf die Sünde gegen das 6. Gebot richten, sondern vielmehr auf alle öffentlichen Aergernisse. „Alle böse Uebelthaten, Aergernis und öffentliche Schande, dadurch der heil. Name Gottes verlästert, das heil. Evangelium geschmäht, in den Gläubigen der heil. Geist betrübt und zu böser Folge Anleitung gegeben" — wider alle solche Aergernisse durch falsche Lehre und gottlosen Wandel soll die „von Gott verordnete Kirchenstrafe und Disciplin gebraucht und verordnet sein", sagt eine der alten Kirchenordnungen, die wir hier besonders im Auge haben. Alle Sünden aber wider die erste und zweite Tafel, mit alleiniger Ausnahme der Sünden wider das 6. Gebot, gar nicht auf Kirchenzucht ansehen, das ist ein ebenso starker Verstoß gegen alle Bestimmung der Heils- wie Kirchenordnung. Woher kommen denn die Sünden wider die zweite Tafel und namentlich gegen das 6. Gebot? Zum sehr großen Teil aus falscher Lehre! Sollte also nicht vor Allem die falsche Lehre, wenn sie sich offen ausspricht und Aergernis gibt, in den Bereich der Kirchenzucht gezogen werden müssen?

Nachdem wir dies aber vorausgeschickt, müssen wir freilich nunmehr sagen: die Hauptsünde unserer Zeit, so weit sie ins Auge fällt und offenkundig die Gemeinden und namentlich die Jugend verdirbt, ist die Unzucht. Alle Nachrichten von allen Orten lauten darin übereinstimmend: die Unzucht hat in einem erschrecklichen Maße überall zugenommen. Es ist fast alle Scham und Zucht verschwunden. Es mag da oder dort etwas besser aussehen: im Ganzen aber ist die Unzucht, als sicheres Symptom des Abfalls, überall durchgedrungen. Wie sieht es unter den jungen Männern der höheren Stände aus! Man erkundige sich nur nach ihren Tischgesprächen, ihren Witzen, ihren belebtesten Unterhaltungen, man höre nur, was sie am liebsten lesen und geheim und offen thun, und man wird finden, daß es in diesen Kreisen meistens eine Sünde wider das 6. Gebot gar nicht mehr gibt. Man sehe das Treiben der Handwerksburschen und der jungen Leute aus dem Mittelstande sich näher an: Saufen und Unzucht sind meistens die Hauptsache ihrer Vergnügungen und ihres Verkommens. Und gerade so oder noch schlimmer ists auf dem Lande: es kommen da Scenen vor, die die Haare sträuben machen; bei Alt und Jung ist da oft gar keine Scham und Scheu mehr. Während diese Sünde in den höheren Ständen doch bei den Frauen für Schande gilt, ist auf dem Lande alles Urteil über diese Sünde fast überall wie verschwunden. Die Alten haben so gesündigt und sind alt geworden und haben der Buße nicht bedurft, so dürfen es die Jungen auch so machen, denn „Jugend hat keine Tugend". Und wie redet die Schrift von dieser Sünde! Wenn sie auch den Hurern und Ehebrechern das Reich Gottes nicht verschließt, wenn sie Buße thun, so ist die Schrift doch voll von dem Gericht über dieses Laster. Als Werk des Fleisches wird es dargestellt, das ausscheidet aus dem Reiche Gottes. Daher strafen die Apostel so scharf gerade diese Sünde. Wir stehen aber wieder ebenso wie die Apostel, nur darin noch viel schlimmer, daß dieses Laster nicht blos draußen ist, sondern mitten in den christlichen Gemeinden ungescheut herscht und verdirbt. Wie daher die Apostel mit ihren Gemeinden, die, aus dem Heidentume geboren, rings vom Heidentume umgeben waren, stets ankämpfen mußten gegen diese Sünde, die draußen gar nicht als Sünde angesehen wurde, so müssen wir mitten in der Christenheit jezt wieder unsere Stellung ansehen. Die Moral unserer großen Klassiker ist in diesem Punkte nicht anders, als die des Horaz und seiner Genossen. Des Lucretius Lehre war die Grundlehre des Heidentums; und dieser Materialismus des

Heidentums ist jezt wiederum das tägliche Brot unserer heutigen Welt — nur, ich wiederhole, nicht blos draußen, sondern mitten in den christlichen Gemeinden. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn bei gleichen Principien ein gleicher Wandel sich zeigt. Aber, müssen wir hinzusetzen, hat die christliche Kirche damals und öfter in ihrem christlichen Laufe den Materialismus mit seinem Lebenswandel besiegt, so darf auch nicht daran verzweifelt werden, daß die Kräfte von oben noch jezt da sind, um innerhalb der christlichen Gemeinden diesen Abfall von dem lebendigen Gott zu besiegen.

Die Hauptfrage aber ist für uns die: was muß die Kirche thun, um allmälig wieder die Zuchtlosigkeiten und die Aergernisse überhaupt und besonders in Bezug auf die Unzucht abzuwehren? Durch blos gesezliches Operiren, durch Handhabung der Schrift als Gesez, durch Repristiniren der Formen der alten Kirchenordnungen — geht es nicht. Zu allererst wird das ganze Hauptaugenmerk der Kirche dahin zu richten sein, wohin es die apostolische Kirche und die Kirche der Reformation stets richtete: es muß Buße gepredigt und Buße geredet werden. Eine unbußfertige Gemeinde, die Sünde und Tod, ewiges Leben und ewige Verdammnis nicht kent, wird gar nicht anders können als sündigen und besonders gegen das 6. Gebot, dessen Uebertretung Fleisch und Blut mindestens doch ebenso natürlich ist, als die Uebertretung der andern Gebote; eine unbußfertige Gemeinde, die die Heilskräfte des Evangeliums nicht kent, wird, auch wenn sie wollte, die Sünde und besonders die gegen das 6. Gebot gar nicht wirklich meiden können. Was also Not thut, um Kirchenzucht anzubahnen, das ist vor Allem zuerst: Buße predigen. Auf Sündenerkentnis muß alle Thätigkeit der Kirche hinwirken. So viel die Gemeinde Buße kent und Buße thut, gerade so viel Kirchenzucht ist in ihr. Buße ist das Fundament der ganzen Kirche, das beweist das A. und N. T., Johannes der Täufer und Christus, die Apostel, Luther und Calvin — und alle Symbole und die ganze Kirche. Durch Kirchenzucht die Leute zur Buße rufen, das ist freilich auch ein Weg, den Paulus gegangen und die alte Kirche, aber dann muß immer eine bußfertige Gemeinde vorausgesezt werden, die derjenige beleidigt, der Buße thun soll, bei dem alle andern Mittel fehlgeschlagen sind. Durch massenhafte Kirchenzucht aber Buße bringen wollen, ist verkehrt. Lehre, Ueberzeugung, innerliches Ueberwinden ist die Hauptsache.

Wie aber soll die Kirche durch ihre Thätigkeit Buße wirken, damit sie Kirchenzucht schafft? Ich will kurz die Thätigkeiten der Kirche durchgehen und fange beim ersten Unterricht der Kinder an, bei dem die Kirche einwirken kann.

In Bürger-, Volks- und Gelehrtenschulen muß die Sünde nach den 10 Geboten und besonders die Unzuchtsünde mit dem nötigen Ernste hervorgehoben und in ihrer wahren Gestalt gezeigt werden. Was hilft es, wenn den Kindern die Mysterien der Taufe und des Abendmals ꝛc. vorgetragen werden, aber die Sünden und besonders die Zeitsünden ihnen nicht in ihrer wahren, Leib und Sele verderbenden Gestalt gezeigt werden? Nichts als todte Orthodoxie wird gepflanzt. Die steckt nicht nur in den Kindern von Geburt an, sondern leider hören sie schon so viel in ihren Umgebungen und so ungescheut über alle Sünden und besonders über die gegen das 6. Gebot reden, daß sie viel mehr von allen Sünden und auch der Unzuchtssünde wissen, wie mancher Lehrer sich einbildet. Wie Paul und Virginie wächst nicht eins unserer Kinder auf. Hier gilt es, die rechte Kirchenzucht anzubahnen dadurch, daß schwarz schwarz und weiß weiß genant wird, damit die Kinder die Sünde kennen lernen und einen Schreck vor ihr bekommen und namentlich vor der Sünde gegen das 6. Gebot. Besonders sollten sich dies auch die Lehrer an Gymnasien merken! Sie sind es gerade, die die Schüler an der Hand des Ovid und Horaz einführen in die „Kunst zu lieben", daher haben sie auch die doppelte Pflicht, den Knaben und Jünglingen das entsprechende Gegengift aus dem Evangelium darzureichen. Welch' Elend, wenn ein Jüngling nichts hört als die Schlüpfrigkeiten des Horaz und seiner Freunde! Heißt das nicht geradezu zur Unzucht erziehen? Was lehren Heiden und was lehren Christen über die Unzucht? das müßte den Gymnasiasten doch beides recht deutlich werden zu Gunsten der christlichen Lehre! Auf die Schule folgt die Confirmation. Im Confirmandenunterrichte, wo, in Städten wenigstens, die Kinder (ich nehme selbstverständlich an, nach Geschlechtern geirent) aus den verschiedensten Ständen gemischt zusammensitzen, auch da wie ein Professor die Heilswahrheiten vortragen ohne alle Anwendung aufs Leben und die Lage der Confirmanden, das heißt doch völlig den Confirmandenunterricht verkennen und die Zuchtlosigkeit freier laufen lassen! Das sind die rechten Confirmandenlehrer, die wissen, wie die Kinder überhaupt beschaffen sind, wie sie zu Hause stehen, wie viel sie gehört und sogar gelesen, die wol wissen, daß gleich nach der Confirmation die Versuchung an gar manche Confirmanden und besonders Confirmandinnen schwer genug herantritt, so daß sie gar bald in Schimpf und Schande und oft zeitlich und ewig in ein schreckliches Elend verfallen, solche Lehrer der Confirmanden, die das wissen und sich nicht täuschen, und darum von allen Sünden und besonders auch der gegen das 6. Gebot deutlich, mit den rechten, nicht verzuckerten Worten reden, sondern vielmehr im Stile der heil. Schrift, die Tod und ewigen Fluch zeigt denen, die sündigen, diese sind die rechten Confirmandenlehrer. Wer hierüber einige Erfahrung hat, der weiß auch, wie sehr gerade in den Confirmationsstunden die Herzen der Kinder offen stehen den Lehrern der Kirche, und wie gerade das im Gedächtnis hängen bleibt, was in der Confirmationszeit ihnen Eindruck gemacht hat; ein solcher wird auch diese Zeit ganz besonders benutzen, um in den Herzen der Kinder die Sünde in ihrer schrecklichen Gestalt und besonders die Sünde gegen das 6. Gebot so darzustellen, wie sie ist. Was die Leute in der Confirmationszeit gehört haben, das ist ihnen gar oft Alles, was sie im Leben überhaupt behalten. Das werden Alle bezeugen, die darüber in ihren Gemeinden haben reden hören. Mir sagte einmal ein sterbendes Mädchen von ihrer großen Gewissensnot, weil sie gegen das 6. Gebot gesündigt und ihr Pastor ihr im Confirmandenunterricht gesagt habe, diese Sünde werde

nicht vergeben. Hier galt es natürlich trösten — aber das ist gewiß, der rechte Confirmandenunterricht ist von allem Unterricht am festesten. Wenn aber im Confirmandenunterricht die Kinder keine Erkentnis der Sünden und der Sünde wider das 6. Gebot bekommen, wo sollen sie denn diese Erkentnis bekommen? Wenn der Prediger im Confirmandenunterricht beim 6. Gebote etwa gar in Verlegenheit geräth, was er eigentlich sagen soll, wenn er sich immer fürchtet, anzustoßen und darum eilt, darüber hinwegzukommen und die Kinder nun nichts hören über diese Sünde mit ihrem Jammer hier und dort, wenn sie von Ehe und Eingehung der Ehe und Ehescheidung gar nichts hören, wo sollen sie es denn später erfahren? Darf man sich dann wundern, wenn die Kinder ganz unbefangen und naiv in die Versuchung hineinwachsen und untergehen in Unzucht vor der Ehe und in der Ehe, und ebenso leichtsinnig die Ehe schließen, wie sie sie trennen, alles gerade so, wie es ihnen beliebt und wie es Andere auch treiben. Die Kirche hat ihnen ja nichts davon gesagt! Ich fragte einmal eine von ihrem Manne getrent lebende gebildete Frau, ob sie denn in ihrem Confirmandenunterrichte gar nichts über Ehe und Ehescheidung gehört? Sie versicherte, niemals etwas davon gehört zu haben. Man sage auch nicht, wenn die Kinder nur überhaupt die Sünde und den Glauben kennen lernen, dann würden sie auch im gegebenen Falle davon schon Gebrauch machen. Das ist aber nichts als die bekante Liebhaberei für die graue Farbe! Die wirkliche Sünde nach allen 10 Geboten und die wirkliche Gnade nach allen Hauptstücken zu zeigen, darauf komt es an! Sollte aber vom Katechismus etwas weniger accentuirt werden, so möchte es eher rathsam erscheinen, die Lehre von der himlischen Materie in der Taufe, von der immanenten Trinität und der Communicatio idiomatum etwas mehr abzukürzen! Das viele Accentuiren dieser und ähnlicher Lehren macht die Kinder, weil diese Lehren, deren Wert für die Kirche wir gewiß nicht verkennen, über den Horizont der Kinder hinausgehen, stumpf und unempfänglich für das Evangelium, das ihnen in solcher Form gebracht wird — und wie viele Katecheten habe ich katechesiren hören über Taufe und Abendmal und Dreieinigkeit in ähnlicher Weise! Hier sollte nur das Notwendige kurz und eindringlich gesagt werden — und dafür mehr das hervorgehoben werden, was die Kinder fast alle Tage hören und wol verstehen, damit sie dasselbe auch kennen lernen — als Sünde. Natürlich ist es ebenso dringend nötig, den Kindern die Gnadenmittel und ihren Herrn zu zeigen, der ihnen die Schuld vergeben und ihnen hilft, wenn sie an Seiner Hand bleiben. Natürlich nicht blos Gesez, sondern auch das Evangelium.

Je mehr der Katechet mit seiner Confirmandenstunde sich hinter den Wänden der Confirmandenstube, die leider bisweilen die Gesindestube sein soll, verbirgt, desto deutlicher sollte ihm das wirkliche Leben vor Augen stehen, in dem diese Kinder stehen, die er im Namen der Kirche unterrichtet. Und je weniger Eltern oder ein Ephorus zuhören, desto eifriger sollte das eigne Gewissen den Katecheten ermahnen zur Treue in diesem stillen und so überaus wichtigen Unterrichte. Und noch einmal: haben wir irgendwo die Herzen offen für uns, dann ists im Confirmandenunterrichte! Nebenbei gesagt, dürfte es dem Confirmationsunterrichte ersprießlicher sein, wenn ein paar Dutzend Lieder, Psalmen und Bibelsprüche weniger auswendig gelernt würden und hierin ein natürlicheres Maß, das den Kindern die Confirmationsstunden nicht verleidet, einträte und dafür die kirchliche Stellung des Predigers als Confirmandenlehrer mehr hervorträte und derselben einen Eindruck mit der Kirchenlehre auf die Herzen der Kinder machte. Was man widerwillig lernt, geht ohnehin nur zu bald verloren.

Nach dem Confirmandenunterricht hebe ich die Predigt als Mittel zur Anbahnung von Kirchenzucht hervor. Wenn man freilich so manche Predigten hört, in denen die Sünden und namentlich die Sünde wider das 6. Gebot gar nicht so dargestellt werden, wie sie vor Gott und Menschen wirklich sind, in denen vielmehr von Sünde entweder gar nicht oder nur ins Allgemeine hin die Rede ist, dann muß man vornherein annehmen, daß in solchen Gemeinden, wo solche Predigten gehalten werden, von Buße und Anbahnung der Kirchenzucht nicht wird die Rede sein konnen. Wenn die Predigt nicht aus dem Leben komt und nicht ins Leben greift, sondern nach dem hergebrachten wolstilisirten Partitionsstil grau in grau malt, wo soll denn da eine Erkentnis der Sünde und eine Reaction gegen das versuchungsvolle Leben da draußen herkommen? Daher hören die Leute auch solche Predigten gar nicht mehr an. Solch hölzernes Reden hat das Stigma der Langweiligkeit an sich, damit ist es heut zu Tage gerichtet. Auf diese Weise wird die Kanzel zur Wüstenei! Aber nicht blos hören, auch lesen muß man Predigten. Was lest Ihr denn in den gedruckten Predigten? Wie fein sind sie eingeteilt, wie glatt fließt ihr Redestrom, wie viel Gedanken über Himmel und Erde und was dazwischen ist, kommen in ihnen vor, — aber wißt ihr viele gedruckte Predigten, die Sünde als Greuel vor Gott, als der Leute Verderben darstellen, wißt Ihr viele Predigten, die von der Unzucht unter andern Sünden auch einmal reden nach der Ausdrucksweise des Apostels? Ueber Unzucht und Ehebruch redet die Schrift so deutlich und offen, wie über das Verdienst Christi. Beides sind Realitäten! In den gedruckten Predigten aber kann man gar oft Alles lesen — in abstracto, nur nichts in concreto von der Sünde und namentlich von der Sünde der Unzucht. Darum ist und wird die Kanzel — trocken gelegt.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 24. März. № 24.

Altenberg.

Ein Roman. Leipzig, Fleischer, 1865.

Als wir die Lectüre der vier Bände des Romans vollendet und an das Nachwort kamen, wurden wir durch die Bemerkung überrascht, daß, wenn der Leser gemerkt haben müsse, daß der Vf. zu den Hauptfiguren in näherer Beziehung gestanden, er die Veröffentlichung nur mit deren ausdrücklicher Bewilligung unternommen und dazu die Namen so verändert habe, daß Niemand auf die Spur der eigentlichen Namen gelangen könne: denn wir hatten bisher in der Meinung gelesen, der Roman habe sich zur Aufgabe gestelt, unsere gegenwärtigen politischen und socialen Zustände mit ihrer Auflösung aller gliedlichen Ordnung, Zersplitterung des Grundbesitzes, Ausrodung der Wälder und damit Lähmung der Vegetation, Tyrannei des Kapitals, Unbarmherzigkeit gegen die anschwellende Fabrikbevölkerung, Ausbölung des religiösen Bewußtseins und Verblendung über die Naturwissenschaft zu strafen und eine Verklärung nach der gegenüberliegenden Seite zu versuchen, und habe zu dessen Staffage seine Figuren geschaffen. Wenn wir damit dem Vf. Unrecht gethan, so führen wir dies Misverständnis aus dem Grunde an, weil wir damit den Hauptfehler des Buchs ins Herz treffen, daß es dem alten Gesetze non multa sed multum besonders in den drei ersten Bänden nicht gerecht geworden ist; denn es ist gradezu unmöglich so viel Personen und Familien, wie hier zusammengedrängt sind (der erstern sind, wir mögen sie aber nicht aufzählen, mindestens dreißig und sie bewegen sich der Mehrzahl nach in gleichartigen vornehmen Daseinskreisen) wenn man auch ein Walter Scott im Malen wäre, in der Portraitirung zu genügen. Besonders gilt dieses, wie schon bemerkt ist, von den drei ersten Bänden, aus denen mehrere Figuren ohne Schaden für das Ganze vielmehr zu dessen Heil wegbleiben konten, denn es wird dem Leser zu viel zugemuthet sich gleich zurecht zu finden; er muß sich zu lange auf den Zusammenhang besinnen und dadurch wird die Macht des Eindrucks geschwächt.

Einen andern mehr materiellen Mangel müssen wir darin erkennen, daß das Christliche des Buchs zu sehr ästhetischer Art ist und ihm zu sehr Salz und Schärfe fehlt; der Vf. ist ein anmuthiger Erzähler und feiner Zeichner und Freund des wieder erwachten religiösen Lebens; die Geistlichen, die im Roman auftreten, protestantische und ein katholischer, sind Ehrenmänner, aber etwas mehr Salz hätten wir gern in ihrem Munde gesehen, einem derselben, einem Hofprediger, hören wir gern zu, wenn er den Altardienst als Kunst rechtfertigt und darstelt, aber daß das „durch den Glauben allein" so recht entschieden über seine Lippen gehen sollte, können wir uns nicht gut denken. Dasselbe müssen wir nach der sittlichen Seite hervorheben; es kommen nicht bloß beim Auftreten von Adele und Florine Stellen vor, die eines christlichen Romans wegen ihrer Lüsternheit unwürdig sind, sondern am Schlusse des zweiten Bandes, wo Leonhardt den Adel seiner Umgegend beruft, ihn zu einer Genossenschaft sammelt, ihm die Anhänglichkeit an den ererbten Grundbesitz, väterliche Sitte, noble Gesinnung, Vertretung edler Zwecke, Führerschaft des Volks, Ankauf von Gütern, die unter den Hammer kommen, um sie für den Adel zu erhalten und der Zersplitterung zu wehren, warm einredet, hält er sich in der sonst guten Rede zu sehr an die Uebel der Zeit, geht aber nicht auf den Grund derselben, die auch der Adel mit verschuldet hat, zurück; warum geht er nicht mit der Sprache heraus, wie der Arkebusier in Wallensteins Lager:

Wer ist Schuld daran, als wir Soldaten,
Daß der Nährstand in solchen Schimpf gerathen?

Warum erinnert er nicht an das mächtige Buch, das Luther einst ausgehen ließ: An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung? wo Luther den Adel zu dem Geschäfte der Regeneration der Kirche und der Befreiung des Vaterlandes vom Römischen Joche berief und stelte dem gegenüber den Liebling seiner Zeit, Fürchtegott Gellert, der unter voller Zustimmung eben dieser Nation dichten konnte:

„Ein Junker hielt sich ein paar Hunde
Es war ein Pudel und sein Sohn"

des übrigen reichlichen Spottes des frommen Mannes über den Junker oder des Edelmanns als Patron des Informators nicht zu gedenken? Warum wies er nicht hin auf den Englischen Adel, der sich dem Volke ganz und gar eingegliedert, aber als Mittelglied zwischen Thron und Volk, als Führer des letztern auch alle Lasten desselben treu mit getragen hat, während unser Adel, wenn neue Lasten aufkamen, sich darauf verstand, sie auf seine Hintersassen zu wälzen und für sich bloß die Rittersteuer behielt, welche so gut wie gar keine war? Das hätte sicherlich mehr Frucht geschafft als das eitle Klagen über Roms Verfall und Untergang und die Vorschläge zum windigen Genossenschafts- oder Vereinswesen, dem Lieblingskinde unsrer Zeit, wo-

durch man sich bloß verbindet, so weit als man sich nicht verbindet und mit dem linken Fuße nicht nachzukommen braucht, wenn man den rechten in den Bund hineingesezt hat? Und so komt es denn, daß man sich mit dem Vf. des Buchs ganz eins wissen kann, ja daß man, um es noch bestimter zu sagen, lieben kann, was er liebt und hassen, was er haßt und sein Buch Einem doch nicht recht ist.

Nehmen wir zum Belege unsers Urteils aus dem zahlreichen Personal des Romans etliche Figuren zur Beschauung und Musterung heraus und beginnen rechtlicher Weise mit dem Haupthelden und Träger des Romans Leonhardt von Altenberg; derselbe ist frühe mütterlicherseits verwaist und auch dem Vater entfremdet worden, welcher wie der Edelmann in Soll und Haben sein Heil an der Börse und im Handel mit Staatspapieren sucht, dem entsprechend auch in der Hauptstadt wohnt; Leonhardt hat dafür einen geistigen Vater gewonnen in einem Großonkel, einem Edelmann von altem Schrot und Korn, in Anhänglichkeit an alte Sitte lebend und voll Haß gegen Alles was einer Fabrik nur ähnlich sieht; sein Auftreten hat überall etwas Rührendes und sein Eingreifen in den Gang der Ereignisse zeugt immer von Einsicht, dabei erinnert er aber doch in manchen Zügen zu sehr an Sterne's Onkel Toby in Tristram Shandy, als daß man begreifen kann, wie sich sein geistiger Sohn im Anlehnen an ihn hat auf die Füße stellen können. Letzterer komt beim Beginn des Romans gleich fertig in unsere Hände; wir erfahren bloß, daß er Studien, namentlich Rechtsstudien gemacht hat und im Jahre 1848 im Anschauen der Barrikadenkämpfe den Entschluß gefaßt hat, dem Könige seinen Degen zu weihen, aber im Schmerz über die Verwüstung, welche ein moderner industrieller Pächter des Erbsitzes, gegen den der Vater so gleichgiltig gewesen ist, angerichtet hat, zu dem Entschlusse komt, den Degen dem Könige zurückzugeben, um den verwüsteten Bau wieder herzustellen, ein Landwirth und Vater seiner Bauern zu werden.

Hier werfen wir, wenn wir Leonhardts Umsicht, Einsicht und große Reife des Verstandes bewundern müssen, zumal wenn wir sehen, wie er durch ein juristisches Gutachten über einen langjährigen Zwist zwischen zwei gräflichen Brüdern einen Frieden vermittelt, die sehr nahe liegende Frage auf: woher hat er das Alles? und möchten gern den Gang seiner Entwicklung vernommen haben, man erhält aber keine Antwort, was ein Mangel ist. Neben ihm steht der Liebling des Großonkels, Emma, eine Verwandtin, ein liebliches Bild, eine tiefe, innige, fromme Mädchenseele, an dem wir keinen Zug vermissen und keinen wegwünschen; ihr ist von vorn herein das Herz Leonhardts zugewandt; sie wird ihrer Sphäre durch Annahme einer Stelle als Gesellschafterin bei einer Princessin entrückt und die Augen eines apanagirten Fürsten fallen zu Leonhardts größter Beunruhigung auf sie; aber sie kehrt so rein wie sie entrückt worden ist, in ihre ursprünglichen Kreise zurück. Während dieser Vorgänge kommen zwei Versuchungen über unsern Helden (eine wäre genug gewesen, die zweite ist ein Luxus und schwächt das Ganze). Die erste geht von einem Judenmädchen aus, Adele von Lasari geheißen, Tochter eines baronisirten Hebräers, eines Millionär und Helden der Börse, der den Geld speculirenden Vater Leohardts in der Tasche und die Herschaft Altenberg in Pfandschaft hat, so daß es sein Eigentum wird, wenn auf den Tag die Wechsel nicht honorirt werden. Diese Adele ist eine brillante Figur des Romans; voll orientalischer Glut, mit den hervorstechenden Gaben ihres Stammes und mit der ganzen modernen Europäischen Bildung ausgerüstet; ihre tief brennenden Augen erinnern an die Bürgersche Eleonore auf dem Bilde von Oesterley, sie brent und schwärmt für Leonhardt oder Leo wie er auch kurz genant wird. Der Vater als eitler Jude sieht die Verbindung mit dem alten adlichen Hause sehr gern und ersterer käme dadurch aus aller Not und sähe sich im ruhigen Besitze des schwer bedrohten und heiß geliebten väterlichen Guts; die Versuchungsscenen haben aber für ein christliches Buch zu lockende, mit der Sünde spielende Farben, wenn sie auch nicht so Claurensch sind, wie später bei Florine, die wir überschlagen. Wie aber Leo festbleibt und in dem Juden die Rachsucht seines Stammes erwacht, und er die um einen Tag versäumte Zahlung nicht annehmen will und das also gewonnene Gut seiner verschmähten Tochter zur Mitgift schenken will, da haben wir eine Scene von dramatischer Höhe Der Verf. führt uns einen wolgesinten, in den Roman tief hinein verflochtenen mediatisirten Fürsten vor, den Großonkel des unglücklichen Leo, einen Anwalt, einen tüchtigen Kaufmann, Hartlieb, der später die Familie rettet und wegen seiner Gesinnung und Thatkraft zum Bräutigam von Leos Schwester Isabella an- und in die Familie aufgenommen wird, einen Rittmeister-Bräutigam der andern Schwester, und endlich den Vater des Pfandinhabers, einen gelehrten Rabbi, der nur ein Israel „in der Fremde" kennt, unter den Armen seines Volks lebt und wegen des Treibens des Sohnes sich von ihm gewandt hat, dessen sich Leo als ein Straßenauflauf ihm Schmach angethan, angenommen und bei seiner ungeheuern Vielseitigkeit kabbalistische Vorträge gehört hat — als Alle sich vergeblich bemühen das Herz des Unbarmherzigen zu brechen, dieser aber allem Andringen mit dem Buchstaben der Gerechtigkeit und wo dieser nicht ausreicht mit Spott widersteht, haben wir ein großartiges lebendiges Bild vor uns. Dasselbe gilt von einer spätern Scene, wo die verschmähte Adele, der es endlich gelungen ist, freilich erst nach fürchterlichen Drohungen und Flüchen, unvermält zu bleiben, den Vater zu bestimmen, die verspätete Zahlung anzunehmen und den Proceß über Altenberg aufzugeben, im Stolz dieser Geistesgröße, aber doch in ächt weiblicher Neugierde, die Braut dessen kennen zu lernen, der sie verschmäht hat, leztere, die wenig von der Sache weiß, zu einer Zusammenkunft beruft, um die vom Vater ausgestellten Documente über seinen Verzicht ihr einzuhändigen. Diese Scene hat große Naturwahrheit und dramatisches Interesse, zumal wenn wir den Bericht der unschuldigen Emma darüber lesen, in dem sie wie Fridolin spricht: Herr, dunkel war der Rede Sinn. Geistesgröße, triumphirender Tugendstolz, Neugierde, Neid sind mit

christlicher Demut und Bescheidenheit hier sehr geschickt zusammengestellt.

Gegen die Figur des alten Rabbi hätten wir an sich Nichts, nur hätte der Verf. seinen Helden nicht gerade als Schüler oder Zuhörer desselben hinstellen sollen, wodurch er lezterm und auch sich selbst geschadet hat; denn Leonhardt ist schon mehr als räthlich mehr ideelle Erscheinung als ein Charakter, „dem Schenkel und Knöchel feststehen" und die Verflüchtigung desselben wird nur durch das Eingehen auf die Kabbala gemehrt; dazu ist der Gegensaz bei dem Schriftsteller, der sich in den hochadlichen Lebenskreisen so sicher und frei bewegt und der über die Kabbala, mit Faust zu reden, „mit saurem Schweiß sagen muß, was er nicht weiß," allzu sehr in die Augen springend.

Der Repräsentant des Leonhardtschen Gedanken in der Bauernsphäre ist der Thalmeier; eine breitschultrige altsächsische Gestalt mit nervigen Armen und unverzagtem, trotzigem Herzen, dem der Erbhof über Alles geht; er hat früher, als dem Gute Altenberg pflichtig, zu dem Großvater Leonhardts in engstem Verbande gestanden, der Vater, der durchaus abgelöst haben will, hat ihn dagegen aus dem Hause geworfen und sein Herz jauchzt froh auf als er in dem Enkel den Großvater wieder sieht, der den Edelhof auf seinen früheren Fuß zu setzen sich vorgenommen hat. Er hat Kummer, der Sohn nach seinem Herzen stirbt an der Schwindsucht und der andere ist auf die Bildung und Erziehung verfallen, dazu das Unerhörte und Unbegreifliche, daß man ihm eine Eisenbahn durch seine Kämpe legen will und daß er sich soll gefallen lassen und stille sitzen, wenn Andere so mit seinem Eigentum umgehen, als habe er Nichts mehr darüber zu sagen; Entschädigung, auch die reichste, gilt ihm dagegen Nichts; er widersezt sich, vergreift sich am Commissär, verwundet Gensdarmen, und büßt dafür mit Recht vor dem Schwurgerichte und im Gefängnisse. Während seiner Strafzeit hat sein Sohn, der um der Eisenbahn willen auch die Gebäude des Hofes hat abbrechen müssen, ein neues modernes Oekonomiegebäude aufrichten lassen; in das will er aber nicht hinein und der verschnittene Acker ist ihm auch zuwider; darum zieht er zu Leonhardt auf den Altenberg als ein Gehilfe in der Landwirtschaft, und als er hier stirbt, wird er nach alter Sitte begraben. Diesem Charakter sind wir mit großem Interesse gefolgt um der Wahrheit willen, die in ihm ist, denn wir haben auch eine besondere Vorliebe für den Niedersächsischen Bauernstand und hoffen von ihm; meinen auch daß das paganus auf ihn keine Anwendung findet, sobald sich nur Geister finden, die diesen Stand in Bewegung zu setzen vermögen. Denn was sind ihrem Kerne nach die etliche zwanzig Hermannsburger Missionare, die in nächster Zeit zu Hannover sollen ordinirt werden, deren Väter mit dem Eichholze aus ihren Kämpen die Kandaze gebaut haben und deren Söhne unter den Masten des Schiffes in die Wasserwüste hinaussteuern, den Namen des Herrn unter die Heiden zu tragen und die Inseln seines Heils teilhaftig zu machen — anders als Bauernsöhne?

Von den übrigen Personen des Romans ist nicht Not zu

reden, so viel deren auch sind; wir wünschen, wie schon bemerkt, einen Teil derselben weg und hätten, um dem Buche viele Leser zu gewinnen, gewünscht, daß die drei ersten Bände in einen zusammengefaßt wären; denn um zu einem vielbändigen Roman Leser zu haben, muß man mit dem Zeitgeist gehen, wie die Ritter vom Geiste und der Zauberer von Rom. Was wir darum bei vielem Guten und Wahren in dem Buche vermissen und ihm reicher zugeteilt wünschen möchten, wäre Schärfe, Kürze, Gedrungenheit und das in den Bereich seiner Krankenheilung, namentlich auch für die höheren Lebensschichten stärker heranzuziehende, vor Fäulnis bewahrende Salz.

Gr. b. G. K. v. H.

Die verlorene Handschrift.

(Schluß.)

Gleichwol hält der Verf. daran fest, daß die Frau Ilse das christlich-fromme Element vertreten und darstellen muß. Haben wir sie nun oben im ersten Teile zum Pfarrer begleitet, so wollen wir doch im lezten Bande noch ihr Selbstgespräch belauschen, darin sie sich in Betrachtungen über die heilige Elisabeth ergeht. „Dein eigenes Leben war voll Sehnsucht gewesen, darüber warst du zu einer frommen Büßerin geworden, du trugst das härene Hemd und schwangest die Geißel über deinem Rücken, du beugtest Stirn und Gedanken vor einem unduldsamen Priester. Und du thatest, was nicht recht war und nicht schicklich, du legtest den Aussätzigen, um deinem Gott zu gefallen, in das Bett deines lieben Mannes. In deiner überspanten Frömmigkeit hast du dein warmes Herz und die schamhafte Weiblichkeit verloren. Du wurdest von den Geistlichen heilig gesprochen, aber du arme Frau hattest in deinem Ringen um das, was sie die Gnade Gottes nanten, menschliches Gefühl und milde Sitte hingeopfert. Es ist nicht gut, Ilse, wenn Mann und Frau ohne zwingende Not sich von einander scheiden."

„Wer gegen den Geliebten hart wird, der begeht dies Unrecht doch nur, weil er selbst ihm Leides gethan, oder weil er sich von ihm gekränkt meint. Woher kam es doch, daß du erkrankte Fremdlinge auf dem Lager pflegtest, das dein Gatte verlassen? Ich fürchte, heilige Elisabeth, es war der Trotz der gekränkten Liebe und es war die heimliche Rache über die lange vergebliche Sehnsucht nach deinem Gatten. Dein Beispiel ist für uns keine Lehre, es ist eine Warnung. Meine alte Freundin Penelope, das arme heidnische Fabelweib, war menschlicher und sie war eine bessere Frau als du. Sie weinte jede Nacht um den Geliebten, und als er endlich zu ihr kam, da schlang sie ihre Arme um ihn, weil er die geheimen Zeichen des Lagers noch kante."

In diesen Betrachtungen tritt uns die eigentliche Signatur des Buches gegenüber der Frage, wie es sich zum Evangelium verhalte, entgegen: Neutralität mit vorwaltender humanistischer

Tendenz gegenüber nicht verstandenem christlichem Zeugnis und christlichem Leben.

Auch auf das Gebiet des innern Selenkampfes wagt sich der Verf., aber der Kampf ist nicht weit her. Der studirende Prinz wird in ein Studenten-Duell verflochten. Er weiß nicht, ob er sich selber schlagen oder die angebotene Vertretung annehmen soll. Ilse, seine Vertraute, räth ihm, ohne Wissen ihres Mannes, der eben Prorector ist, das erste und spricht sich nachher so darüber aus: „Ich fragte unsere heilige Lehre (es ist sehr bezeichnend, daß das Evangelium gar nicht anders gekant wird, als unter der Gestalt einer Lehre. Daß die Lehre nur ein Gefäß ist, worin das göttliche Werk der Erlösung als eine vollendete That Gottes gefaßt wird, ist dem Verf. völlig fremd und unverständlich), die rief mir nur zu, daß mein Rath sündhaft sei. Ich war unglücklich, daß ich in diese Lage gekommen war, noch unglücklicher, daß du mir versagen mußtest und unsere Lehre mich nicht (??) heraushob. Aber ich habe in dieser Sache gerathen, wie mir ums Herz war. Seitdem weiß ich, was Gewissenskampf ist. Und du kennst das einzige Geheimnis, was ich vor dir hatte. That ich ein Unrecht gegen dich, so urteile mild, denn bei Allem, was mir heilig (?) ist, ich konte nicht anders."

„Ich weiß genug, du ernsthaftes, ehrbares Weib, sagte der Professor, ich kann jezt dir gegenüber meine Bücher beipacken. Wenig gilt die Lehre und sei sie noch so gut gegen das Leben. Ein thörichtes Studentenduell, in dem du unsichtbarer Beirath warst, hat für dein Inneres vielleicht mehr gethan, als meine klugen Worte in Jahren durchgesezt hätten. Sei gutes Muts, Frau Ilse, wie uns auch das Schicksal noch hausen mag, ich weiß jezt, mit innern Kämpfen wirst du fertig, und darum brauchen wir um die Gefahren, die von außen kommen, nicht zu sorgen. Denn was auch uns Menschen auf Erden störe und aufrege, wer sein eigenes Wesen einmal so weit kennen gelernt hat, daß er auch die Geheimschrift anderer Selen zu lesen vermag, der hat eine gute Schutzwehr gegen die Versuchung der Welt." —

So tritt allenthalben die nichtssagende Phrase an die Stelle der Wahrheit, und das sind die Gewissens- und Selenkämpfe, welche in diesem Buche bestanden werden. Der Leser sieht: Sie sind nicht weit her und werden sehr miserabel bestanden. Wenn „unsere Lehre" sagt: Es ist sündhaft, so sagt Ilse: „die Lehre hob mich nicht heraus" und läßt sie für das Mal fallen — und der Professor weiß nun, was er für ein großes Weib hat, und wie sie den Kampf des Lebens zu bestehen weiß!

Ist denn christliches Leben, christliche Entscheidung und Kraft in diesem Buche nicht zu finden, und hat der Verf. doch auch nicht die Absicht, das Evangelium anzufeinden, so entsteht die weitere Frage: Wozu ist denn überhaupt das Buch geschrieben, welche Tendenz, welchen Zweck und welches Ziel verfolgt denn der Verf.? Die Romane von Walter Scott ruhen auf einem festen historischen Hintergrunde und bekunden allenthalben ernstliche geschichtliche Studien, reizen darum auch wieder zum eignen Studium, die kulturhistorischen Novellen von Riehl zeigen ihre Bedeutung schon durch ihren Titel an, die Romane von Hesekiel decken uns die Tiefen und Schrecken der Revolution auf, und so tritt uns doch auch in der schöngeistigen Unterhaltungsliteratur irgend ein sittlicher Zweck, irgend eine sittliche Tendenz entgegen, man sieht, daß der Verf. von irgend einem Gedanken getragen wird, oder irgend ein Ziel verfolgt — das Alles ist hier nicht der Fall. Wir haben es wenigstens nicht entdecken können.

Worin mag denn der Reiz liegen, den das Buch ausübt? Ist es etwa der Humor oder vielleicht die poetische Gestaltung, die künstliche Entwickelung, interessante Erfindung? Welcher Art der Humor des Verf. ist, das erfahren wir gleich auf der zweiten Seite in der Apostrophirung des Mondes: „Wir haben die Wissenschaft und Photogen, und du bist herabgekommen zu einem alten Gaukler, der fern von Menschen im Walde umherflattert. Zu einem Gaukler! Man erweist dir noch allzuviel Ehre, wenn man dich überhaupt als lebendes Wesen behandelt. Was bist du denn eigentlich? Eine Kugel aus gebranter blasiger Schlacke, luftlos, farbenlos, wasserlos. Bah! Eine Kugel? Unsere Gelehrten wissen, daß du nicht einmal rund bist, auch darin lügst du. Wir von der Erde haben dich nach unserer Seite in die Länge gezogen, du bist gewissermaßen zugespizt, und deine Gestalt ist erbärmlich und unregelmäßig. Du bist nichts, als eine Art großer Erdrübe, welche sich in ewiger Sclaverei um uns herumwälzt."

Das ist eine Probe vom Humor unseres Verf. Es ist gut, daß er sich nur selten auf dies Gebiet verirrt, die poetische Ader ist aber ganz arm, und wenn er sich dennoch zuweilen auf die Bilderjagd wagt, so geht es ihm übel, z. B. „wenn der Abend kam, dann saß der Professor unter den Kindern wie ein Rebhuhn unter den Küchlein."

In allen diesen Partien kann ein Wert des Buches nicht liegen. Wir sind vielmehr der Meinung, daß es einen Wert überall nicht hat. Der Reiz desselben kann lediglich in den Schilderungen und Beschreibungen einzelner Zustände und Personen liegen, wie wir ihnen auf dem Lande, den Universitäten und am Hofe begegnen, und obschon die Charakterschilderungen sich nicht selten in das Karrikirte verlaufen, so sind sie doch im Ganzen und Großen treu und rein gehalten und deshalb ansprechend. Der derbe Landwirt, die gelehrte Frau, welche sich aus dem Conversations-Lexicon bildet, der grobharige Hutmacher, der zerstreute Gelehrte, das Elend überwachter Prinzen, die Hoffeste, die Universitätsbälle mit ihren Vorkommnissen, das Alles rollt am Auge des Lesers vorüber und mag manche bücherverschlingende Sele laben. Die Stunden und Abende gehen dahin, und der lascive Fürst mit seinen geheimen Machinationen mag auf manche Sele wie ein aufregendes heißes Gewürz wirken.

Und hier haben wir das Geheimnis rücksichtlich des schnellen Vertriebs solcher Bücher, wie das vorliegende. Ach im deutschen Lande, in den Städten und auf den Dörfern, in Klöstern,

Stiftern und auf Gütern wohnen viele, viele Selen, welche nichts zu thun haben und auch nichts thun wollen, und schließlich nichts mehr thun können, als sich unterhalten. Die Zeit muß hingehen, und die Leihbibliotheken müssen helfen. Es muß gelesen werden. Pensionirte und unpensionirte Officiere, Beamte a. D., ältere Damen, Witwen und Jungfern reden sich bald müde und aus mit ihren Gesellschafterinnen und Freundinnen, es muß gelesen werden, und es gibt unter ihnen Exemplare, welche unglaublich viel Futter verschlingen, und so mag denn Frau Mühlbach und Frau Lewald und Herr Freitag und Herr Mundt und wie das Heer weiter heißt, noch so viel schreiben, es mögen die Engländer und Franzosen ganze Ueberschwemmungen von Romanen herübersenden, daß die Uebersetzungsfabriken im besten Flore gehen — es ist immer noch nicht zu viel, noch nicht genug. Diese Waare, welche lediglich für die Unterhaltung geschrieben wird, die geht immer, und je ordinärer, desto sicherer, je lascwer, desto schneller, je gedankenloser und phrasenreicher, desto annehmlicher und leichter gehts herunter. Am besten aber werden sich die Schriftsteller und Schriftstellerinnen samt ihren Buchhändlern stehen, welche der Verläumdung und dem Verbrechen dienen, daß die Verfasser vor den Gerichten fliehen, und die Bücher zur Confiskation verurteilt werden.

Dies ist die Spitze von der Leiter, auf derer erster Stufe, wie wir fürchten, auch Herr Freitag und Genossen stehen dürften. Sie dienen der müßigen Unterhaltung und zu Weiterem nicht.

Nachrichten.

Briefe über die kirchliche Lage in Italien.

IV.

Florenz, den 11. November 1865.

In meinem lezten Briefe versprach ich, Ihnen einige Thatsachen, teils nach eigener Beobachtung, teils nach zuverlässiger Mitteilung zugehen zu lassen zur Aufklärung über Charakter und Umfang der reformatorischen Bewegung im kirchlichen Sinne, die Parteien und Persönlichkeiten von denen dieselbe ausgeht, deren Glaubwürdigkeit und die uns durch ihre Anschauungen und Motive auferlegte Verpflichtung, ihnen Teilnahme und Hilfe zuzuwenden. Ich bemerke im Voraus, daß solche Information natürlich eine zerstückelte und lose Gestalt hat, eine Gestalt, hätte ich beinahe gesagt, von Fetzen und Flickwerk; gerade wie die Bewegung selbst, obgleich offenbar mehr oder weniger weit über das ganze Land verbreitet, nur an einzelnen Stellen zum Vorschein kommt und oft nur von einzelnen oder wenigen selbstlosen und energischen Männern getragen ist. Dieses ist der Grund weshalb sie sich in ihrer wahren Bedeutung anfangs so schwer festhalten und beurteilen ließ. Erst nach und nach lernt man sie kennen und ohne Zeit und Geduld ist hier nichts zu machen. Die Ueberzeugung jedoch, die sich schließlich bildet, ist nichts desto weniger sicher, obwol sie sich nicht von einer großen und entscheidenden Demonstration herleitet. Freilich war einmal eine Zeit, wo eine religiöse Demonstration in so deutlicher Weise vor unsern Augen sich vollzog, daß es unmöglich war, sie zu übersehen und große und schnelle Erfolge sich daran zu knüpfen schienen. Dies war eben jener Augenblick, wo Passaglia und seine 9000 Priester gegen die weltliche Macht des Papstes petitionirten und protestirten. Aber darüber ist nur eine Stimme, daß diese Bewegung nicht nur erfolglos war, sondern auch der Sache, der sie dienen wollte geschadet hat. Ueber die Gründe dieser Erfolglosigkeit mag man verschiedener Meinung sein, über die Thatsache selbst ist dies nicht möglich. Nach meiner Ansicht haben verschiedene Ursachen zusammen gewirkt. Erstlich war die Bewegung zu ausschließlich auf den Klerus beschränkt und übte daher auf die Laien gar keinen Einfluß. Sodann war sie zu enge; während sie die Aufhebung der weltlichen Macht des Papstes proklamirte, wollte sie alle Prärogative der geistlichen Gewalt bis zu den äußersten Spitzen ihrer Prätensionen beibehalten wissen. Dergleichen ist heut zu Tage wenig geeignet, den liberalen katholischen Klerus zu befriedigen. Die Bewegung schlug endlich fehl wegen der Unfähigkeit, sie gründlich durchzuführen. Aus welchen Elementen die große Mehrzahl der unterzeichneten Priester bestand, wie wenig sie im Stande waren, in der Stunde der Prüfung ihren Verpflichtungen nachzukommen, habe ich schon oben geschildert. Aber auch ihr Führer war offenbar dem Unternehmen nicht gewachsen, sobald dasselbe Form und Umfang einer volkstümlichen Bewegung annahm. Es ist nur eine Stimme darüber, daß Passaglia, ein bedeutender Mann in seiner Zelle und bei seinen scholastisch-theologischen Büchern, gänzlich außer Stande war, die Rolle eines Parteiführers im öffentlichen Leben abzugeben. Jedenfalls scheint er, wenn er dies versuchte und als öffentlicher Redner, Schriftsteller, Politiker und Anführer auftrat, alsbald Alle enttäuscht zu haben. Sein Eintritt in die Kammer, ein Schritt von mindestens zweifelhafter Bedeutung, hätte nur durch ein erfolgreiches Auftreten und oratorischen Einfluß gerechtfertigt werden können; aber keins von beiden war zu finden. Die Gerüchte über sein geselliges Leben in Turin will ich weiter nicht erwähnen, weil es schwer ist, darüber Gewißheit zu bekommen; jedenfalls aber haben dieselben mit zu der allgemeinen Verachtung, der er und seine Partei verfallen ist, beigetragen. Andere Männer und Bestrebungen sind an ihre Stelle getreten, von denen ich jezt zu reden habe.

Unter den Förderern einer kirchlichen Reform auf breiterer Basis steht oben an Msgr. Tiboni, der bekannte Canonicus von Brescia, seit vierundzwanzig Jahren der Leiter des theologischen Seminars jener Diöcese. Man kann ihn kurz kennzeichnen als einen Mann, wie er sich vielleicht unter dem Clerus seines Ranges in ganz Frankreich nicht findet, nämlich als einen ganz offenen Gallikaner. Seine Flugschrift: „Bemerkungen über die Deklaration des Gallikanischen Clerus i. J. 1682 über die Gewalt der Kirche", Brescia 1864, läßt hierüber keinen Zweifel. Der Bischof entsezte ihn seiner freisinnigen Ansichten

halber seines Amtes. Mit Herz und Sele ist er bei der nationalen Bewegung sowol, als bei einer kirchlichen Reform auf einer noch näher zu schildernden Grundlage. Eines seiner bemerkenswertesten Bücher ist „die Secularisation der Bibel." Ein anderes „der heilige Stuhl und die römische Curie", worin der Unterschied zwischen einem ächt katholischen Primat des römischen Bischofs und den übertriebenen Prätensionen der päpstlichen Partei nachgewiesen wird; eine Frage, die ebenfalls behandelt wird in der Schrift: „Quando sia infallibile il Papa" (Wann ist der Papst unfehlbar?). Man versichert mir, daß alle seine alten Schüler im Seminar im Stillen oder öffentlich seine Anschauungen teilen und man kann sich denken, wie weit seine Lehre und sein Einfluß in beinahe einem Vierteljahrhundert sich mögen ausgebreitet haben.

Ein Beispiel von der Wirksamkeit desselben Geistes unter den Laien ist der Graf Tasca in Mailand, ein Edelmann aus vornehmer Familie, der sich längere Zeit in England aufgehalten hat, mit der englischen Kirche wolbekant und bereit ist, uns auf halbem Wege entgegen zu kommen. Er ist bemüht, unsre Liturgie, die er sehr hoch hält, in weiteren Kreisen bekant zu machen. Kürzlich erst z. B., als die Cholera drohte, hat er zur Vorbereitung auf diese Heimsuchung 3000 Exemplare unserer Litanei drucken lassen. In der kurzen Vorrede hierzu sagt er: „Die Litaneien in dem herlichen allgemeinen Gebetbuch der vereinigten katholischen Kirche von England und Irland zeigen eine so brünstige Liebe zu Gott, ein so lebendiges Vertrauen auf unseren Mittler und Heiland Jesus Christus, solchen Glauben an die göttliche Vorsehung und eine so brünstige Liebe zum Nächsten, daß man sich nicht wundern kann, wenn unser Volk die italienischen Uebersetzungen, die ich zweimal in früheren Jahren habe verteilen lassen, so günstig aufgenommen hat" ... In Bergamo ist ein anderes Centrum dieser Bewegung in der Person des kürzlich wieder gewählten Abgeordneten Morelli, des Verfassers eines der kühnsten Pamphlets, die in lezter Zeit erschienen sind: La Parola di Dio e i moderni Pharisei (das Wort Gottes und die modernen Pharisäer). Er wurde deshalb von dem Priester seines Kirchspiels offen von der Communion zurückgewiesen. Die Sache machte damals viel Aufsehen. Das Gouvernement mischte sich mit einer gewissen Entschlossenheit in dieselbe und erließ einen Haftbefehl gegen die Priester, weil sie die Sacramente ohne triftigen Grund und aus politischen Rücksichten verweigert hätten, jedenfalls ohne ein rechtsgiltiges, von einem competenten Tribunal gefälltes Excommunications-Urteil; ein Verfahren, welches nach kirchlichem Gesez beobachtet werden muß bevor Jemand rechtskräftig von der Communion ausgeschlossen werden kann. Die Priester wurden verhaftet, dann vom Bischof von Bergamo gegen Caution befreit und die Sache gerieth in Vergessenheit oder wurde, wie manche ähnliche, beigelegt ... Noch bemerkenswerter ist die Angelegenheit eines Priesters Mongini von Oggebbio am Lago Maggiore; wegen seiner lieberalen politischen und kirchlichen Gesinnungen von seinem Bischof zur Rede gesezt, machte er kein Hehl daraus. Er wurde deshalb feierlichst wegen seiner Neigung zu der nationalen Sache und seiner Feindschaft gegen die Prätensionen des heil. Stuhls excommunicirt. Dies war nun keine einfache und willkürliche Suspension durch den Bischof ex informata conscientia, wie man es nennt, und ohne Angabe von Gründen. Es war mehr geschehen, als bei Passaglia's Fall, wo doch keine Namen genant waren. Es handelte sich hier um die große Excommunication selbst mit der sogenanten Clausel vittando, in der alle

Gläubigen ermahnt werden, alle Gemeinschaft mit den Gebannten zu fliehen. Mongini jedoch, der bei seinen Pfarrkindern sehr beliebt war und die Regierung für sich hatte, welche das exequatur verweigerte, ohne welche im Königreich keine Excommunication legal veröffentlicht werden kann, widersezte sich einem Verfahren, das er für kirchliche Tyrannei hielt und fuhr in seinen Amtsfunktionen fort. Seine Pfarrkinder standen ihm bei und kamen nach wie vor zu ihm in die Kirche. Selbst der König übersandte ihm das Ritterkreuz. Als sich aber die durch Vegezzi mit Rom angeknüpften Verhandlungen gut anließen, nahm die Regierung, um sich versöhnlich zu zeigen, Mongini weg und sorgte anderweitig für ihn. Ein stärkerer Belag für das Vorhandensein eines ununterdrückbaren Conflikts läßt sich kaum anführen ... Der gefeiertste Missionar der Reform in Italien ist jedoch gegenwärtig der wolbekante und etwas excentrische Don Ambrogio, ein piemontesischer Priester. Er durchzieht im Freien predigend Stadt und Land; bald ist er in einem Dorfe, bald selbst unter den Säulenhallen Turins, wo ihn die Polizei einst auf Veranlassung des Klerus verhaftete, nachher jedoch, da er weder mit Wort noch That das Gesezt verlezt, wieder auf freien Fuß sezte. In Whorea trug ihn einst das Volk in die Kirche und zwang ihn, troz des Widerspruchs des Pfarrers, dort zu predigen. Das einschlagendste Mittel, seine reformatorischen Ideen auszubreiten, sind kurze, gewürzte Dialoge, die er auf losen Blättern drucken und um einen unendlich geringen Preis vertheilen läßt. Beinahe 30,000 hat er hiervon in einem Jahre verteilen lassen. Eines der vor mir liegenden Blätter ist betitelt: Unterredung zwischen einem Priester der italienischen National-Kirche und einem Priester der päpstlichen Kirche. Es ist sehr scharf und anziehend geschrieben und geht den sogenanten preti papalini gewaltig zu Leibe. In einem Briefe aus der Diöcese Mondovi, wo er sich gegenwärtig aufhält, erzählt er, daß seine Predigt großen Erfolg gehabt und er zum größten Kummer des Bischofs viele neue Testamente abgesezt habe. „Wir müssen hoffen", sagt er, „daß die Lehre von einer italienischen Nationalkirche Anklang finden und bei uns die wahre Kirche unseres Heilandes Jesus Christus wiederherstellen werde." Es ist dabei zu bedenken, daß abgesehen von seiner Opposition gegen die Jurisdiction des römischen Stuhles, Don Ambrogio in jeder Hinsicht ein entschiedener Katholik ist.

Ich kann, um nicht zu weitläufig zu werden, andere Erscheinungen nur kurz erwähnen, Männer wie Perfetti, Verfasser der Schrift Il Clero è la Societa, der, seinen kirchlichen Funktionen enthoben, jezt als Professor in Siena lebt; Boboni, Professor der hebräischen Sprache in Siena; den Kanonikus Ghiringelli von Bellinzona, nebst einer Masse anderer, die alle nach derselben Richtung hin arbeiten, jezt aber leider ohne Einheit und Organisation wie Atome der Gewalt jedes Sturmes ausgesezt sind, der von Rom aus über sie hinbraust. Die Gemeinden unter reformatorisch gesinnten Priestern in Genua und noch mehr in Messina unter Anelli, dessen außerordentliche Geschichte wert wäre hier erzählt zu werden, sind ähnliche Beispiele desselben lebendig wirksamen Geistes; während ich von Neapel höre, daß dort, durch die Bereitwilligkeit der Regierung, in nicht weniger als 6 Kirchen Gottesdienst gehalten wird von Priestern, die nur wegen ihrer nationalen und anti-päpstlichen Gesinnungen abgesezt sind, und daß sich starke Gemeinden zu ihnen halten, die sich vor dem Anathema der Erzbischöfe nicht fürchten. Kardinal Andrea hat, glaube ich, diesen verfolgten Geistlichen manche Zeichen des Wolwollens und der Sympathie gegeben. Ebenso muß ich mir eine genauere Besprechung der

Meinungen oben genanter Personen und Parteien und ihres Auftretens ihn den wenigen, ihnen zugethanen Preßorganen vorbehalten. Das Gesagte wird genügen, um in entschiedener Weise, wenn auch etwas ungeordnet, die Breite, Länge, Tiefe und Ausdehnung einer Bewegung darzuthun, die, in genauer Harmonie mit unseren kirchlichen Anschauungen, die ganze italienische Halbinsel durchzieht.

V.

Florenz, den 18. November 1865.

Mein leztes Schreiben bezweckte, Ihren Lesern von der Existenz einer von Innen heraus gehenden, nationalen Bewegung bei Laien und Klerikern zu Gunsten einer kirchlichen Reform in Italien Kentnis zu geben. Ich habe mich bemüht, Ihnen diese Thatsache in derselben Art aufzuweisen, wie sie sich mir zeigte, nämlich durch Aufzählung einer Menge von Details aus allen Gegenden des Königreichs, die mir von den verschiedensten Personen zuflossen und alle zu demselben Schlusse drängten. Ich bin weit entfernt, die Ausdehnung oder Tragweite dieser Bewegung, deren Existenz mir selbst lange zweifelhaft erschien, überschätzen zu wollen. Aber nicht nur waren die dargelegten Verhältnisse an sich von ziemlicher Bedeutung, sondern sie haben mich auch zu der Ueberzeugung gebracht, erstlich, daß sie sich durch genauere Nachforschung bedeutend vermehren ließen, und sodann, daß sie nur auf eine Ermutigung und günstige Gelegenheit warten, um eine weit größere Ausdehnung zu gewinnen. Eine andere wichtige Beobachtung hinsichtlich des Charakters dieser Bewegung ist die, daß sie sowol bei Klerikern als Laien zu finden, eben deshalb von mehr nationaler Bedeutung ist und mehr als die von Passaglia hervorgerufene hoffen läßt, daß sie im Lande dauernd Wurzel schlagen werde.

(Schluß folgt.)

Zur Widerlegung aus Mecklenburg.

(Von einem Mitgliede der Ritterschaft.)

Mehrere Entstellungen der Wahrheit in dem Artikel Nr. 11 der Ev. K. Z., welcher die Mecklenburgischen Landtagsverhandlungen über Aufhebung einiger Bestimmungen des Sontagsgesetzes kritisirt, erfordern eine Berichtigung.

Bei dem Interesse, welches der Gegenstand auch in weiteren Kreisen erregt hat, sei es gestattet, die Gesetzesbestimmungen, deren Aufhebung die Großherzogliche Regierung den Ständen proponirt hatte, hier wörtlich zu widerholen:

I. §. 2 Nr. 8 Abs. 2 der VO. vom 8. Aug. 1855:

„Nur den Tagelöhnern, Einliegern und kleinen Handwerkern mag es nachgesehen werden, wenn sie und ihre Hausgenossen und Angehörigen ihre eigenen landwirtschaftlichen Arbeiten, die sie an Werktagen nicht zu der entsprechenden Zeit zu beschaffen vermögen, an den Nachmittagen der gewöhnlichen Sontage, eine Stunde nach gänzlich beendigtem Gottesdienste ohne Geräusch verrichten."

II. Nr. 2 der VO. vom 18. Aug. 1856:

„Zu §. 2 Nr. 8 Abs. 2 der VO. vom 8. Aug. 1855 soll es den dort erwähnten Tagelöhnern, Einliegern und kleinen Handwerkern gleichermaßen erlaubt sein, die Gartenarbeiten in ihren Gärten,

wenn die lezteren auch nicht zu ihren Hausgärten gehören, an den Vormittagen der gewöhnlichen Sontage bis eine Stunde vor dem Anfange des öffentlichen Vormittagsgottesdienstes zu verrichten."

III. Die Bestimmung der VO. vom 6. Febr. 1858 zu dem §. 2 Nr. 8 Abs. 2 der VO. vom 8. Aug. 1855:

„Daß es fortan dritten Personen gestattet sein soll, den Tagelöhnern, Einliegern und kleinen Handwerkern bei dem Einbringen ihrer geernteten Früchte, nach Maßgabe des §. 2 Nr. 8 Abs. 2 der gedachten VO., mit ihrer Anspannung behilflich zu sein."

Dem Verf. des 7ten Artikels: „Aus und über Mecklenburg-Schwerin" scheint die Petition der Geistlichen, auf welche das an den Landtag gelangte Allerhöchste Rescript Bezug nimt, vollständiger vorgelegen zu haben, als es zur Kentnis der Landstände gekommen ist; wenigstens ist aus dem Rescript nicht zu entnehmen, daß die Geistlichkeit, wie uns in dem Artikel 7 gesagt wird, um Aufhebung der „drei oben angeführten oder wenigstens der verderblichsten dritten" Gesetzesbestimmung gebeten hat, in demselben werden vielmehr, soweit der Vortrag der Geistlichen angeführt wird, nur die beiden ersten Bestimmungen hervorgehoben. Die Stände konten aber auch um deswillen die dritte Bestimmung nicht als den Hauptgegenstand der Beschwerde erkennen, weil diese VO., da sie sich auf das Einbringen der geernteten Früchte bezieht, nur an einigen wenigen Sontagen des Jahres zur Anwendung komt, und überdies durch die Worte: „nach Maßgabe des §. 2 Nr. 8 Abs. 2 der gedachten VO.", an deren Stelle der Hr. Verf. — — einschaltet, auf die Zeit nach gänzlich beendigtem Gottesdienste beschränkt ist. Freilich basirt der Verf. auf diese VO. die Weisung an die Tagelöhner: „Wer während des Sontags seine Kartoffeln, Holz 2c. beschafft, dem wirds gegen Abend eingefahren, wer den Sontag feiert, mag zusehen, wie ers hereinbekomt", es wird ihm aber doch Niemand glauben, daß man in Mecklenburg zu den geernteten Früchten „Holz 2c." rechnet, und wenn jene Weisung wirklich irgendwo erlassen sein sollte, müßte man da nicht befürchten, daß es nach Aufhebung der 3ten Gesetzesbestimmung heißen würde: „Du darfst deine Kartoffeln am Sontag aufnehmen, aber da ich sie dir nicht anfahren darf, so mußt du sie im Schweiße deines Angesichts auf der Schiebkarre zu Hause karren." —

Ueber die Fassung des Ausschußberichtes, wie er schließlich angenommen wurde, berichtet der Artikel, daß sie dahin gehe: Stände wünschen „daß den Hoftagelöhnern untersagt werde, Feldarbeiten überhaupt am Sontag Vormittage vorzunehmen," und fügt hinzu, man sei, nachdem man über den eigentlichen Sinn und Inhalt des Berichtes gestritten habe, in der Landtagsversamlung darüber einig geworden, daß den Hoftagelöhnern die Arbeit in den Hausgärten frei gegeben bliebe und daß alle kleinen Handwerker und freien Arbeiter gar nicht in das Verbot eingeschlossen wären.

Die Wahrheit ist aber:

1. Daß der Ausschußbericht der „Feldarbeit" nicht erwähnt, sondern sich in consequentem Anschluß an die Regierungsvorlage auf „die in dieser Bestimmung für den Sontag Vormittag freigegebenen Arbeiten" bezieht, und daß ein aus der Mitte der Versamlung gebrachter Separatantrag, welcher die Arbeit in den Hausgärten ausdrücklich reserviren wollte, abgelehnt wurde.

2. Daß der zum Beschluß erhobene Vorschlag des Berichtes das Verbot nicht auf die Hoftagelöhner beschränkt, sondern, indem

er sich auf die Bestimmung der Nr. 2 der VO. vom 18. August 1856 bezieht, es ganz unzweideutig auf die Tagelöhner-Einlieger und kleinen Handwerker erstreckt.

Zwar legte der Ausschußbericht auf das Verbot der Vormittagsarbeit so großes Gewicht, daß er für den Fall, daß die Landtagsversamlung in Berücksichtigung der hilflosern Lage der freien Arbeiter und kleinen Handwerker das Verbot in seiner ganzen Ausdehnung ablehnen sollte, in zweiter Reihe proponirte, die in der VO. vom 18. August 1856 gegebene Entfreiung fortan auf die Einlieger und kleinen Handwerker zu beschränken, und es ging der Bericht bei dieser wie bei der ersteren Proposition von der Ansicht aus, daß für die Hoftagelöhner ein Bedürfnis der in Frage stehenden Entfreiung nicht vorhanden sei; und daß zwar, bei der Verschiedenheit der Verhältnisse, die Formel für ein Aequivalent der unvermeidlichen Sontagsarbeit schwerlich aufzufinden und gesezlich festzustellen sei, daß jedoch ohnehin jeder Gutsherr sowol seinen Tagelöhnern ein ausreichliches Einkommen zu gewähren, als auch die geltenden Sontagsgesetze zu berücksichtigen verpflichtet sei, diese zweite Proposition kam aber, da die in erster Reihe vorangestellte angenommen wurde, gar nicht zur Abstimmung.

Mit vorstehenden Darlegungen haben wir unsere Aufgabe an dieser Stelle beendet. Ueber die Principien, welche die Stände bei ihren Berathungen geleitet haben, ob die Regierungs-Vorlage in ihrem ganzen Umfange mit der sonstigen Milde unseres ganzen Sontagsgesetzes, mit den Sitten und Einrichtungen des Landes in Einklang zu bringen war, und ob von strengeren Strafbestimmungen wirklich eine bessere Sontagsheiligung zu erwarten ist *), darüber wollen wir hier den Kampf nicht aufnehmen.

Ein Hospital für die Aussätzigen im Heiligen Lande.

Der nachfolgende Bericht über ein Unternehmen, für welches gegenwärtig weitere Kreise interessirt werden, hat den Zweck, dasselbe auch den Lesern der Ev. K. Z. zur Teilnahme, die es verdient, zu empfehlen.

Die Lage der unglücklichen Männer und Weiber im Morgenlande, welche am Aussatze leiden und in Folge dessen als nicht zur menschlichen Gesellschaft gehörig in elenden Hütten abgesondert wohnen und sich vom Bettel nähren, ist von jeher ein Gegenstand des innigsten Mitleids für Alle gewesen, die bei einem Besuche im gelobten Lande auf sie aufmerksam wurden. Der Gedanke, diese Armen in ein Siechenhaus zu sammeln, um den Heilbaren zur Genesung zu verhelfen und den Unheilbaren christliche Pflege angedeihen zu lassen, ist alt und wiederholt zur Ausführung gebracht. Zur Zeit aber geschieht so gut wie gar nichts für die Aussätzigen. Die Ueberzeugung, daß dieser Notstand wo möglich abgestellt werden müsse, hat sich im Laufe des vorigen Jahres einigen norddeutschen Gästen Jerusalems so zwingend aufgedrängt, daß sie alsbald im Namen Gottes Hand an das Werk gelegt haben, für die Aussätzigen im Heiligen Lande in der besten Weise zu sorgen. Nachdem sie von einigen namhaften medizinischen Professoren in Norwegen und Preußen, welche für die Krankheit Spezialisten sind, Gutachten eingeholt hatten, veranlaßten sie, daß sich ein Comité aus den Herren Bischof Gobat, Consul Rosen, Pastor Valentiner und Dr. Chaplin, dem außerdem die Herren Baron von Kessenbrinck-Aschenraden und Pastor Lic. Hoffmann angehören, gebildet hat, und bahnten insofern das Zustandekommen eines Hospitals an, als sie einen Beitrag zu den Gründungskosten, sowie eine Summe zur Bestreitung der jährlichen Bedürfnisse zusicherten. Im Hinblick auf das noch Fehlende hofften sie auf die Liebe ihrer Landsleute.

Der Plan ist dieser, daß zu Jerusalem, weil eine Mietswohnung solche Kranke nicht aufnimt, ein Haus angekauft werde, welches allein der genanten Aufgabe dienen soll. Vorläufig würden zwölf Frauen, die mit dem Aussatze behaftet sind, als besonders hilflos die ersten Bewohnerinnen werden. Bei ihrer Aufnahme dürfte im Sinne des Herrn nicht darauf zu sehen sein, ob sie der griechisch-katholischen Kirche, dem Judentume oder dem Muhamedanismus angehören. Die Pflege müßte deutschen Kräften anvertraut werden, welche wüßten, um was es sich dabei handelt. Eine Erweiterung der Anstalt, daß sie später auch aussätzige Männer, ja vielleicht auch Kinder, welche das Leiden durch Erbschaft überkommen haben, aufnehmen könte, sollte im Auge behalten werden und würde von der Höhe der Gaben abhängen, welche dafür zusammenkämen.

Wegen aller dieser Punkte schweben bereits Verhandlungen, und es ist Grund zur Hoffnung vorhanden, daß der Kauf eines Jerusalemischen Hauses in nächster Zeit stattfinden wird. Der Wunsch liegt nahe, daß Alles bis zum 21. Januar des kommenden Jahres, dem dritten Sontag nach Epiphanias, an welchem von der Heilung des Aussätzigen gepredigt wird, zugleich dem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum des englisch-deutschen Bistums in Jerusalem, zur Einweihung fertig wäre, zumal es in der That ein wesentliches Mittel zur Stärkung Evangelischen Lebens in der heiligen Stadt ausmachen wird. Zur Erreichung dieses Zieles sind noch viertausend Thaler nötig: ihre Samlung ist der christlichen Liebe befohlen. Das herzliche Erbarmen über die Elendesten unter den Elenden wird das, was die Brüdergemeinde in ihrem südafrikanischen Hospitale „Himmel und Erde" an heidnischen Aussätzigen thut, denen nicht versagen, die als ein Schatz gelten müssen, welchen der Herr den Seinen hinterlassen hat.

Die Redaktion der Ev. K. Z. fordert hiermit zu Beiträgen auf und bittet, da sie selbst außer Stande ist, dieselben anzunehmen, sie an Herrn Missionsinspektor Plath (Sebastiansstraße 25), der sich gütig dazu bereit erklärt hat, durch Postanweisung mit Bezugnahme auf das unterzeichnete Datum richten zu wollen.

Berlin, den 17. März 1866.

---

*) Die Erfahrung lehrt, daß strengere Gesetze in Mecklenburg außer Anwendung kamen, und Uebertretungen der Gesetze bilden noch heute einen Hauptbeschwerdepunkt.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 28. März. № 25.

Der religiöse Individualismus und seine Stellung zu den Hauptfragen unserer Zeit, dargestellt an Alex. Rudolph Vinet.

I.

Zu allen Zeiten und unter allem Volk hat der Herr der Kirche erwählte Werkzeuge gehabt, die mit besonderen Gaben ausgestattet, in der Kraft des Geistes entweder Neues gestaltet oder das Alte neu belebt haben. Zu ihnen gehört Alexander Rudolph Vinet, geboren zu Ouchy am Genfer See am 17. Juli 1797. Sein Vater war Lehrer des Orts gewesen, ehe er Secretair im Departement des Innern wurde. Ein strenger Mann von antiker Einfachheit, verlangte der Vater wenig danach, eine Welt zu sehen, wo die alten Sitten sich von Tag zu Tage umgestalteten; er vermied die Menschen, um das bedrohte Erbe der Väter möglich treu zu bewahren und seinen Kindern zu übermachen. Von zwei Söhnen wurde ihm der ältere, der schon früh glänzende Gaben offenbarte, durch den Tod entrissen; der jüngere, der weniger glücklich begabt erschien, vielleicht weil er durch die Strenge des Vaters eingeschüchtert wurde, ward für den Predigerberuf bestimt. Die eigene Neigung schien anfangs der ihm aufgedrungenen Bestimmung wenig zu entsprechen. Die Poesie alter und neuer Zeit zog ihn mächtiger an, als der Ernst theologischer Studien. Er schwärmte mit Virgil, Corneille und Fenelon und ließ sich an ihrer Hand in eine ideale Welt einführen, während er sich von der wirklichen Welt verkant und zurückgestoßen fühlte. Ja es schien, als sollte der sich immer bedeutender entwickelnde Geist der Theologie für immer entzogen werden, indem Vinet, fast noch ein Jüngling, im Jahre 1817 nach Basel berufen wurde, wo man ihm den Lehrstuhl der Literatur anvertraute. Zwei Jahre später schloß er mit einer Sele, die seiner in jeder Beziehung würdig war, den heiligen Bund der Ehe, und sein Leben floß nun unter ernsten Arbeiten und stillen häuslichen Freuden so sanft und eben dahin, daß Niemand unter der ruhigen Oberfläche die heißesten Kämpfe vermuten konte. Die großen Fragen, welche keinen tieferen Geist unberührt lassen, die Fragen über Leben und Tod, über die kurze, flüchtige Gegenwart und die ewige Zukunft, hatten auch ihn im tiefsten Lebensgrunde gefaßt, und die Theologie, die ihn nur wenig berührt hatte, so lange sie für ihn nichts war, als ein officielles Studium ohne Beziehung zu seinem innersten Wesen, nahm sein ganzes Leben und Streben in Anspruch, seitdem seine Sele „verwundet war und eines Heilands bedurfte." Vinet selbst nent den Selenkampf, den er damals zu bestehen hatte, einen Kampf auf Leben und Tod, einen Kampf, in dem man stirbt, um wieder aufzuleben, einen Kampf, in dem das Besiegtwerden der rechte Sieg ist („être convaincu, c'est avoir été vaincu").

Dieser Wendepunkt im Leben Vinet's trat um das Jahr 1822 ein, und von dieser Zeit an bis zu seinem Tode (dem 4. Mai 1847) ist er wie der Knecht Gottes Moses seinem Herrn treu geblieben in seinem Hause. So umfassend das Gebiet seines Wissens, so vielseitig seine geistigen Bestrebungen waren, so blieb ihm doch Christus immer der einzige Mittelpunkt des Lebens, und wenn er während seiner Wirksamkeit in Basel als Docent der französischen Literatur nur mittelbar die Ehre seines Reichs fördern konte, so mußte es eine um so größere Freude für ihn sein, wenn er seit dem Jahre 1837 als Professor der practischen Theologte zu Lausanne eine strebsame und begeisterte Jugend zu den Füßen seines Meisters sammeln und sie für ihr heiliges Amt mit den Waffen des Lichtes ausrüsten konte. Die Wirksamkeit des reich begabten Lehrers ist zunächst für die französisch-reformirte Kirche von so tief eingreifenden Folgen gewesen, daß dieselbe schon darum zu einer eingreifenden Würdigung auffordert; aber die Tragweite derselben reicht über die Gränzen seines Vaterlandes hinaus, es liegen in seiner Theologie so viel Keime zu neuen Gestaltungen auf dem kirchlichen Gebiete, daß das Studium derselben auch für unsere deutschen Verhältnisse wichtig und belohnend ist. Versuchen wir die Grundzüge derselben darzulegen, so muß zuerst ausgesprochen werden, daß Vinet, wie wenige, ein Christ aus dem Ganzen war. Sein Christentum durchleuchtete alle seine Gedanken, beseelte alle seine Worte und durchdrang sein innerstes Wesen. Wenn er dabei die christliche Idee besonders nach einer Seite hin zu verwirklichen suchte, als eine Alles freimachende Kraft, so liegt es ja in der Fülle des Evangeliums, daß auch der Reichstbegabte nicht Alles in gleicher Weise umfassen und ergründen kann, sondern sein Leben und Wirken als ein befriedigtes ansehen muß, wenn er von dem Edelstein, der in tausend Farben spielt, auch nur die eine in ihrem Vollglanz leuchten zu lassen berufen war. „So euch der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei" (Joh. 8, 36), das war der Grundton in dem Bekentnis seines Lebens.

Wenn er aber, selbst ein ganzer Christ, doch in seinen

Schriften nicht die ganze Fülle des christlichen Geistes und Lebens zur Entfaltung brachte, sondern in der Mehrzahl derselben vorwiegend ein Thema behandelt, „die Freiheit des religiösen Lebens“, wenn er dabei bisweilen selbst bis zu extremen Anschauungen und Theorien fortschreitet, namentlich wo es sich um Feststellung des Verhältnisses der Kirche zum Staate handelt, so blieb dabei doch der innerste Grund seines Lebens unverrückt, und unsere Freigemeindler würden sich schwer irren, wenn sie ihn zu den Ihrigen zählen wollten; denn so frei er den christlichen Geist wollte von jeder menschlichen Schranke, so gebunden erachtete er ihn an den Gehorsam Christi. Auch wurde in den späteren Jahren seines Lebens sein Glaubensleben immer reicher und tiefer, indem er an der Hand des Geistes aus Glauben in Glauben ging.

Die erste namhafte Arbeit Alex. Vinets ist seine gekrönte Preisschrift: „Mémoire en faveur de la liberté des cultes, Paris 1826.“ Ein berühmter Rechtsgelehrter, Graf Lambrecht, Justizminister unter dem Directorium und Senator des Kaiserreichs hatte den Preis gestellt, und der Société de la morale chrétienne war die Entscheidung in die Hand gelegt. Sie fiel besonders auf das Gutachten Guizot's zu Gunsten des damals noch ganz unbekanten Docenten zu Basel. Obgleich die Schrift selbst nach dem Urteil der Preisrichter noch an manchen Mängeln des Systems und der Darstellung litt, so erkante man doch in dem Verfasser einen Geist, der ebenso tief als klar, ebenso innig als scharf und behend war, einen Geist, den nicht die Willkür und des Herzens Gelüste, sondern die Wahrheit frei gemacht hatte. Guizot sagte damals von ihm: „Er ist ein entschiedener Christ, von einem ebenso tiefen Glauben, als von tiefer Achtung gegen den Glauben eines Anderen. Es ist nicht Indifferentismus in Bezug auf die Religion, nicht politische Weisheit, nicht bloßer Sinn für Ordnung und Frieden, selbst nicht die reine Idee der Gerechtigkeit, welche ihn treibt, für Alle die Freiheit des Gewissens zu fordern: er gehorcht vielmehr der gebietenden Stimme des Glaubens, welcher verbunden ist mit allen seinen Empfindungen, welcher weit entfernt, von seiner Seite eine besondere Anstrengung, einen besonderen Act der Vernunft zu fordern, ihn beseelt und frei bestimt als eine Notwendigkeit seiner moralischen Natur, als ein stetiges Verhalten seines Denkens, und welcher an sich schon der beste Beweis ist, daß eine vollkommene Harmonie zwischen dem Glauben und der Freiheit stattfinden kann. Ich kann nicht genug aussprechen, welche Freude uns bewegen muß beim Anblick einer so gestimten Sele, einer frommen Sele, für welche die Achtung vor der Freiheit des Gewissens selbst eine heilige Gewissenssache ist.“

Die gekrönte Preisschrift Vinet's hatte nach seinem eigenen Urteil manche Juvenilia; „l'auteur“, sagt er selbst später von derselben, „était bien jeune et la matière aussi.“ Er hat dieselbe deshalb zu wiederholten Malen durchgearbeitet, bis sie endlich ihre relative Vollendung in dem größeren Werke erhielt: „Essai sur la manifestation des convictions réligieuses et sur la séparation de l'Eglise et de l'Etat“ (deutsch von T. H. Spengler, Heidelberg 1845). Versuchen wir es, den Gedankengang des Apostels der christlichen Freiheit darzulegen. Zunächst fordert er Gewissensfreiheit in der Ausdehnung, daß es dem Individuum zustehen solle, nicht blos zwischen einer oder der anderen Religion zu wählen, sondern auch gar keine zu wählen. Selbst der ausgesprochene Atheismus hätte ein Recht zur Existenz innerhalb der Gesellschaft, wenn er nicht einen obersten Grundsatz hätte, der folgerichtig durchgeführt zur moralischen Verderbnis führen müßte. — Ist nun Gewissensfreiheit ein Recht des Individuums, so ist Cultusfreiheit ein Recht der Gemeinde. „Ich will“, sagt Vinet, „im Namen der Vernunft, der Religion und des gesellschaftlichen Interesses für das Individuum und für die Gemeinden das freie Bekentnis ihrer religiösen Ueberzeugungen und die freie Ausübung ihres Cultus zurückfordern.“ Diese Forderung findet ihre Begründung zunächst darin, daß das Hauptmerkmal des religiösen Glaubens seine Unerweisbarkeit ist, daß er wol Gewißheit hat für das Subject, aber keine objective Evidenz. Es steht deshalb auf religiösem Gebiet ein Subject dem andern gleichberechtigt gegenüber, und so sehr es ein unabweisbares Bedürfnis ist, seine religiösen Ueberzeugungen darzulegen, so sehr eine geheimnisvolle Notwendigkeit zu jeder Zeit die Menschen getrieben hat, sich gegenseitig genaue Rechenschaft über ihre Glaubensüberzeugungen abzufordern und zu geben, so wenig kann der Eine den Anderen nötigen, seine Anschauungen für die richtigen zu halten, noch weniger von ihm fordern, seine Ueberzeugung denselben unterzuordnen. — Dasselbe gilt, wenn wir das einzelne Subject einer ganzen Gemeinschaft gegenüberstellen; wollte sich die leztere anmaßen, dem ersteren gegenüber ein Bekentnis als einzig berechtigtes geltend zu machen, so wäre das ein nicht zu rechtfertigender Eingriff in das persönliche Recht. „Si l'état“, heißt es in der Preisschrift, „professe une foi, une croyance positive, l'individu ne peut en avoir une. La conscience de l'état absorbe necessairement la conscience individuelle.“ So wie aber dem Staat das Recht, so wird ihm auch alle und jede Befähigung abgesprochen, sich irgend mit religiösen Angelegenheiten zu befassen. Beruht doch in Vinet's Augen der Grund der bürgerlichen Gesellschaft ausschließlich auf dem Bedürfnis und Vorteil. „Notwendigkeit ist ihr ursprüngliches und Zwang ihr erhaltendes Band.“ So beruht auch die Regierung nicht auf moralischen Ideen, sondern ist nur Repräsentant oder — so zu sagen — „Agent des Wechselgeschäfts“, das man zur Erhaltung und gegenseitiger Verteidigung errichtet hat. Es wird allerdings die Möglichkeit nicht geläugnet, daß die bürgerliche Gesellschaft einmal von dem Geiste der Religion und „moralischen Herlichkeit“ durchdrungen werde und dadurch den „Flecken ihrer unadeligen Geburt“ vergessen mache, aber an sich habe sie es mit der Religion ebenso wenig zu thun, als mit Kunst und Wissenschaft oder sonst einer Bethätigung des rein menschlichen Geistes. Mit der Moral steht es allerdings etwas anders, sie ist für das Bestehen der Gesellschaft erforderlich. Aber das ist nicht die aus den innersten Tiefen des Lebens entstammende

Sittlichkeit, sondern eine bloße Gesellschaftsmoral. Denn „so gewiß es ist, daß jedes religiöse System ein moralisches erzeugt, so gewiß ist es auch, daß es eine von der Religion unabhängige, getrente und nicht aus religiösen Ueberzeugungen herstammende Moral gebe, deren Hauptelemente in Gerechtigkeit (Achtung vor fremdem Recht und Eigentum) und sittlichem Anstande (äußerer Zucht und Schamhaftigkeit) bestehen. Diese hat der Staat aufrecht zu erhalten. Er hat gegen Handlungen zu verfahren, nicht gegen Grundsätze, welche die Handlungen bedingen." Wie wollte auch der Staat seine höhere Mission erweisen? wo wäre der ihm aufgeprägte Charakter religiöser Weise? „Bis man uns nicht auf den Häuptern der Könige die feurigen Zungen zeigt, die an den Stirnen der Apostel glänzten, bis nicht auch den Regierungen die Wundergabe zuerteilt wird, bis nicht Gott seine religiöse Mission durch augenfällige und unverwerfliche Wunder beglaubigt: so lange werden wir auch dem Staate keine andere Rolle zuweisen, als die eines Verteidigers der Gesellschaftsmoral und werden ihm die Sorge für das zeitliche Wol seiner Unterthanen zuteilen, uns aber die Sorge für das eigene ewige Wol bewahren." Hinsichts der Religion hat die Regierung nur dafür zu sorgen, daß alle äußeren Begünstigungen völlig gleich seien für die Wahrheit und für die Lüge. (!) Selbst dem Atheismus hätte sie nur um seiner sittlichen Consequenzen willen zu begegnen; abgesehen davon, daß dieser furchtbarste Feind den Tod in sich selbst trage, indem ihn Gott nur einen Augenblick auf den Thron zu setzen braucht, um ihn zu stürzen. Die völlige und unbegränzte Freigebung des religiösen Bekentnisses ist auch schon darum der Religion äußerst günstig, weil bei dem Nebeneinanderbestehen verschiedener Confessionen jede einzelne sich bestreben wird, so gut als möglich zu erscheinen (also der Hebel der Concurrenz auch auf dem Gebiete des Heiligen!); sollte aber die Religion von Seiten des Staates ja etwas zu wünschen haben, so ist ihr die Verfolgung immer noch heilsamer, als der Schutz. — „La protection de l'état ne serait-elle pas aussi funeste à une religion vivante, que la protection même?"

Wenn nach diesem keine Religion irgend welche Abhängigkeit vom Staate verträgt, so ist dieselbe besonders mit dem innersten Wesen des Christentums durchaus unvereinbar. Das Christentum ist vorzugsweise die Religion der Freiheit. „Entweder Christus ist nicht ins Fleisch gekommen, oder es hat mit seinem Kommen für uns die Freiheit begonnen. Das Evangelium hat die Stunde der Emancipation mit mächtigem Ruf verkündet; auf jeder Seite der neutestamentlichen Urkunde liest man das Wort: Freiheit!" — Und was lehrt uns das Buch der Geschichte? Es kann nicht geläugnet werden, daß es eine Zeit gegeben hat, wo die engste Verbindung, ja Durchdringung des staatlichen und religiösen Lebens von Gott geordnet war; das ist in der Geschichte der Offenbarung die Zeit des alten Bundes. Die Religion desselben ist Theocratie im vollsten Sinne des Worts. Gott ist der gesezmäßige Inhaber aller Gewalten. Die Könige sind nur seine „Agenten und Lieutenants", die Propheten der Mund, durch den Er redet zu dem Volke, und die Priester die Mittler zwischen ihm und der erwählten Gemeinde; aber die Oekonomie des neuen Bundes hat an der Spitze den Grundsaz: „Gebet Gott, was Gottes, und dem Kaiser, was des Kaisers ist." Die mosaische Theocratie diente den Absichten Gottes nur während der Kindheit des menschlichen Geschlechts; das durch die Wahrheit frei gemachte Volk des neuen Bundes verträgt die Vermischung der irdischen mit den himmlischen Angelegenheiten nicht. Jeder Versuch, das was Gott geschieden hat durch das Wort seines Sohnes: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt," wieder gewaltsam zu vermengen, möge er als Hierarchie oder als Cäsareopapismus auftreten, ist ein Anachronismus und ein gewaltsamer Eingriff zugleich in göttliches und menschliches Recht. Die Regierungen, die absichtlich Geistliches und Weltliches vermischen, haben das Volk religiös machen wollen, um es dienstbar zu machen, und haben es blind gemacht, damit es religiös sei; und haben mit der Religionsfreiheit auch jede andere Freiheit zertreten." Die Anklage trifft aber nicht blos das weltliche Regiment, sie trifft auch die Träger des religiösen Lebens, besonders die Reformatoren. Sie haben ihr Werk nur halb gethan. Die Trennung der protestantischen von der alten Kirche mußte als notwendige Consequenz auch die absolute Trennung der Kirche von dem Staate nach sich ziehen, ja sie hatten kein Recht, jenen ersten Schritt zu thun, wenn der zweite nicht nachfolgte.

Das wären im Großen und Ganzen die Anschauungen Vinets über diese wichtige Lebensfrage, und was wäre nun von seinem Standpunkte aus die Praxis von dieser Theorie? Keine andere ohne Zweifel, als den Schritt zu thun, den die Reformatoren aus Inconsequenz unterlassen hatten; und er hatte ja dafür ein in seinen Augen ideelles Vorbild aus der neueren Zeit: die vereinigten Staaten Nord-Amerikas. Er sah es als den schönsten Schmuck der transatlantischen Constitution an, daß nach derselben „der Congreß kein auf Feststellung der Religion bezügliches oder deren freie Uebung störendes Gesez geben durfte," und was erwartete er von dieser ausgesprochenen Religionslosigkeit des Staates als solchen! Mit prophetischer Emphase sagt er: „In funfzig Jahren wird der religiöse Zustand jenes Landes jede Apologie überflüssig machen. Es werden aus demselben Thaten des Glaubens und der Liebe hervorgehen, die gleichsam den Segen sprechen über das Wolergehen dieser jungen berühmten Nation!" — Nun in der That, wir haben in der jüngsten Zeit Proben von jenem Segen erlebt, die jene Weissagung zu einer furchtbaren Ironie zu machen scheinen. Am Karfreitage, wo die gläubige Christenheit anbetend um das Kreuz auf Golgatha versammelt ist, eine Posse aufgeführt in der Stadt des Congresses, und mitten in der Posse eine haarsträubende Tragödie, der Meuchelmord des Präsidenten dieses idealen Staats durch die Hand eines Fanatikers, und, um dem Werke die Krone aufzusetzen, in den amerikanischen Zeitungen das Blut des Ermordeten dem Blute des Gotteslammes gleichgestellt, das für uns am Kreuze floß als Blut der Versöhnung! — Doch Vinet selbst

sollte nicht bei der bewundernden Betrachtung seines Ideals stehen bleiben. Die Geschichte seines Vaterlandes trieb und drängte ihn, mit seiner Theorie Ernst zu machen. Schon lange war die Nationalkirche des Cantons de Vaud für ihn und seine Freunde das, was die katholische Kirche für die Reformatoren des 16ten Jahrhunderts gewesen war, eine „unreine (adultère) Organisation, eine Allianz, halb politisch, halb kirchlich, wo der Mechanismus des Staats das Recht des Geistes erstickte." Viel schlimmer gestalteten sich die Verhältnisse, als der Radicalismus am 14. Februar 1845 siegte. Die neuen Machthaber zögerten nicht, die religiöse Freiheit zu unterdrücken und trieben ihre Tyrannei so weit, daß mehrere Prediger der Nationalkirche sich gedrungen fühlten, ihr Amt aufzugeben und eine unabhängige Kirche zu gründen. Vinet folgte dem Zug der Bewegung, die er zum Teil durch Wort und Schrift hervorgerufen hatte. Am 20. März 1845, an demselben Abend, an welchem der große Rath die Religionsfreiheit unterdrückt hatte, legte er sein Amt als Professor der Theologie nieder. Den Lehrstuhl der Literatur wollte er noch beibehalten, wurde aber am 2. December 1846 desselben enthoben. Das ist der Anfang der freien Kirche des Waadtlandes. Was in seinem Vaterlande durch den Drang der Zeiten herbeigeführt worden war, wollte Vinet übrigens keineswegs überall ohne Weiteres realisirt wissen. Er erkante selbst an, daß die absolute Trennung von Kirche und Staat ein Ideal sei, dem wir uns fortwährend zu nähern hätten, ohne zu hoffen, es jemals vollkommen zu realisiren. Nur das glaubte er für alle Fälle unbedingt fordern zu dürfen, daß diese zwei Mächte sich niemals vermischen, aber auch niemals feindlich berühren dürften.*) Im Einzelnen stellt er seine Abschlagsforderung an den Staat dahin: 1) daß der bürgerliche Zustand der Einzelnen nie von seinem religiösen Standpunkte abhängig gemacht werden dürfe; 2) daß jede religiöse Secte so lange zu dulden sei, als sie die Sittlichkeit der Gesellschaft nicht verletze; 3) daß der Staat zwar für den Elementarunterricht zu sorgen habe, nicht aber für den religiösen. Das Leztere sei unnötig, weil ja das religiöse Bedürfnis allgemein sei, zugleich aber für die Gewissen bedrohlich; denn „das Gewissen ist ein Heiligtum, welches dem Staate versagt ist."

Wenn Vinet nach der einen Seite hin die Staatskirche, den „dogmatisirenden Staat" als ein Institut bekämpft, welches „die Kirche läugne, indem sie an ihre Stelle die bürgerliche Gemeinde setze", so richtet er nach der anderen Seite mit derselben Energie sein Geistesschwert gegen den Socialismus als den furchbarsten Feind christlichen Gemeindelebens. Seine

geharnischte Schrift gegen denselben (Le socialisme considéré dans son principe, deutsch von Hofmeister, mit einem Vorwort von Neander. Berlin 1849.) fällt in die zweite Hälfte der vierziger Jahren, in jene Zeit, als in der Schweiz die Werkstätte und der Mittelpunkt jener Ideen sich bildete, von welchem später eine Aussaat des Verderbens auch über unser deutsches Vaterland ausgegangen ist. Wenn der Kampf gegen die Staatskirche hier und gegen den Socialismus dort als ein Kampf zur rechten und linken Hand erscheinen müßte, so fällt es in hohem Grade auf, wenn Vinet beide Gegner eigentlich nur als einen ansieht, wenn er nicht blos den hierarchischen Katholicismus, sondern auch die protestantische Staatskirche, diesen „schielenden und hinkenden Katholicismus", als eine Form des Socialismus behandelt. Wenn wir nun fragen, was hat denn die Staatskirche, die doch jedenfalls auf dem Grunde der Offenbarung steht und das ganze Leben unter die Zucht göttlichen Geistes und göttlicher Ordnung stellt, mit einer Richtung gemein, welche planmäßig alles Organ für das höhere Leben zu vertilgen und alles sittliche Element zu untergraben sucht, für die es keinen Gott gibt, als den Geist des Menschen, für die alle Sehnsucht, welche über die Schranken dieses irdischen vergänglichen Daseins hinausgeht, nur Täuschung ist, die zuerst die gemeine Moral abgeschafft wissen will und lehrt, daß zuvor kolossale Verbrechen kommen müßten, ehe ein neuer Zustand der Gesellschaft herbeigeführt werden könne; so antwortet Vinet: das Princip haben sie gemein, denn das ist hier wie dort „Identificirung des Menschen mit der Gesellschaft," Beschränkung, womöglich Vernichtung der Individualität zu Gunsten des Gemeinwesens. Dieser Socialismus ist ihm so alt, als die Geschichte der Menschheit. Der Teufel, der unseres Herrngotts Affe ist, hat ihn vom Anfang in die Welt gebracht als eine satanische Nachäffung freier, lebendiger, gottgewollter Gemeinschaft. Wie Proteus ist er bald in der, bald in jener Gestalt aufgetaucht, bis er sich erst in der neusten Zeit in seiner wahren Gestalt gezeigt hat, um in einem Kampf auf Leben und Tod vernichtet zu werden. Denn wenn sich in unserer Zeit ein Sieg des Socialismus vorzubereiten scheint, so wird sich dabei nur das große Gesez der Geschichte bewahrheiten, welches allen ungerechten Mächten gegenüber gilt: „der Augenblick ihres Siegs und derjenige ihres Falls berühren sich, und sie scheinen sich nur erhoben zu haben, um desto tiefer zu fallen." — Die ursprüngliche Gestalt des Socialismus begegnet uns überall in den Staaten des Altertums: sie waren anfangs priesterlich und wurden nachmals socialistisch.

(Schluß folgt.)

*) Der oben ausgesprochene Saz, daß die Kirche vom Staate lieber Verfolgung erleiden, als Schuz begehren sollte, ist demnach wol nur als ein isolirtes Paradoxon anzusehen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 31. März. № 26.

Wie ist die Kirchenzucht wieder anzubahnen?

(Schluß.)

Die Kanzel ist zum einsamen Redestuhl geworden, der in die Ecke gestellt ist und vielleicht bald ganz einsam steht. — Weil auf diesem Redestuhl von dem wirklichen Leben gar nicht die Rede ist, was ist's Wunder, wenn das wirkliche Leben diesen Redestuhl auch stehen läßt, wo er steht. — Die Predigten sollen die Sünden anzeigen, alle Sünden der Gemeinden, auch besonders die so im Schwange gehende Unzucht; sie sollen es sagen, was das für Sünden sind, und wie die, die solches thun, das Reich Gottes nicht ererben, — und wenn es nur im Ernste geschieht, dann werden solche Predigten gewiß auch wirken. Wenn die Predigt ein fortlaufendes Zeugnis gegen die Sünden der Welt enthält — dann bleibt wenigstens die Wunde offen in der Gemeinde. Wenn wir Prediger doch immer mehr die Macht erkenten, die uns auf der Kanzel gegeben ist! Aber freilich müssen wir unsere Gemeinde kennen und den ganzen Rathschluß Gottes über die Sünder, Leben und Tod, Seligkeit und Verdammnis die Gott gibt, je nachdem der Sünder sich bekehrt oder auf seinen alten Wegen bleibt, predigen.

Was hilft aber Alles, wenn die Predigten nicht populär sind, wenn sie an „Hänschen und Gretchen hinter der Thür" nicht denken und von ihnen nicht verstanden werden! Die alte hergebrachte synthetisch-kunstvolle Predigtform, bei der man immer sieht, wie der Prediger sich zusammennehmen muß, daß er nur ja in seiner Form bleibt und den ausgesponnenen Faden festhält, bei der es zu einer herzlichen freien Expectoration des Predigers, als eines Mannes, der eben so sehr über wie in der Gemeinde steht, niemals kommen kann, diese heut zu Tage ganz wirkungslose Predigtform wird freilich nicht viel zur Erweckung der Buße und Anbahnung der Kirchenzucht beitragen. Früher, wo die Gemeinden von christlicher Tradition erfüllt waren, war es anders; da kamen sie und bemühten sich, den Prediger zu verstehen, jezt aber sollen sie wieder hereingeholt und ihnen die ersten Elemente bei widerstrebendem Geiste beigebracht werden. Da muß jeder drüber nachdenken, in welcher Weise er das Evangelium am wirksamsten dem Verständnis der Gemeinde beibringen kann. Es gibt Prediger, die bei ihrer Predigtweise, mit der sie die Kirche ganz leer gepredigt, doch aufs eigensinnigste verharren; das ist nicht recht, denn wir predigen nicht uns, sondern der Gemeinde, und deshalb muß jeder fleißig darüber nachdenken und in der Predigtliteratur Umschau halten, daß er ablegt, was nicht für seine Gemeinde paßt, und sich aneignet, was ihr heilsam ist. Damit ist der Zuchtlosigkeit, der kindischen Nachahmerei, dem leeren Pathos und dem denkfaulen Sichgehenlassen wahrhaftig nicht das Wort geredet. Eine freie Weise, gereinigt von den Schlacken der Subjectivität, nach Form und Inhalt, so daß die Leute angezogen und nicht abgestoßen werden — darauf komt es an. Was hilft alle Treue des Berufs, was hilft alles Reden von Kirchenzucht, alles Anbahnen derselben, alles sich Verzehren im Erfinnen und Festhalten selbstgemachter Kirchenzuchts-Formen, — wenn die Leute nicht in die Kirche kommen, und die Predigt hören? Nicht die Kirchenzucht hat die Verheißung, sondern die Predigt. Jes. 55, 10—11. Röm. 10, 17. Wenn durch die Predigt nicht die Gemeinde, oder wenigstens eine Auswahl derselben (Röm. 11, 7), gewonnen wird, dann ists mit der Kirchenzucht vorbei und für die Anbahnung derselben noch keine Zeit. Vor wem sollen denn die Bußfertigen Buße thun? Es ist ja keine Gemeinde da, die geärgert ist, die Fürbitte und Dank darbringt für den bußfertigen Sünder. Wenn aber eine Gemeinde durch die Predigt gewonnen ist, die Erkentnis hat, und wenn es die kleinste Gemeinde wäre, und wenn in der Ecke der Kirche dieser kleinen Gemeinde ein armes gefallnes Mädchen säße, von der der Prediger gar nichts wüßte, und dieses Mädchen weinte vor Gott in der Stille ihre aufrichtigen Bußthränen: wahrhaftig, hier wäre rechte Kirchenzucht angebahnt und dieses Mädchen hätte bessere Kirchenbuße gethan, als die 99 die der Buße nicht bedürfen und doch Kirchenbuße thun sollen. Es mache sich doch niemand selbst das Leben schwer durch selbsterfonnene Lasten der Kirchenbuße oder Kirchenzucht: die Predigt hat die Verheißung, auf sie muß aller Fleiß verwandt werden, daß sie gehört und verstanden wird und wenn sie eine bußfertige und gläubige Gemeinde bildet, so bahnt sie auch den Weg dadurch am Besten zu einer Kirchenzucht. Außer der Predigt wird aber der Hauptton auf die Beichte fallen. Wenn die Beichtrede, — denn ohne die geht es jezt gar nicht mehr ab —, ganz farblos und abstract gehalten wird über irgend welchen Text, der künstlich herbeigezogen und für die Beichtenden nach vielem vergeblichen Klopfen künstlich appretirt erscheint, wenn es also auch hierbei wieder nur auf die Form, Kunst und Geschicklichkeit des Predigers ankomt, wie bei den Predigten, dann freilich wird nicht viel Anfassung zur Buße in der Beichtrede zu spüren sein.

Es gibt genug Bibelworte, in denen die Beichtrede ganz wie gegeben vorliegt, und die sind der rechte Text, das sind die Stellen, wo von der Sünde, dem Tode und Gericht neben der Gnade und Vergebung der Sünden gehandelt wird, — diese Stellen sollen zu Beichtreden genommen werden, während das geistreiche oder geistlose Herbeiziehen anderer weniger oder gar nicht passender Bibelstellen nur vom Uebel ist. Die beste Beichtrede aber wird heut zu Tage immer aus der Erklärung der 10 Gebote mit dem daran gehängten Segen und Fluch herzunehmen sein, oder aber aus der Erklärung des „Amtes der Schlüssel" (d. 6. Hauptstücke). Es muß immer von Neuem die Beichte erklärt werden sowol in Bezug auf den Beichtenden, als auch in Bezug auf die Absolution. Es ist unglaublich, wie schlecht bestellt es in den Gemeinden mit der Erkentnis der Beichte und ihres Trostes ist! Hier ist in den Tagen des Rationalismus sehr viel versehen worden. Beichte und Abendmal hatten ihre Bedeutung verloren, sie blieben nur noch wegen der Gewohnheit, und die rationalistischen Prediger, die keine „Generalpächter" waren, wußten, warum sie diese Gewohnheit, die doch gar nicht in ihr System paßte, so gern beibehielten. Aber die Unwahrheit erkanten auch die Gemeinden und blieben endlich weg. Daß aber noch immer der ganze rationalistische Apparat in der Beichte beibehalten wird, als da sind: das sich gar nicht Anmelden zur Beichte, die blos allgemeine Beichtrede, das Verkündigen der Vergebung der Sünden ohne Handauflegung, das ist wirklich nicht geeignet, die Beichte wieder zu ihrem Ansehen zurückzuführen. Was man in solcher Beichte hat, das kann man in jedem Gottesdienste, ja in jeder Bibelstunde auch haben. So viel könte doch jeder Prediger ausrichten, daß er sich erkundigte, wer überhaupt da ist, daß er seine Beichtrede auf das Bedürfnis der Anwesenden anpaßte, daß er am Altare unter Handauflegung, wenn es einmal nicht in der Sacristei geschehen kann um äußerer Verhältnisse willen, die Absolution, und zwar die volle und gewisse, nicht verkündigte, sondern wirklich erteilte! Dann würde die Beichte auch wieder die Herzen anfassen, die Sünder zur Buße rufen, daß sie wirklich ihre Sünden erkänten und vor Gott wirklich sich beugten und der Absolution sich wirklich trösteten. Wenn aber diejenigen, die zur Beichte und zum Abendmal gehen, wirklich bußfertig sind, dann ist die Hauptsache geschehen, damit muß man zufrieden sein; das ist die Aufgabe der Kirche. Daß diejenigen aber, die öffentlich gesündigt haben, z. B. gegen das 6. Gebot, daß diese auch jedesmal öffentlich ihre Sünde bereuen und öffentlich absolvirt werden müssen, das ist ein Verlangen, das die heutige Kirche nimmermehr befriedigen kann. Die Gemeinden sind nicht darnach, wie oben schon gesagt wurde; die öffentlichen Sünden, namentlich gegen das 6. Gebot, sind so zahlreich, daß die öffentliche Kirchenbuße ganz aufhören würde, ein außergewöhnlicher und ergreifender Actus zu sein. Das aber soll die öffentliche Kirchenbuße doch jedenfalls sein. Wenn daher das Predigtamt das Seine thut und christliche Erkentnis verbreitet, d. h. Buße und Glaube, so werden wol auch einzelne Fälle der öffentlichen Kirchenbuße vorkommen, — aber sie werden und sollen auch, wenn sie nicht allen Sinn verlieren sollen, etwas Großes, Gewaltiges und Außergewöhnliches sein. Alle Sontage öffentliche Kirchenbuße, etwa alle Jahre von denselben Personen gethan sehen, so daß die öffentliche Kirchenbuße ein gewöhnliches Cultusstück wird, wie etwa die Taufe und das Abendmal, das ist ein Unsinn. Wenn aber einzelne erschütternde Fälle der öffentlichen Kirchenbuße vorkommen, so ist's nicht nötig, daß das immer in der Form der alten Kirchenordnungen geschieht. Wenn ein gefallner Christ aus freiem Antriebe öffentlich seine Sünde bekennen will, so wird man nicht die alten Kirchenordnungen erst aufschlagen müssen: je freier der Entschluß zur öffentlichen Buße ist, desto freier wird die Ausführung sein können. Freiheit und Autonomie des Individuums sind heut zu Tage Cardinalsätze auf allen Lebensgebieten und auch die Kirche muß diese Freiheit anerkennen, wenn sie unter den Lebendigen nicht sein will wie eine todte.

Aber das Predigtamt bezweckt nicht die öffentliche Kirchenbuße, sondern Herzensbuße. Die Aufgabe ist, daß in Schule und Kirche nur das ganze Wort Gottes, Gesez und Evangelium gelehrt wird, damit eine Gemeinde entstehe, die Buße und Glauben kent. Erst wenn es hierin wol bestellt ist, soll jeder in der Kirche an seinem Teile dazu mithelfen, daß auch so viel Zucht in der Kirche ausgeübt wird, als die Kirche nach ihrer vorhandenen Erkentnis tragen kann. Ich sage, jeder soll dazu mithelfen, daß nach der vorhandenen Erkentnis Kirchenzucht ausgeübt werde. Zu allererst und Allem voran soll das Kirchenregiment Kirchenzucht üben und die größten Scandale der Kirche nach seinem Amte und Berufe abthun. Die Hauptsache aber, die das Kirchenregiment thun kann und soll, besteht darin, daß dasselbe diejenigen Prediger und Lehrer beseitigt, die falsche Lehre oder einen lästerlichen Wandel führen. Feigheit des Kirchenregiments in diesem Punkte macht den ganzen Kirchenorganismus matt, und ein Kirchenregiment, das denkt, es werde am Ende Alles von selbst gut werden, die schlechten Prediger und Lehrer würden sterben, und besser sei es, zu denken und zu dulden, als zu handeln und resp. zu leiden, ein solches Kirchenregiment ist Schuld an vielem Schaden, der die Kirche verwüstet. Erstens ist es Schuld, daß die Scandale bleiben und ihre schreckliche Frucht bringen, und zweitens ist es Schuld, daß durch alle Reihen der Kirche Feigheit und Trägheit sich verbreitet. Wenn das Kirchenregiment Mut des Glaubens hat und hineingreift in die gröbste Zuchtlosigkeit der Lehre und des Wandels und ein Ende hierin schafft, so macht es nicht nur den Scandalen und ihren Folgen ein Ende, es gibt auch ein Signal für Schule und Kirche. Ein mutiger General entflamt die ganze Armee. Und es ist nicht fein, wenn von oben her von den Predigern und Lehrern alles mögliche Gute an Einsicht und Tapferkeit verlangt wird, während man selbst nichts kent als Klugheit und — Laviren. Beispiele ziehen! — Auf die Oberen aber schaut jeder im Staate wie in der Kirche. Und ein Quentlein von Mut und Charakter ist auch im Regimente besser als viele Centner von Wissen und Nichtsthun. Was soll aber aus der Kirche

werden, wenn die Posaune, die zum Kampfe rufen sollte, gar keinen oder nur einen undeutlichen Ton gibt. Und mehr verlangt Niemand von den Consistorien und von den General- und Superintendenten, als daß sie wenigstens immer ein paar Schritte voraus sind, damit man ihnen folgen kann. Die Kirchenpolitik, die sich gar oft da einbürgert, wo nur der Glaube und die christliche Weisheit und Tapferkeit wohnen sollten, ist nichts als irdische Weisheit, die unnütz ist.

Vor Allem aber sind es die Prediger, die Buße predigen und dadurch Kirchenzucht anbahnen müssen. Und in wie vieler Weise kann der Prediger also Kirchenzucht anbahnen! Wenn nur Buße und Glaube gepredigt wird, wenn nur ein Gemeindlein da ist, wie Vieles kann ein Prediger sich erlauben, wenn er nur Mut hat! Von der Confirmation kann er abweisen, einen unverdienten Brautkranz kann er abnehmen, vom Abendmal kann er abweisen, die ungläubig und unsittlich leben und darin bleiben wollen, und beim Begräbnis solcher braucht er nicht zu erscheinen! Wer in aller Welt will ihn dazu zwingen? Das sind Dinge, die einfach sein Gewissen verbieten, für die er Schrift und Kirchenordnung für sich hat, wenn die Kirche überhaupt noch eine Ordnung hat. Und die Prediger, die hierin Mut und Glaubenskühnheit haben, können sich getrost des himlischen Schutzes getrösten, der ihnen nicht fehlen wird. Und solche Prediger sind sogar eine Stärkung für's Kirchenregiment, wenn ein Kirchenregiment nicht überhaupt seines Berufes vergessen hat. Wie leicht geschieht es, daß ängstliche Gemüter im Kirchenregiment zaghaft sind, wenn ein Prediger vorschreitet in der Handhabung der Kirchenzucht, und am Ende, wenn das Vorschreiten nur mit Verstand geschieht, doch sich freuen. Also: die ganze Kirche — auch das allgemeine Priestertum in seinem Kreise — soll Kirchenzucht anbahnen, alle Stände sollen das, alle Organe der Kirche nach ihrer Stellung und ihrem Berufe. Aber die Hauptsache ist und bleibt treue Predigt des ganzen Rathschlusses Gottes für Zeit und Ewigkeit, Gesez und Evangelium, ewige Seligkeit und ewige Verdammnis, damit Buße entstehe. Wer das nicht will oder kann, der gehe ja recht behutsam mit der Kirchenzucht um, denn sie ist dann nichts als ein Gesetzeswerk, das ohne Segen und ohne Verheißung ist. Zu Allem aber muß als Hauptsache hinzukommen: das fortwährende Gebet. An Gottes Gnade ist alles ganz allein gelegen; Er allein wirkt Buße und macht die Kirche lebendig und Niemand sonst. Darum müssen wir ja nicht aufhören, zu bitten und zu flehen um treue Arbeiter, um Geist und Kraft von Oben zu allem Regieren, Lehren und Predigen. An Gottes Segen ist ganz allein Alles gelegen.

Der religiöse Individualismus und seine Stellung zu den Hauptfragen unserer Zeit, dargestellt an Alex. Rudolph Vinet.

(Schluß.)

Es haben sich auf dem Boden derselben allerdings nicht alle Consequenzen des Socialismus realisirt; denn „der strenge Socialismus ist zugleich communistisch in dem Sinne, daß er allein Eigentümer ist, und die einzelnen Bürger nur auf Nutznießung des Gemeinguts nach Maßgabe ihres Verdienstes oder ihrer Nützlichkeit beschränkt sind; er legt Allen seine Religion, seinen Geschmack und seine Philosophie, wenn er eine solche hat, auf und nimt solch eine Familie zum Vorbild, deren Kinder ewig minderjährig sind.“ „So weit hat es Athen und Rom, selbst Sparta nicht gebracht. Es machte sich da die Individualität mächtig geltend, es traten große Persönlichkeiten auf, deren Namen am Horizont der Geschichte noch immer leuchten und glänzen, aber ihre Größe bestand nur darin, daß die bürgerliche Ordnung, der sie angehörten, in ihnen persönliche Gestalt gewonnen und daß sie den Geist ihres Volks in sich zusammengefaßt hatten.“ — „Diesem antiken Socialismus trat nun das Christentum siegreich gegenüber, indem es das Princip der Individualität geltend machte. Jesus Christus hat es gelehrt, indem Er es schuf, oder wenn man will, indem Er es in Freiheit sezte und nun in die Welt hineinlegte, indem Er es in die Religion legte, von wo aus es in alle Gebiete des Lebens überging.“ Im Lichte des Evangeliums ist es nun klar geworden, daß das Individuum, welches der eigentliche Gegenstand des göttlichen Schöpfungs- und Erlösungswerks ist, nicht um der religiösen oder bürgerlichen Gesellschaft willen da ist, sondern vielmehr diese um des Individuums willen. „Die Gesellschaft ist gleich einem Ocean, auf welchem die einzelne Sele wie ein Fahrzeug dahin gleitet, um die Ufer einer neuen Welt zu suchen. Der Ocean ist für das Fahrzeug geschaffen, nicht das Fahrzeug für den Ocean; die Hauptsache, der Zweck ist, daß das Fahrzeug lande, daß das menschliche Individuum seine Bestimmung erfülle. Wehe ihm, wenn es seinen Zweck verfehlt und sich von dem Ocean verschlingen läßt.“ — Das sind die Grundanschauungen des Evangeliums von dem Verhältnis des Einzelnen zur Gesamtheit; wer sie verkent und verrückt, verfält dem Socialismus, so verschieden, ja scheinbar einander entgegengesezt auch die Gestaltungen desselben sein mögen. Der Katholicismus ist in diesem Punkte ebenso antichristlich wie die offenbaren Propheten des modernen Socialismus, denn wenn er es auch nicht gewagt hat, das Princip der Individualität in Sachen der Religion offen zu läugnen, so hat er doch Behauptungen aufgestellt, mit denen dieses Princip unvereinbar ist, und hat das Christentum, so viel an ihm lag, wieder „priesterlich (d. h. ein menschliches Priestertum fordernd, das sich zwischen Gott und die Versöhnung suchende Sele stellt) und jüdisch“ gemacht. Die Reformation des 16ten Jahrhunderts hat dagegen allerdings energisch

proteſtirt, und es hat das Princip der Individualität aus den Händen der Reformatoren zwar nicht eine wiſſenſchaftlich durchgeführte Beſtätigung, wol aber unabweisliche Bürgſchaften erhalten. Gleichwol hielt ſich der Socialismus auch auf dieſem Boden nicht für geſchlagen. Selbſt im Schooße des Proteſtantismus, der nichts anderes iſt, als ein zur Vertheidigung der religiöſen Individualität erhobener Wall, faßte ein neuer Katholicismus Wurzel, gleich als hätte eine feindliche Macht ſich zur ewigen Fehlgeburt der Freiheit verſchworen. Sieht nun Vinet hier das Banner des Socialismus neben dem des Kreuzes erhoben, ſo iſt es dort neben der blutrothen Fahne des Radicalismus aufgepflanzt, und hier erſt offenbarte das ſocialiſtiſche Princip alle ſeine furchtbaren Conſequenzen. Der auf dem Boden des Chriſtentums als giftiges Unkraut wuchernde Socialismus mußte ſeiner Natur nach ungleich verderblicher wirken, als der antike. „Dieſer war wirklich ein Moment in der geſchichtlichen Entwicklung der ſocialen Wahrheit; er ging nicht rückwärts, ſondern vorwärts. Er war nicht die Negation des Chriſtentums, weil das Chriſtentum noch nicht exiſtirte; vielmehr muß man ſagen, daß er auf das Chriſtentum hinzielte und ihm einen beſſeren Boden bereitete, als die alten Prieſterreligionen es vermochten.“ „Dagegen komt der moderne Socialismus *nach* dem Chriſtentum, nach der Freiheit und geht nicht vorwärts, ſondern rückwärts; er iſt ein Fall und ein Abfall.“ Bei dem antiken Socialismus fand ſich noch Glaube und Hoffnung, bei dieſem ſind Glaube und Hoffnung verſchwunden; jener ſchuf und gründete den Staat, dieſer zerſtört mit ſeiner Negation nicht blos den Staat, ſondern auch den Menſchen; der erſtere war geiſtiger Natur, Materialismus iſt die Grundlage des lezteren; der erſtere war nur eine Thatſache, der leztere dagegen iſt ein Syſtem, unfähig wahrer Begeiſterung, aber fähig des Fanatismus. Die antiken Socialiſten waren Polytheiſten, was doch immer nur eine Form des Theismus iſt, die modernen werden Pantheiſten d. h. Atheiſten ſein, und ſeine Predigten ſind gleichſam die allgemeine Veſperglocke, in der düſtern Stunde, da die Menſchheit ſich ſchlafen legt.“ Wir haben den beredten Mann ohne Unterbrechung ausreden laſſen, um den Leſern, die mit ſeinen Anſchauungen nicht bekant waren, ein möglichſt objectives Bild derſelben zu bieten; können wir ihnen aber folgen? und werden ſich von ſeinen Principien aus die hohen, wichtigen Fragen der Gegenwart löſen laſſen? Wenn Referent in vielen Punkten anderer Anſicht ſein muß, ſo iſt ihm zu einer vollſtändigen Auseinanderſetzung mit dem genialen Denker hier der Raum nicht geſtattet, und er muß ſich mit der Darlegung einiger wichtigeren Bedenken begnügen. — Vor Allem iſt geltend zu machen, daß Vinet's Anſchauungen von einer großen Ungerechtigkeit gegen den Staat ausgehen; er nimt ihm Alles, um es dem Individuum oder der freien religiöſen Gemeinde zu geben. Denn wenn er auch zugibt, daß ſeit „dem Sündenfall der Staat die notwendige Form der Geſellſchaft iſt, daß er providentiell und göttlichen Urſprungs“ ſei, ſo iſt er ihm doch von der anderen Seite nichts,

als „eine fortwährende Drohung und ein organiſirter Zwang,“ ſeine nach innen gekehrte Seite das Geſez mit ſeiner Strafgewalt, die nach außen gekehrte der Krieg. Ja, es wird das Weſen des Staates noch tiefer verkant, wenn auch die auf dem Boden des Chriſtentums erbaute bürgerliche Gemeinſchaft der „*collective natürliche Menſch*“ (l'état l'homme naturel collectif) genant wird. Das iſt jedenfalls nicht der Staat nach der Ordnung Gottes, der Staat nach dem großen Königsgeſez Jehovah's (5 Moſ. 17, 14 ff.), welches nicht blos für die Oekonomie des alten Bundes, ſondern für alle Zeiten gegeben iſt. Denn wir beſtreiten ferner ebenſo entſchieden, daß die Theokratie nur eine pädagogiſche Form für das Volk Iſraels geweſen wäre, ſie bleibt es vielmehr, bis die Königreiche nicht mehr ſein werden und die Aelteſten ihre Kronen niederwerfen werden vor dem Stuhle des Lammes (Apoc. 4, 10). Es ſollen die Könige im neuen, wie im alten Bunde im Geſezbuch des Herrn leſen ihr Leben lang, und es ſoll ihnen Ehre widerfahren nicht weil ſie das Schwert tragen, — denn das iſt den Uebelthätern zu *fürchten*, — ſonum des Herrn Willen, der ſie mit dem Abglanz ſeiner Majeſtät bekleidet hat. Wollten wir aber auch die Idee einer Theokratie für die Oeconomie des neuen Bundes aufgeben und der Obrigkeit nur das Hüteramt über Zucht und Sitte belaſſen, ſollte das wirklich nur die Ausübung einer äußerlichen Polizeigewalt ſein? Sagt nicht Vinet ſelbſt: „die Stärke einer Geſellſchaft liegt weſentlich in der Kraft ihrer Sittlichkeit“, und erkent er nicht die Notwendigkeit einer religiöſen Grundlage für die Sittlichkeit an, wenn er hinzufügt: „Wer nur den Menſchen gehorcht *ohne Rückſicht auf Gott*, der gehorcht ſchlecht und wird nicht lange gehorchen; heute ein Sclav, morgen ein Empörer!“ (der Socialismus S. 17). Kann der Staat einen ſchlechten und wandelbaren Gehorſam wollen? und einen anderen würde die oben erwähnte „Geſellſchaftsmoral oder ſociale Sittlichkeit“ doch gewiß nicht leiſten können. Iſt ſo für den Staat nicht blos eine ſittliche, ſondern eine religiöſe Baſis gefordert, und ſind die Vertreter und Träger des Staates nicht Abſtractionen, ſondern lebendige Perſönlichkeiten mit einer beſtimten Herzensſtellung zu Gott und göttlichen Dingen, wie kann von ihnen ein indifferentes Verhalten gegen die verſchiedenſten religiöſen Stellungen bis zur Religionsloſigkeit hin gefordert, wie ihnen zugemutet werden, daß ſie „der Wahrheit und Lüge“ gleichen Raum und gleiches Recht geben? Und wenn Vinet weiter dem Staate nicht blos das Recht einräumt, ſondern die Pflicht auferlegt, Schulen anzulegen als Bildungsſtätten des Volks, wie iſt eine ſolche in Bezug auf das Glaubensleben zu iſoliren? Soll man einen religions- d. h. einen gottloſen Lehrer wählen? oder wenn man einen wählt, der die Furcht des Herrn als aller Weisheit Anfang erkant hat, ſoll man ihm gebieten, von dem zu ſchweigen, weß das Herz voll iſt, indem man ſagt: die religiöſe Erziehung iſt Sache des Hauſes und der Kirche? was und wie ſoll er dann lehren und reden? kann man reden von dem Yſop an der Wand und den Cedern auf Libanon, von den Wegen der Sterne

am Himmel und von den Wegen der Menschen auf Erden, ohne dessen zu gedenken, der aller Kraft und Schöne Meister ist und allein im Regimente sizt, und wenn man von Ihm reden muß, wird das nicht immer vom Standpunkt eines bestimten religiösen Bekentnisses aus geschehen? Wenn aber der Staat weder die sittliche, noch die geistige Pflege des Volks, die Vinet ihm nicht abzusprechen wagt, entweder gar nicht oder doch nur sehr unvollkommen ausüben kann ohne die Religion und ohne die Trägerin derselben, die Kirche, wie kann diese ihre Missionsaufgabe erfüllen und mit dem Süßteig des Evangeliums Volk und Staat durchdringen bei einer absoluten Trennung vom Staate? Vinet spricht freilich an anderen Stellen von einer Einheit dieser starken Lebensmächte. Er sagt (d. Socialismus ꝛc. S. 72): „Auch wir wollen eine Einheit und zwar eine starke —, aber eine natürliche; und damit diese sich bilden könne, muß man der künstlich gemachten den Abschied geben. Wann die Kirche, so viel sie kann, jenes freiwillige Volk sein wird, das die h. Schrift geweissagt hat, dann wird sie, welche Formen sie auch haben mag, eine ganz andere Macht ausüben." Wir acceptiren dieses, protestiren aber gegen das „künstlich gemacht", da die jezt bestehende Einheit, so unvollkommen sie sein mag, doch jedenfalls historisch geworden ist, während dagegen vielmehr jedes gewaltsame Abbrechen von der Geschichte ein künstliches Gemächte wäre. Was auf geschichtlichem Wege geworden ist, kann auch nur durch den ruhigen Gang einer nicht von Menschen, sondern von Gott gemachten Geschichte umgestaltet werden. Auch wir legen dem Bestehen einer äußeren nationalen Einheit der Kirche nicht den Wert eines Dogma's bei, auch wir wollen kein Territorialsystem und keine Kabinetsordren in der Kirche, keine Bevormundung der Kirche durch den Staat und keine falsche Allianz zwischen beiden; aber, wie die Sachen jezt stehen, würde eine Trennung beider Gewalten nach Vinet'schen Principien ein Unheil für beide sein. — Wird nur erst der lebendigmachende Geist die Todtengebeine eines äußeren Kirchentums wieder lebendig gemacht haben, dann wird dieser Geist auch die rechte Form zu bilden wissen. Wir harren deß in Geduld, weil uns das Eine feststeht, daß alle menschlichen Gestaltungen nur einen vorübergehenden relativen Wert haben; das Reich Gottes aber bleibt in Ewigkeit.

Noch einmal zur Sontagsfeier.

I.

Die trefflichen Artikel über die Sontagsfeier im Jahrg. 1862 u. 1863 dieser K. Z. haben besonders den Stand des Tagelöhners mit seinem Sontag ins Auge gefaßt. Aber wie steht's hierin mit dem Landvolk überhaupt! Ist etwa dasselbe mit alleiniger Ausnahme seiner Tagelöhner so weit gefördert worden oder so sehr allen üblen Einflüssen entzogen geblieben, daß wir in seiner Mitte das Licht und liebliche Bild des Sontags erblicken, dessen Strahlen vielleicht mächtig genug wären, den düstern Schatten seines städtischen Gegenstücks einige Aufhellung verleihen zu können? Vielleicht wird es zugestanden werden müssen, daß die Sontagsheiligung in den ländlichen Gemeinden zum Mindesten ein sehr verschieden geartetes Gepräge an sich trage schon ihrer äußeren und örtlichen Lage nach und um der Verhältnisse willen, unter deren Einfluß und Macht sie gestellt sind. Da hat ein sog. Bauerndorf eine ganz andere Sontagsfeier als ein anderes, dessen Bevölkerung mit Bündnern und kleinen Leuten stark untermischt ist; ganz zu geschweigen der ausschließlich ländlichen Tagelöhnergemeinden. Und selbst die eigentlichen Bauerngemeinden sind nach Ort und Verkehr und Wolstand in sich selbst wieder in oft sehr überraschender Weise in dieser Beziehung unterschieden, sogar geschieden. Ueberhaupt ists ja erst den lezten Jahren vorzugsweise aufbehalten und vergönt gewesen, die sog. innere Mission in Wort, Schrift und That auch dem Landvolke im Besonderen zugeführt und dessen kirchlichen und christlichen Stand aufgedeckt zu haben. Bis dahin hat es ausschließlich den Städten gegolten, die geistl. und sittl. Sümpfe trocken legen und den mit Centnerlast gefühlten Missständen abhelfen zu müssen. Vielleicht daß man einem gewissen Instincte nach des guten Glaubens gewesen sein mochte, wie sonst das Land die Idylle zu vertreten habe, auch hier in kirchlicher Weise dieser Art noch Vieles vermuten zu können. Indeß, wer die ländliche Weise tiefer kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat, dem wird das idyllische Kleid von seiner Unverlezheit und dem hellen Scheine wol Manches bereits verloren haben, so daß es nicht mehr all zu schwierig sein wird, dem städtischen Felde der inneren Mission diesseits manches Gebiet und Stückchen gegenübersetzen zu dürfen. Sowol ernste und vernehmbare Stimmen vieler rastloser Selsorger, als auch treue und gesegnete Arbeiten mancher ländl. kirchl. Gemeinderäthe haben hier die wunden Stellen aufzudecken und Gottlob auch in Heilung zu nehmen verstanden. Ihnen ists auch befohlen und verliehen, dem immer weiter fressendem Krebsschaden der Sontagsentheiligung um Gottes und um ihrer Brüder willen christlichmutig, weise und liebreich entgegenzutreten. Denn das ist vorweg — wenigstens für den, der eine doppelte Erfahrung hierin hat: die der äußeren Wahrnehmung des Schadens und die des eigenen tiefen Selenschmerzes wie der heißen Arbeit dabei — außer allem Zweifel zu stellen, daß mit dem bloßen Berufen und Begehren weltlicher und polizeilicher Macht eines noch so sehr in heiligem Eifer entbranten Herzens für die Sache sehr wenig geholfen, wol aber recht viel geschadet werden kann.

Dem Verf. liegt es ob, Gemeinden zu bedienen, welche grade die 3 Bevölkerungsklassen, die in Bezug auf die Sontagsheiligung einen so entgegengesezten Charakter an sich tragen, in sich fassen.

Sie bestehen aus bäuerl. Wirten, aus Büdnern, aus sog. kleinen Leuten und Amtstagelöhnern. Und es liegt offen zu Tage, daß jede dieser Klassen zum Sontage sich anders verhält, weshalb hier dem Selsorger ein sehr verschiedenartiges und darum kirchlich und selsorgerisch so anziehendes Bild gegeben, wie zugleich auch eine besonders schwere Aufgabe gestellt worden ist. Dazu komt, daß die ganze Gemeinde den Sommer hindurch sontäglich den weitgreifendsten Einfluß der nachbarlichen Großstadt, wie selbst auch durch die Extrazüge der Landeshauptstadt zu erfahren hat.

Man hat es so zu sagen im geistl. Instincte, so oft heut von Sontagsfeier oder von Sontagsentheiligung gehandelt wird, dabei in erster Linie, wenn nicht ausschließlich an die werktägigen Arbeiten dieses Tages, so wie an ihre Beseitigung zu denken. Das liegt in dem gegenwärtigen Stande der Sache. Das ist Eins, vielleicht grade heut das Wichtigste mit, doch eben nicht Alles. Denn ist Entfernung, resp. blos obrigkeitliche, der entheiligenden Sontagsarbeiten und ein reicher der bezüglichen Selenzahl entsprechender Kirchenbesuch schon Ein und Dasselbe? Und gesezt auch, es wären die Kirchen gefüllt, wie stehts mit dem lebendigen Gottesdienste und mit dem Verlaufe der Sontags-Nachmittage? Tritt hier, weil „Nichtsthun ja Sünde ist", die „stille" Arbeit unter allerlei Gestalten auf und weiß man den von der Nachbarstadt her gegebenen Einflüssen von Lust und Tanz, von Sünde und Braus sich nachhaltig und getreulich zu entziehen? Das Alles muß doch nach evangelischem Sinn und Geist mit zur Sontagsfeier und zum Sontag gehören und somit zur Erwägung und Sprache gelangen.

Ich gehe nun in Folgendem dem Sontagsbilde nach, wie es in seiner Gesamtheit mir vorliegt. Ohnehin ja teilt sich für Jeden, der sonst hier sehen kann und will, der Sontag in zwei unverkennbare Hälften. Der Mittag scheidet; bis zu ihm hin Werktags- und Mammonsdienst; nach ihm Erholung und Vergnügen, dann ungemessene Lust und zulezt Zuchtlosigkeit, Schande, Laster und Jammer. Aber nirgends Gottesdienst. Das sind unsere Sontage so vielen Orts.

Ich wende mich der ersten Häfte zu und rede von der Sontagsentheiligung und Verabsäumung des Kirchenbesuchs durch den Betrieb alltäglicher Arbeit in Haus, Hof, Feld und Garten.

Alles dies trifft für meine Gemeinden fast ausschließlich nur die eigentlichen Sommermonate zu; während sie im Winter trotz oft bedeutender natürlicher Hindernisse im Allgemeinen einen befriedigenden Kirchenbesuch haben.

Der bäuerliche und grundbesitzende Teil läßt sich eigentliche Sontagsarbeit nur sehr selten zu Schulden kommen. Außerdem nun pflegen die bäuerlichen Familien nicht blos zu ihrem Teil die Kirche regelmäßig zu besuchen, sondern sie halten auch sorglich darauf, daß das ganze Gesinde abwechselnd und ordnungsmäßig seinen Kirchgang hält. Manche sogar wissen es dem anziehenden Dienstvolk besonders nachdrücklich zu bemerken, daß „Gotteslästerlichkeit" und „Kirchenumgehen" nicht geduldet werde, sonst müsse das Hofwesen sehr bald verlassen werden. Dieselbe Rücksicht und Sorgfalt wird sodann auch für den Genuß des

h. Abendmals in Anspruch genommen. Gleichwol wird es nicht ganz in Abrede zu stellen sein, daß, wie Vieles in bäuerlichen Gemeinden zur guten Sitte und zur Standesehre gehört, auch diese an sich treffliche Sitte dieser nicht ganz gesunden und edlen Wurzel entsprungen ist. Es kann eben hier viel Gewohnheits-Christentum und Pharisäismus mit unterlaufen. So wie man sich sonst dem Grundbesitze nach als die eigentliche selbst wol als die „Gemeinde" anzusehen beliebt, so thut man nicht selten sich auch darauf etwas zu gut, daß man die kirchl. Gemeinde-Ehre vertritt und sieht selbstgefällig auf die schrecklichen Sabbatsschänder, die kleinen Leute, herab. Der Selsorger sehe auch hier wol zu, daß er bei Predigt und Hausbesuch den rechten Standpunkt allezeit zu wahren verstehe. Immerhin aber wird doch dem heiligen Tage sein Recht behalten und Gelegenheit gegeben, alle diese, weil sie ins Gotteshaus kommen, unter den heilsamen Einfluß des göttlichen Wortes und gläubiger Liebe zu stellen. — Anders hingegen verhält es sich mit dem Sontag der Amtstagelöhner. Von Herschafts wegen haben sie Werktagsarbeit am Sontage meines Wissens fast niemals zu thun. Nichtsdestoweniger sind sie nicht blos spärliche Kirchgänger und wenigstens der Hälfte nach auch zu Herbst- und Winterzeiten, sondern sie tragen der Sontagsentheiligung durch ihre Arbeit einen sehr bestimten Anteil zu. Freilich stellen sie ihre Beschäftigungen, wenigstens die augenfälligen und groben, mit Beginn des Gottesdienstes zumeist wol ein. Und daß sie dann zur Ruhe kommen ist ihr eigenes Verdienst eben nicht; denn die Ursache, die jenen anderen Gemeindeteil hierzu verleiten, sind ihnen gar nicht gegeben, und würden sie unter veränderter Lebenslage, bei eigener Freiheit und Selbständigkeit, dieselben auch zu haben beginnen, dann dürfte schwerlich wol bei Allen die Gränze der Sontagsarbeit mit dem beginnenden Gottesdienste gezogen werden dürfen. Was sie zu arbeiten zwingt, ist ihre feste Ueberzeugung, den spärlichen Wochenverdienst durch Sontagsarbeit vergrößern zu müssen. So bewirtschaften sie entweder ihre kleinen Gras- und Ackerflächen und Gärten; haben auch allerhand nötige Wirtschaftsdienste, zu denen in der Woche die Herschaft die Zeit ihnen nicht gibt, oft mit dem ganzen Hausstande zu thun, oder sie stellen sich hie und da bei anderen zur Handarbeit und zum Helfen mit ein. Somit wird wenigstens teilweis das Bild uns auch hier vor Augen gestellt, das in dem „Sontag der Tagelöhner" so lebendig entfaltet wurde; nur mit dem freilich höchst bedeutsamen Unterschiede, daß die Sontagsarbeit niemals im Dienste, auch nicht im unmittelbaren Interesse, noch sonst durch Veranlassung der Herschaft selbst geschehen ist. Man müßte denn eben dies schon als eine unmittelbare und nicht leicht verzeihliche Verschuldung der Lezteren ansehen wollen, daß sie für die gewöhnliche am Sontag stattfindende eigene Arbeit der Dienstuntergebenen nicht längst schon einen Tag der Arbeitswoche freigegeben habe. Doch hiervon wird nochmals bei Erwägung der Abhülfe ein Wort zur Verständigung gesagt werden müssen.

Wir treten nunmehr der dritten großen Bevölkerungsklasse entgegen. Es sind die sog. kleinen Leute, die entweder als Büdner

ansessige und grundbesitzende Gesellen, Feld- und Ackerbauer und selbst Arbeitsleute, oder Einlieger und als solche gleichfalls Gesellen; meist aber freie Tagarbeiter sind. Wie wichtig und eingreifend grade diese Bevölkerung täglich mehr für das ganze sociale und sittliche Volksleben, ja für die Wolfahrt des Landes werden muß, leuchtet Jedem ein, der ihr näher getreten ist und mit ihr zu leben, sie zu verstehen und zu leiten hat. Darum ist grade auch sie für die Sontagsfrage von höchster Bedeutung. Und wahrlich, man tritt ihr nicht zu nahe, wenn man sie, und zumal in der unmittelbaren Nähe von großen Städten, die gebornen Sontagsarbeiter nent. Denn wenn hierauf die Gutstagelöhner auch noch größeres Anrecht zu haben scheinen könten, so verringert und verliert sich dasselbe, je mehr man erwägt, daß diese Alle zumeist doch nur dem Willen Eines Herrn unterworfen sind, auf den maßgebenden Ortes zum Besseren Einfluß zu gewinnen gesucht werden muß. Dort aber steht eine Phalanx freier und selbständiger Leute vor uns, die mit gewaffneter Hand und fast kampfgeübter Zunge die ihnen unumstößliche Ueberzeugung zu verteidigen gewohnt sind, daß sie, wie schlimm es auch sei und wie „ehrlich" sie es auch beklagen, die Sontagsarbeit verrichten müssen. Und was zwingt sie dazu? Ihre so eigentümliche Zwitterstellung zwischen Stadt und Land, zwischen Selbständigkeit and Abhängigkeit, zwischen Gewerksleben und ländlichem Betriebe. Zumeist eben gehören sie dem Gesellen- und Arbeiterstande an; nur zum geringeren Teil den kleinen Ackerbesitzern. Das stehende Wochenlohn reicht, so sagen sie, in vielen Fällen zum täglichen Unterhalt nicht aus und so geht der gewerbliche Betrieb über in seinen geschwisterlichen Teil — den ländlichen, der für Viele um so nötiger wird, als ihnen ein kleines Besiztum als Erbstück zugefallen ist. Wer aber möchte dem gegenüber des Einwurfs sich erwehren können: wie doch die städtischen Gesellen und Arbeiter das tägliche Brot sich genügend erwerben können, die bei gleichem Lohne im Nachteile des kostspieligeren Lebensunterhaltes stehen. Hiermit wird, so unbedeutend es auch erscheinen möchte, eine sehr wesentliche Seite des allgemeinen Lebens mit seinen socialen Uebeln berührt. Warum ist, mit doch gewiß nur seltenen Ausnahmen, die Stätte des Pauperismus mit all seinem grausigen Wesen und Nachtrab die Stadt und nicht das Land? Und wer Erfahrung hat, weiß, daß es sich im Allgemeinen wenigstens mit dem Bettel in gleicher Weise verhält. Weil dem städtischen Gesellen und Arbeitsmanne bei unzureichendem Lohne die Unterlage und Ergänzung der ländlichen Bewirtschaftungen fehlt. Ihm dient als Ersaz übermäßig angestrengte, seine Kraft frühzeitig aufzehrende und ihn seiner Familie gänzlich entziehende Arbeit; oder es geht die Frau täglich außer dem Hause auf Arbeit oder sie arbeitet drinnen, wobei sie sich leider nur zu oft dem eigenen Haushalt entzieht. Oder aber die armen Kinder gehen dem Verdienste nach, natürlich auf Kosten alles dessen, was sie eigentlich sind und sein sollen — oder endlich, wo die Gewissen und Pflichten gelockert sind und ein leichtfertiges Wesen bald Raum und Regiment zu gewinnen hoffen kann, da wird gebettelt. Die Folgen

von diesem Allen liegen klar und offen dar und sie haben dem Verfasser in seinen früheren kirchlichen Stellungen an Gemeinden großer Städte oftmals das Herz bedrückt. Frühes Hinsiechen des Familienvaters. Mir steht das traurige Bild von gar Manchem vor Augen, der mir auf seinem frühen Siechen- und Sterbebette es gestanden, was er seiner Familie nicht sagen wollte, daß sein baldiger Tod die Folge seiner allzu großen Arbeit und Anstrengung sei, die er Sonn- und Werktags ums „liebe Brot" habe verrichten müssen. Auch von den Hausfrauen wäre ein Gleiches zu sagen. Aber selbst ehelicher Zwist hat in diesem Wesen seine erste Wurzel nicht selten gefunden. Weil die Frau dem Verdienste nachgehen muß, so vergißt sie und vermag es nicht mehr, der eigenen Wirtschaft sorgsam obzuliegen. Das erweckt die Unzufriedenheit des Mannes, der oft, ermüdet wie er heimkehrt, nicht einmal die nötige Stärkung und eine einfache regelmäßige Nahrung erhält. Und weil sonst die rechte Grundlage des Hauslebens fehlt, so gibts Aerger und ehelichen Jammer. Aber die armen Kleinen und Kinder, sie gehen am leersten und unglücklichsten aus. Den Vater lernen sie gar nicht recht kennen, geschweige seine heilsame Zucht empfinden. So verfallen sie sicherer und großer Verwahrlosung und Eins nur ist ihnen in den meisten Fällen gewiß genug — das Rettungshaus, über dessen Schwelle der arme Vater selbst wol sie noch führt, weil er sie entweder nicht mehr zügeln kann oder nicht will, oder weil er die „Schande nicht mehr haben mag."

Dem Allen entgehen dieselben Stände auf dem Lande fast ausnahmslos durch die ergänzenden und das tägliche Brot sicher stellenden landwirtschaftlichen Betriebe. Ich sage es mit Freude, in meiner Gemeinde ist weder Pauperismus, noch Bettel, noch irgend ein specifisch verwahrlostes Kind zu finden.

Freilich ist das der Mehrzahl seither nur möglich geworden durch Uebertretung des dritten Gebotes, wenn ich es einmal scharf und drastisch ausdrücken und bei seiner tiefsten Wurzel erfassen soll. Es gibt eben in diesen Kreisen der ländlichen Beschäftigungen so viele, bei denen der Mann schlechterdings unentbehrlich ist. Der aber muß hierzu den Sontag geben, weil ihn die Woche für das eigentliche Gewerbe und den Geldverdienst in Anspruch nimt. So also wird von den Allermeisten, wenn sie Sontagsarbeit verrichten, weit weniger für eigentliches Lohn und bei anderen gearbeitet, als im Dienste der eigenen Wirtschaft in Haus, Hof und Garten. Aber das gilt nicht von allen.

Es ist leider noch eine dritte Veranlassung zur Sontagsarbeit gegeben und zwar vorwiegend für die Handwerksgesellen. Diese nämlich haben entweder am Sontagmorgen bis kurz vor dem Beginn des Gottesdienstes allerlei Vorbereitungen für ihr eigentliches Gewerbe und zum Montage zu thun, oder sie arbeiten ungestört mit der ganzen Handwerksschaar auf den Bauten der benachbarten großen Stadt, oder endlich, sie werden aus Not von den eigenen Gemeindegenossen zu gewerklichen Diensten veranlaßt, zu denen das Ausweißen der Stuben, sonstige bauliche Veränderungen und die Vollendung von Neubauten zu

rechnen sind, nachdem das Haus gerichtet und unter Dach gebracht ist. Dazu kommen die Tausende von kleinen Gefälligkeiten und freundlichen Dienstleistungen, wie Beihilfe beim Umzug, Ausbringen der Feldfrüchte (namentlich der Dienstboten, wenn sie hierin von ihren Eltern und Angehörigen unterstüzt werden), das Entnehmen der Waaren aus der Stadt zum gesamten Wochenbedarf.

Das ist der Sontag seiner ersten Tageshälfte nach in einer also gemischten ländlichen Gemeinde. Wer will es läugnen, daß im Ganzen das Bild ein trübes ist. So schweren Herzens auch die Feder zur Darstellung solcher Uebelstände ergriffen wurde, von schwererem noch wird sie geführt, wenn sie versuchen will, die Abhilfe der Not zu beschreiben und einen geringen Baustein des herlichen Sontagstempels hinzuzutragen. Und doch gehört Beides unzertrennlich zusammen: Krankheit und Genesung, Not und Errettung, Uebel und Hilfe. Aber die Hilfe ist teilweis schon geschaffen und in ihren Grundlagen gesichert, wenn Uebel, Not und Krankheit bis auf die Wurzel hin erkant worden sind.

Soweit Erfahrung und Einsicht des Schreibers hierin reichen, sind ihm die Mittel zur Förderung der Sontagsheiligung, wie namenlich der Abstellung der Sontagsarbeit, die immer wieder bei aller Aeußerlichkeit und Negativität der Anfang und im gewissen Sinne auch der Kern der rechten Sontags*heiligung* bleiben wird, dreifacher Art erschienen. Scharfe und treue *Handhabung* der *gesezlichen Bestimmungen*, *Selsorge* und *kirchliche Zucht*, *Predigt* und *Gottesdienst*. Von ihnen behalten wir uns vor, in einem *anderen* Artikel zu reden.

Nachrichten.

Amtliche Berichtigung.*)

Der Pastor *Wollenburg* zu Hanshagen, einer Pfarrei akademischen Patronats, hat sich in Nr. 18 der Evangelischen Kirchenzeitung v. d. J. als Verfasser des Artikels in Nr. 10 derselben über

die Pastorwahl zur hiesigen St. Nicolaikirche bekant und sich etwas darauf zu gut gethan, daß noch manche seiner Behauptungen in dem leztgenanten Artikel nicht widerlegt sei. Dieser Selbstgenügsamkeit des akademischen Pastors gegenüber bin ich genötigt, die angemessene amtliche Zurückhaltung aufzugeben und Folgendes zu erklären:

Es ist nicht wahr, daß der Magistrat und das akademische Concil früher die Pastoren zu St. Nicolai alternirend gewählt haben, und daß die Wahl für den jüngsten Fall dem akademischen Concil allein zustand.

Es ist nicht wahr, daß die Universität für die dermalige Besetzung des Pastorats bei der St. Nicolaikirche auf die Verbindung dieser Stelle mit einer Professur *unter der Bedingung gemeinschaftlicher Wahl* verzichtet hat. Diese Verzichtleistung hat lediglich für diesmal in gutem Einverständnis stattgefunden und es ist widersinnig, daß die Universität Wahlen zu Pastoraten, mit welchen Universitäts-Professuren verbunden sind, auch nur einmal ganz aus der Hand geben oder gegeben haben werde.

Die ganze Stelle des gedachten Artikels in Nr. 10 der Ev. K. Z. S. 117, von den Worten „*Das Ergebnis dieser Wahl*“ bis zu den Worten „*drangen nicht durch*“ ist eine Entstellung der Wahrheit. Ich hatte im ausdrücklichen Einverständnisse mit dem Bürgermeister die Sitzung des Concils zur Pastoratwahl auf dieselbe Stunde desselben Tages angesezt, zu welcher auch vom Magistrate die Wahl vorgenommen werden sollte. Wir Beide hatten uns dahin vereinigt, daß wir uns gegenseitig das Ergebnis der Wahl sofort mitteilen wollten. Die Wahl des aus 7 Mitgliedern bestehenden Magistrats war früher beendigt als die Wahl des aus 32 Mitgliedern bestehenden Concils, um so mehr, als in diesem Lezteren zwei Anträge auf Vertagung der Wahl gestellt und verhandelt wurden. So kam es, daß der Bürgermeister mir das Ergebnis der Wahl des Magistrats früher mitteilte, als die Wahl des Concils geschehen war. Ich aber nante den Namen des Gewählten erst, nachdem das Concil es ausdrücklich verlangt hatte.

Es ist unwahr, daß *Freunde* des ꝛc. Hildebrandt jene Anträge auf Vertagung gestellt haben, und daß in der Concilsitzung über den ꝛc. Hildebrandt Aeußerungen oder auch nur Andeutungen der vom Pastor Wollenburg angegebenen Art gefallen sind. Es ist über die Persönlichkeiten der Bewerber von keinem einzigen Mitgliede des Concils irgend etwas gesagt worden.

Es ist unwahr, daß Seitens des akademischen Concils gegen die angeordnete Präsentationspredigt des Pastors Woltersdorf vor derselben Einwendungen gemacht worden seien. Die Universität hat ohne jegliche Zögerung zwei Deputirte zu derselben geschickt und nur gleichzeitig eine Verwahrung ihrer Rechte eingelegt, da bis jezt eine Präsentationspredigt bei Wahlen der Hauptpastoren für die hiesigen Kirchen weder üblich noch Rechtens war.

Greifswald, den 16. März 1866.

Der z. Rector hiesiger Königl. Universität.
E. Baumstark.

---

*) Diese „amtliche Berichtigung“, der wir die Aufnahme nicht versagen können, betrifft blos Nebenumstände, die für die Sache selbst, um die es sich handelt, von gar keiner Bedeutung sind. Die Frage ist die: wie steht Past. Woltersdorff zu der „heilsamen Lehre, welche jezt Viele nicht leiden mögen“, 2 Tim. 4, 3, zu dem Bekentnis der Kirche? Warum gibt P. W. auf diese Frage nicht eine kurze und runde Antwort? Es ist ja doch für den, der im Glauben steht, eine Freude, ihn bei gegebener Veranlassung zu bekennen, und es ist zudem ausdrückliche Vorschrift des Wortes Gottes, dies zu thun, 1 Petr. 3, 15. Anm. der Red.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Daß die Tendenz der Evangelischen Kirchen-Zeitung in gewisser Beziehung eine ausschließende sein muß, geht schon aus der bisherigen Darstellung hervor. Nur diejenigen kann sie um Theilnahme bitten, denen eine feste Ueberzeugung von den Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion zu Theil geworden. Dagegen soll innerhalb des Bereiches des Christenthums Mannigfaltigkeit der Ansichten nicht ausgeschlossen werden; es erscheint höchst wünschenswerth, daß ein lebendiger Austausch der Ideen unter denen statt finde, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, und die Redaction hält es für eine Hauptbestimmung der Kirchen-Zeitung, die Gelegenheit dazu darzubieten. Alle diejenigen, welche den innern Beruf zur Mitarbeitung zu ihrem Zwecke empfinden, ladet sie dringend zur Theilnahme ein, überzeugt, daß sie nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn viele dem Herrn der Gemeinde dienende Kräfte sich vereinen. Für größere Beiträge wird, wenn es nicht ausdrücklich verbeten wird, ein anständiges Honorar entrichtet.

Obgleich der Hauptzweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung ein positiver ist, obgleich sie mehr aufbauen als zerstören will, so kann sie doch, weil das Evangelium einmal seiner Natur nach das entgegenstehende bekämpfen muß, die Polemik nicht ganz vermeiden. Aber um so sorgfältiger wird sie sich des Urtheils über Personen enthalten, um so mehr alle Persönlichkeiten vermeiden, und fern von aller Bitterkeit durch ihr Beispiel zeigen, daß Festigkeit der Ueberzeugung verträglich mit der Liebe und Milde, welche das Evangelium von seinen Bekennern verlangt, indem es ihnen zugleich nachweiset, von wem sie die erste unter allen christlichen Tugenden lernen und von wem sie dieselbe erhalten können.

Professor Dr. **Hengstenberg.**

Von der Evangelischen Kirchen-Zeitung erscheinen wie bisher jede Woche zwei Nummern, deren Ausgabe wo es verlangt wird wöchentlich, sonst aber in brochirten Heften monatlich stattfindet.

Der Preis für jedes Semester ist 2 Rthlr. Preuß. Courant in Vorausbezahlung. — Bestellungen nehmen an: sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, das Königl. Zeitungs-Comptoir hieselbst und sämmtliche Preuß. Postämter, durch welche die Evangelische Kirchen-Zeitung ohne Preiserhöhung aber nur ganzjährig bezogen werden kann.

Literarische und sonstige Mittheilungen mit directer Post beliebe man an den Herrn Herausgeber selbst zu adressiren. Zum Beischluß für den Buchhandel geeignete nicht eilige Briefschaften und andere Einsendungen bitten wir an uns durch Vermittlung unseres Commissionärs in Leipzig, des Herrn Buchhändler Rud. Hartmann, versehen mit der Bemerkung: Zur Post! Für die Evangelische Kirchen-Zeitung in Berlin, gelangen zu lassen.

Gustav Schlawitz
Verlagsbuchhandlung.

Inhalt.

Seite

№ 18. Die Weisen aus dem Morgenlande. II. 201

Beilage. 209

Nachrichten. Briefe über die kirchliche Lage in Italien. III. 210

Berichtigung 214

Pommern 215

— 19. Die Weisen aus dem Morgenlande. III. 217

Noch einmal — das Gefängnis 221

— 20. Zum gegenwärtigen Stande der neuen kirchlichen Gemeindeordnung 225

Noch einmal — das Gefängnis. (Schluß) 230

Die Taufe der Kinder solcher Eltern, die ihren Austritt aus der Kirche erklärt haben 232

Beilage. 233

Die verlorene Handschrift 235

Nachrichten. Paris 238

— 21. Die Weisen aus dem Morgenlande. IV. 241

— 22. Die Weisen aus dem Morgenlande. IV. (Schluß) 249

In Sachen der heiligen Taufe 252

Die verlorene Handschrift. (Fortsetzung) 253

Beilage. 257

Nachrichten. Aus dem Königreich Hannover 258

Paris 261

— 23. Wie ist die Kirchenzucht wieder anzubahnen? 265

— 24. Altenberg 273

Die verlorene Handschrift. (Schluß) 278

Beilage. 281

Nachrichten. Briefe über die kirchliche Lage in Italien. IV. 281

Zur Widerlegung aus Mecklenburg 285

Ein Hospital für die Aussätzigen im Heiligen Lande 287

— 25. Der religiöse Individualismus und seine Stellung zu den Hauptfragen unserer Zeit, dargestellt an Alex. Rudolph Vinet. I. 289

— 26. Wie ist die Kirchenzucht wieder anzubahnen? (Schluß) 297

Der religiöse Individualismus und seine Stellung zu den Hauptfragen unserer Zeit, dargestellt an Alex. Rudolph Vinet. (Schluß) 302

Beilage. 305

Noch einmal zur Sontagsfeier I. 305

Nachrichten. Amtliche Berichtigung 311

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 4. April. № 27.

Die Vergottung des sündlosen Menschen.

„Ich, der Herr, das ist mein Name, und ich will meine Ehre keinem Andern geben"; „Ich bins; ich bin der Erste, dazu auch der Lezte" (Jes. 42, 8; 48, 11. 12); — du sollst keine andern Götter haben neben mir", und „sollst keinen andern Gott anbeten; denn der Herr heißt ein Eiferer, darum, daß er ein eifriger Gott ist" (2 Mos. 20, 3; 34, 14); — „Ich, ich bin der Herr, und außer mir ist kein Heiland; — Ich bin der Erste und Ich bin der Lezte, und außer mir ist kein Gott" (Jes. 43, 11; 44, 6; vgl. Hos. 13, 4); — „Ich bin der Herr, und sonst keiner mehr; kein Gott ist außer mir" (Jes. 45, 5. 21; vgl. 5 Mos. 4, 35; 32, 39); — ist das etwa nur den Juden gesagt, und nicht auch den Christen, die mit Paulus bekennen: „ein Gott und Vater aller, der da ist über uns allen und durch uns alle und in uns allen" (Eph. 4, 6)? — oder soll jener Grundgedanke und Mittelpunkt der gesamten göttlichen Offenbarung nicht mehr dem neunzehnten Jahrhundert gelten? — Wenn irgend etwas sicher und zweifellos in der heil. Schrift ist, so ist es dies, daß die bloße Creatur nie und nimmer ihre creatürlichen Schranken überschreiten und zu göttlicher Würde und göttlicher Macht emporsteigen kann, daß Gott die Weltregierung, die Anbetung und das Weltgericht sich selbst vorbehalten hat. Das Eritis sicut deus ist nicht ein Wort, das Gott zu einem Geschöpf, sondern welches die Schlange zu dem zu verführenden Menschen sprach, und es ist wol keine gesunde Theologie, dasselbe Wort auf irgend einen noch so heiligen „puren Menschen" anzuwenden. Der, welcher „sich setzet in den Tempel Gottes als ein Gott, und gibt von sich vor, er sei Gott", ist „der Mensch der Sünde, das Kind des Verderbens" (2 Thess. 2, 4). Wir Evangelischen verwerfen die Heiligenverehrung und die Erhebung der Jungfrau Maria zu übermenschlicher Macht und Würde, weil wir darin ein Anstreifen an heidnische Vorstellungen erblicken; aber auch der am höchsten gesteigerte Marienkult ist doch noch weit entfernt von der Vergottung eines Menschen.

Diejenigen, die in Christo nur den reinen und vollkommenen, den idealen Menschen erblicken, haben sich daher im Allgemeinen bisher gehütet, seine Verherlichung nach Vollendung seines Erlösungswerkes bis zur Vergottung zu steigern; sie haben ihn eben auch nach dem Weggange von der Erde nur zu menschlicher Herlichkeit emporsteigen lassen. Der Rationalismus findet in einer Teilnahme des verherlichten Jesus an der göttlichen Weltregierung eine Verletzung des Monotheismus und betrachtet darum alle dahin führenden Ausdrücke der heil. Schrift, wie das Sitzen des Herrn zur Rechten Gottes als blos bildliche Bezeichnung der vollen Seligkeit, die der tugendhafte Mensch Jesus als Lohn errungen hat. Aehnlich mögen auch die Ebioniten der ältesten Zeit sich die Sache gedacht haben; jedoch wissen wir nichts bestimtes hierüber. Dagegen finden wir bei späteren Gegnern der biblischen Lehre von der ewigen Gottessohnschaft des Erlösers Spuren einer „Vergottung" des reinen Menschen Jesu. Hatte der gegen Ende des zweiten Jahrhunderts lebende Häretiker Artemon, „der hellenischen Philosophie befreundet, und, wie es scheint, willkürlich mit den alt- und neutestamentlichen Urkunden verfahrend, es als eine Neuerung bezeichnen zu dürfen geglaubt, daß Christus Gott genant werde", und gemeint, „die Apostel auf seiner Seite zu haben", wenn er zwar die übernatürliche Geburt Jesu von der Jungfrau zugesteht, sonst aber Jesum als „puren Menschen" betrachtet, der wie alle andern Propheten am göttlichen Geiste Antheil hatte und von den übrigen sich nur durch seine höhere Tugend unterschied, und dessen „Göttlichkeit" eben in nichts Anderem als in dieser reinen Tugend bestand *), — so ging etwas später, (um 270), der bekante Häretiker Paulus von Samosata einen Schritt weiter. Der Logos hat nicht ein vom Vater irgendwie real unterschiedenes Sein, sondern verhält sich zu demselben etwa wie sich zu dem menschlichen Geiste die menschliche Vernunft verhält, ist eine besondere Seite des schlechthin einigen Lebens des Vaters selbst. Christus ist seinem Wesen nach bloßer, reiner Mensch, und der Logos, d. h. die vernünftige Wirksamkeit Gottes, wohnte nicht als personbildende göttliche Wirklichkeit, sondern nur als göttliche Wirksamkeit, als Kraft, als Potenz in ihm, ganz ähnlich wie auch in den Propheten, nur in höherem Maße und stetig bleibend. Von einer Existenz Christi vor seiner Menschheit kann also höchstens in dem Sinne die Rede sein, daß seine Menschheit in Gottes Rathschluß für dieses Erfülltwerden mit der Gotteskraft vorherbestimt war. Durch seine sündenreine sittliche Entwickelung aber erhielt Christus von Gott zum Lohne den

*) Dorner, Entwickelungsgeschichte, 2. Aufl. I. 508.

Anspruch auf göttliche Ehrung, und der seiner Natur nach rein menschliche Erlöser wurde durch „Vergottung“ (τεθεοποιησθαι) zu übermenschlicher Würde erhoben.*) Da indes eine genauere Bestimmung dieser Vergottung uns nicht überliefert ist, so dürfen wir es wol als das Wahrscheinliche betrachten, daß damit nur in einem etwas volltönenden Ausdruck eine besonders hohe menschliche Verherlichung gemeint sei. Die Gotteswürde des verherlichten Christus bei Arius ist noch etwas anderes als die auf ebionitischer Grundlage sich erbauende, da der Sohn Gottes schon vor seiner Menschwerdung eine übermenschliche Bedeutung hatte. Dagegen scheint Photinus von Sirmium um die Mitte des vierten Jahrh., der den Gottessohn auch nur als den sündlosen, gottbegeisterten Menschen faßt, ebenfalls die göttliche Würde (divinitas) oder Gottessohnschaft als einen Lohn für den heiligen Wandel desselben betrachtet zu haben, (nach Vigilius von Tapsus, Hilarius und Johann Cassianus). **)

Späterhin kamen erst die Antitrinitarier des sechszehnten Jahrhunderts wieder in ähnliche Gleise. Der bekante Mich. Servet läßt den Logos, d. h. das Urbild der Welt und der Menschheit, nur „als Idee oder Potenz“ in Gott präexistiren, und ihn erst in dem Menschen Christus ein wirkliches Dasein gewinnen; Christi Menschheit ist als solche schon göttlich, weil sündlos, während die Göttlichkeit der andern Menschen durch die Sünde gebunden ist. Ein pantheistisch-mystischer Zug unterscheidet die Servetsche Auffassung von der des Paul von Samosata. — Klar und bestimt aber lehren die Socinianer ein Aufsteigen der Menschheit zur Göttlichkeit in Christo. Christus war nicht die Menschwerdung eines schon vorher in Ewigkeit existirenden Gottessohnes, sondern „von Natur blos Mensch, nichtsdestoweniger aber von Anfang seiner Geburt an der eingeborne Sohn Gottes“, nämlich weil er durch eine besondere Kraftwirkung Gottes auf übernatürliche Weise von einer Jungfrau geboren wurde. Der Unterschied Christi von den übrigen Menschen besteht nicht in seiner Natur, in seinem Wesen, sondern in der ihn erzeugenden, wesentlich schöpferischen, also wunderhaft auftretenden Kraft. Seine Natur selbst ist schlechterdings nur menschlich; aber allerdings ethisch unterscheidet sich Christus thatsächlich, — aber nicht dem Wesen nach, — von allen übrigen Menschen, — denn Christi rein menschliche Entwickelung war eine schlechthin sündlose und heilige. Auf Grund dieser vollkommenen Tugend nun ist ihm von Gott auch als Lohn eine Macht verliehen worden, die alle menschliche Macht weit überragt; zunächst schon in seinem irdischen Leben, denn er empfing die Macht, Wunder zu thun, höher aber nach Vollendung seines Werkes. Denn nachdem Christus von den Todten auferstanden und gen Himmel gefahren ist, sizt er zur rechten Hand Gottes und hat alle Macht empfangen im Himmel und auf Erden; alle Dinge sind ihm unterworfen, außer Gott selbst, der ihm Alles unterworfen hat. Kraft dieser seinen sündlosen Wandel belohnenden

*) A. a. O. 510 ff.

**) Walch, Hist. d. Ketzereien, Bd. 3. S. 32. 36 f.

Verherlichung ist Christus nach seiner Himmelfahrt Gott zu nennen, gewordener Gott, der nun im Namen und im Auftrage des Vaters die gesamte Weltregierung in Händen hat, der angebetet und angerufen sein will und die Gebete der Gläubigen hört und erhört; und wer Christo das Recht göttlicher Anbetung abspricht, kann gar nicht mehr ein Christ genant werden. Durch diese Anbetung des gottgewordenen, vergotteten Menschen wird die Verehrung des Vatergottes nicht beeinträchtigt, denn dieser wird als erste Ursache unseres Heils verehrt, Christus nur als die zweite, und Gott hat ja kraft seiner unbeschränkten Allmacht jene göttliche Würde und Macht und Anbetungswürdigkeit auf den Menschen Christus übertragen, ihn zu seinem Statthalter gemacht (vices dei gerere). Diese Erhebung Christi zu einer weltregierenden, göttlichen Würde hat übrigens nicht blos einen zeitlichen Anfang, sondern auch ein Ende; nach Vollendung seiner erlösenden Thätigkeit, nach Ueberwindung aller Feinde und des Todes und nach Vollbringung der allgemeinen Auferstehung und des Weltgerichts wird Christus seine göttliche Herschaft wieder dem Vatergott übergeben und ihm wieder in rein menschlicher Weise unterthan sein.*) — Der neuere Rationalismus hat sich klüglich gehütet, dem Socinianischen Vorbilde in dessen Gedanken einer Vergottung des Menschen zu folgen. Ihm ist eben Christus „purer“ Mensch und bleibt dies in alle Ewigkeit; die Himmelfahrt Christi und sein Sitzen zur Rechten Gottes sind nur sehr dichterische Ausdrücke für die Belohnung des vollkommen tugendhaften und weisen Menschen in dem Jenseits, für die vollkommene Seligkeit des Gerechten, die in ähnlicher Weise jedem Gerechten verheißen ist.

In neuerer Zeit haben viele, besonders aus Schleiermachers Schule, die auf den Rationalismus als einen „überwundenen Standpunkt“ verächtlich herabsehen, aber in Christo doch auch nichts anders finden, als ein besonders kräftiges „Sein Gottes in ihm,“ d. h. ein besonders reines und ungetrübtes Gottesbewußtsein oder Abhängigkeitsgefühl, den Gedanken von der Verherlichung des Auferstandenen in dunkle, vieldeutige Redewendungen verhüllt, also, daß eine „Wolke“ ihn vor unseren Augen hinwegnimt; wir fühlen aber keinen Beruf, den möglichen hohen Sinn der tiefen Reden zu enträthseln. Dagegen hat in neuester Zeit ein Vertreter dieser Vermittelungstheologie, Dr. Beyschlag in Halle, mit anerkennungswerter Offenheit, — sehr unbequem sicherlich für viele andere Freunde derselben Richtung, — über Christi menschliche und göttliche Würde sich ausgesprochen, nach einer früheren mehr exegetischen Abhandlung besonders auf dem Altenburger Kirchentage, und jezt in seiner „Christologie des Neuen Testaments“ (Berlin, 1866). Es ist hier nicht unsere Aufgabe, auf dieses Werk, in welchem wir nur eine große Abirrung von einer unbefangenen Schrifterklärung finden können, genauer einzugehen; wir wollen nur an dasselbe anknüpfen, um die biblische Lehre von der Verherlichung Christi nach seiner

*) Fock, d. Socinianismus, S. 533 ff. 640 ff.

Auferstehung schlicht und einfach zu erwägen. Wir geben möglichst kurz Dr. Beyschlags Auffassuug, und überlassen es den Lesern, dieselbe mit den verwandten früheren Lehren und mit der Schriftlehre zu vergleichen.

Indem Gott von Ewigkeit sich selber denkt, hat er ein gegenständliches Bild von sich; dieses Bild, — ein gedachtes, nicht ein wirkliches, — will Gott in der Welt verwirklichen, d. h. nach diesem Bilde als dem Urbilde ein creatürliches Abbild schaffen. Dieses Abbild ist der Mensch, dessen Urbild also von Ewigkeit in Gott ist, aber als Gedanke, als bloße Potenz. In allen Menschen außer Christo, ist dieses Urbild nicht vollkommen verwirklicht, sondern nur in mannichfaltigen individuellen Modificationen; in dem Menschen Christus aber ist jenes Urbild vollständig und „absolut" verwirklicht, er ist das wirklich gewordene Urbild, der vollkommene Mensch schlechthin, das Ideal der Menschheit. Wie nun Gott allen Menschen, als den partiellen Abbildern seines von ihm gedachten Urbildes, einwohnt, so wohnt Gott in diesem Menschen Christus in vollkommener, in „absoluter" Weise, nicht etwa so, daß in Christo zwei Naturen, eine göttliche und eine menschliche, in einer persönlichen Vereinigung wären, — diese kirchliche Lehre ist vielmehr vollkommen sinnlos und hebt Christi wahre Menschheit vollständig auf, ist ganz doketisch, — sondern so, daß die reine Menschheit an und für sich völlig einerlei ist mit dem Göttlichen. Der Ausdruck „purer Mensch" oder Menschensohn besagt schlechterdings nichts anderes als „Gottessohn", und der Begriff eines vollkommenen, sündlosen Menschen deckt sich vollständig mit dem Begriffe des „menschgewordenen Gottessohnes"; solcher Mensch kann von sich sagen: „ich und der Vater (d. h. Gott) sind eins", und wer mich siehet, der siehet den Vater." Insofern in Christo das göttliche Urbild vom Menschen wirklich geworden ist, kann man sehr wol von einer „Menschwerdung" Gottes, von einer „wahren Gottheit" Christi reden, nur ja nicht in dem Sinne, als ob dieser Gottessohn vor seinem menschlichen Dasein wirklich bei Gott oder in Gott existirt hätte. Existirt hat er vorher in Gott nur als Bild, als Idee, als Potenz, nicht als Ich in irgend einem Sinne. Christus hat also durchaus keine „Erinnerung" von einem vormenschlichen Sein bei Gott gehabt, sondern hat sein früheres Potenzsein nur aus seiner innigen Gemeinschaft mit Gott geschlossen. Christi Gottheit besteht nur in seiner Gottesebenbildlichkeit. Die Gottessohnschaft ist keine ewige, sondern eine gewordene, durch sittliches Thun entwickelte; diese Entwickelung zur vollen Gottessohnschaft, welche jede wirkliche Menschwerdung eines irgendwie persönlich existirenden Logos ausschließt, geht aufwärts, von dem Sein Christi als „puren" Menschen zu immer höherer Gemeinschaft mit Gott. Christi Persönlichkeit ist eine rein menschliche; es kann zu dieser menschlichen Natur nicht eine göttliche hinzutreten, sondern „weil das menschliche Wesen an sich gottebenbildlich, göttlichen Geschlechts ist," so brauche ich nur „die göttliche Idee des Menschen in absoluter Verwirklichung zu denken, das menschliche Wesen nur in idealer Vollkommenheit und Vollendung zu setzen, um den Gottmenschen zu haben." Abzuweisen also ist zunächst jede wirkliche, bewußte Präexistenz des Gottessohnes. Wenn im N. T. von solcher die Rede ist, so ist dies entweder nur Schein, in Wirklichkeit aber von einem Präexistiren des blos ideellen Urbildes Christi zu verstehen, wie man „allerdings von jedem Menschen in einem gewissen Sinne sagen könte, er habe als Potenz in Gott präexistirt, es sei in ihm ein gottentstammendes Princip," — oder es ist, bei Paulus und Johannes, aus einer nicht auf Christum zurückzuführenden, sondern außerchristlichen, jüdischen Speculation entsprungen, deren Anwendung wir für uns also nicht allzuhoch anschlagen dürfen. — Daß Christo nicht ein übermenschliches Wesen beizulegen ist, das geht aus Christi eignen Erklärungen, wie aus den ebenso bestimten der Apostel zur genüge hervor. Christus unterscheidet sich und seinen Willen immer von Gott, weiß sich vom Vater, — und dies ist der einige Gott, — schlechthin abhängig betet zu ihm, ist ihm gehorsam und unterthan, und thut auch alle seine Wunder nicht selbst, sondern läßt sie auf Grund des Gebets durch den Vater thun; er weist alle göttlichen Prädikate bestimt von sich ab, so die Allwissenheit (Marc. 13, 32), die Allmacht (Matth. 20, 23), ja selbst die sittliche Vollkommenheit (Marc. 10, 18), da nur der eine Gott gut, und er selbst doch nicht ein zweiter Gott sei. Die Macht, die Sünden zu vergeben, schreibt sich Christus allerdings zu, aber dies erhebt ihn nicht über die „pure" Menschheit, denn „nach Jerem. 31, 31—34 mußte die messianische Zeit solche Vollmachten bringen" (S. 41, — man beachte die Worte des Textes: „alle werden mich kennen, so Klein als Groß, spricht Jehovah; denn ich werde ihre Vergehung vergeben und ihrer Sünde nicht mehr gedenken;" — es ist uns nicht gelungen, eine Möglichkeit zu finden, die Meinung des Verf. in diese sehr klaren Worte einzutragen); — die Worte Christi aber, Marc. 2, 10, „des Menschen Sohn hat Macht auf Erden, Sünden zu vergeben," bedeuten: „im Himmel droben vergibt natürlich Gott selbst die Sünde; soll aber seine Gnade den Menschen zu gute kommen, so muß sie ein Organ auf Erden haben, — den Messias als den schlechthin gottebenbildlichen Menschen" (S. 24). Wenn also die Juden in der Sündenvergebung Jesu eine Gotteslästerung fanden, so hatten sie dazu keine Veranlassung, auch wenn sie Jesum als bloßen Menschen betrachteten. Wenn der Hohepriester in dem Selbstzeugnis Jesu eine Gotteslästerung fand, so bezog sich dies nicht auf die Beilegung einer übermenschlichen Gottessohnschaft und auf das Sitzen zur Rechten Gottes, sondern allein auf die Beilegung der Messiaswürde (S. 40). Da nun Christus sich so oft ganz bestimt von Gott unterscheidet, schon darin, daß er sich den Sohn Gottes, und den Vater seinen Gott nent, und da er durch den Ausspruch am Kreuze: „mein Gott, warum hast du mich verlassen," auf eine „ganz überwältigende Art und Weise die nicht gottheitliche, sondern rein menschliche Natur seines Ich bezeugt," so ist in Beziehung auf alle sonstigen Selbstaussagen Jesu nur ein zweifaches möglich, entweder sie lassen sich so auslegen, daß die pure menschliche Natur mit Ausschluß einer davon unterschiedenen göttlichen darin ausgesprochen wird,

oder wenn sie sich nicht so auslegen lassen, „dann ist ein unauflöslicher innerer Widerspruch in der überlieferten Selbstaussage Jesu vorhanden, welcher der Kritik ein Recht gibt, das widerstreitende auf Rechnung späterer verherlichenden Erdichtung zu setzen (S. 44). Von dieser für alle Fälle aus der Bedrängnis führenden Hinterpforte glaubt aber der Verf. keinen Gebrauch zu machen benötigt zu sein, da eine von der „hergebrachten" Exegese sich kühn emancipirende Schriftauslegung ohnehin hinreichend Spielraum gewährt. Sagt Christus z. B.: „ich bin vom Vater ausgegangen, ich bin vom Himmel gekommen", so heißt dies nichts anderes als: ich bin durch Gottes Rathschluß zum Erlöser der Menschheit geboren und bestimt. Sagt Christus (Joh. 6, 62): „wie, wenn ihr denn sehen werdet des Menschen Sohn auffahren dahin, wo er zuvor war?" — so ist es ja klar, daß Christus von der Präexistenz nicht des Logos, sondern des Menschensohnes spricht, und da Christus doch als Mensch nicht wirklich präexistiren konte, so ist klar, daß nur von einer ideellen Präexistenz eines Urbildes in Gott die Rede sein kann, nicht aber von einer Erinnerung an ein wirkliches früheres Sein (S. 85). Die Stelle: „Ehe denn Abraham war, bin ich" (Joh. 8, 58), läßt sich nur, „wenn man auf jedes wirkliche Denken über ihren Inhalt verzichtet", auf die kirchliche Lehre von einer realen Präexistenz Christi beziehen; sie heißt vielmehr: „ehe Abraham auf Erden werden konte, mußte der Messias schon im Himmel sein; d. h. ehe Gott den Abraham erwählen konte zum Vater des Verheißungsvolkes, mußte der Inhalt der Verheißung, mußte Christus für Gott und in Gott bereits da sein," d. h. in jenem ideellen Urbilde, in jener unpersönlichen Potenz (S. 86). Die Worte Christi aber: „Und nun verkläre mich, Vater, bei dir selbst, mit der Klarheit, die ich bei dir hatte, ehe die Welt war", — — „denn du hast mich geliebet, ehe denn die Welt gegründet ward" (Joh. 17, 5. 24), bieten für die aufgestellte Auffassung einer blos potenziellen Präexistenz „nicht die geringste Schwirigkeit", da ja der Mensch Christus sich als uranfänglichen Gegenstand göttlicher Vaterliebe fühlen mußte, und „jeder selig sterbende Gläubige zu seinem himlischen Vater ebenso sprechen könte", und da ja Gott allen Gläubigen von Ewigkeit her eine Herlichkeit zugedacht hat (1 Cor. 2, 7—9) (S. 87). Auch alle sonstigen Zeugnisse Christi über sich selbst bei Johannes lassen sich, wenn man sie nicht „durch die Brille der kirchlichen Orthodoxie" betrachtet, recht leicht für die pure Menschheit Jesu deuten. Was von Christi übermenschlichem Wissen gesagt wird, das sind nur prophetische Blicke in Beziehung auf bestimte Fälle, und wenn die Jünger sagen: „nun wissen wir, daß du alle Dinge weißt" (Joh. 16, 30), so ist dies eben Meinung der Jünger, nicht Jesu Wort, und bezieht sich auch nur auf die Dinge der göttlichen Offenbarung. Daß aber Christus wirklich nicht alles wußte, erhellt schon daraus, daß er den Pilatus nach dem Sinne

eines an ihn gerichteten Wortes fragte (Joh. 18, 34) (S. 90); ja in Dingen, die nicht zu seinem göttlichen Berufe gehörten, irrte sich Christus wol auch, suchte z. B. Früchte auf einem Feigenbaume, auf dem keine waren und auf dem der Jahreszeit wegen keine sein konten (Mc. 11, 13) (S. 113). „Alles, was der Vater hat, das ist mein", und „alles, was dein ist, das ist mein" (Joh. 16, 15; 17, 10), das bezieht sich lediglich auf die Heilsoffenbarung, und bekundet durchaus nicht eine göttliche Macht (91). Wenn Thomas, ohne von Christo berichtigt zu werden, ihn anredet: „mein Herr und mein Gott", so ist dies einerseits der Ausdruck eines überwältigten Gefühls, und andrerseits wird ja selbst im A. T. ein König „Gott" genant (Ps. 82, 6); warum nicht auch der Messias? — Sagt Christus: „Gott hat seinen Sohn nicht gesandt in die Welt, daß u. s. w.", oder: „ich bin zum Gericht auf diese Welt gekommen" und Aehnliches, so sezt dies nicht ein Sein des Gottessohnes vor seiner Menschheit voraus, sondern kann „ganz wol das Hinaustreten in die große arge Welt, das Eintreten in die öffentliche prophetische Wirksamkeit bezeichnen", oder wenigstens braucht es nicht mehr zu bezeichnen als „geboren werden", und kann ganz ebenso von jedem Propheten gesagt werden (S. 94 ff.). Wenn der Täufer sagt: „Der vom Himmel komt, der ist über Alle, und zeuget, was er gesehen und gehöret hat", so bezieht sich das leztere nur auf ein prophetisches Schauen im irdischen Leben (S. 96). Sagt Christus: „nicht daß Jemand den Vater gesehen habe, ohne der von Gott ist, der hat den Vater gesehen" (Joh. 6, 46); so fällt auch dieses Sehen in das irdische Leben (97). Das Wort Christi: „Niemand fähret gen Himmel, denn der vom Himmel herniedergekommen ist, nämlich des Menschen Sohn, der im Himmel ist" (Joh. 3, 13), bedeutet durchweg nur die ununterbrochene Gemeinschaft Christi mit Gott (99). Sagt Christus (Joh. 15, 15): „Alles, was ich von meinem Vater gehört habe, habe ich euch kund gethan", so beweist dies, daß nicht von einem aus der Präexistenz stammenden Wissen die Rede sein kann, sondern nur von einem beschränkten Kreise von Offenbarungen, welche Christus auf Erden empfangen hat, denn sonst würde ja, nach der kirchlichen Lehre von dem persönlich präexistirenden Logos, Christus seinen Jüngern das gesamte absolute Wissen Gottes haben mitteilen müssen, oder jener Logos „hätte nur ein beschränktes Wissen gehabt, was beides absurd ist" (S. 101).

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 7. April. № 28.

Die Vergottung des sündlosen Menschen.

(Fortsetzung.)

Bei Johannes, dessen Logoslehre nicht seine Schöpfung, sondern eine Entlehnung aus der jüdischen theosophischen Speculation ist (S. 141), müssen wir es überhaupt mit den Aussagen nicht ängstlich genau nehmen, denn „wer so viel Wunder zu sehen bekomt, — — der wird wol manchmal auch die vorhandenen Mittelursachen überspringen, — — oder auch irgend eine wunderbare Eigenschaft, die er wahrnimt, für schrankenloser halten, als sie in der That ist; — — auch hat er (Joh.) das wunderbare Wissen und Vorausſehen Jesu vielleicht ein und das andere Mal für unbedingter genommen, als es war und sein konte“ (S. 143). Uebrigens legt Johannes, „der entschiedenste Prediger der Gottheit Christi, den es im ganzen N. T. gibt“, doch keinen allzugroßen Wert auf diese Lehre, sondern „mit einer Weitherzigkeit, welche die Orthodoxie späterer Zeiten tief beschämt, stellt er (1 Br. 5, 1) nicht den Saz: „Jesus ist Gott“, sondern den Saz: „Jesus ist Christus“, ist der Gesalbte Gottes, als christliches Grundbekentnis und ausreichendes Fundament der Gotteskindschaft auf“ (S. 145).

Sehen wir also von den Paulinischen und Johanneischen, aus der jüdischen Speculation entlehnten Gedanken ab, die allerdings auf eine Präexistenz hinführen, so steht es für das N. T. fest, daß Christus nichts als ein reiner, obwol in wunderbarer Weise entstandener *Mensch* ist, dessen Unterschied von den übrigen Menschen nicht ein Unterschied des Wesens oder der Natur, sondern ein *sittlicher* ist; hat er auch göttliche Offenbarungen und Einwirkungen gehabt, so unterscheidet er sich darin doch nur gradweise von den Propheten; er ist eben der höchste der Propheten und nichts mehr (S. 74). Aber diese *sittliche* Erhebung des sündlosen Christus führte ihn zu einer den übrigen Menschen wenigstens thatsächlich nicht zu Teil werdenden Verherlichung, zur „*Vergottung*“, zur *göttlichen* Würde, die ihm aber *nicht* von Natur eignet, sondern vom Vater ihm *nach* Vollendung seines irdischen Berufes als Belohnung *gegeben* worden ist, also daß dieses vergottete Haupt der Menschheit doch immer dem eigentlichen Gott, dem „Vatergott“, untergeordnet bleibt (S. 105. 237). „In dem Maße, als Christus sich in seinem Gehorsam immer vollständiger göttlich bestimte, mußte die Einwohnung Gottes, die principiell von Anfang an in ihm gesezt war, sich immer vollkommener actualisiren, bis er zulezt und nun für alle Ewigkeit die absolute Wohnstätte der Fülle der Gottheit geworden“ (233). An eine „Wiederannahme“ einer früher schon besessenen Herlichkeit ist nicht zu denken, weil das Subject einer solchen erst mit der menschlichen Geburt begann; vielmehr ist das *Werden* des Sohnes Gottes und seiner Gottheit ein unumstößlicher Saz bei Paulus (239 ff. 247). Dieses Werden der Gottheit durchläuft nach Paulus drei verschiedene Stufen. Zuerst ist Christus das Ebenbild des unsichtbaren Gottes kraft seiner ursprünglichen *Anlage*, auf Grund deren sich das Urbild der Menschheit, der religiöse Universalmensch, verwirklichen kann und soll; dies „ist die Gottheit Christi auf erster Potenz“, das ihm als höheres Lebensprincip einwohnende Göttliche. Zweitens ist Christus das Ebenbild Gottes „kraft freithätiger Entwickelung“, durch einen ethischen Proceß des freien Gehorsams; und „diese durch freien Gehorsam verdiente, [und von Gott] aus freiem Wolgefallen gewährte absolute Einwohnung Gottes in Christo ist die Gottheit Christi auf zweiter Potenz.“ Ist aber so das göttliche Ebenbild Gottes „im Material der irdischen menschlichen Natur ethisch vollkommen verwirklicht, so muß es nun auch dies Material selber verklären und damit die ganze Person in die absolute Gemeinschaft Gottes erheben“; und so tritt der ethisch vollendete Christus in die „gottgleiche Herlichkeit“, „kraft deren ihm als dem unsterblichen und allwaltenden Mittler die allgemeine Anrufung und *Anbetung* gebürt“; dies ist seine Gottheit auf dritter Potenz, eine „*gewordene* und ihm vom Vater *geschenkte* Gottheit, — (so auch bei Petrus, S. 119), — die darum auch in alle Ewigkeit eine dem Vater unterthänige bleibt“; und grade, daß der Vertreter, das Urbild und das Haupt der Menschheit zu *göttlicher* Herlichkeit emporgedrungen ist auf ächt *menschlichem* Wege, das ist die Bürgschaft ihres *eigenen* Hinankommens zu der *nämlichen Herlichkeit* und Vollendung“ (S. 254 f.); denn *alles*, was von der Verherlichung Christi gesagt wird, auch seine Weltherschaft, gilt auch für alle die Seinen; und wenn der Vatergott „*alles* unter seine Füße gethan hat“ (1 Cor. 15, 27), so ist ganz dasselbe dem *Menschen* überhaupt verheißen (Ps. 8; — was freilich von Paulo und vom Hebräerbrief ausdrücklich auf den Messias bezogen wird), (S. 238). Der Verf. gebraucht den Ausdruck zwar nicht, daß die „Vergottung“, wozu ja aus-

drücklich auch die Anbetungswürde gerechnet wird, allen Gläubigen zu Teil werde; wir wissen seine Darstellung aber durchaus nicht anders zu deuten, wollen jedoch die weitere Ausführung dieses Gedankens einer allgemeinen Vergottung und gegenseitigen Anbetung der vergotteten Menschen nicht selbst übernehmen. — Ist Christus, wie wir gesehen, „für alle Ewigkeit die absolute Wohnstätte der Fülle der Gottheit geworden", so müssen wir dieser Ewigkeit doch wieder Schranken setzen, denn „diese ganze gottgleiche Stellung Christi ist keine ewige", sondern muß „als eine übertragene, und zwar auf Zeit übertragene" ein Ende nehmen, da „dieses Haupt der Menschheit eine gottheitliche Stellung über den andern Menschen doch nur so lange einnimt, bis dieselben durch dasselbe zu gleicher unmittelbarer und vollkommener Gottgemeinschaft geführt sind" (239), das heißt doch wol zu einer gleichen Vergottung, wo dann natürlich die Unterordnung unter diesen ersten gottgleichen Menschen aufhört. Jedenfalls ist das, was Christus geworden ist, die ursprüngliche Bestimmung des Menschen überhaupt; und wenn die Sünde nicht eingetreten wäre, würde auch, ohne Erlöser, diese Stufe erreicht worden sein (S. 252), denn die Menschheit ist von Gott befähigt und dazu angelegt, die Fülle der Gottheit in sich zu fassen (S. 56). Die Vergottung des Menschen ist also thatsächlich und vorläufig zwar einzigartig bei Christo, sie ist aber die ursprüngliche Bestimmung des Menschen überhaupt, sie ist der normale Ausgang der rein menschlichen Entwickelung des reinen Menschen; und Christus hat uns auch hierin ein Vorbild gegeben, dem wir nachfolgen sollen. Vor solcher Schlußfolgerung dürfen wir nicht „zurückbeben; der Schrecken vor ihr ist nur ein jüdischer Schrecken vor der vollen Höhe und Tiefe des Evangeliums; aber Paulus begnügt sich nicht damit, uns diese Schlußfolgerung als solche aufzudrängen; er zieht sie selbst, indem er uns sagt, Gott habe die Seinen von Ewigkeit her dazu bestimt, dem Bilde seines Sohnes gleichgestaltig zu werden, so daß diesem den vollendeten Gläubigen gegenüber kein anderer Vorrang bleibt, als der des Erstgebornen unter vielen Brüdern" (Röm 8, 29; S. 239). Und so erfüllt sich am Ziele der Entwickelung der der ganzen Darstellung des Verfassers zugrundeliegende Gedanke, daß die menschliche und göttliche Natur gar nichts wesentlich Verschiedenes, sondern dem Wesen und Begriffe nach eins seien, daß der Mensch an sich, nur in seiner Vollkommenheit gedacht, auch Gott, nämlich der Gottmensch sei. „Weil das menschliche Wesen an sich gottebenbildlich, göttlichen Geschlechtes ist, so darf ich nur die göttliche Idee des Menschen in absoluter Verwirklichung denken, das menschliche Wesen nur in idealer Vollkommenheit und Vollendung setzen, um den Gottmenschen zu haben" (Vorr. XXXIII). Und da natürlich jeder Mensch ohne Ausnahme die Bestimmung hat, zu seiner höchsten Vollkommenheit zu gelangen, die Idee des Menschen vollkommen zu erfüllen, so hat jeder auch die Aufgabe, Gottmensch zu werden; und Christi Einzigkeit ist sonach nur eine vorläufige; das ist in dem Vorigen deutlich genug ausgesprochen.

Dies ist im Wesentlichen die Auffassung des in Rede stehenden Buches, welche der Verfasser als die unzweifelhafte Lehre der heiligen Schrift nachzuweisen bemüht ist, und zwar in einem dem Bewußtsein „einer ersten Entdeckung" (S. 241) entsprechenden Tone, welcher, in Verbindung mit der äußerst verächtlichen Weise, wie die allgemeine kirchliche Lehre als sinn- und verstandlos, als judaistisch, als schriftwidrig behandelt wird, diesem hohen und heiligen Gegenstande wol nicht ganz angemessen gefunden werden dürfte. Wir verzichten auf eine eingehende Beurteilung dieser vermeintlich neuen Entdeckung, und gehen zu unserer besonderen Aufgabe, die Verherlichung Christi nach biblischer Bekundung zu betrachten.

Es ist in der theologischen Darstellung der Christologie allerdings nicht Brauch, von dem Stande der Verherlichung auszugehen und von da rückwärts zu schließen; indes hat doch auch diese Betrachtungsweise ihr gutes Recht; und wenn wir finden sollten, daß dem auferstandenen Erlöser wirklich göttliche Würde und Herlichkeit zugeschrieben wird, so werden wir zwar nicht geneigt sein, von Vergottung eines Menschen zu reden, weil dies, dünkt uns, ein nur dem späteren, ausartenden Heidentume eigner Gedanke ist, aber wir werden, wenn wir nicht den Glauben an einen Gott mit der Vielgötterei vertauschen sollen, einfach schließen: da ein Gott nicht werden, nicht entstehen kann, so muß der Mensch, von dem solche göttliche Herlichkeit ausgesagt wird, nicht bloßer Mensch sein, sondern muß zugleich Gott sein, und diese seine göttliche Natur kann nicht erst geworden sein, sondern muß ewig sein, muß also über die menschliche weit hinausragen, kann nicht in ihr und durch sie erst entstanden sein; und eben weil das Menschliche zeitlich, das Göttliche ewig ist, kann das Menschliche nie und nimmer mit diesem einerlei sein, auch nicht in seiner höchsten und vollkommensten Gestalt, sondern kann nur mit dem Göttlichen als einer anderen Natur in dieser Person vereinigt sein. Wir meinen, das seien so unabweisliche und einfache Gedanken, daß man ohne schlimme Sophistik nicht um sie herumkommen kann.

Wir fragen zunächst: worin besteht die dem Erlöser nach seiner Himmelfahrt zugeschriebene Herlichkeit (δοξα)? — Am gewöhnlichsten wird sie ausgedrückt durch das Sitzen zur Rechten Gottes (Matth. 22, 24; Mc. 16, 19; Apgsch. 2, 34; 7, 55 f.; Röm. 8, 34; Eph. 1, 20; Col. 3, 1; Hebr. 1, 13; 12, 2), oder „zur Rechten der Kraft" (Mt. 26, 64; Mc. 14, 62; Luc. 22, 69), oder „der Majestät in der Höhe" (Hebr. 1, 3; 8, 1), — auf Grund von Ps. 110, 1 (Mt. 22, 44; Apgsch. 2, 34; Hbr. 1, 13); der Ausdruck: „zur Rechten des Vaters", wird nicht gebraucht; und dieses Sitzen zur Rechten Gottes wird nirgends vom Logos oder von dem vor der menschlichen Geburt beim Vater seienden Sohne Gottes, sondern immer nur von der geschichtlichen Person Christi, von dem „Menschensohne" ausgesagt; und es wäre bestimt misverständlich und der biblischen Auffassung nicht entsprechend, wenn man die Menschwerdung des Sohnes als ein Verlassen der Rechten Gottes bezeichnete. Dieses Sitzen zur Rechten Gottes bezeichnet nach dem entsprechenden

Verhältnisse bei irdischen Königen (1 Kön. 2, 19; 1 Sam. 20, 25; 1 Macc. 10, 63; vgl. Mt. 20, 21) die unmittelbar nächste Stellung bei Gott in Beziehung auf Würde und Macht, die Teilnahme an seiner königlichen Gewalt. — Kraft dieser Erhöhung zur Rechten Gottes heißt Christus der Herr, κυριος (Apgsch. 2, 36; Röm. 10, 9; 1 Cor. 8, 6; 2 Cor. 3, 5) und „alle Zungen sollen bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei, zur Ehre Gottes, des Vaters" (Phil. 2, 11); seine Herlichkeit ist also nicht ein Zurücktreten der Ehre Gottes, sondern ihre volle Offenbarung und Bestätigung. Christus ist „der einige Herscher und Herr" (Jud. 4), „der Herr aller Herren und König aller Könige" (Off. 17, 14; 19, 16), der „über Todte und Lebendige Herschaft übt" (Röm. 14, 9).

(Fortsetzung folgt.)

Noch einmal zur Sontagsfeier.

II.

Scharfe und treue Handhabung der gesezlichen Bestimmungen, Selsorge und kirchliche Zucht, Predigt und Gottesdienst, das hatten wir am Schluß des vorigen Artikels als Mittel zur Sontagsheiligung zu bezeichnen, berechtigt gehalten. Ohne dem Vorwurf der Gesezlichkeit zu verfallen, wird dennoch die bestimte und durchgreifende obrigkeitliche Handhabung der über Sontagsheiligung gegebenen Bestimmungen nicht blos nur angeführt, sondern sogar vorangesezt und in den Vordergrund gestellt werden dürfen; und zwar aus doppeltem Grunde. Einmal soll dieses Mittel selbst, weil es eine gewisse Landläufigkeit erreicht hat und eben das Erste und Natürlichste zu sein scheint, einer Kritik unterworfen werden; sodann aber bleibt es für gewisse Gemeinde-Verhältnisse und Stadien der Sontagsentheiligung unvermeidlich und wirksam. Weil die Sontagsarbeit ein Verstoß ist gegen göttliches und menschliches Gesez zugleich, deshalb liegt es so nahe, sich an den Arm des Staates zur Abhilfe und Rettung wenden zu müssen. In diesem Sinne haben sich die Stimmen erhoben in Vereinen, Synoden, Conferenzen und Kirchentagen, wie in Schriften und kirchlichen Blättern und die Obrigkeit zur Neubelebung der Sontagsgesezе und zur durchgreifenderen Ueberwachung und Ausführung aufgerufen und in Anspruch genommen. Und zu leugnen ist es ja nicht, daß der Staat als Rächer der Uebelthäter auch hierin einzustehen haben wird, wie es andrerseits eben so wenig in Abrede gestellt werden darf, daß diese Maßnahmen im Allgemeinen wenigstens ihrer Natur nach eingreifend wirken können. Um so erfreulicher ist es, so oft der Staat durch den offenbaren Verfall des Sontags erschreckt, sich auf sich selbst besint und sowol die älteren Sontagsgesezе mit neuem Leben und Geist erfüllt, wie auch zeitgemäße und notwendig erscheinende in Wirkung treten läßt. Allein ihre Wirksamkeit ist doch eine beschränkte.

Gesezt, auch an sich wären sie umfassend und entsprechend

genug, so ist ihre Durchführung im Einzelnen und überall geradezu unmöglich gemacht. Die Stadt mag vielleicht in Etwas ausgenommen werden können; das Land hingegen nicht. Hier nämlich fehlen die ausübenden Organe Die Rentämter, denen die ländliche Polizei, da wo sie die Gutsherschaft nicht hat, übertragen ist, haben der Regel nach an ihren Beamten Nichts weniger als Ueberfluß. Denen erscheint die Ueberwachung der Sontagsgesezе als eine fast nicht zuzumutende und überlästige Scherei, der sich in nicht zu wenigen Fällen unverkenbar sichtliche Unfähigkeit für diese Seite ihres Berufs entschieden beigesellt. Gelegentlich wird mit guten Freunden, aus denen die sie der Sontagsarbeit- und Schändung wegen haben zur Anzeige bringen müssen, ganz anders verhandelt, als wie es im Dienste verlangt und nötig gewesen war. Da fallen oft auf beiden Seiten recht empfindliche Seitenhiebe auf Pfarrer und Kirche. Und wäre dies Alles niemals der Fall, so ist der Umstand schon hemmend genug, daß der betreffende Polizei-Beamte zu einer Zeit doch nur an einer Stelle seine Aufsicht in den Gemeinden führen kann; während man an allen Uebrigen dem Gesezе straflos entgegenhandelt. Man weiß sehr bald dem Manne und seinem Amte alle Schwächen abzugewinnen und sich beim Scheine der Gesezlichkeit alle Thüren des Ungesezlichen offen und sicher zu halten. So ist die Heuchelei in vollem Schwange. Nichts leidet mehr darunter, als der Sontag, das Reich Gottes, die Kirche und der arme Pfarrer, den man zulezt für den eigentlichen Anstifter hält. Seine Lage ist auch eben übel genug. Er überwacht die Gemeinde, sieht, erduldet und seufzt am Meisten. Wer soll eigentlich denn die schreienden Sontagssünden zur öffentlichen Kentnis und Rüge bringen! Allen denen es von Amts- und Gemeinde wegen Pflicht und Befugnis sein sollte, nehmen allerlei menschliche Rücksichten dabei, nur die Eine nicht aufs Reich Gottes und die christliche Ehre der Gemeinde und sind bei sonstiger Aufgeklärtheit und Dreistigkeit hierin gänzlich verrosteten Vorurteilen und staunenswerter Feigheit anheimgefallen. Der Pastor bleibt wirklich der einzige Mann, der Kraft und Vermögen hierzu besitzt.

Größer indeß werden vielfach die Schwirigkeiten noch sein, wenn die obrigkeitliche Gewalt auf der Gutsherschaft ruht. Hier ist leider nicht selten Richter und Partei, Kläger und Verklagter in einer Person, wie dies in den erwähnten Artikeln über „den Sontag der Tagelöhner" schlagend dargethan worden ist. Allein auch ihrem Kerne und Gehalte nach haben diese gesezlichen Bestimmungen den Charakter des Mangelhaften an sich. Wir erlauben uns auf ein Dreifaches hierbei hinweisen zu dürfen. Zuerst ist es trotz aller Anerkennung der großen Sorgfalt, mit der das umfangreiche Register der für den Sontag schlechterdings unerlaubten Dinge festgestellt ist, die vorwiegend genommene Rücksicht auf die gottesdienstlichen Stunden. Es mag schon viel gewonnen heißen, wenn die eigentliche Andachtszeit von dem Getöse werktägiger Arbeit gesezlich nicht unterbrochen werden darf; aber daß hierdurch leicht auch der leider nur allzusehr verbreiteten Meinung, daß der Sontag nur in den Gottesdienststunden

bestehe, oder wenigstens unter diesen nur zu halten und zu beobachten sei, ein gesezlicher Vorschub geleistet werde, wird kaum in Abrede gestellt werden dürfen. Und auch hier ist es der Selsorger allein, dem hieraus empfindliche Nachteile erwachsen. Ihm zu entgehen, wenn er in der Mutter- oder in der Tochter-Gemeinde den kirchlichen Dienst verrichtet, ist die gemeinsame und offene Losung. Uebler noch als dies ist die andere Bestimmung, wie sehr sie auch volle Strafgerechtigkeit in sich zu tragen scheint, daß in „nötigen Fällen" die Sontagsarbeit den Behörden zu melden und von dieser die entsprechende Geldstrafe zu erheben sei. Soviel uns bekant, ist gerade hiergegen von vielen Seiten z. B. in den betreffenden Aufsätzen dieser Kirchenzeitung wie in Conferenzen und in den Organen der innern Mission entschieden Bedenken erhoben worden. Mit Recht hat man gesagt in derselben Weise könte auch allen übrigen Geboten die innerste Wurzel abgeschnitten werden; denn bloße Geldbuße könne doch ein Unrecht unmöglich gesezlich machen sollen. Und in der That, es liegt hierin unzweifelhaft Etwas, das eine Vergleichung mit dem römischen Ablaßwesen als nicht zu unzuläßig erscheinen läßt. Davon gar nicht einmal zu reden, daß dem armen Mann, der die Strafe nicht erlegen kann und dem in nicht weniger Fällen die Dringlichkeit der Sontagsarbeit noch viel überzeugender ist als den begüterten Herrn, hiermit eine schwere Versuchung gegeben werden muß.

Ueberhaupt dürfte es nicht schwer sein nachweisen zu können, wie grade hier ein weites Labyrinth sittlicher Verwirrungen wie praktischer Unausführbarkeiten sich öffnet.

Aber wohin fließen diese Strafgelder! Das ist das Dritte. Uns sind die einzelnen Zwecke nicht bekant genug; doch so viel steht fest, zu kirchlichen nicht. Zu alten Zeiten war das anders! So bestimt u. A. die K. O. des Herzogs August von Sachsen vom Jahre 1580: „Wer hieran brüchig befunden (an Verletzung der Sontagsheiligung) soll wegen Handarbeit 6 Groschen, wegen Roßarbeit 12 Groschen in den Gotteskasten zur Strafe legen. So wünschten wir denn, daß wenn Sontagsarbeit- und Schändung mit Geldstrafe gesezlich belegt werden soll, dies nicht von Seiten der Polizei-Gewalt ausgehe, sondern in geordneter und wol überlegter Weise der Kirche selbst anheimzugeben sei.

Also weg mit allen Sontags-Polizei-Gesezen und mit dem Anrufen der Obrigkeit, dieselben erneuern und mit kräftigem Arm ausführen zu wollen. Wir sagen Nein, rein ab dennoch nicht. In zwei Fällen halten auch wir sie dringend noch nötig und damit sprechen wir aus eigenen Gemeindeerfahrungen heraus.

Jeder Sontag im Frühjahr und Sommer gibt mir neue Beweise, wie höchst nachteilig die Nähe einer großen Stadt auf deren ländliche Nachbargemeinden wirken muß. Thatsächlich und vielleicht nur mit wenigen Ausnahmen, würde den Gesellen und Handwerkern meiner Gemeinde jeder Vorwand und Grund ihrer Sontagsentheiligung entzogen werden, wenn sie eben dort nicht ungehindert so vielfach die Sontagsarbeiten auf öffentlichen Bauten, Bauplätzen und Werkstätten verrichten dürften; was um so

übler einwirken und die Begriffe und Sitten verwirren muß, da bei der fast instinctmäßigen Art des Landvolks, die nachbarliche Stadt sich zum Vorbild zu nehmen und sie gewissermaßen zum höheren Richter über erlaubte und strafbare Dinge einzusetzen, bei den Betreffenden sehr bald das Urteil gewonnen ist, unser Pastor, denn von den Andern thuts ja Niemand, ist ein strenger und unbarmherziger Mann und will nur immer neue Sitten aufbringen; die städtische Polizei wirds doch eben so gut wissen, als unser Pastor, was am Sontag gelitten werden darf. Hier möchte Einspruch und Mahnruf mehr als an seiner Stelle sein; zumal sich dem Kundigen hier schwere Wunden im Staats- und Volksleben enthüllen. Da meinen wir, hat auch und grade der Selsorger die heilige Pflicht zu seinem Teil mit zu helfen, daß das staatliche Gewissen sich schärfe und die vorhandenen Sontagsgeseze nicht mit Füßen getreten werden.

Zum Anderen aber können wir uns bei der rückhaltslosen Zustimmung dessen, was namentlich dieses Ortes in den bezüglichen früheren Artikeln über das mißliche des von Geistlichen ausgehenden s. g. Denuncirens gesagt worden war — denn das Gesez richtet nur Zorn an — gleichwol der Ueberzeugung nicht verschließen, daß bei entschiedener Renitenz von Einzelnen, die ihren ungebrochenen Sinn und ihre Frechheit selbst am Sontag erproben, es um der christlichen Ehre und Sitte willen, die eine jede Gemeinde haben muß, gleichfalls gefordert werde, Jene durch gesezlichen Arm in ihre Schranken weisen zu lassen. Wie sehr man auch sonst bei aller Friedensliebe und wahrhaft evangelischer Gesinnung der Gemeinde gegenüber die Gewissenspflicht hat, über harte Stirnen zum Beispiel für Andere und zum Segen des Ganzen die Schärfe des Gesezes heraufzurufen, so ist es in geeigneten Fällen gleichfalls auch für die Sontagsheiligung geboten. Und was den Selsorger betrifft, so hat er beim Betreten des gesezlichen Weges in Wahrheit weder für sein Amt noch für seine Person irgendwie Abbruch zu fürchten. Es komt eben Alles nur auf die Art an, wie es geschieht und auf die Persönlichkeit von der es ausgeht. Man muß ihr nur den heiligen Unwillen und den Eifer um das Haus des Herrn, sowie andrerseits die herzliche Liebe zu den Zuwiderhandelnden abfühlen und es so recht handgreiflich wahrnehmen können, daß sie die Liebe Christi drängen muß, einem Gemeindegliede, nachdem an ihm zuvor das Maß herzlicher Mahnung und Warnung erschöpft worden ist, auf einmal Hartes anzuthun und schon selbst Strafe auferlegen zu helfen. Deshalb aber wird der Selsorger die Vollstreckung der gesezlichen Strafen immerhin nur als Aeußerstes gebrauchen dürfen, und sich gedrungen fühlen, einen andern Weg zu betreten, der ihm weiter näher liegt und des Erfolges und Segens mehr verspricht.

Es ist der: durch Ausübung von Selsorge und Kirchenzucht der Sontagslästerung entgegenzuwirken. Schon ganz äußerlich muß sich derselbe auch dem Unerfahrensten und Befangensten empfehlen. Man denke sich nur, was soll werden, wenn in einer Gemeinde solche sind, die trotz verbüßter Strafe immer

wieder in die Sontagsentheiligung verfallen oder, wenn der Polizei-Beamte sontäglich die Häuser und Höfe durchgeht oder endlich, wenn die Behörde der lästigen Aufsicht und Anzeigen müde dem wachsamen Selsorger und selbst dem kirchlichen Gemeinderathe grundsäzlich jeden weiteren Beistand versagt. Da muß es ein Anderes geben, als das bloße „zur Anzeige bringen." Dazu wird der Selsorger um so eher und sicherer geführt, je schärfer er die tiefsten und verborgensten Gründe der Sontagsarbeit und Lästerung mit heiligem Ernste und treuer Liebe zu beobachten entschlossen ist. Oben auf freilich liegen die socialen Verhältnisse und Uebel und die bunten Variationen des non possumus als Nötigung zur Sontagsarbeit; tiefer unten aber sind die eigentlichen Wurzeln dieses bösen Baumes geborgen. Es ist der Materialismus und der gröbere und feinere Abfall von Gott und seinem Worte. Wir vernehmen das alte Wort mit tausendfachen Stimmen: ich bitte dich, entschuldige mich. — Es fehlt an Hunger und Durst nach dem Reiche Gottes; darum hat man weder Kraft, noch gibt man sich Mühe, die allerdings vorhandenen socialen Hindernisse und Uebel beseitigen zu können. Wir haben es nach sorgsamer Beobachtung sowol der Verhältnisse wie der Personen erfahren, daß die Einen gerade durch den Sontag auch reich werden wollen; daß die Anderen es gar nicht glauben können und mögen, daß Kirchengehen weder säume, noch arme, und daß es dem allmächtigen Gott, der seinen Sontag zur vollen Ruhe des Menschen eingesezt hat, auch ein Kleines sei, den durch Sontagsheiligung anscheinend eingetretenen irdischen Verlust selbst auch dieserart reichlich ersetzen zu können. Ferner sind uns Solche bekant, deren überschwängliche, hochfahrende Kleidung, deren üppiges, jede Gränze ihres Standes geradezu widerlich überschreitendes Benehmen und verschwenderisches Wesen die offenbare Frucht des Sontagsverdienstes ist; wie Andere, die allen Ernstes treuherzig die Ueberzeugung haben, „Sünde zu thun", wenn sie für ihre starke Familie nicht auch den Sontag arbeiten wollten. „Die Woche kann es nicht mehr schaffen", äußerte noch kürzlich ein sonst braver Hausvater zu mir.

Deshalb vermögen wir auch nicht, den so wolgemeinten Vorschlägen in den Artikeln: „der Sontag der Tagelöhner" uns vollständig anzuschließen, nach welchen bei den Gutsherschaften dahin gewirkt werden soll, daß sie ihren Tagelöhnern die Sontagsarbeit nicht blos unmittelbar durch Vermeidung von Anordnungen, sondern auch mittelbar dadurch ganz unmöglich machen möchten, daß sie denselben einen freien Wochentag gäben, an welchen sie die nötigen Dienste in Feld, Garten und Haus für sich selber verrichten könten. Wir können uns hiegegen einem fast starken Zweifel nicht verschließen, da ja die wirtschaftlichen und örtlichen Verhältnisse gar zu verschiedenartig sind. Aber gesezt auch, der gute Wille und der recht christliche Sinn der Herschaften, wie die sonstigen Verhältnisse hätten dies ausführbar gemacht, so wäre der eigentliche Zweck hiermit bei Weitem noch nicht erreicht. Denn einmal würden diese Insassen, abgesehen von manchen „kleinen Wirtschaftlichkeiten", auch selbst wider, wo es sich gibt, für Geld in Anderer Diensten am Sontag zu arbeiten, sich nicht entblöden, um das schmale Wochenlohn vergrößern und die schwere Stellung etwas bessern zu helfen. Zum Andern würde es doch sehr fraglich sein, ob sie auch leichten Fußes und fröhlichen Sinnes den Weg in die Kirche finden möchten! Es ist ja schon viel gewonnen und einer Herschaft und einem Pfarrer recht sehr zu danken, daß die Kirchzeit und der übrige Sontag dazu vom Arbeitsjoche freigegeben werden; aber nun gilt es, in der kirchlichen Trägheit und in dem geistlichen Stumpfsinn, so wie in der materiellen Versunkenheit einen anderen und nicht weniger tückischen Feind gemeinsam zu überwinden. So tritt denn die Forderung specieller Selsorge im Dienste des Sontags entschieden und mächtig an uns heran.

Zuerst muß sie gewaffnet mit geschärftem Auge der Erkentnis und angethan mit der Fülle ächter Demut, Geduld und Treue alle Hindernisse zu beseitigen streben, die die Sontagsarbeit hervorzurufen und zu stützen scheinen. Da darf sie Gänge, Worte, Bitten, Vorstellungen und selbst Warnungen nicht scheuen, weder bei den Herschaften und Arbeitsgebern, noch auch bei den sog. freien und kleinen Leuten. Hat sie hier weggeräumt und beseitigt und den Weg zur Kirche frei gemacht, so muß das Herz demselben zugeführt werden, und sie fängt an, aufzurichten und zu erbauen. Gerade die specielle Selsorge muß sich der lebendigen Erfahrung gemäß auch für die Sontagsheiligung als das heilsamste Gegenmittel erweisen, dem gegenüber noch so weise Sontagsgesetze und deren sorgfältige Beobachtung, wie selbst auch eine liebreiche Bedachtsamkeit auf wirtschaftliche Einrichtungen als unzulänglich und nicht erfolgreich genug erscheinen müssen. Die Liebe allein ist des Gesetzes Erfüllung und die innerste Wurzel, aus der der Baum gottseliger Sontagsheiligung sich entfaltet, ist nach Luthers Worten — Gottesfurcht und Liebe, diese alleinige und gemeinsame Quelle des Gehorsams gegen den ganzen heiligen Gotteswillen, wie er in den zehn Geboten seinen Ausdruck gefunden hat. Die läßt sich durch Aeußeres, auch selbst durch diese abwehrende Selsorge nun einmal nicht erwirken und mechanisch so herrichten. Wenn die heilige Liebe der Magnet nicht geworden ist, der das eigene Herz das Sontagskleid anlegen läßt und sodann in den Gottesdienst zieht und sonst die Sele mit heiliger Scheu von jeglicher Sontagsentheiligung sich abwenden heißt, dann bleibt alles Andere, wie und von wem immer es auch veranlaßt und gekommen sein mag, Schein und Schale, ohne Kern und Bestand. Dahin hat die Treue und Geduld, die Sanftmut und Liebe, die Weisheit und Kühnheit des Selsorgers ihre

Ziele zu werfen und ihre Wege zu gehen. Und irrt und vergreift er sich auch einmal, so thut das zu viel Schaden wahrlich nicht, denn wir halten es mit dem alten Saz der Pastoral-Weisheit: lieber zehn Irrtümer, als einmal der Liebe fehlen. Ohnehin aber wird hierbei wirklich nicht in viele Irrtümer, Irrwege und Fehlgriffe zu verfallen befürchtet werden brauchen. Man trete nur als rechter Hausfreund ein, der dem vom Sontag entfremdeten Mitbruder einen rechten Hausschaz und Segen bringen und ihm zu seinem Besiz verhelfen möchte, und lasse den Eindruck kräftig werden von dem heiligen Mitleid, das man Jedem schenke, der keinen Sontag und sonach in Wahrheit auch keinen Gott und Erlöser mehr habe. Man gehe dem bedrängten Mitbruder nur getrost und mit voller Liebe in alle seine Irrtümer und Bollwerke nach und richte sodann heiligen Mutes das Rüstzeug auf dieselben hin; vergesse aber das Eine nur nicht: die Waffe zum Angriff und zur Verteidigung zugleich bleibt einzig nur das gläubige Erbarmen und die suchende Liebe, die als süßesten Lohn den Freudengesang des Vaters ererben möchte: dieser mein Sohn war todt, aber er ist lebendig geworden. Wie manche einschlagende und erweckliche Geschichte älterer und neuerer Zeit, die nicht von fern den Charakter des Krankhaften, Süßlichen und Gemachten an sich trägt, wird hier dem Schriftwort und treuer christlicher Unterweisung als lieber Genosse zur Seite stehen.

Aber! so wirft man ein, wo und wie komt man dergestalt den Leuten am Sontage bei? Zu wie wenigen Malen, namentlich in der Sommerzeit, findet man sie daheim und — wenn, wie trifft man sie an! Kann man sich da irgend Gehör oder wol gar Erfolg versprechen? Auch der verehrte Verfasser der Artikel: „der Sontag der Tagelöhner" hat mehrfache Anführungen gemacht, wie er es bei seinen Sontagsbesuchen in seiner Gemeinde angetroffen habe und wie er dabei in Werktagsleben und in unsontägliche Beschäftigung der Art gekommen sei, daß ihm in manchen Häusern um der eben betriebenen Geschäfte willen selbst schon der Eingang zur Thüre in vollem Sinne unmöglich geworden ist.

Wir vermögen, eigener Erfahrung gemäß, einem geflissentlichen Aufspüren der Sontagsarbeit und dem hieher zielenden Umgange in der Gemeinde das Wort nicht zu reden, wie wenig wir auch den selsorgerischen Drang verkennen wollen, der gerade an diesem Tage zu seinem Rechte zu kommen fast gewaltsam begehrt. Wir wiederholen es noch einmal, der leidige Geschäftsboden, auf dem wir immerhin einen nicht kleinen Teil der Gemeinde am Sontage und zwar Vormittag unter und nach der Kirche, so wie Nachmittag bis zum Abend hin antreffen werden, ist nicht der Ort, da wir jedesmal schicklich und entsprechend den geistlichen Samen werden ausstreuen können. Auf beiden Seiten bemächtigt sich der Sele eine gewisse Beklommenheit und das Gefühl, daß hier in Wahrheit nicht die rechte Stätte selsorgerischen Wirkens sei. Man denke sich nur tiefer und lebendiger noch in diese Situation und Scene hinein. Der Geistliche, nachdem er wie es nötig und wie es ihm vergönt war geredet, verläßt den Ort und er vernimt es noch wol, wie alsbald ein wenig erbauliches Gespräch und selbst Lachen oder die Fortsetzung der Arbeit ihren Anfang nimt. Aeußere oder sog. Zwangsmittel hiegegen hat er ja nicht; über sich und den Sontag muß er das Alles geduldig ergehen lassen. Und treibt er dies Stück seines Amtes mit einer gewissen Hast und Strenge und glaubt er seines Herzens und Gewissens Drang derart nachkommen zu müssen, wir fürchten, er ist in den Augen seiner Gemeinde der Polizeimann im schwarzen Rocke, der es erfahren wird, wie man ihn gleich jenen Anderen zu überlisten und zu hintergehen weiß. Ja, er gehe Sontags durch seine Gemeinde und lebe darin an diesem Tage ganz besonders mit offenem Auge und Ohre, daß ihm wirklich keine Sontagsarbeit und kein Sontagsschänder entgeht, und sitze nicht müßig und der bloßen Behaglichkeit und angenehmen Gesellschaft fröhnend entweder auf oder außer der Pfarre — das ist die unbedingte Voraussetzung dieser Seite der besonderen Selenpflege. Aber er sehe nun, wie es wahrhaft heilsam und entsprechend ist, an die Betreffenden heranzukommen. Dazu sind dem Verfasser besonders drei Wege und Gelegenheiten am besten erschienen. Gehe Sontags Abends, wenn, wie du es wissen mußt, wirklich die Alltagsarbeit zur Ruhe gekommen ist, in die Häuser und namentlich zu denen, die diesen Tag entheiligt hatten, und sage es ihnen, wie sehr es dich jammere, daß sie heut und schon oftmals vom lieben Sontag gar Nichts gehabt hätten und darum wolltest du ihnen zur Abendstunde den Tag doch noch geistlich und zum Segen machen. Rede ihnen kurz ein ernstes und liebreiches Wort, stelle ihnen ihr Unrecht vor und halte ihnen, wenn's dir gegeben ist, eine kurze Andacht und teile ihnen das Wichtigste deiner Predigt mit. Es ist gar nicht selten, daß du nicht blos eine Familie, sondern auch andere und vielleicht alle Genossen dieses Hauses um dich hast, denn sie pflegen zum Abend wol mit einander zu verkehren, so wie sie es lieben, wenn sie den Pastor in eine Familie haben eintreten sehen, schon der Neugierde wegen, was er wol wolle, unter irgend einem Vorwande sich gleichfalls dort einzufinden.

Schlage es zum Andern nicht gering an, wenn du sie trifft auf deinen und ihren Gängen; gehe ja nicht stumm neben ihnen her, sondern rede mit ihnen, und so du den rechten Geist hast, rühre ihnen hier, wo sie zumeist vertrauensvoll, anschmiegend und empfänglich sind, das Herz und Gewissen.

Und endlich wolle man doch ja nicht selsorgerisch zu handeln und einzuwirken sich scheuen und versäumen, sobald Glieder der Gemeinde zum Pastor kommen, gleichviel, ob sie ein nur äußerlicher Anlaß zu ihm gewiesen hat. Er **hat** sie hier nicht blos, sondern so wie es für eine heilsame selsorgerische Einwirkung für Manche oft die einzigste Gelegenheit, für Alle aber eine unbezweifelt geeignete ist. Da sei er weder Zeit-, noch Wort-, noch Liebekarg und drohte auch die Unterredung selbst weitschweifig und zeitraubend zu werden. Es ist das am Wenigsten fortgeworfene Zeit. Wir können es fröhlich gestehen, daß auf diese Weise recht Vieles zur Sprache kommen muß und daß ein Segen hinweggenommen, so wie unvermerkt zwischen dem

Selsorger und seiner Gemeinde ein Band der Liebe und des Vertrauens gelegt wird, wodurch auch der Sontag mit zur Ehre und zum Rechte kommen wird.

Neben der Selsorge gebührt auch der Kirchenzucht — diesem zur Zeit noch ebenso wenig ge- und beliebten, wie gewürdigten und gepflegten Gliede am Leibe der Kirche — ein Plätzchen wenigstens, wenn es die gebührende und volle Stelle eben noch nicht sein kann, von dem aus es ihr möglich werde, Einfluß auf die Sontagsheiligung ausüben zu können. Das Wenige, das wir hier über kirchliche Zucht zu sagen nötig haben, lösen wir von allem Principiellen und Theoretischen gänzlich ab und unterstellen es allein nur dem vorliegenden Zweck. Wir gestehen es offen, weil die Kirchenzucht und die mit ihr verbundene kirchliche Gliederung und Verfassung vieler Orts kaum mehr als ein kirchliches Vacat und im besten Falle ein bescheidener Anfang ist, das Gefühl zu haben, uns auf ein misliches Gebiet zu begeben, so wie der Befürchtung uns nicht ganz entschlagen zu können, mit dem, was wir sagen, wol Manchem den Eindruck zu machen, als wäre das Alles wol kraft- und saftlos und sei selbst als kirchliche Schwärmerei noch nicht genießbar genug. Es ist ja freilich wahr, wo kein Boden besteht, läßt sich schlecht bauen und pflanzen. Wäre Kirchenzucht und feste kirchliche Gliederung vorhanden, dann wäre eben nur nötig, für den Sontag sie dienstbar zu machen. Und so kann es unsere Absicht hier und für jezt nur sein, einmal es auszusprechen, wie nötig gerade um des Sontags willen es sei — diese kirchlichen Lücken mit allem Ernst ausfüllen zu lassen und zugleich auch zu helfen, und daß das als die Höhe und Stärke des evangel. Gemeindewesens angesehen werden müsse, wenn die Sontagsheiligung von der Kirche und der kirchlich ausgeprägten und fest gegliederten Gemeinde allein erstrebt und geschäzt, so wie die Sontagsschändung niedergehalten und bestraft würde; sodann aber auf Eins zu verweisen, das als Mittel und Weg wirklich schon gegeben ist. Wir meinen den kirchl. Gemeinderath. Von ihm hoffen wir weder zu viel, noch zu wenig oder gar nichts. Wir gehören seinetwegen weder zu den Heißspornen zur Rechten noch zur Linken, oder zu denen, die ihm das gnädige Urteil zukommen lassen: Er ist nun einmal da; man muß sehen, wie man mit ihm fertig wird — und zum Teil sogar gewissenslos genug sind, den besonderen Takt zu haben, ihn ehestens wieder sterben zu lassen.

Was durch den kirchl. Gemeinderath an Kirchenzucht geübt werden muß und wahrlich geschehen kann, das ist zunächst nur indirect möglich, als Selbstzucht, wie wir es nennen möchten. Wie überhaupt nur in gewisser Rücksicht für die Sontagsheiligung auf dem Wege freier kirchlicher Association vorgegangen werden kann, so ist eben der kirchl. Gemeinderath die allernatürlichste und entsprechendste Genossenschaft, die sich in dem treuen Bekentnis und Gelübde, für den Sontag christlich und mannhaft einstehen zu wollen, zusammenfassen muß. Er hat zunächst an sich die Zucht zu üben, aus seiner Mitte und an seinen Persönlichkeiten Alles, was den Sontag um sein Recht und seinen Segen bringt, gottselig auszuscheiden und abzustellen. Gelingt das mit Gottes- und Menschenhilfe — dann ist ein großer Fortschritt gemacht und damit Kirchenzucht thatsächlich geübt, wie das Jedem überzeugend werden muß, der eine Landgemeinde — mit der wir es ausschließlich an diesem Orte zu thun haben — wirklich versteht.

Zunächst ist es die Macht des Beispiels, die diesen Fortschritt schafft. Vom Pastor meint man, der kann mit seinem Hause den Sontag wol halten, weil er für den „Verdienst" nicht zu arbeiten hat und übrigens „ist auch das sein Geschäft." Sieht aber der Bauer, Büdner und Einlieger unter seines Gleichen den Einen oder den Anderen gleichfalls den Sontag allezeit heilig halten, so imponirt ihm das und es wirkt. Man fragt ihn, wie er das zu Wege bringe, und zunächst Einige, denen auf einmal das Auge geöffnet und das Räthsel gelöst wird, thun es ihm nach. Und sind solche Vorgänger kirchl. Aeltesten selber, heißt das nicht Fortschritt; nicht auch in der Kirchenzucht — ziehen ins Geistliche und Kirchliche hinein? Geschieht das, so sind die Aeltesten auf bestem Wege zu werden was sie sein sollen, Dollmetscher des Pastors und Canäle gleichsam des Pfarramts, durch welche Beide der Gemeinde näher gebracht und zu vollerem gegenseitigen Verständnis und Einwirken geführt werden. Es ist schon sehr viel gewonnen, wenn nicht blos der Selsorger geistlich redet und handelt und für das Reich Gottes wirkt, wenn auch Glieder der Gemeinde mit ihm dieselbe Sprache führen und an denselben Pflug gestellt sind; dann wird die oft so tief gewurzelte vorurteilsvolle Meinung zu Tode gebracht, als ob gottesfürchtig zu sein und dem Reiche Gottes zu dienen, nur dem Geistlichen gezieme, weil das „sein Amt so mit sich bringe." — Sollte es nun wirklich ganz fruchtlos sein, wenn für die Sontagsheiligung hinter dem vielfach so vereinsamten Pfarrer einmütig und thatkräftig der ganze kirchl. Gemeinderath steht? Man denke nur daran, wie sehr auch die Kirchenältesten mit der Gemeinde in Wechselbeziehung sich befinden. Wiel viel kleine Leute haben sie an der Hand, denen, wie es der hiesige Gemeinde-Kirchenrath bereits zu thun willig ist und wozu ihm der Herr des Sontags Treue, Mut und Besonnenheit verleihen wolle, sie dann bestimt erklären können, wir thun euch Sontags unsere Gefälligkeiten und Dienste nicht mehr, sondern tragen euch dieselben hinfort an Wochentagen an. — Genug! das ist ein Weg, der zum Ziel und Leben führt und der getreulich betreten, weiteren Fortschritt und Ausbau der dem Sontag dienstbar gemachten Kirchenzucht gewinnen lassen muß.

B. Pr.

Nachrichten.

Briefe über die kirchliche Lage in Italien.

(Schluß.)

Jene Bewegung, so imposant sie auch schien durch die Zahl ihrer Anhänger, die hohe Stellung ihres Leiters, die kräftige Demonstration,

welche sie anfangs für ihre Zwecke machte, war doch zu sehr auf eine bestimte Klasse beschränkt, zu sehr vielleicht das Erzeugnis einer politischen Situation, zu sehr mit dem Parteitreiben und der Tagespolitik verknüpft, um die Gestalt eines rein religiösen Strebens nach Verbesserung der kirchlichen Lage annehmen zu können. Allerdings soll Passaglia es stets für selbstverständlich gehalten und sich privatim auch dahin geäußert haben, obwol er öffentlich nie dergleichen erklärt hat, daß im Gefolge des Falls der weltlichen Macht des Papsttums auch eine Reform und zwar eine gründliche Reform des kirchlichen Papismus kommen müsse. Die Bewegung jedoch, von der ich hier berichtet habe, scheint allerdings nur eine Nachfolgerin jener ersten zu sein, bestand aber im Keime schon früher und wurde nur zeitweise zurückgedrängt. Sie betrachtet die Frage nach dem Fall der weltlichen Macht nur als eine secundäre oder sieht denselben vielmehr als eine ausgemachte Sache an, concentrirt dagegen alle Thatkraft und alles Interesse fast ausschließlich auf geistliche Ziele. In dem vor mir liegenden Program, auf das ich noch näher einzugehen habe, geschieht der weltlichen Macht wenig oder gar keine Erwähnung, wol aber ist viel die Rede von Beichte, Cölibat, bischöflicher Jurisdiction und ähnlichen Dingen. Mit Anknüpfung an das früher Berichtete fahre ich daher fort, die Principien und Zwecke, um die es sich handelt, darzulegen.

Außer dem persönlichen Privatverkehr kann man sich über die Ziele einer Bewegung, deren Träger so zerstreut leben, nur durch die anerkanten Parteiorgane in der Presse Gewißheit verschaffen. Die kleine kirchliche Presse, deren die Reformpartei bis jezt sich rühmen kann, besteht aus zwei Journalen, dem Esaminatore in Florenz und dem Emancipatore Cattolico in Neapel, lezteres eigentlich das Organ der Società Emancipatrice e di Mutuo Soccorso del Sacerdozio Italiano, dem fast einzigen Centralisationsversuch für diese Bewegung. Ein Memorandum über diese Gesellschaft, welches mir Dr. Prota aus Neapel, ihr Haupt und auch ihr Herz, freundlichst mitgeteilt hat, liegt vor mir. Diese Schrift, welche eine vollständige Darlegung jener Anschauungen und Bestrebungen sein will, möchte wol mit geringen Differenzen von allen Männern dieser Partei angenommen werden. Die darin ausgesprochenen Sätze sind, fast gleichlautend, in beiden genanten Blättern erschienen und können als das Program der Partei angesehen werden. Es dürfte sich der Mühe verlohnen, kurz auf den Inhalt einzugehen.

Der Verfasser wendet sich an seine „katholischen Brüder" mit der Erklärung, daß die italienische Nation die gebieterische Notwendigkeit einer kirchlichen Reformation fühle. Er datirt dieses Gefühl schon von den Zeiten eines Savonarola, Arnold von Brescia und Sarpi, deren Andenken noch in jedem treu-katholischen Herzen lebe und deren Blut Frucht tragen werde zur Herstellung der Religion in ihrer primitiven Reinheit. Als Zweck und Ziel der nun seit 4 Jahren bestehenden Gesellschaft wird genant: die Emancipation der katholischen Geistlichkeit und Laienwelt von dem Joche einer stolzen Theokratie, die juridische und disciplinare Reform der römisch-katholischen Kirche und des Papsttums und als Hauptmittel zu diesem Zwecke die Abschaffung der weltlichen Herschaft. Die Gesellschaft umfaßt auch Laien. Ihre Ziele und Zwecke werden so bezeichnet:

1. Durch Beispiel und Lehre die Herzen der Gläubigen zu beeinflussen und sie zu belehren, was wahrer katholischer Glaube und Lehre sei. 2. Die Massen zu belehren über die Rechte des Papstes, der Priesterherschaft und des Volkes, so wie über die entsprechenden Pflichten. 3. Die Notwendigkeit eines ökumenischen Concils zur Reform der katholischen Kirche nach den Bedürfnissen der Civilisation eines christlichen Volkes darzulegen.

Obige Sätze, fährt die Schrift fort, müssen jeden aufrichtigen Katholiken überzeugen, daß die Tendenz der Gesellschaft in den vier Jahren ihres Bestehens die gewesen ist, die katholische Kirche zu ihren primitiven Institutionen zurückzuführen. Das Losungswort ihres Organs, des Emancipatore Cattolico, war stets die katholische Reform. Deshalb drang man auf Abschaffung des Cölibats; erinnerte die Laien an ihr Recht als kirchliche Wähler; billigte die gänzliche Aufhebung der Orden; beantragte bei der Regierung die Errichtung von kirchlichen Seminaren und mahnte den Papst immer wieder daran, daß er nur Bischof von Rom und Primas der Christenheit sei. Natürlich könne jezt die Arbeit der Gesellschaft nur eine vorbereitende sein. Man möge an die gewaltigen Hindernisse denken, mit denen sie zu kämpfen habe, die alten Vorurteile der Massen, die Gleichgiltigkeit der Regierung gegen religiöse Dinge, den gänzlichen Mangel an Hilfsmitteln zur Unterstützung der beitretenden Priester, welche dem drückendsten Mangel anheimfallen. In den 8 folgenden Artikeln faßt jene Schrift das Program einer katholischen Reform zusammen:

1. Der Papst soll Bischof von Rom und Primas der ganzen Kirche, das vom Papste präsidirte ökumenische Concil höchster Richter in Glaubenssachen sein. 2. Die Bischöfe, Erzbischöfe und Metropoliten sollen wieder eingesezt werden in die vollen Rechte der Jurisdiction über ihre Diöcesen, wie sie dieselben bis zum Ende des 10ten und Anfang des 11ten Jahrhunderts besaßen. 3. Wir fordern einen unabhängigen Klerus für die Kirche und freie Wahl der Bischöfe, der Pfarrer und selbst des Papstes durch den Klerus und das Volk. 4. Wir wollen die Liturgie in der Landessprache und ungehinderte Verbreitung der h. Schrift. 5. Die Beichte soll eine freiwillige sein und im Einklang stehen mit den kanonischen Vorschriften des 3ten und 4ten Jahrhunderts über die priesterliche Jurisdiction. 6. Allen ordinirten Priestern soll Sitz und Stimme bei den Diöcesan- und Provinzial-Synoden wiedergegeben werden. 7. Wir fordern die Abschaffung des obligatorischen Cölibats und 8. vollständige Gewissensfreiheit.

Es wird dann von den bisher erzielten Resultaten gesprochen. 24 Zweigvereine sind in verschiedenen Teilen des Königreichs ins Leben getreten. Das Program wurde unterzeichnet von 971 Priestern, 852 Laien und 340 Ehrenmitgliedern, unter denen sich 102 Pfarrer, 40 höhere Würdenträger, 3 ehemalige Minister, 36 Deputirte und 11 Senatoren befinden.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 11. April. № 29.

Die Vergottung des sündlosen Menschen.

(Fortsetzung.)

Als der verherlichte Erlöser ist Christus das Haupt seiner Kirche, die er beschüzt, leitet und regiert, als ihr Fürst und Heiland (Apgsch. 5, 31; 2 Cor. 3, 5; Eph. 1, 10. 22 f.; 4, 15; 5, 23; Col. 1, 18. 24); er sendet den Seinen den heil. Geist (Joh. 15, 26; Apgsch. 2, 33; Eph. 5, 14) und ist durch denselben bei ihnen bis an der Welt Ende (Matth. 28, 20). Dies leztere kann nicht bedeuten, daß Christus nur in uneigentlichem Sinne, durch seine Lehre und durch den von ihm angeregten Gemeingeist, bei uns sei; mit einer solchen Plattheit konte der Herr sicherlich nicht als mit seinem lezten Worte von den Seinen Abschied nehmen; und wenn er sagt: „wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen" (18, 20), da wäre jener von den rationalistischen Erklärern angenommene Sinn eine so unerträglich nichtssagende Tautologie, daß diese Deutung keiner Widerlegung bedarf; es ist die persönliche, geistige Gemeinschaft des himlischen Erlösers, der das Gebet der Seinen hört und erhört, und der sie „erleuchtet" (Eph. 5, 14). Christus ist für die Seinen „die Auferstehung und das Leben" (Joh. 11, 25), ist nicht blos durch sein Wort, sondern auch durch seine persönlich leitende Wirksamkeit der einzige Lebensquell; „ich gebe ihnen, spricht Christus, das ewige Leben; und sie werden nimmermehr umkommen; und Niemand wird sie aus meiner Hand reißen" (Joh. 10, 28). Es kann Niemanden einfallen, dies nur von dem irdischen Christus zu verstehen; denn dann hätten diese Worte kaum irgend einen verständigen Sinn; nur der, der, selbst im Besiz des ewigen Lebens, zugleich auch die bleibende Quelle desselben ist, kann so reden. „Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten; und wenn ich hingegangen sein werde, will ich wiederkommen und euch zu mir nehmen, auf daß auch ihr seiet, wo ich bin" (Joh. 14, 3), und „ich will euch nicht Waisen lassen; ich komme zu euch" (14, 18); das ist ganz unzweifelhaft ein persönliches Verhältnis des verherlichten Erlösers zu den noch auf Erden lebenden Gläubigen, eine von ihm unmittelbar ausgehende Fortführung seiner Erlösungsthätigkeit. Christus ist auch nach seinem Weggange von der Erde der bleibende Mittler zwischen Gott und dem Menschen; sintemal „er ist zur Rechten Gottes und vertritt uns" (Röm. 8, 34), waltend in einem ewigen Priestertume; denn „wir haben einen solchen Hohenpriester, der da sitzet zur Rechten auf dem Stuhle der Majestät im Himmel" (Hebr. 8, 1 ff.; 7, 24 f.); „er ist eingegangen in den Himmel, um zu erscheinen vor dem Angesichte Gottes für uns" (9, 24); und „wir haben einen Fürsprecher bei dem Vater, Jesum Christum, den Gerechten" (1 Joh. 2, 1).

Bis hierher bewegen wir uns in einem Gebiete, wo es scheinen könte, daß wir noch nicht notwendig über den Gedanken eines verherlichten Menschensohnes hinausgreifen müssen, obwol bereits mehrere Punkte berührt sind, bei welchen dieser Gedanke kaum noch ausreicht. Aber die heil. Schrift geht weiter. Christus will und soll angerufen werden im Gebet, nicht blos im Sinne der römischen Heiligenanrufung zur Fürsprache bei Gott, sondern Christus selbst erhöret das Gebet. „Was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich thun, auf daß der Vater geehret werde in dem Sohne; wenn ihr etwas bitten werdet in meinem Namen, so will ichs thun" (Joh. 14, 13 f.). Wenn irgend etwas eine unzweifelhafte und ausschließliche Eigenheit des Gotteswesens ist, so ist es dies, Gegenstand und Erhörer des Gebets zu sein; das ist anerkant in aller und jeder Religion, selbst in den niedrigststehenden; das ist schlechthin zweifellos für die alttestamentliche. Wenn Jesus als bloßer, als „purer" Mensch auch in Beziehung auf seine möglichst hohe Verherlichung sich solches beilegte, so wäre es Gotteslästerung gewesen. Auch die höchste für ein Geschöpf erreichbare Stufe ist von solcher Gotteseigenschaft unendlich entfernt. Anbetung eines Menschen, sei er auch ein verherlichter, wäre nach alttestamentlicher wie nach christlicher Auffassung schlechterdings nichts anderes, als heidnischer Götzendienst. Es steht geschrieben: „Du sollst anbeten Gott, deinen Herrn, und ihm allein dienen"; das bestätigt unser Herr Christus selbst; und wenn er das Gebot des Alten Bundes: „Du sollst nicht andere Götter haben neben mir", auch den lockendsten Versuchungen Satans gegenüber festhält, so wird es wol nicht erlaubt sein, zu glauben, daß der Herr die Seinen in noch schlimmere Versuchung geführt habe. Einen auch „vergotteten" Menschen anbeten, wäre Götzendienst; und nur wer sprechen konte: „Ich und der Vater sind eins", und „wer mich siehet, der siehet den Vater", — und dies sprechen konte ohne die Trugdeutungen unredlicher Sophistik, — nur der konte solche Anbetung für sich fordern. Darum duldet nicht blos der Herr, selbst vor seiner Verherlichung, die Anrede des Thomas: „mein Herr und mein Gott", sondern lobt ihn

auch ob seines Glaubens; und in der apostolischen Kirche ist es unangezweifelte Ueberzeugung, daß Christus Gegenstand der Anbetung und göttlicher Verehrung sei. „So du mit deinem Munde bekennest Jesum, daß er der Herr sei, . . . so wirst du selig; .. es ist hier kein Unterschied zwischen Juden und Griechen; es ist aller zumal ein Herr, reich über alle, die ihn anrufen; denn wer den Namen des Herrn wird anrufen, soll selig werden" (Röm. 10, 9. 12 f.); und die Christen sind die, „die da anrufen den Namen unsers Herrn Jesu Christi" (1 Cor. 1, 2; Apgsch. 9, 14. 21); denn „Gott hat ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist, daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen alle Knie derer, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind" (Phil. 2, 9 f.); und „das ist die Freudigkeit, die wir haben zu ihm, [dem Sohne Gottes, v. 13], daß so wir etwas bitten nach seinem Willen, so höret er uns" (1 Joh. 5, 14; vgl. Off. 5, 12 ff.). So wurde auch Christus seit seiner Himmelfahrt in der apostolischen Kirche thatsächlich angebetet (Luc. 24, 52; Apgsch. 1, 24, — nach V. 21 sich sehr wahrscheinlich auf Christum beziehend; — 7, 59 [58]; 22, 16; 2 Cor. 12, 8 f.; 1 Thess. 1, 1; vgl. 1 Tim. 5, 21; Röm. 9, 1); und selbst die Engel Gottes beten ihn an (Hebr. 1, 6).

Solche Anbetung komt dem Herrn zu, weil ihm „gegeben ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden" (Matth. 28, 18) und „alle Dinge" ihm „übergeben" sind von seinem Vater (11, 27); denn „der Vater hat den Sohn lieb und hat ihm alles in seine Hand gegeben" (Joh. 3, 35); — daß sich dies nicht blos auf die zum Heile berufenen Selen bezieht, wird durch die andern hier anzuführenden Aussagen außer Zweifel gestellt. „Wir warten des Heilandes, Jesu Christi, des Herrn; welcher den Leib unserer Nichtigkeit verwandeln wird, .. nach der Wirkungskraft, womit er auch alle Dinge sich unterthänig machen kann" (Phil. 3, 21). Alle „Werke seiner Hände" hat Gott „untergethan unter seine [Christi] Füße; indem er ihm nun alles hat untergethan, hat er nichts gelassen, das ihm nicht unterthan sei" (Hebr. 2, 8); und darum „alle Creatur, die im Himmel ist und auf Erden und unter der Erde und auf dem Meer, und alles, was darinnen ist", ruft aus: „dem, der auf dem Stuhle sitzet, und dem Lamme sei Lob und Ehre und Preis und Gewalt von Ewigkeit zu Ewigkeit" (Off. 5, 13); wie schon Daniel von des „Menschen Sohn" verkündigte, daß „ihm ward gegeben Gewalt, Ehre und Reich, daß ihm alle Völker, Leute und Zungen dienen sollten; seine Gewalt ist eine ewige Gewalt, die nicht vergehet, und sein Königreich hat kein Ende" (7, 13 f.). Der verherlichte Christus ist „Erbe" und „Herr über alles" (Hebr. 1, 2; Apgsch. 10, 36), auf daß „alle Dinge unter ein Haupt verfasset würden in Christo, beide, das im Himmel und auf Erden ist, in ihm", der da ist „hoch über alles Fürstentum und Gewalt und Macht und Herschaft und über alles, was genant mag werden, nicht allein in dieser Welt, sondern auch in der zukünftigen", und dem „alle Dinge unter seine Füße gethan" sind, der „alles in allem erfüllt" (Eph. 1, 10. 21—23; 1 Cor. 15, 27); denn, spricht der Herr, „alles, was der Vater hat, das ist mein" (Joh. 16, 15; 17, 10); er ist „aufgefahren über alle Himmel, auf daß er alles erfüllete", mit seiner das Heil wirkenden Gegenwart und Macht (Eph. 4, 10). Christus ist darum auch Herr über die Engel (Phil. 2, 10; Col. 2, 10; Hebr. 1, 4 ff.; 1 Petr. 3, 22). Er hat nicht blos die Leitung seiner Kirche, sondern, zum Zweck der vollen Heilsvollbringung, die Regierung der Welt; er „muß den Himmel einnehmen, bis auf die Zeiten, da [durch ihn] zurechtgebracht werde alles, was Gott geredet hat durch den Mund seiner heiligen Propheten von der Welt an" (Apgsch. 3, 21); „er muß herschen, bis daß er alle seine Feinde unter seine Füße lege" (1 Cor. 15, 25); und von ihm gilt das Wort des Psalm (45, 7 f.): „dein Stuhl, o Gott, währet von Ewigkeit; das Scepter deines Reiches ist ein richtiges Scepter" (Hebr. 1, 8); „es ist das Reich der Welt unsers Herrn und seines Christus geworden" (Off. 11, 15; vgl. 17, 14). — Diese seine göttliche Herschaft vollendet sich darin, daß Christus am Ende der Tage die Auferweckung der Todten und das allgemeine Weltgericht vollbringt (Joh. 6, 39 f. 44. 54; 11, 25; 5, 25; Apgsch. 17, 31; Röm. 2, 16; 14, 10 [nach der wahrscheinlichen Lesart]; Hebr. 9, 28; Jac. 5, 7—9); „des Menschen Sohn wird kommen in der Herlichkeit seines Vaters mit seinen Engeln; und alsdann wird er einem jeglichen vergelten nach seinen Werken" (Matth. 16, 17; 24, 30 f.; 25, 31 ff.; 26, 64); denn „wir müssen alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi, auf daß ein jeglicher empfahe, nach dem er in dem Leibe gehandelt hat, es sei gut oder böse" (2 Cor. 5, 10). Wer die Bedeutung dieser weltrichterlichen Macht dadurch herabsetzen will, daß ja „die Heiligen die Welt richten werden" (1 Cor. 6, 2; vgl. Dan. 7, 22; Matth. 19, 28; Luc. 22, 30), der übersieht, daß da nur von einer Berufung zur Teilnahme an dem von Christo selbst zu vollziehenden Gerichte die Rede ist, daß die wirkliche Vollziehung des Gerichtes nur dem zustehen kann, der als Herzenskündiger ein übermenschliches, göttliches Wissen zu eigen hat, „welcher auch wird ans Licht bringen, was im Finstern verborgen war und den Rath der Herzen offenbaren" (1 Cor. 4, 5); — dies ist hier von Christo ausgesagt; — ferner, daß jenes Richten des Herrn ausdrücklich in unmittelbare Verbindung gesezt ist mit der Auferweckung der Todten und der himlischen Verklärung der Leiber durch Christum (Phil. 3, 21), und daß Christus von sich ausdrücklich sagt: „der Vater richtet Niemand, sondern alles Gericht hat er dem Sohne übergeben, auf daß alle den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren" (Joh. 5, 22 f.). Sagt nun der Herr: „Wie der Vater das Leben hat in ihm selber, also hat er auch dem Sohne gegeben, das Leben zu haben in ihm selber, und hat ihm Macht gegeben, auch das Gericht zu halten, darum, daß er Menschensohn ist" (V. 26 f.), so liegt schon in dem ersten Teile dieser Aussage die Widerlegung der Deutung des zweiten, als ob Christus nur als verklärter Mensch richte. Das Leben in sich selber haben, wird bei dem Vater offenbar als dessen göttliches Wesen, als sein Unterschied von aller Creatur dargestellt; darum ist es auch bei dem Sohne die Bekundung

seines göttlichen Wesens im Unterschiede von allem Geschaffenen. Der Sohn hat das Gericht empfangen nicht darum, weil er nur Menschensohn ist, sondern weil er auch Menschensohn ist; dies ist die einzig mögliche Fassung dieser tiefgreifenden Aussage.

Nach Erwägung der Beschaffenheit der Herlichkeit des himlischen Erlösers haben wir die Frage nach dem Ursprung derselben ins Auge zu fassen. Bei einer doketischen Auffassung der Person Christi, — wir gebrauchen diesen in neuester Zeit viel gemishandelten und gemisbrauchten Ausdruck in dem wahren, geschichtlichen Sinne, — wäre die Herlichkeit des Herrn ein einfaches Wiederabstreifen der vorübergehend angenommenen menschlichen Erscheinung, ein Wiederaufnehmen der eigentlichen, vorher schon vorhandenen Gestalt. Die neutestamentlichen Schriften lehren anders. Da ist es zunächst ganz unzweifelhaft, daß Christo die himlische Herlichkeit vom Vater gegeben ist, und zwar ausdrücklich als Lohn für seinen heiligen Gehorsam. „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden" (Matth. 28, 18), spricht Christus; „Vater, verkläre deinen Sohn, auf daß dich dein Sohn auch verkläre; gleichwie du ihm Macht gegeben hast über alles Fleisch, auf daß er das ewige Leben gebe allen, die du ihm gegeben hast" (Joh. 17, 23). Christus ist „durch die Rechte Gottes erhöht" (Apgsch. 2, 33; 5, 31; vgl. Joh. 12, 32); Gott hat ihn „zum Herrn und Christ gemacht" (Apgsch. 2, 36); hat ihm die Herlichkeit gegeben (Joh. 17, 22. 24; 1 Petr. 1, 21) oder ihn „aufgenommen in die Herlichkeit" (1 Tim. 3, 16); „der Vater hat ihm alles in seine Hand gegeben" (Joh. 3, 35; 13, 3), „mit Preis und Ehre ihn gekrönet, ihm alles unter seine Füße gethan" (Hebr. 2, 7 f.; 1 Cor. 15, 27); Gott hat „ihn gesetzet zu seiner Rechten im Himmel" (Eph. 1, 20), „zum Erben über alles" (Hebr. 1, 2); und der Vater hat „alles Gericht dem Sohne gegeben" (Joh. 5, 22), „denn es ist das Wolgefallen [Gottes] gewesen, daß in ihm alle Fülle wohnen sollte" (Col. 1, 19). Und solche Erhöhung ist wirklicher und gerechter Lohn; denn „darum", — weil er sich selbst erniedrigte und ward gehorsam bis zum Tode, — „hat ihn auch Gott hoch erhöhet und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist" (Phil. 2, 9; vgl. Jes. 52, 13), hat ihn „wegen des Todesleidens gekrönet mit Preis und Ehre" (Hebr. 2, 9. 10); Christus hat „geliebet die Gerechtigkeit und gehaßt die Ungerechtigkeit, darum" hat ihn „Gott gesalbet mit dem Oel der Freuden" (Hebr. 1, 9, nach Ps. 45, 8; vgl. 12, 2; Luc. 24, 26); und „Christus hat sich nicht selbst in die Ehre gesetzt, daß er Hoherpriester würde, sondern der zu ihm gesagt hat: du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeuget", und er hat, „wiewol er der Sohn war, an dem, das er litte, den Gehorsam gelernet; und da er vollendet war, ist er geworden allen, die ihm gehorsam sind, ein Ursacher der ewigen Seligkeit" (Hebr. 5, 5. 8 f.)

Wollte man aber aus allem diesem schließen, daß diejenigen Recht haben, die alle Herlichkeit Christi auf das Tugendverdienst des sündlosen, idealen Menschen zurückführen, so würde man sehr fehlgreifen. Dieser Lohn für vollkommenen Gehorsam ist nur die eine Seite; wer die andere außer Acht läßt, hat nur ein falsches Bild; und dieselben biblischen Schriftsteller, die uns so eben den Lohn des Menschensohnes schilderten, sprechen auch von dem, was an dieser Herlichkeit nicht Lohn, sondern eigner Besiz ist. Wenn Christus sagt: „in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen; . . ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten" u. s. w., und bald darauf sagt: „glaubet mir, daß ich im Vater bin, und der Vater in mir ist" (Joh. 14), — so deutet das schon sichtlich auf eine nicht blos sittliche, sondern auf eine Wesensgemeinschaft mit dem Vater hin: — und wenn der Brief an die Hebräer sagt: „welchen [den Sohn] Gott gesezt hat zum Erben über alles," so fügt er sofort hinzu: „durch welchen er auch die Welt gemacht hat; welcher, dieweil er ist der Abglanz seiner Herlichkeit und das Ebenbild seines Wesens, und träget alle Dinge mit seinem kräftigen Wort, nachdem er durch sich selbst gemacht die Reinigung unserer Sünden, sich gesezet hat zur Rechten der Majestät in der Höhe" (1, 2 f.). Da ist also ein Grund und eignes Recht der Herlichkeit, auch abgesehen von dem sittlichen Verdienst, das eigne, auf die Weltschöpfung selbst sich beziehende Wesen des Sohnes. — „Nun verkläre mich, du Vater, bei dir selbst, mit der Herlichkeit, die ich bei dir hatte, ehe die Welt war." — — „Denn du hast mich geliebet, ehe denn die Welt gegründet war" (Joh. 17, 5. 24); — dies kann sich nicht, wie die rationalistischen Erklärer vermeinen, auf die bloße göttliche Vorherbestimmung beziehen, obgleich man sich dabei auf Eph. 1, 4 beruft: „wie Gott uns denn auserwählet hat in demselbigen [Christo], ehe der Welt Grund geleget war, daß wir sollten sein heilig und unsträflich vor ihm" (vgl. 1 Pet. 1, 20), denn Christus wie die Apostel lehren so ausdrücklich, bestimt und wiederholt seine wirkliche und wahre, selbstbewußte Präexistenz, daß es wol keiner noch so kunstfertigen Sophistik gelingen wird, dieselbe aus der heil. Schrift hinwegzudeuten, wobei wir, was freilich als völlig selbstverständlich überflüssig sein sollte, aber, wie vor Augen liegt, nicht überflüssig ist, ausdrücklich hinzufügen müssen, daß das Subject dieser ewigen Präexistenz natürlich nicht der zeitlich geborne Menschensohn, Christus nach seiner blos menschlichen Natur ist, sondern der erst in der Zeit in die Menschwerdung tretende Gottessohn oder Logos ist. Wenn Christus sagt, der Vater habe ihn gesandt, so könte dies, rein für sich betrachtet, allenfalls noch von einer blos prophetischen Sendung, von einer bloßen Berufsbestimmung verstanden werden; wenn er aber sagt: „ich bin vom Vater ausgegangen" (Joh. 17, 8); „ich bin vom Himmel gekommen" (6, 38. 41 f. 51), und: „Niemand ist je gen Himmel gefahren, außer dem, der vom Himmel herniedergekommen ist, [der wird es thun], nämlich des Menschen Sohn, der im Himmel ist" (Joh. 3, 13); „ich bin vom Vater ausgegangen und gekommen in die Welt; wiederum verlasse ich die Welt und gehe zum Vater, [bei dem ich vorher war]" (16, 28; vgl. 7, 8. 33); und „wie, wenn ihr

denn sehen werdet des Menschen Sohn auffahren dahin, da er zuvor war?“ (6, 62), denn „ehe denn Abraham ward, bin ich“ (8, 58), — so gehört wirklich, um uns recht gelind auszudrücken, ein seltener exegetischer Mut dazu, dies alles nur von einer bloßen Vorherbestimmung oder von einer bloßen, schlechthin unpersönlichen Potenz zu verstehen. Wir möchten wissen, wie sich denn unser Herr Christus noch anders, noch deutlicher hätte ausdrücken sollen, um den Gedanken auszusprechen, daß er nicht ein pures Menschenkind sei, daß er vielmehr aus einem vormenschlichen, selbstbewußten Dasein und Leben in Gott in die Welt und in die Menschheit gekommen sei, um nach dem irdischen Leben wieder dahin zurückzukehren, da er zuvor schon war. Wendet man ein, daß wenn in jenen Aussagen ein vormenschliches Dasein ausgesagt werde, doch das Vorhersein grade des Menschensohnes und nicht des Gottessohnes ausgesprochen werde, was doch eben ein reiner Widerspruch sei, folglich alle wirkliche Präexistenz abgelehnt werden müsse, so müssen wir einfach entgegnen, daß der Herr billigerweise voraussetzen konte, man werde seine Rede so verstehen, wie sie eben ein gesunder Menschenverstand verstehen mußte. Wenn wir bei einem Geschichtschreiber lesen: der Kaiser Napoleon habe seine Ausbildung auf der Kriegsschule zu Brienne erlangt, und nun Jemand folgern wollte: folglich mußte Napoleon zur Zeit seiner Schulbildung bereits Kaiser sein, — so würde er gewiß nichts sehr Kluges gesagt haben; — aber ist jene Exegese nicht ganz dasselbe Verfahren? Konte wol irgend ein auch nur einigermaßen verständiger Jude die Worte Christi anders verstehen als so: „ich, der ich jezt als Menschensohn vor euch stehe, war schon, ehe ich Mensch wurde, beim Vater im Himmel“? Fürwahr, wenn der neueste theologische Fortschritt in solchen Künsten bestehen soll, wie die hierbei gegen die kirchliche Lehre aufgebotenen, dann sieht es traurig genug um denselben aus, und er hat wol nicht Grund, auf die „hergebrachte“ Exegese verächtlich herabzusehen.

Wenn der Täufer erklärt: „der von obenher komt, ist über alle. Wer von der Erde ist, — [nämlich der Täufer selbst, den Christus für größer als alle übrigen Propheten erklärte], — der ist von der Erde und redet von der Erde. Der vom Himmel komt, — [und dadurch von allen Propheten nicht dem Grade, sondern dem Wesen nach unterschieden ist], — der ist über alle; und zeuget, was er gesehen und gehöret hat“ (Joh. 3, 31 f.), — so kann dies leztere nach dem bisher gesagten auch überwiegend nur von dem vormenschlichen Wissen des Erlösers verstanden werden; und ebenso, wenn Christus selbst sagt: „nicht daß jemand den Vater habe gesehen, ohne der von Gott ist, der hat den Vater gesehen“ (6, 46), und „ich rede, was ich von meinem Vater gesehen habe“ (8, 38); ob diese Beziehung auf das ewige Sein des Gottessohnes bei dem Vater eine „steife, ungeistige Auslegungsweise sei,“ können wir dem gesunden Urteil jedes Unbefangenen überlassen. — Beruft man sich für die Deutung der „Sendung Christi“ von einer blos prophetischen Berufssendung darauf, daß ja Christus selbst sage: „gleichwie du mich gesandt hast in die Welt, so sende ich sie [die Jünger] auch in die Welt“ (Joh. 17, 18), so übersieht man, daß in diesem Zusammenhange der Nachdruck nicht auf dem Gesendetwerden, sondern auf dem Senden ruht; Christus kann mit gleicher Vollmacht, wie der Vater, die Jünger senden, weil er selbst, und er ganz allein, vom Vater in die Welt gesendet ist, weil er nicht blos wie ein Prophet gesendet ist, sondern als Gottessohn, der da vollkommen eins ist mit dem Vater. Das Senden in die Welt, von Christo ausgesagt, kann im Zusammenhange mit den übrigen Erklärungen nicht blos auf seinen menschlichen Berufsauftrag, sondern muß zunächst auf seine Menschwerdung bezogen werden; und der von Christo selbst so oft gebrauchte Ausdruck Menschensohn hat seine volle Bedeutung nur darin, daß er der menschgewordene Gottessohn ist; ohne diesen Hintergrund wäre jene stehende Ausdrucksweise mehr als seltsam. Und wenn Johannes sagt: „ein jeglicher Geist, der nicht bekent Jesum Christum im Fleisch gekommen, der ist nicht von Gott“ (1 Joh. 4, 2. 3), kann ebenso wenig blos das Bekentnis seines menschlichen Berufes sein, sondern enthält augenscheinlich den Gedanken, daß Christus nicht blos übermenschliches Wesen sei, sondern ein wirklich und wahrhaft menschgewordener Gottessohn, denselben Gedanken, den Paulus ausspricht: „Gott sandte seinen Sohn in der Aehnlichkeit des Fleisches der Sünde“ (Röm. 8, 3), — ähnlich nur unserer sündlichen Menschheit, gleich der wahren Menschheit.

„Das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns“ (Joh. 1, 14); das wäre doch ein seltsamer Ausdruck für den aufgestellten Gedanken: „eine blos ideelle, unbewußte Potenz kam in der Zeit zum selbstbewußten Dasein“; und natürlicher sicherlich ist die bisher in der gesamten Kirche angenommene Erklärung: der ewig bei Gott seiende Gottessohn nahm die menschliche Natur an. — „Fürwahr, nicht der Engel nimt er sich an, sondern des Samens Abrahams nimt er sich an; daher mußte er allerdinge seinen Brüdern gleich werden“, nämlich indem er „des Fleisches und Blutes teilhaftig geworden ist“ (Hebr. 2, 17. 14). Das hat nur einen Sinn, wenn dieses Teilhaftigwerden auch der leiblichen Menschheit ein vormenschliches Dasein voraussezt; denn bei einem erst durch seine menschliche Geburt entstehenden Gottessohne wäre der Gedanke, daß er sich nicht der Engel annehme, ein völlig von selbst sich verstehender und bedürfte keiner Erwähnung. Sein Kommen in die Welt wird bezeichnet mit dem Ausdruck: einen Leib hat Gott ihm zubereitet (Hebr. 10, 5); auch dies weist deutlich auf sein früheres, übermenschliches Dasein hin, aus welchem in das irdische übergehend er „eine kleine Zeit unter die Engel erniedrigt wurde“, (2, 9), — eine Bemerkung, die von einem „puren Menschen“ ausgesagt, gar keinen Sinn hat. (Schluß f.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 14. April. № 30.

Die Vergottung des sündlosen Menschen.

(Schluß.)

Der so Menschgewordene „schämt sich nicht, sie [die Menschen] Brüder zu heißen“ (2, 11), was in Beziehung auf einen bloßen, wenn auch noch so idealen Menschen doch eine höchst seltsame Ausdrucksweise wäre. Christus war an und für sich „göttlicher Gestalt“; aber trotz dieses „Gott gleich seins“ „entäußerte er sich selbst und nahm Knechtsgestalt an und ward gleich wie ein anderer Mensch und an Geberden wie ein Mensch erfunden; er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuz“ (Phil. 2, 6 ff.). Mag man auch, wie sämtliche älteren und einige neuere lutherische Theologen, diese Selbstentäußerung nicht unmittelbar auf den Logos, sondern auf das an und für herliche Wesen des Gottmenschen beziehen, so ist es doch, obgleich Dr. Beyschlag es versucht, (S. 234), schlechterdings unmöglich, sie auf den „puren“ Menschen zu beziehen, der seine „göttliche“ Gestalt, sein „Gottgleichsein“ ja grade erst durch seinen Gehorsam erringen soll. Soll dieses Gottgleichsein eine bloße Anlage sein, so wäre die sittliche Aufgabe offenbar nicht die, sich derselben durch Selbsterniedrigung zu entäußern, sondern im Gegenteil, sie vollständig festzuhalten und auszubilden. Der tiefgehende Ausspruch des Apostels hätte gar keinen Sinn, wenn nicht eine wirkliche göttliche Gestalt, nicht blos deren Anlage, als persönlicher Besiz des Erlösers vorausgesezt wird. Nach Beyschlags Theorie wäre die hier angeführte Selbstentäußerung nicht die Erfüllung, sondern die sündliche Verleugnung der eignen sittlichen Aufgabe; das gehorsame Dienen und Vollbringen der Erlösungsthat war aber bei einem nach der Vergottung ringenden Menschen in keinerlei Sinn eine Selbsterniedrigung, sondern das schlechthin notwendige Mittel zur Erlangung der göttlichen Gestalt. Nicht dienen, nicht gehorsam sein, also nicht den Willen Gottes erfüllen, wäre für solchen Menschen doch wahrhaftig kein Festhalten seiner göttlichen Gestalt, seines Gottgleichseins gewesen, einmal, weil er dies noch gar nicht besaß, und dann, weil dies einfach grade Selbstberaubung, Verzicht auf die heilige Aufgabe gewesen wäre. Dieser eine Punkt reicht wol für jeden Unbefangenen vollständig hin, um den inneren Widerspruch der versuchten Vergottungslehre aufzudecken. — Auf gleiche Weise bekundet die andere Erklärung Pauli: „ob er wol reich ist, ward er doch arm um euertwillen, auf daß ihr durch seine Armut reich würdet“ (2 Cor. 8, 9), — daß Christus im Besiz eines höheren als des blos menschlichen Wesens war, daß sein Erlösungsleben nicht ein bloßes Streben nach eigner Verherlichung, sondern zunächst ein Entäußern der bereits besessenen Herlichkeit war.

Von welcher Art aber diese „gottgleiche“ Herlichkeit, diese „göttliche Gestalt“ war, welche der Gottessohn schon vor seiner Menschwerdung, also in Ewigkeit besaß, darüber wird uns deutliche Kunde gegeben. „Er kam in sein Eigentum“ (Joh. 1, 11), und doch wol nicht in ein solches, welches er noch nicht hatte, sondern erst erwerben sollte; — die gesamte Menschheit war schon sein Eigentum, als er kam, denn „alle Dinge sind durch denselbigen geworden, und ohne denselben ward nichts, was geworden ist; in ihm war [oder ist] das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen; — es [das Licht] war in der Welt, und die Welt ist durch dasselbige gemacht“ (V. 3. 4. 10); „und das Wort,“ — durch welches die Welt gemacht ist, — ward Fleisch und wohnete unter uns, und wir sahen seine Herlichkeit, eine Herlichkeit [nicht als eines „puren“, sündlosen Menschen, sondern] als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit“ (V. 14). Des eingebornen Sohnes, des schlechthin und seinem Wesen nach einzigen, nicht des blos thatsächlich einzigen, thatsächlich, weil alle übrigen Menschen Sünder sind und darum die Aufgabe ihrer „Vergottung“ verfehlt haben, sondern des in alle Ewigkeit einzigen, an dessen Sohnschaft keine menschliche Vollkommenheit hinanreicht. Wäre die Gottessohnschaft wesentlich einerlei nur mit der Sündlosigkeit, und läge solche Gottessohnschaft, wie man gesagt hat, in der Anlage und Bestimmung des reinen menschlichen Wesens, so wäre Christus erstlich nur leider thatsächlich der einzige Gottessohn unter den Menschen, würde es aber nicht sein, wenn die Menschen nicht gesündigt hätten, und jedenfalls werden dereinst alle Frommen, obwol nur durch ihn, zu gleicher Gottessohnschaft geführt, — zweitens aber wäre dann, nach der biblischen Lehre von den Engeln als wahren, sittlichen Persönlichkeiten, Christus in Wahrheit nicht der eingeborne Sohn Gottes, sondern alle heiligen Engel wären in ganz gleichem Sinne wie Christus im Besitze der vollen Gottessohnschaft; und die eigentliche Bezeichnung der Würde Christi wäre nicht die der Gottgleichheit, sondern der Engelgleichheit. — Die unmittelbar folgenden Worte des Täufers erläutern die Sache noch mehr: „Der nach mir komt, ist

vor mir gewesen, denn er war eher als ich; und, — fährt der Evangelist fort, — von seiner Fülle haben wir alle genommen Gnade um Gnade; — — niemand hat Gott je gesehen; der eingeborne Sohn, der in des Vaters Schoß ist, der hat es uns verkündiget" (V. 15—18). (Die häufige neuere Erklärung der ersten Worte in dem Sinne: der nach mir komt, ist mir dem Range nach zuvorgekommen, ist sprachlich und dem Zusammenhange nach sehr unwahrscheinlich). Also des Erlösers Herlichkeit ist keine erst zukünftige und jezt nur im Keime vorhandene, sondern war schon vorher, und zwar als des eingebornen Sohnes, der in des Vaters Schoß ist, mit dem Vater dem Wesen nach aufs innigste vereint; und aus diesem ewigen Sein bei Gott, welches zugleich ein volles Schauen Gottes ist, also wahres, geistiges Bewußtsein, fließt die Quelle der durch Christum uns zuteilwerdenden Offenbarung. Es gehört große Gewaltsamkeit dazu, um diesen so zweifellos sich darstellenden Sinn der evangelischen Worte in rationalistischer Weise umzudeuten. Dieser in göttlicher Herlichkeit in Gott ewig seiende Gottessohn „ist geoffenbaret im Fleisch" (1 Tim. 3, 16), ein Ausdruck, der augenscheinlich ein schon vorhandenes geistiges Subject voraussezt, welches im Fleisch offenbar werden kann; und es ist nicht zuläßig, die Sache umzukehren, so daß das Fleisch, die Leiblichkeit, die Voraussetzung des Subjectes, der Person, wäre; so sollen wir es aber nach der neuesten Befehdung der kirchlichen Lehre verstehen. Der da im Fleisch geoffenbaret ist, ist der, in welchem „die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig" d. h. wahrhaft wirklich auch in der menschlichen Erscheinung ist (Col. 2, 9; 1, 19); — daß die Person, in welcher die ganze Fülle der Gottheit wohnt, schon vor dieser Einwohnung vorhanden gewesen sein müsse als bloßer Mensch, der erst während seines zeitlichen Lebens diese ganze Fülle des „Vatergottes" in sich aufnahm (Beyschl. S. 232) — das ist ebenso eine gewaltsame Eintragung, wie eine Verwirrung des Unterschiedes zwischen der Gottheit und der Menschheit. Wäre es auch überhaupt denkbar, was wir bestimt verneinen müssen, daß in einem bloßen Menschen jemals die ganze Fülle der Gottheit wohnen könte, so wäre dieses Einwohnen, wie es ja bei jener Behauptung in Beziehung auf Christum ausdrücklich angenommen wird, doch durch die allmälige geistig-sittliche Entwickelung bedingt, also erst am lezten Ziele der Vollendung wirklich; aber in demselben Zusammenhange sagt Paulus von diesem Christo, daß er sei das Ebenbild des unsichtbaren Gottes und der Erstgeborne vor aller Creatur, daß alles in ihm und durch ihn geschaffen sei und alles in ihm, der vor allem ist, bestehet (1, 15—17); das alles ist ja ganz augenscheinlich eine Bekundung dieser „Fülle der Gottheit," die also doch nicht erst eine ganz zulezt am Ende des geschichtlichen Lebens Jesu eintretende sein kann; alle diese göttlichen Eigenschaften fallen vielmehr ausdrücklich in das Sein des Erlösers vor aller Creatur (vgl. Hebr. 1, 2. 3. 10). — Hierher gehört auch die viel gemishandelte Stelle 1 Cor. 8, 5. 6: „Obwol da sind, die Götter genant werden, . . . so haben wir doch einen Gott, den Vater, von welchem alle Dinge sind, und wir zu ihm, und einen Herrn Jesum Christ, durch welchen alle Dinge sind, und wir durch ihn." Wer in diesen Worten etwa einen Beweis dafür findet, daß Christus nicht seinem ursprünglichen Wesen nach Gott sei, der dürfte natürlich aus ganz demselben Grunde nicht von einer Vergottung Jesu reden; — aber jedenfalls wäre die Anwendung unserer Worte zu jenem Beweise seltsam genug, da eine Person, durch welche alle Dinge sind, doch wol göttlicher Natur ist. Es wird hier gar nicht Gott und Herr als einander ausschließend einander gegenübergesezt, sondern beides im Gegensatze zu den heidnischen „Göttern und Herren" gebraucht. Der einige Gott ist Vater, insofern alles, auch Christus, von ihm ist; aber Christus, der von dem Vater ausgeht, gehört doch eben, insofern er Herr ist über alles, und durch den alles ist, mit zu dieser einigen Gottheit, sonst wären die Worte des Apostels ein handgreiflicher Widerspruch.

Aus allem diesen geht unleugbar hervor, daß die unzweifelhaft göttlichen Eigenschaften, die dem Erlöser nach seiner Himmelfahrt zugeschrieben werden, nicht durch eine Vergottung überhaupt erst gewordene sind, sondern ihre Wurzel in einer gottgleichen Herlichkeit des Gottessohnes vor seiner Menschwerdung haben, in einem Sein desselben bei Gott und in Gott, welches nicht blos ein Sein der Potenz nach ist, wie etwa alle Menschen der „Potenz" nach in Adam existirten, und ebenso alle auch in Gott, sondern ein geistig bewußtes Sein, also daß der geschichtliche Christus nicht blos durch vermittelnde Rückschlüsse aus seinem gegenwärtigen Zustande zu der Ahnung eines solchen früheren Seins „in der Potenz" gelangte, sondern daß sein Bewußtsein von seinem vormenschlichen Sein bei dem Vater eine unmittelbare Bekundung dieses seines vormenschlichen Bewußtseins war. Die Verherlichung des die Erde verlassenden Erlösers ist also nach der einen Seite allerdings ein Zurückkehren zu einer schon vorher innegehabten Herlichkeit und nicht etwas schlechthin neues. Das wahre Sachverhältnis faßt Christus zusammen in das Wort: „ich bin vom Vater ausgegangen und gekommen in die Welt; wiederum verlasse ich die Welt und gehe zum Vater" (Joh. 16, 28). Christus bekundet hiermit sein gesamtes Erlösungswerk als eine freie, sittliche That, nicht als ein bloßes leidentliches Geschehenlassen; mit freiem, selbsteigenem Willen geht der Erlöser zum Vater zurück, von dem er ausgegangen ist in die Welt, darum muß auch sein Kommen in die Welt ein freies gewesen sein; und schon hieraus erhellt das Unbegründete der Behauptung, es sei in der Schrift nirgends von einem freiwilligen Kommen des Herrn in die Welt die Rede, sondern immer nur von einem Gesandtwerden. „Ich bin, sagt Christus, vom Himmel gekommen, nicht, daß ich meinen Willen thue, sondern den Willen des, der mich gesandt hat" (6, 38); dieser freiwillige Gehorsam war also der von dem Sohne beabsichtigte Zweck seines Kommens vom Himmel; wäre dies nur ein Zweck des Vaters, nicht auch des vor seiner Menschheit schon existirenden Sohnes, so hätte unbedingt gesagt werden müssen: „ich bin vom Vater gesandt in die Welt, damit" u. s. w.; so aber, wie Christus redet, kann es nicht anders verstanden

werden, als daß sein Kommen selbst eine That seines Willens war. Christi Hingang zum Vater erscheint nach seinen eignen Worten auch gar nicht wie ein bloßes Aufgenommenwerden in die Herlichkeit, sondern als ein Eintreten in einen dem Sohne von rechtswegen eignenden Zustand, in eine Heimat, in welcher er nicht blos Inwohner, sondern Herr ist (Joh. 14, 2 ff.); er ist nicht blos zur Rechten Gottes erhoben, sondern es wird auch gesagt, er hat sich selbst zur Rechten Gottes gesezt. (Hebr. 1, 3); denn er ist „das A und das O, der Erste und der Lezte, der Anfang und das Ende" (Off. 21, 6), — ein Wort, welches im A. B. ausdrücklich von Jehova selbst gebraucht wird (Jes. 48, 12).

Fassen wir alles zusammen, so folgt, daß Christi Sitzen zur Rechten Gottes einerseits ein durch sittlichen Gehorsam errungener Lohn des heiligen Erlösers ist, andrerseits eine ihm seinem göttlichen Wesen nach an und für sich schon zukommende Würde. Dies wäre ein unlösbarer Widerspruch, sowol wenn wir Christum als einen bloßen, nach Verherlichung ringenden Menschen betrachten, als auch, wenn wir sein menschliches Leben als einen blos vorübergehenden Schein betrachteten, wie die doketischen Gnostiker. Nach der unzweideutigen Lehre der heil. Schrift aber ist Christus ebensowol wirklicher und wahrer Mensch, wie wirklicher und wahrer, ewig bei dem Vater seiender Gottessohn; das sind nicht zwei nur äußerlich „addirte" unvereinbare Naturen, sondern sind in der Person Christi in ähnlicher Weise vollkommen und persönlich eins, wie bei jedem Menschen die leibliche und die geistige Natur zu einer Person vereinigt sind. In diesem Gebiete sind für den menschlichen Verstand große Schwirigkeiten, aber nicht unlösbare Widersprüche, wenn man nicht selbst in Unkentnis der Sachlage Verwirrung hineinbringt. Vom Himmel gekommen ist, genau gesprochen, nicht der Gottmensch, nicht die geschichtliche Person des Erlösers, sondern der Gottessohn; die gottmenschliche Person des Erlösers begint erst mit der menschlichen Geburt, dem Keime nach mit der Empfängnis; aber das Gottessohnsbewußtsein begint nicht erst mit der Menschheit. Der auf Erden lebende Erlöser ist nicht der Gottessohn, der blos einen menschlichen Schein, oder, was davon nicht wesentlich verschieden wäre, blos einen menschlichen Leib angenommen hätte, sondern der Gottmensch, der auch seinem geistigen Selbstbewußtsein nach ebenso mit dem Vater eins ist, wie als vollkommenen und wahren Menschen sich weiß. Gen Himmel gefahren und zur Rechten Gottes gesezt ist weder der bloße Menschensohn, noch der bloße Gottessohn, sondern der gottmenschliche Erlöser. Seinem göttlichen Wesen nach hat derselbe diese Herlichkeit als eine eigne und ursprünglich in Besitz gehabte; seinem menschlichen Wesen nach hat er sie als eine sittlich errungene, als Lohn für seinen freien Gehorsam. Ein Widerspruch liegt darin ebensowenig, ja noch weniger, als wenn der rechtmäßige Erbe eines Thrones durch treuen Dienst und treue Arbeit und Heldenmut von den untersten Stufen des Staatsdienstes sich zu den höchsten emporringt. Nur wenn in Christo nicht blos die reine Menschheit, sondern auch die vormenschliche, ewige göttliche Natur anerkant wird, ist die göttliche Machtfülle des verklärten Erlösers mit der biblischen Gottesidee vereinbar. Des verklärten Christi Verehrung dient „zur Ehre Gottes des Vaters" (Phil. 2, 11); dies wäre aber bei der für Christum beanspruchten Anbetung unmöglich, wenn Christus eine von Gott getrente, nur vergottete Creatur wäre. Durch solchen vergotteten Menschen, durch solche „gewordene" Gottheit, würde der wahre Gott zurückgedrängt; und es wird wol kein Unbefangener in Abrede stellen, daß wenn mit dieser Theorie der Vergottung des Menschen Ernst gemacht wird, wir entweder in reinen Pantheismus oder in Götzendienst übertreten, beides aber ist nicht christlich, sondern heidnisch. Die dem Menschensohne zu Teil gewordene Herlichkeit komt ihm auch nicht blos darum zu, weil er rein menschlichen Gehorsam geleistet, ist nicht eine rein menschliche Verklärung, sondern sie komt ihm zu, weil die menschliche Natur in ihm mit der göttlichen persönlich vereinigt ist, also daß auch diese Verherlichung eine bei Christo schlechthin einzige, von keinem andern Menschen zu erringende ist.

Dies führt uns aber schließlich noch auf zwei uns entgegengehaltene Punkte, einmal nämlich, daß jene gottgleiche Stellung des Erlösers einmal ein Ende haben soll, und zweitens, daß wir dem verherlichten Erlöser gleich werden sollen; beides soll beweisen, daß Christi ganze Herlichkeit trotz der „Vergottung" nur eine rein menschliche sei. Allerdings müssen wir sagen, daß eine Vergottung auf Zeit nicht blos für die betreffende Person eine nichts weniger als erfreuliche Sache, sondern auch an und für sich sinnlos wäre, und daß, wenn die göttliche Würde des Erlösers jemals aufhören könte, er sie niemals besessen haben könte. Was ist denn nun hierüber die Schriftlehre? Das Wort Davids bei Petrus (Apgsch. 2, 34 f.): „Der Herr hat gesagt zu meinem Herrn: setze dich zu meiner Rechten, bis daß ich deine Feinde lege zum Schemel deiner Füße," weist schon darauf hin, daß eine kämpfende Herscherstellung die volle Ueberwindung des Reiches des Bösen zum Zweck habe; es versteht sich aber von selbst, daß nach Besiegung des Gegners der Kampf aufhört. Was also in Christi Herschermacht eine Beziehung auf den Gegenkampf gegen das Widergöttliche hat, das wird und muß auch mit Erringung des Sieges aufhören. Nicht Haupt des Reiches Gottes zu sein wird Christus jemals aufhören, wol aber wird seine Führung der streitenden Kirche dereinst ein Ende haben. Darauf bezieht sich das bekante Wort Pauli: „wenn aber alles ihm unterthan sein wird, alsdann wird auch der Sohn selbst unterthan werden dem, der ihm alles untergethan hat, auf daß Gott sei alles in allem" (1 Cor. 15, 28). Außer dem Zusammenhange betrachtet, könte dies sehr falsch gedeutet werden. Erwägen wir, daß sich diese Worte ausdrücklich auf das Aufhören des Kampfes gegen das Reich der Finsternis beziehen (v. 24 ff.; vgl. Apgsch. 3, 21), und daß andrerseits erklärt wird: „er wird König sein über das Haus Jakob ewiglich und seines Königreichs wird kein Ende sein" (Luc. 1, 33); „seine Gewalt ist eine ewige Gewalt, die nicht vergehet, und sein Königtum

hat kein Ende" (Dan. 7, 14, vgl. Jes. 9, 6 7), und „dein Stuhl, o Gott, währet in die ewige Ewigkeit" (Hebr. 1, 8); „Himmel und Erde werden vergehen, du aber bleibest; — — sie werden sich verwandeln, du aber bist derselbige und deine Jahre werden nicht aufhören" (V. 10—12); „dem, der auf dem Stuhle sizt, und dem Lamme sei Lob und Ehre und Preis und Gewalt von Ewigkeit zu Ewigkeit" (Off. 5, 13); „es ist das Reich der Welt unsers Herrn und seines Christus geworden und er wird regieren von Ewigkeit zu Ewigkeit" (11, 15); — erwägen wir, daß es grade dem Apostel Paulus am wenigsten einfallen konte zu sagen, daß Christus jemals dem Vater nicht unterthan sei, da ja grade auf den vollkommenen Gehorsam des Heilandes die Verherrlichung des Menschensohnes gegründet ist, und da auch von dem verherrlichten Christus gesagt ist: „das er aber lebet, das lebet er Gott" (Röm. 6, 10), und sein Leben ist „verborgen in Gott" (Col. 3, 3), wie ja überhaupt sein Sitzen zur Rechten Gottes auch offenbar ein Unterthansein unter Gott mit einschließt, — so kann es keinem Zweifel unterworfen sein, daß Paulus an unserer Stelle nicht von einem Niederlegen einer Unabhängigkeitsstellung und einem dereinstigen Eintreten in eine irgendwie niedrigere Stellung reden kann; wo alles gekrönt wird, kann nicht „der Erstgeborne" seine Krone verlieren. Es kann also jener Ausspruch nur bedeuten: Der Vater richtet niemand, sondern alles Gericht und allen Scheidungskampf hat er dem Sohne übergeben; wenn nun aller Kampf siegreich durchgeführt und alle Mittlerthätigkeit vollbracht ist, dann ist dieser kämpfende und Mittlerberuf vollendet, die weltgeschichtliche Thätigkeit des Erlösers hört auf und die ewige Ruhe der Heiligen findet ihren vollen Ausdruck auch in dem in Gott ruhenden Gottmenschen. Es liegt in jenen Worten des Apostels durchaus nicht ein Heruntertreten des Erlösers von einer höheren Stufe, sondern viel eher ein Hinansteigen aus einer Thätigkeit des Kampfes in den Stand des vollendeten Friedens.

Aber ist nicht dieses Aufhören eines kämpfenden Herscheramtes vielleicht dahin zu deuten, daß wir, die wir Christo angehören, alle zu gleicher Herlichkeit mit ihm gelangen, und daß dadurch eben seine Herscherstellung aufhört, also nicht durch ein Herabsteigen seinerseits, sondern durch ein Hinaufsteigen unsrerseits? Und wenn dies so wäre, wäre damit nicht eben bewiesen, daß auch Christi göttliche Herlichkeit doch durchaus nicht von der vollendeten menschlichen unterschieden ist? Dies ist der lezte, gegen die kirchliche Lehre entsendete Pfeil. Wir weichen ihm nicht aus und fürchten seine Spitze nicht. — „Wo ich bin, da soll mein Diener auch sein (Joh. 12, 26); ich will wiederkommen und euch zu mir nehmen, auf daß auch ihr seiet, wo ich bin" (14, 3; vgl. 17, 24); — daß dies nichts anderes, als die volle Lebensgemeinschaft mit dem verherlichten Erlöser ist, leuchtet ein; ebenso unverfänglich ist es, wenn gesagt wird: „sind wir mitgestorben, so werden wir auch mit leben; dulden wir, so werden wir auch mit herschen" (2 Tim. 2, 11 f.; vgl. Röm. 8, 17); und „wenn Christus, euer Leben, sich offenbaren wird, dann werdet ihr auch offenbar werden mit ihm in Herlichkeit" (Col. 3, 4; vgl. 2, 6), und „wir wissen, wenn es erscheinen wird, daß wir ihm ähnlich sein werden, denn wir werden ihn sehen, wie er ist" (1 Joh. 3, 2), und „wir werden tragen das Bild des Himlischen", auch in unserm verklärten Leibe (1 Cor. 15, 49; vgl. Phil. 3, 21); denn wir sollen „vollkommen" werden in ihm (Col. 2, 10; 1, 28), der da ist „die Hoffnung unsrer Herlichkeit" (1, 27; vgl. Röm. 5, 2), der „Herlichkeit der Kinder Gottes" (Röm. 8, 21). Aber die Bezeichnung der künftigen Herlichkeit der Erlösten geht noch weiter: „welche er zuvor versehen hat, die hat er auch verordnet, daß sie gleich sein sollten [gleichgestaltet] dem Ebenbilde seines Sohnes, auf daß derselbige sei der Erstgeborene unter vielen Brüdern" (Röm. 8, 29), denn, sagt der Herr, „ich habe ihnen gegeben die Herlichkeit, die du mir gegeben hast" (Joh. 17, 22), und „wer überwindet, dem will ich geben, mit mir auf meinem Stuhle zu sitzen, wie auch ich überwunden habe und bin gesessen mit meinem Vater auf seinem Stuhle" (Off. 3, 21; vgl. Matth. 19, 28); — und am stärksten scheint sich der 2. Petribrief auszudrücken, den freilich die Gegner nicht anerkennen: „durch welche [Herlichkeit und Tugend Christi] uns die größten und teuersten Verheißungen geschenkt sind, nämlich daß ihr durch dieselbigen teilhaftig sollet werden göttlicher Natur, indem ihr entflohen seid dem Verderben der Lust in der Welt" (1, 4). — Die lezte Stelle bezieht sich aber nach dem Zusammenhange gar nicht auf die dereinstige Herlichkeit, sondern auf die schon gegenwärtige Lebensgemeinschaft der Gläubigen mit Gott und auf die darin gegebenen geistlichen Gnadengaben. Was aber sonst von der zukünftigen Herlichkeit der Kinder Gottes gesagt wird, das unterscheidet sich schon dadurch sehr wesentlich von der Herlichkeit Christi, daß jene kein verdienter Lohn, sondern eine unverdiente Gnadengabe ist (Eph. 2, 5. 8); und dieser Gnadencharakter kann nie verwischt werden, und dies allein schon schließt alle wirkliche „Vergottung" aus; denn ist schon eine durch Tugend errungene göttliche Würde ein Unding, so würde eine aus Gnaden erteilte ein noch viel schlimmeres sein. „Gleichgestaltet" dem Ebenbilde Christi sollen allerdings die Seligen werden, aber, versteht sich dabei von selbst, soweit dadurch nicht der wesentliche Unterschied des Gottmenschen von den Menschen aufgehoben wird. Die verklärte Menschheit Christi ist das Urbild menschlicher Vollkommenheit, aber damit ist nicht aufgehoben, daß jene Menschheit durch ihre persönliche Vereinigung mit der göttlichen Natur nicht noch etwas über die rein menschliche Herlichkeit hinausgehendes enthält, was also über das blos Urbildliche noch hinausragt. Was in Christi Herlichkeit urbildlich ist und sein kann, das teilt er den Seinen mit (Joh. 17), und dazu gehört eine sittliche Gemeinschaft mit Christo, auch insofern er Weltenrichter ist, eine mittelbare Mitwirkung bei der richtenden, das Böse abscheidenden Thätigkeit des Menschensohnes (Off. 3); — aber nie und nirgends wird von dem verherlichten Menschen gesagt, was doch von dem verherlichten Menschensohne gesagt wird, daß er sitze

zur Rechten Gottes. Ist der verklärte Christus auch „der Erstgeborne unter vielen Brüdern", so folgt daraus nicht, daß er nicht zugleich auch hoch über sie erhaben sei und bleibe; auch während seines irdischen Lebens nante er die Seinen seine Brüder, und doch war er über sie unendlich erhaben. Es ist ein vergeblich Bemühen, den wesentlichen Unterschied zwischen dem Erlöser und den Erlösten zu verwischen, mag man nun jenen herabsteigen lassen zur bloßen, sündlosen Menschheit, mag man die Erlösten hinaufsteigen lassen zur Vergottung, oder mag man, was am eindrucksvollsten ist, beides zugleich thun. So lange nicht ein Menschenkind sagen darf mit Christo: „wer mich siehet, der siehet den Vater", so lange wird wol unser Herr unangefochten bleiben in seiner Würde zur Rechten Gottes.

Karl Gutzkow.

Ein trauriges Ereignis war es im ersten Viertel des vorigen Jahres, welches von Friedberg in der Wetterau aus die Veranlassung gab, daß der Name des in der Ueberschrift genanten Schriftstellers in allen Zeitungen wiederholt genant wurde. Ein Urteil über jenes Ereignis steht uns ebenso wenig zu, als über das uns, von seinen Dichtungen abgesehen, ziemlich unbekante Leben Gutzkows. Leider war man so thöricht, jene, ihren Motiven nach für uns völlig verschleierte Handlung dem gesamten deutschen Volke zur Last zu setzen. Man hat gesagt, England würde einem Gutzkow „die goldene Ehrenpforte des Oberhauses aufgethan" und Louis Napoleon würde ihm den Senatorentitel verliehen haben, aber Deutschland habe sich an dem Dichter der „Wally", des „Nero", des „Uriel Acosta" und der „Ritter vom Geiste" versündigt. Man hat geradezu behauptet, wenn der Dichter wieder gesund werde, „dann werde dem deutschen Volke das seltene Glück geboten sein, eine versäumte Pflicht noch nachträglich erfüllen zu dürfen"; dann werde es sich zeigen, ob wir wert seien, eine Nation zu heißen. Daß aber das deutsche Volk dem Dr. Gutzkow, gelinde gesagt, keinen Dank schuldet, soll im Nachstehenden aus den Schriften des Dichters nachgewiesen werden. Auch wir wünschen dem unglücklichen Manne von Herzen eine gründliche Heilung seines gestörten Gemütszustandes, aber nicht, damit der geheilte Dichter mit der Armseligkeit vergänglichen Poetenruhmes beglückt, nein, daß ihm nochmals Frist geboten werde, sich von dem breiten Weg auf den schmalen zu wenden.

Wir stellen den Saz voran: Karl Gutzkow hat allezeit im Dienste des wechselnden Zeitgeistes gestanden. Eine objective Wahrheit kent er nicht. Veraltet die Zeit und ändert sich die herschende Meinung, so ändert sich auch das, was er für Wahrheit hält. Nach ihm gibt es nur für jedes einzelne Subject eine stets der Abänderung fähige Wahrheit. So sagt er selbst in der zweiten Ausgabe seiner „Briefe eines Narren an eine Närrin": „Ich habe oft heute da ja gesagt, wo ich morgen nein sagte, und das hat mich unendlich mehr erquickt als eine entschiedene Meinung." Von seinen (1845) „gesammelten Werken" sagt er: „eine Teil des Geistes, der uns alle bewegt, ein Hauch der Zeit, die uns alle umfängt, ist in sie übergegangen", „ein Spiegel der Zeit sind diese Schriften."

Es leuchtet ein, daß ein Autor, der so sehr von der Zeitstimmung abhängig ist, als G., mehr das culturgeschichtliche, als das poetische Interesse berührt, daß seine Schriften dem receptiven, auf das Sichtbare sehenden Verstande eines talentvollen Mannes, nicht aber dem schöpferischen Gemüte eines freien, dem Zeitgeiste nicht untergebenen Dichters ihre Entstehung verdanken, mit einem Worte, daß der Verf. ein Schriftsteller, aber kein Dichter ist. Diesem Umstande entspricht es darum auch, daß wir die Bedeutung G.s nicht um bestimter genialer Ideen willen, sondern chronologisch, nach dem Zeitpunkte der Entstehung seiner Schriften ins Auge fassen. Daß die Besprechung nur selten das Aesthetische berührt, dagegen länger bei dem Ethischen und Kirchlichen verweilt, versteht sich bei einer Kirchenzeitung von selbst.

Karl Gutzkow wurde am 17. März 1811 in Berlin geboren. Sein Erstlingswerk sind die bereits erwähnten, 1831 erschienenen „Briefe eines Narren an eine Närrin". Der Urtext ist uns unbekant, nach dem Vorwort zu dem abgeänderten Text in den gesammelten Werken war er „so verworren, wie jene Zeit selbst", und enthielt die „irr- und wirrsinnigen Gedankensprünge" eines vom Fieber der Julirevolution erfaßten jungen Menschen von 20 Jahren. Aber auch die Gedanken des Narren im revidirten Text sind nicht etwa geistreiche Ideen unter dem Scheine der Tollheit, sondern wirklich thörichte Gedanken. „Ich gestehe dir gern, daß ich kein Märtyrer der Wahrheit sein möchte, wenn nicht jedermann dieselbe Wahrheit an allen Wegweisern der Landstraße lesen könte." — „Wol dem, dessen Ueberzeugung nicht weiter reicht, als die Augen seiner Zeitgenossen." — „Wir wollen die Freiheit haben, künftig das zu sein, was wir sein werden. Die Willenskraft muß bis zu dem Lezten im Volke wiedergeboren werden. Erst muß ein jeder das unbeschränkteste Gefühl seiner Person gewonnen haben und dann mag er hintreten und anfangen, was seines Geistes Gebot, seines Herzens Gelüst sein wird. Das Zeitalter der Revolution deutet auf eine neue Schöpfung. Ihr erstes Werk innerhalb der Menschengeschichte muß der dritte Adam sein, der in der Welt erschienen ist. Wie in Christo die Menschheit in der Einheit gesezt wurde, so muß sie einst in der Besonderheit gesezt werden. Wer da weiß, was er sagt, wenn er Ich sagt, ist ein neuer Heiland der Welt."

Nachdem G. im Jahre 1835 Schleiermachers „vertraute Briefe über Lucinde“, wie Kurtz sagt, „als eine Prophetie der Fleischesreligion des jungen Deutschland mit hohnlachendem Seitenblicke auf die frommen weißgekleideten Confirmandinnen Schleiermachers“ herausgegeben hatte, erschien im September desselben Jahres der berüchtigte Roman „Wally“. Auch auf die Gefahr hin, Bekantes zu wiederholen, müssen wir bei dieser Schrift aus mehreren Gründen länger verweilen. Das 1830 mit der Julirevolution erfolgte Auftreten des St. Simonismus, die im Dienste der Fleischeslust in den darauf folgenden Jahren geschriebenen Dramen und Romane der Alexander Dumas, George Sand, Eugen Sue u. A. haben in Deutschland eine Anzahl junger Männer veranlaßt, sich in ihren Dichtungen ganz auf französischen Boden zu stellen, um das deutsche Volk unter dem Namen „des jungen Deutschland“ nach und nach zu gallisiren. Auch G. hat mit dem genanten Romane sein Teil beigetragen, um den Deutschen die Sittenlosigkeit der Franzosen als die bisher nur verkante eigentliche Tugend darzustellen.

Wally (Walpurgis), die Zweiflerin, ist das emancipirte Weib des neunzehnten Jahrhunderts. Sie ist gewohnt, in jedem Monat einen anderen Anbeter zu haben; Heine's Prosa ist ihr lieber als Uhland und sein ganzer Bardenhain; vorzüglich gern liest sie das junge Deutschland: Wienbarg, Laube, Mundt; daneben sieht sie auch ab und zu in die Karlsruher Bilderbibel. Hört sie Glockengeläute und Orgelklang, so fängt sie an zu weinen. „Kann man dem Himmel ein schöneres Opfer bringen? Diese Thränen flossen aus dem Weihbecken einer unsichtbaren Kirche. Die Gottheit ist nirgends näher, als wo ein Herz an ihr verzweifelt.“ Wally ist ohne Sinn für die Natur, dafür vergnügt sie sich mit Hazardspielen. G. nent sie eine „stille, liebliche Sele“ und schreibt ihr ein „nüchternes und von allem Excentrischen abseites Leben“ zu. Sie lernt einen jungen Mann Namens Cäsar kennen, seine Bildung ist „fertig“, sein Charakter ist stark. Als Freigeist fragt er Wally: „Glauben Sie, daß Christus von den Todten auferstanden ist?“ Wally antwortet: „O Gott, lassen Sie, ich kann darüber nicht nachdenken. Ich —.“ Ein andermal läßt sie sich von Cäsar küssen, weil sie der Ansicht war, die Küsse gälten allen Millionen „unterm Sternenzelt“. Hierzu bemerkt G.: „Ich zittere vor einem Jahrhundert, das in seinen Irrtümern so tragisch, in seinem Fluche so anbetungswürdig ist.“ — Auch die Aeußerung eines andern Mannes: „echte Religion ist positive Heilkraft, aber gleicht das Christentum nicht einer Latwerge, die aus 100 Ingredienzien zusammengekocht ist?“ scheint einen ungünstigen Einfluß auf Wally geübt zu haben, denn im nächsten Winter dachte sie nur an schöne Kleider und Bälle. „Was Religion! was Weltschöpfung! was Unsterblichkeit! Roth oder Blau zum Kleide, das tist die Frage.“ — Da sie mit einem sardinischen Gesandten eine sog. Vernunftheirat eingeht, so nimt ihr Cäsar das Versprechen ab, sich ihm geistig zu vermälen, das heißt: ihm den Anblick ihrer ganzen natürlichen Schönheit zu gewähren. Erst widerstrebte Wally, aber bald fühlte sie, daß sie sich „abgeschmackt“ benommen habe, „daß das Poetische höher steht, als die Gesetze der Moral und des Herkommens.“ Cäsar hatte „eine Moral, die über der ihrigen war“, darum hatte ihm ihre Weigerung einen Ekel an Wally bereitet. Nachdem diese dem Geliebten noch seine Verantwortlichkeit „vor Gott! vor Gott!“ vorgehalten, erfolgt die Schaustellung, welche der Dichter einen Frevel, aber einen Frevel der Unschuld und Entsagung nent. — Bald stellt sich heraus, daß der Gesandte ein gemeiner Dieb ist. Wally will sich von Cäsar entführen lassen, ihr Mann habe kein Recht auf sie; und Cäsar liest dem Gesandten gehörig den Text darüber, daß er es gewagt habe, „eine himlisch-reine Sele zu beschmutzen.“

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Paris.

Wir geben nach den allgemeinern Nachrichten über die Kirche Augsb. Confession in Frankreich einige ausführlichere Mitteilungen über die besondere Lage der Pariser Kirche und über die so wichtige Thätigkeit der evang. deutsch-französischen Mission, die der Kirche so treu und aufopfernd an die Hand geht.

Zuvor aber werfen wir einen Blick auf zwei Unternehmungen, die seit einigen Monaten in Paris ins Leben getreten, die Zeitschrift Le Témoignage und die Eröffnung einer Vorschule zur Theologie. Diese leztere Anstalt ist bestimt, Jünglinge aufzunehmen, die sich dem Studium der Theologie und dem Dienst des Herrn in der luth. Kirche Frankreichs zu widmen gedenken.

Die reformirte Kirche dieses Landes besizt mehrere solcher Anstalten, namentlich in Batignolles, welche der Freigebigkeit des Grafen R. v. Pourtalès, Mitgliedes des ref. Consistoriums, nun bald ein neues eigenes Gebäude verdanken wird. Solchen Gelingens kann die luth. Vorschule sich bis heute nicht erfreuen; doch berechtigen uns manche schon gemachte Erfahrungen zu der Hoffnung, daß der Segen Gottes auch auf dieser Anstalt ruhen wird. Die Direction der Vorbereitungsstudien liegt in der Hand des Herrn Pfrs. Kuhn, der neulich nach Paris berufen wurde und dessen Fähigkeiten und christlichen Ueberzeugungen eine zuverlässige Garantie bieten. Derselbe Pfarrer leitet nun auch mit Herrn Pfr. Mettetal die Redaction der neuen franz. Zeitschrift „Le Témoignage“, journal de l'église de la Confession d'Augsbourg. Beide sind tüchtige Schriftsteller, und das periodisch erscheinende Blatt kann gewis viel Gutes wirken. Es erscheint bis jezt nur zweimal monatlich. Es ist unstreitig ein Werk der Aufopferung und verdient von allen Freunden des Evangeliums und der Kirche herzlich begrüßt und ermutigt zu werden. Die christl. Wahrheit liegt demselben zu Grunde. Die übernatürliche Offenbarung, die Gottheit Christi, die Thatsache der Erlösung durch sein Opfer werden unumwunden bekant. Wir bedauern jedoch, daß die ganze Kirchenlehre nicht frei und offen zu Tage tritt, obschon wir überzeugt sind, daß dieselbe nicht vorsäzlich verschwiegen wird. Die Augsb. Confession ist eben eine Fahne, wovon auch nicht eine einzige Falte versteckt bleiben darf, sie muß ganz aufgerollt werden. Dann

erst entsteht die eigentliche Harmonie zwischen der bibl. Lehre und den innerlichen Erfahrungen aller Gottesmänner, die seit drei Jahrhunderten in der luth. Kirche gelebt und geredet haben, eines Luther wie eines Melanchthon; eines Arnd, wie eines Paul Gerhard; eines Spener wie eines Harms von Kiel. Das göttlich eingegebene Wort, das Wunder der Menschwerdung und der Auferstehung des Heilandes, ja wohl! aber auch ja die Vereinigung der beiden Naturen in Christo, die Realität und der übernatürliche Segen der beiden Sacramente des neuen Bundes und alle Bestandteile des geistlichen Erbes der Kirche, die in der Confession von 1530 und den andern Bekentnisschriften ihren Glauben bekant hat. Es ist schön als Verteidiger des Glaubens der allgemeinen christlichen Kirche aufzutreten; es ist aber auch ein gesegnetes Bemühen, das fest zu halten, was weniger allgemein angenommen wird, obschon es ebenfalls im untrüglichen Wort begründet ist. Die kleine deutsche Zeitschrift, „das Schifflein Christi" spricht in dieser wichtigen Beziehung jene ernstere Sprache, die zu unserem Bedauern im Programm der franz. Zeitung nicht vernommen wird. Wir sind fest überzeugt, „Le Témoignage" wird gute Dienste leisten; denn es ist nicht das Unternehmen einer Partei, und wenn auch sein Bekentnis nicht so vollständig lautet, wie manche treuen Herzen der luth. Kirche Frankreichs es wünschen, so ist es doch in keiner Beziehung ein Werk der Negation. Wir fürchten auch, das so gerechte und notwendige Bedürfnis, die Selbständigkeit der zu Kirche verteidigen möchte wol das „Témoigagne" zu manchem gewagten Schritte verleiten. So lesen wir in der Nr. vom 8. März Folgendes: „Während die französischen Gemeinschaften sich selbst regierten und das schöne Synodalsystem ausübten, das einen Teil ihrer Kraft bildete und das heute sie aus der Anarchie retten könte, in welcher sie sich bis jezt vergeblich abmühen, beugten sich die luth. Kirchen unter die Gewalt der Fürsten, als der wahren Bischöfe der Gläubigen, die aber zuweilen die wesentlichen Tugenden des christlichen Episkopats nicht besaßen. Mehrere haben ihre Krone für die Verteidigung des Glaubens und des Evangeliums aufs Spiel gesezt. Es muß auch anerkant werden, daß ihr Einfluß manchmal der allgemeinen Frömmigkeit und der Kirche förderlich gewesen. Wir glauben aber dennoch, daß der Mangel an Selbständigkeit den lutherischen Gemeinschaften bedeutend geschadet hat. O, wenn sie in ihrer Regierungsform die nämliche Ueberlegenheit besessen hätten, wie in Glauben und Lehre, welch wolthuenden Einfluß hätten sie audie Welt ausgeübt.

Wenn ein Kirchenregiment despotisch ist oder werden kann; wenn es die Freiheit zu ersticken sucht; wenn es eine immerwährende Drohung ist: so ist dies Kirchenregiment ein schlechtes, und es kann von einem Tag zum andern der Kirche verderblich werden; das hat man sogar im Schoße des Luthertums einsehen gelernt. Daher die Sehnsucht nach kirchlicher Unabhängigkeit, die in Deutschland und in Scandinavien immer allgemeiner sich kund gibt. Ueberall werden die alten lutherischen Formen zersprengt, überall wird an der Befreiung der Kirche gearbeitet. Nicht Alles ist freilich in diesen Bestrebungen rein und lobenswert. . . .

Der ehrenwerte Verf. Pfr. Mettetal, hat eben wie es scheint, seine besondern Ansichten. Für ihn besteht die Autonomie der Kirche nicht in ihrer geistlichen Unabhängigkeit, im Nichtvorhandensein aller falschen Lehre, aller Verläugnung in Glauben und Leben, auch wenn Gefahr vorhanden ist, leiden zu müssen, sondern in der unbedingten Selbstverwaltung der Kirche. Die Folge solcher Grundsätze ist die unbedingte Trennung von Kirche und Staat, und das Schlußwort des „Témoignage" in Bezug auf den kläglichen Zustand der reformirten Kirche Frankreichs hat keinen andern Sinn. Nachdem der Verfasser die National-Synode als Heilmittel angepriesen hat, fährt er fort: „Es scheint uns nicht möglich, daß die Regierung die Synode verweigern werde, wenn alle evangelischen Consistorien dieselbe auf eine der Lage der Dinge angemessene Weise begehren. Sollte jedoch diese Hoffnung fehlschlagen, wolan, so habe man den Mut, mit dem Staat einen Vertrag zu brechen, der nunmehr für den christlichen Glauben und den Frieden der Kirche ein unmöglicher geworden ist. „Auf große Wunden ein großes Pflaster."

Das System Vinets hat unter uns tiefere und allgemeinere Wurzeln geschlagen, als man glaubt.

Man darf die Heilkraft des Mittels bezweifeln, das man uns vorhält. In großen Nöten ein starker Glaube, eine aufrichtige und lebendige Wiederkehr zur Predigt, welche die Herzen zerschlägt und Christo Wohnung in den Selen bereitet! Wir glauben für unser bescheiden Teil, hätte man schon längst in der reformirten Kirche Frankreichs, statt mit einander zu hadern und die Synoden zu begehren, diesen mehr innerlichen Weg eingeschlagen und gelitten in Geduld, man hätte die Sache des Herrn Jesu Christi und der Wahrheit besser gefördert.

Die lutherische Kirche von Paris geht friedlich ihren segensreichen Gang, ihre äußere Entwickelung ist wahrhaft außerordentlich und findet schwerlich ihres Gleichen in irgend einer Stadt unseres alten Europa's. Das kann man aus folgenden Mitteilungen ersehen: Im Beginn des Jahres 1845 standen in ihrem Dienst nur vier Pastoren und ein deutscher Hilfsprediger, heute zählt sie 21 Geistliche, worunter vier deutsche. Die Zahl der Kirchen und Bethäuser betrug 1845 drei, heute beläuft sich dieselbe auf 14. Die Zahl der Schulen und Kleinkinderschulen war damals 9, heute 46 mit 3,780 Schülern.

Unter diesen Schulen sind nur 6 und eine Kleinkinderschule communal und werden von der Stadt Paris unterhalten. Wol bewilligt der Municipalrath eine jährliche Summe von 20,000 Francs, als Unterstützung für die Schulen Augsb. Confession; allein diese Summe bildet nur den geringsten Teil der Ausgaben, die das Consistorium für diesen Zweck zu bestreiten hat.

Die evangelisch-deutsch-französische Mission gibt ihrerseits eine bedeutende Summe für die Schulen aus und die Mehrzahl der Pastoren hat noch für die Schulen und Anstalten ihrer resp. Pfarreien Ausgaben zu decken, die manchmal groß sind und nur durch besondere Collecten bestritten werden können. Sechs dieser Schulen sind deutsch, und die deutsche Sprache wird dazu noch in 7 fr. Schulen gelehrt. Das allgemeine Budget des Consistoriums für das Jahr 1866 beläuft sich auf 157,000 Fr. Ausgaben. Das Budget der evang.-deutsch-fr. Mission beträgt für 1865: 144,215 Fr.

Was aber noch besser als diese Zahlen die numerische Bedeutung der luth. Kirche in Paris hervorheben kann, das ist die Zahl der Taufen, Trauungen und Beerdigungen, die in derselben stattfinden. Der öffentliche Bericht, den Inspector Meyer dem Ober-Consistorium vorgelegt hat, beweist, daß im Jahre 1864 1853 Amtshandlungen vollzogen worden sind. Jeden Sontag wird in 11 Kirchen und Kapellen, sowol in Paris als in der Umgegend ein Hauptgottesdienst in französischer und 7 Gottesdienste in deutscher Sprache gehalten. Zudem finden noch in beiden Sprachen 15 Abendgottesdienste teils an den Sonn-, theils an den Werktagen statt.

Es ist tröstlich, daß in all diesen Kirchen und Kapellen, die in verschiedenen Quartieren liegen, keine einzige Predigt gehalten wird, die nicht bekenne, daß Jesus ins Fleisch gekommen und daß kein anderer Name den Menschen gegeben ist, darinnen sie können selig werden. Darf man nicht hoffen, daß, wenn der Grund also gelegt ist, mehr als ein äußerliches Wachstum und Gedeihen die Frucht der Arbeit sein wird, und daß viele Selen im Netz des Evangeliums, welches die treuen Diener Christi von Jahrhundert zu Jahrhundert über die Völker auswerfen, gefangen werden?

Dieser Missionsdienst ist ganz besonders die Aufgabe der evang.-deutsch-franz. Mission in Paris, deren 18ten Bericht wir vor Augen haben. Dieser Bericht beginnt mit einem finanziellen Nachweis, aus dem wir folgende Angaben entnehmen. Es wird darin ganz besonders lobend der preußischen Landeskirche und der verschiedenen Provinzen gedacht, deren Liebe sich kund gethan hat zu Gunsten eines Werkes, das ganz besonders das Wol der Deutschen im Auge hat, die zur Kirche Augsb. Confession gehören und in so großer Anzahl nach Paris kommen. Im Jahre 1864 und 1865 belief sich die Kirchen- und Hauscollecte in den Provinzen Sachsen, Brandenburg, Preußen, Westfalen, Schlesien und in der Rheinprovinz auf die bedeutende Summe von 147,143 Fr. Andere Länder, Würtemberg, Hessen-Darmstadt, Mecklenburg, Sachsen, Baiern, die freien Städte steuerten geringere Summen bei. Würtemberg steht an der Spitze. — Der größte Teil dieses Geldes wurde auf die Hauptwerke der Mission verwandt: den wolbekanten Hügel in der Villette, den der teure Herr v. Bodelschwingh mit Hilfe des Comités der Mission gegründet hat, und das Werk von Batignolles-Monceaux, das Herr Pastor Müller aus Halle ins Leben gerufen hat. Der Ankauf der Grundstücke in la Villette und Batignolles, der Bau zweier Kirchen und sechs Schulen erklären die Ausgaben, die noch lange nicht gedeckt sind. Man könte sich über diese ungeheuern Ausgaben wundern, wenn man nicht wüßte, wie teuer in Paris die Arbeit und die Grundstücke bezahlt werden müssen, worauf die bescheidenen Gebäulichkeiten von la Villette und Batignolles sich erhoben. Die Mission besoldet ganz oder teilweise 8 Geistliche, 11 Lehrer und Lehrerinnen, einen Hausvater in der deutschen Herberge u. s. w.

Doch die Leser der Ev. K. Z. werden es uns Dank wissen, wenn wir ihnen über dieses Liebeswerk einige weniger trockene Nachrichten mitteilen.

Am Sontage Septuagesimä den 28. Januar feierte die deutsche Herde in Batignolles ein liebliches Fest. Die kleine hübsche Kirche, welche die Mission erbaut hat, wurde eingeweiht und dem Namen des Dreieinigen Gottes geweiht. Das schöne Fest hatte eine zahlreiche, teilnehmende Zuhörerschar bei freundlichem, hellem Wetter herbeigezogen. Bald war der innere Raum, der wol 300 bis 400 Zuhörer fassen kann, bis vor die Thüren hinaus dicht gefüllt. Alle haben sich gewiß an dem freundlichen Anblick des Kirchleins erfreut. Einfach, aber lieblich und würdig einer Stätte, wo Gottes Ehre wohnt, steht es da mit seinen hohen, bunten Bogenfenstern, mit seinem kleinen Glockenthürmchen auf der Spitze. Da die Schulen im unteren Raum haben Platz finden müssen, so führt eine breite, bequeme Treppe unter einem Treppenhause in die Kirche hinauf; das Treppenhaus bildet einen kleinen Flügel, dem auf der andern Seite ein zweiter entspricht, der die Wohnung des Pförtners und die Sakristei enthält. Auch im Innern erschien die Kirche im lieblichen Festgewande. Freundliche Hände in Deutschland haben für den Schmuck der Kanzel und des Altars gesorgt. Da die neue Kanzel noch nicht fertig war, so war sie einstweilen, so gut es ging, durch eine provisorische Kanzel ersezt worden. Die Kosten für die neue Kanzel werden durch Liebessteuern vor Allem im Schoße der Schwestergemeinden von Batignolles, in der deutschen Gemeinde zu St. Marcel und la Villette unter den Kehrern aufgebracht. Nach dem Einzug der Geistlichen rief zuerst Pfr. Vallette den Segen des Herrn herab. Nach dem Gesang des Liedes: „Thut mir auf die schöne Pforte", hielt Prediger Mast die Liturgie. Darauf folgte die Weihe: Pfr. Meyer, Präsident des Consistoriums und der deutsch-französischen Mission, übergab feierlich das Haus, Kanzel, Altar und heilige Geräthe, Prediger und Gemeinde, dem Dienst des Gottes der Wahrheit und der Gnade. Nach ihm sprachen Pfr. Goguel, Pastor der Parochie, und Pfr. Hosemann, beide in französischer Sprache, der Leztere noch besonders im Namen des Missionscomités. Sie liehen dem Dank der Gemeinde ihren Mund, dankten Gott für seine Gnade und Durchhilfe, und Allen denen, die zum Werk geholfen, auch den Freunden von nah und fern, in Deutschland und Frankreich, die durch ihre Liebesgaben den Bau ermöglicht. Zwischen den Ansprachen sang ein Chor aus dem deutschen Jünglingsverein. Nachdem die Gemeinde das Lied gesungen: „O heil'ger Geist, kehr bei uns ein", bestieg der Prediger der batignoller Gemeinde (Müller aus Halle), der nun seit drei Jahren Leid und Freude mit seiner armen Gemeinde treulich geteilt und manchen sauern Tritt gethan, um derselben zu einem Gotteshause und zu Schulen zu verhelfen, die Kanzel. Sein Text waren die Worte aus dem 118. Psalm, V. 19—25. Der Name des Herrn — das war der Hauptinhalt seiner Predigt — hat sich dieses Haus selbst zubereitet und erbaut: der Name des Herrn soll die Weihe dieses Hauses sein. Denn Gerechtigkeit steht an seinem Thor. Nur Gerechte sollen hier eintreten, solche, die ihre Gerechtigkeit suchen in dem Stein, den die Bauleute verworfen haben, in Jesu Christo dem Gekreuzigten, die mühseligen und belasteten, zerknirschten und zerschlagenen Selen, die unter ihrem Sündenelend nach einem Heiland verlangen; dagegen die Heuchler und Selbstgerechten, die stolzen, sicheren Sünder sollen fern bleiben. In seinem zweiten Teil redete der Prediger von der Wunderhilfe des Herrn, die in diesem Hause walte. Er that hier einen Rückblick auf die mannigfaltigen Nöte, durch welche der Herr diese Gemeinde in den lezten Jahren geführt, insonderheit auf die lezte Notzeit, wo die furchtbare Seuche in den ärmlichen Wohnungen der Gemeindeglieder so schreckliche Verheerungen anrichtete, daß es schien, als sollte es gar aus werden mit diesem kleinen Haufen. Aber heute konte der Prediger nun sprechen: Ich danke dir, daß du mich demütigest und hilfst mir! Dies ist der Tag, den der Herr macht: lasset uns freuen und fröhlich drinnen sein. O Herr hilf, o Herr, laß wol gelingen! — Nach dem Gesang des Liedes: „Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ", schloß Pfr. Vallette mit Gebet und Segen.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. **Mittwoch den 18. April.** № 31.

Karl Gutzkow.

(Fortsetzung.)

Nun folgen im Romane Bruchstücke aus Wally's Tagebuch. Alle Verantwortlichkeit rücksichtlich ihrer religiösen Zweifel lädt sie auf Cäsar, wahrscheinlich auch, daß sie „in der besten Laune" die Wolfenbütteler Fragmente gelesen. Das Gebot ihrer Weltansicht heißt: „Wir sollen Gott zürnen." „Warum müssen wir so armselig und hilflos auf unserem Planeten herumkriechen? Was bezweckte Gott damit? War dies eine Grille von ihm?" Altern, Krankheit, Tod: „dies ist eine so folternde Grausamkeit des Schicksals, ein solcher Fluch der menschlichen Natur, daß ich mich nie entschließen kann, recht das Gebot der Gottesliebe zu befolgen."

Wally hat sich von Cäsar „Geständnisse über Religion und Christentum" niederschreiben lassen. Darin wird wol der Dichter seine eignen Meinungen niedergelegt haben. „Die Religion der Entsagung" — heißt es dort — „mag für Jahre passen, wo die Ernte nicht gerathen ist; aber wo Fülle und Verschwendung rings ihre Feste feiern, murrt die Menschheit über eine Religion, welche immerfort an das Sichschicken, an die Demut, an den Rathschluß Gottes appellirt. Von dieser Seite des Christentums überhaupt, die sich dem Zeitgeiste entgegenstellt, kann nicht mehr die Rede sein."

Wally war nach dem Lesen solcher Geständnisse wie versteinert. Hatte sie schon seit einiger Zeit bemerken müssen, daß Cäsar einer Jüdin den Vorzug vor ihr gab, so war ihr nun mit der Religion, die sie widerstandslos preisgab, wenn sie überhaupt noch einen Rest von Religion gehabt hatte, die lezte Stütze gesunken. Sie weinte und rang, aber beten konte sie nicht; die Vermälung Cäsars mit der Jüdin war die Ursache, daß sie sich mit einem Messer das Leben nahm; weil sie die Ueberzeugung hatte, daß ohne Religion das Leben des Menschen elend sei, darum gab sie sich den Tod. „Sie wurde mit Gepränge bestattet. Die, welche am Grabe standen, beweinten nicht sie selbst, sondern ihre Jugend." Zulezt erklärt G.: „Sie, die Zweiflerin, die Ungewisse, die Feindin Gottes, war sie nicht frömmer, als die, welche sich mit einem nicht verstandenen Glauben beruhigen?"

Gegen den unsittlichen Roman „Wally" erhob zunächst Wolfgang Menzel in seinem Literaturblatte — Nr. 93 und 94 von 1835 — seine Stimme. Schon die Vignette dieser Nummern — Donnerwolken und flammende Blitze — lassen es ahnen, daß wir aus der zum Ersticken schwülen Luft des Romans in die frische Luft der Kritik treten, welche sich nicht durch sog. poetische Anschauungen über den sittlichen Wert einer Dichtung täuschen läßt. W. Menzel hat sich durch seine vernichtende Kritik ein wahres Verdienst erworben. Ohne Rücksicht darauf, daß G. von ihm nach Stuttgart gerufen worden und bei ihm ein- und ausging, hatte sich Menzel aufgemacht, „seines Amtes zu warten." Drohend rief er dem jungen Deutschland zu: „So lange ich lebe werden Schändlichkeiten dieser Art nicht ungestraft die deutsche Literatur entweihen." „G.s „Wally" erklärt im Namen des Geistes und der Freiheit jeder edlen Sitte als einer alten Dummheit den Krieg." — „Unzucht und Gotteslästerung stehen in einer uralten Verbindung, deren Ueberlieferung wir schon im A. T. finden." Der Name Christi schließt wie ein Siegel das Thor des Abgrundes, alle unsauberen Geister rütteln an diesem Thore und „über kurz oder lang komt eine Ratte gelaufen und sucht die allmächtige Signatur abzunagen mit kleinem giftigem Zahn." Dann heißt es noch: „Da Herr Gutzkow uns eine neue Bibel der Schwäche und des Lasters anstatt der alten Bibel der Kraft und der Heiligkeit aufdrängen will, so will ich ihm einige Seiten des alten Buches aufschlagen, daß das Herz in ihm erschrecke." — „Sie brüten Basiliskeneier und wirken Spinnweben. Isset man von ihren Eiern, so muß man sterben; zertritt man's aber, so fahren Ottern heraus." „Wehe denen, die Böses gut und Gutes böse heißen, die aus Finsternis Licht und aus Licht Finsternis machen, die aus sauer süß und aus süß sauer machen."

Auf eine zweite Abfertigung in Nr. 99 des Literaturblattes folgte eine dritte in Nr. 107: „Ich kämpfe für eine gute Sache. Weh euch, die ihr die schlechte führt." Die Verteidigung G.s konte natürlich nur in Worten bestehen: die poetische Wahrheit offenbare sich nur dem Genius, es baue sich in der neuen Poesie eine Wahrheit der Dichtung auf, der in den uns umgebenden Institutionen nichts entspreche; die Tendenz seines Romans sei, „dem Christentum im 19. Jahrhundert eine neue Wegbereitung in den Gemütern zu geben, es in Einklang zu bringen mit den Stimmungen und Bedürfnissen dieser Zeit, es zur Angel einer neuen Bewegung zu machen."

Menzels „kritische Ruthe" war die Veranlassung, daß G. im November 1835 zu Mannheim verhaftet wurde. Darüber gerieth Kirchenrath Paulus in Harnisch. In einer Zuschrift an

den gefangen gehaltenen Dichter fragte er fünfmal: warum er den Dr. Menzel nicht injuriarum belange; „der Zionswächter" habe eine verläumdende Recension geschrieben; Wally sei nicht sinnlich, kaum kokett, sie sei vorurteilsfrei und nur in Folge ihres pietistischen Unterrichts sei sie eine Zweiflerin geworden. Auch Daumer in Nürnberg veröffentlichte eine Schrift darüber, „daß Wally sich aus reiner Religiosität getödtet hätte." — Wenn die Absicht des Heidelberger Kirchenraths dahin ging, durch seine Vertheidigungsschrift die Richter von G.s Unschuld zu überzeugen, so ist ihm dies nicht gelungen. G. wurde nach achtwöchiger Untersuchungshaft mit vier Wochen Gefängnis bestraft. Die Wirkung dieser Strafe war für die Literatur eine heilsame. G. hat nie mehr eine in solchem Maße frivole Dichtung veröffentlicht. Er gestand ein, daß ihm „auf zehn Jahre ein Todschrecken in die Finger gejagt worden sei" und daß er aus Furcht vor der Polizeicontrole „einige Jahre hindurch den leitenden Faden seines inneren Selbst im Literaturlabyrinth fast verloren habe." Doch findet er in diesem Verhalten einen Heroismus größer denn der des M. Scävola. Noch im Jahre 1835 hat G. erklärt, er bereue die schlüpfrige Scene seines Romans, gleichwol hat er denselben 1852 unter dem Titel: „Vergangene Tage" mit nur wenigen unwesentlichen Aenderungen neu herausgegeben. Hieraus ist der traurige Schluß zu ziehen, daß G.s sittliche Anschauung sich in jenen 25 Jahren nicht geändert hat.

Im Gefängnis zu Mannheim entschloß sich G. nicht blos, sich weder eine Kugel vor den Kopf zu brennen, noch nach Frankreich zu entfliehen, sondern auch „die bösen Ungewitter in der Luft und die noch schlimmeren in der eignen Brust sich austoben zu lassen." Zu dem Ende schrieb er noch während der Haft eine kleine Schrift: „Zur Philosophie der Geschichte." Dieselbe soll, was auch der jetzige Titel in den ges. Werken anzeigt, ein Versuch der Philosophie der historischen Subjectivität (That) und der historischen Objectivität (Ereignis) sein. Wenn der Verf. sagt, diese Schrift sei wenig beachtet worden, so entspricht das ganz dem geringen Werte derselben. Schon Verstöße wie die, daß Abraham weiße Ziegen und schwarze Böcke zusammengethan haben soll, um buntes Vieh zu erzielen, sowie daß Theodosius der Große mit dem heil. Athanasius in Mailand zusammengekommen, verleiden einem den Geschmack an den nur philosophisch klingenden Erörterungen über Jacobinismus, Frauenemancipation, Staat, Bibel, Christentum ꝛc. Eine Probe philosophischer Weisheit möge hier folgen: „Ich glaube, daß alle physischen und moralischen Handlungen darauf hinausgehen, Gott zu produciren. — Ein göttliches Ideal wohnt in unserer Brust, ein harmonisches Gesez der Tugend und Schönheit, bei dem Einen als Gewissen, bei dem Andern als mystische Intuition. Dies Ideal ist Gott selbst." — „Um diesen Gott, der in uns wohnt, zu erzeugen, leben wir, um ihn aus dem ungewissen Nebel unserer Sinnennatur und dem unvollkommenen Bewußtsein eines in die Materie gebanten Geistes zu befreien, so daß er immer strahlender und deutlicher in seinen Zügen hervortritt."

In die Jahre 1835 und 1836 fällt die Abfassung des Romans „Seraphine." Schon der Name und die Wirkung der Haft lassen vermuten, daß die Drohung W. Menzels an die jungen Deutschen: „Jezt hält man euch schon für geschlagen und zweifelt nicht, daß ihr mir gehorchen und euch ganz erstaunlich mäßigen werdet", in Erfüllung gegangen ist. Seraphine ist nicht frivol, sondern sentimental. Eine Lehrerin, von blassen Mienen, citirt sie Stellen aus Tiedgens Urania auf einem Friedhofe. Ueber eine beliebige Grabinschrift vergießt sie Thränen. Auch auf Landpartien weint sie Abends beim Gedanken an ihre Stiefmutter. Sehr gern war sie bei einem emeritirten rationalistischen Landgeistlichen, der ihr jedesmal „mit verklärten Zügen" entgegenkam und zu ihr einstmals in seiner Gartenlaube mit gefalteten Händen und abgenommenem Käppchen sprach: „In diesem Tempel verehr ich Gott. Flüsternde Blätter heben mit sanfter Musik die Sele zu ihm! Hier athme ich was da heißt Odem Gottes. Heilige Natur! du bist meine Religion. In jedem Lenze, wo du Schlummernde wieder aufwachst und das Veilchen am Bache, die Ceder auf dem Libanon dem Evangelium des erwärmenden Sonnenstrahles sich entgegenfreut, wird der Bund besiegelt, welchen der Himmel mit der Erde geschlossen hat." Damit fing der gute Mann an zu weinen. — Seraphine will ihren Bräutigam aus Edelmut ihrer Schwester abtreten. Da aber jener nicht darauf eingeht, so gibt sie sich, um ihn zu zwingen, den Werbungen eines andern Mannes hin, mit welchem sie auch ohne Zweifel getraut worden wäre, wenn nicht eine Ohnmacht sie im Brautschmuck überkommen hätte. Später tritt sie in Beziehungen zu dem Sohne der Familie, bei welcher sie in Dienst getreten; ohne den neuen Verehrer eigentlich zu lieben, fällt sie ihm doch nach einigen Erörterungen über „Musik", „Liebe" und „Leben" weinend an die Brust. Die alten Fäden mit dem zweiten Geliebten werden indessen wieder angeknüpft. Derselbe hat einen dem Trunke ergebenen Bruder, der ein musikalisches Genie ist. Ueber einen solchen Widerspruch wurde Seraphine ganz wehmütig und „badete sich in Thränen." Nachdem der zweite Liebhaber wegen Wilderei eingezogen und zu einem Jahre Gefängnis verurteilt worden, bittet Seraphine beim Minister um Gnade. Beim Hinabsteigen von des Ministers Treppe löste sich ihre ausgehaltene Spannung mit einem Thränenstrom. Später wird sie Erzieherin beim Minister, nicht mit viel Geschick, wenigstens weinte sie, „da sie sich eingestehen mußte, daß sie die lange Reihe der Xerxes und Artaxerxes verwirrt hatte." Allmälich verliebt sich der Minister in S., indessen „je mehr er diese Vorstellung verfolgte, desto mehr verschwand zwar die sinnliche Beimischung, aber der moralische Zug verstärkte sich." Der Minister verliert dann sein Portefeuille, und da er, ohnehin mismutig, gar noch entdeckt, daß zwei junge Männer — und zwar der erste und der dritte Verehrer Seraphinens — gleichzeitig der Ministerin, die weder eine Moral der „Umstände" noch der „Gewohnheit" kante, den Hof machen, so läßt er zur Bereitung seines Sarges einen in jungen Tagen von ihm selbst gepflanzten Nußbaum fällen. Der fallende Stamm erschlägt den

Minister. Ein alsbald zwischen den beiden Nebenbuhlern drohendes Duell wird von S. mit den Worten vereitelt: „O liebt euch! liebt euch, ihr seid eins, eins in mir, haßt euch nicht!“ Merkwürdiger Weise ist der Exminister, dem blos der Schädel zerschmettert war, in der Ahnengruft zu neuem Leben erwacht, ein Ereignis, welches einen solchen Eindruck auf seine leichtsinnige Frau macht, daß sie ihren Mann zärtlich und sorgsam zu pflegen anfängt. Seraphine heiratet dann den zweiten Geliebten, verkümmert in der Prosa des Lebens und stirbt. —

Einzelne Züge in diesem Romane sind durchaus wahr. Es kann dies um so weniger befremden, als der Verf. offen erklärt: den Schmerz des ihm im Leben begegneten Urbildes der Seraphine mitgeschaffen und an ihrem Herzen sich versündigt zu haben.

1838 gab G. den mehrbändigen komischen Roman: „Blasedow und seine Söhne“, heraus. Blasedow ist ein Landpfarrer, der sich in seinem Berufe nicht glücklich fühlt. Er ist ohne Glauben, bekümmert sich nicht um Religion und Kirche, von Selsorge will er auch nichts wissen; er predigt nur über die Episteln, weil er die Evangelien nicht breit und geschwätzig umschreiben kann; er ergeht sich in frivolen Ausdrücken über die heil. Sakramente; an den Sontag wird er immer erst durch das sonnabendliche Brotbacken seiner Frau erinnert. Mit seinen Amtsbrüdern steht er nur insofern in Verbindung, als er sie durch Randglossen zur Ev. K. Z. und anderen kirchlichen Blättern zu Entgegnungen reizt. Seine Mienen verrathen eine gewisse Dürre des Inneren, gelegentlich komt auch ein Fluch über seine Lippen. Eigentlich ist er ein genialer Mensch, darum lebt er auch in stetem Hader mit dem Consistorium, namentlich mit dem Consistorialrath Blaustrumpf, der als Freimaurer ein lächerlich-fanatischer Feind alles Aberglaubens ist und in seiner Neuerungssucht für „Kirche“ „geistliches Verrichtungshaus“ setzen will. Blaustrumpf begünstigt diejenigen Pfarrer, welche Whist spielen und Liebhabertheater arrangiren, denn in solcher Thätigkeit erkent er das beste Gegengift gegen den Pietismus. Blasedows eigentliches Fach ist die Erziehung: „Meine Bildung ist mein Gott.“ Und weil bei seiner Ausbildung viel versäumt worden ist, so will er das bei seinen vier Söhnen wieder gut machen. Die sollen nur lernen, was sie brauchen. Anstatt aber zu beobachten, ob der eine oder der andere eine besondere Vorliebe für einen bestimten Beruf zeigt, modelt er sie sich nach den vier Temperamenten zurecht. Der älteste soll Schlachtenmaler werden, der zweite Bildhauer, der dritte Volksdichter, der jüngste Satyriker. Als die Söhne zusammen das Vaterhaus verlassen, gibt ihnen der Vater sein Vermächtnis in Form eines Briefes mit. Darin steht neben manchen ganz trefflichen Lebensregeln u. A. auch: „Das Christentum nehmt als eine ehrwürdige Reliquie, heilig wie einen Dom, der schon in Trümmer fällt, während er noch nicht einmal ausgebaut ist. Von Christus redet mit Andacht und stellet ihn höher als Sokrates. In Luther schätzet den Mönch und den Deutschen, weniger den Theologen.“ — In der Stadt führen sich die Söhne schlecht auf, sie belügen und betrügen ihren Vater. Endlich werden jene ausgewiesen und dieser seines Amtes entsezt. Blasedow ist bald getröstet: „Die ganze Welt steht mir nun offen. Komm, wir haben ja so viel nachzuholen, so viel zu verbessern! Wir wollen nun Alle und ich zum meisten noch einmal von vorne anfangen.“ Die Söhne werden Schauspieler und ihr Vater wird ihr Lampenputzer. „Er nahm diesen Erfolg und ihrer Aller Unglück als ein organisches Verhängnis, wo Niemanden ein Vorwurf treffe, als höchstens den Zufall, der gerade in dem Jahre, wo seine Hoffnungen reifen sollten, einen Miswachs wollte.“ Die Schauspielerlaufbahn führt jedoch ebenso wenig zu einem ersprießlichen Ziele, als das Bestreben, durch allerlei Betrug eine Mineralquelle und ein Bad ins Leben zu rufen. Zulezt gehen Alle nach Egypten.

Mit dem Jahre 1839 beginnen die Dramen G.s. Abgesehen von dem in ihnen zur Geltung kommenden modernen Denken, sind sich dieselben auch darin ähnlich, daß die Helden durchgängig Schwächlinge sind.

1840 entstand das Schauspiel: „Werner oder Herz und Welt.“ Welch ein Held dieser Werner ist, kann schon aus einer Anmerkung des Dichters entnommen werden, welche von der Zeit französischer Lüderlichkeit in Deutschland sagt: „Wilde Rechte der Natur machten sich geltend. Der Natur! Wer kann sagen, daß die Natur dem Manne — die Treue lehrt! In der höchsten Potenz des Manngefühls liegt das Bewußtsein einer Vollkraft, die den Mann nicht blos in Asien, sondern selbst bei den Stämmen Germaniens zum Herrn und bloßen Nutznießer des Weibes macht. Von einem gewissen, einem geschichtlichen und natürlichen Standpunkte aus sind solche den in ihren Liebesneigungen schwankenden Männern gemachte Vorwürfe geradezu eine Schulmeisterei.“ — Heinrich Werner hatte lange Zeit mit einem unbescholtenen Mädchen ein sog. „Mondscheinverhältnis.“ Dieses Verhältnis brach er ab, um sich von der reichen Familie von Jordan adoptiren und mit einer Frau nebst glänzender Carriere versehen zu lassen. Fünf Jahre lang steht er in einer mit Kindern gesegneten Ehe, da mahnt ihn plötzlich sein „Gewissen“ an seine frühere Untreue. Aber sein Gewissen sagt ihm nicht: unterstütze die in ärmlichen Verhältnissen lebende Verschmähte, nein, es sagt ihm: versenke dich aufs Neue in die alte Liebe, wenn du auch ein Verbrechen gegen deine Frau begehst. Er versichert einem Freunde: „Gott ist mein Zeuge, nie werde ich mein Weib betrüben“; da aber von seiner arglosen Frau die frühere Geliebte als Erzieherin engagirt wird, erklärt er der lezteren, welche nicht bleiben will: „der Himmel selbst hat dich mir ja zugeführt“ — in einem „überirdischen, gottgeliehenen Augenblick.“ Sein Gewissen schwankt jedoch einigermaßen: „dort meine Pflicht, hier ein Schwur! Mein Inneres spricht mich frei! — — Wem ein Herz im Busen schlägt, der wird mich verstehen, wie mich Gott versteht.“ Die Geliebte bleibt. Da ihr aber einer seiner Freunde nachstellt, wird er ganz entrüstet und spricht von „Kirchenraub“. „Bestehlen Sie die Witwen, bestehlen Sie die Menschheit, aber lassen Sie dem

Himmel, was vom Himmel stamt." Nach und nach gehen der Frau die Augen auf, sie dringt auf Entfernung der Erzieherin und sagt ihrem Manne: „Wer wie du dem Lauf der göttlichen Ordnung zu widersprechen wagt, muß zulezt das Opfer seines Frevels werden." Herr von Jordan trozt jedoch „den Gesetzen, die ein historischer Zufall zur sittlichen Notwendigkeit erhob." Die Erzieherin will sich verheiraten, um ein- für allemal dem ehemaligen Verehrer zu entgehen. Welcher Edelsinn! Frau von Jordan kann ihr nicht zürnen, ja sie will ihr, um auch edelmütig zu sein, den Herrn Gemal selbst abtreten. Sie gesteht ein, diesen „zu kleinlich, zu gewöhnlich" beurteilt zu haben, sie will darum auf dem Altar ihres Bundes das Opfer der Entsagung bringen. Nach solchen Ereignissen kann sich Herr von Jordan nicht mehr in seinem bisherigen Wohnorte halten. Er gibt Namen und Adoption auf, nent sich wieder Werner, und da er, von Haus aus freisinnig, immer sein Vaterland mit dem Jahrhundert in Einklang bringen wollte, so fällt es ihm nicht schwer, Universitätsprofessor zu werden.

Julian Schmidt bemerkt über Werner: „Bei G. benimt sich der Held von Anfang bis zu Ende wie ein Lump, was dadurch keineswegs verbessert wird, daß er sich zugleich wie ein Narr benimt; und doch verlangt der Dichter, wir sollen ihn als einen edeln Menschen verehren."

Dem Jahre 1844 gehört das Tendenz-Lustspiel: „das Urbild des Tartüffe" an. Der darin verarbeitete Stoff bot dem Dichter und bietet jezt noch dann und wann dem Theaterpublikum Gelegenheit, unter dem Urbild des Tartüffe eine ganze, große Schar gläubiger Christen als Heuchler zu brandmarken. Es ist bekant, mit welchem Hohne seiner Zeit der selige Mallet bei Aufführung jenes Stückes in Bremen von der toleranten gebildeten Gesellschaft überschüttet worden ist.

Die „Wiener Eindrücke" (1845) sind unbedeutend. Wir heben nur hervor, daß es G. nach seiner Ankunft in Wien „Gewissenssache" war, sofort das Theater zu besuchen: „Wir weltlichen Leute haben auch unsere Religion." „Ueber die neue apostolisch-katholische Bewegung" des seit 1844 aufgekommenen Deutschkatholicismus fand er in den österreichischen Zeitungen „entweder nur Schweigen beobachtet oder diejenigen Dinge hervorgehoben, die diese neue Kirchenverbesserung compromittiren sollen." G. schwärmte für die neue Religion. Ronge's offnen Brief nante er „ein Rundschreiben von einer so bezaubernden Macht der heiligsten Entrüstung, von einer das deutsche freie Geistesleben so allumfassenden Bildung und freien Ueberzeugung, daß ein größeres Wunder geschah, als durch den heiligen Rock." — G. glaubte übrigens nicht blos damals, daß „diese Offenbarung des göttlichen Geistes" eine große Zukunft vor sich habe, noch in dem „Zauberer von Rom" hat er die beste Meinung von der inneren Kraft und Bedeutung des Rongeanismus.

G. „trug sich mehrere Jahre mit der Idee eines Werkes, das den Versuch machen sollte, ein Gesamtbild unseres Jahrhunderts nach seinen vorzüglichsten Lebensäußerungen und Gedankenrichtungen zu geben. Anfangs 1837 hielt er sich für befähigt, endlich an diese schwere Aufgabe zu gehen." Da er aber die preußische Censur fürchtete, so gab er das Ganze unter dem irreleitenden Titel: „Bulwers Zeitgenossen" mit englischer Färbung heraus. Die zweite, 1846 erschienene Ausgabe hat unter dem Titel: „Säkularbilder", das englische Colorit abgelegt. Wie kam aber G. dazu, aus der schönen Welt der poetischen Erfindung in das Elend und die Prosa der gemeinen Wirklichkeit zu treten? Er gibt uns selbst die Antwort: „Ich verlasse gern meine poetischen Beschäftigungen und politisire. Meinen prekären Erfindungen gegenüber haben für mich die Thatsachen wieder einen unwiderstehlichen Reiz." G. hat in den Säkularbildern so ziemlich über alles Mögliche gesprochen, über Homöopathie, Preßfreiheit, Mode, Oelbilddruck, lutherische Orthodoxie, russische Diplomatie, Magdalenenstifte, Constitutionen, Heidenmissionen. (Beiläufig sei bemerkt, daß G. es lieber sehen würde, wenn die Missionare sich an die Türken anstatt an die Heiden wendeten; den Heiden fehle so sehr alle „Bildung", daß die Mission bei ihnen nichts ausrichten könne.) Was seine innere Stellung zu den Fragen der Zeit anlangt, so hält er dafür, daß der Literat „ebenso reformistisch wie conservativ" gesint sein müsse. Er ist von dem Radikalismus der jeune Allemagne zur sog. goldnen Mittelstraße zurückgekommen. Alles Moderne kann und mag er nicht verehren. So erklärt er sich sehr entschieden gegen den materiellen Sinn unseres Geschlechts, gegen die Hyperculmination der Industrie und des Mercantilismus, gegen den Schwindel des auf Papier basirten Handels u. s. w. Indessen viel Tadel wagt er nicht auszusprechen: „Ich will nicht den Sittenprediger in diesem Buche spielen, weil ich mir sonst die Möglichkeit nehmen würde, auf meine Zeitgenossen zu wirken."

In der Entstehungszeit der Säcularbilder hat der das Gewitter des Jahres 1848 ankündigende freireligiöse Wind geblasen. Unter dem Einflusse dieses Windes ist das in Paris gedichtete Judenstück: „Uriel Acosta" entstanden. Den Stoff hatte der Dichter bereits 1833 in der Novelle: „der Sadducäer von Amsterdam" behandelt. Sowol was Charakterzeichnung und Motivirung, als was die Diction betrifft, steht die Tragödie hinter der Novelle zurück. In dem Drama heißt es von Uriel: „halb Christ, halb Jude, schwebt er in den Lüften, erhebt den Zweifel auf den Thron des Glaubens." Kann es ein schöner klingendes Wort für das vulgäre Theaterpublikum geben?

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 21. April. № 32.

Das neue Dogma von der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria.

Wer dürfte das Gefühl des tiefsten Schmerzes tadeln, welches auch ein lauteres evangelisches Gemüt im Hinblick auf die Zerspaltung der christlichen Kirche im sechszehnten Jahrhundert ergreift? und wer dürfte die Sehnsucht nach einer Wiedervereinigung der feindselig einander entfremdeten Kirchen zu einer heiligen christlichen Kirche uns verargen wollen? Der kent unsere deutschen Reformatoren schlecht, der bei ihnen nicht denselben Schmerz über die Zerspaltung, dasselbe Streben nach Versöhnung auch in den Zeiten heißesten Kampfes deutlich erkent; und der kent unsere evangelische Kirche schlecht, der ihr zumutet, in der gegenwärtigen Auflehnung des Massen-Unglaubens gegen alle christliche Ordnung und gegen allen christlichen Glauben mit ihr gemeinschaftliche Sache gegen die römische Kirche zu machen, die denn doch bei allen Abirrungen immer noch die christlichen Heilswahrheiten bisher bewahrt hat. Wenn aber schon in der ersten Zeit der evangelischen Kirche das an sich durchaus rechtmäßige und lautere Streben, die unheilvolle Spaltung zu verhüten, manche evangelische Christen, z. B. eine zeitlang selbst einen Melanchthon, zu höchst bedenklichen Schwankungen und gefährlichen Zugeständnissen an die römische Kirche verleitete, und wenn in neuester Zeit in nicht wenigen treuen und gläubigen evangelischen Selen, angesichts der schweren Verirrungen protestantischer Theologie und des tiefgreifenden Unglaubens im Gewande des Protestantismus, die Neigung erwacht ist, der römischen Kirche zu einer möglichen Annäherung die Hand zu bieten, so hat damals wie jezt die Macht der strafenden Gerechtigkeit, die sich in der Entwickelung der Unwahrheit kundgibt, einer unzeitigen Friedensliebe und einem unbesonnenen Wiedervereinigungsstreben den Weg vollständig abgeschnitten. Weniger wir, die wir das Bekentnis zur lauteren Wahrheit höher stellen als die äußerliche Vereinigung des innerlich noch Geschiedenen, wol aber die christlich-frommen Selen innerhalb der römischen Kirche müssen es tief beklagen, daß damals wie jezt die römische Kirche in hartnäckiger Selbstverblendung selbst alle Brücken abgebrochen, alle Bande der Einigung durchschnitten hat. Noch waren zur Zeit der Reformation die meisten unevangelischen Lehren nicht zu wirklichen Dogmen erhoben, noch war der weitab verirrten Kirche die Möglichkeit gegeben, einzulenken und die stürmischen Wogen der Kirchenspaltung zu beschwichtigen, — sie verhärtete sich selbst gegen die evangelischen Mahnungen und erhob zu Trient die unevangelischen Lehren zum Dogma, und machte so alle Wiedervereinigung der Getrenten unmöglich. Ein ganz ähnliches Schauspiel bietet die Gegenwart. Bot einerseits der innerhalb der christlichen Völker beider Bekentnisse weit verbreitete naturalistische Unglaube vielen und gerechten Grund für die Gläubigen beider Kirchen, sich enger an einander zu schließen, bot andrerseits das herbe Unglück, von welchem der Papst in seiner eignen weltlichen Herschaft durch die Revolution heimgesucht wurde, der römischen Kirche und ihrem Papste vollen Grund, von dem bisherigen unevangelischen Wege abzulenken, so hat sich auch hier wieder jene strafende Gerechtigkeit gegen die Verachtung des Evangeliums erfüllt, — Papst und römische Kirche haben einen neuen und schweren Schlag gegen das lautere Evangelium geführt, haben sich noch tiefer in ihren Irrtum eingegraben. Das neue Dogma dürfte für sie verhängnisvoll werden; es ist damit eine neue Bahn der Verirrung eröffnet, deren endlicher Verlauf noch gar nicht abzusehen ist. Die römische Kirche ist hinfort nicht mehr, was sie zur Zeit der Reformation, selbst nicht, was sie nach Abschluß des Tridentinums war. Das neue Dogma, welches das Tridentinum wolweislich von sich fern hielt, reiht sich nicht den andern gleichartig und ergänzend an, es bildet einen tiefschneidenden Wendepunkt der sich weiter entwickelnden Verirrung. Wohin die Wendung geht, werden wir nachher erwägen. Zuerst werfen wir einen Blick auf die geschichtliche Geburt der neuen Lehre. Eine eingehendere Darstellung dieser Geschichte und eine zwar kurze, aber für jeden Unbefangenen vollständig zureichende und schlagende Beurteilung des Dogmas auf Grund der heiligen Schrift und der Kirchenväter gibt Dr. Ed. Preuß in dem mit großer Sachkentnis und in gewandter und lebendiger Darstellung, obwol mitunter in etwas zu heftigem Ausdruck, geschriebenen Werke: „Die römische Lehre von der unbefleckten Empfängnis aus den Quellen dargestellt und aus Gottes Wort widerlegt", Berlin (Schlawitz) 1865. Die Hauptpunkte der Geschichte dieser Lehre sind nach dem vorliegenden Werke folgende:

Die Meinung, daß Maria nicht blos vollkommen frei von aller persönlichen Verschuldung, von aller Thatsünde gewesen sei, sondern auch von aller angebornen sündhaften Verderbnis, daß sie also von der Erbsünde frei gewesen und von ihrer Mutter vollkommen sündlos empfangen sei, ist, wie die meisten

andern unevangelischen Lehren der römischen Kirche nicht durch eine abirrende Wissenschaft in den kirchlichen Glauben, sondern aus einem verirrten Volksglauben in die kirchliche Wissenschaft eingetreten. Die fromme Ehrung der Mutter des Heilandes veranlaßte schon früh in lyrischer Ueberschwenglichkeit manche maßlosen Ausdrücke und Vorstellungen. Ephräm der Syrer im vierten Jahrhundert preist die Reinheit Marias, die an Heiligkeit selbst die Engel überrage, fast wie vollkommene Sündenreinheit; er weist ihr die zweite Stelle unmittelbar nach Gott an und nent sie sogar die Versöhnung der Sünder. Johannes Damascenus nent sie das gemeinsame Heil der ganzen Welt, die einzige Mutter Gottes, anzubeten in alle Ewigkeit. Diese Ueberschwenglichkeit, zu welcher in weiten Kreisen unzweifelhaft auch heidnische Erinnerung an früher verehrte Göttinnen Vieles beigetragen haben mag, steigerte sich im Volke naturgemäß immer mehr, und Peter Damiani in der zweiten Hälfte des 11. Jahrh., Freund Hildebrands, nent Maria die Königin der Welt, die Fürsprecherin bei Gott dem Vater und das Mittel unserer Wiedergeburt; ihr sei gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden; ihr sei nichts unmöglich, denn ihrer Macht könne die Macht dessen nicht entgegentreten, der von ihr seine Menschheit empfangen, denn, — so redet er die Maria an, — „du trittst vor jenen goldenen Altar der menschlichen Versöhnung nicht blos bittend, sondern gebietend, als Herrin, nicht als Magd.“

Auf Grund solcher schriftwidrigen Uebertreibung der Ehrung der Mutter des Heilandes entwickelte sich zunächst der Gedanke, Maria müsse wenigstens von dem Augenblicke an, wo sie den Heiland empfing, frei von allen Thatsünden geblieben sein; und die Kraft des heil. Geistes, durch den sie das Göttliche empfing, war zugleich eine sie für alle Folgezeit heiligende und vor aller Sünde bewarende. Wir Evangelischen werden guten Grund haben, auch dies zu bestreiten, aber wir können anerkennen, daß mit jener Behauptung nicht die Grundlagen unseres christlichen Glaubens angetastet werden. In der angegebenen Weise lehrte noch der große Scholastiker Petrus Lombardus um 1150, ohne damit auf irgend erheblichen Widerspruch zu stoßen. Der frommen Verehrung der Maria genügte dies aber noch nicht; man ging daher rückwärts weiter und erklärte, Maria sei zwar, wie alle Menschen seit Adam, in Sünden empfangen, also mit der Erbsünde ursprünglich behaftet, aber doch ohne Erbsünde geboren, weil sie schon im Mutterleibe durch einen wunderbaren Act geheiligt worden sei. So lehrte Paschasius Radbertus im 9. Jahrh.; und diese Vorstellung wurde bald immer allgemeiner; auch Bernhard von Clairveaux hält sie fest. Der alten Kirche war dieser Gedanke fremd; nur Pelagius, was wol zu beachten ist, lehrte, es sei für die Frömmigkeit unabweisbar, die Mutter des Herrn als sündlos zu betrachten; Augustin dagegen wies den Gedanken, daß Maria von der Erbsünde ausgenommen sei, entschieden zurück; und obwol sie durch eine besonders hohe Unterstützung Gottes die auch ihr angeborne Sünde überwunden habe, sei sie doch nicht wirklich sündlos gewesen.

Man sollte meinen, auch die überspanteste Vorstellung von der Heiligkeit Marias hätte sich bei dem Gedanken des Paschasius, daß Maria als vollkommen reine geboren sei, vollständig befriedigt fühlen können. Aber man ging, da einmal der Weg unbiblischer Dichtung betreten war, noch weiter rückwärts, auch der allererste Lebensfunke dieser verehrten Person mußte aus dem Zusammenhange der sündlichen Wirklichkeit herausgehoben, auch die Erzeugung Marias, ihre Empfängnis, mußte eine wunderhafte Durchbrechung des gerechten Gesezes der sich fortpflanzenden Sündhaftigkeit gewesen sein, mußte eine unbefleckte sein, so daß jene vorher angenommene heiligende Wunderwirkung von Maria auf ihre Eltern zurückgeschoben wurde. Bis zu jenem Gedanken der Heiligung Marias vor ihrer Geburt folgten im zwölften Jahrhundert fast alle katholischen Lehrer, aber gegen den weiteren Schritt sträubten sich mehrere Jahrhunderte die angesehensten Kirchenlehrer, und es entbrante ein Kampf, der an Eifer, leidenschaftlicher Heftigkeit und Ausdehnung wenige seinesgleichen hat; und erwägt man, daß der Gegenstand desselben gar nichts anderes war, als die moralische Beschaffenheit des Kindes zwischen seiner Empfängnis und der Geburt, — also ein Gegenstand, welcher für die wirkliche Persönlichkeit Marias auch nicht die allermindeste praktische Bedeutung hatte, — so könte man beim ersten Anblick erstaunen über die Seltsamkeit des ganzen Streites; — aber derselbe hat leider einen sehr bedeutenden Sinn, wie wir nachher sehen werden.

Der Gedanke der sündlosen Empfängnis entwickelte sich nur sehr allmälich, und hatte zunächst einen sehr äußerlichen und zufälligen Anlaß. In einer nach immer neuen Festen begierigen Zeit lag es nahe, zu dem schon seit lange gefeierten Geburtstage Marias auch noch den Tag ihrer Empfängnis zu feiern. Dies geschah 1139 in Lyon durch einige Canonici auf Grund einer angeblichen Offenbarung; von einer unbefleckten Empfängnis war dabei aber nicht im mindesten die Rede, und kein Mensch dachte noch an eine solche. Sofort aber erhob sich gegen diese Neuerung, obgleich damit noch durchaus keine neue Meinung von Marias Ursprung verbunden war, der am höchsten gefeierte Mann seiner Zeit, der heilige Bernhard von Clairveaux. Zu solcher gänzlich neuen Feier sei nicht der mindeste Grund vorhanden, sie sei vielmehr gefährlich; denn was man feiere, das müsse heilig sein; die Empfängnis Marias sei aber nicht heilig, sonst müßte man folgerichtig annehmen, Maria sei, wie Christus, vom heil. Geist empfangen, ohne Mitwirkung eines Mannes. Christus allein habe den Vorzug einer unbefleckten Empfängnis, Maria aber müsse, wie alle andere Menschen, von sich sagen: „Sieh', aus sündlichem Samen bin ich gezeuget, und meine Mutter hat mich in Sünden empfangen.“ Bernhard erkante also sehr richtig, welche weiteren Folgerungen an diese Feier sich anschließen müßten. Aber die Zeitströmung war mächtiger als Bernhard; die Festesfeier breitete sich immer mehr aus, zunächst besonders in England. In Frankreich, wo Bernhards Einfluß sich noch mehr geltend machte, leistete besonders die Universität Paris Widerstand; ein Bischof von Paris und selbst ein päpstlicher Legat verboten die Festesfeier, obgleich die Feiernden noch

ausdrücklich erklärten, man begehe das Fest nicht etwa darum, weil Maria ohne Sünde empfangen sei, was man nicht behaupte, sondern weil es die Mutter Gottes sei, die empfangen sei. Aber der schon von Bernhard anerkante Satz, feiern könne man nur, was heilig sei, führte allmälich mit unwiderstehlichem Drange zu dem Gedanken, daß jene Empfängnis selbst heilig sei. Dieser im 13. Jahrhundert auftauchenden Meinung trat mit vollster Entschiedenheit der größte Theologe des Mittelalters, Thomas von Aquino (um 1260) entgegen. Seit Adams Falle sei jede geschlechtliche Vermischung mit sündlicher Lust verbunden, darum sei auch Maria in Sünden empfangen und insofern mit der Erbsünde behaftet gewesen; nach 1 Tim. 4, 10 sei Christus der Heiland aller Menschen, darum auch der Maria; wäre sie aber ohne Sünde empfangen, so hätte sie nicht der Erlösung bedurft.

Zum erstenmale bestimt ausgesprochen und wissenschaftlich verteidigt wurde die Lehre von der unbefleckten Empfängnis Marias von dem Franziskaner Duns Scotus um 1300, dessen stark pelagianische Neigung viel zu dieser Verteidigung beitrug. Wie er auch sonst keine innere Gesezmäßigkeit der Schöpfung und der Geschichte anerkante, sondern alles auf den unmittelbaren, als grundlose Willkür aufgefaßten Willen Gottes zurückführte, der in jedem einzelnen Falle auch das grade entgegengesezte von dem, was er that, hätte beschließen und anordnen können, so ist ihm die Vorstellung sehr leicht, daß Gott den Zusammenhang der Sünde schon vor der Erlösung bei der Empfängnis Marias durchbrach. Ja die Erlösung, meint er, wäre gar nicht vollkommen gewesen, wenn sie nicht wenigstens ein Geschöpf zu schlechthin vollkommener Unschuld gebracht hätte; und dieses eine ist eben Maria. Die Leiden, welche Maria zu ertragen hatte, beweisen nicht, daß sie auch sündhaft war, sondern waren für sie nur eine glückliche Gelegenheit, sich ein noch höheres Verdienst zu erwerben. Wird nun, meint Duns, allgemein zugegeben, daß Maria in irgend einem Zeitpunkte ihres Lebens durch eine heiligende Kraft Gottes von der Erbsünde befreit worden sei, so ist es für Gott doch gewis am meisten ziemend, sie schon im Augenblicke ihrer Empfängnis davon frei zu lassen; Maria wurde im Hinblick auf die künftige Erlösung aus Gnade vor der Erbsünde bewahrt. — Diese Beweisführung fand besonders bei seinen Ordensbrüdern großen Anklang, um so entschiedener aber erhoben sich die Dominikaner für den ihrem Orden angehörigen Thomas von Aquino, und sie haben den Kampf gegen die neue Lehre mit höchstem Eifer und mit allem wissenschaftlichen Ernst fortgeführt, bis ihnen endlich durch eine Bulle Alexanders VII., 1661, der Mund für immer verschlossen wurde, indem fortan unter Androhung der kanonischen Strafen verboten war, etwas gegen die unbefleckte Empfängnis zu reden oder zu schreiben. Dadurch war aber die neue Lehre, für welche die Franziskaner und die Jesuiten sogar eine Menge Wunder und betrügerische Urkunden auf den Kampfplatz geführt hatten, noch keineswegs zum Dogma der Kirche erhoben; es war weder befohlen, sie zu lehren, noch sie als zur Seligkeit notwendig zu glauben; es war nur verboten, sie zu bestreiten; und das von Clemens XI. 1708 allgemein angeordnete Fest wurde nicht bezeichnet als Fest der unbefleckten Empfängnis, sondern als „Fest der Empfängnis der seligen, unbefleckten Jungfrau Maria."

Nach der Wiederherstellung des Kirchenstaates 1814 wuchs, besonders in Frankreich durch wunderthuende Medaillen unterstüzt, der Wunsch, die unbefleckte Empfängnis zum Dogma zu erheben. Gregor XVI. starb vor der von ihm erwarteten Ausführung. Als Pius IX., über dessen Haupte die von seiner eigenen Unvorsichtigkeit heraufbeschwornen Wogen der Revolution zusammenschlugen, nach Gaeta gepflüchtet war, gelobte er bei sich für den erflehten Beistand Marias durch die Erhebung ihrer unbefleckten Empfängnis zum Dogma sich dankbar zu erweisen. Seine etwa noch vorhandenen Bedenken in Beziehung auf die mit der neuen Lehre doch eben nicht sehr stimmende Tradition beschwichtigte der jesuitische Dogmatiker Perrone durch eine in einer besondern Schrift über die unbefleckte Empfängnis entwickelte neue Gestaltung des Traditionsprincipes. Nämlich Dogma ist alles, was Gott geoffenbaret hat; Gott offenbaret sich nun seiner Kirche, die gegenwärtige Kirche aber hat eben soviel Recht als die vergangene; die allgemeine Meinung der Gläubigen, besonders der Geistlichen, ist die höchste Glaubensregel. Perrone ist hierbei in vieler Beziehung weit unbefangener als andere Verteidiger des neuen Dogmas, welche dasselbe im alten und neuen Test. und bei den Kirchenvätern deutlich ausgesprochen finden. Er gibt von vornherein zu, daß dasselbe weder aus der heil. Schrift, noch aus der alten Ueberlieferung, noch, wie bei Duns Scotus, aus der Vernunft bewiesen werden könne; um so höher aber stehe das Recht der Kirche, in eigner Machtvollkommenheit ein Dogma festzusetzen; dieses Recht aber concentrire sich im Papst, der als unfehlbar sonach über allen andern Autoritäten steht. Demzufolge erließ nun Pius IX. ein Rundschreiben an alle Bischöfe, worin er sie auffordert, über die Ansichten und Wünsche des Klerus und des gläubigen Volkes in Beziehung auf die Erhebung der unbefleckten Empfängnis zum Dogma Bericht zu erstatten. Die meisten erklärten nun, der Wunsch des Volkes sei überall für diese Sanctionirung, und die Liebe des Volkes zu dieser Lehre sei sehr groß. Ein spanischer Bischof erklärte, in Spanien sei diese Lehre schon seit der Apostelzeit in allgemeiner Anerkennung, und der Erzbischof von Trani bemerkte, aus der mit Sehnsucht erwarteten Sanctionirung des Dogmas werde erst recht klar, daß die heilige Jungfrau die ewige Braut Gottes, die Ergänzung der Dreifaltigkeit und unsere Miterlöserin sei. Die vom Papste eingesezte Untersuchungs-Commission, welche aus diesem Berichte das Ergebnis zu ziehen hatte, und in welcher Perrone das große Wort führte, sezte vor allem als Grundsatz fest: um eine Lehre zum Dogma zu erheben, bedarf es nicht eines Zeugnisses der heil. Schrift; die Tradition für sich allein reiche hin; diese aber erweise sich nicht blos aus einer bis zu den Aposteln hinaufreichenden Reihe von Zeugen, sondern sie sei sichergestellt, „sobald die allgemeine Zustimmung der Kirche zu irgend einer Zeit sich für

diese Lehre entscheidet." Dr. Preuß weist mit vollem Recht darauf hin, daß hiermit die römische Kirche an einem verhängnisvollen Scheidepunkte angelangt sei, indem sie ein neues Princip, das Princip der öffentlichen Meinung, als entscheidende Instanz in Glaubensfragen aufgestellt habe. In der That sprechen Perrone und andere Verteidiger des neuen Dogmas oft ganz so, als ob man Schenkel reden hörte, wobei beide Teile freilich ganz andere Voraussetzungen bei den Gemeinden machen. War es der bisherige, von Vincentius Lerinensis im fünften Jahrh. festgestellte Grundsatz der Tradition, daß als katholische Lehre nur gelten könne, was immer, was überall und was von allen gelehrt worden sei, — ein Grundsatz, an welchem gemessen freilich fast alle unevangelischen Dogmen schlecht bestehen dürften, — so läßt die römische Kirche der Gegenwart das „immer und überall" fallen und läßt die Tradition, die bis dahin nur bewahrend gegolten hat, als schöpferisch auftreten. Damit ist aber der ohnehin schon vielfach überflutete Damm, den die Tradition bisher gegen willkürliche Neuerungen noch gebildet, vollständig durchbrochen, und es läßt sich gar nicht absehen, welche verkehrten und schriftwidrigen Meinungen noch auf diesem nun nicht mehr „ungewöhnlichem" Wege gebildet werden können. Wir sehen auch hier wieder die sonst schon bekante Wahrheit bestätigt, daß die einander entgegengesezten Irrtümer, — Papsttum und kirchliche Demokratie, — einander die Hand reichen.

Das neue Princip wird aber durch seine weitere Handhabung, wie sie thatsächlich vorliegt, noch bedeutsamer. Zunächst müßte man bei Anwendung derselben natürlich an ein allgemeines Concilium denken, und zwar, da die Meinung aller Gläubigen aufgerufen wird, eigentlich mit Zuziehung von Vertretern der Laiengemeinde. Aber vor einem allgemeinen Concilium hat sich das Papsttum seit dem Tridentinum wolweislich gehütet, wird auch schwerlich jemals aus freien Stücken auf ein solches zurückkommen. Die neue Lehre und das neue Princip bot vielmehr Gelegenheit, das in seiner äußerlichen Macht aufs tiefste gedemütigte Papsttum in kirchlicher Beziehung auf eine bis dahin unerhörte Stufe von beanspruchter Macht zu erheben. Bis jezt ist es in der Geschichte der Kirche noch nicht dagewesen, daß ein Papst kraft eigner Souveränität und auf eigne Hand hin eine Meinung zum Dogma erhoben hätte; die Päpste entschieden nur vorkommende Streitfragen auf Grund der schon bestehenden Dogmen, legten sich also nur das Recht einer authentischen Interpretation der bestehenden Lehre bei; Dogmen dagegen, d. h. Lehren, deren Verkündigung geboten ist, deren Annahme zur Erlangung der Seligkeit notwendig ist, sind bis dahin nur auf Grund von Beschlüssen allgemeiner Concilien erfolgt; und die Unfehlbarkeit des Papstes in Beziehung auf selbständige Proclamirung von Dogmen ist bis dahin in der römischen Kirche vielfach geleugnet worden. Jezt ist die Sache anders geworden. Grundsäzlich sollte hierbei kein Concilium entscheiden, sondern der Papst allein in voller Souveränität. Die eingeforderten Gutachten sollten ja nur Berichte über die Stimmung der Völker sein. Nicht zur Berathung, sondern nur um die Proclamirung recht feierlich zu machen, entbot der Papst 1854 54 Cardinäle und gegen 40 Bischöfe nach Rom. Eine eigentliche Besprechung der Sache selbst war ausdrücklich ausgeschlossen, denn diese leztere sei schon vom Papst entschieden; die Berufenen sollten nur bei der Verkündigung des Dogmas „assistiren", und durften höchstens über die formelle Fassung des ihnen bereits fertig vorgelegten päpstlichen Decrets sich äußern. Sogar die bescheidene Bitte zweier Bischöfe, die Zustimmung der Prälaten wenigstens in dem Decrete zu erwähnen, wurde bestimt abgeschlagen; der Papst bedürfe solcher Zustimmung nicht; er allein habe zu entscheiden. — Kein Teil der römischen Kirche hat gegen diesen Vorgang Protest erhoben; das durch solche souveräne Entscheidung festgesezte Dogma ist in der gesamten Kirche angenommen; damit ist thatsächlich das bisher in der römischen Kirche vielseitig bestrittene sogenante Papalsystem anerkant; der Papst steht fortan und unbestritten über den allgemeinen Concilien und ist auch ohne dieselben im Besitze der allseitigsten Unfehlbarkeit, kann fortan auf eigne Hand hin Dogmen, deren Annahme zur Seligkeit notwendig ist, verkündigen. Der Standpunkt des Tridentinischen Conciliums ist somit verlassen, und auch auf dem Gebiete der Kirche hat sich auf der „breitesten Basis" der allgemeinen Meinung der absolute Imperialismus erhoben, — und dies in derselben Zeit, wo der Papst vor seinen eignen Unterthanen und vor den römisch-katholischen Völkern Italiens geschüzt werden muß durch die Bajonette des Revolutionskaisers. Pius IX sezte einem Marienbilde eine goldene, 300,000 Thlr. kostende Krone auf; ob er damit die dreifache auf päpstlichem Haupte befestigt hat, wird die Zukunft lehren.

Am 8. December, dem Tage der Empfängnis Mariä, 1854, verkündigte der Papst: die Lehre, daß die heil. Jungfrau Maria im ersten Augenblicke ihrer Empfängnis durch eine besondere Gnadenthat Gottes und im Hinblick auf die Verdienste Christi von allem Flecken der Erbsünde freibehalten worden sei, sei eine göttliche Offenbarung und darum von allen Gläubigen treu festzuhalten. Der Zusaz: „im Hinblick auf die Verdienste Christi" soll die neue Lehre an die biblische Lehre anschließen. Sollte jemand befremdlich fragen, wie das zu verstehen sei, daß die Erlösung rückwirkende Kraft habe und darin sogar eine alle spätere Wirkung weit überragende Kraft, so belehren uns die römischen Theologen, die Erlösung sei nicht blos eine heilende, sondern auch eine bewahrende, wie ja die Aerzte nicht blos heilen, sondern auch den Gesunden vor Krankheit bewahren; bei Maria habe die Erlösung eben eine „präservative" Bedeutung. Dr. Preuß bemerkt hierzu sehr richtig, daß diese Theorie nicht blos sophistisch, sondern auch sinnlos sei. Denn die Erlösung von der Sünde wird auch im N. T. ausdrücklich in die Vergebung der Sünde gesezt; man müßte also bei Maria eine „präservative" Sündenvergebung annehmen. Vor diesem Widersinn schrecken aber die römischen Theologen gar nicht zurück; Bellarmin erklärt vielmehr

ausdrücklich: „wir sagen, ihr [der Maria] sind die Sünden vergeben worden, nicht aber die, welche sie begangen hat, sondern welche sie begangen hätte, wenn sie nicht durch die Gnade Gottes davor bewahrt worden wäre!“ — Gegen eine solche Verteidigungsweise läßt sich allerdings kaum noch streiten.

Die der Verkündigung des neuen Dogmas zu Grunde liegende Theorie von dem Rechte des Papstes und der allgemeinen Meinung macht nun eigentlich jede weitere Bemühung, das Dogma aus der heil. Scheift und aus der Tradition zu beweisen, überflüssig; indes für solche bedenkliche Selen, welche denn doch für eine zur Seligkeit notwendige Lehre auch noch eine andere Begründung wünschen als den Wunsch des Volkes und des Papstes, ist auch gesorgt worden, nicht blos früher, wo die betreffende Literatur eine ganze Bibliothek ausmachen könte, sondern auch jezt. Der gelehrte Passaglia gab 1854 eine Verteidigung der unbefleckten Empfängnis Mariä in drei starken Foliobänden heraus, worin er nachweist, daß die Lehre überall in der heil. Schrift und bei den Kirchenvätern gelehrt sei; in der Bibel macht sie eigentlich das Hauptthema aus. Dr. Preuß gibt einige Proben davon; für viele Leser wäre eine reichlichere Mitteilung erwünscht gewesen. In 1 Mos. 3, 15, (die Verheißung vom Weibessamen) ist bereits das neue Dogma gelehrt; während nämlich im Grundtext und in der alten Vulgata bestimt gesagt ist, der Weibessame werde der Schlange den Kopf zertreten, steht in der neuen Vulgata ipsa statt ipse; also das Weib soll die Schlange besiegen; dies ist nun offenbar Maria, folglich kann sie nie teilgehabt haben am Reiche Satans, muß also ohne Sünde empfangen sein. Dasselbe wird in Jes. 11, 1 gelehrt: die „Ruthe“, die von dem Stamme Isais aufgeht, ist nach dem Apostel Matthäus Christus, nach Passaglia aber Maria, obgleich das ganze Capitel bei Jesaias vom Messias handelt; Passaglia beweist nun sehr ausführlich, daß auch die unbefleckte Empfängnis darin liege.

(Schluß folgt.)

Was ist in der Forderung, daß die Mission in den Organismus der kirchlichen Thätigkeit eingegliedert werden soll, Wahres und Berechtigtes?

Vortrag auf der General-Missionsconferenz zu Berlin von C. Schlunk, Diaconus in Eisleben.

Wenn in diesem Kreise und an dieser Stätte ich das Wort ergreife, um die Besprechung einer Frage einzuleiten, die für unsere ganze Missionsthätigkeit von der eingreifendsten Bedeutung ist, so kann ich dies nicht ohne große Bangigkeit. Als ein Unbekanter, der in Sachen der Mission nur einen sehr engen Gesichtskreis hat, soll ich zu einer Versamlung reden, in welcher Autoritäten auf dem Gebiete der Mission sich befinden, die im Mittelpunkt unserer Missionsthätigkeit leben, von da aus die weitesten Kreise überblicken und ihre ganze Kraft und Zeit dieser großen heiligen Reichssache des ewigen Königs zugewendet haben; — wahrlich es will mich bedünken, als wäre jeder Andere hier zu diesem einleitenden Vortrage geschickter, als gerade der, der ihn zu halten so eben sich anschickt. Wenn trotzdem ich es thue, und Sie mich fragen: Aus was für Macht thust du das? — so habe ich zu meiner Legitimation nichts aufzuweisen, als die im Namen des Herrn an mich ergangene Aufforderung unseres hochgeehrten Missions-Comités, der ich mich glaubte nicht entziehen zu dürfen. Meiner persönlichen Neigung nach säße ich, — glauben Sie mir, — viel lieber als still lauschender und lernender Zuhörer in dem äußersten Winkel dieses Sales, als hier auf dem Rednerstuhl; und ich kann dem mir gewordenen Auftrage nicht nachkommen, ohne zuvor Ihre Nachsicht und Geduld in besonders reichem Maße mir zu erbitten; vor Allem aber nicht ohne den Seufzer zum Herrn hinaufzuschicken:

Die Sach' und Ehr', Herr Jesu Christ,
Nicht unser, sondern dein ja ist;
Darum, so steh' du denen bei,
Die sich auf dich verlassen frei.

Was ist in der Forderung, daß die Mission in den Organismus der kirchlichen Thätigkeit eingegliedert werden soll, Wahres und Berechtigtes? — so lautet die von dem Comité gestellte Frage, die erschöpfend zu beantworten ich mir nicht etwa anmaße, sondern die mit mir jezt zu erwägen ich Sie bitte. Die Stellung der Frage enthält zunächst ein zwiefaches Zugeständnis, zuerst daß die Mission bisher nicht in den Organismus der kirchlichen Thätigkeit eingegliedert ist, und sodann, daß an der Forderung, daß dies geschehen solle, etwas Wahres und Berechtigtes sei; denn nicht das Daß, sondern das Was wird in Frage gestellt. Das erste Zugeständnis betrifft das thatsächlich bestehende Verhältnis; das zweite weiset auf eine Aenderung dieses Verhältnisses hin; die Beantwortung der auf Grund dieser beiden Zugeständnisse gestellten Frage wird demnach zu zeigen haben, wie das gegenwärtige Verhältnis in ein anderes, nicht plötzlich umgewandelt, sondern übergeleitet werden könne und müsse.

Fassen wir zunächst das thatsächlich bestehende Verhältnis zwischen Kirche und Mission ins Auge, so ist es zugestandenermaßen dieses, daß die Mission nicht in den Organismus der kirchlichen Thätigkeit eingegliedert ist, sondern neben derselben als eine freie Vereinsthätigkeit hergeht. Wir wollen jezt nicht über Recht oder Unrecht dieses Verhältnisses reden, wir bleiben vorläufig einfach dabei stehen, daß es das fast allgemein factisch

bestehende ist. „Bei aller kirchlichen Haltung", sagt Wallmann in seinem Artikel über Mission in Wagners Staatslexikon, — „welche viele Missionen in Betreff der Lehre haben, findet sich doch bei keiner eine Eingliederung in den verfassungsmäßig bestehenden Organismus der betreffenden kirchlichen Verwaltungen. In England treten indessen in neuester Zeit Missionsunternehmungen auf, welche lediglich von Bischöfen der englischen Kirche ex officio ausgehen und die sich im Gegensaz zu der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft befinden; sie sind noch im Werden, bahnen aber voraussichtlich eine entscheidende Krisis in dem englischen Missionswesen an. Die einzige evangelische Mission, welche von einer Kirche als solcher, und zwar durch deren leitende Organe getrieben wird, ist die Mission der schottischen Kirche, reformirt in der Lehre und presbyterianisch verfaßt." — Selbst in der römischen Kirche, in welcher man doch das Organisiren und Regieren so wol versteht, war nie und ist gegenwärtig die Mission nicht als eine Prärogative von dem Amte in Anspruch genommen worden. Mönche und Klöster mit und ohne Anschluß an den Episkopat, also freie Genossenschaften betrieben von Anfang an die Mission. Im Mittelalter wird dies allerdings insofern anders, als die Mission nur im Auftrage des Oberhauptes der ganzen Kirche getrieben werden kann und die rechtliche Grundform für die Stellung der Missionare wird die päpstliche Delegation. Allein es wäre nicht richtig, wenn man sagen wollte, lediglich der päpstliche Stuhl oder das Episkopat haben damals die Mission getrieben. Wenigstens vom 12. Jahrhundert an ist der eigentliche Missionsbetrieb bei den beiden großen Bettelorden. Die sind nicht blos für die innere Mission da, sondern recht eigentlich für die äußere. Der Papst hat ihnen ein für alle Mal die Delegation dazu erteilt, und der Orden betraut mit derselben jeden einzelnen Missionar. Auf dieser Basis bilden freie Vereine Missionare, senden sie, unterhalten und leiten sie. Und so ist es im Grunde bis auf diese Stunde in der römisch-katholischen Kirche geblieben. Zwar hat die Curie das oberste Recht der Aufsicht und Leitung und läßt es von dem Collegio der Propaganda ausüben, aber noch immer sind es mit ganz unbedeutenden Ausnahmen die Orden, welche die Missionare stellen und einen großen Teil der Leitung derselben unter sich haben, während vom Episkopat an bis zu dem geringsten Pfarrer das Amt sich nur empfehlend und unterstützend an dieser Thätigkeit der Ordensbrüder beteiligt. Ganz ähnlich in der griechischen Kirche, soweit sie in Rußland noch Mission treibt. (Vgl. Wallmann, Berliner Missionsberichte 1860, Nr. 8.) Daß dieses thatsächlich bestehende Verhältnis das Resultat einer langen Entwickelung ist, ist jedenfalls für die Beantwortung unserer Frage sehr beachtenswert. Es ist unverkennbar daraus zu ersehen, daß in der Mission eine Neigung zur Unabhängigkeit von dem Amte und zur Loslösung von dem Organismus der kirchlichen Thätigkeit, ein Herz zur freien Vereinsthätigkeit vorhanden sein muß. — Durch das Wort Gottes angeregt, entweder unmittelbar oder mittelbar durch den Dienst am Wort, regt sich in den Selen hie und da ein neues Leben des Glaubens an den, der uns geliebet hat und sich selbst für uns dahingegeben, und die Seligkeit der Erfahrung des Heils in seinem Namen treibt einesteils zur dankbaren Gegenliebe gegen ihn, der uns zuerst geliebt, andernteils zu der Liebe zu denen, für die er auch sein Leben gelassen, zu dem sehnlichen Verlangen: „Wenn's doch alle Menschen wüßten, Jesu, daß du freundlich bist und der Zustand wahrer Christen unaussprechlich selig ist." Und hat doch der Heiland alle geliebt, und will doch Gott, daß allen Menschen geholfen werde und alle zur Erkentnis der Wahrheit kommen. Darum hat er zwar nicht allen den Seinen, sondern zunächst seinen Aposteln geboten, hinauszugehen in alle Welt und aller Creatur sein Evangelium zu predigen; aber Allen hat er gesagt: Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende. — Was ist da natürlicher und innerlich notwendiger, als daß solche zur Liebe des Heilands und zum Gehorsam des Glaubens gegen ihn erwachte Selen anfangen zu beten um Arbeiter in die große Ernte; was ist natürlicher und innerlich notwendiger, als daß sie, weil eine Kohle allein bald verlischt, mehrere zusammengelegt aber einander in der Glut erhalten, nach Gleichgesinten sich umsehen, mit ihnen zu derselben Bitte sich verbinden und nun auch dem Herrn lassen, was er zur Aussendung solcher Arbeiter in seine Ernte bedarf? — So bildet sich auf die natürlichste Weise von der Welt, von Innen heraus, aus freiem Trieb der Liebe und des Glaubens, der freie Missionsverein innerhalb des großen Ganzen der Gemeinde. Diese Vereine sehen sich nach Männern um, welche ebenfalls in freiem Trieb bereit sind, dem Erbherrn aller Heiden sich zur Disposition zu stellen für seine Arbeit in der großen Ernte. Sie sorgen für ihre Ausbildung, sie rüsten und senden sie aus, sie unterhalten sie draußen in der Heidenwelt. Die Centralstelle, von der aus dies Alles geleitet wird, ist das Missionshaus, wo die Missionare ihre Ausbildung empfangen und an dessen Spitze das Missions-Comité. — So weit scheint Alles so naturwüchsig, so frei von Innen heraus, so innerlich notwendig, als ob es gar nicht anders sein und kein Mensch Etwas dagegen haben könte.

Und doch hat man nicht nur Etwas, sondern sogar sehr viel dagegen gehabt und hat noch viel dagegen. Man hat von gewisser Seite sogar so viel dagegen (Dr. Grant vgl. Missionsnachrichten der ostindischen Missionsanstalt zu Halle von Kramer. 1860, S. 137), das man das angebliche Fehlschlagen aller bisherigen Missionen in dem Mangel eines Bischofs sucht. — Man hat neben den bestehenden freien Missionsgesellschaften kirchliche Missionsgesellschaften gestiftet. Man hat in dem gegenwärtigen Missionsbetriebe eine Beeinträchtigung der Autorität des geistlichen Amts erblickt, — man hat aus allen diesen verschiedenen Gründen die Forderung aufgestellt, daß die Mission in den Organismus der kirchlichen Thätigkeit eingegliedert werden müsse. Indem das Comité unserer Missionsgesellschaft die Frage gestellt

hat, was in dieser Forderung Wahres und Berechtigtes liege, hat es derselben selbst eine Wahrheit und Berechtigung zugestanden. Und wer wollte ihr diese bestreiten? Mission und Kirche sind zu nahe verwandt, als daß sie unbekümmert um einander neben einander hergehen sollten. Muß doch die Kirche der Mission gegenüber immer das Gefühl der innigsten Zugehörigkeit haben, jenes Gefühl, dem der erste der Menschen einen Ausdruck gab in den Worten: Ist das nicht Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein? Die Kirche ist gestiftet durch die Mission, dadurch, daß der Vater seinen Sohn gesandt hat in die Welt, daß wir durch ihn leben sollen, und daß der Sohn, der vom Vater ausgegangen war gekommen in die Welt, als er wiederum die Welt verließ und zum Vater ging, vom Vater den heiligen Geist, den Tröster, sandte. „Als der Herr zum Vater geht, hat er nichts Angelegentlicheres zu thun, als am Osterabend für die Fortsetzung seines Werkes zu sorgen, indem er zu seinen Jüngern sprach: Gleichwie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch." — Und diese seit dieser ersten Sendung der Apostel fortgehende Mission hat ja keinen andern Zweck, als die Erweiterung der Gränzen der Kirche. Auf Kirchenbildung oder auf Einführung der Völker in die Gemeinschaft der Kirche hat es die Mission überall abgesehen. Denn es steht ihr einesteils fest, daß in keinem Andern Heil ist, als in Christo Jesu, andernteils aber auch, daß die Gemeinschaft des Einzelnen mit dem Heilande vermittelt ist durch die Kirche, als Verwalterin der Heilsmittel, also auch extra ecclesiam nulla salus. Darum richtet sie die vom Herrn gestiftete Gnadenanstalt in der Heidenwelt auf, um zu ihr die Heiden ein- und dadurch zur Teilnahme an dem einigen Heil in Christo zu führen. Weil aber dies der Zweck der Mission ist, ist sie recht eigentlich eine kirchliche Thätigkeit. „Die Mission ist nicht nur die Erweisung des Gehorsams der Kirche gegen den Befehl ihres gekreuzigten und auferstandenen Hauptes, alle Völker zu lehren und zu taufen, sie ist auch die Bethätigung des der Kirche innewohnenden Lebens- und Liebestriebes, den ihr anvertrauten Heilsschaz der ganzen Menschheit mitzuteilen. Die Kirche Christi muß Mission treiben, sie kann nicht anders, so lange sie wahrhaft Kirche ist, und so lange noch ein einziger Heide auf Erden wohnt. Würde sie zu irgend einer Zeit aufhören, Mission zu treiben, ehe der lezte Heide das Wort von Christo vernommen hat, so würde sie selbst aufhören, Kirche zu sein, d. h. sie wäre selbst wieder Heidentum geworden. Daraus ergibt sich auch, daß bei jeder Abteilung der allgemeinen Kirche Christi, ja bei jedem engeren Gemeindekreise und bei jedem zur Kirche gehörigen Individuum das jedesmal vorhandene Maß des ächten Missionsgeistes und Missionseifers zugleich der Maßstab der vorhandenen wahren Lebendigkeit und Geisteserfülltheit ist." (Ostertag, Uebersichtliche Geschichte der protestantischen Missionen. Stuttgart 1858.)

Aber Mission und Kirche sind nicht nur nahe verwandt. Es ist offenbar, daß die Mission nicht nur von der Kirche zugelassen und anerkant, sondern getrieben werden muß. Die Mission ist eine wesentlich kirchliche Thätigkeit. Wuttke sagt darum mit Recht in seiner Sittenlehre, II. §. 326: „Das sittliche Thun der Kirche in Beziehung auf die nicht-christliche Menschheit sucht dieselbe, als zum Heil berufen, durch das Zeugnis von der Wahrheit in Wort und That, nie aber durch äußerliche Gewalt, von dem geistlichen Tode abzuwenden und zur Teilnahme am Reiche Gottes zu wecken; die Mission ist Aufgabe der Gesamtkirche, wie der freien christlichen Vereine, und der einzelnen, dazu durch innerliche Gnadengabe besonders berufenen Christen." Und gleich im darauf folgenden Paragraph fährt er fort: „Obgleich jeder Christ ohne Ausnahme als Mitglied der Kirche auch zum Dienst derselben berufen je nach seiner eigentümlichen Begabung, und die christliche Gemeinde in allen ihren wahren Gliedern priesterlichen Charakter trägt, so sind doch während des irdischen Verlaufs der Kirche um der sittlichen Ordnung willen und auf Grund der Verschiedenheit der geistlichen Gaben auch verschiedene Berufsweisen gegeben, und zum unmittelbaren geistlichen Dienst am geistlichen Amt der Vermittlung der Heilsgaben, also zu persönlichen Organen des sittlichen Thuns der Kirche gegenüber den Einzelnen sind nur die dazu von der Kirche besonders Berufenen und Beauftragten berechtigt, welche damit besondere sittliche Pflichten des Berufs übernehmen." — Ist danach die Mission das notwendige sittliche Thun der Kirche in Beziehung auf die nicht-christliche Welt, sind ferner die Träger des geistlichen Amts die persönlichen Organe des sittlichen Thuns der Kirche, — so ergibt sich daraus von selbst, daß die Mission eine wesentliche Thätigkeit des geistlichen Amtes ist. Ich verstehe aber, wenn ich vom Amte rede, darunter den Dienst am Wort und Sakrament im vollen, also auch das Kirchenregiment mit einschließenden Sinne. — So finden wir denn auch in der apostolischen Kirche die Einheit von Amt und Mission. In der apostolischen Zeit treibt die ganze Kirche Mission. Das zeigt die Abordnung des Paulus (Apgsch. 13) und Barnabas von der Gemeinde zu Antiochien. So sollte es, wäre die Entwickelung eine normale, fortgegangen sein. Jede Christengemeinde sollte ihre Missionare, als ihre Ersatzmänner in Erfüllung des Gebotes des Herrn stellen und für sie Sorge tragen in Ausbildung, Ausrüstung und Unterhaltung. Oder wo die Kräfte der einzelnen Gemeinde dazu nicht ausreichen, sollten sich Kirchenkreise zu diesem Zweck verbinden. — Die Leitung des Ganzen müßte den leitenden Organen des Kirchenregiments, den Consistorien und dem Oberkirchenrath obliegen. Ob das bei den gegenwärtigen Verhältnissen wünschenswert und ausführbar ist, kümmert mich hier nicht. Im Begriff des Kirchenregiments liegt gewiß an sich nichts, was der Ausführung des Gedankens entgegenträte.*)

(Schluß folgt.)

---

*) An diesen Vortrag wird sich eine Beleuchtung anschließen, welche die Anschauung der Redaction vertrittt.

Anm. der Red.

Nachrichten.

Paris. (Schluß.)

Wenige Wochen vorher ist die Kirche zu Boujirard-Paris, welche die Stadt Paris hat erbauen lassen, eingeweiht und der dortigen luth. Gemeinde zum Gottesdienst übergeben worden. Auch dies Fest war schön und erbaulich. Der Bau ist großartiger; denn das Budget der Stadt Paris und nicht das eines bescheidenen Comités haben die Unkosten übernommen, und man weiß, daß die Stadt Paris nicht kärglich zu Werke geht. Das neue Gebäude, welches auch Schulen in sich schließt, hat freilich nichts von der Pracht der katholischen Kirchen von St. Augustin, der Dreieinigkeit und St. Athanasius, welche sich in diesem Augenblicke in Paris im Faubourg St. honoré, in der Chaussée d'Antin und im Faubourg St. Antoine erheben, ist aber dennoch sehr würdig und mag wol der Stadt etwa 100,000 Thlr. gekostet haben. Dies ist zwar wenig im Vergleich mit den Millionen, welche die neuen kath. Kirchen kosten und sogar auch noch wenig im Vergleich mit dem, was die neue ref. Kirche (genant die Kirche des heil. Geistes) gekostet haben soll; aber nichts desto weniger ist es dankenswert. Es ist mehr als ein Brosamen, welcher vom Tische des Reichen fällt. Da stehen also auf den beiden Seiten der Seine in dem neuen Paris, welches die alte Stadt so bedeutend vergrößert hat, zwei neue Gotteshäuser, feierlich und öffentlich dem Dienst der evangelischen Kirche Augsb. Confession geweiht; das eine errichtet durch das Wolwollen der Administration, das andere durch die alleinigen Bemühungen der christlichen Liebe im In- und Auslande. Der Herr gebe, daß in beiden sein Name immer geheiligt werde und daß das Wort Gottes, dieser unverwesliche Same, durch welchen wir wiedergeboren sind, in vielen Herzen aufgehe und Frucht bringe; und daß beide Herden, (die eine mehr französisch, die andere mehr deutsch), erfüllen mögen das Wort der Apostelgeschichte, welches der würdige Pfarrer von Boujirard-Paris seiner Einweihungspredigt zu Grunde gelegt hat: „Sie blieben aber beständig in der Apostel Lehre." Diese Lehre ist ja keine andere, als diejenige, welche nach den Zeiten der Finsternis durch den Glauben der Väter wiederum zu Ehren gebracht worden ist, und welche bis auf diesen Tag nirgends treuer als in der Augsb. Confession bekant worden ist.

Zum Schluß noch ein Wort über die Entlassung des Herrn Martin-Paschoud, von welcher die öffentlichen Blätter einen so großen Lärm gemacht haben. Durch die Maßregel, welche diesen Pfarrer nach 25jähriger Unthätigkeit, und weil er der Kirche einen Verweser aufdringen will, welchen das Consistorium nicht annimmt, mit einer Pension von 6000 Fr. entläßt, ist die ref. Kirche von Paris in eine neue kritische Lage versezt worden. Dieser Pfarrer will sich diesem Beschluß nicht unterwerfen und hat an den Cultus-Minister appellirt. Herr Baroche hat sich darauf noch nicht geäußert. Man ist sehr gespant, ob die weltliche Behörde den Beschluß des Consistoriums als gerecht anerkennen wird.

Im Grunde ist diese neue Streitigkeit nur die Fortsetzung derjenigen, welche in der reformirten Kirche durch die Nicht-Ernennung des Herrn Coquerel fils als Verweser des Herrn Martin-Paschoud angefangen hat. Im Grunde gilt es also zu wissen, ob es einem Pfarrer erlaubt sein kann, in der Kirche, deren Diener er ist, zu lehren, was er will. — Es ist immer die unglückliche und falsche Vorstellung, welche man sich vom Protestantismus macht und welche auch neulich im Senat von etlichen katholischen Senatoren, welche die Petition des Herrn v. Coninck, betr. die Berufung der ref. Synoden, verworfen haben, ausgesprochen worden ist: wonach die freie Forschung und also nicht die heil. Schrift, die einzige Richtschnur in Glaubenssachen wäre.

Die natürliche Folge hiervon ist, daß man in der protestantischen Kirche gleichgiltig und mit gleichem Recht Für und Wider sein kann, Jesum Christum als den wahren Gott, geoffenbaret im Fleisch, oder bloß als den Weisen von Nazareth anerkennen und bewundern zwar, aber nicht anbeten darf.

Glücklicher Weise trägt selbst der Kampf, welchem wir beiwohnen, dazu bei, die Augen der unparteiischen Männer zu öffnen. Einen Beweis davon liefert uns die im Senate gehaltene merkwürdige Rede des Herrn Rouland, welcher sich zur kath. Kirche bekent und früher unter dem jetzigen Kaiser Kultus-Minister war.

Wir sind überzeugt, daß man immermehr erkennen wird, daß, wenn es in der prot. Kirche auch Christen gibt, welche aus ihr eine Art von tohu-vabohu machen wollen, wo die persönlichen Ansichten, gleichviel ob wahr oder falsch, im Namen der Freiheit des Denkens und Gewissens herschen, es auch Männer gibt, welche als treue Bekenner es als eine Ehre ansehen, der Kirche, welche aus der Reformation entsprungen ist, ihren positiven Charakter zu erhalten, eingedenk, daß die Gründer derselben nicht darum gekämpft haben, um ungenirter zweifeln, sondern um besser und treuer glauben zu können; nicht um alle Autorität zu verwerfen, sondern um sich der rechtmäßigen und unfehlbaren Autorität des Wortes Gottes zu unterwerfen. Sie haben aus keiner andern Absicht die christliche Freiheit, von welcher der sog. Liberalismus nur die falsche Münze ist, mit Heldenmut und Aufopferung behauptet.

Nur innere oder äußere Feinde der evangelischen Kirche können behaupten, sie habe keine Lehre, sondern sei eine Versamlung Solcher, welche nur immer die Wahrheit suchen, sie aber nie finden, anstatt „die Stütze und Säule der Wahrheit" zu sein.

Nachschrift.

Der Kultus-Minister hat den Beschluß des Consistoriums, nach welchem dasselbe den Pfr. Martin-Paschoud seines Dienstes entlassen hat, nicht gut geheißen, indem ein Pfr. nach den Art. 25 u. 26 des Gesetzes vom 18. Germinal an X, nur durch Todesfall, freiwilliges Zurücktreten oder durch von der Regierung gutgeheißene Absetzung sein Amt verlieren kann.

Die Antwort des Ministers ist vom 16. März. In seiner Sitzung vom 23. März hat nun das ref. Consistorium Herrn Martin abgesezt.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 25. April. № 33.

Der Zinsgroschen.

Matth. 17, 24 — 27.

Diese Geschichte ladet nach einer doppelten Seite zu einer eingehenderen Betrachtung ein. Zuerst wird sie von der destructiven Kritik als die schwierigste, seltsamste, unhaltbarste unter allen Wundererzählungen bezeichnet und auch gläubige Ausleger verhehlen nicht, daß sie durch sie in Verlegenheit gesezt werden. Dann leuchtet aus der richtig verstandenen Erzählung uns die Gottheit Christi so klar entgegen, wie aus irgend einer Stelle des Evangeliums Johannis, und sie reicht allein hin zur Widerlegung derjenigen, welche behaupten, daß in Bezug auf diese Lehre die drei ersten Evangelien in einem unvereinbaren Gegensatze gegen das vierte stehen. Den nächsten Anlaß zu unserer Erörterung hat uns aber die Schrift von Dr. Steinmeyer: „Die Wunderthaten des Herrn in Bezug auf die neueste Kritik betrachtet, Berlin 1866", gegeben. Kann der Verf. auch der dort aufgestellten Ansicht in Bezug auf die vorliegende Thatsache nicht überall beistimmen, so erkent er sich doch hier und anderwärts dem anziehenden Buche für die reiche Anregung, die es gewährt, dankbar verpflichtet, und wünscht, daß es recht vielen Lesern der Ev. K. Z. gleichen Dienst leisten möge.

Die Erzählung findet sich allein in dem Evangelium des h. Matthäus. Marcus kent sie und deutet auf sie hin, bezeichnet die Stelle, wo sie aus dem Evangelium des Matthäus, das er hier verläßt, einzureihen ist. Diesem Zwecke dient das: „Und er kam nach Capernaum" in C. 9, 33 in seiner wörtlichen Beziehung auf den Anfang der Erzählung bei Matthäus. Nach einer Reihe ähnlicher Thatsachen ist der Grund der Auslassung der Erzählung bei Marcus und bei Lucas wol der, daß sie zu tief in eigentümlich Jüdische Verhältnisse einführt, so daß sie den ersten heiden-christlichen Lesern des zweiten und des dritten Evangeliums nicht recht zugänglich war.

Man ist jezt darin einverstanden, daß die Steuer, um die es sich hier handelt, keine Römische war, sondern eine Jüdische, keine bürgerliche, sondern eine gottesdienstliche. Moses hatte nach 2 Mos. 30, 11 f. auf Befehl des Herrn zur Bestreitung der Kosten des Baues der Stiftshütte den Kindern Israel eine Steuer von einem halben Sekel auferlegt, nach Griechischem Gelde zwei Drachmen. Jeder von zwanzig Jahren an soll dies Hebopfer dem Herrn geben. Diese Steuer war an sich eine einmalige. Es lag aber nahe, daß sie unter ähnlichen Umständen wieder auflebte. Bei einer notwendig gewordenen Reparatur des Tempels verlangt der König Joas von den Priestern und Leviten die Einsamlung der Steuer, welche Moses den Kindern Israel für den Bau der Stiftshütte auferlegt, 2 Chron. 24, 5. 6. 2 Kön. 12, 5 f. Später, ungewiß zu welcher Zeit, wurde die Abgabe zu einer regelmäßigen, jährlich wiederkehrenden. Sie diente zur Bestreitung aller Ausgaben des Tempels. Sie wurde aber nicht zwangsweise beigetrieben, sondern man überließ es dem freien Willen eines jeden, ob er sie entrichten wollte oder nicht, was sich wol daraus erklärt, daß in dem Gesetze kein eigentliches Gebot vorhanden ist, sondern nur eine thatsächliche Grundlage für ein solches. Norbanus in einem unter Augustus erlassenen Edicte an die Bewohner von Sardes (bei Wetstein) erlaubt den Juden zu sammeln, „was aus eignem freien Willen, wegen der Frömmigkeit gegen Gott" gegeben wurde. Daß kein Zwang stattfand, daß die Einnehmer sich nur an den freien Willen wenden durften, zeigt auch unsere Erzählung. Man hielt es aber für eine Ehre, diese Steuer zu entrichten, deren Zahlung für ein Unterpfand der Zugehörigkeit zu dem Volke Gottes angesehen wurde und Weigerungen wurden kaum vorkommen. In der Diaspora war es eine Ehre, mit der Ueberbringung dieser Steuer nach Jerusalem betraut zu werden. Die Angesehensten in jeder Stadt wurden dazu erwählt.

Wie kommen die Empfänger zu der Frage: „bezahlt euer Meister nicht den Zinsgroschen?" (eig. die Doppeldrachme). Die Thatsache läßt nur eine Erklärung zu: sie hatten vernommen, daß Jesus für sich übermenschliche Würde in Anspruch nehme, daß er sich für den Sohn Gottes erkläre, für erhaben über den Tempel, für den die Abgabe geleistet wurde. Die Annahme, daß angesehene *menschliche* Lehrer Anspruch auf Freiheit von der Steuer gemacht haben, ist eine durchaus unbegründete. Für die Freiheit der Priester und Leviten von ihr bot der Mosaische Präcedenzfall einen Anhalt dar. Dennoch aber war sie nicht allgemein anerkant und es läßt sich wol nicht zweifeln, daß in der Regel die Priester aus willigem Herzen die Steuer entrichteten. In einer Stelle des Talmud bei Wetstein wird von der einen Rabbinischen Autorität behauptet, ein Priester, der die Steuer bezahle, sündige nicht, von der andern, jeder Priester, der sie nicht entrichte, sündige. Die Ansicht, daß die Priester schlechthin nicht zahlen dürfen, ist dort gar nicht vertreten. Daß aber auch nichtpriesterliche Lehrer sich für von der Steuer entbunden ge-

halten haben, dafür läßt sich nicht der geringste Beweis beibringen und es ist dies auch gegen die Natur der Sache. Der auf der höchsten Stufe stehende menschliche Lehrer hatte grade am meisten Grund, die Steuer willig zu entrichten, und der Gedanke, daß er vielleicht nicht wolle, konte grade bei ihm am wenigsten aufkommen. Ohne Opfergeist kann ein Lehrer nicht gedacht werden. Er selbst muß in demjenigen voranleuchten, was er in Andern erwecken soll. Außer den Dienern des Tempels, die gewissermaßen einen Bestandteil desselben bildeten, konte nur ein solcher auf Befreiung von der Tempelsteuer Anspruch machen, der höher und Gott näher stand als der Tempel, der sprechen konte, wie Christus in C. 12, 6 wirklich spricht: „Hier ist, der größer ist, denn der Tempel."

Die Form der Frage: „bezahlt euer Lehrer *nicht*?" zeigt, daß die Empfänger sich für berechtigt halten, anzunehmen, Jesus werde zahlen, oder meinen, er müsse von Rechts wegen zahlen, daß sie sich also ärgern würden, wenn Jesus nicht bezahlte. Sie waren in der Erkentnis Christi nicht so weit fortgeschritten, daß sie seine Weigerung für ganz in der Ordnung gehalten hätten. „Die Frage", sagt die Berleburger Bibel, „wird so bescheiden gefaßt, daß sich zu verwundern." Das zeigt allerdings, daß sie nicht weit davon entfernt waren, die Berechtigung anzuerkennen, aber ganz waren sie doch nicht dahin gelangt. Sonst würden sie gar nicht gefragt oder die Frage wenigstens so gestellt haben: bezahlt euer Lehrer?

Daß die Empfänger als solche zu betrachten sind, die zu Christo in einem wolwollenden Verhältnisse standen, bei denen seine durch so mannigfache Zeichen bestätigten Aussagen über seine höhere Natur einen gewissen Anklang fanden, wenn sie auch noch nicht völlig zur Erkentnis derselben durchgedrungen waren, erhellt nicht blos aus der überaus milden und bescheidenen Form der Anfrage, sondern auch daraus, daß sie sich nicht an Christus wenden, von dem eine ehrfurchtsvolle Scheu sie zurückhält, sondern an Petrus. Endlich daraus, daß Jesus so darauf bedacht ist, ihnen keinen Anstoß zu geben: „damit wir sie nicht ärgern." Eine solche Vorsicht ist nur angemessen, wenn man es mit Kleinen zu thun hat, die an Christus glauben, Matth. 18, 6, mit Schwachen im Glauben, 1 Cor. 8, 9—13, nicht aber bei Böswilligen, da ist es gleich, ob sie sich ärgern oder nicht und nicht selten angemessen, ihnen die Wahrheit in der schroffsten Form entgegentreten zu lassen, Matth. 15, 13. 14. Daß es sich hier um Geld handelt, kann nicht als Motiv der Nachgibigkeit Christi betrachtet werden. Der „Geldpunkt" war hier kein indifferenter. An ihn knüpfte sich die ganze theologisch hochwichtige Frage, die eigentliche Grundfrage der Kirche. Der Betrag war viel zu unbedeutend, als daß auch die Empfänger hier auf ihn als solchen großes Gewicht gelegt haben sollten. Es war ihnen um ganz Anderes zu thun. Es kann unter Umständen schwere Sünde sein, Geld zu zahlen (man denke nur an die Berliner Samlung für die „Märzhelden"), nicht minder wie es zu verweigern. Nur in zweifelhaften Dingen wird man zu dem ersteren stets mehr geneigt sein als zu dem lezteren. Nur da gilt es, das Wort Bengels zu beherzigen: Gar leicht nehmen, wenn es sich um Geld handelt, die, welche weltliche Geschäfte besorgen, Anstoß an den Frommen.

Petrus hat die Kopfsteuer auch noch nicht bezahlt: Jesus entrichtet sie nachher für ihn. Wie komt es nun, daß die Empfänger nicht zuerst ihn mahnen, daß sie nur fragen: bezahlt euer Lehrer nicht die Steuer? Die Antwort liegt eben in dieser Bezeichnung Christi. Sie erkennen, daß, wenn Jesus für sich die Freiheit in Anspruch nimt, dann auch seine Apostel, gleichsam das Hofgesinde des himlischen Königssohnes, frei sein müssen. Macht Jesus den Anspruch, der wahrhaftige Gottessohn zu sein, so stellt er sich eben damit über den Tempel, und an dieser Superiorität müssen auch die Seinen teilnehmen. Sie fassen also die Frage grade da an, wo sie angefaßt werden muß. Wenn man annimt, die Mahnung an Petrus sei der Frage in Bezug auf Christus vorangegangen, von dem Evangelisten aber weggelassen, so vermag man nicht zu erklären, daß Jesus grade als „euer Lehrer" bezeichnet wird, auch nicht, daß Jesus nachher für Petrus bezahlt.

Petrus beantwortet die Frage ohne Weiteres bejahend. Er betrachtet es als selbstverständlich, daß Jesus die Tempelsteuer bezahle. Zur Rechtfertigung dieser Antwort kann es nicht dienen, daß Jesus vielleicht früher die Steuer entrichtet hatte. Die Frage war jezt, im Zusammenhange mit dem vorgeschrittenen Offenbarwerden Christi, in ein anderes Stadium getreten, sie war erst jezt zur Principienfrage geworden, hatte erst jezt theologische Bedeutung erlangt. Die Empfänger hatten sie selbst unter diesen Gesichtspunkt gestellt. Unter diesen Umständen ist die bejahende Antwort des Petrus nur aus einer Verdunkelung seines Glaubensbewußtseins zu erklären. Der Glaube prallt zurück, da er sich gegenüber den handgreiflichen Realitäten des Lebens geltend machen soll. Hätte Petrus in der gehobenen Stimmung verharrt, in der er nicht lange vorher bekant hatte: „du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes", 16, 16, so hätte er so nicht antworten können. Der Glaube wohnt tief in seinem Herzen, aber er hat noch nicht Alles so durchdrungen und erfüllt, daß dagegen völlig in Schatten getreten wäre was er von frühester Jugend an gewohnt war, mit Ehrfurcht anzusehen, Phil. 3, 7. 8. Es handelte sich nicht um ein Stück Geld, es handelte sich um das ganze Verhältnis von Judentum und Christentum. Petrus verläugnete durch sein rasches: Ja, den Herrn nicht minder, wie später durch sein: ich kenne den Menschen nicht. Nur wenn die Antwort des Petrus so angesehen wird, haben wir den Schlüssel zu dem, was Christus im Folgenden redet und thut. Alles ist darauf berechnet, zunächst dem Petrus das Ungehörige seiner Antwort zum Bewußtsein zu bringen, zugleich auch soll dem keimenden Glauben der Empfänger eine Förderung gewährt werden.

Petrus geht in das Haus, um Jesus das Vorgefallene zu berichten. Daß Jesus ihm zuvorkomt mit einer Rede, welche die vollkommenste Kentnis des Vorganges zeigt, von dem er äußerlich nichts vernommen haben konte, erweist ihn als den

wahrhaftigen Gottessohn und gibt der folgenden Rede, wodurch er diese Würde in Anspruche nimt, die thatsächliche Grundlage. Zu beiden Seiten ist diese Rede von den Thatsachen umschlossen, welche ihre Berechtigung darthun. Bengel sagt: „Petrus wollte fragen. Durch diese ganze Thatsache wurde der Glaube des Petrus wunderbar befestigt. Mitten in dem Acte der Unterwerfung leuchtet die Majestät hervor."

In der Rede Jesu bilden die Könige der Erde den Gegensaz gegen den himlischen König. In dem abschließenden Worte: „also sind die Söhne frei", sind die Söhne die Söhne der Könige, der irdischen und des himlischen, wie schon Maldonat bemerkt: „er redet in der Mehrheit, weil er im Allgemeinen von allen Königssöhnen redet." Die Worte sind nicht einfach die Anwendung, diese müßte lauten: also ist auch der Sohn Gottes oder also bin auch ich frei als der Sohn Gottes, sondern vielmehr die Schlußfolgerung, welche freilich zugleich die Anwendung in sich schließt. „Die Söhne" überhaupt begreifen zugleich die Söhne der irdischen Könige im vorhergehenden Verse unter sich, und den, auf den es hier ankomt, dessen Recht in Frage steht, den Sohn des himlischen Königes. Da die Söhne der irdischen Könige die Söhne im eigentlichsten Sinne sind, die Königlichen Prinzen, so kann auch bei dem himlischen Könige nur an den einen eingebornen Sohn gedacht werden. Die directe Mitbeziehung auf die Gläubigen als Kinder Gottes würde die ganze Kraft der Beweisführung brechen, und mit vollem Rechte bemerkt Lyser: „Christus redet hier nicht von dem allgemeinen Rechte der Gläubigen, sondern von seinem eigentümlichen Rechte, welches er als der Sohn des ewigen Königes hatte." Die Gläubigen können nur indirect in Betracht kommen, als die Hausgenossen des Königssohnes, dessen Steuerfreiheit sich nicht auf die Person beschränkt, sondern auf sein ganzes Haus ausdehnt. Ganz das Richtige findet sich schon bei Euthymius, dem Griechischen Ausleger des Mittelalters: „Durch ein Beispiel zeigt er, daß er als wahrhaftiger Sohn Gottes dem Vater die Doppeldrachme nicht zu zahlen braucht. Denn die Könige nehmen nicht von den wahrhaftigen Söhnen, sondern von den Fremden Zölle oder Abgaben."

Jesus sagt: damit wir sie nicht ärgern, ich, indem ich die Abgabe für mich und dich (Bengel: „an dem Rechte Jesu nehmen auch diejenigen Teil, welche Jesu angehören") verweigere, und du, indem du meine Weigerung überbringst, oder auch: ich, indem ich die Befreiung als der Sohn Gottes in Anspruch nehme, und du, indem du als mein Diener davon frei zu sein behauptest. Das Aergernis bezieht sich zunächst auf die Weigerung. Doch dient dem Zwecke, das Aergernis zu vermeiden, zugleich auch die Art und Weise, wie der Betrag herbeigeschafft wird. Die Herbeischaffung auf dem gewöhnlichen Wege würde dem keimenden Glauben der Empfänger nicht minder nachteilig gewesen sein, als die Weigerung. Die Worte zeigen, mit welcher Sorgsamkeit das Aergernis der Kleinen zu vermeiden ist. Bengel: „des Aergernisses halber ist selbst ein Wunder gethan worden, vgl. C. 18, 6. 7." Doch ist der Zweck nicht allein der, das Aergernis zu vermeiden. In erster Linie steht vielmehr die Absicht, dem schwachen Glauben des Petrus Stärkung zu gewähren.

Der Einwand Hase's: „die wunderbare Beischaffung eines Geldstückes mitten in einer befreundeten Stadt war kein Bedürfnis", trifft nicht. Es handelt sich nicht überhaupt um Beschaffung eines Geldstückes zu irgend einem Zwecke, sondern es handelt sich speciell um Beschaffung der Tempelsteuer, und zwar der zur Principfrage erhobenen Tempelsteuer, der Tempelsteuer, sofern an sie die Frage geknüpft war, ob Jesus wahrhaftig Gottes Sohn sei, womit die Frage, ob Judentum oder Christentum, Hand in Hand geht. Man wird gar nicht einmal mit Sicherheit behaupten können, daß Christo augenblicklich kein Geld zu Gebote gestanden habe, was schon von vornherein unwahrscheinlich ist und zu Annahmen nötigt, welche den Stempel der Verlegenheit tragen. Wäre dieser Umstand von Bedeutung für die Sache, so hätte er erwähnt werden müssen. Das etwa vorhandene Geld war für diesen Zweck so gut wie nicht vorhanden.

In der Herbeischaffung des Betrages erweist sich Jesus als den wahrhaftigen Sohn Gottes und zeigt also, daß er nur aus Liebe, aus Herablassung zu der Schwäche der Empfänger auf Geltendmachung seines Rechtes verzichtet. Wer in solcher Weise den Betrag herbeischaffen kann, von dem gilt, was Haggai in C. 2, 9 sagt: „mein ist das Silber und mein ist das Gold, spricht der Herr der Heerscharen", nur der Schöpfer der Creatur kann sie zu seinem Zwecke entbieten, Jon. 2, 1. Der anderwärts die Winde und das Meer bedroht und es wird eine große Stille, der läßt hier den Fisch aus dem Grunde des Meeres die Münze heraufholen und führt ihn vor anderen an die Angel des Petrus, nachdem er diesem vorher gezeigt hatte, daß er wüßte, was auf menschliche Weise nicht gewußt werden kann, daß er teilnimt an dem Privilegium Gottes, „anzuzeigen dem Menschen, was sein Gedanke", Am. 4, 13, die Gedanken zu verstehen von ferne, Ps. 139, 2. Was dürfen wir nicht von dem erwarten, der sich selbst in dem Stande der Erniedrigung als den erwiesen hat, dessen Name wundersam ist, Richt. 13, 18. Jes. 9, 5.

Von keiner Bedeutung ist die Frage, wie es mit den übrigen aus dem Gefolge Christi sich verhielt, ob sie die Tempelsteuer zahlten oder nicht. Es war das für die Sache gleichgiltig, nachdem Jesus den Betrag für sich und Petrus in solcher Weise herbeigeschafft hatte. Die Frage hatte nun aufgehört, eine Principienfrage zu sein.

Daß aber der Herr nicht blos für sich, sondern auch für Petrus den Betrag herbeischafft, zeigt, daß, wenn erst die volle Erweisung seiner Gottheit stattgefunden haben wird, seine Gemeinde nicht mehr der Abgabe an den Tempel unterworfen und überhaupt vom Tempel losgelöst sein wird. Bezahlt er jezt für den seine Gemeinde repräsentirenden Petrus nur aus herablassender Nachgibigkeit, so wird, wenn die Gründe für diese Nachgibigkeit wegfallen, die einzig und allein darin liegen, daß

die Gottheit sich bis jezt noch unvollständig entfaltet hat, auch die Freiheit der Gemeinde practisch werden. Damit hat dann der Tempel seine Bedeutung verloren, er ist zum bloßen Scheine geworden. Die unmittelbare Folge davon ist die Zerstörung. Der Gestorbene muß begraben werden und verwesen. Nach der Zerstörung des Tempels mußten auf Befehl Vespasians die Juden aller Orten die an den Tempel jährlich zu entrichtende Kopfsteuer an das Capitol zahlen, Josephus vom Jüd. Kriege 7, 6, 6. Das stand in einem innerlichen Zusammenhange mit der hier vorliegenden Thatsache.

Der Zweck des Wunders hier ist derselbe, den Johannes für das Wunder auf der Hochzeit zu Cana angibt: „er offenbarte seine Herlichkeit", wozu Calvin bemerkt: „es ist soviel als wenn gesagt wäre, Christus habe dies Wunder gethan, damit er seine Herlichkeit kundthue", und den er in C. 20, 31 für alle Wunder Christi angibt: „auf daß ihr glaubet, daß Jesus der Christ, der Sohn Gottes." Das ist der höchste aller Zwecke, so gewiß, als in dem Glauben an Christus alles Leben und Heil beschlossen ist. Es war von der höchsten Bedeutung, daß Petrus, der Fels, auf den der Herr seine Kirche gründen wollte, zur vollen Energie dieses Glaubens geführt wurde. Nicht aber ihm allein diente das Wunder zu diesem Zwecke, es gehört der Kirche aller Zeiten an, die in diesem klaren Spiegel die Herlichkeit Christi schaut. Die Behauptung, Jesus habe nie ein Wunder zu seiner eignen Ehre gethan, ist ein bloßes Schleiermacherisches Blendwerk, das vergeblich in der misverstandenen Stelle Matth. 4, 3 f. einen Anhalt sucht. Zu Schleiermachers Vorstellung von Christo paßt das freilich, auch der erhabenste Mensch darf seine eigne Ehre nicht suchen, und wenn er sie sucht, so verfällt er damit dem göttlichen Gerichte. Aber der wirkliche Christus ist von dieser Vorstellung grade so weit unterschieden, wie der Himmel von der Erde. Er muß seine Ehre suchen, so gewiß als er Gottes Sohn ist und an der Gottheit des Vaters teilnimt. Daß er sie mit Recht sucht, das erhellt daraus, daß er hier seine Gottheit zu bewähren vermag. „Wie laufen in dem Allen" — sagt P. Anton — „so viele Strahlen der Allwissenheit und Allmacht zusammen."

Charakteristisch ist, daß über die Ausführung des Auftrages Christi nicht berichtet wird. Gegen die, welche hieraus gegen die thatsächliche Wahrheit Schlüsse ziehen wollen, bemerkt selbst Strauß: „Die Ausführung eines Geheißes und das Eintreffen einer Vorhersagung Jesu versteht sich in einem Evangelium von selbst." Der Evangelist ist so tief davon durchdrungen, daß von Christo nicht minder wie von dem Vater das Wort gilt: „So er spricht, so geschieht's, so er gebeut, so stehet's da", Ps. 33, 9, daß es ihm überflüssig erscheint, noch ausdrücklich über die Ausführung zu berichten. Er will darüber kein Wort verlieren. Das ist eine Abkürzung, die in ihrem Grunde erkant gar schlecht zu einem Evangelisten paßt, der in Christo wol den Messias, nicht aber, wie Johannes, den wahrhaftigen Gottessohn erkant haben soll.

Karl Gutzkow.

(Fortsetzung.)

Mit seinen Eltern war Uriel durch die Inquisition in Portugal getauft worden. Nach seiner Rückkehr in die Niederlande hatte er dem Christentume den Rücken gekehrt, ohne sich, wie seine Angehörigen, wieder dem Judentume zuzuwenden. Er sagt von sich selbst: „was ich geworden, ward ich nur als Christ", aber um seiner Abstammung aus Israel, um seiner Blutsfreunde willen, erklärt er sich für einen Juden. In dieser Zwitterstellung hat er ein Buch geschrieben, um dessen willen er von der Synagoge excommunicirt wird. Von den Irrlehren erfahren wir nur im Allgemeinen, daß Uriel Gott gelästert habe. Es ist auch für den Zweck des Dramas völlig gleichgiltig, welche Irrlehren Uriel verteidigt; es genügt, daß er sich gegen die Autorität auflehnt. Um seiner alten Mutter und auch um einer Ehe willen, die er mit Judith, der Verlobten eines jungen Handelsmannes, eingehen möchte, widerruft er und legt, natürlich nicht ohne Kampf, das Geständnis ab:

„Dem Herzen soll ich opfern meinen Geist,
Der Liebe meine heilge Ueberzeugung?
Du Stolz, was bäumst du dich so wild empor?
Du borstig Ungetüm, fleisch nicht die Zähne —
Sei Wurm! Mensch, Thier, duck unter — unter — unter!"

Da er aber nach erfolgtem Widerruf erfährt, Judith könne ihm nicht zu Teil werden, so widerruft er seinen Widerruf „mit krampfhafter und flammender Wut." Judith hat ihren Verlobten zum Manne genommen, um ihren Vater vor einem Bankerott zu schützen. Beim Hochzeitsschmaus trinkt sie Gift „um einer höheren Liebe willen" und reicht sterbend ihren Myrthenkranz Uriel Acosta hin. Dieser erklärt den versammelten Juden:

„Und nun laß ich euch diese Welt des Irrtums,
der Zweifel und des Wahns und der Verfolgung!
Werft größre Steine noch auf Menschenherzen,
die sich, wie ich, nach Gottes Antlitz sehnten
und ohne Fürwort eines Priesters wagten,
unmittelbar in's Auge ihm zu schauen —
ich kann den meinen nicht mehr länger tragen.
In sonnenhelleren Jahrhunderten
komt auch die Zeit, wo man, hebräisch nicht,
nicht griechisch, nicht lateinisch, nein, in Zungen
des Geistes und der Wahrheit sagen wird:
Noch gab die Welt nicht Raum für solche Bahnen,
noch war die Luft zu schwül für solche Flammen —
er mußte gehn, weil er nicht bleiben durfte!"

Dann „schreitet er groß und feierlich an den Staunenden, die ihm mit ihren Blicken folgen, vorüber. Wie er von der Bühne fort ist, fällt ein Schuß." Der alte Rabbi Santos erklärt: „die Kirche siegt, zwei Opfer sind gefallen", aber der Arzt Silva, ein Mann der Vermittelungstheologie, erwidert:

„O der Glanz
der alten Heiligtümer, seh ich, schwindet.
Glaubt, was ihr glaubt! Nur überzeugungsrein!
Nicht was wir meinen siegt, de Santos! Nein,
(er schlägt an's Herz)
wie wir es meinen, das nur überwindet."

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 28. April. № 34.

Das neue Dogma von der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria.

(Schluß.)

Unser Verfasser weist nun nicht blos die völlige Grundlosigkeit aller Versuche, die Lehre in der Schrift und bei den Vätern nachzuweisen, schlagend nach, sondern gibt auch eine gründliche Widerlegung derselben aus der h. Schrift, wie aus dem Zusammenhange der christlichen Lehre. Die h. Schrift nimt von der Erbsünde Niemand aus; Christus ist vielmehr für Alle ohne Ausnahme gestorben (Röm. 3, 23. 24; 2 Cor. 5, 14; 1 Tim. 2, 5. 6) *); und auch Maria hat Sünde gehabt und hat Sünde begangen, und wird deshalb selbst von dem Herrn gerügt (Luc. 2, 4; Joh. 2, 1 ff.; Marc. 3, 31 ff.). Das schwere Leiden (Luc. 2, 35) und der Tod der Maria bekunden ihre Sündhaftigkeit, sonst wäre beides entweder versöhnend oder Naturnotwendigkeit; wenn einige römische Theologen das leztere behaupten (S. 175), so treten sie damit aus der unzweideutigen kirchlichen Lehre heraus, daß der Tod der Sünde Sold sei. Der Verf. fragt auch mit Recht: wenn Gott durch ein so einfaches Verfahren einen Menschen vor der Sünde bewahren konte, wozu dann noch die Erlösung durch Menschwerdung und Leiden des Gottessohnes? wäre es nicht viel einfacher gewesen, alle Menschen in gleicher Weise zu bewahren, wie Maria? Jedenfalls könte am wenigsten der Rationalismus etwas gegen das neue Dogma einwenden; er dehnt es nur ganz einfach auf alle Menschen aus, wobei sich die Umänderung der wunderbaren Gnade in natürlich bewahrende Vorsehung von selbst ergibt. Es ist dabei nicht zu übersehen, daß Pelagius zuerst die volle Sündlosigkeit der Maria lehrte; und Duns Scotus huldigte der pelagianischen Abflachung des Gedankens der Sünde.

Ein Punkt, auch von dem Verf. richtig erkant (S. 161), scheint uns noch besonders zu betonen zu sein. Geht die ganze unevangelische Richtung der römischen Kirche dahin, den Menschen und das Menschliche zu Vermittlern und Urhebern des Heils zu machen, „heilige" Menschen und Priester zwischen Gott und die nach dem Heil suchenden Menschen zu stellen, die darum als himlische Helfer zu verehren und anzurufen sind, so hat diese Richtung in dem neuen Dogma eine wesentlich neue Wendung erhalten. Die Erlösung ruht wesentlich darauf, daß der vollkommen sündlose Heiland für die sündigen Menschen Leiden und Tod freiwillig übernahm und für sie eintrat. Nach der jezt vom Papst bestätigten Lehre ist nicht Christus, sondern Maria der erste schlechthin sündlose Mensch; sie hat aber gelitten, was wol nie eine menschliche Mutter gelitten hat, und auch sie hat, was nur Sold der Sünde ist, den Tod, erfahren. Ohne und gegen ihren Willen kann die Heilige dies nicht erlitten haben, denn sonst wäre die heilige Gerechtigkeit Gottes aufgehoben; nur freiwillig also kann sie Leiden und Tod übernommen haben. Dies muß aber aus demselben Grunde wie bei Christo sühnend sein für Andere, für Sünder; das folgt ganz ebenso aus Gottes vergeltender Gerechtigkeit; denn in jenem Leiden und Sterben hat Maria etwas geleistet, wozu sie als sündlos durchaus nicht verpflichtet war; sie hat ein Verdienst damit erworben, was nicht an ihr, die als sündlos ja schon das volle Heil besizt, belohnt werden kann, was also um ihretwillen Andern zu Teil werden kann. Kann nun solchem unschuldigen Leiden und Sterben eines sündlosen Menschen auch an sich nicht eine die Schuld der ganzen Menschheit aufwiegende Bedeutung zugeschrieben werden, so liegt doch in ihrer Würde als „Mutter Gottes" und als „Himmelskönigin" eine Geltung, welcher eine weithin umfassende Wirkung ihres sühnenden Leidens zugeschrieben werden muß. Maria, die reine Menschentochter, ist wie Christus Versöhnerin der Menschen, und Christus hat nur teils wiederholt, teils ergänzt, was sie gethan. Wurde bisher schon in dem thatsächlichen Kultus der römischen Kirche Christus hinter Maria in den Hintergrund gedrängt, so wird dies fortan, unter dogmatischer Rechtfertigung, noch viel mehr und viel unbedenklicher geschehen. Vor der immer glänzender strahlenden Herlichkeit des Menschen in der Jungfrau Maria verbleichen die Sterne des Gottessohnes; und so reicht der römische Ueberglaube dem rationalistischen und naturalistischen Unglauben wieder die Hand. Maria, nicht Christus, hat zuerst den Zusammenhang der Sünde durchbrochen; der Gottessohn hat nur besiegelt, was er als Werk des reinen Menschen schon vorfand. Es ist uns kaum zweifelhaft, daß das Rad dieses Irrtums, einmal in Bewegung gesezt, weiterrollen werde, und daß die römische Kirche, wenn sie nicht ernstlich umkehrt,

*) Wenn der Verf. (S. 153) die Worte: „so Einer für Alle gestorben ist, so sind sie Alle gestorben" (2 Cor. 5), dahin erklärt: so sind sie Alle vorher in ihren Sünden todt gewesen, so ist dies wol ein Misverständnis; der Apostel meint offenbar: so sind sie Alle mit Christo begraben in den Tod, sein Sterben wird ihnen zugerechnet, also daß sie fortan der Sünde abgestorben sind (Röm. 6, 3. 4; Gal. 3, 27).

unaufhaltsam fortgerissen von der nun entfesselten Strömung, allmälig bis zur völligen Verkehrung des christlichen Gedankens von der alleinigen Erlösung in Christo fortschreiten werde.

Man sage nicht, das seien voreilige Folgerungen, die römische Kirche werde nach solcher Erhebung Marias nicht weitergehen. Die den unabweislichen Fortschritt bereits ankündigenden Stimmen sind schon kundgeworden. Hatte schon Ephrem der Syrer in seinen überschwenglichen Lobpreisungen Marias sie als „die Zweite nach der Gottheit" und als „die Versöhnung der Welt" bezeichnet, und Damiani, wie wir gesehen, sich ähnlich geäußert, hatte Duns Scotus und Andere nach ihm ihren unschuldigen Leiden ein besonderes Verdienst bei Gott beigelegt, nent Oswald in seiner Mariologie (1850) sie „das Centrum des Universums", nent ein jetziger Bischof sie die „Miterlöserin", — so erklärt Pius IX. in seinem Rundschreiben vom 2. Febr. 1849, „daß aller Grund unserer Zuversicht auf der heiligen Jungfrau ruhe, sintemal Gott die Fülle alles Guten in Maria niedergelegt hat, so daß wir fortan wissen, daß jegliche Hoffnung, die wir haben, jegliche Gnade und alles Heil von ihr auf uns überströme, weil es so der Wille dessen ist, der da gewollt hat, daß wir Alles durch Maria haben"; und in der Bulle, in welcher er das Dogma verkündigt, erklärt Pius: „daß sie durchaus von jeglichem Sündenflecken stets rein gewesen, daß sie, ganz schön und vollkommen, eine solche Fülle und Heiligkeit besessen hat, wie außer Gott keine höhere gedacht werden kann, und welche außer Gott Niemand auch nur annähernd denken kann", — ganz wie Christus von sich sagt: „Niemand kennet den Sohn als nur der Vater." — Nach Petrus und den andern Aposteln ist in keinem Andern Heil und ist auch kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden, als allein der Name Jesu Christi; nach der neuen Lehre ist in einem Andern das Heil, und ist ein anderer Name den Menschen gegeben, der Name Marias. Nach 1 Tim. 2 ist ein Gott und ein Mittler zwischen Gott und dem Menschen, der Mensch Christus Jesus; nach der päpstlichen Lehre ist vor Allem eine Mittlerin zwischen Gott und dem Menschen, und zwischen dem Menschen und Christo, die sündenreine Jungfrau Maria.

Wir bezweifeln es nicht, daß Tausende unter unseren christlichen Brüdern in der römischen Kirche mit Betrübnis die neue Wendung der Dinge betrachten, daß sie, Angesichts des auch unter den Völkern katholischen Glaubens weit um sich greifenden Unglaubens, um so fester die mit uns Evangelischen gemeinsamen allgemein christlichen Glaubenswahrheiten ergreifen und bekennen möchten, — aber wir vermögen nicht zu erkennen, welcher Weg diesen besonnener und ernster gesinten Christen jezt noch innerhalb der römischen Kirche übrig bleibt, um, ohne mit derselben zu brechen, die Fortentwickelung des jezt neu begründeten Irrtums zu hemmen. Hat der Papst thatsächlich jezt persönliche Unfehlbarkeit in der Festsetzung eines neuen Dogmas beansprucht, und ist er damit auf keinen Widerspruch gestoßen, so ist der nächste Schritt der, diese persönliche Unfehlbarkeit selbst zum Dogma zu erheben; und es verlautet bereits, daß große Neigung zu diesem Schritte vorhanden sei. Ist aber dieses erreicht, dann stehen wir erst am Anfange einer weitergehenden Anwendung dieser bisher noch nicht als Glaubenssaz betrachteten, sondern vielfach bestrittenen Macht; dann begint eigentlich die päpstliche Dictatur. Daß die Geistlichkeit der römischen Kirche dem Beginn dieser neuen Wendung so wenig Widerstand geleistet hat, daß sie ohne Verwahrung den neuen Schritt zu der päpstlichen Machterweiterung geschehen ließ, das läßt für die Zukunft der römischen Kirche nur trübe Erwartungen offen.

Was ist in der Forderung, daß die Mission in den Organismus der kirchlichen Thätigkeit eingegliedert werden soll, Wahres und Berechtigtes?

(Schluß.)

Um meine Forderung näher zu begründen, lassen Sie mich auf die Abnormitäten in dem gegenwärtigen Missionsbetriebe hinweisen. Ist die Mission, wie ich glaube nachgewiesen zu haben, eine wesentlich kirchliche Thätigkeit, so muß das Amt — ich will noch nicht einmal sagen dieselbe ausschließlich in die Hand nehmen, — aber doch gewiß sich an derselben beteiligen. Wie geschieht das bei uns? Kirchenregimentlich angeordnet ist die sontägliche Fürbitte für die Mission in der bekanten Einlage im Kirchengebet: „Segne nach deiner Verheißung die Predigt des Evangeliums zur Ausbreitung deines Reiches auch unter Juden und Heiden, und laß dir den Dienst deiner Knechte in diesem Werke wolgefallen." Ich will hier die Fassung dieser Fürbitte nicht kritisiren. Ich will sie nicht zusammenstellen mit den altkirchlich hergebrachten Worten der Litanei, die in unsrer Agende auch abgeschwächt sind: „Wir armen Sünder bitten, du wollest uns erhören, lieber Herre Gott! Und deine heilige christliche Kirche regieren und führen. Erhöre uns, lieber Herre Gott! Alle Bischöfe, Pfarrherren und Kirchendiener im heilsamen Wort erhalten, allen Rotten und Aergernissen wehren, alle Irrige und Verführte wiederbringen, den Satan unter unsre Füße treten, treue Arbeiter in deine Ernte senden, deinen Geist und Kraft zum Worte geben." — Ich will, wie gesagt, unsre gegenwärtige Missionsfürbitte damit nicht vergleichen, sondern mich ohne Mäkeln freuen, daß sie seit 12 Jahren kirchenregimentlich allgemein angeordnet ist. — Damit ist das Mindeste und Unerläßlichste geschehen, was geschehen mußte. Das ist aber auch Alles, was kirchenregimentlich angeordnet ist. Die Abhaltung von Missionsstunden ist freigestellt oder empfohlen. Die Feier des Epiphaniastages als Missionsfest und die Einsamlung einer Collecte für die Zwecke der Mission an diesem Tage ist gestattet, desgleichen am 21. Januar für das Bistum von Jerusalem und am 10. p. trin. für die Zwecke der Judenmission. — In den der Instruction, betreffend die den Gemeinde-Kirchenräthen obliegenden Pflichten, beigefügten Andeutungen über deren Aufgaben findet sich S. 14

folgender Passus: „Wie die christliche Liebe ihre erwärmenden Strahlen auch in die weitesten Fernen sendet, so werden auch die Zwecke der Heiden- und Judenmission sich der eifrigen Förderung des Gemeinde-Kirchenraths zu erfreuen haben.“ Hier wird nur eine Erwartung ausgesprochen. Aber um diese Fassung recht zu würdigen, muß man das Vorhergehende lesen. Da werden die Bestrebungen des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung den Aeltesten „an das Herz gelegt.“ Ihrer helfenden Teilnahme werden die Anstrengungen des Kirchenregiments zur Beseitigung der dringendsten Notstände unserer evangelischen Landeskirche „dringend ans Herz gelegt“ und Ausführliches zu deren Empfehlung hinzugefügt. — Aus dem Allen ergibt sich, welche Stellung das Kirchenregiment zu der Mission einnimt; es läßt sie gewähren und empfiehlt sie auch wol; das ist Alles. Als eine geordnete, pflichtmäßige Thätigkeit erscheint die Missionssache nicht, sondern nur als eine gelegentliche, immerhin empfehlens- und förderns-werte Bestrebung Einzelner, zu welcher den Dienern der Kirche ihre Stellung nach Belieben einzunehmen völlig freigestellt wird. Ist das eine richtige, der Kirche des Herrn würdige Auffassung?

Was ist nun von diesem Verhalten von oben die Folge in dem Verhalten nach unten? In einer Stadt sind vielleicht zehn Geistliche, von diesen zehn legt einer Zeugnis ab für die Missionssache, die übrigen neun kümmern sich nicht darum. Ein Par geben für die Missionszwecke, die Andern nicht. Einer hält Missionsstunden und feiert Missionsfeste, die Andern nicht. Und wenn sie sich nur passiv dabei verhalten, so ist das noch der günstigste Fall. — Kann man sich da wundern, wenn die Auffassung allgemein verbreitet ist, als sei die Mission eine Sache der freien Liebhaberei, mit der es jeder halten könne, wie es ihm gut dünkt? — Wie vermag dagegen das lauteste und beredteste Zeugnis, daß die Beteiligung an der Mission aller Christen Pflicht sei, etwas auszurichten? Das thatsächliche Verhalten der Kirche und ihrer Diener steht damit in Widerspruch. Die Kirche hat Missionsfeste, aber sie feiert dieselben nicht; sie hat in ihren altkirchlichen Perikopen Aufforderung die Hülle und Fülle zum Zeugnis für die Mission, aber sie hat dafür in der Mehrzahl ihrer Diener und Glieder kein Ohr. Ist das recht? fragen wir. Ist dem gegenüber die Forderung nicht berechtigt, daß die Mission aus ihrer gesonderten Stellung heraus und in den Organismus kirchlicher Thätigkeit eingegliedert werden müsse. — Warum scheut man sich in Betreff der Mission vor dem Befehlen und Anordnen, da man es doch bei andern Sachen nicht thut? — Man sagt wol, das würde der Missionssache nichts nützen und dieselbe nicht fördern, wenn nicht der innere Trieb der Liebe dabei sei. Wird wol ohne diesen das Missionsgebet in der Liturgie etwas nützen! Ist nicht Beten die allerfreieste innerlichste Thätigkeit? Sollte um deswillen das Kirchenregiment gar keine Gebete vorschreiben, sondern es dem Ermessen des einzelnen Pfarrers überlassen, was er beten will und was nicht? — Ist nicht alle Thätigkeit des geistlichen Amtes der Art, daß die freieste innerste Zustimmung und Beteiligung dazu gehört, wenn sie fruchtbar sein soll? Kann die Predigt vom Glauben Leben wirken, wo sie nicht aus dem Glauben komt? — Will man denn consequent sein so muß den Pfarrern gar nichts mehr geboten werden. Daß bei solcher unbedingten Herschaft der Willkür aber Kirche und kirchliche Ordnung nicht bestehen kann, leuchtet von selbst ein. — Durch Anordnung des akademischen Studiums, durch die Reglements für die Candidaten-Prüfungen sind den jungen Theologen die Aufgaben und Anforderungen ihres künftigen Amtes vorgehalten. Wer damit nicht innerlich einverstanden ist, der bleibe fern von dem Amte; die Kirche nötigt keinen in dasselbe einzutreten. Thut er es dennoch ohne innerliche Zustimmung und heuchelt demnach, wen trifft der Vorwurf der Schuld? Die Kirche wahrlich nicht, lediglich ihn selbst. — Würde die Mission mit aufgenommen in den Kreis der zum akademischen Studium der künftigen Diener der Kirche erforderlichen Disciplinen, fragte man im Candidaten-Examen nach der Bekantschaft damit, stände sie so den jungen Theologen als Aufgabe ihres künftigen Amtes vor, wer könte sich über äußerlichen Zwang beschweren, wenn nun die Kirche von ihren Dienern Beteiligung am Missionswerke forderte? — Ich bin überzeugt, daß die Anordnung der Missionsfürbitte im allgemeinen Kirchengebete manchem offenbaren und verschämten Rationalisten höchst unbequem gewesen ist, weil er darin nur Pietismus und Muckertum sah. Aber der Appetit ist unterm Essen und die Lust zum Beten unterm Beten gewiß manchem gekommen, und ich glaube, daß manches Geistlichen Gewissen für die Mission an diesem Gebete aufgewacht ist. — Wir legen in unserem ganzen christlichen Leben, meines Erachtens, ein zu großes Gewicht auf die Freiheit und Innerlichkeit, und vergessen darüber, daß die Schrift vom Gesez des Glaubens und vom Gehorsam des Glaubens redet. Es würde kein Schade sein, wenn in Sachen der Mission mehr geboten und befohlen und Gehorsam geübt würde. Der Herr Jesus hat sie ja auch ganz einfach befohlen. Und der sie befohlen hat, der gibt auch Lust und Trieb zum Gehorsam gegen seinen Willen.

Aber wenn ich so die Mission durchaus dem Amte als eine ihm eignende kirchliche Thätigkeit zugemutet wissen will, so komt es mir doch nicht in den Sinn, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Ich gehöre nicht zu denen, welche dem ganzen freien Vereinswesen in der Mission den Laufpaß geben, und — mit dem seligen Wallmann zu reden — zu ihm sagen wollen: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen.“ Ich will nicht, daß die Mission vom grünen Tisch aus regiert, dekretirt und verfügt wird, und nur einen neuen Zweig der Büreaukratie bilde, und einen Zuwachs liefere zu Registratur und Archiv des Consistoriums und Oberkirchenraths. Ich bin in Sachen des Reiches Gottes ein abgesagter Feind alles eigenwilligen und eigenmächtigen Machenwollens, und meine, man müsse dem Gange der Dinge nicht vor, sondern still nachgehen, wie Moses in der Wüste dem Herrn hinten nachsah, als er sich ihm offenbarte. Als einst ein Knabe dem Moses die Nachricht überbrachte, Eldad und Medad weissagen im Lager und Josua an ihn das Ansinnen stellte, er solle ihnen wehren, gab er die Antwort: „Wollte Gott, daß alles Volk des Herrn weissagte und der Herr

seinen Geist über sie gäbe" (4 Mos. 11, 26 f.). So wollen auch wir dem Geiste nicht wehren, der in den Missionsvereinen wirkt, vielmehr sagen wir: Wollte Gott, alles Christenvolk wäre ein Missionsverein! Freilich hat Gott im alten wie im neuen Bunde seine festen Anstalten, Ordnungen und Aemter, durch welche er seine Gnaden vermittelt. Aber wo die Ordnungen und Aemter ihm den Dienst versagen, da weiß er sich auch außerordentliche Mittel und Wege zu schaffen. Es geht im Reiche der Gnade wie in dem der Natur neben dem ordentlichen Wirken und Walten Gottes ein außerordentliches her; dieses dient zur Erzeugung von jenem und zum Beweise der freien unumschränkten Macht Gottes. Zu der Zeit, als unter Eli das Priestertum in Israel auf das Schmählichste entweihet ward, stellte Gott neben das Prieseramt das Prophetenamt in der Person Samuels zur Wahrung seiner Rechte und Ordnungen. Ich weiß sehr wol, daß gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, zu einer Zeit tiefen Verfalls der Kirche, in Sachen des Glaubens der beste Dienst durch einen Packhofsverwalter und durch einen Bankdirector, nicht aber durch die Träger des geistlichen Amtes geleistet ist. — So sehe ich die gesamte freie Vereinsthätigkeiten als ein Correctiv und eine Ergänzung der amtlichen Thätigkeit an. Und solche Ergänzung war nicht blos nötig in einer Zeit, wo das Amt kein Auge hatte für die Fülle seiner Aufgaben, sondern je mehr es dieselbe erkent, um so mehr wird es die Unzulänglichkeit der eignen Kraft zu deren Erfüllung einsehen, und jede sich ihm darbietende freie Diakonie nicht als etwas die Autorität des Amtes Beeinträchtigendes mit Misgunst ansehen, sondern vielmehr sich solcher Hilfe freuen. — Aber freilich darf die freie Vereinsthätigkeit auch nicht aus den Augen verlieren, daß sie eben eine Diakonie des Amtes ist, vollzogen kraft des allen Christen zustehenden Rechtes des allgemeinen Priestertums; aber um der kirchlichen Ordnung willen darf sie nichts für sich sein wollen. — Die freien Missionsvereine haben in der Kirche die Stellung und Bedeutung eines Vorläufers auf Christum. Zu einer Zeit, da Niemand seiner Missionspflicht eingedenk war, sind sie die Stimme eines Predigers in der Wüste gewesen, die da rief: Bereitet dem Herrn den Weg und machet richtig seine Steige. Jezt, da immer mehr die Kirche in ihren leitenden und wirkenden Organen zum Bewußtsein ihrer Missionsschuld und Pflicht komt, müssen die freien Vereine sich in richtiger Würdigung ihres Berufes das Wort aneignen, in welchem am kürzesten die geschichtliche Bedeutung wie die sittliche Größe Johannes des Täufers ihren Ausdruck gefunden hat, das Wort: Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen. — Nicht etwa, daß sie sofort ihre Arbeit einstellen sollten, sondern in dem Maße, als das Amt dieselbe übernimt, müssen sie dieselbe einstellen. Es war in der That nichts Geringes, sondern eine That der Demut und Selbstverleugnung, daß Johannes der Täufer es neidlos mit ansehen konte, wie der, von welchem er gezeuget hatte, mehr Jünger machte und taufte als er. Aber grade diese That der Selbstverleugnung hat ihn zum größten gemacht unter Allen, die von Weibern geboren sind bis auf die Zeit des Menschensohnes, und hat ihm für alle Zeiten seine Bedeutung in der Geschichte des Reiches Gottes gesichert. So müssen auch die freien Vereine es ohne Scheelsucht sehen können, wenn das Amt immer mehr in ihre Missionsarbeit eintritt. „Ein Mensch kann ihm ja nichts nehmen, es werde ihm denn von oben gegeben."

Andererseits aber, als der Herr Jesus auftrat, predigte und taufte, trat der Täufer nicht sofort vom Schauplaz ab, sondern sezte neben dem Herrn seine Arbeit fort, und wies seine Jünger zu ihm. So sollen die freien Missionsvereine keineswegs nun sofort ihre Thätigkeit einstellen, sondern sollen ihre Vorläufer-Arbeit so lange fortsetzen, bis die ganze Kirche zum Missionsleben erwacht ist. Und das wird wol gute Weile haben. Denn so lange die Blinden noch nicht sehen, die Lahmen noch nicht gehen, die Aussätzigen noch nicht rein sind, die Tauben noch nicht hören, die Todten nicht auferstehen und den Armen nicht das Evangelium gepredigt wird, so lange ist Christus noch der, der erst kommen soll, und der Vorläufer muß ihm den Weg bereiten.

Fragen wir nun schließlich, was geschehen muß, um unsrer Forderung zu genügen, um die Mission in den Organismus der kirchlichen Thätigkeit einzugliedern.

1. Das Kirchenregiment muß eine klare und feste Stellung zur Mission einnehmen. Es muß deren Betreibung nicht blos gewähren lassen und die Beteiligung an derselben nicht mehr in das freie Belieben der ihm untergebenen Pfarrer stellen, auch nicht blos gelegentlich ihnen dieselbe empfehlen, sondern sie vielmehr denselben als eine wesentliche Aufgabe und unerläßliche Pflicht ihres Amtes bestimt vorhalten. Zu dem Ende muß es dafür Sorge tragen, daß den künftigen Dienern der Kirche im akademischen Studium die Mission als ein integrirender Teil der praktischen Theologie (wie dies zuerst von Ehrenfeuchter geschehen ist) bekant werde. Es muß von denjenigen, welche es als pro ministerio befähigt anerkent, eine gewisse Kentnis der Mission verlangen und es nicht fernerhin zulassen, daß Leute für tüchtig zur Anstellung im geistlichen Amte erklärt werden, die von Mission keine blasse Ahnung haben. Was jezt auf den Universitäten durch die freien Studenten-Missionsvereine erzielt, aber doch immer nur sehr unvollkommen erreicht wird, das muß durch Einordnung der Mission in die Reihe der theologischen Wissenschaften und durch die Forderung der Beschäftignng damit erreicht werden. Das große Ungeschick und die völlige Unfähigkeit so vieler jetziger Pastoren zur Haltung von Missionsvorträgen würde schwinden, wenn an den homiletischen Seminarien auch auf Uebung darin Bedacht genommen würde.

2. Den Pastoren müßte nicht blos wie bisher die regelmäßige Missionsfürbitte in der Liturgie befohlen sein, sondern auch die, dieselbe erst vermittelnde und belebende Missionspredigt. So lange nicht durch die Missionspredigt einige Kentnis von der Mission, ihrem weiten Gebiet und ihren Zwecken, keine Erkentnis ihrer unumgänglichen Notwendigkeit verbreitet ist in der Gemeinde, schwebt die Missionsfürbitte in der Luft, und der

Folgen zwei Beilagen.

Geistliche darf nicht darauf rechnen, dabei warme betende Herzen hinter sich zu haben und wirklich in der Liturgie, wie er doch soll, im Namen der Gemeinde zu beten.

3. Das Kirchenregiment muß auch die Samlung von Liebesgaben für die Mission in die Hand nehmen. Es sind für den Lauf des Kirchenjahres eine Anzahl regelmäßig wiederkehrender Collecten kirchenregimentlich angeordnet, zu denen sich eine in stetem Wachstum begriffene Zahl von außerordentlichen Kirchen- und Hauscollecten gesellt. Wir haben regelmäßig Collecten für arme Studirende der evangelischen Theologie, für den Verein zur Besserung entlassener Sträflinge und sittlich verwahrloster Unmündigen, zum Besten der allgemeinen Schullehrer-Witwen- und Waisen-Kasse, Collecten für bald diese, bald jene Diaspora-Gemeinde. Die Bibelgesellschaft hat ihre Pfingstfestcollecte, die ihr beiläufig gesagt i. J. 1864 so viel eingebracht hat, daß aus deren Ertrage die Tochtergesellschaften 9595 Bibeln, Abgebrante, Arme, Institute u. s. w. 160 Bibeln erhalten konten. Der Gustav-Adolfsverein hat seine Reformationsfest-Collecte. Aber die Mission? Es ist den Pfarrern erlaubt und ihrem Ermessen und Belieben anheimgegeben, am Epiphaniastage für die Heidenmission, am 21. Januar für das evangelische Bistum in Jerusalem, am 10. Sontage p. trin. für die Judenmission Beiträge zu sammeln, sie dürfen auch sonst und in monatlichen Missionsstunden für die Zwecke der Mission collectiren. Aber warum gestattet und stellt man für die Mission nur frei, was man für andere Zwecke anordnet und befiehlt? Ist die Mission nur eine erlaubte, ist es nicht eine im lezten Willen des Herrn ausdrücklich befohlene Sache? Wäre es nicht ganz natürlich, wenn an dem Tage, wo das altkirchlich verordnete Evangelium zur Predigt von des Herrn Missionsgebote auffordert, am Himmelfahrtstage, oder an dem Tage, da man nach der Epistel predigt von den Anfängen der Samlung der Gemeinden aus den Heiden, am zweiten h. Pfingstfeiertage, eine allgemeine Collecte für die Heidenmission kirchenregimentlich angeordnet und abgehalten würde? Wir sollten doch darum bitten; ich kann mir nicht denken, daß es abgeschlagen würde.

4. Das Kirchenregiment sollte für Herstellung und Feier der kirchlichen Missionsfeste Sorge tragen und dieselbe allgemein anordnen. — Die Missionsfeste, wie sie jezt von den einzelnen Missions-Vereinen gefeiert werden, sind ein Product eines auf kirchlichem Gebiete durchaus unberechtigten Subjectivismus, sind eine kirchliche Anomalie. Ich kann mich gar nicht wundern wenn solcher Willkür von der einen Seite sich Willkür von der andern Seite entgegenstellt. Man feiert Missionsfeste wenn es in die häuslichen Verhältnisse des Ortspfarrers, oder in die lokalen Verhältnisse der Gemeinde am besten paßt, wenn man das nach allen Seiten und Rücksichten in Erwägung gezogen und ein Comité sich über einen Tag geeinigt hat, so wird der Gemeinde von der Kanzel und weiteren Kreisen durch die Lokalblätter bekant gemacht: dann und dann ist Missionsfest, und die Gemeinde weiß nicht, wie sie mit einem Male zu einem Missionsfeste komt. Ist das nicht eine einzigartige, wunderliche Art Feste zu feiern? Hat das sonst noch irgendwo eine kirchliche Analogie? Feste lassen sich nicht machen, sie müssen gegeben sein durch Thaten Gottes. Man muß die Feste feiern, wie sie fallen, aber sie nicht willkürlich ansetzen. — Lassen sie mich meine Gedanken hierüber in den Worten eines Andern aussprechen (Rudelbach und Guericke Zeitschrift 1858. II): „Das Missionswerk selbst steht auf einem festen Grunde, denn es wurzelt in dem Pfingstwunder in Jerusalem, als die Apostel in den Zungen der Heiden die großen Thaten Gottes rühmten, als eine Weissagung für die zukünftige Zeit, es gründet sich auf ausdrückliche Befehlsworte des Herrn. Nicht aber die Missionsfeste der Neuzeit, welche alle ihre Wurzel in dem Gedanken haben, daß die Mission etwas Extraordinäres sei und das Missionsfest ein kirchlich zu setzendes. Nicht als ob man nicht theoretisch den Zusammenhang der Heidenbekehrung mit dem übrigen Leben der Kirche wüßte, nicht als ob man theoretisch den kirchlichen Festbegriff verändert hätte oder verändern wollte, aber praktisch geschieht es doch. Da wird ein Fest eingeführt, das kein Fest ist und die Heidenbekehrung wird als etwas Außerordentliches betont. Man würde nicht zu klagen haben, daß Missionspredigten nur Casualpredigten seien und so leicht spurlos untergingen, wenn nicht der ganze Missionsbetrieb einen solchen casuellen Character an sich trüge, der sich mit dem innersten Wesen der Kirche ebensowenig wie mit dem Wesen der Heidenbekehrung verträgt; es würde nicht so sein, wenn mehr in der geordneten Predigt, in der sonntäglichen sowol wie in der Wochenpredigt die Rede wäre von dem Heidentum und von seiner Zukunft, von der Kirche und von ihrer Zukunft. Dann würde freilich weniger oft von einer Missionspredigt als solcher die Rede sein, es würde aber dafür die Heidenbekehrung ihre gebührende Stellung im Organismus der kirchlichen Lehre einnehmen und ihre gebührende Stellung in der Predigt finden. Wie selten finden wir hier die Stellung der Christenheit zu der gegenwärtigen Heidenwelt erwähnt, als ob die Heidenwelt nicht auch ein wichtiger Teil der Menschheit und der mitberechtigte Erbe der Gnade Gottes wäre. Der Regel nach nie, nur in Missionsstunden und bei außerordentlichen Missionsfesten, da ist es denn kein Wunder, daß die Missionspredigten lauter Casualpredigten werden und schneller untergehen, als sie nach ihrem Inhalte verdienen. Unser Wunsch ist demnach der, daß man praktisch verwirkliche, was man theoretisch längst weiß, daß die Heidenmission mit dem Leben der Kirche auf das Genauste zusammenhänge, also daß in Schule und Kirche, in Predigt und Fürbitte der Heiden gedacht werde in ordentlicher und nicht länger in kasueller Weise. Geschieht dies mit rechter Treue, so werden von selbst die Missionsfeste als überflüssig und ungehörig erscheinen, und man wird sich wundern, wie man solche Versamlungen mit dem Namen „Feste" belegen konte. — Alle christlichen Feste haben ihren Grund schon unter sich in den allbekanten Thaten Gottes; die Missionspredigten legen aber erst den Grund des Festes durch ihren Inhalt. Alle christlichen Feste schauen rückwärts, diese Missionsfeste sind Tendenzfeste und schauen nach vorwärts. Somit stehen sie als fremde Gewächse in dem Garten der Kirche und beeinträchtigen obendrein durch ihre Existenz die Idee des Pfingstfestes. Feiert man nämlich das Missionsfest losgelöst vom Pfingstfeste, so spricht man damit aus, daß in der Idee dieses Festes die Beziehung auf die Heidenwelt nicht liege und daß es eines besondern Tages bedürfe, um diese Beziehung hervortreten zu lassen. Und welches Tages? Während alle kirchlichen Feste ihr bestimtes, historisch erwachsenes Datum haben im Jahre, so schwanken die Missionsfeste zwischen dem ersten und lezten Trinitatissontage hin und her zum deutlichen Zeichen ihrer Willkürlichkeit. Den Missionsgesellschaften in Berlin, Leipzig ꝛc. mögen immer ihre Jahrestage bleiben zu Berichterstattung und Danksagung; der Hermannsburger Gemeinde mag ferner immer ihr Jahresfest bleiben um der besondern Umstände willen; übrigens aber wünschen wir Pfingsten und Epiphaniasfest in ihrer missionsfestlichen Bedeutung anerkant und alle bisherige casuelle Predigt von dieser Angelegenheit wo möglich beseitigt durch treue Ausnutzung der in der Kirche vorhandenen geordneten Mittel in der angedeuteten Weise." (Was

das Epiphaniasfest anlangt, so sei noch bemerkt, daß zu einer allgemeinern festlichen Feier desselben unerläßliches Erfordernis ist die Ausdehnung und Anwendung der bürgerliches Sonn- und Feiertagsgesetze auf dasselbe.) Ich weiß wol, daß, indem ich die Berechtigung der besondern Missionsfeste bestreite, ich auf lebhaften Widerspruch stoßen werde, indem ich damit nehme, woran Vieler ganze Liebe hängt. Diese meine Ueberzeugung aber ist nicht von gestern her, sondern hat sich mir in einer 10jährigen Amtsführung, die mich in unsrer Provinz so ziemlich auf den Missionsfesten herumgeführt hat, nur immer aufs Neue bestätigt. Ich weiß sehr wol, daß und welchen Segen diese Missionsfeste gehabt haben, besonders in der Zeit, wo sie die Sammelpunkte derer darboten, die den Herrn Jesum lieb haben, in der Zeit, wo gläubige Predigt des reinen Evangeliums noch selten war. Diese Zeit ist, Gott sei Dank! vorüber, damit aber auch viel von der Wichtigkeit und Bedeutung derselben. Ich kann mich nicht enthalten, es auszusprechen, daß das Halten auf diese besondern Missionsfeste sehr oft unrichtige Gründe hat und auf geistlicher Genußsucht, so wie auf dem Wunsche beruht, etwas Apartes zu haben. Aber, wie bereits oben gesagt, erst dann und nur da sind die besondern Missionsfeste einzustellen, wo die kirchlichen in vollem Rechte und ganzer Feier hergestellt sind. — Wie reichliche Gelegenheit und Aufforderung zur Wirksamkeit und zum Zeugnis für die Mission innerhalb der vorhandenen kirchlichen Ordnungen ist, das habe ich in den so eben von mir herausgegebenen Missionsstunden durch den Anschluß der Missionspredigten an die Perikopen zu zeigen versucht, und ich bin überzeugt, daß, wenn die Herzen der Diener des Wortes von der Erkentnis der Bedeutung der Mission und von der Liebe zu derselben erfüllt wären, sie nimmer in Verlegenheit sein würden um Anlaß zur Missionspredigt. Die gegenwärtige abgesonderte Betreibung der Mission aber verschuldet es, daß so manches vom Texte geforderte Zeugnis für die Mission vor der ganzen Gemeinde zurückgedrängt und für die besondere Missionspredigt vor der Missionsgemeinde aufgespart wird.

5. Welche Stellung endlich das Kirchenregiment und Amt zu den bestehenden Missions-Anstalten einnehmen solle, ob es ein eignes Departement der Verwaltung einzurichten und dieses mit der Leitung des Missionswesens zu betrauen habe, ob nicht ohne Schaden für die Sache die Leitung in den Händen bleiben kann, in welchen sie jezt liegt, ob es nicht völlig genügt, wenn dem Kirchenregiment die Bestallung der Missionare wie bisher verbleibt, — darüber zu reden überlasse ich billig solchen, die das besser verstehen; denn so beliebt es auch jezt ist, über Dinge zu reden, die man nicht versteht, so teile ich doch diese Liebhaberei durchaus nicht und möchte mir nicht gern den Zuruf des Apelles zuziehen.

Was ich aber geredet, sind keine über Nacht gekommenen, sondern seit Jahren von mir im Herzen bewegte Gedanken, veranlaßt durch eine warme Liebe zur Sache und ausgesprochen mit dem lebhaften Wunsche, dadurch ein Geringes beizutragen zur Förderung der heiligen Sache des Herrn. Irre ich, so bitte ich um Berichtigung und Belehrung. Was aber aus der Wahrheit ist und wirklich zur Förderung der Mission dienen kann, das wolle der Herr nicht auf die Erde fallen lassen. — Die ganze gläubige Gemeinde des Herrn auf Erden schließt sich zusammen in dem Seufzer, mit welchem die h. Schrift schließt: Ja komm, Herr Jesu! Aber diese Bitte kann nicht erfüllt werden, bis das Evangelium gepredigt ist allen Völkern zu einem Zeugnis über sie. Das ist eine Arbeit, welche die Thätigkeit nicht einzelner Vereine, sondern der ganzen Kirche erfordert. Die Mittel sind ihr gegeben; daß sie nur in Benutzung derselben sich allezeit recht treu erfinden ließe! Drum:

Brich herfür, brich herfür,
Zion brich herfür in Kraft,
Weil die Bruderliebe brennet,
Zeige, was der in dir schafft,
Der als seine Braut dich kennet,
Zion durch die dir gegeb'ne Thür
Brich herfür, brich herfür!
Amen.

In der vorstehenden Abhandlung haben Gedanken, von denen jezt viele nähere und fernere Freunde der Mission bewegt werden, ihren Ausdruck gefunden. Gerade die allgemeine Verbreitung derselben legte dem Comité der Berliner Missionsgesellschaft die Pflicht auf, dafür Sorge zu tragen, daß sie zu gelegener Zeit und am angemessenen Orte einer öffentlichen Besprechung unterbreitet würden. Ursprünglich war es nicht die Absicht, das auf einer Generalkonferenz zu thun. Ein Pfarrer aus Hinterpommern hatte ähnliche Grundanschauungen in einem längeren Briefe an einen der Leiter des Missionshauses auseinandergesezt und war gebeten worden, seine Ideen weiter auszuführen, damit sie in einer kirchlichen Zeitschrift zum Gemeingute gemacht werden könten. Es ist jedoch eine geraume Zeit verstrichen, ohne daß er die Bitte erfüllt hat. Inzwischen berichtete man aus Schlesien von einer Missionsfestpredigt, welche die geringen Fortschritte der neueren Arbeiten bei der Bekehrung der Heiden auf den Umstand zurückgeführt habe, daß die Anstrengungen in der Heimatskirche immer nur „von unten" gemacht würden, anstatt daß sie „von oben her" angeordnet werden sollten. Schließlich formulirte der Verfasser des mitgeteilten Aufsatzes in dem Vorworte zu den von ihm herausgegebenen und oben erwähnten „Missionsstunden für das ganze Kirchenjahr" die bezüglichen Wünsche in folgendes Wort: „Die Mission muß durchaus nunmehr aus ihrer gesonderten Stellung heraus und in den Organismus der kirchlichen Thätigkeiten eingegliedert werden." Dabei ist er festgehalten worden, und der Aufforderung seine Sache zu verteidigen und seine Ueberzeugungen darzulegen, daß sie eingehend besprochen werden möchten, hat er durch den Vortrag zu genügen versucht.

Leider kam es durch die Glieder der Conferenz nicht zu einer erschöpfenden Behandlung des Gegenstandes. Nur einige wenige Punkte konten herausgegriffen und notdürftig beleuchtet werden, mehrere Hauptsachen blieben unangerührt, manche notwendige Ergänzungen oder Einschränkungen wurden nicht gemacht, ein allgemein anerkantes, klares Urteil über die Sache bildete sich nicht. Je weniger es aber die Aufgabe solcher gemeinsamer Verhandlungen sein kann, eine Spruchreife herbeizuführen oder das lezte Wort zu sprechen, so sehr erscheint es wegen der Wichtigkeit der ganzen Angelegenheit geboten, bei der Veröffentlichung des zu Grunde gelegten Aufsatzes nicht zurückzuhalten, was in und außer der Versamlung mit Bezug auf die angeregte Frage geäußert worden ist.

Zuvörderst wird die Warnung nicht überhört werden dürfen, daß man sich bei derartigen Gedankengebilden, die etwas neues zu konstruiren unternehmen, vor Doktrinarismus zu hüten habe. Theorien und Doktrinen in allen Ehren! Sie müssen sein, und wir können auf die Länge ohne sie nicht bestehen. Allein sie sollen nie das erste sein wollen, sondern Thatsachen und Erfahrungen sind das primäre, die Lehre und die Kunstregeln erbauen sich auf ihrem Fundamente auf. Bei mangelndem Respekte vor geschichtlichen Grundlagen und Bildungen liegt die Gefahr so nahe, allgemeine Wahrheiten oder eigene Idealismen zu einem maßgebenden Schema zu machen und auf dieses Prokrustesbett sowol die Vergangenheit als die Gegenwart und die Zukunft unnachsichtig zu spannen. Was insbesondere die Mission anlangt, so wird sie nach unsrer dermaligen Lage unter so eigentümlichen Verhältnissen in Vollzug gesezt, daß eine ver-

traute Kentnis derſelben unumgänglich nötig iſt, bevor man aus dem Theoretiſiren zur Kritik der vorliegenden Zuſtände, ihrer Berechtigung und Fortentwickelung ſich gebracht ſieht. Das angeführte Wort des Ethikers: „Die Miſſion iſt Aufgabe der Geſamtkirche wie der freien chriſtlichen Vereine und der einzelnen dazu durch innerliche Gnadengaben beſonders berufenen Chriſten," deckt wenigſtens auf keinen Fall die gebotene Darlegung, inſofern es noch an dem Nachweiſe fehlt, daß die bisher geübte Wirkſamkeit, die kollektive und die individuelle, nicht das geweſen iſt, was zu thun der ganzen Kirche aufgegeben war.

Es iſt ferner als das proton Pſeudos, welches der Mutterſchoß der meiſten folgenden Erwägungen geworden ſei, bezeichnet worden, daß die Kirche weſentlich und allein durch ihr Regiment zu wirken im Stande ſei. Solch ein Gedanke liegt dem Vortrage zu Grunde. Denn er identificirt geradezu den Organismus der kirchlichen Thätigkeiten mit dem „verfaſſungsmäßig beſtehenden Organismus der betreffenden kirchlichen Verwaltungen," und ſpricht es offen aus: „Die Leitung des Ganzen müßte den leitenden Organen des Kirchenregiments, den Conſiſtorien und dem Oberkirchenrathe obliegen; ob das bei den gegenwärtigen Verhältniſſen wünſchenswert und ausführbar iſt, kümmert mich hier nicht." Ein Blick auf die entſprechenden Bewegungen innerhalb der römiſchkatholiſchen Kirche, der Meiſterin im Ordnen und Lenken, ſollte uns nachdenklich machen. Bewegt ſich dort chriſtliches Leben und kirchliches Thun in Bahnen, die mit den ſtändigen geiſtlichen Behörden wenig oder gar nichts zu thun haben, ſollte bei uns ſo geringe oder ſo wilde Triebkraft vorhanden ſein, daß nicht ähnliches als völlig naturwüchſig und zu Recht beſtehend anerkant werden müßte! Die Arbeit im Reiche Gottes iſt nun einmal nicht ſo etwas einförmiges und einartiges. Vielmehr weht der Wind, wo er will, und die verſchiedenſten Kreiſe des Wirkens und Lebens beſtehen oder entwickeln ſich in allerlei Form, je nachdem ſie geführt werden. Und wie es entſchieden einſeitig wäre, die ordnungsmäßige Thätigkeit der Kirche über der freien Wirkſamkeit ihrer Glieder zu verachten oder umgekehrt die leztere immer wieder in die erſte einzufugen und ihr unterzuordnen, ſo gewis iſt es, daß es beſtimte Gebiete des kirchlichen Wirkens gibt, die vorwiegend auf der einen oder der andern Seite liegen müſſen. Und in dieſer Beziehung wird man nicht umhin können zuzugeſtehen, daß die Miſſion, dieſer Tiralleurdienſt unmittelbar am Feinde, ſich bisher in einer relativen Unabhängigkeit von den Befehlen und Anordnungen der kirchlichen Oberen befunden habe, eine Stellung, die nicht in jeweiligen Umſtänden ſondern in dem Weſen der Sache zu beruhen ſcheint.

Es liegt auf der Hand, daß die Relativität der abhängigen Stellung, welche die einzelnen Miſſionen zu den bezüglichen Kirchenbehörden einnehmen, ihrem Begriffe nach ſehr verſchieden und in hohem Grade elaſtiſch iſt. In der That finden ſich alle mögliche Schattirungen des gegenſeitigen Verhältniſſes vom „rand und bandloſen Independentismus" an bis zur engſten Anlehnung an das heimiſche Kirchenregiment. Auch kann es nicht geleugnet werden: die heilſamen Fortſchritte, die wir in unſern Tagen dadurch gemacht haben, daß wir uns mehr und mehr auf das Weſen der Kirche beſinnen, verfehlen nicht einen Rückſchlag auf die Miſſionstheorien auszuüben. Wie in der Abhandlung bereits erwähnt iſt, regen ſich neuerlich in England Beſtrebungen, die ſich auch von den bisher „kirchlichſten" dadurch unterſcheiden, daß ſie von den höchſten kirchlichen Würdenträgern als ſolchen ausgehen und geleitet werden ſollen. Bahnen dieſelben aber nach Wallmanns Wort vorausſichtlich eine entſchiedene Kriſis in dem engliſchen Miſſionsweſen an, ſo iſt es bei dem inneren Zuſammenhange, in welchem die deutſche Miſſion mit den Miſſionen Englands ſteht, nicht unwahrſcheinlich, daß dieſelbe in Mitleidenſchaft gezogen werden und einen ähnlichen Prozeß durchzumachen haben werde.

Indeſſen wird es als ein gewagtes Unternehmen angeſehen werden müſſen, wenn nun darauf Bedacht genommen würde, die beſtehenden Miſſionsverhältniſſe auf andere Grundlagen hinüberzuſchieben. Nach einem allgemeinen geſchichtlichen Grundgeſetze wirken bei der Erhaltung einer Macht im weſentlichen immer die Kräfte, denen ſie urſprünglich ihren Anfang verdankte. Anerkanter Maßen ruhen alle unſere neueren Unternehmungen, die Heiden in die Kirche des Herrn einzuführen, auf dem Principe der Aſſociation. Mag dieſelbe noch ſo frei, noch ſo kraftvoll, noch ſo eigentümlich ſich entwickelt haben, in Wahrheit iſt es eben Aſſociation, was uns trägt, ſei es daß ganze Geſellſchaften, die aus Geiſtlichen oder Laien beſtehen, ſei es daß einzelne Perſonen, Geiſtliche oder Laien, den Mittelpunkt bilden, um den ſich der Kreis, welcher ſich zu gemeinſamer Arbeit verbunden hat, zuſammenſchließt. Soll jetzt dieſer Grundſaz verlaſſen werden? Wird es rathſam ſein, die Unterlagen, welche Jahrzehnte lang das ganze Gebäude getragen haben, ſachte wegzuziehen und neue an ihre Stelle zu ſetzen? Wäre es nicht zu erwarten, daß ſolch ein Beginnen nur zu leicht Riſſe und Brüche nach ſich ziehen würde? Und wer mag in einem zerriſſenen und brüchigen Hauſe wohnen! Demgemäß iſt es nicht undenkbar, daß es in unſerm Miſſionsweſen zu Neubildungen kommen könte, bei denen irgend ein anderes Prinzip als das der Aſſociation zur Geltung gelangt. Allein das wird aufgegeben werden müſſen, den beſtehenden Geſellſchaften oder Vereinen durch irgend welche Veranſtaltungen von außen her etwas zu geben, was ihren anfänglichen Fundamenten völlig fremd iſt.

Damit ſoll keineswegs independentiſtiſchen Gelüſten das Wort geredet ſein. Ein gewiſſes Band wird ſtets die kirchlichen Behörden mit denen verknüpfen müſſen, welche ſich die Miſſion am Herzen liegen laſſen und die Hand an das Werk legen. In dieſer Beziehung iſt die Praxis wiederum eine ſehr mannigfache. Der vorliegende Aufſaz hat ſich darauf beſchränkt, das Verhältnis unſeres preußiſchen Kirchenregimentes zur Miſſion zu ſkizziren und erwähnt zu dieſem Zwecke die Fürbitte im allgemeinen Kirchengebete ſowie den Hinweis auf das Werk der Heidenbekehrung, welcher in der Inſtruktion für die Gemeindekirchenräthe Plaz gefunden habe. Aber es wäre wahrlich unverantwortlich, wenn dieſe beiden Stücke das einzige wären, wodurch ſich das Intereſſe der Behörde an den großartigen Anſtrengungen bethätigte, die gegenwärtig aus der Mitte der ihr befohlenen Kirchenelemente gemacht werden. Nein, unſer Kirchenregiment hat allerdings ſehr viel mehr für die Miſſion gethan und thut es andauernd fort, die kirchlichen Behörden andrer Länder und Gemeinſchaften beteiligen ſich in noch unmittelbarerer Weiſe an dem Wirken der freien Vereine, und es wäre ein ungerechtfertigter Undank von Seiten der Leiter der Miſſion, wenn nicht hervorgehoben würde, was von verſchiedenen Seiten in der bezeichneten Richtung gewährt worden iſt und noch gewährt wird.

Es ſind zuerſt ausführliche Verhandlungen geflogen worden, durch welche der Boden geebnet und der Grundriß feſtgeſtellt ward, auf denen ſich alles andre nachher erheben ſollte. Wer jezt in dem fertigen und wohnlich eingerichteten Hauſe weilt, hat keine Ahnung davon, was es alles gekoſtet, ehe es ſo weit kam, daß es bezogen werden konte. Die Anerkennung der Geſellſchaft durch die ſtaatskirchlichen Behörden, die Erteilung der Korporationsrechte, die freundliche Stellung der ehemaligen Cenſurbehörden zu den erſten Druckſchriften, die Bildung und Organiſation von Hilfsvereinen, die Abhaltung von Miſſionsgottesdienſten und Miſſionspredigtreiſen der mannigfaltigſten Art — das alles ſind Gaben, welche als der Miſſion aus der Hand der Kirche zugefallen anzuſehen ſind, aber darum ſo wenig beachtet zu wer-

den pflegen, weil es Wolthaten sind, auf die man erst durch ihre nachwirkende Kraft aufmerksam gemacht werden muß. Außerdem aber ist ein besonderes Band auf das nachdrücklichste hervorzuheben, durch welches sehr viele Missionen mit den betreffenden Kirchenbehörden zusammenhängen: die Ordination zum Missionspredigtamte. Zu diesem Behufe vollziehen kirchliche Vorgesetzte entweder selbst oder durch einen Commissar die Prüfung der vorgebildeten Missionszöglinge und erklären sie für reif zur Uebernahme des Amtes, worauf dann die qualificirten entweder gleich im Vaterlande oder nach einer Bewährungszeit auf dem Missionsgebiete durch einen Bevollmächtigten ordinirt werden. Dies ist ein sehr wichtiges Moment, und es erscheint als eine Abnormität, wenn einzelne Männer oder Vereine sich selbst hiervon emanzipiren zu dürfen geglaubt haben: in den allermeisten Missionen besteht es in der angegebenen Weise zu Recht, daß die Zugehörigkeit zur heimatlichen Kirche durch die Ordination dargestellt wird. Ein ganz singulärer Zug liegt bei der Berliner Missionsgesellschaft in dem Umstande vor, daß sie als Zuschuß zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse eine nicht unansehnliche Summe aus der Kasse derjenigen Kirchenbehörde empfängt, von der sie durch die Prüfung und Ordinirung ihrer Missionare dependirt, nämlich des Consistoriums der Mark Brandenburg, fünf hundert Thaler, die seltsamer Weise von Friedrich Wilhelm dem Dritten ursprünglich dem Institute Jänickes für die Ausbildung Gützlaffs zugewiesen, dann weitergezahlt und endlich auf die Missionsgesellschaft übertragen wurden, welche emporzublühen anfing, als jenes eingegangen war. Wenn außer diesem allen noch in Visitationsordnungen, die teils zu ständigem theils zu außergewöhnlichem Gebrauche dienen, durch eine bestimte Frage darüber Aufschluß begehrt wird, wie es mit der Liebe zur Mission in einer Gemeinde stehe — werden wir dann noch klagen dürfen, daß von Seiten des Kirchenregimentes zu wenig geschehe, um der freikirchlichen Associationsthätigkeit unter die Arme zu greifen?

Allerdings wird in einigen Landeskirchen noch mehreres von dem erfüllt, was zum Schlusse des Vortrages gefordert worden ist. Eines ist noch nirgends in Angriff genommen worden: die Eingliederung der Missionswissenschaft in den Kreis der Disziplinen, die zum theologischen Studium gehören. Die Aussicht, daß es in der lutherischen Kirche Baierns einmal hätte dazu kommen können, ist durch Dr. Grauls frühen Tod wieder in die Ferne gerückt. Dagegen gibt es Landeskirchen, in denen regelmäßig in jedem Jahre wiederkehrende allgemeine Collekten für die Zwecke der Heidenmission, welche nicht blos erlaubt, sondern angeordnet sind, eingesammelt werden; dies ist zum Beispiel im Königreich Hannover kirchlicher Brauch. In den russischen Ostseeprovinzen ist durch die lutherischen Kirchenbehörden das Halten von Missionspredigten nicht nur nahe gelegt, sondern als zu den Obliegenheiten des Pfarramtes gehörig bezeichnet worden. An andern Orten haben Bischöfe und Generalsuperintendenten alle ihre Diözesanen durch Erlasse für das heilige Werk zu erwärmen gesucht, eine Maßregel, die übrigens auf dem Boden der römisch-katholischen Kirche öfter als auf andern Kirchengebieten angewendet wird, dort aber, wie noch einmal hervorgehoben werden möge, mit der bestimten Tendenz, die Teilnahme für den „Verein zur Verbreitung des Glaubens“ zu beleben. So schreibt, um eines anzuführen, der Bischof von Birmingham in seinem lezten Hirtenbriefe, der die Mission empfiehlt: „Welche Freude, mit den Engeln, die von der Höhe des Himmels niederschauen, zu sehen, wie einmütig die unzähligen Herzen der Vereinsmitglieder sich zu Gott erheben, wie alle Hände sich der Kirche öffnen und ihr den Beistand leisten, wodurch es ihr ermöglicht wird, die gute Botschaft noch kräftiger bis an die Marken der Erde zu tragen.“

Der Wunsch liegt nun freilich nahe, daß jeder einzelnen Mission alle diese Wolthaten zu gute kämen, und daß also diejenigen von ihnen, die noch nicht gewährt werden, durch Gesuche erbeten werden müßten. Andrerseits wird man den Kirchenbehörden nicht vorschreiben dürfen, sie sollten von dem Nutzen einiger dieser Hilfsmittel, welche die freie Vereinsthätigkeit zu befördern scheinen, dieselbe Anschauung als die Petenten haben. Vielmehr kann der Fall eintreten, daß die allgemeine Anordnung von Missionsstunden oder die Verleihung einer ständigen Kirchenkollekte als dem Leben der Association schädlich erachtet würden — und dann werden solche petibele Gaben eben abgeschlagen. Da ist denn auch weiter nichts zu machen noch an der Sache zu verzweifeln, sondern die vorhandenen Wege müssen mit Treue benuzt werden, um so treuer, je beschränkter sie sind. Mehrere der erwähnten Einrichtungen erscheinen in Wahrheit von zweifelhaftem Werte, und es steht dahin, wie sie sich bewähren werden. Erweisen sie sich als stichhaltig, so werden sie sich schon Anerkennung verschaffen, wo man sie bisher nicht mochte. Ueberhaupt komt es nicht darauf an, ob die Stellung der Mission zur Kirche nach allen möglichen Beziehungen die korrektesten Formen gefunden habe. Ist sie im allgemeinen die richtige, so werden einzelne Unebenheiten durch die Erfahrung im Laufe der Zeit kompensirt werden. Die Grundzüge zu einer dem Werke entsprechenden Lage lassen sich kurz in den beiden Sätzen aussprechen, die der Minister Eichhorn vor zwanzig Jahren an die Leiter der Berliner Mission schreiben ließ. Sie lauten: „Es kann der Missionssache nur zur Förderung gereichen, wenn sich ein immer innigerer Verband zwischen ihr und den bestehenden kirchlichen Organen bildet. Auf der andern Seite wünsche ich aber auch nicht die Freiheit der Bewegung, welche dem Comité zusteht, und deren dasselbe zu einer wirksamen Ausbreitung seiner Thätigkeit bedarf, zu verschränken und demselben einen vielleicht beschwerlichen Geschäftsgang ohne dringende Veranlassung zur Pflicht zu machen.“

Was durch den zweiten Punkt ausdrücklich anerkant wird, nämlich daß ein Missionscomité eine Art von Behörde sei, der die Administration des ganzen Werkes vertrauensvoll überlassen werden müsse, das wird in andern Fällen stillschweigend vorausgesezt. Aus einem richtigen Gefühle benuzt die kirchliche Obrigkeit auch nicht die Anlässe, sich in die Angelegenheiten der Missionsgesellschaften einzumischen, obwol sie sich ihr zahlreich darbieten. Beispielsweise sei erwähnt, daß an den Minister Altenstein eine Beschwerde gelangte, in welcher sich ein südafrikanischer Missionar über seine Genossen beklagte. Das Ministerium überwies die Sache einfach an das betreffende Comité: es fand die Sache sehr betrübend, sah sich aber nicht veranlaßt irgendwie einzuschreiten, sondern stellte es lediglich dem Missionsregimente anheim, „sich seines Einflusses zur möglichsten Beseitigung der entstandenen Misverhältnisse zu bedienen.“ Es muß bezweifelt werden, daß gegenwärtig irgend eine Kirchenbehörde auf eine derartige Apellation anders bescheiden würde. Auch wird der neueste Schritt, durch welchen unser preußisches Kirchenregiment in eine eigentümliche Stellung zur rheinischen Mission zu kommen scheint, und der möglicherweise folgenschwerer gedeutet werden wird, als er gemeint ist, kaum in der ganzen Lage der Dinge etwas ändern. Da man nämlich in Barmen mit der Mission auf Borneo so weit gekommen ist, daß ein Schuz derselben gegen die Unbill der dortigen holländischen Lokalbehörden mit den bisherigen Mitteln nicht erreicht werden kann,

Zweite Beilage.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

so hat man daran gedacht, der kleinen Dajackengemeinde die Zugehörigkeit zur preußischen Landeskirche zu erwirken, wie dieselbe den Diasporagemeinden in allerlei Landen erteilt werde. In der ersten Sitzung des neu gebildeten großen Missionsbeirathes ist dieser Ausweg einstimmig gutgeheißen worden, nachdem man der vorläufigen Beistimmung des grade in Barmen weilenden Präsidenten des Oberkirchenrates sich hatte versichern können, und ein Gesuch, die Gemeindelein der Rheinischen Mission in niederländisch Indien „unter den Schutz und in die Gemeinschaft der evangelischen Landeskirche Preußens" aufzunehmen, ist nach Berlin abgegangen. Es steht dahin, ob demselben gewillfahrt werden wird, ja überhaupt gewillfahrt werden kann, da ja die Gemeindeglieder immer holländische Unterthanen bleiben, während ausgewanderte Deutsche unter dem Schutze der betreffenden Consuln stehen. Aber gesezt, es könte der Wunsch erfüllt werden, so fragt es sich immer noch, ob dieses Abhängigkeitsverhältnis, das die Not erheischte, die praktischen Folgen haben würde, daß die Verwaltung sich in demselben Maße wie bei den Diasporagemeinden nun auch auf dem bezüglichen Missionsgebiete bethätigte. Wir glauben es nicht.

Zum Schlusse wollte der Verfasser dieser Bemerkungen noch ausführlich auf die Forderung der Abhandlung in Betreff unserer Missionsfeste zu sprechen kommen, die auch bei der Verhandlung die lebhafteste Widerrede hervorrief. Es wäre das unweigerlich seine Pflicht gewesen, wenn ihn nicht eine inzwischen in die Evangelische Kirchenzeitung aufgenommene Beschreibung des Volksmissionsfestes im Hagenthal bei Gernrode*) dessen überhoben hätte. Darin mit dem Aufsatze vollkommen einig, daß die Missionsfeste, welche kirchenordnungsmäßig feststehen, mit dem Nachdruck der Liebe und Treue in dem Bewußtsein unserer Gemeinden wieder zu Ehren gebracht werden müssen, möchte er doch nicht die Segensquellen verstopft wissen, aus denen der Herr es stromweise hat fließen lassen und noch fließen läßt. Daß vielen unserer Missionsfeste, wenn nicht den meisten, der festliche Charakter mangelt, so daß sie weiter nichts als außerordentliche Missionsgottesdienste sind, — wer wollte das in Abrede stellen! Allein selbst im lezteren Falle geht alles doch nicht ohne ein gewisses Regen vorüber, das auch nachträglich Früchte bringt, und die angedeuteten Schäden, die Sucht nach etwas besonderem, die geistliche Genußsucht, das Echauffement, sind Auswüchse, die dem Geiste Gottes rasch weichen. Daß die großen Missionsfeste einem schmerzlich empfundenen Bedürfnisse unseres religiösen Volkslebens entgegen kommen, dürfte nicht mehr bestritten werden. Sondern es ist mit Eifer dahin zu wirken, daß deren immer mehr veranstaltet werden möchten. Wenn dann vorher und nachher recht viele fromme Pfarrer ihren Gemeinden den Befehl unseres Herrn zur Mission und das Elend der heidnischen Völker fleißig vorhalten, auch in treuem Gehorsam und aufrichtigem Mitleid denselben vorangehen, so ist nicht zu besorgen, daß die Missionswege, welche nach der höheren Fügung in unseren Tagen eingeschlagen worden sind, weniger schnell als in früheren Jahrhunderten die Heiden ihrem Erbherrn entgegenführen.

Die Nichtbestätigung des Pastor Rhode

durch das K. Consistorium der Provinz Brandenburg hat gegenwärtig die allgemeine Aufmerksamkeit mit Recht auf sich gezogen; denn an diesem Falle werden nicht nur Vieler Herzen Gedanken offenbar, sondern an seiner schließlichen Erledigung wird auch erkant werden, ob in der That und Wahrheit die Lehre der h. Schrift und die Achtung des bestehenden kirchlichen Rechts das oberste Prinzip ist, nach welchem die evangelische Landeskirche in Preußen regiert wird.

Der Pastor an St. Marcus, Rhode, war vom Magistrat zum zweiten Prediger der Louisen-Kirche erwählt worden, und hielt als solcher am 11. März d. J. seine Gastpredigt, in welcher er nach einem sehr entschiedenen Bekentnis, daß alles Heil in Christo, und zwar in Christo als dem Gekreuzigten, stehe, plözlich folgende unerwartete Wendung nahm:

„Ich bekenne mich zu Christo dem Gekreuzigten als dem alleinigen Grund alles Heils. Aber hiermit ist nicht gesagt, daß die kirchliche Lehre von der Person Jesu Christi der Grund des Heils sei. Nicht diese Lehre, wie sie nach Jahrhunderte langen Kämpfen in der Kirche festgestellt ist, ist der Grund des Heils, sondern die Person des Gekreuzigten allein. Die kirchliche Lehre, nämlich daß in der einigen Person Jesu Christi die göttliche und die menschliche Natur vereinigt gewesen sind, hat bei vielen treuen Christen ernstlichen Anstoß erregt; denn bei derselben scheint die menschliche Natur in Christo, auf welche doch die heilige Schrift so großes Gewicht legt, nicht zu voller Geltung kommen zu können. Gegenwärtig will ich die Gründe und Bedenken, welche geltend gemacht sind, nicht anführen; aber ich will sie auch nicht widerlegen."

Dies ist der Wortlaut der Aeußerung, so weit derselbe sich nach einmaligem Anhören von mehreren Zeugen hat herstellen lassen. Der Missionsdirector Wangemann hat dieselbe etwa fünf Minuten, nachdem die Worte gesprochen sind, mit Hülfe des Prediger Kratzenstein concipirt, und drei Gemeindeglieder, welchen unmittelbar nach dem Schluß des Gottesdienstes die Aufzeichnung vorgelegt wurde, haben dieselbe für durchaus genau anerkant. Wenngleich natürlich hier wie bei jeder Aufzeichnung aus dem Gedächtnis nicht für die Uebereinstimmung jeder einzelnen Sylbe gebürgt werden kann, so gibt dieses also beglaubigte Document für das, was in Wirklichkeit gesprochen worden ist, wol ein ganz sicheres Beweismittel und zum mindesten eben so viel Bürgschaft als das geschriebene Concept, welches ja auch nur selten wörtlich von einem Prediger auf der Kanzel reproducirt wird.

Gleich nach beendigtem Gottesdienst kamen drei ernste christliche Männer aus der Gemeinde, die Hofbuchbindermeister Schöning und Schlunk, sowie der Klein-Kinder-Lehrer Klöppel in die Wohnung des Missionsdirector Wangemann und fragten, indem sie ihrer Entrüstung über das in der Predigt Gehörte einen lebhaften Ausdruck gaben, was nun zu thun sei, ob sie nicht ihre christlichen Freunde in der Gemeinde zu einer gemeinsamen Vorstellung auffordern sollten. Dr. Wangemann entgegnete, er werde ihnen in Bezug auf das, was sie zu thun hätten, keinerlei Wei-

*) Jahrgang 1865 S. 793 ff.

sungen geben, nur davon, daß sie Unterschriften sammelten, müsse er entschieden abrathen, weil dadurch diese Angelegenheit von dem Boden des klaren Rechtes leicht auf den des agitatorischen Parteitreibens gerückt werden könne. Auf die Frage, was er denn seinerseits zu thun gedenke, erwiederte er, er werde bei dem Superintendenten die gesezliche Einsprache gegen die Bestätigung Rhode's einlegen, worauf die Herrn Schöning und Schlunk erklärten, sie würden dasselbe thun.

So wurden denn am 12. März zwei Einsprüche gegen die Bestätigung Rhode's, der eine von Seiten der Herren Schöning und Schlunk, der andere von Seiten der Prediger Wangemann und Kratzenstein an der vom Gesez vorgeschriebenen Stelle erhoben.

Die Unterzeichner erwarteten den Entscheid des k. Consistoriums mit großer Spannung. Denn zwar lag die Rechtsfrage, daß ein Pastor, der gegen die Kern- und Grundlehre des Christentums in einer Gastpredigt so direkt polemisirt, einer Gemeinde, und sollte die protestirende Minorität eine noch so geringe sein, nicht aufgedrängt werden darf, klar vor; aber mancherlei Erlebnisse auf kirchlichem Gebiet ließen doch auch der Befürchtung Raum, daß die Motive des geschichtlich-kirchlichen Rechts nicht immer das leztentscheidende Gewicht abgeben. Um so mehr sahen sich alle ernsten Christen, die der Sache mit Spannung folgten, dem königlichen Consistorio zu lebhafter Dankbarkeit verpflichtet, als es verlautete, dasselbe habe troz des Einspruchs einer „quantitativ allerdings sehr geringen Faktion" (s. N. E. K. Z. vom 14. April) die Sache einfach nach den Motiven des kirchlichen Rechts und des Gehorsams gegen die h. Schrift erledigt und die Bestätigung des ꝛc. Rhode versagt. — Das k. Consistorium der Prov. Brandenburg hat durch diesen Schritt sich ein gutes Lob bereitet und das Vertrauen aller ernsten Christen im Lande in nicht geringem Grade gestärkt.

Daß diese That des K. Consistorii aber andererseits auch die entschiedene Misbilligung der Gegner finden würde, und daß diese alle Mittel aufbieten würden, um den Entscheid des K. Consistorii rückgängig zu machen, war zu erwarten. Die öffentlichen Blätter brachten ihre betreffenden Beleuchtungen, in welchen sowol der Thatbestand als das Rechtsverhältnis auf die mannigfachste Weise entstellt wurde; auch im Köpenicker Stadtbezirke wurde eine Versamlung von etwa 250 Theilnehmern beschickt, die sich im Sinne der „Gewissensfreiheit" aussprach. Unter allen diesen Rückäußerungen gewährt aber der in der N. Ev. K. Z. vom 14. April veröffentlichte Aufsaz mit der Ueberschrift: „Sehet zu, was ihr thut!" dem ernsten Christen den allerschmerzlichsten Eindruck. Denn wenn man die Haltung der politischen Zeitschriften und der ununterrichteten Laien mit ihrem Mangel an Verständnis für diese Sache entschuldigen kann, so tritt uns hier in einem theologischen Blatte, welches die gläubige Theologie zu vertreten bekent, ein solcher Mangel an theologischer Einsicht und an Sinn für kirchliches Recht und biblische Wahrheit entgegen, daß wir erschraken bei dem Gedanken, daß ein Blatt, dessen Beziehungen zu hervorragenden Persönlichkeiten in unserer höchsten kirchlichen Behörde bekant sind, sich solche Blöße geben konte.

Die N. Ev. K. Z. billigt auch ihrerseits die Rhode'sche Predigt nicht; sie beklagt es als einen „Misgriff", daß Rhode die Kanzel zur Palästra einer dogmatischen Polemik gemacht habe; denn das Negative erbaue Niemand; sie hält diese Polemik namentlich in einer Präsentationspredigt für verfehlt, wo sie leicht den Schein erwecken könne, denen, die nur zu diesem Zwecke in der Kirche erscheinen, nach dem Munde geredet zu sein. Aber alle diese „Misgriffe", die sie „mit Bedauern constatirt", sind nach ihrem Urteil „doch im schlimsten Falle nur Unklugheiten gewesen, die man nicht mit demselben Maß richten müsse, welches an Feindseligkeit und Unwürdigkeit zu legen, die Pflicht der Selbsterhaltung gebietet." Sie könne sich „nicht überzeugen, daß es wolgethan ist, ringende Kräfte, die aufrichtig genug sind, die halbe Stellung ihres Herzens nicht durch eine decidirte des Mundes zu maskiren, durch zurückstoßende Behandlung in eine schiefe Entwicklung hineinzutreiben."

Aber, hat denn blos Rhode ein Recht, daß man glimpflich mit ihm fahre, hat nicht auch die louisenstädtische Kirchgemeinde ein Recht, daß ihr von ihren Predigern die biblische Wahrheit gepredigt und nicht öffentlich angegriffen werde? Wir haben für das Tragen der Schwachen und für das Durchkämpfen zum Glauben auch ein weites Herz und ein umso weiteres, je mehr uns der heutige Zustand der „gläubigen Theologie", wie sie von den Kathedern herab bezeugt wird, mit Schmerz und Mitleid gegen unsern armen jüngern Amtsbruder erfüllt; aber wenn diese Schwachen ihre Schwäche als hohe Kraft erachtend, selbst den geheiligten Ort der Kanzel, von welcher herab der Prediger als Christi Botschafter an Christi Statt reden soll, dazu anwenden, um die Menge von der kirchlichen Wahrheit ab zu den Irrungen der neueren Theologie zu leiten, sollen wir da kein Erbarmen haben mit den armen Schafen, die von der Wasserquelle ab in die Wüste geführt werden? Soll es weniger in die Wagschaale fallen, daß ganze Generationen von Kindern und Erwachsenen dem kirchlichen Glauben durch amtliche Organe der Kirche selbst entfremdet werden, als daß einem einzelnen Prediger einmal auf einer irrigen Bahn ein Halt zugerufen wird? Ist es nicht ein anderes, das „Schibboleth der Parteistellungen" wie die N. Ev. K. Z. diese Abweichung von der biblischen Grundwahrheit bezeichnet, auf dem altenburger Kirchentage, oder es in einer Gastpredigt zur Schau zu tragen, in welcher die Gemeinde selbst zum Urteil aufgefordert wird, ob sie die vorgetragene Lehre für den Ausdruck der biblischen Wahrheit erkent? Wird dadurch daß die N. Ev. K. Z. erklärt, sie wolle den Rhode'schen Standpunkt, den sie sonderbarer Weise als den des Tertullian bezeichnet, nicht verketzern, dieser Standpunkt wirklich nur zu einer „unvollkommenen Anschauung?" Liegen, selbst wenn Tertullian ihn vertreten hätte, nicht zwischen Tertullian und heute kirchliche Entwickelungen? Und werden die drei öcumenischen Symbole nicht selbst in der neuen Agende als der unantastbare Grund der kirchlichen Heilslehre anerkant und hingezeichnet? Und für diese von der Kanzel herab geführte direkte Polemik gegen die Grundlage alles Heils, aller Offenbarung, gegen den Kern und Stern der h. Schrift hat die N. Ev. K.-Z. keinen andern Namen, als den eines „Misgriffs" und „im schlimsten Falle" einer „Unklugheit?"

Viel schlimmer aber als der Schutz, in welchen Rhode genommen wird, ist der keineswegs leidenschaftslose Angriff, den die N. Ev. K.-Z. auf das K. Consistorium wegen der vollzogenen Nichtbestätigung

macht. Sie begnügt sich nicht damit, über das Verfahren des Consistoriums öffentlich das Urteil zu sprechen, es sei „nicht wolgethan," sondern bezeichnet dasselbe auf Grund dessen, daß die Nichtbestätigung Rhode's ohne alle Untersuchung und Verhörung geschehen sei — als eine „büreaukratische Gewaltnahme," welche „den Ausschreitungen der Auflösungspartei einen Schein des Rechts gewähre;" ja noch mehr, sie ermahnt „die gesamte Kirchenrepräsentation Berlins, gegen solchen Vorgang Widerspruch einzulegen;" d. h. sie ruft die Berliner Geistlichkeit mit den Gemeindekirchenräthen zu offenbarer ungesezlicher Opposition gegen einen in sich vollgiltig rechtskräftigen Akt ihrer vorgesezten kirchlichen Behörde auf. Dazu verschmäht sie nicht die Waffe persönlicher Verdächtigung, und meint dabei, wie dies die gesperrte Schrift andeutet, etwas besonders Schlagendes beigebracht zu haben, indem sie geltend macht: „Wir haben mehr als von einer Seite her die verwunderte Frage gehört: Wenn kein persönliches Nebenmotiv im Spiele ist, wie komt neben so manchen entschiedenen Gegnern der Kirchenlehre, die man ruhig gewähren läßt, gerade dieser Vertreter einer wenig prononcirten Mittelrichtung dazu, auf solchen Widerstand zu stoßen?"; dieser eine Umstand gebe doch dem „lösen Schein" Raum, „als wenn das Consistorium oder die Majorität desselben gegen Rhode wegen seines Protestes gegen die Knak'sche Adresse einen aufgesparten Groll gehegt und jezt ausgelassen hätte." Wenn aber die N. Ev. K.-Z. diesen Verdacht nicht blos als einen unwürdigen, sondern auch als einen „naheliegenden" bezeichnet, so stellt sie sich damit auf ein gleiches Niveau mit der Vossischen Zeitung und andern politischen Blättern, welche den Protest Wangemanns und Kratzenstein's als einen Racheakt für die Anfeindung der von ihnen mitunterzeichneten Knak'schen Adresse darstellen, während das Thatsächliche ist, daß Kratzenstein jene Adresse gar nicht unterzeichnet hat, und wie wir später sehen werden, im Sinne jener Blätter auch Wangemann nicht.

Wir gehen also zunächst auf die von der N. Ev. K. Z. in gesperrter Schrift mitgeteilte Frage ein, deren Beantwortung doch für einen Mann, der auch nur der Anfänge kirchlichen Rechts kundig ist, nicht schwirig sein sollte. Die kirchliche Aufsichtsbehörde kann gar nicht auf disciplinarischem Wege wegen Irrlehre einschreiten, so lange nicht für die behauptete Irrlehre klare und bestimte Beweise vorliegen. Wenn daher kluge und vorsichtige Gegner der kirchlichen Lehre ihre Worte so geschickt zu wählen verstehen, daß sie in ihren Angriffen auf die kirchliche Lehre selbst sich eine unangreifbare Position sichern, so würde dies noch keinen Präcedenzfall abgeben dafür, daß nun die Aufsichtsbehörde auch da, wo ihr der unzweifelhafte Beweis schwarz auf weiß vor Augen liegt, mit der Censur zurückhalten müßte. Sodann aber handelt es sich im vorliegenden Falle bis jezt noch gar nicht um ein Disciplinarverfahren gegen Rhode, sondern um den kirchlichen Rechtsschuz für die von Rhode angetastete kirchliche Lehre, und wider das durch Rhode's Anstellung gefährdete, durch den völlig gesezlichen Protest von vier Gemeindegliedern geltend gemachte Recht der Louisengemeinde auf eine biblisch-reine Verkündigung des Evangelii. In diesem Falle hätte das Consistorium die Bestätigung Rhode's gar nicht vollziehen können, ohne ein auf völlig berechtigte Weise geltend gemachtes Recht auf das empfindlichste zu verletzen, und damit seinerseits eine ungesezliche Handlung zu begehen. Der in der N. Ev. K. Z. geltend gemachte Einwurf könte also jedenfalls erst dann als erheblich in Betracht gezogen werden, wenn das Consistorium etwa auf Grund der nunmehr offenbar gewordenen Abirrung Rhode's vom kirchlichen Lehrbegriff weiterhin es zum Gegenstand einer disciplinarischen Untersuchung machte, ob ein Mann, der auf der Kanzel gegen die kirchliche Lehre polemisirt, überhaupt ein Predigtamt in der evangelischen Landeskirche bekleiden kann. In diesem lezteren Falle wäre es allerdings an der Zeit, der Person Rhode's die möglichst schonende Berücksichtigung angedeihen zu lassen und auch das Motiv mitsprechen zu lassen, daß man nicht „ringende Kräfte" welche nicht ohne Schuld derjenigen, welche auf den Universitäten Männer wie Beyschlag ꝛc. für geeigneter erachten, als Vertreter des einfältigen Bibelglaubens, in „schiefe Entwicklungen" bereits gerathen sind, nun ohne weiteres beseitigen, sondern in schonender Weise mit väterlicher Geduld erziehend auf den richtigen Weg zurückbringen muß. Dann dürfte eine offene Zurücknahme des gegebenen Aergernisses, verbunden mit Garantien, daß dergleichen in der öffentlichen Amtsverwaltung nicht sich wiederholen werde, genügend sein, dieser schiefen Entwicklung auf wirklich väterlich heilende Weise vorzubeugen, während eine einfache Bestätigung Rhode's sicherlich denselben nicht nur von einer „schiefen Entwicklung" nicht zurückzuhalten, sondern grade ihn in eine solche hineinzutreiben, das sicherste Mittel war.

Da der Referent in der N. Ev. K. Z. durch seine genaue Kentnis der bei der Abstimmung im Consistorio hervorgetretenen Fraktionen sich als eine Persönlichkeit erweist, die kirchlichen Rechtsanschauungen nicht fern steht, so können wir in der ebenfalls mit gesperrter Schrift hervorgehobenen Insinuation, als sei die „Nichtbestätigung ohne alle Untersuchung und Verhörung Rhode's geschehen", und darum als eine „büreaukratische Gewaltmaßnahme" anzusehen, zu unserem Bedauern nur einen in die Massen geworfenen gefährlichen Feuerbrand erkennen. Denn im vorliegenden Falle hatte das Consistorium nichts weiter zu constatiren, als das Factum, ob der von den Protestirenden erhobene Einwurf in Betreff der Polemik gegen die reine Lehre motivirt sei oder nicht, und wiederum ob er, wenn motivirt, auch erheblich genug sei oder nicht. Zu diesem Behufe war eine Vernehmung Rhode's oder eine persönliche Verhandlung mit ihm völlig irrelevant und unthunlich, da die Constatirung jenes Factums einfach aus der Einsicht in das von Rhode vorzulegende Predigt-Concept sich ergeben mußte. Hätte das Consistorium wirklich mit Rhode verhandelt, und hätte es von demselben wirklich völlige Genugthuung für den gegebenen Anstoß und Garantien wider dessen Wiederholung erlangt, so hätte selbst in diesem kaum zu erwartenden günstigsten Falle, dasselbe sich nur in die peinliche Lage versezt, die Bestätigung dennoch versagen zu müssen, weil ihm auf keinerlei Weise die Befugnis beiwohnte, das von den protestirenden Gemeindegliedern geltend gemachte Recht zu ignoriren oder zu umgehen, oder gar zu brechen. Das K. Consistorium hat also durch sein „summarisches Verfahren" keineswegs dem „Urteil der Menge" zu der Meinung Anlaß gegeben, „als habe es die Herren Wangemann u. s. w. zu normirenden Wächtern der Rechtgläubigkeit in der louisenstädtischen Parochie eingesezt", sondern es hat in der Achtung und Geltendmachung des bestehenden Rechts einfach seine Schuldigkeit gethan, und dafür wird Gott der Herr es segnen, und manches fromme Herz ihm danken.

(Schluß folgt.)

† **Aus Livland.** April. — Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so wird es dem Kaiser Alexander II. beschieden sein, das große Werk der Emancipation seiner Völker durch Maßregeln zu krönen, welche die Gewährung der Gewissensfreiheit vorbereiten und die Aufhebung der Gesetze anbahnen, die es dem Angehörigen der griechisch-orthodoxen Kirche in Rußland unmöglich machen, seine Kirche jemals zu verlassen und sich dorthin zu wenden, wohin Glaube und Gewissen ihn weisen. — Zwar für das ganze Rußland wird die Gewährung der Glaubensfreiheit nicht so bald eintreten. Die russische Geistlichkeit wird alles dransetzen, um die Befreiung der russischen Christenheit vom Zwange des Staatsgesetzes zu verhindern. Auch wird es ihr noch eine Zeit lang gelingen, die Masse des russischen Volkes zu überreden, es sei das, was die ganze civilisirte Christenheit nicht mehr entbehren kann, für Rußland ebenso überflüssig, wie für Spanien. So lange das Volk in seinen gebildeten wie ungebildeten Schichten den Versicherungen der Geistlichkeit glaubt, so lange die Presse keinen Mut hat, für das Recht des Gewissens einzutreten, so lange eine Zeitung wie die Moskausche fürchten muß, ihre Popularität zu verscherzen, wenn sie ein Recht befürwortet, das jeder vernünftige Mensch und jeder Mann von Gewissen anerkennen muß: so lange liegt kein Grund vor, der ganzen Nation dieses höchste aller Menschen- und Christen-Rechte zu gewähren. — Aber anders steht es mit den Teilen des russischen Reichs, wo es Glieder der griechisch-russischen Kirche gibt, die nichts sehnlicher verlangen, als befreit zu werden von den Ketten, mit denen sie und ihre Kinder an eine Kirche geschmiedet sind, der sie nicht mehr angehören wollen. Das sind die esthischen und lettischen Bauern in Livland, welche vor zwanzig Jahren durch Vorspiegelung irdischer Vorteile zum Uebertritt in die griechische Kirche verlockt wurden. Ihrer sind jezt mehr als 150000, und der größere Teil derselben ist in Verzweiflung über den Schritt, den sie gethan haben. Namentlich ist es die heranwachsende zweite Generation, welche um jeden Preis den Austritt aus der griechischen und den Eintritt in die lutherische Kirche verlangt. Tausende und aber Tausende haben ihren Priestern, haben den Delegirten des Kaisers, Grafen Bobrinsky, haben endlich dem Erzbischof von Riga auf seiner Rundreise feierlich und öffentlich erklärt, sie wollten nichts wissen von der griechischen Kirche, sie hätten nie ihre Lehren gekant noch geglaubt, nie ihre Ordnungen befolgt, nie ihren Cultus verstanden. Sie seien immer und zu allen Zeiten Lutheraner gewesen, hätten alle geistliche Nahrung aus den lutherischen Bibeln, dem lutherischen Gesangbuche, der lutherischen Predigt geschöpft; sie wollten ihre Kinder im lutherischen Glauben unterweisen lassen, man müsse ihnen gestatten, die Schuld ihres Abfalls noch vor dem Tode gut zu machen durch reumütige Rückkehr zu ihrer schwer gekränkten Mutterkirche. Sontag für Sontag bedrängen diese sogenanten „griechischen" Esthen die lutherischen Pastoren; sie flehen sie an, ihnen troz aller Verbote die Absolution zu erteilen und das Abendmal zu reichen; die Sünde der Verleugnung könne doch nicht in alle Ewigkeit gestraft werden. Die Kinder derselben bitten unter Thränen um Aufnahme in die lutherischen Schulen; sie hätten ja auch ein Recht auf das Wort Gottes. Die älteren Kinder dringen troz aller Warnungen der lutherischen Pastoren in die Confirmanden-Stuben und lassen es darauf ankommen, daß man lutherischer Seits Gewalt brauche, sie fortzutreiben. — Wer kann hier noch vom Staatsgrundgesez reden und von der Unmöglichkeit es aufzuheben? die Regierung selbst wagt nicht, dasselbe in seinen Strafbestimmungen geltend zu machen; die ganze Bewegung trägt zu unverkenbar den Stempel der Berechtigung an der Stirn. Aber die Regierung hat auch noch nicht den Mut, das Gesez aufzuheben, und so entsteht die entsezlichste Verwirrung der Gewissen. Die hochherzigen Gnadenakte des Kaisers, durch welche er die Taufe der Kinder aus gemischten Ehen frei gegeben und die lutherische Nottaufe anerkant hat, haben unermeßlichen Jubel erregt; aber um so lauter ertönen die Wehklagen derer, die, Alt oder Jung, für immer ausgeschlossen sein sollen von den Wolthaten, die ihnen nur die Kirche gewähren kann, die sie, troz ihres griechischen Namens immer noch die eigne nennen, die lutherische. Und was sollen die lutherischen Pastore unter solchen Umständen thun? Sollen sie immer nur fortstoßen und wegtreiben die, welche hungernd und dürstend zu ihnen kommen? Sollen sie immer noch diejenigen als „Griechen" behandeln, die notorisch nie nach Glauben und Bekentnis, nach Lehre und Leben etwas anderes gewesen sind, als Lutheraner? Oder sollen sie es dulden, daß sontäglich Esthen und Letten sich heimlich unter den Hunderten von Lutheranern zum Tisch des Herrn drängen und das Abendmal erschleichen? — Und wie sollen sie es hindern, ohne den Gottesdienst durch Jammerscenen zu unterbrechen? — Ueber einige Pastoren, die nicht länger Widerstand geleistet haben, ist bereits Untersuchung eingeleitet; einer ist vorläufig suspendirt. Und solchen jammervollen Zuständen gegenüber soll man sich trösten mit dem Gedanken, daß für Rußland noch nicht die Zeit gekommen sei, um das Vorrecht zu genießen, dessen kein Christ auf Erden, mit Ausnahme der Spanier, entbehrt? Hat es doch sicherlich nicht in der Absicht des Gesezgebers gelegen, solche Griechen, wie die livländischen Bauern, die nie etwas Anderes gewesen sind als Lutheraner und sich haben täuschen und verführer lassen, für alle Ewigkeit zu zwingen, der griechischen Kirche wider besseres Wissen und Gewissen zu dienen. Es bedarf diesen armen und gequälten Leuten gegenüber keiner Aufhebung des Staatsgrundgesetzes; es braucht nur erklärt zu werden, daß dasselbe auf die Convertiten der Jahre 1845 — 1848, die ohne vorhergehende Belehrung zum Masseneintritt in die gr.-orthodoxe Kirche verlockt wurden, keine Anwendung finde. Es kann nicht gegen die Würde der griechischen Kirche sein, auf Selen Verzicht zu leisten, die ihr niemals angehört haben, und die ihr um keinen Preis angehören wollen. Das Unrecht, das geschehen ist, muß gut gemacht werden. Unser Kaiser ist der Mann, auf den wir nächst Gott unsere Hoffnung setzen. Er wird der Not und dem Elende abhelfen, er wird der Verwirrung der Gewissen ein Ende machen und eine Reform des Staatsgesetzes anbahnen, die allendlich auch der griechisch-orthodoxen Kirche zum Segen gereichen muß. Das walte Gott! —

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Daß die Tendenz der Evangelischen Kirchen-Zeitung in gewisser Beziehung eine ausschließende sein muß, geht schon aus der bisherigen Darstellung hervor. Nur diejenigen kann sie um Theilnahme bitten, denen eine feste Ueberzeugung von den Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion zu Theil geworden. Dagegen soll innerhalb des Bereiches des Christenthums Mannigfaltigkeit der Ansichten nicht ausgeschlossen werden; es erscheint höchst wünschenswerth, daß ein lebendiger Austausch der Ideen unter denen statt finde, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, und die Redaction hält es für eine Hauptbestimmung der Kirchen-Zeitung, die Gelegenheit dazu darzubieten. Alle diejenigen, welche den innern Beruf zur Mitarbeitung zu ihrem Zwecke empfinden, ladet sie dringend zur Theilnahme ein, überzeugt, daß sie nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn viele dem Herrn der Gemeinde dienende Kräfte sich vereinen. Für größere Beiträge wird, wenn es nicht ausdrücklich verbeten wird, ein anständiges Honorar entrichtet.

Obgleich der Hauptzweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung ein positiver ist, obgleich sie mehr aufbauen als zerstören will, so kann sie doch, weil das Evangelium einmal seiner Natur nach das entgegenstehende bekämpfen muß, die Polemik nicht ganz vermeiden. Aber um so sorgfältiger wird sie sich des Urtheils über Personen enthalten, um so mehr alle Persönlichkeiten vermeiden, und fern von aller Bitterkeit durch ihr Beispiel zeigen, daß Festigkeit der Ueberzeugung verträglich mit der Liebe und Milde, welche das Evangelium von seinen Bekennern verlangt, indem es ihnen zugleich nachweiset, von wem sie die erste unter allen christlichen Tugenden lernen und von wem sie dieselbe erhalten können.

Professor Dr. Hengstenberg.

Von der Evangelischen Kirchen-Zeitung erscheinen wie bisher jede Woche zwei Nummern, deren Ausgabe wo es verlangt wird wöchentlich, sonst aber in brochirten Heften monatlich stattfindet.

Der Preis für jedes Semester ist 2 Rthlr. Preuß. Courant in Vorausbezahlung. — Bestellungen nehmen an: sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, das Königl. Zeitungs-Comptoir hieselbst und sämmtliche Preuß. Postämter, durch welche die Evangelische Kirchen-Zeitung ohne Preiserhöhung aber nur ganzjährig bezogen werden kann.

Literarische und sonstige Mittheilungen mit directer Post beliebe man an den Herrn Herausgeber selbst zu adressiren. Zum Beischluß für den Buchhandel geeignete nicht eilige Briefschaften und andere Einsendungen bitten wir an uns durch Vermittlung unseres Commissionärs in Leipzig, des Herrn Buchhändler Rud. Hartmann, versehen mit der Bemerkung: Zur Post! Für die Evangelische Kirchen-Zeitung in Berlin, gelangen zu lassen.

Gustav Schlawitz
Verlagsbuchhandlung.

Inhalt.

Seite

№ 27. Die Vergottung des sündlosen Menschen 313
— 28. Die Vergottung des sündlosen Menschen. (Fortsetzung) 321
Noch einmal zur Sontagsfeier. II. 325
Beilage. 329
Nachrichten. Briefe über die kirchliche Lage in Italien. (Schluß) 334
— 29. Die Vergottung des sündlosen Menschen. (Fortsetzung) 337
— 30. Die Vergottung des sündlosen Menschen. (Schluß) 345
Beilage. 353
Karl Gutzkow 353
Nachrichten. Paris 356
— 31. Karl Gutzkow. (Fortsetzung) 361
— 32. Das neue Dogma von der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria 369
Beilage. 377
Was ist in der Forderung, daß die Mission in den Organismus der kirchlichen Thätigkeit eingegliedert werden soll, Wahres und Berechtigtes? 377
Nachrichten. Paris. (Schluß) 383
— 33. Der Zinsgroschen 385
Karl Gutzkow. (Fortsetzung) 392
— 34. Das neue Dogma von der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria (Schluß) 393
Was ist in der Forderung, daß die Mission in den Organismus der kirchlichen Thätigkeit eingegliedert werden soll, Wahres und Berechtigtes? (Schluß) 396
1. Beilage. 401
2. Beilage. 409
Die Nichtbestätigung des Pastor Rhode 409
Aus Livland 415

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 2. Mai. № 35.

Der religiöse Individualismus und seine Stellung zu den Hauptfragen unserer Zeit, dargestellt an Alex. Rudolph Vinet.

II.

Wenn wir Vinet's Anschauungen über Kirche und Staat uns nicht aneignen, und ihm nur das Zeugnis geben konten, daß er, weder durch ein persönliches, noch durch ein Partei-Interesse geleitet, nur seiner unter ernstem Ringen gewonnenen Ueberzeugung folgte, so gewährt es Freude, in sein innerstes Leben einzugehen und die Stellung seines Herzens zu seinem Herrn und Heiland, seine tiefe Glaubensinnigkeit, sein seliges Ruhen in der Gnade und zugleich sein fröhliches Wirken und treues Kämpfen für den darzulegen, der bis zum lezten Odemzuge sein Eins und Alles war. Schon im Eingange dieser Arbeit wurde es angedeutet, daß der Weg, auf dem Vinet zum Glauben an die freie Gnade in Christo — denn das ist ja bei ihm, wie bei allen Lebendigen, das schlagende Herz seines Lebens und Wirkens — gekommen sei, ein verborgener, ein Geheimnis der Gnade war. Mit jener zarten Scheu, die er in Betreff der heiligen Geheimnisse des inneren Lebens immer bewies, verbarg er die erfahrnen Züge der erweckenden und berufenden Gnade in der Tiefe seiner Sele. — Ohne Zweifel haben die mächtigen religiösen Bewegungen, die in jene Zeit hereinfielen*), auf Vinet's Entwickelung eingewirkt. Zu dem Glaubenserbe, welches besonders durch die Hand der Brüdergemeinde dem späteren Geschlecht überkommen war, kam zunächst in Genf eine neue tiefgehende Geistesströmung. Zuerst in mehr schwärmerisch sectirerischer Weise durch Frau von Krüdener, dann in streng calvinistischem Geiste durch die Brüder Robert und James Haldane, treue Jünger der Schottischen Kirche, wurde in der Stadt Calvins die lange verstumte Predigt von dem Gekreuzigten wieder mächtig bezeugt, und das Zeugnis wurde immer kräftiger, als Männer wie Malan, Merle d'Aubigné und Frederic Monod sich um das hocherhobene Banner scharten. Bald ging durch die ganze französische Schweiz das Wehen eines neuen Geistes, und um die Wahrheit ringende Selen, wie Vinet, konten von demselben nicht unberührt bleiben. Anfangs freilich fühlte er sich durch das sectirerische Element, welches durch jene Bewegungen hindurchging, und von dem sich selbst ein Malan nicht frei hielt, mehr abgestoßen, als angezogen, bald aber konte er sich der Macht der Wahrheit, die den Kern jener Bewegungen bildete, nicht länger entziehen, ohne sich jedoch dem Separatismus äußerlich anzuschließen. Er mußte gemäß seiner ganzen Persönlichkeit, vom Geiste Gottes geleitet, seinen eigenen Weg gehen. Dabei mußte er, wie vor ihm der ihm geistig so nahe verwandte Pascal, durch den Kampf einer sehr tiefgehenden Scepsis hindurch, die er zwar für eine Krankheit hält, aber für eine solche, die uns nicht beunruhigen dürfe, da sie für eine vollkommene Genesung unbedingt notwendig sei. Er sagt davon: „Die Sele hat ihre Kindheit, wie die Sinne. Nachdem man lange auf dem Ruhekissen der „gemachten Ansichten" geschlafen hat, ist es nötig, daß man erwache und untersuche. Ist dies ein Uebel? Ich kann es nicht glauben. Wenn diese neue Prüfung viele Götzen umwirft, so weiht sie unsere alten Huldigungen rechten Gottheiten; sie macht, daß wir sie mehr lieben, sie beugt der Gleichgiltigkeit vor, zu welcher ein träges oder feiges Vertrauen uns hätte fortreißen können. Vielleicht verhält es sich mit Wahrheiten, die einem aufgedrungen worden sind, wie mit einer Gattin, die man nicht selbst gewählt hat: man hat für dieselbe weniger Anhänglichkeit. Wenn es darunter heilige Wahrheiten gibt, die in diesem Conflict einigermaßen in Gefahr kommen könten, so schüzt und bewahrt sie das Gefühl." Es macht sich hier ein Doppeltes geltend, was für die Stellung Vinets zur Wahrheit allezeit maßgebend gewesen ist, einmal seine tiefe Abneigung gegen allen und jeden Autoritätsglauben, und dann die Bedeutung, die er in religiösen Dingen dem Gefühl beilegt. Daß es ihn im Großen und Ganzen sicher geleitet und ihn dazu getrieben hat, sein ganzes Leben im Leiden und Thun zum Opfer zu bringen, wer könte es leugnen? wer aber müßte nicht zugleich gestehen, daß auch die Mängel dieses sonst so reichen Lebens eben darin ihren Grund haben? — Wir haben demnach von diesem Punkte auszugehen. Das gesamte Leben und Streben Vinet's läßt sich in ein Wort zusammenfassen: Individualismus. Suchen wir für dieses Wort, wie es von Vinet gefaßt wird, eine Begriffsbestimmung, so ist ihm Individualität dasjenige, wodurch ein Mensch, den allgemeinen Zügen nach allen Wesen seiner Gattung ähnlich, doch nur sich selbst genau gleicht, das, was Allen gemein ist, sich

*) Vergl. die manches Treffliche darbietende Arbeit des Herrn von der Goltz: „Die reformirte Kirche Genfs im 19. Jahrhundert. Basel und Genf 1862."

aneignet und in sittlicher und intellectueller Hinsicht das Recht hat, „ich“ zu sagen. „Hierin ruht des Menschen wahre Kraft, sein sittliches Mark, das einzige Gute, was ihm Gott nach dem Sündenfall noch gelassen hat. Durch die Sünde ist die Individualität freilich geschwächt, aber das Evangelium hat die Macht, in den Einen sie zu stärken, in den Andern sie zu erwecken, in Allen aber sie zu läutern.“ — „Individualität ist Menschsein, ist Leben. Wer nicht ein individuelles Leben lebt, lebt nicht wirklich, sondern bietet den betrogenen Blicken nur das Scheinbild eines menschlichen Wesens dar“ (L'éducation, la famille et la société, p. 468. 471. 473). So muß natürlich die Individualität das wesentliche Element der Religion sein; denn die Religion ist nichts anderes, als das Verhältnis zwischen dem höchsten Ich und dem Ich eines Jeden von uns, und wenn das Individuum wegfiele, so fände Gott Niemanden, an den Er sich wenden könte. — Darum richtet sich auch das Evangelium ausschließlich an Individuen. „Es wirft sein Wort nicht an den abstracten Menschen hin, sondern es gilt dir und mir und Jedem besonders. Jeder Mensch wird in dem, was er Eigenes und Ausschließliches hat, bei Seite genommen; von ihm selbst und von ihm allein ist die Rede, wie wenn er ganz allein auf der Welt, wie wenn er die ganze Menschheit wäre“ (Essais de philosophie morale etc., p. 153).

Wie gestaltet sich nun nach Vinet das Verhältnis des Individuums zu Gott? — Er geht hier wie sein Lehrer Pascal nicht von Gott aus, sondern vom Menschen, um zu Gott aufzusteigen: „Der rechte Weg“, sagt er, „bei der religiösen Erkentnis ist nicht von Gott zum Menschen, sondern vom Menschen zu Gott, weil der Mensch Gott nicht erkennen kann, bevor er sich selbst erkant hat“ (Etudes sur B. Pascal, p. 10 s.). Und das Organ der Erkentnis? Nicht die Dialectik, der wissenschaftliche Beweis, sondern die Contemplation, die Intuition. „Die Arbeit des Verstandes vermag das innere Leben, d. i. das Leben aus Gott, nicht zu beleben, sondern, so viel an ihm ist, nur auszulöschen“...., ja es komt unter dem erkältenden Einfluß des Verstandes zulezt dahin, daß „die inneren Eingebungen, die Orakel des Gemüts, sich nicht mehr vernehmen lassen ...., man ist zulezt nicht mehr Mensch, sondern man ist ganz Denken.“ Dem abstracten Denken gegenüber macht nun Vinet die Erfahrung des Herzens mit großer Energie geltend, und zwar so, daß es nicht blos als Organ des Gefühls, sondern des Gewissens erscheint, welches er bald als rein sittliches, bald als religiöses, bald endlich als sittlich-religiöses Bewußtsein faßt. Die Uebereinstimmung mit diesem ist ihm der eigentliche Beweis für die Wahrheit und Göttlichkeit des Christentums und die beste, ja einzige Apologie für den Inhalt der Offenbarung. „Das Evangelium“, sagt er, „liegt im Grunde eines jeden Gewissens verborgen, wir meinen jenes innere Evangelium, das ohne das äußere nichts sein würde, ohne das aber auch das äußere Evangelium nichts sein würde; denn das Wort hat immer geredet, das Wort hat zu Allen geredet, und da es Fleisch ward, geschah es, um zu den Seinen zu kommen. Es liegt also in unserem innersten Grunde, wenn wir bis dahin hinabsteigen wollen, etwas, was Zeugnis ablegt für das Evangelium, und was, unfähig, es im Voraus anzukündigen, doch fähig ist, es bei seinem Erscheinen zu erkennen“ (Essai sur la manifestation etc., p. 439). So wäre also die Verbindung des intuitiven und ethischen Moments der Grundgedanke in Vinet's Theologie, während das intellectuelle Moment zu sehr in den Hintergrund tritt; denn der Glaube wird nur dann in seiner ganzen Tiefe und seinem vollen Umfange erkant, wenn wir ihn als die centrale Thätigkeit aller Seelenvermögen setzen. Da übrigens Vinet seine Anschauungen niemals in systematischer Vollständigkeit dargelegt hat und das Christentum bald als die Religion des Gefühls, bald des Gemütes, bald des Herzens oder des Gewissens nimt, ist es schwierig, seinen eigentlichen Standpunkt mit voller Klarheit zu erkennen; nur Eins glauben wir mit Entschiedenheit aussprechen zu können, daß die ihm Unrecht thun, die ihn zu einem ganzen oder halben Rationalisten stempeln wollen. Da aber diese Anklage gegen ihn von verschiedenen Seiten erhoben worden ist, so haben wir derselben gegenüber für ihn einzustehen.

Es finden sich in Vinet's Schriften nach dieser Seite hin allerdings sehr bedenkliche Stellen. Wer meinte nicht in einem Wegscheider'schen Collegium zu sitzen, wenn er aus Vinet's Munde hören muß: „Hier ist der Ort, zu bemerken, daß die Vernunft, d. h. die Natur der Dinge (?), für uns immer, auf welchen Standpunkt wir uns auch stellen, das Criterium der Wahrheit und der Stüzpunkt des Glaubens sein wird. Es wird sich die Wahrheit außer uns immer messen, vergleichen müssen mit der Wahrheit, welche in uns ist, mit diesem geistigen Gewissen, welches, ebenso gut wie das moralische, mit Souveränetät bekleidet ist, welches Urteile fällt, Gewissensbisse hat, mit diesen unwiderstehlichen Axiomen, welche wir in uns tragen, welche einen Teil unserer Natur ausmachen, welche der Träger und gleichsam der Boden aller unserer Gedanken sind, mit einem Worte — der Vernunft.“ (Discours sur quelques sujets réligieux. Paris 1821, nach der 4. Aufl. übersezt von A. v. Bonin. Breslau, 1847, S. 12.) Dieses Wort — das stärkste, was in Vinet's Schriften gefunden werden dürfte — gewinnt einen viel weniger bedenklichen Sinn, wenn wir auf derselben Seite lesen: „Wer von offenbarter Religion spricht, redet von einer Lehre, welche die Vernunft nicht hätte finden können, da es notwendig geworden ist, daß Gott sie uns selbst auf einem übernatürlichen Wege mitteilte. Der Christ verwirft also die Vernunft, insoweit sie die Wahrheit hervorzubringen, zu erzeugen meinen könte;“ und gleich nachher (a. a. O. S. 13): „Die Vernunft muß auf einem Punkte abdiciren, aber auch nur auf einem einzigen; sie entschließt sich (die Geheimnisse Gottes) nicht zu verstehen, sie entschließt sich, die Hauptthatsachen des Christentums nicht a priori aufbauen zu können und übergibt sie dem Herzen, welches sich ihrer bemächtigt, sie umarbeitet und belebt.“ Noch viel ferner stellt sich Vinet dem Rationalismus durch die tiefe Beugung seiner Sele gegenüber der Herlichkeit der Offenbarung.

Das Christentum ist ihm „die Religion, welche niemals in das Herz eines Menschen gekommen war, selbst nicht in der höchsten Cultur seines moralischen Sinnes und in der weitesten Entwickelung seiner Intelligenz, oder, wie der Apostel sich ausdrückt, welche keiner von den Obersten dieser Welt erkant hat“ (a. a. O. S. 29). Und mit näherem Eingehen auf den Inhalt der Offenbarung: „Ihr verlangt von Gott mehr, als Er den Engeln bewilligt hat, denn diese ewigen Geheimnisse, um die ihr euch beunruhigt, die Vereinbarung der Voraussicht Gottes und der menschlichen Freiheit, der Ursprung des Uebels und sein unaussprechliches Heilmittel, die Fleischwerdung des ewigen Wortes, die Beziehung des Gottmenschen zu seinem Vater, die sühnende Kraft seines Opfers, die erneuende Wirksamkeit des heiligen Geistes, alle diese Dinge sind Geheimnisse, deren Verständnis den Engeln selbst verweigert ist, welche nach dem Worte des Apostels sich neigen, um den Grund derselben zu sehen, und es nicht können“ (a. a. O. S. 34). Darum will er auch nichts Anderes predigen, als „die Thorheit des Evangeliums, welches ist göttliche Kraft und göttliche Weisheit“ — 1 Cor. 2, 24 — „und will zeugen von solchen Dingen, die nur darum dem Menschen nicht ins Herz gekommen sind, nicht weil sie absurd, sondern weil sie göttlich sind“ (a. a. O. S. 42). Das sind doch gewiß paroles d'un croyant noch in ganz anderem Sinne als die des Abbé Lamenais, und wenn nun ein solcher Mann zu uns sagt: „Mehr als je bin ich im Klaren über das entsezliche Nichts dessen, was das Evangelium nicht ist; in dem Christus, den unsere Väter angebetet haben, dem Christus Pauli, Luther's, Pascal's, dem Christus, der ein Sühnopfer für alle Menschen ist, bin ich, Gott sei Dank, fixirt. Vom Rationalismus will ich weder in starker noch in schwacher Dosis etwas wissen, weil ich, wenn ich mich einmal unterwerfe, mit Gott nicht um einige gelehrte Brocken meiner verworrenen Philosopheme streiten werde, und weil der Rationalismus, in seinem Prinzip genommen, mit dem Deismus, von dem ich nichts will, vollkommen identisch ist“ — haben wir Grund, einem solchen Mann nicht zu glauben, wozu wir allerdings bei Tausenden, die dasselbe sagen und doch auf beiden Seiten hinken, vollkommen berechtigt sind? — Wenn aber nun doch nicht geleugnet werden kann, daß der Weg, den Vinet mit seinen Freunden eingeschlagen, zum Rationalismus geführt hat, wenn Consequenzen aus seinen Lehren gezogen worden sind, vor denen Niemand mehr erschrocken wäre, als er selbst; wenn es unzweifelhaft ist, daß er, welcher beharlich auf der Notwendigkeit einer Offenbarung von oben her bestand, doch einer entgegengesezten Richtung in die Hände gearbeitet hat, worin liegt der Grund? Wir haben darauf nur die eine Antwore: in Vinet's Subjectivismus. Unmittelbar an das oben angeführte Bekentnis zu dem Inhalte des Evangeliums schließt sich das Wort: „Wenn ich das consequente Christentum will, so will ich es consequent in allen Richtungen, ich will auch, daß es in seiner großen objectiven Einheit subjectiv-individuell sei, ich habe die festgesezten und übereinkömlichen Formen (die kirchlichen Bekentnisse) im Verdacht“ (Brief an seinen Freund Monnard im Jahre 1831). Sein beweglicher Geist scheute jede Fixirung des Bekentnisses, und wenn er genötigt war, ein solches zu formuliren, so wählte er die umfassendsten Ausdrücke, damit möglichst Viele neben ihm Plaz fänden. Noch viel gefährlicher aber wurde sein Subjectivismus dadurch, daß er den Beweis für die Wahrheit und Göttlichkeit des Evangeliums viel weniger in den großen geschichtlichen Thatsachen, als in der Uebereinstimmung desselben mit den tiefsten Bedürfnissen des menschlichen Herzens oder Gewissens fand. Das Tertullianische „Zeugnis einer von Natur christlichen Sele“ war ihm das wichtigste, und er hat dasselbe in seinen apologetischen Reden mit unbestrittener Meisterschaft ausgeführt. Die Vernunft komt dabei oft sehr schlecht weg, denn „wie könte sie, diese kalte Vernunft, etwas verstehen von dieser Stellvertretung des Schuldigen durch den Unschuldigen, von dieser Barmherzigkeit, die sich in der Härte der Todesqualen entfaltet, von dieser Vergießung des Blutes, außerhalb welcher, wie geschrieben steht, es keine Versöhnung gibt?“ Dagegen ist ihm das Herz dazu um so geschickter: „das versteht die Sprache der göttlichen Liebe, es läßt den natürlichen Eindruck dieser Liebe frei in sein Inneres dringen und sich dort ungehindert ausbreiten. Und wie schnell zerreißen dann alle Schleier und verschwinden alle Schatten; wie findet der, welcher liebt, so wenig Schwirigkeit, die Liebe zu verstehen.“ — So wird die Weisheit dieser Welt besiegt durch die Einfalt der Liebe, die Liebe ist die Weisheit unter den Vollkommenen, in Uebereinstimmung mit dem Worte des heiligen Johannes: „Wer Gott liebt, der kent Ihn.“ Wie aber auch das Organ für die Auffassung der geoffenbarten Wahrheit, „dieses Auge für die Gestirne des über uns ausgebreiteten geheimnisvollen Himmels“, heißen möge — Vinet braucht dafür in rhetorischer Abwechselung sentiment, âme, coeur, conscience“ — die Sache bleibt sich gleich: sobald die Wahrheit des Evangeliums von der Uebereinstimmung mit dem Organ abhängig gemacht ist, durch welches die Wahrheit aufgenommen wird, stellen wir es auf einen ungewissen, schwankenden Boden, denn „wenn das Auge ein Schalk ist, so wird der ganze Leib finster“ — Matth. 6, 23. — Vinet hat freilich diese Schalkheit des Auges auch gekant, er sagt selbst: „das Herz ist zwar der Spiegel der Wahrheit, aber wenn dieser Spiegel nicht richtig gestellt (wir haben zuzufügen: „getrübt oder zertrümmert“) ist, so wirft er das Licht nicht zurück“; aber er komt nicht dazu, die Wahrheit an sich in ihrer reinen Objectivität hinzustellen, sondern betont immer nur die Wahrheit für uns, ohne zu bedenken, daß sie eben für Tausende nicht da ist, und daß, wenn wir auch mit Menschen- und Engelzungen reden, es keiner apologetischen Beredtsamkeit gelingt, „den Spiegel richtig zu stellen.“

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Hannover, den 20. April 1866.

Bei der großen Teilnahme, mit welcher die Ev. K. Z. unsere synodalen Gestaltungen verfolgt hat, wollen wir nicht säumen, ihr sofort Nachricht von einem sehr bedeutsamen Schritte zu geben, welchen die Regierung zur Ausführung unserer Kirchen-Vorstands- und Synodal-Ordnung soeben durch Errichtung eines Landes-Consistorii gethan hat in Gemäßheit des §. 57 der genanten Synodal-Ordnung, welcher lautet: Für das ganze Königreich für welches auch ein Landes-Consistorium errichtet werden soll, soll eine Landessynode bestehen.

Da etliche der ernanten Mitglieder auch sonst einen bekanten Namen haben, so dürfte es nicht ohne allgemeines Interesse sein, wenn wir die Personen hier nennen, zumal dadurch das neu errichtete Landes-Consistorium ein bestimtes Gepräge gewint. Präsident: der Staatsminister a. D. Lichtenberg (bekantlich der eben abgegangene bisherige Cultus-Minister). Ordentliche Mitglieder: der O. C. R. Abt Dr. Rupstein, der zum O. C. R. ernante bisherige C. R. und General-Superint. Dr. Twele zu Hildesheim, der O. C. R. Dr. Uhlhorn und der bisherige (weltliche) bei dieser Gelegenheit zum Ober-Consistorial-Assessor ernante Consistorial-Assessor Friedrichs. Das Collegium besteht also aus drei geistlichen und zwei weltlichen Beisitzern. Zu außerordentlichen Mitgliedern sind berufen 1. Geistliche: O. C. R. Dr. Niemann, O. C. R. Abt Dr. Ehrenfeuchter in Göttingen, C. R. Saxer in Stade, C. R. Gossel in Aurich, Pastor Dr. Petri in Hannover. 2. Weltliche: Geheimrath Bergmann (Consistorial-Präsident in Hannover) Geheimer Justizrath Dr. Hermann zu Göttingen, Regierungsrath Rudorff zu Osnabrück (Vorsitzender im dortigen Consistorio) C. R. von der Beck in Stade. — —

Von der größten Wichtigkeit wird nun die noch zu bestimmende Competenz dieses Landes-Consistorii sein, namentlich gegenüber den Provincial-Consistorien. Jedenfalls ist damit eine historisch-verwachsene, Jahrhunderte alte, in die tiefsten Verhältnisse eingreifende kirchenregimentliche Ordnung über den Haufen geworfen.

Aus dem Königreich Hannover.

Eine Mitteilung in Nr. 22 d. Bl. hat sich auch über die in Aussicht stehende Zusammenkunft der „allgemeinen deutschen Lehrerversamlung" in Hildesheim um Pfingsten d. J. ausgesprochen und die Teilnahme des Consistorialraths, Generalsuperintendenten des Fürstentums Hildesheim Twele an dieser Versamlung, so wie überhaupt die Stellung des hiesigen Kirchenregiments zu derselben ernstem Tadel unterworfen.

Einsender dieser Zeilen kann nun freilich auch seinerseits nicht billigen, daß der Consistorialrath Twele sich dazu hergegeben hat, in den die bezeichnete Versamlung vorbereitenden Ausschuß als Vorsitzender einzutreten. Zwar zweifle ich nicht im Geringsten daran, daß Consiorialrath Twele die Absicht hat, wie er auch nach dem Artikel in Nr. 22 selbst soll ausgesprochen haben, „durch seinen Einfluß allen Ausschreitungen vorzubeugen und alles Anstößige niederzuhalten." —

Die Absicht ist löblich, möchte es auch rechtfertigen, wenn der, welcher sie hegte, bei jener Versamlung gegenwärtig zu sein und auf derselben seine Stimme zu erheben, soweit ihm das gestattet würde, nicht verschmähte. Aber das Präsidium in dem Ausschuß zur Vorbereitung einer Versamlung, und in Folge dessen wahrscheinlich auch auf einer Versamlung selbst zu übernehmen, zu der Juden so gut Zutritt haben wie Christen, der ein Diesterweg und Hoffmann aus Hamburg angehört, deren unverkenbare Tendenz es ist, das Band zwischen Kirche und Schule zu lösen: das weiß ich eben so wenig mit der Aufgabe eines lutherischen Consistorialraths und Generalsuperintendenten zu reimen, wie der Schreiber der angezogenen Correspondenz in diesem Blatte.

Auch hätte ich sehr gewünscht, daß unser Kirchenregiment auf irgend eine Weise deutlich ausgesprochen hätte, wie dasselbe über die allgemeine Lehrerversamlung urteilt. Ich meine ein entschiedenes Zeugnis, aus dem jedermann klar zu erkennen vermochte, wie das Kirchenregiment zum guten Recht und Bekentnis der Kirche steht und daher eine solche Versamlung, wie diese Lehrerversamlung, ansehen muß, hätte großen Segen haben und bedeutende Wirkung thun können, auch wenn die nächste Folge Spott und Lästerung von vielen Seiten gewesen wäre. — Aber zur Steuer der Wahrheit, und weil es heilige Pflicht ist, die Majestäten nicht nur nicht zu lästern, sondern auch sie zu ehren und wo immer möglich Gutes und das Beste von ihnen zu reden, will ich das Folgende nicht zurückhalten.

Es steht mir fest, daß das gegenwärtige Hannoversche Cultus-Ministerium in der Stellung, die es zu der Lehrerversamlung inne gehalten hat, wie mit seinen Kundgebungen über dieselbe, nicht von der Absicht geleitet ist, die ihm der Artikel in Nr. 22 beimißt, sich einer großen „Allseitigkeit" zu befleißigen. Ja, ich weiß es authentisch, daß namentlich der Herr Cultusminister von Hodenberg hier keinen andern Zweck im Auge hat, als den, die Lehrerversamlung unschädlich zu machen und von dem Lehrerstande des hiesigen Landes die Tendenzen, welche von jener Versamlung leicht ausgehen könten, fern zu halten. Verbieten will selbst jener Artikel in Nr. 22 die Versamlung nicht. Und auch das Cultus-Ministerium hat z. B. in einem Rescripte an die Consistorien des Landes sich nur dahin erklärt, daß Maßregeln möchten fern gehalten werden, welche die Aufgabe des die Versamlung vorbereitenden Ausschusses in Hildesheim erschweren würden, und daß, so weit es geschehen könte, „ohne für die Versamlung und ihre Tendenzen von vorn herein Anerkennung und Billigung zu bekunden," die Teilnahme der besseren Elemente des Lehrerstandes an der Versamlung, „so lange deren diesmalige Verhandlungen keinen bedenklichen Charakter annehmen," möchte gefördert werden. Eine positive Unterstützung der Versamlung kann man darin doch nicht finden, und wer ein wenig zwischen den Zeilen zu lesen versteht, der wird auch über die Art, wie die „allgemeine deutsche Lehrerversamlung" vom hiesigen Cultus-Ministerium beurteilt wird, nicht in Zweifel bleiben können.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 5. Mai. № 36.

Karl Gutzkow.

(Fortsetzung.)

Nach den Jahren 1848 und 1849 lag auf allen Liberalen das Gefühl vereitelter Hoffnungen und völlig misrathener Unternehmungen. Alle Vereine, alle Versamlungen, alle Aufstände hatten zu nichts geführt; einig war man nur in der Neigung zum Umsturz, aber etwas Brauchbar-Neues konte man nicht zu Stande bringen, weil man über die positiven Ziele nicht im Klaren und nicht einig war. Auf die Jahre eines bösen Rausches kamen Jahre eines bösen Katzenjammers. In diesem Katzenjammer ist der Roman „Die Ritter vom Geist“ geschrieben. Bekantlich hat dieses Werk den Umfang von neun Bänden, aber G. konte „beim besten Willen nicht kurz sein.“ Können andere Autoren den „einen Wassertropfen“ finden, in welchem sich die ganze Welt abspiegelt, G. braucht mehr Wasser, „wenn auch noch keine Douche und noch kein Wasserbad.“ „Um Millionen zu schildern, müssen sich wenigstens 100 Menschen vor deinen Augen vorüberdrängen.“ Bisher hat man den unwahren Roman des Nacheinander geschrieben, der Roman der Zukunft muß der Roman des Nebeneinander, der Breite, der 9 Bände sein. Darum verleben wir denn auch in den ersten vier Bänden einen Zeitraum von nur 6 Tagen. G. gesteht sich im Vorwort, daß in der äußeren Welt vorerst nichts zu machen ist, aber „als Missionär der Freiheit und des Glaubens an die Zeit“ ist er es schuldig, der großen Gemeinde des deutschen Volkes zu zeigen, „wie es sich noch mit den alten Lungen athmen lasse, überall, in jedem Winkel Gottes, den der neue Luftzug der Idee, der Pfingstzeit neues Windeswehen, bestreicht.“

Schon in den Säcularbildern hatte G. erklärt, der eigentümliche Charakter der modernen Dichtung bestehe mit darin, daß der Dichter an den Debatten des Tages leidenschaftlich teilnehme. Um die Jahrhundertfrage der Ritter vom Geist zu erkennen, ist es am einfachsten, wenn wir die einzelnen Ritter selbst kennen lernen. Der eigentlich schöpferische Ritter, der Ordensmeister, ist der vierundzwanzigjährige Berliner Referendar Dankmar Wildungen, der Sohn eines Landpfarrers. Von seinem Aeußeren erfahren wir namentlich, daß er „marmorgelbgraukalt“ ausgesehen habe. Seit 5 Jahren hat er bereits ausstudirt; er lebt in der Residenz von seinen „Diäten“ und von dem Honorar, welches er durch das Schreiben von „juristischen Compendien“ verdient. Schon in seiner Kindheit war ihm „eine leidenschaftliche Liebe zur Gerechtigkeit“ eigen. Als junger Mann hat er einen „rechtskundigen und bei allem Freimut an Gesezmäßigkeit gewöhnten Sinn.“ Vermöge dieses Sinnes verlangt er von seinem ehrlichen Bruder Siegbert, er solle ihm von einer demselben von einem Dritten anvertrauten Geldsumme ein „Zwangsdarlehn“ geben. Auch darüber ist er im Klaren, daß er auf die im rechtmäßigen Besitze Dritter befindlichen Papiere eines Freundes Beschlag legen kann, indem er, nicht als Gerichtsbeamter — denn dazu fehlt ihm die Competenz — sondern einfach „als Jurist“ auftritt. Am bedeutsamsten ist aber für den trefflichen Rechtsgelehrten ein Prozeß, welchen er für sich und seinen Bruder führt und der ihm den Gewinn einer Million bringt. Was mit dem Gelde anfangen?

Ein vornehmer Freund spricht bei einer Spazierfahrt über die geistlichen Ritterorden, Freimaurer und Jesuiten. Dankmar hält die Jesuitenform für eine ausgezeichnet tüchtige, der Freimaurerorden ist ihm eine brave, aber viel zu allgemeine, überdies durch Essen und Trinken in Misachtung gekommene Verbindung. Von der Notwendigkeit menschlicher Vereinigungen ausgehend, komt er auch auf das Christentum zu reden: erst sei das Christentum die Vereinigung gewesen für Alle; als aber die unsichtbare Kirche leider zu früh eine sichtbare geworden, hätten sich Klöster und Orden abgesondert, ebenso später die Confessionen. „Die Ideen sind es, die jezt als Erlöser und Propheten auftreten. Die Menschheit selbst muß sich Messias sein.“ Die Menschheit kann nur durch einen Geheimbund hergestellt werden. „Ich denke, daß man etwas erfinden muß, um den großen Prozeß des Zeitalters abzukürzen.“ Freilich auf eine zukünftige Schöpfung hin kann kein Bund zusammentreten, aber die Zeit bedarf eines Bundes für den Geist dieser Schöpfung. „Der Geist ist dies allgemeine flimmernde Sonnenlicht, das über unserem Zeitalter unsicherer zittert als jemals über einer Epoche. Das christliche Zeitalter, die mittlere Zeit, die Reformation wußten, wofür die Herzen glühten. Wir aber gehen in der Irre und benutzen die Waffen des Geistes zu jedem Kampfe gegen den Geist.“ — Der Geist dient, die Materie herscht. „So stifte man einen Bund des allgemeinen Menschengeistes gegen den Misbrauch der physischen Gewalt.“ Unter lezterer versteht der Ordensmeister ebensowol die stehenden Heere als die Volksaufstände. Die Menschen den-

ken nicht mehr, ein Bund von Denkern werde alles Streiten und Zanken beseitigen, aber keine Gelehrsamkeit! „Die Brüder des neuen Bundes beschwören gewisse Begriffe, für die sie wirken."

Neben Dankmar stehen noch vier Männer: erstens Siegbert Wildungen, ein gutmütiger, redlicher Phantast, erfüllt von „Volkssouveränetät" und „Bildung"; dann der Maler Leidenfrost, ein frivoler Radikaler, ein roher Materialist, der Dankmarn nach dem Tode seiner Mutter Alles schrieb, was er von der notwendigen Fütterung der Würmer und von der Selenwanderung wußte; ferner ein französischer Kunstschreiner Namens Louis Armand, als Sohn der sogenanten großen Nation Feind aller Religion, Obrigkeit u. s. w., ein Poet, vermöge seiner Bildung im Stande, von „utopistischen Forderungen" und Parallelen aus der römischen Geschichte zu reden; endlich der Garde-Major von Werdeck, der nur darum in den Neubund getreten ist, um ihn zu sprengen, ein abgesagter Gegner der Cadettenhäuser, des Fahneneides und der neuen Armeen überhaupt, voll Verachtung gegen die übrigen Offiziere, die ihm gegenüber nur gedankenlose Tröpfe sind.

Bei der Stiftung des Bundes erklärte Dankmar: „wir alle hier sind Demokraten. — Das demokratische Princip galt bisher nur für kleinere Staaten, jezt erst ist es ein Weltdogma geworden, ein geschichtlicher Hebel!" — „Wir müssen es aufgeben, positive Schöpfungen hervorzurufen, und uns begnügen, nur den Geist, in dem sie erwachsen sollen, zu befördern. Keine Theorie! Aber für den Geist der Theorie das Leben! Hört mir zu, Freunde! Die Stunde ist heilig! Stoßt auf eine Idee an!" und die Gläser erklangen auf das Wol der Ritter vom Geist. Dann folgte Dankmar's eigentliche „Weiherede". Darin heißt es u. a.: „Wir haben eine Religion, die christliche, die in ihrer eigentlichen Bedeutung nur noch Wenige bindet. Man sieht sich in den Kirchen, man befolgt den Ritus seiner Confession, man erklärt sich auch leidenschaftlich für den Namen des Heilandes, doch legt sich Jeder die Bedeutung desselben anders aus, und eigentliche Christen gibt es nicht mehr." — „Ich will einen geheimen, keinen heimlichen Orden stiften. — Das Dunkel soll anziehen und schützen." „Die Ritter vom Geist sind die neuen Templer. — Ihre Waffe ist der Geist. — Der Geist als Lehre ist die Wissenschaft, der Geist als Glaube ist die Gesinnung. Den Geist, der dem Verstande entstamt, kann Niemand bannen, Niemand zum einheitlichen Gedanken eines Bundes machen wollen. Der Geist aber, der dem Herzen entstamt, ist der Wecker zu den edelsten Verpflichtungen." „Religion, das Bindende, Gleichgesellende liegt in unserer Epoche. Ueberall zeigt sich ihr Bedürfnis. Nur befriedigt es nicht auf dem alten Wege! Nur nicht innerhalb des alten Zwanges und der alten Dogmen! Man binde sich auf den Glauben unserer Freiheit, auf den Glauben unseres Geistes, auf die gleiche Gesinnung." „Der Katechismus der Grundwahrheiten des 19ten Jahrhunderts ist so groß nicht." Fundament des neuen Tempels ist die freie Presse, das Recht der Arbeit bildet die Kuppel. Das vierblättrige Kleeblatt, das Symbol des seltenen Fundes, ist das Emblem der rarae aves, die nur wenige Würdige in den „Bund der Guten und Denkenden" aufnehmen.

Anfangs steht in sehr naher Beziehung zu den Rittern vom Geist Fürst Egon von Hohenberg, neben Dankmar die Hauptperson des Romans. Den thörichten Phantasieen des neuen Ordens sezt er bald den praktischen Verstand eines Staatsmannes entgegen. Der Lebenslauf des Fürsten ist ein wenn auch nicht sehr romantischer, so doch sehr romanhafter. Im elterlichen Hause hatte er zwei Erzieher, zuerst den rationalistischen Pfarrer Rudhard, der einen bedeutenden Eindruck bei ihm hinterließ, und später den positivgefärbten Pfarrer Stromer, der die Veranlassung war, daß sein Zögling einem reformirten Pensionat in der Schweiz übergeben wurde. Hier wurde er zur Lüge und frommen Phrase erzogen. Da ihm an einem schönen Maitage das Geld ausging, begab er sich nach Frankreich, um sich auf einer erfrischenden Reise „in der herlichen Natur umgebären" zu lassen. Zufällig wurde er in Lyon einer, der „in und mit dem Volke lebte und seine Leiden und Freuden liebte." Mit dem Namen seines ersten Erziehers ging er dann nach Paris, wo er die Schwester des bereits erwähnten Tischlergesellen und Ritters Louis Armand kennen lernte. Dieselbe wurde ganz sein Weib — ohne Segen des Priesters. Einige Jahre später lernte er eine Gräfin d'Azimont kennen, die von ihrem Manne getrent lebte. Er ließ das Mädchen aus dem Volke im Stich und ergab sich dieser Ehebrecherin. Nach dem Tode der ersten Geliebten läßt er reuevoll auch die Gräfin im Stich und kehrt, da mittlerweile auch seine Eltern gestorben sind, in die preußische Heimat zurück, und zwar als Schreinergeselle in blauer Blouse, indessen auch mit feinen Taschentüchern versehen, deren Signatur (Krone, 100, E.) das Incognito einigermaßen zu entschleiern geeignet sind. Wegen der Blouse und einiger anderer Umstände wird er in seinem eigenen Territorium verhaftet. Freigelassen, bezieht er als Prinz Egon sein Palais in Berlin. Nicht so schnell als die Kleidung legt er die Ideen eines ouvrier ab: „ich bin kein Aristokrat, ich will, daß Gedanken herschen, nicht Ueberlieferungen." Die Menschen sind Bestien, nur die Arbeiter sind gut, das hat er empfunden, wenn er Sontags mit Demoiselle Armand und ihren Freundinnen getanzt hat. Doch war er kein reiner Anhänger der communistischen Lehre, seine „selbstgewonnenem Begriffe streiften nur nahe an gewisse demokratische Lieblingsvorstellungen der Zeit." (Fortsetzung folgt.)

Die Nichtbestätigung des Pastor Rhode.

(Schluß.)

Wenige Tage nach Veröffentlichung des besprochenen Aufsatzes der N. Ev. K. Z. wurden durch die ganze Louisenstädtische Gemeinde gedruckte Aufforderungen verteilt, am 18. April Abends 7 Uhr in der Aula des Louisenstädtischen Gymnasiums sich einzufinden zu einer Beratung über die in Bezug auf die Nichtbestätigung Rhode's zu nehmenden Schritte.

Diese Versamlung, welche nach mehr als einer Seite einen genauen Abdruck der vorhandenen Zustände unseres kirchlichen

Gemeindelebens gewährt, verdient etwas genauer skizzirt zu werden, als dies in den bisherigen Veröffentlichungen geschehen ist.

Sie bestand aus circa 500 anständig gekleideten Personen. Jeder Eintretende wurde genötigt, seinen Namen in einer Präsenzliste zu verzeichnen. Dem miteingeladenen Missionsdirector Dr. Wangemann, der ebenfalls erschienen war, bot seine Weigerung, die Präsenzliste zu unterzeichnen, eine willkommene Gelegenheit, dem Vorsitzenden bekant zu werden, und von ihm die Zusage zu erhalten, daß er erforderlichen Falles auch zu Worte kommen solle. Noch vor Eröffnung der Versamlung trat Herr Kochhann noch einmal an ihn heran mit der Frage, ob es wahr sei, daß er erst seit einem halben Jahre in Berlin wohne, desgleichen ob es wahr sei, daß er auch bei der Versamlung, auf welcher die bekante Knak'sche Adresse vollzogen wurde, gar nicht zugegen gewesen sei. Dr. W. konte beide Fragen mit Ja beantworten, und auf Herrn Kochhann's weitere Fragen auch das bezeugen, daß Inspector Kratzenstein die betr. Adresse gar nicht unterschrieben habe.*) Die Besprechung, welche Hr. Kochhann auf diese Erklärung hin mit dem Dr. Parow pflog, scheint zur Folge gehabt zu haben, daß ein nicht unbedeutender Passus aus dessen Rede fortgelassen wurde. Es war nämlich eine Parteitaktik der öffentlichen Blätter, in noch unverhüllterer Weise, als die N. Ev. K. Z. dies gethan hat, den Protest wider Rohde als einen Akt persönlicher Rache, wegen des von Rhode wider Knak's Adresse erhobenen öffentlichen Widerspruchs zu kennzeichnen.

Der zum Vorsitzenden erwählte Stadtverordnetenvorsteher Hr. Kochhann übertrug dem Dr. Parow das Wort zu einem einleitenden Vortrag, in welchem die Sachlage kurz gezeichnet und eine „Resolution" zur Beratung, resp. zur Annahme vorgelegt wurde.

In der an diesen Vortrag sich anschließenden Discussion bemerkte Hr. Kochhann, er habe bereits als Mitglied des kirchlichen Gemeinderaths versucht, diesen zur Berufung einer Gemeindeversamlung zu Gunsten Rhode's zu veranlassen, sei aber bei dessen Majorität nicht durchgedrungen, weil dieselbe sich für nicht befugt zu solchem Schritt erklärt habe. Da nun auch der Magistrat bisher einen solchen Schritt nicht gethan habe, so müsse die Gemeinde selbst, für das heilige Gut der Gewissensfreiheit eintreten und alle gesezlichen Mittel in Bewegung setzen. Dies sei das erste Mal, daß eine Bestätigung versagt sei, ohne daß der Patron oder der betreffende Geistliche gehört worden wäre. In unseren Tagen müsse man der herschenden Richtung in kirchlichen Angelegenheiten gegenüber doppelte Wachsamkeit entfalten, und in der Hauptstadt energisch auftreten, damit nicht in den Provinzen ähnliche Versuche sich wiederholten; man müsse darauf halten, daß kirchliche Angelegenheiten nur nach dem Gewissen beurteilt sein wollten. — Nachdem das lebhafte Bravo der Versamlung verhallt war, trat ein Mitglied des kirchl. Gemeiderath auf, um diesen gegen den gemachten Vorwurf in Schuz zu nehmen; Hr. Kochhann bedeutete ihn indeß unter abermaliger lebhafter Zustimmung der Versamlung, daß man in solchen Sachen nicht zu fragen hätte, was in der gesezlichen Competenz einer Korporation liege, sondern nur danach, ob der betreffende Schritt gesezlich verboten sei. Lezteres sei nicht der Fall, deshalb müsse und könne man ihn thun.

Hierauf nahm ein junger Mann das Wort (Namens Rockmann, wenn wir recht verstanden haben), der mit großer Naivetät, in klarer und gewandter Rede eine Anzahl von Einwürfen machte, auf welche sämtliche der Vorsitzende die treffende Antwort schuldig blieb; z. B. warf er ein: Es sei doch wichtig, daß zuvor constatirt werde, ob denn auch wirklich kein anderer Grund für die Nichtbestätigung Rhode's vorliege, als der von dem Vortragenden geltend gemachte, und er bitte darum, auf diesen Punkt etwas näher einzugehen. Ihm wurde erwidert, man könne allerdings keine actenmäßigen Vorlagen machen, aber das Factum sei doch wol allgemein bekant. Weiter warf jener Mahner ein, es sei doch zunächst zu fragen, mit welchem Recht der Magistrat von dem bisherigen Wahlmodus, nach welchem drei Candidaten Gastpredigten zu halten hätten, abgesehen habe; und wiederum, warum denn, wenn die Versagung der Bestätigung unmotivirt sei, der Magistrat nicht als Patron für Rhode eingetreten sei; ob es recht sei, in der vorgeschlagenen Weise Resolutionen zu fassen, bevor die eigentlichen gesezlichen Mittel erschöpft seien. Hr. K. erwiderte, die Versamlung sei hierhergekommen, um für Hrn. Prediger Rhode einzutreten und nicht, um über das Verfahren des Magistrats zu Gericht zu sitzen. Der unermüdliche Mahner aber ließ noch nicht nach, sondern sagte: Wenn denn das Verfahren des Consistoriums so ungesezmäßig sei, so möge man doch einfach dasselbe auf geordnetem Wege zu seiner Pflicht anhalten, bevor man einen solchen außerordentlichen Schritt thue. Hier bekundete die Versamlung ziemlich lebhaft ihren Unwillen, und Hr. K. bat den Redner, die Debatte nicht durch allerlei dem Gebiet des Rechts angehörende Zwischenfragen, die in der That nicht förderlich seien, aufzuhalten.

Darauf erhob sich ein Herr, der diejenigen in der Versamlung, die sich dafür interessiren möchten, zunächst davon in Kentnis sezte, daß er vor Jahren Bürgermeister zu Fehrbellin gewesen sei, und, nachdem er die lächelnden Angesichter zunächst durch die Versicherung, er beabsichtige zu Gunsten des Hrn. Rhode zu sprechen, wieder in den nötigen Ernst zurückgebracht hatte, fortfuhr, in längerer Rede auseinanderzusetzen, daß der Hr. Superintendent in Fehrbellin damals Heindorf geheißen habe, auch sehr viel zu thun gehabt habe, aber dabei oft sehr krank gewesen sei. Da habe er das Bedürfnis gefühlt, einen Hilfsprediger zu haben und ihm sei vom K. Consistorium dieser Hr. Rhode gesandt worden; das spreche doch sehr entschieden zu Gunsten des Hrn. Rhode. Dann fuhr er fort, aus Kamptz' Annalen einen dem vorliegenden sehr ähnlichen Präcedenzfall vorzubringen und verfehlte nicht, dem Hrn. Vorsitzenden Band und pagina genau zu notificiren, damit dieser es nachschlagen könne. Die Versamlung nahm diesen ziemlich viel Zeit ausfüllenden Vortrag mit anerkennenswertem Ernste auf und es ließ sich auch ein schwaches Bravo vernehmen.

Ein anderer Redner trat mit großer rednerischer Erregung für die Gewissensfreiheit und die Gemeinderechte ein. Eigentlich müsse es so sein, daß die Gemeinden ihre Prediger sich selbst wählten; so weit wären wir leider noch nicht, würden wol auch für das Erste nicht dahin gelangen. Um so mehr müsse man die geringen vorhandenen Rechte der Gemeinde mit aller Entschiedenheit vertreten. Etwas anderes wäre es, wenn man für die eigene Person irgendwie eine malheur zu befürchten hätte; das sei hier aber keineswegs der Fall; deshalb müsse man zu Gunsten der Gewissensfreiheit seine Stimme so laut als möglich erheben, und müsse auch das Lezte daran setzen, um mit seiner Sache durchzudringen. Ein lebhaftes Bravo belohnte den Redner.

Nach etlichen anderen unbedeutenden Bemerkungen erklärte Hr. K. die Vorberathung für geschlossen, falls kein Redner weiter das Wort ergreifen würde.

Hierauf erbat Dr. Wangemann das Wort und führte in ruhiger und bestimter Rede Folgendes der Versamlung vor: „Ich habe den Protest gegen Hrn. P. Rhode ebenfalls erhoben. Faktisch unrichtig aber ist es, wenn im einleitenden Vortrage gesagt worden ist, daß der Protest wegen mangelnder Rechtgläubigkeit eingelegt worden sei. Der Punkt, um den es sich han-

*) Die Sachlage ist die, daß Dr. Wangemann zwar nicht die Adresse von Knak unterzeichnet, aber nachdem dieselbe zum Gegenstand heftiger öffentlicher Angriffe geworden war, späterhin zu ihrem wesentlichen sachlichen Inhalt sich öffentlich bekant hat.

delt, hat weder mit dem, was man heute Orthodoxie nent, noch mit der Union etwas zu schaffen. Wenn Hr. P. Rhode nichts weiter gesagt hätte, als das in dem Vortrag des Dr. Parow Gesagte (nämlich, daß die Person Christi selbst und nicht die unvollkommene Lehre von der Person Christi der Fels unseres Heils sei), so würde ich schwerlich protestirt haben. Hr. P. Rhode hat aber vielmehr wörtlich etwa Folgendes gesagt: „Wenn ich mich zu Christo dem Gekreuzigten als dem Gründer des Heils bekenne, so ist damit nicht gesagt, daß ich auch die kirchliche Lehre von der Person Christi, wie sie in der Kirche nach Jahrhunderte langen Kämpfen festgestellt ist, daß nämlich in der einigen Person Jesu Christo die göttliche und die menschliche Natur vereinigt sei, als den Grund alles Heils bekenne." Diese Lehre aber ist diejenige, auf welcher die Kirche im Anfang erbaut ist, an welcher sie durch alle Jahrhunderte festgehalten hat, und welche nicht fallen darf, wenn nicht die Kirche selbst fallen soll." Hier wurde der Redner von einem stürmischen Tumult unterbrochen; man schrie, pfiff, tobte, und Stimmen wurden laut: Haut ihn, raus, schmeißt ihn raus! — Nachdem der Vorsitzende Ruhe verschafft hatte, fuhr Dr. W. fort: „Diese Lehre, daß der Herr Jesus wahrhaftiger Gott und wahrhaftiger Mensch in Einer Person ist, ist die volle biblische Wahrheit, und wenn Hr. P. Rhode sie nicht predigt, so tritt er in Gegensaz nicht blos gegen die Orthodoxie, sondern verläßt den Boden der h. Schrift, ja auch den der Union." — Erneuerter Tumult und Gelächter. Nachdem wieder Ruhe verschafft worden war, fuhr Dr. W. fort: „M. H., das ist die ewige Wahrheit, die der Herr Jesus Christus mit einem Eidschwur vor Caiphas bekräftigt hat, und ich bitte die Widersprechenden und die Spötter, zu bedenken, gegen wen sie kämpfen, nämlich gegen den, welcher jenen Eid geleistet hat." — Auf diese mit voller Ruhe gesprochenen Worte versuchten nur Einzelne wieder einen Lärm zu erregen, das Gros der Versamlung hörte sie ruhig an; der Vorsitzende bat den Redner, bei der Sache zu bleiben, und nicht auf das Gebiet theologischer Ansichten abzuschweifen. Dr. W. antwortete: „Ich glaube, ich bin bei der Sache, und zwar mitten in ihrem Centrum. Indeß kann ich von diesem Punkt jezt abbrechen, weil ich gesagt habe, was ich sagen wollte. Ich habe aber noch zwei andere Punkte zu berühren. Es ist vorher darauf aufmerksam gemacht worden, daß man heutzutage energisch eintreten müsse für die wenigen noch vorhandenen Reste des kirchlichen Gemeinderechts. Zu diesen Resten aber gehört unzweifelhaft, daß jedes Gemiendeglied auf Grund der in der Gastpredigt vorgebrachten Abweichungen von der kirchlichen Lehre gegen die Wahl des Predigers Protest einlegen könne. Dieses Recht habe ich ausgeübt, wie komt man dazu, mir daraus einen Vorwurf zu machen? Endlich muß ich es für factisch unrichtig erklären, wenn im einleitenden Vortrag behauptet worden ist, es liege ein im Sinne des Gesetzes erheblicher Einspruchsgrund nicht vor. Im Sinne des Gesetzes erheblich ist jeder Einspruch, welcher wider den sittlichen Wandel oder wider die reine Lehre der Gastpredigers erhoben wird. Darum war mein Einspruch ein gesezlich völlig motivirter; denn der qu. Passus in R.'s Predigt stand nicht im Einklang mit der in der Louisengemeinde zu Recht bestehenden kirchlichen Lehre. Das K. Consistorium hat also nur seine Pflicht erfüllt, indem es meinen gesezlich erheblichen Einspruch als einen solchen aufgefaßt und ihm Folge gegeben hat."

Hierauf suchte Dr. Parow aus dem allgemeinen Landrecht die Behauptung des Vorredners zu entkräften, was ihm natürlich nicht gelang, weil einesteils die von ihm angeführten Paragraphen nicht das Behauptete besagten, und andernteils derjenige Paragraph des Landrechts, der die Kirchenordnungen als die Instanz zur Entscheidung solcher Fragen festsezt, von ihm übergangen wurde. Dann aber fuhr er fort: „Weil dasjenige, was

Hr. Inspector Wangemann aus der Predigt des Hrn. Rhode citirt hat, mit dem, was andere glaubhafte Zeugen gehört haben, nicht übereinstimt, muß ich ihn bitten, seine Behauptung mir schriftlich zu geben." (Lebhaftes Bravo.)

Dr. Wangemann erhebt sich und tritt zum Büreau heran, um dem Dr. P. das von ihm Gesagte sofort in die Feder zu diktiren.

Während dies geschah, trat der obenerwähnte Kleinkinder-Lehrer Hr. Klöppel auf, und erbot sich zum Zeugen dafür, daß das vom Dr. W. Vorgebrachte wörtlich von Hrn. Rhode gesprochen worden sei. Gelächter und Tumult unterbrach den Redenden, der auf die Frage: Was hat er denn gesagt? anhub: „Er hat gesagt: Ich bekenne mir ..." Hier erhob die Versamlung ein andauerndes Gelächter, mittelst dessen sie den Redner verhinderte, weiter zu sprechen.

Nun wurde die Spezialberathung des Entwurfs fortgesezt, in welcher der unermüdliche Herr Rockmann neue Verlegenheiten bereitete. Bei dem dritten Punkte warf er unter Anderm ein: Diesen Punkt würde er doch nicht unterschreiben können, denn der kirchliche Standpunkt des Herrn Inspector Wangemann sei ihm durchaus nicht so speciell bekant, daß er darüber ein öffentliches Urteil zu fällen im Stande sei. Ein Anderer entgegnete im Zorn: „Wenn denn doch Leute hierhergekommen sind, blos zu dem Zweck, um Skandal zu machen ..." Ein lautes Bravo überhob den Redner der Aufgabe, seinen Saz zu vollenden. Hr. Rockmann war aber noch nicht verstumt, sondern erklärte bei einer der folgenden Positionen, er sei durchaus nicht genug thatsächlich instruirt, um alle diese Behauptungen und Gesetzesanführungen unterschreiben zu können. Aber nun war die Geduld der Versamlung gegen diesen lästigen Mahner erschöpft; ihm wurde unter lebhaftem Applaus geantwortet, daß keineswegs Alle so viel Zeit hätten, wie er, um sich mit müßigen Einreden aufzuhalten; wenn er sich hätte instruiren wollen, so sei dazu vorher Zeit gewesen, hier aber nicht der Ort.

Von jezt ab gingen denn alle übrigen Punkte ohne Widerspruch durch. Nur der Herr Bürgermeister von Fehrbellin glaubte den Text der Resolution noch etwas eindringlicher machen zu können, wenn derselben an geeigneter Stelle das Amendement eingefügt würde, daß Hr. Rhode vor sieben Jahren auch einmal Hilfsprediger zu Fehrbellin gewesen sei. Auch dieser Vorschlag wurde mit gebührendem Ernst angehört und sogar zur Abstimmung gestellt; er fand freilich in der Versamlung nicht die genügende Unterstützung.

Schließlich erklärte der Vorsitzende, daß die Präsenzliste in der Weise als Unterschrift zu der Resolution angesehen werden würde, daß die mit der lezteren nicht Einverstandenen ihren Namen vor dem Büreau löschen könten. Als bei dieser Gelegenheit Hr. Klöppel mit dem Vorstande in unangenehmen Wortwechsel gerieth, durfte Dr. Wangemann demselben durch Beschwichtigung des über diese Art der Verwendung der Präsenzliste heftig Erzürnten ein Ende machen. — Als derselbe den Saal verließ, erhob eine große Anzahl der darin noch Versammelten ein spottendes: Ah—. Auf dem Gange hatten sich Reihen aufgestellt, die den Herauskommenden mit gewöhnlichen Schimpfwörtern verfolgten, vor ihm ausspien, oder Drohworte ausstießen, bis er die Straße erreichte. — Dies war die Versamlung, die fast einstimmig ihre Resolution zu Gunsten Rhode's gefaßt hat. —

Gegenwärtig liegt die Angelegenheit vor dem Oberkirchenrath zu lezter Entscheidung. Es wird uns schwer, den Gedanken zu fassen, diese Entscheidung könne zu Gunsten Rhode's ausfallen; und doch begegnen wir dieser Meinung — sicherlich in Folge des oben angeführten Artikels in der N. Ev. K. Z. von mancher Seite her. Gott gebe, daß die Stimme des Rechts und der Treue gegen das Wort Gottes den lezten Entscheid ganz allein beherrsche.

Beilage.

Beilage zur Evangelischen Kirchen-Zeitung № 36.

Nachrichten.

Hannover.

Nach so mancher Klage die auch in dieser Zeitschrift über die kirchlichen Zustände Hannovers laut geworden ist, ist es dem Ref. eine angenehme Aufgabe, auch Erfreuliches von daher berichten zu können. Es hat sich nämlich auch in der Stadt Hannover ein evangelischer Verein gebildet, ähnlich dem seit Jahren in Berlin bestehenden, in welchem Vorträge gehalten werden die zur Belehrung und Orientirung über allgemeine christliche Zeitfragen dienen sollen, und sicher schon gedient haben. Den bedeutenden und reich gesegneten Vorträgen des O. C.-R. Uhlhorn, schließt sich der Vortrag von O. C.-R. Niemann, Jesu Sündlosigkeit. Hannover (Meier) 2. Ausg. 1866, der gewis sich schon in den Händen vieler Leser der Ev. K. Z. befindet (unter den populären Widerlegungen von Renan, Schenkel, Strauß unstreitig die beste) als eine wünschenswerte und notwendige Ergänzung und Vollendung an; wiewol er so gehalten ist, daß er auch als ein für sich bestehendes Ganze angesehen werden kann.

Der Verf. beabsichtigt, Jesu Sündlosigkeit und heil. Vollkommenheit, als die Grundlage aller christlichen Lehre, aus der Geschichte des Lebens Jesu selbst zu beweisen, und es ist dies für jeden, der nicht die Augen mutwillig gegen die Wahrheit verschließt, vollständig gelungen. Es ist natürlich, daß bei dieser Darstellung vorzugsweise der Mensch Jesus uns vor die Augen gemalt wird, wie Er auf Erden gelebt, gearbeitet, gelitten hat und gestorben ist, jedoch so, daß zum Schluß deutlich hervortritt, dieser Mensch Jesus kann kein anderer sein als „der wahrhaftige Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren."

S. 3 unterscheidet der Verf. zwischen Sündlosigkeit und heil. Vollkommenheit Jesu also: „Ohne Sünde, auch frei von jedem sündlichen Keim und Hang ging der Mensch aus Gottes heiligen Schöpferhänden hervor, aber damit war er noch nicht sittlich vollkommen; es war nichts in und an ihm, was seine Gemeinschaft mit Gott störte, aber darum war seine Gottgemeinschaft noch nicht die vollendete. Sündlosigkeit war sein Ausgang, sittliche Vollkommenheit das Ziel, das ihm gesteckt war. So war es auch bei dem andern Adam, bei Jesus, der auch nach Leib und Sele menschlicher Natur und mit seiner Geburt als Mensch nicht minder in geistlicher als in leiblicher, nicht minder in sittlicher als in intellectueller Beziehung unter das Gesez des Werdens gestellt war. Während indeß der Mensch das göttliche Gebot übertrat, dadurch von Gott abfiel und mit sich und der Welt zerfiel, hat bei Jesu das Böse nie in irgend einer Richtung, wie in irgend welchem Grade Raum gewonnen und ihn mit sich selbst in Zwiespalt gebracht; von dem Pesthauch der Sünde berührt, ist er nie und nirgends von demselben befleckt; durch nichts innerlich in seinem Laufe gehemt, in seinem Streben gelähmt, hat die Entschiedenheit und Energie seiner gottgefälligen Gesinnung sich immer mehr gesteigert; ohne je etwas von seiner sittlichen Würde und sittlichen Güte einzubüßen, ohne je in einem spätern Zeitpunkte das verwerfen zu müssen, was in einem früheren von ihm gesucht und angeeignet war, ist bei ihm das Frühere immer dem Späten zum Gewinn gewesen und hat sich so das Gute immer reicher in ihm gestaltet, bis zu der Größe heiliger Vollkommenheit." Den Einwand, daß bei völliger Sündlosigkeit eine Entwickelung des Menschen nicht möglich sei, widerlegt der Verf. richtig damit, daß er zeigt, wie Gott selbst allerdings gewollt, daß der Mensch allmählig an Alter, Weisheit und Gnade bei Gott zunehmen, mithin sich entwickeln solle, daß also wenn zu dieser gottgewollten Entwickelung die Sünde notwendig, Gott selbst der Urheber der Sünde sei, was aber unmöglich, weshalb unser innerstes Bewußtsein sich dagegen auflehne. Jener Einwand gehe aus dem Irrtum hervor, daß man Vervollkommnung des sündlichen Menschen allerdings nicht anders, als in stetem Kampfe mit der Sünde denken könne. „Erfahren es doch alle Streiter Gottes, daß die Versuchung nach jedem Siege über sie von neuem ihre Kraft zusammenrafft, immer neue Mittel zu verwenden und immer neue Angriffspunkte zu erspähen weiß, so daß die späteren Anfechtungen oft die gefährlichsten sind." —

Von S. 8 an wird aus dem Leben des Herrn der Nachweis seiner Sündlosigkeit und Vollkommenheit geführt, zu welchem auch seine Feinde helfen müssen. S. 10 heißt es: „Es ist überhaupt schon ein Ruhm für Jesum, daß jene eigensüchtigen Heuchler seine Feinde waren und die Entschiedenheit und Heftigkeit, mit welcher sie ihn haßten und sich über ihn erboßten, spricht für seine sittliche Hoheit; aber auch die einzelnen Vorwürfe, welche sie auf ihn häuften, legen sich wie Strahlen um sein Haupt. Sie schalten ihn einen Volksverführer, dem das ungebildete Volk nachlaufe und rühmten damit unbewußt die gewinnende Macht, welche er troz pharisäischen Eifers und Geiferns auf unbefangene Gemüter ausübte:" „Sie verachteten ihn wegen seines Verkehrs mit Zöllnern und Sündern und höhnten: dieser nimt die Sünder an; und sie sprachen damit, wie mit Prophetenstimme sein höchstes Lob aus, und die Christenheit hat ihnen das höhnende Wort begierig von den Lippen genommen und singt und jubelt: Jesus nimt die Sünder an, saget doch dies Trostwort Allen. Zulezt aber, als er äußerlich wehrlos vor ihrem Gerichte stand, sahen sie, ohnmächtiger in ihren Lügen als er in seiner Wehrlosigkeit, sich genötigt alle anderen Gründe der Anklage fallen zu lassen und um das Eine ihn zu verdammen, daß er bekant hatte: Er sei Gottes Sohn." Vor allem wird als entscheidend das Zeugnis Jesu über sich selbst genant. Von diesem Zeugnis heißt es S. 18: „Es erweist in Uebereinstimmung mit demjenigen, was Anderer Zeugnis und was das Leben Jesu und was die ganze Schrift uns von ihm bezeugt, es erweist Allen, die sich nicht in unauflösliche Räthsel und Widersprüche verwickeln wollen, daß er nach Gesinnung und Wandel im strengsten Sinne des Wortes ohne Sünde war."

Die heilige Vollkommenheit Jesu wird uns dann in meisterhafter Weise von S. 20 an vor die Augen gemalt. Nur ein Herz, das selbst voll brünstiger Liebe zu unserm Herrn und Heiland ist, kann so von Ihm reden, wie hier geschieht, und weil diese Darstellung der Vollkommenheit Jesu so recht vom Herzen komt, so dringt sie auch zu Herzen. Wer noch einen Funken von Liebe, von Ehrfurcht zu dem Herrn Jesus in sich hat, wird diese beredte Darstellung nicht lesen können, ohne daß der Funke in ihm zur Flamme angefacht würde. Wir können nur von ganzem Herzen wünschen, daß dieser Vortrag von keinem der s. g. Gebildeten ungelesen bleiben möchte, ganz ohne Segen wird er gewis an keinem vorübergehen. Es ist vollkommen

richtig, was Münkels Zeitblatt von diesem Vortrag sagt: „Es ist wirklich die große Kunst des Verfassers zu bewundern, der sich seiner Gränzen bewußt in seinem Bereiche ein Spiegelbild geschaffen hat, in welchem etliche Hauptzüge von dem himlischen Bilde in irdischer Gestalt aufgefangen sind, die in dem Herzen des Beschauers ihre lichten Spuren hinterlassen. Die Kunst der schönen Gestaltung, das Ebenmaß und die Weihe der Darstellung helfen dem Reichtum der Gedanken zum glücklichen Ausdrucke. Es ist nicht möglich, daß dieser schöne Vortrag ohne Wirkung geblieben ist, das sagt man sich beim Lesen, auch wenn man ihn nicht gehört hat. Es ist wirklich viel darin niedergelegt, und er verlangt, daß er unter dem Lesen noch einmal verarbeitet wird."

Wir danken dem Verf. sowie auch dem O. C. R. Uhlhorn, daß sie ihre Vorträge durch den Druck auch denen zugänglich gemacht haben, die nicht in der Lage gewesen sind, sie selbst zu hören und wünschen ihnen eine recht weite Verbreitung, damit ihre segensreichen Wirkungen auch an andern Orten sich geltend machen können, wie sie das in Hannover unfehlbar gethan haben und noch ferner thun werden. Eine Landeskirche, die unter ihren Leitern solche Kräfte aufzuweisen hat, wie die Verfasser der genanten Vorträge, berechtigt zu der Hoffnung, daß wenn sie auch zeitweilig unter schwerem Druck sich in allerlei Abwege verirren kann, sie sich doch sicherlich wieder zurechtfinden wird, so lange diese reichen Kräfte die ihnen gebührende Wirksamkeit entfalten können.

Daß die Vorträge der Herren Niemann und Uhlhorn wirklich eine heilsame Wirkung entfaltet haben müssen, davon komt uns eben ein schlagender Beweis zu Gesicht in dem Zorn der protestantischen Kirchenzeitung über diese Vorträge. Wenn die Herren von der protestant. Kirchenzeitung nicht fürchteten, daß durch solche öffentliche Vorträge ihnen zu viel Terrain verloren ginge, sie würden nicht dagegen mit solchem Partei-Fanatismus eifern, als es in Nr. 1 der protest. Kirchenzeitung d. J. geschieht. Der Ref. der protest. K. Z. findet es unvereinbar, daß Männer, die sich Mitglieder der lutherischen Kirche nennen, einen evangelischen Verein begründen, er scheint evangelisch und lutherisch als Gegensätze anzusehen, während doch jeder Lutheraner weiß, daß das wahrhaft Lutherische auch wahrhaft evangelisch sei und umgekehrt. Wenn aber weiter es besonders getadelt wird, daß Uhlhorn solche Vorträge ins Leben gerufen habe, und dadurch aufs neue Streit veranlasse; so ist das einem evangelischen Christen etwas ganz Unverständliches. Wie kann denn Streit entstehen dadurch, daß Uhlhorn die verderblichen und grundfalschen Auslassungen eines Schenkel u. s. w. öffentlich widerlegt, im Gegenteil wird jeder verständige Mensch sagen: je mehr jene falschen Lehrern in ihrer Nichtigkeit dargestellt, je mehr die Wahrheit Eingang findet, um so mehr und um so besser wird der Friede hergestellt. Die große Friedensliebe möchte es wol schwerlich sein, weshalb die Herren von den Vorträgen im evangelischen Verein so unangenehm berührt werden, sondern der Abbruch der dadurch den protestantischen Vereinen erwachsen könte, wenn ihre Helden in ihrem wahren Lichte dargestellt werden. „Selbst in die Familien ist jezt wieder der religiöse Zwist in beklagenswerter Weise eingedrungen" klagt der Ref. der protest. K. Z.; wenn das wirklich vorgekommen sein sollte, so ist dies nur ein Beweis davon, daß diese Vorträge Leben geweckt haben, wo aber Leben ist, da ist auch Kampf, wie unser Herr sagt: „Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden, was wollte ich lieber, denn es brennete schon?" Luc. 12, 49. — Warum stören denn die Vorträge Ewalds in den protestantischen Vereinen hin und her den Frieden nicht? die findet der Ref. ganz in der Ordnung. Seine Meinung ist also die: Ewald darf Vorträge halten, denn er verteidigt Schenkel und Genossen, Uhlhorn darf keine Vorträge halten, denn er tritt gegen Schenkel auf. Nun auf das Resultat gesehen, mag man sich gänzlich beruhigen, während der protest. Verein über Mangel an Teilnahme klagt, ist der Zudrang zu den Vorträgen der Herren Niemann und Uhlhorn ein überaus großer gewesen; zum Beweise, daß in unserem Volke doch noch mehr Sinn für das Positive im Christentum ist, als für die Negation desselben.

Versamlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen.

Nach den anstrengenden Festarbeiten sucht ein jeder Prediger gern eine Erfrischung, darum pflegen unsere Frühjahrsversamlungen immer besuchter zu sein, als die im Herbste; die Freunde des Vereins wurden aber auf das Angenehmste überrascht, als sie schon in der Frühe des 10. April d. J. das stille liebe Gnadau sich von einer ungewöhnlichen Menge theurer Gäste füllen sahen, welche zu jeder Stunde so zunahm, daß dieser erste Tag unserer diesmaligen Zusammenkunft einer der zahlreichsten Versamlungen war, welche wir überhaupt gehabt haben. Am zweiten Tage vermindert sich in der Regel die Zahl der Besucher nicht unbedeutend, und so auch dies Mal; von Anfang an aber bis zulezt konten wir es merken, daß der Herr mit seinem Friedensgruß bei uns eingegangen war, der bei den lebendigsten und entschiedensten Zeugnissen der Wahrheit, welche gehört wurden, alle Herzen doch in der milden Bruderliebe erhielt, welche uns besonders dies Mal so innig erquickt und uns auf's Neue so fest verbunden hat.

Ein Teil der Brüder, welche die alte lutherische Conferenz noch aufrecht erhalten zu müssen glauben, versamelten sich schon am Montag Abend zu einer Besprechung, welche die für den Mittwoch von uns bestimte Tagesordnung vorzubereiten beschäftigt war, wie denn überhaupt keinerlei Gegensaz in der Sache zwischen ihnen und uns Statt findet. An dem genannten Tage sollte das Taufformular Gegenstand unserer Besprechung sein, und hier hatte Pastor Dietrich aus dem Stolbergschen Thesen über den Exorcismus in dem kirchlichen Taufformular und sein Verhältnis zur Abrenuntiationsformel gestellt, in welchen er jenen aufrecht erhalten wissen will, worin er aber, wie ich höre, keine allgemeine Beistimmung unter den Brüdern gefunden hat.

Am Dinstag (den 10. April) wurden unsere Verhandlungen, Gesang, Gebet und einer Ansprache des Vorsitzenden über Joh. 19, 28 u. 29 eröffnet. Er sagte, der Auferstandene, dessen Gedächtnis wir Ostern gefeiert, und fort und fort in dieser österlichen Zeit feierten, habe seinen Jüngern seine Hände und seine Seite gezeigt, und wie Paulus überhaupt nichts wisse, als Jesum Christum, den Gekreuzigten, so liege auch uns das Gedächtnis des Gekreuzigten in dieser Zeit nicht so fern, daß wir diesem teuren Bilde, welches die Passionszeit so tief in unsere Herzen gedrückt, nicht wieder uns zuwenden sollten. Die sieben Worte, welche er in seinen lezten Stunden gesprochen, seien vor allen ein edler Schatz der Kirche, und weil sie gerade, besonders das: „Mich dürstet!" den Redner in der Passionszeit so tief bewegt, und er seinen Brüdern am liebsten das mitteilte, wovon sein Herz am vollsten

wäre, so müsse er heute auch davon zu ihnen sprechen, zumal er glaube, daß gerade in diesem Worte Kräfte liegen, welche in unserer Zeit wirksam werden müßten, wenn ihr solle geholfen werden. Es wurde dann weiter ausgeführt, nicht allein, wie dieses Wort nach der feierlichen Art, wie der Evangelist es einführe, eine tiefere Bedeutung haben müsse, sondern auch, daß es, gesprochen nach der lezten, nicht auszudenkenden Not des Heilandes, welche gipfele in dem Worte: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen!“ als der Ausdruck seiner völligen Erschöpfung, seines tiefsten Leidens anzusehen sei, in dem gleichsam sein ganzes unendliches Leiden von der Krippe bis zum Kreuz zusammen gefaßt sei. Gleichwie Simson gesprochen nach seinem Kampfe mit den 1000 Philistern: Du hast solches große Heil gegeben durch die Hand deines Knechtes, nun aber muß ich Durstes sterben (Richt. 15, 18), so habe auch der Heiland nach dem von ihm vollbrachten Kampfe mit allen Mächten der Finsternis, ja mit seinem Gott gerufen: Mich dürstet! So habe er unsere Sünde gebüßt, und ob nun wol ein mächtigerer Aufruf zur Buße zu erdenken sei? Die ältere Zeit der Kirche habe unter dem Eindruck dieses Leidens des Herrn gelebt, wie sie bei allen bedenklichen Abirrungen doch von einem Ernst der Buße erfüllt gewesen sei, aus dem allein der mächtige Einfluß der Kirche mit ihrem tief eingreifenden Pönitenzwesen auf die Menschen erklärlich werde; die Reformation habe dieses Pönitenzwesen abgeschafft, das Kreuz Christi in der Predigt von der Rechtfertigung allein durch den Glauben in reinem Glanz erscheinen lassen, dadurch sei jener Sinn nur gereinigt und vertieft worden, und wir finden seinen Ausdruck in den Passions- und Bußliedern unserer Kirche, welche der Ernst jener alten Zeit wol habe hervorbringen können, die gegenwärtige zum größten Teil aber mitzusingen verschmähe. Unsere Zeit im Ganzen scheine das Wort: Mich dürstet! noch nicht gehört zu haben, wie die Art, in welcher die Passionszeit begangen werde, dies deutlich bekunde; wie der die ganze Zeit beherschende irdische Sinn, und der Uebermut, wie er sich in der Verachtung aller göttlichen und menschlichen Ordnung zeige, genugsam darthue, daß unsere Zeit wol jeden Lobspruch verdiene, nur nicht den, daß sie aus dem Leiden Christi Buße gelernt habe. Auch die neuere Theologie, welche es als ihre höchste Aufgabe erkennen müsse, das Wort vom Kreuz in seinen unendlichen Tiefen sonderlich den berufenen Predigern desselben zu erschließen, verrathe eine Flucht vor dem Kreuze, und verfolge Tendenzen, welche nur geeignet seien, das Wort vom Kreuze abzuschwächen, weil ihr Element nicht die Buße sei, sondern die Ueberhebung, die Kritik, der Zweifel. Und nun wurde den Brüdern die Frage vorgelegt, ob wir diesem Geiste der Zeit nirgend einen Einfluß auf uns verstattet hätten, ob das Wort: Mich dürstet! so tief in unsere Herzen gedrungen, daß sie ganz gebrochen, daß die Schmerzen Christi in unsern Predigten, in unserm Unterrichte, in unsern seelsorglichen Ermahnungen, Warnungen, Maßnahmen einen vollen Wiederklang fänden, so daß die Buße gewirkt werden könne.

Auf der Tagesordnung stand zunächst ein Vortrag über evangelischen Kirchenschmuck, welchen Prediger Weber aus Magdeburg, der viel bekante Freund und eifrige Förderer der heiligen Kunst, zu übernehmen schon bei der vorigen Versamlung sich erboten hatte. In der Erwartung, daß dieser Vortrag vollständig in diesen Blättern erscheinen wird, enthalten wir uns der Mitteilungen aus ihm.

Es ist schon früher mitgeteilt worden, daß aus unserm Vereine ein eigner Sontagsverein hervorgegangen ist, welcher sich zur Aufgabe gemacht hat, den Eifer für die Heiligung des Tages des Herrn überall zu entzünden. Er hat zu diesem Zweck nicht allein in Gnadau unter sich, sondern auch in mehreren Städten der Provinz, wie in Magdeburg, Halle und zulezt in Quedlinburg Versamlungen veranstaltet, welche eine sehr erfreuliche Teilnahme gefunden, in denen die herlichsten Zeugnisse für die Ehre des heiligen Tages gehört wurden von Männern jedes Standes, Geistlichen, Professoren, Lehrern, Kaufleuten und namentlich Handwerkern, und welche es aufs Neue darthaten, daß diese große Angelegenheit, welche die tiefsten Interessen nicht blos des kirchlichen, sondern auch des ganzen socialen und politischen Lebens berührt, in ihrer Wichtigkeit immer mehr begriffen wird. Landrath v. Kröcher, dieser eifrige und unermüdliche Vorkämpfer in diesem Streit, hatte in Quedlinburg eine Petition an S. Majestät den König, das Königliche Staatsministerium und das Herrenhaus um Herstellung einer besseren Sontagsfeier vorgelegt, und dann, nachdem sie in vielen Exemplaren gedruckt war, überall hin verbreitet, um möglichst viele Unterschriften zu sammeln. Es mußte für unsern Verein von großem Interesse sein, zu vernehmen, welchen Erfolg diese Bemühungen gehabt haben, und wenn Herr v. Kröcher jezt wünschte, darüber Mitteilung zu machen, so wurde ihm gern das Wort verstattet. Nachdem er den Zusammenhang der Sache kurz erörtert, durfte er zu Aller Freude sagen, daß im Ganzen nicht weniger als 4888 Personen sich an dieser Petition beteiligt haben, worunter 659 Geistliche, Professoren und Gymnasiallehrer, 413 andere Lehrer, 153 Grafen und Edelleute, 105 Gutsbesitzer, 160 Fabrikanten und höhere Beamte, 260 niedere Beamte und Schulzen, 233 Gemeinde-Kirchenräthe, 837 bäuerliche und städtische Grundbesitzer, 934 Handwerker, 98 Kaufleute, 1070 Personen verschiedenen Standes. Daran schloß Herr v. Kröcher einen eingehenderen Bericht über eine Denkschrift, mit welcher er diese Petition an das Königl. Staatsministerium übersandt habe, worin er teils den Umfang, welchen die Uebertretung des dritten Gebots erreicht, und die daraus hervorgehenden Folgen für den Staat im Allgemeinen, und einzelne Klassen von Staatsbürgern insbesondere, geschildert, hauptsächlich aber die Aufgabe erörtert habe, welche dem Staate aus dieser Lage der Sachen erwachse. Wie der Staat im Allgemeinen die Aufgabe habe, die Staatsbürger zu schützen gegen die Verletzungen der göttlichen Gebote von Seiten Anderer, so müsse er auch dem Einzelnen Schuz gewähren gegen die Beeinträchtigung der Freiheit, den Sontag als heiligen Ruhetag von der Arbeit nach dem dritten Gebot feiern zu können. Nun seien allerdings nicht wenige Polizeiverordnungen zum Schuz des Sontags auf Grund der Cabinetsordre v. 7. Febr. 1837, welche den Regierungen das Recht zum Erlaß solcher beigelegt habe, vorhanden, aber sie verfolgen nur ein halbes und schwaches Princip, wie Ref. im Einzelnen näher nachweist. Ohne vollständige Sontagsruhe werde aber nichts gewonnen, wie die entleerten Kirchen überall zeigen, der Staat müsse also den ganzen Sontag dem Volke wieder geben. Die Zustände seien freilich jezt der Art, daß mit einem Male diese notwendige Aufgabe nicht werde gelöst werden, aber dem Glauben sei die Verheißung geworden, daß er Berge versetzen werde, und das Panier, unter welchem der erste christliche Kaiser gesiegt, sei im Laufe der Jahrhunderte noch zu größeren Siegen geweiht worden, unter diesem werde auch der heilige Kampf um den Tag des Herrn siegreich ausgefochten werden. Ref. weiset nun aber auch im Einzelnen nach, was jezt schon geschehen könne. Vor Allem müsse der Staat selbst erst das Princip der vollständigen Sontagsruhe thatsächlich anerkennen, und namentlich alle Unterbrechungen derselben im

Königl. Heere, welches ja eine Bildungsschule für das ganze Volk sein sollte, wo sie nicht durch Not und anderweitige Pflicht geboten, ernstlich vermeiden, wie in der Wirklichkeit noch nicht geschehe; die Eisenbahnfahrten auf den Staatsbahnen könten wenigstens auf ein Minimum beschränkt werden; das Fahren der Posten und die Ausgabe der Briefe bis zum Sontag Abend werde, zumal bei den überall jezt nur kurzen Touren von und nach den Eisenbahnen, ohne erhebliche Verkehrsstörung und zu großem Gewinn für die Sontagsruhe vieler Menschen unterbleiben können; die Arbeiten der Königl. Hütten-Bergwerke und Salinen müssen noch mehr als bisher eingeschränkt werden, obgleich anzuerkennen sei, daß dafür in der lezteren Zeit ein wenig gethan sei. Ebenso können Pächter der Königl. Domänen schon in den Pachtcontracten für eine bessere Sontagsordnung in Anspruch genommen werden. Wenn der Staat selbst erst mit so gutem Beispiel vorangehe, werde es ihm um so eher möglich sein, überall zu fordern, daß man das Recht jedes Staatsbürgers auf die vollständige Sontagsruhe achte. Ref. führt weiter aus, wie alle Fabrikarbeit am Sontage untersagt werden müsse; wenn man einwende, diese Arbeit könne nicht ruhen, so sei zu bedenken, daß die Erfahrungen über die Folgen der Unterlassung noch allzusehr fehlen; alle Feld- und Gartenarbeit mit Ausnahme wirklicher Notstände, alle Frachtfuhren, der Hausirhandel, das Musiciren umherziehender Banden, die Extrafahrten auf den Eisenbahnen, der Jahrmarkt und Kaufverkehr im offnen Laden am Sontage, das Alles müsse entweder ganz verboten oder wenigstens nach Möglichkeit beschränkt werden. Eine weitere Besprechung schloß sich an diese Mitteilung nicht an, jeder war aber dem Ref. dankbar für das mutige Vorgehen, wenn man sich auch nicht verhehlen konte, daß manche der den Königl. Behörden gemachten Vorschläge noch lange auf ihre Ausführung zu warten haben möchten, aber es ist wahr, daß dem, der da glaubt, alle Dinge möglich sind, und der Vorsitzende mahnte daran, daß wir, die Diener des Worts, nur erst selbst mit unserm ganzen Hause das dritte Gebot recht halten möchten.

Als unsere Nachmittagssitzung mit Gesang und Gebet eröffnet worden war, teilte der Vorsitzende mit, daß ein Antrag vorliege auf gemeinsame Ueberreichung einer Bittschrift an unser hochverehrtes Konsistorium, dessen warme Teilnahme für unsere Bestrebungen wir so oft erfahren und nicht dankbar genug rühmen könten, in einer Angelegenheit, welche schon länger in den weitesten Kreisen die Freunde der Kirche so lebhaft beschäftige, und die mannigfaltigsten öffentlichen Kundgebungen veranlaßt habe, während wir, die sie doch am nächsten angehe, bisher noch geschwiegen. Er wolle dieses Schreiben, worin wir vertrauensvoll unsere Bedenken, Wünsche, Bitten und Hoffnungen in dieser wichtigen Angelegenheit der Kirche unserer zunächst vorgesezten Behörde aussprächen, den Brüdern vorlesen, wünsche aber aus begreiflichen Gründen keine weitere Verhandlung über den Inhalt, sondern überlasse einem jeden, durch Namens Unterschrift seine Zustimmung zu erklären.

In diesem Schreiben wurde nun zunächst auf die Petition mehrerer Ravensberger Geistlichen hingewiesen, welche an den Herrn Kultusminister das Gesuch gerichtet haben, daß neben den jezt auf der Universität Halle lehrenden Professoren ein Exeget des A. T. dahin berufen werde, welcher dasselbe als Offenbarung Gottes behandle, weil sie die Ueberzeugung haben, daß die Herren Professoren Hupfeld (der jezt schon aus dieser Zeitlichkeit abgerufen ist) und Riehm, welchen allein die Vorlesungen in der Exegese des A. T. übertragen sind, das A. T. nicht als das geoffenbarte Wort Gottes ansehen und so behandeln.

(Fortsetzung folgt.)

Tages-Ordnung

der vom 8. — 11. Mai 1866 in Bremen zu haltenden, allgemeinen Missions-Conferenz.

Dinstag, den 8. Mai. Eröffnung durch Herrn Pastor primarius Dr. Treviranus von Bremen. — Einleitende geschäftliche Mitteilungen durch Herrn Inspector Dr. Fabri von Barmen. Wahl eines Büreaus.

Gegenstände der Verhandlung: Ueber die Ausbildung der Missionszöglinge. Referent: Herr Professor Dr. Geß von Göttingen. — Welche innere und äußere Vorbedingungen werden von den verschiedenen Missionsgesellschaften zur Aufnahme der Zöglinge in ihre Missionshäuser verlangt? Besprechung ohne Referat.

Mittwoch, den 9. Mai. Welche Gesichtspunkte sind bei der Errichtung von Katecheten-Schulen maßgebend und nach welchem Plane sind dieselben einzurichten? Referent: Herr Dr. Gundert von Calw. — Ueber die Verbindung merkantiler und gewerblicher Thätigkeiten mit der Mission. Referent: Herr Inspektor Zahn aus Bremen.

Donnerstag, den 10. Mai (Himmelfahrtsfest), Nachmittags: Allgemeine Missions-Conferenz in einer der Kirchen Bremens mit kurzen Ansprachen verschiedener Gäste.

Freitag, den 11. Mai. In welch eigentümlicher Weise hat die Verkündigung des Evangeliums sich in der Mission zu gestalten? Referent: Herr Inspektor Dr. Fabri. — Die Herstellung eines allgemeinen Missions-Atlasses und die Herausgabe einer jährlichen allgemeinen Missions-Chronik. Referent: Herr Dr. Grundemann von Gotha.

Beschlußfassung über die nächste Conferenz. Am Abend eine öffentliche Schluß-Versamlung.

Die Versamlungen beginnen Morgens 9 Uhr und währen mit einer halbstündigen Pause zur Mittagszeit bis Nachmittags 3 Uhr. Das Nähere über das Lokal der Versamlungen, über abendliche Zusammenkünfte, ein gemeinsames Mittagsmal u. s. w. wird den Gästen nach ihrer Ankunft in Bremen mitgeteilt werden.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 9. Mai. № 37.

Die Cherubim.

I.

Welcher Christ sollte nicht Verlangen tragen, das Wesen der Cherubim zu erkennen? Wenn wir den Ambrosianischen Lobgesang singen, so verweilen wir mit besonderer Bewegung des Herzens bei den Worten: „die Cherubim und Seraphim und alle Engel dienen ihm." So lange uns das Wesen der Cherubim verschlossen bleibt, ist uns eine ganze Reihe von Schriftstellen unzugänglich. Die Cherubim kommen im A. T. nicht weniger als 85 Mal vor. Sie treten uns schon gleich auf den ersten Blättern der Offenbarung entgegen: die Cherubim und die Flamme des blitzenden Schwertes halten die Stammeltern von dem Baume des Lebens ab. In der Stiftshütte und im Salomonischen Tempel nehmen die Cherubim eine wichtige Stelle ein. Die großartigen und schon bei oberflächlicher Betrachtung die Ahndung herlichen Inhaltes erweckenden, eine Fülle von ernster Mahnung und von Trost in Aussicht stellenden Gesichte Ezechiels in C. 1 und 10 bleiben uns verschlossen, wenn wir das Wesen der Cherubim nicht erkant haben. In den Psalmen erscheint der auf den Cherubim thronende Gott als der feste Grund der Zuversicht seines Volkes, und wer dieser Zuversicht teilhaftig werden will, muß doch vor Allem wissen, was die Cherubim zu bedeuten haben. Auch im N. T. tritt uns das heilige Räthsel der Cherubim noch entgegen. Johannes sieht in der Apokalypse mitten im Stuhle und um den Stuhl vier Thiere voll Augen vorn und hinten, die keine Ruhe hatten Tag und Nacht und sprachen: heilig, heilig, heilig ist Gott der Herr, der Allmächtige.

Ein besonderes Interesse aber hat die richtige Erkentnis der Cherubim grade für unsere Zeit. Der in derselben bestehende Gegensaz hat seine lezte Wurzel in den eigentlichen Fundamenten der Erkentnis. Alle Fragen, die jezt aufs Tiefste die Gemüter bewegen, gehen auf die eine zurück, ob der erste Artikel in unserm Glaubensbekentnisse Wahrheit hat oder nicht. Wer erst in diesen Artikel sich gefunden hat, bei wem er in Herz und Leben übergegangen ist, dem machen die beiden anderen keine Mühe mehr, und wer sich gegen sie sträubt, zeigt eben dadurch, daß er den ersten Artikel noch nicht wahrhaft in das Herz aufgenommen hat, wenn er ihn auch mit dem Munde bekennen sollte. Janet in dem Werke: „der Materialismus unserer Zeit in Deutschland" *), welches wir bei dieser Gelegenheit denjenigen unter unsern Lesern bestens empfehlen, welche selbst noch mit elementaren Zweifeln zu kämpfen oder Andere gegen sie zu schützen haben, sagt: „Zwei im tiefen Grunde verschiedene Anschauungen der Welt und Natur herschen gegenwärtig. Nach der einen ist die Welt nur eine herabsteigende Reihe von Ursachen und Wirkungen; irgend etwas existirt von Ewigkeit her mit gewissen ursprünglichen Eigenschaften. Aus diesen Eigenschaften stammen die Erscheinungen; von der Zusammensetzung dieser Erscheinungen gehen neue Erscheinungen aus, welche von ihrer Seite andern das Dasein geben und so fort ins Unendliche. Das sind planlose und unvorhergesehene wilde Bewegungen und Sprünge, welche — Dank sei es dem Mitwirken einer gränzenlosen Zeit — die Welt, wie wir sie jezt sehen, zu Tage förderten. Nach der andern ist die Welt ein organisches und lebendes Wesen, das sich nach einem Gedanken entwickelt und sich stufenweise zur Vollendung eines in seiner unendlichen Vollkommenheit ewig unnahbaren Wesens erhebt. Jede dieser Stufen ist nicht nur durch jene bedingt, die ihr vorausgeht, sondern auch durch diejenige die ihr nachfolgt. Jede Stufe ist zum Fortschritt durch die Wirkung selbst bestimt, die sie herbeiführen muß. So sehen wir die Natur von der todten Materie zum Leben und vom Leben zum Gefühle und Gedanken emporsteigen. Nach dieser Anschauung ist die Natur nicht mehr eine Art Spiel, in welchem alle Dinge dem Zufall anheimfallen, wodurch irgend eine Wirkung hervorgebracht wird; sie hat einen Plan, eine Vernunft, einen Gedanken. Sie ist nicht eine Art von Stegreifdichtung, wo jeder spricht und daraus ein scheinbares Gespräch entsteht; sie ist ein wirkliches Gedicht, ein mit Weisheit geleitetes Drama, wo alle Fäden der Handlung, so verwickelt sie sein mögen, sich zu einem bestimten Zwecke vereinigen. Sie ist eine aufsteigende Reihe von Mitteln und Zwecken. Ein erster Gedanke hat gewählt und geleitet. Unter diesen unendlich vielen Richtungen, in welche die Welt durch den bewußtlosen und regellosen Sprung der mechanischen Ursachen hineingezogen wurde, hat eine Richtung über alle geherscht. Wie ein aus seiner Bahn gekommenes und von blinder Wuth in einem kühnen Laufe fortgetriebenes Pferd tausend verschiedene Wege einschlagen kann, aber, von einer kräftigen und klugen Hand zurückgehalten und gelenkt, nur einen hat, der zum

*) Uebersezt mit Einleitung und Anm. von Frh. v. Reichlin-Meldegg, mit einem Vorwort von Fichte, Leipz. 1866.

Ziele führt, so schreitet die blinde Natur, seit ihrem Ursprunge vom Zügel eines unbegreiflichen Willens festgehalten und von einem verborgenen Meister gelenkt, ewig in stufenweiser, mit Größe und Adel erfüllten Bewegung dem Ideale zu, dessen Anstreben sie beherscht und beseelt. Der Gedanke leitet das All: er ist im Anfange, in der Mitte, am Ende, und nichts entsteht, das leer vom Gedanken ist." In diesem Hauptstreite unserer Zeit, der, in seiner Bedeutung erkant, die Gegensätze der Kirchen und Confessionen, so wichtig sie an sich auch sein mögen, doch immer als untergeordnet erscheinen läßt, geben die Cherubim, in ihrem wahren Wesen erkant, nicht nur einen festen Anhalt für den Gedanken, sie erfüllen zugleich die Phantasie mit einem heiligen Bilde, das, einmal gewonnen, immer von neuem aufleuchtet und den entgegengesezten verderblichen Anschauungen den Zugang abschneidet.

Es komt aber vor Allem darauf an, das wahre Wesen der Cherubim mit Sicherheit zu erkennen. Daß dies keine ganz leichte Sache ist, erhellt schon aus dem weiten Auseinandergehen der Meinungen. Die heilige Schrift gibt uns nirgends eine ausdrückliche Erklärung über das Wesen der Cherubim. Den Schlüssel zu dieser Thatsache haben wir in 1 Mose 3. Da treten uns die Cherubim schon in der Geschichte der ersten Menschen entgegen. Wir ersehen daraus, daß die mit Abraham beginnende Offenbarung sie schon vorfand, daß sie ursprünglich nicht dem Gebiete der Offenbarung angehören, sondern dem Gebiete der natürlichen Religion, daß sie ein Gebilde sind, in dem sich die Frömmigkeit der Urzeit das Wesen der sie umgebenden Dinge vor Augen stellte. Da wir nirgends eine eingehende Belehrung über das Wesen der Cherubim haben, dies vielmehr überall als bekant vorausgesezt wird, so müssen wir es aus den zerstreut vorkommenden einzelnen Merkmalen zu erkennen suchen, und das ist eine schwirige Aufgabe.

Daß die ältere Zeit in der Bestimmung des Wesens der Cherubim wenig glücklich war, daß sie nach allen Seiten rathend auseinanderging, erklärt sich besonders aus der Neigung der älteren Theologie, Alles dogmatisch und realistisch zu fassen, aus ihrer Unfähigkeit, ein poetisches Element in der Schrift anzuerkennen, ihrer Verkennung der Wahrheit, daß es nicht blos die Aufgabe der Schrift ist, den Verstand mit richtigen Gedanken, sondern auch die Phantasie mit heiligen Bildern anzufüllen. Diese Verirrung, die um so schwerer zu heilen ist, da Manche sich einbilden, durch eine crasse buchstäbliche Auffassung ihren Glauben zu bewähren, dauert auch in der Gegenwart noch vielfach fort. Sie raubt gar Vielen den Einblick in das in der Schrift Vorliegende, und bringt namentlich bei dem Schlußbuche der heiligen Schrift, in dem die poetische Umhüllung besonders stark hervortritt, so Viele um den Segen eines tieferen Verständnisses.

Eins muß, wenn wir an die Bestimmung des Wesens der Cherubim gehen, vor Allem feststehen, daß nur diejenige Bestimmung die richtige sein kann, welche in gleicher Weise auf alle dahin gehörenden Stellen der Schrift paßt, von dem ersten bis zu dem lezten Buche. Wer irgend die wunderbare Einheit der Schrift erkant hat, dem wird von vornherein gewis sein, daß Auffassungen, welche den Cherubim hier diese und dort jene Bedeutung beilegen, eben damit sich selbst das Urteil sprechen. Bei dem jetzigen Stande der Schriftforschung würde eine Ansicht, wie die von Herder in dem „Geiste der hebräischen Poesie" ausgesprochene: „In der ältesten Sage war es ein ehrwürdiges Wundergeschöpf, in der Stiftshütte ward es ein todtes Kunstwerk, in den Psalmen und Gedichten Bild, in der prophetischen Vision endlich himlisches Geschöpf, Träger der Herlichkeit Gottes," ein Anachronismus sein, ein Spätling aus der Zeit des Rationalismus, der von der Einheit des die heilige Schrift erfüllenden Geistes keine Ahnung hatte. Wenn Dr. Riehm in der Abhandlung über die Cherubim annimt, in der Apokalypse, in welcher der Cherub sich als die Zusammenfassung der Geschöpfe Gottes darstelle, sei die ursprüngliche und ächte Bedeutung verdunkelt, so gibt er eben damit zu erkennen, daß er nicht vermocht hat, die ursprüngliche und ächte Bedeutung zu erkennen. Daß er mit seiner vorgefaßten Meinung bei der Apokalypse scheiterte, hätte ihn veranlassen sollen, seine Schritte zurückzulenken.

Auf die richtige Spur gelangte in Bestimmung des Wesens der Cherubim, obgleich noch zweifelnd und unsicher, zuerst Velthusen in einer kleinen Schrift über die Cherubim vom Jahre 1764. „Vielleicht" — sagt er (S. 21) — „wird blos angezeigt, daß keine Gattung lebendiger Geschöpfe sei, deren sich nicht der Höchste ebensowol als der leblosen Natur zu seinen Absichten bediene, und weder vernünftige oder unvernünftige, zahme oder wilde, fliegende oder auf der Erde gehende Thiere von seiner Oberherlichkeit ausgeschlossen seien. Alsdann bezöge sich das Bild auf den Hauptsaz der Jüdischen Religion, und wäre allem Götzendienste, besonders der ägyptischen Verehrung unvernünftiger Thiere, und namentlich dem Ochsen- oder Kälberdienste, wozu die Israeliten so früh einen Hang blicken ließen, gerade entgegengesezt."

Das Verdienst, diese Auffassung zuerst eingehender begründet zu haben, gebührt Bähr in der Symbolik des Mosaischen Cultus und in der Schrift über den Salomonischen Tempel. Die Wesen, aus denen der Cherub zusammengesezt ist, sagt er, „gehören zu denjenigen Geschöpfen der sichtbaren Welt, welche in ihr das oberste und höchste ihrer drei Reiche bilden, das Reich des organisch Lebendigen, und in diesem Reiche wieder gehören sie zur höchsten Klasse, zu derjenigen, die warmes Blut, also auch das höchste physische Leben hat, ja in dieser Klasse sind sie wieder die höchsten. — Der Cherub ist nichts weniger als ein Bild Gottes selbst, im Gegenteil, sein wesentlicher Charakter ist, Geschöpf zu sein; er ist ein Bild des Geschöpfes auf seiner höchsten Stufe, ein ideales Geschöpf. Die in der sichtbaren Schöpfung an die höchststehenden Geschöpfe verteilten Lebenskräfte sind in ihm zusammengefaßt und idealisirt." — „Die ganze Schöpfung ist in ihm wie in einer Spitze in Einem Wesen zusammengefaßt; er repräsentirt insofern auch die ganze Schöpfung, und steht natürlich von allen Geschöpfen Gott am nächsten, nur Gott über ihm. — Der Cherub ist als individualisirte Schöpfung zugleich

das Wesen, in welchem sich die Herlichkeit Gottes kundgibt. Darum erscheint er dann als der Thron Gottes selbst oder in der genauesten Verbindung mit dem Throne; wo Jehova in seiner Majestät und Herlichkeit sich offenbart, da tritt auch der Cherub auf."

Im Wesentlichen ist diese Ansicht die allein richtige. Nur das ist zu bemerken, daß die Cherubim zunächst nicht das Geschöpf überhaupt repräsentiren, sondern nur die lebendige Schöpfung auf der Erde. Doch komt diese als der Gipfelpunkt alles Geschaffenen auf der Erde in Betracht, so daß das Uebrige gewissermaßen dadurch mit repräsentirt wird, es schließt sich der lebendigen Schöpfung als Beiwerk an, um so mehr, da es um ihretwillen erschaffen worden ist. Von der himlischen Kreatur aber muß man ganz absehen; der auf den Cherubim Thronende und der Gott der Heerscharen sind sich coordinirt: durch die Heerscharen werden die himlischen Kreaturen bezeichnet.

Die Cherubim kommen nie allein vor, immer in Verbindung mit Gott. Die Bildung des Symbols ist nicht aus dem Interesse der Betrachtung der Natur als solcher hervorgegangen, sondern aus dem Interesse der Frömmigkeit. Bei der Betrachtung der Vielheit der erscheinenden Wesen kann sich der Sinn gar leicht zerstreuen, und an dem einzelnen, diesem oder jenem, hängen bleiben. „Indem sie unter den Werken Gottes sich bewegen und forschen, werden sie gefangen durch den Anblick, weil das Gesehene schön ist," sagt der Verfasser der Weisheit Salomo's (C. 13, 7). Der fromme Sinn faßt daher, protestirend gegen solche Zerstreuung und solchen Dienst der Kreatur (Römer 1, 25), alle erscheinende Vielheit in eine ideale Einheit zusammen und stellt diese Einheit unbedingt unter Gott, der durch seinen schöpferischen Geist die Grundlage solcher Einheit ist. Diese Darstellung hat für die Frömmigkeit tiefgreifende Bedeutung. Blicken wir auf den über den Cherubim thronenden Gott, so werden wir erfüllt mit anbetender Ehrfurcht gegen den, der so wunderlich ist in seinen Werken, mit dem herzlichen Verlangen, den Willen dieses Gottes zu thun, des die Erde ist und was sie füllt, der Erdboden und die darauf wohnen (Ps. 24, 1), mit Scheu, den Zorn des Gottes der Geister alles Fleisches über uns herbeizurufen, mit freudigem Mute im Angesichte der Welt, mit unbedingter Abneigung ihr Concessionen zu machen, mit heiliger Ironie bei ihren thörichten Anläufen, mit unbezwinglicher Stärke unter ihren Verfolgungen, mit dem Bewußtsein, daß sie nicht Hand und Fuß regen kann ohne Gottes Einfluß, daß wir es überall im tiefsten Grunde nicht mit ihr zu thun haben, sondern mit Gott, daß es nicht gilt, sich mit ihr abzufinden, sondern mit Gott durch wahre Buße, daß er uns durch sie heimsucht und daß ihm eine unendliche Fülle von Mitteln zu Gebote steht, uns zu helfen, wenn seine Heimsuchung ihren Zweck erreicht hat.

Fassen wir den über den Cherubim thronenden Gott scharf ins Auge, so werden wir mit tiefer Verachtung, heiligem Zorne und schmerzlichem Mitleid erfüllt Angesichts der jezt sich so breit machenden Theorie eines herabgekommenen, halbverthierten Geschlechts. „Keine Kraft ohne Stoff," so lautet diese Theorie,

„kein Stoff ohne Kraft. Eine über dem Stoffe waltende Kraft ist ein sinnloser Gedanke. Die Kraft ist die Eigentümlichkeit des Stoffes und von ihm unabtrennbar. Die Idee einer schöpferischen absoluten Kraft, welche vom Stoffe gesondert ist, ihn erschafft, ihn nach gewissen willkürlichen Gesetzen leitet, ist eine reine Abstraction." Wir erkennen dagegen, daß die Kraft das Ursprüngliche ist, daß der Geist, der von dem über den Cherubim Thronenden ausgeht, allem Lebendigen sein Wesen gibt, daß es in Ihm lebt und webt und ist. Zebaoth und Cherubim das ist unsere Losung, wenn die irdische und teuflische Weisheit eines Büchner und Genossen, denen umsonst der aufrechte Gang und das zum Himmel gerichtete Auge gewährt wurde, denen ihr verdienter Lohn zu Teil würde, wenn es ihnen erginge wie Nebucadnezar, der Gras fressen mußte wie die Ochsen, und unter dem Thau des Himmels liegen, bis sein Haar wuchs so groß als Adlersfedern und seine Nägel wie Vogelsklauen wurden, uns vordociren wollen: „Je mehr die Welt Fortschritte macht, desto mehr wird die Idee einer schöpferischen und übernatürlichen Vorsehung überall aus dem Himmel vertrieben; wir sehen heutzutage nur ein mathematisches natürliches Gesez, welches aus der Natur des Stoffes selbst hervorgeht und alle Erscheinungen nach den obersten Grundsätzen der Geometrie und Mechanik erklärt. Die Himmel erzählen nicht mehr den Ruhm Gottes. Vom Himmel gehen wir zur Erde. Hier gibt es kein unmittelbares Einschreiten Gottes. Die Zeit ist der große Schöpfer. Alles vereinigt sich, uns zu der Ansicht zu leiten, daß das Leben nur eine besondere Verbindung des Stoffes ist, und daß diese Verbindung dann stattfand, wenn die Umstände sie begünstigten." Das sind Gedanken, die aus dem Herzen solcher in den Kopf gestiegen sind, die von dem lebendigen Gott abtraten und mit ihren Neigungen in den Schlamm des Materiellen versanken, die im Leben sich nur durch solche Unterschiede von den Thieren unterscheiden, wie den in dem alten Studentenliede aufgestellten: Bier trinken die Menschen, die übrigen Thiere den Quell. Sie können das Göttliche nicht mehr erkennen, weil sie es zu lieben verlernt haben. Mit ihnen ist vorläufig nichts anzufangen. Sie können anders denken nur dann, wenn sie anders werden, und dann sich an ihnen wiederholt, was der König von Babel von sich sagt: „Nach dieser Zeit hob ich, Nebucadnezar, meine Augen auf gen Himmel und kam wieder zur Vernunft und lobete den Höchsten. Ich preisete und ehrete den, so ewiglich lebet, deß Gewalt ewig ist und sein Reich für und für währet."

Das ursprüngliche Menschengeschlecht mit semen Cherubim erhebt aber nicht blos einen Protest gegen die falsche Wissenschaft unserer Tage, es wendet sich auch freundlich zusammenstimmend demjenigen zu, was in ihr von wahrer Wissenschaft vorhanden ist. Zwei wichtige Punkte der Uebereinstimmung liegen hier vor. Zuerst daß das Lebendige, wie es durch die Cherubim repräsentirt wird, ein abgesondertes Gebiet der irdischen Schöpfung bildet. Und dann daß gerade in diesem Gebiete die Schöpferkraft Gottes sich am herlichsten offenbart, daß gerade von ihm ganz besonders das Wort des Apostels gilt: „Gottes unsichtbares Wesen,

seine ewige Kraft und Gottheit wird ersehen und erkant an den Werken." Janet sagt nach dieser Seite hin: „Halten wir uns an die Hauptthatsachen, welche bis jezt eine nicht zu vertilgende Unterscheidung zwischen der todten oder unorganischen und der lebenden Materie aufrecht erhalten. Die erste und wichtigste dieser Thatsachen ist die harmonische Einheit des lebenden und organischen Wesens; es ist, um mich eines Kant'schen Ausdrucks zu bedienen, die Correlation der Teile zum Ganzen. Die organischen Körper, sagt der große Physiologe Müller (Joh. Müller Physiol. Bd. 1, S. 17), unterscheiden sich nicht blos von den unorganischen durch die Art ihrer Zusammensetzung aus Elementen, sondern die beständige Thätigkeit, welche in der lebenden organischen Materie wirkt, schafft auch in den Gesetzen eines vernünftigen Planes mit Zweckmäßigkeit, indem die Teile zum Zwecke eines Ganzen angeordnet werden, und dies ist gerade, was den Organismus auszeichnet. Kant sagt: Die Ursache der Existenzart bei jedem Teile eines lebenden Körpers ist im Ganzen enthalten, während bei todten Massen jeder Teil sie in sich selbst trägt." Der von Janet angeführte Joh. Müller, früher eine Zierde der Berliner Universität, sagt ferner: „Die Harmonie der zum Ganzen notwendigen Glieder (im Organismus) besteht nicht ohne Einfluß einer Kraft" („der Geist des Lebendigen" bei Ezechiel in C. 1, 20. 21, wo Luther fälschlich hat: ein lebendiger Wind), „die auch durch das Ganze hindurchwirkt und nicht von einzelnen Teilen abhängt, und diese Kraft besteht früher, als die harmonischen Glieder des Ganzen verbunden sind; sie werden bei der Entwickelung des Embryo's von der Kraft des Keimes erst geschaffen. Bei einem zweckmäßig zusammengesezten Mechanismus, z. B. einer Uhr, kann das zweckmäßige Ganze eine aus der Zusammenwirkung der einzelnen Teile hervorgehende Thätigkeit zeigen, die von einer Ursache aus in Bewegung gesezt wird; allein die organischen Wesen bestehen nicht blos durch eine zufällige Verbindung ihrer Elemente, sondern erzeugen auch die zum Ganzen notwendigen Organe durch ihre Kräfte aus der organischen Materie. Diese vernunftmäßige Schöpfungskraft äußert sich in jedem Thiere nach strengem Gesetze, wie es die Natur jedes Thieres erfordert; sie ist in dem Keime schon vorhanden, ehe selbst die späteren Teile des Ganzen gesondert vorhanden sind, und sie ist es, welche die Glieder, die zum Begriffe des Ganzen gehören, wirklich erzeugt."

Selbst ein Moleschott muß, durch die Gewalt der Wahrheit überwältigt, S. 57 der Schrift: „Die Einheit des Lebens," bekennen: „Die Einheit des Lebens ergibt sich aus der tiefen und allseitigen Abhängigkeit, die alle Verrichtungen unter einander verkettet, aus der innigen und mit Notwendigkeit zweckmäßigen Zusammenwirkung der einzelnen Teile, die fortwährend von einem Punkte aus alle Körperteile beeinflußt, aus jenem durch Ebenmaß, durch Freiheit, durch unverbrüchliche und innerste Nüzlichkeit ausdrucksvollsten Bande, das aus dem Namen „organisch" das ideale Beiwort geschaffen hat, mit welchem wir Ordnung, Zusammenhang, Harmonie, Freibeweglichkeit, kurzum Lebensfähigkeit jeder Schöpfung des menschlichen Geistes beilegen, den Sprachen, den Gesetzen, der Kunst und allen Zweigen der Wissenschaft." Das Alles, bemerkt dazu Reichlin-Meldegg, läßt sich wol nicht aus dem beliebten Stoffwechsel ableiten. Moleschott selbst muß S. 37 erklären, daß „das den Geist des Naturforschers aufregende Geheimnis" — der über den Cherubim thronende, mit seinem Geiste sie durchdringende Gott — „nicht verschwunden sei."

Die Cherubim die ideale Zusammenfassung der Vielheit alles Lebendigen — diese Annahme hat um so weniger von vornherein ein Bedenken gegen sich, da die heilige Schrift uns ausdrücklich darauf hinweist, daß wir hier nicht ohne Weiteres Wesenheiten vor uns haben, daß wir zwischen Erscheinung und Sache, zwischen dem Gedanken und seiner Einkleidung unterscheiden müssen, und also den realistischen Neigungen derer entschieden entgegentritt, welche die heilige Schrift nicht anders behandeln, als hätten sie ein Compendium der Dogmatik vor sich. Ezechiel sagt in C. 1, 5: „Und aus seiner Mitte (sah ich) den Anschein von vier Lebendigen." Dazu bemerkt schon Theodoret: „Er sagt nicht ohne Weiteres, er habe vier Thiere gesehen, sondern nur ein Gleichnis von vier Thieren, so daß also offenbar ist ist, daß die göttlichen Propheten nicht die Wesenheiten der unsichtbaren Dinge selbst schauten, sondern nur gewisse Gleichnisse und Abbildungen, die ihnen nach dem jedesmaligen Bedürfnisse von dem großen Geber gezeigt wurden."

Nachrichten.

Hannover.

Nach Nr. 197 der Neuen Hannoverschen (Regierungs-) Zeitung ist O.-C.-R. Twele aus dem Ausschusse zur Vorbereitung der Lehrerversamlung ausgetreten, „einmal in Rücksicht auf seine Ernennung zum Mitgliede des Landesconsistoriums und der damit entstehenden Vermehrung seiner Geschäfte, sodann aber auch in Veranlassung des unter dem Drucke einer in der Bürgerschaft hervorgerufenen Agitation gefaßten Beschlusses, der Lehrerversamlung eine Kirche (und zwar die Andreaskirche in Hildesheim) einzuräumen."

Also wird Twele die Einräumung einer Kirche für diese Versamlung, in der auch Juden und entschieden Ungläubige berechtigte und besonders einflußreiche Mitglieder sind, nicht gut heißen. Möchte dann auch das Kirchenregiment gegen einen so unleugbaren Misbrauch eines Gotteshauses entschieden einschreiten! Wenn auch den Kirchenvorständen zusteht, Kirchen zu andern als unmittelbar gottesdienstlichen Zwecken einzuräumen, so hat doch das Kirchenregiment das unzweifelhafte Recht, dieselben in solcher Befugnis zu beaufsichtigen, und wo die Würde der Gotteshäuser verlezt würde, hindernd einzutreten. Wenn wir längst schon auch von den höheren und höchsten Kirchenbehörden gern ein jedermann verständliches Urteil über die Lehrerversamlung, wie es das Wort Gottes an die Hand gibt, gehört hätten, so meinen wir, daß jezt jedenfalls die Zeit zu entschiedenem Hervortreten gekommen sei.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 12. Mai. № 38.

Karl Gutzkow.

(Fortsetzung.)

Wiederum war es eines schönen Tages, als Prinz Egon von dem König von Preußen beim Lustwandeln im Schloßgarten als alter Spielkamerad begrüßt wurde. Die Wirkung war eine große: „ich bin durch und durch Aristokrat geworden! Ihr sprecht von einer Genossenschaft des Geistes! Ich bin ein Paladin der Tafelrunde geworden.“ In die Kammer gewählt, tritt Fürst Hohenberg mit immer conservativer werdenden Anschauungen auf. Zulezt wird er Minister. Nun löst er wiederholt die Kammern auf, octroyirt ein Wahlgeseß, verbietet die politischen Vereine, schlägt die Aufstände des rebellischen Pöbels der Residenz nieder; Louis Armand, der eine Zeitlang sein innigster Freund und sein Kammerdiener gewesen, muß Preußen verlassen; Dankmar und von Werdeck werden gefänglich eingezogen. Da wird plözlich Egon's Kraft gelähmt, er kann nicht weiter für die Legitimität kämpfen, durch einen Brief seiner längst verstorbenen Muttter hat er nemlich erfahren, daß er nicht der Sohn des Fürsten von Hohenberg sondern ein im Ehebruch erzeugter Sohn des früheren Professors Rodewald ist. Dazu kommen noch die Anfeindungen der pietistischen Partei. Er tritt ab und vereinigt sich wieder mit den Rittern vom Geist. Diese kommen aus allen Ländern zur Feier des ersten Bundestages in der am Rhein gelegenen, mit Erker, Zugbrücke und Glasgemälden geschmückten Burg „Tempelstein“ zusammen. Im Mondschein, beim Rauschen der Tannen scharen sich die Männer des geistlichen Rütli, 100 Zeugen, die Kubikwurzel einer Million. Immer stehen (wegen des Kleeblattes) vier und vier zusammen; äußerlich erscheinen die Herren als Maurer, innerlich haben die „Reisigen vom Geist ihre Wehr und Waffen in der Brust, die da fühlt, im Haupt, das denkt.“ Sie beschwören die Symbolik des Bundes. Was sonst geschieht, kann man nicht recht erkennen, da der Dichter das Uebrige kluger Weise in das Gewand eines Märchens hüllt. Doch erfahren wir, daß der Bund zwar geschlossen, aber vorerst bedroht und verloren ist.

G. hat ohne Zweifel dafür gehalten, daß durch einen modernen Freimaurerbund dem gestörten politischen, kirchlichen und socialen Leben aufgeholfen werden könne. Es ist durchaus unbegreiflich, wie ein vielseitig gebildeter Mann auf eine so überaus abenteuerliche Idee kommen konte. Wenn er den Fürsten übelnimt, daß sie „keine Begriffe, sondern nur Personen“ sein wollen, so mag er sich fragen, ob denn je Begriffe oder Personen den Ausschlag gegeben haben. Ein einziger Minister, der die rechte Energie hat, kann die in den Journalen zur öffentlichen Anerkennung gelangenden Begriffe von Tausenden zu Boden schlagen. — G. hat die politischen Parteien vielfach zum Gegenstande seines Zeitgemäldes genommen, aber er hat sie in ihrer wahren Gestalt nicht gezeichnet, vorab die Conservativen nicht. G. gehört für seine Person keiner Partei an, er kann daher auch keine Partei richtig und unparteiisch beurteilen. Wer über oder, was dasselbe ist, außer allen Parteien steht, ist subjectiv gerichtet und ganz in seine besonderen Anschauungen versunken.

Noch um vieles ungünstiger müssen wir seine Behandlung der religiösen und christlichen Fragen beurteilen. Das konte sich G. nicht verhehlen, daß seit dem Jahre 1848 die Kirche einen ganz andern Einfluß ausübt als vorher, daß das für todt ausgegebene Christentum eine nicht geahnte Lebenskraft entwickelt, er mußte darum in seinem Romane neben der politischen und socialen Frage auch die kirchliche verarbeiten. Aber wie hat er nun das religiöse Element behandelt? Mit einer unbedeutenden Ausnahme sind alle nach dieser Richtung hin angelegten Charaktere nichts anderes denn Fratzen. Die einzige verwitwete Landrätin von Harder ist eine wirklich fromme Christin, demütig, bescheiden, einfach, wolthätig. Aber auch ihr Bild ist nicht ohne verzerten Zug. Als sie benachrichtigt wird, der König und die Königin beabsichtigten, einem ihrer geistlichen Hausconcerte beizuwohnen, ruft sie erschrocken und „fast vernichtet“: „Was seid ihr in die Wüste gekommen, um einen Mann zu sehen, der von Heuschrecken lebt?“ und mit Rücksicht auf ihre musikalischen Leistungen: „Ich bin nicht wert, denen, die wirkliche Anerkennung verdienen, die Schuhriemen aufzulösen.“ — Das hätte doch G. wissen können, daß wirklich fromme Christen niemals das Wort Gottes auf solche Weise profan machen. — Eine andere adlige Dame mit dem ominösen Namen „Trompetta“ gehört zu den „Diaconissen außer Dienst“, sie bedient sich der Einsetzungsworte des heil. Abendmals, um eine humoristische Bemerkung zu machen.

Fünf Geistliche spielen in dem Romane des früheren Theologen (!) eine Rolle, aber nicht einer ist ein wirklicher Repräsentant des geistlichen Standes. Der Pfarrer Guido Stromer hat zwar bei der Fürstin von Hohenberg Erbauungsstunden gehalten, aber er ist — ob durch eigene oder des Dichters Schuld

bleibt zweifelhaft — so wenig Theologe, daß er die Privatbeichte mit der Ohrenbeichte verwechselt. Er hält sich für einen genialen Kopf, der seine reichen Geistesgaben als einfacher Landpfarrer nicht verwerten kann. Er verläßt darum Frau und Kinder und schriftstellert in Berlin. Da er ein breiweicher, genußsüchtiger Mensch ist, so sinkt er immer tiefer. Hat er noch in der Heimat eine frivole Dame mit Champagner auf den Glauben des Genusses und der Reue im künftigen Leben getauft, so ist es nicht zu verwundern, daß er zulezt in die Gesellschaft lüderlicher Dirnen gerät und für die abgelegte orthodoxe Anschauung die Denkweise der Freigemeindler annimt, wenigstens in der lezteren eine auch berechtigte Auffassung des durchaus nicht objectiven Christentums erkent: „der Geist wirft durch das Prisma des Lebens alle Farben des Regenbogens. Wie kann ich eine Mischung der Strahlen über die andere setzen?"

Der bereits erwähnte Pfarrer Rudhard ist ein plumper Nationalist, auch Freimaurer, der sich seiner Zeit an die russische Grenze begeben hat, um daselbst die spärliche Saat zu streuen, die jezt noch Geistliche in die Herzen der Menschen streuen können. Seine Ernte war jedesfals eine Misernte, der Prinz Egon und die Gräfin d'Azimont sind ebenso bei ihm zur Schule gegangen als die kindjunge Tochter einer russischen verwitweten Fürstin, welche sich gleichzeitig mit ihrer Mutter in einen jungen Maler verliebt.

Auch der Propst Gelbsattel ist Freimaurer; außerdem ein Gegner der Orthodoxie und des Rationalismus; mit einem leisen Anfluge von pietistischem Wesen, ohne jedoch die Vernunft herabzusetzen; gegen „Mucker" und „innere Mission" nicht günstig gestimt, mit einem Worte, nach G.'s Meinung, ein „lutherischer Papst". Wer solte eine solche Benennung für möglich halten und doch ist sie gewählt worden, vergl. die Ueberschrift des 9. Capitels im 3. Buch.

Der schwäbische rationalisirende und dichtende Vicar Oleander sagt von einem verstorbenen Freunde, der musikalisch gewesen: „Er verklang so in das große All, das doch wol das irdische Nichts ist! Oft hör' ich ihn in den Lüften um mich her säuseln!" — Da das Leben eines Landpastors seinem poetischen Gemüte keine Nahrung bot, so wurde er — Gefängnisprediger und Ritter vom Geist. Ueber den Bund dieser Ritter urteilt er, daß durch ihn erst das, was man innere Mission nenne, Ziel und Zusammenhang erhalte; „aus dem Geiste des Christentums allein sind diese Thaten der Liebe nicht mehr zu fördern; durch die Lehre von einer Religion des freien Geistes ist mir ein Stern aufgegangen. Arbeiten wir nicht für das Reich Gottes im Allgemeinen, nicht auf den unnüzlich geführten Namen des Heilandes, sondern für das Reich des h. Geistes, der nach den Tagen der Apostel uns als lezte Enthüllung der Offenbarung verheißen ist! Schaffen wir Menschen, freie, bewußte, die Erde zu lieben sich gedrängt fühlende Menschen nnd machen wir die Erde dieser Liebe wert."

Die fatalste Erscheinung ist aber unter allen Umständen Sylvester Nafflard. Erst war er reformirter Geistlicher, dann Erzieher in einem Genfer Institut, zulezt wurde er in Italien Jesuit. Ein wahrer Lasterknecht, von thierisch gebautem Körper. Affe, Stier, Ente, Giraffe, Rhinoceros mußten dem Romanschreiber ihre Attribute zur Schilderung des armen Jesuiten leihen.

Diesem Nafflard steht ein Mann gegenüber, welcher ohne Zweifel zu des Dichters Lieblingsgestalten gehört. Eigentlich hieß dieser Mann „Zeck". Als „Baron Grimm" hielt er sich in Bädern auf, um zu spielen und mit vornehmen Weibern Unzucht zu treiben. Da ihm das Geld ausgeht, macht er falsche Banknoten. Er wird verhaftet, aber ein Gefangenwärter, welcher „besser war als sein trauriges Amt", befreit ihn. Nachdem „die Gottheit dieses Wunder an ihm vollzogen", geht er mit dem Namen „Morton" nach Amerika. Als reicher Mann kehrt er nach Jahren mit dem Namen „Murray" nach Europa zurück. In Amerika wurde er bekehrt, wie er meint. „Die Gewissensbisse, die an mir nagten, führten mich auf das Bedürfnis der Versöhnung. Glauben Sie nicht, daß ich ein bigotter Christ wurde, aber ich gestehe Ihnen, daß ich eines Mittlers bedurfte. Der Mittler Jesus, den uns das Christentum bietet, sprach zu mir, wie ein verborgener Freund. Er sagte mir nichts von dem, was man wol so gewöhnlich in den Kirchen hört, er sagte mir: du bist ein Mensch und hast gesündigt! Deine Bahn war gestört, aber vielleicht führte dich die Störung auf den rechten Weg, den du nie gefunden hättest, wenn du ohne Innerlichkeit, als leidlich guter Mensch so fortgegangen wäreſt." — „Ich betete für mich. Auch habe ich nie hinaufbeten können zu einem großen Wesen, das außer mir wäre. Das hätte mich nie erquickt und erfüllt. Wie kann mich erquicken, das nicht aus mir selber strömte? — Ich betete, ich kann wol sagen, zu mir selbst. Ich betete zu dem tiefen Geheimnis, das in meiner Brust schlummert und mir das alles entgegenhält, was gut und schön und unsere Pflicht ist."

Und an dem Beispiele dieses Narren will G., wie die Ueberschrift des 14. Cap. im 5. Buch ankündigt, „die wahre innere Mission" zeigen. Der sich selbst anbetende Murray sucht eine lüderliche Dirne auf, um sie auf den rechten Weg zu bringen. Was sagt er ihr? Er sagt: „Du hast kein schlechtes Herz — aber verwildert bist du und wirst in deinen falschen Begriffen, in dem Mangel aller Erziehung zu Grunde gehen." Die Unglückliche soll in jedem Monat in Murray's Gesellschaft 3 Tage lang Glück und Freude haben, aber die übrigen 27 Tage entbehren. „Wenn du mir folgen wolteſt, sagt der wahre Missionär, würdeſt du wieder schön werden." „Ich frömmle nicht, ich bin nur ein Mensch, der da fühlt, daß er die Welt nicht hat erschaffen können. Wer das sich sagt, dem hilft die große Hand, die mit dem Erdball wie mit einem Kreisel spielt." Dann rief Murray seinem Pfleglinge zu: „Nieder, nieder!", hierauf: „Falte die Hände!" und endlich: „bete, bete!" Und der wahre Missionär sprach: „Nicht zu dir, Herr des Himmels, rede ich! zu mir selbst will ich sprechen!" zu den „lezten gesammelten Resten ihrer besseren Natur, die sie noch aus mancher stillen Abendstunde

kent." Folgt eine lange Reflexion, „Gebet" genant, in welcher der „Missionär" die lüderliche Dirne nach „treuer Liebe, dem süßesten Kleinod des edlen Frauenherzens" sich sehnen läßt. Wirklich fing hierauf die Dirne an zu weinen, was den Mann der „wahren inneren Mission" bewog, ihr sofort 50 Thaler zu schenken.

Die erotischen Partien des Romans übergehen wir, sie sind ausnahmslos unerquicklich, teilweise geradezu ekelhaft.

Man hat sich vielfach Mühe gegeben, zu einzelnen hervorragenden Personen des Romans die Urbilder in teils noch lebenden, teils schon verstorbenen Männern zu finden, ein ganz müßiges und fruchtloses Unternehmen schon um deswillen, weil es G. an historischem Sinn und an der dem wahren Dichter eigenen Unbefangenheit und Unparteilichkeit fehlt. Dies gilt namentlich von den kleinlichen und schiefen Bemerkungen über den Hof Friedrich Wilhelms des Vierten. Das innerste Leben dieses großen Fürsten findet G. nicht in dem entschiedenen Bekentnis zu dem Herrn Christus, sondern in krankhafter, spielender Romantik.

Im Jahre 1855 hat sich G. mit Bitterkeit gegen die innere Mission ausgelassen. Das Lebensbild „die Diakonissin" ist gegen die Diakonissensache gerichtet. Anstatt aber an dem Leben einer glaubens- und pflichttreuen Krankenpflegerin zu zeigen, auf welche Abwege eine an sich ohne Zweifel gute Sache führen kann, läßt G. eine „Dame" als Diakonissin auftreten, die alles Andere in der Welt werden kann, nur keine Diakonissin. Constanze Artner war nach dem Tode ihres bankerott gewordenen Vaters zuerst Gesellschafterin in einem fürstlichen Hause. Auf einmal entsagt sie „sicher aus Melancholie der Welt", um Diakonissin zu werden. Sie erregt damit Anstoß, eine Dame ihrer Bekantschaft meint, Constanze sei doch zu „gebildet", eine andere, sie sei doch eigentlich zu „gut" für jenen traurigen Beruf. Constanze verteidigt sich mit der Frage: „kann es denn nicht Fälle geben, wo man die Neigung haben muß, auf ewig in ein Kloster zu gehen?" — Ein Notar, der so albern ist, zu erklären, die Frommen häten jezt auch wie alle übrige Welt die Geneigtheit gehabt, einzugestehen, „daß es mit unserem Dasein im Ganzen genommen ziemlich erbärmlich aussieht", fragt Constanze: „Sie haben also die Absicht, eine Jungfrau von Orleans der Lazarethe zu werden?" und die Gefragte antwortet: „Sollen wir Frauen uns denn nicht auch einen Beruf wählen dürfen, der unseren sonstigen üblichen Pflichten so nahe liegt?" Früher hatte sie oft gesagt: „warum soll ein Herz, dem das Leben keine Freuden mehr bietet, nicht ein stilles Wirken hinter den Mauern eines Klosters jeder anderen Lebensweise vorziehen?" Auch das hatte sie oft geäußert: „Des Menschen größter Stolz muß der sein, irgendwo unentbehrlich zu werden." Da sie dies einem früheren Liebhaber darum nicht werden konte, weil der edle Mann nach eingetretenem Bankerott ihres Vaters glaubte, daß die Tochter eines ehemals (!) reichen Mannes die Gattin eines armen Arztes nicht werden würde, so wolte sie wenigstens den Kranken unentbehrlich werden.

Bei ihrer Anmeldung im Diakonissenhause fand sie es sonderbar katholisirend, daß man die einzelnen Diakonissen Schwestern nent, darin fand sie aber nichts, daß die Oberin sofort ihre Demut lobte und rühmte. Zwei Tage vor ihrem Eintritt in die Anstalt besuchte die Entsagende einen Ball, auf welchem sie den früheren Verehrer noch einmal zu sehen hoffte. Bei ihrem Eintritt begegnete sie einem Genesenen und seinem Freunde, das veranlaßte sie, in ihr Tagebuch zu schreiben: „Segnet das Geschick und danket dem guten Geiste, der euch behütet hat." Bei den Schwestern, welche die Hausapotheke versehen, denkt sie an Aesculap und seine Töchter. Sie erschrickt, so oft das Wort Sünde zu hören und daß man selbst die Krankheiten für Folgen der Sünde hält. Und dazu die echt gutzkowische Idee: „Gott will es ohne Zweifel so angesehen haben, aber darf das ein Mensch dem andern sagen, das ein gesunder dem kranken!" „Die Menschen kommen zu Gebrechen," heißt es im Tagebuch, durch eine zufällige Gedankenlosigkeit der Natur." Schließlich hat Constanze das Glück, den an den Folgen des Typhus leidenden früheren Geliebten zu pflegen und da ihr der erwähnte Notar das bescheidene Sümmchen von dreißigtausend Thalern als ein Geschenk von einem Geschäftsfreunde ihres Vaters lediglich darum verschafft hat, um sie der Diakonissenanstalt zu entziehen, so kann es nicht fehlen, daß ihr alsbald das ganze Diakonissenwesen unheimlich und des Geistes der reinen Menschenliebe und Humanität bar erscheint, sowie, daß eine fröhliche Hochzeit die nun nicht mehr arme Constanze mit dem zu den Materialisten zählenden Arzte verbindet.

(Schluß folgt.)

Der religiöse Individualismus und seine Stellung zu den Hauptfragen unserer Zeit, dargestellt an Alex. Rudolph Vinet.

II.

(Fortsetzung und Schluß.)

Mit Recht hat man deshalb wenigstens nach der Seite hin die Verwandtschaft Vinet's mit Schleiermacher hervorgehoben, und wenn Vinet mit der Entleerung der christlichen Glaubenslehre von ihrem historischen Kerne nicht so weit gekommen ist, wie sein deutscher Geistesverwandter, so lag das nicht in der Verschiedenheit des Princips, sondern nur in dem größeren Glaubenserbe, welches ihm durch Gottes Gnade erhalten worden war. Vinet hütete sich, den historischen Voraussetzungen und Thatsachen des Christentums zu nahe zu treten, aber sie nahmen keinen wesentlichen Plaz in der Auffassung desselben ein, und wenn bei manchem seiner Schüler Christus nur als Idealmensch und das Christentum mehr als die liebliche Blüte und reife Frucht irdischer Entwickelung erscheint, denn als der Morgen einer zukünftigen Welt, so sind das nur die Consequenzen des von dem Meister festgehaltenen Princips. Der Hauptfehler der Vinet'schen Theologie, Mangel an historischem Verständnis und biblischer Grundlage, Verkennung des reichsgeschichtlichen Charakters der Offenbarung,

trat erst bei denen hervor, welchen die unmittelbare Versenkung in die christlichen Lebenselemente fehlte, welche Vinet so wie seinem großen Vorgänger Pascal eine so hohe Bedeutung gegeben. — Es kann nicht als unsere Aufgabe angesehen werden, Vinet's Stellung zu jedem einzelnen Punkt der evangelischen Lehre darzulegen, aber an dem Cardinalpunkt derselben, dem Dogma von der Sünde und ihrem Erlöser, läßt sich nicht mit Stillschweigen vorübergehen. Auf eine dogmatische Untersuchung über Ursprung und Wesen der Sünde läßt sich Vinet, wie überall, nicht ein; er läßt es unentschieden, ob sie etwas Negatives, eine Abwesenheit, ein Mangel oder eine entartete Kraft, ein verderbter Wille sei, ob die Neigung zum Bösen ein primitives Gesez seines Wesens oder eine von außen gekommene Störung der ursprünglichen Harmonie sei; dagegen führt er mit Anschluß an Röm. 3, 23. die Allgemeinheit und Tiefe des menschlichen Verderbens mit großer Entschiedenheit aus. Ist ihm an der einen Stelle der Sündenfall nur ein großer Schiffbruch, aus dem er noch einige Trümmer gerettet habe, so sieht er anderswo den Menschen in einem Zustande der Verwerfung, dem ihn nichts von dem, was in ihm ist, entreißen kann. Dagegen ist ihm das, was man mit dem Namen Tugend beehrt, nichts als „ihr Schein, ihre Abspiegelung, ihre Erinnerung" (?); auch in der sogenanten Tugend findet er das Verbrechen, welches unter den Menschen alle moralischen Zustände gleichmacht — den Ungehorsam. „Sich vor Gott rühmen, sagt er, und wessen denn? dessen, daß man Ihm, sei es in der Tugend oder im Laster unaufhörlich ungehorsam gewesen ist?" — Tugendhaft oder lasterhaft — Alle haben wir Gott außerhalb unserer Gedanken gestelt, außerhalb der Beweggründe unserer Handlungen, außerhalb unsers Lebens. So sind wir Alle in demselben Grade Uebertreter der ewigen Ordnung, und eitel ist der Ruhm derer, die sich rühmen, alle Gebote des Gesetzes erfüllt zu haben, ohne sich dabei um Gott zu bekümmern. Ihre Handlungen, getrent von dem wahren Princip des Guten, müssen ebenso notwendig vergehen, wie eine Blume, die von ihrer Wurzel getrent ist, und nie kann der eifersüchtige Gott eine Tugend ehren, die Ihn nicht geehrt hat." So schwinden dem heiligen Gott gegenüber alle Unterschiede, welche die menschliche Einbildung zwischen Tugend und Laster gesezt hat, und Vinet glaubt ein Recht zu haben, Allen zuzurufen: „Tugendhafte Sünder, lasterhafte Sünder, hört noch einmal das Wort des Apostels: Es ist kein Unterschied; ihr mangelt, die Einen, wie die Andern, alles Anspruchs auf Ruhm vor Gott, für euch Alle gibt es nur einen Plaz — in den Armen der göttlichen Barmherzigkeit!" (vergl. Discours etc. III, p. 33). So ist Vinet bei dem Kern der evangelischen Heilslehre angelangt, und wir haben nun an ihn die Frage zu stellen: Was hältst du von Christo? — Da bekent er nun allerdings mit Entschiedenheit die Gottmenschheit des Erlösers, weist aber eben so entschieden alle Speculationen über das Geheimnis der Menschwerdung zurück. „Es ist nichts, sagt er, als Verwirrung, Angst, Dunkelheit und fruchtlose Ermüdung in allen Systemen über Jesus Christus, die man nach einander aus dem Evangelium zieht, wenn es nur Systeme sind; die erhebendsten und notwendigsten Speculationen über Christus sind austrocknend und mörderisch." (Etudes évangeliques, p. 56.) Wir geben zu, daß ein System nicht selig machen kann, sondern nur die Herzensstellung zu dem Seligmacher, aber verlangt nicht die Wahrheit, sobald sie als Lehre auftritt, eine bestimte Fassung, oder war die Geistesarbeit eines Anselm und der tiefsinnigen Dogmatiker unserer Kirche nur ein scholastisches Spiel? Haben wir nicht Grund zu glauben, daß Vinet sich in einem gewissen Gegensaz gegen die altkirchliche Lehre fühlte, wenn er ihre späteren Begriffsbestimmungen von sich wies. Als die separirte Kirche seines Cantons genötigt war, ein Bekentnis zu formuliren und dasselbe mit den Worten anhob: „Sie (die freie Kirche) bekent sich zu dem Glauben an Einen Gott, den Vater, den Sohn und den heiligen Geist", fand Vinet die Anführung der Trinität abstract und von rein speculativer Form, und wenn in demselben Bekentnis nach den Worten: „Gott geoffenbaret im Fleisch" steht „wahrer Gott und Mensch", so dünkt ihm diese Bestimmung durchaus überflüssig. Es ist immerhin mehr als bedenklich, wenn ein einzelnes Glied der Kirche das Bekentnis derselben, die Frucht heißer Kämpfe und schwerer Geistesarbeit, mit einem willkürlichen Belieben behandelt und ohne absolut überwindende Gründe hinwegnimt oder hinzuthut, und es hat sich dieses an Vinet in seiner Schule hinlänglich gerächt.

Wenden wir uns von der Person des Versöhners zum Werke der Versöhnung, so ist für Vinet dieselbe so sehr Mittelpunkt, daß ihm Religion und Versöhnung gleichbedeutend sind; aber auch hier die Scheu vor jeder dogmatisch speculativen Begründung. „Jede Beschreibung, sagt er, jede Erklärung des Verfahrens der Gnade, jeder Versuch, das größte der Mysterien und das größte der Wunder in die Ordnung der verständlichen Dinge zurückzuführen, hat, ich weiß nicht, etwas Zudringliches und Verwegenes, welches mich erschreckt, wie eine Profanirung" (Discours III. p. 88). Jedenfals will er nicht, daß sich „seine grobe Hand mit diesem eben so zarten als erhabenen Werke befasse", das sei die Sache eines im Glauben Vollendeteren, im christlichen Leben mehr Vorgeschrittenen, eines „Starken in Israel". So sehr dieses Wort als Aeußerung einer schönen Demut angesehen werden muß, so kann er sich doch der Analysis der evangelischen Grundgedanken, dieser „Physiologie des Christentums," nicht ganz entziehen. — Da erscheinen ihm denn „Buße und Wiedergeburt als die Hauptmomente des Erlösungswerkes: Buße, die er in einer treflichen Entwickelung von der bloßen Reue, jener „verspäteten, dem Sittengesez dargebrachten Huldigung, dieser Huldigung des Bedauerns" unterscheidet, indem er in ihr das Moment der Liebe findet, und zwar nicht blos zum todten Gesetze, sondern zu dem lebendigen Gesezgeber. Diesem zu Gott hingehenden Liebeszuge komt nun die erlösende Liebe des Erbarmers entgegen, und wo sie zusammen kommen, da ist das Wunder der Wiedergeburt. „Der einige Sohn, der Heißgeliebte Gottes, stelte sich als Bürge des großen

Grundsatzes hin. Er hatte es übernommen, ihn durch ein Wunder aus der Ordnung der abstracten Wahrheiten hervor zu ziehen. Die Liebe war in Wehen, um die Liebe zu gebären; die ewigen Arme öffneten sich, um die erstarrte Menschheit zu umfassen und zu erwärmen .... der gerechte Gott hatte sich zum erlösenden gemacht! Die Menschheit solte erkennen, daß Gott Liebe ist! Und Jesus Christus, im Voraus der Schmach geweiht, im Voraus an das Kreuz genagelt, hatte im Voraus das Recht und die Macht erkauft, dieses neue Wort an die Menschheit zu richten: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, so ein Mensch nicht von neuem geboren wird, kann er das Reich Gottes nicht sehen." (Discours III. p. 88.) So sehr hier das „Wunder" der Wiedergeburt als eine That Gottes betont ist, so ist doch der Subjectivismus nicht bis auf den Punkt überwunden, daß das eigene Thun dabei ausgeschlossen erscheint, und es würde sich Vinet mit denen wol nie haben verständigen können, welchen jeden Getauften als einen durch die Kraft des Sacraments Wiedergeborenen ansehen, indem ihn die freie Gnade ohne alle Mitwirkung aus dem Leben des Fleisches in das Leben des Geistes versezt habe. Und dieser Subjectivismus geht durch die ganze Heilslehre Vinet's hindurch, wiewol bei dem Mangel an systematischer Darstellung seine Rede sich keineswegs überall gleich bleibt. Denn wenn er an einzelnen Stellen Alles auf die Gnade zurückführt, so betont er anderswo die Selbstheiligkeit des Menschen und seinen freien Anteil an der Aneignung des in Christo gewirkten Heils in einem Grade, daß es schwer sein dürfte, ihn gegen den Vorwurf des Synergismus zu rechtfertigen. Bald heißt es: „man gibt sich nicht den Glauben, man gibt sich nichts, man empfängt Alles, man muß sich Alles erbitten;" — (Nouvelles études évangéliques, übertragen in den „Silberblicken" v. Lehmann und Vogel, p. 180); bald: „Das Wort des Herrn: Wache auf! erweckt den Menschen genug, um von seinem Willen Gebrauch zu machen und zu wählen zwischen Wachen und Schlafen, Tod und Leben." (Discours etc. III. p. 118); bald dringt er in der Darlegung der Objectivität der Versöhnung bis zur Begriffsschärfung der reformatorischen Bekentnisschriften, bald fällt ihm der Schwerpunkt durchaus in die subjective Erlösung. Diese Stellung offenbart sich besonders auch in Vinet's Lehre vom Glauben. Allerdings hatte er sich hier weit über den Standpunkt derer erhoben, die den Glauben zu einer bloßen Form der Erkentnis oder Stimmung des Gefühls herabdrücken. „Der Glaube ist ein Werk oder er ist nichts!" so lautet sein Kraftwort; „der Glaube begint erst da, wo der Wille begint, wo eine That stattfindet," (Nouveaux discours p. 97) und der Anfang dieser That ruht ihm keineswegs im Menschen, sondern in Gott, des Glaubens Anfänger und Vollender: „Der Glaube, welcher uns an's Ziel unsers Daseins bringt, ist der, welcher uns von uns selbst entkleidet und mit Gott bekleidet; es ist der, welcher uns in die Gewalt Gottes gibt, uns Alles von Ihm erwarten läßt und in uns den Gedanken zu nichte macht, daß wir irgend ein Recht gegen Gott auszuüben hätten; kurz, es ist der Glaube, welcher nicht mit Gott rechnet, welcher sich für zahlungsunfähig ansieht und nur die Liebe für würdig ansieht, daß sie das Liebe entspreche — das ist der Glaube an das Evangelium, der Glaube an Jesus Christus." (Silberblicke p. 175.) Die Fülle dieses Glaubens ist „Gehorsam des Herzens." „Er ist noch nicht die Liebe, er ist nicht Heiligung; aber er ist schon Gehorsam." (a. a. O. 173). Bei dieser Fassung des Glaubens war natürlich die Frage überflüssig, ob zum Glauben die Werke noch hinzukommeu müßten; sie bilden vielmehr ein untrennbares Ganze und ergänzen sich gegenseitig, so sehr, daß die Werke ohne den Glauben nichts sind, und daß der Glaube ohne die Werke nur ein Wort ist. „Die Werke sind der vollkommene Glaube (die vollkommene Leibesgröße des Glaubens), der entfaltete, in die Zweige gegangene, Frucht tragende Glaube" (a. a. O. p. 177). Finden wir in diesen Gedanken, in denen Vinet eine Einigung des Paulinischen (Röm. 3) und Jacobischen (Jac. 3) Lehrtypus erstrebte, vom Standpunkt der kirchlichen Lehre kaum einen Anstoß, so findet sich namentlich in Vinet's späteren Schriften Manches, was auf eine Mischung von Rechtfertigung und Heiligung hindeutet. „Buße, Bekehrung, Heiligung, alle diese Namen bezeichnen nur Teile oder Momente einer und derselben Thatsache; die Heiligung ist schon in der Buße, sie ist eine sich fortsetzende Bekehrung, die Bekehrung eine beginnende Heiligung, und der Glaube schließt alle Elemente des christlichen Lebens in sich." (Nouveaux discours p. 116.) Der Mensch wird nur gerechtfertigt, „weil der Glaube die Werke und die Heiligung bereits im Keime enthält." Nach diesem wird natürlich die Gewisheit des Heils vielmehr von dem Grade der Heiligung, als vom objectiven Wort der Verheißung abhängen, wie Vinet auch selbst sagt: „Was man gewöhnlich Gewißheit des Heils nent, solte man das Bewußtsein des Heils nennen; denn man hat das Gefühl des Heils, wie man in Betreff des sittlichen Lebens das Gefühl hat, das Gute zu lieben oder geliebt zu haben, und in Betreff der leiblichen Existenz das Gefühl, sich wol zu finden, das Gefühl, zu leben." (Nouvelles études évangéliques p. 338.) Hier stehen wir allerdings schon an der Schwelle katholisirender Anschauung, und es könte hierin vielleicht ein Grund gefunden werden, daß gebildete Katholiken sich gern an Vinet's Schriften erbauen, wie denn selbst katholische Theologen bei ihm eine Annäherung an ihre Heilslehre gefunden haben. — Wir führen dieses nicht an, um auf Vinet auch nur einen Schatten von Verdacht eines Kryptokatholizismus fallen zu lassen; war er doch mit seiner Geistesfreiheit und Glaubensinnigkeit so durch und durch ein Zeuge der evangelischen Kirche, daß wir selbst seinen eigenen Ausspruch: „Je puis avoir, comme

protestant, des pensées catholiques, et qui sait, si je n'en ai pas?“ nur auf die wahre Katholizität der ganzen gläubigen Christenheit hindeuten können. Nur das solte angedeutet werden, daß im Subjectivismus die große Gefahr liegt, nach den verschiedensten Seiten hin gelenkt und gezogen, und von Leuten als ein Freund und Geistesverwandter begrüßt zu werden, mit denen man im innersten Grunde doch nur wenig gemein hat. —

Nachrichten.

Kirchliche Zustände der Schweiz.

Gestatten Sie mir ein kurzes Referat über die kirchlichen Blätter der reformirten deutschen Schweiz, soweit ich sie kenne.

Gegen die Zeitstimmen ist gerichtet: das Kirchenblatt, redigirt von Pfarrer Finsler in Berg und Professor Hagenbach in Basel, fast einzig von Ersterem geschrieben, mit einigen Vorzügen und allen Mängeln der Vermittlungstheologie. Herr Finsler besitzt eine gewisse staatsmännische Besonnenheit und aristokratische Würde, die ihn hie und da das Richtige treffen läßt, befleißigt sich aber im Ganzen jener bekanten Parteilosigkeit, die, um mit Vilmar zu reden, Partei wird sobald sie statt sic et non sic oder non sagen muß. Wir lassen der persönlichen Gläubigkeit, Wissenschaftlichkeit und Ehrenhaftigkeit dieser Leute des Kirchenblattes alle Gerechtigkeit widerfahren, aber wahr bleibt, daß sie unsre Gegenwart zu optimistisch ansehen, sich allzuleicht von wissenschaftlichem Geklapper blenden lassen, gegen die Negation zu höflich sind, und bei kirchlichen Regungen im Volke etwas zu sehr die vornehmen Herren machen.

Der Volksbote von Basel, allbekant, auch in Deutschland hie und da gelesen, gemütlich, erbaulich, mit breiter, frommer Behaglichkeit Welt und Zeit betrachtend, oft recht weitblickend, wie man es einem so einfachen Blatte gar nicht zutrauen würde. Natur und Geschichte, Kunst und Wissenschaft, Politik und Kirche, alles was passirt in Wald und Flur, Jahreszeiten und Festzeiten wird da schlicht und recht und fromm und brav erzählt und ins Licht der Bibel gestellt. Es ist ein Blatt, das viel Gutes wirkt bei den Stillen im Lande, aber seiner Natur nach mit dem kecken Journalistentone der Zeitstimmen und ihren wissenschaftlichen Prätensionen sich nicht messen kann.

Das Evangelische Wochenblatt, ein Organ für die gläubige Richtung in Zürich, noch am meisten polemisch, oft entschieden frisch, oft aber auch in langweilige Schriftbetrachtungen sich verlierend, die weder Kraft noch Saft haben, weder die erbauliche Wärme des Volksboten noch didaktische Schärfe. Hie und da findet sich ein trefflicher Artikel; zur Orientirung, zur Verständigung der Geistlichen mit dem kirchlichen Volk leistet es gute Dienste. Es erscheint in Zürich und wöchentlich.

Das Appenzeller Sontagsblatt, erbauend, belehrend, unterhaltend, in der Weise des Volksblatts für Stadt und Land, aber mild konservativ, mehr als der Volksbote auch für männliche Leser geeignet, bei seinem Leserkreis sehr beliebt, erscheint erst seit einigen Jahren. Unter den Mitarbeitern ist Dr. Löwe, der Verfasser der trefflichen Musterung der Tractate. Von demselben erschien in zwanglosen Heften der Reichsbote, ein Gemeindeblatt für Christen deutscher Zunge in Süd und Nord.

Das Correspondenzblatt. Vertrauliche Mittheilungen der positiven Partei in der Schweiz, die sich seit einiger Zeit jährlich einmal in Baden versammelt, um die Zustände der Schweiz in brüderlicher Mitteilung zu besprechen. Als Organ dieser Conferenz dient das Correspondenzblatt, redigirt wenn ich nicht irre von Pfarrer Gerber in Bern und Pfarrer Frank in Langenthal. Der Charakter unserer gläubigen Partei mit ihrer vorwiegend pietistischen Art spricht sich darin deutlich aus.

Die Hirtenstimmen in Bern, redigirt von Professor und Pfarrer Güder, bekant durch eine Schrift über die Höllenfahrt Christi und einen Vortrag über die Thatsächlichkeit der Auferstehung Christi. Sie sind gut geschrieben und huldigen einer gemäßigten aber im Ganzen gläubigen Richtung.

Der Jünglingsbote der deutschen Schweiz mit dem Motto: So viel unserer durch Christi Blut gewaschen und geheiligt sind, die sind die rechte Kirche und wir sind alle heilige Glieder und Brüder, wir seien zu Rom, zu Wittenberg, oder zu Jerusalem. Redaktion: D. Kölliker, Kunstmaler, ein sehr thätiger, um gemeinnützige Unternehmungen sehr verdienter Mann. Dazu kommen die Basler Missionsblätter.

Versamlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen.

(Fortsetzung.)

Die öffentlichen Erklärungen, welche diese Herren Professoren dagegen erlassen haben, seien nach der Ueberzeugung der Petenten nicht der Art, daß der ihnen gemachte Vorwurf dadurch entkräftet werde, indem sie zwar im Allgemeinen nicht leugnen, daß Gott sich auch im A. T. geoffenbart habe, aber nicht zu bekennen vermögen, daß in dem Sinne der Kirche das A. T. Gottes Wort sei, wie denn auch D. Hupfeld in seiner Schrift über Begriff und Methode der biblischen Einleitung deutlich sage, daß „diese historisch-kritische Ansicht, (welche er vertritt) mit der alt dogmatischen in der Kirche hergebrachten Ansicht von der göttlichen Offenbarung und besonders Eingebung der h. Schrift nicht vereinbar sei.“ Die öffentliche Erklärung der theologischen Fakultät in Halle in dieser Sache sei eben so wenig geeignet, ihre Bedenken zu heben, indem sich dieselbe nur im Allgemeinen „eins wisse im Bekentnis zu der geoffenbarten christlichen Heilswahrheit und den in ihr wurzelnden erhaltenden Principien in Kirche und Staat,“ das A. T. also gar nicht berühre. Die Petenten erkennen gern an, daß der Lehrfreiheit auf den Universitäten ein bedeutender Raum verstattet werden müsse, in welchem die Herren Professoren Hupfeld und Riehm auch ihre Stelle finden mögen, aber sie müssen doch der Petition der Ravensberger Geistlichen durchaus beitreten, welche zunächst nur wolle, daß neben der negativ-kritischen auch die positiv-kirchliche Auffassung des A. T. gehörig vertreten sei, damit die künftigen Geistlichen, welche im Sinne der Kirche doch ihr Predigtamt zu führen haben, wenigstens Gelegenheit finden, die leztere kennen zu lernen, und indem sie sich ihnen anschließen, bitten sie das Königliche Consistorium, ihre billige und gerechte Forderung höhern Orts in der Weise zu vertreten, wie es die Wichtigkeit dieser heiligen Angelegenheit verlange. Noch mehr aber nimt das Schreiben die Prüfung der jungen Theologen zur Erlangung der licentia concionandi, welche sich zur Zeit bei der theologischen Fakultät in Halle befindet, in Anspruch. Eine solche Prüfung werde doch ohne Frage

von den kirchlichen Behörden dazu veranstaltet, daß man die Gewähr habe, nicht bloß daß die Geprüften die zur Führung des geistlichen Amtes nötige wissenschaftliche Ausbildung erlangt haben, sondern auch, daß sie im Sinne der Kirche ihr Amt verwalten und insbesondere, daß sie das Wort Gottes nicht als Menschen Wort sondern als Gottes Wort predigen werden, wie der Apostel sage: So jemand redet, daß er es rede als Gottes Wort. (Siehe auch2 Tim. 3, 16.) Und die Gemeinden, welche diese jungen Theologen einst zu weiden haben, dürfen erwarten und fordern, daß ihnen nicht Kritik des geoffenbarten Wortes Gottes gepredigt werde, sondern das Wort, wie es dasteht, wie es die Kirche in ihren Bekentnissen wiederholt und wider alle Zweifel und Angriffe des Unglaubens behauptet habe, und wie sie dies bei der Ordination von jedem ihrer Diener an Eides Statt fordere. Das Königliche Consistorium habe nun unter höherer Genehmigung an seiner Statt einer aus den Professoren der theolog. Fakultät in Halle zusammengesezten Commission die erste theologische Prüfung übertragen, und in dieser prüfte allein D. Hupfeld die jungen Theologen in der Exegese des A. T. Es dürfte aber keinem ehrlichen Manne zugemutet werden, und am wenigsten ließe es sich von der Persönlichkeit des Herrn D. Hupfeld, dessen sittlicher Charakter eben so achtungswert sei, wie seine gründliche Gelehrsamkeit, erwarten, daß er seine Ueberzeugung irgendwie verleugne; wenn er darum zum Examinator in der Exegese des A. T. bestellt sei, so werde ihm damit das Recht zugestanden, seine kritische Stellung zum A. T. zur Geltung zu bringen und darnach sein Urteil über die Examinirten abzugeben. Damit sei aber auch zugleich diese kritische Richtung als die Norm anerkant, nach welcher die Tüchtigkeit der jungen Theologen zur Führung des Predigtamtes wenigstens so weit es die Behandlung des A. T. betrifft, in unserer Provinzialkirche zu bemessen sei, und welche Behörde dürfe nun, nachdem der Examinirte das Zeugnis der Tüchtigkeit erlangt habe, ihn noch rectificiren, wenn er in der Weise des Herrn D. Hupfeld das A. T. in seinen Predigten auslege. Dieser Uebelstand habe den Mitgliedern des kirchlichen Centralvereins die Erwägung sehr nahe gebracht, ob es nicht geboten sei, daß das Königliche Consistorium die bisher der theologischen Fakultät zu Halle commissarisch übertragene Prüfung pro licentia concionandi wieder, wie es früher war und wie es sachgemäß aus dem Amte der kirchenregimentlichen Behörde, Wächterin über die Reinheit der Lehre zu sein, sich ergibt, selbst übernehme. Falls aber dies zur Zeit noch nicht erreichbar oder rätlich sei, so bitten die Genanten das Königliche Consistorium, in geeigneter Weise dahin zu wirken, daß sofort nur solchen Mitgliedern der Fakultät die Examinationsbefugnis übertragen werde, welche selbst auf dem Fundament des kirchlichen Schriftglaubens stehen, und daher nach dieser Seite der Kirche die nötigen Garantien für das wichtige ihnen übertragene Prüfungsgeschäft bieten.

Nachdem diese Bittschrift verlesen war, gab ohne weitere Besprechung die Versamlung im Allgemeinen ihre Zustimmung zu derselben kund, wenn auch Einzelne der Anwesenden aus verschiedenen Rücksichten ihre Bedenken haben mochten, und die ohne Weiteres Zustimmenden traten sogleich hervor, ihre Unterschrift zu leisten.

Als am Schluß der lezten Versamlung Vorschläge für die Tagesordnung der nächsten, also der heutigen Zusammenkunft gemacht wurden, befand sich unter diesen auch der: es sei wohl an der Zeit, über unsere Stellung zum Gustav-Adolfsverein uns zu besprechen, und es fand dieser Vorschlag eine so lebhafte Unterstützung, daß er ohne Weiteres angenommen werden mußte. Past. D. Leist aus Meitzendorf hatte den einleitenden Vortrag zu dieser Besprechung übernommen, welche mit einer Lebhaftigkeit geführt wurde, die hinlänglich darthat, wie sehr die Gemüter von diesem Gegenstande erfüllt waren, und es ist ja gerade die Aufgabe solcher Versamlungen, die sogenanten brennenden Fragen nicht zu umgehen, sondern zum Austrag zu bringen, wenn es auch manch Mal etwas unbequem wird. Ref. wies zunächst auf den Segen hin, mit welchem Gott die Bemühungen des G.-A.-V. gekrönt habe. Mit mehr als 2 Millionen Thalern haben schon mehr als 1000 evangelische Gemeinden Unterstützung gefunden. Hunderten von Gemeinden werde in jedem Jahre die lang ersehnte Hilfe gebracht, während vielen andern die ausgestreckte Hand noch nicht gefüllt werden könne. Die äußere Hilfe allein thue es freilich nicht, es sei die Frage, ob durch den G.-A.-V. auch unsterbliche Seelen gerettet würden. Die Gefahr eines blos äußerlichen Werkdienstes liege hier sehr nahe, und es sei ja auch nicht zu leugnen, daß im G.-A.-V. Kräfte mitwirken, welche in Wahrheit dem Reiche Gottes nicht angehören. Da müsse man helfen, daß es besser werde, denn der G.-A.-V. habe für die ev. Kirche eine Bedeutung gewonnen, welche unsere ganze Teilnahme in Anspruch nehmen müsse. Er habe die Ehre der evangelischen Kirche der andern gegenüber gerettet, indem er gezeigt, daß noch Hände für die unterdrückten und verlassenen Glaubensbrüder sich regen; er habe den unter der katholischen Bevölkerung Zerstreuten in den ev. Kirchen, die er gebauet, ein Panier aufgerichtet, unter dem sie sich zu gegenseitiger Stärkung wieder sammeln könten, und habe so aufs Kräftigste wieder mitgewirkt, daß der ev. Glaube erhalten würde, gerade da, wo ihm so große Gefahren drohten. Auch das sei ein Gewinn, daß in dem G.-A.-V. ein Feld gefunden sei, wo die Waffen der streitenden Parteien einmal ruhen können, ein neutraler Boden, wo auch eine innere Annäherung angebahnt werden möchte. Freilich habe der G.-A.-V. von Anfang an kein bestimtes Bekentnis aufgestellt, und das habe viele, die mit dem Bekentnis gebrochen hatten veranlaßt, ihn zur Untergrabung des Bekentnisses überhaupt zu benutzen. So sei 1846 Rupp von dem Königsberger Hauptverein zur Generalversamlung geschickt worden. Seine Ausschließung von dieser habe doch aber den Beweis gegeben, daß der G.-A.-V. nicht ohne Bekentnis sein wolle. Und das habe ihm damals nicht wenige Freunde entzogen, so daß er in seiner Einnahme einen merklichen Ausfall verspürt habe. Bald aber habe er einen neuen Aufschwung gewonnen und jezt zähle er 1000 Zweigvereine mit einer jährlichen Einnahme von 200000 Thlrn. Es sei freilich darüber geklagt worden, daß auf den Festen des G.-A.-V. nicht selten die stärksten Ausfälle gegen die treuen Anhänger der Confession geschehen. Dies sei sehr zu beklagen, denn der G.-A.-V. sei nicht der Plaz, wo die Confessionsstreitigkeiten, sondern nur der Wettstreitt der dienenden Liebe zum Austrag gebracht werden solle, und der Kampf gegen die Trägheit des natürlichen Menschen. Hierauf teilte Ref. mit, daß im Jahre 1863 der Wollmirstedter Zweigverein an den Provinzial-Vorstand ein Schreiben gerichtet habe, „daß fernerhin bei öffentlichen Kundgebungen des G.-A.-V. durch keinerlei polemische Haltung gegen die sogenante confessionelle oder orthodoxe Richtung der richtigen Würdigung und der Erweiterung desselben, dem innern Frieden und der unbedenklichen Teilnahme an ihm ein Hindernis bereitet werde." Hierauf sei sehr bald eine sehr entgegen kommende Antwort erfolgt, worin es unter anderm heißt: „Wir haben Ihre Zuschrift mit wärmster Zustimmung und Empfehlung der Naumburger Versamlung vor-

getragen. Es erhoben sich sofort auch aus deren Mitte Stimmen der herzlichsten Anerkennung und der entschiedensten Unterstützung Ihrer Wünsche. Eine Erörterung darüber, wie weit die von Ihnen gerügte Polemik vorgekommen sei, wurde auf unsere Veranlassung unterlassen, und so einigte sich die Versamlung in einer freudigen Anerkennung der von Ihnen ausgesprochenen Grundsätze und dem Entschluß, auf die Vermeidung alles dessen hinzuwirken, was confessionell gesinten Brüdern zu begründetem Anstoß gereichen könte. Gern hätten wir diesen von der Versamlung gefaßten Beschluß noch dadurch besiegelt gesehen, daß einer von den Unterzeichnern der Zuschrift in den Hauptvorstand gewählt worden wäre. Die Statuten, welche die Zahl der Mitglieder feststellen, erlaubten uns dies Mal keine Neuwahl, aber wir hoffen, daß bei nächster Gelegenheit Ihren Gesinnungsgenossen auch dieser Beweis unserer entgegen kommenden brüderlichen Gesinnung gegeben werden wird. Auch ist noch zu erwähnen, daß schon in der Vorversamlung der Deputirten, ehe man Ihre Zuschrift kante, Beschwerden ähnlicher Art, wie Sie sie aussprachen, über Ungehörigkeiten gegen die confessionelle Richtung in unserer Kirche gegen den Thüringer Boten laut wurden, daß die Versamlung dieselben gern würdigte, und daß in Folge dessen der Herausgeber des Thüringer Boten von uns aufgefordert ist, vom 1. Jan. ab den Titel: „Hauptvereinsblatt für die Provinz Sachsen" auf seinem Blatte zu streichen." Zulezt wird in dem Schreiben noch gesagt, daß die Tage, in denen die verneinenden Geister den G.-A.-V. als ihr heimatliches Gebiet behandeln konten, vorbei seien, und daß die Naumburger und Lübecker Versamlung davon Zeugnis gegeben haben. Ein herzliches Bedauern wird darüber ausgesprochen, daß in der Provinz, wie überhaupt in Norddeutschland die confessionelle Richtung im Großen sich noch immer fern halte vom G.-A.-V., und mit dem Wunsche geschlossen, daß es gelingen möchte, einen Gegensaz zu überwinden, der, heute wenigstens, auf dem Gebiete des G.-A.-V. keine Begründung mehr habe, damit nicht nur die Summe helfender Kräfte in unserer Provinz sich verdoppele, sondern auch dies Liebeswerk durch allseitige Beteiligung zu einem allgemeinen kirchlichen Werke werde. — Nach Vorlesung dieses Schreibens erinnerte Ref. noch an die Cabinetsordre, welche Friedrich Wilhelm IV. unter dem 14. Febr. 1844 in Bezug auf den G.-A.-V. erlassen hat: „Ich gebe mich der schönen Hoffnung hin, daß über diesem guten Werke sich Alle freudig zur Eintracht des Handelns verbinden werden, welche zur Einheit in der Auffassung der Lehrart der Glaubenswahrheiten verknüpfen zu wollen, ein vergebliches Bemühen wäre, und daß keine der vielen Parteien, welche in diesem Augenblicke innerhalb der deutschen evangelischen Kirche um den Ruhm streiten, die christlichste zu sein, es wollen wird, die Schmach auf sich zu laden, Zwietracht in ein Unternehmen zu bringen, welches das evangelische Bekentnis ehren wird und den Zweck verfolgt, mittellosen Gemeinden, zumal in fernen und fremden Ländern, die spendende Bruderhand der Glaubensgenossen unseres Vaterlandes fühlbar zu machen." Hierauf schloß Ref., daß wir einem Vereine nicht länger fremd bleiben möchten, den die Not geboren, die Liebe groß gezogen, in welchem die verschiedenen Richtungen auf dem Grunde des evangelischen Glaubens Raum hätten, und der von dem Segen Gottes so sichtbar gekrönt sei.

Bei der nun folgenden Besprechung ließen sich zuerst Stimmen vernehmen, welche die Aufforderung des Ref. warm unterstüzten. Ein

geehrter Mann, der sonst zwar nicht an unseren Versamlungen Teil zu nehmen pflegt, den wir aber gern unter uns sehen, wie wir überhaupt gar nicht exclusiv sind und Jeden gern hören, wenn er seine abweichende Meinung nur nicht zur alleinigen Geltung unter uns bringen will, bezeugte, daß er von Anfang an dem G.-A.-V. angehört und ihn auch mit geleitet habe. Allerdings sei nicht zu leugnen, daß die Geschichte namentlich unseres Provinzialvereins nicht ohne Flecken sei. Ein Uhlich sei einmal Mitglied selbst des Vorstandes gewesen. Aber diese Elemente seien bald durch den christlichen Geist, der sich immer mehr Bahn gemacht habe, von selbst ausgeschieden. In Folge dessen habe der Verein zuerst eine nicht unbedeutende Einbuße gehabt; die Einnahme, welche 1846 eine Höhe von 6000 Thlr. erreicht habe, sei im Jahre 1851 bis auf 1700 Thlr. gefallen, weil man erklärt habe, daß man keine Gemeinschaft haben wolle mit denen, welche den Grund des evangelischen Glaubens verlassen haben. Aber unter Gottes Segen habe nun die Einnahme die Höhe der früheren nicht allein wieder erreicht, sondern auch noch überschritten. Der Verein wolle gern auf dem Grunde des Glaubens sich immer mehr befestigen, er bedürfe dazu der Hilfe, und wie das vorgelesene Schreiben bezeuge, daß er die Gemeinschaft mit den Brüdern suche, welche dem Bekentnisse mit ganzem Herzen anhangen, so bitte auch er, daß die Brüder die dargereichte Hand zum gemeinsamen Werke der dienenden und helfenden Liebe nicht zurückweisen, sondern mit wirken, daß der Geist in dem das Werk geführt werde, immer gemäßer dem Evangelio, immer Gott gefälliger werde. Er müsse es aber beklagen, daß von den Brüdern, welche jenes Anschreiben an den Provinzialvorstand unterzeichnet hätten, bis jezt keiner auf den Versamlungen erschienen sei. Ein anderer Bruder, eines der ältesten Mitglieder unseres Vereins, bezeugte, daß auch er seine Teilnahme dem G.-A.-V. von Anfang an gewidmet habe, aber soviel er wisse, sei seit der Ausschließung Rupp's das Bestreben des Vereins im Ganzen dahin gerichtet gewesen, einen festen Grund des Bekentnisses zu gewinnen und das lutherische und reformirte Bekentnis zu respectiren. Dagegen bemerkte freilich ein anderer Bruder, daß es mit diesen Intentionen nicht vereinbar sei, wenn man unter den Mitgliedern des Vorstandes Männer sähe welche weder das lutherische noch das reformirte Bekentnis hätten, sondern negative Geister, wie Rothe, Hase, Elteſter u. s. w., worauf ein Bruder für Elteſter eintrat, den er persönlich als einen frommen Mann kenne, und behauptete, daß die Gemeinschaft mit ihm Niemand werde abhalten dürfen, dem G.-A.-V. beizutreten. Dann bezeugte wieder ein Bruder, in den Statuten des G.-A.-V. stehe nichts davon, daß es gleichgiltig sei, ob Jemand an den Herrn glaube oder nicht. Das schließe freilich nicht aus, daß nicht Mitglieder in dem G.-A.-V. sich finden sollten, welche die evangelische Heilslehre nicht lauter bekennen; aber gerade gegen diese müsse der Verein geschüzt werden. Er beteilige sich an den Versamlungen des G.-A.-V., er habe auf den Festen gepredigt und habe sich nicht gescheut, vom confessionellen Standpunkte aus Zeugnis abzulegen, und er bedaure, daß seine confessionellen Freunde noch immer fern blieben, um auch zu zeugen, damit der Verein eine immer festere Grundlage gewinne und immer segensreicher wirke. Und er hoffe, daß der G.-A.-V. durch sein Verhalten je länger je mehr dazu beitragen werde, das Mistrauen, welchem er noch begegne, zu zerstreuen.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 16. Mai. № 39.

Liturgie und Kirchengesang.

Choral und Liturgie. Dem deutschen Episkopate in Ehrfurcht und Demut gewidmet von einem Benedictinermönche des Klosters St. Martin zu Beuvon im Donauthale. Mit Genehmigung des Erzbischofs von Freiburg. Schaffhausen. Hurter. 1865. 8. 175 S.

Es ist erfreulich, daß auch in der römischen Kirche sich die Bestrebungen zur Hebung der Liturgie und des Kirchengesanges regen. Diese Bestrebungen verdienen unsere Beachtung um so mehr, als die Schäden, um deren Heilung es sich handelt, auch bei uns, wenn auch in anderen Formen, weit verbreitet sind. Die kleine Schrift, die wir zu diesem Ende näher betrachten wollen, komt aus einer einsamen Mönchszelle der von der Fürstin von Hohenzollern jüngst gestifteten Benediktiner-Abtei bei Sigmaringen. Sie ist aber aus lebendiger Uebung des lateinischen Chorals, d. h. des gregorianischen Altargesanges, und aus wirklicher Lebenserfahrung hervorgegangen, und die Klagen, die der Verfasser erhebt, die Vorschläge, die er macht, zeugen davon, daß er mit Einsicht und Liebe diesen Gegenstand zu behandeln weiß.

Wundern dürfen wir uns freilich nicht, wenn er von der Gestaltung der Liturgie und des Kirchengesanges in der evangelischen Christenheit keine Kentnis hat, wenn ihm die Reformation nichts ist als ein Werk des Rationalismus und er nur Zerstörung der Liturgie und des Kirchengesanges in ihrem Gefolge erblickt. Er kent von diesem Lebensgebiete — nach der vorliegenden Schrift zu urteilen — einfach nichts; es soll uns das aber nicht stören in der Freude an dem Rest ächter Lebensgemeinschaft, die die wahrhaft gläubige Christenheit hüben und drüben auch heute noch bindet.

Der Verf. begint damit, die jetzige Art und Weise der Behandlung und Uebung des lateinischen Chorals zu schildern. Eine natürliche Frucht dieser Uebung sei die Abneigung gegen diese „Engelsprache", von deren ergreifender und rührender Wirkung St. Augustinus einst mit Thränen bezeugt habe, daß jene Töne die Wahrheit Gottes in sein Herz gegossen, also daß die Glut der Andacht in ihm aufgelodert sei. Jezt gebe es kaum noch Jemand, der den gregorianischen Gesang richtig vorzutragen verstehe. Es sei daher erklärlich, wenn man ihn als dazu angethan betrachte, die Leute aus der Kirche zu jagen. Troz aller überraschenden Hebung des kirchlichen Lebens in unsern Tagen sei hiefür doch noch nichts Wirksames geschehen.

Als erste Bedingung des richtigen Vortrags bezeichnet der Verf. die rechte Erfassung der Bedeutung des Chorals im christlichen Cultus und seines Zusammenhangs mit der Liturgie. Er führt aus, wie bei allen Völkern mit geregeltem Cultus die Musik sich im Dienste der Religion und des Opfers finde, und wie im Anschluß an die Gestaltung des liturgischen Gesanges unter den Juden die christliche Kirche von Anfang an den Gesang mit dem Gottesdienst und dem Altar als dessen Mittelpunkt verbunden habe. Der christliche Altar mit dem unblutigen liturgischen Opfer, welches den auf Golgatha vollbrachten blutigen Erlösungsakt dem heilsbedürftigen Geschlechte in einem Gnadenakte zuwende, sei die Bundesstätte, wo Gott mit seinem Volke verkehre. Dieser Verkehr vollziehe sich unter regem Leben und Bewegen zwischen den Engeln, den Heiligen und dem Erlöser selber; er vollziehe sich als jenes große und erhabene Drama von der Liebe Gottes und der Erlösung des sündigen Menschengeschlechts. Alles was dieses Drama ausmacht und begleitet, ist die Liturgie; das dazu gehörige dramatische Wort — der liturgische Choralgesang „bald geschichtlich erzählend, bald veranschaulichend und erklärend, bald seufzend und klagend; jezt in hellem Siegesjubel zu den hohen Wölbungen aufsteigend, dann mit minniglicher Süßigkeit dem Heilande auf dem Altare huldigend und dankend, dann wieder ihn selber vorstellend in seinen Reden zur geliebten Sele; bald allein und gedankenvoll sich in die geheimnisreichen Tiefen des Mysteriums versenkend, bald wieder mit erhöhter und geschärfter Stimme zum gemeinsamen Jubel alle Wesen einladend." Der liturgische Gesang ist nach dem Verf. bei der Vollziehung des Opfers das belebende Wort, bei der Zuwendung des Opfers die verständige Sprache zwischen Gott und seinem Volke, zwischen dem Volke und seinem Gott. Er verbreitet sich über das ganze Kirchenjahr und ist dem Gottesdienste ebenso wesentlich wie das Ceremoniel.

Der Verf. klagt sodann, daß diese Stellung und Bedeutung des kirchlichen Gesanges ganz verkant sei; man ordne die Sänger weit vom Altare fort, der Gesang dominire über Priester und Altar als selbständiges, durchaus unberechtigtes Element, oder er verkümmere elend, vom Altar verlassen und sich selbst preisgegeben. Das erstere zeige sich namentlich in der Herschaft des Orchesters und der Abhängigkeit des Cultus von demselben, „so daß es schon eine nicht geringe Störung verursacht, wenn am

Son- oder Festtage nur ein Violinist oder Clarinettist oder vollends der Organist beim Glockenschlage nicht zur Stelle ist, und daß man den Gottesdienst ohne ihn platterdings nicht beginnen zu können meint." Welch ein ganz anderes Bild vom heiligen Dienst des Altars liefere dagegen die alte Kirche. „Da war es eine fromme Schar von Klerikern, welche, den Altar umstehend, im Presbyterium die heiligen Weisen anstimten; und was diese anstimten, das tönte, wenn auch nicht immer im Munde, so doch stets im Herzen der ganzen versammelten Christengemeinde wieder und ließ sie Teil nehmen am hochheiligen Akte bis in seine kleinsten Einzelheiten hinein." In unseren Kirchen, setzt der Verf. hinzu, ist es oft umgekehrt und es erfordert nicht selten beim Priester einen außergewöhnlichen Grad von Sammlung, wenn er am Altare durch den Chor in seiner Andacht nicht gestört werden soll. Wie mag es dann erst dem armen Volke mit der rechten Stimmung und Gesinnung ergehen?

Der Verf. sucht sodann darzuthun, daß der Text des gregorianischen Gesanges, der sich aus dem Missale und Breviarium zusammensetze, nach diesem Zusammenhange mit der Liturgie, nach der Praxis der Kirche und den bezüglichen kirchlichen Verordnungen der Willkür entzogen und durch positiv gültige Anordnung festgestellt sei. Er folgert hieraus ein großes Gewicht für die Würdigung des liturgischen Gesanges. Die lateinische Sprache will er für diesen Text erhalten wissen, während er der Muttersprache in den Nebengottesdiensten, wie Marien-Andachten u. s. w., einen weiten Spielraum gestattet. Er verwirft also die deutschen Messen und die Ersetzung der liturgischen Gesänge, wie des Credo, Gloria, Sanctus, durch deutsche Umdichtungen, deren er freilich sehr geschmacklose und fade Beispiele mitteilt und hinzufügt, daß er noch verhältnismäßig gute Beispiele vorgeführt habe und den Schleier nicht weiter lüften wolle.

Der Verf. tadelt sodann die unsinnigen Wiederholungen und Verlängerungen einzelner Stellen in diesen deutschen Messen und stellt als die Folge des leichtfertigen Abgehens vom liturgischen Texte das hin, daß das Bewußtsein von der Zusammengehörigkeit des Gesanges mit der liturgischen Handlung verloren gegangen, das Verständnis der lezteren mehr und mehr erloschen, die Teilnahme daran erlahmt sei. Die Gemeinschaft der Andacht habe sich in Privatandacht der einzelnen Kirchgänger aufgelöst.

Der Verf. vindicirt dem liturgischen Gesange den doppelten Charakter des allgemeinen öffentlichen Gebetes des christlichen Volkes und der offiziellen, dem Schöpfer vom Geschöpfe dargebrachten Huldigung. Als ersteres ist er ihm die Sprache des christlichen Volkes mit seinem Gott, das Medium des Verkehrs zwischen dem himlischen Bräutigam und der bräutlichen Sele und somit ein Kanal der göttlichen Gnaden. Als leztere ist er ihm die durch die göttliche Huld festgesezte Art und Weise, der Lob- und Dankpreis, welcher der allerhöchsten Majestät Gottes gebührt, durch auserwählte Repräsentanten der Schöpfung Tag und Nacht unabläßig darzubringen.

Sodann wendet sich der Verf. der Frage zu, wie der heilige Gesang wieder herzustellen sei. Er weist die Hilfe der modernen Musik ab. Um Choral zu singen, sei musikalisches Gehör, einige technische Kentnis und Uebung, namentlich aber Frömmigkeit und gesunder Sinn erforderlich; um gut Choral zu singen außerdem Verständnis der lateinischen Sprache und der kirchlichen Liturgie; um vollkommen Choral zu singen persönliche Heiligkeit. „Wie mag ein Opernsänger, der am Abend auf der Bretterbühne Opernarien trillert, am Morgen im heiligen Presbyterium den Engeldienst versehen?" Die Pflege des Chorals ist daher Recht und Pstticht der Kirche, vorzugsweise der Klöster, deren Beruf es vor Allem sei, den Engeldienst der heiligen Liturgie auf Erden zu versehen, sowie der Priester-Seminarien.

Der Unterricht im Choralgesange soll, nach dem Verf., Hand in Hand gehen mit liturgischen Studien, mit der Erlernung des Breviergebets und Meßritus, sowie mit der Askese. Er vindicirt dabei dem richtig und würdig vorgetragenen einstimmigen Choral eine Stufe vollendeter Kunst und Kunstfertigkeit. Er meint, je reiner und inniger sich im Gesange Poesie und Musik verschmelzen, je treuer, anschaulicher und unmittelbarer die Idee Gestalt gewint, desto edler bethätige sich die Kunst. In der reinen einstimmigen Vocalmusik, dem recitativen Gesange finde das am vollständigsten und durchgreifendsten statt. Der polyphone Gesang gleicht ihm dem durch viele Röhren und Behälter geleiteten, wenn auch in farbig funkelnden Bechern credenzten, jener aber dem unmittelbar am frischen Born geschöpften Wasser. Dazu komme der Inhalt des Textes, dem der recitativ vorgetragene einstimmige Choral allein die adäquate Form biete.

Der Verf. fordert für den Vortrag des Chorals eine bedeutende technische Kunstfertigkeit. Er behauptet, daß es viel leichter sei, die bestimten, genau abgegrenzten Gesetze und Schranken des mensurirten polyphonen Gesanges einzuhalten, als im recitativen, sich frei bewegenden Choralgesange die entsprechende, den Geist des Textes vollkommen ausdrückende Bewegung und Accentuation, nicht blos in jedem grammatischen und melodischen Satze, sondern sogar in jedem Worte und jeder melodischen Formel zu beobachten, alle Nuancirungen der guten ungebundenen Redeform auf den Gesang überzutragen, redend zu singen und singend zu reden, betend zu singen und singend zu beten. Hierzu bedürfe es einer ausnehmenden, mit feinstem Kunstgeschmack gepaarten Kunstfertigkeit.

Bevor der Verf. nun dazu übergeht, die Methode der praktischen Ausführung des Chorals zu erörtern und hierbei vorweg accentuirt, daß alle Regeln nicht im Stande seien, die praktische Uebung und Erfahrung zu ersetzen, auf welche er daher wiederholt verweist: sucht er den Unterschied zwischen der natürlichen Musik, „jener natürlichen, die so alt als die Welt, so natürlich als das gesprochene Wort, die der Schöpfer dem Menschen zugleich mit der Sprache gegeben," und der Kunstmusik, die auf conventionell gebildete Gesetze sich gründe, klar zu legen. Den Keim des in die Musik eingedrungenen künstlichen Elements sieht er in der Harmonie, welche die Einführung mathematisch ab-

gemeſſener Noten wie des Taktes an die Stelle der natürlichen Rhythmik und der künſtlich zerteilten (chromatiſchen) Tonalität an Stelle der natürlichen (diatoniſchen) ins Leben gerufen habe. Die künſtliche Muſik ſei keineswegs die Vervollkommnung der natürlichen; dieſe trage das Princip ihrer Veredlung in ihr ſelbſt, in ihren aus den natürlichen Anlagen des Menſchen entſpringenden Geſetzen. Während in der Kunſtmuſik die Harmonie jedem Ton der Melodie ſich beifüge, werde in der natürlichen Muſik die Melodie ſelbſt durch die Grenzen der Harmonie bedingt, wodurch ſie an muſikaliſcher Einheit und Klarheit gewinne.

Die Frage nach der Rhythmik des Choralgeſanges bezeichnet der Verf. als das Mark ſeiner Abhandlung. Hier vor Allem handele es ſich darum, ob vom heiligen Geiſte gewollte (natürliche) oder durch Ungunſt der Zeiten eingedrungene (künſtliche) Muſik in der Kirche Gottes ihre Stelle haben ſolle. Er wirft die Frage auf: Was verſteht man unter Rhythmus und welches iſt der Rhythmus des gregorianiſchen Chorals? Rhythmus iſt der auf den äſthetiſchen Sinn wolgefällig wirkende Wechſel von Gegenſätzen, für das Auge der Wechſel von Licht und Schatten, für das Ohr der Wechſel von Höhe und Tiefe, Stärke und Schwäche, Länge und Kürze des Tons. Je nachdem das rhythmiſch geordnete Produkt der Natur oder der Kunſt angehört, iſt der Rhythmus verſchieden. „Ziehen wir vor das Forum unſeres äſthetiſchen Urteils eine im Schmuck des Lenzes prangende Au und einen kunſtvoll geſtickten Teppich. Hier wie dort wird der Rhythmus, d. i. der Wechſel von Licht und Schatten, das Farbenſpiel, die Gruppirung der einzelnen Gegenſtände auf das Auge einen wolthuenden Eindruck machen, und doch ſind die Geſetze, welche die fertigende Nadel leiteten, ganz verſchieden von denen, welche den Wieſenteppich rhythmiſch gewoben. Jene ſind das Ergebnis mathematiſcher Berechnung, conventioneller Combination des menſchlichen Geiſtes, anlehnend an das vom Schöpfer ins All gelegte Geſetz der Ordnung und Harmonie; dieſe dagegen beruhen auf der natürlichen, über alle Schranken der Convention und des menſchlichen Calculs ſich hinwegſetzenden ſchöpferiſchen Kraft, die ſich ihre Formen ſelbſt ſchafft und, um ſich adäquat zu bleiben, in keine berechnete Form eingezwängt werden darf.“ Ebenſo verhalte es ſich mit dem Rhythmus des Ohres. Beim Vortrag einer Rede werde ebenſo wie bei dem eines Gedichtes der Eindruck eines geordneten Rhythmus empfunden, und doch ſeien die rhythmiſchen Geſetze der ungebundenen Rede grundverſchieden von denen der gebundenen. Jene ſeien die Geſetze der natürlichen freien Recitation, dieſe die Geſetze der ſtrengſten, nach Längen und Kürzen, nach Füßen und Verſen abgeteilten berechnenden Menſur; jene die Geſetze des natürlichen, der Sprache ſelbſt innewohnenden Rhythmus, dieſe die Geſetze der in die Sprache hineingetragenen Convention. — So gehen denn auch die Grundſätze des Rhythmus, nach dem Verf., in zwei Hauptklaſſen auseinander. Die rhythmiſchen Regeln im Vortrag der ungebundenen Rede treffen mit den Regeln der Grammatik zuſammen. Accent, Hebung und Senkung des Tons, längere und kürzere Pauſe, Abteilung der Sätze und Satzglieder, fragender, antwortender, erzählender, pathetiſcher Ton, — alles richte ſich hier nach dem Idiom der Sprache und müſſe in ſeiner Darſtellung den Eindruck des Freien, Ungezwungenen, Natürlichen hervorbringen. Beim Vortrag der gebundenen Rede aber dominiren die conventionellen Geſetze der Proſodie und Menſur, an die Stelle des natürlichen Accents trete die genau beſtimte Länge und Kürze der Silben, an die Stelle der dem Sinne entſprechend bald mehr bald minder umfangreichen Sazabteilungen, mathematiſch beſtimte, in gleichen Zwiſchenräumen wiederkehrende Abteilungen von Silben, Füßen, Verſen, Strophen; Hebung und Senkung der Stimme, Ton und Bewegung des Vortrags richten ſich nicht mehr frei nach dem Sinne oder Bedürfnis des ſubjectiven Durchdrungenſeins, ſondern mit mathematiſcher Strenge nach den Verhältniſſen der Proſodie und dem Charakter der Dichtung, und der Vortrag mache den Eindruck eines in allen ſeinen Teilen regelmäßigen, meßbaren und gemeſſenen Ganzen. Ebenſo ſei es beim Geſange. „Beim natürlichen Geſange beſteht die Beobachtung des Rhythmus lediglich in der Recitation des Textes; jener iſt ſelbſt nichts Anderes als eine modulirte Recitation und ſein Vortrag um ſo beſſer, je mehr er bis ins Einzelne, die Modulation der Stimme — das ſingende Element — allein ausgenommen, mit dem guten redneriſchen Vortrage übereinſtimt, die Textworte verſtehen läßt und das Verſtändnis des Sinnes erleichtert. Beim künſtlichen (oder menſurirten) Geſange hingegen beſteht die Beobachtung des Rhythmus darin, genau die Geſetze der Menſur, die Länge und Kürze der einzelnen Takte, Noten und Pauſen feſtzuhalten, ſelbſt auf die Gefahr hin, den Text unter Umſtänden bis zur Unkentlichkeit und Sinnentſtellung zu verſtümmeln. In der natürlichen Muſik dominirt durchweg der Text und jeder ihn ſtörende Rhythmus iſt als ein ſchlechter zu bezeichnen; in der künſtlichen Muſik dominiren die Elemente der Menſur und Harmonie, und je nach der feſtgeſezten künſtlichen Form muß ſich der Text fügen und ſchmiegen. Bei der natürlichen Muſik ſingt der Text ſich ſelbſt, der Text der künſtlichen Muſik wird geſungen, oder mit anderen Worten, dort muß der Sänger zunächſt den Text nach Sinn und Form ſich zu eigen machen und dann ihn nach den eigentümlichen Tonfiguren modulirt vertragen; hier muß der Sänger ſich vor Allem an die muſikaliſche Form halten, während der Text unter Umſtänden ſogar durch bloßes Antönen von Vokalen erſezt werden kann.“ Der Verf. fügt noch erläuternd hinzu, daß der natürliche Geſang ſich von ungebundener Rede nur darin unterſcheide, daß ſeine Tonintervalle *meßbar* ſeien und einer beſtimten Tonleiter angehören, die Klangfiguren alſo einen beſtimten muſikaliſchen Charakter haben, während der künſtliche Geſang mit der gebundenen Rede in allen Stücken die Baſis der conventionellen Geſetze gemein habe.

Auf dieſer Grundlage baut der Verf. vier Geſetze für den rhythmiſchen Vortrag des natürlichen Geſanges auf, Geſetze, von denen er ſagt, daß ſie aus dem Weſen deſſelben entnommen ſeien und, wie die Sprachgeſetze, beobachtet werden müßten, auch wenn ſie niemals aufgezeichnet wären. Zu dieſen Geſetzen trete

aber noch ein übernatürliches Moment hinzu, das auf den rhythmischen Vortrag bedeutenden Einfluß habe. Es trete zu dem grammatischen Accent der Accent des heiligen Geistes, der bei den heiligen Gesängen in uns fleht mit unaussprechlichen Seufzern, der Accent des Glaubens, der unserer Zunge die Kraft verleiht, die Geheimnisse der Wahrheit mit unwiderstehlicher Gewalt durch das Ohr in die Herzen der Menschen zu ergießen, der Accent des innersten Schuldbewußtseins, des demütigsten Vertrauens, der gänzlichen Gottergebenheit und Dankesfülle. Ebenso trete zu den natürlichen Pausen das Bedürfnis der Sele, Ruhepunkte eintreten zu lassen, um mit dem himlischen Bräutigam sich über die wunderlichen Geheimnisse zu unterhalten, ihre Süßigkeit zu schmecken. „Daher jenes Schweben der Stimme von einem Gedanken zum andern, jenes leise Hauchen des Tones, den sanft verklingenden Accorden der Aeolsharfe vergleichbar, bis wieder ein neues Wort, ein neuer Hauch des Geistes das Stimmorgan zu neuem Erklingen in Bewegung sezt. Oft auch wiederholt die singende Sele wirklich die süßen Melodien in ihrer Begeisterung, bald halb, bald ganz, bald ein, zwei, mehrere Male, als ob sie in heiligem Wetteifer nimmer müde würde, mit ihrem Bräutigam diese Engelsprache zu sprechen." Daher leitet der Verf. die sogenanten Jubilationen, welche eine Reihe von Tönen ohne Worte einzelnen Stellen des gregorianischen Gesanges, namentlich bei den allelujalischen Versikeln, als Blüten der Begeisterung gleichsam beifügen. Auch diese sollen im Vortrag freier Recitation wiedergegeben, nicht willkürlich verkürzt, nicht als selbständige musikalische Verzierung aufgefaßt, sondern als aus den melodischen Accenten herauswachsende, an diese in untergeordneter, dienender Stellung sich anschmiegende Schönheiten behandelt werden, bei deren Vortrag der Sänger sich jederzeit von dem Sinne des Textes leiten lassen und sich desselben bewußt bleiben soll. Der Verf. vergleicht diesen Schmuck den reichen idealen Verzierungen gothischer Dome, gleich denen sie die tiefsten Gedanken und Geheimnisse umkleiden; er ist abhängig von dem Einfluß des textuellen Teiles und vom liturgischen Gebetscharakter; an die Stelle der grammatischen Regeln aber treten die der natürlichen, ungezwungenen Modulation der Stimme, an Stelle der rhetorischen die einer gesunden musikalischen Tradition.

Der Verf. warnt dann vor den üblichen Fehlern, namentlich dem, allen Noten einen gleichen Wert zu geben, oder zwar einen ungleichen, aber bestimt abgemessenen, oder dem, die Worte durch Taktstriche zu trennen und die natürlichen Abteilungen des grammatischen oder melodischen Satzes unbeachtet zu lassen. Er schließt diesen Abschnitt mit dem Zeugnis des heiligen Augustinus, der von dem Gesange der alten Kirche sagt: Primitiva ecclesia ita psallebat, ut modico flexu vocis faceret resonare psallentem, ita ut pronuncianti vicinior esset quam canenti.

Die folgenden Abschnitte der Abhandlung, welche sich über die Tonalität des Chorals, d. h. über das Maß, in welchem die Töne seiner Tonreihen fortschreiten, sowie darüber verbreiten, wie sich aus dem Wesen dieser Tonalität die acht verschiedenen Tonarten des Chorals herleiten, interessiren uns hier nicht, weshalb wir nur die von dem Verf. aus diesen Erörterungen gezogene Schlußfolgerung erwähnen wollen, wonach die moderne Musik die den Sinnen schmeichelnde äußere Form, oft mit gänzlicher Vernachlässigung des Gedankens, vorwiegend im Auge hat, der Choralgesang dagegen seinen Schwerpunkt in seinem idealen Inhalt besizt, der sich von jenen heraus den entsprechenden musikalischen Ausdruck und die uneingeschränkte melodiereiche Form schafft.

Schließlich sagt der Verf., daß es sich jezt um eine gänzliche Umwandelung des Kirchengesanges handele. „Dem heiligen, liturgischen Gesange muß seine Bedeutung und Stellung im Culte zurückgegeben, das heilige Opfer wieder mit der glänzenden Aureole gekrönt werden, und zwar von denen zunächst, in deren Hände seine Conficirung durch die heilige Weihe gelegt ist. Der Chor muß sich dem Altare wieder nahen, muß von der hehren Opferstätte, vom Priestertum seinen Impuls erhalten, um in tausendfachem Wiederhall seine Segens- und Friedensklänge hinaustönen zu lassen ins weite Schiff der Kirche und in die Herzen der ergriffenen gläubigen Menge. Verschwinden muß jene beklagenswerte Entfremdung, welche zwischen dem segenschaffenden Priestertum und dem segenempfangenden Volke eingetreten und welche den Darbringer des Opfers am Altare isolirt, die Schar der Gläubigen aber einer unwürdigen Ergötzung durch weltliche Musik überantwortet, sie für die Geheimnisse des Glaubens und der Religion abgestumpft und einem sinnlichen Schwelgen in verschwommenen religiösen Gefühlen oder einer apathischen Teilnahmlosigkeit am Gottesdienste preisgegeben hat. Aufhören muß jenes Vorrecht, das sich das Orchester im heiligen Tempel angemaßt hat, die heilige Handlung zu stören, sie durch fremde, ungebürliche Tiraden bald abzukürzen, bald hinauszudehnen, sie ihrer Einheit, Bedeutung und Würde zu entkleiden und den Diener des Altars bloszustellen." An die glückliche Erreichung dieses Zieles bekent der Verf. um so zuversichtlicher zu glauben, als ihm in der begonnenen Rückkehr zur gläubigen Richtung das Wesen des göttlichen Geistes unverkenbar ist, dessen Werk es auch sein wird, der inneren Erneuerung im heiligen Gesange den angemessenen göttlichen Ausdruck zu verleihen.

Nachdem wir so dem Gedankengange des Verf. aufmerksam gefolgt sind, schließen wir nun unsere Betrachtungen hieran an.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 19. Mai. № 40.

Der Feigenbaum.

Matth. 21, 18—22. Marc. 11, 12—14. 20—26.

Die Axt liegt wieder einmal an den Wurzeln der Bäume. Es ist daher zeitgemäß, sich zu versenken in diejenigen Thatsachen der heiligen Geschichte, welche Gott als den Richter über sein ungetreues Volk darstellen. Wie um die Zeit des dreißigjährigen Krieges, so gilt es auch jezt wieder für uns Deutsche: „Ach, laß dich doch erwecken! Wach auf, wach auf, du harte Welt, eh als das harte Schrecken dich schnell und plözlich überfällt." Was Jesus an dem Feigenbaume that, gewint unter diesen Umständen für uns eine ganz neue Bedeutung. Es ist als ob was davon geschrieben steht, bis dahin dunkel, mit hellen Flammen beleuchtet würde.

Alle Wunder, die Jesus unter dem jüdischen Volke bis dahin gethan hatte, waren Erweisungen der Liebe und der Güte gewesen; er hatte alle Krankheit und Schwachheit unter dem Volke geheilt, die Blinden sahen, die Lahmen gingen, die Aussätzigen wurden rein, die Tauben hörten, die Todten standen auf und den Armen wurde das Evangelium gepredigt. Erst kurz vor seinem Hingange, am Montage vor dem großen Freitage, verfluchte er den Feigenbaum und in ihm das jüdische Volk, dasselbe Volk, an dem er alle Wunder seiner Liebe und herzlichen Barmherzigkeit gethan hatte, und der Feigenbaum vertrocknete im Bilde alsbald, und im Gegenbilde nicht lange nachher. Das war, so unendlich traurig es auch war, doch ganz in der Ordnung, so gewis als der wirkliche Gott, im Gegensatze gegen den schlaffen Gedankengötzen, den die Vernunft sich bildet, ein eifriger Gott ist, ein verzehrend Feuer. Jesus hatte im Anfange seiner Laufbahn gesprochen (Joh. 3, 17): „Gott hat seinen Sohn nicht gesandt in die Welt, daß er die Welt richte, sondern daß die Welt selig werde." Das Gericht kann hiernach nicht den Anfang bilden. Wollte damit Gott gleich vorgehen, so hätte er seinen Sohn nicht erst zu senden brauchen. Aber ein unbedingtes Verzichtleisten auf das Gericht ist in diesen Worten nicht enthalten, im Gegenteil, gerade deshalb weil Gott seinen Sohn zum Heile gesandt hat, muß das Gericht, ein erbarmungsloses Gericht über diejenigen ergehen, welche solche große Wolthat verschmähen und dadurch das Maß ihrer Sünde voll machen. Jakobus und Johannes wollen Feuer vom Himmel herabfallen lassen über den Markt der Samariter, welcher Jesu die Herberge verweigerte. Jesus aber wandte sich und bedräuete sie und sprach: „Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid? Der Menschensohn ist nicht kommen, der Menschen Selen zu verderben, sondern zu erhalten." Aber der Zorn Jesu ist nur gegen ihren vorzeitigen Eifer gerichtet, der die Strafe herbeiführen will, ehe die Mittel der Gnade erschöpft sind. Die Samariter waren ein armes unwissendes Volk, das Gott nicht kante, weil er sich ihm nicht zu erkennen gegeben. Da galt es nicht Feuer vom Himmel herabzurufen, sondern ihnen die frohe Botschaft zu bringen. Der Zorn ist erst da an seiner Stelle, wo, wie einst bei den elenden Juden und jezt bei uns elenden Deutschen, die wir gleich den Juden um so tiefer gefallen sind, je edler das uns anvertraute Pfund war, das Wort gilt: „Wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne versammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel, und ihr habt nicht gewollt." Der Zorn ist erst da an seiner Stelle, wo die Liebe dargeboten und hartnäckig verschmäht worden ist. Sie hört auch da noch nicht auf, sie weint, aber sie kann und darf der Gerechtigkeit nicht ferner in die Zügel fallen, sie kann nicht länger das strenge Urteil aufhalten: „siehe euer Haus soll euch wüste gelassen werden." Deutschland hat schon einmal diesen Proceß in furchtbarer Weise an sich erfahren. Auf die hohe edle Gnade der Reformation folgte, da sie teils verschmäht, teils auf Mutwillen gezogen und im Dienste der Fleisches-Freiheit gemisbraucht wurde, der dreißigjährige Krieg, von dem Paul Gerhardt, nachdem er seinen Lauf vollendet, singt: „Sei tausendmal willkommen, du theure, werthe Friedensgab', jezt sehn wir, was für Frommen dein Beiunswohnen in sich hab'. In dir hat Gott versenket all unser Glück und Heil! Wer dich betrübt und kränket, der drückt ihm selbst den Pfeil des Herzleids in das Herze, und löscht aus Unverstand die goldne Freudenkerze mit seiner eignen Hand. Das drückt uns niemand besser in unser Seel und Herz hinein, als ihr zerstörten Schlösser und Städte voller Schutt und Stein; ihr vormals schönen Felder, mit frischer Saat bestreut, jezt aber lauter Wälder und dürre, wüste Haid; ihr Gräber voller Leichen und blut'gen Heldenschweiß der Helden, deren gleichen auf Erden man nicht weiß." Ihr habt nicht gewollt, euer Haus soll euch wüste gelassen werden — das scheint jezt von neuem seinen Lauf unter uns zu beginnen und wird ihn beginnen, wenn Gottes Barmherzigkeit nicht noch einmal wunderbar hilft. Was hat seit den Freiheitskriegen Gottes Liebe an Deutschland gethan! Er hat es aus dem Diensthause geführt, er hat es in allen Gefahren beschüzt, er hat

es zu Wolstand und Ansehen erhoben, er hat ihm die edelste Gabe, die seines Wortes reichlich gewährt, er hat die mannigfachsten Talente in seiner Kirche erweckt und es ihr gegeben, ihre Stimme wandeln zu können, um Alle zu gewinnen. Und was ist die Frucht gewesen? Dieselbe, welche damals bei den Juden: die Auswahl hat es erlangt, die Uebrigen aber sind verstockt worden. Ein kleines Häuflein hat sich um den guten Hirten gesammelt, die Masse der Nation hat ihm den Rücken zugekehrt und nicht das Angesicht, hat laut und entschieden gesprochen: wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche, hat mit Begierde denen gelauscht, die seine Ehre frevelhaft antasteten. Dürfen wir uns wundern, wenn es nun heißt: „Was sollte man noch mehr thun an meinem Weinberge, das ich nicht gethan habe an ihm? Warum hat er denn Heerlinge gebracht, da ich wartete, daß er Trauben brächte? Wolan ich will euch zeigen, was ich meinem Weinberge thun will. Seine Wand soll weggenommen werden, daß er verwüstet werde, und sein Zaun soll zerrissen werden, daß er zertreten werde. Ich will ihn wüste liegen lassen, daß er nicht geschnitten noch gehackt werde, sondern Disteln und Dornen darauf wachsen, und will den Wolken gebieten, daß sie nicht darauf regnen." Gott braucht nicht wie durch ein Wunder die Strafe herbeizuführen. Die Abkehr von ihm zieht sie schon als natürliche Folge nach sich. Der nicht mit Gott wandelnde Einzelne, das nicht mit Gott wandelnde Volk hat eben damit die Mittel verloren, wodurch die aus dem Boden der verderbten menschlichen Natur üppig aufschießenden Dornen und Disteln der sündigen Gelüste und Leidenschaften ausgerottet werden können. Wem durch Gottes Gnade Segen und Gedeihen gegeben wird, wer im Fortschreiten begriffen und auf eine Höhe gestellt ist, dessen Herz erhebt sich sofort, das Wort erfüllt sich an ihm: „da ward Israel fett, schlug aus," er will über Alles herrschen, Alles an sich reißen, er macht sich unleidlich durch seine Großsprecherei, seine Anmaßung, seine Uebergriffe. Machterweiterung wird die Losung, während ein wahrhaft christliches Volk zufrieden und dankbar ist, wenn es ein ruhiges und stilles Leben führen kann in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit. Wem ein bescheidenes Loos zu Teil geworden oder wer im Rückschreiten begriffen ist, der wird im Anblicke einer aufkeimenden Größe von Neid ergriffen, und wenn er nur diesem seinem Gelüste genügen kann, so achtet er nicht auf den eigenen drohenden Untergang, nicht auf die Gefahren des gemeinsamen Vaterlandes. Kann er nicht oben schweben, so soll wenigstens der, den die Schickung emporhob, auch mit unterliegen. So sind die Materialien zu der Feuersbrunst vorhanden, und wenn Gottes Zeit gekommen, so zündet er sie an und das Feuer verzehret Dornen und Hecken und senget in dem Dickicht des Waldes und sie wallen auf in Rauchsäulen. Durch den Zorn des Herrn wird das Land verfinstert und das Land wird des Feuers Speise, keiner schonet des Anderen. Sie rauben zur Rechten und leiden Hunger, fressen zur Linken und werden nicht satt, ein Jeglicher frißt das Fleisch seines Armes. Manasse den Ephraim und Ephraim den Manasse und sie Beide miteinander wider Juda. In dem Allen läßt sein Zorn nicht ab, seine Hand ist noch ausgereckt. Die sich nicht beugen als Gefangene, die fallen unter den Gemordeten. Die Krone unseres Hauptes fällt, o weh, die wir so gesündigt haben! Weh uns, daß wir von Gott gewichen sind, denn nun müssen wir zerstöret werden.

Es ist uns wol gesagt in Gottes heiligem Worte: „So spricht nun der Herr: Bekehret euch zu mir von ganzem Herzen, mit Fasten, mit Weinen, mit Klagen. Zerreisset eure Herzen und nicht eure Kleider, und bekehret euch zu dem Herrn, eurem Gotte, denn er ist gnädig und barmherzig, geduldig und von großer Güte und reuet ihn bald der Strafe. Blaset mit Posaunen zu Zion, heiligt ein Fasten, rufet die Gemeinde zusammen, sammelt die Aeltesten, bringet zu Hauf die jungen Kinder und die Säuglinge, der Bräutigam gehe aus seiner Kammer und die Braut aus ihrem Gemache. Lasset die Priester, des Herrn Diener, weinen zwischen der Halle und Altar und sagen: Herr schone deines Volkes und laß dein Erbteil nicht zu Schanden werden."

Aber unseres Volkes Ohren sind taub, so daß es solchen Ruf Gottes nicht vernehmen kann, der Herr hat ihnen einen Geist des harten Schlafes eingeschenkt und ihre Augen zugethan. Der Herr zündet sie an umher, aber sie merken's nicht, er hat sie angesteckt, aber sie nehmen's nicht zu Herzen. An einen allgemeinen deutschen Bußtag, das dringendste Bedürfnis des Augenblicks, denkt Niemand, auch die im obersten Rathe der Kirchen sitzen, nicht, deren Beruf es doch ist, vor dem Riß zu stehen, und die, sollte man sagen, wetteifern müßten, wer zuerst den Mahnruf an die Anderen ergehen ließe. Alles denkt nur daran, den Krieg zu rüsten und spricht dabei: Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt. Da gilt es, daß die Diener des Herrn ihre Stimme laut machen wie eine Posaune und Deutschland seine Sünde ansagen!

(Fortsetzung folgt.)

Koopmann gegen Beyschlag.

Die lesenswerte Schrift: „Das evangelische Christentum in seinem Verhältnisse zu der modernen Cultur; zugleich ein motivirter Protest gegen die Tendenzen des sogenanten Protestantenvereins. Von Dr. theol. W. H. Koopmann, Bischof für Holstein. Hamburg, 1866" glauben wir nicht besser characterisiren und empfehlen zu können, als durch die Mittheilung des Anfanges einer gegen Dr. Beyschlag gerichteten Aeußerung:

„Aus der Mitte der Unionstheologie vernehmen wir seit einer Reihe von Jahren die mit stets zunehmendem Drängen erhobene Forderung, daß man mehr Fleiß auf die Darstellung der rein menschlichen Seite des Lebens Jesu wenden, daß man dies Leben sorgfältig in seinen rein menschlichen Entwickelungsstadien auffassen, daß man es zur Darstellung bringen müsse, ganz ab-

gesehen von seiner göttlichen Natur. Dies soll namentlich die lutherische Theologie in sträflicher Weise versäumt haben, und dadurch sogar schuld an dem Unglück geworden sein, welches durch Strauß u. Comp. über die Darstellung des Lebens Jesu gekommen ist. — Man könte nun ja freilich diese Forderung als die Frucht lebendigen Eifers für Festhaltung der ganzen Person des Herrn auffassen, zumal nicht wenige unter diesen Eiferern es durchaus nicht Wort haben wollen, daß die wahre Gottheit Jesu Christi von ihnen solle geläugnet werden. Man soll ja nur bei der Darstellung des Lebens Jesu sie unberücksichtigt lassen, damit eine das Publikum mehr ansprechende Biographie herauskomme und damit, wie man in Aussicht stelt, die Person des Herrn besser in den Stand gesezt werde, auf die sittliche Hebung der Christen einzuwirken, d. h. ein gutes Beispiel zu geben, wie der alte Rationalismus in seiner trockenen Weise sagte. Dennoch will uns dieses Ansinnen als ein ziemlich seltsames vorkommen. Wenn in der That göttliche und menschliche Natur in dem Erlöser eine persönliche Einheit bilden, so ist schwer einzusehen, wie man bei der Beschreibung seines Lebens von der einen, soweit sie denn erkennbar ist, sollte abstrahiren können. Das Ergebniß dürfte ein ähnliches werden, wie wenn Einer, um das Wesen des menschlichen Lebens recht faßlich darzustellen, nur die somatisch-psychische Seite desselben berücksichtigen wollte, nicht aber die pneumatische. Aber bei Lichte besehen, und wenn alle Falschmünzerei beseitigt wird, steht die Sache so, daß „die göttliche Natur", welche das Bekentnis dem Erlöser beilegt, abgethan werden soll, — nur nicht in so grober Weise, wie bei Strauß und Schenkel, sondern manierlicher, unmerklicher, so, daß man noch fortfahren kann, von der Gottheit Christi mitzusprechen. Die „Gottheit" Christi muß zu diesem Behufe völlig in seine vollkommene Menschheit hineingelegt werden, diese selbst sein, so wird man schon zurecht kommen. Die unumwundensten Aufhellungen über diese complet ebionitische Tendenz der Unionstheologie hat in neuester Zeit Dr. W. Beyschlag gegeben, teils in seinem Altenburger Vortrage, teils in seiner „Christologie des Neuen Testaments, Berlin 1866", und der lutherischen Kirche gezeigt, was sie bei Verbindung und Verschmelzung mit unirtem oder reformirtem Wesen für ihr Bekentnis zu erwarten habe.

Die lutherischen Bekentnisschriften stehen nämlich hoch über beiden grundstürzenden Irrtümern, dem doketischen sowol, wie dem ebionitischen. Es steht ihnen unerschütterlich fest, daß für das Erlösungswerk, d. h. für die Aufhebung des biblischen Sünden- und Schuldbewußtseins und für die Herstellung des biblischen Heilsbewußtseins beide, die wahre, ungeschmälerte Gottheit und die wahre, ungeschmälerte Menschheit des Erlösers von völlig gleicher Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit seien. Es muß eben dabei bleiben im strengsten Sinne des Worts, daß in Ihm die Fülle der Gottheit wohne leibhaftig. Dies hat die lutherische Kirche ausgesprochen durch die Aufnahme des altkirchlichen Bekentnisses von den zwei Naturen und ihrer völligen persönlichen Einigung in Christo.

Es ist nun ganz selbstverständlich, daß die ebionitische Theologie, um sich selbst zu halten und zur Geltung zu bringen, das kirchliche Bekentnis geradezu des Doketismus beschuldigen müsse. Das thut sie denn auch mit anerkennenswertester Unermüdlichkeit. Der bereits erwähnte Dr. Beyschlag z. B. in seinem angeführten Buche leistet darin das Mögliche. Um aber diese Beschuldigung mit rechtem Eclat geltend machen zu können, hat er sich die Aufgabe gestelt, die wahre Gottheit Christi im Sinne des kirchlichen Bekenntnisses aus der Schrift auszumerzen. Diese schwere Aufgabe löset er nun so. Er erklärt im Voraus, vollendete Menschheit und Gottheit seien identisch, und ein völliger und wahrer Mensch sei eben der menschgewordene Gott. Daraus folgt ganz von selbst und hätte gar keiner so weitläufigen Nachweisung bedurft, daß alle Zeugnisse der biblischen Männer für die wahre und wesentliche Gottheit Christi nur Zeugnisse für seine Menschheit seien. Ganz ebenso verfahren die Materialisten, wenn sie die Realität und Selbständigkeit des menschlichen Geistes läugnen wollen. Sie schicken das Axiom voraus, daß in dem Menschen Stoff und Geist identisch seien, und zeigen dann mit leichter Mühe, daß in Folge davon alle Erscheinungen des Geisteslebens stofflicher Natur sein müssen. Das ist dann „vermittelnde Wissenschaft".

Wir müssen bei der auf Doketismus lautenden Anklage dieser „Wissenschaft", welche sie gegen das von uns vertretene Bekentnis der Kirche erhebt, noch einen Augenblick verweilen. Dr. Beyschlag beruft sich darauf, daß auch ein „anerkant positiver", freilich reformirter Theologe Dr. Güder schon gesagt habe, die Lehre von den beiden Naturen in Christo genüge nicht mehr, darüber seien alle „Urteilsfähigen" einig. Das lutherische Bekentnis soll Gottheit und Menschheit als zwei schlechthin unvereinbare einander ausschließende Gegensätze einander gegenüberstellen, während es sie doch zur persönlichen Einheit zusammengehen läßt. Das soll ein relativ vorchristlicher, judaistischer Standpunkt sein. Bei dieser „Zusammenjochung" zweier einander aufhebender Factoren muß der menschliche zu kurz kommen, indem die göttliche Natur die menschliche (nämlich ihr reines Gegenteil) absorbiren muß. Dies ist auch schon dadurch geschehen, daß die menschliche Natur als unpersönliche dargestelt wird, welche erst von der göttlichen die Persönlichkeit empfange. Solche zwei heterogene Naturen, zu einer persönlichen Einheit verbunden, können nur eine abnorme Person ergeben. „Statt der Einheit der Person klafft der unerträgliche Zwiespalt eines doppelten Bewußtseins und eines doppelten Willens, und statt der wahren Menschheit erhalten wir das Scheingebilde einer menschlichen Person ohne menschliche Persönlichkeit." Also offenbarer Doketismns! Da weder die göttliche noch die menschliche Natur ohne die Eigenschaften gedacht werden kann, auf denen ihre Eigentümlichkeit beruht, so bringt die göttliche Natur in jene Einigung ihre Allmacht, Allgegenwart, Allwissenheit und jede ewige Vollkommenheit und Vollendung mit, die menschliche dagegen ihre Gebundenheit an Raum und Zeit, ihre Beschränktheit in Wissen und Vermögen, ihre Versuchbarkeit zum Bösen und sittliche Entwickelungsbedürftigkeit, und das soll sich nun in einer und derselben

Person mit einander vertragen! Das können wir uns nicht denken, daher anathema sit!

Aber sind denn von jeher alle Bekenner der zwei Naturen in Einer Person rein der vernünftigen Einsicht beraubt und für das Irrenhaus reif gewesen? Hat es nicht zu jeder Zeit auch ganz verständige Leute unter ihnen gegeben? Oder sind etwa die Dinge, welche Dr. Beyschlag uns auftischt, verdauliche Speise für das begreifende Denken? Eine mit der Menschheit wesensgleiche Gottheit, der wol Präexistenz zugeschrieben wird, aber eine unbewußte? die durch alle Ewigkeiten wie ein todter Kloz ruht, bis es ihr vergönt wird, Mensch zu werden? die dann in Folge ihrer Menschwerdung und von der Menschheit her die Würde der Persönlichkeit empfängt? eine in die Menschheit verwandelte todtgeborene Gottheit, die ohne jede ewige Vollkommenheit lediglich ein an Zeit und Raum gebundenes, beschränktes, entwickelungsbedürftiges Dasein führt? Ist das nicht etwa das Scheingebilde einer Gottheit? Und sind solche, sich als Begriffe darbietende Vorstellungen von Gottheit und Menschheit das Erzeugnis eines klaren Denkens, oder einer verschrobenen, ungesunden Phantasie?

Die Männer des kirchlichen Bekentnisses, das läugnen wir nicht, sind ebenso wie die Männer der Schrift himmelweit entfernt von dem modernen Aberglauben, daß der Mensch Gott durch begreifendes Denken erfassen könne. Sie stellen zunächst nur ihre Glaubenssätze, als Ausdruck der Schriftwahrheit, als Bezeugung thatsächlicher Wirklichkeit, den doketischen und ebionitischen Grundirrtümern gegenüber. Wenn sie der menschlichen Natur des Erlösers, dieselbe für sich betrachtet, Anhypostasie (Unpersönlichkeit) beilegen, so ist das entfernt keine Inclination zum Doketismus, sondern sie wissen recht gut, warum sie es thun. Sie haben nur Einen Erlöser zu bezeugen, daher nur Eine Persönlichkeit, nicht zwei, und zwar die, in welcher Gott Mensch geworden ist, nicht umgekehrt der Mensch Gott. Was aber den Vorwurf betrifft, daß nun doch die menschliche Natur nicht vollständig sei, so ist erstlich zu beachten, wie es sich hier um die Gewißheit handelt, daß Gott in Christo eins geworden sei nicht mit einer menschlichen Person, sondern mit der Menschheit überhaupt, und sodann, wie die menschliche Persönlichkeit überall und in jedem Kinde nicht sofort mit der menschlichen Natur da ist, sondern immerdar erst durch andere Persönlichkeiten sollicitirt werden muß, auch mit der Gesamtheit aller menschlichen Persönlichkeiten schließlich nur in dem persönlichen Gott ihre Voraussetzung und Möglichkeit hat. — Nun aber das gottmenschliche Leben selbst, das ist denn doch ein grandioser Widerspruch! Wir läugnen dies einfach und zwar aus guten Gründen. Von Widersprüchen ist nur dann erlaubt zu reden, wenn man den Begriff einer Sache gefaßt hat. Ein solcher ist hier aber nicht etwa für diesen oder jenen schwachen Denker, sondern der Natur der Sache nach unvollziehbar. Herr Dr. Beyschlag schilt zwar auf die Flucht in die Unbegreiflichkeit. Er will begreifen. Aber was hilft es, wenn er nun einmal nicht kann.

Was hilft es den Bäumen, wenn sie in den Himmel wachsen wollen? Oder was soll dem der Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit schaden, der nur behauptet, es sei dafür gesorgt, daß sie es nicht können?"

Karl Gutzkow.

(Schluß.)

Das gleichfalls 1855 erschienene Drama „Luz und Söhne" oder wie es jezt heißt: „die Comödie der Besserungen" soll als „Zeitmärchen im Frack" die Vereine für innere Mission in Miscredit bringen. Auch hier hat G. die alte Taktik befolgt, Personen im Dienste der inneren Mission thätig sein zu lassen, welche teils gar nicht, teils nur sehr unbedeutend mit Kirche und Christentum zusammenhängen. Der alte Humanitätsschwärmer Luz will im Dienste der wahren inneren Mission einen Bedientenball geben und scheut sich nicht, das Laster Unglück und das Verbrechen Schicksal zu nennen. Anstatt seinem lüderlichen Schwiegersohn in's Gewissen zu reden, beteiligt er sich an allen möglichen wolthätigen Vereinen. Auch seine Töchter treiben in ihrer Art innere Mission. Die eine ist noch ledig und schreibt darum anonyme Briefe an einen unverheirateten leichtsinnigen jungen Mann, um denselben mittelst schöner Stellen aus Jean Paul, Schiller und Göthe auf den Pfad der Tugend zu bringen. — Charakteristisch ist der Schluß. Es heißt da: erst in Jahrtausenden könne die Comödie der socialen Besserungen gelöst werden. „Vorher aber ist ja all unser Leben Comödie, der Souffleur hier im Herzen — und der Dichter (zeigt gen Himmel) dort oben!" Folgt eine Gruppe. — Das ganze Stück ist alles sittlichen Ernstes bar; Heuchelei, Lüge, Betrug, Kuppelei, Ehebruch, Diebstahl bilden eine ununterbrochene Kette. Wir fragen darum auch hier: wie kam G. dazu, eine derartige Dichtung „Comödie" zu nennen?

Von 1858—1861 ist der andere neunbändige Roman G.'s erschienen: „Der Zauberer von Rom". Mit diesem Namen wird der Papst belegt. An der Spitze der gewaltigen römischen Hierarchie stehend, übt der „Patriarch der Welt", der „Hirt der Welt" durch böse Jesuiten und fromme Weltpriester, durch Orden und religiöse Genossenschaften, durch Beichte und Reliquienfabrik einen zauberartigen Einfluß auf geistliche und weltliche Angelegenheiten. Der Roman spielt fast ausschließlich in der römisch-katholischen Welt. Selbstverständlich haben die Geistlichen die Hauptrollen. Da ist ein alter Landdechant aus der Wessenbergischen Schule, der am Liebsten ein à tout in der Linken, ein „ich passe" auf den Lippen beim Whist sterben möchte; da ist ein genialer Convertit, Pater Sebastus, Franziskanermönch, der um der Liebe zu einer Convertitin willen nie zu innerem Frieden gelangt; da ist ein „junger Streitstier" strengster Richtung, ein Bauernsohn, der in seinem jungkatholischen Eifer so weit geht, daß er von toleranziger statt von ranziger Butter redet; da ist ein Je-

suit, welchem die kurze Robe gestattet wird, um einen vornehmen lutherischen Herrn römisch zu machen; da sind endlich Erzbischöfe und Domcapitulare, Cardinäle und Priester von mancherlei Art und Richtung. Die hervorragendste Stellung nimt aber der einem westfälischen Geschlecht entstammende Bonaventura von Asselyn ein. Anfänglich Offizier, ist er aus Gram über die rasche Wiederverheiratung seiner Mutter nach dem angeblich tragischen Tode seines Vaters in den geistlichen Stand getreten. Er ist ein um seiner aufrichtigen Frömmigkeit hochgeachteter Priester. Als Landpfarrer beginnt er seine Laufbahn, um dieselbe, troz aller Intriguen und Verfolgungen, nach Ueberschreitung der Stufen Domcapitular, Bischof, Erzbischof, Cardinal, als servus servorum Dei zu beschließen. Der Roman hebt etwa mit der Zeit der Kölner Wirren an und schließt — man kann das so genau nicht angeben — vielleicht mit dem nächsten Papst. Wenigstens folgt Bonaventura auf Pio nono und die Einheitsbestrebungen Italiens unter der Leitung der Mazzini, Garibaldi, Napoleon III. Als Papst der Zukunft und zugleich als der lezte der heiligen Väter reformirt er die Kirche: das allgemeine Concil komt wieder zu Ehren, die Bibel darf in allen Sprachen gelesen werden, die Messe hört auf ein Opfer zu sein. Vielleicht werden auch die Jesuiten und der Cölibat beseitigt.

Eine einzige streng-lutherische Christin läßt G. in seinem Roman auftreten: die Gräfin Erdmuthe von Salem-Camphausen, aber auch sie leidet an der großen Schwäche der aufrichtig frommen Christen G.'s, die Worte der h. Schrift in der unpassendsten Weise zu gebrauchen. Da sie erfährt, daß ihr Sohn einer Maitresse zu Liebe Schulden gemacht hat, sagt sie: „Selig sind die Barmherzigen." Einer unglücklich verheirateten Baronin empfiehlt sie auf Grund der Ermahnungen St. Pauli, nicht ehelich zu werden, Scheidung und zweite Ehe mit einem Manne, den sie „anbete."

G.'s Verhalten gegen die römische Kirche ist rein negativ, etwas positives kann er darum nicht entgegensetzen, weil er von Herzen der Grundlehre unserer Kirche eben so fern steht als der römischen Hierarchie.

Der Gegensaz „Wally" und „der Zauberer von Rom" zeigt uns zum mindesten, daß G. die reale Macht des Sittengesetzes hat respectiren lernen. Möchte der Dichter am Abend seines Lebens in eigener lebendiger Erfahrung das Gesez in der ganzen Tiefe seiner Bedeutung und den Einzigen kennen lernen, welcher das Gesez erfüllt hat.

Nachrichten.

Versamlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen.

(Schluß.)

Dagegen bemerkte wieder ein anderer Bruder, daß er zwar die guten Werke des G.-A.-V. von Herzen anerkenne, er habe früher auch demselben angehört, aber er habe in der Mitte desselben so unangenehme Erfahrungen gemacht, daß er sich genötigt gesehen habe, zurückzutreten. Seit 2 Jahren habe er den lebhaften Wunsch gehegt, ihm wieder beizutreten, er habe nach Garantien gesucht, welche ihn vor ähnlichen Erfahrungen schützen möchten. Allein die lezte Wahl des Centralvorstandes habe ihm diese Unterpfänder nicht geboten. Ein anderer Bruder gab zwar zu, daß es manchmal schlimm hergehe an den Festen des G.-A.-V., er habe auf einem derselben einmal eine Predigt gehört, welche das sola fide geradezu umgekehrt habe, und den G.-A.-V. in seiner Freisinnigkeit als den Heros des Jahrhunderts gepriesen. Aber er habe auch gläubige Prediger gehört, und habe seine Freude haben dürfrn an der ganzen Festfeier. Und dann habe er eine Reise nach Italien gemacht, und in Rom eine nicht kurze Zeit geweilt, und sei erdrückt worden von den täglichen Anschauungen des inwendigen Elends, welches sich unter der großen scheinbaren geistlichen Pracht verberge, dann sei er nach Laibach gekommen und sein Herz habe gejubelt, als er dort die einfache evangelische Kirche betreten, welche der G.-A.-V. erbauet habe. Seitdem gehöre sein Herz diesem Verein, er könne nun nicht anders, er müsse seinen edlen Zwecken dienen. Gleich darauf äußerte eine hervorragende Stimme, schon der Name des G.-A.-V. habe etwas Feindseliges, er erinnere an das Blut, welches in dem schrecklichen dreißigjährigen Kriege vergossen sei. Es werde damit in den Gemeinden eine Feindschaft gegen die katholische Kirche genährt, zu welcher wir jezt gerade die wenigste Veranlassung hätten. Wir haben jezt ganz andere Gegensätze zu bekämpfen. Wir haben von der Festigkeit, mit welcher die katholische Kirche diesen entgegen trete, nur zu lernen, und müssen in diesem Kampfe uns ihr anschließen. Ueberhaupt müsse man sich gewöhnen, diese Kirche als den edlen Stamm anzusehen, aus welchem die evangelische Kirche als die edelste Blüte hervorgewachsen sei. Im scharfem Widerspruch dagegen rief die Stimme eines jüngern Bruders, welcher mitten unter einer dichten katholischen Bevölkerung zu wirken hat: eine freundliche Stellung zu Rom einnehmen in der Diaspora heiße geradezu, die anvertrauten Gemeinden an Rom verraten, man werde bald seine Arbeit einstellen müssen. Wer aber hier mit Augen gesehen, was der G.-A.-V. gewirkt, welchen Nöten er abgeholfen, welche Denkmäler er sich gestiftet, wer lebendiger Zeuge von der Einweihung der Dankeskirche in Dingelstedt gewesen wäre, der müsse auch davon zeugen, daß der G.-A.-V. ein Woltäter der Kirche sei, gesegnet von Gott, gesegnet von viel tausend dankbaren evangelischen Brüdern. In eben der Weise hatte schon früher ein junger Geistlicher, der im Posenschen unter ähnlichen Verhältnissen arbeitet, sich ausgesprochen: die eigne Erfahrung lehre am besten, was die Kirche an dem G.-A.-V.

habe, und er bitte dringend, an diesem gesegneten Werke mitzuhelfen, damit noch vielen Durstenden der Becher des Trostes gereicht werden könne, aus dem auch er eine erquickende Labung empfangen habe. „Aber" sprach ein Anderer, „wenn es wahr ist, was ich gehört habe, daß zwei evangelische Gemeinden in der Provinz, weil sie sich nicht zur Union erklären wollten, nicht unterstützt worden sind?" Es wurde dies in Abrede gestellt, aber von anderer Seite erzählt, daß der G.-A.-V. zuweilen zu einer Art von Assecuranzanstalt zu werden scheine; durch den Einfluß eines freisinnigen Geistlichen haben wolhabende Gemeinden, die geringe Beiträge zum G.-A.-V. gegeben haben, eine ansehnliche Unterstützung erhalten, wodurch sie sich nicht unbedeutende Kosten für notwendige Anschaffungen erspart haben. Einer der Brüder meinte auch, der G.-A.-V. dürfe eigentlich nicht einmal wünschen, daß die Confessionellen alle ihm beiträten, die Folge davon würde gewis keine andere sein, als die, daß nicht wenige der jezt zum G.-A.-V. beisteuernden Mitglieder sich zurückzögen. Uebrigens verdienen die Zwecke dieses Vereins alle Unterstützung, es werden ja auch Kirchencollecten für denselben gesammelt, und zu diesen solle jeder reichlich beisteuern. Dasselbe versicherte eine andere gewichtige Stimme: Wir seien ja darüber einig: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz und eine klingende Schelle." Und die Liebe bringe ihre Gaben den Brüdern, die ihrer bedürfen. Wenn er und seine Freunde gegen den G.-A.-V. seien, so seien sie nicht gegen seine Zwecke. Aber wenn man vor einem Hause stehe, von dem man fürchten müsse, daß es in jedem Augenblicke über uns zusammenstürze, so sehe man sich das Fundament an, ob es noch haltbar sei, und wenn man in demselben allerhand verdächtigen Gesichtern begegne, so sehe man sich die Thür an, ob sie nicht zu weit, oder ob die Karte, die man vorzeigen müsse, auch rechter Art sei. „Darum, sprach er weiter, „macht das Fundament fest, und schreibt die Inschrift hell und deutlich auf die Fahne, und macht die Thür so enge, daß wir mit euch eingehen können, die anderen aber weichen. Dann kommen wir gern. Gott ist mein Zeuge, daß es mir Ernst und Bedürfnis ist, mit zu helfen, an dem Liebeswerk. Jezt bleibt uns nichts übrig, als unsere Gaben in den lutherischen Gotteskasten zu legen." Darauf erwiderte ein Anderer, der Versuch sei schon öfter gemacht worden, andere Kassen für die Zwecke des G.-A.-V. zu gründen, aber bis jezt sei dieser Versuch noch nicht auf die Dauer gelungen, die kleineren Bäche fließen von selbst in den Strom, und dieser ins Meer. Wenn übrigens geklagt sei, daß das Haus wanke, so seien gerade die Confessionellen am dringendsten berufen, die festen Bausteine zur Grundung und Stützung des Hauses herzu zu tragen. Schwächen und Mängel haften an jedem menschlichen Werke, nach ihnen allein sei dasselbe nicht zu richten, aber wenn ein jeder, der das Werk selbst wert achte, an dem Schaden zu bessern bemüht wäre, so würde der Herr selbst bald die Garantien schaffen und geben, daß es ihm diene, so daß ein jeder ohne Furcht und Scham seine Hand mit an den Pflug legen könne.

Diese ganze Besprechung, welche wir hier nur in ihren Hauptzügen haben kurz wieder geben können, wurde, wie schon gesagt, mit ungewöhnlicher Teilnahme und Lebendigkeit geführt, aber was noch erfreulicher war, obwol mit vollkommener Wahrheit und Offenheit, doch immer in dem Geiste der Freundlichkeit, Demut und Sanftmut, so daß kein bitteres Wort gesagt und nirgends eine Verstimmung eingetreten ist. Der Vorsitzende sagte zum Schluß, eine vollkommene Einigung in dieser noch von so vielen Seiten bestrittenen und noch so wenig zum Abschluß gekommenen Angelegenheit sei auch hier nicht zu erwarten gewesen. Aber die Verhandlungen haben gezeigt, daß eine Besprechung darüber ein Bedürfnis gewesen und eine gute Frucht derselben werde nicht ausbleiben. Eine erfreuliche Einigkeit sei in der allgemeinen Billigung der Zwecke des Vereins hervorgetreten, und in der Willigkeit, sie, wenn auch in anderer Weise, zu fördern, und es stehe zu erwarten, daß die Brüder, welche dem G.-A.-V. sich auch nicht anzuschließen vermöchten, auf ihre Weise den bedürftigen Glaubensbrüdern ihre Hilfe desto reichlicher angedeihen lassen werden. Es habe Keinem entgehen können, daß die verschiedenen Urteile, welche über den G.-A.-V. laut geworden wären, sich meist nach den individuellen Erfahrungen gerichtet haben, bald guter, bald böser Art, das müsse aber einen jeden veranlassen, ohne lebendige Erfahrung nicht vorweg über den G.-A.-V. abzuurteilen, sondern selbst erst einmal zu hören und zu sehen, und die frühere Erfahrung später noch einmal zu prüfen. Daß die ganze Verfassung des G.-A.-V. jezt noch ihre großen Mängel habe, sei ja von allen zugegeben, aber es sei doch sehr bemerkenswert, daß uns nicht allein der Zutritt nicht verwehrt sei, sondern daß man unsre Gemeinschaft suche und von unserer Mitarbeit Segen erwarte. Unser Heiland, wenn er von einem Kranken um Hilfe angerufen sei, habe nicht erst Garantien gefordert, daß er von ihm nicht angesteckt werde, sondern er habe zugegriffen und ihn geheilt. So wollen wir alle die Gründe noch einmal recht ernstlich vor Gott prüfen, welche uns von der Teilnahme am G.-A.-V. noch zurückhalten möchten, um dann zu thun, was Gott gefällt und was wir vor Ihm zu verantworten gedenken. Zum Schluß stimten wir noch an: Ein' feste Burg ist unser Gott.

Am Abend hielt Herr Pastor Heuduck aus Brumby der versammelten Gemeinde eine erweckliche Andacht über 1 Cor. 15,58 und am folgenden Tag früh 7 Uhr nach gemeinsamem Gesange, Gebet und einer kurzen Ansprache des Vorsitzenden über die Losung der Brüdergemeinde hielt Pastor Danneil aus Niederdodeleben einen Vortrag über Geschichte und Beurteilung des altkirchlichen, lutherischen und agendarischen (1829) Taufformulars, welcher mit 12 Thesen zum festern Anhalt für die weitere Besprechung schloß. Wir müssen hier gleich bemerken, daß dieser belehrende und inhaltreiche Vortrag einen solchen Anklang fand, daß der Antrag auf dessen vollständigen Abdruck gestellt und auch angenommen wurde, wie auch, daß man bei Besprechung der Thesen nicht über die 2. These hinaus kam, so daß bei dem Interesse, welches dieser Gegenstand erweckt hatte, beschlossen wurde, denselben wieder in der nächsten Versamlung aufzunehmen. Unter diesen Umständen können wir uns hier darauf beschränken, den Vortrag nur in seinen allgemeinen Zügen mitzuteilen.

Ref. faßte darin vornämlich vier Punkte ins Auge: 1. Das Wesen der Taufe. Nach Matth. 28, 18 soll Regel die Kindertaufe sein, ein vorübergehender Notstand im Missionsgebiet die Taufe der Erwachsenen. Der Taufsegen ist der: Die natürliche Geburt ist eine That unserer Mutter, unsere Wiedergeburt eine That Gottes. Christus ist seit seiner Menschwerdung nicht blos wahrhaftiger Gott, sondern auch wahrhaftiger Mensch, wir sind seit unserer Taufe nicht blos menschlicher Natur von unseren Eltern, sondern auch göttlicher, aus Gott wiedergeboren, — haben eine doppelte Natur. Wie die natürliche, so ist auch die Wiedergeburt nur ein einmaliger Act, es gibt keine zweite Taufe. Das allmälige Erlödten des alten Menschen und das Nähren und Kräftigen des neuen ist das Erziehungswerk des h. Geistes an uns. Der in der Taufe geborene Mensch ist

erst völlig ausgewachsen in der fröhlichen Auferstehung. 2. Der Taufritus seit der Apostel Zeit und die Entstehung der mittelalterlichen Taufliturgie. Der Taufe geht das Katechumenat vorher, welches im vierten Jahrhundert im weiteren Sinne 2—3 Jahre dauert und endet in 3 Vorbereitungsstufen, bei welchen die Teilnehmer nach ihrer Berechtigung zur Teilnahme an dem öffentlichen Gottesdienste bezeichnet werden: a) als audientes, die nur die Predigt mit anhören, b) als genuflectentes, welche auch dem für sie gesprochenen Gebete und Segen kniend beiwohnen durften, c) als competentes sc. baptismum (φωτιζόμενοι). Außer der Teilnahme an dem öffentlichen Gottesdienste fand keine Unterweisung dieser Katechumenen mehr Statt, sondern der Uebergang von einer Stufe zur andern wurde durch liturgische Acte bezeichnet, welche zulezt in dem Taufformular sich zusammenschlossen. Bei der Aufnahme in die erste Stufe finden wir die Bezeichnung mit dem Kreuz, welcher eine dreimalige Anblasung vorherging, um unter der Formel: recede ab hac imagine dei et da locum spiritui sancto den Satan auszutreiben, womit auch wol die erste Abrenuntiation verknüpft war. Bei der zweiten Stufe ist außer feierlicher Handauflegung die Darreichung von Salz zu bemerken, welches man sich als besonders wirksam zur Austreibung des bösen Geistes dachte. Besonders feierlich war die Aufnahme in die dritte Stufe, wo die competentes zu der Ostern und Pfingsten Statt findenden Taufe unmittelbar und öffentlich vorbereitet wurden und die feierliche Aufschreibung des Namens, besonders aber das Exorcisiren, d. h. die Austreibung des angeblich in jedem Ungetauften vorhandenen bösen Geistes, als liturgische Acte hervortreten. Die Taufkandidaten saßen mit verhülltem Angesicht da und jeder ward einzeln unter dräuenden Beschwörungsformeln exorcisirt. Ref. weiset nun näher nach, wie es gekommen sei, daß man die für die Heilung der singulär Besessenen ursprünglich verordneten Bannungsformeln auch auf alle Heidenproselyten übertragen habe, später selbst auf die Kinder. Am Ostersontage, kurz vor der Taufe, waren folgende Handlungen an den Täuflingen gebräuchlich: Das öffentliche Bekennen des Glaubens und das Beten des V. U., nochmaliger Exorcismus unter Handauflegung, das Berühren der Nase und Ohren mit dem Speichel des Priesters unter dem Rufe: Hephatha und die Abrenuntiation, wobei der Täufling sich gegen Abend wendet, als wolle er Satan in's Reich der Finsternis verstoßen. Dazu kam noch später die Salbung des Täuflings mit exorcisirtem Oele an Brust und Schultern in Kreuzform oder am ganzen Leibe. Ref. sagt: „Dies sind die liturgischen Acte, welche an den Täuflingen der mittelalterlichen Kirche vollzogen wurden, ehe sie zum Empfang des Taufsacraments kamen. Jahre lang zumeist, unter günstigen Umständen Monate und Wochen lang fanden sie unter solchen zauberischen Manipulationen und selbsterdachten Ceremonien Statt. Gewint es nicht den Anschein, als hätte die Kirche durch ihre lange Vorbereitungsarbeit auf die Taufe das wirken und schaffen wollen, was Gott sich selbst in der h. Taufe vorbehalten hat? Mußte nicht das Auge des natürlichen Menschen geblendet werden durch dies als Gottes Werk sich geberdende Menschenthun, und den Blick verlieren für die göttliche Hoheit und Majestät der Taufe im schlichten Wasser?" Was den Taufact selbst betrifft, so ist nur noch zu bemerken, daß das Wasser schon frühe geweiht, später auch exorcisirt, und noch später geheiligt wurde durch Eingießen des vom Bischof am grünen Donnerstag für den Bedarf des ganzen Jahres geweihte Chrisma. Nachdem so das Wasser zur Wiedergeburt befruchtet war, wurde der Täufling über seinen Glauben befragt, und ob er wolle getauft sein. Dann wurde er 3 Mal untergetaucht (Kinder später nur besprengt) und an verschiedenen Teilen des Körpers mit geweihtem Oel als Symbol des geistlichen Priestertums aller Christen gesalbt und unter Handauflezung gesegnet. Bald war diese Salbung und Handauflegung ein Vorrecht des Bischofs, und wenn er nicht selbst getauft hatte, wurde sie von ihm nachgeholt als Vollendung der Taufe, die Confirmation. An den Taufact schlossen sich noch mancherlei symbolische Gebräuche, das Bekleiden mit einem weißen Gewande, einer Binde, Kapuze um das Haupt, Umgürten mit einer Zona, Aufsetzen einer Krone, man gab dem Täufling auch eine brennende Kerze in die Hand, ein Goldstück, Milch und Honig in den Mund und den Friedenskuß. Dann empfingen die Neugetauften das h. Abendmal und erschienen am Sontage Quasimodogeniti in ihren weißen Gewändern. Als in späterer Zeit meist nur noch Kinder getauft wurden, zog die Kirche alle 3 Katechumenatsstationen mit der Taufe zu einem Acte zusammen und deutete durch Vollziehen der einzelnen Teile des Taufactes an verschiedenen Lokalitäten des Gotteshauses die frühere zeitliche Scheidung derselben an.

3. Die beiden Taufformulare Luthers von 1523 u. 1526. Luthers große Pietät erwies sich durchweg auch gegen die mütterliche römische Kirche troz aller ihrer Gebrechen. So wollte er den Taufritus, wie er an ihm selber als Kind vollzogen war, nicht verwerfen; damit aber die Pathen die Taufhandlung verstehen lernten, übersezte er 1523 die römische „Ordnung der Taufe der Erwachsenen" ins Deutsche. Im Nachwort aber warnt er schon vor Schätzung des Anblasens, der Kreuze, des Salzes und aller anderen Dinge, die, von Menschen, die Taufe zu zieren, hinzugethan sind, denn ohne das könne die Taufe geschehen, und Satan fliehe vor solchen kleinen Dingen nicht. Er deutet das Symbol und nimmt schon einzelne Veränderungen mit dem Ritual vor, 1526 aber erscheint das „besser gerüstete" Taufbüchlein. Hier werden Salz, Speichel, Oel, Chrisam, brennende Kerzen samt ihren liturgischen Acten beseitigt. Es bleibt nur die Signation und das Anziehen des Westerhemdes, zu lezterem wird als Schlußgebet der ganzen Handlung die bisherige Chrismationsformel mit der Veränderung gesezt: Der Herr stärke dich mit seiner Gnade, statt: Salbe dich mit dem h. Oele. Das Anblasen fällt weg, aber die Formel: Fahr aus ꝛc. bleibt, von den 3 Exorcismen nur der lezte in abgekürzter Form. Zwischen dem Exorcismus und dem h. Evangelium (Marc. 10) wird das Gebet: Herr, heiliger Vater ꝛc., die Salutation: Der Herr sei ꝛc. beseitigt und die nach der Signation folgenden 2 Gebete zusammen gezogen. Nachdem Ref. nun näher nachgewiesen, in wie weit dieses Taufbüchlein Luthers die Grundlage der Taufformulare der reformatorischen Zeit geworden sei, komt er nun

4. auf die Fortbildung der mangelhaften Taufliturgie Luthers bis zur preuß. Agende v. 1829. Ref. bespricht zunächst den von Luther noch beibehaltenen Exorcismus. Man habe ihm vorgeworfen, daß er damit gebilligt, daß alle Ungetauften vom Satan sollten besessen sein, und daß jeder Priester als solcher die Macht zur Austreibung haben sollte. Aber Luther lehre nirgends, daß der Mensch bis zur Taufe vom Satan besessen sei und habe die alte Formel nur aus Pietät und weil er darin einen kräftigen Ausdruck für die Erbsünde und des Menschen Elend außer Christo sah, beibehalten; und was das Zweite anlangt, so habe er in der Bannungsformel nur ein Gebet des Priesters gesehen, was freilich Andere bezweifelt haben.

Ref. weist nun ausführlicher nach, daß die alten Dogmatiker (Chemnitz, Gerhard) wie Luther gedacht haben, nur einige Geister zweiten Ranges (Menius, Prätorius) haben eine wirkliche Austreibung des Teufels durch den Taufenden behauptet, und die 3 lutherischen Landeskirchen von Preußen, Pfalz-Neuburg und Henneberg haben den Exorcismus im 16ten Jahrhundert abgeschafft. Diese Bewegung sei aber durch das Auftauchen des Kryptocalvinismus aufgehalten und selbst der fromme Joh. Arnd sei als Märtyrer für den Exorcismus als Ausdruck der menschlichen Erbsünde gegen eine Richtung eingetreten, welche diese Lehre abschwächen wollte. Weil man ihn nun aber in aller Härte aufrecht erhalten wollte, wurde er dem Unglauben nach Inhalt und Form zu Hohn und Spott und verschwand endlich aus den Agenden. Die preuß. Agende behielt an Stelle des kleinen Exorcismus nur das zahme Wort: Der Geist des Unreinen gebe Raum dem h. Geiste. Auch Harms in Hermansburg und Löhe wenden ihn nicht an und sogar in katholischen Agenden wird er als etwas nicht zur Taufe Gehöriges vorgestellt.

Hierauf bespricht Ref. die Veränderungen, welche sonst noch in den alten Taufformularen vorgenommen sind. Man habe eine Eingangsvermahnung über die Bedeutung der Taufe beigegeben, während unsere Agende mit richtiger Zugrundelegung der Einsetzungsworte eine freie Ansprache fordere. Die beiden Gebete vor der Taufe sind aus dem luther. Formular meist beibehalten; nur unsere Agende verändert sie in nicht glücklicher Weise. Manche setzen an die Stelle nur ein Bittgebet um den Segen der Taufe. Zu diesen Verordnungen gab die Erwägung Anlaß, daß das erste Gebet Luthers ein nicht mehr ganz passendes Katechumenatsgebet sei. Eine Beziehung auf den Taufbefehl ist jedenfalls in dem Gebet vor der Taufe wünschenswert, wie sie schon in alten Gebeten sich vorfindet. Zu der Schriftstelle Marc. 10 erscheint in manchen Agenden eine formulirte Auslegung, die nicht nötig erscheint. Das Vaterunser wurde ursprünglich von dem Täufling gebetet, jetzt vom Täufer bald mit, bald ohne Doxologie. Die Handauflegung dabei geschieht nicht überall durch die Pathen, das Niederknien ganz selten. Nach den Worten: „Der Herr behüte dich“ haben mehrere Agenden eine Ermahnung an die Pathen, des Kindes sich treulich anzunehmen. Die 3 Taufragen haben mancherlei Veränderung erlitten. Luther ließ die Fragen an das Kind richten und ihm sind die meisten Agenden darin gefolgt, aber Höfling hat 100 alte und neue Agenden verglichen, welche nach Recitation des Glaubens die Fragen an die Pathen haben: „Ob sie begehren, daß das Kind auf diesen Glauben getauft werde, und ob sie versprechen, nebst den Eltern dafür zu sorgen, daß es in demselben wol unterwiesen, erzogen und bei dem Bekentnis desselben erhalten werde.“ Die preuß. Agende richtet im Hauptformular die Fragen an das Kind, im Nebenformular gestattet sie, die Fragen an die Pathen zu richten. — Die Abrenuntiation versteht Luther nicht rückschauend, sondern vorschauend, nicht, als wären die Kinder in der Gewalt des Satans, sondern als sollten sie sich der Gewalt des Satans erwehren. Mehrere Formulare sind auch darin von dem altkirchlichen Formular abgewichen, daß sie nicht dem Teufel, sondern der Sünde entsagen lassen. Manche lassen die ganze Abrenuntiation weg, und Höfling meint, sie sei auch überflüssig, nachdem die Pathen befragt seien, ob sie für eine wahrhaft christliche Erziehung des Kindes sorgen zu wollen. (?) Das Glaubensbekentnis erscheint bei Luther abgekürzt, weil der Täufling ursprünglich es selbst sagte, die späteren Formulare haben es vollständig. Die Frage an den Täufling: „Willst du getauft sein?“ lassen alle Agenden, welche die Fragen an die Pathen richten, natürlich ganz weg. Das Weihen des Taufwassers hat Luther um so mehr abgeschafft, als es ein Vorrecht des Bischofs war und viel Aberglauben sich daran hängte. — Das Westerhemd, welches Luther beibehalten, ist erst spät beseitigt worden, aber zur Zeit der preuß. Agende war dasselbe wol nicht mehr in Gebrauch, weil sie desselben gar nicht erwähnt.*) Zum Schluß des Ganzen hat Luther das ursprünglich zur Chrismation gehörige Segenswort über dem Kinde; es komt dann bisweilen eine Anrede an die Pathen, und in vielen Agenden, auch in der preuß., schließt die ganze Handlung mit dem aaronischen Segen. Weder Luther noch die preuß. Agende haben ein Dankgebet, welches zugleich die Bitte ausspricht, daß Gott das Kind in der Taufgnade erhalten wolle, was ein offenbarer Mangel ist, dem viele andere Agenden aber abhelfen. Ref. schließt seinen Vortrag mit einem solchen.

Die Verhandlung bewegte sich heute hauptsächlich nur um die Frage, ob, wie die preuß. Agende will, eine freie Ansprache an die Pathen zu richten, oder ob ein Formular vorzuziehen sei. Ref. erklärt sich für jene, und mit ihm eine nicht kleine Anzahl von Brüdern, welche darauf hinweisen, daß bei der jetzigen religiösen Unwissenheit durch eine solche die Bedeutung der Taufe den Pathen am besten erklärt, überhaupt diese Gelegenheit nicht unbenuzt gelassen werden dürfe, Leuten, welche sonst nie in der Kirche erschienen, das Wort Gottes zu verkündigen. Dagegen wurde freilich bemerkt, daß ungläubige Pastoren dieselbe Gelegenheit zur Ausbreitung falscher Lehre benutzen könten, und daß es doch bedenklich erscheinen müsse, die Taufe eines Kindes als Gelegenheit zur Bekehrung der Pathen zu gebrauchen. Diese Erwägung und der Segen eines guten Formulars für alle Fälle, auch den einer mangelnden Disposition zu einer inhaltreichen und gesalbten Taufrede, schienen die Mehrzahl zu bestimmen, sich für den Gebrauch eines solchen zu erklären, wenigstens dafür, daß ein solches auch in unsere Agende aufgenommen würde, nur müsse es die Bedeutung der Taufe in einer klareren und kräftigeren Weise aussprechen, als die in dem Anhange derselben bereits stehende kurze Ansprache an die Pathen.

Da die Zeit zum Schlusse der Versamlungen drängte, wies der Vorsitzende noch kurz auf die zum Teil so bedeutsamen Resultate derselben hin und ermunterte zu neuem Muthe und zu neuer Treue und Liebe.

---

*) Es war vielmehr bis 1830 ganz allgemein in Westpreußen und bei den polnischen Lutheranern.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 23. Mai. № 41.

Dr. Niemann und Dr. Uhlhorn.

Die modernen Darstellungen des Lebens Jesu. Vier Vorträge von Dr. Uhlhorn.

Jesu Sündlosigkeit und heilige Vollkommenheit. Ein Vortrag von Dr. Niemann.

Der evangelische Verein zu Hannover, in welchem die genanten Vorträge während des lezten Winters gehalten sind, ist damit in die apologetische Arbeit der Gegenwart eingetreten, die der gleichnamige ältere Verein zu Berlin seit Jahren in so dankenswerter und erfolgreicher Weise sich zur Aufgabe gemacht hat.

Einen Aufschwung, wie ihn die Apologetik in den lezten Zeiten genommen hat, finden wir bei keiner anderen Wissenschaft. Vergleicht man, was auf diesem Gebiete jezt geleistet wird, mit den matten und blöden, ihrer selbst nicht gewissen Versuchen, die man uns in unserer Jugendzeit bot, so zeigt sich nicht allein in quantitativer Hinsicht, sondern viel mehr noch in der siegesmächtigen Kraft der neueren Productionen ein wunderbarer Fortschritt. Damals das drückende Gefühl, eine halb verlorene Sache zu verteidigen, unter beständigem Zurückweichen kaum noch die Hoffnung, die innerste Burg des Glaubens behaupten zu können, jezt, wohin man sieht, in Zeit- und Flugschriften, in öffentlichen Vorträgen und wissenschaftlichen Werken, frischer, mutiger Kampf, aus der Verteidigung zum Angriff übergehend, die feindseligen Anläufe nicht blos abwehrend, sondern zurückdrängend, und als Frucht davon nicht allein Sicherstellung der unvergänglichen Heiligtümer, sondern Schritt für Schritt Wiedergewinnung selbst solcher Glaubensgebiete, die seit lange her fast aufgegeben schienen. Wie viel verdanken wir allein den lichtvollen Erörterungen der Evang. Kirchenzeitung über den Organismus der Evangelien!

Ist der Glaube an den persönlichen, seiner selbst mächtigen Gott die gemeinsame Wurzel, aus der beides hervorwächst, die Wahrheit des Erkennens und die Thatkraft des sittlichen und geheiligten Lebens, so konte nach beiden Richtungen hin nichts verderblicher sein, als daß Gottes Dasein und Wesen unserem Volke aus einem allbestimmenden Glaubenssatze immer mehr zu einem zweifelhaften, ja vermeintlich unlösbaren Problem wurde. Wir haben es gesehen, wie gleich einer zerstörenden Gangräne, gleich einem fressenden Krebse der Zweifel immer tiefer bis in das Mark des Lebens vordrang und dann wieder von diesem Centrum aus sein Gift durch alle Glieder verbreitete. Sollen wir nicht dankbar sein, wenn allmälig wieder das Herz von seiner Krankheit gesundet, und von da aus die Lebenssäfte wieder durch die Glieder sich ergießen, so daß selbst fern abliegende Zweige, die längst verdorret schienen, von neuem fröhlich zu grünen anfangen? Sollen wir darin nicht die Gnade des Hauptes und Herrn der Kirche erkennen, der die Bitten seiner verzagenden Glieder erhört und durch seinen Geist sich Werkzeuge erweckt hat, durch die er seine Sache siegreich führt?

Die Apologetik hat eine hochwichtige Aufgabe. Es handelt sich nicht allein um die einzelnen Selen, die durch ihre Arbeit aus dem Zweifel zum Glauben, aus der Verleugnung zum Bekentnis, aus der Sündenknechtschaft zur Bekehrung hinübergeführt werden. Auch das ist ein Großes. Denn es gibt ohne Zweifel Unzählige, die wol ein Verlangen nach Licht und Heiligung in sich tragen, aber ohne eine solche Handreichung nicht im Stande sind, dem Strome des Weltsinnes zu widerstehen, und ihnen zu Hilfe zu kommen ist ja der ernstlichsten Bemühung wert. Viel wichtiger erscheint es noch, wenn wir auf das Ganze schauen, daß der Offenbarungswahrheit wieder allgemeinere Geltung errungen wird, daß sie aus der erniedrigenden Stellung einer blos geduldeten Privatmeinung wieder zu dem ihr gebührenden königlichen Range der Alleinberechtigung gelangt, und gerade dies halten wir für das eigentliche Ziel der Apologetik.

Dabei mag es nicht überflüssig sein, davor zu warnen, daß man von der Apologetik nicht Wirkungen erwarten möge, die sie nicht hervorbringen kann, weil sie ihr nicht verheißen sind. Sanguiniker könten, irre geleitet durch die großen Erfolge der Apologetik, sich der Hoffnung überlassen, daß wir einer Zeit entgegengingen, in welcher die christliche Wahrheit ebenso allgemein anerkant sein würde, wie sie jezt bestritten ist, und das christliche Lebensprincip ebenso ausschließlich herschend, wie ihm jezt widersprochen wird. Sie könten an eine allgemeine Bekehrung der Ungläubigen, an eine Rückkehr aller Abgefallenen denken. Vor derartigen Träumen haben wir allen Grund uns zu hüten.

Es würde ein folgenschwerer Misverstand sein, aus der Weisſagung des Herrn von der einen Heerde und dem einen Hirten die Hoffnung zu entnehmen, daß einmal eine Zeit kommen werde, wo das ganze Menschengeschlecht mit allen seinen Gliedern seinem Herrn und Erlöser im Glauben dienen, wo sein Friedensreich auf Erden zu unbestrittener Herschaft gelangen werde. Allzu bestimt haben Christus und seine Apostel den Abfall vorausgesagt und den Kampf mit dämonischen Mächten,

nicht blos in den Entwickelungs- und Uebergangsperioden der Kirche, sondern gerade für die lezten Zeiten, als daß wir etwas Anderes erwarten dürften, als ein immer gesteigertes Ringen der Finsternis wider das Licht, bis mit der Wiederkunft des Herrn der neue Aeon anbrechen wird. Und die Zeit, in der wir leben, macht uns die Notwendigkeit und die Natur dieses Kampfes verständlicher, als sie es je zuvor gewesen ist.

Die Mächte der Finsternis sind in früheren Zeiten nicht weniger geschäftig gewesen als jezt. Teufel, Welt und Fleisch erscheinen im Mittelalter wol furchtbarer in den Ausbrüchen ihres gottfeindlichen Wesens als in den Tagen der Civilisation. Aber damals standen sie unter dem Banne einer allgemein anerkanten christlichen Auctorität, die sie mit eiserner Rute züchtigte und mit gewaltiger Faust niederhielt. Daher denn auch die Feinde des Herrn zu der Zeit wußten und bekanten, daß sie dem Teufel dienten. Wir danken es der Reformation, daß sie den Grundsaz aufgestellt hat: Nicht mit den Waffen fleischlicher Gewalt, nicht mit Feuer und Schwert soll Unglaube und Heidentum bekämpft werden, sondern allein mit dem Schwerte des Wortes Gottes und dem Feuer des heiligen Geistes! Wir können nicht leugnen, daß dieser Grundsaz selbst auf dem Gebiete des Protestantismus nur sehr allmälig durchgedrungen ist. Fleischliche Gewalt, die Macht des Staates hat noch Jahrhunderte lange der Kirche gegen ihre Feinde zu Gebote gestanden und ist von der evangelischen Kirche manchmal nicht weniger angewandt als von der römischen. Damit ist es jezt vorbei, hoffentlich auf immer. Der Zwang hat sein Recht, wo es gilt, die gesezliche Ordnung in Kirche und Staat aufrechtzuhalten, nicht aber den Unglauben zu bekehren. So müssen wir aber auch die Consequenzen hinnehmen, die ungehemte Entfaltung des Paganismus, des Atheismus, das Sturmlaufen der dämonischen Kräfte gegen die Kirche und ihre Heiligtümer. Der Kampf, der uns verordnet ist, soll und darf allein mit geistlichen Waffen geführt werden, und der Beruf, diese Waffen zu schmieden und zu schärfen, die Rüstkammern zu füllen und die Streiter auszurüsten und zu üben, dieser Beruf ist der Apologetik geworden.

Die Bedeutung der Vorträge von Uhlhorn und Niemann wird von Freund und Feind anerkant. Die Zeitung für Norddeutschland in Hannover, die unermüdliche Predigerin des Evangeliums des Diesseits, hätte sie wol gern todtgeschwiegen; da sie das nicht konte, hat sie eine Widerlegung versucht, die nur von ihrem Standpunkte aus als erfolgreich angesehen werden kann. Wo noch Empfänglichkeit ist für Gottes Wort, da sind sie dankbar und freudig aufgenommen. Man fühlt sich erquickt durch das seit lange nicht Erlebte, daß die Buchhandlungen jede ankommende Sendung dieser Vorträge sofort vergriffen sehen, daß Schriften, die rein geistliche Dinge behandeln, innerhalb weniger Wochen zum zweiten, dritten Male aufgelegt werden müssen. Freilich ist Baurschmidt's Brandschrift gegen den neuen Hannoverschen Katechismus vor bald vier Jahren noch begieriger gekauft worden, aber man darf nicht übersehen, daß damals die fanatisch aufgestachelte Leidenschaft kaufte, während es jezt vorwiegend das Verlangen nach Wahrheit ist, was sich den Vorträgen mit so lebendiger Teilnahme zuwendet und in ihnen die gewünschte Befriedigung findet. Wir möchten es ein eigentliches Charisma nennen, wenn es in dieser Zeit der Unklarheit und Meinungsverwirrung Jemandem gegeben wird, die wahre Gestalt, die Realität der Dinge ohne Blendung zu sehen und das Gesehene stets mit dem einfachsten und treffendsten Worte auszusprechen; und diese Gabe ist es, die den Vorträgen so viele Herzen gewint.

Pressensé in dem neu erschienenen Leben Jesu behandelt zuerst das Uebernatürliche, das Wunder, bespricht dann die Glaubwürdigkeit der Evangelien und zeichnet dann erst auf der also gewonnenen Grundlage das Lebensbild des Herrn. Uhlhorn geht den umgekehrten Weg: in den beiden ersten charakterisirt er die Darstellungen des Lebens Jesu von Renan, Schenkel und Strauß, im dritten erörtert er die Evangelienfrage, im vierten die Wunderfrage. Man hat das auf entgegengesezтem Standpunkte ein unwissenschaftliches Verfahren genant, auch den eigentlich gelehrten Apparat in den Vorträgen vermißt. Allein man wird zugestehen müssen, daß Forschung und Studium, die der Sachkundige überall hervorleuchten sieht, in populären Vorträgen sich nicht in den Vordergrund drängen dürfen, und für den angegebenen regressiven Weg lagen hier die wichtigsten Gründe vor. Erstlich waren die Zuhörer gerade auf die „modernen Darstellungen" gespant, sie durften nicht durch allgemeine grundlegende Betrachtungen ermüdet werden. Sodann war es richtig, die Evangelien- und Wunderfrage erst dann zu behandeln, wenn für diese Fragen ein lebendiges Interesse durch die ersten Vorträge geweckt war.

Wie erklärt sich das Erscheinen des Lebens Jesu von Renan? woher überhaupt der Eifer, mit welchem unsere Zeit sich dem Leben des Herrn zuwendet? Uhlhorn erklärt diese Erscheinung aus dem Zusammenhange einer langjährigen Entwickelung. In großen Zügen führt er der Betrachtung die früheren Versuche vor, die allesamt kein anderes Interesse hatten, als das Uebernatürliche aus dem Christentum auszuscheiden: den alten Rationalismus, der dies vermittelst der Accommodationstheorie und der natürlichen Wundererklärung zu erreichen suchte; dann als dieser sich ausgelebt hatte und keinen tieferen Geist mehr befriedigte, vor dreißig Jahren die mythische Hypothese von David Strauß, wonach Jesus ein fast unbekanter Mensch ist, den die Nachwelt absichtslos mit einem Kranze von Sagen geschmückt hat; darauf Baur und die Tübinger Schule, denen Jesus an sich ebenso unbedeutend ist und das Urchristentum zu einem Kampfe zweier streitenden Parteien wird, die neutestamentlichen Bücher zu Tendenzschriften von keinem anderen Werte, als Zeugen zu sein von dem Kampfe und der endlichen Aussöhnung dieser Parteien; endlich, da man nun doch hat einsehen müssen, daß das Christentum unbegreiflich ist ohne die Person seines Stifters, die neuesten Versuche, diese Person rein menschlich und natürlich zu fassen und die Kirche als ihr natürliches Produkt darzustellen — in allen diesen Wandelungen das eine und selbige

Verlangen, ein Christentum zu haben ohne Wunder! So verlieren diese Versuche das Auffällige und Beängstigende, was sie bei ihrem ersten Hervortreten haben. „Alles Plözliche hat etwas Erschreckendes, das sich verliert, wenn man das allmälige Werden der Erscheinung erkennt. Es gibt schon ein gewisses Vertrauen zu dem Christusbilde der Kirche, wenn man die ganze Reihe der Versuche, es zu beseitigen, überblickt und sieht, wie jeder neue Versuch damit begint, die voraufgehenden als ungenügend darzustellen. Es ist einem, als hörte man schon vor der Thür das Rauschen der Füße derer, die da kommen, die auch hinauszutragen, die jezt die Gegenwart beherschen."

Von Renan „werden die Evangelien durcheinandergemengt wie ein Kartenspiel, in lauter einzelne Stücke und Stückchen aufgelöst und diese dann zu einem Mosaik zusammengesezt ohne jede Beachtung der Chronologie und des Planes der Evangelien nach einer selbsterfundenen Chronologie, für welche die Quellen nicht den geringsten Anhalt bieten." Jesus hat eine schöne reine Periode, und zwar vor dem Zusammentreffen mit Johannes, da lebt er in der reinen Idee des Gottesreiches der Liebe und lehrt dasselbe — die „galiläische Idylle" —; dann aber, weil die reine Idee in der Welt sich niemals realisiren kann, ohne sich zu compromittiren, d. h. ohne mit der Sünde in gewisser Weise einen Vertrag zu machen, wird er von seinen Anhängern weiter und weiter getrieben, wird zum Schwärmer, zum Betrüger wider Willen, und zulezt (bei der Auferweckung des Lazarus) zum bewußten Betrüger, der zum Glück gerade noch zu rechter Zeit getödtet wird, ehe er sittlich untergeht. „Und der soll der Stifter des Christentums, der Gründer der Kirche sein? — Mutet man uns da nicht etwas rein Unbegreifliches, rein Unmögliches zu? Da lebt in Palästina dieser Jesus, ein Schwärmer, der sich für allmächtig hält, ohne es zu sein, der sich als den Weltrichter träumt und ist doch nur ein Mensch, der den Schein annimt, Wunder zu thun, und thut keine, der zulezt zum Betrüger wird und durch eigene Schuld untergeht — und 20 Jahre nach seinem Tode erklären ihn eben dieselben, die mit ihm umgegangen sind, für einen Gott, und, was das Seltsamste ist, finden damit Glauben. Er hat sich selbst den Betrug gefallen lassen, und das vergißt man nicht blos, sondern macht ihn zum Stifter einer Religion, die alle Lüge aufs härteste verurteilt." Und das Alles, weil „nichts Uebernatürliches wahr sein kann," weil Renan's Gott der Gott des Pantheismus ist.

„Schenkel's Christus schwebt haltlos in der Mitte zwischen dem Christus mit Sünde, den uns Renan gibt, und dem sündlosen Christus der Kirche." Es ist anzuerkennen, daß Schenkel das Verlangen hat, Jesum ohne Sünde darzustellen. Aber das ist bei einer nur menschlichen Entwickelung nicht möglich, und da es einmol nichts Uebernatürliches geben kann, so sind die schweren sittlichen Gebrechen der Unwahrhaftigkeit und Selbstüberhebung nicht wegzubringen. Man erinnert sich, wie entrüstet Schenkel bei dem Erscheinen von Renan's Werk sich aussprach über die französische Frivolität, wie er dagegen die deutsche Gründlichkeit, die Keuschheit der deutschen Wissenschaft rühmte. Davon aber ist seine Schrift keineswegs ein glänzender Beweis. Ist Renan's Christusbild ein willkürlich gemachtes, so ist es doch ein klares und faßliches; das Schenkel'sche ist farblos und verschwommen. Wie wenig bestimt die Zeichnung ist, ergibt sich z. B. daraus, daß Freunde und Gegner der Meinung gewesen sind, Schenkel leugne die Auferstehung Christi, und daß er selbst hinterher behauptet, sie gelehrt zu haben. Nicht treu ist das Bild, denn es werden ihm einerseits Zuthaten gegeben aus einem himmelweit verschiedenen Bildungskreise, aus den Anschauungen unserer Gegenwart, andererseits werden die Quellen gemishandelt und immer nur so weit benuzt, wie es dem Verfasser paßt. Dem Marcus schreibt er die relativ größte Glaubwürdigkeit und Ursprünglichkeit zu, aber die Wundersage ist späterer Zusaz, und doch entstehen überall unlösbare Schwirigkeiten, mag man annehmen, daß diese Wundersage von dem lezten Ueberarbeiter, oder von Marcus selbst, oder von Petrus, seinem Gewährsmann, dem ächten Leben angefügt sei. Das Johannesevangelium ist keine apostolische Schrift, aber wo einzelne in demselben enthaltene Reden oder Thatsachen in den Kram des Verfassers passen, da werden sie unbedenklich benuzt. Das ist „kritische Halbheit", „bloße Willkür", die sich allein durch dogmatische Voraussetzungen bestimmen läßt. Ueberdies ist es ein unwürdiges Verfahren, unter der Maske des vorgeblichen Christus den Gegnern zu Leibe zu gehen. „Will man eine Parteischrift schreiben, so schreibe man eine, aber es heißt das Heiligste entwürdigen, wenn man das Leben Jesu im Dienste der Parteipolemik misbraucht, um eine Parteischrift daraus zu machen."

So wenig aber das Charakterbild Jesu von Schenkel ein geschichtlich treues ist, so wenig ist es auch ein ächt menschliches. Denn obwol bloßer Mensch, innerhalb der Schranken der menschlichen Natur bleibend, soll Jesus doch das Urbild der Menschheit sein, das Licht der Welt. Man soll an ihn glauben. Glauben aber kann man nur an Gott, und ist Christus nicht Gott, so ist an ihn glauben Abgötterei.

Woher diese Halbheit? Uhlhorn beantwortet die Frage, indem er auf die Stellung Schenkel's als kirchliches Parteihaupt hinweiset. Als solches muß er das Volk hinter sich haben. Er kann seiner nicht entbehren, denn sein Ziel ist nicht „Bildung einer theologischen Schule, sondern einer Kirche mit neuer Verfassung und neuem Bekentnis". „Dazu bedarf er des Volkes, und zwar nicht des Teiles (und dieser ist im Ganzen noch ein kleiner Bruchteil), dem Christentum und Kirche ganz gleichgiltig sind, der sie am liebsten ganz abschaffte, sondern des Teiles, der zwar das alte Bekentnis nicht versteht, andererseits aber doch noch eine Kirche behalten will, noch Weihnachten und Ostern feiern, Sontag, Taufe und Abendmal noch nicht missen mag." Im Volke lebt noch der alte Rationalismus; dieser Richtung hat Schenkel zu dienen versucht. So trägt das von ihm gezeichnete Bild die Züge des altrationalistischen Christus.

Wenn Uhlhorn hierin das Gefährliche des Buches findet, so erinnert er zum Troste daran, daß man „einen Todten nicht wieder lebendig macht, wenn man ihn auch mit noch so vielem

Flitter behängt und mit großem Wortschwall auf die Bühne bringt." Für lange Zeit können solche Halbheiten nicht Macht gewinnen, und die Arbeit, sie zu nichte zu machen, wird von Niemand eifriger und schonungsloser betrieben, als von Strauß, der seinen alten Feind, den Rationalismus, in Schenkel wieder erkent und aufs Blut verfolgt. Der Verfasser hielt dafür, daß Alles dahin dränge, entweder für Strauß oder für die Kirche sich zu entscheiden, wobei freilich auf die Vorliebe, die die meisten Menschen gerade für das Halbe, das juste milieu, haben, nicht genug gerechnet sein mag. Sieht man doch manche Leute, die den Standpunkt von Strauß für den einzig consequenten erklären, gleichzeitig recht eifrig im Bunde mit Schenkel arbeiten und agitiren — als Bahnbrecher gegen die Kirche können sie ihn ja jedenfalls wol brauchen.

Das neuere Werk von Strauß wird in den Vorträgen nur kurz besprochen. Was wäre auch viel darüber zu sagen? Es ist ja die reine und consequente Negation des Uebernatürlichen. Daher die Evangelien eine Sagensamlung, entstanden durch den Schluß aus den Weissagungen des Alten Testaments auf die Erfüllung in Jesus, dieser selbst gar wenig bekant, und wenn er auch ein bedeutender Mensch gewesen sein sollte, doch sicherlich nichts weiter als ein solcher — wobei sich die frühere Frage wieder aufdrängt, wie denn auf solcher zweifelhaften Persönlichkeit die Kirche, und wie auf einer Schlußfolgerung das Christentum habe entstehen können?

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Kirchliche Zustände der Schweiz.

Unter den Schriften, welche leztes Jahr gegen den schweizerischen Rationalismus erschienen sind, nenne ich Ihnen

Stutz. Die Thatsachen des Glaubens. Vorträge über die religiösen Streitfragen unserer Zeit und unseres Ortes. Zürich. Hanke 1865.

Vor einem großen Publikum wurden diese Vorträge gehalten, und verfehlten nicht Aufsehen zu machen. Selbst Professor Keim und der sonst auf aristokratischer Höhe sich haltende Professor Alex. Schweizer wurden zu Ausfällen auf dem Katheder veranlaßt. Herr Stutz ist Laie, aber besizt eine gründliche Kentnis der einschlagenden Literatur, selbst der Schriften der Tübinger Schule. Als Lehrer an der Volksschule hatte er an Collegen erfahren, wie herlich die Früchte radikaler Aufklärung werden, wenn sie aus der theologischen Höhe herunterfallen, als selbständigen Naturforscher erfüllte ihn das Gerede von moderner Bildung und ewigen Naturgesetzen mit Widerwillen. Er will der eingeschüchterten gläubigen Partei Selbstgefühl, Kampfeslust geben, daß sie sich nicht imponiren lasse von dem mehr übermütigen als überlegenen Gegner.

Herr Stutz ist eine ursprüngliche, eckige, wenn man will agitatorische Natur. Er hat seine Herzensfreude an dem evangelischen Glauben, und das gibt seinen Worten etwas Sicheres, Frisches.

Seine Vorträge haben als Reden an das zürcherische Volk zeitgeschichtliche Bedeutung, vor allem, da sie sich auf bestimte Persönlichkeiten beziehen, lokales Interesse; da aber die Parteien im Wesentlichen überall dieselben sind, so möchten diese kernhaften, so recht überzeugten und tapfer zur Treue am alten und ewig jungen Glauben ermunternden Worte auch in weitern Kreisen gern gelesen werden, als ein Zeugnis aus dem freien Schweizerlande, wo es Gottlob auch noch Herzen gibt, die dem heiligen Christusglauben mit Begeisterung entgegenschlagen, ein Christentum der Thatsachen, nicht der Rhetorik verkünden.

Interessant war übrigens die Entrüstung der freisinnigen Partei, die sonst immer Gemeindebewußtsein, Volk, Mündigkeit, liberale Entwicklung im Munde führt, daß ein Laie über solche Dinge rede. Ein Lehrer der Partei scheute sich nicht, einen Bannstrahl gegen laienhaftes Denken auszusenden. Es ist die alte Geschichte. Wir aber freuen uns, daß es bei uns Leute gibt, die bereit sind den frischen fröhlichen Kampf des Glaubens zu führen.

Heer. Dies ist der Sieg, der die Welt überwunden. Apologetische Betrachtungen. Zürich 1865.

Diese Vorträge sind Zeugnisse einer ernsten, gewissenhaften, aber noch im Suchen begriffenen, nicht einer fertigen in sich klaren Natur. Der Verfasser ist selbst noch bewegt von den Kämpfen der Zeit, selber noch nicht ins Reine gekommen, und sie geben deshalb nicht den hellen Ton wie die Reden von Stutz.

Joh. Hirzel. Das apostolische Glaubensbekentnis, für die Gemeinde erklärt in sechs Vorträgen. Zürich 1865. 2. Aufl.

Der Verfasser hat früher eine Abhandlung über die Wunder geschrieben, die zum Besten gehört was in dieser Sache gesagt worden ist. Sie verdient die Beachtung aller Theologen. Die vorliegende Schrift ist minder bedeutend. Sie ist veranlaßt durch die schwebende Frage, ob das apostolische Glaubensbekentnis länger einen Bestandteil unserer Liturgie bilden soll. Dem Verfasser steht die Gabe volkstümlicher Rede nicht recht zu Gebote; — und für die Gemeinde will er hier schreiben — doch spürt man ihm an, daß er die drängenden Fragen der Zeit bei sich selber reiflich erwogen.

Held. Selbstzeugnisse Jesu in fünfzehn Betrachtungen für die Suchenden unserer Zeit. Nebst neun Predigten. Zürich. Meyer 1865.

— Jesus der Christ. Sechszehn apologetische Vorträge über die Grundlehren des Christentums. Zürich. Meyer 1865.

Held bewegt sich mit Vorliebe im Centrum des Glaubens. Die Person Christi und sein priesterliches Opfer sind ihm ins Herz gegangen, und er findet nicht genug Worte, um davon zu zeugen. Der Grundgedanke ist, daß unsre Gegenwart, so gut wie jede andere Zeit, des ganzen vollen biblischen Christus bedarf, und sich selbst schädigt, und schändet, wenn sie ihn sich verkürzen und verdunkeln läßt, daß der Menschheit Innerstes und Bestes Ihn, den Christus der Propheten und Apostel und keinen Andern sucht.

Mystische Liebesfülle, Glanz der Sprache, Bildung modernster Eleganz zeichnen alles was Held sagt und schreibt aus, nur daß er sich in der lebendigen Bewegung der Rede oft vergißt und den nüchternen Faden verliert. Blätter, Blüthen und Ranken in Fülle, aber zu wenig Geäste.

Uns Schweizern sind diese Zeugnisse eine liebe Erinnerung an den Mann, der durch seine Hingabe und Wärme die religiöse Empfindung so vieler bei uns angefacht hat.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 26. Mai. № 42.

Der Feigenbaum.

(Fortsetzung.)

Wir kehren zurück zu unserem nächsten Gegenstande. Daß der Vorgang gerade hier an seiner rechten Stelle ist, das muß auch ein Strauß anerkennen; er sagt: „Daß es in der lezten Lebenswoche Jesu, auf einem seiner lezten Gänge von Bethanien nach Jerusalem ist, wo er den unfruchtbaren Baum bemerkt und an demselben Gericht geübt haben soll, hängt mit der Bedeutung der Geschichte insofern zusammen, als sich allerdings eben damals Israels Unempfänglichkeit für das ihm von Jesu dargebotene Heil vollends entschied.“ Es ist hier noch ein Doppeltes ins Auge zu fassen. Zuerst, wie Jesus sich den Häschern erst dann auslieferte, nachdem er sie zu Boden geworfen hatte, damit allen seiner Gottheit nachteiligen Schlüssen aus seiner Gefangennehmung vorgebeugt werde und die Freiwilligkeit seiner Hingabe in den Tod ans Licht trete, so zeigte er auch durch die wirksame Verfluchung des Feigenbaumes, an dem vorgebildet wurde, was einst an den Juden geschehen sollte, daß er sich nur freiwillig ihrer Feindschaft auslieferte, und beugte dem Anstoße vor, den die Jünger an seiner wehrlosen Hingabe nehmen konten. Ferner, die Hauptträger der Feindschaft der Welt gegen das in Christo erschienene Heil sollten nach dem Hingange Jesu zunächst die Juden sein. Die Jünger Christi waren durch mehrere Decennien in ihrer Mitte wie Schafe unter den Wölfen. Daß sie wegen ihrer grimmigen Feindschaft nicht verzagten, dazu mußte diese Thatsache eine mächtige Hilfe sein. Im Blicke auf sie erkanten sie in ihnen nur Enden rauchender Feuerbrände, eine dem baldigen Schlachten bestimte Heerde. Ihr Untergang war durch diese Thatsache verbürgt. Der volle Besiz der göttlichen Allmacht gehörte nicht weniger dazu, den vorbildlichen Feigenbaum bis zu seinen Wurzeln verdorren zu machen, wie zur Herbeiführung der gegenbildlichen Zerstörung. Es war eine Thatsache, an der jeder Zweifel an des Herrn Willen und Kraft seinem Volke gegen die Juden zu helfen verstummen mußte.

Fassen wir nun das Verhältnis der Evangelisten zu einander in Bezug auf diese Thatsache ins Auge. Es ist um so lehrreicher, da an dieser Einzelheit das Ganze dieses Verhältnisses zur Erscheinung komt. Matthäus geht voran, Marcus ergänzt ihn. Er holt 1. den Umstand nach, daß die Wirkung des Fluches von den Jüngern erst am folgenden Tage wahrgenommen wurde, und legt das bei Matthäus der Kürze wegen Zusammengezogene auseinander. Der vorwiegend theologisch gerichtete Matthäus verhält sich gegen solche Nebenumstände vorwiegend indifferent, für Marcus, der eine Freude an dem Aeußerlichen der geschichtlichen Vorgänge hat, sind sie bedeutsam. 2. Marcus fügt die Bemerkung ein, daß damals nicht Feigenzeit war, was sich für die mit den natürlichen Verhältnissen Paläſtinas vertrauten ersten Leser des Matthäus von selbst verstand: daß es um die Passazeit noch keine reifen Feigen gab, daß also Jesus, indem er sie an dem Baume suchte, diesen nur als Bild des geistlichen Feigenbaumes betrachten konte, darüber war für solche, die in Jerusalem einheimisch waren, kein Wort zu verlieren. 3. Matthäus gibt das Wort, das Jesus zu dem Baume sprach, seinem Sinne nach wieder: „nimmer soll von dir eine Frucht werden in Ewigkeit“, Marcus teilt es in seiner Buchstäblichkeit mit: „nimmer soll von dir in Ewigkeit einer Frucht essen.“ 4. Nach Matthäus sprechen die Jünger ihre Verwunderung darüber aus, daß der Feigenbaum so plözlich vertrocknet ist, nach Marcus redet speciell Petrus zu dem Herrn. Es wird hier, im Einklange mit der beglaubigten Tradition von dem Anteile des Petrus an dem Evangelium des Marcus, so gut wie ausdrücklich auf die Quelle hingewiesen, aus der Marcus seine Zusätze zu dem Berichte des Matthäus entnahm. 5. Nach der Zusage Jesu an die Jünger, daß sie alles, was sie im Glauben bitten, empfangen werden, hat Marcus in V. 25. 26 einen Zusaz, wodurch die Jünger gewarnt werden, daß sie der Leidenschaft, der Erbitterung über erlittene Unbill, keinen Einfluß auf das Gebet gestatten sollen. Jesus hatte dieselbe Sentenz im Wesentlichen schon früher in der Bergpredigt ausgesprochen. Matthäus, der sie dort mitgeteilt hatte, C. 6, 14. 15, läßt sie hier aus, nach dem Principe, die Wiederholung des Gleichartigen zu vermeiden. Marcus, der sie dort ausgelassen hatte, teilt sie hier mit und gibt dadurch eine wesentliche Ergänzung. Die Wirksamkeit des Gebetes gegen das Judentum und gegen die heidnische Weltmacht ist dadurch bedingt, daß es nicht allein ohne Zweifel, daß es auch ohne Zorn geschieht.

Der Bericht über die Verfluchung des Feigenbaumes liegt bei Matthäus und Marcus offenbar vollständig vor. Lucas fand hier keinen Stoff zur Ergänzung und übergeht daher die Thatsache. Statt ihrer aber teilt er ein von dem Herrn ein Jahr früher ausgesprochenes Gleichnis mit, welches im Gedanken mit der symbolischen Handlung zusammenstimt und welches

Matthäus und Marcus eben wegen der Gleichartigkeit übergangen hatten. Er gibt damit einen wesentlichen Beitrag zum Verständnis der symbolischen Handlung. Denn dies Gleichnis, in Verbindung mit den alttestamentlichen Stellen, auf denen es beruht, bildet den Schlüssel zu derselben.

Johannes übergeht beides, das Gleichnis und die symbolische Handlung, mit Stillschweigen, weil seine Aufgabe nicht die ist, Gesagtes zu wiederholen, sondern durch die wichtigsten Ergänzungen, die von Anfang an für ihn reservirt worden waren, das eine viergeteilte Evangelium zum Abschluß zu bringen. Aber er teilt solches mit, was in denselben Tagen von Jesu gesprochen, sich mit dem von seinen Vorgängern Berichteten freundlich zusammenschließt und sich ganz auf demselben Gebiete bewegt. In seiner am Donnerstage derselben Woche, zu deren Anfange die Verfluchung des Feigenbaumes erfolgte, an die Jünger gehaltenen Rede sagt Jesus nach Joh. 14, 12: „wahrlich, wahrlich ich sage euch, wer an mich glaubt, wird die Werke, die ich thue, auch thun und wird größere thun als diese, — — und was ihr bitten werdet in meinem Namen, das werde ich thun." Den Schlüssel zu den „größeren Werken" hier haben wir in dem, was Jesus nach Matthäus und Marcus am Dinstage zu den Jüngern von ihrem Siege über das durch den Feigenbaum abgebildete Judentum und über die durch den Berg abgebildete Römische Weltmacht gesagt hatte. Gemeinsam ist auch die Einleitung durch Amen und die Betonung des Glaubens. Was von dem lezteren gesagt wird, stimt fast wörtlich überein. Doch dabei bleibt die Berührung des Johannes mit den Früheren nicht stehen. Gemeinsam ist auch die Darstellung des Judentums unter dem Bilde eines von Haus aus edlen Gewächses, das wegen seiner Unfruchtbarkeit verdorren muß, wobei es ein ganz unwesentlicher Unterschied ist, daß hier die Rebe genant wird und dort der Feigenbaum. Jesus spricht Joh. 15, 2 in unverkennbarer Beziehung auf das Judentum: „jeden Reben an mir, der keine Frucht trägt, nimt er weg", in V. 6: „wenn jemand nicht bleibt in mir, so wird er herausgeworfen wie die Rebe und verdorret": da haben wir gleichsam das Stichwort in dem Berichte über die symbolische Handlung: ἐξηράνθη. Im Gegensatze gegen das unfruchtbare Judentum spricht der Herr noch zu den Seinen V. 8: „darin wird mein Vater verherlicht, daß ihr viele Frucht bringet." Möge man an dieser Einzelheit erkennen, wie die Anstöße an dem Worte Gottes, unserer einzigen Leuchte auf dem dunkeln Wege, den wir jezt geführt werden, überall nur auf der Oberfläche liegen, wie sie bei mikroscopischer Beobachtung sofort schwinden, wie das Buch der Worte Gottes mit dem Buche der Werke das gemein hat, daß, je schärfer die Beobachtung ist, um so mehr die Harmonie und Planmäßigkeit hervortritt, während rein menschliche Werke bei geschärfter Untersuchung die Unvollkommenheit offenbaren, die hinter der Vortrefflichkeit verborgen ist.

Was Jesus an dem Feigenbaume that, steht nicht vereinzelt da. Wie wir das nach der Vorliebe Jesu für die Parabel von vornherein erwarten müssen, mit der die symbolische Handlung stets Hand in Hand geht, finden wir in der evangelischen Geschichte eine ganze Reihe solcher Handlungen. Wir erinnern nur an den Einzug Jesu in Jerusalem am Palmsontage, an die Austreibung der Käufer und Verkäufer, und aus der früheren Zeit an die in Matth. 8, 23—27 und Joh. 6, 14—21 berichteten Thatsachen, in denen Jesus sein Verhalten zu den Seinen abbildet, die sich auf dem unruhigen Meere der Welt befinden und von den Stürmen der Anfechtungen heimgesucht werden. Bei den Propheten des A. B. sind diese Handlungen gewöhnlich Verkörperungen von Bildern, welche ihre Vorgänger gebraucht hatten. Jeremias z. B. sezt in den bei ihm so besonders häufigen symb. Handlungen Bilder gleichsam in Scene, welche bei Jesaias vorliegen. So ruhen auch die symb. Handlungen des Herrn in der Regel auf Bildern des A. T. Dies ist auch hier der Fall. Eine Stelle, in der unsere Handlung im Keime enthalten, ist Micha C. 7, 1. 2. Da klagt der Prophet: „Wehe mir, denn es ergeht mir wie beim Obstsammeln, wie beim Nachernten der Weinlese, da ist keine Traube zum Essen, nach Frühfeigen verlangt meine Sele. Umkam der Fromme aus dem Lande, und ein Rechtschaffener unter den Menschen ist nicht mehr." Das entartete, keine rechtschaffene Mitglieder mehr darbietende Israel erscheint hier unter dem Bilde eines abgeernteten, dem geistlichen Hunger des Propheten keine Frühfeigen — diese kommen als die besten Feigen in Betracht — darbietenden Feigenbaumes. Einen Vorgänger hatte Micha in dieser Darstellung schon an Hoseas in C. 9, 10: „Wie Trauben in der Wüste fand ich Israel, wie die Frühfeige an dem Feigenbaume in seinem Anfange sah ich eure Väter, sie kamen zum Baalpeor und weihten sich der Schande und wurden gräulich wie ihre Buhlen." Da erscheint Israel in seinen Anfängen wie eine edle Frucht am Feigenbaum, aber nur zu bald tritt die Entartung ein. An Micha schließt sich Jeremias an. „Wegraffen will ich sie", spricht dort der Herr in C. 8, 13, „es sind keine Trauben am Weinstocke und keine Feigen am Feigenbaume und das Blatt ist welk, und so gebe ich sie denen, die sie überziehen." Israel, der unfruchtbare Feigenbaum, wird da den heidnischen Zerstörern übergeben. In Jer. 24 erscheinen die in Jerusalem zurückgebliebenen Judäer unter dem Bilde schlechter Feigen, die nicht gegessen werden können vor Schlechtigkeit.

Obgleich es nun keinem Zweifel unterworfen ist, daß die symbolische Handlung Jesu auf diesen Stellen des A. T. und besonders auf der des Micha ruht, so ist er doch von ihnen nicht direct zur symbolischen Handlung vorgeschritten, er hat ihr, damit ihr Sinn um so weniger verkant werden könne, das ausgeführte Gleichnis vom Feigenbaume vorangeschickt, welches wir bei Lucas finden. Obgleich dies Gleichnis in dem chronologisch nicht geordneten Teile des Lucas steht, in dem Abschnitte, in dem er ohne Rücksicht auf Zeitverhältnisse eine Zusammenstellung von Reden und Thaten des Herrn gibt, welche den verschiedensten Veranlassungen angehören (C. 9, 57 — 18, 34), so können wir doch genau die Zeit bestimmen, in der dies Gleichnis gesprochen wurde. Die Parabel schließt sich bei Lucas an die

Aeußerung an, welche Jesus auf die Nachricht von den Galiläern that, deren Blut Pilatus mit ihren Opfern vermischt hatte: „wenn ihr nicht Buße thut, so werdet ihr alle ebenso umkommen.“ Sie bringt in der Form des Gleichnisses diese Wahrheit den Gemütern näher. Die Begebenheit, welche den Anlaß zu dem Gleichnisse gab, kann nur in Jerusalem vorgegangen sein, denn nur dort wurden die Opfer dargebracht. Sie muß einem Passafeste angehören. Denn zu diesem zogen die Galiläer massenweise nach Jerusalem und bei dem Passafeste pflegten die Römischen Statthalter eine Cohorte von Soldaten mit den Waffen im Tempel selbst aufzustellen, „um Neuerungen zu dämpfen, wenn solche sich ereignen sollten“, Josephus Archäol. 20, 5, 1. Sie muß einem solchen Passafeste angehören, bei dem Jesus selbst nicht in Jerusalem war: denn sonst hätte er nicht von Andern die Nachricht erhalten. Das einzige der in die Zeit des Lehramtes Jesu fallenden Passafeste aber, bei dem er nicht in Jerusalem war, ist das dritte. Des ersten, bei dem Jesus das Gespräch mit Nicodemus hielt, gedenkt Johannes in C. 2, 13, des zweiten in C. 5, 1. Bei diesem war es schon so weit gekommen, daß die Juden ihn zu tödten suchten, C. 5, 16. 18. So ging er bei dem dritten, dessen Johannes in C. 6, 4 gedenkt, der Gefahr aus dem Wege. So fällt auch Licht auf die drei Jahre der Parabel, in denen der Herr des Weinberges Frucht an dem Feigenbaume gesucht hat. Sie entsprechen den drei Passas des Lehramtes Christi. Wir sehen, daß nicht an drei volle Jahre zu denken ist, daß durch drei Jahre drei Passas mit ihrer Umgebung bezeichnet werden. Auch von einer andern Seite kommen wir auf die Zeit des dritten Passas. Dem Feigenbaume wird noch ein Jahr als Frist gewährt. Diese Frist läuft ab mit dem Ende des Lehramtes Jesu, welches bei dem vierten Passa erfolgte. So muß also das Gleichnis zur Zeit des dritten Passa gesprochen sein.

Es kann keinem Zweifel unterworfen sein, daß in der Parabel unter dem Bilde des Besitzers des Weinberges Gott erscheint, unter dem Bilde des Weingärtners Christus. Daß der Weingärtner den Auftrag erhält, den Feigenbaum abzuhauen, weist auf die übermenschliche Würde und Macht des durch ihn Abgebildeten hin. Wem das Gericht übergeben wird, der muß auch an der Schöpfung teilgenommen haben.

Es ist von Bedeutung, daß in der Parabel der die Juden abbildende Feigenbaum in dem Weinberge steht. Es weist dies darauf hin, daß es ein Anachronismus wäre, wenn man das Reich Gottes jezt noch auf die Juden beschränken wollte. Mit dem Erscheinen Christi ist unmittelbar die Ausdehnung des Reiches Gottes über alle Völker gegeben. Der Weinberg war schon durch Jesaias geheiligt zum Symbole des Reiches Gottes. Zur Zeit des Jesaias war dies auf ein einzelnes Volk beschränkt; Christus weist diesem Volke nur die Stellung eines einzelnen Baumes in dem Weinberge an. Das ist nicht Verschiedenheit der Darstellung, es ist Verschiedenheit der Zeiten. Jesaias selbst hat diese zukünftige Ausdehnung des Reiches Gottes in der mannigfachsten Weise geweissagt.

Warum grade der Feigenbaum zum Bilde der Juden erwählt wird, ersehen wir aus C. 13, 8: „bis daß ich um ihn grabe und bedünge ihn.“ Der Feigenbaum komt in Betracht als ein edler Culturbaum, das Heidentum gleicht den Bäumen des Waldes. Der Vergleich soll den Juden nicht zur Selbsterhebung gereichen, er soll ihnen zur Demütigung dienen. Wie schlecht haben sie dem himlischen Gärtner die Sorge gelohnt, die er auf sie verwandt hat!

„Warum hindert er das Land“: der Feigenbaum trug selbst keine Frucht, und hinderte zugleich andere Bäume, Frucht zu tragen, indem er ihnen die Feuchtigkeit entzog und auch durch seinen Schatten schadete. Das entartete Judentum muß beseitigt werden, damit es dem Fortgange des Reiches Gottes unter den Heiden nicht hinderlich werde.

„Haue ihn ab“, darauf bezieht sich Paulus, wenn er zu den Heidenchristen spricht: „darum schaue die Güte und den Ernst Gottes: den Ernst an denen, die gefallen sind, die Güte aber an dir, sofern du an der Güte bleibest: sonst wirst du auch abgehauen werden“, Röm. 11, 22. Was einst den Juden galt, das gilt hienach jezt uns. Sind wir ihnen in dem Undanke gegen die Liebe Gottes gleich geworden, so werden wir ihnen über kurz oder lang auch gleich werden in der Strafe. Ein voll gedrückt und gerüttelt Maß wird man in unsern Schos geben. Derselbe, der die Mörder umbrachte und ihre Stadt anzündete, warf auch den Christen aus den Heiden, der kein hochzeitlich Kleid anhatte, hinaus in die äußere Finsternis, da Heulen ist und Zähneklappen.

Unsere Parabel ist nicht in sich abgeschlossen, sie weist vorwärts auf eine Ergänzung. Dem Feigenbanm wird ein Jahr der Frist gestellt. Wie er diese Frist benuzt, davon wird sein Schicksal abhängig gemacht. Wir erwarten nach Ablauf der Frist das Resultat zu erfahren. Dieser Erwartung entspricht die symbolische Handlung an dem Feigenbaum. Sie erfolgte, da das eine erbetene Jahr verstrichen war.

Diese symbolische Handlung erfolgte in einer Zeit, in der die Berichte der Evangelisten ungewöhnlich vollständig sind, in der sie überall harmonisch ineinander greifen, in der sie bis auf den Tag, ja zum Teil bis auf die Stunde genau sind. Das leztere läßt sich an dieser Thatsache selbst nachweisen. Der Einzug Jesu in Jerusalem gehörte dem Sontage an. Am folgenden Tage, also Montags in der Frühe, verfluchte Jesus den Feigenbaum auf dem Wege von Bethanien nach der Stadt, Mr. 11, 12. Als Jesus in der Frühe des nächsten Tages, also Dinstags, wieder nach der Stadt zog, sahen die Jünger den Feigenbaum vertrocknet, Mr. 11, 20. An diesem Tage betrat Jesus zum leztenmale den Tempel. Es ist im hohen Grade unwissenschaftlich, wenn die destructive Kritik diesen Vorgang so behandelt, als hätte sie eine schwankende Sage vor sich, die man wie eine wächserne Nase nach Belieben drehen kann. Sie thäte besser, ihren tiefen Ernst, der dereinst zermalmend

über ihr eignes Haupt kommen wird, zu Herzen zu nehmen. Aus der Weise, wie unter uns diese Erzählung behandelt worden ist, können wir erkennen, daß das furchtbare Wort: „nimmermehr soll von dir ferner eine Frucht kommen", den Lauf seiner Erfüllung auch an uns schon begonnen hat. Die elenden Juden machten es mit den Worten und Thaten Jesu ebenso.

Es war reichlich dafür gesorgt, daß die Jünger über die Bedeutung der symbolischen Handlung Jesu nicht in Zweifel sein konten, daß sie in dem Feigenbaum das Bild ihres Volkes erkanten, in dem, was an ihm geschah, die Vorbedeutung seines Schicksals, und wenn behauptet worden ist: „nichts bei den Evangelisten führt darauf hin", so heißt das die Augen verschließen gegen das klarste Licht. Vorbereitet wurde die richtige Auffassung schon durch den Ausspruch Johannes des Täufers Matth. 3, 10: „Jeder Baum, der keine gute Frucht trägt, wird abgehauen und ins Feuer geworfen", und durch die Wiederaufnahme dieses Ausspruches in der Bergpredigt Matth. 7, 19. Er bezieht sich da auf das Pharisäische Judentum: denn die Pharisäer sind zunächst die falschen Propheten, welche in Schafskleidern kommen, inwendig aber reißende Wölfe sind. Die Parabel Jesu von dem Feigenbaume ferner, in Verbindung mit den bereits besprochenen Stellen des A. T., in denen das Jüdische Volk unter dem Bilde des Feigenbaumes erscheint, gab gradezu die Ausdeutung der symbolischen Handlung und bereitete den Boden für ihr richtiges Verständnis. Wir haben bereits nachgewiesen, daß diese Parabel zu der symbolischen Handlung in dem innigsten Verhältnisse steht, daß die leztere zu ihr den Abschluß bildet. Blieb noch irgend ein Zweifel übrig, so wurde er beseitigt durch den Zusammenhang, in dem die symbolische Handlung vorkomt. Alles kündigt in ihm die bevorstehende Verwerfung des alten Bundesvolkes an und offenbart seine Verstockung, welche den Grund derselben bildet. Am Tage vorher antwortet Jesus nach Luc. 19, 40 beim Herabsteigen vom Oelberge den Pharisäern, welche von ihm verlangen, daß er den jubelnden Zurufen seiner Jünger Einhalt thun soll: „ich sage euch, wenn diese schweigen, so werden die Steine schreien." Die Steine, welche dereinst in dem Zeugnis für Jesum die Jünger ablösen sollen, sind die des zu zerstörenden Tempels, bei dem kein Stein auf dem andern bleiben soll, und der zu zerstörenden Stadt, wie auch unter uns in nicht langer Ferne an die Stelle unserer jetzigen Apologeten andere treten werden, die auch diejenigen anhören müssen, die jezt ihr Ohr verschließen und steif, stolz und höhnisch reden. Marcus ferner sagt in C. 11, 11, dem Satze, der der Erzählung vom Feigenbaume unmittelbar vorangeht, zum Schlusse des Berichtes über die Vorgänge des Sontags: „Und Jesus zog ein in Jerusalem und in den Tempel, und nachdem er Alles besehen hatte, ging er am Abend hinaus gen Bethanien mit den Zwölfen." Warum besah Jesus Alles? Den Schlüssel gewährt uns Matth. 24, 2. Da spricht Jesus zu den Jüngern, die ihm die Gebäude des Tempels zeigen, ob es ihn nicht jammern möchte des hohen und herlichen Hauses, da die Väter Gott gelobt hatten, „sehet ihr nicht dies Alles? wahrlich ich sage euch, es soll hier kein Stein auf dem andern gelassen werden, der nicht zerstört werde." Jesus besieht in dem unabwendbarer Zerstörung geweihten Tempel Alles zum Abschiede in tiefem Ernste und in schmerzlicher Wehmut. Seine Umschau fließt aus demselben Quell, aus dem seine Thränen über Jerusalem. Es sollte von Neuem und gesteigert in Erfüllung gehen, was Jeremias einst zu Baruch sprach: „So spricht der Herr: siehe, was ich gebaut habe, das breche ich ab, und was ich gepflanzt habe, das reute ich aus, mit diesem meinem ganzen eignen Lande." Eine solche Umschau hält Jesus auch jezt unter uns. Möchte es nicht auch von uns heißen: „Ach wenn du bedächtest noch zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dient! Nun aber ist es vor deinen Augen verborgen."

Zu beiden Seiten ferner ist die Verfluchung des Feigenbaumes umgeben von der auch für uns bedeutsamen symbolischen Handlung der Tempelreinigung, welche ankündigt, daß Gott nun bald seine Tenne fegen und das Volk austreiben wird aus dem zur Räuberhöhle entheiligten Bethause. Daß diese symbolische Handlung am Montage wiederholt wurde, berichtet Marcus ausdrücklich und Matthäus deutet es an. Denn die Frage der Hohenpriester und Aeltesten: „in welcher Vollmacht *thust* du dies", und ebenso das Wort des Herrn: „so sage auch ich euch nicht, in welcher Vollmacht ich dies *thue*", zeigt, daß wenn Matthäus sagt, die Mitglieder des hohen Rathes seien zu Jesu getreten „als er lehrete", dies von einem *handelnden* Lehren zu verstehen ist, wie ja in dem Austreiben und Umstürzen die *Lehre* enthalten war: bald ist es aus mit euch, die Zeit der Geduld hat ein Ende, euer Haus soll euch wüste gelassen werden. Die Zeit war zu ernst, als daß Jesus sich mit den armseligen Wechslern und Taubenkrämern hätte einlassen sollen, wenn er nicht in dem, was er an ihnen that, ein anderes abgebildet hätte, welches das ganze Volk anging, dessen Versunkenheit sie in ihrer Armseligkeit darstellten. Endlich, die Verhandlungen Jesu mit den Pharisäern an dem Tage der Verfluchung des Feigenbaumes laufen in das Wort aus: „deshalb sage ich euch, daß das Reich Gottes von euch wird genommen werden und gegeben einem Volke, das seine Früchte bringt. Und wer auf diesen Stein fällt, der wird zerschellen, auf welchen er aber fällt, den wird er zermalmen." Mit vollem Rechte bemerkt Dr. Steinmeyer: „Die Matth. 21, 28—44 erfolgenden Reden sind gar nichts Anderes, als eine erklärende Umschrift um den verdorrten Feigenbaum."

Bliebe aber noch irgend ein Zweifel übrig, so würde er doch völlig beseitigt werden durch die Jahreszeit, in der die Verfluchung des Feigenbaumes erfolgte, in Verbindung mit der ausdrücklichen Erklärung des Marcus, daß damals nicht Feigenzeit war. Am Ende des März hat noch Niemand in Jerusalem eine reife Feige gefunden. Feigen, die eher zur Frucht

reifen als die Blätter erscheinen oder auch die zugleich mit dem Erscheinen der Blätter reif werden, sind eine naturwidrige Fiction der Ausleger, deren Bemerkungen zeigen, daß sie nie einem Feigenbaume ihre Aufmerksamkeit geschenkt haben. Die Frühfeige wird um Jerusalem mit Ende Juni zeitig, die Sommerfeige im August. Selbst in dem Treibhausklima von Jericho fand Schubert (3, 75 f.) am zwölften April die Feigen noch nicht reif. Wie viel weniger ist dann in dem hohen Bergklima von Jerusalem um solche Zeit an reife Feigen zu denken. Wenn nun Jesus in solcher Zeit an dem Feigenbaume reife Früchte suchte, so muß er notwendig ihn als Bild des geistlichen Feigenbaumes betrachtet haben, für den es stets Feigenzeit ist und der den Fluch verdient, wenn sich keine Feigen an ihm finden. Mit Recht sagt Augustinus: „Die Handlung würde eine thörichte sein, wenn sie keine sinnbildliche wäre. Wie konte Jesus Früchte an dem Baume suchen zu einer Zeit, da solche an keinem Baume waren? Und wenn es auch die Zeit der Früchte gewesen wäre, wie konte es dem Baume zur Schuld gereichen, keine Früchte zu haben?“ Wie es damals mit den natürlichen Feigenbäumen stand, das sagt uns Jesus selbst in C. 24, 32: „Von dem Feigenbaume lernet das Gleichnis: wenn sein Zweig schon weich wird und die Blätter hervortreibt, so wisset ihr, daß der Sommer nahe ist.“ Das war die damalige Lage, es war die Zeit der Blätter, nicht der reifen Früchte, die kommen erst im Sommer, wie schon Plinius ganz richtig sagt: „Die späten Früchte bleiben im Winter am Baume und werden im Sommer zwischen dem neuen Laube und den Blättern reif.“ Also wurde durch die Jahreszeit selbst jede ungeistliche Deutung völlig ausgeschlossen. Nur in dieser Jahreszeit konte die Handlung vorgenommen werden, es gehörte zu ihr notwendig, daß nicht Feigenzeit war.

(Schluß folgt.)

Liturgie und Kirchengesang.

(Schluß.)

Vollkommen wissen wir uns einig mit des Verf. Streben nach Einheit und Wahrheit des gesamten Cultus. Der Gesang, die Musica, darf im Gottesdienste nicht eine selbständige, aus der organischen Verbindung mit den übrigen Teilen des Cultus gelöste Stellung einnehmen. Der Gesang muß eben Wahrheit sein für die Singenden wie für die Hörenden. Es muß das eigene Leben der Gemeine, des Chors, des Geistlichen sich im Gesange offenbaren, er muß aus diesem Leben notwendig wie die Blume aus der Pflanze herauswachsen. Er darf daher weder seinem Inhalte noch seiner Form nach, weder in Bezug auf die Stelle, die er im Cultus einnimmt, noch in Bezug auf die ausübenden Personen etwas an sich tragen, was hiermit im Widerspruch steht. Deshalb haben wir seit langen Jahren darauf hinzuwirken uns bemüht, daß auch bei uns der Gesang im Cultus nach diesem Ziele der Einheit und Wahrheit hin regenerirt werde, daß alles todte, alles unverständliche und unverstandene, alles dem inneren Leben des Cultus fremde Wesen abgethan, und aus dem innersten Quellpunkt des Glaubenslebens heraus ein Neues geboren werde. Daß wir hierbei mit dem Gesange der Gemeine, dem geistlichen Volksgesange beginnen mußten, war durch die Verhältnisse unserer Kirche geboten. Diesen Volksgesang — unsern Choral — aus seiner Erstorbenheit zu wecken, die alten Lieder nach Text und Melodie in ihrer alten Kraft, Reinheit und Schönheit wieder in Uebung zu bringen, die geistlose und geisttödtende Verschleppung, die Zerreißung und Zerstörung der Rhythmen durch Gleichmachung des Längenmaßes aller einzelnen Töne, durch Zwischenspiele der Orgel, durch Vermeidung jeder rascheren Bewegung zu beseitigen und diese Lieder in einer das Leben weckenden Gestalt da dem Cultus einzufügen, wo das Bedürfnis zu singen am kräftigsten sich regt, das sind die Bestrebungen, die seit geraumer Zeit in der evangelischen Christenheit Deutschlands sich regen und die auch bisher nicht wirkungslos geblieben sind. Wenn der Verf. so lebhaft der Teilnahme der ganzen Gemeine am ganzen Cultus, und namentlich auch am Gesange das Wort redet und gegen die Auflösung der Teilnahme in Einzelandacht ankämpft, so trifft dies Streben völlig mit dem unsrigen zusammen. Nur das ist freilich nicht wol zu fassen, wie er troz der Erkentnis dieser großen Schäden des römischen Cultus dennoch der Beibehaltung einer dem Volke unverständlichen Sprache in diesem Cultus zustimmen kann. Das eben scheint uns, wenn auch nicht der alleinige, so doch ein sehr wesentlicher Grund für die fehlende Teilnahme und Mitwirkung der Gemeine zu sein, daß der Cultus sich nicht in der Muttersprache dieser Gemeine vollzieht, zum Teil also für sie nicht die volle Wahrheit haben kann. Ist der Unterricht über die Bedeutung der einzelnen Cultushandlungen auch noch so eingehend, ist der Gemeine in allen ihren Gliedern diese Bedeutung auch wirklich klar und verständlich — eine Voraussetzung, die wol nur bei den gefördertsten Gliedern der Gemeine der Regel nach zutreffen möchte — so wird es doch gewis stets eine sehr schwere, ja unlösbare Aufgabe bleiben, daß eine Gemeine in allen ihren Gliedern in fremder Sprache gesprochene oder gesungene Gebete wirklich mitbetet, daß sie in allen ihren Gliedern das Verständnis — nicht blos der Cultushandlungen im Allgemeinen — sondern der einzelnen Sätze und Worte der Gebete, ohne welches Verständnis ein wirkliches Mitbeten doch wol nicht denkbar ist, sich aneigne. So lange daher die lateinische Sprache im römischen Cultus dominirt, wird es gewis nie gelingen, die Einzelandacht zu verdrängen und die

wirkliche Einheit und Wahrheit des Cultus durch die lebendige Teilnahme und Mitwirkung der Gemeine herzustellen. Wir wollen uns aber um dieses spezifisch römischen Schadens willen keineswegs überheben. Bei uns ist es freilich nicht üblich, in mitgebrachten Gebetbüchern die einzelnen Gemeineglieder ihre besondere Andachtsübung anstellen zu sehen. Könten wir aber, statt in die aufgeschlagenen Gebetbücher, in die Herzen und Gedanken der Kirchgänger hineinschauen, wie viel andächtige und nichtandächtige Privatunterhaltung würden wir da nicht antreffen, wie viel Zerstreuung namentlich während eines langen, schläfrig vorgespielten Chorals, während einer langen, unlebendigen Predigt, während der Kirchengebete und Chorgesänge! Wir wollen uns nicht überheben mit unserem deutschen Gottesdienst, sondern mit allem Eifer dahin wirken, daß alles todte Wesen auch bei uns verschwinde, und namentlich aller Gesang im Cultus so gestaltet werde, daß er die lebendige Mitwirkung der ganzen Gemeine hervorlocke, sie mit unwiderstehlicher Gewalt erzwinge.

Daß der Gesang des Geistlichen und des Chors auf das Engste mit dem Altar und der Liturgie des Altars zu verbinden sei, ist durchaus als richtig anzuerkennen. Das Sakrament des Altars vor Allem ist der Punkt, wo das Wort des Geistlichen in die „Engelsprache" des Gesanges übergeht, wo diese Engelsprache ihre Quelle hat. Wir meinen hier den recitativen in den musikalischen (meßbaren) Ton getauchten Vortrag, wie der Verf. solchen für den gregorianischen Gesang in Anspruch nimt. Es ist dies nicht ein Ausströmen der Töne, sondern wie es St. Augustinus nach dem obigen Citat so treffend bezeichnet, mehr ein Sprechen als ein Singen, dennoch aber ein resonare, ein Klingen meßbarer Töne in dem gesprochenen Wort. Wir geben zu, daß die Uebung dieser Kunst nicht leicht ist, daß sie sorgfältig erlernt und mit Liebe gepflegt sein will, und wünschen von Herzen, daß unsere Universitäten und Prediger-Seminare hierzu Anleitung geben und unsere Prüfungen darauf mitgerichtet sein möchten, ja daß unser Kirchenregiment von dem Papst Gregor dem Großen lernen möchte, welcher einem Bischof die Weihe versagte, weil er von der heiligen Musika nichts verstand. Auch der Chor muß diese Sprache reden, in ihr beten lernen. Eine besonders schwere Aufgabe für unsere Tage, die eben deshalb in Schulen und Schullehrer-Seminarien fleißig zu beachten sein möchte! Auch das möchten wir auf das Entschiedenste accentuiren, daß zu solchem Kirchenchordienst nur verstattet werden sollte, wer ihn als lebendiges Glied der Gemeine zu vollziehen bereit ist. Deshalb ist ein jeder Anfang zur Bildung von Kirchenchören aus den Gliedern der Gemeine, aus solchen Gliedern, die dem Herrn darin mit Freuden dienen wollen, mit großem Dank gegen Gott zu begrüßen. Nur da ist es möglich, daß auch der Chorgesang Wahrheit wird, daß der Chor betend singt und singend betet, und alles, nur einen Kunstgenuß und Kunstact bezweckende Wesen gänzlich von der Kirche fern gehalten werde.

Wenn der Verf. aber die mensurirte Musik aus der Kirche verbannen zu wollen scheint und ihr gegenüber die natürliche Musik als die allein im Cultus berechtigte erhebt, ja sie als die vollendetere und reichere schildert im Verhältnis zur Kunstmusik: so vermögen wir ihm hierin nicht zu folgen, ja wir müssen ihn entschieden bekämpfen. Zunächst wollen wir hervorheben, daß unser evangelischer Choral nicht minder als der gregorianische recht eigentlich dem natürlichen Gesange zugehört und daß seine ursprünglichen Rhythmen, wenn auch bestimt meßbar, dennoch als echten Volksgesang ihn charakterisiren, und die evangelische Christenheit in ihm einen Schaz besizt, der in Wort und Ton durchaus dem entspricht, was der Verf. als den Vorzug der natürlichen Musik rühmt, daß nämlich die Idee unmittelbar Gestalt gewinne, daß sie dem unmittelbar an der Quelle geschöpften Wasser gleiche. Aber der Verf. irrt, wenn er den recitativen, freien, musikalisch gefärbten Vortrag der Rede für die reinste Form der Idee erklärt. Das Eintauchen des Wortes in den Ton schlägt an sich schon einen Weg ein, dessen Ziel über das Wort hinaus weist. Das menschliche Wort, die menschliche Rede ist eben nicht der allein adäquate Ausdruck des inneren Lebens, deshalb treibt dieses Leben in die „Engelsprache" hinein, und nicht blos in die Engelsprache, sondern zulezt auch in den Engelsang. Das Eintauchen des Worts in den süßen Ton ist ein wesentlicher und dem Geiste des Menschen notwendiger Act zur vollen Offenbarung seines Inneren. Aber dieser Act führt weiter, weil dem Geiste des Menschen mit diesem Eintauchen nicht Genüge geschieht und weil es ihm eben so notwendig ist, durch volles Ausströmen der Töne auch das noch auszuschütten und zu offenbaren, was nur in diesen vollen Tönen sich offenbaren kann. So entsteht der volle Gesang, so entsteht die volle Kunst mit allem Reichtum ihrer Gaben, die nicht conventioneller Natur und willkürlichen Ursprungs, sondern eben so gewis von Gott in die menschliche Natur gesenkt sind als die Anfänge der musikalischen Recitation. Wir behaupten daher zwar entschieden, daß diese Recitation für bestimte Zwecke und Aufgaben ein ganz wesentliches, durch nichts anderes zu ersetzendes Kleid des Geistes ist, aber wir behaupten eben so entschieden, daß es eine Verkennung ist, hierin den Gipfel der Kunst zu sehen, daß die Recitation in sich selbst den Keim trägt, über sie hinauszugehen und voller Gesang zu werden, ja daß selbst der gregorianische Gesang in den oben gedachten Jubilationen den Beweis hierfür liefert. Denn diese Jubilationen sind nichts anderes als ein Durchbrechen der Schranken der Recitation, ein Ausbrechen des in der Recitation nicht zu fassenden Stromes der Begeisterung in das Gebiet des vollen Gesanges, ein Ausströmen dieser Begeisterung in das ihr notwendige Bett der rein musikalischen Tonfüllen. Auf diesem Gebiete wird zwar das Band mit dem Worte nicht gelöst, aber während das Wort bei der Recitation durchaus dominirt, mehr gesprochen als gesungen und eben nur in den Strom der Musika eingetaucht, von ihr gefärbt wird, ohne darin aufzugehen, gleichsam nur anklopfend an die Thür, die zu dem Reich der Töne führt, oder in ihr stehen bleibend, breitet sich bei dem vollen Gesange das Reich der Töne um das Wort herum selbständig aus, wie ein neues Kleid, mit dem das

Wort überzogen wird. Ja es kann so bedeckt werden von den Tönen, daß es in seinem alten äußeren Gewande kaum noch wahrzunehmen ist, aber das ist nicht, wie der Verf. meint, unbedingt ein Verlust; denn das innere Wort wird in diesen Tönen offenbar, anders, neu, herlicher als in dem äußeren Wort, und diese Offenbarung durch den Ton, wie er im Gesange zur Erscheinung komt, übersteigt die in dem Worte oder dessen musikalischer Recitation mögliche Offenbarung um so viel, als das Kleid der Töne herlicher und feierlicher ist als das des Wortes.

Der Verf. sieht auch mit Unrecht den Unterschied der natürlichen und Kunstmusik in der Harmonie. Die Harmonie beruht nicht auf Gesetzen der Convention, sondern auf Gesetzen der Natur, wie der einfache und einstimmige Gesang. Die Gesetze der Harmonie sind nicht erfunden von den Menschen, sondern gefunden, und es ist durchaus unrichtig, unser modernes Musikgebäude als ein der Natur nicht gemäßes künstliches Produkt der menschlichen Willkür zu betrachten. Umgekehrt könte man mit mehr Recht sagen, daß es Willkür ist, die natürliche Tonleiter, auf welcher unsere Musik ruht, mit einem anderen als dem Grundtone zu beginnen und zu schließen und auf diesem Wege die acht Tonarten zu bilden, welche dem gregorianischen Gesange zum Grunde liegen. Indessen dies würde eben so unrichtig sein, denn der Geist ist der Herr der Tonwelt, und es ist jede Offenbarung seines Wesens in Tönen und Tonreihen diesem seinem Herschaftsrecht gemäß und nicht wider die Natur. Die Harmonisirung des Gesanges — allerdings, so viel wir wissen, neueren Ursprungs — ist also nichts, was ihm seine Unmittelbarkeit rauben könte, sie dient vielmehr dazu, die Fülle des Reichtums zu offenbaren, welche in der Gesangsweise verborgen liegt und deren Entfaltung einem Gesetze der inneren Notwendigkeit folgt.

Eben so wenig ist aber das Mensuriren der Töne, das Messen ihrer Länge und Kürze, das Einteilen in bestimte wiederkehrende Längenabschnitte (Tacte) etwas Willkürliches und Unnatürliches. Vielmehr treibt gerade das natürliche Streben des menschlichen Geistes nach Ordnung und Gestaltung in dies Mensuriren hinein, das an sich dem geistvollen Vortrage nicht widerspricht, sondern demselben dienstbar werden kann und soll. Es ist ein Irrtum, daß nur bei freier Recitation das Wort zur unbedingten Herschaft gelangen könne, ja es ist ein Irrtum, daß die unbedingte Herschaft des Wortes zugleich die vollendete Herschaft und Offenbarung des Geistes bedinge, dessen äußeres Gewand doch das Wort nur ist gleich wie der Ton. Der mensurirte Gesang ist daher mit nichten als Produkt menschlicher Willkür von der Kirche und dem Altare fern zu halten, sondern er ist die natürliche Frucht und Folge der Recitation, und so wesentlich und natürlich diese für gewisse Zwecke erscheint, für welche das Wort, mehr gesprochen als gesungen, und jedenfalls intact in seiner Wirkung als Wort, dastehen muß, so wesentlich und natürlich ist die mensurirte Musik überall, wo es für das innere Leben ein wahres, tiefes Bedürfnis ist, den Geist, des Wortes Quell und Inhalt, im Gewande der vollen Töne zu offenbaren und dieses Gewand herlich zu ordnen und heilig zu schmücken. Niemand soll uns daher die köstlichen Schätze der mensurirten Musik — soweit sie vom heiligen Geist erfüllt sind — aus der Kirche verbannen!

Ueber den Wert des gregorianischen Gesanges, den wir nie in kirchlicher Uebung gehört, wollen wir mit dem Verf. nicht streiten. Gern vertrauen wir seinem eigenen Zeugnis, wie den von ihm laudirten Zeugen, als Thibaut u. a. Aber wenn er allein diesen Text und diese Weisen der Leitung und Eingebung des heiligen Geistes vindicirt und damit allen anderen kirchlichen Gesängen gegenüber einen spezifischen Unterschied und Vorzug für den gregorianischen Gesang in Anspruch zu nehmen scheint, so müssen wir auch hier protestiren und namentlich darauf hinweisen, daß das evangelische Kirchenlied das Zeugnis des heiligen Geistes an der Stirn trägt, wahrnehmbar für Alle, die seine heilige Kraft erfahren haben.

Endlich wollen wir noch dem Verf. zu bedenken geben, daß es durchaus unverständlich ist, wenn er seine trefflichen Bestrebungen für die Regeneration des Kirchengesanges, denen wir in der römischen Kirche den besten Erfolg wünschen, gewissermaßen an die katholische Lehre von dem unblutigen Meßopfer unlösbar anheftet. Alles was er über den notwendigen Zusammenhang des liturgischen Gesanges mit dem Wesen der Liturgie sagt, dem ist ja ohne Zweifel vollkommen zuzustimmen. Aber das Alles ist und bleibt wahr, auch wenn das lutherische Altar-Sakrament den Gipfel und Kern des Cultus bildet. Freilich fehlt bei uns viel, daß demgemäß nun auch unser ganzer Gottesdienst wirklich gestaltet und mit den wundervollen Schätzen der alten Kirche ausgestattet wäre! Wir wollen daher nicht müde werden, in unserer Kirche für dieses Ziel zu arbeiten und zu beten und auf die Regeneration der Liturgie, die Regeneration unseres Kirchengesanges immer aufs Neue unsere Bestrebungen zu richten. Gott gebe uns, wie dem Benedictinermönche im Donauthale, an dessen Bestrebungen wir uns hier erfreut haben*), hierzu Segen und Gedeihen.

---

*) Sehr anerkennend ist diese Schrift so eben katholischer Seits beurteilt worden in den historisch-politischen Blättern von Jörg und Binder (Bd. 56 Hft. 9, München 1865). Sie wird ein Werk von so tiefgreifender Bedeutung genant, daß es Pflicht sei, die Katholiken Deutschlands, Laien und Priester, darauf aufmerksam zu machen. Am Schluß wird gesagt, daß diese Schrift Ideen enthülle, die mit der Zeit notwendig einen ungeahnten Umschwung im Reiche der heiligen Tonkunst herbeiführen müßten. Eine nicht minder anerkennende Beurteilung findet sich in der Zeitschrift: „der Katholik", von Dr. Heinrich und Dr. Monfang im Januarheft dieses Jahres.

Nachrichten.

Hannover.

Der in Nr. 37 d. Bl. ausgesprochene Wunsch, daß das hiesige Kirchenregiment dem „allgemeinen deutschen Lehrerverein" die demselben von den Kirchenvorständen eingeräumte Kirche in Hildesheim versagen möchte, ist zu unserer Freude bereits erfüllt.

Die Neue Hann. Zeitung teilt in Nr. 219 ein an das Consistorium zu Hannover (unter welchem auch die Stadt Hildesheim steht) gerichtetes Rescript des Königlichen Cultus-Ministerii mit, in welchem leztes vom Consistorium Bericht über die betreffende Angelegenheit fordert, dann aber ausspricht, aus rein sachlichen Gründen erscheine ihm die Einräumung einer Kirche vorläufig als „unzulässig und unangemessen."

Zwar will das Ministerium sich zu der Mehrzahl der Hannoverschen Volksschullehrer gern des Besten versehen, aber wenn auch selbst die Mehrheit der Versamlung aus guten Elementen bestehen sollte, so komme es bei solchen Versamlungen auch auf die Minderheit an und selbst auf Einzelne, deren Stimme doch nicht unterdrückt, deren Verhalten nicht zeitig genug in Schranken gehalten werden könne.

Dann heißt es weiter: „Wird dies berücksichtigt, so muß, selbst bei einem zu hoffenden, von früheren ungünstigeren Erfahrungen abweichenden Verhalten der Mehrheit, von entscheidender Bedeutung sein, was bei den früheren Versamlungen vorgekommen ist."

Nachdem nun auf die der Versamlung günstigen Berichte über die beiden lezten Zusammenkünfte zu Manheim und Leipzig hingewiesen ist, wird ein Zweifaches hervorgehoben. Es heißt wörtlich:

1. „Die Protokolle der in Kirchen abgehaltenen Versamlungen zu Manheim und Leipzig enthalten wiederholt Bezeichnungen wie „Bravo", „Beifallrufe", „lauteste, lang anhaltende Beifallsrufe", „lang anhaltende Heiterkeit", „Bemerkungen über ausgebrachte Hochs", „Unruhe in der Versamlung mit Rufen: Ausredenlassen" u. s. w. —, welche keinen Zweifel darüber lassen, daß, abgesehen auch davon, daß durch den gezollten Beifall und das bezeugte Misfallen, öfter eine der Kirche, ihrem Bekentnis, ihrer Lehre und ihren Dienern feindliche Stimmung sich bekundet hat, der Verlauf der Verhandlungen schon äußerlich betrachtet, einen Charakter an sich getragen hat, welcher für Verhandlungen in einer Kirche sich nicht ziemt, namentlich mit dem Frieden, dem Ernst und der Würde, welche an der Stätte des öffentlichen Gottesdienstes immer herschen sollen, sich nicht verträgt."

2. „Die Würde der zur Verhandlung benuzten Kirche erfordert aber ferner, daß von der Versamlung Alles ausgeschlossen bleiben muß, wodurch die Bedeutung und das Ansehen des Bekentnisses und der Lehre, auf welchem die betreffende christlich-confessionelle Kirchengemeinschaft ruht und welche sie verkündigt, wie auch die Achtung vor den Dienern, durch deren Mund sie Gottes Wort verkünden läßt, nicht allein direct angegriffen oder verspottet, sondern auch mittelbar beeinträchtigt und herabgesezt werden. Daß dies in einer Versamlung, welche aus den Bekennern des verschiedensten christlichen und nichtchristlichen Glaubens zusammengesezt ist, und welche zugleich zum allgemeinen Gegenstande ihrer Verhandlungen, mag das specielle Thema sein, welches es wolle, die mit Religion und Kirche eng und wesentlich verknüpfte Schule hat, ganz unterbleiben werde, ist von vornherein nicht zu erwarten, und die Erfahrung der beiden lezten Versamlungen bestätigt, daß darauf nicht zu rechnen ist. Klarer oder unklarer tritt in manchen Kundgebungen ein Standpunkt hervor, welcher den christlichen Glauben, wie er dem Bekentnisse der einzelnen Kirche enspricht, oder vielleicht auch den christlichen Glauben, in der Gestalt, die er kirchlich überhaupt angenommen, für etwas Untergeordnetes, durch Hervorkehrung sog. allgemeiner religiöser Wahrheiten zu Ueberwindendes hält. Unter „Beifall" fallen in Leipzig Aeußerungen wie: „die Schule muß von der Kirche erlöst werden", oder: „die Schule bedarf der Kirche nicht, die Kirche der Schule nicht zu ihrem Gedeihen", und das Verlangen eines allgemeinen Religionsunterrichts, der Juden und Christen vereint, wird von einem Juden, „mehrfach von Beifall unterbrochen", ausgesprochen. Ja selbst die zwar indirecte, aber doch unzweideutige Schmähung der Kirche der Gegenwart, die ein Redner in den Worten ausspricht: „Es ist ja möglich, daß die Kirche, wie wir sie für die Zukunft ausmalen und denken, eine solche wird, die auf gesunden Grundlagen des sittlichen und geistlichen Lebens beruht" u. s. w., hat sogar ungerügt in Leipzig laut werden können. Daß Derartiges mit der der Kirche zu wahrenden Würde unvereinbar ist, scheint Uns keinem Zweifel zu unterliegen."

So weit das Ministerialrescript. Die Lehrerversamlung hat sich ja wegen der politischen Unruhen bis in den Herbst vertagt. Wenn sie dann doch noch Lust hat, in Hildesheim zusammenzukommen, daß sie aber nach solchen Erklärungen des Cultus-Ministerii dort eine Kirche nicht eingeräumt erhalten wird, ist außer Zweifel.

Auch der Protestantenverein hatte unser Land, und zwar die Hauptstadt, für seine diesjährige Versamlung ausersehen; es hieß, die Hauptkirche in Hannover, die Marktkirche daselbst, wäre ihm vom Kirchenvorstande derselben überlassen. Wie wir vernehmen, ist seine Zusammenkunft nun auch bis um Michaelis verschoben. Aber wenn das Ministerium der Lehrerversamlung die Kirche verweigert hat, es wird sie nicht ohne Inconsequenz, meinen wir, dem Protestantenverein zugestehen können. Dieselben Gründe, die das Ministerium selbst gegen die Lehrerversamlung anführt, sprechen auch gegen den Protestantenverein. Es ist sonnenklar, daß derselbe die „christlich-confessionelle Kirchengemeinschaft", d. i. lutherische Kirche, mittelbar und unmittelbar beeinträchtigt.

Bregenz.

Bei der evang. Kirchengemeinde in Vorarlberg, mit dem Sitze in Bregenz, ist die Pfarrstelle in Erledigung gekommen.

Die für den Pfarrer bestimte Dotation bringt gegenwärtig das Erträgnis von 1139 Fl. 12 Xr. S. d. W. Silber, so lange kein eignes Pfarr- und Schulhaus gebaut ist, einen Wohnungsbeitrag von 150 Fl. Oestr. W. B. N. und endlich die Reiseentschädigung nach Altenstadt bei Feldkirch für den an jedem ersten Sontage im Monate, so wie am Ostersontage daselbst abzuhaltenden Gottesdienste.

Bewerber um diese möglichst bald zu besetzende Stelle wollen ihre Anmeldungen an das unterzeichnete Presbyterium einsenden.

Bregenz, am 5. Mai 1866.

Für das Presbyterium der evang. Kirchengemeinde in Vorarlberg.

Der Vorsteher Ferd. von Schwerzenbach.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 30. Mai. № 43.

Der Feigenbaum.

(Schluß.)

Fassen wir nun das Einzelne ins Auge. Jesus hungerte. Das kann bei dem aus Bethanien kommenden nicht von einem Verlangen nach gewöhnlicher Speise verstanden werden, so gewiß als Martha dort die Wirtin war. Auf einen Hunger besonderer Art führt uns auch die Thatsache, aus der die Jünger abnahmen, daß Jesus gehungert habe. Sie erschlossen dies daraus, daß er zu dem Feigenbaume ging, um Früchte an ihm zu suchen. Worauf der Hunger ging, das muß aus demjenigen abgenommen werden, was Jesus zur Befriedigung des Hungers that. Er hungerte nach den Früchten dieses Feigenbaumes, welcher das Jüdische Volk darstellte. Man wird das Hungern nicht grade geistlich zu fassen haben, aber das Geistliche ist die Grundlage des Leiblichen und in dem Leiblichen wird das Geistliche gesucht. Es ist ein Hunger ähnlich dem, von dem es in dem Abendmalsliede heißt: „ach wie hungert mein Gemüte, Menschenfreund nach deiner Güte." Auch da geht der Hunger auf das Leibliche nur insofern, als das Geistliche darunter verborgen ist. Ganz ähnlich hungert Jesus bei Johannes in C. 21, 5 nach den Fischen, welche die Jünger hätten fangen sollen und nicht gefangen hatten, nicht nach den natürlichen als solchen, sondern nach den Menschen, die dadurch abgebildet werden. Verwandt ist auch das Wort, welches Jesus nach Joh. 4, 7 zu dem Weibe aus Samaria, der Repräsentantin ihres Volkes, spricht: „gib mir zu trinken." Das eigentliche Verlangen geht auch da auf den geistlichen Trank, welchen ihm das Weib darbringen soll, indem sie in die Heilsordnung eingeht. Dem natürlichen Tranke gab das die Bedeutung, daß er ein Abbild dieses geistlichen Trankes war.

Jesus sieht nach Matthäus einen Feigenbaum. Daß man auf die Einheit kein besonderes Gewicht legen, nicht daraus schließen darf, daß dieser Feigenbaum vereinzelt stand, oder eine Eigentümlichkeit hatte, die ihn von allen andern unterschied, das folgt schon daraus, daß Marcus statt: einen Feigenbaum das unbestimtere: einen Feigenbaum hat. Dann erhellt, daß man diesen Feigenbaum nicht von den andern abtrennen darf, auch aus der Jahreszeit und aus der Bemerkung des Marcus, wonach dieser Feigenbaum keine Früchte hatte, weil alle Feigenbäume damals keine Früchte hatten. Danach wird man, daß Matthäus von einem Feigenbaume redet, daraus erklären müssen, daß eben einer ausgewählt werden mußte, um an ihm Thun und Ergehen des Jüdischen Volkes abzubilden, obgleich er an sich allen übrigen gleich war, die gewiß in Menge an dem Wege wuchsen.

Nach Matthäus stand der Feigenbaum am Wege, nach Marcus sah Jesus ihn von ferne. Das schließt sich nicht aus, sondern stimt freundlich zusammen. Es ist an eine solche Ferne zu denken, wie sie zu der vorliegenden Sache paßte und auch von Matthäus vorausgesezt werden muß. Der Baum stand am Wege, aber so weit entfernt, daß Jesus, wenn er gleich die Blätter sah, nicht gleich sehen konte, ob reife Feigen vorhanden waren. Das gehörte zur symbolischen Handlung.

Jesus weiß, daß er an dem Feigenbaume nichts finden wird zur Stillung seines Hungers, denn es ist nicht Feigenzeit, und dennoch geht er zu ihm hin, ob er etwas finde. Das Suchen dient nur als Einleitung zum Fluchen. Er weist darauf hin, daß der Feigenbaum Früchte tragen, daß für ihn Feigenzeit sein sollte. Es ist der dramatische Ausdruck für das: „er erwartete, daß er Trauben brächte" des Jesaias. Jesus, sagt Augustinus, sucht Frucht auf dem Baume, von dem er wußte, daß er keine Frucht hatte, weil er Frucht verlangt von dem Menschen, den er als unfruchtbar kent.

Jesus findet auf dem Feigenbaum nur Blätter. Der Feigenbaum hatte außer den Blättern ohne Zweifel auch unreife Feigen. Denn diese pflegen schon vor den Blättern vorhanden zu sein, und daß dieser Feigenbaum keine Ausnahme von der Regel macht, zeigt das: denn es war nicht Feigenzeit, welches ihn allen andern gleichstellt. Die Evangelisten aber sehen von diesen unreifen Feigen ab, weil sie für die symbolische Bedeutung nicht in Betracht kamen. Für diese waren nur die vorhandenen Blätter und die nicht vorhandenen reifen Früchte von Bedeutung. Die unreifen Früchte würden, wenn sie überhaupt beachtet wären, mit den Blättern in gleiches Verhältnis gesezt worden sein. Das Gemeinsame ist, daß sie nicht zu essen sind. In der Parabel des Jesaias vom Weinberge vertreten die Stelle der Blätter hier die Heerlinge, die unreif gebliebenen Beeren des edlen Weinstocks. Jesaias bezeichnet diese als „schlechtes Zeng". Das sind die unreifen Feigen für den, der Feigen essen will, nicht minder als die Blätter, vgl. Jerem. 24, 2. Aus dem: denn es war nicht Feigenzeit, darf man nicht schließen, daß keine unreifen Feigen vorhanden waren. Denn die Zeit der Feigen ist

nach der Natur der Sache, da es ja sonst keine bestimte Feigenzeit gäbe, und nach dem Sprachgebrauche, Matth. 21, 34. 41, die Zeit der reifen Feigen, die im vollen Sinne allein den Namen der Feigen verdienen.

Die Blätter bedeuten den Schein der Gottseligkeit, die fromme Form, 2 Tim. 3, 5, die damals unter den Juden im Ueberfluß vorhanden war, während der Feigenbaum unseres Volkes vielfach auch nicht einmal mehr Blätter hat. In Bezug auf die Früchte, welche Jesus vergebens sucht, wird man nicht bei dem Glauben an den erschienenen Christus stehen bleiben dürfen, man wird auch die Voraussetzungen und Grundlagen dieses Glaubens hinzunehmen müssen. In dem siebenfachen Wehe über das Pharisäische Judentum, welches Jesus kurz darauf aussprach, ist nur von diesen Grundlagen des Glaubens die Rede, nicht von dem Glauben selbst. Die Wurzel des Schadens unter den Juden war nicht der Unglaube an den erschienenen Christus, sie konten nicht glauben, weil ihnen, wie gradeso auch unserer Zeit, die Grundlage dieses Glaubens fehlte, das herzliche Verlangen, den Willen Gottes zu thun und in allen seinen Geboten untadelhaft zu wandeln, Joh. 7, 17. Luc. 1, 6, und die überall mit diesem Verlangen Hand in Hand gehende schmerzliche Erkentnis der Sünde und Erlösungsbedürftigkeit.

Zur Motivirung der Thatsache, daß Jesus auf dem Baume keine reifen Früchte fand, sondern nur Blätter, bemerkt Marcus: denn es war nicht Feigenzeit. Diese Worte sind ebenso doppelseitig, wie der Baum selbst. Sofern dieser das Judenvolk darstellte, begründen sie seine Verurteilung. Denn für die Menschen, das Volk Gottes, soll alle Zeit Feigenzeit sein und bei wem keine Feigenzeit ist, der fällt eben dadurch dem Fluche anheim.

Jesus spricht über den Feigenbaum das Urteil aus: „nimmer soll von dir eine Frucht kommen in Ewigkeit." Der Apostel ermahnt uns, in diesem Urteil und seiner Ausführung den Ernst oder die Strenge Gottes zu betrachten, und wahrlich, wenn etwas geeignet ist, diejenigen zurückzuweisen, die in Gott und seinem Sohne das Ideal schlaffer Gutmütigkeit erblicken, so ist es dieser Vorgang.

„Keine Frucht mehr", das hat die Erfahrung vollkommen und in wahrhaft schauriger Weise bestätigt. Wer Geld sucht, wird es bei den Juden finden, aber der Ruhm, auf den Moses sie anweist: „So behaltets nun und thuts. Denn das wird eure Weisheit und Verstand sein bei allen Völkern, wenn sie hören werden alle diese Gebote, daß sie müssen sagen: ei, welche weise und verständige Leute sind das und ein herlich Volk" ist völlig von ihnen geschwunden. Es ist bei ihnen „keine Wahrheit, kein Trost, kein Friede, keine Kraft", alles ist salzlos, geistlos, abgeschmackt geworden. Die anziehende Kraft, die sie von dem Auszuge aus Aegypten bis zu jenem entscheidenden Momente entfalteten, ist völlig geschwunden. Keine Weisen aus dem Osten, kein Kämmerer aus Mohrenland, keine „Gottesfürchtigen" ziehen ihnen mehr zu. Sie sind so heruntergekommen, daß sie selbst gar nicht mehr danach trachten, Proselyten zu machen, sich abmahnend verhalten, wenn hier und da ein verlornes Subject sich zu ihnen thun will. Wer Frucht begehrt, sucht sie nicht bei den Juden, sondern bei der christlichen Kirche.

Dieser Zustand soll „in Ewigkeit" währen. Einer versuchten beschränkenden Auffassung dieses Wortes tritt schon die mit ihm Hand in Hand gehende Thatsache entgegen, daß der Feigenbaum mit samt seiner Wurzel verdorrt, wie es in Hi. 18, 16 von dem Gottlosen heißt: „unten verdorren seine Wurzeln und oben vertrocknet sein Zweig." Dieser Feigenbaum bedeutet nicht die Synagoge, er bedeutet das Jüdische Volk, den „Mann Juda", Jes. 5, 7, und wer für dies Volk als solches Hoffnungen hegt, hat die Auctorität des Herrn gegen sich. „In Ewigkeit", dadurch wird ausgeschlossen, daß jemals das Wort von Neuem gelten kann: „so thut er keinen Heiden", dadurch wird der Phantasie von einer zukünftigen „Reichsherlichkeit Israels" ein Riegel vorgeschoben. Hand in Hand damit geht, daß der Herr in Matth. 21, 43 ohne Beschränkung den Saz aufstellt, daß das Reich Gottes übergehen soll an die neue Gemeinschaft, in der die wilden Zweige aus dem Heidentum in den edlen Oelbaum Israels eingepfropft sind. Ebenso, daß der Herr in dem Ausspruche: „es komt die Stunde, da ihr weder auf diesem Berge, noch zu Jerusalem anbeten werdet" (Joh. 4, 21) jeden Gedanken daran ausschließt, daß das Judenvolk je wieder zu einer bevorzugten Stellung gelangen werde. Allerdings viele Juden werden in Zukunft sich noch bekehren, sie werden zur Teilnahme an Christo, seinem Heile und seiner Kirche gelangen, und die Kirche wird von ihrer Bekehrung reichen Segen haben. Aber mit dem Volke als Volk ist es vorbei, für immer vorbei. Es ist zu ewiger Unfruchtbarkeit verurteilt. In Röm. 11 werden die Juden wieder eingepfropft in den Oelbaum, aber zu gleichem Rechte mit den Heiden, die in vollem Maße seiner Wurzel und seines Saftes teilhaftig geworden. Zion ist nach Röm. 11, 26 die christliche Kirche. Dadurch werden die Träume von einer Herlichkeit des alten Zion beseitigt. Es kann nicht zwei Zions neben einander geben. Die Schrift weiß überall nur von einem und der Apostel hätte sein Zion näher bezeichnen müssen, wenn ein anderes außer ihm existirte, und gar ein solches, dem der Name mehr eigentlich zukomt. Komt der Herr aus Zion zur Bekehrung der Juden, so liegt darin, daß ihre Rückkehr nach Zion nur in der Aufnahme in die christliche Kirche bestehen kann.

Auf das Wort Jesu: „es soll keine Frucht von dir kommen in Ewigkeit", verdorrt der Feigenbaum. Das „keine Frucht mehr bringen" faßt nur eine Seite ins Auge, das „Verdorren" führt weiter, es begreift das keine Frucht mehr bringen unter sich. Das Verdorren besagt, daß mit der Lossagung von Christo alles Leben und Gedeihen aufhört. Das gibt sich zunächst darin zu erkennen, daß alles geistige und geistliche Leben erstirbt. Das ist das: keine Frucht mehr bringen. Aber das Verdorren bezieht sich zugleich auf das äußere Wolergehen. Unter ihm ist zugleich die Zerstörung Jerusalems begriffen, als der notwendige Widerschein der geistlichen Zerrüttung des Judenvolkes.

Man wird nicht sagen dürfen: „der verdorrte Feigenbaum, das erstorbene Judentum, soll als ein Zeichen bestehen bleiben." An das Verdorren schließt sich als selbstverständliche Folge das völlige Vergehen. Das ersehen wir aus Matth. C. 24, aus dem: „haue ihn ab" in der Parabel bei Lucas, aus C. 7, 19, wonach der Baum, der keine gute Frucht bringt, abgehauen und ins Feuer geworfen wird, aus dem Worte des Herrn Joh. 15, 2: „jeden Reben an mir, der keine Frucht bringt, nimt er weg", das sich zunächst auf die Jüdische Rebe bezieht. Seit der Zerstörung Jerusalems gibt es keinen Feigenbaum mehr. Es gibt wol noch Jüdische Individuen, aber aus der Zahl der Völker sind die Juden gestrichen. Sie sind von da an Parasiten an den Bäumen anderer Völker geworden und es gehört zu ihrem Wesen, dies zu sein. Sie sind dazu göttlich verordnet.

Wenn die Erzählung von dem vertrockneten Feigenbaum aus den christlichen Kreisen zu den Juden herüberdrang, so werden sie darüber weidlich gespottet haben. Aber es dauerte nicht lange, so verging ihnen der Spott. Der Jude Josephus erhielt den Stoff für seine Bücher vom Jüdischen Kriege und mußte unter göttlicher Direction diese Bücher schreiben. Die ältere christliche Kirche wußte wol, was sie that, als sie die Historie von der Zerstörung Jerusalems unter den Lehrstoff für die ganze Gemeinde aufnahm. Diese Geschichte ruft allen christlichen Völkern zu: wenn ihr werdet wie die Juden, werdet ihr ebenso umkom-

men, ebenſo vertrocknen bis zur Wurzel, wird auch von euch gelten, was von den Juden geſagt wird (Baruch 3, 10 f.): „Wie komt es, daß du in der Heiden Land verſchmachteſt, daß du unter die gerechnet biſt, die in die Hölle fahren? Das iſt die Urſach, daß du den Brunnen der Weisheit verlaſſen haſt. Wäreſt du auf Gottes Wege blieben, du hätteſt wol immerdar in Frieden gewohnet.“

Die Anrede Jeſu an die Jünger, welche ſich an den Ausdruck ihrer Verwunderung über das plötzliche Vertrocknen des Feigenbaumes knüpft, wird gewöhnlich als eine allgemeine Hinweiſung auf die Macht des Glaubens gefaßt: wenn ihr nur Glauben habt, ſo werdet ihr nicht blos Erfolge hervorbringen können, welche dem ähnlich ſind, was vor euren Augen an dem Feigenbaum geſchah, ſondern noch größere und ſchwerere; das Verſetzen der Berge ſoll ſprichwörtliche Redensart ſein für das Vollbringen des Schwerſten. Mit dieſer Auffaſſung hat man der deſtructiven Kritik in die Hände gearbeitet. Strauß in dem populären Leben Jeſu ſagt: „Das Geſpräch Jeſu mit den Jüngern, das beide Evangeliſten dem Wunder hinten anhängen, zeigt, daß ihnen der urſprüngliche Sinn der Erzählung ſchon völlig über dem Mirakel abhanden gekommen war. Denn auf die verwunderte Frage der Jünger, wie doch der Baum ſo plötzlich verdorrt ſei, erwidert Jeſus, ſie dürften nur rechten Glauben haben, ſo würden ſie nicht blos das, was er jezt an dem Feigenbaum gethan, zu thun im Stande ſein, ſondern wenn ſie zu einem Berge (Lucas hat in einer ähnlichen Rede bei anderm Anlaß eine Art von Feigenbaum, 17, 6) ſprechen würden: er ſolle ſich aufheben und ins Meer werfen, ſo würde es geſchehen. Dieſe Reden, die den wahren Sinn der Erzählung nur verdunkeln, können zu derſelben nur gezogen worden ſein, weil man nur noch eine Wundergeſchichte in ihr ſah: welche Reden urſprünglich dazu gehörten, das hat uns Lucas im Zuſammenhange ſeiner Parabel vom Feigenbaume aufbehalten. Dort ſpricht Jeſus von den Galiläern, die Pilatus beim Opfern hatte erſchlagen laſſen, und von den achtzehn Menſchen, auf welche der Thurm bei der Quelle Siloah gefallen war, und fragt die Juden, ob ſie etwa meinen, daß das jenen Leuten wegen beſonderer Verſchuldung widerfahren ſei. Nein, antwortet er, ſondern wenn ihr nicht Buße thut, ſo werdet ihr alle ebenſo zu Grunde gehen, und daran knüpft er dann die Parabel vom Feigenbaume. Nur das wäre auch die Moral der Geſchichte von dem verfluchten Feigenbaume, die ſich dann freilich nicht an die Jünger, ſondern wie dort an die Juden zu richten hätte, daß ſie, wenn ſie nicht Buße thäten, wie dieſer Feigenbaum zu Grunde gehen würden.“ Dieſe Ausführung hat Wahrheit, aber nicht gegen die heiligen Männer Gottes, ſondern nur gegen ihre bei der Oberfläche ſtehen bleibenden Ausleger, mit Einſchluß von Strauß ſelbſt. Nach richtiger Auslegung iſt das, was Strauß verlangt, in dem Ausſpruche des Herrn wirklich enthalten.

Jeſus ſpricht zu den Jüngern: „wahrlich ich ſage euch: „wenn ihr Glauben habt und nicht zweifelt, ſo werdet ihr nicht allein das des Feigenbaumes thun“ u. ſ. w. Das kann unmöglich heißen: Aehnliches thun, wie ich jezt an dem Feigenbaume gethan habe, ſondern nur: thun, was an dem Feigenbaum zu thun iſt. Jeſus weiſt darauf hin, daß das, was er an dem Feigenbaum gethan, noch nicht das eigentliche Thun an demſelben iſt, daß dies nur dadurch vorgebildet wird, wie das die unmittelbare Folge davon iſt, daß der Feigenbaum das Judenvolk darſtellt. An dem natürlichen Feigenbaum war alles geſchehen, was überhaupt an ihm geſchehen konte, aber das durch ihn dargeſtellte Judenvolk war nur im Bilde vertrocknet, und das wirkliche Ausreißen dieſer Pflanze, welche der himliſche Vater nicht gepflanzt hatte, blieb der Zukunft überlaſſen, der Wirkſamkeit des erhöhten Chriſtus, und dem dieſe Wirkſamkeit herbeirufenden Glauben der Jünger, der ſo notwendig zur Sache gehört, daß ihm das Thun ſelbſt beigelegt werden kann.

Steht feſt, daß von dem Feigenbaume im uneigentlichen Sinne geredet wird, ſo muß auch der Berg ſymboliſche Bedeutung haben. Dies wird nicht etwa dadurch ausgeſchloſſen, daß von *dieſem* Berge die Rede iſt, es iſt ja auch von einem beſtimten Feigenbaume die Rede. Dieſer Feigenbaum, dieſer Berg werden zum Symbole der dem Reiche Gottes feindlichen Mächte geheiligt. Die Schrift liebt es, ſo concret und individuell wie nur möglich zu reden. Das iſt die Bedingung der tiefeindringenden Wirkung der Rede. Einen ganz ähnlichen Fall haben wir nicht nur in Luc. 17, 6, wo Jeſus einen beſtimten Maulbeerfeigenbaum als Symbol der Heidenwelt betrachtet, ſondern auch in dem Worte des Täufers Matth. C. 3, 8. 9: „ſo ſchaffet nun Frucht, die der Buße würdig iſt, und beliebet nicht bei euch zu ſagen: wir haben Abraham zum Vater, denn ich ſage euch, daß Gott aus dieſen Steinen Abraham Kinder erwecken kann.“ Da werden Steine, wie ſie eben am Ufer des Jordan da lagen, als Symbol der Heiden mit ihren ſteinernen Herzen geweiht, auf Grundlage von Ez. 11, 19. 36, 26. Der Ausdruck hat, bis man zur Erkentnis der ſinnbildlichen Bedeutung gelangt iſt, die ſchon den Alten aufgegangen war, namentlich Hieronymus, etwas Seltſames und nirgends findet ſich eine Parallele dafür. Aus natürlichen Steinen kann ſelbſt die Allmacht keine Gläubigen bilden. Die Erfüllung liegt in Röm. 9, 30 vor: „Die Heiden, die nicht haben nach der Gerechtigkeit geſtanden, haben die Gerechtigkeit erlangt, ich meine aber die Gerechtigkeit, die aus dem Glauben komt.“

„Dieſer Berg“, im Gegenſatze gegen den das Judenvolk bezeichnenden Feigenbaum, kann nur das Symbol der damaligen heidniſchen Weltmacht ſein, derſelben, die zum Tode Jeſu mit den Juden zuſammenwirkte, unter die Jeſus eben auf das allertiefſte erniedrigt werden ſollte, der Römiſchen. Die Berge ſind ſchon im A. T. das gewöhnliche Symbol der Weltreiche. In V. 5 des ſich auf die Errettung des Volkes Gottes von Aſſur beziehenden 76. Pſalmes wird zu dem Gotte Iſraels geredet: „erlaucht biſt Du, herlicher als die Raubeberge“, die erobernden Weltreiche, mit ihrer ſcheinbaren Allmacht auf Erden. Jerem. 51, 25 iſt der Berg, der die ganze Erde verderbt, und den der Herr ſtürzen und zur Wüſte machen wird, das chaldäiſche Weltreich. In Sach. 4, 7 bedeutet der große Berg vor Serubabel, der durch des Herrn Kraft zur Ebne gemacht wird, das Perſiſche Weltreich, welches ſich dem Aufkommen des Volkes Gottes und ſpeciell dem Tempelbau hindernd entgegenſtellt. Gradeſo iſt der Berg hier die damalige heidniſche Weltmonarchie, die Römiſche. Dieſer Berg ſoll durch den Glauben der Jünger ins Meer geworfen werden. Das Meer iſt nach der gewöhnlichen, auch ſonſt in den Reden Chriſti (z. B. Joh. 6, 14—21) vorkommenden Symbolik der Schrift das Völkermeer, wie Meer und Berg auch in Pſ. 46, 3. 4 zuſammen vorkommen: „darum fürchten wir uns nicht, wenn die Erde gewandelt wird, und *Berge* wanken im Herzen der *Meere*, toben, ſchäumen ſeine Wellen, Berge erbeben durch ſeinen Hochmut.“ Aus dieſem Meere hat ſich Rom in der Zeit des Glückes mächtig emporgehoben, wie bei Daniel in C. 7, 3 aus dem Meere die vier Thiere, den Bergen entſprechend, aufſteigen; durch den Glauben der Jünger und die durch denſelben erfaßte Kraft des erhöhten Chriſtus ſoll es unterſchiedslos darin zurückſinken. Es ſoll ſich wiederholen an Rom, was an Babel bereits geſchehen iſt, gemäß der Verkündung des Jeremias in C. 51, 63. 64, wo der Berg, das Symbol des Babyloniſchen oder Chaldäiſchen Weltreiches, durch den großen Stein dargeſtellt wird, das Völkermeer, in das Babel ohnmächtig zurückſinkt, durch den Euphrat, in den der große Stein geworfen wird.

Den Commentar zu dem Worte des Herrn haben wir in C. 18, 21 der Apokalypse. Da heißt es, in Wiederaufnahme jener Verkündung des Jeremias, von dem neuen Babel, Rom: „Und ein starker Engel hob einen Stein auf als einen starken Mühlstein und warf ihn in das Meer und sprach: also wird mit Ungestüm geworfen werden Babel, die große Stadt, und nicht mehr erfunden werden." Auf Grund derselben Stelle des Jeremias hatte Jesus schon andeutend in Bezug auf Rom von der Versenkung ins Meer mit dem Mühlstein desjenigen geredet, der die Kleinen ärgert, Matth. 18, 6.

Jesus hatte schon früher im Wesentlichen denselben Ausspruch gethan. Da nach der Heilung des mondsüchtigen Sohnes die Jünger zu ihm traten besonders und zu ihm sprachen: warum konten wir den bösen Geist nicht austreiben? antwortete er nach Matth. 17, 20: „wegen eures Unglaubens; denn wahrlich ich sage euch: wenn ihr Glauben habt als ein Senfkorn, so werdet ihr sagen zu diesem Berge: hebe dich von hinnen dorthin und er wird sich heben und nichts wird euch unmöglich sein." Der Glaube, das kleine unscheinbare Ding, ist mächtiger als der majestätische Berg Rom. Wir haben nicht einen Gegensaz von kleinem und großem Glauben. Zum Bergeversetzen gehört nach der Natur der Sache und nach 1 Cor. 13, 2 der ganze Glaube, der Glaube in seiner höchsten Potenz. Daß der Glaube in seiner Aehnlichkeit mit dem Senfkorn den Gegensaz gegen den Berg bildet, zeigt auch Matth. 13, 31. Wie das Senfkorn dort zum Baume erwächst, so überwältigt es hier den Berg.

Diese Aussprüche des Herrn hat Paulus vor Augen, wenn er in der angeführten Stelle von dem Glauben redet, der Berge versezt. Er bedient sich nicht einer „sprichwörtlichen Redensart", die Annahme einer solchen ist gewöhnlich ein schlechtes Auskunftsmittel verlegener Ausleger, sondern er erkent, daß jene Aussprüche des Herrn geistlich zu verstehen sind. Durch den Glauben der Kirche sind wirklich die Berge der Reiche versezt worden, und die Antwort des Hieronymus auf den Einwand der Heiden, die Apostel müssen keinen Glauben gehabt haben, weil sie unvermögend gewesen seien, Berge (im gewöhnlichen Sinne) zu versetzen: „wir glauben, daß die Apostel dies gethan haben, aber daß es nicht aufgeschrieben sei, damit nicht den Ungläubigen noch größere Gelegenheit gegeben werde, zu widersprechen", war eine sehr ungeschickte und wenig geeignet, das „Bellen der heidnischen Hunde" aufhören zu machen.

Werden die Aussprüche des Herrn in Bezug auf den Berg richtig verstanden, so haben wir zugleich den Schlüssel zum Verständnis des Ausspruches Jesu in Luc. 17, 6. Auf die Bitte der Apostel: „mehre uns den Glauben", antwortet da der Herr: „wenn ihr Glauben habt als ein Senfkorn, so sprechet ihr zu diesem Maulbeerfeigenbaum: wurzle dich aus nnd pflanze dich ins Meer, und er wird euch gehorchen." Der Maulbeerfeigenbaum entspricht da dem Berge. Er hat Früchte, die denen des Feigenbaumes ähnlich sind, aber „schlecht von Geschmack" nach Strabo, „nicht nahrhaft und schlecht für den Magen" nach Diodor. Er ist im Gegensatze gegen den Feigenbaum ein passendes Symbol des Heidentums, welches durch den Glauben der Apostel gestürzt werden soll, ein passendes Symbol Roms als der damaligen Repräsentantin des Heidentums. Die Kirche richtet beides zu Grunde, den entarteten Feigenbaum und die ihrer Natur nach geringe Sykomore, ein Gegensaz, dem in Röm. 11 der des Oelbaumes und des wilden Oelbaumes entspricht. Beides ist jezt schon längst geschehen, und wenn wir das Ungeheure des Erfolges ins Auge fassen in Verbindung mit der Zuversichtlichkeit der Vorherverkündung in einer Zeit, in der alle natürlichen Grundlagen dieses Erfolges fehlten, so werden wir mit unbezwinglichem Mute erfüllt Angesichts der Gefahren, welche jezt die Kirche bedrohen. Wenngleich das Meer wütete und wallete und von seinem Ungestüm die Berge einfielen, dennoch soll die Stadt Gottes fein lustig bleiben mit ihren Brünnlein, da die heiligen Wohnungen des Höchsten sind.

Die Voraussicht der durch ihn zu bewirkenden Ueberwindung der Römischen Weltmacht findet sich bei Jesu durchgängig, und wenn die Juden ihn nach Luc. 23, 2 bei Pilatus anklagen: „wir finden, daß dieser das Volk verkehret und verhindert, dem Kaiser Abgaben zu geben, indem er sagt, er sei Christus, der König", so lag das falsche Zeugnis nur in der Anklage politischer Umtriebe; richtig war es, daß Jesus seine königliche Macht gegen die Römische geltend gemacht, und unbedingt über sie erhoben hatte. So oft Jesus sich in Beziehung auf Dan. 7, 13. 14 als den Menschensohn bezeichnet, was er mehr als 50 Mal thut, stellt er sich als den König aller Könige und den Herrn aller Herren dar. So oft er auf Grund von Dan. 2 von dem Reiche Gottes oder Himmelreiche redet, kündigt er dem Römischen Reiche den Untergang an. Denn dem Himmelreiche dienen bei Daniel alle Völker, es besteht nicht neben den Weltreichen in einer abgesonderten Sphäre, sondern es zermalmt sie, zermalmt namentlich das vierte und lezte, das Römische. Wenn Jesus zu Pilatus spricht: „mein Reich ist nicht von dieser Welt", so ist die der Verneinung entsprechende Bejahung: sondern aus dem Himmel, und mit diesem himlischen Ursprunge ist nach Dan. 2, 44 die zermalmende Gewalt im Verhältnisse zu dem aus dieser Welt stammenden Königtum unzertrennlich verbunden.

Nach Marcus beschloß Jesus seine Rede mit den Worten: „Und wenn ihr da steht und betet, so vergebet, so ihr etwas wider einen habt u. s. w." Auf diesen Schluß der Rede Christi bezieht sich Paulus, wenn er in 1 Tim. 2, 8 ermahnt, daß die Männer beim Gebete heilige Hände emporheben sollen ohne Zorn und ohne Zweifel. Das: „ohne Zorn und ohne Zweifel" ist die kurze Zusammenfassung von Mr. V. 23—26. Die Warnung vor dem Zorne neben dem Zweifel ist auf den ersten Anblick befremdend. Sie erklärt sich aber daraus, daß nach dem Vorhergehenden von dem Gebete in öffentlichen Angelegenheiten die Rede ist. Da soll man nach der Vorschrift des Herrn dem Zorne über die erlittene Unbill und Verfolgung keinen Raum geben, sondern zunächst darum bitten, daß die Verfolger zur „Erkentnis der Wahrheit" kommen. Das ist unter den verschiedenen möglichen Formen, in denen das Wort von der Versetzung des Berges in Erfüllung gehen kann, diejenige, auf welche die Christen es zunächst anlegen müssen, so gewiß als sie Diener des Gottes sind, der nicht den Tod des Sünders will, sondern daß er sich bekehre und lebe. Die Erfüllung ist aber nicht blos auf diese Weise erfolgt, sondern, weil die Sünder selbst ihren Tod wollten, zugleich auf dem Wege des vernichtenden Gerichtes.

Unser Zweck ist erreicht, wenn wir etwas beigetragen haben zur Befestigung der Ueberzeugung, daß in den Nöten und Gefahren der Zeit hinter den menschlichen Persönlichkeiten, die so viel von sich reden machen, ein Anderer steht, der in Wahrheit die Fäden in seiner Hand hat, der Mann, der Augen hat wie Feuerflammen und ein scharfes zweischneidiges Schwert, aber zugleich den Regenbogen auf seinem Haupte zum Troste für die Bußfertigen. Wir wollen lieber in die Hände des Herrn fallen weder in die Hände der Menschen, denn seine Barmherzigkeit ist ja so groß als er selber ist.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Daß die Tendenz der Evangelischen Kirchen-Zeitung in gewisser Beziehung eine ausschließende sein muß, geht schon aus der bisherigen Darstellung hervor. Nur diejenigen kann sie um Theilnahme bitten, denen eine feste Ueberzeugung von den Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion zu Theil geworden. Dagegen soll innerhalb des Bereiches des Christenthums Mannigfaltigkeit der Ansichten nicht ausgeschlossen werden; es erscheint höchst wünschenswerth, daß ein lebendiger Austausch der Ideen unter denen statt finde, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, und die Redaction hält es für eine Hauptbestimmung der Kirchen-Zeitung, die Gelegenheit dazu darzubieten. Alle diejenigen, welche den innern Beruf zur Mitarbeitung zu ihrem Zwecke empfinden, ladet sie dringend zur Theilnahme ein, überzeugt, daß sie nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn viele dem Herrn der Gemeinde dienende Kräfte sich vereinen. Für größere Beiträge wird, wenn es nicht ausdrücklich verbeten wird, ein anständiges Honorar entrichtet.

Obgleich der Hauptzweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung ein positiver ist, obgleich sie mehr aufbauen als zerstören will, so kann sie doch, weil das Evangelium einmal seiner Natur nach das entgegenstehende bekämpfen muß, die Polemik nicht ganz vermeiden. Aber um so sorgfältiger wird sie sich des Urtheils über Personen enthalten, um so mehr alle Persönlichkeiten vermeiden, und fern von aller Bitterkeit durch ihr Beispiel zeigen, daß Festigkeit der Ueberzeugung verträglich mit der Liebe und Milde, welche das Evangelium von seinen Bekennern verlangt, indem es ihnen zugleich nachweiset, von wem sie die erste unter allen christlichen Tugenden lernen und von wem sie dieselbe erhalten können.

Professor Dr. Hengstenberg.

Von der Evangelischen Kirchen-Zeitung erscheinen wie bisher jede Woche zwei Nummern, deren Ausgabe wo es verlangt wird wöchentlich, sonst aber in brochirten Heften monatlich stattfindet.

Der Preis für jedes Semester ist 2 Rthlr. Preuß. Courant in Vorausbezahlung. — Bestellungen nehmen an: sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, das Königl. Zeitungs-Comptoir hieselbst und sämmtliche Preuß. Postämter, durch welche die Evangelische Kirchen-Zeitung ohne Preiserhöhung aber nur ganzjährig bezogen werden kann.

Literarische und sonstige Mittheilungen mit directer Post beliebe man an den Herrn Herausgeber selbst zu adressiren. Zum Beischluß für den Buchhandel geeignete nicht eilige Briefschaften und andere Einsendungen bitten wir an uns durch Vermittlung unseres Commissionärs in Leipzig, des Herrn Buchhändler Rud. Hartmann, versehen mit der Bemerkung: Zur Post! Für die Evangelische Kirchen-Zeitung in Berlin, gelangen zu lassen.

Gustav Schlawitz
Verlagsbuchhandlung.

Inhalt.

Seite

№ 35. Der religiöse Individualismus und seine Stellung zu den Hauptfragen unserer Zeit, dargestellt an Alex. Rudolph Vinet. II. 417

Nachrichten. Aus Hannover 423

— 36. Karl Gutzkow. (Fortsetzung) 425

Die Nichtbestätigung des Pastor Rhode. (Schluß) 428

Beilage. Nachrichten. Hannover 433

Versamlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen 436

Tages-Ordnung der in Bremen zu haltenden allgemeinen Missions-Conferenz 440

— 37. Die Cherubim. I. 441

Nachrichten. Hannover 448

— 38. Karl Gutzkow. (Fortsetzung) 449

Der religiöse Individualismus und seine Stellung zu den Hauptfragen unserer Zeit, dargestellt an Alex. Rudolph Vinet. II. (Fortsetzung und Schluß) 454

Beilage. 457

Nachrichten. Kirchliche Zustände der Schweiz 459

Versamlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen. (Fortsetzung) 460

— 39. Liturgie und Kirchengesang 465

— 40. Der Feigenbaum 473

Koopmann gegen Beyschlag 476

Karl Gutzkow. (Schluß) 480

Beilage. 481

Nachrichten. Versamlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen. (Schluß) 482

— 41. Dr. Niemann und Dr. Uhlhorn 489

Nachrichten. Kirchliche Zustände der Schweiz 495

— 42. Der Feigenbaum. (Fortsetzung) 497

Beilage. 505

Liturgie und Kirchengesang. (Schluß) 505

Nachrichten. Hannover — Bregenz 511

— 43. Der Feigenbaum. (Schluß) 513

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 2. Juni. № 44.

Paul Gerhardts geistliche Lieder.

Historisch-kritische Ausgabe von D. J. F. Bachmann. Mit P. Gerhardts Bildnis. Zum Besten der zweiten Kirche der St. Jacobi-Parochie. Berlin 1866. Oehmigke's Verlag.

Noch immer ist Paul Gerhardt der Lieblingssänger unserer evangelischen Gemeinden. In unseren Gesangbüchern nehmen seine „geistreichen Andachten" neben den Liedern Luthers und Joh. Heermanns eine hervorragende Stelle ein. Kaum eins unserer Feste können wir feiern, ohne daß ein: „Wie soll ich dich empfangen", „Wir singen dir Emanuel", „Nun laßt uns gehn und treten", „O Haupt voll Blut und Wunden", „Auf, auf mein Herz mit Freuden", „Zeuch ein zu deinen Thoren" dabei erklingt. Und so wenig das Gerhardtsche: „Wach auf, mein Herz, und singe" oder: „Nun ruhen alle Wälder" von der geistlichen Tagesordnung der evangelischen Christenheit getrent zu denken ist: so bieten für alle Erfahrungen des christlichen Lebens im Aeußern wie im Innern, für Trübsal wie Freude, für schmerzlichste Kreuzesanfechtung wie triumphirendsten Aufschwung der Gnadengewißheit, Lieder wie: „Ich singe dir mit Herz und Mund", „Sollt ich meinem Gott nicht singen", „Befiehl du deine Wege", „Warum sollt ich mich denn grämen", „Ist Gott für mich, so trete" und so viele andere, noch immer Tausenden den unübertroffenen vollsten, erbaulichsten Ausdruck dessen, was ihr Herz bewegt.

Was aber schon die einzelnen Lieder unsers Dichters, wie sie in mehr oder minder großer Auswahl in den Gesangbüchern stehen, der christlichen Gemeinde wichtig und teuer macht, das findet — ohne daß wir dabei den Gradunterschied ihres Wertes verkennen wollen — in noch höherem Maße bei ihrer Samlung statt. Der in den einzelnen Liedern angeschlagene Ton klingt uns hier von verschiedenen Seiten in mannigfachster Färbung und Stärke entgegen. Andere, dort nicht vernommene Töne werden laut und klingen zu voller Harmonie zusammen. Kaum Ein wichtiger Punkt des christlichen Glaubens und Lebens bleibt unberührt: neben den großen Heilsthaten Gottes auch seine Schöpferherlichkeit in der Natur, Haus, Staat und Kirche, Armut und Reichtum, Freude und Leid, Leben und Sterben, Zeit und Ewigkeit, so daß die 120 Lieder zusammen ein ziemlich vollständiges christliches Gesangbuch darbieten. Zudem schauen wir dem Sänger hier erst recht tief in sein Herz, in die Fülle und den Zusammenhang seines innern Lebens hinein; wir erkennen deutlicher die es bewegenden Grundtriebe, die gestaltenden Mächte, das charakteristische Gepräge seiner geistlichen Persönlichkeit, seines aus Gott geborenen neuen Menschen. Und das ist, so hoch wir auch die Erbauung durch ein einzelnes Lied, wobei die Person des Dichters mehr zurücktritt, anschlagen, gewiß von nicht minderer Bedeutung; doppelt in unserer Zeit, der es nicht an Gläubigkeit, aber an dem seiner selbst fröhlich gewissen Glauben, nicht an christlicher Frömmigkeit, aber an christlichem Charakter fehlt.

Die Kirche hat es daher einem Jeden Dank zu wissen, der es sich angelegen sein läßt, P. Gerhardts Lieder in ihrer Vollständigkeit und zugleich ihrer unverfälschten, reinen, ursprünglichen Gestalt den Gemeinden zugänglich zu machen. Den verdienstlichen Ausgaben von Langbecker (1841), O. Schulz (1842) und Wackernagel (1849 u. ö.) stellt sich nun die vorliegende, nach einem neuen, umfassenderen Plane bearbeitete an die Seite. Der Herausgeber, auf dem hymnologischen Gebiet durch seine Schriften: „Geschichte der Berliner Gesangbücher", „Leben und Lieder Mich. Schirmers" u. a. bekant, ist in seiner amtlichen Stellung seit Jahren mit der Revision und Bearbeitung älter[illegible] Kirchengesangbücher beschäftigt, welcher ebenso unscheinbaren und mühevollen als segensreichen Thätigkeit die Provinz Brandenburg außer der (in Gemeinschaft mit Dr. Schneider besorgten) verbesserten Ausgabe des Porst (1855) die Erhaltung und Herstellung des Alt-Dresdner, Züllichauer und einer Anzahl anderer trefflicher Gesangbücher, sowie den (als Manuscript bei Decker gedruckten) Entwurf eines neuen bessern Gesangbuchs für Berlin verdankt. So mit der erforderlichen wissenschaftlichen wie praktischen Erfahrung ausgerüstet hat D. Bachmann mehrjährigen mühsamen Fleiß aufgewandt, um sowol für die Kritik der Gerhardtschen Liedertexte einen neuen Grund zu legen, als auch in geschichtlicher Beziehung für die Lieder wie für das Leben des Dichters nach Möglichkeit ergänzendes und berichtigendes Material zu gewinnen.

Alle bisherigen Herausgeber haben die eine oder andere der älteren Gesamtausgaben zum Grunde gelegt: Langbecker, Schulz und Wackernagel die Ausg., welche, noch bei Lebzeiten des Dichters, Joh. G. Ebeling, Musikdirector zu St. Nicolai in Berlin, „nach dem Original des Autoris übersehen" (Frankf. a. O. und Berlin 1666/7), v. Lancizolle die Ausg., welche J. H. Feustking, Oberhofprediger und Consistorialrath

zu Gotha, „nach des Autoris Manual und eigenhändig revidirten Exemplar", das ihm von dessen „hinterlassenen eintzigen lieben Sohne, Hrn. M. Paul Friedrich Gerhard, aus treuem und willigem Gemüte mitgeteilt worden", veranstaltet hatte (Zerbst 1707). Und doch weichen diese beiden, obwol mit dem Anspruch treuester Urkundlichkeit auftretenden Ausgaben an nicht wenigen Stellen und oft in auffälligster Weise von einander ab. Und doch waren schon mindestens seit 1648, also 18 Jahre vor der Ebelingschen Ausg., Lieder P. Gerhardts in den Berliner Gesangbüchern (bis zum J. 1661 schon 90 an der Zahl) erschienen, von wo sie sich schnellen Fluges nach Nord und Ost, in die Gesangbücher Hannovers, Mecklenburgs und Preußens, wie nach West und Süd, nach Amsterdam, Frankfurt a. M., Tübingen, Dresden, Görlitz und andern Orten verbreiteten. Ja von einigen hatte sich sogar der vom Dichter selbst veranlaßte Originaldruck erhalten. Bei dieser Lage der Sache hat D. Bachmann einen anderen Weg als den sichereren und gebotenen eingeschlagen: nämtich für jedes Lied P. Gerhardts den vorhandenen ältesten Druck als Grundlage zu nehmen und mit diesem die nachfolgenden Drucke, sowol in den älteren Gesangbüchern, deren eine große Zahl für diesen Zweck durchgearbeitet ist, als in den Gesamtausgaben, zu vergleichen. So gibt denn das vorliegende Werk die Lieder unsers Dichters geordnet nach dem Alter ihres bisher bekanten ersten Druckes, und zwar nach diesem abgedruckt. Unter jedem Liede finden sich dann die von dem ersten Druck abweichenden Lesarten, nach der Reihenfolge des Wertes ihrer Quellen zusammengestellt. Jedem Liede sind kurze geschichtliche Bemerkungen über seine biblische oder anderweitige Grundlage, über seine Veranlassung, wo diese zu ermitteln war, seine Verbreitung in andere Gesangbücher, etwaige Uebersetzungen in fremde Sprachen und endlich über seine Melodie voraufgeschickt. Es liegt auf der Hand, daß erst auf diesem Wege eine genauere Einsicht in die ursprüngliche Fassung, in welcher die Lieder aus der Hand des Dichters hervorgingen, sowie in den Gang ihrer späteren Textgeschichte erreicht werden konte; und daß es erst auf Grund des so gewonnenen kritischen Apparates in vollem Maße möglich geworden ist, den echten Text zweifellos festzustellen, die Abweichungen in ihrem Werte sicher zu würdigen, aber auch für den praktischen Gebrauch das Beste auszuwählen. Manches tritt dadurch in ein ganz neues Licht, namentlich auch für das bisher so dunkle Verhältnis der Ebelingschen und Feustkingschen Ausgaben zu einander scheint der richtige Weg zur Aufhellung gewiesen.

Aber auch nach der geschichtlichen Seite verdanken wir den Forschungen D. Bachmanns, obwol derselbe des beschränkten Raumes wegen von einer zusammenhängenden Lebensgeschichte des Dichters leider hat absehen müssen, manche einzelne wertvolle Bereicherungen. So sind über P. Gerhardts Geburtsjahr (1607, nicht 1606, am 12. März früh 4 Uhr), seine Schulzeit auf der Fürstenschule zu Grimma, seine ersten Jahre in Berlin u. A. wichtige, zum Teil bisher unbenuzten Quellen entlehnte Aufschlüsse gegeben; die Veranlassung mehrerer Lieder, wie: „Du bist zwar mein und bleibest mein", „Mein herzer Vater weint ihr noch", ist nach den aufgefundenen Originaldrucken festgestellt, und manche über die Beziehung einzelner Lieder oder Liederverse verbreitete Annahme berichtigt. Als Anhang sind noch 11 andere, zum Teil schon anderweitig bekante, zum Teil hier zuerst mitgeteilte deutsche Gedichte P. Gerhardts (darunter das liebliche Hochzeitslied zur Vermälung des Archidiaconus Fromm mit der nachmaligen Schwägerin des Dichters Sabina Barthold) sowie einige lateinische Gelegenheitsdichtungen desselben gegeben.

Weiter in das Einzelne einzugehen ist hier nicht der Ort. Aber schon nach dem Mitgeteilten wird man dem Herausgeber herzlich dankbar sein müssen für seine Arbeit. Wenn auch für das unmittelbar praktische Bedürfnis vielleicht weniger bequem als manche kleinere Handausgabe, bezeichnet das vorliegende Werk doch jedenfalls einen bedeutsamen Fortschritt in der Gerhardtliteratur und eröffnet in seiner Zusammenfassung der Resultate gründlichster Forschung eine reiche Fundgrube, an welcher fortan kein Herausgeber oder Bearbeiter Gerhardtscher Lieder, selbst bei mehr praktisch-erbaulichem Zwecke, ohne Nachteil wird vorübergehen dürfen.

Am Schlusse der Vorrede gedenkt der Herr Verf. noch eines besonderen Beweggrundes zur Veröffentlichung seiner Arbeit. Er schreibt:

„Unsere St. Jacobi-Gemeinde ist in den lezten Jahren zu der Riesengröße von 50—60,000 Selen angewachsen. Die Erbauung einer zweiten Kirche für dieselbe ist also ein unerläßliches Bedürfnis. Es ist dazu auch bereits ein Bauplatz in der Wasserthorstraße gewonnen, der Bauplan angefertigt und von des Königs Maj. der Name „Simeons-Kirche" für dieselbe bestimt. Die Baukosten dafür sind auf etwa 90,000 Thlr. festgestellt. Zur Aufbringung dieser bedeutenden Summe mein Scherflein beizutragen und auch die Mithilfe Anderer in der Nähe und Ferne zu erwecken ... habe ich dem werten Vorstande meiner Gemeinde das Manuscript dieses Werkes für den angegebenen Zweck zur Verfügung gestellt und dieser hat der Veröffentlichung desselben mit so dankenswerter Bereitwilligkeit sich unterzogen, daß mir jezt nur noch die Bitte übrig bleibt, daß nun Alle, denen die Kirchennot der Hauptstadt unsers Vaterlandes zu Herzen geht, die Verbreitung desselben sich freundlichst wollen befohlen sein lassen."

Wir haben dieser Bitte nichts hinzuzufügen, als den innigen Wunsch, daß dieselbe in recht weiten Kreisen Gehör finden, und so, nach der Absicht des hochwürdigen Verfassers, durch seine Arbeit unter des Herrn Segen „das Reich Gottes nach innen und nach außen gebaut werden möge." *)

*) Der Herausgeber schließt sich diesem Wunsche von Herzen an. Das Werk ist an sich trefflich, und der Zweck, dem der Ertrag gewidmet ist, verdient alle Förderung. Wir legen es den Patronen, Pastoren und Lehrern ans Herz, die Anschaffung für Kirchen- und Schulbibliotheken nach Kräften zu fördern. [Anm. der Red.

Dr. Riemann und Dr. Uhlhorn.

(Schluß.)

Zweierlei hatte in den ersten Vorträgen stets vorausgesezt werden müssen: einmal, daß die Evangelien glaubwürdig, sodann, daß wirkliche Wunder geschehen seien. Den Beweis für beides bringen die zwei lezten Vorträge nach, und zwar, obgleich die Evangelien- und die Wunderfrage jede die andere bedingen, für jede derselben besonders.

Das „Christusbild der Kirche" ist in lichter historischer, zu Sagenbildung keineswegs disponirter Zeit entstanden. Es tritt uns schon in der apostolischen Zeit aus den 4 bekanten, von der Kritik unangefochtenen paulinischen Briefen, aus dem ersten Briefe Petri und der Apokalypse ganz mit denselben Zügen entgegen, welche es in den Evangelien trägt. Für die Abfassung der lezteren lag kein Bedürfnis vor, so lange die mündliche apostolische Predigt im Gange war; erst als Abschluß derselben, als sie zu verstummen anfing, trat die schriftliche Fixirung ein. Uhlhorn trent die Untersuchung der drei ersten Evangelien von der des Johannesevangeliums und weiset aus sicheren geschichtlichen Daten nach, daß erstere in den Jahre 60 — 75, lezteres — und zwar als ein Werk des Apostels Johannes — am Schlusse des ersten Jahrhunderts entstanden sein muß. „Wenn irgend etwas feststeht, so dieses, daß Jesus einen Eindruck auf seine Zeitgenossen gemacht hat von einer Tiefe, Lebendigkeit und Nachhaltigkeit, wie nie ein Anderer. Dann aber muß auch 30—40 Jahre nach seinem Tode bei denen, die mit ihm verkehrten, noch ein lebendiges, ächtes und wahres Bild von ihm vorhanden gewesen sein", und sind die drei ersten Evangelien „auch nur ihrem wesentlichen Inhalte nach um diese Zeit entstanden, so muß das Christusbild, das sie uns darbieten, dieses ächt geschichtliche sein." Daß das Johannesevangelium, dessen Vorhandensein um 110—120 nach Christo nachgewiesen werden kann, in dieser Zeit so bald nach dem Tode des Apostels ihm hätte untergeschoben werden können, ist eine reine Unmöglichkeit. „Alle Schwirigkeiten, die man mit Scharfsinn und Sorgfalt der Aechtheit in den Weg gelegt hat, sind nichts gegen die Schwirigkeiten, in welche man geräth, wenn man die Aechtheit leugnet, und muß dann das vierte Evangelium im zweiten Jahrhundert unterbringen." — Verschiedenheiten sind in den Evangelien anzuerkennen, aber nicht andere, als die sich zeigen, wenn vier geschickte und selbständige Künstler dasselbe Bild malen. Photographische Identität liefert nur die Maschine, darum aber ist, was sie producirt, auch nur ein todtes Bild. Die Kirche besizt das Eine Evangelium viergestaltig und daraus entsteht für sie „die große Aufgabe, die vier Bilder, die doch nur eines sind, in eins zu schauen, um so erst das ganze und volle Bild ihres Herrn zu gewinnen." Wissenschaftlich ist diese Aufgabe noch lange nicht gelöst, kann auch nie auf wissenschaftlichem Wege allein, vielmehr nur als sittliche Aufgabe gelöst werden, und es löst sie „täglich jede einfältige Christenseele, die ohne Gelehrsamkeit und Wissenschaft im Glauben die Evangelien liest und schauet in allen vieren das Grundbild dessen, der auch ihr Leben ist und in ihr Gestalt gewonnen hat."

Der Widerspruch gegen die Glaubwürdigkeit der Evangelien hat seinen lezten Grund in der Wunderfrage. Es sollen ja einmal Wunder nicht möglich sein, aus der Bibel, aus den Evangelien aber sind sie nicht wegzubringen. „Vergeblich ist auch der Versuch, die Wunder abzutrennen, sie gleichsam als taubes Gestein loszulösen und nur festzuhalten, was dann übrig bleibt, denn das ganze Christentum beruht zulezt auf dem Wunder der Erscheinung Christi." In aller Offenbarung ist Wunder, und dem persönlichen Gott die Freiheit absprechen, in den Naturzusammenhang einzugreifen, ist nichts anderes, als ihn leugnen.

Nach einer klaren Bestimmung dessen, was Wunder im eigentlichen und engsten Sinne sind, weist Uhlhorn zuerst das Vorgekommensein derselben auf geschichtlichem Wege nach. Und zwar mit Verzicht auf die Evangelien — denn diese werden ja gerade um des Wunders willen für unglaubwürdig erklärt — aus den anerkant ächten Briefen des Paulus. Da finden wir nicht allein das Zeugnis des Apostels von sich, daß durch ihn Wunder geschehen seien, sondern vor Allem die Bezeugung des Wunders der Auferstehung Christi.

Endlich die Denkbarkeit des Wunders steht und fällt mit dem Glauben an den freien persönlichen Gott. Das Naturgesez soll nicht, wie es von dem Jesuiten Perrone geschieht, geleugnet und aufgegeben werden, denn „ein sittliches Handeln ist möglich nur in einer Welt, die nach bestimten Gesetzen sich bewegt", aber ein thörichtes Gerede ist es, daß jedes Eingreifen der Freiheit den Naturzusammenhang störe und aufhebe. Ueberall bringt der freie Wille, auch der relativ freie Wille der Creatur, neue Anfänge in den Naturzusammenhang hinein, aber das Product dieser neuen Anfänge fällt dann sofort unter das Naturgesez. Alle Versuche der Naturwissenschaft, das Dasein der Welt ohne ein übernatürliches Eingreifen Gottes zu erklären, leiden Schiffbruch an der Undenkbarkeit eines Anfangs ohne wirkende Ursache. Liegt aber göttlicher Zweck, göttliche Absicht der Welt zu Grunde, so ist, nachdem diese Absicht durch die Sünde in Frage gestellt ist, ein unabläßiges Ueberwalten und Eingreifen des göttlichen Liebeswillens geradezu unabweisbares Postulat.

Die Vorträge schließen mit einer Hinweisung auf die weltgeschichtliche Bedeutung des Kampfes zwischen dem Christentum und der pantheistischen Humanitätsreligion. In diesem Kamfe soll auch die Wissenschaft ihren Dienst, ihre Arbeit thun, aber — „die beste Apologie des Lebens Jesu ist das Leben eines Christen, in dem Jesus lebt."

Hat Uhlhorn die Darstellung eines Lebensbildes Christi nach kirchlicher Anschauung als möglich, als berechtigt, als Bedürfnis erwiesen, so zeichnet Dr. Riemann dieses Lebensbild selbst: das Bild des Herrn in seiner Sündlosigkeit und heiligen Vollkommenheit. Er zeichnet es ohne dogmatische Voraussetzungen, rein geschichtlich und rein menschlich. Wir ent-

halten uns der weiteren Mitteilungen, da solche schon anderweitig in diesen Blättern gegeben worden sind.

Daß diese Herlichkeit des Herrn nur unter Voraussetzung seiner „Wesenseinheit mit Gott" denkbar ist, daß er nur dadurch als „das schöpferische Haupt der Menschheit" begriffen werden kann, „der Sündlose als der Entsündigende, der Heilige als der Heiligende, der Freie als der Allbefreier, der Vollkommene als der Anfänger und Vollender des neuen Lebens" — dies wird der Absicht des Vortrages gemäß nur kurz angedeutet.

Fragen wir schließlich, welche Frucht von der Arbeit der Apologetik erwartet werden darf.

Vielleicht gibt uns dasjenige Zeitalter die Antwort, welches man gerade auch um seiner apologetischen Thätigkeit willen oft mit dem unsrigen zusammengestellt hat: das dritte Jahrhundert der christlichen Kirche. Die Aehnlichkeit ist ja augenfällig. Dort wie hier in den Massen Auflösung des Glaubens, verbunden mit unaufhaltsam zunehmendem sittlichem Verderben, und als einziges Heilmittel das Evangelium von Christo; dort wie hier der Anspruch des Humanismus, der Welt Hilfe bringen zu können, aber zugleich das Offenbarwerden seines völligen Bankerotts; dort wie hier tödtlicher Haß gegen das Christentum, aber ihm gegenüber auch gesteigerter Eifer in seiner Verteidigung. Was hat die Apologetik in dem verfallenden Römerreiche ausgerichtet? Den Staat, die Gesellschaft hat sie nicht retten können, aber sie hat ihren Dienst dazu gethan, daß unter den Ruinen gesunde Lebenskräfte erhalten blieben und daß aus dem Umsturze alles Bestehenden eine weltherschende christliche Kirche hervorging. Vielleicht stehen wir vor ganz ähnlichen Entwickelungen.

Noch einmal sei's gesagt, die Hoffnung, die Massen vermittels der apologetischen Arbeit für das Evangelium wiedergewinnen zu können, ist Illusion. So gewis jeder Menschenseele die Gottesidee eingepflanzt ist, und so gewis jede Menschenseele, die sie verleugnet, tödtlich krank ist, so gewis ist dem Menschen die diabolische Macht gegeben, diese Idee zu verschütten und abzutödten, und Viele thun das mit Bewußtsein und wollen nichts Anderes. Es lernt sich gar leicht, Alles, was eine Autorität üben will über das zuchtlose Herz, abzuwerfen, und fühlt man sich dabei auch nichts weniger als selig, so weiß man sich doch anderweit zu entschädigen und amüsirt sich, so gut es gehen will. Daß unter dem Einflusse dieses Geistes nicht hohe Sittlichkeit und ideales Menschentum gedeiht, sondern nur in Einzelnen das glänzende Phantom heidnischer Tugend, in den Massen aber zunehmende Corruption, das muß sich jedem Beobachter, zumal jedem Selsorger aufdrängen. Menschlicher Ansicht nach ist da an eine Umkehr nicht zu denken. Die Arbeiterversamlung in Frankfurt, deren sechshundert Mitglieder den Celebritäten des Materialismus den Dank des Volkes votirten dafür, daß sie das Volk von dem Glauben an Gott und Unsterblichkeit befreit hätten; der Lütticher Studentencongreß, dessen funfzehnhundert Teilnehmer der Predigt des Atheismus zujubelten und das Problem des Zeitalters in dem „Duell zwischen Gott und dem Menschen" ausgesprochen fanden; die Tausende der allgemeinen deutschen Lehrerversamlung, die andächtig einem Roßmäsler lauschen, dem Erfinder der unvergleichlichen Phrase, daß es „der Weltgeschichte gefallen hat, die Siegesfreude des amerikanischen Volkes durch den Mord seines Präsidenten zu trüben" — sie sind ja nur die Crême der unberechenbar weiten Menschenschicht, die bewußt oder unbewußt ohne Gott leben will in dieser Welt. Komt solchen Leuten die Apologetik mit ihren Wahrheiten nahe und wird sie ihnen unbequem, so machen sie es wie die pfälzischen Krischer, sie kreischen sie unbarmherzig nieder. Noch ist der „Aufhaltende" nicht ganz aus dem Mittel gethan, die Staatsordnung reprimirt noch bis auf einen gewissen Punkt die Ausbrüche jener finstern Macht. Wann sie es nicht mehr vermögen wird, das ist nur eine Frage der Zeit. Merken wir auf die Weissagung, so finden wir eben diese Entwickelung diabolischer Mächte bestimt vorausgesagt, können also auch nicht zweifeln, daß die gleichzeitig angekündigten göttlichen Gerichte über lang oder kurz hereinbrechen werden. Die Factoren sind unzweifelhaft schon vorhanden, der erste europäische Krieg, der nächste Ausbruch der socialen Revolution kann sie in Wirtsamkeit setzen. Es ist, als sähen wir die Rosse der Reiter der Apokalypse schon aufgezäumt des Aufbruchs warten. Wie lange sie noch unter göttlicher Geduld zurückgehalten werden, das mag Niemand sagen; daß sie kommen werden, das wird keine Apologetik hindern.

Aber was sie kann und soll, das ist, dazu zu helfen, daß eine compacte Schar von Streitern gesammelt werde, gerüstet für die Sache ihres Herrn und Gottes im entscheidenden Kampfe einzustehen, zum Marthyrium bereit und des endlichen Sieges gewis. Sie soll sie fest auf den Grund stellen, der nicht wanket, soll das „Hebet eure Häupter auf, darum daß eure Erlösung sich nahet!" ihnen zu gewaltiger Ermutigung zurufen.

Und wenn sie dazu hilft, wenn, was Gott geben wolle, mit durch ihren Dienst ein kräftigeres Geschlecht von Zeugen und Bekennern, namentlich unter der heranwachsenden Jugend erweckt wird, ein Geschlecht frei von der matten und lahmen Halbheit, welche in nicht lange vergangenen Tagen wie ein Alp auf der Kirche und ihren Theologen lag — dann hat sie das Ihrige gethan für das Reich des Herrn. Ob nach Gottes Rath die Menschheit schon jezt heranreift für die lezte große Ernte, oder ob noch einmal aus den Ruinen des Bestehenden, auf dem mit Blut und Thränen gedüngten Boden die lebendige Gemeinde Gottes aufblühen soll, herlicher als zuvor — in jedem Falle muß der Entscheidungskampf vorhergehen. Die Wissenschaft, die uns für diesen Kampf geschickt machen soll, verdient wol vor Allem die Palme.

Beilage.

Beilage zur Evangelischen Kirchen-Zeitung № 44.

Aus dem in Gnadau gehaltenen Vortrag: über evangelischen Kirchenschmuck.

(Domhilfsprediger Weber aus Magdeburg.)

Ref. führt seinen Vortrag gleichsam als zweiten Teil seines vor 6 Jahren hier gehaltenen über Kirchenbau ein und bemerkt: Die Besprechung solcher Themata auf Pastorenconferenzen ist ein erfreulicher Beweis vom Fortschritt im Glaubensleben der evangelischen Kirche, denn daß für den Schmuck der Gotteshäuser und Gottesdienste wieder Opfer gebracht werden, ist eins von den mitfolgenden Zeichen, welche da zum Vorschein kommen, wo das Evangelium lebendig gepredigt und gehört wird. Was in den Tagen des Erdenwandels unseres Herrn geschehen, daß mit der Predigt des Evangeliums an die Armen auch die Heilung der Krüppel, der Lahmen, Blinden, Aussätzigen Hand in Hand ging (Matth. 11, 5), das wiederholt sich in unserer Zeit; wo nach den öden Tagen des Rationalismus das Wort vom Kreuz wieder Selen sammelt, da werden auch die Krüppel wieder geheilt — viele unserer Kirchen gleichen in ihrer Verwahrlosung und Verunstaltung Krüppeln — es erwacht die Lust, dem Herrn schöne Opfer zu bringen, ihn zu salben, sein Haus zu schmücken. Allein in der Art, wie dies geschieht, ist man leicht Misgriffen ausgesezt, da uns die Kentnis des kirchlich Angemessenen durch die lange Unterbrechung verloren gegangen ist; sie wieder zu gewinnen, ist besonders Pflicht der Geistlichen, damit sie den opferwilligen Gebern guten Rath erteilen und Ungehöriges abwehren können. Allgemeine ästhetische Grundsätze reichen hierbei nicht aus, sondern wir müssen längst vergangene Zeiten fragen, wo der Sinn für kirchliche Kunst lebendig war, um von da aus in gesunder Fortentwickelung weiter zu kommen; — der evangelische Kirchenschmuck hat natürlich am Evangelium seine Norm und Grenze, und was dem Worte Gottes widerspricht, ist unstatthaft. — Eine kleine Handreichung dazu soll dieser Vortrag geben, der zugleich ein Beitrag zur positiven Behandlung der Sontagsfrage ist, denn die würdige und schöne Einrichtung des Gottesdienstes und Gotteshauses ist eine starke „Nötigung, hereinzukommen."

Eine Wanderung durch die Kirche gibt Gelegenheit, über die einzelnen Sachen das Nötige zu sagen.

Schon die äußere Gestalt der Kirche macht oft in unseren Dörfern den niederschlagenden Eindruck, daß sie das kümmerlichste Gebäude im Orte ist; bei dem Aufschwunge des Ackerbaues und der damit verbundenen Wolhabenheit haben die Dörfer besonders in unserer Gegend ein ganz anderes Aussehen erhalten, die Bauern-Gehöfte gleichen Amtshöfen und Rittergütern, und auch diese sind nicht zurückgeblieben, aber an der Kirche ist meist noch wenig geschehen, der alte Thurm nimt es oft nicht mit dem Taubenpfeiler eines Kossäthenhofes auf, der Kalk und Bewurf der Kirche ist abgeblättert; ein neues Kleid wenigstens wäre sehr nötig. Der Plaz um die Kirche, auch wo er nicht mehr als Gottesacker dient, mit den Kirchwegen wartet auch meist noch auf die sorgsame Pflege, welche Pfarrgarten und Pfarrhof bereits erfahren haben. — Die Kirchthür war von Alters her ein besonderer Gegenstand des Schmuckes mit Bezug auf das Wort Joh. 10: „Ich bin die Thür zu den Schafen," auch wo man keine stattlichen Portale hat, die man wiederherstellen kann, gibt ein Medaillon mit Christuskopf, aus Sandstein oder gebrantem Thon*) über der Thür in die Mauer eingesezt, einen würdigen Schmuck, die Thürflügel werden geschmackvolle eiserne Beschläge zieren. Im Innern ist oft der Fußboden in schlechtem Zustande durch allerlei Ungehöriges, das unordentlich hineingeflickt ist. Mauersteine, alte Thonflächen, unregelmäßige Sandsteinplatten durcheinander (besonders sind auch die Altarplatten, die in den eingemeißelten Weihekreuzen in den Ecken und dem Sepulcrum in der Mitte leicht zu erkennen sind, zur Pflasterung gebraucht, es wird dringend empfohlen, diese Unschicklichkeit abzustellen, daß man nicht ferner mit den Füßen darauf trete, wo der Leib des Herrn gestanden); es empfehlen sich, wo man keine Sandsteinplatten hat, Thonflächen, die man jezt recht schön mit geschmackvollen farbigen Mustern macht. — Für die Wände eignet sich ein grauer steinfarbiger Anstrich besser als die weiße Farbe. Das Gestühl, welches statt der weißen die ihm gebührende Holzfarbe erhalten muß, ist so einzurichten, daß der Gang in der Mitte frei bleibt; und die Emporen, welche jezt oft als willkürliche rumpelige Einbauten auf rohe Balken gestüzt die Kirche so finster und häßlich machen, müssen, wo sie einmal nötig sind, mit dem Ganzen der Kirche in Einklang gebracht werden. — Taufstein, Kanzel, Altar müssen in dieser Ordnung von Westen nach Osten aufeinander folgen nach dem Gange des Amtes Christi: Taufe, Lehramt, Opfertod, und des Lebens der Christen: Taufe, Unterricht, Abendmal. Die Kanzel über dem Altar wird bald keine Entschuldigung mehr, geschweige denn Rechtfertigung finden. — Der Würde des Taufsakramentes entspricht nicht ein transportabler Tisch, und die sogenanten Taufengel sind ziemlich geschmacklos; der Taufstein, der, wo nicht eine besondere Taufkapelle ist, wenn irgend möglich im Westen stehen muß, ist am besten aus Sandstein oder aus gebrantem Thon zu fertigen, als Reliefs zu seiner Ausschmückung eignen sich die Taufe im Jordan, die Segnung der Kinder, alttestamentliche Vorbilder, wie der Durchzug durch das Rothe Meer u. a. Wenn kein besonderer Deckel darauf ist, so ist eine Decke von weißem Linnen

*) Diese und die sonst noch erwähnten Thonsachen sind vortrefflich in der Fabrik von E. March in Charlottenburg.

mit weißer Stickerei oder eine von Stoff und Farbe der Altarbekleidung, die etwas über den Rand herabhängt, ein angemessener Schmuck. Taufbecken und Kannen von Silber liefert gut Sy und Wagener in Berlin, von Zinn Kurtz in Stuttgart. Die Kanzel, aus Stein, Thon oder Holz ist möglichst wenig mit Behängen zu decoriren, nur das Pult und der Rand der Brüstung erhält eine schmale Bekleidung in der Farbe des Altarbehanges. Der Altar, welcher so viel als möglich von den geschmacklosen An- und Aufbauten zu befreien ist, hat auf seiner oberen Platte Altartücher, an seinen Seitenwänden Altarkleider; die ersteren, welche an die Grabtücher des Herrn erinnern, müssen immer von weißem Linnen sein, das unterste von der Größe der Altarplatte gröber, darüber ein feines, einige Zoll an den Seiten herabhangend, mit Spitzen oder weißgestickter Kante geschmückt, dann zur Feier des heiligen Abendmals noch ein corporale, aus ganz feinem weißen Linnen, auf welches die vasa sacra gesezt werden; als Kelchdeckel dient ein zusammengelegtes feines Tüchlein (palla), und zur Verhüllung der vasa sacra vor der Feier ein reich gesticktes, am besten seidenes velum. Die Altarkleider reichen bei einfachen Altären bis auf den Boden, aber bei marmornen oder mit Sculpturen geschmückten genügt ein schmaler Streif als Umhang; bei der Wahl des Stoffes hat man sich vor Baumwolle, Manchester, falschen Gold- und Silberlitzen und allem unechten Scheinwesen zu hüten; Seidendamast oder Tuch sind am geeignetsten, mit Gold-, Silber-, Seiden- oder Wollenstickerei, je nach den Mitteln; Bibelsprüche sind an dieser Stelle nicht passend, sondern symbolisches Bildwerk, ein einfaches Kreuz, ein Lamm mit der Fahne, ein Pelikan u. a. Auch die sogenanten Vespertücher, d. h. die Schuzdecken, welche außer dem Gottesdienst den Altar bedecken, müssen durch einen angemessenen Schmuck sich von Staublappen unterscheiden; ungebleichte Leinwand mit einfacher Wollenstickerei eignet sich hierzu sehr gut. Zur Anfertigung solchen Kirchenschmucks hat sich seit Jahren eine Anzahl Damen zu einem Paramentenverein verbunden, der bereits eine große Anzahl von Kirchen mit seinen Arbeiten geschmückt hat; da nur die Auslagen für die Stoffe berechnet werden, so kommen die Kirchen sehr billig dazu. Zur Vermittelung solcher Bestellungen ist Referent gern bereit. Sehr schöne Arbeiten dieser Art werden auch in Berlin in dem Geschäft von Pauline Bessert-Nettelbeck, Kronenstraße 52, gefertigt.

Die heiligen Gefäße sind, wo nicht aus älterer Zeit noch etwas erhalten ist, häufig noch immer in dürftigem Zustande, namentlich ist der Mangel an Abendmalskannen zu beklagen; möchten die Bouteillen und Karaffen doch gänzlich vom Altar verschwinden, wie kümmerlich erscheint oft das Altargeräth im Vergleich zum Silberschrank auf der Pfarre! (Auch hierfür ist Sy und Wagner in Berlin, Kronenstraße 28, bestens zu empfehlen.) Ein angemessener Kasten, in welchem die heiligen Gefäße in die Kirche getragen werden, wenn sie ihren bleibenden Plaz nicht dort haben, wird das oft so saloppe Zusammenraffen derselben verhindern. Für die kleineren Gefäße zur Kranken-Communion eignen sich zum bequemen Tragen runde Kapseln oder viereckige Kästchen (ein Exemplar wird vorgezeigt). — Die zum Teil so häßlichen Vasen mit unschönen Blumen, mit denen besonders in Dorfkirchen der Altar zuweilen förmlich bepackt ist, sind mit guter Manier zu entfernen und neue Danaergeschenke möglichst zu verhindern. Für Crucifixe und Leuchter ist eine würdige Form zu wählen (schöne Messingleuchter und Kronleuchter liefert Felger in Münster). Die Altar- und Kanzelbibeln sind einmal auf einen neuen Einband anzusehen; besonders ist die Agende zuweilen in einem Zustande der Auflösung, wie er für ein Gebetbuch unwürdig ist. Auch Talar, Barett und Kragen sind einmal genau zu prüfen, ob sie wol mit dem Sontagskleid der Gemeinde einen Vergleich aushalten.

Nachdem auch noch von kleinerem Geräth, wie Liedertafeln, Lesepulten, Opferstöcken geredet, wurden der „Verein für religiöse Kunst in der evangelischen Kirche“ (Berlin) und sein Organ, das christliche Kunstblatt, empfohlen und einige neuere Werke zur Information auf diesem Gebiete: Die evangelische Kirchen-Ornamentik. 1865. Die kirchliche Leinwandstickerei. Cöln und Neuß. 1863. Kirchenlieder mit Initialen von Ida Hauser. Düsseldorf bei Breidenbach u. Co. 1865. Der von Pfarrer Meurer über die kirchliche Kunstausstellung zu Hohenstein herausgegebene Bericht enthält sehr schätzenswerte Winke. — Ein ausführlicher, anderweit erscheinender Abdruck des Vortrages wird noch ein vollständigeres Verzeichnis von künstlerischen und gewerblichen Adressen geben.

Zur Frage von den Laienältesten aus Hannover.

Paragraph 33 des Hannov. Kirchenvorstandsgesetzes vom J. 1864 lautet: „Der Kirchenvorstand hat in Unterstützung der pfarramtlichen Thätigkeit für Erweckung und Mehrung christlichen Glaubens und Lebens, für Erhaltung von Zucht und Sitte in der Gemeinde zu wirken, gottlosem und sittenverderblichem Wesen zu steuern, Gottesfurcht und Ehrbarkeit zu fördern; zu diesem Zweck auch die Schule und die ledige Jugend zu beachten und überhaupt sowol durch eigenes Vorbild wie durch Aufsicht, Belehrung, Ermahnung und Warnung zum Aufbau der Gemeinde zu helfen.“ Schöne Worte! Aber schöne Worte machen den Kohl nicht fett, ist ein Sprichwort unserer Bauern. Unser Urteil über den Gesetzesparagraphen und über das von ihm zu erwartende Heil begreiflicher zu machen, lassen wir dem Bericht über unsere gemachten Erfahrungen eine Angabe unserer persönlichen und geschichtlichen Stellung zu demselben vorangehen.

Die Kirche, welche Ref. in seiner Kindheit besuchte, hatte zur Pflege ihrer Gottesdienste zwei Prediger und einen Küster; die Prediger waren Prediger ihrer Zeit und der Küster hatte

auf sich, die mit der Festzeit wechselnden Gewänder auf den Altar zu legen, die Gesänge anzustecken und das Läuten, wie den Umgang mit dem Klingebeutel zu besorgen; die Kirchen-Rechnungsführung und etwaige Reparaturen an der Kirche waren in der Hand des ersten Mädchenlehrers unter Controle des Superintendenten; Prediger hatten dazu kein Wort zu sagen und was sonst an einen Vorstand nach seiner innerlichen Seite hätte erinnern können, existirte nicht. Wesentlich so war es im Braunschweiger Lande, in dem Ref. seine Gymnasialzeit verlebt hat. Auf der Universität haben wir freilich Pastoral- oder vielmehr Pastoral-Klugheitslehre gehört; denn Pastoral-Klugheit, Einsicht, Vorsicht und Umsicht, bei den Behörden nicht anzustoßen, galt den damaligen durchaus ehrwürdigen Männern im Consistorium als eine Hauptaufgabe des Predigtamts; wir wollen sie dieserhalb nicht richten, denn sie meinten es wirklich gut, wenn wir gleich später schmerzlich gesehen haben, wie diese Pastoral-Klugheit dahin ausgebeutet wurde, daß man sich mit den damals allmächtigen Beamten auf einen guten Fuß sezte und dafür auf den Gemeinden mit den Füßen herumtrat — und es kam in jenem Colleg auch ein § über das Verhalten des Predigers den sogenanten Altaristen, Diakonen, Juraten und Kirchenvorstehern gegenüber und wie man sich gegen sie mit Pastoralklugheit zu benehmen habe, vor, aber ihre Stellung war keine andere, als die des Schlossermeister Heise in meinem Geburtsorte. Erst als Pastor, im, wenn auch nicht nahen, sondern mehr vermittelten, Verkehr mit dem seligen Lücke, hörten wir aus seiner Bonner Zeit von Presbytern aus dem Kaufmanns- und Handwerkerstande mit Begeisterung reden, wie sie der Kirche genüzt und durch ihr Amt christlich angeregt seien; Specielles darüber ist in unserm Gedächtnis nicht haften geblieben, nur eines Buchbinders erinnern wir uns, dessen öfters gedacht ward. Unsere Zeit war damals die Zeit „der jungen Liebe", die aber nicht ewig „grünend bleiben konte", wie die Schillersche; denn sie war gar zu genügsam; wer an das Wort glaubte, war sofort unser Mann, mochten aus dem Worte auch nur zwei Drittel Christus und ein Viertel Kirche herauskommen, und bei dem seligen Manne, bei aller Liebenswürdigkeit des Charakters und Reichtum des Geistes durfte man die Gesichtsweite nicht suchen, die begreift, wie solche Aemter in den Händen der Gottlosen zum Verderben der Kirche ausschlagen können; uns schien damals die Sache in jeder Hinsicht nachahmungswert und wir sehnten uns nach Presbyterien wie nach Strömen von Milch und Honig. Da eröffneten sich die Vorpostengefechte zwischen der Landeskirche und der Universität, die später einen wenn auch kurz vorübergehenden Krieg in ihrem Gefolge hatten, und es kamen die Petrischen Böcke auf, die erwählt werden konten, den Hirten zu stoßen, die uns unangenehm aus unsern Träumen aufschreckten, aber so überzeugend in ihrem Wesen dargelegt wurden, daß dem Strome der Sehnsucht eine heilsame Schleuse vorgeschoben ward. In diesem Zwischenzustande brachte uns das Jahr 1848 unter dem Ministerium Stüve das Gesez über Kirchen- und Schulvorstände vom 14. October dess. J., wodurch die alte Büreaukratie in kirchlichen Vermögenssachen aufhörte, wonach blos der Superintendent, meistens in Verbindung mit dem Schullehrer als Rechnungsführer, soweit es das Zahlen ex aerario für kirchliche Bedürfnisse anging, Alles hinter dem Rücken des Predigers abmachte und lezterer bei der Rechnungsstellung blos das corpus bonorum zu attestiren und 20 Sgr. zu Reparaturen zu verwilligen hatte. Wo ein großes Kirchenvermögen ist, wie bei uns und bei dem im Ganzen liberalen und dem Vorstand vertrauenden, aber auch schwere Verantwortung zuwendenden Geiste des Gesetzes, war dieser Uebersturz nicht ohne Schrecken und hinterdrein schweren Sorgen; man war darauf nicht vorbereitet, in solchen Verwaltungssachen ohne alle Uebung, und die menschliche Wahrnehmung, daß die bisher dabei Beteiligten etwaige Verlegenheit und Verstöße nicht ungern sahen, niederdrückend, aber das ist überstanden und wir sind dem Ministerium Stüve dafür zu Dank verpflichtet; wenn die Erwählung nach dem Geiste der Zeit nicht anders als durch Majoritäten geschehen konte, so beschränkte sich die Beteiligung des Vorstandes auf die Externa und dabei ist nicht blos eine sichtbare Verbesserung in dem bisherigen schleppenden Gange der Verwaltung eingetreten, sondern, was wir noch höher schätzen, durch den Verkehr mit den Erwählten des Vorstandes sollte eine Einsicht in das Wesen der Leute und in die Möglichkeit, geistliche Dinge mit ihnen zu treiben, vermittelt werden. Wir waren schon vorher, ehe es Kirchenvorsteher nach diesem Gesetze gab, von unserm Instinkt geleitet darauf gekommen, wenn es eine besonders scharfe Vermahnung in der Selsorge galt, den damaligen Bauermeister, der mir leider zu früh gestorben ist und der solche Dienste gern leistete, um seine Assistenz bei solcher Vermahnung zu ersuchen, weil solche Leute viel verständlicher und treffender zu Ihresgleichen reden können als wir, und ein solcher Bauermeister der bloßen Civilgemeinde, dem aber die Kirche am Herzen liegt, wiegt eine ganze Stube voll Vorsteher, die bester Weise, aber doch nur nach der Majoritäts-Schablone gewählt sind, weit auf. Dem entgegen könten mir meine Freunde, von denen ich zur Zeit viele Streiche habe leiden müssen, einwenden: Du hast ja aber unter den Katechismusstürmen um Beteiligung eines Laienelements in Sachen der Kirche petitioniren wollen, wenn dir auch die Sache zuvorkam und aus der Abgabe der Petition nichts wurde? Ihr habt Recht mit Euren Ein- und Vorwürfen und ich bekenne meine Schwachheit und Sünde, kann aber zu meiner Entschuldigung anführen, daß wir damals übermocht, um nicht zu sagen, übertölpelt worden sind. Ein Hochgestellter der Kirche, auf dessen Urteil im Kirchlichen und Politischen wir viel gaben, sprach als Prophet um Martini: wenn Nichts geschieht zur Beruhigung und Versöhnung, so haben wir auf Lichtmessen ein Consistorium, in dem Baurschmidt den ersten Plaz einnimt; diese zuversichtliche Prophezeiung, die sich später aber nicht bewährt hat, warf uns damals über den Haufen.

Wir haben nun ein Gesez mit Laienelement zur kirchlichen Pflege erhalten, dessen wesentlichen Paragraphen, die Befugnisse oder zu erstrebende Amtsaufgabe begreifend, wir an den Eingang unseres Artikels gesezt haben und bemerken dazu, ehe wir an das Zergliedern gehen, daß wir nicht zu denen gehören, welche das Gesez bei seinem Erscheinen als ein todtgebornes Kind ansahen, das keine Berücksichtigung verdiene, oder sich gar dieser Fehlgeburt freueten, worin wir eine Unredlichkeit finden, sondern meinen, daß wir vielmehr, da das Gesez einmal da ist, und die Edelsten im Israel unserer Hannoverschen Lande daran gearbeitet haben, auch so viel es die Umstände leiden können und wollen, es zur Anwendung zu bringen suchen müssen; ferner daß wir nicht von Böcken reden wollen, die erwählt sind, den Hirten zu stoßen, im Gegenteil, obwol wir uns alles direkten Einflusses auf die Wahlen enthalten haben und blos Bescheid gaben, wenn wir gefragt wurden, das Ergebnis derselben immer ein solches gewesen, wie wir es uns bei der kirchlichen Zuständlichkeit der Gemeinde nur wünschen konten (bei Stadt-Pastoren mag dieses anders sein, die mögen ihre Erlebnisse mit den Böcken selbst beschreiben): und endlich, daß, wenn die Feinde der Kirche die Bewegung veranlaßt haben, aus der das Gesez hervorgegangen ist, und es blos darauf angelegt hatten, das Amt zu schwächen, der Zweck desselben also eine Lüge ist, hier doch auch das Wort Josephs zu seinen Brüdern gilt: Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut mit mir zu machen.

Sehen wir zuerst die Form des § an, so sucht derselbe seines Gleichen in Gelenkigkeit und Verschränkung und zeigt damit seine Geburt an, daß er durch ein Compromis entstanden und darum so viele Gelenke als Worte hat, damit jeder sie nach seinem Belieben biegen und sich die damit bezeichnete Sache zurecht legen kann; die Form ist eine Ironie auf den Lapidarstil, in dem Gesetze geschrieben sein sollen; und wenn wir in unserer Gymnasialzeit in den Attischen Nächten von Gellius gelesen haben, daß die Gesetze der zwölf Tafeln zu Rom in eichene Bohlen eingeschnitten gewesen, so möchte dieser Gesetzesparagraph auf einem eichenen Untergrunde sich wunderbar genug ausnehmen; Beweis, daß er aus keinem Lebensbedürfnis hervorgegangen und keine neue Rechtsbildung in ihm ihren Abschluß gewonnen hat; denn der Abschluß einer Rechtsbildung führt eine andere Sprache.

Der Anfang liest sich gut: der Vorstand hat in Unterstützung pfarramtlicher Thätigkeit u. s. w.; das Pfarramt bleibt also der Mittel- und Ausgangspunkt der erwecklichen Bestrebungen des Vorstandes; es soll keine Thätigkeit sein, losgerissen vom Pfarramte, ein Wirken auf eigene Hand oder gar ein Löcken wider dasselbe; das Amt komt hier jedenfalls besser weg, als vor Zeiten in der Mäßigkeitssache und den Bestrebungen der innern Mission, wo es sich um Rettungshäuser und dergleichen handelte und wo es als Gesetzesforderung ausgesprochen ward: will der Prediger nicht mitgehen, so gehen die Laien allein. Aber nun heißt es weiter: der Vorstand soll wirken in Unterstützung der pfarramtlicher Thätigkeit für Erweckung und Mehrung christlichen Glaubens und Lebens, — hic haeret aqua. Der Glaube komt nach St. Paulus aus der Predigt und die Predigt aus dem Worte Gottes und das christliche Leben, das im Paragraphen auf den Glauben folgt, ist ja nichts Anderes, als dieser in Thätigkeit gesezte Glaube, das mächtig, kräftig schäftige Ding Luthers, und hier berühren wir die wundeste Stelle im Leben unsers Volks. Denn wenn es uns auch im Traume nicht einfällt, von Kirchenvorstehern verlangen zu wollen, daß sie predigen können und wir unsere Forderung der Schriftkentnis auf ein Minimum stellen wollen, so steht es damit beim Volke doch allzu betrübt und ungenügend. Die religiöse Bildung der jezt regierenden Familienhäupter stamt aus einer Zeit, wo der alte Hannöversche Katechismus als Perle der Landeskirche galt und man die biblische Geschichte nur als ein Agregat moralischer Vorschriften und Beispiele behandelte, und dagegen von der Bibel als Offenbarungsquelle und von der Kirche als Heilsanstalt nichts wußte. Im Gefühl dieser Schwäche und in dem Bewußtsein, daß man das Zeug zu einem Wirken für Glauben und Leben nicht hätte, wurzelte auch die Furchtsamkeit und der Widerwille, ein Vorsteheramt zu übernehmen, als wir in einer Sitzung die Versamlung mit dem Gesetzesparagraphen bekant machten. Wir wünschten, die abgehenden Vorsteher möchten sich wieder wählen lassen, aber als wir in guter Meinung sie zu dem Werke zu reizen den Gesetzesparagraphen erläuterten, wollten alle zurücktreten, weil sie sich solchem Werke nicht gewachsen fühlten, und wir konten sie nur abhalten, ihren Entschluß aufzugeben, indem wir zu verstehen gaben, es werde vorläufig in der Sache so bleiben, wie es bisher gewesen, daß sie blos Externa zu wahren hätten. Und selbst nach geschehener angenommener Wahl als der Tag der Verpflichtung und Einführung ins Amt kam, regten sich wieder Skrupel und Gewissensbedenken, die wir zu beschwichtigen unsere liebe Not hatten. Es ist dieses ein Zug von Redlichkeit beim Volke, den man nur ehren kann.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 6. Juni. № 45.

Die Liturgien der alten Kirche.*)

I.

Es gehört zu den Schattenseiten in der theologischen Ausbildung unserer Geistlichkeit, daß unter ihr vom gottesdienstlichen Wesen der alten Kirche nur wenig Kentnis verbreitet ist. Vor wenigen Jahrzehenden konte dies von der Liturgie im Allgemeinen gesagt werden. Darin ist's besser geworden: das Interesse für die liturgische Seite des Gottesdienstes hat zugenommen, und mit Liebe vertiefen sich Geistliche in die reformatorischen Liturgien und suchen das Wesentlichste derselben unsern Gottesdiensten zuzueignen. Allein über die Reformation zurück pflegt das Interesse nicht zu reichen; und von dem christlichen Gottesdienste, wie er vom zweiten bis fünften Jahrhundert beschaffen gewesen sei, hat man in der Regel nur sehr allgemeine Vorstellungen. Doch aber wie wichtig ist diese Kentnis, da nicht nur der Cultus der griechischen, sondern auch der römischen Kirche, aus welchem wiederum der evangelische hervorgegangen, seine Wurzeln in jenen Zeiten hat! Freilich war früher die Bekantschaft mit den Liturgien der alten Kirche dadurch erschwert gewesen, daß es nur von wenigen derselben deutsche Uebersetzungen gab, und die größeren Samlungen im Original, wie die von Renaudot ꝛc., eigentlich nur der gelehrten Welt angehörten. In neuerer Zeit hat man nun auch evangelischerseits begonnen, die Liturgien der alten Kirche teilweise herauszugeben, wie in Daniel's codex liturgicus, Neale's tetraliturgia, Bunsen's Hippolytus ꝛc. Aber an einer Uebersetzung derselben, welche sie dem allgemeinen Gebrauche zugänglicher macht, hat es bisher noch gefehlt. Insofern ist es ein großes Verdienst, welches sich der leider indeß entschlafene Verfasser erworben, daß er sich dieser Mühe unterzogen hat. Auch hat er wol daran gethan, daß er sich nicht auf einige wenige jener Liturgien beschränkte, sondern, da an eine Ausgabe von allen, welche viele Bände einnehmen würde, nicht zu denken war, die hauptsächlichsten derselben auswählte, und diese, nach Familien geordnet, in einem mäßigen Bande (von 18 B.) zusammenstellte. Es sind im Ganzen neunzehn Liturgien der alten Kirche, welche das Buch darbietet, vier aus der Alexandrinisch-Aethiopischen Familie, eine aus der Mesopotamischen, sechs aus der Jerusalem-Antiochia-Constantinopoler, drei aus der Gallikanisch-Mozarabischen, eine aus der Mailändischen, eine aus der Römischen und eine aus der Karthagischen Familie.

Dieser Samlung der Liturgien hat der Verf. eine ausführliche Einleitung vorausgeschickt, worin er sich über die Entstehung der wahren Liturgien, ihre Ausgaben, die Familien (Gruppen), in welche sie zerfallen, und über ihre Bedeutung ausspricht.

„Kaum ist es", sagt der Verf. darin, „irgend einem Werke nicht blos des christlichen Altertums, sondern des Altertums überhaupt übler ergangen, als den kostbaren Denkmalen, die uns Zeugnis geben, wie die Christen der ersten Jahrhunderte den dreieinigen Gott anbeteten, namentlich wie sie das heilige Abendmal feierten. Die Kritik ist hier auf halbem Wege stehen geblieben, und, statt, nachdem sie, was eigentlich nicht eben so schwer war, gefunden hatte, daß die Liturgien, wie die des Jakobus und Markus, wie sie vorliegen, unmöglich von denen verfaßt sein könten, deren Namen sie tragen, nun weiter nachzuforschen, was ursprünglich, was spätere Zuthat sei, ging sie leichten Schrittes nicht blos zur Behauptung der Falschheit und Unächtheit fort, sondern wagte sie es, die entsezliche Versicherung auszusprechen, sie seien auf lügenhafte Weise untergeschoben." Dagegen hat Renaudot († 1720) bereits das Richtige ausgesprochen, daß „die Liturgie des Jakobus die der Jerusalemischen Kirche, die des Markus die der Alexandrinischen, die des Basileios und Chrysostomos die der Kirchen des Patriarchats von Constantinopel gewesen sei, womit Nitzsch übereinstimt, wenn er sagt: „die sogenanten Liturgien des Jakobus, des Klemens, des Evangelisten Markus sind nichts Anderes, als die Liturgien von Jerusalem, Antiochien und Alexandrien." Die Entstehung der uns überlieferten Liturgien ist nach des Verf. Ansicht in folgender Weise zu erklären: „Der Herr hatte, wie sich von selbst versteht, bei der Einsetzung des h. Abendmals frei gebetet; wer vermag Ihn sich nach einem Formulare betend zu denken? ich möchte aber wieder fragen, wer vermag jene Geistesmenschen, die Apostel, sich mit einem geschriebenen Formular in der Hand zu denken, um über Brot und Wein Dank zu sagen? Ich gestehe, ich vermag es nicht. Was aber bei Jedem der Fall ist, der frei mit seinem Gott und Vater spricht, das war auf ähnliche Weise bei den ältesten Bischöfen und Vorstehern der Kirche

*) Die Haupt-Liturgien der alten Kirche in wortgetreuer Uebersetzung nebst Einleitung von Joh. Ludwig König, Pastor zu Wolkwitz, Synode Demmin. Neustrelitz, Barnewitz, 1865.

der Fall. Wie bei dem frei Betenden ganz natürlich nach und nach eine bestimte Form sich bildet, in der er seine Bitten und seinen Dank Gott ausspricht, ähnlich bildeten sich auch in den einzelnen Kirchen bestimte Formen in der Abendmalsfeier aus, höchst wahrscheinlich in Anschluß an die verschiedenen Apostel und ersten Gründer und Lehrer der Gemeinden." „Es läßt sich mit Bestimtheit nachweisen, daß in den ersten Jahrhunderten in den verschiedenen christlichen Gemeinden frei beim h. Abendmal gebetet wurde in Anschluß an die von den Aposteln selbst und ihren Schülern gegründeten Gemeinden, daß nach und nach bestimte und feste Gebete besonders in den Metropolitan- und Patriarchal-Kirchen sich bildeten, und dieselben zunächst mündlich sich fortpflanzten und an den verschiedenen Orten zu verschiedenen Zeiten anfingen, aufgeschrieben zu werden, und zwar nicht auf einmal ganz, sondern stückweise, höchst wahrscheinlich zuerst die Namen der Opfernden in den Diptychen, dann die wechselnden Gebete, zulezt die Consekrationsworte selbst." „Diejenigen nun, welche zuerst Liturgien niederschrieben, schrieben sie, von dem unmittelbaren Bedürfnisse gedrängt, und für die bestimten Verhältnisse, und gaben ihnen die Ueberschrift, die nach allgemeinen Zugeständnissen oder nach der Ueberlieferung, Tradition, ihnen zukam, oder sezten gar keinen Verfasser hin; sie hatten gar keine Ahnung, daß Männer einst kommen würden, die sich Kritiker nennen, und die ihnen die entsezliche Schmach anthun würden, sie für Betrüger auszuschreien, welche Liturgien betrüglich sollten untergeschoben haben." „Hätten wir für jede Familie der Liturgien entweder eine so einfache Liturgie, wie die Aethiopische für die Alexandrinische Familie, oder so viele Nachrichten wie für die Römische, so würden wir klar sehen, wie die spätesten, mit Zusätzen überladenen Liturgien, wie die des Jakobus, Markus, Chrysostomus u. s. w., die Entwickelungen der ältesten Liturgie sind, die uns Protestanten aber nur als mit Zusätzen überladene erscheinen, nicht so den Männern der ältesten Kirche; in ihren Augen waren es die legitimen Fortbildungen der früheren Liturgie. Selbst die in unsern Augen überladensten und spätesten Liturgien sind also die wahren Liturgien der alten Kirche in dem allerlezten Stadium ihrer Entwickelung, bei denen von Fälschung oder Betrug oder lügenhafter Unterschiebung zu reden entweder ein Beweis der Unwissenheit und Oberflächlichkeit auf liturgischem Gebiete oder von bösem Willen ist."

„Die Ausgaben der Liturgien im Drucke rühren fast alle von römisch-katholischen Gelehrten her, und wahrhaft staunen muß man über den enormen Fleiß, mit dem sie dieselben gesammelt haben; wir Protestanten haben auf dem Gebiete der Samlung, ganz besonders durch das höchst ungerechte Mistrauen gegen diese herlichen Denkmale des christlichen Altertums abgehalten, so gut wie gar Nichts geleistet; bis auf die neuesten Zeiten haben wir sie fast nur bekämpft und verhöhnt. Erst mit Palmer, Ebrard, Nitzsch, Abeken, Daniel, Bunsen, unter den Engländern ganz besonders Neale und Forbes, Palmer (dem Engländer) ist eine gerechtere Würdigung eingetreten, die mit dem rechten Studium derselben sich auch in eben dem Maße vermehren wird."

So der Verf. in der Einleitung zu seinem Buche.

Der Gottesdienst der alten Kirche ist auf allmälichem Wege aus dem der apostolischen hervorgegangen. In der apostolischen Zeit hatte derselbe aus zwei gesonderten Versamlungen bestanden, einem Morgen- und Abendgottesdienst. Der erstere, Schriftlesung, Gebete und Gesänge enthaltend, hatte einen öffentlichen Charakter, indem die Christen entweder sich dem jüdischen Gebetsgottesdienste im Tempel und den Synagogen anschlossen, oder selbst Versamlungen hielten, zu welchen aber Juden und Heiden der Zutritt gestattet war, und welche zur Verbreitung des Evangeliums unter denselben dienten. Der andere, abendliche Gottesdienst trug dagegen das Gepräge einer privaten Versamlung, und wurde von den Christen nur im engen, brüderlichen Kreise abgehalten. Hier fand das eigentliche Liebesmal der Christen (Agape) statt, dessen Höhepunkt die Feier des Herrn-Males bildete. Der Bruderkuß eröffnete die Feier, und die Einzelnen brachten dann ihre Gaben in Brot und Wein ꝛc. für das Mal und zur allgemeinen brüderlichen Handreichung dar. Die Abhaltung des Males selbst geschah nach dem Vorbilde Christi, indem zuerst Gott für seine Wolthaten gedankt, dann die Gaben von Brot und Wein durch Wort Gottes (das Wort der Einsetzung 1 Cor. 11, 23 f.) und Gebet (1 Cor. 10, 16, vgl. 1 Tim. 4, 5) geweiht und darnach den Gläubigen zum Genusse dargereicht wurden. Lobgebet und Segen schloß die Feier ab. Außerdem aber scheinen mit derselben Gesang von Psalmen und Hymnen (Col. 3, 16), Fürbittengebet (1 Tim. 2), Erzählungen aus dem Wandel des Herrn (1 Cor. 15, 3 f.), Vorlesung der apostolischen Briefe (1 Thess. 5, 27. Col. 4, 16) und freie Unterredungen verbunden gewesen zu sein.

In Folge des Verbotes, welches der Kaiser Trajan, auf Anlaß des bekanten Berichts von Plinius über die christlichen Versamlungen, gegen die abendlichen Zusammenkünfte der Christen erlassen hatte, wurden diese eingestellt; und während die Agapen fortan besonders gehalten wurden und später in Armenspeisungen übergingen, verband man den Hauptbestandteil desselben, das Herrn-Mal, mit dem Morgengottesdienste, so daß hinfort die beiden früher gesonderten Gottesdienste jezt Eine zusammenhängende Feier ausmachten. So finden wir den christlichen Gottesdienst im zweiten Jahrhundert bei Justin dem Märtyrer beschrieben. Und im Laufe des dritten und vierten Jahrhunderts wurden seine einzelnen Teile liturgisch noch weiter ausgebildet.

Zugleich aber gingen auch innere Veränderungen vor sich. Während nämlich im apostolischen Gottesdienste die objektive Seite der Feier, die Darbietung der göttlichen Gnadengaben im Worte und im Sakramente des Leibes und Blutes Christi, und die subjektive, das danksagende Gedächtnis der Stiftung des Herrn und die Verkündigung seines Todes im reinen Einklang standen, so überwog allmälich im Bewußtsein der Kirche das

leztere Moment, wiewol ohne das erstere zu verdrängen: der Gottesdienst wurde zur Eucharistie, zum Dank- und Lobopfer der Gemeinde. Und unter diesen Gesichtspunkt wurden nicht blos die Gebete der Gläubigen, sondern auch ihre Gaben von Brot und Wein gestellt, die sie als Erstlinge der Natur (primitiae creaturarum) darbrachten, damit sie durch den geistlichen Segen des Leibes und Blutes Christi zu geistlichen Gaben geheiligt würden und das Selbstopfer der Gemeinde abbildeten, in welcher sie ihr ganzes Leben dem Herrn weihte. Noch weiter ging die Veränderung in den nachfolgenden Jahrhunderten, indem die späteren Liturgien den Begriff des Opfers und der Darbringung, obwol nur als Dank- und nicht als Sühnopfer, wie es in der römischen Kirche der Fall ist, auf Leib und Blut Christi selbst übertrugen. Wie die Gemeinde alle Gaben, die sie aus der Hand ihres Herrn empfangen, ihm wieder in Lob und Dank zum Opfer darbrachte, so that sie es auch mit dieser höchsten der göttlichen Gaben, mit Leib und Blut Christi, sie brachte ihm dieselben lobend, dankend und bittend dar, und weihte dadurch all ihr sonstiges Bitten und Fürbitten, Loben und Danken, so daß der ganze Gottesdienst zu einem großen Gebets-, Lob- und Dankopfer wurde, dessen Höhepunkt das feiernde Gedächtnis des Leidens und Sterbens Christi in Darbringung und Genuß seines Leibes und Blutes bildete. — Doch begegnen wir dieser Auffassung erst in den späteren Liturgien, während in den früheren der Begriff des Opfers, außer den Gebeten, blos auf die Gaben von Brot und Wein bezogen wurde.

Wir besitzen noch eine sehr einfache Liturgie von diesem früheren Typus. Es ist dies die Aethiopische Liturgie, welche Ludolf, wie sie ihm aus dem Munde des Aethiopischen Abtes Gregorius mitgeteilt wurde, im Commentar zu seiner Aethiopischen Geschichte 1691 uns aufbewahrt hat. Wir teilen sie um des hohen Interesses willen, das sie gewährt, hier in ihrer Vollständigkeit mit.

„Der Herr sei mit euch Allen.
Ganz sei er mit deinem Geiste.
Empor erhebet die Herzen.
Sie sind beim Herrn, unserm Gotte.
Lasset uns danken dem Herrn.
Recht ist es und gerecht.

(Hierauf sagen sie das Danksagungsgebet, indem sie dem vorangehenden Bischof nachfolgen.)

Dank sagen wir dir, Herr, durch deinen geliebten Sohn Jesus Christus, den in den lezten Tagen du uns gesandt hast zum Heiland und Erlöser, den Boten deines Rathes. Er ist das Wort, welches aus dir ist, durch welches du Alles gemacht hast nach deinem Willen. Und gesandt hast du ihn vom Himmel in den Schos der Jungfrau. Fleisch ist er geworden und getragen worden in ihrem Leibe, und als dein Sohn ist er geoffenbart worden von deinem Geiste, damit er deinen Willen erfüllete und ein Volk dir bereitete durch Ausbreitung seiner Hände; gelitten hat er, damit er die Leidenden befreite, die auf dich trauen. Der nach seinem Willen übergeben ist in das Leiden, damit er den Tod auflöſete, die Bande des Satans zerbräche und die Unterwelt zerträte und die Heiligen hinausführte und die Auferstehung offenbarte.

(Worte der Einsetzung.) Nehmend also das Brot sagte er Dank und sprach: Nehmet, esset, dies ist mein Leib, der für euch gebrochen wird. Und ähnlicher Weise auch den Kelch und sprach: dies ist mein Blut, das für euch vergossen wird; wann ihr dies thut, so thut es zu meinem Gedächtnis.

(Anrufung mit der Doxologie.) Eingedenk also seines Todes und seiner Auferstehung opfern wir dir dies Brot und (diesen) Kelch, Dank dir sagend, daß du uns würdig gemacht hast, vor dir zu stehen und Priesterdienst dir zu verrichten. Und demütig bitten wir dich, daß du deinen heil. Geist auf die Opfer dieser Gemeinde sendest, und gleicher Weise Allen, die davon nehmen, verleihest Heiligkeit, daß sie erfüllt werden vom heiligen Geiste und zur Bestärkung des Glaubens in der Wahrheit, daß sie dich feiern und loben in deinem Sohne Jesus Christus, in welchem dir Lob und Macht (gebührt) in der heiligen Kirche sowol jezt wie immer und von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Das Volk: Wie es war, ist und sein wird von Geschlecht zu Geschlecht und von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Der Bischof: Wiederum flehen wir zum allmächtigen Herrn, dem Vater unsers Herrn und Heilandes Jesus Christus, daß er es uns gewähre zum Segen zu empfangen dieses heilige Sakrament, und daß er Niemanden unter uns schuldig werden lasse, sondern Alle würdig mache, welche das heilige Sakrament des Leibes und Blutes Christi, des allmächtigen Herrn, unsers Gottes, nehmen und empfangen.

Der Diakonus: Betet.

(Weihung der Communikanten, indem der Priester vorangeht.) Allmächtiger Herr, indem wir empfangen dies heilige Geheimnis, erteile uns Stärke, und laß nicht irgend Jemanden unter uns schuldig werden, sondern segne Alle in Christo, in welchem dir mit ihm und mit dem heil. Geiste (gebührt) Lob und Macht, jezt und immerdar und von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

(Versiegelung oder Segnung des niedergesunkenen und sich weihenden Volkes.) Der Diakonus: Ihr, die ihr stehet, senket eure Häupter.

Ewiger Herr, der du kenst das Verborgene, es hat dir sein Haupt gebeuget dein Volk, und dir unterworfen die Härte des Herzens und Fleisches. Blicke von deiner bereiten Wohnung und segne Männer und Frauen. Neige zu ihnen deine Ohren und erhöre ihre Gebete. Stärke sie mit der Kraft deiner Rechten und schütze sie vor bösem Leiden. Sei ihr Schirmherr so am Körper wie an der Sele. Vermehre sowol ihnen wie uns Glauben und Furcht. Durch deinen einigen Sohn, in welchem dir mit ihm und dem heil. Geiste sei Lob und Macht für immer und von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Der Diakonus: Lasset uns aufmerken.

Der Bischof: Das Heilige den Heiligen.

Das Volk: Der Eine Vater ist heilig, der Eine Sohn ist heilig, der Eine Geist ist heilig.

Der Herr sei mit euch Allen.

Und mit deinem Geiste.

(Darauf erheben sie den Lobhymnus.)

(Communion.) Und das Volk tritt ein, das Mittel für seine Sele, wodurch die Sünde vergeben wird, empfangend.

(Das Gebet, nachdem er [die Eucharistie] gereicht hat:)

Allmächtiger Herr, Vater unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi, wir danken dir, daß du uns gestattet hast, daß wir von deinen heiligen Geheimnissen empfingen, nicht sei es uns zur Schuld und nicht zur Verdamnis, sondern zur Erneuerung der Sele, des Körpers und des Geistes. Durch deinen einigen Sohn, in welchem dir samt ihm und dem heil. Geiste sei Lob und Macht beständig und immer und von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Das Volk: Amen.

(Händeauflegen, nachdem sie es empfangen haben.)

Der Priester spricht: Der Herr sei mit euch Allen.

Ewiger Herr, der du Alles regierest, Vater unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi, segne deine Knechte und deine Mägde. Schütze und hilf und errette sie durch die Kraft deiner Engel. Behüte und stärke sie in deiner Furcht durch deine Majestät. Schmücke sie, daß sie, was dein ist, denken, und verleihe es ihnen, daß sie, was dein ist, glauben, und daß sie, was dein ist, wollen; Eintracht ohne Sünde und Zorn schenke ihnen, durch deinen einigen Sohn, in dem u. s. f.

Der Herr sei mit euch Allen.

Und mit deinem Geiste.

Gehet hin in Frieden.

(Und nach diesem ist die Eucharistie beendigt.)"

Wie weht uns aus diesem Formular noch so sehr der Hauch apostolischer Reinheit und Weihe an! Voran das Dank- und Preisgebet für die Gnadengaben Gottes, die sog. Präfation. Darnach wird ohne Zweifel gefolgt sein, ist aber hier nicht mitgeteilt, das Fürbittegebet, das nach apostolischer Vorschrift (1 Tim. 2, 1—4) in keiner Liturgie der alten Kirche fehlen durfte. Die Weihung der Elemente geschieht sodann durch die Recitation der Stiftungsworte und ein darauf folgendes Gebet um Herabsendung des heil. Geistes auf Brot und Wein, welche unmittelbar vorher im Gebete Gott als Opfer der Gemeinde dargebracht worden. Nach diesem Akte der Weihung folgt die Bereitung der Gemeinde, indem der Segen zu würdigem Genuß der heiligen Geheimnisse auf sie herabgefleht wird, und sie selbst, nachdem sie im gemeinsamen Gebete des hier als selbstverständlich weggelassenen Vaterunser sich in ihrer Kindschaft bekräftigt hat, mit gesenktem Haupte zur heiligen Feier durch Gebet geweiht wird. Hiermit erscheint sie als würdig, hinzuzutreten zum Tisch des Herrn, was treffend mit den Worten: „Das Heilige den Heiligen" ausgesprochen wird. Und unter Gesang von Lobhymnen empfängt die ganze Gemeinde das heilige Mal, worauf die Danksagung folgt. Mit Handauflegung, Gebet und Segen wird dann die Gemeinde entlassen.

Gewiß ein naturgemäßer, tadelloser, in die innersten Tiefen der sakramentalen Gemeinschaft einführender Verlauf der Feier!

Die Alexandrinische Liturgie, die des h. Markus, nimt denselben Gang, ist aber ausgeführter. Voraus geht die Katechumenen-Messe, in welcher Dank- und Bittgebete die Einleitung bilden, dann nach einem feierlichen Gange mit dem Evangelienbuche Epistel und Evangelium verlesen werden, und darnach das Fürbittgebet stattfindet, welches einen Uebergang zur Gläubigen-Messe bildet. In dieser gehen der Präfation der geheimnisvolle Gesang der Cherubim und der Bruderkuß, sowie die Bekreuzung der Patene und des Kelches voran. Das Fürbittengebet ist sehr lang und umfassend, gedenkt der Lebenden und Verstorbenen, dazu auch der Heiligen, und am Schlusse desselben steht das Sanktus. Die Einsetzungsworte sind von Gebet vor und nach umschlossen, und die dem eigentlichen Weihgebete vorausgehende Opferung der Elemente geschieht mit den in den alten Liturgien ziemlich ständigen Worten: „Dir, Herr, unser Gott, haben wir das Deinige von deinen Gaben (τὰ σὰ ἐκ τῶν σῶν) vor dich hingelegt." Das Uebrige verläuft, nur ausführlicher, wie in der Aethiopischen Liturgie.

Hingegen finden sich in den übrigen Liturgien einzelne nicht unwichtige Ergänzungen und Veränderungen. Zu den Ergänzungen gehört, daß im Eingang der Katechumenen-Messe (s. Armenische Liturgie) Psalmen gesungen werden und an die Lesung des Evangeliums die Entlassung der Katechumenen, Besessenen, Büßenden und Erleuchteten (Taufkandidaten) unter besonderen Gebeten sich anreiht (s. Klementinische Liturgie). In der Gläubigen-Messe ferner komt bei andern Liturgien noch hinzu, daß an ihren Eingang die Forderung auf Entfernung der Nichtgläubigen gestellt ist, daß nach der Präfation die ganze Gemeinde das Glaubensbekentnis spricht, und ihr vor der Entlassung noch das Antidoron (Gegengabe) gereicht wird, d. i. die Ueberbleibsel der Prosphora (des geopferten Brotes), woraus die Elemente für den Leib Christi (das heilige Lamm) waren genommen worden.

Die Haupt-Veränderung aber ist die, daß in den Liturgien der andern Familien das Fürbittengebet nicht vor, sondern nach der Consekration eingereiht ist, und daß in Folge dessen das bereits gesegnete und hiermit zum Leib Christi gewordene Brot samt dem Kelche Gott als Opfer des Lobes und Dankes für alle Verstorbenen und Lebenden dargebracht wird. Doch werden im Akte der Opferung nirgends Leib und Blut Christi selbst ausdrücklich als Opfergabe genant, sondern es werden dafür die Worte gebraucht: „Gewähre durch dies Opfer der Liebe ꝛc.", oder: „wir opfern dir für ꝛc.", worauf die Fürbitten folgen, und auch: „wir rufen dich an für ꝛc.", abwechselnd dafür gesagt wird, oder: „wir opfern dir diesen vernünftigen Gottesdienst ꝛc."

Dies im Allgemeinen. Es lohnt sich aber, einzelne Stücke der Liturie selbst noch näher anzusehen. Blicken wir zuerst auf die Gebete.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 9. Juni. № 46.

Die Cherubim.

II.

Die Zeit der bloßen Behauptungen ist in der Auslegung der heiligen Schrift vorüber, obgleich Manche das noch nicht merken wollen und in den Zeiten der Mannheit der Auslegung noch ganz harmlos in dem kurzen Röcklein ihrer Kindheit einhergehen. So gilt es denn auch in Bezug auf die Cherubim zu beweisen, daß sie die ideale Zusammenfassung alles Lebendigen sind und diesen Beweis wollen wir jezt antreten.

In Bezug auf den Namen der Cherubim hat man sich den mannigfachsten Vermutungen hingegeben, und das Ende ist bis jezt gewesen, daß man an der Deutung völlig verzweifelt. Die Ursache dieser Verzweiflung liegt in der unrichtigen Bestimmung des Wesens der Cherubim. Sobald wir in dem Cherub die ideale Einheit des Lebendigen erkennen, so ergibt sich die Deutung des Namens ganz von selbst. Er bedeutet: „wie Vielheit", die Zusammenfassung aller Vielheit auf Erden in eine Einheit. Den Commentar haben wir in Ezech. 1, 24: „Und ich hörte die Stimme ihrer Flügel wie die Stimme vieler Wasser, wie die Stimme des Allmächtigen bei ihrem Gehen, Stimme des Gebrauses gleich der Stimme eines Lagers." Da tritt uns das: gleich Vielen, entfaltet entgegen.*)

Die Stelle eines zweiten Eigennamens der Cherubim vertritt die Bezeichnung: „die Lebendigen." Der Begriff des Lebendigen wird schon gleich durch das erste Capitel des ersten Buches Mose's festgestellt. Danach gibt es Lebendiges nur auf der Erde mit Einschluß des Wassers und der Luft. Nach 1 Mos. 2, 7 gehört zum lebendigen Wesen ein Doppeltes, der irdische Stoff und der belebende Hauch Gottes. Nach 1 Mos. 9, 16 „alles lebendige Wesen, alles Fleisch, welches auf der Erde", deckt sich der Begriff des lebendigen Wesens mit dem des (beseelten) Fleisches, welches nur der Erde angehört. An sich nun könte, daß die Cherubim lebendige Wesen genant werden, nur Bezeichnung der Gattung sein, der sie angehören, nur aussagen, daß sie wie viele andere lebendige Wesen sind. Schon nach dieser Auffassung würde eine Reihe von Hypothesen dadurch ausgeschlossen sein, daß die Cherubim in der Zahl der lebendigen Wesen zu suchen sind. Zu diesen gehören namentlich nicht die Engel, die man nach der unter Juden und Christen verbreitetsten, zuerst durch Vitringa gründlich widerlegten Annahme in den Cherubim gefunden hat. Die Bemerkung Theodorets: „Lebendige Wesen sind die Engel nicht weniger als die Menschen, die lezteren sterbliche, die ersteren unsterbliche", und ebenso die Bemerkung Keils: „die Cherubim nehmen als lebendige Wesen die höchste Stelle in dem Reiche der Geister ein", widerstreitet dem Sprachgebrauche, in dem das Lebendige stets im Gegensatze gegen das Leblose die beseelte irdische Schöpfung bezeichnet. Aber wir werden dabei nicht stehen bleiben dürfen. Schon daß die Bezeichnung der Cherubim als lebendige Wesen gradezu die Stelle des Eigennamens vertritt, wie in der Apokalypse der Name der Cherubim gar nicht vorkomt, sie nur als lebendige Wesen bezeichnet werden, zeigt, daß durch diese Bezeichnung ihr Wesen vollständig ausgedrückt sein muß, daß die Gattung nicht neben ihnen besteht, sondern durch sie selbst vollständig repräsentirt wird. Aller Zweifel aber wird dadurch beseitigt, daß mit der Bezeichnung der Cherubim als lebendige Wesen die einheitliche Bezeichnung: „das Lebendige" abwechselt. (Ezech. 1, 20. 21: „der Geist des

*) Analog ist Kabul, „wie Nichts", der Name der Landschaft, welche Salomo dem Hiram schenkte, 1 Kön. 9, 13. (Ewald und Thenius.) Das כ ist in die Bildung des Eigennamens eingegangen und so kann dieser im Plural und mit dem Artikel stehen. Aus der Entstehung des Eigennamens erklärt sich aber die Neigung, neben dem Plural den Singular zu gebrauchen, wie Ps. 18, 11. Ezech. 9, 3. Daß das כ nicht zur Wurzel gehöre, ist, wie Abenesra zu 2 Mos. 25, 18 sagt, die alte Jüdische Tradition und auch nach Abenesra, der diese Auffassung bekämpfte, ist es die gewöhnliche Jüdische Annahme geblieben. Hanc traditionem — sagt Buxtorf, exercitationes p. 100 — fere omnes neoterici Judaei amplectuntur. In der Auffassung des zweiten Bestandteiles des Eigennamens weichen diese jüdischen Ausleger von dem Richtigen ab, welches nicht zu ihrer vorgefaßten Meinung, daß die Cherubim Engel seien, stimte. Sie erklären: wie Jünglinge. Wir können aber nachweisen, daß man in noch älterer Zeit auch diesen zweiten Bestandteil wenigstens sprachlich richtig auffaßte. Theodoret wiederholt mehrfach die Bemerkung, daß das Wort ins Griechische übersezt die Menge der Erkentnis bedeute, zu Ezech. 1, 22. 10, 1 und zum Schlusse von C. 10: πληθος und πληρης kehrt bei ihm stets wieder. Wir können diese Erklärung noch weiter herauf verfolgen. Nach Philo in dem Leben Mose's B. 3 S. 668 bedeutet der Name der Cherubim: viele Erkentnis und Wissenschaft. Die Vielheit ergab das Wort, die Erkentnis fügte der erkentnissüchtige Mann aus seinem Eignen hinzu.

Lebendigen war in den Rädern", 10, 15: „und es erhoben sich die Cherubim, das ist das Lebendige, welches ich gesehen am Flusse Kebar", 10, 20.) Diese einheitliche Bezeichnung zeigt, daß in den Cherubim sich die ganze Gattung des Lebendigen auf Erden, Menschen und Thiere darstellt.

Den Cherubim ferner ist auf das Stärkste die Signatur der Vierzahl aufgeprägt. Vier Thiere erscheinen bei Ezechiel und in der Apokalypse. Bei dem ersteren wird der Vierzahl noch weiterer Spielraum gegeben: die vier Thiere haben jedes vier Gesichter und vier Flügel. Schon diese Vierzahl an sich weist uns auf die Erde hin. Die Vierzahl stellt sich im A. T. überall als die Signatur der Erde dar. Vier Klassen lebender Geschöpfe auf Erden außer dem Menschen haben wir in 1 Mos. 7, 21. 23: „alles Fleisch, daß sich reget auf der Erde an Vögeln und an Vieh und an wilden Thieren und an allem Gewimmel, das da wimmelt auf der Erde." In Ps. 148 sind der Creaturen, welche Gott auf dem Lande loben sollen, viermal vier. Besonders ist dort V. 10 zu vergleichen: „das Wild und alles Vieh, das Gerege und alle befiederten Vögel." Die Vierzahl also nötigt uns bei der Erde stehen zu bleiben und läßt uns z. B. an die dem Himmel angehörenden Engel gar nicht denken. Noch weiter aber werden wir geführt, wenn wir die vier Thiere näher ins Auge fassen, aus denen der Cherub zusammengesezt ist. Nur bei der Annahme, daß der Cherub die Zusammenfassung alles Lebendigen auf Erden ist, läßt sich diese Zusammensetzung auf einen vernünftigen Grund zurückführen. Die vier Thiere stellen sich als die Repräsentanten der Hauptklassen des Lebendigen dar. Ein alter Jüdischer Ausspruch lautet: „Vier sind die Höchsten in der Schöpfung: der Löwe unter dem Wild, der Stier unter dem Zahmvieh, der Adler unter den Vögeln, der Mensch ist über alle, Gott aber ist der Allerhöchste." Da haben wir kurz und gut die Erklärung zu dem: der über den Cherubim sitzet. Daß der Stier wirklich als Repräsentant des Viehes in Betracht komt, zeigt, daß an seine Stelle absichtlich, um andere Deutungen zu verhüten, zweimal das Kalb gesezt wird, bei dem diejenigen Eigenschaften des Stieres, welche diese andern Deutungen ins Auge fassen, gar nicht vorhanden sind, Ezech. 1, 7. Apok. 4, 7. Und daß der Adler die Bestimmung hat, das Geschlecht der Vögel zu repräsentiren, zeigt dieselbe Stelle der Apok.: „Und das vierte Thier war gleich einem fliegenden Adler", wo das Epitheton des Adlers gar keinen andern Zweck haben kann.

Von Bedeutung ist auch die Stellung, die der Mensch in der Composition der Cherubim einnimt. Sie ist ganz diejenige, die wir von vornherein erwarten müssen, wenn die Cherubim die Darstellung alles Lebendigen auf Erden sind. Nach der Stellung, welche in der Mosaischen Geschichte der Schöpfung dem Menschen unter den lebendigen Wesen angewiesen wird, konte in einer symbolischen Darstellung des Lebendigen keine einfache Nebenordnung desselben mit den übrigen Gattungen der lebendigen Wesen stattfinden: der Menschentypus mußte in der Repräsentation des Lebendigen vorwiegen. Grade so finden wir es bei den Cherubim vor. Bei den Cherubs in der Stiftshütte und im Salomonischen Tempel ist, wie es scheint, alles menschlich, nur mit Ausnahme der Flügel: das ganze übrige Thierwesen muß sich an dieser einen symbolischen Repräsentation genügen lassen, die derjenigen Klasse entnommen ist, die in der Geschichte der Schöpfung die Reihe der lebendigen Wesen ebenso eröffnet, wie der Mensch sie beschließt. Bei Ezechiel in C. 1 ist das Menschenangesicht im Osten. Das ist im A. T. die Vorder- und Hauptseite. Rechts und links sind Löwe und Stier. Hinten der Vogel, der nach dem Bemerkten auch in der Genesis die lezte Stelle einnimt. Die Schöpfung schreitet von dem Niederen zu dem Höheren fort. Zuerst Fische (die hier als einer zu niedrigen Stufe des Lebendigen angehörig außer Acht gelassen werden) und Vögel, zulezt der Mensch. Nach Ezech. 1, 5 ferner ist die Menschengestalt bei den Cherubim vorherschend und dies wird recht nachdrücklich grade an der Spitze ihrer Beschreibung hervorgehoben: „Dies ihr Aussehen: Aehnlichkeit des Menschen ihnen." Von dem Menschen, der nach 1 Mos. 1 die Krone der lebendigen Schöpfung ist, als der alleinige Träger des göttlichen Ebenbildes der Herr über die ganze übrige Schöpfung, haben sie alle den aufrechten Gang, die Hände und andere Eigentümlichkeiten.

Daß die Cherubs das Lebendige zusammenfassend darstellen erhellt auch daraus, daß nach 1 Kön. 7, 29 in dem Salomonischen Tempel an den Gestellen der Waschbecken zur Reinigung des Opferfleisches „Löwen, Rinder und Cherubim" abgebildet waren. Diese Thatsache zeigt auf der einen Seite, daß die Salomonischen Cherubim nicht wie die Ezechiels selbst schon ein Löwen- und ein Stierangesicht trugen. Sie erklärt sich nur dann, wenn in den Salomonischen Cherubim äußerlich betrachtet nur der Mensch und das an dem andern Ende stehende Geschlecht der Vögel repräsentirt waren, der Mensch durch die ganze Gestalt, der Vogel durch die Flügel, deren Bestimmung das Fliegende zu repräsentiren eben aus dieser Stelle besonders deutlich erhellt. Josephus, der auf eigne Hand noch den Adler hinzufügt, Züllig, welcher meinte, der Adler sei nur „aus Nachlässigkeit" unangeführt geblieben, übersahen, daß der Adler gar nicht stehen konte, weil der Vogel eben schon in der Gestalt der Cherubim selbst seine Repräsentation hatte. Auf der andern Seite aber auch zeigt die Hinzufügung der Löwen und Stiere, mit denen Dr. Riehm gar nichts anzufangen weiß, zu den Cherubim, daß sie zu diesen in einer inneren Verwandtschaft stehen müssen, und eine solche findet nur dann statt, wenn die Cherubim das Lebendige darstellen. Dann treten die Löwen und Stiere ihnen ergänzend und erläuternd zur Seite, indem sie diejenigen Klassen des Lebendigen darstellen, welche in den Cherubim selbst, obgleich unter ihnen mitbegriffen, doch keine ausdrückliche Repräsentation gefunden hatten. Mit Recht bemerkt Züllig, die Zusammenstellung der Cherubs mit den Löwen und den Stieren setze den Gedanken voraus, daß das ganze Thierreich in jene vier durch die genanten Edelsten jeder Gattung bezeichneten Klassen zerfalle. Nicht blos der Bundeslade und den Wänden

des Tempels, auch den Nebengeräthen desſelben war die Signatur des allmächtigen Herrn der Natur aufgeprägt. Ueberall ſollte Iſrael darauf hingewieſen werden, daß ſein Gott nicht ein Gott ſei, ſondern Gott ſchlechthin, mit unendlicher Kraft ausgerüſtet, zu ſegnen und zu ſtrafen, in dem ganzen Univerſum der Einzige, welcher wert iſt, gefürchtet und geliebt zu werden, und zwar von ganzem Herzen, von ganzer Sele und aus allen Kräften. Hand in Hand mit der Unbedingtheit ſeiner Macht geht die Anforderung unbedingter Hingabe an ihn. Der Gott der Geiſter alles Fleiſches verlangt ein ungeteiltes Herz. Hängt alles Andere unbedingt von ihm ab, ſo iſt es unvernünftig, das Herz zwiſchen ihm und dieſem andern zu teilen und weil unvernünftig frevelhaft und weil frevelhaft Gegenſtand der göttlichen Ahndung.

Nur wenn der Cherub das Lebendige darſtellt, erklärt ſich auch die Zuſammenſtellung desſelben mit den Palmen und Blumen. Nach 1 Kön. 6, 29 trugen in dem Salomoniſchen Tempel „alle Wände ringsum in eingetiefter Arbeit Cherubim, Palmen und aufgebrochne Blumen.“ Es liegt am Tage, daß die Cherubim mit den Palmen und Blumen unter einen Geſichtspunkt geſtellt werden müſſen. Wenn man mit Bähr annimt, die Palmen und Blumen ſeien im Allgemeinen Symbole des Heiles, das Schmücken mit Blumen zeige den Zuſtand der reichſten Fülle des Lebens, des Gedeihens und Glückes an, ſo reißt man die Blumen gewaltſam los von den Cherubim, mit denen ſie unzertrennlich verknüpft ſind. Ezechiel ſagt in der Beſchreibung des neuen Tempels in C. 41, 18. 19. 25: „Und es waren gemacht Cherubim und Palmen, und eine Palme zwiſchen Cherub und Cherub, und zwei Geſichter hatte der Cherub. Und das Menſchenangeſicht gegen die Palme auf dieſer Seite und das Löwenangeſicht gegen die Palme auf jener Seite; ſie waren gemacht an dem ganzen Hauſe ringsum. — — Und gemacht waren an den Thüren des Tempels Cherubim und Palmen, ſo wie ſie gemacht waren an den Wänden.“ Der unzertrennliche Zuſammenhang zwiſchen den Cherubs und den Palmen tritt hier noch ſtärker hervor, wie bei dem Salomoniſchen Tempel, namentlich darin, daß die Geſichter der Cherubs auf die Palmen hinſehen. Man wird es daher nicht für richtig halten können, wenn Dr. Kliefoth meint: „die Palmen erinnern an das Laubhüttenfeſt, die Cherubsbilder ſind Zeichen der Gegenwärtigkeit Gottes, der hier ſeine Wohnung hat.“ Da fallen Cherubs und Palmen ganz auseinander. Es gibt nur eine Weiſe, die Verbindung der Cherubs mit Palmen und Blumen zu erklären. Die Cherubs ſind zunächſt Darſtellung des Lebendigen, zugleich aber iſt, da das Lebendige die Krone der ganzen irdiſchen Schöpfung bildet, dieſe durch daſſelbe vertreten. Zur Hinweiſung auf dieſe umfaſſendere Bedeutung, darauf, daß das Lebendige keinen Gegenſatz bildet gegen die übrige Natur, vielmehr dieſe mit vertritt, dient die Hinzufügung von Palmen und Blumen. Zunächſt der lebendigen Schöpfung iſt das Pflanzenreich die herlichſte Offenbarung der Schöpfergröße Gottes. Es iſt in der modernen Wiſſenſchaft mit dem Lebendigen in dem Begriffe der organiſchen Schöpfung verbunden. Das Pflanzenreich aber konte nicht beſſer repräſentirt werden, als durch die Palmen und Blumen. Die Palme heißt bei den Arabern nach Celſius „der geſegnete Baum“, Libanius ſagt von ihr: „die Palme erhebt ſich in die Höhe und entfernt ſich am weiteſten von der Erde. Sie eilt gleichſam zum Himmel und erträgt es nicht, auf der Erde zu bleiben, obgleich aus der Erde hervorgegangen.“ Celſius führt den Satz aus: Palme und Menſch ſind ſich vielfach ähnlich. Linné nante die Palmen „die Fürſten des Pflanzenreiches“, Humboldt: „die edelſten Pflanzengeſtalten, denen ſtets die Völker den Preis der Schönheit zuerkant.“ Wie das animaliſche Leben in Menſch, Löwe, Stier und Adler, ſo gipfelt das vegetative in den Palmen und Blumen. Kraut und Bäume, das ſind die beiden Hälften des Pflanzenreiches in der Geſchichte der Schöpfung: die Dreiteilung des Pflanzenreiches, die dort mehrere Ausleger angenommen haben, beruht auf falſcher Erklärung. Das Kraut gipfelt in der Blume, der König der Bäume iſt die Palme. Einen Commentar zu der Zuſammenſtellung der Palmen mit den Cherubim haben wir in Pſ. 148. In dieſem Pſalme, deſſen Beſtimmung die iſt, durch die Hinweiſung auf Gottes allmächtige Herſchaft über die Natur das Herz der Kinder Gottes zur Freudigkeit zu erheben, loben den Herrn in V. 9: „Berge und alle Hügel, Fruchtbäume und alle Cedern“, in V. 10: „das Wild und alles Vieh, das Gerege und alle befiederten Vögel“, in V. 11 f. die Menſchen mit den Königen an der Spitze und von da bis zu den Geringſten herab. Wie dort das in V. 10 f. als ſprechender Beweis der Allmacht Gottes aufgeführte den Cherubim entſpricht, ſo die Fruchtbäume und die Cedern den Palmen und den Blumen. Die Cedern und die Palmen ſtreiten um den Rang, „die Bäume Gottes“ zu ſein, Pſ. 104, 16. 80, 11.

Daß die Cherubs das Lebendige auf Erden und überhaupt die irdiſche Schöpfung vertreten, darauf führt auch das Verhältnis, in dem ſie bei Ezechiel zu dem „Gewölbe“ ſtehen. Es heißt in Ezech. 1, 22: „Und ähnlich war es über den Häuptern des Lebendigen wie ein Gewölbe, wie der Anblick des Kryſtalls des furchtbaren“ (d. h. des ehrfurchtgebietenden, imponirenden, herlichen), „ausgeſpant über ihren Häuptern oben.“ Dies Gewölbe iſt die Stätte des Thrones Gottes. Es wird in V. 26 geſagt: „Und über dem Gewölbe, welches auf ihrem Haupte, anzuſehen wie Sapphirſtein die Aehnlichkeit eines Thrones und auf der Aehnlichkeit des Thrones einer ähnlich dem Anſehen eines Menſchen.“ Es kann keinem Zweifel unterworfen ſein, daß das Gewölbe ein Abbild des Himmels iſt. Denn in der Darſtellung des Weltalls, wie ſie in dieſer majeſtätiſchen Viſion gegeben wird, kann der Himmel nicht fehlen, um ſo weniger, da er in der Schrift A. und N. T. als der unbedingt wichtigſte Teil der Schöpfung erſcheint, die Erde im Verhältnis zu ihm eine niedrige Stellung einnimt. Das Gewölbe ferner iſt nach dem Vorgange von 1 Moſ. 1 überall das Himmelsgewölbe. Als die Stätte des Thrones Gottes erſcheint ſonſt überall und in einer großen Anzahl von Stellen der Himmel, z. B. in

Jes. 66, 1: „der Himmel ist mein Thron und die Erde der Schemel meiner Füße.“ „Ausgespant“, das ist die gewöhnliche Bezeichnung des Verhältnisses, in welchem der Himmel zur Erde steht, wie z. B. Jesaias in C. 40, 22 sagt: „der da sitzet über dem Kreise der Erde und ihre Bewohner wie Heuschrecken, der ausgespant gleich dem Leintuche den Himmel und ihn ausdehnt gleich dem Zelte zum Wohnen.“ Der Vergleichung mit dem Krystall dem furchtbaren entspricht was Daniel in C. 12, 3 von dem erhabnen Glanze des Himmelsgewölbes sagt. Steht nun fest aus diesen Gründen, daß durch das Gewölbe der Himmel bezeichnet wird, so können die Cherubim unter dem Gewölbe nur die irdische Schöpfung darstellen. Denn Himmel und Erde werden im A. T. gewöhnlich als die beiden Sphären der Verherlichung Gottes zusammengestellt. Was sich dem Propheten in einem Bilde darstellt, an der Spitze der Herr, unter diesem das Gewölbe, unter dem Gewölbe die Cherubim, dazu gibt Jesaias in C. 42, 5 den Commentar: „also spricht der Herr, der den Himmel spant und ihn ausdehnt, die Erde ausbreitet mit ihren Erzeugnissen, Odem gibt dem Volke auf ihr und Geist denen, die auf ihr wandeln.“ Wie Ezechiel den über dem Gewölbe und den Cherubim Thronenden den sicheren Sündern als Schreckbild entgegenstellt, welche meinten, ohne Buße zum Heile gelangen zu können, sie darauf hinweist, daß in dem ganzen Universum kein Bergungsort für sie vorhanden ist, so stellt Jesaias Den, der den Himmel ausspant und die Erde ausbreitet, Odem gibt dem Volke auf ihr, hin als Bürgschaft für das arme Würmlein Jakob, daß es nicht im Tode bleiben, sondern zu einem herlichen Leben erweckt werden und zur Weltherschaft gelangen wird. In dem ganzen Weltall ist keine Kraft, die ihm schaden, und alle Kräfte, die in dem Weltall walten, stehen unbedingt demjenigen zur Disposition, der Zions Heil schaffen will.

Von entscheidender Bedeutung ist auch, daß der auf den Cherubim sitzende mehrfach mit dem Gotte der Heerscharen zusammengesezt wird, dem Gotte, dem Sonne, Mond und Sterne dienen, die sich in der heiligen Schrift nicht etwa als bloße flimmernde Lichter darstellen, sondern als die „Mächte des Himmels“, welche an Herlichkeit die Erde weit überragen. Der himlischen Sphäre der Allmachtsäußerung Gottes steht nur die gesamte irdische Sphäre würdig zur Seite, dargestellt durch die Cherubim, die Zusammenfassung des Lebendigen, worin die gesamte irdische Schöpfung gipfelt. Der 80. Psalm, der den Schmerz Juda's ausspricht über die Wegführung der zehn Stämme und Gott ansleht, daß er der Verwüstung seines Weinstockes ein Ende machen möge, begint mit den Worten: „Du Hirte Israels vernimm, der Du Joseph führest wie die Schafe, der Du auf den Cherubim throneſt, erglänze.“ Er wendet sich zuerst an Gottes Liebe und Hirtentreue, dann an seine Allmacht, der die ganze irdische Schöpfung mit allen ihren Kräften unterworfen ist. Die zweite Strophe begint mit den Worten: „Jehova, Gott der Heerscharen, wie lange entbrenneſt du gegen das Gebet deines Volkes.“ Da tritt dem Herrn der irdischen der Herr der himlischen Mächte zur Seite. In 1 Sam. 4, 4 heißt es: „Und das Volk sandte nach Silo und sie holten von dort die Bundeslade des Herrn der Heerscharen, der auf den Cherubim sitzet.“ Der Verfasser hat schon die traurige Katastrophe im Auge, über welche er im Folgenden zu berichten hat, die Wegnahme der Bundeslade durch die Philister. Im Angesichte derselben hebt er hervor, daß die Bundeslade das Heiligtum des allmächtigen Herrn des Himmels und der Erden ist, so daß ihr Verlust nicht aus der Ohnmacht des Gottes Israels, sondern nur aus der Sünde des Volkes abgeleitet werden kann, welches Gott durch sein gerechtes Gericht zum Verluste seines Heiligtums verurteilte. Nach 2 Sam. 6, 2 geht David mit dem ganzen Volke heraufzuholen die Lade der Gottheit, über welche genant wird der Name Jehova's, der Heerscharen, des Sitzenden auf Cherubim. Die Worte weisen darauf hin, daß das Unternehmen ein hohes war, ein solches, mit dem eine neue Epoche für das Volk Gottes begann. Der unter ihm von neuem seinen Einzug hielt, war nicht einer unter den vielen, war der allmächtige Herr Himmels und der Erde. Die Erläuterung zu den beiden Namen Jehova Zebaoth und sitzend auf Cherubim haben wir in Ps. 148. Da loben den Herrn zuerst aus den Himmeln und den Höhen alle seine Engel, alle seine Heere, Sonne und Mond und alle seine leuchtenden Sterne, dann von der Erde das Wild und alles Vieh, das Gerege und alle befiederte Vögel, die Könige der Erde und alle Völker, Jünglinge mit den Jungfrauen, Alte mit den Jungen. Das praktische Ergebnis ist das: er erhöhet das Horn seinem Volke, den Ruhm allen seinen Frommen, den Kindern Israel, dem Volke, das ihm nahe. Halleluja. Die Kirche ist geborgen so gewiß, als ihr Gott im Himmel und auf Erden allmächtig regieret, keine Kraft dort waltet, die nicht in ihm ihren Ursprung hätte, von ihm gegeben und genommen wird.

Auch das führt auf die gegebene Deutung, daß der auf den Cherubim Thronende mehrfach zusammengestellt wird mit dem Elohimnamen, der den Gott Israels als die Gottheit schlechthin, den Inhaber der ganzen Fülle der Gottheit bezeichnet, z. B. in 1 Sam. 4, 4 und in Psalm 80, und ebenso mit anderen Bezeichnungen der wahren Gottheit und unbedingten Allmacht. Hiskias, da er von Assur, der damaligen Concentration der Weltmacht, aufs äußerste bedrängt wurde, betet (2 Kön. 19, 15): „Jehova, Gott Israels, der du auf den Cherubim sitzest, du bist Gott alleine über alle Reiche der Erde, du hast gemacht den Himmel und die Erde. Erfahren mögen alle Reiche der Erde, daß du Herr alleine Gott bist.“ Da erscheint das Sitzen Gottes über den Cherubim als die nächste Bürgschaft dafür, daß die Weltmacht dem Volke Gottes nichts anhaben kann, als auf gleicher Linie liegend mit dem Gott sein über alle Reiche der Erde und der in zweiter Reihe sich daran anschließenden Erschaffung von Himmel und Erde, so wie mit dem alleine Gott sein. Keine andere Deutung der Cherubim vermag es, diese

Thatsache zu erklären. Bei keiner ist mit dem Sitzen über den Cherubim ohne Weiteres der Begriff der Allmacht und speciell der Herschaft über die Erde gegeben, bei keiner ist das Sitzen über den Cherubim unbedingt ebenbürtig dem Gott alleine und dem Schöpfer Himmels und der Erde.

David sagt in der Schilderung des allmächtigen Einschreitens Gottes gegen seine Feinde Ps. 18, 11: „Er fuhr auf dem Cherub und flog, und schwebte auf den Fittigen des Windes." Sonst gewöhnlich sizt Gott auf den Cherubim, hier fährt er auf ihnen. Das erklärt sich daraus, daß der allmächtige Herscher der Erde, aus dessen Hand Niemand erretten kann, der zu retten vermag, wen er retten will, auch den in die tiefste Tiefe des Elends Versenkten, und verderben kann, wen er will, auch den Mächtigsten, hier in Activität sich befindet. So gewiß als Gott sizt, so gewiß fährt er auch. Das Sitzen bezeichnet das beständige Verhältnis, das Fahren die einzelne Bethätigung dieses Verhältnisses. Ist Gott der Herr der ganzen irdischen Creatur, so muß er auch diese Herschaft praktisch bethätigen zum Heile der Seinen und zum Verderben seiner Feinde. Was uns aber in dieser Stelle speziell interessirt, und einen wichtigen Beitrag abgibt zur Erkentnis des Wesens der Cherubim, ist die Verbindung der Cherubim mit dem Winde. Diese Verbindung erklärt sich nur dann, wenn wir in den Cherubim die Vertretung des Lebendigen erblicken. Der Wind repräsentirt die Naturkraft. Der Herr aller lebendigen Wesen ist zugleich der, „der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn." Wer ihn zum Freunde hat, der darf nicht verzagen, wenn ihn auch der Höllen Bande umfangen und des Todes Stricke überwältigen. Sein Gott schickt aus von der Höhe und holet ihn und zieht ihn aus großen Wassern.

(Schluß folgt.)

Zur Frage von den Laienältesten aus Hannover.

(Schluß.)

Zu diesem Hindernis durch das Gefühl des Mangels an Zeug komt noch ein anderes, das in der Anschauung von Stand und Vermögen beim Volke wurzelt; wer mit vier Pferden von seinem Hofe fährt, dünkt sich ein Großkreuz des Guelphenordens gegen den, der mit Kühen pflügt, und wird diesem nur ein Ritterkreuz dritter oder vierter Klasse zugestehen; und wie das Ritterkreuz sich nicht zur Selsorge über das Großkreuz erheben kann, so ist es auch hier; und, nach unserer Erfahrung, wenn ein Individuum aus der Gemeinde Kirchenvorstandsseitig selsorgerlich angefaßt werden sollte, ginge es nur in der Weise, wie wir es mit unserem seligen Bauermeister L. D. gehalten haben; ein weiterer Schritt wäre dann, nicht den Vorsteher zu veranlassen, in das Haus zu gehen, den zu Admonirenden anzusprechen, sondern daß der Prediger mitgeht und den Hauptsprecher macht; denn wenn auch Großkreuz und nicht Ritterkreuz zu Großkreuz ginge, so würde in dem Begangenen sogleich das Gefühl erwachen, „der ist nicht mehr als du und sein Vater hat gethan, was meiner sich nicht hat zu Schulden kommen lassen; von dem Prediger, der dazu gesezt ist, lasse ich mir das gefallen, der ist unser und unserer Kinder Lehrer, aber von dem nicht," und die Sache wird Fiasko machen und kann eine Prügelei abgeben. Aber auch in dem angeführten Falle, Vermahnung auf der Pfarre unter Assistenz eines Vorstehers, ist höchste Vorsicht und Auswahl der Fälle, die die Oeffentlichkeit erleiden können, streng geboten, damit das Beichtverhältnis nicht verlezt werde, denn darin, daß den Leuten Nichts unter die Zähne gebracht wird, wie man sich ausdrückt, sind Bauern höchst empfindlich, und daß die Zungen schweigen, darf man sich nicht einfallen lassen, verlangen zu wollen. In den selsorgerlichen Fällen, wo Aeltern bitten, den erwachsenen Kindern das vierte Gebot einzuschärfen; Schwiegerväter Klage führen über die Schwiegertöchter, die in Unehrerbietigkeit, leiblicher Pflege und Wäsche die Alten versäumen und der Sohn auch ein Schwiegersohn geworden; oder Söhne bitten, gegen die Mutter einzuschreiten, die eine Heirat der Tochter und Schwester begünstigt, welche lezterer nur zu Verderben gereichen kann, würde es sich nur schicken, bei dem ersten Falle Kirchenvorsteher selsorgerlich heranzuziehen, weil es eine allgemeine Ruchlosigkeit gilt, in den beiden andern Fällen würde eine Assistenz oder Gegenwart derselben nur vom Uebel sein.

Besser steht es und leichter geht es mit dem folgenden Satze und seiner Auflage: für Erhaltung von Zucht und Sitte in der Gemeinde zu wirken, vorausgesezt, daß noch ein Boden vorhanden ist, auf dem der Vorstand mit seinen Füßen selbst steht und stehen kann. Wir haben noch etwas Erdreich in dieser Beziehung ungeachtet der nächsten Nähe einer Stadt, ja wir meinen in einer Art trotziger Opposition des Land- gegen das Stadtleben und einem Trieb einer Selbsterhaltung und Befürchtung von demselben verschlungen zu werden, wenigstens bei den Bessern der Gemeinde, behalten: großes Ansehn der Pathenschaft, Widerstreben, dem Täuflinge neumodige Namen zu geben, Sprüche und Reime bei Kindtaufen und Begräbnissen, Verlassen des Tanzbodens beim Untergang der Sonne, Ehrgefühl der Aeltern, von den Kindern kein Kostgeld zu nehmen, sondern von lezteren den Verdienst sich abliefern zu lassen, und dann ihnen das Nötige zur Kleidung und zum Vergnügen zu verabreichen;

dazu strenge Aufsicht, daß die erwachsenen Kinder nach dem Sprichwort leben: „wer sich bei guten Menschen niedersezt, steht auch bei ihnen wieder auf;“ dem entsprechend auch beim geselligen Verkehr auf den Glockenschlag zehn und die Hausthür zu achten und bei Versäumnis eine Züchtigung eintreten zu lassen; die Brautkränze unter Controle zu stellen u. s. w.; in allem diesem können Vorsteher dem Prediger helfen. Freilich ist die Spruch-reiche und Sitten-mannigfaltige, bunte deutsche Zeit des Mittelalters dahin, das merken wir recht an unserer Ohnmacht, wider den nivellirenden Modeteufel zu streiten, und wir sind, was uns von Jahr zu Jahr klarer wird, wie durch ein düsteres Verhängnis in Sitte und Leben an den Schweif Amerika's gebunden, aber gefangen geben wollen wir uns so ohne Weiteres nicht, und die Kirchenvorsteher können uns in unserm Widerstande unterstützen.

Die beiden folgenden Sätze: „gottlosem und sittenverderblichem Wesen zu steuern, Gottesfurcht und Ehrbarkeit zu fördern,“ sind nur in negativer und positiver Weise eine Wiederholung dessen, was mit dem Worten gesagt ist: „für Erhaltung von Zucht und Sitte in der Gemeinde zu wirken“; man kann es eine nähere Exposition, aber auch ganz gut eine Tautologie nennen; wir hätten gewünscht, daß man der Sache näher auf den Leib gegangen wäre und das christliche Gemeinde- und christliche Ehrgefühl mit in den Bereich gezogen hätte, dann hätte man mehr, woran man sich halten könte, und steckte nicht so zwischen Fleisch und Fisch; und wir haben ja in unserer Kirchenbuße noch eine Wurzel, die aus dem dürren Erdreich aufschießen und zu einem Baume des christlichen Gemeinde- und Ehrgefühls erwachsen kann. In unsern Bauern ist Ehrgefühl noch das best-conservirte bessere Theil, und der Abendmalstisch ist ihm noch ein Heiligtum, das entweiht werden kann, und es widerstrebt ihm, sich denselben als eine Arche Noah zu denken, zu der alle reine und unreine Thiere eingehen; wir hatten auch einst harte Vorwürfe erfahren müssen, als wir nach der Geburt eines Kindes die Mutter, welche der Untreue verdächtig, aber durch den Rechtstitel: pater est quem nuptiae demonstrant gedeckt war, zum Abendmal lassen mußten; diesem Gefühl, aus dem sich noch Etwas aufbauen läßt, könte Paragraph vielmehr noch gerecht geworden sein; soll man den Grund darin finden, daß der Gesezgebung selbst dieses Gefühl abhanden gekommen ist? — Eine wesentliche Bereicherung erhält aber der erläuternde Saz: „gottlosem und sittenverderblichem ꝛc.“ durch Angabe eines besonderen, wenn auch seitwärts liegenden Ziels: „zu diesem Zwecke auch die Schule und die ledige Jugend zu beachten.“ Das Wort „beachten“ ist sehr delicat gewählt, um in Bezug auf die Schule keinen Konflikt zu veranlassen, und teilweise geht es auch so mit der „ledigen Jugend“, zwischen welcher und dem Vorstande keine positiven Gesetze bestehen; aber bei dem Allen halten wir das Object der „ledigen Jugend“ für den Edelstein des Gesetzes, weil das Vorstandsgesez damit einem dringenden Bedürfnis, dem Pfarrer zu helfen, entgegenkomt und auch Hilfe leisten kann; warum? — weil das Alter im Volke bei der Jugend annoch seine Ehre hat und sein Ansehn noch keine ausgerissene Wurzel ist. Auch bei dem zuerst genanten Object „der Schule und ihrer Beachtung“ sind die Kirchenvorsteher gut zu verwerten; daß die Kinder außerhalb der Schule außer ihren Aeltern, Lehrern und Prediger noch eine Macht wissen, die unter ihnen lebt und wahrnimt, was die anderen Aufseher nicht wahrnehmen können, sezt dem Bösen einen heilsamen Dämpfer auf, und bei eingetretener Schulversäumnis, welche zur Uebergabe an die Obrigkeit, um bestraft zu werden, vorlag, haben wir wesentliche Dienste durch die Vorsteher gehabt, indem wir sie zu den Aeltern zu gehen vermochten, die wegen Schulversäumnis bestraft werden sollten, ihnen die Pflicht gegen ihre Kinder und Verlegenheit von Lehrer und Prediger, welche auf Ordnung zu halten angewiesen sind, vorzustellen und zur Besserung zu vermahnen; zu diesem Geschäft fehlt auch Mut und Geschick nicht, denn man braucht nur seine eigenen Kinder zur Schule zu halten, so ist man zu der Ermahnung befähigt.

Noch mehr erwarten wir für die Zukunft von der den Vorstehern verliehenen Macht, auf die ledige Jugend einzuwirken. Zwischen Confirmation und Copulation liegt die an Gefahren und Versuchungen zum Abfall reichste Zeit des heranwachsenden Geschlechts — die akademischen Jahre unseres Bauernvolks —, und zwischen diesen Jahren mit Erweckung von Furcht und Liebe und Einflößen von Zutrauen und heiliger Scheu geschickt hin und her zu gehen und nach beiden Seiten das Rechte zu treffen, halten wir für die schwirigste, aber auch lohnendste Aufgabe des Predigtamts und bei dem naturwüchsigen Ansehn, dessen die höheren Jahre im Volke genießen, daß Jeder, der 20 Jahre älter ist, das Recht, den so weit unter ihm in den Jahren Stehenden Du zu nennen, wie der Vater jeden Juden Du nent, erhält das Alter durch Annahme des Vorsteheramts eine heilsame und wolthuende Verbrämung; darum — wenn der Prediger den Uebermut der Jugend einzudämmen oder eine Ruchlosigkeit zu strafen Anstalt trifft, werden sämtliche Vorsteher zu ihm stehen und bei ihm halten; denn wenn es gegen die „Jungens“ geht, hat auch der Tagelöhner Mut, den Sohn des Ackermanns zu strafen. Hier haben wir ein Fundament im Volksleben, auf dem wir weiter bauen können, und machen damit keine Ansprüche an Menschen, Etwas zu leisten, wozu ihnen die Befähigung abgeht. Wir haben hier in allen Fällen, wo es sich darum handelt, einen Unfug der Jugend in Masse oder auch bei Einzelnen zu strafen und zu vermahnen, bei den Vorstehern treuen Beistand gefunden, und unterlassen nicht, wo sich Gelegenheit dazu darbietet, sie zur Hilfe heranzuziehen, und unser Bemühen ist nicht ohne Segen geblieben.

Zum Schluß bekommen wir in dem Gesetzesparagraphen das Kirchenvorstands-Heil nochmals in einem ganzen Haufen, Vorbild, Aufsicht, Belehrung, Ermahnung, Warnung zum Aufbau der Gemeinde. Das Vorbild macht uns überall, wo es auch gut gemeint ist, etwas ängstlich, weil es gar leicht wider

die christliche Demut streitet, und wenn wir auch Vorbilder in der Gemeinde von ehrbarem Leben haben, so sind diese doch wieder so mit Bauerntücken, Neid, Misgunst, Schadenfreude, Lust am Aufhetzen, Unversöhnlichkeit, der enormen Selbstgerechtigkeit, wie sie unser alter Katechismus gelehrt hat, nicht zu gedenken, versezt, daß wir nicht viel davon halten können, und was die übrigen Punkte, Belehrung, Ermahnung, Warnung, anbelangt, so sehen wir ihre Verwendung lieber ihres offiziellen Charakters entkleidet zur Anwendung gebracht, und halten es für fruchtbringender und den Zugang zum Herzen leichter gewinnend, wenn nicht aus dem Bewußtsein des Amtes geredet und angehört werden muß, sondern einfach der Bruder zum Bruder, der Schwager zum Schwager und der Nachbar zum Nachbar zum Guten redet.

Das ist unser Urteil über Anwendung und Brauchbarkeit des Gesetzesparagraphen, und wenn unsere Hoffnung aus nicht feindlichen Gemeindeverhältnissen nicht romantischer Art ist, so werden die Berichte, um die wir an dieser Stelle möchten gebeten haben, aus widerbellenden Vorständen, in denen die Kinder des Unglaubens sitzen, noch viel ungünstiger ausfallen und werden dem rechtgläubigen Prediger in dieser Zeit der Verwirrung Israels zu allen vorhandenen Uebeln noch eine Zerreißung der Gemeinde auf den Hals bringen. Doch seien wir geduldig und nicht allzu verzagt. Natur und Zeit haben nichts Besseres leiden wollen und schaffen können; unsere Zeit geht in Gesetzessachen nach unseren Augen den Gang der Thorheit; der große Jurist Savigny sagt von ihr, sie hätte den Beruf zur Gesezgebung gar nicht, und es hat keine Zeit gegeben, die so hitzig und so fruchtbar im Gesetzemachen gewesen wäre, als sie, aber der alte Gott lebt noch, wie es in unserm Gesezbuche heißt. Sehen wir ferner Natur und Wesen dieses Gesetzes genetisch an, so können wir gar nichts Rechtes verlangen. Dieses Vorsteheramt ist nur eine unirte Uebersetzung der reformirten Presbyterien in eine lutherische Kirche, aber das reformirte Element kann nicht selsorgerlich zu seinem Rechte kommen, weil die strenge Gemeindeverfassung und Kirchenzucht, worin jene Kirche ihre Festigkeit und Größe hat, unsere Zeit nicht leiden will und man ihr damit nicht kommen darf; lutherischerseits aber, worauf wir hingewiesen haben, das Beichtverhältnis, auf dem in der lutherischen Kirche von Anfang die Selsorge beruhte, solchem Amte widerstreitet und dasselbe einengt; es ist also ein Gewebe aus Wolle und Flachs, und die Hände, die das Weberschiff regierten, haben freilich etwas aus Romantik herausgearbeitet, aber auch unter der Controlle des Unglaubens zu arbeiten gehabt und ihr Stand war ein schwerer; wir haben also einen doppelten Compromis, einmal zwischen Reformirt und Lutherisch, und dann zwischen Versuchen, das Predigtamt zu schwächen, und Anstrengung, dasselbe nicht daran zu geben, was war da besseres zu hoffen, als wir empfangen haben? Wegen Kentnis der Volkszustände wollen wir nicht richten, obwol diese mehr hätte durchschlagen können; viel Phantasie, wie wir gezeigt haben, aber auch Brauchbares ist in den Gesetzesparagraphen, und daß es kein Schwert werde, damit in den Eingeweiden der Kirche zu wühlen, wird Gott der Herr in Gnaden abwenden.

Gr. h. G. K. v. H.

Nachrichten.

Aus Anhalt.

Unter dem Titel: „Das gute Recht des reformirten Bekentnisses und der Heidelberger Katechismus in Anhalt" hat Domprediger Zahn in Halle eine Schrift veröffentlicht. Der Verfasser stellt sich mit einer Entschiedenheit auf den reformirten Standpunkt, wie sie in unsern Tagen im nördlichen Deutschland Befremden erregt und von Fanatismus nicht freigesprochen werden kann.

Die beklagenswerten Gewaltschritte um 1600, mit denen die Fürsten vermittels ausländischer Kräfte den Calvinismus im Lande einzubürgern bemüht waren, die Gewissensbedrückungen, Klagen und Beschwerden der Unterthanen und der Stände werden nicht ganz verschwiegen. „Im Lande gingen die Wellen der Aufregung nicht wenig hoch. Konte man noch das Abendmal in einer Kirche nach lutherischer Weise empfangen, so drängte man sich in gemehrter Zahl zu demselben; war dies unmöglich, so ging man ins Sächsische; das aus dem Lande Wandern wurde Sitte und betrübte den Fürsten. Der sonst so geliebte Johann Georg hatte bittern Widerstand zu überwinden; die Abneigung gegen das reformirte Bekentnis zeigte sich in heftiger Weise bis zu seinem Tode. Da man die Kinder von solchen Eltern, die sich nicht zur reformirten Religion (sic!) bekanten, nicht eher taufte, als bis diese übertraten, so blieben dieselben oft ein halbes Jahr liegen. — Selbst die Frauen sezten sich ihm entgegen. Als man in Wörbzig (nicht Wörlitz) die Kirche reformiren wollte, hat die Edelfrau alle Weiber des Ortes um sich versammelt, ist zur Kirche mit ihnen gezogen und hat ein Loch unter dem Altar mit Pulver füllen lassen. Dann hat sie mit einem Militär-Commando vom Thurm aus verhandelt und erklärt, sobald Ein Soldat in die Kirche dringe, würde sie den Altar und vielleicht sich auch in die Luft sprengen. Der Abgesandte zog sich vor solchen Weibern zurück; die Gemeinde blieb lutherisch. — Ueberall, wo die Fürsten Einfluß gewinnen konten, waren sie bemüht, die alten Pastoren, die sich nicht fügen wollten, durch neue reformirt gesinte, die ihnen die Pfalz gab, oder die Sachsen als Krypto-Calvinisten ausgewiesen hatte, zu ersetzen. Es soll indessen nur ein Fünftel des Lehrstandes zum Weggang genötigt worden sein." Zahn lobt die Fürsten darüber als über die mühsam aber treu durchgesezte Vollendung der lutherischen Reformation durch Annahme des reformirten Bekentnisses. Das Nur ein Fünftel ist charakteristisch; man weiß nicht, ob es ein Ausdruck der Entschuldigung oder des Bedauerns sein soll. Dafür, „daß die Geldgeschäfte mit den Landständen die Fürsten zwangen, von der ersten Strenge etwas nachzulassen", hat Zahn kein sittliches Urteil bereit, und für die Zweizüngigkeit der Theologen nur einmal das milde Wort, daß das Beruhigungsformular fast zu sehr nach pastoraler Klugheit schmecke. — Als

100 Jahr später in Folge der Verhandlungen mit dem lutherischen Zerbst der unterdrückten lutherischen Gemeinde in Dessau endlich verstattet wird, sich aus eignen Mitteln eine Kirche zu erbauen, knüpft sich diese Gestattung an die Bedingung, daß in der luth. Kirche abwechselnd von reformirten Stadtpredigern gepredigt und Abendmal gehalten werden soll (damit die Lutheraner doch Gelegenheit haben sollen, das reine Gotteswort zu hören); es werden außerdem lutherische Beamte mit ihren Familien für Taufe und Trauung an den reformirten Archidiakonus überwiesen. Darüber urteilt Zahn: In der Simultanität der Kirche erhielt die christliche Vertragung ein äußeres Zeichen [NB. die beiden reformirten Stadtkirchen verbleiben natürlich den Reformirten allein] und das Parochialverhältnis hatte günstige Bedingungen für die Lutheraner.

Herr Zahn redet der Bilderstürmerei das Wort. „Altäre einst von Menschenhänden geweiht, darum auch wieder von Menschenhänden abzubrechen, werden beseitigt; ein schwarzverhängter Tisch tritt an ihre Stelle.“ Man ist versucht zu fragen, ob der mit Menschenhänden weniger zu thun hat, als ein Altar, oder ob nur die Weihe so anstößig ist, wie auch der „geweihte Taufstein“ abgebrochen und aus (ungeweihtem?) Becken getauft auch sonst den Weihgebeten entgegengetreten wird. Wir weihen Menschen oder Sachen, die in besondern Dienst Gottes genommen werden, indem wir über sie beten, daß Gott ihren Dienst oder Brauch an den Selen segnen wolle. Was kann ein unbefangener nüchterner Sinn daran zu tadeln haben? Oder wenn der Prediger auf die Kanzel tritt und der Anblick der Gemeinde und der herangekommene Moment ihm die Größe und Wichtigkeit seines Amtes mit neuem Nachdruck aufs Herz legt: was ist natürlicher als die bekante Sitte, daß sein erstes Thun ein nochmaliges stilles Gebet um Stärkung wird? Zahn sagt, der Prediger solle die Gemeinde darin ehren, daß er die stillen Gebete auf der Kanzel unterläßt, die in die Vorbereitung gehören. Es wird solches willkürliche Wüthen gegen altehrwürdige Bräuche in eine Art Methode gebracht. „Es handelte sich bei der Reformirung nicht um die Abschaffung von gleichgiltigen, menschlich unschuldigen Ceremonien. Es ist nicht ein Adiaphoron, sondern von der größten Bedeutsamkeit, in welcher Weise das h. Abendmal gefeiert wird; ob dasselbe in seiner Verwaltung noch die unzweideutigen Zeugen des päpstlichen Opferkultus duldet, oder ob diese in Gott ehrendem Verständnisse entfernt sind. Wie kann man, wenn man mit dem Herrn und seinen Jüngern zu Tische gesessen hat, noch an Altären und Oblaten Freude finden? wie erfordert es Glaube und Liebe ganz von selbst, durch die Aehnlichkeit der Abendmalsfeier mit der Stiftungsart in die volle Vergegenwärtigung derselben zu treten, um ohne Hindernis den gnädigen Willen des Herrn zu verstehen“ u. s. w. Weiß denn Herr Zahn, daß bei der Einsetzung in Jerusalem ein schwarz verhängter Tisch gedient hat, daß Schüsseln mit geschnittenem Semmelbrot darauf gesezt waren, daß geschnittenes Semmelbrot der jüdischen Mazza ähnlicher ist als Oblate, daß nicht goldene, sondern hölzerne Becher gebraucht worden sind, daß hölzerne Becher einfacher sind als goldene, daß die Communikanten an den Tischen nicht gekniet, sondern gestanden haben und darnach in ihre Stühle zurückgegangen sind? Wie komt Zahn dazu, unter den Vorzügen jener Reformation sogar die Beichte aufhören zu lassen, statt deren der Communikant mit einem Zettel seinen Namen abgibt — während doch die abgedruckten reformirten Agenden Beichtformulare enthalten? Derartige Dinge drucken zu lassen, sezt doch eine Verblendung voraus, die ein Kennzeichen des Fanatismus ist. Behauptungen werden dadurch nicht bewiesen, daß man sie dreist aufstellt und vielleicht unterstreicht oder wiederholt. Denn ob das Schriftwort vom Abendmal die reformirte Auslegung *zulasse*, darüber ist zwischen Lutheranern und Reformirten stets Streit gewesen; daß aber die reformirte der lutherischen gegenüber als *die biblisch begründete* hingestellt wird, das ist einer übertriebenen Voreingenommenheit vorbehalten. Zahn behauptet mit gesperrter Schrift, daß die ehemals reformirten Gemeinden im Dessauischen noch jezt reformirte seien; auf der folgenden Seite wiederholt er das mit dem Zusaz: „wie wir wissen.“ In Wirklichkeit liegt aber die Sache ganz anders, indem nicht allein sämtliche Prediger- und Lehrerstellen ohne Rücksicht auf frühere Confessionsunterschiede vergeben werden, sondern auch die Gemeinden in ihrem Bestande bei der Union wesentlich andere geworden sind. Denn ohne Berücksichtigung der Confession ist jeder evangelische Christ des Landes der geographisch nächsten Parochie (in der Stadt Zerbst der Kirche seiner Wahl) zugewiesen. Vielleicht ein oder zwei Dutzend Selen in diesem ganzen Landesteil sind auszunehmen, die sich als Lutheraner von der Union fernhalten und zu den preußischen sogen. separirten Lutheranern bekennen. Daraus folgt, daß die Zahnsche Zusammenstellung (S. 106—8) mit 1844 Lutherischen und 1001 Reformirten ebenso wenig Grund hat als die Schlußforderung (S. 54), daß eine klare Sonderung der Gemeinden auf Grund des alten Bestandes und für das gemeinsame Schullehrerseminar und die gemischten Schulen ein getrenter Religionsunterricht durchaus nötig sei. Das ist vielmehr vollkommen unmöglich, würde auch ganz unnütz sein, indem in solchem Falle Anhalt gewiß nicht wissen würde, wo es seine reformirten Theologen hernehmen solle.

Was aber die eigentliche Hauptsache betrifft, welche dem Buche Zahns den Titel gegeben hat, so scheint es mit dem guten Rechte denn doch so besonders nicht bestellt zu sein. Was von 1600 ab bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein geschehen ist, wie die lutherische Confession allen Wünschen und Neigungen des Volks zuwider verdrängt und unterdrückt, die Calvinisirung des Landes mit Gewaltmaßregeln durchgesezt, die lutherischen Prediger aus dem Lande vertrieben wurden: das begründet für Zahn *das gute Recht* — es ist ja dem reformirten Bekentnis förderlich.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 13. Juni. № 47.

Die Cherubim.

II. (Schluß.)

Hand in Hand mit der Zusammenstellung von Cherub und Wind in Ps. 18 geht die Thatsache, daß bei Ezechiel unter und neben den Cherubim sich vier Räder darstellen. Durch diese Räder werden die Naturkräfte bezeichnet, welche nicht weniger wie die lebendigen Wesen Gott dienen. Der Vergleichungspunkt ist die Wucht. Den Gedanken, der in den Rädern seinen malerischen Ausdruck findet, spricht Joh. Heermann in dem Liede: „Ach Gott wie schrecklich ist dein Grimm" also aus: „Du bist allein der Herr und Gott, dem Donner, Blitz, Feur, Luft und Wind, dem alles stehet zu Gebot und seinen Willen thut geschwind. Ach Herr, wo ist dir Jemand gleich, im Himmel und in aller Welt? Wer hat ein solch gewaltig Reich, das all's ihm stracks zu Füßen fällt?" Den Beweis dafür, daß die Räder die Naturkräfte bedeuten, gibt außer der Zusammenstellung des Cherubs mit dem Winde in Ps. 18, die Stelle Ezech. 10, 13, wo der Prophet sich ausdrücklich über die Bedeutung der Räder erklärt: „die Räder sie wurden genant der Wirbelwind vor meinen Ohren." Danach bedeuten die Räder den Wirbelwind und was mit ihm in gleichem Verhältnisse steht. Damit ist Jes. 5, 28 zu vergleichen. So wie dort die Räder an den Kriegswagen der von Gott zur Strafe seines abtrünnigen Volkes abgesandten Weltmacht mit dem Wirbelwinde verglichen werden, so stellt sich hier umgekehrt der Wirbelwind, die ihm an Wucht gleichen Naturkräfte vertretend, unter dem Bilde der Räder dar. Einen ferneren Beweis gibt Ezech. 10, 6. Da wird das Feuer, womit das gottlose Jerusalem verbrant werden soll, ausmitten der Räder genommen, und zwar von dem Cherub, der es dem Engel darreicht. Jerusalem sollte anders wie Sodom und Gomorrha von Menschen verbrant werden. Aber ihre Thätigkeit ist nur eine untergeordnete göttlich bedingte. Das Feuer nehmen sie ausmitten der Räder und hinter ihnen und über ihnen steht der Engel, der das Werk der Verbrennung leitet. Das sind ganz klare und sichere Gründe, welche in Bezug auf die Bedeutung der Räder keinen Zweifel übrig lassen. Den Rädern bei Ezechiel entsprechen in Ps. 148, 8 Feuer, Hagel, Schnee und Dampf, Sturmwind, der sein Wort ausrichtet, die dort neben den lebendigen Creaturen auf Erden als das thatsächliche Lob Gottes, als die Bürgschaft des Sieges seiner Kirche erscheinen. Wie die Naturkräfte neben den Cherubim Gott dienen, zeigt die Geschichte Hiobs: von den vier Catastrophen werden dort zwei durch menschliche Werkzeuge bewirkt, so daß sie dem Gebiete der Cherubim angehören, und zwei durch Naturkräfte, das Feuer Gottes und den Wind. Zur Erläuterung des Symboles der Räder dient auch das Wort des Psalmisten (104, 3. 4): „Er macht die Wolken zu seinem Gefähr, er geht einher auf den Fittigen des Windes. Er macht zu seinen Engeln Winde, zu seinen Dienern flammend Feuer." Die Wolken erscheinen da als das Gefähr Gottes, weil er sie lenkt, wohin er will, die Winde sind ihm als ihrem Herrn gehorsam, wie die Rosse dem irdischen Wagenlenker. Die Anwendung auf die Verhältnisse des Volkes Gottes ist: der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann. „Wohin der Geist trieb zu gehen", heißt es in Ezech. 1, 20 von den Cherubim, „dahin gingen sie, und die Räder erhoben sich gleichmäßig, denn der Geist des Lebendigen war in den Rädern." Das Geschöpf und die Naturkraft wirkt gleichmäßig zu dem von Gott gesezten Zweck, zum Heile oder zum Verderben, weil beide in gleicher Weise abhängig sind von dem sie treibenden Geiste Gottes, so daß man es nirgends eigentlich mit Mensch oder Thier, Feuer oder Sturm zu thun hat, sondern überall mit ihrem Herrn, der sie aufbietet und in Bewegung sezt. Die Einheit des Geistes in den Thieren und in den Rädern weist darauf hin, daß in Folge der gleichen Abhängigkeit von Gott beide einträchtig dem Willen Gottes dienen, sei's zum Segen, sei's zur Strafe, wie in der Zerstörung Jerusalems die Chaldäer und das Feuer zusammenwirkten.

Nur wenn die Cherubim die Zusammenfassung alles Lebendigen sind, erklärt es sich, daß sie sowol wie die Räder bei Ezechiel und in der Apokalypse als ganz mit Augen bedeckt erscheinen. In Ezech. 1, 18 heißt es, die Felgen der mit den Cherubs verbundenen Räder seien voll von Augen gewesen. Das weist darauf hin, daß die Naturkräfte troz ihrer anscheinenden wilden Regellosigkeit unter der Leitung der göttlichen Vorsehung stehen. Der Wind scheint zu gehen, wohin er will, aber in Wahrheit ist dieser Wille kein unabhängiger, eine geheime verborgene Macht lenkt nach weisem Rath alle seine Bewegungen. „Die Augen" — bemerkt Hitzig — „haften an der Außenseite der Felgen, nicht an der inneren; natürlich, denn sie sollen auswärts schauen in die Welt und auf den Weg, nicht nach

innen gekehrt die Speichen ansehen und die Achse." Der Ort, wo die Augen angebracht sind, weist uns darauf hin, daß die Naturkräfte in ihrer Wirkung auf die Welt, in ihrem Verhältnisse zu den Menschen nicht einem blinden Ungefähr unterworfen sind, sondern durch bedachten Rath geleitet werden, daß in ihnen, weil über ihnen, Vernunft ist. Während die eben besprochene Stelle Ezechiels sich nur auf die Räder bezieht, heißt es in Kap. 10, 12 von den Cherubim selbst: „Und ihr ganzes Fleisch und ihre Rücken und ihre Hände waren voll von Augen ringsum." Und in Apok. 4, 6 wird gesagt: „Und inmitten des Stuhles und ringsum den Stuhl vier Thiere, voll von Augen vorn und hinten." Den durch das Symbol der Augen an den Cherubim ausgedrückten Gedanken spricht der Psalmist in den Worten aus (104, 24): „Wie viel sind deiner Werke, Herr" (Cherub bedeutet das Wesen, das diese Vielheit der Werke Gottes darstellt), „sie alle hast du mit Weisheit gemacht." Dann liegt dieser Gedanke demjenigen zu Grunde, was in Kap. 8, 22—31 der Sprüchwörter über die weltbildende Weisheit Gottes gesagt wird. In der lebendigen Schöpfung herscht kein Ohngefähr, überall Gesez, Ordnung, Zweckmäßigkeit, sie ist nicht ein monstrum horrendum ingens cui lumen ademtum, wie die modernen Materialisten lehren, die sich selbst mit den Affen auf gleiche Linie stellen, von denen sie den Ursprung des Menschengeschlechts ableiten, sondern alles ist in ihr durch Intelligenz geleitet. Diese gehört nicht den Creaturen als solchen an, sondern Gott, der sie in Weisheit geschaffen hat und in Weisheit leitet und regiert. Die ganze lebendige Schöpfung ist durchgeistet, und wo Geist ist, da ist auch Vernunft, Zweck, Absicht. Denn der Geist ist der Geist der persönlichen Intelligenz. Die ganze lebendige Schöpfung hat ihren Ursprung in Gott und trägt eben deshalb das Siegel der Intelligenz in ihrem Sein und in ihrer Wirkung. Der Wurm im Staube hat nicht weniger die Signatur des Auges als der Mensch. Daß das die Bedeutung des Symbols der Augen ist, zeigt Sach. 3, 9, wonach auf den einen Grundstein des Tempels, der damals neu erbaut werden sollte, sieben Augen gerichtet sind: der Gedanke kann da kein anderer sein als der, daß der Tempelbau unter der speziellsten Leitung der göttlichen Vorsehung steht. Ferner Sach. 4, 10, wonach über dem Tempelbau die sieben Augen des Herrn walten, welche durchziehen die ganze Erde. Die Augen sind da die Kräfte Gottes, welche nicht blind wirken, sondern Ausstrahlungen seiner Providenz sind. Diese Augen durchziehen die ganze Erde, um auf allen Seiten der Gefahr für das Reich Gottes entgegenzuarbeiten, von allen Seiten die Hilfe herbeizuholen. Nach Apok. 5, 6 hat das Lamm neben sieben Hörnern sieben Augen, welche sind die sieben Geister Gottes, gesandt in alle Lande. Hörner und Augen bezeichnen da die ganze Fülle göttlicher Stärke und Intelligenz, womit Christus zum Verderben seiner Feinde und zum Heile der Seinen ausgerüstet ist. Wenn die Augen so gefaßt werden, als Bild der Intelligenz, welche nicht etwa den Cherubim einwohnt, sondern an ihnen sich entfaltet, so erklärt sich auch die Verbindung, in welche in Apok. 4, 8 die Augen der Cherubim mit ihrem Lobgesange gesezt werden. Dieser bildet hiernach die Erläuterung zu den Augen. Es heißt dort: „und sind ringsum und inwendig voll von Augen und haben keine Ruhe Tag und Nacht und sprechen: heilig, heilig, heilig ist Gott der Herr, der Allmächtige." Das schon früher vorgekommene: sie sind ringsum (nach vorne zu) und inwendig (nach hinten) voll von Augen würde eine unnütze Wiederholung sein, wenn es nicht mit dem Folgenden in innerlichem Zusammenhange stände: und weil sie ein lebendiges faktisches Zeugnis sind von Gottes Weisheit und Herlichkeit, so sprechen sie durch ihr Dasein selbst unaufhörlich das heilig.

Die Cherubim sind voll von Augen, im Einklange damit erkent die moderne Wissenschaft, so weit sie wirklich den Namen der Wissenschaft verdient, nicht eine Secretion „schlechter Thiere, fauler Bäuche" ist, daß die Natur sich überall als Werk des Intellectes darstellt, daß ihr überall das Bild der Vorsehung aufgeprägt ist. Der berühmte Petersburger Naturforscher Karl von Baer nent in der Schrift: Welche Auffassung der lebenden Natur ist die richtige? Berlin 1862, die „Lebensprozesse" Gedanken der Schöpfung, er findet in den Naturtrieben der Insektenwelt „etwas Ursprüngliches, nicht aus der Körperbeschaffenheit Hervorgehendes, sondern über ihr Stehendes." Der Instinkt ist ihm „ein Ausfluß aus dem Weltganzen und nicht aus körperlichen Verhältnissen hervorgegangen. Die Einsicht, die ihm zu Grunde zu liegen scheint, ist nicht die Einsicht der Thiere, sondern eine Nötigung, die eine höhere Einsicht ihnen auferlegt hat." Er führt unter anderen Beispielen den Lebensprozeß der Mücke an, welche ihr Leben im Wasser beginnt und in der Luft beschließt. Indem sie sich auf ein im Wasser schwimmendes Blättchen oder einen überhängenden Grashalm sezt, läßt sie die Eier in das Wasser fallen, weil die neugebildeten Keime im Wasser ihr Dasein beginnen müssen. Hier kann von einem Vorauswissen der Mücke nicht die Rede sein, und doch handelt sie im vorliegenden Falle ganz so, wie wenn ihr das künftige Schicksal der Brut bekant wäre. Sie flieht das Wasser, so lange sie es nicht braucht, sie sucht es, wenn es ihr für den künftigen Keim nötig ist. Auf viele ähnliche Thatsachen hat schon der selige Schubert in dem, wie es scheint nicht nach Verdienst zur Verbreitung gelangten „Spiegel der Natur" hingewiesen. — Prof. Fichte sagt in der Vorrede zu der deutschen Uebersetzung von Janet's Schrift über den Materialismus: „Der Geist des Materialismus und der Geist der Naturforschung sind sich diametral entgegengesezt, stehen innerlich im unversöhnlichen Widerstreite. Was alle Naturforschung befeuert, was sie mit immer neuer Begeisterung erfüllt, ist das faktisch auch niemals getäuschte Vertrauen, daß Vernunft in den Dingen sei, daß eine innere Harmonie und ein sinnvolles Ineinanderpassen das Ganze wie das Einzelne der Natur umschließe, kurz daß jenes große Prinzip nirgends und niemals sich verläugne, welches die Speculation als „immanente Teleologie", innere Zweckmäßigkeit und allgegenwärtige Vernunft in den Dingen bezeichnet hat. Und was die Natur-

forschung sodann wirklich findet, was sie bis ins Besonderste nachweist und zu unläugbarer Anerkennung bringt, ist nur die unaufhörliche Bestätigung jenes großen Gedankens. Sie ist ihrem eigentlichen Geiste nach ein ununterbrochener Gottesdienst, eine verständige und verstehende Verherlichung jener unerschöpflichen Weisheit, die in der Natur sich offenbart. — Die materialistische Auffassung ist mit Nichten blos ein Protest gegen eine philosophische oder religiöse Theorie, sondern gegen den Gesamtbefund der Erfahrung, gegen die Beschaffenheit des Universums selbst. Die Schöpfung müßte eine andere sein, wenn der Materialismus Recht behalten sollte. Und so sagen wir mit Zuversicht: falls er irgend einmal als die wahre und vollgenügende Weltansicht gelten dürfte, zu der Zeit wäre auch die lezte Erinnerung an die großen Ergebnisse der Naturforschung verschwunden, die wissenschaftliche Barbarei wäre hereingebrochen." Das sind goldne Worte und hätte der Verfasser auch keine anderen gesprochen, als diese, so verdiente er gelebt zu haben. Er hat dadurch die höchste der Wissenschaft gestellte Aufgabe erfüllt: „Ich will meinem Schöpfer Gerechtigkeit geben." Hi. 36, 3. Mögen daran sich diejenigen schämen lernen, die, wie C. Vogt, ringsum voll Augen sind und doch nicht sehen können, die also sich des hohen Privilegiums des Menschen entäußern, Den zu erkennen, dessen Siegel der ganzen Natur aufgeprägt ist. Pfui über sie, und Wehe ihnen, wenn sie nicht zur Einkehr gelangen!

Der Cherub bedeutet das Lebendige auf Erden: nur wenn dies erkant wird, erklärt sich die Zusammenstellung des Cherubs mit den Aeltesten in der Apokalypse. Die Aeltesten sind dort die Repräsentanten der Kirche. Sind sie rein ideale Wesen, so wird auch bei den mit ihnen zusammengestellten Cherubs ein ideales Element vorhanden sein und diejenigen werden irren, die in ihnen ohne Weiteres wirkliche Wesen erblicken. In C. 14, 3 singt die Gemeinde der vollendeten Gerechten auf dem himlischen Zion das neue Lied „vor dem Stuhl und vor den vier Thieren und den Aeltesten." Den Grund, weshalb da die vier Thiere mit den Aeltesten zusammengestellt sind, erkennen wir aus V. 4, wo es von den Erwählten in ihrer himlischen Vollendung heißt: „diese sind erkauft aus den Menschen zu Erstlingen Gott und dem Lamm." Die vier Thiere oder genauer die vier „lebendigen Wesen" haben ihren Gipfelpunkt in dem Menschen, und die Verklärung des Menschengeschlechtes in der Herlichkeit der Erwählten wird hier gefeiert. In der ähnlichen Scene in C. 7, 9—17, in der uns die an Christum Gläubigen in der himlischen Herlichkeit vorgeführt werden, die ihrer wartet, gehen die Aeltesten den vier Thieren voran, denen sie in C. 4 nachgestellt wurden. Wo die Aeltesten voranstehen, da kommen sie als die zunächst Beteiligten in Betracht. Dagegen die vier Thiere haben einen Anspruch auf die erste Stelle, weil sie die Gattung repräsentiren, während die Aeltesten nur eine Art in dieser Gattung darstellen. Dort wird der einen Seite genügt, hier der anderen. Nicht minder klar und durchsichtig ist die Verbindung der Aeltesten und der vier Thiere nach unserer Auffassung auch in C. 19, 4. Da fallen die 24 Aeltesten und die vier Thiere nieder und beten Gott an, der auf dem Stuhle sizt, und sprechen: Amen. Halleluja. Der Ausgangspunkt, die große Wolthat Gottes, welche die Anbetung und den Lobpreis hervorruft, ist der Sturz der großen Hure. Neben den Repräsentanten der Kirche, über welche die blutige Verfolgung der durch das buhlerische Weib abgebildeten Römischen Weltmacht ergangen ist, bringen auch die Repräsentanten der lebendigen Schöpfung auf Erden ihren Dank dar für die Erlösung der Erde, welche sie nach V. 2 durch ihre Hurerei, ihre arglistige, liebeheuchelnde Politik verderbt hat. Nicht blos die Kirche, auch die ganze mit Füßen getretene Menschheit ist bei dem Sturze des weltherschenden Roms beteiligt.

Nur wenn die Cherubs die Zusammenfassung des Lebendigen auf Erden sind, erklärt sich ihre Beteiligung bei den Gerichten über die Erde in der Apokalypse. Bei der Eröffnung der ersten vier Siegel in C. 6, 1 f. hört der Seher jedesmal eins der vier Thiere sagen als mit einer Donnerstimme: „komm und siehe." Die Thiere kündigen die verschiedenen Erscheinungen des Gerichtes an, weil sie die Repräsentanten des Lebendigen auf der Erde sind, über welches die Gerichte ergehen sollen. In C. 6, 6 ferner heißt es: „Und ich hörte eine Stimme inmitten der vier Thiere sagen: Ein Maß Waizen um einen Denar und drei Maß Gerste um einen Denar und dem Oel und Wein thue kein Leid." Die Stimme erschallt „inmitten der vier Thiere", weil diese Nachricht sie angeht. Die Cherubim stellen hienach Wesen dar, die bei dem Gedeihen von Waizen und Gerste, Oel und Wein beteiligt sind, die in Hungerjahren Not leiden müssen. Daran müssen alle andern Auffassungen der Cherubim, wie z. B. die von den Schöpferkräften Gottes, von den Engeln, von den vier Evangelisten, von den Aemtern in der Kirche scheitern. In C. 15, 7 gibt eins der vier Thiere den sieben Engeln sieben goldene Schalen voll von dem Zorne Gottes, der da lebet von Ewigkeit zu Ewigkeit. Die irdische Creatur Gottes, über welche die Gerichte ergehen, erkent durch diesen Act ihre Gerechtigkeit an. Sie spricht mit gesenktem Haupte: wir empfangen, was wir verdient haben.

Nur von der gegebenen Auffassung aus erklärt sich auch die Thatsache, daß die Cherubim so regelmäßig unter dem Throne Gottes erscheinen, und zwar unter Umständen, wo es entweder galt, im Angesichte der allmächtig erscheinenden Welt der Kirche einen Trost zu geben und ihr die Gewißheit des Sieges über die Welt zu verbürgen, wie in C. 4 der Apokalypse, oder wo es galt, der Verblendung der entarteten Söhne der Kirche entgegenzutreten, welche der Rache ihres zürnenden Gottes entfliehen zu können wähnten, wie bei Ezechiel. Die Cherubim unter dem Throne, welche abbilden, daß Gott der Gott der Geister alles Fleisches ist, treten in gleicher Weise der Verzweiflung und der Sicherheit der Kirche entgegen.

Endlich, die einzige noch irgend scheinbare unter den anderweitigen Auffassungen der Cherubim, die einzige auch, welche eine weite Verbreitung besizt und ein so zähes Dasein, daß sie stets von Neuem wieder auftaucht, die Engeldeutung, scheitert

an Apok. 5, 11: „Und ich sah, und hörte eine Stimme vieler Engel ringsum den Stuhl und um die Thiere und die Aeltesten, und ihre Zahl war Zehntausende der Zehntausende", und an Apok. 7, 11: „Und alle Engel standen rings um den Stuhl und um die Aeltesten und um die vier Thiere und fielen vor dem Stuhle auf ihr Angesicht und beteten Gott an." Die Verschiedenheit der Thiere von den Engeln liegt hier sonnenklar vor. Die Myriaden der Engel, alle Engel bilden die Umgebung des Kreises, in dem sich mit dem Stuhle und den vier Aeltesten auch die vier Thiere befinden. Ueberall ferner ist das Gebiet der Cherubim streng gegen das Gebiet der Engel abgegränzt. Die Cherubim thun nie die Dienste der Boten, der „Geister, welche zum Dienste abgesandt werden", Hebr. 1, 14, der „starken Helden, welche Gottes Befehl ausrichten, indem sie hören auf die Stimme seines Wortes", Ps. 103, 20. Ihr Geschäft ist nur das, unter dem Throne Gottes zu sein, um seine Allmacht abzubilden, Gott zu loben und zu preisen, weil ihr Dasein das factische Lob Gotes ist im Einklange mit Ps. 103, 20: „lobet den Herrn alle seine Werke an allen Orten seiner Herschaft", wie nach Ps. 19 die Himmel die Ehre Gottes erzählen, deren sprechender Beweis sie sind, und dann wegen seiner Wolthaten, die er seinen Geschöpfen auf Erden zuteilt; endlich eine Thätigkeit bei der Vorbildung der Gerichte, welche die Erde betreffen. Ueberall werden ihnen nur wenige Worte in den Mund gelegt, zum Beweise, daß das Sprechen nicht ihr eigentliches Geschäft ist, daß es ihnen nur geliehen wird zur Ausdeutung der thatsächlichen Rede, welche durch ihr Dasein selbst gegeben ist.

Unser Geschäft, die richtige Ausdeutung des Symboles der Cherubim zu begründen, ist vollendet. Es bleibt uns jezt noch übrig, in einige der Hauptstellen näher einzugehen, in denen der Cherubim gedacht wird. Es gilt den reichen Schatz der Erbauung, welchen die Cherubim darbieten, zu einem unverlierbaren Eigentum der Leser zu machen, und so dürfen wir wol hoffen, daß sie uns auch in diesem lezten Teile der Untersuchung teilnehmend begleiten werden.

Nachrichten.

Aus Anhalt. (Schluß.)

Was im 19. Jahrhundert zur Wiederherstellung des Katechismus Luthers in Bernburg geschehen ist, heißt Rechtskränkung, wiewol neben der allgemeinen Willigkeit das Beispiel Eines misbilligenden Propstes (NB. ohne das Wörtchen nur) angeführt wird, der dafür eine empfindliche Zurechtweisung erhalten und auf sein Propsteiamt (nicht auf Amt und Brot überhaupt) verzichtet hat. — Geht aus den angeführten Maßregeln hervor, daß in Bernburg und Köthen der Heidelberger Katechismus einstmals vorgeschrieben war, daß auch in Dessau derselbe irgend welche Anwendung gefunden (S. 31), so lehrt andrerseits die Geschichte, daß derselbe späterhin nicht allein außer Gebrauch gekommen, sondern auch wieder abgeschafft worden ist. Zahn selbst sagt, daß 1783 in Köthen Herings kurzer Unterricht angeordnet worden sei. Besondere Beachtung verdient hierbei der Revers, den die Prediger bei ihrer Anstellung zu unterschreiben hatten. Zahn spricht S. 93, als wenn die Worte: „wie dieselben in unserm Katechismus erklärt sind", ohne Zweifel auf den Heidelberger Katechismus gehen. Das ist aber unrichtig. Die 20 Fragen sind zwar teilweise in Worte des Heid. Kat. gefaßt, aber sie sind ebenso wie die vorhergehenden 5 Hauptstücke, die auch Nr. 27 in derselben Reihenfolge wiederkehren, in die Ordnung des lutherischen Katechismus gebracht (Gebote, Glaube, Gebet, Taufe, Abendmal), so daß also ein besonderer Köthenscher Katechismus gemeint ist, der mit dem Heidelberger wol verwandt ist, aber ex methodo Lutheri, daher wol ebenso wie die 20 Fragen, die reformirten Spitzen vermeidet. Davon, aber von keinem sogenanten kleinen Heidelberger ist ja auch S. 86 die Rede. Jener Revers ist aber späterhin abgeändert und vom Kirchenregiment den Köthenschen Predigern so zur Unterschrift vorgelegt worden: „will ich außer der h. Schrift des im Lande bereits eingeführten Katechismus oder der noch künftig von der Landesobrigkeit einzuführenden Religionsbücher mich bedienen", wobei Niemand an den Heidelberger denken konte, den in diesem Jahrhundert wol schwerlich ein Köthner Landeskind zu sehen bekommen hatte. Auch die 20 Fragen sind weg; es handelt sich eben nur um ordnungsmäßigen Gebrauch dessen, was eingeführt ist. Wenn dazu im vierten Punkt des Reverses fortgefahren wird: „daß ich das Evangelium Jesu rein und lauter ohne menschliche Zusätze oder Verfälschung vortragen und mich hierin nach der Augsb. Conf. und deren Apologie richten und keine alte oder neue Lehrmeinung, die derselben zuwider und von allen evangelischen Kirchen verworfen ist, einführen noch verteidigen, sondern vielmehr, wo es nötig ist, von mir ablehnen und davor warnen will" u. s. w.: so ist damit die Anhaltische reformirte Kirche von ihrer Verirrung ins Pfälzische einigermaßen wieder auf den ursprünglichen Anhaltischen Confessionsboden zurückgetreten. — An diesen Stand hat die Maßregel von 1856 angeknüpft. Mit Hinzufügung der drei ökumenischen Symbole, unter stylistischen Abänderungen, lautet der gegenwärtige Revers: „Ich gelobe an Eides Statt, daß ich das Wort Gottes Alten und Neuen Testaments ohne menschliche Zusätze lauter und unverfälscht lehren und mich hierin nach den drei ökumenischen Symbolen, so wie den in Anhalt zur rechtlichen Geltung gekommenen evangelischen Bekentnisschriften, namentlich der Augsb. Conf. und deren Apologie treulich richten und keine alte oder neue Lehrmeinung, die denselben zuwider ist, einführen noch verteidigen, sondern vielmehr, wo es nötig ist, von mir ablehnen und davor warnen will." Bei diesem Stande der Sache hatten die reformirten Prediger in Köthen sicherlich keine Ursache, über Beeinträchtigung ihres Bekentnisstandes zu klagen. Der Neid, mit welchem sie auf den den Lutheranern gewährten Zusatz (Schmalkaldischen Artikeln und beiden Katechismen Luthers) blicken, und dem gegenüber für sich den Heidelberger begehren, ist insofern nicht berechtigt, als der bisherige Revers der Lutheraner jene lutherischen Bekentnisse allerdings namhaft machte, der Revers der Reformirten aber nichts derartiges enthielt. — Soll bei dieser Gelegenheit von einer Beeinträchtigung geredet werden, so könten sich mit Recht nur die Dessauischen Lutheraner beschweren, denn für die Union, in welche sie eingetreten sind, ist vom Kirchenregiment dieser selbe reformirte Revers vorgeschrieben worden; ihr specifisch lutherisches Bekentnis ist abrogirt. Es möchte dieser Vorgang die Köthenschen Lutheraner wenig anlocken, der Union die Hand zu bieten, wenn ihnen zugemutet wird, einfach zum reformirten Bekentnis überzutreten. Gebt der unirten Anhaltischen Landeskirche den kleinen Luther zurück, der das beste und ursprüngliche Recht im Lande hat, so wird diese Unbilligkeit ausgeglichen.

Was H. Zahn sonst z. B. über die Prädestination behauptet, daß dieselbe unter den Reformirten Anhalts die bereitwilligste Annahme gefunden und allgemein gelehrt und bekant worden zu sein scheine, das wird er selbst doch weder durch Herzog Heinrichs von Sachsen, noch durch Wendelins Beispiel für bewiesen erachten.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 16. Juni. № 48.

Die Liturgien der alten Kirche.

II.

Das Fürbittengebet komt in ausgeführterer Form an zwei Stellen vor: einmal als Uebergang von der Katechumenen- zur Gläubigen-Messe, und sodann in dieser selbst entweder vor oder nach der Consekration. Der innere Unterschied von beiden ist der, daß dort das Fürbittgebet der Kirche aus dem Bewußtsein ihrer Missionsstellung zur Welt entspringt, hier aber ihre Gemeinschaft mit Christo, dessen Leib sie ist, sie zum Gebete für alle ihre Glieder bewegt, und daß sich dieses dann zum Gebete für die übrige Welt, die dem Reiche Gottes dienen soll, erweitert. Aller Stände und Ordnungen, aller Verhältnisse und Bedürfnisse wird darin gedacht, speziell auch jener Personen, welche die Oblation dargebracht haben. An der zweiten Stelle, d. h. innerhalb der Gläubigen-Messe, werden neben den Lebenden auch immer die Verstorbenen erwähnt (Commemorationen), besonders die Heiligen, Märtyrer und Confessoren, doch nur um ihr Gedächtnis zu begehen und sie selig zu preisen. Vor allen aber wird die „allheilige, reine, gepriesene Herrin, Gottesgebärerin und beständige Jungfrau Maria genant, die geehrter ist als die Cherubim und unvergleichlich herlicher als die Seraphim, und über welche sich die ganze Schöpfung freuet." Doch nur begrüßt wird sie und gepriesen, nicht aber angerufen. Und das Aeußerste, was als Annäherung an die katholische Praxis im Gedächtnis der Heiligen vorkomt, ist die Wendung: „Gedenke aller Heiligen, auf deren Flehen du uns ansehen wolleſt." Bei den übrigen Verstorbenen aber heißt es in den Gebeten: „Dieser Aller Seelen bringe zur Ruhe, an den lichten Ort, wo Trauer und Seufzen fern sind, wo das Licht deines Angesichts scheint, und würdige sie des Himmelreichs"; hingegen einer Befreiung aus dem Fegfeuer geschieht in den Liturgien des vierten Jahrhunderts noch keine Erwähnung. Vielmehr wollen jene Gebete nur die Gemeinschaft bezeugen, in welcher die Kirche hienieden mit der Gemeinde der Heimgegangenen steht, die bereits überwunden haben. Und die Oblationen für dieselben geben diesem Bewußtsein den bekräftigenden Ausdruck.

Die Form des Fürbittengebets ist eine verschiedene. Bald reiht sich ohne Unterbrechung Bitte an Bitte, bald aber treten die Stimmen des Diakons, des Chors und Volkes in das Gebet des Priesters zwischenein. Der Diakon nent auffordernd die einzelne Bitte, z. B. „Betet für ꝛc.", oder: „Wiederum gedenken wir aller gläubigen Könige, die wahre Christen sind ꝛc." Der Priester aber spricht dann das Gebet selbst: „Gedenke, Herr, unsrer frommen Könige und Königinnen, ergreife Waffe und Schild und erhebe dich zu ihrer Hilfe. Unterwirf ihnen alle Feinde ꝛc." Und in der Regel antwortet dann noch auf jede Bitte des Priesters der Chor: „Gedenke und erbarme dich ihrer", und das Volk: „Amen" oder „Herr erbarme dich."

Die Präfation war von Anfang an durch die bekanten einleitenden Wechselstrophen ausgezeichnet. Aber der Inhalt des Gebets hat eine Wendung erfahren. In der früheren Zeit hat dasselbe eine ausführliche preisende Erzählung der gesamten Offenbarung Gottes in der Schöpfung nach den sechs Schöpfungstagen und in der Geschichte der Menschheit vom Paradiese an bis auf Christum enthalten, und mit dem Gedächtnis seines Leidens wurde auf die Recitation der Stiftungsworte übergeleitet. Später aber beschränkte sich die Präfation auf die Danksagung für die besonderen Wolthaten des Heils in Christo, und ging in das Sanktus und Benediktus aus, während die Stiftungsworte darnach in ein besonderes Lob- und Dankgebet aufgenommen wurden, an welches sich die Herabrufung des heil. Geistes auf die Gaben mit folgenden Worten anschloß: „Eingedenk nun seines Leidens und Todes und seiner Auferstehung von den Todten ꝛc. opfern wir dir, dem Könige und Gotte, nach seiner Anordnung dieses Brot und diesen Kelch, indem wir dir durch ihn dafür danken, daß du uns gewürdigt hast, vor dir zu stehen und dir zu dienen; und bitten dich, daß du wolwollend blickest auf diese vor dir daliegenden Gaben, du bedürfnisloser Gott, und Wolgefallen an ihnen habest zur Ehre deines Christus, und herabsendest auf dieses Opfer deinen heil. Geist, den Zeugen der Leiden des Herrn Jesus, daß er dieses Brot mache zu dem Leibe deines Christus, damit die daran Teilnehmenden befestigt werden in der Gottseligkeit, die Vergebung der Sünden erlangen ꝛc." (s. Klementinische Liturgie).

Das Vaterunser, welches durchweg den Stiftungsworten sowie dem Fürbittgebete nachfolgt, niemals vorausgeht, hat in der alten Kirche nicht die Bedeutung eines Weihgebets, sondern ist das Kindschaftsgebet der Gemeinde, durch welches sie sich vor dem Hinzutritt zum heiligen Male in der ihr durch Christum erworbenen Kindschaft darstellte und bekräftigte. Deshalb wurden auch die sieben Bitten immer vom gesamten Volke selbst gesprochen, und der Priester, die beiden lezten Bitten aufneh-

mend, schloß das Gebet mit der Doxologie: „Denn dein ist das Reich ꝛc.“ ab, wozu sich die Gemeinde mit ihrem Amen bekante.

Nach dem Vaterunser wurde die Gemeinde noch durch ein besonderes Gebet für den heiligen Genuß versiegelt. Die Einleitung dazu bildet immer die Aufforderung, vor dem Herrn ihre Häupter zu neigen, entweder mit den kurzen Worten: „Eure Häupter neiget vor dem Herrn“, „eure Häupter neiget vor Jesus“, oder ausführlicher: „Neiget eure Häupter vor dem barmherzigen Gotte, vor dem sühnenden Altar und vor dem Leibe und Blute unsers Erlösers, in welchem Leben niedergelegt ist für die sie Aufnehmenden, und empfanget den Segen vom Herrn.“ Darauf beugte sich die ganze Gemeinde, ja es komt die Angabe vor, daß sie, wie der Priester selbst, sich hinstreckte. Zu diesen Gebeten der Segnung gehören zum Teil die herlichsten Gebete, welche die Kirche besizt, z. B.: „Blicke, Herr, auf jene deine Knechte, welche ihre Häupter beugen vor deiner heiligen Majestät; gewähre ihnen Vergebung ihrer Sünden, segne sie mit allen geistlichen Segnungen und beschütze sie mit deiner mächtigen Rechten. Befestige sie in deiner Liebe, präge deine Furcht in ihre Herzen, öffne die Augen ihrer Selen, daß über ihnen leuchten möge das Licht deiner Gottheit; statte sie aus mit den Gaben deines heil. Geistes, umgib sie mit deiner Waffenrüstung, bewahre sie unter dem Schatten deiner Güte, erlöse sie von den bösen Werken des Teufels und zermalme alle seine Werke bald unter ihren Füßen. Gib ihnen, daß sie vollbringen deine heiligen Gebote, senke in sie das Verlangen nach deinen ewigen Gütern, führe sie aus Frieden in Frieden, stärke sie durch die Heere deiner heiligen Engel, segne die Werke ihrer Hände, leite allen ihren Weg und regiere ihr Leben, laß, was ihnen gut und angemessen ist, ihnen widerfahren, und daß, was ihnen anvertraut, gelinge, und wir zugleich mit ihnen würdig gemacht werden deiner Gnade, und wir zu dir emporsenden königliche Lobpreisungen, welche deiner Majestät gebühren, und gewähre es uns, daß wir Vertrauen vor dir finden durch ꝛc.“

Nachdem so die Gemeinde in der Gnade versiegelt worden, wurden ihr, bevor sie zum Genusse der heiligen Geheimnisse hinzunahte, die inhaltsschweren, an tiefem Ernst und süßem Trost gleich reichen Worte: „Das Heilige den Heiligen!“ zugerufen, welche in erweiterter Form auch lauten: „Das Heilige gebührt den Heiligen in Vollkommenheit“ („in Reinheit und Heiligkeit“). Häufig werden sie noch eingeleitet durch den Ruf des Diakon: „Mit Gottesfurcht!“ oder: „Lasset uns aufmerken“, sowie durch ein Gebet des Priesters: „Heiliger, Höchster, Zufürchtender, der du in den Heiligen ruhest, Herr, heilige uns durch das Wort deiner Gnade und die Herzukunft deines allheiligen Geistes. Denn du hast gesagt, Herscher: „heilig sollt ihr sein, weil ich heilig bin“, Herr, unser Gott, unbegreifliches Wort Gottes, mit dem Vater und heil. Geiste gleichwesend, gleichunsichtbar und gleichanfangslos, nimm den reinen Gesang an mit den Cherubim und Seraphim auch von mir deinem sündigen und unwürdigen Knechte, der ich mit meinen unwürdigen Lippen rufe und spreche, worauf das Volk antwortet: Herr, erbarme dich. Herr, erbarme dich. Herr, erbarme dich.“ Unmittelbar an jenen Zuruf des Priesters aber schließt sich immer eine Erwiederung der Gemeinde an, in welcher sie, ihres Mangels an wahrer Heiligkeit eingedenk, vielmehr Christo die Ehre der Heiligkeit gibt, indem sie spricht: „Einer ist heilig, Einer Herr, Jesus Christus, zur Ehre Gottes des Vaters“, oder dem dreieinigen Gott mit den Worten: „Der Eine Vater ist heilig, der Eine Sohn ist heilig, der Eine Geist ist heilig. Preis dem Vater und dem Sohne und dem heil. Geiste von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.“

Erst nach diesem überleitenden Akte begint die Distribution, welche unter dem Sprechen von Responsorien, oder noch gewöhnlicher unter Gesang von Psalmen, besonders Ps. 42 u. 43, oder unter dem Gesang des Gloria in excelsis mit dem Hosianna stattfand, oder unter andern Gesängen des Chors, z. B. „Christus ist geopfert und wird verteilt in unsrer Mitte. Halleluja! Seinen Leib hat er uns gegeben zur Speise und mit seinem heiligen Blute hat er uns besprenget. Halleluja! Kostet und sehet, daß lieblich der Herr ist. Halleluja! Benedeiet den Herrn im Himmel. Halleluja! Benedeiet ihn in der Höhe. Halleluja! Benedeiet ihn, alle seine Engel. Halleluja! Benedeiet ihn, alle seine Kräfte. Halleluja!“

Die Distributionsworte lauten verschieden, je nachdem sie bei der Communion des Priesters oder bei der Spendung an die Diakonen oder an die Gemeinde gesprochen werden. Im lezteren Falle pflegen es die einfachen Worte: „der heilige Leib“ oder „der Leib Christi“ und „das teure Blut unsers Herrn und Gottes und Heilandes“ oder „das Blut Christi, der Kelch des Lebens“ zu sein, wozu etwa noch die weiteren gefügt werden: „wird dir gegeben zur Verzeihung der Vergehungen und Vergebung der Sünden in beiden Weltaltern.“

Werfen wir noch einen Blick auf die Form des Vollzugs, so tritt uns als das Eine, was denselben charakterisirt, die reiche Symbolik der Handlungen entgegen, welche sich durch den ganzen Gottesdienst hindurchzieht und in den späteren Liturgien bereits bis ins Uebermäßige sich ausbreitet. Das Andere aber ist die lebendige, allseitige Wechselthätigkeit des Priesters mit dem Diakon und dem Volke. Beim Fürbittengebete haben wir bereits darauf hingewiesen. Aber sie besteht auch in der gleichen Weise bei den meisten andern Handlungen. Der Diakon vermittelt immer die Handlung des Priesters für das Bewußtsein des Volkes. Er spricht vor dem Evangelium: „Die ihr sitzet, erhebet euch“, oder: „Weisheit!“, vor dem Gebete: „Seid inbrünstig“, zum Bruderkusse: „Küsset einander“, vor dem Segnungsgebete: „Eure Häupter neiget vor Jesus“, bei der Entlassung: „Gehet hin in Frieden“ u. s. f. Desgleichen begleitet und bekräftigt er das Sprechen und Handeln des Priesters mit darauf bezüglichen Worten, wie z. B. in der Liturgie des Chrysostomus die Anrufung des heil. Geistes zur Weihung der Elemente in folgender Weise geschieht:

Prieſt.: Sende deinen heil. Geiſt auf uns herab und auf dieſe daliegenden Gaben.
Diak.: Segne, Herr, das heilige Brot.
Pr.: Und mache dies Brot zum teuern Leibe deines Chriſtus.
Diak.: Amen. Segne, Herr, den heiligen Kelch.
Pr.: Das aber in dieſem Kelche zum teuern Blut deines Chriſtus.
Diak.: Amen. Segne, Herr, beide.
Pr.: Nachdem du ſie verwandelt haſt durch deinen h. Geiſt.
Diak.: Amen. Amen. Amen.

An andern Stellen tritt überdies der Chor mit in die Handlung ein, wie z. B. in der Liturgie Gregors des Erleuchters die Handlung des Hagia Hagiois in folgender Weiſe verläuft:

„Der Prieſter erhebt das Opfer (das heilige Brot), daß es geſehen werden kann, indem er ſpricht: Das Heilige den Heiligen!
Chor: Einer iſt heilig, Einer iſt heilig, unſer Herr Jeſus Chriſtus in der Herlichkeit Gottes des Vaters.
Diak.: Herr, ſegne.
Pr.: Gebenedeiet iſt der heilige Vater, der wahre Gott.
Chor: Amen.
Diak.: Herr, ſegne.
Pr.: Gebenedeiet iſt der heilige Sohn, der wahre Gott.
Chor: Amen.
Diak.: Herr, ſegne.
Pr.: Gebenedeiet iſt der heil. Geiſt, der wahre Gott.
Chor: Amen.
Diak.: Herr, ſegne.
Pr.: Benedeiung und Preis ſei dem Vater und dem Sohne und dem heil. Geiſte, jezt und immerdar und von Ewigkeit zu Ewigkeit!
Chor: Amen. Heilig (iſt) der Vater, heilig der Sohn, heilig der Geiſt. Gebenedeit (iſt) der Vater und der Sohn und der heil. Geiſt, jezt und immerdar und von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.
Diak.: Herr, ſegne“ u. ſ. f.

Beſonders aber iſt es beachtenswert, wie auch die Gemeinde auf die mannigfaltigſte Weiſe in die Mitthätigkeit der Handlungen hineingezogen wird. Sie erwiedert nicht blos den Friedensgruß des Prieſters und ſeine Prosphoneſe in der Präfation, ſondern ſie bekräftigt auch das Gebet des Dreimalheilig mit der Reſponſe: „Heilig iſt Gott, heilig, ſtark, heilig, unſterblich“; zu den Spendungsworten ſpricht ſie ihr Amen; auf die Aufforderung, des Herrn Tod zu verkündigen, erwiedert ſie: „Deinen Tod, Herr, verkündigen wir, und deine Auferſtehung bekennen wir“ u. ſ. f. Wie ſie im Fürbittengebet mithandelt, haben wir bereits geſehen, desgleichen, daß von ihr ſelbſt die ſieben Bitten des Vaterunſers geſprochen werden. Doch wir müſſen hiermit, um nicht zu viel Raum in Anſpruch zu nehmen, unſere Mitteilungen aus den alten Liturgien ſelbſt ſchließen.

Nur auf die Wichtigkeit wollen wir noch aufmerkſam machen, welche dieſe Liturgie der alten Kirche für unſere Gegenwart hat. Der Verf. hebt ſelbſt am Schluſſe ſeiner Einleitung dieſen Punkt hervor und macht die Anwendung auf die katholiſche und evangeliſche Kirche.

„Die römiſche Kirche“, ſagt der Verf., „muß ſich notwendig überzeugen, daß die alten Liturgien wol das Opfer von Brot und Wein kennen, aber nicht ein erneuertes Opfer des Leibes und Blutes Chriſti in der Weiſe des römiſchen, welches nicht einmal der eigene Canon missae Gregorianus kent, wie es Lilienthal gründlich bereits im vorigen Jahrhundert nachgewieſen hat; ebenſo iſt ihnen die Transſubſtantiation unbekant, wie auch ihre eigenen Päpſte Leo I., † 461, und Gelaſius I., † 496, dieſelbe nicht kennen, ja ihr offenbar entgegen ſind, und auch die eigene Liturgie ſie nicht kent, wie es wieder Lilienthal bewieſen hat und Jeder es ſelbſt ſehen kann. Nirgends findet ſich die entfernteſte Spur von Entziehung des geſegneten Kelches oder der Privat-Meſſen, wovon ſich auch die morgenländiſche Kirche in allen ihren Abteilungen frei erhalten hat. Aber ebenſo muß die römiſche Kirche erkennen, daß in den älteſten Liturgien nichts von der Anrufung der Heiligen, Märtyrer und der heiligen Jungfrau vorkomt, daß das Zuthaten ſpäterer Jahrhunderte ſind.“

Ebenſo zieht der Verf. aber auch Folgerungen für die evangeliſche Kirche daraus, und zwar als erſte die, „daß ſie das irrtümlich verworfene Opfer von Brot und Wein und die Dankſagung darüber wieder anerkent, welche in keiner einzigen Liturgie des Altertums fehlt.“ Wir können dem Verf. hierin nur beiſtimmen. Die Verkehrung des gottesdienſtlichen Opfers in das römiſche Meßopfer ſamt den daran hängenden Misbräuchen hat die Reformatoren überhaupt gegen die Anwendung des Opferbegriffs auf den Gottesdienſt argwöhniſch gemacht. Zwar gibt Melanchthon in der Apologie der Augsburger Confeſſion (XII. 74) zu, daß, wenn der Begnadigte Gott für ſeine Wolthaten Dank ſage und ſo auch die gottesdienſtliche Handlung Gott zu Lob und Ehren halte, dies ein Lobopfer (sacrificium laudis) ſei. Aber dieſem Bewußtſein einen beſtimteren gottesdienſtlichen Ausdruck zu geben, hat man doch Anſtand genommen. Und ſelbſt die, leider für das ſpätere kirchliche Bewußtſein überhaupt in den Hintergrund getretene Sitte der alten Kirche, Brot und Wein als primitiae creaturarum Gott als Opfer darzubringen, hat ſie nicht wieder aufgenommen. Freilich iſt nicht zu überſehen, daß die ſpäteren Liturgien der alten Kirche bereits über den urſprünglichen Begriff des gottesdienſtlichen Opfers hinausgegangen ſind, wenn ſie Brot und Wein, nachdem ſie geweiht und hierdurch zu Leib und Blut Chriſti geworden ſind, noch als Opfer für Lebende und Verſtorbene darbringen laſſen. Aber innerhalb jener Schranken der urkirchlichen Auffaſſung würde die Darbringung von Brot und Wein als Gemeindeopfer ein ſehr bedeutungsvolles gottesdienſtliches Symbol ſein für das ſtete Selbſtopfer der Gemeinde, wonach ſie ihr geſamtes natürliches Leben Gott zum Opfer darbringt, damit er es durch ſeinen heiligen Geiſt heiligen möge. Auch haben bereits in der Reformationszeit einzelne Liturgien dieſen Akt der Darbringung in die Conſecration mit aufgenommen, wie z. B. die Ottheinrichs-Agende

1543 in ihrem Weihgebete sagt: „Wir bringen vor deine göttliche Majestät diese deine Gaben, Brot und Wein, und bitten, du wollest dieselbigen durch deine göttliche Gnade, Güte und Kraft heiligen, segnen und schaffen, daß dieses Brot dein Leib und dieser Wein dein Blut sei, und allen denen, die davon essen und trinken, zum ewigen Leben lassen gedeihen."

Von selbst verbindet sich hiermit des Verf. weiterer Wunsch, daß die evangelische Kirche „die Anrufung des heiligen Geistes, die nachweislich in allen Liturgien, ursprünglich auch in der römischen vorkam, auf die für sie entsprechende Weise herstelle, in Bezug worauf nicht genug Pfaff's Abhandlung (in s. S. Irenaei ep. Lugd. fragmenta anecd. 1715, S. 351 bis 528: diss. de consecrat. euch. in primit. eccl. usitata) zur Beherzigung zu empfehlen ist." Daß bei der Consecration nicht blos die Einsetzungsworte zu recitiren seien, sondern sich damit auch ein Gebet verbinden solle, liegt im Vorgange unsers Herrn und in der apostolischen Mahnung begründet, alles durch Wort Gottes und Gebet zu heiligen (1 Tim. 4, 4). Häufig wird es in unserer Kirche so angesehen, als ob das Vaterunser die Stelle dieses Gebetes einnehme. Allein weder entspricht dies dem Wesen des Vaterunser, welches eine allgemeinere Bedeutung hat (man müßte denn die vierte Bitte auf das Brod im heiligen Sakramente beziehen), noch aber hat dies irgend im geschichtlichen Gebrauche des Vaterunser einen Anhaltepunkt. Vielmehr hat die alte Kirche hierfür immer ein besonderes Weihgebet gebraucht; das Vaterunser folgt überall dem Akte der Consecration als selbständiges liturgisches Stück erst nach. Und so pflegen auch die reformatorischen Liturgien, wo sie das Vaterunser der Consecration vorausgehen lassen, demselben ausdrücklich nur die Bedeutung einer Vorbereitung für die Communikanten beizulegen. Wenn nun aber ein besonderes Weihgebet im Akte der Consecration gefordert ist, so ist die alte Kirche einem richtigen Gefühle gefolgt, daß sie Gott, welchem die Gaben von Brot und Wein zur Heiligung dargebracht werden, um die Gabe seines heiligen Geistes dafür anruft. Denn wenn in Uebereinstimmung mit der allgemeinen Bedeutung des heiligen Geistes das Kommen Christi in's Fleisch durch den heiligen Geist vermittelt worden ist (Matth. 1, 18; Luc. 1, 35), wird nicht auch sein Kommen im heiligen Abendmal dieser Vermittlung unterliegen? Die römische Kirche hat sich zur Beseitigung dieser urchristlichen Formel nur durch ihr hierarchisches Princip bestimmen lassen, welches dem Priester als solchem die Machtvollkommenheit zuschreibt, den Leib Christi zu conficiren. Wenn nun dem entgegen die evangelische Kirche sich auf die „allmächtige Kraft der Stiftungsworte" beruft, durch welche die Gegenwart von Leib und Blut Christi bedingt sei, so ist sie zwar hierin völlig im Rechte; allein dadurch ist keineswegs ausgeschlossen, daß gemäß dem obigen apostolischen Worte, welches zur Weihung außer dem Worte Gottes auch das Gebet fordert, dem heiligen Geiste für den Vollzug die wesentlich vermittelnde Thätigkeit zufalle. Und die evangelische Kirche würde ihre Principien nicht verleugnen, wenn sie zu jener urchristlichen Praxis zurückkehrte.

Wenn auf diese Weise in die Consecration ein besonderes Weihgebet aufgenommen wird, so ergibt sich von selbst auch der richtige Gebrauch des Vaterunser. Von Anfang an hat die Kirche das Vaterunser als dasjenige Gebet betrachtet, worin sich die Christenheit ihrer Kindschaft vor Gott bewußt wird, und kraft dieses Rechtes vor das Angesicht ihres himlischen Vaters tritt — weshalb sie auch dieses Gebet niemals knieend sprach, sondern immer dazu aufstand. Wenn der Täufling sich aus dem Wasserbade erhob, so betete er das Vaterunser zum Zeugnis der durch dasselbe erlangten Kindschaft. Und so bekräftigte sich auch die Gemeinde, ehe sie zum Empfang des heiligen Leibes und Blutes ihres Herrn hinzutrat, in ihrer Kindschaft durch das Gebet des Vaterunser, wobei sie aus diesem Grunde die Recitation desselben nicht dem Priester oder Diakon überließ, sondern mit eignem Munde es sprach, während der Priester nur die Doxologie hinzufügte. So dürfte es auch immer noch die angemessenste liturgische Form für den Gebrauch des Vaterunser im Gottesdienste sein, wenn es von der ganzen Gemeinde stehend mit Einem Munde gebetet wird, und der Chor die Doxologie dazu singt, die die Gemeinde mit ihrem Amen bekräftigt. Seine Stellung im Abendmale sollte es niemals vor, sondern nach den Stiftungsworten und dem Akte der Consekration überhaupt haben.

Als dritten Mangel unsrer Abendmals-Liturgie bezeichnet der Verf. folgenden: „Unsre protestantische Abendmals-Liturgie ist in einem Punkte noch unvollkommen, darin nämlich, daß wir der Abgeschiedenen und der Märtyrer, namentlich der Lehrer der Kirche, gar nicht gedenken, und es doch klares Gebot der h. Schrift ist, Hebr. 13, 7: Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach. Wo in unserem Gottesdienste kommen wir diesem Gebote nach? oder wollten wir wähnen, wir entsprächen diesem Gebote etwa mit einem Reformationsfeste? Die alte Kirche ist diesem Gebote auf eine weit richtigere Weise nachgekommen. Wenn sie in den späteren Jahrhunderten durch Anrufung der Heiligen sich verirrt hat, so sollten wir mit dem Mantel der Liebe das zudecken, und andererseits diejenigen, die es verteidigen, mit dem Worte Gottes in Liebe und mit aller Entschiedenheit bekämpfen, aber selbst nicht unterlassen, was Gott geboten hat." Wir müssen auch hierin dem Verf. im Wesentlichen beistimmen. Das Reformationsfest zwar in Ehren! Aber es gilt nicht blos das Gedächtnis der Reformation, sondern das Gedächtnis aller, welche als lebendige Glieder am Leibe Christi zur himlischen Gemeinde eingegangen sind. Wenn sich die katholische Kirche auf den Abweg einer Anrufung der Heiligen und einer Darbringung des Meßopfers zur Erlösung der Verstorbenen aus dem Fegfeuer verirrt hat, und wenn auch schon die alte Kirche in ihren späteren Liturgien, obwol sie nicht so weit gegangen, doch allerdings über die Grenze der biblischen Anschauung und des evangelischen Bewußtseins hinausgegangen ist, kann uns dies berechtigen, die Beziehungen zum Jenseits,

die Gemeinschaft der irdischen mit der himlischen Gemeinde kirchlich nun ganz zu vernachlässigen? Daß die Reformation in der ersten Entrüstung über jene Misbräuche so radikal verfahren ist, läßt sich ja wol verstehen und entschuldigen. Aber unsere Zeit, die doch die Sache nun mit unbefangenem Blicke ansehen könte, sollte mit Hintansetzung der polemischen Rücksichten thun, was der Sache gemäß ist, und was die alte Kirche, soweit unser Blick zurückreicht, gethan hat: sie sollte das Gedächtnis der selig Entschlafenen, sie sollte das Gebet für die Verstorbenen, das ja unsere Symbole selbst nicht hindern zu wollen erklären, wie an besondern Gedächtnistagen, so überhaupt und zumal in der Feier des heil. Abendmals, welches so recht die einzelne Sele über sich selbst hinaushebt und in die Gemeinschaft mit dem gesamten Leibe Christi, also mit der irdischen und himlischen Gemeinde versezt, in ihre Liturgie aufnehmen. Oder könte für unser evangelisches Bewußtsein etwas Anstößiges darin liegen, wenn die (früheren) Liturgien der alten Kirche Gott für die den im Glauben Entschlafenen geschenkte Gnade Dank sagen und ihre Fürbitte für die Verstorbenen überhaupt in die Worte fassen: „Bringe ihre Selen zur Ruhe und würdige sie des Himmelreichs“?

Mit diesen Wünschen des Verf. für die Besserung und Vervollständigung unserer Liturgie, denen wir beitreten, verbinden wir aber noch den Blick auf einiges Andere, wo nach unserm Dafürhalten unsere Kirche von der alten Kirche für dieselbe etwas lernen könte. Was zunächst den Inhalt der Liturgie betrifft, so möchten wir mit demselben drei Stücke aus jener der alten Kirche der unsrigen einverleibt sehen. Das Erste ist ein Ersaz für die urchristliche Sitte des Bruderkusses, welcher bei Eröffnung des heiligen Males unter dem Zuruf des Priesters: „Küsset euch mit dem heiligen Kusse. Keiner sei wider den Andern, Keiner ein Heuchler!“ gegeben wurde. Im Privatleben besteht ja auch bei uns noch teilweise die Sitte, daß die Glieder der Familie, bevor sie sich in die Kirche zur Feier des heil. Abendmals begeben, gegenseitig sich unter Abbitte versöhnen. Aber aus unserm Gottesdienste ist diese Sitte geschwunden. Daß die Abendmals-Vermahnung unter andern Ermahnungen auch diese enthält, kann nicht genügen; es wird hier ein eigentlicher gottesdienstlicher Akt erfordert. Jedoch können wir die altkirchliche Sitte nicht, wie sie war, wieder aufnehmen; denn die Form des wirklichen Kusses sezt bei uns ein innigeres Band persönlicher Gemeinschaft voraus, als das der allgemeinen christlichen Bruderliebe. An die Stelle des morgenländischen Kusses müßte bei uns mithin etwas Anderes treten. Und was wäre dafür geeigneter, als der deutsche Handschlag? Während bestimter liturgischer Worte, z. B.: „Erkennet euch in dem Herrn, und vergebet einander, gleichwie Christus euch vergeben hat. Keiner sei wider den Andern, Keiner ein Heuchler!“ sollte der Nachbar dem Nachbar, die Nachbarin der Nachbarin die Hand reichen (s. Nitzsch). Und wo mehrere Geistliche fungiren, würden diese natürlich dasselbe auch gegenseitig thun. Oder ginge etwa solche liturgische Sitte über die Grenze christlicher Wahrheit hinaus? Doch wol nicht, da ja, wo Christen mit einander zum Tische des Herrn hinzutreten, ein solches Maß von brüderlicher Liebe unter ihnen vorausgesezt werden darf, daß Jeder in Aufrichtigkeit dem Andern zum Zeichen der Gemeinschaft in Christo die Hand reicht!

Ein Weiteres ist das Segnungsgebet nach dem Vaterunser, durch welches in der alten Kirche die Communikanten für den Genuß des heil. Abendmals unter tiefer Beugung ihres Hauptes versiegelt worden sind. Hierzu würden sich selbst einzelne von den Abendmalsgebeten unserer evangelischen Kirche, die aber früher noch vor der Consekration gebetet wurden, eignen, wie z. B. das in mehreren süddeutschen Kirchenordnungen befindliche Gebet: „Allmächtiger Gott, himlischer Vater! Sintemal wir dir nicht, denn allein in deinem geliebten Sohne, unserm Herrn, wolgefallen mögen, so heilige unsern Leib und Sele, und gib uns seine selige Gemeinschaft in seinem heil. Abendmale mit rechtgläubiger Begierde und Dankbarkeit zu empfahen, daß wir deiner ewigen Güte und Liebe gegen uns abermals getröstet und in dem neuen Leben gestärket dir zum Preis deines göttlichen Namens und Besserung deines Volks mit mehr Fleiß und Furcht leben und dienen mögen durch denselben unsern Herrn Jesum Christum. Amen.“

Endlich aber möchten wir noch aufgenommen sehen das Hagia Hagiois der alten Kirche. Einen mächtigeren, erbaulicheren Zuruf an die Communikanten kennen wir nicht. Derselbe ist nun zwar in paraphrastischer Form, z. B.: „Welche nun Er gewürdigt und geheiligt hat, daß sie mit Furcht herzugehen mögen, die treten herzu mit christlicher Zucht und Andacht“, von einzelnen Liturgien aufgenommen. Aber es fühlt ein Jeder, wie matt der Gedanke in dieser Form geworden. Eben die prägnante Kürze und die Wechselthätigkeit in der Handlung ist es, was seine besondere Macht auf das Gemüt übt. Wenn der Geistliche, zumal wo derselbe singt, seinen Zuruf in die kurzen Worte faßt: „Das Heilige den Heiligen!“ und der Chor darauf erwiedert: „Einer ist heilig, Einer Herr, Jesus Christus, zur Ehre Gottes des Vaters, hoch gelobet in Ewigkeit!“ die Gemeinde aber mit ihrem Amen solches bekräftigt, so hat die Handlung vor der Distribution ihren erbaulichen Abschluß, und es bedarf nur noch des altkirchlichen Friedensgrußes: „Der Friede des Herrn sei mit euch Allen“, wozu die Gemeinde wiederum ihr Amen singt, so ist diese durch die Liturgie in der erbaulichsten Weise zum Genuß der heiligen Geheimnisse vorbereitet.

Wenden wir unsern Blick zulezt noch auf die Form der liturgischen Ausführung, so werden wir zwar nach unsern

kirchlichen Verhältnissen auf Einiges, was die alte Kirche hatte, wie auf die Wechselthätigkeit von Diakon und Priester verzichten müssen. Doch steht uns der Chor noch zu Diensten, und wir haben eine Gemeinde, welche kraft des allgemeinen Priestertums zur lebendigsten, allseitigsten Mitwirkung im Gottesdienste berufen ist.

Leider sind wir noch immer nicht so weit gekommen, jedem dieser beiden gottesdienstlichen Faktoren das Seinige nach klaren Grundsätzen zuzuweisen. Der Chor fehlt entweder ganz, was namentlich an Festtagen als ein großer Mangel empfunden wird, oder er singt Stücke, welche eigentlich der Gemeinde zukommen. Und unsere Gemeinden hinwiederum sind nicht selten so zaghaft oder so bequem, daß sie alles, was über den Liedgesang hinausgeht, dem Chor überlassen, ja sie sehen wol gar wunderlicher Weise in solcher liturgischen Mitthätigkeit der Gemeinde etwas Katholisches und enthalten sich aus Princip von derselben. Besteht auch auf liturgischem Gebiete noch keine Uebereinkunft darüber, ob der Chor blos als musikalisch gebildeter Teil der Gemeinde aufzufassen oder ihm zugleich eine ideale Bedeutung im Gottesdienste beizulegen, so fühlt und erkent doch das ein Jeder, daß der Chor einen sehr wesentlichen Faktor bildet zur vollständigen Entfaltung der wahren Schönheit und erbaulichen Kraft gottesdienstlichen Lebens. Welchen vielseitigen Gebrauch hat doch die alte Kirche vom Chor gemacht! und wie verstand sie, die einzelnen Handlungen der Liturgie dadurch zu beleben! Auch bei uns müßte ihm nach klaren Principien teils eine angemessene Wechselthätigkeit mit dem Geistlichen und der Gemeinde zugewiesen, teils überdies für selbständige Gesänge am rechten Orte Raum gegeben werden. Freudig begrüßen wir die teilweise vorhandenen Anzeichen, daß man diese Seite des Gottesdienstes in unserer Kirche immer mehr würdigen lerne.

Noch wichtiger aber ist die allseitige Beteiligung der Gemeinde an den einzelnen Stücken der Liturgie. Keine Handlung des Geistlichen sollte stattfinden ohne entsprechende responsorische Mitwirkung der Gemeinde. Und nicht blos die kurzen Responsen des Amen, Halleluja ꝛc. sollte sie sich zueignen, sondern auch mit ihrem Liede, resp. mit Versen desselben sollte sie in die betreffenden Akte eintreten. Wenn dies vollends in einem die kirchlichen Zeiten berücksichtigenden Wechsel geschieht, welche tief erbauliche Kraft muß davon auf die Gemeinde ausgehen, und wie wird sie auf diesem Wege erst in die ganze Fülle und Tiefe geistlichen Lebens eingeführt werden, das in der Liturgie beschlossen ist! Die alte Kirche kann auch hierin unsern Gemeinden als Vorbild dienen.

Wir schließen mit den Worten, womit der Verf. seine Einleitung beschließt: „Die Liturgien der alten Kirche haben nach meiner ganz klaren Einsicht und Erkentnis noch eine große Zukunft; sie könten ein versöhnendes Element werden, wenn die jezt in sich zerrissene Kirche des Herrn nächst der heil. Schrift auf ihr Wort mehr achten wollte. Namentlich könten sie den Geist der Milde in Beziehung auf das heil. Abendmal lehren, da Jeder, wie freilich auch aus dem Studium der Kirchenväter, sich auf's klarste aus ihrem Studium überzeugen kann, daß keine der jetzigen Kirchen vollständig und ganz hierin mit der alten Kirche übereinstimt."

Maxima debetur puero reverentia.

Der Präsident von Gerlach hat in seinem den 19. März d. J. zu Berlin gehaltenen Vortrage gesagt: „Kinder sind kleine Majestäten" und damit ein Wort ausgesprochen von hohem Sinn und tiefer Bedeutung, von der tiefsten aber für die Schule, in deren innerstes Wesen und Leben es hineinreicht. Dies näher darzulegen, möge dem Schreiber dieses, der auf ein mehr als 40jähriges Schulleben mit Freude und Dank gegen Gott zurückblickt, in diesen Blättern erlaubt sein, die sich ja auch sonst dem Interesse der Schule nicht verschließen.

Wie selbst der natürliche Mensch, der noch das Wort Christi nicht kent: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes", und: „Wehe, wer einem dieser Kleinsten ein Aergernis gibt", doch schon eine klare Einsicht in die Pflicht der Erwachsenen hat, die jungen Selen vor den Eindrücken des Bösen zu bewahren, zeigen die obigen Worte Juvenals: „Dem jugendlichen Alter gebürt die größte Achtung." Er hat es freilich nur mit dem Leben im väterlichen Hause zu thun, da von einer Schule in unserm Sinne des Worts bei ihm keine Rede ist. Er wendet sich daher an die Väter und schärft ihnen ein zu bedenken, daß ihre Söhne schon in zarter Kindheit ihr Beispiel als Muster und Vorbild begierig auffassen, es mit all seinen Fehlern und Mängeln in sich aufnehmen und mit aller Energie des dem Menschen eingepflanzten Nachahmungs- und Nachartungstriebes an sich selbst und meist in noch schlimmerem Maße wieder darstellen. Hast du, sagt er dem Vater, deinem unmündigen Sohne an dir selbst das Bild eines schlickerhaften, schwelgerischen Menschen vor Augen gestellt, er wird alsbald auch ein Sclav seines Gaumens und Bauches werden, und hundert Lehrer, die du ihm später gibst, werden nicht im Stande sein, ihn davon zurückzubringen. Auch du selbst wirst dann mit all deinem Schreien und Schelten und selbst mit der Drohung, ihn zu enterben, nichts ausrichten, und im Bewußtsein deiner eigenen Schuld nicht einmal den Mut zu solcher Strafrede haben. Kein häßliches Wort, kein häßlicher Anblick nahe sich also der Schwelle des Knaben, fern bleiben ihm die Bilder der Sinnlichkeit und Schwelgerei, und wenn du im Begriff bist, etwas Schlechtes und Häßliches zu begehen, so trete dir dabei sogleich der Gedanke an deinen unmündigen Sohn hindernd in den Weg.

Wir haben hier also bei dem alten römischen Dichter denselben Gedanken, den auch ein neuerer in folgenden Versen treffend ausspricht:

Schauet die Jugend, ihr Männer, und fürchtet die kindliche Sele.
Berget bösliches Denken und Thun. Die Thörigten streben
Auf nach euch, und fassen eur Bild, und meinen es besser.

Nehmet den heiligen Glauben nicht fort, nicht störet ihn frevelnd,
Denn ihr werdend Gemüt ist reg in jeglicher Forschung.

Aber wir wollten hauptsächlich von der Schule reden und müssen daher zunächst darlegen, was wir von unserm Standpunkte aus hier unter Schule verstehen. Ist die Familie und das elterliche Haus der gottgeweihte Boden, auf welchem der Mensch nach dem Naturgesez geboren, durch die Bande der natürlichen Liebe und des Blutes festgehalten, gepflegt wird und heranwächst, so ist die Schule der nicht minder heilige Bezirk, in welchen er zum Empfange der wahren Weisheit versezt wird. Diese soll ihm den Zweck seines irdischen Daseins enthüllen und seinen Geist zur Erreichung desselben entwickeln und ausrüsten, so daß er gleichsam Schwingen und Flügel erhält, sich über die Mühen und Finsternisse der Erde zu erheben und in das Gebiet der Freiheit einzutreten, um hier seinen göttlichen Beruf erfüllen, d. i. sich den seiner ganzen Natur gemäßen Wirkungskreis zu schaffen. Denn das ist das Werk der wahren und rechten Freiheit. Wollte man im Bilde reden, so ist die Familie das Beet, worin die Samenpflänzlinge unter Schuz und Schirm des Gärtners heranwachsen, die Schule das Land, in welches die herangewachsenen jungen Stämme ausgepflanzt werden, um sie durch Einimpfung eines edlern Keims in eine höhere Ordnung ihrer Gattung zu erheben, damit sie demnächst an der ihnen bestimten Stelle des Gartens außer ihren Hütern noch viele Andere mit ihren Früchten erquicken.

Diese jungen Pflanzen werden nun als „kleine Majestäten" bezeichnet, denen die höchste Achtung gebüre. Die Selen der Kinder sind wertgeachtet vor Gott. Gleich in der heiligen Taufe streckt der Heiland seine Gnadenhand nach ihnen aus, läßt sie sich auf die Arme und ans Herz legen und schenkt ihnen Vergebung der Sünden und ewiges Leben. Das kindliche Gemüt ist voll Glaubens und Vertrauens, unbefangen öffnet es sich gegen Jedermann und zeigt unverholen seine Liebe und seinen Haß. Es weint Thränen des Schmerzes mit Jacob bei der Todesnachricht seines geliebten Josefs und vergießt mit diesem Thränen der Freude, als er aus dem Gefängnis erlöst und zum ersten Manne nach dem Könige in Aegyptenland erhöht wird. Bis in die tiefste Sele leidet es mit dem leidenden Erlöser auf Gethsemane und Golgatha und jubelt bei der Erzählung der Mutter, wenn am Ostermorgen die Erde erbebt, die Hüter entfliehen, das Grab sich öffnet und Christus siegreich daraus hervorgeht, — während bei den Alten längst Zweifel und Unglaube eingezogen sind, an die Stelle des schönen Vertrauens Argwohn und Mistrauen getreten ist und die Gleisnerei über die Argliſt, den Hochmut und Egoismus des Herzens ihre trügerische Decke gebreitet hat.

Solche kindliche Selen hat Gottes Rath und Wille vorzugsweise als Glieder und Fortpflanzer seines Reiches hier auf Erden ersehen (Matth. 11, 25). Es soll in sie durch die Schule der Keim eines höheren Lebens eingepflanzt und eine heilige Flamme in ihnen entzündet werden, die von dem Altar des Herzens aufsteigend alles Gemeine, Selbstsucht, Hochmut und Sinlichkeit verzehrt, und das so gereinigte Wollen und Thun, mit Leib und Leben als das schönste Opfer seinem Herrn im Himmel darbringt. Die Macht aber, welche hier waltet und schafft und überhaupt dem ganzen Gebiete der Erziehung in diesem Sinne vorsteht, ist keine andere als die göttliche Liebe, die vom Himmel auf die Erde komt, sich einzelnen weisen Männern mitteilt und aus ihnen heraus wirkt und waltet. Sie entzündet in ihnen jenes heilige Feuer, an dem sich die ihnen übergebenen oder um sie sich sammelnden jugendlichen Herzen erwärmen und entzünden. Diese Weisen, von denen die große Menge nichts vernimt und nichts versteht, sind einzelne begnadigte Naturen, auf welche recht eigentlich das Wort des Dichters paßt:

Ihm gaben die Götter das reine Gemüt,
Wo die Welt sich, die ewige spiegelt.
Er hat alles gesehn was auf Erden geschieht
Und was uns die Zukunft versiegelt.

Sie haben Kunde der Erde und des Himmels, kennen die Geschichten der Völker und die Geschichte der Menschheit und haben durch diese das Verständnis der Gegenwart und der Zukunft. Sie kennen die Offenbarungen Gottes an die Menschen und seinen Rathschluß zu ihrer Seligkeit, so wie den Weg, den er ihnen vorgeschrieben, um aus der Sünde und Dunkelheit der Erde zu dem Lichte und der Seligkeit des Paradieses zu gelangen.

Auch in Deutschland haben alle ältere hohe Schulen ihre Entstehung nicht obrigkeitlicher Verfügung zu verdanken, sondern weise und gelehrte Männer nahmen wißbegierige Jünglinge zu Unterricht und Erziehung bei sich auf, wählten und besoldeten sich selbst dazu Gehilfen und genossen das höchste Zutrauen des Staats und der Eltern, und besorgten so die sittliche und wissenschaftliche Bildung der edleren Jugend, die bis zu ihrer völligen Entwickelung ihnen ausschließlich überlassen war.

Wie steht es nun, fragen wir, anknüpfend an unseren obigen Saz: maxima debetur puero reverentia, auf dem Gebiete unserer jetzigen Schulen, die sich einer so großen Vollkommenheit rühmen? Wir heben darüber nur Einiges aus, was uns eigene langjährige Erfahrung und Beobachtung der jetzigen Lehrerwelt an die Hand gibt. Wenn die Liebe allein die auf dem Gebiete der Schule befruchtende und schaffende Kraft ist, wie wüst und öde müssen da die Saten Gottes liegen, wo Lieblosigkeit waltet! Wenn der rechte Meister in Liebe sich in die jungen Herzen hinübersenkt, sie in den Kreis seines eigenen Geisteslebens aufnimt und aus dem Becher jenes Geisterreichs kosten läßt, aus dem er selbst unvergängliche geistige Jugend geschöpft hat, steht jener kalt und gleichgiltig da und sieht in der ihn umgebenden Jugend nur einen Haufen, dem er einen bestimten Teil seiner Zeit pflichtmäßig zu widmen hat. Solch ein Mietling versteht es nicht, sich der Gemüter seiner Schüler zu bemächtigen, daß sie sich ihm willig und ganz ergeben; es bleibt Alles kalt und todt zwischen ihnen. In dem Schüler erwacht nicht jene Freude an seinem Schulleben, welche die Kraft ist, die allein den Geist

zu erheben und zu beflügeln vermag. Denn Freude ist die Sonne, an der sich das jugendliche Gemüt wie die Knospe zur Blume entfaltet, sie ist die Spenderin des Lichts und der Wärme, deren jede Pflanze zu gesundem Wachstum und fröhlichem Gedeihen bedarf; aber sie allein gibt auch nur die Bürgschaft, daß die durch die Schule hervorgebrachten Bildungen Bestand haben und zu selbständigem Leben in dem geistigen Boden der Herangebildeten gelangen werden. Wie viele sind wol von den Tausenden, die jährlich durch unsere Schulen in das bürgerliche Leben gehen, welche das ihnen beigedrückte Siegel der Reife durch wahre Bildung, d. i. ein dauerndes Interesse für das Wahre und Schöne, und durch eine unbedingte Hingabe an dasselbe bewähren?

Die Wurzel dieser Freude ist also die Liebe, in deren Nehmen und Geben das höchste und schönste Wirken zwischen Lehrer und Schüler besteht. Denn auch für den Lehrer ist die Lust und Freude, die in den Schülern an der Lehre und dem ganzen geistigen Leben mit dem Lehrer erwacht, ein immer frischer Quell eigener Freude, die ihm sein Werk nie anders als das erhabenste erscheinen läßt, Erziehung und Bildung der edleren Jugend, die bestimt ist, einst die höchsten geistigen Interessen des Volkes zu verwalten. Er strebt mit Lust und Ernst, sich der Hingabe seiner Schüler durch Reinigung und Läuterung seiner Persönlichkeit, durch Studium und Wissenschaftlichkeit immer würdiger zu machen. Das Alles ist anders, wo die Liebe fehlt. Die freudlose Arbeit wird für Lehrer und Schüler immer unerfreulicher und sinkt mehr und mehr zu einem unwürdigen Frohndienste herab. Das jugendliche Gemüt, „das reg ist in jeglicher Forschung," empfindet sehr bald und tief die Misachtung, die ihm vom Lehrer zu Teil wird; und die böse Neigung und Lust, die neben den Keimen des Guten in ihm schlummert und von diesen überwachsen und überwunden werden sollte, schießt nun selbst zu einem Wust von Dornen und Disteln im üppigen Wachstume empor. Mutwille, Ungehorsam und Thorheit beginnen in hundert Gestalten ihr trauriges Spiel und verbittern dem Lehrer nach und nach völlig sein freudloses Dasein, so daß er immer unfreundlicher, härter und barscher gegen die ihm anvertraute Jugend wird. An die Stelle der Achtung tritt die Misachtung und Verachtung. In den kleinen Majestäten, die er hegen und pflegen soll, sieht er nur noch „dumme Buben", Gegenstände des Widerwillens, ja entschiedene Feinde, was sie auch wirklich geworden sind. Er füllt gegen sie seine Hirtentasche täglich mit einer Menge von Schelt- und Drohworten, aber da sie nicht wie Davids Schleudersteine im Glauben an Gottes Hilfe eingesteckt sind, so verfehlen sie auch ihren Zweck und fliegen entweder vorbei oder prallen ab und fallen auf die Brust des Absenders zurück. Es bleibt ihm schließlich nichts übrig, als die traurige Rolle eines Unterrichtknechtes, die er mit allen nicht zu beneidenden Attributen der Knechtschaft abspielt. Jeden Morgen betritt er mit Unmut und Ueberdruß die Räume der Schule, in denen er den Stein des Sisyphus wälzt und welche ihn als der tägliche Schauplatz seines unerfreulichen Hand- und Munddienstes nur anwidern können, wie sie auch für die Schüler den Geruch des Todes zum Tode an sich haben.

Möge doch keiner unserer Leser den hohen Ernst und die tiefe Bedeutung des Vorstehenden verkennen, und Gott der Herr verleihen, daß die Zunft rechter Meister unserm Volke nicht ganz ausgeht.

Nachrichten.

Sachsen.

Wenn es galt, das Recht der Kirche zu vertreten oder Schäden in derselben aufzudecken, ist Ihr Blatt immer freimütig mit der Sprache herausgegangen. Dies wird selbst von seinen Gegnern anerkant. Ich hoffe, Sie werden auch nachstehende Mitteilungen aus Sachsen aufnehmen, obschon sie einen Schaden unserer Kirche berühren, der in Sachsen selbst als ein noli me tangere betrachtet wird. Unsre Kirche hat auf dem Lande, wo die Lehrer zugleich Kirchner oder Küster mit sein sollen, keine Kirchner mehr. Diese Klage hört man unter den Geistlichen, welche noch einen Begriff vom Kustoden-Amte haben, fast allgemein; doch man flüstert sie sich nur ins Ohr. Wol gibt es hier und da noch Kirchschullehrer, welche des Kirchgebäudes wie des geistlichen Assistentendienstes mit freudiger Treue warten. Auf einer Reise traf ich einen Solchen. Derselbe führte mich in die Kirche. Der Weg dahin, wie das Innere des Gotteshauses war sauber. Da bemerkte mein Führer, daß die Thurmuhr etwa 5 Minuten nachgeblieben sei. Ehe er weiter ging, mußte die ihm anvertraute Uhr in Ordnung sein. Er führte mich dann zu seinem Pfarrer. Dieser rühmte, daß ihn sein „lieber" Lehrer auf allen seinen Amtswegen gern und treu begleite. — Ist's aber nicht schon weit gekommenen, daß man erst „reisen" muß, um einen ganz treuen Kirchner unter den Lehrern zu entdecken? Und was steht von der jetzigen jungen Lehrerwelt in dieser Beziehung zu erwarten? Seitdem bei der lezten sächsischen Lehrerversamlung in Chemnitz das Spectakelstückchen wegen mangelhafter Lehrerbildung auf den Seminarien aufgeführt, und befähigten jungen Lehrern der Besuch akademischer Vorlesungen in Leipzig gestattet worden ist, haben Mehrere derselben Anstellungen dort gesucht. Zwei solche „strebsame" Jünglinge mit Bärten brachten z. B. zu Weihnachten und Ostern ihre Ferien außerhalb Leipzig, auf einem Dorfe zu. Jemand fragte sie, warum sie ihre bisherigen Stellen aufgegeben hätten und welche Stellung sie einst einzunehmen gedächten. Ihre Antwort lautete: „In Leipzig sind wir freie Männer. — Wir mögen keine Stelle, wo wir unter einem Pastor stehen müßten!" Vorzüglich verstanden sie darunter eine Schulstelle, mit welcher der Kirchnerdienst verbunden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 20. Juni. № 49.

Die Cherubim.

III.

Wir fassen in dem speciellen Teile unserer Untersuchung zuerst die eigentliche Grundstelle 1 Mos. 3, 24 ins Auge: „Und er vertrieb den Menschen und stellte auf östlich von dem Garten Edens die Cherubim und die Flamme des blitzenden Schwertes, zu bewachen den Weg zu dem Baume des Lebens."

Der Gedanke, der uns hier im Einklange mit dem Urstande des menschlichen Geschlechtes in der anschaulichsten Weise entgegentritt, gleichsam vor Augen gemalt wird, ist der, daß die Menschen sich durch die zürnende Allmacht Gottes von dem Leben völlig ausgeschlossen fanden, welches die Belohnung ihres treuen Gehorsams sein sollte.

Der Zorn Gottes wird abgebildet durch das blitzende Schwert. Wir dürfen das Schwert nicht den Cherubs zuteilen. Denn es heißt nicht: mit der Flamme (Luther hat freilich übersezt: den Cherubim mit einem bloßen hauenden Schwert), sondern: und die Flamme. Das Schwert erscheint als zweite Macht neben den Cherubim. Ein Schwert würde ja auch nicht zu der Mehrheit der Cherubim passen. Und dann haben es die Cherubim sonst nie und nirgends mit dem Schwerte zu thun. Sie verhalten sich zu dem göttlichen Zorne, der durch das Schwert abgebildet wird, an sich ganz indifferent. Unter andern Umständen, wenn der Mensch nicht gefallen wäre, würden sie in freundlicher Umgebung und selbst freundlich erschienen sein, wie schon die Cherubim auf der Bundeslade das zeigen. Als Träger des Schwertes haben wir uns vielmehr nach allen Parallelstellen Gott oder seinen Engel zu denken, der alle seine Beziehungen zu dem Menschengeschlechte vermittelt. In den Büchern Mose's selbst ist es Gott, welcher spricht (5 Mos. 32, 41): „wenn ich schärfe den Blitz meines Schwertes und meine Hand greift zur Strafe, will ich Rache nehmen an meinen Widersachern und meinen Hassern vergelten." Mit gezogenem Schwerte erscheint der Engel des Herrn Bileam, und ebenso David, da er sich durch die Volkszählung versündigt hatte, 1 Chron. 21, 16. Auch in Jos. 5, 13. Jes. 34, 5 gehört das Schwert Gott und seinem Engel an. Ist hienach das Schwert in die engste Beziehung zu Gott zu setzen, so wird dasselbe auch in Bezug auf die Cherubim gelten. Wir werden uns nach der Analogie aller andern Stellen Gott als auf ihnen thronend, über ihnen erscheinend zu denken haben, und das um so mehr, da die Cherubim nie wie die Engel zu einer Mission gebraucht werden. Der Schein der Selbständigkeit der Cherubim wie des Schwertes ist nur dadurch hervorgerufen worden, daß in dem Ganzen der Erscheinung grade diese Momente besonders die Aufmerksamkeit der ersten Menschen auf sich zogen,. der Sache nach Gottes Zorn und seine Allmacht, welche jeden Versuch, das von ihm Versagte zu erreichen, als thöricht und vergeblich erscheinen lassen. Er ließ wohnen die Cherubim und das Schwert ist hienach s. v. a: der auf den Cherubim Sitzende und das Schwert Führende schloß sie aus. „Wohnen lassen" komt auch sonst in dem Sinne des Hinstellens von bleibender Bedeutung vor, Jos. 18, 1. Er stellte auf, nicht außer und neben sich, sondern über ihnen erscheinend. Der Sache nach findet die Aufstellung der Cherubim noch jezt nach jeder Sünde statt. Das Gewissen ruft dem Sünder zu, daß er durch die zürnende Allmacht völlig von dem Zugange zu dem Heile ausgeschlossen ist. Ein ganzes Gewimmel falscher Auffassungen tritt uns bei dieser Stelle entgegen. Die Cherubim sind nicht „Hüter des Paradieses", nicht „Vollstrecker des Gerichtes", sie vermitteln nicht „die majestätische Gegenwart Gottes ihrer Zornseite nach", mit der es an sich die Cherubim gar nicht zu thun haben, die allein hier durch das Schwert repräsentirt wird; noch viel weniger darf man sagen, der Garten sei den Cherubs zum Wohnorte gegeben; dann müßte dies ja auch von dem Schwerte gelten. Wir haben hier keine „mythischen Wesen" vor uns, keine „Greifen", sondern die Darstellung eines ewig wahren Gedankens in malerischer Form, in dem Geiste der Urzeit, in welcher der Gedanke von selbst Fleisch und Blut annahm. Das ist die Wahrheit an einer der vielen verunglückten Hypothesen über das zweite und dritte Cap. des 1. Buches Mose, welche den Inhalt dieser Capitel als einen Versuch betrachtete, ein hieroglyphisches Gemälde in Worte umzusetzen.

Wenden wir uns nun zu den Cherubim über der Bundeslade in der Stiftshütte. Der Thatbestand, wie er in 2 Mos. 25, 16 f. dargelegt wird, ist hier der. In die Bundeslade wird das „Zeugnis" gelegt, äußerlich dargestellt durch die zwei Gesetzestafeln. Ueber dem Zeugnisse ist die „Sühne", äußerlich dargestellt durch den Deckel der Bundeslade. Ueber der Sühne erheben sich zwei Cherubim, in innerem Zusammenhange mit ihr, dadurch äußerlich dargestellt, daß sie aus derselben Masse Goldes gebildet werden, aus der die Sühne besteht und aus ihr

gleichsam hervorwachsen. Die Cherubs stehen an den beiden Enden der „Sühne". Die Angesichter der beiden sind gegeneinander gerichtet. Sie sehen herab auf die Sühne. Von ihren ausgespanten Flügeln wird die Sühne bedeckt. Ueber den Cherubim thronet der Herr und erteilt von dort Mose alle seine Aufträge an das Volk.

Die Ausdeutung dieser Thatsachen ist folgende: Die Grundlage des Bundes Gottes mit Israel ist das Zeugnis, die Offenbarung des Willens Gottes an Israel. Das ist eine große Gnade, die der Herr seinem Volke und in ihm der Kirche aller Zeiten erteilt hat, daß sie an seinem Worte eine Leuchte auf ihren Wegen besitzen, wie der Psalmist singt: „Er verkündet Jakob sein Wort, Israel seine Satzungen und Rechte. So that er keinen Heiden und Rechte kennen sie nicht. Halleluja", und wie Moses selbst sagt (5 Mos. 4, 8): „wo ist ein so herlich Volk, das so gerechte Sitten und Gebote hat, als alle dies Gesez, das ich euch heutiges Tages vorlege?" Wenn sie in diesem Gute treu sind, wenn sie von ganzem Herzen danach trachten, die Gebote zu erfüllen, so haben sie in der „Sühne" das Unterpfand der Vergebung ihrer Schwachheitssünden oder wie Philo sich ausdrückt, der „gnädigen Macht Gottes." Das ist die zweite große Wolthat. Aus dieser zweiten erwächst eine dritte, aus der Sühnung geht der Schuz der Cherubim hervor, welche mit ihren Angesichtern freundlich hinblicken auf die Sühne und das gesühnte Volk, und mit ihren Flügeln sie schützend decken. Denen, die Gott lieben und von ihm geliebt werden, müssen alle Dinge zum Besten dienen, die Creaturen halten es mit ihrem Schöpfer, wenn das Volk Gottes nur ihn auf seiner Seite hat, so steht die ganze Schöpfung zu ihm in einem freundlichen Verhältnisse.

Wir haben jezt noch einige Punkte näher zu besprechen.

In Bezug auf die Gestalt der Cherubs bemerkt Züllig: „Nach 2 Mos. 25, 20 waren die Gesichter der zwei Cherubs auf den Deckel der Bundeslade gerichtet. Wären es Ezechielische Cherubs gewesen, so hätte nur eins ihrer vier Gesichter in dieser Richtung stehen können, während die drei anderen nach den drei anderen sich entgegenstehenden Seiten hätten blicken müssen. So hatte also jeder nur Ein Gesicht, während jene deren vier hatten." Die Cherubs der Bundeslade hatten Menschengestalt und Menschengesichter, und die drei anderen Klassen des Lebendigen mußten sich an der Repräsentation durch die Flügel begnügen lassen, entnommen von den Vögeln, welche in der Geschichte der Schöpfung den Anfang des Lebendigen bilden, ebenso wie der Mensch den Schluß. Diese Flügel erhielten die doppelte Bestimmung, nach oben den Thron Gottes zu bilden, nach unten die „Sühne" zu überschatten.

Warum erscheinen die Cherubim über der Bundeslade? Im Allgemeinen gehörten sie dorthin, weil es von der tiefgreifendsten Bedeutung war, darauf hinzuweisen, daß Israels Gott zugleich Gott schlechthin ist, was in den Büchern Mose's von den ersten Capiteln an so nachdrücklich und geflissentlich hervorgehoben wird, daß der Tempel dem Gott der Geister alles Fleisches geweiht ist, allmächtig diejenigen zu erretten, die seine Gebote bewahren, und zu verderben, die sie verletzen. Im Interesse dieser Hinweisung sollten nach 2 Mos. 26, 1 auch in die inneren Vorhänge oder Behänge der Stiftshütte Cherubim eingewebt sein. Welche specielle Bedeutung die Cherubim hier im Zusammenhange mit dem Ganzen der Bundeslade hatten, haben wir bereits nachgewiesen. Diese Bedeutung ist zunächst eine tröstliche. Im Hintergrunde aber steht daneben eine warnende und schreckende. Wenn die Kirche es mit der Grundlage des Ganzen, dem Zeugnisse, der Offenbarung des göttlichen Willens nicht ernst nimt, wenn sie die große Gnade, daß sie ihres Herrn Willen weiß, auf Mutwillen zieht, wenn sie die Gebote, die gehalten und gethan werden sollen, nur im Munde führt, um sich ihrer zu rühmen und Andere danach zu richten, Röm. 2, so verliert sofort die Sühne ihre Bedeutung, mit ihr nimt zugleich die mit ihr unzertrenlich verbundene schützende Macht der Cherubim ein Ende, ihr freundlich zugewandtes Angesicht verwandelt sich in ein schreckliches, die über ihnen thronende Majestät des zürnenden Gottes waffnet sie zur Strafe gegen sein ungetreues Volk.

Die fernere Frage: warum sind die Cherubim aus einem Stücke mit der Sühne? beantwortet sich aus dem bereits Bemerkten von selbst. Die Thatsache weist darauf hin, daß aus der Sühnung der Schuz hervorgeht, den die Cherubim gewähren.

Daß die Gesichter der Cherubim gegeneinander gerichtet sind, weist auf die Zusammenstimmung der Creaturen unter sich hin, welche auf dem gemeinsamen Verhältnis zum Herrn beruht, dessen Geist in ihnen waltet.

Daß das Angesicht der Cherubim auf die „Sühne" gerichtet ist, deutet nicht etwa darauf hin, „daß die Gnade das anbetungswürdigste Geheimnis ist" — die St. 1 Petr. 1, 12, die sich auf die Engel bezieht, die mit den Cherubim nichts zu thun haben, hat man ohne Grund damit in Verbindung gesezt —, sondern das zugewandte Angesicht ist Zeichen der freundlichen Gesinnung, welche die Creatur gegen die mit Gott versöhnte Gemeinde hegt, Ps. 34, 16, wie das abgewandte oder verborgene Gesicht so oft Zeichen der feindlichen Gesinnung ist. Wie die Cherubs und in ihnen der über ihnen thronende Herr hier auf die Sühne sehen, so wird in Ps. 74, 20 in einer Zeit schwerer Bedrängung der Gemeinde der Herr von ihr aufgefordert: „blicke auf den Bund." So aufgefaßt tritt die Richtung des Angesichtes der Cherubim auf die Sühne in Einklang damit, daß sie mit ihren Flügeln die Sühne bedecken und beide Thatsachen treten unter einen Gesichtspunkt.

Es kann nicht zweifelhaft sein, daß dies Bedecken der Sühne Symbol des Schutzes ist, welchen die Cherubim der versöhnten Gemeinde gewähren. Das Bedecken komt vielfach von einem schirmenden Decken vor, z. B. Ps. 140, 8: „du bedeckest mein Haupt am Tage der Waffenrüstung", und die Flügel sind häufig Bild des Schutzes, wie z. B. in Ps. 36, 8: „wie herlich ist deine Güte, Gott, und die Menschenkinder trauen auf den Schatten deiner Flügel", Ps. 61, 5: „Ich will wohnen in deinem

Zelte ewiglich, trauen auf den Schirm deiner Fittige." Ganz entscheidend aber ist, daß in Ezech. 28, 14 nach dem Zusammenhange der „deckende Cherub" notwendig der schützende sein muß. Daraus fällt um so mehr Licht auf das Decken der Cherubs im Heiligtum, als der Prophet von diesen dort das Bild entlehnt hat und auf sie ausdrücklich hinweist. Den Gedanken, welcher der symbolischen Darstellung zu Grunde liegt, daß die Creatur es mit ihrem Schöpfer hält, daß die mit ihrem Gott versöhnte Gemeinde sich des Schutzes der Creatur erfreut, finden wir vielfach im A. T. ausgesprochen. So heißt es in 3 Mos. 26, 3 f.: „Wenn ihr in meinen Geboten wandeln werdet" (das rechte Verhalten zu dem Zeugnisse, als die Bedingung der Teilnahme an der Sühne) — — „so tilge ich die bösen Thiere aus dem Lande und das Schwert" (der Mensch, der Gipfelpunkt des Lebendigen) „soll nicht dringen in euer Land." Im Gegensatze dagegen heißt es in V. 22. 25 von denen, die an dem „Zeugnisse" frevelu und dadurch sich von der Teilnahme an der Sühne ausschließen: „Und ich sende wider euch das Lebendige des Feldes und es beraubet euch und rottet aus euer Vieh und mindert euch und es werden verwüstet eure Wege. — Und ich bringe über euch rächendes Schwert zur Rache des Bundes" (die Sühne, die nie müßig sein kann, gewint nun verzehrende Bedeutung) — — „und gebe euch in die Hand des Feindes." In Hos. 2, 20 heißt es von dem zur Buße erweckten Volke: „Und ich schließe ihnen einen Bund an diesem Tage mit dem Wilde des Feldes und den Vögeln des Himmels und dem Gerege der Erde und Bogen und Schwert und Krieg zerbreche ich aus ihrem Lande." Da haben wir eine Vierzahl des „Lebendigen", das der Herr seinem gebesserten Volke befreundet: von den unvernünftigen Creaturen steigt der Prophet auf zu den Menschen. Auch in Ezech. 34, 25 f. folgt dem Frieden mit Gott der Friede mit den Creaturen: „Und ich schließe ihnen einen Friedensbund und vertilge die bösen Thiere aus dem Lande und sie wohnen in der Wüste sicher und schlafen in den Wäldern. — Und nicht werden sie ferner zum Raube sein den Heiden, und die Thiere der Erde werden sie nicht fressen und nicht ist der aufschrecke." Die „Thiere der Erde" erscheinen nicht selten auch in Menschengestalt. Durch den Löwen, das eine der Gesichter der Cherubs bei Ezechiel, wird mehrfach die heidnische Bosheit und Tyrannei bezeichnet, z. B. in Jes. 35, 9. In Nebucadnezar stellten sich Mensch, Löwe und Adler zugleich dar. Die vier Weltmächte erscheinen nicht umsonst bei Daniel in der Gestalt von vier Thieren. Und in Jes. 56, 9 sind die Thiere des Feldes die Heiden, welche der Herr über sein entartetes Volk sendet. Singt doch auch Schiller: da werden Weiber zu Hyänen. Die Gränze, welche die ursprüngliche Schöpfungsordnung zwischen Menschen und Thieren gesezt hat, kann durch Entartung der Menschen zerstört werden.

Die Cherubs in dem Salomonischen Tempel erfordern in der Hauptsache keine gesonderte Betrachtung. Es gilt von ihnen dasselbe, was von den Cherubs in der Stiftshütte. Salomos schaffende Thätigkeit war hier in enge Gränzen eingeschlossen. Was Moses durch Offenbarung zu Teil geworden, durfte er in der Hauptsache nur wiederholen. Nur einige einzelne Punkte ziehen hier unsere Aufmerksamkeit auf sich.

Zu den kleineren Cherubimbildern unmittelbar über der Bundeslade fügte Salomo nach 1 Kön. 6, 23 f. „in seinem Tempel noch zwei andere zehn Ellen hohe hinzu, aus Oelbaumholz geschnizt und mit Gold überzogen, die neben der Bundeslade mit ausgebreiteten Flügeln standen. Ihre ausgebreiteten Flügel bildeten eine zweite höhere Decke über die Bundeslade." (Züllig.) Daß die Flügel dieser Cherubim von einer Wand des Allerheiligsten bis zur anderen reichten, bildete die Vollkommenheit des Schutzes ab, welchen Gott durch Vermittlung seiner Creaturen seinem Volke gewährt.

Nach 1 Chron. 28, 18 gibt David an Salomo das Gold „für die Gestalt des Wagens, der Cherubim, welche die Flügel ausbreiten und decken die Lade des Bundes des Herrn." Die Cherubim ziehen hier nicht etwa einen Wagen, sondern sie sind selbst der Wagen, wie auch bei Jesus Sirach in C. 49, 8 der Cherubimwagen der Wagen ist, der aus den Cherubim selbst besteht, und in Ps. 18, 11 Gott auf dem Cherub fährt. Das Verhältnis Gottes zu seinen lebendigen Geschöpfen gleicht dem des Wagenlenkers zu seinem Wagen, der von ihm unbedingt die Direction erhält. Gott das unbedingt leitende Princip in seinen Creaturen und für seine Creaturen, das ist der Gedanke, welcher der Bezeichnung der Cherubim durch den Wagen zu Grunde liegt.

War das zuerst durch David in Ps. 18 gebrauchte Bild des Wagens einmal eingebürgert, so lag es nahe, dem Wagen auch Räder zu geben. Wir sahen schon früher, daß diese Räder, zugleich unter und neben oder zur Seite der Cherubim, nicht ihnen unbedingt untergeordnet, sondern ihnen beigeordnet, bei Ezechiel die Naturkräfte abbilden, welche von dem Herrn der Schöpfung nicht minder wie die lebendigen Wesen in Harmonie mit ihnen geleitet werden. Bei Ezechiel ist aber nicht der eigentliche Quell dieser sinnbildlichen Darstellung zu suchen. Schon Vitringa hat gründlich nachgewiesen, daß sie auf Salomo zurückgeht, und die das jezt noch läugnen wollen, kennen entweder seine Beweisführung nicht oder haben sie nicht gehörig gewürdigt. An die Stelle des einfachen Beckens zum Reinigen des Opferfleisches, welches Moses nach 2 Mos. 30, 28 vor der Stiftshütte zwischen dieser und dem Brandopferaltar aufstellen ließ, traten in dem Salomonischen Tempel neben dem ehernen Meere zehn Becken, welche im Auftrage Salomos von dem Künstler Hiram angefertigt wurden. Die Beschreibung dieser Becken selbst ist nur ganz kurz: sie nimt nur einen Vers ein. Dagegen kein Geräth des Tempels hat der Verfasser des Buches der Könige so ausführlich beschrieben, als die Gestelle dieser Becken: er widmet ihnen nicht weniger als zwölf Verse, 1 Kön. 7, 28—39. Schon das weist uns darauf hin, daß diese Gestelle eine tiefere sachliche Bedeutung haben müssen und es wird uns daran nicht irre machen, daß diese Gestelle samt den darauf ruhenden Waschbecken äußerlich betrachtet nur eine sehr

untergeordnete Stellung hatten: denn was an dem Teile abgebildet wurde, gehörte dem Ganzen an, und es grade hier abzubilden, lag nahe, da nur hier, bei diesen ganz neu hinzutretenden Geräthen, freier Spielraum für die heilige Kunst gegeben war, während bei den wichtigeren Geräthen man die Mosaischen Vorbilder copiren mußte. An diesen Gestellen nun waren Löwen, Stiere, Cherubim und Palmbäume abgebildet. Das wies darauf hin, daß der Tempel dem Herrn der ganzen organischen Schöpfung geweiht war. „Das Bild", sagt Velthusen, „zeigte die Gegenwart des einzigen wahren Oberherrn der ganzen Natur an und unterschied dadurch dies ihm geheiligte Gebäude, wo er verehrt ward und Opfer und Gebet gnädig anzunehmen verheißen hatte, von allen Götzentempeln." Unter den Gestellen sind vier Räder. Daß diese symbolische Bedeutung haben müssen, erhellt nicht nur aus der Analogie der bedeutsamen Figuren an den Gestellen und aus der Vergleichung Ezechiels, wo die ebenso wie hier mit den Cherubs verbundenen und im Verhältnis zu ihnen die untere Stelle einnehmenden Räder nach klaren und sicheren Gründen die Naturkräfte bedeuten, sondern es liegt auch in der Natur der Sache, da ein praktischer Zweck, dem die Räder dienen könten, hier nicht vorhanden ist. Man hat gemeint, die Räder sollten die Gestelle mit den Wasserbecken „leicht transportabel" machen. Allein sie nahmen eine feste Stelle ein, wie das in 1 Kön. 7, 39 ausdrücklich gesagt ist, und an Transport ist nicht zu denken.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Sachsen. (Fortsetzung.)

Was diese ludi magistri barbati unter „Freiheit" meinen, geben sie unter Anderem auch dadurch zu erkennen, daß sie das Weihnachtsfest und die heilige Zeit in der Karwoche und zu Ostern — nicht mit in der Kirche feierten. Die Kirche ist ihnen jedenfalls ein „überwundener Standpunkt."

Aber das sind doch hoffentlich nur Ausnahmen? zu wünschen wäre es. Doch selbst, wenn es nur Ausnahmen wären, sind es immer beachtenswerte Zeichen der Zeit.

Bekantlich hat die Demokratie den Lehrerstand zu ihrem „Schmerzenskinde" erkoren. Auch in der zweiten sächsischen Kammer ergriff ein Abgeordneter die Gelegenheit, seinen Groll gegen Kirche und Geistliche auszusprechen, indem er bemerkte, die Kirchner-Verrichtungen seien für die Lehrer entehrend und sollten den Nachtwächtern übertragen werden.

So fing man vor ungefähr 50 Jahren an, den herlichen Amtstitel „Schulmeister" als nicht ehrenvoll zu bemängeln. Das Militär, die Forstbeamten, die Hofchargen, kurz Stände, welche in der Regel viel auf äußere Ehre geben, betrachten die Bezeichnungen: „Feldzeugmeister, Oberforst- oder Jägermeister, Oberstall- oder Oberstthofmeister" ꝛc. ꝛc. heute noch als höchst ehrenvolle. Die Thatsache, daß der Lehrerstand wol der einzige ist, der sich seines Amtstitels schämte, gibt dem Unbefangenen Mancherlei zu denken. Jezt redet man sich vor und läßt es sich vorreden: „das Küsteramt entehrt den Lehrerstand"; was Wunder, daß man es als eine Last ansieht, welche sobald als möglich beseitigt werden muß!

Aber — braucht denn die Kirche custodes? — In wegwerfendem Tone antworten Manche: die Pfarrer brauchen keine Bedienten! — Schon im Tempel zu Jerusalem gab es Tempelwachen, Tempelhüter.

„Ich will lieber der Thür hüten in meines Gottes Hause, denn lange wohnen in der Gottlosen Hütten", Ps. 84, 11.

Die Kirchengebäude bedürfen eines Küsters. Das Innere des Gotteshauses, der Altar, die Leuchter, das Kruzifix, die Kanzel, die vasa sacra sollen rein gehalten werden; auch die Sakristeien, die Emporen und Sizplätze. Wie sieht es jedoch in manchem Gotteshause aus? Leider ist hier und da das Gotteshaus das schmuzigste im ganzen Orte! — Das Läuten der Glocken, das Aufziehen und Stellen der Kirchenuhr, das Oeffnen und Schließen der Kirchthüren — das Alles erfordert einen Küster. Was man in jedem Kanzleigebäude, in jedem Bahnhofe, in den Dampfwagen u. s. w. als selbstverständlich voraussezt —: will man es in der Kirche für „veraltet" oder überflüssig ausgeben?

Die gottesdienstlichen Acte und Zusammenkünfte der Kirchgemeinde erheischen ebenfalls einen Kirchendiener, welcher die Kerzen anzündet, den Abendmalstisch bereitet, vorkommende Störungen möglichst schnell beseitigt u. s. w. Es ist für den, der diese Verrichtungen ordnungsgemäß sontäglich sieht, langweilig, sie aufzählen zu hören. Doch trozdem, daß die evangelische Kirche angefangen hat, sich auf sich selbst zu besinnen, — auch namentlich kirchliche Baukunst wieder zu Ehren gebracht wird, — scheint man sich auf Das, was ehedem und noch jezt zum „öffentlichen, feierlichen Gottesdienst gehört", nicht besinnen zu wollen. Wenn unser Gottesdienst auch einfach und ohne katholischen Prunk und Pomp stattfindet, so bedarf er doch schon um der Ruhe und Ordnung willen eines Dieners, der, während der Geistliche am Worte dient, alle Dem dient, was im Aeußerlichen und in Rücksicht auf Form zur Andacht gehört und dieselbe fördert. Daher soll bei jeder kirchlichen Handlung, nicht blos bei der h. Taufe, sondern auch bei jeder Trauung, Abendmalsspendung, Beichte und Beerdigung dem Pfarrer ein Kirchner assistiren. Und wenn der Geistliche Haustaufen und Haus-Communion zu verrichten hat, soll ihn aus demselben Grunde ein Kirchner begleiten. Oder schickt es sich, daß der Geistliche selbst den Abendmalstisch zubereitet, selbst die Lichter anbrent, die Taufkanne mit Wasser füllt u. s. w.? — — Aus purer „Humanität" begeben sich dermalen manche Geistliche ohne Priesterrock zu solchen Amtsverrichtungen; sie selbst können den Priesterrock doch nicht tragen, — und die Lehrer der Jeztzeit will man wol im Genusse der Küster-Einnahme lassen, aber durch solche Küsterdienste — nicht herabwürdigen.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 23. Juni. № 50.

Aus ungedruckten Briefen an einen jungen Theologen.

Achter Brief.

W. d. 12. Jan. 66.

Wir stehen nun, mein lieber Heinrich, vor dem gewichtigsten Stück unserer Betrachtung. Das fluchvolle Erbe, das die moderne Wissenschaft der Theologie zurückgelassen hat, muß ich jezt versuchen, Dir aufzuzeigen. Seine Macht liegt in seiner Versteckheit, in seinem täuschenden Wahrheitsschein.

Wir befassen uns also hier nicht oder doch nur beiläufig mit den dünnen Verkleidungen, die schon durch den vollen Massenbeifall verrathen und gerichtet werden. Gegen diese bedarf ein tüchtiger und sauberer Jüngling keiner Warnung. Der heftigen Strömung nach unten, in welcher die Leute des Protestantentages, die modernen Schweizer, Schiffbrüchige, wie Hanne, Bagge u. a., schwimmen, widersteht die christliche Schminke nicht lange. Einen gefährlichen Feind haben diese Opfer der trunkenen Wissenschaft, diese „Halben", nun gar an dem unerbittlich offenen und scharfen Dr. Strauß gefunden. Wie nachdenklich stimt das! Fichte mußte einst den Bibliothekar Nikolai, Hase den Mann der Predigerbibliothek Röhr literarisch hinrichten, Strauß weist Schenkeln seine Stelle an (Strauß: Die „Halben" und die „Ganzen").

Wir haben es hier mit einer anderen, mit einer „gläubigen" Theologie zu thun, die sowol über Strauß als Schenkel sich hoch erhaben stellt, aber es noch nicht wissen will, daß sie in denselben Principien steht. Das ist der schlimste Selbstbetrug und die eitelste Mühe in der Kirche, Aergernisse ehrbar bekämpfen, und die Ursachen, aus denen sie mit Notwendigkeit wieder hervorkommen, pflegen. Wir müssen die gefährlichen Verkleidungen des Erbes aufsuchen, zu den versteckten Säften dringen, an denen unsere Theologie hinsiecht.

Aber wer hierüber reden will, ist in sonderbarer Lage. Es scheint, als ob er anachronistisch von einer längst verschollenen Sache Aufhebens mache. Denn die trunkene Wissenschaft selbst hat ja, wie wir sahen, ziemlich ihr Ende gefunden. Daß sie aber, bevor sie nach verschiedenen Seiten hin sich verlief, in der armen evangelischen Kirche ihr Getränk abgelagert hat, das von namhaften „gläubigen" Theologen noch heute eifrig bewahrt und getrunken wird, das ist zu Wenigen bekant. Möchtest Du zum Verständnis dieser ernsten Sache gelangen, um so mehr, als Du nicht übel Lust zeigst, will's Gott, einmal selbst das Universitätskatheder zu besteigen.

Wir wollen denn die Bestandteile des verborgenen, in der Kirche rückständigen Taumelweins so genau nur möglich besichtigen, um dann in bestimten theologischen Erscheinungen der Gegenwart sie wiederzuerkennen.

Der Fluch dieses Erbes besteht darin, daß es sich für die Macht ausgibt, die Theologie erst zur wahren Wissenschaftlichkeit zu erheben, in der That aber nur in allen ihren Folgen der Theologie die Ehre, eine eigentümliche Wissenschaft zu sein, stiehlt. Denn sie schiebt sowol für das wahre theologische Princip, d. i. die einzige Erkentnisquelle, als für die theologische Methode, d. h. den Erkentnisweg, etwas Gefälschtes unter, wodurch der Theologie ihr Ende bereitet wird. Das erwäge, mein Freund!

Soll die Theologie eine Wissenschaft sein, — wie sie es ja recht verstanden ist, — so wird ihr doch wol das erste Erfordernis der Wissenschaft zukommen: die Einheit und Einzigkeit des Princips, des schöpferischen Ausganges, der ihren ganzen Organismus gebiert und gestaltet. Dieser schöpferische Ausgang kann nicht die empirische Sündervernunft sein, in welcher prunkenden Verkleidung sie auch auftrete, sondern allein die Offenbarung eines neuen, der alten Vernunft als solcher schlechthin unzugänglichen, in ihr noch nicht „mitgesezten" Lichtes.

Das ist das erste Stück des Flucherbes aus der trunkenen Wissenschaft, die versteckte Vermischung der Principien, nämlich der alten Weltvernunft und der Gnadenoffenbarung. Durch diese, mittels betrügerischer, aus der modernen Wissenschaft knechtisch beibehaltener Formeln bewerkstelligte Unterschiebung und Erhebung der menschlichen Vernunft zum begründenden Ausgange der Heilswahrheit wird die Theologie entmächtigt, werden Tausende um ihre Seligkeit betrogen. Denn sie wähnen, das Evangelium zu fassen, und fassen ein evangelisch schimmerndes Gewirke der Weltvernunft.

Wir stehen hier vor Satans Nez, das er, wie alle seine Netze, aus getödteten Gotteswahrheiten spint. Du sollst in ernster Glut entbrennen, Dein Leben an das Aufdecken und Zerreißen dieses Netzes zu wenden.

Ich kann Dir nun dies erste Stück nicht treffender aufzeigen, als in einem Worte von R. Rothe, den wir für dies ganze Kapitel im Auge behalten müssen. Er ist der Edelste,

weitaus Begabteste unter den „gläubigen“ Theologen, um deren Segenswirken, wozu sie berufen waren, die evangelische Kirche durch die neuere Wissenschaft betrogen ist. Sie hat diesen von Gott reich ausgestatteten Mann zum kräftigsten Verwirrer der Kirche gemacht. Ihm, als einem hochgeachteten Mundschenk, haben Viele vertrauend den Taumelwein nachgetrunken und thun es noch heute.

Dieser R. Rothe sagt in der Vorrede des Buches „Zur Dogmatik“, daß „das denkende Bewußtsein der Zeitgenossen erst dann vermögen werde, sich gründlich über das Christentum zu orientiren und mit voller Freudigkeit sich in dasselbe wieder einzuleben, wenn es sich zu dem Gedanken des Uebernatürlichen und des Wunders wieder ein Herz gefaßt haben werde, — aber daß das Uebernatürliche und das Wunder in derjenigen Behandlung, welche die kirchliche Theologie ihm habe angedeihen lassen, sich zum Bewußtsein der modernen Christenheit niemals Zugang verschaffen werde, — und die vormoderne könne man doch nicht wieder ins Leben zurückrufen, nachdem die Geschichte sie begraben habe.“ So spricht der Mann.

Wie schön, wie bedeutend klingt das! Wie Viele hat solche Rede damals schon, als der neue Hauch der Jesusliebe, mit der Erfahrung der Sünde und der Versöhnung, wieder durch Deutschland ging, bezaubert. Sie wollten nun, da sie den Glauben gefunden hatten, Angesichts der gefeierten Wissenschaft die Befriedigung haben, daß das, was sie glaubten, auch vernünftig sei. Aber wie das „vernünftig“ verstanden wurde, so war es ein „kindischer Anschlag“. Und solches geziemt sich nicht für den Mann. Es lag jedoch dieser Traum damals in der Luft.

Auch ich habe ihn, wie Du weißt, in jugendlichem Feuer mitgeträumt. Ich hing an Schleiermacher's Lippen und verschlang seine Schriften, nach der Vernunft des Christentums suchend. Ich wandte mich mit demselben Durst nach Vernunft zu Hegel und Hegelianern. Aber ich mußte bald erkennen, daß diese Wissenschaft die gesuchte Lösung nicht habe. Immer mehr umgab mich auf meinem Wege dürre Haide und ich hörte die Stimme eines Rufenden, der mich suchte, weil ich dabei war, ihn, den kaum Gefundenen, wieder zu verlieren.

Betrachte aufmerksam die angeführten Worte von R. Rothe. Sie bilden einen Knäuel von Verwirrung. Wir müssen den Faden zu entwirren suchen, er führt uns in das Flucherbe der trunkenen Wissenschaft.

Wir sind gespant, wie denn das Wunder und das Uebernatürliche Angesichts der modernen Bildung behandelt werden solle. Wir hören zuerst: nicht so wie die kirchliche Theologie es behandelt.

Und wie behandelt es diese, wo und wenn sie eine treue Theologie ist? wenn sie ehrlich eine Offenbarung bekent?

Vor allen Dingen so, daß sie der mehr erwähnten modernen Bildung nicht einen Betrug spielt, daß sie die Kluft zwischen der alten Menschheitswelt und der neuen Menschheit im Gnadenreich offen sehen läßt, nicht dialektisch oder phantastisch sie überbrückt, nicht die Meinung befördert, mittels einiger Phrasenlumpen sich über die Kluft schwingen zu können. Sie verkündigt das Wunder der Gnaden-Offenbarung als wirkliches Wunder, und vermischt es nicht mit der Schöpfungs-Offenbarung, aus welcher jene nicht folgt und nicht erklärt werden kann. Sie verkündigt das Uebernatürliche als wirklich Uebernatürliches, d. h. im Gegensatze zur Natur und Vernunft der gefallenen Welt, als ein Uebernatürliches, das ja die alte Natur erlösen soll, also nicht aus ihr stammen, nicht das Produkt der der sündigen Menschheit einwohnenden Kräfte sein kann.

Die Kirche hat auch in Christo nicht etwa die Erscheinung des Gattungsmenschen, oder Idealmenschen, oder der vollkommenen Menschenvernunft zu verkündigen, sondern sie hat die Erscheinung des ungeschaffenen Ebenbildes Gottes, des ewig persönlichen Sohnes Gottes zu verkündigen, der nicht notwendig Mensch werden mußte, nicht „jedenfalls“, ob die Menschheit fiel oder nicht fiel, Mensch geworden sein würde.

Die kirchliche Theologie verkündigt einen dreieinigen Gott und eine freie Erbarmungsthat desselben, von welchem Gott und von welcher That die natürliche Vernunft nichts weiß und nichts versteht, ein Wunder und ein Uebernatürliches, das alle Erfahrung und alle Ideale derselben übersteigt. Auch alle ihre Begriffe übersteigt es von dem Wirken Gottes auf den menschlichen Geist und die ihn umgebende Natur.

So muß die wahre Theologie das Uebernatürliche und das Wunder der Erlösung behandeln, wenn sie ehrlich sein will, d. h. wenn sie von fluchvoller Sprachfälschung und Irreleitung sich rein halten, wenn sie die keusche Sprache der Schrift reden will. Dann darf sie keine andere Brücke zeigen zwischen Natur und Gnade, zwischen geschöpflich sündiger Vernunft und erlösender Gottesvernunft, als die Brücke, welche die Gnade selbst baut. Und das ist allein der Glaube zur Seligkeit in dem versöhnten, von oben gebornen Sünder. Es wäre Lug und Trug, wenn die Theologie dem modernen Menschen diesen „garstigen Graben“ mit dem morschen Stroh jenes wissenschaftlichen Geredes verbergen wollte, wenn sie ihn sich ein Herz fassen ließe zum Wunder und zum Uebernatürlichen des christlichen Heils auf irgend einem anderen Wege, als dem des zuvor zerbrochenen Herzens und gedemütigten Geistes.

Nur auf diesem Wege, nur im Glauben und aus dem Glauben vermag die Vernunft die höheren Gesetze des göttlichen Gnadenwirkens anzuerkennen. Dann weiß sie, daß die Frucht dieses Wirkens, der Trost des ewigen Lebens, dessen sie genießt, nicht aus ihr selbst, noch aus dem „Causalnexus“ der alten Natur zu erklären, also im neuen und eminenten Sinne Wunder und Uebernatürliches ist.

Gelobe Dir denn kräftige Verachtung einer Wissenschaft, welche diesen großen Unterschied rhetorisch verwäscht, und der kirchlichen Theologie noch immer den Verrath an den Selen zumutet, daß sie Mum Mum sage, menschliche und göttliche Vernunft, alte und neue Natur in einen Topf werfe. So lange sie hinter dem Berge hält mit der scharfen Wahrheit, die für Kinder und Männer giltig bleibt, daß die Wunder der Gnade

vollständig über und wider die alte Vernunft sind, so lange ist sie machtlos. So lange die Madame Vernunft noch große Mucken hat und die Vernunft des Christentums als ihres Gleichen behandelt, weil sie ihre Namensschwester ist, so lange bleibt sie vollständig blind für ihr Elend und ihre Heilung. Sie soll erst die Philosophie an den Nagel hängen, samt allen Wachsflügeln, mit denen sie direkt zur Sonne steuert, sie soll erst ganz herunter in die Geburtswehen, aus welchen das neue Leben samt dem Auge für die Gnadendinge geboren wird. Dann erkent sie, daß das Heil nicht eine Evolution der geschaffenen Vernunft ist, auch nicht eine notwendige Evolution der göttlichen Vernunft, sondern eine staunenswerte Verordnung Gottes vor der Welt zu unserer Herlichkeit, welche keiner der Obersten dieser Welt und der Spekulanten dieser Welt erkant hat. Dann erst kann sie es verstehen, daß diese verborgene Weisheit Gottes, welche in keines Menschen Herz gekommen, aber offenbart ist durch Gottes Geist, an und für sich keineswegs vernunftlos ist, sondern recht mit Vernunft behaftet und auf Vernunft hinzielt. Denn der Herr der Herlichkeit, der „unser Fleisch und Blut" angenommen hat, ist die göttliche Vernunft selbst. Er ist ja das unerschaffene Ebenbild des göttlichen Wesens, und fügt die geschaffene Vernunft samt der ganzen Schöpfung wieder in den fruchtbaren Rapport und Verkehr mit der göttlichen Vernunft auf den alles geschaffene Leben, als Abbildung und Sprache der göttlichen Vernunft, ursprünglich eingerichtet ist und hinringt. Damit ringt sie aber hin zu dem Sohne selbst, als zu dem Haupte der Geister- und Naturwelt. Denn durch Ihn, den Erstgebornen vor allen Creaturen, ist Alles geschaffen, das im Himmel und auf Erden ist, und ist Alles zu Ihm geschaffen. Und Er ist vor allen, und besteht Alles in Ihm. Und es wird Alles versöhnt zu Ihm selbst, es sei auf Erden oder im Himmel. (Col. 1.)

Genug, mein Freund, nur diese Offenbarung durch den heiligen Geist in dem bußfertigen Sünder „orientirt" über das Wunder und das Uebernatürliche des Christentums.

Erst dann ist es auch nicht mehr wider die Vernunft des neuen Menschen, denn diese legt aus dem Glauben denkend nicht mehr die Maßstäbe ihrer todten Gottesgedanken an, sondern den neuen Maßstab aus der erfahrenen Liebe des wahrhaftigen Gottes, in dessen Licht sie das Licht sieht. Aber über ihr, über der Vernunft auch des neuen Menschen bleibt ihr Seligkeits-Mysterium dennoch alle Wege bis in den Tod. Denn ausgründen, d. h. begreifen kann sie hier nie die Tiefen der Liebe, aus welcher ihr Heil stamt. Das wäre eben das Vollkommene, die vollendete Verklärung des ganzen Menschen in das Bild des himlischen Menschen. Es wäre das Schauen Gottes in der Herlichkeit. Und auch das wird noch mit den Engeln anbeten vor unergründlichen Tiefen des göttlichen Wesens. Es wird den Heiligen in Ewigkeit nie vollkommen begreifen. Denn es bleibt das Schauen des geschaffenen Geistes.

Aber diese wunderbare Asymptote ist die Würze der Seligkeiten durch die Aeonen.

Wenn also die modernen Zeitgenossen sich nicht auf diesem ehrlichen Wege wollen orientiren lassen über das Wunder und das Uebernatürliche, so kann ihnen die Kirche nicht helfen. Sie wird darüber bekümmert sein, aber sie findet nirgend geschrieben, daß sie die moderne Bildung um jeden Preis gütig gegen ihren Herrn und Erlöser stimmen, daß sie dieselbe zurücklügen soll in die Kirche. Es ist mit Nichten eine absolute Notwendigkeit, dies Zurückgewinnen. Die Kirche wird auch ohne dies ihren Wunderweg durch die Zeit vollbringen, die moderne Bildung aber wird ohne die Kirche verfallen und verfaulen.

Nun laß uns vernehmen, wie nach derjenigen Professorenweisheit, welche von der Höhe der Wissenschaft redet, die kirchliche Theologie verfahren sollte.

Wir hören es von R. Rothe. Er sagt in derselben Vorrede, daß es für ihn persönlich einen Gegensaz zwischen dem Uebernatürlichen und dem Echtmenschlichen, zwischen Supranaturalismus und (in diesem Sinne) Rationalismus nicht gebe, daß ihm das Uebernatürliche nie als vernunftlos, und das Vernünftige nie als natürlich in dem gemeinen Sinne des Wortes, nie als nichtübernatürlich erscheine.

Das heißt nun eine Verwirrung in die Köpfe der modernen Bildung und der studirenden Jugend treiben, aus der nur schwer Jemand wieder entrint. Denn wie allein kann die moderne Bildung, die erst orientirt werden soll, dergleichen Strafreden gegen die kirchliche Theologie auffassen? „Das ist mir ganz aus dem Herzen geredet, wird sie sagen. So kann ich mir zum Uebernatürlichen auch ein Herz fassen, das durch die kirchliche Theologie so unzart abgestoßen wird. Das merke ich mir gern, und ist mir verständlich. Meine edle Vernunft ist ja nicht Natur im gemeinen Sinne des Worts, nicht mein Arm und Bein, sondern sie ist mein Geist. Sie ist also das Uebernatürliche selbst. Supranaturalismus und Rationalismus sind Gegensätze nur für die geistesschwache Orthodoxie. Die Vernunft der Menschheit ist ja selbst das größeste Wunder. Und das ist das Echtmenschliche. Das Wunderbare des Christentums ist also im Echtmenschlichen zu suchen; denn das ist in ihm erschienen. Das Echtmenschliche, die Vernünftigkeit, muß also ausweisen, was in den Dogmen zur Religion und zum Christentum gehört und was nicht. Folglich ist das Christentum nicht übermenschlich oder gar widermenschlich, sondern es ist die Vernunft der Menschen selbst. Wir müssen es nur als unser eignes Wesen, als die Vernunft der Menschheit, mit unserer Vernunft durchdringen, fassen und von den vernunftwidrigen Kirchensatzungen reinigen."

Aus diesem Jammer hole nun Jemand einen armen so betrogenen modernen Mann wieder heraus. Oder vor ihm schütze Jemand Euch, theologische Jünglinge, wenn Ihr nicht festgerüstet hinzukomt, um die Confusion zu durchschauen, um zu sehen, daß hier die Wissenschaft immer noch die alte selenmör-

derische Taschenspielerei treibt mit Doppelsinnigkeit der Worte, die nur ein sehr geweihter Christensinn zurechtlegen kann, dann aber etwas ganz Anderes herausbringt, als das Ineinanderschwimmen, die Gleichgeltung des Offenbarungswunders und des Schöpfungswunders, des Echtmenschlichen und des Christlichen, des Uebernatürlichen und der Vernunft.

Darauf komt es ja den „Zeitgenossen" nur an, daß das Christentum nichts Apartes, nichts göttlich Neues sein wolle, daß es nicht einen „Graben" aufwerfe zwischen menschlicher Vernunft und göttlicher Offenbarung, daß es nicht die beleidigende Forderung der Armsünderschaft mache, für welche das Echtmenschliche erst in den schwachen Anfängen des aus Wasser und dem h. Geist gebornen Gotteskindes wieder beginnen solle.

Nun ist die moderne Bildung „gründlich orientirt" und geht „mit Freudigkeit" ein in das Christentum. Ist Alles Wunder und Alles übernatürlich, so hat sie gar nichts dawider, und faselt gern etwas, ja begeisterungsvoll mit über Wunder und Christentum, das ihr weder Kopf- noch Herzzerbrechen bringt. Sie hat es begriffen als das Echtmenschliche. Sie ist christlich geworden, sie weiß es selbst nicht wie. Zu ihrer eignen Verwunderung hat sich das Blatt gänzlich gewendet. Die Bekenner des Echtmenschlichen sind die wahren Christen geworden. Die Kirchlichen, die noch einen Gegensaz statuiren zwischen Natur und Gnade, sind die Ungläubigen geworden, denn sie glauben nicht an das Uebernatürliche der Vernunft. Völlig gewendet hat sich das Blatt. Die große Masse ist nun Bekennerin geworden, die kleine Herde die Verleugnerin. Der kleinen Herde ist aber bestimt zugesagt, daß ihr noch Proben des Martyriums bevorstehen. Und ihrer viele werden gewiß eben um ihres obstinaten Festhaltens an dem „Gegensaz" todtgeschlagen werden von den „Identischen", von der Masse der Vernunftwundergläubigen. Aber dann werden nicht, wie das Wort Gottes es sagt, die Christen von den Unchristen todtgeschlagen, sondern was dann geschieht, ist ein Todtgeschlagenwerden der Unchristen von den Christen! Gewiß werden die, die das Kreuzige wieder rufen werden, sich die wahren Christen nennen, zweifelsohne. Und das wird eingeleitet durch die „Orientirungen" der Wissenschaft über das Uebernatürliche, die sich noch Theologie nent. Unter Rothe's Anleitung sprechen es Protestantentage schon mit Pathos aus, daß die Nichtkirchlichen die Christlichsten sind, und nehmen vom Christentum Besiz für die Welt.

Denn weltliches, verweltlichtes Christentum ist ein Lieblingsausdruck für R. Rothe. Er gebraucht ihn schon in der Ethik.

Du hast hier zugleich ein Beispiel von der Schändung der Sprache, zu welcher diese Wissenschaft gelangt. Hamann sagt, daß Christen an der h. Schrift ihr Lexikon haben sollten, nach welchem sie alle ihre Begriffe bilden. Wenn das Prof. Rothe beachtet hätte, so würde er nicht zu unzüchtiger Sprachverwirrung behilflich sein. Das Christentum muß „verweltlicht" werden, — das konte von einem „wundergläubigen" Christen

nur in einer furchtbaren Verirrung durch wissenschaftlichen Rausch gesagt werden. Daß es aktive Professoren der Theologie sagen, muß, denke ich, selbst dem Teufel etwas zu stark sein, und es sollte mich wundern, wenn „ihm nicht anfinge, fast selbst der Kopf zu schwanken." —

Wie leise und doch furchtbar fest führt diese hochmütige Wissenschaft die von ihrem Dunst Ergriffenen gefangen! Der tollste Mummenschanz, — indem entschlossene und notorische Feinde alles Christentums in der Charaktermaske normalster Christen erscheinen, wird für vollen Ernst gespielt. Der durchgeführteste Bruch mit aller geschichtlichen Wahrheit wird als ihre gelungenste Fortbildung, die Ertödtung der Theologie in ihrer Herzenswurzel wird als ihre Erhebung zur wahren Wissenschaft gefeiert. Merke Dir hieran, mein Lieber, daß nichts vor dem heiligen Gott so sehr ein Gräuel ist, als der Hochmut des Wissens. Er straft ihn mit Erblindung und Verwüstung des Geistes.

Wir müssen im nächsten Briefe diese Fälschung des theologischen Principes nach Herkunft und Wirkung noch einmal überblicken.

Inzwischen stehe fest im Glauben, sei männlich und sei stark, und halte Dir alle Sirenenstimmen des Wissenshochmuts vom Leibe.

Was alle Weisheit in der Welt
Bei uns hier kaum kann lallen,
Das läßt Gott aus dem Himmelszelt
In alle Welt erschallen:
Daß Er alleine König sei
Hoch über alle Götter,
Groß, mächtig, freundlich, fromm und treu,
Der Frommen Schuz und Retter,
Ein Wesen, drei Personen.

P. G.

Dies Dogma wird auch die heutigen Formschneider überleben. Es hat schon Viele, die ihm gern einen modernen Rock anpassen wollen, überlebt. Sei nur getrost.

Dein ꝛc.

Nachrichten.

Halle.

Hr. Dr. Beyschlag, über dessen „Christologie des N. T." wir neulich bei Betrachtung ähnlicher Auffassungen über eine Vergottung des sündlosen Menschen (Nr. 27 ff.) einen kurzen Bericht gegeben haben, findet denselben in mehreren Punkten unrichtig, weil entgegengesezte Aeußerungen seines Buches unbeachtet geblieben seien, und wünscht nun in einem Schreiben an den Verfasser jenes Artikels eine berichtigende Ergänzung derselben durch Aufnahme der hier folgenden Bemerkungen. Wir tragen kein Bedenken, diesem Wunsche zu entsprechen, da wir uns nur freuen können, wenn Hr. Dr. Beyschlag

Beilage.

seine persönliche Stellung zur allgemeinen kirchlichen Lehre für weniger gegnerisch erklärt, als jener von uns in möglichster Unbefangenheit erstattete Bericht bekundete, müssen aber allerdings hinzufügen, daß wir in jenem kurzen Berichte natürlich nur die am meisten hervortretenden Züge des sich uns darbietenden Bildes geben konten und davon absehen mußten, eine Vereinbarung mancher uns als ganz unvereinbar und widersprechend erscheinenden Elemente in dem besprochenen Werke zu versuchen, oder auch diese Elemente einzeln aufzuzählen und als unvereinbar nachzuweisen; wir zweifeln auch sehr, ob es vielen Lesern besser gelingen wird als uns, ein den Wünschen des Verfassers völlig entsprechendes klares und widerspruchsloses Gesamtbild seiner Christologie zu gewinnen. Hr. Dr. Beyschlag schreibt:

„Es hat mich zuerst befremden müssen, daß Sie Ihre frühere Gesamtdeutung meiner [in Altenburg ausgesprochenen] Ansichten einfach wiederholt haben, ohne meinen ausdrücklichen Verwahrungen gegen diese Deutung irgend eine Beachtung zu schenken. Ich habe in meinem Vorwort deutlich erklärt, daß und warum meine Ansicht von der socinianischen toto genere verschieden sei: Sie stellen mich, ohne jede Rücksichtnahme hierauf, mit Socin abermals auf eine Linie. Ich habe dagegen protestirt, „daß mir Christus lediglich wie jede andere Persönlichkeit vorher im Gedanken Gottes existire." Sie wiederholen einfach die widersprochene Behauptung. Ich habe die Consequenz, daß nach mir alle Menschen zulezt anzubetende Gottessöhne werden könten, als eine entschieden falsche bezeichnet; Sie ziehen dieselbe von Neuem. Schon die Ueberschrift Ihres Aufsatzes, die den Kern Ihrer Auffassung ausdrückt: „die Vergottung des sündlosen Menschen", ist ja der Art, daß ich nicht nur gegen dieselbe protestiren müßte, sondern bereits protestirt habe. Ich habe im Vorwort erklärt, der Gedanke der Gottwerdung des Menschen Jesus bestehe bei mir nicht ohne den correlaten Gedanken der Menschwerdung Gottes in Christo (S. XXI) und Christus bleibe mir auch abgesehen von Sündhaftigkeit und Sündlosigkeit specifisch erhaben über alle Andern (XX). Aber noch mehr war ich überrascht, in Ihrer Berichterstattung mir Sätze förmlich zugeschrieben zu finden, welche mir dem Wortlaut wie dem Gedanken nach fremd sind, ja von denen das Gegenteil in meinem Buche wörtlich zu lesen ist. Ich hebe für diesen Sachverhalt nur die wichtigsten Belege, die sich leicht noch vermehren ließen, heraus. Gleich anfangs heißt es: Dieses (innergöttliche Eben- und Ur-) Bild sei nach mir „ein gedachtes, nicht wirkliches." Das Gegenteil hiervon ist an mehr als einer Stelle meines Buches deutlich zu lesen; z. B. S. 58: „dies führt uns auf eine ursprüngliche wesentliche Gottheit der hier angelegten Persönlichkeit oder auf ihre ewige reale Präexistenz", die in den folgenden Worten von der „idealen", die man allen Auserwählten zuschreiben könne, noch ausdrücklich unterschieden wird. — Die reine Menschheit, heißt es weiter, sei mir an und für sich völlig einerlei mit dem Göttlichen, und der Begriff eines vollkommenen, sündlosen Menschen decke sich mir vollständig mit dem Begriffe des menschgewordenen Gottessohnes. Abgesehen davon, daß der Begriff „menschgewordener Gottessohn" statt „menschgewordener Gott" mir fremd ist, finden Sie das deutliche Gegenteil dieser Sätze an verschiedenen Stellen meines Buches, z. B. S. 50: „aber auch die Zeugnisse absoluter Sündlosigkeit erschöpfen das Verhältnis von Vater und Sohn nicht"; S. 56: „eine Individualität wie alle andern, auch eine sündlose Individualität vermöchte das nicht"; und ganz besonders S. XXXIX: „es versteht sich aus diesen Ausführungen, soll aber um des richtigen Verständnisses der ganzen nachfolgenden Schrift willen bei dieser Gelegenheit noch eigens betont sein, daß ich unter der „rein menschlichen Persönlichkeit" Jesu nichts anderes verstehe, als die allgemein-menschliche Grundform seines Wesens und Lebens .., unbeschadet des göttlichen Inhalts, der in dieser menschlichen Form von Anbeginn angelegt ist und immer völliger zur Entfaltung komt... Die nachfolgenden Erörterungen werden es wieder und wieder bestätigen, wie wenig ich gesonnen bin, die Realität und Absolutheit des Seins Gottes in Christo irgendwie zu verflüchtigen und zu verkürzen u. s. w." Sie sagen weiter, daß ich wol von einer Menschwerdung Gottes, von einer Gottheit Christi rede, „nur ja nicht in dem Sinne, als ob dieser Gottessohn vor seinem menschlichen Dasein wirklich bei Gott oder in Gott existirt hätte." Dagegen steht S. XXXIX meines Buchs wörtlich: „gewiß muß das Gottesebenbild, das in Ihm geschichtliche Gestalt gewint, die Gottesfülle, die in ihm sich unter uns einwohnt, präexistirt haben in Ewigkeit und zwar in einer von dem unwandelbar in sich selbst verharrenden Sein des Vaters unterscheidbaren Seinsweise", und ebenso lesen Sie S. 83: „die positive Anlage der Persönlichkeit Christi führt auf eine reale Präexistenz derselben in Gott." — Sie sagen, meine Ansicht schließe jede wirkliche Menschwerdung eines irgendwie persönlich existirenden Logos aus, und betonen öfter, daß mir der Logos bloße schlechthin unpersönliche Potenz sei. Aber ich habe nicht nur S. XXXVIII das Unzulängliche des Terminus „Potenz" unzweideutig anerkant, sondern habe auch S. 84 über die „Persönlichkeit" des Logos geschrieben wie folgt: „Das präexistente Ebenbild .... wird allerdings insofern als persönliches zu denken sein, als es ja das Ebenbild des persönlichen Gottes und das Urbild der persönlichen Creatur ist; nicht aber wird es zu denken sein als zweite Persönlichkeit neben der absoluten Persönlichkeit des Vatergottes, denn es ist ja ein wesentliches Moment der absoluten Persönlichkeit selbst. Es wird demnach an Denken, Wollen und allem Personleben Gottes wesentlichen Anteil nehmen aber ein eignes, für sich seiendes Denken und Wollen, welches nur durch Einmütigkeit mit dem Denken und Wollen des Vaters congruirte, wird ihm nicht zugeschrieben werden können" (vergl. auch S. 158). — Sie schreiben mir die Lehre zu: „die Gottessohnschaft ist keine ewige, sondern eine gewordene"; die göttliche Würde eigne Jesu nicht von Natur, sondern sei ihm vom Vater gegeben. Sie machen damit ein Sowol als auch, daß auch Sie anerkennen müssen, bei mir zu einem „nicht — sondern". Denn S. 147 meines Buchs lesen Sie wörtlich: „daß eine menschlich-geschichtliche Persönlichkeit dies schlechthin Einzige nicht lediglich hintennach geworden sein könne, daß sie auf unmittelbare und einzige Weise aus Gott hervorgegangen, .. in Gott begründet gewesen sein müsse, drängte sich unabweislich auf", und S. 254: „das Kind, das in der Fülle der Zeiten geboren wird, ist schon als solches der in die Welt gesandte Sohn Gottes; ... Paulus aber legt entscheidenden Wert darauf, daß der geborne Sohn Gottes wird, was er von Natur ist, daß er das von seinem Vater Ererbte erwirbt, um es zu besitzen. — Sie schrei-

ben mir die Ansicht zu, daß man die johanneisch-paulinische Präexistenzlehre „als aus außerchristlicher Speculation hervorgegangen" nicht allzuhoch anschlagen und es bei Johannes überhaupt mit den Aussagen nicht ängstlich genau nehmen müsse. Solche Aeußerungen sind meinem Buche wie meinem Sinne vollkommen fremd. Den einzigen Scheinbeleg haben Sie dadurch gewonnen, daß Sie Worte, welche ich zur Verteidigung des Johannesevangeliums gegen den Vorwurf doketischer Geschichtsdarstellung gebraucht habe, für einen völlig andern Zusammenhang benutzen (Ev. K. Z. S. 321; Christol. S. 143). Die apostolische Logoslehre habe ich vielmehr „als urbildliche Lehre von der Person Christi" anerkant (S. 124), der ich mich nach Maßgabe meines Verständnisses demütig unterwerfe, und von Johannes S. 156 wörtlich geschrieben: „Johannes nimt die Logosidee aus dem geistigen Gemeinbesitz seines Zeitalters und Lebenskreises und macht daraus, was der Geist, der ihn in alle Wahrheit leitet und Christum in ihm verklärt, ihm gebietet." Heißt das, man muß dies Lehrstück bei ihm nicht allzuhoch anschlagen? — Sie schreiben mir die Behauptung zu, Christus sei eben der höchste Prophet und nichts mehr, und citiren hierzu S. 74 meines Buchs, als ob dieser nach meiner Ueberzeugung vollkommen falsche Saz dort zu lesen wäre. Es steht aber dort nichts der Art, sondern es wird nur von dem Ausspruch Joh. 10, 36 gesagt: so rede „ein Prophet, nicht eine trinitarische Person", und hernach wird S. 105 von derselben Stelle ausgeführt, daß sie, wie alle die Aussprüche, in denen Jesus nur die Stellung eines Propheten in Anspruch nehme, „nicht bis zur vollen möglichen Höhe seines Bewußtseins hinanreiche." Ueberdies habe ich den mir zugeschriebenen Saz S. 81 meines Buchs (Anm.) ausdrücklich verworfen, indem ich dort von einer „ganz ebionitischen und ungenügenden Christologie rede, nach welcher Jesus nur ein relativ Größter unter den Propheten, aber kein eingeborner Gottessohn und kein wirklicher Heiland der Welt wäre." — Sie haben endlich einen Saz von entscheidender Wichtigkeit in dem gradezu entgegengesezten Sinne verwertet, als in welchem er von mir ausgesprochen ist, der Saz, „daß man allerdings von jedem einzelnen Menschen in gewissem Sinne sagen könte, er habe als Potenz in Gott präexistirt." Ich spreche denselben (S. XXXVIII) aus, um zu begründen, daß es mir nicht in den Sinn kommen könne, mit dem Ausdruck „Princip" oder „Potenz" das eigentümliche Wesen der zweiten Hypostase erklärt zu haben, da ja diese Ausdrücke in gewissem Sinne auch von jedem andern Menschen gebraucht werden könten. Sie benutzen ihn (Ev. K. Z. S. 318), um durch ihn zu belegen, daß mir Christus nicht wesentlich anders präexistire als jeder andere Mensch; und dennoch lasen Sie S. XXXV von diesem mir zugeschriebenen Satze das stricteste Gegenteil: „denen gegenüber, die mich nicht anders haben verstehen können oder wollen, als daß ich Christum nur wie jeden andern Menschen im Rathschluß Gottes präexistiren lasse, sage ich klar und rund: nach meiner Lehre komt Christo eine Präexistenz zu wie keinem andern, nämlich eine trinitarische Präexistenz." *)

*) Obgleich nach der Ueberzeugung des Herausgebers die Sache in solcher Weise nicht gebessert werden kann, so konte er sich doch nicht entschließen, Herrn Dr. B. das Wort zu versagen. Helfen kann hier nur gründliche und unbedingte Umkehr und dazu wolle Gott Gnade geben!

Die allgemeine Missions-Conferenz in Bremen den 8—11. Mai 1866.

I.

Mitten unter den Unruhen der Mobilmachung, auf gleichen Bahnzügen mit ausgehobenen Kriegsmannschaften, begleitet von Reden, Urteilen, Befürchtungen, welche zeigten, daß Deutschlands Ruhe bis in den Kern der Sele erschüttert war, reisten am 7. Mai die Vertreter des Friedenswerks der Mission nach Bremen, dem stillen Friedensorte. Vom fernen Westen kam Grandpierre aus Paris, vom hohen Norden Probst Sirelius aus Finnland (Helsingfors), Dr. Kalkar aus Gladsaxe und P. Fich aus Copenhagen, Director Rudin aus Stockholm, Insp. Dons aus Stavanger; Holland hatte drei Vertreter gesandt, Heldring aus Hemmen, Wittevien aus Ermelo und Torenberger aus Utrecht; von deutschen Missionsgesellschaften waren vertreten: Barmen durch Insp. Fabri und Klein-Schlatter, Berlin durch Prochnow, Wangemann und Kratzenstein, Leipzig durch Hardelandt und Luthart, die Brüdergemeinde durch Reichel und Mäder, Bremen durch Vietor, Zahn und andere Bremer Brüder, Basel wenigstens indirect durch Dr. Gundert aus Calw, Gen.-Sup. Hoffmann aus Berlin, Prof. Geß aus Göttingen; als Gäste waren zugegen: Dr. Grundemann aus Gotha, P. Löfflad aus Barmen, die Missionare Krönlein und Knecht und eine Anzahl Bremenser christlicher Kaufleute.

Manche von den Anwesenden waren gekommen in der Erwartung, vor dem Schluß der Verhandlungen durch den Telegraphen in die Heimat zurückgerufen zu werden. Indeß hat die Gnade des Herrn nicht blos den Frieden um die Versammelten her in den Tagen des brüderlichen Zusammenseins erhalten, sondern er hat auch das an den 133. Psalm sich anknüpfende Eröffnungsgebet des ehrwürdigen Treviranus in Gnaden erhört; es war in jenen Tagen in That und Wahrheit fein und lieblich; denn Brüder haben einträchtig und einmütig getagt, und der Geist des Herrn war spürbar unter ihnen.

Dr. Fabri aus Barmen hatte die Einladungen zu der gemeinsamen Missionsconferenz — mit Ausschluß der doch einen anderen Geist athmenden anglo-amerikanischen Missionsgesellschaften — auf die eigentlich deutschen evangelischen Missionen beschränkt, denen die Holländer, Skandinavier und Finnen als völlig geistesverwandt, und die Pariser als Vermittlungsglied zwischen Deutschland und England zur Seite gerufen waren. Daß auf den Ruf eines preußischen Missionsinspectors auch zwei dänische Pastoren gekommen waren, bezeugte, daß das Vaterland der Kinder Gottes größer sei, als die von den Marksteinen der Landeskirchen begränzten Gebiete.

Die Begrüßung der Neuangekommenen fand am 7. Mai im gastlichen Hause des Kaufmann Stövesandt statt. Man sah dort einander zuerst, und trente sich, um ein jeder in das, für alle Gäste freundlichst zubereitete, gastliche Privatquartier zu gehen. Der folgende Morgen versammelte sämtliche Mitglieder in dem Sale des Fritz Vietorschen Gartens, dessen schöne weite Gänge auch in den Zwischenpausen Gelegenheit zu eingehenderen Privatgesprächen darboten. Die Constituirung des Vorstandes ergab das Resultat, daß Gen.-Sup. Hoffmann zum Vorsitzenden, Prof. Luthardt zu seinem Vertreter und die Inspectoren Kratzenstein und Zahn zu Schriftführern ernant wurden.

Der erste Gegenstand der Tagesordnung des ersten Tages war:

„Die Herstellung eines allgemeinen Missionsatlasses und die Herausgabe einer jährlichen allgemeinen Missionschronik." Dr. Grundemann aus Gotha, den die Liebe zur Heidenmission dazu bewogen hat, für einige Jahre aus seinem Pfarramt zu scheiden, um im Auftrage von Perthes in Gotha einen umfassenden Missionsatlas herauszugeben, entwarf vor der Versamlung eine Skizze dieses seines beabsichtigten Werks. „Onbekent maakt onbemint", sagt der Holländer, und die Unbekantschaft derjenigen Pastoren, deren Kentnis von der Mission durch den Kreis und Umfang einer interessanten Anekdotensamlung abgegrenzt ist, welche die Mission als ein Heiligenbild auf Goldgrund gemalt, ohne Boden unter den Füßen behandeln, — läßt befürchten, daß, sobald der Reiz der Neuheit in den Massen der Angeregten verschwunden sein wird, auch den Missionsunternehmungen der Neuzeit selbst der Boden unter den Füßen schwinden würde, wenn nicht eine wirklich solide Kentnis der vorliegenden Missionsarbeit auch einen solideren Unterbau verschaffte. Als Hilfsmittel zur Erlangung und Befestigung solcher soliden Kentnis schlug Gr. nun zweierlei vor, den gegenwärtig von Perthes in Gotha in Angriff genommenen Missionsatlas und eine Missionschronik. Der Atlas soll 112 Blätter in gr. Octav umfassen und mutmaßlich 4 bis 6 Thlr. kosten; jeder einzelnen Missionsgesellschaft sollen die ihr Gebiet beschreibenden Charten zu einem billigen Preise belassen werden, so daß dieselbe für ihre Mitglieder kleine Special-Atlanten ausgeben kann. Von jeder gezeichneten Platte sollen nur 500 Exemplare zur Zeit abgezogen werden, damit jede inzwischen eintreffende neue Notiz sofort für die folgenden Abdrücke mitbenuzt werden und der Atlas sich also allzeit auf der Höhe der Gegenwart halten könne. Die vorgelegten 7 Probeblätter fanden allgemeine Anerkennung.

Die Missionschronik und Statistik soll in alljährlicher Zusammenstellung in einem für etwa 10 Sgr. zu beziehenden Hefte von 10 bis 15 Bogen eine Uebersicht über die Jahreserfolge der einzelnen Missionsgesellschaften geben, zugleich mit Nachrichten über die Länder der Missionsgebiete, ihre politischen und socialen Zustände, die Missionsstationen, die Zahl der Arbeiter und der Getauften, Predigtreisen, Uebersetzungen ꝛc. Sie soll jeden Missionsfreund in den Stand setzen, sich op de hogde oder au courrant der Mission zu erhalten.

Beide Unternehmungen wurden von der Versamlung mit lebhafter Teilnahme willkommen geheißen, und Dr. Grundemann, der für jezt und noch etwa zwei Jahre lang mit der Herstellung des Atlas beschäftigt ist, versprach auf wiederholte Aufforderung der Versamlung nach Vollendung des Atlas die Herausgabe der Missionschronik zu übernehmen.

Den zweiten Berathungsgegenstand des ersten Tages bildete die Frage: „Welche Gesichtspunkte sind bei der Errichtung von Katechetenschulen maßgebend, und nach welchem Plane sind sie einzurichten?"

Der Referent, Dr. Gundert, sprach aus der reichen Erfahrung heraus, die er in langjährigem Dienst als Missionar in Ostindien gesammelt hatte. Daß jeder Missionar möglichst bald und in möglichst großem Umfange die Nationalkräfte der bekehrten Heiden zur Förderung des Missionswerks heranziehe, versteht sich von selbst. Die Frage ist aber, ob die Gewinnung von Nationalpredigern mehr durch Schulen inmitten der Heidenwelt oder durch Erziehung eingeborner Jünglinge auf europäischen Anstalten erstrebt und erreicht werden solle. Das Urteil des Referenten ging darauf hin, daß der erstgenante Weg vorzuziehen sei. Aber man dürfe nichts übereilen. Wenn nicht mindestens 1000 Getaufte eine genügende Basis abgäben, um aus ihrer Zahl etwa 30—40 Schüler zu gewinnen, aus denen schließlich 5—6 als brauchbar zum Katechetendienst sich zu erweisen pflegen, so würde solche Anstalt nicht lebensfähig sein. Tagesschule, Katechetenschule und Predigerseminar sind die drei übereinander zu bauenden Stufen, von denen keine eingerichtet werden darf, ohne daß die vorhergehende genügend begründet ist. Für die neueingerichtete Katechetenschule ist es zwar als Ziel ins Auge zu fassen, daß sie baldmöglichst auf das Niveau der europäischen Bildung gehoben werde. Allein man darf den aus dem Heidentum bekehrten Jünglingen, deren Zahl man nicht allzueng und einseitig auf die wirklich Erweckten beschränken möge, nicht zu viel zumuten, namentlich ihr Gedächtnis nicht überladen, auch nicht zu streng an einen methodischen Gang sich binden. Jede Katechetenschule bedarf dreier Lehrer, eines für die Sprache, eines für die Realien, eines für die Theologie. Diese Lehrer haben auf Entwerfung guter Lehrbücher und Leitfäden besonderen Fleiß zu verwenden. Die Schuleinrichtung entferne sich nicht allzuweit von der Landesart — lege z. B. kein Gewicht darauf, ob die Schüler mit dem Löffel oder mit der Hand essen —; die künftigen Diener ihres Volks müssen vielmehr möglichst eng mit dessen Sitten verwachsen bleiben. Während des Cursus müssen sie aber an der Heidenpredigt bereits selbst teilnehmen durch Reisepredigten und Hilfeleistungen anderer Art; an die theoretische Vorbereitung möge sich allzeit die praktische Ausbildung anschließen. Auch die Erziehung der weiblichen Jugend möge nicht vernachlässigt werden. Für solche Katechetenschulen die Hälfte aller auszusendenden Missionskräfte zu verwenden, ist nicht zu viel, da der Mission ja nicht blos die Aufgabe obliegt, eine möglichst große Zahl zu taufen, sondern auch das Bestehen kirchlicher Gemeinden durch solide Einrichtungen zu begründen.

Bei der Besprechung dieses wichtigen Gegenstandes wurde das von vielen Seiten so nachdrücklich betonte Bestreben, die europäischen Missionare möglichst bald durch eingeborne Prediger und Lehrer zu ersetzen, als ein nicht durchweg zu billigendes erkant. Die Stumpfheit des einen Volkes, der Hang zum Allegorisiren beim zweiten, das einseitige Vorherrschen der Phantasie oder des Gefühls beim dritten macht es bedenklich, die gesamte geistliche Pflege eingeborenen Dienern des Worts zu überlassen; ja selbst auf den so gepriesenen Südseeinseln hat die geringere natürliche Begabung der Eingeborenen gemacht, daß doch zumeist nur schwächliche Gefäße für die Predigt des Evangeliums aus ihnen gewonnen worden sind, welche der soliden Stütze europäischer Missionare nicht entbehren können.

Ziemlich allgemein wurde auch anerkant, daß es sich nicht empfehle, Eingeborene in Europa auszubilden, weil sie nicht blos den Einflüssen des Klima leicht unterliegen, sondern auch in Europa der Gefahr ausgesezt sind, durch die Bewunderung anstaunender Missionsfreunde in Hoffart zu fallen, oder entnaturalisirt zu werden, so daß sie bei ihrer Rückkehr dennoch Fremdlinge unter dem eigenen Volke sind, die, an die europäischen Bedürfnisse gewöhnt, nicht mehr die einfachere und billigere Lebensweise ihrer Volksgenossen zu teilen im Stande sind. Mehr empfehle es sich, Jünglinge, die in ihren Umgebungen zu Katecheten ausgebildet sind, auf eine kurze Zeit nach Europa zu schicken.

Die Erreichung des Musters europäischer Schulen darf nicht zu fest ins Auge gefaßt werden. Paulo genügte es, Allen Alles zu sein; so genügt es für die Ausbildung der Nationalgehilfen, wenn sie ihrerseits den Bedürfnissen ihres Volkes genügen. Aber nicht in

die Realien, wie dies bei den Engländern oft gefunden wird, sondern in gründliches theologisches Wissen muß der Schwerpunkt der Bildung gelegt werden. Die jungen Leute müssen einen apostolischen Brief verstehen, Uebersichten über Inhalt und Einteilung machen, Themata zu Predigten herausheben und einen Bibelabschnitt gut exponiren können, und dazu die nötigen Kentnisse aus der Kirchengeschichte, der biblischen Geschichte alten und neuen Testaments und aus der Einleitung in die h. Schrift sich angeeignet haben. Die Realien — namentlich Geographie und Geschichte — wurden andererseits, obgleich erst in zweiter Linie stehend, ebenfalls als ein wichtiges und nicht wol entbehrliches Bildungsmittel erkant. Als Unterrichtssprache ist nicht die englische, sondern die Landessprache festzuhalten. —

Der zweite Versamlungstag brachte zunächst den Vortrag des Dr. Fabri über die Frage: „In welcher eigentümlichen Weise hat die Verkündigung des Evangeliums sich in der Mission zu gestalten?“

In Bezug auf drei Stücke, so führte der Redner zunächst aus, stimt die gesamte Missionspraxis überein, nämlich 1. daß alle Menschen eines Heilandes bedürfen, 2. daß alle dem Heil in Christo zugänglich und für dasselbe von Gott bestimt sind, 3. daß für alle der gleiche Weg vorgeschrieben ist. — Aber in der Art der Verkündigung der Heilsbotschaft scheidet sich heutzutage eine doppelte Tendenz. Die Einen dringen auf eine möglichst gleichartige Behandlung aller Heidenvölker, die Anderen betonen mehr, daß man jede Nationalität in ihrer besonderen Gestaltung genau ins Auge fassen müsse; jenes mehr die pietistische, dieses mehr die confessionelle Richtung. Die Frage ist: In welcher Gestalt hat die Heilsverkündigung die meiste Aussicht, schnell und sicher in die Heidenmassen einzudringen? Fabri fordert für die Erreichung des gesteckten Ziels vor Allem einen wirklich methodischen Ausbau der Heilsverkündigung, welcher den praktischen und nationalen Bedürfnissen und sittlichen Zuständen der Heidenwelt entspreche.

Die erste Hauptfrage ist also: Welches ist der Ausgangspunkt für diese methodisch aufzuerbauende Verkündigung? Gibt es in der h. Schrift einen Fundamentalbegriff, in welchem der ganze Bau der Heilsordnung wie im Keime enthalten ist? Fabri beantwortete diese Frage mit Ja und bezeichnete den biblischen Begriff des Reiches Gottes als den Fundamentalpunkt, von welchem sowol Johannes der Täufer, als der Herr Jesus seinen Ausgang genommen habe.

Die gegenwärtige Praxis der Missionare befolgt freilich einen anderen Gang. Fast alle gehen davon aus, daß sie zunächst das Sündenbewußtsein zu erwecken suchen, damit in dem zerbrochenen Herzen der Glaube durch den h. Geist gewirkt werde. Diese Weise scheint Fabri bedenklich; sie entspreche nicht der Weise des Herrn und der Apostel, die mit einer frohen Botschaft an die Hörer herangetreten seien, um sie zu gewinnen durch freundliche Einladung und nicht durch Schrecken der Verdammnis. Eine zweite gegenwärtig übliche Praxis der Missionare sei die besonders von den Boten der Brüdergemeinde befolgte, daß man bei ihrer ersten Verkündigung in liebevoller Weise sich an die Heiden wende, um ihnen Gottes Liebe, wie sie namentlich im Opfertode Christi sich geoffenbaret hat, zu preisen. Aber auch diese Weise verwirft Fabri, weil die Vorstellungen vom Kreuz und Opfertode Christi den Heiden viel zu fern liegen, als daß sie dieselben ohne vorbereitende Erziehung zu fassen im Stande wären.

Ohne daher den Segen, der auf der bisherigen Praxis um der Treue der Arbeiter willen geruht hat, verkleinern zu wollen, müsse doch nach einem geeigneteren Ausgangspunkte ausgesehen werden. Dieser dürfe nicht den streng ernsten Bußcharakter tragen, sondern den einer frohen Botschaft; denn die niedere Lust der Heiden werde am wirksamsten durch Darbietung einer höheren Lust, — der Gnadengüter des Reiches Gottes bekämpft. Ein Haupthindernis bei den Heiden gegen die Annahme des Christentums ist der unter ihnen weitverbreitete Gedanke, das Christentum sei nur des weißen Mannes Religion. Die Idee des Universalismus, der völligen Einheit eines von Einem Blute abstammenden, darum in sich zusammengehörenden Menschengeschlechts ist den Heiden verloren gegangen zugleich mit dem Bewußtsein eines einigen Gottes. Dieser Grundirrtum der Heiden kann nur durch die Grundwahrheit siegreich bekämpft werden, daß ein einiger Gott, der Vater, ein einiges Reich auf Erden hat, zu welchem er auch die Heiden als vollberechtigte Mitglieder einladet. —

(Schluß folgt.)

Ein Erlaß Sr. Majestät des Königs.*)

Aus Ihrem Berichte vom 17. d. M. habe Ich mit lebhafter Befriedigung ersehen, daß in Neu-Vorpommern aus den Ueberschüssen vermögender Kirchenkassen von den gesezlichen Vertretern derselben Mittel zur Verfügung gestellt worden sind, um die Zahl der bei der Armee etatsmäßig angestellten Feldgeistlichen durch freiwillig sich darbietende Hilfskräfte nach Bedürfnis vermehren und auf solche Weise den vor dem Feinde stehenden Truppen, wie den Verwundeten und Kranken in den Lazarethen den Trost göttlichen Wortes und die Segnungen des Sakraments um so reichlicher spenden zu können. Indem Ich Sie hierdurch beauftrage, denen, von welchen Anregung und Beihilfe zu solchem christlichen Werke ausgegangen, Meine Anerkennung dafür auszudrücken, spreche Ich zugleich den Wunsch aus, daß auch an anderen Orten die Vertreter vermögender Kirchenkassen sich zu gleicher Liebesthat für ihre für sie fechtenden Brüder und Söhne bereit finden lassen mögen und ermächtige Ich Sie, für dergleichen Zuwendungen aus den Ueberschüssen der Kirchenkassen die kirchenregimentliche, für die Kirchenkassen Meines Patronats aber auch die patronatische Genehmigung zu erteilen. Diese Meine Ordre ist zur öffentlichen Kentnis zu bringen.

Berlin, den 18. Juni 1866.

(gez.) Wilhelm.
(gegz.) v. Mühler.

An den Minister der geistlichen ꝛc. Angelegenheiten.

---

*) Wir beeilen uns, diesen Erlaß, der uns eben vor dem Schluß unsers Blattes zugeht, unsern Lesern mitzuteilen. Wir werden auf die hochwichtige Angelegenheit nächstens noch weiter eingehen.

Anm. der Red.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 27. Juni. № 51.

Die Cherubim.

III. (Schluß.)

Den Beschluß wollen wir mit der Betrachtung des großartigen Cherubimgesichtes bei Ezechiel machen. Zuvor aber wollen wir noch die beiläufige Erwähnung des Cherub in Ezech. 28, 14 ins Auge fassen. Der Prophet spricht da in der Weissagung gegen den König von Tyrus zu diesem: „Du warst ein gesalbter Cherub, der deckende." Wie der Cherub die Vielheit des Geschaffenen in eine Einheit zusammenfaßt, so der König die Vielheit seines Volkes. Man kann das Wesen der Königlichen Stellung kaum passender bezeichnen, wie durch den Namen Cherub. Jeremias nent in Klagel. 4, 20 den König Israels den Lebensodem seines Volkes, so daß dieses mit ihm lebt und stirbt. Gleich dem Cherub ferner ist der König eine Concentration des schöpferischen Wesens. Mit Recht sagt Bähr: „Die beifolgende Beschreibung der Weisheit, Schönheit, Vollkommenheit, Macht, Größe und Herlichkeit dieses Königes zeigt deutlich, daß die Benennung Cherub darum auf ihn übertragen wird, weil er sich auf der höchsten Stufe des geschöpflichen Lebens befand. Alles, was diese Schöpfung Großes und Herliches hat, war in ihm vereinigt wie im Cherub." Der König selbst nent sich Gott, eine Stellung ähnlich der eines gesalbten Cherub gesteht der Prophet ihm zu, aber weil er über diese Stellung hinausging, die ihm von Gott verliehen war, der ihn gesalbt, ihn durch seinen Geist mit Gaben ausgerüstet hatte, so wird sie ihm von Gott entrissen und er sinkt zu völliger Nichtigkeit hinab. Der Cherub wird näher bezeichnet als „der deckende." Der Artikel weist auf den bekanten deckenden Cherub im Heiligtum hin und speciell auf 2 Mos. 25, 20. Wie der Cherub im Heiligtum die Bundeslade und speciell die Sühne deckt, zur Bezeichnung des Schutzes, welchen er in Folge der Wirkung des über ihm waltenden Gottes dem Bundesvolke gewährt, so ist der König von Tyrus der Beschützer seines Staates mit allen Völkern, die von ihm abhängig sind. Wie aber bei dem Cherub die schützende Macht nur zunächst von ihm ausgeht, in Wahrheit von der ihn beselenden Kraft Gottes, so hat auch der König von Tyrus nur durch Gottes Gnade die Kraft zu decken, und da er sich dieser Gnade unwürdig gemacht hat, so geht die Kraft verloren. Viele Verwirrung ist dadurch herbeigeführt worden, daß man die Vergleichung mit dem Cherub, welche sich einzig und allein auf die angeführten Worte beschränkt, weiter ausgedehnt hat, wie z. B. Bähr bemerkt: „Hier wird der König von Tyrus bildlich ein deckender Cherub genant und von ihm gesagt: In Eden, im Garten Gottes, wohntest du", und Riehm: „Der König von Tyrus wird mit dem Cherub verglichen, der auf dem Berge Gottes wohnt und inmitten feuriger Steine wandelt." Das: „in Eden, dem Garten Gottes, waresst du", in einer Lage, herlich gleich der des ersten Menschen im Paradiese, in V. 13, und ebenso das in V. 14 auf die Vergleichung mit dem Cherub folgende: „auf dem Berge Gottes waresst du, inmitten der feurigen Steine", die um dich eine schützende Mauer bildeten, so daß du unter Gottes mächtigem Schutze deine Unterthanen schützen konntest, steht zu dem Cherub in gar keiner näheren Beziehung, sondern schildert die Herlichkeit des Königes von Tyrus unter einem andern Bilde. Er gleicht in dieser seiner Herlichkeit 1. dem ersten Menschen im Paradiese, 2. dem Cherub, 3. einem solchen, der auf hohem Berge von feuriger Mauer umgeben ist.

Wenden wir uns nun zu dem erhabenen Cherubimgesichte, welches die Weissagungen Ezechiels eröffnet.

Den geschichtlichen Ausgangspunkt dieses Gesichtes bilden falsche Hoffnungen, welche damals die Gemüter der in Jerusalem Zurückgebliebenen mit dem Könige Zedekias an der Spitze ergriffen hatten. Es war ein Schwindelgeist über das Volk ausgegossen. Man schlug die Weissagungen des Jeremias in den Wind, welche die bevorstehende Vollendung des Gerichtes durch die Chaldäer ankündigten. Im Vertrauen auf die Verbindung mit der Aegyptischen Macht, die damals irgend einen Aufschwung genommen haben muß, hoffte man, sich bald ganz von der Chaldäischen Oberherschaft freimachen zu können. Diese Hoffnungen waren auch auf die Exulanten übergegangen, wie das an sie gerichtete Sendschreiben des Jeremias in C. 29 dies zeigt. Er warnt sie darin: „lasset euch die Propheten, die unter euch sind, nicht betrügen und gehorchet euren Träumern nicht, denn sie weissagen euch falsch in meinem Namen." Bald, dachte man, werde Rückkehr ins Vaterland freistehen, und an diesen Gedanken schloß sich der andere, dazu mitzuwirken. Diesen Illusionen und Aufregungen, welche das Volk verhinderten, mit Ernst den von Gott gewiesenen Weg der Buße zu betreten, sollte Ezechiel entgegenwirken. Diese Gegenwirkung erfolgt zuerst durch das Gesicht von den Cherubim, dessen sachlichen Gehalt Grotius kurz und gut also bezeichnet: „alles ging nach langer Geduld Gottes

auf die Rache hinaus." Die folgenden Reden des Propheten verhalten sich zu diesem eröffnenden Gesichte wie die Erläuterung zu dem Texte.

Parallel dem Cherubimgesichte des Ezechiel ist der siedende Topf aus Norden kommend, welcher seinem älteren Amtsgenossen Jeremias bei seiner Berufung nach C. 1, 13 gezeigt wird, mit der hinzugefügten Erläuterung: „von Norden wird sich offenbaren das Böse über alle Bewohner des Landes. Denn siehe ich rufe alle Geschlechter der Königreiche gen Norden und sie kommen und setzen ein jeder seinen Stuhl vor die Thore Jerusalems und gegen alle ihre Mauern ringsum und gegen alle Städte Judas." Die Vision Ezechiels dient dazu, jene ältere Vision gegen die Anfechtungen der Zeit aufrecht zu halten und zu bestätigen. Sie stellt allen Hoffnungen des Heiles die zürnende Allmacht entgegen. Wir haben hier zugleich das Gegenstück zu jener ersten Erscheinung der Cherubim im Paradiese. Wie dort der über den Cherubim erscheinende Gott mit dem flammenden Schwerte von dem Baume des Lebens ausschließt, so stellt sich hier der über den Cherubim erscheinende Gott zwischen das Volk und das Heil und schneidet dem Volke jeden Zugang zu dem Heile ab.

Die Schilderung beginnt in C. 1, 4 mit den Worten: „Und ich sah und siehe ein Sturmwind kam von Norden, großes Gewölk und verschlungen Feuer und Glanz ihm (dem Gewölke) ringsum (von dem durchscheinenden Feuer) und aus seiner Mitte anzusehen wie Chasmal, ausmitten des Feuers." Daß die Erscheinung drohenden Charakter trägt, zeigt die Verbindung der drei Hauptbilder von Zorn, Gericht und Strafe, des Sturmes, der Wolke und des Feuers, dessen nähere Bezeichnung als verschlungenes, zusammengeballtes Feuer, aus 2 Mos. 9, 24 entlehnt, darauf hinweist, daß dieselbe Energie der strafenden Gerechtigkeit Gottes, welche sich einst in der Urzeit an den Egyptern offenbarte, sich nunmehr wider das erwählte Volk Gottes richten wird, welches die Gnade Gottes auf Mutwillen gezogen hat, des Gottes, der zu ihm ernst warnend gesprochen hat: „der Herr dein Gott ist ein verzehrend Feuer, ein eifriger Gott." Ausmitten des Feuers tritt dem Propheten anzusehen wie Chasmal das Bild Gottes entgegen. Chasmal bezeichnet hier den Kern der Persönlichkeit Gottes, die Heiligkeit, d. h. die unendliche Herlichkeit, die unbedingte Erhabenheit über alles Geschaffene, seine Unvergleichlichkeit, seine Absolutheit. Daß es etwas von dem hellsten Glanze bezeichnet, daran läßt der in C. 8, 2 ihm parallele „Lichtglanz" keinen Zweifel übrig. Die Alexandrinische Uebersetzung gibt es durch Electrum wieder, ein durch seinen Glanz ausgezeichnetes Metall, bestehend aus Gold, dem ein Fünftel Silber beigemischt wird. „Ausmitten des Feuers" das ließ die Sele im tiefsten Innersten erbeben. Es ist schrecklich, den Quell alles Heiles zum Feinde zu haben. Alle Hoffnung ist damit zu Boden geworfen. Es ist Niemand im Himmel und auf Erden, der aus seiner Hand entreiße. Und doch hat die Sache auch eine tröstliche Seite. Es ist besser, in Gottes Hände zu fallen, als in die der Menschen, besser es mit Gott zu thun zu haben, als mit den gräulichen Chaldäern. Zürnt er auch zunächst und zwar mit einem Zorne, „welcher brent bis zur untersten Hölle und verzehrt das Land mit seinem Gewächs und anzündet die Grundfesten der Berge", 5 Mos. 32, 22, so ist doch bei ihm immer ein Hintergrund der Barmherzigkeit vorhanden und zwar einer Barmherzigkeit, die so groß ist wie er selbst, deren Unendlichkeit ein Ausfluß seiner Heiligkeit ist, und auf die Buße wird das Heil folgen.

Die weitere Beschreibung der Vision, wie sie von V. 5 an gegeben wird, bietet folgende Momente dar. Zunächst unter dem hohen Throne, auf dem Gott in Menschengestalt sizt, gleich einem herlichen Könige, zeigt sich das Gewölbe, das Abbild des Himmels, die Verkörperung des Namens Zebaoth, mit dem der Herr so oft als der allmächtige Herscher des Himmels bezeichnet wird. Die Beschreibung des Gewölbes ist ganz kurz gehalten, weil in der vorliegenden Sache „die Mächte des Himmels" nicht unmittelbar beteiligt sind. Um so ausführlicher ist die Beschreibung derjenigen Momente in der Vision, welche Gott als den Herrn der Naturwesen und der Naturkräfte darstellen. Denn eben diese wollte der Herr zur Strafe über sein ungetreues Volk aufbieten. Die Chaldäer, die Repräsentanten der lebendigen Wesen, das Ineinander von Mensch, Löwe, Stier und Adler (Dan. 7, 4), sollten Jerusalem einnehmen, und mit Feuer sollte es verbrant werden. Die lebendigen Wesen werden durch die Cherubim repräsentirt, die in diesem Zusammenhange nur die eine Erklärung zulassen: Gott sendet die Creatur wider sein abtrünniges Volk; die Naturkräfte durch die Räder. Es ist eine ganz ungehörige Frage, in welcher Weise die Räder mit den Cherubim verbunden waren. Es genügte für das Bild des Wagens, daß die Cherubim die obere Stelle einnahmen, die Räder, unter deren Bilde sich die Naturkräfte wegen ihrer Wucht und Energie darstellen, die untere. Alles ist leicht und luftig zu denken. Wir haben ein hingehauchtes Gedankenbild vor uns, viel zu ätherisch, als daß die Malerei oder gar die Sculptur sich seiner bemächtigen dürfte. „Das Aussehen der Räder und ihre Arbeit war wie der Anblick des Chrysolith": das weist auf die Herlichkeit der Naturkräfte hin. „Ein Rad war inmitten eines Rades", in jedes Rad noch ein Rad hineingestellt; „nach ihren vier Seiten gingen sie beim Gehen": das weist darauf hin, daß die Naturkräfte Gott unbedingt zur Disposition stehen, daß er sie gebrauchen kann, wo er will, und senden, wohin er will. Daß die Felgen der Räder voll Augen sind, das deutet darauf, daß die Naturkräfte nicht blind wirken, sondern durch die Vorsehung geleitet werden. Daß der Geist des Lebendigen in den Rädern ist, zeigt, daß eine und dieselbe göttliche Kraft in den lebendigen Wesen und in den Naturkräften wirksam ist, so daß sie harmonisch zu dem von Gott gestellten Zwecke wirken. In der Wiederholung des Cherubimgesichtes in C. 10 streckt der Cherub seine Hand aus, nimt das Feuer, womit Jerusalem verbrant werden soll, ausmitten der Räder und übergibt es dem in Leinen Gekleideten, dem Engel des Herrn, der von dem auf dem Throne Sitzenden den Befehl erhalten hat, Jerusalem zu verbrennen. Dadurch wird angedeutet, daß die durch die Beteiligung des Cherub abgebildete Thätigkeit der Chaldäer bei der Verbrennung der Stadt eine durchaus untergeordnete ist, daß in der Hauptsache die Verbrennung Jerusalems nicht anders anzusehen ist, wie die von Sodom und Gomorrha, bei der gar keine menschliche Mitwirkung stattfand. Das Feuer befindet sich unter dem Throne Gottes, ist ein von Gott geschaffenes Element, und der Cherub reicht es nur auf Gottes Befehl dem Engel dar, von dem die eigentliche Action ausgeht. — In Ezech. 11, 22 heißt es: „Da schwungen die Cherubim ihre Flügel, und die Räder gingen neben ihnen, und die Herlichkeit des Gottes Israel war über ihnen." Mit Recht macht Kliefoth darauf aufmerksam, daß es blos heißt: die Räder, während es heißt: ihre Flügel. Das beweise, daß die Räder, wenngleich sie der Bewegung der Cherubim folgten, doch nicht zu den Cherubim selbst gehören. — Diejenigen, welche bei den Cherubim nicht zwischen dem Gedanken und seiner Einkleidung unterscheiden wollen, werden durch die Räder sehr in Verlegenheit gesezt. Mit Recht machte Velthusen geltend: Die Räder sind so mit den Cherubim verbunden und machen mit denselben so sehr ein Bild aus, daß sie mit diesen Thieren stehen, fortgehen und sich erheben, ohne daß sich eins vom andern trennen könte: so daß, wer die Cherubinen nicht für eine bloße bildliche Erscheinung hält, Räder und Thron zugleich mit als wirklich in der Natur vorhandene Dinge an-

sehen muß, deren sich der Höchste bei seiner Ankunft bediene. Die Juden haben dies eingesehen und daher die Räder als eine eigne Klasse von Engeln betrachtet.

Man wird in der großartigen Darstellung des Universums bei Ezechiel unterscheiden müssen zwischen dem, was dem ewig gleichen Wesen angehört, und dem, was sich speciell auf die vorliegenden Umstände bezieht, auf das Werk des Zornes, das eben jezt an dem entarteten Bundesvolke zu vollziehen ist. Dieser Unterschied gibt sich schon bei dem auf dem Throne Sitzenden zu erkennen. Nach C. 1, 27 war die Erscheinung Gottes unterhalb der Hüfte wie der Anblick des Feuers, welches ringsum eingeschlossen, eines concentrirten Feuers, oberhalb wie Lichterz. Das Lichterz bezeichnet das ewig gleiche Wesen Gottes, seine überschwängliche Herlichkeit. Das Feuer unten gegen die Erde hin bedeutet „die Zornglut seiner Richter- und Rächerfunction", die eben jezt sich geltend macht, in der Hauptsache aber doch nur untergeordnete Bedeutung hat. Aber auch bei den Cherubim tritt uns derselbe Unterschied entgegen. Da beziehen sich speciell auf die vorliegenden Umstände „die Füße, funkelnd wie der Anblick von glühendem Erze," in C. 1, 7, womit sie alles Widerwärtige vernichten sollen. Ebenso bezieht sich auf die vorliegende Mission V. 13, 14: „Und das Aussehen der Thiere war wie Feuerkohlen, sie brennen wie Fackeln. Das Feuer geht einher zwischen den Thieren, und Glanz hat das Feuer und aus dem Feuer fährt Bliz. Und die Thiere liefen hin und her, anzusehen wie das Sprühfeuer." Die Thiere können die Zeit kaum erwarten, da sie ihre Mission als Diener der göttlichen Rache erfüllen sollen. Das ist das zeitliche Moment in der Schilderung der Cherubim bei Ezechiel, geradeso wie bei der ersten Erscheinung des Cherubs im Paradiese die Verbindung mit dem blitzenden Schwerte nur eine temporäre, lösbare ist. Unter anderen Umständen würde Alles an ihnen einen heiteren, freundlichen Charakter tragen. In der Wiederholung der Schilderung der Cherubim in der Apokalypse, wo der über den Cherubim erscheinende Gott zum Besten seiner Kirche einschreitet, ist Alles ausgeschieden, was auf Zorn, Strafe und Verderben hindeutet.

So ernst und drohend aber hier die Erscheinung ist, so fehlt das freundliche Moment doch auch hier nicht, und darauf müssen wir hier um so mehr noch zum Schlusse hinweisen, da so Vieles darauf führt, daß eine Wiederholung jener Erscheinung sich vorbereitet. Nach Ezechiel 1, 27. 28 ist das Ganze der Erscheinung rings von einem Glanze umgeben. „Wie der Anblick des Bogens, der in der Wolke ist am Tage des Regens, also der Anblick des Glanzes ringsum." Den sachlichen Inhalt des Bildes hat schon Grotius richtig erkant: „Die göttlichen Gerichte, so streng sie auch seien, werden doch nicht das Gedächtnis des Bundes, geschlossen mit Abraham, Isaak und Jakob, austilgen." Der Regenbogen ist seit 1 Mos. 9 unabänderlich zum Symbol der nach dem Zorne wiederkehrenden Gnade geweiht. Ob bei uns ist der Sünden viel, bei Gott ist viel mehr Gnade, das ruft das liebliche Bild des Regenbogens der durch die furchtbare Wolke (V. 4) erschreckten und wegen ihrer Sünden zagenden Kirche zu. Ihr gehören die Sprüche: „ich tödte und ich mache lebendig," und „er verwundet und er verbindet, er schlägt und seine Hände heilen" allein an, während die Wolke ihr mit der Welt gemeinsam ist. Das Gesicht von dem Regenbogen hat sich herlich erfüllt, da nach der Chaldäischen Zerstörung erst die fröhliche Rückkehr erfolgte und dann die Botschaft ertönte: „siehe, ich verkündige euch große Freude, denn euch ist heute der Heiland geboren," und es wird sich erfüllen bis an das Ende der Tage. „Wenn es komt, daß ich Wolken führe über die Erde, so soll man meinen Bogen sehen in den Wolken," das ist das ewige Privilegium, welches der Kirche Gottes auf Erden erteilt ist. Das wollen wir ins Herz schließen, so werden die Wolken

uns nicht bange machen, sondern mit freudiger Hoffnung erfüllen. Je dichter sie sind, desto herlicher wird der Regenbogen strahlen.

Nachrichten.

Die allgemeine Missions-Conferenz in Bremen den 8—11. Mai 1866.

I. (Schluß.)

Dies also der Ausgangspunkt der Verkündigungsbotschaft. Wie wird sie nun im Einzelnen auszuführen sein? Fabri unterscheidet drei Stadien. Im ersten tritt der Charakter der Botschaft als solcher ganz scharf und schlagend hervor. Der Missionar tritt vor das Heidenvolk als ein Gesandter Gottes, der ein Wort des Allerhöchsten — von welchem ein dunkles Bewußtsein noch bei allen Heidenvölkern übrig geblieben ist — auszurichten hat. Während die Heiden dumpf verzweifelnd sagen: Es gibt ein Allerhöchstes, das kümmert sich aber nicht um uns, darum müssen wir den niederen Göttern und den Selen der Abgeschiedenen unsere Opfer weihen, bringt der Missionar sein Zeugnis, sein martyrium von dem höchsten Gott an sie: Das Reich Gottes ist da, der Allerhöchste will auch Euch! Dies Zeugnis werde aber in aller Einfalt ausgesprochen, alle theologische Auseinandersetzung, ja selbst ein allzuausgedehnter Gebrauch des Bibelworts würde hier den Charakter der Botschaft nur abschwächen. Nicht mit der Bibel in der Hand, einen Text vorlesend und auslegend, trete der Bote unter die Heiden, sondern er steige vielmehr in die täglichen Wahrnehmungen des Lebens herab; Geistesgegenwart, Mutterwitz, gesunder Menschenverstand sind hier vor Allem nötige Eigenschaften.

So weit das erste Stadium. Die Botschaft vom Reich ist Gegenstand der Gespräche unter den Heiden geworden, die Neugierde ist befriedigt, die ersten Anzeichen des Hasses regen sich, die Scheidung erfolgt. Aber eine Anzahl von Hörern verlangt mehr zu hören. Nun nimt die Botschaft mehr einen lehrhaften Charakter an, obgleich nicht das Gepräge der heimatlichen Predigt, sondern das des Gesprächs, der Disputation. Ihr Inhalt ist die Darstellung der Person Christi und des Heilsweges, die Gleichnisreden, die Bergpredigt, die Grundthatsachen des Heils, so daß den Heiden endlich die Frage sich aufdrängen muß: Was muß ich thun, daß ich selig werde? Hier werden sich wiederum etliche scheiden, die Polemik sezt ein; die Thorheit des Götzendienstes wird nachgewiesen, obgleich auch die Polemik den Charakter der barmherzigen Liebe trägt. Die Satanologie, deren praktische Bedeutung man erst aus der Heidenwelt erkent, werde hier mit Bewußtsein herangezogen.

Das zweite Stadium ist vollendet. Ein Kreis von Hörern hat sich von der also geschärften Botschaft abgewandt, ein zweiter sich um den Lehrer gesammelt; lezterer begehrt Einlaß in die Gemeinde Jesu. Aus dieser heraus bildet der Missionar die Klasse der Katechumenen, die dritte Stufe seiner Lehrthätigkeit. Jezt ist die Unterweisung nicht mehr öffentlich, sondern in einen geschlossenen Kreis gefaßt; die Verkündigung nimt den ausgeprägt lehrhaften, erwecklichen, seelsorgerischen Charakter an; die vornehmsten biblischen Geschichten und der Katechismus bilden den vorzüglichsten Lehrgegenstand. Fabri erachtet indeß unsere Katechismen, als aus der abendländischen Geschichtsentwicklung und Polemik entsprungene Geistesprodukte, nicht ohne Weiteres geeignet für die Heidenmission, und wünscht ein eigentümlich nationales Lehrbuch für jedes einzelne Heidenvolk. — Die drei Grundstufen der Lehrunterweisung sind absolvirt. Die vierte Stufe, die Verkündigung des Worts in der gesammelten Gemeinde, wird, abgesehen von dem Eigentümlichen, welches die fremde Umgebung mit sich bringt, im Wesentlichen denselben Charakter tragen, wie in Europa. Diese vierte Stufe liegt also schon außerhalb des aufgestellten Themas.

Zum Schluß warf Fabri die gewichtige Frage auf, warum denn heute die Wunder und Zeichen, die der Herr doch nicht blos der apostolischen Zeit geschenkt hat, in der Heidenmission so sehr zurücktreten, obgleich dieselbe doch auch die Aufgabe habe, unter ganz fremde Völker das Evangelium zu bringen. Sollte nicht auch dies der Gegenstand unseres Nachdenkens und unserer Gebete sein? —

Die an diesen gehaltvollen Vortrag sich anschließende eingehende Discussion faßte besonders zwei Punkte ins Auge, den Ausgangspunkt und die Methode.

Vor Allem wurde die bisherige Praxis der Missionare, welche entweder von der Buße oder von der Liebe Christi ihren Ausgang nehmen, in Schutz genommen. Wenn Johannes der Täufer, so wurde gesagt, und wenn der Herr Christus sich an seine Hörer mit der Botschaft wandte: Thut Buße und glaubet an das Evangelium, das Reich Gottes ist herbeigekommen, so sprachen sie zu Juden, die mit dem Ausdruck: „das Reich Gottes" einen ganzen vollen Begriff verbanden, den einer durch die Propheten vorbereiteten, von allen Frommen mit Sehnsucht erwarteten Ausgestaltung und Erfüllung des Messiasreiches. — Den Heiden aber fehlt nicht blos jede Vorbereitung für das Verständnis des Reiches Gottes, sondern auch überhaupt jede Vorbedingung für das Verständnis des Begriffes eines Reiches überhaupt. Die Reiche der Heiden sind Sclavenreiche und Tyranneien. Wenn daher schon der Herr Jesus selbst und Johannes vor ihm, trotzdem, daß sie die Vertrautheit mit dem Reichsbegriff bei ihren Zuhörern voraussetzen können, mit dem Worte: „Thut Buße" beginnen, so zeigt uns das Vorbild aller Heidenmissionare, der Apostel Paulus im Römerbrief, daß man bei Heiden gerade von der Aufdeckung der Sünde, von der Buße, den Ausgangspunkt nehmen und dadurch die Grundlage für den Glauben gewinnen müsse, bevor man die Reichsideen entwickele. Ja Paulus habe den Hauptgedanken seiner Predigt ausdrücklich selbst mit den Worten kundgethan: So sind wir denn Botschafter an Christi Statt, und vermahnen: Lasset euch versöhnen mit Gott, und mit den anderen Worten, er wisse unter ihnen nichts als Christum den Gekreuzigten. Der universalistische Grundgedanke Fabri's habe seinen Wert, aber nur auf Grund des historischen Christusbildes, welches nur durch Weckung des Sündenbewußtseins verständlich werde. Die Vermeidung des Bußernstes bei der ersten Anrede, so wie die Betonung des Reichsgedankens haben außerdem in den kirchlichen Gestaltungen der Irvingianer neuerer Zeit ihre Vorgänger, die uns doch das vestigia terrent eindringlich zurufen (so Wangemann, Hardeland).

Von anderer Seite her wurde die Praxis der Brüdergemeinde, deren Zeugnis von der blutenden Liebe Christi ausgeht, als eine doch so schön durch die Frucht bewährte festgehalten (Reichel); von dritter Seite her (Grandpierre) wurde die Predigt des Gesetzes als wünschenswerter Ausgangspunkt betont, von vierter Seite her (Fich) wurde zugestanden, daß ja freilich wol die universalistische Idee des Reiches Gottes sowol Ausgangs- als Zielpunkt der Missionarpredigt sein möge. Man könne aber von zwei verschiedenen Seiten her zu dem geltend gemachten Universalismus gelangen; entweder von dem Ausgangspunkt her, daß alle Menschen von Einem Blute herstammen, oder von dem Ausgangspunkte her, daß alle Menschen Sünder sind. Der erste Weg wende sich mehr an das Erkenntnisvermögen des Menschen, der zweite mehr an das Gewissen; der leztere scheine ihm der kürzere zu sein.

Diesen mehr theoretischen Erörterungen gegenüber nahmen andererseits die praktischen Einwendungen der Missionare mehr die empfohlene Methode zum Angriffspunkt. Sie hoben hervor, wie dem Missionar es völlig unmöglich sei, nach vorher entworfenem Plan seine Lehrthätigkeit einzurichten, wie die begleitenden Umstände, die Einwürfe der Heiden, ihre Unfähigkeit, auf das Vorgetragene einzugehen, im Gegenteil alle noch so schön ersonnenen Vorgedanken umstießen. Auch das machten sie geltend, daß gerade die h. Schrift von vornherein der erste und beste Helfer sei, den man nicht auf ein späteres Stadium der Verkündigung zurückschieben dürfe, daß aber der kl. lutherische Katechismus sich als ein auch unter den Heiden völlig verständliches und brauchbares Lehrmittel erwiesen habe. Das eine wurde von allen Seiten als richtig erkant, daß der universalistische Charakter des Reiches Gottes in der Heidenpredigt nicht dringend genug betont werden könne. Schließlich wurde Fabri von der Versamlung ersucht, seinen Vortrag, vielleicht unter Benutzung der in der Discussion geltend gemachten Einwürfe etwas modificirt, durch den Druck zu veröffentlichen.

Der zweite Gegenstand des zweiten Tages war: „Die Verbindung merkantiler und gewerblicher Thätigkeiten mit der Mission."

Der Referent, Insp. Zahn, ging davon aus, daß in erster Linie der Mission die Aufgabe gestellt sei, das Reich Gottes zu predigen, und nicht, allerlei Gewerbe zu treiben, oder die Völker mittels derselben zu cultiviren. Allerdings treten ja nun in manchen Fällen so erhebliche zwingende Gründe auf den Plan, daß die Missionare, teils um ihre eigenen europäischen Bedürfnisse zu befriedigen, teils auch um nur die nötige Wohnung und die unentbehrlichen Existenzmittel zu gewinnen, teils um den Getauften unter den Heiden für die von ihnen aufgegebenen heidnischen Erwerbsquellen einen Ersaz zu gewähren, teils um durch civilisirte Beschäftigung auf dieselben einen erziehenden Einfluß zu üben, mit allerlei Handel und Gewerben sich befassen müssen. Da sei es nun bedenklich und schwer, die nötigen Grenzlinien zwischen der Missionsthätigkeit und dieser merkantilgewerblichen zu ziehen. Redner überläßt es der Versamlung, in Bezug auf diese aus ihren gemachten Erfahrungen zu berichten, er selbst müsse seine Ansicht in die 5 Punkte zusammenfassen: 1. die Mission hat keinen direkten Befehl zu solcher merkantil-gewerblichen Thätigkeit; 2. jede derartige Verbindung bringt mit sich die Gefahr der Verweltlichung; 3. dennoch ist der Missionar bisweilen genötigt, und dann auch völlig berechtigt, solche Arbeiten zu übernehmen; 4. das Maß, wie weit er darin zu gehen hat, richtet sich nach den Verhältnissen der Heidenwelt, in denen er zu leben und zu wirken hat; bestimte Grenzen lassen sich nicht ziehen; 5. man darf nicht zuerst Cultur und dann erst Mission ins Auge fassen; das hieße, das gottgeordnete Verhältnis umkehren; man darf auch nie vergessen, daß die merkantilgewerbliche Thätigkeit der Mission nur dienen und helfen soll, also nie Selbstzweck werden darf. Der Missionar befasse sich mit solchen Dingen nur, so weit er muß; das Ziel ist, daß er es so wenig als möglich nötig habe.

Die an diesen Vortrag sich anknüpfende Discussion befolgte nicht eine streng geordnete Gedankenreihe, sondern ergab nur eine sehr reichhaltige und deshalb auch lehrreiche Zusammenstellung von gemachten Erfahrungen. Es wurde auf die Gefahr aufmerksam gemacht, die unter den Heiden da leicht eintritt, wo ungläubige Christen die von der Mission aus der Hand gegebene merkantile Thätigkeit in die Hand genommen hätten, und wo gottvergessene Händler die armen Leute nicht blos ausbeuten, sondern auch durch Brantwein und Luxusartikel so verderben, daß die Mission den Schaden nimmer wieder gut zu machen im Stande ist. Es wurde darauf hingewiesen, wie es für die Heiden wünschbar sei, daß sie am Vorbilde des Missionars überhaupt erst selbst arbeiten lernten; es wurde der nicht unbedeutende pecuniäre Vorteil hervorgehoben, welcher namentlich auf den Stationen der Brüdergemeinde nicht selten ausreicht, um die ganzen Stationskosten zu decken; und daß die Möglichkeit, für die Getauften aus den Heiden solche Existenzmittel zu gewinnen, bisweilen für das ganze Bestehen der Mission unter ihnen von der größten Wichtigkeit sei. Auf der anderen Seite wurde geltend gemacht, daß pecuniärer Vorteil doch nur da erzielt würde, wo besonders tüchtige Kaufleute oder Handwerker die Sache in die Hand genommen hätten, daß aber diesen Beispielen ebenso gewichtige zur Seite ständen, daß nämlich durch das Vorhandensein von Handwerkerbrüdern der Mission ganz bedeutende Kosten erwüchsen, daß die lezteren nur in sehr seltenen Fällen die Sprache der Heiden so weit erlernten, um auf sie einen direct missionirenden Einfluß zu üben, daß ihre Stellung oft eine halbe, schwankende sei; daß sie nicht wüßten, ob sie den predigenden Missionaren gleich rangirten, oder ob sie deren Untergebene seien, daß sie deshalb oft sich sehr unbehaglich fühlten und sich selbst zurücksehnten; während hingegen diejenigen Missionare, welche den Dienst am Wort mit solchen äußerlichen Beschäftigungen verbänden, sich in ihrem Inneren vielfach hin- und hergezert fühlten.

Im Ganzen und Großen schien die Ansicht zu überwiegen, daß, so lange noch durch Beiträge der Christen daheim die nötigen Existenzmittel für die Mission zu beschaffen sind, man lieber von der Hilfe solcher merkantilen und gewerblichen Thätigkeit, so weit dieselbe nicht durch dringende Notstände erfordert wird, Abstand zu nehmen habe; ja selbst Br. Reichel erklärt, daß man auch in der Brüdergemeinde darauf Bedacht nehme, so viel als möglich die Verbindung der Mission mit solchen äußerlichen Hilfen zu lösen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 30. Juni. № 52.

Der Materialismus.

Paul Janet, der Materialismus unserer Zeit in Deutschland, mit einer Einleitung und Anmerkungen übersezt von Dr. K. A. Frhr. von Reichlin-Meldegg, mit einem Vorwort von Dr. J. H. von Fichte. Paris 1866.

I.

Ein Kapuziner predigt mit beredtem Eifer über die Weisheit und Güte Gottes, der nichts Böses schaffen könne und Jedermann das Beste, ihm Zuträglichste beigelegt habe. Drum sei die geschaffene Welt die beste Welt. Ein Buckliger steht an der Kanzeltreppe, und wie der Prediger herabsteigt, hält er ihm den Höcker dar. „Gehört das auch mit zu den Vollkommenheiten dieser Welt, ehrwürdiger Vater?" „In der That, mein Freund, das ist der vortrefflichste Buckel, den ich je gesehen, der beste, welchen Gott dir nur anerschaffen konte." Sprach's, klopfte mit der Hand auf das Paradigma göttlicher Weisheit und ging dahin.

Die Entwickelungsgeschichte des Weltbewußtseins zeigt gar manche Krankheiten und viele eiternde Geschwüre am Leben des menschlichen Geistes auf. Wer verkent in dem Gange des subjectiven Idealismus, wie er während der lezten 100 Jahre in rapider Abfolge das Schelling'sche Absolute und das Fichte'sche Ich und den absoluten Begriff der Hegel'schen Schule geboren hat, eine geistige Krisis, eine fieberhafte Bewegung und dahinter einen ursächlichen Krankheitsstoff? Aber bei aller Zerrüttung, welche die neue Weise, zu denken, in das traditionelle Bewußtsein des Christentums bringt, sie will doch nicht die pure Negation des Bestehenden, sie sucht das ihr Fremdartige sich zu assimiliren, weil sie in dem unter dem Sterne des Glaubens Gewachsenen nicht das nackte Ammenmärchen, die absolute Unvernunft sieht; sie glaubt endlich den Skepticismus am Object durch einen Dogmatismus des Subjects paralysiren zu können. Und wie Viele sich auch durch die Versprechungen der Schule getäuscht fanden und wie massenhaft seit dem Tode des Meisters auch der Abfall von der Hegel'schen Zwickmühle des absoluten Begriffs aufgetreten ist: diejenigen seiner Schüler, welche ins positive Lager übergegangen sind, haben als Beute aus dem Aegypten ihrer Dienstbarkeit, als schäzbare Frucht der Schuldressur jene Fertigkeit in der Construction mitgebracht, die allen Zweigen der Wissenschaft, sie abrundend, zu Gute gekommen ist.

Dagegen hat nun den Vordergrund und die Breite der Bühne der Materialismus eingenommen. System kann man ihn kaum nennen, denn er trägt seinen Ekel wider alles in sich Fertige, eine Einheit darstellen Wollende, offen zur Schau. „Wir wollen," sagt einer seiner Vertreter, „alles philosophische Geschwäz beseitigen, mit welchem die theoretische Philosophie glänzt, das den wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen Menschen gerechten Ekel einflößt. Die Zeiten sind vorüber, wo die gelehrte Wortmacherei, die philosophische Windbeutelei und die geistige Taschenspielerei im Schwunge waren." Und damit Niemand sich täusche und glauben möge, dieser heftige Ausfall richte seine Schärfe nur gegen diejenigen Ausschreitungen der philosophischen Bewegung, welche noch frisch in unserem Gedächtnis liegen, so heißt es weiter: „Unsere modernen Philosophen lieben es, altes Gemüse mit neuen Redensarten aufzuwärmen und als lezte Erfindung der philosophischen Küche aufzutischen." Also — es wird gründlich auf- und abgeräumt, Aristoteles teilt mit Kant dasselbe Schicksal, auf den Kehrichthaufen zu wandern, und wenn einer der Bekenner des Stoffes an sich, Herr Schleiden, sich daneben für einen Jünger Kant's ausgibt, des Kant, dem Raum und Zeit nur subjective Anschauungen sind, so steht er mit seinem Anspruche unter seinen Genossen als eine zweigliedrige Charade da, um deren Auflösung weder sie, noch die Logik einen Tropfen Schweiß vergießen. Und welche Waffen hebt der Materialismus auf zu diesem Kampfe auf Tod und Leben? Etwa den Kriticismus, der es ja vor ihm schon verstanden hat, lebendige Bildungen zu zerpflücken und dadurch zum Absterben zu bringen? Doch nein, diese Waffen müßte er ja aus dem Arsenal der Gegner entnehmen, und der selbstbewußte Stolz verwehrt es ihm, irgend etwas zu entlehnen. Wohl löst er das Weltganze — wie er denn die Welt versteht, nämlich als die Summe alles Sinnenfälligen — auf in die Atome, aber die Vernunft in den Dingen und den Verstand an den Dingen, worin man bis jezt ihre Einheit gefunden hat, nimt er nicht unter das kritische Messer. Der Prozeß, den er vornimt, ist ebenso kurz, wie bequem; er wählt für sich den Namen der Unphilosophie, wie weiland die abfälligen Niederländer den Geusentitel. Oder tritt er vielleicht im Namen des Empirismus daher, um phantastische Gespinste des autonomen Gedankens auszukehren? Wol ist Empirie und Experiment sein drittes Wort; aber zwischen Experiment und Wahrheit ist ein weiter Weg, und weil Baco eben der Ansicht gewesen ist, daß die Wahrheit Eine sei, der Phänomene aber

viele, und der Schlüsse aus denselben erst recht eine Legion, darum warnt er, man solle nicht bei der Enge einiger wenigen Experimente stehen bleiben, um aus denselben einen prekären Schluß zu ziehen; darum fügt er als Bekräftigung den Saz hinzu, daß die Philosophie, oberflächlich getrieben, von Gott abführe; gründlicher gekostet, gründe sie auch tiefer in ihm. Aber der Materialismus duldet keine Warnungen, nirgends, am wenigsten auf dem Gebiete exacter Naturwissenschaft, welches er in Pacht genommen. Weil denn aber jedes System doch eine Grundlage haben muß, wenn es mit dem Namen des Systems nicht auch die Berechtigung zu construiren verlieren will, so sezt er seinen Willen, daß nichts Geistiges, Unsinnliches einen Erklärungsgrund für die Welt der Erscheinungen abgeben dürfe, an die Spitze seiner Evolutionen, das zu Beweisende an den Anfang des Beweises. Haben wir Unrecht, in diesem seinem Auftreten seine Qualification als eines Buckels zu sehen, der sich hinausdrängt über die Umrisse und Linien, innerhalb welcher bisher jede wissenschaftliche Bildung verlaufen ist?

Das oberste Kriterium für den Wert oder Unwert einer Erscheinung aber liegt doch wol in dem Worte angegeben: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Nun ist das zwar gewiß, man darf an eine rechtschaffene Gedankenarbeit, an eine wahrhaft große geistige Action nicht das Ansinnen stellen, sie solle über Nacht das wirkliche Product ihres Strebens zur Vollreife zeitigen. Darum ist dem maßvoll sich beschränkenden Naturgelehrten gegenüber ein maßvolles Urteil und die Bewahrung der Hoffnung geboten, er werde über ausschreitende Resultate seiner Forschungen hinauswachsen, oder diese werden unter den Streiflichtern eines geförderten Geistes sich in die heiligen Ordnungen des Weltganzen einfügen lassen. Aber gerade der Materialismus hat es über die Maßen eilig, die schnell wirkenden materiellen Kräfte der Electricität scheint er seinen mangelhaften Beweistümern inoculiren zu wollen, und ein Attilazug zieht vor unseren Augen vorüber, wie die Welt einen ähnlichen nicht gesehen. Unter den Hufen seiner Rosse wirbelt nicht blos der Staub des Mürben, Morschen, Veralteten auf — nein, die lebenskräftigste Sat, das, was allezeit und allerorten Ferment des Seins und Wissens und Glaubens gewesen, muß sich darunter zertreten lassen. Was ihm die Metaphysik wert ist, hat uns Herr Büchner schon vorhin in seiner Art gesagt: die Natur feiert dagegen in der Transmutationstheorie der Lamark und Darwin scheinbar ihre Himmelfahrt als natura naturans, aber sehen wir genauer hin, so erscheint der materialistische Himmel mit seinen schöpferischen Kräften durchaus als ein Nebelland, in welchem jedes hineingewirkte Ding alle erkenbaren und faßbaren Umrisse verliert. Gegenüber dem Medusenhaupte der absoluten Materie, bei dessen Anblicke dem Vogel in der Luft das Lied in der Kehle erstirbt, die Blume Farbe und Duft verliert, das Leben verödet, gewint selbst der antike Götterhimmel, den die Schiller'sche Phantasie mit allen Reizen, wie sie von einer unbefriedigten Sehnsucht eingegeben werden, schmückt, eine relative Berechtigung. Vom Glaubensleben zu schweigen (denn das muß der Materialismus ignoriren, weil er es von ferne nicht fassen kann), aber wie wird es unter seinem Scepter mit der Ethik? Wo das Denken sich reducirt auf einen Hirnact und das Wollen die Resultante ist von Nahrung und Verdauung und den beiden correlaten Leibesapparaten, da kann von sittlicher Zurechnung nicht die Rede sein. Der Socialdemokrat v. Schweizer, weil er den absoluten Gesellschaftsstaat braucht, proklamirt das Strafrecht als einzigen Sittenkodex, also den Zügel für die Bestie; was aber die abstracten Doctrinäre der materialistischen Ideen sind (denn das Geschlecht der Doctrinäre stirbt bei allem Proteste gegen die Doctrin nicht aus), nun die protestiren gegen die Grausamkeit des Staates, wenn er Ausschreitungen von Individuen straft, deren jedes doch ein Recht zur Befriedigung des Bedürfnisses seiner Gattung hat und mit Naturnotwendigkeit, also sittlich, handelt, wenn es die Schlagbäume niederwirft, die ihm, dem Individuum, im Wege liegen vor seinem Ziele, der absoluten Geltendmachung der Eigenart.

Die Methode, mit welcher der Materialismus endlich sein grausames Handwerk treibt, ist gleichfalls eine bemerkenswerte. Es ist zwar sehr freundlich von Hrn. v. Reichlin-Meldegg, wenn er vom deutschen Materialismus sagt: Es sind seine Vertreter in Deutschland keine eigentlichen Philosophen, sondern Männer der Naturwissenschaft, von denen hinsichtlich der Forschungen Moleschott und Carl Vogt, hinsichtlich der volkstümlichen Anwendung Büchner zu den bedeutendsten gehören. Immer aber bleibt auch hier der Charakter wesentlich ein deutscher, und unterscheidet sich in dieser Hinsicht rühmlich von dem französischen. Der deutsche Materialismus ist ernst und würdig, er achtet und will die Sittlichkeit, ja er sucht selbst, was die leztere betrifft, in gewisser Hinsicht, wie dies besonders bei Moleschott anerkenbar ist, dem Materialismus eine ideale Seite abzugewinnen. Es ist das, wie gesagt, sehr freundlich, ob aber auch richtig? Wenn Carl Vogt gelegentlich der Pfahlbautenforschungen von den gefundenen Schmalschädeln conjecturirt, dieselben seien späteren Datums, als die Breitschädel der Autochthonen, und gehörten sicherlich den eingedrungenen, weniger intelligenten Missionaren zu. Unverkenbar sei die Aehnlichkeit zwischen ihrer Formation und dem traditionell gewordenen Bilde des Apostels Petrus, er wolle gedachte Schmalschädel deshalb der Kürze halber Apostelköpfe nennen — so ist dieser mehr als schlechte Wiz nicht blos denen ärgerlich, welchen St. Petrus etwas mehr ist als Hecuba, nein, der frivolste Franzose könte bei dieser ernsten deutschen Wissenschaft in die Schule gehen, in sicherer Aussicht, daß hier für seine Art noch etwas zu lernen ist. Moleschott aber belehrt uns ja, die einzige Unsterblichkeit des Menschen liege in der Verwesung, durch welche die Erde des Kirchhofs vermöge der Mitteilung von Ammoniak und Kohlensäure zur Erzeugung und Ernährung neuer Geschlechter gedüngt werde. Vergessen wir, um dieses Fündlein recht zu verstehen, auch das nicht, daß die Sele, als Effulgurescenz des Leibes, miteingesargt wird und mitdüngt. Und wenn er uns nun mit den Blumen seiner Phantasie überschüttet und ausruft: „Ist es gemein, wenn man sich

jedes Mal zum Abendmal verklärt, an dem wir gedankenlose Stoffe in denkende Menschen verwandeln, an dem wir also wirklich das Fleisch und Blut des Geistes genießen, um den Geist fortzutragen in alle Weltteile und in alle Zeiten durch die Kinder unserer Kinder?" — Und weiter: „Das Hirn verändert sich mit den Zeiten und mit dem Hirn die Sitte, die des Sittlichen Maßstab ist" — so haben wir freilich etwas Ideales vor uns, was man für gewöhnlich die Phrase nent. Und ist der Duft der blühenden Redensart etwa darauf angelegt, uns den darunter versteckten Modergeruch aus der Nase zu vertreiben, und ist die auf die Wandelbarkeit des Hirns gestellte Sitte etwa Substrat für irgend welchen ethischen Bau? O nein, der Materialismus ist dem Lobenden sicherlich nicht erkentlich für ein Lob, welches er weder verdient noch beansprucht. Er versteht die Wahrheit ganz anders, als das dialektische Zeitalter, welches er ablöst. Ihm ist sie nicht die freigeborne Tochter des Himmels, die nur dem Jünger den keuschen Busen öffnet, welcher sich aus der Umarmung des in die Sinlichkeit Hinabziehenden loswindet, weil er da nicht seinen Ursprung findet, noch das Ziel seiner Wallfahrt; nein, er hält die Wahrheit vielmehr für die Summa aller Wirklichkeiten, die sich ergreifen lassen, und seine Operation ist ein fortwährendes Additionsexempel, mit dessen endlicher Lösung er nie zu Stande kommen wird. Aber er versteht vortrefflich mit gegebenen Größen zu rechnen, um augenblickliche Resultate zu erzielen. Er weiß die Wirklichkeiten des Tages zu schätzen und zu nutzen, den Bierseidel und den knallenden Champagnerpfropfen; ja alle Götter und Gewalten dieser Welt haben Raum in seinem Pantheon. Was er als System gibt, ist eben so viel, als sich mit dem Hausbrauch der breiten Masse des Philisteriums vereinigen läßt. Auch Hr. v. Reichlin gibt zu, daß „unser moderner Materialismus in Deutschland kaum ein Philosophem, sondern höchstens ein volkstümlich abgefaßtes Glaubensbekentnis gewisser Naturforscher über philosophische und religiöse Fragen genant werden kann." So ist er denn wahrhaftig der gottgewollte Buckel, den unser Zeitalter trägt und vortrefflich in seiner Art ohne Zweifel, der adäquate Aus- und Abdruck der Gesinnung, Stimmung und Richtung, welche Wissen und Wollen des Jahrhunderts beherschen. Wol uns, daß wir nur dies anzuerkennen haben, und nicht berufen sind, das Lahme gehend, das Blinde sehend, das Höckrige eben zu machen! Aber warum wir uns denn überhaupt mit jener Erscheinung befassen, da sicherlich kein Gläubiger, der am entgeisteten Tempel der Natur dient, bekehrt wird durch Zeugnis von einem anderen, aller Gaben vollen Geiste, der für ihn nicht vorhanden sein darf? Ja, weil der Abfall vom Geiste im Willen liegt, so wird auch beim Materialismus die Rückkehr zum Geiste nur durch den gebrochenen Willen gehen müssen. Da ist es denn nun aber eine Pflicht der Ehrenhaftigkeit, wenn man dem Gegner beim Aufbau seines Systems eine Tendenz zuschiebt, welche außerhalb der Sache ihren Schwerpunkt hat, auch in ein prozessualisches Verfahren einzutreten, welches die Berechtigung zu solcher Behauptung mit der Hinfälligkeit der Stützen des Systems erweist. Und dazu leistet das Buch von P. Janet gute Dienste. Ohne irgendwelche scharf ausgeprägte Prädisposition zu zeigen (die Lebenskraft ist das Einzige, was er halten will, und seinen Theismus, welchen er nach den Aeußerungen über die Finalursachen bekennen muß, schiebt er nicht in den Vordergrund), prüft er die fundamentalen Sätze des Materialismus in folgenden Abschnitten: Vom Stoff im Allgemeinen — der Stoff und die Bewegung — der Stoff und das Leben — von den freiwilligen oder ursprünglichen Zeugungen — der Stoff und der Gedanke — die Endursachen und die Umwandlung der Gattungen; und wenn er die Akten auch nicht zum Abschluß bringt, so ist die Arbeit sicherlich ein fördernder Beitrag zur Auseinandersetzung zwischen dem Gegner und demjenigen System, welches die Franzosen spiritualisme nennen. In die Einzelheiten physikalischer Beobachtung dem Verfasser nachzugehen, ist die Absicht nicht, dieses Blattes Interesse ist gewahrt, wenn wir zu den ausschweifenden Conclusionen des Materialismus in Bezug auf metaphysische, physiologische und psychologische Anschauung einige Marginal-Fragezeichen aufwerfen, die da klar machen werden, daß der Glaubensgrund der Christenheit von dem Geschütze, welches dieser Feind aufführt, nicht einstürzen wird.

Nachrichten.

Die allgemeine Missions-Conferenz in Bremen den 8—11. Mai 1866.

II.

Am Himmelfahrtstage waren Vormittags die Bremer Kanzeln besezt mit verschiedenen der Gäste, die den Dank für die gastliche Aufnahme, die wir alle in dieser freundlichen Stadt gefunden haben, durch Mitteilung geistlicher Speise in etwas abtragen wollten. Zum Abend 5 Uhr hatte Pastor Vietor in der (reformirten) Kirche zu Unseren Lieben Frauen ein Missionsfest veranstaltet, zu dem die Gemeinde so zahlreich sich versammelt hatte, daß kaum ein Plaz in den großen Räumen unbesezt geblieben war. Uns Berlinern wollte es freilich etwas befremdlich vorkommen, daß der alte liebe, ehrwürdige Treviranus auf der vor dem Altarraum errichteten Tribüne im braunen Paletot die Versamlung eröffnete, und daß alle Redner dann von demselben Ort herab im Frack ohne Talar sprachen. Allein das sind doch nur Aeußerlichkeiten, in die man sich bald zu finden weiß. Von den vier Rednern, die nacheinander sprachen, zeichnete zuerst Gen.-Sup. Hoffmann in weiten Umrissen den Gang der Mission über den ganzen Erdball; dann führte Dr. Luthart die Versammelten in die Zeiten der ersten Märtyrer und der Katakomben, als in die Wiege der Mission; Missionar Krönlein gab ein in frischen Lebensfarben gemaltes Bild von den Mühen und Entbehrungen eines südafrikanischen Missionars auf seiner Reise und in seiner Arbeit. Den Schluß machte Dir. Wangemann damit, daß er auf Grund von 1 Sam. 30, 24: „Es soll gleich geteilt sein," die Aufgabe derer, die in den Streit ziehen, und derer, die beim Geräthe bleiben, gegeneinander maß und zur Treue im heiligen Werke eindringlich ermahnte. Die Festversam-

lung folgte den Vorträgen vom Anfang bis zum Schluß mit der gespanntesten Aufmerksamkeit.

Der Freitag, der 11. Mai, versammelte die Brüder noch einmal in dem gastlichen Gartensaal des Kaufmanns Vietor. Auf der Tagesordnung standen zwei Themata: „Ueber die Ausbildung der Missionszöglinge," und „Welche innere und äußere Vorbedingungen werden von den verschiedenen Missionsgesellschaften zur Aufnahme in ihre Missionshäuser verlangt?" Da indeß der Referent für das erste Thema den Inhalt des zweiten in seine Thesen mit aufgenommen hatte und außerdem für das zweite Thema ein eigener Referent nicht ernant war, so machte es sich wie von selbst, daß beide Themata ineinander verschmolzen und in einer einzigen, fast fünf Stunden ausfüllenden Discussion miteinander erledigt wurden. Da bereits der vierte Tag die Versamlung um die Angelegenheiten der Mission vereinigte, so lag die Besorgnis der Ermüdung nahe. Dieselbe wurde aber so völlig als ungegründet erfunden, daß im Gegenteil die Beratungen dieses vierten Tages weitaus den schönsten und erfrischendsten Teil der ganzen Conferenz ausmachten. Prof. Geß hatte in durchsichtigen Linien ein ungemein weites Feld und einen großen Reichtum von Stoffen zu Einem Gesamtbilde zusammengestellt; die Verhandlung bewegte sich Schritt vor Schritt in großer Klarheit und Fülle der gegeneinander sich verklagenden und entschuldigenden Gedanken.

Der Referent unterschied zunächst zwischen der religiös-sittlichen und der intellektuellen Seite der Ausbildung, resp. der bei der Aufnahme zu stellenden Vorbedingungen, und behandelte in seinen kurzen Thesen vornehmlich folgende Themata, auf welche auch die Discussion näher einging: 1) Wie weit gehen die Anforderungen, die die Missions-Direction an die aufzunehmenden Aspiranten hinsichtlich des bereits vorhandenen religiösen Lebens zu machen hat? Seine Meinung war, daß man allerdings durch die Sprache Canaans sich nicht täuschen lassen, aber eine geweckte Sündenerkentnis und Heilserfahrung an dem Aspiranten bereits vorfinden müsse, und nicht auf das bloße religiöse Wolmeinen hin aufnehmen dürfe. 2) Wie versichert sich die Missions-Direction gegen die Aufnahme unbrauchbarer Individuen? Antwort: Sie informirt sich durch Einforderung schriftlicher Lebensläufe, und zieht bei sicheren Zeugen möglichst genaue Kunde ein, und behält sich in Bezug auf die Aufgenommenen die Freiheit vor, sie in jedem Stadium der Ausbildung nach freiem Ermessen zu entlassen, gestattet auch jedem Aufgenommenen zu jeder Zeit den freien Austritt. 3) Wie hat man sich zu verhalten gegenüber solchen Aspiranten, an denen Laster offenkundig geworden sind? Antwort: Man weist sie nicht von vornherein ab, — einer der tüchtigsten Baseler Missionare war Zuchthäusler gewesen — aber man ist doppelt vorsichtig bei der Aufnahme und nimt die Betreffenden in besondere Aufsicht und ernste Selenpflege.

Was zum anderen die intellektuelle Seite der Ausbildung betrifft, so ist ins Auge zu fassen, 1) daß man zu den mancherlei Arbeiten auf dem Missionsfelde auch mancherlei Arbeiter gebraucht, also nicht blos wissenschaftliche Capacitäten zur gründlichen Beherschung der heidnischen Sprachen und zur Herstellung von tüchtigen Büchern, Grammatik, Lexikon, Lesebuch, Gesangbuch, Liturgie, Traktaten, sondern auch Prediger, Selsorger, Lehrer, Rechnungsführer, Haushalter auch für das Kleine. Man nehme also nicht blos verschieden begabte junge Leute auf, sondern erziehe und verwende sie auch nach ihren verschiedenen Fähigkeiten. 2) Die wissenschaftliche Uebung im Missionshause darf

unter keinen Umständen als schädlich oder überflüssig erachtet werden; die Zöglinge waren vor ihrem Eintritt in das Missionshaus zumeist in ihren Kreisen hervorragende Leute, deren Heiligenschein durch ihre Aufnahme in das Missionshaus neuen Glanz erhalten hat. Das bringt die Gefahr der Hoffart mit sich. An dem wissenschaftlichen Studium hat mancher Bekehrte Nüchternheit und Demut gelernt; wogegen andererseits die Gefahr der Aufblähung um der erlangten wissenschaftlichen Bildung halber nicht allzugroß ist. 3) Wie soll der Zögling seine Ausbildung erhalten? Durch einen Pfarrer? — Ja, so lange die Missionsgesellschaft zu klein ist, um ein Seminar zu erhalten, und keine andere Gelegenheit zur Ausbildung des Zöglings ihr offensteht; — oder dadurch, daß man in einer Gymnasial- oder Universitätsstadt ihn in eine christliche Familie unterbringen läßt, von wo aus er diese öffentlichen Anstalten besucht? — Antwort: Vielleicht in etlichen wenigen Fällen! Oder im eigenen Missionsseminar? Ja, wenn irgend möglich. Gerade das Zusammenleben und Zusammenarbeiten im Missionshause ist wie kein anderes Mittel geeignet, die Zöglinge unter sich und mit den Leuten der Missionsanstalt zu Einem in sich einigen Ganzen zu verschmelzen, welches eine Leitung aus der Ferne ohne Schaden erträgt. 4) Soll man in der Regel eine Gymnasial- und Universitätsbildung für den Zögling als Ziel ins Auge fassen? Antwort: Die im Missionsseminar zu erzielende Bildung verdient den Vorzug. 5) Wie ist die specielle Selsorge der Zöglinge zu handhaben? Antwort: In den ersten Jahren sei die Disciplin möglichst straff und knapp, späterhin lasse man die Zügel etwas los, damit der Uebergang aus der Seminar-Abhängigkeit in die Missionars-Freiheit nicht zu plötzlich sich vollziehe. 6) Welche Unterrichtsgegenstände sind in den Lehrplan aufzunehmen? Antwort: Vor Allem ein tüchtiges Bibelverständnis, und Bibelkunde und gründliches Verständnis des Katechismus, Kirchengeschichte, Glaubenslehre mit Einschluß der Kentnis der confessionellen Unterschiede. In zweiter Linie das Wichtigste aus der Weltgeschichte, Naturgeschichte, Geographie. Und obgleich in Bezug auf die alten Sprachen ein absolutes Bedürfnis nicht anerkant werden kann, so hat es sich doch als durchaus wünschenswert erwiesen, daß die beiden Ursprachen der h. Schrift, und nächst ihnen auch die lateinische Sprache getrieben werde. Die Beschäftigung mit diesen Sprachen führt nicht nur tiefer in das Verständnis der h. Schrift, sondern gewährt auch eine formelle Bildung, einen Sprachtakt, der gerade für den künftigen Missionar von größter Bedeutung ist. Endlich ist aber — namentlich für die Mission in Indien — der Unterricht in der Religionsgeschichte wesentlich unentbehrlich. Der Zögling muß durch denselben in den Stand gesezt werden, zu erkennen, wie großartige Versuche in den heidnischen Religionen gemacht sind, einem vorhandenen religiösen Bewußtsein zu genügen, was für ein Trümmerhaufen aus einem ursprünglich einheitlichen Religionssystem im Heidentum werden könne, er muß die Spuren der sittlichen Reste in den heidnischen Religionen von den Albernheiten und Verkehrtheiten in ihnen unterscheiden lernen, er muß zu dem Bewußtsein gebracht werden, daß die Religion des natürlichen Menschen im Grunde über den ganzen Erdkreis hin nur eine ist, und daß es dagegen nur ein Heilmittel gibt, die Religion des Christen.

In der an den Vortrag von Prof. Geß sich anschließenden überaus anregenden Discussion wurden zunächst die Vorbedingungen für die Aufnahme in das Missionshaus eingehend besprochen. Ernstlich

wurde davor gewarnt, das Hauptgewicht zu legen auf die Sprache und Gefühle eines in pietistischer Weise erweckten Jünglings. Hinter der Sprache Canaans verberge sich oft viel Hoffart und Unlauterkeit, und viel schwerer als solche pietistische Kundgebungen von sogenanten inneren Erfahrungen, die nur in seltenen Fällen bereits in jüngeren Jahren gemacht werden und, wo sie sind, keineswegs die Bürgschaft der Dauer in sich schließen, wiege das Vorhandensein eines wirklich aufrichtigen, demütigen Sinnes. Doch wurde ein Unterschied gemacht, und etliche Gegenden Deutschlands, Rußlands, der Schweiz bezeichnet, deren Aspiranten mit besonderer Geläufigkeit die Sprache der Heiligen zu reden verständen, und in Bezug auf welche man also besonders vorsichtig sein müsse. Das Alter der Aufnahme ist in Leipzig 17 bis 20 Jahr, in Berlin 20—24, in Barmen 21—26, doch so, daß auch Ausnahmen gestattet werden. In manchen Missionshäusern geht ein Probejahr der Aufnahme vorauf, in welchem die Missionsinspectoren Gelegenheit haben, teils durch Erkundigungen bei den christlichen Meistern, bei denen sie arbeiten, teils durch Gespräche mit den jungen Leuten selbst, sich ein Bild von ihrem inwendigen Menschen zu machen. Auch ein eingeforderter schriftlicher Lebenslauf und das Urteil des betreffenden Geistlichen, mit dem der Aspirant in Verkehr gewesen ist, geben gute Handhaben, obgleich gerade das leztere, so wie das der Missionshilfsgesellschaften nicht selten getäuscht hat und weniger sichere Bürgschaft gegeben hat, als das Zeugnis gesunder kräftiger Handwerksmeister. Ein solches Probejahr außerhalb des Hauses, während welches die Missionszöglinge selbst mit den Aspiranten in Verkehr bleiben und nicht selten richtige Urteile abgeben, ist dem Errichten besonderer Aspirantenanstalten (Basel) vorzuziehen. Bei der Prüfung des Aufzunehmenden sind zwei Fragen von großer Wichtigkeit, die eine: Hat der Betreffende sein Handwerk gut gelernt, so daß er mittels desselben sein Fortkommen findet? oder ist er ein Pfuscher, dem's nicht glücken will, und der nun einen anderen Lebensberuf sucht? Die andere Frage: Steigt der Aspirant mit dem Eintritt in den Missionsdienst, was seine bürgerliche Stellung betrifft, hinauf oder hinab? Bei der richtigen Auffassung und Behandlung dieser beiden Gesichtspunkte lasse sich manchmal sehr viel spätere Reue ersparen.

Als ein besonders wichtiges Moment wurde es von vielen Seiten her erkant, daß dem Missionsdirectorat auch die Möglichkeit und Gelegenheit offen stehe, einen nicht tauglichen oder auch nur mittelmäßig befähigten jungen Mann in passender Weise wieder zu entlassen, damit nicht die Mission mit Mittelgut oder Ballast belastet werde. Dies Entlassen ist schwerer als man denkt; wenn nämlich ein sonst redlicher junger Mann seine früheren Lebensverhältnisse verlassen, durch Jahre langes Feiern vielleicht die Fähigkeit, in seinem Gewerbe weiter zu arbeiten, verloren hat, wenn man gegen seine innere Stellung zum Herrn nichts einzuwenden findet, und, oft ohne es völlig genügend motiviren zu können, doch das Gefühl hat, dieser sonst brave Jüngling paßt eigentlich doch nicht zum Missionsdienst. Was soll man machen? Als ein eingeschlagener Weg wurde es bezeichnet, solche junge Leute als Prediger oder Lehrer nach Amerika zu senden; Rettungshäuser und andere Anstalten der inneren Mission wurden genant. Der Punkt wiegt schwerer, als ein Draußenstehender es sich denken mag.

In Bezug auf die von ungekanten und offenbar gewordenen Sünden des Aspiranten aus drohenden Gefahren wurde geltend gemacht, man dürfe auf Zuchthausbekehrungen nicht allzuviel bauen, und müsse einen mit offenbar gewordenen groben Sünden Befleckten in der Regel nicht aufnehmen; der Augustine sind wenige, und man müßte doch erst sicher sein, einen Augustin vor sich zu haben, wenn man das in der Discussion zur Geltung gebrachte Vorbild des Augustin nachahmen wolle. Hinsichtlich der geheimen Sünden wurde eine tief eingehende selsorgerische Behandlung empfohlen, die manchen gerettet habe. Rudin gibt den jungen Leuten, die sich zum Eintritt in das Missionshaus melden, einen gedruckten Aufsaz in die Hand, in welchem ihnen die Bedingungen für den Eintritt in das Haus mitgeteilt werden. In diesem Aufsaz ist auch die Forderung enthalten, daß sie schwere Sünden und Verbrechen, die sie auf dem Gewissen haben, vor ihrem Eintritt offen bekennen müssen. Ein offenes Bekentnis aber veranlasse ihn gewöhnlich, solchen Aspiranten aufzunehmen, und in der Hoffnung, den vorhandenen Schaden selsorgerisch auszuheilen, es mit ihm zu versuchen. Ueberhaupt muß ja auch ein großer Nachdruck darauf gelegt werden, ob die betreffende Sünde durch eigenes Bekentnis oder durch Anzeigen Anderer offenbar wird.

Besonders eingehend und warm wurde die Debatte über die Frage geführt, ob eine Gymnasial- und Universitätsbildung für den künftigen Missionar nötig oder wenigstens wünschbar sei, ob man nur also gebildete Missionare aussenden solle, und wie weit man den Forderungen einer humanistischen Bildung, in specie des Unterrichts in den alten Sprachen, auf dem Missionsseminar in Betracht ziehen solle.

Die beiden Leipziger Deputirten vertraten mit großer Wärme die im Leipziger Missionshause befolgte Praxis, nach welcher die in das Missionshaus eintretenden jungen Leute im Seminar selbst zunächst eine vierjährige Gymnasialbildung empfangen, das Abiturientenexamen machen und dann, immer noch im Missionsseminar wohnend und dort außer den Collegien noch besonders für den Missionsdienst Anweisung empfangend, drei Jahre lang die Universität besuchen. Die Leipziger Brüder waren geneigt, diese Art der Ausbildung als die (wenigstens für Indien) allein zureichende zu erklären. Sie nehmen darauf Bedacht, durch Hilfe dieser wissenschaftlich gründlich ausgebildeten Missionare draußen Katecheten und Gehilfen aus den Nationalchristen heranzubilden, welche diejenigen Geschäfte verrichten, die bei anderen Missionsgesellschaften durch die minder Begabten unter den Missionaren selbst ausgeführt werden.

Gegen die Ansicht der Leipziger erhob sich von allen Seiten ein kräftiger Widerspruch. Es wurde geltend gemacht, daß, abgesehen davon, daß ein Gymnasialkursus von vier Jahren doch auch nur ein Surrogat wirklicher Gymnasialbildung darbiete und in anderen Ländern kaum die Reife zum Abiturientenexamen ergeben dürfte, doch auch schon grundsäzlich die Notwendigkeit einer humanistischen Vorbildung als Grundlage für die theologische Ausbildung eines Missionars nicht anerkant werden könne. Es gebe außer der auf Kentnis der alten Klassiker zu erbauenden Grundlage eine andere ebenso gute,

wenn nicht bessere, das sei die möglichst gründliche Kentnis der heil. Schrift, welche auch für die formale Geistesbildung und die Erweiterung des Blicks eine treffliche Basis bilde; wie ja denn auch die vorhandenen preußischen Schullehrerseminarien in ihren Leistungen, und ebenso die Realschulen, bezeugten, daß das auf die Kentnis der alten Klassiker als Bildungsmoment gelegte Gewicht nicht selten höher angeschlagen würde, als heilsam sei. Auch früher (zu der Apostel Zeit, im Mittelalter) und jezt in einzelnen Teilen der Christenheit (einzelne engl. Bischöfe, Amerika) habe man Leute zum Dienst am Worte verwandt, deren allgemeine und theologische Durchbildung die unserer deutschen Missionszöglinge oft kaum erreiche; man möge also die auf die concentrirte Ausbildung der Missionszöglinge zu verwendende, in allen Fällen nur beschränkte Zeit nicht so zersplittern, daß man der möglichst gründlichen theologischen Ausbildung etwas abbreche. Für eine solche wurde freilich die Kentnis der griechischen und hebräischen Sprache, als der Sprachen der h. Schrift, und der lateinischen Sprache, als der Sprache der kirchlichen Bildung und der grammatischen Durchbildung, als wesentlich notwendig erkant, und von allen Seiten her betont, daß man in Bezug auf diese Sprachen die Forderungen künftig eher zu erweitern, als herabzustimmen habe. Auch gründliche geographische und naturgeschichtliche Kentnisse wurden, obgleich erst in dritter Linie, als ein Erfordernis in der Ausbildung des Missionszöglings anerkant.

Besonders betont wurde es aber, daß der ausgesandte Missionar durchaus nicht als genügend ausgebildet anzusehen sei, wenn er nicht auch zur Behandlung der praktischen Forderungen des Lebens irgendwie die Befähigung erlangt habe. Gerade in der Heidenwelt ist es in den meisten Fällen unmöglich, daß Lehrer, die nur lehren können, ihren Plaz ausfüllen; namentlich in solchen Gegenden, in denen der Bildungsstand der Eingeborenen noch auf niederer Stufe steht, bedarf die Mission solcher Leute, die auch in den äußerlichen Lebensgebieten nicht Fremdlinge sind.

Nur wenige Punkte aus der Fülle des in der Verhandlung des lezten Versamlungstages an den Tag tretenden Erfahrungsschatzes gestattet der Raum, hier anzudeuten, die Verhandlungen selbst waren auf das Aeußerste spannend und anregend; und als die Gäste mit dem Liede: „Herz und Herz vereint zusammen" den gastlichen Gartensaal des Herrn Vietor verließen, war jeder über den gefaßten Beschluß erfreut, nach zwei Jahren, so Gott will, sei es in Bremen, sei es in Barmen, zu einer ähnlichen Conferenz sich wieder einstellen zu dürfen. Die Bremer Tage hatten einen lieblichen Beweis dafür geführt, wie auch unter den Vertretern der verschiedenen kirchlichen Richtungen, so weit die eigentlichen Hauptangelegenheiten des Reichs Gottes in Frage kommen, eine große Einmütigkeit vorhanden ist, und daß eine wahre Union sich ungemein leicht von selbst machen würde, wenn man sie nicht mit unredlichen Mitteln befördern und die eigentlichen klaren Hauptgesichtspunkte verschleiern und im Interesse der Partei den gefürchteten Gegner verkleinern zu müssen glaubte. Sicherlich wird eine Versamlung, wie die in Bremen, von deren Berathungen die brennenden Scheidefragen für diesmal weislich fern gehalten waren, auch diese, wo sie in den Vordergrund treten müssen, brüderlich zu berathen im Stande sein.

Nach dem Schluß der diesjährigen Berathungen hatte die Gastlichkeit unserer lieben Bremer Wirte der Versamlung in dem Navigationshause ein großes gemeinsames Festessen bereitet, bei welchem manches gute Wort in Ernst und Heiterkeit gesprochen wurde, nur daß man der leidigen deutschen Unsitte, durch gegenseitig sich beräuchernde Trinksprüche die dem Herrn allein gebührende Ehre auf die Menschen zu übertragen, auch hier ein Opfer bringen mußte. Unmittelbar an das Mal reihte sich noch eine kirchliche Schlußfeier in St. Stephani, bei welcher Löffladt, Rudin, Prochnow sprachen und Zahn das Schlußgebet hielt. — Reich gesegnet fuhren die Gäste am folgenden Tage ein jeder in seine Heimat zurück. Wir beschließen unsern Bericht mit dem Spruch, der noch vor wenigen Jahren auf einem der hohen mittelalterlichen Thore Bremens stand:

„Conserva, Domine, hospitium ecclesiae tuae."

Der Spruch ist mit und von dem Thor verschwunden, nicht aus den Herzen der Bremer Missionsfreunde.

Sachsen. (Schluß.)

Daß der Küster nicht dem Pfarrer, sondern der Kirche und der Kirchgemeinde dient, — will man nicht einsehen. Wer nun dagegen einwendet, erbauen könne man ohne Assistenten, der sagt nichts Neues. Aber daß zu einer öffentlichen feierlichen Handlung eine gewisse Form, ein gewisser kirchlicher Anstand nötig ist, ist auch etwas Altes. Dazu bedarf es in den meisten Fällen eines Assistenten. Mit denen freilich, welchen das Verständnis kirchlicher Ceremonien abgeht, ist es schwer, sich zu verständigen. Denen gefällt vielleicht nur noch ein Thomas Münzer, der Altäre und Orgeln niederreißt und den Kirchen die nackten Wände läßt. — Consequenter Weise müssen diese Leute Formlosigkeit und Unordnung zum Gesez erheben und den Saz aufstellen, daß das Reich Gottes weder Gotteshäuser noch Geistliche im Ornat braucht; „es komt ja nicht mit äußerlichen Gebehrden."

Leider — bestehen für Kirchner für manche kirchliche Akte noch die niedrigen Gebühren, welche vor hundert Jahren festgestellt wurden. In einer der Parochien, in denen ich amtirte, erhielt der Kirchner für eine Haus-Communion in auswärtigen Dörfern 2½ Neugroschen! Für diesen Lohn sollte der Lehrer anständig gekleidet auch im schlechtesten Wege und Wetter den Pfarrer begleiten, die vasa sacra, die Agende, den Priesterrock dorthin entweder selbst tragen oder tragen lassen, und an Ort und Stelle den Abendmalstisch bereiten. Für dieses Geld bekomt man keinen Tagelöhner zu solchem Dienste! Warum bestimt man die Botenlöhne beim Telegraphen- und Postdienst, bei den Gerichtsämtern nach Verhältnis, ohne erst lange zu fragen — und hier bei den Kirchendienern greift man nicht ein?

So hat man kürzlich verboten, daß Schulknaben zum Läuten der Glocken verwendet werden. Es ist schlimm, daß an einigen Orten die Schulknaben das Läuten und Uhraufziehen ohne alle Aufsicht verrichten und den ärgsten Unfug in der Kirche und auf den Thürmen treiben. Aber, wenn man den Kirchschullehrern verbietet, Schüler zum Glockenläuten zu verwenden, sollte man auch fragen: werden sie denn auch und wie? — für diesen Glöckner-

dienst remunerirt? Nur Gerechtigkeit! Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, auch — ein Kirchenregiment! Man darf den Lehrern das Gehalt, oder die Gebühren, welche sie als Organisten und Cantoren und Kirchner beziehen, nicht noch ein Mal anrechnen, damit sie auch davon Leute für's Läuten bezahlen!

Noch sei erwähnt, daß der Kirchner auch sehr nützlich wirken kann als Vermittler zwischen Pfarrer und Kirchgemeinde. Als ein Superintendent von seinem bisherigen Amte schied, rühmte er bei dem Abschiedsfeste noch besonders seinen Kirchner. Unter der Last seiner Ephoralgeschäfte — sagte der Scheidende — würde er oft der Kranken und Armen vergessen haben, wenn ihn sein Kirchner nicht erinnert hätte. Meist habe er, wenn er seine Hausbesuche machte, wahrgenommen, daß der brave Kirchner schon dort gewesen, mit den Leuten gebetet, sie mit Andachtsbüchern versorgt, kurz, dem Geistlichen vorgearbeitet gehabt. In Bezug auf verwahrloste Kinder, eheliche Zwistigkeiten ꝛc. habe ihm der Kirchner oft die Wege zu seelsorgerlichem Wirken gebahnt. Ja die Kirchner sind notwendige Helfer des Seelsorgers. Sie sind rechte Diakonen. Natürlich müssen nur Solche gewählt werden, die von apostolischem Geiste erfüllt sind. Um so gerechtfertigter erscheint nun gewiß der Wunsch: gebt unserer Kirche, unsern Kirchengemeinden und Geistlichen wieder Kirchner! Denn in kleinen Städten hat man die Kirchnerstellen eingezogen, um mit der Besoldung derselben neue Lehrer anzustellen, und auf dem Lande betrachten sich die meisten Lehrer nur noch als Lehrer, Cantoren und Organisten.

Die Kirche hat ein Recht, wiederzufordern, was sie gehabt hat und noch braucht. Auch hat sie in den meisten Orten noch die Mittel, Kirchner zu besolden. In den meisten Kirchdörfern komt von der Besoldung der sog. Kirchschullehrer $\frac{1}{3}$ oder $\frac{2}{5}$ auf das Lehramt, $\frac{2}{3}$ oder $\frac{3}{5}$ auf den Kirchendienst. Wo ein solcher Lehrer 350 Thaler jährliche Einnahme bezieht, bringt ihm in der Regel der Kirchendienst 230 Thaler ein, während ihm die Schulkasse nur 120 Thaler zahlt. Also der Kirchendienst ernährt den Lehrer. Die ganze Kirchfahrt, Feld, Deputate ꝛc. tragen dazu bei, daß die Schulgemeinde am Kirchorte ihren Lehrer billig hat. Selbst die sog. Schulfelder sind ja meist ursprünglich Kirchenlehn und auch das Schulhaus steht oft auf Grund und Boden der Kirche. Die eingepfarrten Ortschaften, welche besondere Lehrer haben, zahlen diesen meist 150 bis 200 und 250 Thaler Gehalt und tragen noch dazu bei, daß der Kirchschullehrer 300 bis 600 Thaler Besoldung genießt. Das ist eine nicht wegzuläugnende Thatsache. Muß also die Kirche und die Kirchfahrt bei der Schule betteln gehen nach einem Kirchner? Nein! Warum zwingt das Gesez die Gemeinden, in denen Nebenschulen bestehen, zur Erhöhung des Lehrergehaltes, nimt aber an Kirchorten die Kirchendienerbesoldung dazu, um den dasigen Lehrern den geordneten Gehalt zu verschaffen? Ist es den Kirchschullehrern, die man als Lehrer in eine besser dotirte Stelle befördert hat und an die man auch rücksichtlich der Schule als an „den Hauptlehrer" größere Ansprüche macht, so sehr zu verdenken, daß sie nicht mehr daran denken, aus welcher Quelle sie ihren größern Besoldungsteil beziehen, da es die Kirchenbehörden vergessen zu haben scheinen? Sonst war der Kirchendienst das Hauptamt derselben, die Schule Nebensache; jezt ist ihr Hauptamt die Schule, der Kirchendienst Nebensache. Das haben die erhöhten Anforderungen an die Schule so mit sich gebracht und der

Zeitgeist. Und die Kirche läßt sich das ruhig gefallen. Dieselben Leute, welche ein fürchterliches Geschrei über die Annexionsgelüste in der politischen Welt erheben, bleiben stumm, wenn man ihre eigene Kirche beraubt, ja helfen wol selbst sie mit berauben. Das siebente Gebot sagt aber auch: du sollst das Eigentum der Kirche Christi heilig halten. Seine frommen Diener und Jünger haben es ihr ehedem geschenkt und Er hat das Opfer angenommen! —

Ihr sprecht: wir geben es ja dem Herrn, der da gesagt: „lasset die Kindlein zu mir kommen", wieder. Ja, aber Ihr gebt Ihm, wenn Ihr es Ihm wiedergebt, geraubtes Gut. Euer Geiz ist die Wurzel des Uebels. Die Erde beut Schätze genug, um auch die Lehrer gut zu besolden. Warum habt Ihr denn zu Theatern, Conzerten, Reisen, Prachtkleidern, Luxus-Bahnhöfen ꝛc. Geld im Ueberfluß? Mit Euern Crispin-Stücklein komt Ihr nicht fort, wenigstens vor Gott nicht! — Aber die Armen? Sollen sie noch mehr Schulgeld zahlen? — Ihr Heuchler! Die Armen sind es nicht, welche sich am lautesten gegen Erhöhung der Lehrergehalte aussprechen, sondern die größeren Grundbesitzer. Die Armen werden nur vorgeschoben, in der Regel aber gar nicht befragt. Den Armen, denen das Evangelium vorzugsweise gepredigt wird, soll ja der Kirchendienst gerade am Meisten zu Gute kommen, und den wollt Ihr aufheben oder habt ihn schon eingezogen! — Die Armen tragen ja auch bei Taufen, Trauungen, Beerdigungen ꝛc. durch die Gebühren mit bei zu der Kirchendienerbesoldung, mit welcher die Schulgemeinde wuchert. —

Jezt kann in Sachsen noch geholfen werden. Am Nächsten liegt folgender Ausweg: Die Schulgemeinden an Kirchorten zahlen denselben höhern Lehrer-Gehalt, den die Schulgemeinden in eingepfarrten Orten aufbringen müssen. Die Einnahme des Kirchendienstes wird streng geschieden von der des Schuldienstes. Der Cantoren- und Organistendienst wird von der Kustoden- und Glöckner-Funktion getrent. Der Kirchschullehrer bleibt Organist, Cantor und Kichenbuch-Duplicatführer und bezieht dafür den auf diese Verrichtungen entfallenden Gehalt. Es wird ein besonderer Kirchner angestellt, der zugleich den Glöcknerdienst mit besorgt. Er bezieht die für seine Geschäfte entfallenden Gebühren. Nur in kleinen Parochien dürfte es dem Kirchschullehrer gestattet bleiben, das Kustoden- und Glöckneramt mit zu verwalten, wenn er sich darum bewirbt. Aber das auf diese Funktionen fallende Einkommen muß schlechterdings für sich berechnet werden. Sobald jedoch die Kirche unter dieser Vereinigung leidet, muß auch in kleinern Parochien ein besonderer Custos angestellt werden.

Zu diesem Küsterdienst werden sich fast auf allen Dörfern passende Männer finden. Sie werden es für eine Ehre erachten, der Kirche zu dienen. Die Kirchfahrt wird sich bald mit dem neuen i. e. alten Kirchendiener befreunden, wie die Erfahrung lehrt, wo man bereits besondere Kirchner angestellt hat. Ich kenne zwei nicht weit von einander liegende Kirchen; in der einen fungirt der Lehrer, in der andern ein Handwerker als Küster. Die leztere ist am saubersten gehalten, der Dienst in ihr am Pünktlichsten verwaltet. Die Leute auf dem Lande, welche weder durch eine gefärbte, noch überhaupt durch eine Brille zu sehen pflegen, haben den Unterschied längst entdeckt und vermitteln den Verkehr mit dem Pfarrer gern durch den ihnen näher stehenden Kirchner. Nur dagegen muß man sich auf das Entschiedenste verwahren, daß der Kirchner zugleich Todtengräber und

Dorfwächter wäre! Der Kirchner darf auch nicht wie ein Kanzleibote in Dienst genommen, sondern muß feierlich in sein Amt eingewiesen werden. —

Wenn aber die Klage: „unsere Kirchen und Kirchgemeinden haben auf dem Lande keine Kirchner mehr", so begründet ist, wie komt es, daß man sie nicht öfter und lauter vernimt? — Weil man es vorzieht, die Sache gehen zu lassen, wie sie eben geht. Zwar lautet eine Kirchenvisitationsfrage: wie werden die Küstergeschäfte verrichtet? Doch die Pfarrer tragen meist Bedenken, näher auf dieselbe einzugehen. Warum? das wissen sie selbst am Besten. Der Superintendent hat ja auch Augen zu sehen. Warum sich Feindschaft machen? Die Behörden greifen doch nicht ein. Exempla sunt in promptu. Wenn ein Amtmann oder anderer Chef seinen Untergebenen Weisungen erteilt —, spricht kein Mensch davon. Man findet es ganz in der Ordnung. Warum spricht man aber von einer „Feindschaft" zwischen Geistlichen und Lehrern? — Die Behörden wollen nicht sehen, warum sollen wir sie erst zwingen, zu sehen. Sie dürfen ja nur diese oder jene Lehrerzeitung lesen, um den widerwilligen Geist gegen Kirche und Kirchendienst zu erkennen. — Diese und ähnliche Antworten hört man auf das Warum.

Und die Pastoral-Conferenzen? Die sächsische Pastoral-Conferenz, welche seit vielen Jahren zu Dresden im August stattfindet, hat schon wichtige Dinge freimütig in das Bereich ihrer Verhandlungen gezogen. Auch gibt es noch einige andere Conferenzen, in denen man nicht fragt: „ob man etwa anstoße", sondern: was erheischt das Heil der Kirche? Im Allgemeinen liebt man eine freimütige Discussion nicht, — sucht sie also von vornherein unmöglich zu machen. Dogmatische Vorträge, welche man später mit weit mehr Ruhe lesen kann, füllen in der Regel die „officiellen" Conferenzen aus. Praktische Fragen verweist man gern in die Abendversamlungen. — Das Thema, über welches ich heute referirt habe, besprach ich schon oft mit Amtsbrüdern. Widersprochen hat mir Keiner, wol aber haben mir die Meisten vollständig beigestimt. Noch könte ich am Schlusse versichern, daß ich von jeher Freund der Volksschule und deren Lehrer gewesen. Wenn es aber der Inhalt meines Briefes nicht bewiese, was hülfe da diese captatio benevolentiae? — Wol aber kann ich nicht umhin, meine einfachen Worte Dem in Ehrfurcht zu befehlen, der Alle, Alte und Junge, zu seinen Lehrschülern zu machen verordnet hat. Seiner treuen Hirten-Hut seien Kirche und Schule, die beide vor Ihm Eins sein sollen, in allen Landen empfohlen!

Aufruf.

Bei aller Fürsorge, welche von den betreffenden Behörden der Verpflegung des Heeres auch in geistlicher Beziehung zugewendet worden ist, reicht doch Alles, was für diesen Zweck mit den vorhandenen Mitteln hat geschehen können, nicht so weit, daß nicht auch der freien christlichen Liebesthätigkeit noch ein weites Feld für ihre Bemühungen übrig bliebe.

41 evangelische Geistliche sind zur Wahrnehmung der Selsorge mit ins Feld gerückt. Bei dem ernsten gottesfürchtigen Sinn, der im

Heere sich regt, bei dem überall sich kundgebenden Verlangen nach dem Worte Gottes und dem heiligen Abendmal haben sie schon jezt ihre volle Arbeit, werden aber nicht im Stande sein, den Anforderungen ihres Berufs in der dem vorhandenen regen Bedürfnisse entsprechenden Weise zu genügen, wenn erst die ernsteren Actionen eintreten und in Folge derselben die äußeren Schwirigkeiten des Verkehrs mit ihren Gemeinde-Angehörigen sich häufen und die Lazarethe sich füllen werden. Eine noch weit bedeutendere Vermehrung der selsorgerlichen Kräfte beim Heere, als sie bereits bewirkt worden ist, bleibt daher immer noch ein dringendes Bedürfnis. An erfahrenen und bewährten Geistlichen, welche einem an sie ergehenden Rufe zu selsorgerlicher Wirksamkeit bei den Truppen während der Kriegszeit mit Freuden folgen würden, fehlt es nicht, wol aber an den Mitteln, die Kosten ihrer Ausrüstung und Sendung zu decken.

Wir unterzeichneten hiesigen Geistlichen sind daher zu einem Comité zusammengetreten, welches sich zur Aufgabe gestellt hat, bei den Veranstaltungen zur Befriedigung des obwaltenden dringenden Bedürfnisses hilfreiche Hand zu leisten und die freie Liebe der evangelischen Gemeinden, von so vielen Seiten jezt in dieser Zeit der Not auch Anforderungen an sie gemacht werden, auch hierfür in Anspruch zu nehmen.

Schon haben in der Provinz Pommern 8 Gemeinden sich vereinigt und im Einverständnis mit den Patronen ihrer Kirchen aus den Kirchenkassen die Mittel zur Bestellung eines weiteren Geistlichen bei dem 2. Armee-Corps hergegeben. Wir hoffen, daß viele Gemeinden, die reicher dotirte Kirchenkassen haben, diesem Exempel nachfolgen werden. Aber auch die Liebe des Einzelnen in den Gemeinden darf nicht zurückbleiben. Sie wird auch nicht zurückbleiben wollen. Wir hegen vielmehr das Vertrauen, daß Tausende evangelischer Christenherzen es uns Dank wissen werden, wenn durch unser Unternehmen ihnen Gelegenheit gegeben wird, durch persönliche Liebesopfer auch dahin mitwirken zu können, daß unsere Söhne und Brüder, die im Kampfe für unsere theuersten Güter Gut und Blut, Leib und Leben einzusetzen im Begriff stehen, in dieser für sie so entscheidenden Zeit auch im Geistlichen nicht nur nicht zu darben, sondern reichlich das zu genießen haben, was unser Aller einziger Trost ist im Leben und im Sterben.

Und so gehe denn die herzliche und dringende Bitte:

um Gaben zur Vermehrung der selsorgerlichen Kräfte beim Heere, in Feld und Lazareth,

hinaus in die evangelischen Gemeinden. Gottes Segen begleite sie und lasse sie, wohin sie komt, offene Herzen und willige Hände finden, auf daß durch diesen Dienst der Liebe mitten im Kriegsgetümmel und an den Stätten der Leiden und Trübsale reichlich Weg und Bahn gemacht werde dem Frieden dessen, der gesagt hat: In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, Ich habe die Welt überwunden.

Wir bitten, die für den in Rede stehenden Zweck bestimten Liebesopfer dem mitunterzeichneten Hofprediger v. Hengstenberg, Seegershof 6, einsenden zu wollen, der die Geschäftsführung übernommen hat.

Berlin, den 22. Juni 1866.

Consistorialrath Dr. Bachmann. General-Superint. Dr. Büchsel. Hofprediger v. Hengstenberg. Gen.-Superint. Dr. Hoffmann. Hofprediger Kögel. Probst Köllner. Prediger Müllensiefen. Probst Dr. Nitzsch. Ober-Hofprediger Dr. Snethlage. Feldprobst Thielen.

Die Redaction legt ihren Lesern diesen Aufruf dringend ans Herz. Gewiß kein lebendiger Christ wird hier haben und nicht geben. Es wäre doch verantwortungsvoll, wenn denjenigen, die ihr Leben für das Vaterland einsetzen, nicht Gelegenheit gegeben würde, Gottes Wort zu hören und an seinen Tröstungen ihre Sele zu erquicken. Jeder gebe reichlichst und baldig, denn es ist Gefahr im Verzuge.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Daß die Tendenz der Evangelischen Kirchen-Zeitung in gewisser Beziehung eine ausschließende sein muß, geht schon aus der bisherigen Darstellung hervor. Nur diejenigen kann sie um Theilnahme bitten, denen eine feste Ueberzeugung von den Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion zu Theil geworden. Dagegen soll innerhalb des Bereiches des Christenthums Mannigfaltigkeit der Ansichten nicht ausgeschlossen werden; es erscheint höchst wünschenswerth, daß ein lebendiger Austausch der Ideen unter denen statt finde, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, und die Redaction hält es für eine Hauptbestimmung der Kirchen-Zeitung, die Gelegenheit dazu darzubieten. Alle diejenigen, welche den innern Beruf zur Mitarbeitung zu ihrem Zwecke empfinden, ladet sie dringend zur Theilnahme ein, überzeugt, daß sie nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn viele dem Herrn der Gemeinde dienende Kräfte sich vereinen. Für größere Beiträge wird, wenn es nicht ausdrücklich verbeten wird, ein anständiges Honorar entrichtet.

Obgleich der Hauptzweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung ein positiver ist, obgleich sie mehr aufbauen als zerstören will, so kann sie doch, weil das Evangelium einmal seiner Natur nach das entgegenstehende bekämpfen muß, die Polemik nicht ganz vermeiden. Aber um so sorgfältiger wird sie sich des Urtheils über Personen enthalten, um so mehr alle Persönlichkeiten vermeiden, und fern von aller Bitterkeit durch ihr Beispiel zeigen, daß Festigkeit der Ueberzeugung verträglich mit der Liebe und Milde, welche das Evangelium von seinen Bekennern verlangt, indem es ihnen zugleich nachweiset, von wem sie die erste unter allen christlichen Tugenden lernen und von wem sie dieselbe erhalten können.

Professor Dr. **Hengstenberg.**

Von der Evangelischen Kirchen-Zeitung erscheinen wie bisher jede Woche zwei Nummern, deren Ausgabe wo es verlangt wird wöchentlich, sonst aber in brochirten Heften monatlich stattfindet.

Der Preis für jedes Semester ist 2 Rthlr. Preuß. Courant in Vorausbezahlung. — Bestellungen nehmen an: sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, das Königl. Zeitungs-Comptoir hieselbst und sämmtliche Preuß. Postämter, durch welche die Evangelische Kirchen-Zeitung ohne Preiserhöhung aber nur ganzjährig bezogen werden kann.

Literarische und sonstige Mittheilungen mit directer Post beliebe man an den Herrn Herausgeber selbst zu adressiren. Zum Beischluß für den Buchhandel geeignete nicht eilige Briefschaften und andere Einsendungen bitten wir an uns durch Vermittlung unseres Commissionärs in Leipzig, des Herrn Buchhändler Rud. Hartmann, versehen mit der Bemerkung: Zur Post! Für die Evangelische Kirchen-Zeitung in Berlin, gelangen zu lassen.

Gustav Schlawitz
Verlagsbuchhandlung.

Inhalt.

Seite

№ 44. Paul Gerhardts geistliche Lieder 521
Dr. Niemann und Dr. Uhlhorn. (Schluß) 525
Beilage. Aus dem in Gnadau gehaltenen Vortrag: über evangelischen Kirchenschmuck 529
Zur Frage von den Laienältesten aus Hannover 532
— 45. Die Liturgien der alten Kirche. I. 537
— 46. Die Cherubim. II. 545
Beilage. 553
Zur Frage von den Laienältesten aus Hannover. (Schluß) 553
Nachrichten. Anhalt 558
— 47. Die Cherubim. II. (Schluß) 561
Nachrichten. Anhalt. (Schluß) 567
— 48. Die Liturgien der alten Kirche. II. 569
Beilage. 477
Maxima debetur puero reverentia 580
Nachrichten. Sachsen 584
— 49. Die Cherubim. III. 585
Nachrichten. Sachsen. (Fortsetzung) 591
— 50. Aus ungedruckten Briefen an einen jungen Theologen 593
Nachrichten. Halle 600
Beilage. 601
Die allgemeine Missions-Conferenz in Bremen den 8—11. Mai 1866. I. 604
Ein Erlaß Sr. Majestät des Königs 608
— 51. Die Cherubim. III. (Schluß) 609
Nachrichten. Die allgemeine Missions-Conferenz in Bremen den 8—11. Mai 1866. I. (Schluß) 614
— 52. Der Materialismus. I. 617
Nachrichten. Die allgemeine Missions-Conferenz in Bremen den 8—11. Mai 1866. II. (Schluß) 622
Beilage. 625
Sachsen. (Schluß) 628
Aufruf 631

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Herausgegeben

von

E. W. Hengstenberg,

Professor an der Universität zu Berlin.

Neun und Siebzigster Band.

Juli bis December 1866.

Berlin.

Gustav Schlawitz.

Inhalt.

I. Aufsätze.

Seite

Vorwort:
Der Prophet Jeremias im Verhältnis zu unserer Zeit ..... 1—35
Die Beteiligung der Theologen an der Politik 36
Adresse bei Gelegenheit der Berliner Pastoralconferenz 40
Der Deutsche Protestantentag 41
D. Strauß, die Halben und die Ganzen 42
Das päpstliche Rundschreiben und der Syllabus 44
Michelis, Kirche oder Partei 54
Sailer's Leben von Aschinger 54
Schreiben des Papstes nach Tyrol 55
Allocution gegen die Freimaurer 55
D. Newman, Geschichte meiner religiösen Meinungen 56
Adresse der Ravensberger Geistlichen 58
Bagge, das Princip des Mythus 65
Die Erklärungen gegen D. Schenkel 67
Versamlung der schweizerischen Predigergesellschaft 70
Pfarrer Vögelin 71
Die evangel. Kirche in den Ostseeprovinzen Rußlands 72
Die vereinigten Staaten Nordamerikas 74
Mallet. Harms. K. v. Raumer 80
Dem Andenken K. v. Raumer's 81
Passionsbuch 84
J. A. Bengel 85
Kirchliche Erinnerungen an Rom 97. 137. 145. 158. 188
Zur Erinnerung an Harms 105
Eine Predigerwahl in Greifswald 115
Shakespeare's Macbeth 119. 129. 149. 153
Aus und über Mecklenburg-Schwerin: Die Kirche und die Ritterschaft 121
Die vereinigte Generalsynode in Baiern v. J. 1865 ..... 161. 179
Die Weisen aus dem Morgenlande ... 169. 177. 201. 217. 241. 249
Zur Armenpflege 191. 193
Auch ein Wort die „Kirchthür" betreffend 198
Noch einmal — das Gefängnis 221. 230
Zum gegenwärtigen Stande der neuen kirchlichen Gemeindeordnung 225
Die Taufe von Kindern aus der Landeskirche geschiedener Eltern 232
Die verlorne Handschrift 235. 253. 278
In Sachen der heiligen Taufe 252
Wie ist die Kirchenzucht wieder anzubahnen? 265. 297
Altenberg 273
Der religiöse Individualismus dargestellt an A. Vinet 289. 302. 417. 454. 695. 705
Noch einmal zur Sontagsfeier 305. 325. 683. 703
Die Vergottung des sündlosen Menschen 313. 321. 337. 345
Karl Gutzkow 353. 361. 392. 425. 449. 480
Das neue Dogma von der unbefleckten Empfängnis der Maria 369. 393
Die Mission im Organismus der kirchlichen Thätigkeit 377. 396
Der Zinsgroschen 385
Die Nichtbestätigung des Pastor Rhode 409
Aus Livland 415
Die Cherubim 441. 545. 561. 585. 609

Seite

Liturgie und Kirchengesang 465. 505
Der Feigenbaum 473. 497. 513
Koopmann gegen Beyschlag 476
D. Niemann und D. Uhlhorn 489. 525
Paul Gerhardt's geistliche Lieder 521
Ueber evangelischen Kirchenschmuck 529
Zur Frage von den Laienältesten aus Hannover 532. 553
Die Liturgien der alten Kirche 537. 569
Maxima debetur puero reverentia 580
Aus ungedruckten Briefen an einen jungen Theologen 593. 689. 713. 761. 790. 873. 887. 974. 993
Der Materialismus 617. 667. 681. 712. 719. 737. 769
Die vier Reiter 633. 641. 657
Aus dem Königreich Hannover 650. 665
Zwei Hirtenbriefe 673
Der abfaulende Misthaufen 692
Gefängnisse und Rettungshäuser 726. 747
Der Gipfel geistlicher Papstgewalt 729. 753. 777
Wie hat sich der Geistliche gegenüber seinem Ordinationsgelübde zu verhalten? 741. 772. 783. 795. 818
Der Eid 785. 809. 833
Weiblicher Beruf und weibliche Bildung 801. 825
August Graf von Platen 820. 829
Zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Mystik 847. 849. 871
Die sieben Gleichnisse vom Reiche Gottes 857. 881. 905. 929. 953
Die Kapellen 862
Wort und Tradition als Bildungsmittel der Gemeinde 897. 914. 921. 936
D. Heinrich Dittmar 945. 969
Zum Aufsatz: Der Gipfel geistlicher Papstgewalt 956
Aus Hannover 958
Zum Te Deum laudamus 977
Dürfen die Hannoverschen Geistlichen und Beamten dem Könige von Preußen den Huldigungseid verweigern? 979
Aus dem lezten Kriege von einem Feldprediger 984. 1017. 1031. 1049. 1075
Ist das Werk Mose's ein Erzeugnis des natürlichen Menschengeistes? 988. 1041. 1110. 1130
Aus dem Königreich Hannover 1001
Aus den Erlebnissen eines Feldpredigers bei der Mainarmee 1005
Die Spielhöllen 1009. 1025
Die gegenwärtige kirchliche Lage in Hannover 1021
Der Ländererwerb Preußens in kirchlicher Bedeutung 1054. 1073
Die neuen Provinzen und die lutherische Kirche 1065. 1081
Aus Guizot's neuestem Werke 1083. 1104
Der Brief des Jakobus 1089. 1097. 1113. 1121
Der Feldgeistliche im jüngsten Kriege 1133. 1142. 1185
Aus der lutherischen Kirche Hannovers 1137
Der Krieg und die Thätigkeit der Johanniter-Ritter in ihm 1145
Die lutherische Kirche und die Union 1161. 1169
Während der Cholerazeit 1190. 1197
Die Beyschlagsche Christologie 1193. 1209. 1217. 1233

Seite

Zur Frage des Huldigungseides. Aus Kurhessen 1225
Die französischen Bonnen 1235
Eine Erklärung die Eidessachen betreffend aus Mecklenburg 1241
Ausschreiben des Königl. Preuß. Landes-Consistoriums in Hannover 1245

II. Nachrichten.

Amerika. Schreiben an den Herausgeber 679
Anhalt 558. 567
Bremen 440. 604. 614. 622
Frankreich: Paris 150. 238. 261. 356. 383
Kirchliche Skizzen aus Südfrankreich 962. 990
Italien 210. 281. 334
Mecklenburg: Zur Widerlegung 285
Oesterreich: Bregenz 511
Preußen:
Brandenburg: Berlin 141. 639. 747
Zustände der Diöcese D. B. 888. 916
Hannover 258. 423. 433. 448. 511
Lauenburg 664
Nassau 1204. 1219
Pommern 215
Greifswald 166
Cammin 1037
Rheinprovinz: Wupperthaler Festwoche 752
Eine neue Wallfahrtsstätte 942
Mitteilung 968

Seite

Sachsen: Magdeburg 166
Halle 600
Versamlung des kirchlichen Centralvereins zu Gnadau 436. 460. 482. 1061. 1156. 1201
Schleswig-Holstein: Schreiben an den Herausgeber 1035
Westfalen 166
Lutherische Conferenz in Bielefeld 1223. 1254
Sachsen (Kgr.) 584. 591. 628
Schweiz 459. 495
Schreiben an den Herausgeber 823
Amtliche Berichtigung 311
Aufruf 631
Berichtigung 214
Colenso's Rückkehr nach Natal 102
Erlaß Sr. Majestät des Königs 608
Feldbiakonie 677
Frage in Sachen der heiligen Taufe 128
Gedanken eines schweiz. Predigers über den Protestantentag in Eisenach 80. 93
„Herr Gott, Dich loben wir" 728
Hospital für Aussätzige im heiligen Lande 287
Die Cholerazeit in einer vorpommerschen Landgemeinde 1239. 1247
Ein Wort aus Schleswig-Holstein 1253

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 4. Juli. № 53.

Die vier Reiter.

Offenbarung 6, 1—8.

Wir Deutschen sind fürwahr hart geschlagen. Der Bruderkrieg wüthet in unseren Gränzen, ein Krieg, in dem alle Siege zugleich Niederlagen sind, wie einst die Kinder Israel, da sie Benjamin besiegt hatten, nach Bethel kamen und da blieben bis zu Abend vor Gott und ihre Stimme aufhoben und sehr weinten und sprachen: O Herr, Gott Israels, warum ist das geschehen in Israel, daß heute eines Stammes von Israel weniger geworden ist, Richter 21, 2. 3. Die „böse Krankheit“ (5 Mos. 28, 59) bricht von allen Seiten ein. Und daneben ist unser Volk durch Parteiungen zerrüttet, von denen Livius sagt (4, 9): „sie haben den Völkern mehr zum Verderben gereicht und werden ihnen auch in Zukunft verderblicher sein, als äußere Kriege, als Hunger und Krankheiten und was sonst noch der Zorn der Gottheit an verderblichen öffentlichen Uebeln herbeiruft“, und die das Wort Gottes aufführt in der Zahl der Strafen, welche der Abkehr von Gott folgen, der allein der menschlichen Gesellschaft Halt gewähren und die aus der verderbten Natur aufsteigenden Leidenschaften dämpfen, der Erbitterung einen Zügel anlegen kann: „Und es drängt sich das Volk, einer den andern und ein jeder seinen Nächsten; es trotzet der Knabe gegen den Alten und der Verachtete gegen den Geehrten.“

Schlimmer noch als die Uebel selbst ist die Art und Weise, in der sie aufgenommen werden. Wir finden, auf die große Menge des deutschen Volkes gesehen, kaum einen Ansaz von Buße. Die Hand, die uns schlägt und verwundet, wird nicht erkant. Die Gedanken sind wie geheftet an die Erde, zum Himmel sind sie unvermögend, sich zu erheben. Der gegenseitigen Beschuldigungen ist kein Ende, das Wort: „warum murren die Leute im Leben also? ein jeder murre wider seine Sünde“ findet kein Verständnis, man sucht überall den Thäter auf Erden aufzufinden und ergeht sich in wilder Erbitterung gegen ihn, während es klar ist wie der Tag, daß Niemand den Krieg gewollt, daß eine unsichtbare Hand ihn herbeigeführt hat, daß wir darin verwickelt sind, wir wissen nicht wie, daß Jeder gern einen Ausgang gefunden hätte, wenn er nur mit Ehren herauskommen konte. Auch in Bezug auf die Heilmittel bleibt man vielfach bei der Erde stehen. Man will den Weltbrand mit einem Mäßlein Wassers löschen und hat keine Ahndung davon, daß wir in die Hand dessen gefallen sind, der zerreißet, ohne daß Jemand errette. Wahrlich, wenn ein Zweifel darüber sein könte, ob wir leiden, was unsere Thaten wert sind, so würde er beseitigt werden durch diese Aufnahme, welche Gottes Gerichte gefunden haben. Man lese nur den „Bericht über die zu Erlangen den 16. April gehaltene Volksversamlung“, um zu erschrecken über diese Isolirung der Erde, ihre Lostrennung vom Himmel, die sich auch jezt noch in den Gedanken vollzieht, während durch die That die unbedingte Superiorität des Himmels schon in so eclatanter Weise sich kundgibt, die Stimme des Allmächtigen so laut ertönt, daß sie, sollte man meinen, auch von den taubsten Ohren vernommen werden müßte. Als Zeichen der Zeit müssen wir jene Erlanger Reden um so mehr betrachten, da sie von Männern ausgehen, die in dem Glauben an die Offenbarung stehen, zum Teil von namhaften Theologen, denen der Beruf geworden, ihre Stimme laut zu machen wie eine Posaune und ihrem Volke seine Sünde anzuzeigen. Wenn solche Männer ganz von Politik angefüllt sind, wenn das Wort: „Erzittert alle Wohner des Landes, denn der Tag des Herrn komt, ein Tag der Finsternis und des Dunkels, ein Tag der Wolke und des Nebels. So spricht nun der Herr: bekehret euch zu mir von ganzem Herzen, mit Fasten, mit Weinen, mit Klagen“ bei ihnen gar keinen Anklang und Wiederhall findet, wenn sie das Feuer der Zwietracht nur zu schüren wissen, statt Gott anzurufen, daß er es lösche, wenn sie gegen die tödtliche Krankheit, die nur der heilen kann, der sie verhängte, Hausmittelchen empfehlen, so muß man sagen: wenn das am grünen Holze geschieht, was soll am dürren werden? Prof. von Hofmann z. B. beginnt als Vorsitzender mit den Worten: „Hochverehrte Versamlung! Eine ernstere Lage, eine folgenschwerere Wendung der Dinge, als die, welche uns heute zusammengerufen hat, ist nie gewesen, seit Deutschland Volksversamlungen kent. — — Gewiß, in solchem Augenblicke sollte alles Volk, so weit die deutsche Erde reicht, zu öffentlicher Berathung sich versammeln, um sich zu besinnen, was ihm droht, und sich dessen zu erwehren, was man ihm zumutet, damit allüberall die Regierenden inne würden, daß das deutsche Volk nicht gesonnen ist, über sich verhängen zu lassen, was Wahnsinn oder Frevel zu seinem Verderben unternimt.“ Die hier beantragten Versamlungen sind sicher nicht die, welche der Prophet Joel unter solchen Umständen als zeitgemäß darstellt, und neben denen der Theologe von keinen andern wissen sollte. Der Consistorialrath Dr. der Theologie Ebrard fragt:

„Wo ist denn nun der einzige Ausweg der Hilfe?“ und antwortet: „Die einzige und allereinzigste Hilfe liegt im Deutschen Volk, das seiner Einheit und Zusammengehörigkeit seit 50 Jahren sich bewußt geworden ist, und auf Sängerfesten, Schützenfesten und Versamlungen ähnlicher Art diesem seinem Bewußtsein einen zwar schwachen, aber keinesweges zu verachtenden Ausdruck gegeben hat. Die Stimme des Volkes muß zum gesezlichen Ausdruck kommen in einem deutschen Parlament. Nur hier liegt das Gegengewicht gegen die egoistische Großmachtstellung der beiden größeren Staaten wie gegen die particularistische Zerklüftung der Kleineren.“ Das also ist die Salbe aus Gilead! Sie erinnert an Münchhausen, der sich an seinem eignen Zopfe aus dem Sumpfe zog. Es klingt wie bitterer Hohn, daß ein Volk sich selbst helfen soll, von dem in vollem Maße das Wort Jesaia's gilt: „O weh des sündigen Volkes, des Volkes von schwerer Missethat, des boshaftigen Samens, der schädlichen Kinder, die den Herrn verlassen, den Heiligen in Israel lästern, weichen zurück. Alles Haupt ist krank und jedes Herz ist matt. Von der Fußsohle bis zum Scheitel ist nichts Gesundes an ihm, sondern Wunden und Striemen und Eiterbeulen, die nicht geheftet, noch verbunden, noch mit Oel gelindert sind.“ Wird man nicht, wenn Theologen solche Mittel empfehlen, an das Wort Ezechiels erinnert: „O Israel, deine Propheten sind wie Füchse in den Wüsten. Sie treten nicht vor die Lücken und machen sich nicht zur Hürde um das Haus Israel, und stehen nicht im Streite am Tage des Herrn.“ Prof. von Raumer belehrt uns: „In einer solchen Lage unseres Vaterlandes halten wir es für Pflicht, den Deutschen Bürgerkrieg offen und unumwunden als das zu bezeichnen, was er ist: als ein fluchwürdiges Unternehmen. Ich brauche Ihnen den Jammer und das Elend nicht zu schildern, in die der Bürgerkrieg unser Vaterland stürzen würde. Ein mehr als funfzigjähriger Friede hat endlich begonnen, die tiefen Wunden einigermaßen zu heilen, die eine lange Reihe furchtbarer Kriege unserem Wolstande geschlagen hatte. Ein Bürgerkrieg würde nicht nur aufzehren, was der Fleiß unserer Bürger gesammelt, zerstören, was er gegründet, sondern er würde auf viele Jahre hinaus die gewerbliche Thätigkeit unseres Volkes vernichten. Es ist nicht zu sagen, wie viele wackere Familien in Stadt und Land ein Deutscher Bürgerkrieg zu Grunde richten würde. Und wofür würden alle diese Opfer gebracht? Nicht für die Einheit, nicht für die Freiheit, nicht für die Macht unseres Vaterlandes. Das Gegenteil von all diesen hohen Gütern bringt uns ein Deutscher Bürgerkrieg.“ Gewiß, ein Deutscher Bürgerkrieg ist ein furchtbares Uebel, ein Uebel, welches das Wort des Jeremias in der Sele wachruft: „ach daß meine Augen Thränenbäche wären, zu beweinen die Erschlagenen in meinem Volke.“ Aber wenn man in der Aufsuchung der Ursachen dieses Uebels nur bei der Erde stehen bleibt, so gießt man nur Oel in das Feuer, welches zu dämpfen Alle bemüht sein sollten. Die Grundbedingung der Heilung ist, daß wir, nach dem Vorbilde Davids, die Augen aufheben und den Engel des Herrn stehen sehen zwischen Himmel und Erde, ein blos Schwert in seiner Hand, ausgereckt über Deutschland, und daß wir wie David und die Aeltesten mit Säcken bedeckt niederfallen auf das Antliz. Der „mehr als funfzigjährige Friede“ hat nicht blos den Wolstand gemehrt, er hat auch die Gottvergessenheit emporwachsen lassen. Weit und breit ist das Land überwuchert mit den Dornen und Disteln des irdischen Sinnes, der Gleichgiltigkeit, ja des Hasses gegen Gott und sein Wort. Besonders seit den Tagen der neuen Aera in Preußen steht der Volksgeist dem Evangelium vielfach wie eine undurchdringliche Mauer gegenüber. Als vor mehreren Wochen Friedensaussichten sich zeigten, sagte ein ehrenwerter Geistlicher zu dem Verf.: politisch angesehen ist gute Hoffnung, aber theologisch betrachtet kann ichs nicht glauben, daß Frieden bleibt. In der That, man hätte an Gott und seinem Worte irre werden müssen, wenn es noch lange so fortgegangen wäre, und es ist ein süßer Trost in unserem Elende, daß wir durch dasselbe Gott nicht verlieren, sondern gewinnen. Dürfen wir doch nie vergessen, daß es Habakuk dem Propheten zu lange wird, bis das Gericht Gottes über sein abtrünniges Volk hereinbricht, daß er es gradezu herbeiwünscht, auf die Gefahr hin, selbst mit allem, was ihm teuer und wert war, von ihm zermalmt zu werden: „Wie lange, Herr, schreie ich und du höreſt nicht, ich rufe zu dir über Frevel und du hilfst nicht.“ Wolstand, gewerbliche Thätigkeit u. s. w. sind ein edler Segen Gottes, aber selbst das Leben ist der Güter höchstes nicht. Was hilfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Sele. Wenn der Sele des deutschen Volkes nur durch die schwere Trübsal geholfen wird, so daß sie ihren Gott wiederfindet, so ist diese Trübsal, tiefer betrachtet, das höchste Glück, und wenn dieser Zweck nicht überall erreicht wird, so bleibt doch immer die herliche Offenbarung der vergeltenden Gerechtigkeit Gottes, zur Freude und zum Troste für jede nach Gott verlangende Sele. Wir haben jezt einen lebendigen Commentar zu dem Worte Gottes: „So hüte dich nun, daß du des Herrn deines Gottes nicht vergessest, daß, wenn du nun gegessen hast und satt bist und schöne Häuser erbauest und drin wohnest, und deine Rinder und Schafe und Silber und Gold und alles was du hast sich mehret, daß dann dein Herz sich nicht erhebe und vergessest des Herrn deines Gottes und sagest in deinem Herzen: meine Kräfte und meiner Hände Stärke haben mir dies Vermögen ausgerichtet. Wirst du aber des Herrn deines Gottes vergessen, so bezeuge ich heute, daß ihr umkommen werdet, darum, daß ihr nicht gehorsam seid der Stimme eures Gottes.“

Kein Sperling fällt auf die Erde ohne den Willen des himlischen Vaters. In den kleinsten Vorkommnissen unseres Lebens sollen wir das Auge nach oben richten. Wer aber bei großartigen Catastrophen, wie die vorliegende, die Augen nicht erheben wollte gen Himmel zu dem, der ewiglich lebet, deß Gewalt ewig ist, gegen welchen alle, die auf Erden wohnen, als nichts zu rechnen sind, der es macht wie er will, beide mit den Kräften im Himmel, und mit denen so auf Erden wohnen, und

Niemand kann seiner Hand wehren, noch zu ihm sagen: was machst du — der müßte wahrlich im hohen Grade „irdisch gesint“ sein.

„Zum Gesez und zum Zeugnis, wenn sie nicht also reden, so haben sie keine Morgenröthe.“ Sollen wir nicht umsonst geschlagen werden, sollen die schweren Leiden, die über unser Vaterland ergehen, nicht vergeblich sein, sollen sie die Frucht der Gerechtigkeit tragen, ohne welche keine Rückkehr des Heiles möglich ist, so müssen wir uns mit betendem Geiste in die heilige Schrift versenken, um aus ihr zu erkennen, was solche Catastrophen zu bedeuten haben. Der Text der Werke Gottes bedarf des Commentares, den uns das Wort Gottes gewährt. Das war der Grund, weshalb unter dem A. B. vor jeder Catastrophe eine Schar heiliger Männer ausgesandt wurde, um zunächst der Gegenwart solche Deutung zu geben. Nachdem aus diesen zunächst gelegentlichen Aeußerungen des Geistes Gottes die Bibel entstanden, ist es die Aufgabe der Schriftgelehrsamkeit in dem Besonderen, mit dem es die heilige Schrift zu thun hat, das Allgemeine zu erkennen, und dies auf die entsprechenden Verhältnisse der Gegenwart anzuwenden. Das Alte wird neu, indem es in solcher Weise teils losgelöst, teils angewandt wird.

Des Menschen Dichten und Trachten ist böse von seiner Jugend an. In dem Leben des Einzelnen und in dem Leben ganzer Völker sammelt sich in Zeiten des Friedens und Glückes, welche die menschliche Natur so wenig vertragen kann, nach und nach ein Giftstoff, der, wenn ihm nicht nachdrücklich Einhalt gethan wird, Alles verdirbt und zu Grunde richtet. Stets von Neuem wird das Wort wahr, was zunächst von dem Volke des A. B. gesagt worden: „Er ist fett und dick und stark geworden und hat den Gott fahren lassen, der ihn gemacht hat. Er hat den Fels seines Heiles gering geachtet. Und hat ihn zum Eifer gereizt durch Fremde, durch Gräuel hat er ihn erzürnt.“ (5 Mos. 32, 15.)

„Unser Gott ist ein verzehrend Feuer.“ Die Energie seiner Gerechtigkeit kann solchem Zustande nicht müßig zusehen. Er müßte nicht Gott sein, wenn er ein Volk, das er sich zum Eigentum erwählet, in gutem Frieden abtrünnig einhergehen ließe auf dem Wege seines Herzens. So wahr er Gott ist, darf er seine Ehre keinem andern geben. So oft ein solcher Zustand eingetreten ist, so ertönt auch von Neuem das Wort: „Und ich will ein Racheschwert über euch bringen, das meinen Bund rächen soll, und wenn ihr euch dann in euren Städten versammelt, so sende ich Pest in eure Mitte und ihr werdet gegeben in die Hand des Feindes. Werdet ihr aber auch dadurch mir noch nicht gehorchen und mir entgegen wandeln: so will ich euch auch im Grimm entgegenwandeln und will euch siebenfach mehr strafen um eurer Sünde.“ (3 Mos. 26, 25 f.)

Drei Geißeln des Zornes Gottes werden in einer ganzen Reihe von Aussprüchen des A. T. zusammengestellt, Krieg, Hunger und Seuche. Als unter David das Herz des Volkes sich erhob auf Grund der großen Erfolge, die sein Gott ihm gewährt hatte, da erging das Wort Gottes an David (2 Sam. 24, 13): „Willst du, daß sieben Jahre Teurung komme über dein Land? Oder, daß du drei Monden vor deinen Widersachern fliehen müssest und sie dich verfolgen? Oder, daß drei Tage Pestilenz in deinem Lande sei?“ Das Uebel saß damals noch mehr auf der Oberfläche, wie wir dies daraus erkennen, daß David mit den Aeltesten des Volkes so bald und noch vor Einbrechen der Strafe zur Buße erweckt wurde. So wurden ihm noch die drei Geißeln zur Wahl vorgestellt und der einen, welche wirklich erging, wurde bald durch Gottes Barmherzigkeit Einhalt gethan, so daß David singen konte (Ps. 30): „Ich preise dich, Herr, denn du hast mich erhöht und lässest meine Feinde sich nicht über mich freuen. Herr mein Gott, da ich schrie zu dir, machtest du mich gesund. Ihr Heiligen, lobsinget dem Herrn, danket und preiset seine Heiligkeit. Denn sein Zorn währet einen Augenblick und er hat Lust zum Leben; den Abend lang währet das Weinen, aber des Morgens die Freude.“ Wo aber das Uebel in die innersten Tiefen des Volkslebens eingedrungen, alles Haupt krank und alles Herz matt geworden ist, da werden die drei Geißeln zusammen losgelassen und die Barmherzigkeit fällt nicht ferner der Gerechtigkeit in die Zügel. Bei Jeremias droht der Herr (C. 24, 10): „Und ich sende wider sie das Schwert, den Hunger und die Seuche, bis sie umkommen von dem Lande, das ich ihnen und ihren Vätern gegeben“, und es erwies sich nur zu bald, daß die Drohung keine leere gewesen, das spöttische Gesicht, mit dem sie empfangen ward, mußte nach kurzer Frist einen sehr ernsten Ausdruck annehmen. Im Einklange mit seinem älteren Zeitgenossen weissagt Ezechiel in einer Zeit, wo Alles sich frohen Hoffnungen überließ, weil der politische Horizont sich scheinbar aufgehellt hatte, wo es als Verrath an der Sache des Vaterlandes galt, wenn man noch ferner trübe sehen wollte, wo der falsche Prophet Hananja das Joch vom Halse des Propheten Jeremia nahm und in Gegenwärtigkeit des ganzen Volkes sprach: „So spricht der Herr: ebenso will ich zerbrechen das Joch Nebucadnezars ehe zwei Jahre umkommen, vom Halse aller Völker“: — „Wehe über alle bösen Gräuel des Hauses Israel, welche durch das Schwert, durch den Hunger und durch die Seuche fallen werden. Der Ferne (im Verhältnisse zu der Hauptgeißel, dem Kriege) wird an der Seuche sterben und der Nahe durch das Schwert fallen, wer aber überbleibt und davor behütet ist, wird Hungers sterben und ich vollende meinen Grimm an ihnen.“ (C. 6, 11. 12.) Und bald darauf spricht Ezechiel (7, 15): „Das Schwert draußen, in den Häusern Seuche und Hunger, wer auf dem Felde ist, wird vom Schwerte sterben, wer aber in der Stadt ist, den wird Seuche und Hunger fressen.“ Anderwärts erweitert sich dem Ezechiel die Dreizahl der Geißeln Gottes zur Vierzahl: „Also spricht der Herr: meine vier bösen Gerichte: Schwert und Hunger und böse Thiere und Pest sende ich wider Jerusalem, auszurotten darin Menschen und Vieh“ (C. 14, 21). Doch ist das sachlich kaum ein Unterschied. Die bösen Thiere stellen sich gewöhnlich in Menschengestalt dar, so daß also der Sache nach diese Geißel mit der ersten zusammenfällt.

Wir dürfen nicht denken, daß diese Geißeln Gottes blos dem A. T. und seinem „Rachegeiste“ angehören. Abgesehen davon, daß in Bezug auf sie mit der Weissagung die Geschichte Hand in Hand geht, daß die Trümmerhaufen so vieler einst blühender Städte dieser Weissagung Zeugnis geben, alle ohne Ausnahme längst dahin sind, denen sie Untergang verkündete, so daß das Wort sich reichlich bewährt hat, welches der Fürst der Propheten sprach: „Er ists, der durch meinen Mund gebeut, und sein Geist ist es, der es zusammenbringt“ (Jes. 34, 16): Jesus der barmherzige Heiland, der gekommen, sein Volk von seinen Sünden zu erlösen, hat dieselben Geißeln denjenigen angekündigt, welche die hohen, durch ihn gewordenen Gnaden verschmähen, zunächst den Juden, dann allen Völkern, die im Laufe der Jahrhunderte in die Fußstapfen der Juden treten werden. Die erste Stufe ist nach Matth. 24: „ihr werdet hören Kriege und Geschrei von Kriegen“, die zweite: „es wird sich erregen ein Volk gegen das andere und ein Königreich gegen das andere und werden sein Pestilenz und teure Zeit und Erdbeben hin und wieder“, wo die Erdbeben zugleich die Erschütterungen in dem Leben der Völker bezeichnen, die Zeiten, in denen Allen so zu Mute ist, als werde das Unterste zu oberst gekehrt, als ob die Erde wanke wie ein Trunkener.

Jener Ausspruch des Herrn bildet die Grundlage für das Gesicht des heiligen Johannes, mit dem wir uns eingehender beschäftigen wollen. Schon Grotius bemerkt zu dem: „komm“, welches in diesem Gesichte dem Johannes zugerufen wird: „nämlich damit du höreſt die besonderen Umstände desjenigen, welches im Allgemeinen uns Christus vorher verkündet hat.“ Die Abhängigkeit kann um so weniger zweifelhaft sein, da gradeso wie in der Verkündung Christi sich auch in dem Gesichte des Johannes eine Abstufung findet: in dem vierten Siegel kehrt das in dem zweiten und dritten Gedrohte gesteigert wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Berlin.

Auf Veranlassung mehrerer hiesiger Geistlichen fand am 20. Juni im Sale des hiesigen Domkandidaten-Stifts eine sehr zahlreich besuchte Versammlung der Berliner Geistlichkeit statt, um gemeinsam über die durch die gegenwärtige Landesnot dem geistlichen Amt auferlegten Verpflichtungen zu berathen. Die ernste und bewegte, vom Geist des Gebets und der Einmütigkeit getragene Diskussion führte unter Leitung des Gen.-Sup. Dr. Hoffmann zunächst zur Aufstellung eines Prospekts über die in den verschiedenen Kirchen einzurichtenden außerordentlichen Gebetsversammlungen. Durch freiwilliges Erbieten der Anwesenden wurden dieselben so verteilt, daß in einigen Kirchen (Bartholomäi, Matthäi, Sophien) allabendlich Gottesdienste stattfinden werden, außerdem aber in jeder Stadtgegend mindestens eine Kirche für das religiöse Bedürfnis der christlichen Bevölkerung am Abend geöffnet sein wird — daß dasselbe vorhanden ist, hat sich in den bereits abgehaltenen Gebetsversamlungen reichlich gezeigt. Das Nähere über Ort und Zeit dieser Versamlungen wird der kirchliche Anzeiger bringen. Eine Uniformität dieser Versamlungen erschien nicht räthlich; doch wurde neben dem Gebet auch die liturgische Form für wesentlich erachtet und zu diesem Zweck die Veröffentlichung einer dem Bedürfnis der Zeit entsprechenden Liedersamlung beschlossen. Der Geist der Gebete soll vor allen Dingen der der Demütigung vor Gott sein, wie dieser Geist auch die Allerhöchste Kabinetsordre über die Veranstaltung eines allgemeinen Buß- und Bettages und den vom Oberkirchenrath entworfenen Zusaz zum Landeskirchengebet durchdringt.

Im Verlauf der vergangenen Wochen sind mehrere Vereine zusammengetreten, um der durch den Krieg entstandenen Nötigung zu einem energischen und umfassenden Betrieb der Armen- und Krankenpflege thätig entgegenzukommen. Man hat sich gewundert, daß unter den von diesen Vereinen ausgegangenen Veröffentlichungen so wenige Unterschriften von Geistlichen zu finden sind. Die Ursache liegt, wie die Versamlung konstatirt, nicht in einem Mangel an Bereitwilligkeit, und es ist selbstverständlich, daß die Berliner Geistlichkeit den Bemühungen aller dieser Vereine, die jedoch ihrer Beihilfe ohne Nachteil nicht werden entrathen können, das lebhafteste Interesse und den Eifer dienender Liebe entgegenbringt.

Derselbe Eifer zeigte sich sofort in den freiwilligen Anerbietungen der Versammelten zur pastoralen Thätigkeit in den in großem Umfang (6000 Betten) hier bereits angelegten und noch anzulegenden Kriegslazarethen, für welche natürlich die Hilfe der Feldgeistlichen um so weniger in Anspruch genommen werden kann, als dieselben bei ihrer geringen Anzahl kaum den Anforderungen, welche die nächsten Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz an sie stellen werden, werden nachkommen können. Die klare Darlegung dieses Notstandes durch Herrn Feldpropst Thielen hatte zur Folge, daß man auch den vierten Punkt der Tagesordnung, die Aufbringung von Geldern zur Vermehrung der Feldpredigerstellen mit großem Ernst ins Auge faßte und zunächst beschloß, die Ausrüstung je eines Feldpredigers für die aus Berlin rekrutirten Regimenter den Christen unsrer Stadt auf alle Weise nahe zu bringen. —

Den vom Ober-Conſ.-Rath Kögel entworfenen Segensgruß an Se. Maj. den König, welchen die Versamlung einmütig annahm und unterzeichnete, lassen wir hier folgen:

„Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König!
Allergnädigster König und Herr!

Im Aufblick zu den ewigen Friedensgedanken, die der König aller Könige mitten in den Gerichten der Kriegsdrangsale über unser Volk hat, nahen Ew. Majestät unterthänigst die heut versammelten Prediger Berlins, von dem Bedürfnis gedrängt, Allerhöchst-Ihnen gerade jezt die Gelübde innigster Treue und verdoppelter Fürbitte darzubringen, daß Gottes barmherzige Hand Ew. Majestät, das ganze Königliche Haus und unser teures Vaterland in diesen ernsten, entscheidungsvollen Tagen berathe, schirme, stärke, segne. Ew. Majestät treuergebene ꝛc.“ (folgen die Unterschriften.

Dieser Segenswunsch ist durch den Vorsitzenden Sr. Majestät übersandt worden.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 7. Juli. № 54.

Die vier Reiter.

(Fortsetzung.)

Der Ausgangspunkt der Apokalypse liegt in C. 1, 9 vor. Johannes, der um des Wortes Gottes willen und des Zeugnisses Jesu Christi auf der Insel Patmos ist, schreibt an die Mitgenossen der Trübsal. Die Apokalypse ist durch und durch ein Trostbuch. Der Trost ist freilich zum Teil eigentümlicher Art. M. Arndt hat einmal gesagt, solche, die alles nur aus dem Gesichtspunkte des materiellen Wolseins ansehen, müsse man in die Mast schicken. Johannes verwendet als Trostmittel die Ankündigung der allerschwersten Gerichte und Heimsuchungen Gottes, von denen auch die Gläubigen ihr Teil bekommen und worunter sie zu seufzen haben. Ihm komt es nur auf das Eine an, daß Christus und seine Kirche den Sieg gewint wider die ungöttlichen Mächte. Was diesem Zwecke dient, das ist ihm helle und licht, wenn es auch dem natürlichen Menschen noch so dunkel erscheint. Das ist eine Betrachtungsweise, zu der wir uns vor Allem in Verhältnissen, wie sie jezt vorliegen, erheben müssen. Es ist das nicht leicht, da wir Kinder unserer Zeit sind, der diese unseren Vorfahren von Kindesbeinen an so geläufige Betrachtungsweise so ganz abhanden gekommen ist, die in das Materielle versunken, gewohnt ist, Alles nach dem Maßstabe des äußeren Wolergehens zu messen. Wer daraus nicht herauskommen kann, wird in der nächsten Zeit viele und unerträgliche Schmerzen zu leiden haben. In den Liedern der Kirche aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges wird Gott gebeten, doch endlich Frieden zu geben, weil gar zu Viele seien, die seit ihrer Geburt noch niemals den Frieden zu sehen bekommen. Wir wissen nicht, was Gott mit uns vorhat, aber darauf führen alle Anzeichen, daß es gerathen und weise ist, das Herz nicht an das Irdische zu hängen, daß das Wort des Apostels sich noch mehr als in andern Zeiten bewähren wird: „die da reich werden wollen, durchboren sich mit vielen Schmerzen."

Johannes schrieb in der Zeit der ersten allgemeineren blutigen Verfolgung der christlichen Kirche durch die Römische Weltmacht unter Domitian. Er bleibt aber bei der nächsten Veranlassung nicht stehen, er erblickt in diesem speciellen Conflicte nur eine einzelne Erscheinungsform eines großen Kampfes, den die Kirche bis ans Ende der Welt zu bestehen hat, und seine Aufgabe ist es, die Kirche in allen Erscheinungsformen dieses Kampfes zu stärken.

Der Gegner, mit dem es die christliche Kirche überall zu thun hat, ist das Thier in Menschengestalt, in seiner Geistlosigkeit, welche die Geistreichigkeit im Sinne der Welt nicht ausschließt, vielmehr sich in ihr oft grade am concentrirtesten darstellt, doch so, daß am Ende stets diese Geistreichigkeit in die ordinäre Geistlosigkeit ausläuft, in seiner Niedrigkeit, Fleischlichkeit, in der darauf beruhenden Entschiedenheit des Hasses gegen Gott und Offenheit und Unbedingtheit des Gegensatzes gegen Christus und seine Kirche, der Frechheit, welche große Dinge redet und Lästerungen und ausruft: wer ist dem Thiere gleich und wer kann mit ihm kriegen?

In diesem großen Kampfe, der jezt wieder mit einer Lebhaftigkeit entbrant ist, wie selten zuvor — wir haben es überall in Wahrheit nicht mit Renan oder Strauß, Büchner oder Vogt zu thun, sondern mit dem Thier, wie das jezt auch schon in handgreiflicher Weise kund gibt in dem Bestreben moderner „Wissenschaft", die Gränze zwischen Mensch und Thier zu einer fließenden zu machen — gibt die Apokalypse nach C. 21, 7 Anleitung, zu überwinden.

Das Buch zerfällt in drei vorbereitende Gruppen, die solches darlegen, was in den verschiedenen Erscheinungsformen des Kampfes von der Gegenwart des Sehers an bis zum Ende der Welt sich stets wiederholt und von Neuem erfüllt, und vier, welche im Detail enthüllen, was geschehen wird, und jezt zum größten Teil schon geschehen ist: zu erfüllen bleibt in diesem speciellen Teile nur noch, was von dem Endsiege über die nach Ende der tausendjährigen Herschaft der Kirche wider sie ausgebrochene Empörung gesagt wird, und dann die Gründung des neuen Jerusalem.

Die zweite unter den einleitenden Gruppen, deren Inhalt in keine einzelne Erfüllung aufgeht, sondern bei jeder neuen Erscheinungsform des Gegensatzes gegen Gott und seine Kirche sich von Neuem bewährt, ist die Gruppe der sieben Siegel, C. 4, 1 — 8, 1. Wir haben hier zuerst die Schilderung der heiligen Gerichtsversamlung, in welcher über die abtrünnige Welt das Urteil gesprochen wird, C. 4, und die Uebergabe des Buches mit sieben Siegeln, welches die Gerichte über die abtrünnige Welt enthält, an Christus, C. 5. Dann die Eröffnung der Siegel des Buches und das Offenbarwerden der darin enthaltenen Strafen in C. 6 und C. 8, 1. Dazwischen in C. 7 eine Episode, wie Gott seine Gläubigen, denen alle Dinge zum Besten dienen müssen, inmitten der Gerichte bewahrt, die über

die entartete Erde ergehen, „wenn Krieg und große Schrecken die ganze Welt bedecken", nach C. 6, und wie er ihnen zulezt von der armen, unter Gottes Schlägen erbebenden Erde aushilft in sein himlisches Reich, wo alle Thränen getrocknet werden.

Wir haben es hier mit den vier ersten der sieben Siegel zu thun, weil grade bei diesen jezt eben eine neue Erfüllung vorliegt. Die Sache wird Manchen unter unsern Lesern vielleicht noch näher gebracht werden, wenn wir mitteilen, was die „biblischen Summarien" in schlichtester Einfachheit zu Anfang der Erklärung der sieben Siegel bemerken: „Nachdem Johanni im vorigen Cap. in einem Gesichte ein Buch mit sieben Siegeln verschlossen gezeigt worden, welches Niemand, denn das Lamm Gottes Jesus Christus vermochte aufzuthun, so folgt nun, wie ein Siegel nach dem anderen eröffnet worden; und weil das Buch eine Beschreibung in sich hielt, was Gott in seiner Vorsehung und Rath beschlossen hatte, das sich auf das Künftige unter den Menschen zutragen würde: so werden nun solche Zustände bei Eröffnung jedes Siegels in Gesichten gleichsam vor Augen gemalt. Da denn Johannes und wir alle bei jedem ermahnt werden: fleißig zuzusehen und aufzumerken, auf daß, wenn dieses, das in den Gesichten abgemalt ist, erfolge, wir uns desto weniger verwundern oder ärgern, sondern gedenken, daß es nicht von ungefähr, sondern aus Gottes Rath und Vorsehung also ergehe."

Johannes sieht bei dem Aufthun der ersten vier Siegel vier Pferde. „Auf einem jeden Pferde", sagt Bengel, „sizt einer, dessen Art und Thun mit der Farbe des Pferdes übereinstimt. Pferde werden zu starker Arbeit gebraucht, allermeist im Kriege, und also bedeutet es hier eine Macht, wodurch gewaltige und geschwinde Dinge ausgeführt werden." Daß die Rosse hier Streitrosse sind, welche der Allmächtige absendet gegen seine empörerischen Unterthanen, eine Ironie auf die irdische Reitermacht, eine Hinweisung auf das Wort des Psalmisten: „Einem Könige hilft nicht seine große Macht, ein Riese wird nicht errettet durch seine große Kraft, Rosse helfen auch nicht und ihre große Stärke errettet nicht", das tritt besonders bei dem ersten Rosse hervor, dessen Reiter einen Bogen trägt und auszieht siegend und damit er siegete. Die andern Rosse und Reiter bilden das Gefolge des ersten und was von ihm gilt, das muß auch von ihnen gelten. Dazu wird auch dem zweiten Reiter ein großes Schwert gegeben und mit dem Schlachtschwert tödtet auch der vierte, wenn er auch daneben noch andere Mittel des Todes anwendet. Das Alles zeigt, daß wir hier einen Kriegeszug vor uns haben, welchen der Himmel gegen die Erde absendet.

„Und ich sah, daß das Lamm eins der Siegel aufthat. Und ich hörte der vier Thiere eins sagen als mit einer Donnerstimme: komm und siehe." Die vier Thiere, genauer die vier lebendigen Wesen, sind die Cherubim des A. T., die Repräsentanten aller lebendigen Wesen auf der Erde. Diese kündigen hier die Gerichte Gottes an und introduciren gleichsam die Werkzeuge derselben, weil das Lebendige, welches sie vertreten, durch sie betroffen werden soll. Den Schlüssel zu ihrer Thätigkeit hier haben wir in Jerem. 4, 25. 26: „Ich sah und siehe da war kein Mensch und alles Gevögel unter dem Himmel war weggeflogen. Ich sah und siehe das Baufeld war eine Wüste und alle Städte drinnen waren zerbrochen vor dem Herrn und vor seinem grimmigen Zorn", und in C. 12, 4: „Wie lange soll doch das Land so jämmerlich stehen und das Gras auf dem Felde allenthalben verdorren um der Einwohner Bosheit willen, daß beide Vieh und Vogel nimmer da sind?" Dann C. 9, 10. 11: „Ich muß auf den Bergen weinen und heulen und bei den Triften in der Wüste klagen, denn sie sind so gar verheeret, daß Niemand da wandelt und man auch nicht ein Vieh schreien hört. Es ist beide Vögel des Himmels und das Vieh alles weg. Und ich will Jerusalem zum Steinhaufen und zur Drachenwohnung machen, und will die Städte Juda wüste machen, daß Niemand drinnen wohnen soll." Wir haben uns das Haupt der vier Lebendigen als gesenkt zu denken, den Ausdruck ihrer Stimme als einen schmerzlichen. Doch sind sie gefaßt und resignirt und sprechen in ihrem Herzen: wir empfangen was wir verdient haben, alles Fleisch hat verderbt seinen Weg auf der Erde und darum ist es billig, daß es verderbt werde mit der Erde, möge nur der Schöpfer im Zorne des Erbarmens gedenken und uns einen Rest übrig lassen, möge es nicht wie einst bei der Sündflut heißen: „Und es ward vertilget alles was auf dem Erdboden war, vom Menschen an bis auf das Vieh und auf das Gewürm, und auf die Vögel unter dem Himmel, das ward alles von der Erde vertilgt." Es heißt eins der vier Thiere, nicht das erste: die Thiere werden hier und im Folgenden nicht näher bezeichnet, weil sie nicht nach ihrer Besonderheit, sondern überhaupt als die himlischen Repräsentanten des Lebendigen in Betracht kommen. Als solche kündigen sie die Gerichte an, welche vom Himmel aus über das Lebendige ergehen sollen. Die Donnerstimme gehört nach Ezech. 1, 24 den Cherubim überhaupt an als der Zusammenfassung aller Vielheit des Lebendigen. Es heißt dort: „Und ich hörte die Flügel rauschen gleich der Stimme großer Wasser, gleich der Stimme des Allmächtigen" (das ist eben der Donner), „gleich der Stimme des Gedröhnes in einem Lager." Die Stimme der Cherubim ist gleichsam der Zusammenfluß aller Stimmen und Stimmlein auf Erden. Doch wird der Donnerstimme hier nur bei dem ersten Gesichte gedacht und sie gehört wie es scheint auch der Sache nach nur diesem an. Denn diese Auszeichnung correspondirt mit der überwiegenden Erhabenheit des Gegenstandes. Die Stimme der Cherubim faßt alle Vielheit der Stimmen auf Erden in sich, aber nicht bei jeder Gelegenheit wird die ganze Kraft der Stimme entfaltet. Dies geschieht nur bei der Ankündigung des großen Führers des Zuges, des gottmenschlichen Siegers, der mit unüberwindlicher Kraft Alles vor sich niederwirft, dessen eigne Stimme nach C. 1, 15 ist wie großes Wasserrauschen.

„Und ich sah und siehe ein weiß Pferd, und der darauf saß, hatte einen Bogen, und ihm ward gegeben eine Krone, und er zog aus siegend und damit er siegete." Die weiße Farbe des Pferdes weis't hin auf die Herlichkeit der darauf sitzenden

Person und ihrer Wirkungen, die nach dem Zusammenhange nur Siege über die Feinde des Reiches Gottes sein können: denn mit diesen hat es die ganze Gruppe zu thun: sie schildert, wie nach langer Geduld, bei der es den getreuen Unterthanen oft gar bange werden wollte, der Himmel reagirt gegen die empörte Erde und Schlag auf Schlag führt gegen ihr stolz erhobenes Haupt, bis sie es ermattet sinken läßt und spricht: Du hast gesiegt, Galiläer. Weiß, nicht das simple Weiß, sondern das strahlende, das Weiß des Lichtes und des Schnees, ist in der Schrift die Farbe des heiteren Glanzes, die symbolische Abschattung der Herlichkeit. Den Feldherrn, sagt ein älterer Ausleger, gab's ein Ansehen, wenn sie auf weißen Pferden vor den Kriegsheeren herritten, sonderlich brauchten die Sieger im Triumphe weiße Pferde und die Römer ließen ihre Triumphwagen von weißen Pferden ziehen. Bei der Verklärung Christi wurden seine Kleider weiß wie das Licht nach Matthäus, und wie der Schnee nach Marcus, und in Apoc. 1, 14 heißt es von Christo: „Sein Haupt und sein Haar war weiß wie weiße Wolle, als der Schnee." Daß der auf dem weißen Pferde sizt, auch hier kein anderer ist als Christus, erhellt aus einem doppelten Grunde. Zuerst ist das Sinnbild hier ganz deutlich aus Ps. 45 genommen. Dieser Psalm preis't den großen König der Zukunft, Christus, dem die Bräute der Völker der Welt angetraut werden sollen, in V. 4—6 wegen seiner Heldenkraft und Herlichkeit, durch die er in dem Kampfe für Wahrheit und Gerechtigkeit große Thaten vollbringen und glückliche Erfolge herbeiführen und seine Feinde vernichten wird. „Deine Pfeile sind scharf — heißt es in V. 6 — daß Völker fallen unter dir, sie dringen ins Herz der Feinde des Königes." Die königliche Würde, das Sitzen auf dem Pferde, das Tragen des Bogens, das Ausziehen zum Kampfe, der Siegesreichtum, alles nur mit Ausnahme der weißen Farbe des Pferdes, findet sich in jener Grundstelle wieder. Den zweiten Grund bietet C. 19, 11 unseres Buches dar: „Und ich sah den Himmel aufgethan, und siehe ein weiß Pferd, und der darauf sizt, genant treu und wahrhaftig und in Gerechtigkeit richtet und streitet er." Der Verfasser der Apocalypse hat durch möglichst wörtliche Uebereinstimmung dafür gesorgt, daß die Identität des Reiters dort mit dem Reiter hier nicht verkant werden könne. Dort aber wird in dem Reiter allgemein Christus erkant. Das Ende der Kriege und Siege Christi dort steht in offenbarem Zusammenhange mit dem Anfange hier. Auch das ist noch von Bedeutung, daß nur, wenn Christus hier an der Spitze erscheint, Zweck und Bedeutung der folgenden Erscheinungen klar wird. Sie stellen sich dann dar als Mittel zur Beförderung des Sieges Christi. An sich wird bei dem zweiten, dritten und vierten Pferde nur ein Factum hingestellt, was aus verschiedenen Gesichtspunkten angesehen werden kann. Nur wenn V. 2 auf Christus bezogen wird, haben wir den rechten gewonnen, denjenigen, der in Einklang steht mit der geschichtlichen Veranlassung und dem ganzen Inhalte des Buches, welches eine Ausführung bildet zu dem Worte Christi: seid getrost, ich habe die Welt überwunden. Das zweite, dritte und vierte Siegel gehört nur dann in das Buch, wenn der christliche Stempel den in ihnen verkündeten Plagen aufgeprägt ist, und das ist nur dann der Fall, wenn der erste Reiter kein anderer ist als Christus, derselbe, um dessen Person sich das ganze Buch bewegt. Christus eröffnet hier geradeso den ganzen Zug, wie bei Ezechiel in C. 9 der in Leinen Gekleidete, welcher kein anderer ist als der gottgleiche Engel des Herrn, der in Christo im Fleische erschien, an der Spitze der Diener Gottes einherzieht, die mit Werkzeugen der Zerstörung zum Verderben Jerusalems einhergehen. Ewald meint: „Der Bogen, dieses Zeichen des wilden (?) Krieges, paßt nicht für Christus, dem unten kaum (!) ein Kriegsschwert zugeschrieben wird; und dieser erste Reiter darf ja den folgenden dreien nicht so gänzlich ungleich sein, sondern muß irgendwie die Reihe dieser Unglücksschläge eröffnen." Aber für den wirklichen Christus paßt Manches, was allerdings nicht zu der Vorstellung paßt, die sich eine entartete Theologie von ihm macht, die man in hoffentlich nicht ferner Zeit als die vorsündflutliche bezeichnen wird, der Bogen hier gerade so gut, wie das scharfe, zweischneidige Schwert in C. 1, 16 und 19, 15, und die eiserne Ruthe und das Treten der Zorneskelter Gottes des Allmächtigen ebendaselbst. Der Vater richtet nach Joh. 5, 22 Niemand, sondern alles Gericht hat er dem Sohne übergeben. Wenn also der Bogen dem Vater anständig ist, so wird er es auch dem Sohne sein. Von dem Vater aber heißt es in 5 Mos. 32, 41. 42: „Wenn ich schärfe mein blitzend Schwert und meine Hand zur Strafe greift, so will ich Rache erstatten meinen Widersachern und meinen Hassern vergelten. Ich will trunken machen meine Pfeile von Blut." Und in Ps. 7, 13. 14 wird gesagt: „Will er (der Böse) sich nicht bekehren, so wetzet Er sein Schwert, spant seinen Bogen und bereitet ihn. Und auf ihn richtet er tödtliches Geschoß, seine Pfeile macht er brennend." Wer zweifelt, ob der Bogen für Christus paßt, der Vielen, auch solchen, die sich hoher Worte bedienen, freilich nichts anderes ist, als der „Lehrregent" des weiland Heidelberger Paulus, der sollte doch vor Allem ins Auge fassen, was er an Jerusalem gethan, dessen Katastrophe er sich selbst so entschieden beilegt: „Von nun an wird's geschehen, daß ihr sehen werdet des Menschen Sohn sitzen zur Rechten der Kraft und kommen in den Wolken des Himmels." Mit dem Erscheinen Christi zum Gerichte über Jerusalem steht sein Erscheinen hier in naher und inniger Verbindung. Wenn Johannes hier verkündet: „siehe ein weiß Pferd, und der darauf saß, hatte einen Bogen," so läßt er nur bereits Geschehenes sich wiederholen, so erblickt er in dem, was bereits geschichtlich vorlag, ein Unterpfand des Zukünftigen. Diesen Zusammenhang der Weissagung mit der Geschichte erkante schon die Berleburger Bibel: „Die Juden hätten das nicht gedacht, da sie ihn gekreuzigt hatten, sondern sie meinten: nun die Erde hat uns ja gleichwol noch nicht verschlungen, wir leben doch noch. Indessen ging und fing es mit dem Tode Christi schon an. Denn die Felsen zerrissen, der Vorhang im Tempel zerriß. Das ging hernach fort nach seinem Tode. Da sah man, daß eine mächtige Schaubühne sich aufthat und daß das weder die mäch-

tigsten Leute noch die Klugen konten verhindern." Der andere Einwand Ewald's, Christus passe nicht zu den übrigen Reitern, hat ebenso wenig zu bedeuten. Das Gemeinsame ist, daß die Erscheinung Christi ebenso wie die der Uebrigen der antichristlichen Welt Verderben droht und bringt. Es ist ganz passend, daß der, dem alles Gericht von dem Vater übergeben ist, an der Spitze der richtenden Gewalten auszieht. — Der Reiter mit dem Bogen auf dem weißen Rosse bildet einen merkwürdigen Contrast gegen das Lamm in V. 1, und gegen den Einzug Christi in Jerusalem auf einem Esel. Das sind beides verschiedene Seiten des Wesens Christi. Er komt zuerst sanftmütig und reitend auf einem Eselsfüllen, er ladet freundlich ein: Komt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken, nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig, er spricht zu seinen Jüngern, da sie voreilig Feuer vom Himmel herabfallen lassen wollen: des Menschen Sohn ist nicht gekommen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erretten, er stellt sich als ein Lamm dar, das unsere Schuld trägt und durch dessen Wunden wir geheilt werden. Die ihn aber in dieser Gestalt hartnäckig verschmähen, sprechen: wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche, seine Diener verhöhnen und mishandeln, seiner Gemeinde den Raum versagen, denen wandelt er sich nach langer Geduld, aus der sie geschlossen haben, daß er nicht kann, was er aus Erbarmen nicht will, und Alles aufgeboten, ihn zu einem bloßen Menschen zu erniedrigen, der sich noch zu bedanken hat für die oberflächlichen Verbeugungen, plözlich in eine andere Gestalt: er erscheint als Krieger und Sieger mit dem weißen Rosse, und dann tritt an die Stelle des Spottens das Heulen bei den Geschlechtern der Erde. Sie sprechen zu den Bergen und Felsen: fallet auf uns und verberget uns vor dem Angesichte des, der auf dem Stuhle sizt, und vor dem Zorne des Lammes, denn es ist gekommen der große Tag seines Zornes, und wer kann bestehen? Das ist es, was wir jezt von Neuem vor Augen sehen und nur wenn wir Buße thun gegen Alles, was unter uns gegen das Lamm verübt wurde, und der ungeheuren Schuld los geworden sind, die in dieser Beziehung auf uns lastet (was hat Friedrich Wilhelm der Vierte unter uns leiden müssen, weil er ein Diener des Lammes war! Das ist wahrlich bei Gott unvergessen), wird der furchtbare Bogen zurücktreten und Christus wieder für uns zum Lamme werden. Schon nach der Weissagung des A. T. (Mich. 5) ist das Reich Gottes seinem Wesen nach wie Thau, wie Regengüsse auf Gras, aber wenn es verschmäht wird, so ist es inmitten vieler Völker gleich einem Löwen unter den Thieren des Waldes, gleich einem jungen Löwen unter Schafheerden, welcher, wenn er einbricht, zertritt und zerreißt, und ist nicht, der errette. Ueber ein halbes Jahrhundert hat der Heiland an der Thür unseres Volkes gestanden und angeklopft. Dürfen wir uns wundern, daß diejenigen, welche sich weigerten, seine Stimme zu hören und aufzuthun, nun geweidet werden mit eiserner Ruthe und wie eines Töpfers Gefäße zerschmissen?

Christus würde, wenn es anders wäre, nicht das A und das O sein, der Anfang und das Ende, wahrhaftiger Gott, der als solcher über seiner Ehre halten muß, und nicht leiden darf, daß sie ihm entzogen wird. Seine Christologie kann sich Jedermann bilden, das steht ihm frei, und von dieser Freiheit ist unter uns reichlich Gebrauch gemacht worden, Jeder hat sich Christum so vorgestellt, wie es ihm bequem war, wie er am wenigsten in seinem Sündenleben, in seinem Trachten nach Augenlust, Fleischeslust und hoffärtigem Wesen gestört wurde, aber Christus bleibt was er ist und er komt zu seiner Zeit, mit den leichtfertigen Christologen Abrechnung zu halten. — Dem Reiter auf dem weißen Pferde wird eine Krone gegeben. Das ist nicht eine Siegerkrone, er erhält sie ja, ehe er zum Kampfe auszieht und Siegerkronen kent die Apocalypse nicht. Es ist vielmehr das Insigne seiner königlichen Herschaft, wie Christus auch in C. 14, 14 eine goldene Krone auf seinem Haupte hat, und wie es in C. 19, 12 von ihm heißt: „Seine Augen sind wie eine Feuerflamme und auf seinem Haupte viele Diademe": den vielen Diademen dort entspricht in V. 16 der Name, geschrieben auf seinem Kleide und auf seiner Hüfte: „ein König der Könige und ein Herr der Herren." Diese Krone, die Christo zu allen Zeiten eigentümlich ist, wird ihm gegeben, überreicht von den Dienern seiner Macht oder auch von seinem himlischen Vater, weil er eben jezt zu einer königlichen Action auszieht. Die bis dahin ruhende Krone wird jezt zu einer activen. Sie bildet eine Ironie gegen die irdischen Kronen, die vor dem unbeschreiblichen Glanze dieser Krone erbleichen müssen. Wenn sie aufgesezt wird, so fallen die Kronen derjenigen, die ihm nicht huldigen wollten oder läßig waren in seinem Dienste, meinten, mit seinen Gegnern capituliren und sie streicheln zu müssen, im geheimen Zweifel an seiner Macht zu helfen und zu strafen, an der Wahrheit seines Wortes: „mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden," deren Kronen fallen, „wie ein Feigenbaum seine unreifen Früchte abwirft, von großem Winde bewegt." — Der Reiter auf dem weißen Pferde zieht aus: „siegend und damit er siegte," da ist überall Sieg und nichts als Sieg, kein Wechsel von Sieg und Niederlagen; wo solche stattzufinden scheinen, da sind sie nur Mittel, den Feind sicher zu machen und einen herlicheren Sieg vorzubereiten. Gegenstand des Sieges kann nur die christusfeindliche Welt sein. Auf sie gesehen ist die Behauptung: „Das ist kein Bild des Schreckens, sondern der Freude," in ihr gerades Gegenteil zu verwandeln. Das ersehen wir unter anderem schon daraus, daß die drei lezten Reiter das Gefolge dieses ersten und die Werkzeuge seines Sieges bilden. Der Reiter ist für die Welt zunächst ein Bild des Schreckens: furchtbar ist es in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen, furchtbar dem Zorne des Lammes ausgesezt zu sein, der so energisch ist, wie seine Liebe und dessen verschmähte Liebe brent wie Feuer und senget bis in die Hölle unten und verzehret das Land mit seinem Gewächs und anzündet die Grundvesten der Berge. Aber hinter dem Schrecken ist auch für die Welt das Heil verborgen. Wenn sie in Folge

der brennenden Pfeile, welche der Reiter auf dem weißen Pferde auf sie sendet, der Uebel, welche seine Begleiter über sie bringen, in sich schlägt und Buße thut, so wandelt sich der auf dem weißen Pferde wieder in seine ursprüngliche Lammesgestalt, und das Leid selbst wird zum Mittel des Heiles, aus dem Tode wächst das Leben hervor. Das Volk des A. B. wendet sich immer erst zu Gott, nachdem er es geschlagen: „in der Not werden sie mich suchen," spricht Hoseas, und Jesaias sagt (26, 16): „Herr, in der Not besuchen sie dich, schütten aus Geflüster, wenn du sie züchtigst." Wie für die Heidenwelt große zermalmende Gerichte die Vorbedingung der Bekehrung zu dem lebendigen Gott sind, das exemplificirt Jesaias in C. 19 an Egypten, in C. 23 an Tyrus: „Und der Herr wird sie plagen und heilen; denn sie werden sich bekehren zum Herrn und er wird sich erbitten lassen und sie heilen." Es gilt für die Völker wie für den Einzelnen, daß nur wer am Fleische leidet, von Sünden aufhört, daß nur wer gestraft wird, Buße thut, nach dem Worte Jesaias': „wird der Böse begnadigt, so lernet er nicht Gerechtigkeit, er frevelt in dem Lande, da man recht thun soll und schauet nicht die Hoheit des Herrn," daß der Eingang in das Reich Gottes nur durch viele Trübsal geschieht, daß diejenigen, welche sprechen: „ich will meinen Buhlen nachlaufen," nur dann, wenn ihr Weg mit Dornen vermacht wird, sprechen: „ich will wieder zu meinem ersten Manne gehen, denn besser war mir damals denn jezt," daß nur die Kelter den Wein erpreßt, daß der Same des göttlichen Wortes nur in einem Acker gedeiht, der vorher durch den Pflug der göttlichen Gerichte gründlich gelockert worden. Aber freilich dieser Erfolg tritt nicht unter allen Umständen ein, und es ist eine gefährliche Täuschung, sich solcher Hoffnung unbedingt zu überlassen. Die Erfahrung lehrt, daß das Leiden nicht blos besser, sondern auch schlimmer macht. Die Bosheit der Juden wuchs, je weiter das Werk der Zerstörung an Jerusalem fortschritt, und fluchend ihrem Gotte und Könige (Jes. 8, 21) sanken sie in den Abgrund herab, der ihre patriotischen Phantasien für immer begrub. Nicht selten gilt das Wort (Apoc. 16, 10. 11): „Und sie zerbissen ihre Zungen vor Schmerzen. Und sie lästerten den Gott des Himmels vor ihren Schmerzen und vor ihren Geschwüren und thaten nicht Buße von ihren Werken." Deshalb aber hört für die wahrhaftige Kirche, die der Seher zunächst vor Augen hat, das Bild nicht auf, ein heiteres zu sein. Sie freut sich, wenn auch in heißen Thränen, daß ihr himlischer König mit unbezwinglicher Stärke auszieht zum sichern und herlichen Siege. Wenn er nur das Feld behält, so mag fallen, was nicht bleiben kann, so mögen auch wir selbst mit fortgerafft werden: „wenn ich auch fall' und sterbe, fällt doch mein Himmel nicht." „So ist alles — sagt Bengel — unter der Botmäßigkeit des Lämmleins. Ihm dürfen wir nur in herzlicher Buße und lauterem Glauben, in tiefer Anbetung und voller Zuversicht mit reinem Herzen uns ergeben und ihm beständig anhangen, so wird Er für alle unsere Dinge sorgen."

(Schluß folgt.)

Aus dem Königreich Hannover.

Rückblicke und Lichtblicke.

Die Ev. K. Z. hat in den lezten Jahren und bis auf die jüngste Zeit herab aus dem Gebiete der hannoverischen Landeskirche manches Schmerzliche und schwer Betrübende bringen müssen. Unser Schifflein ist im Sturme hin- und hergeworfen und wol Manch-Einer hat in der Stille und laut gerufen: Herr hilf uns, wir verderben! Schwere und berechtigte Klagen und Anklagen nach Unten und nach Oben haben sich erhoben.

Sind wir denn auch nicht gemeint, über bestehende Leiden und noch drohende Gefahren hinwegsehen zu dürfen, so wollen wir doch auch nicht vergessen, daß die Schatten um desto schärfer hervortreten, je heller die Sonne scheint. Der Haß gegen den Herrn erhob sich desto bitterer, als das Hosianna lauter gehört ward. Im Winter richtet der Sturm wenig Schaden an, aber wenn er im Frühlinge die blühenden Stauden knickt und im Herbste die fruchttragenden Bäume bricht, so beklagen wir ihn desto tiefer, je größer die Fülle der Blumen und je reicher die Frucht, welche an den Bäumen hängt. Wir vergessen zu leicht, was uns übrig bleibt, über dem Anblicke des Schadens, der vor unsern Augen liegt.

Diese Gedanken drängten sich uns auf, als wir das Entstehen und nun auch schon Früchte des evangelischen Vereins zu Hannover begrüßen konten. Es ist bei uns doch anders geworden in den lezten dreißig bis vierzig Jahren, und, sagen wir es nur mit Dank gegen Herrn, es ist besser geworden, und wenn wir in den folgenden Ausführungen vornämlich die Residenz im Auge haben und behalten werden, so wollen wir nicht vergessen, daß diese in kleinern Ländern meistens maßgebend sind.

In den zwanziger Jahren lebte man auf kirchlichem Gebiete in großer Unschuld, Gemütlichkeit und Ruhe. Die Geistlichen im Regiment hatten sämtlich auch mehr oder minder wichtige Pfarrämter zu bekleiden und teilten mit den städtischen und vorstädtischen Pastoren so ziemlich denselben unaccentuirten Standpunkt des sogenanten supranaturalen Rationalismus. Von Voltaire wollte man nichts wissen, aber von Claus Harms gar nichts. Die Theologie fand sich in dem Katechismus von 1790, der heut zu Tage klingt, wie das salbadernde Geschwäz einer alten verkommenen Tante, die sich in eine neugewordene Zeit nicht finden kann. Die Kirchen waren dazumal noch nicht so leer, wie heute etliche, aber dagegen war auch die zuströmende

Menge nicht da, welche im bewußten Glauben das Brot des Lebens sucht, wie sie sich in andern Kirchen Sontag um Sontag findet. Das Kirchengehen war eben noch vielfach eine Sache der Gewohnheit und Sitte — und das Predigen auch. Doch nahm die Zahl der Communikanten ab. Ein bewußter Gegensaz fand sich nirgends, und daß ein Unterschied zwischen lutherischer und reformirter Kirche sei, wußte man nicht. Die Geistlichen vertraten sich gelegentlich gegenseitig, und, wie wir unten sehen werden, es fehlte wenig, daß sich beide auch mit der römischen Kirche im Schlafe brüderlich umarmten.

Dagegen war denn auch kaum eine Spur von kirchlichem Leben und Regen in der Gemeinde zu finden. Man suchte Nichts, man entbehrte Nichts und fand auch Nichts. Die vereinzelten Glieder, welche hie und da noch ein lebendiges Bewußtsein von der Gnade Gottes in Christo haben mochten, verloren sich in der Menge, sie waren nicht gekant oder wurden mit mitleidigem Lächeln angesehen, ohne Beachtung zu finden. Die einzige Spur, welche auf ein allgemeineres christliches Interesse hinwies, war die im Jahre 1814 — 1815 gegründete Bibelgesellschaft. Es war das aber kein einheimisches Gewächs, sondern eine Pflanze, die von England aus eingebracht war, und erst acclimatisirt werden mußte. Die Sache war von Mitgliedern des Consistoriums, an welche sich die Englische Bibelgesellschaft durch Emissäre gewandt, in die Hand genommen, so daß die Gesellschaft einen mehr oder minder officiellen Charakter hatte, wie denn auch ihre Sitzungen bis auf den heutigen Tag in dem Geschäftslokale des Consistoriums gehalten werden. Es war eine sehr charakteristische Naivität, daß man auch den Bischof von Hildesheim dazu einlud und dieser auch unterschrieb, bis er von Rom aus bedeutet wurde, daß sich so etwas für einen Bischof der römischen Kirche nicht schicke. Ebenso bezeichnend für jene Zeitläufte ist die erste vom März 1815 datirte öffentliche Kundgebung der Gesellschaft, worin die Bibel „ein unschäzbares Werk der ewigen Weisheit" genant wird. Man will sich zu einem die höchsten Angelegenheiten der Menschheit umfassenden Bunde vereinigen, um mit dem Glauben an das ewig Wahre und Gute zugleich einen heiligen Sinn ins wirksame Leben hervorzurufen, wie denn der Bund keinen andern Zweck hat, „als Beförderung wahrer menschlicher Wolfahrt." Denn man ist überzeugt, „daß sich in diesem ehrwürdigen Buche Alles vereinige, was den Geist bilden, das Gemüt erheben, den Willen zur rastlosen Wirksamkeit für das Gute stärken und das Herz beseligen kann, und daß alles wahrhaft religiöse Leben, wie es in der Geschichte der israelitischen Nation und der christlichen Völker sich darstellt, vorzüglich von der heiligen Schrift ausgegangen sei." In diesem Sinne werden alle Freunde des Wahren und Guten in der Nähe und Ferne, welche teilnehmend hinblicken auf Alles, was die Menschheit in ihrer Entwickelung zum Vollkommnen weiter führt, aufgefordert, den großen Plan der Vorsehung durch Beiträge zu befördern, während die Englische Bibelgesellschaft das Grundcapital von 500 Pfund Sterling schenkt.

Interessant ist die Wahrnehmung, wie sich zugleich bei der Gründung der Hannoverischen Bibelgesellschaft die allerfrüheſten Keime zeigen, aus denen sich späterhin die Heiden-Mission entwickelte. In der Rede, die der damalige Senior des geistlichen Stadt-Ministerii bei dieser Gelegenheit hielt, und worin er auf die Früchte hinweis't, welche die englische Bibelgesellschaft bereits getragen, heißt es: „Seit einigen Jahren hat sich dieses nun sehr gebessert; und daß es besser geworden ist, ist Werk und Wolthat des Londoner Bibel-Vereins. Wolthat sage ich, und Wolthat, Wolthat für die Menschheit darf ich es mit vollem Rechte nennen. Denn wie viel Blindheit, wie viel schimpfliche Herabwürdigung der Menschheit, wie viel des Christennamens unwürdige Sittenrohheit ist dadurch aus manchen Gegenden der Christenheit entfernt. Welch eine reiche Quelle von Wahrheitskentnis, von Edelsinn, von Tugendkraft und Seelenruhe ist dadurch für eine Menge unserer christlichen Mitbrüder geöffnet. Ich kann noch mehr sagen: Selbst die fast entmenschte Menschheit im rohen Heidentum ist hie und da menschlicher dadurch geworden. Der empörende Dienst, der in Ostindiens weiten Gefilden dem scheußlichen Götzen Juggernaut erwiesen wird, dem zu Ehren in jedem Jahre Schlachtopfer zu Tausenden bis Hunderttausenden fallen, ist dadurch in engere Grenzen eingeschränkt. Man hat das Unmenschliche dieses Wahnglaubens, man hat auf der anderen Seite das Milde und Freundliche des Glaubens, den die Bibel einflößt, einsehen und fühlen gelernt. Hunger und Durst nach der besseren, Geist und Herz befriedigenden, die Menschheit nicht drückenden, sondern erhebenden und beseligenden Nahrung, die das Evangelium von Christo darbietet, fängt an, hie und da auch im Heidentum sich zu regen. Drei sibirische heidnische Fürsten haben bedeutende Summen nach Petersburg geschickt, um das Emporkommen der daselbst gestifteten Bibelgesellschaft zu fördern" ꝛc.

Das waren die geringen, in der That noch sehr unscheinbaren Anfänge christlicher Lebensregung. In der Gründung der Bibelgesellschaft entfaltet sich, wie das aus obigen Mitteilungen hervorgeht, ein fast noch unbewußtes Streben, aus der Verkommenheit der Zeit herauszutreten. Ein sehr wesentliches Moment aller christlichen Entfaltung und Gestaltung fehlt hier allerdings — das Senfkornartige. Die Londoner Bibelgesellschaft bringt sofort ein Capital von mehr als 3000 Thlr. zum Geschenk dar, abgesehen von einer sehr bedeutenden Anzahl gedruckter Bibeln, und die ersten Mitglieder und Beamten der Gesellschaft sind fast nur sehr vornehme Personen und Staatsdiener. Patron ist der Herzog von Cambridge, Präsident ein Staats- und Kabinets-Minister, zwei andere Staats- und Kabinets-Minister sind die Vice-Präsidenten. Unter den zwölf Direktoren steht der Schloßhauptmann Freiherr von Wangenheim voran, und der Abt von Loccum, unbestritten der angesehenste und vornehmste Geistliche jener Zeit, bildet bescheidentlich den Schluß, dazwischen sämtliche Consistorialräthe, Hofräthe, Kanzlei-Direktoren und — „Herr Merz, Prediger der katholischen Confession", während unter den beiden Sekretären der noch heute als 90jähriger Greis lebende

„Prediger der reformirten Confession" Althaus sich findet. Unter den Mitgliedern steht voran der Geheimerath Graf Platen-Hallermund, Erlaucht. Auch dieser Herr lebt noch. Im Uebrigen zählt der Verein bei seiner Eröffnung nur 23 Mitglieder und 18 Beamte, während eine Anmerkung bezeugt, daß mehrere verehrte Männer, welche noch hätten beitreten wollen, gerade abwesend gewesen, nachträglich aber ihre Bereitwilligkeit ihm erklärt hätten. Wir fürchten übrigens, daß manche der vornehmen Beamten und Mitglieder jenen oben erwähnten sibirischen Fürsten glichen, welche, obwol sie Heiden waren und blieben, doch ihre Gelder einsandten, um die Bibel zum Lesen für ihre Unterthanen zu verbreiten. Als viele Jahre später die bekante Spaltung mit der englischen Gesellschaft wegen der Apokryphen entstand, fragte uns eines jener ersten Mitglieder, was es mit den englischen „Hippogryphen" eigentlich für eine Bewandnis habe, und weil er sich nicht zurecht finden konte, wollte er rund und klar wissen, ob es eine Sünde sei, wenn man Bibeln ohne „Hippogryphen" verbreite.

Uebrigens existirt die Bibelgesellschaft noch heute und wirkt, nachdem sie mancherlei Phasen durchlebt hat, in großem Segen, hat auch im vorigen Jahre unter der Aegide des jetzigen Abtes von Loccum ebenso angemessen als würdig ihr 50jähriges Jubiläum gefeiert. Die vornehmen Herren als solche sind aus dem Comité verschwunden.

Die Bibelgesellschaft war also da, doch hörte man kaum je etwas von ihr. Sie hielt ihre Sitzungen lediglich zur Abmachung der Geschäfte und gab übrigens keine weiteren Lebenszeichen, als den jährlichen Bericht. Erst nach Verlauf von mehr als dreißig Jahren veranstaltete sie in Veranlassung der kirchlichen Missionsfeier auch ihrerseits eine kirchliche Jahresfeier.

Im Uebrigen blieb es um jene Zeit wie fast allenthalben noch völlig Winter, man sah keine Knospen, noch weniger Blüten. Die Consistorialräthe waren sämtlich hochbetagte Greise, deren etliche in hohen Ehren gehalten wurden, während andere sich völlig überlebt hatten, und auch an die Freimaurerei verloren waren. Erst mit dem verhältnismäßig frühen Eintritt des jetzigen Abtes von Loccum kam eine frische Kraft in das Consistorium, die wol hoch nötig war, daher denn auch das schnelle Vorrücken desselben. Binnen zehn Jahren, vom Jahre 1822—1832, war er vom Mitarbeiter im Consistorio 1825 zum Consistorial-Assessor, 1830 zum Consistorialrath und 1832 zum Abte von Loccum, der höchsten geistlichen Würde des Königreichs, erwählt und landesherlich bestätigt, auch mit der Prälatur der Fürstentümer Calenberg und Grubenhagen bekleidet, während ihm zugleich das Curatorium für das Prediger- und für das Schullehrer-Seminar übertragen ward. Das lezte Amt hat er im Laufe der Jahre abgegeben, die anderen aber bis auf den heutigen Tag zu behaupten und geltend zu machen gewußt.

War denn so eine frische Arbeitskraft in das Consistorium gekommen, so ward bald auch der erste Hauch christlichen Lebens auf der Kanzel spürbar. Die Hannoverischen Stadt-Prediger werden sämtlich unter drei vom Magistrate den Gemeinden zu präsentirenden Candidaten von diesen gewählt. So kam es, daß der bisherige zweite Prediger zu Neuenkirchen im Osnabrückschen im Jahre 1829 an eine der erledigten Stadt-Pfarren berufen wurde. Es ist das der jetzige Ober-Consistorialrath und General-Superintendent Dr. Niemann. Im Februar 1804 geboren, hatte derselbe bei seiner am Sontage Lätare gehaltenen Antrittspredigt kaum das kanonische Alter, war jedoch schon fast vier Jahre, also vor vollendetem 22sten Jahre, Pastor zu Neuenkirchen gewesen. Diese ausnahmsweise so frühe Berufung und Beförderung im Pfarramte hatte derselbe unstreitig seiner besonderen Begabung vorzüglich für die Predigt zu verdanken. Seine mit großem Fleiße gearbeiteten, sorgfältig gefeilten, gedankenreichen, vom Evangelio getragenen und mit wolklingendstem Organ gehaltenen Predigten machten denn auch in Hannover sofort und nachhaltig den größten Eindruck. Die Kirche war voll und überfüllt, und ihnen vornehmlich wol hatte es der junge Stadt-Prediger zu verdanken, daß er nach kaum zwei Jahren an die Hof- und Schloßkirche und in das Consistorium berufen wurde. Es war nämlich bisher üblich, daß die Schloßprediger auch Mitglieder des Consistoriums wurden. War seine Herschaft und Geltung auf der Kanzel eine unbestrittene, so mußte er sich einen Einfluß im Consistorio erst durch nachhaltigen Fleiß und ernstes Studium und gewiß nicht ohne Kampf erringen. Gleich nach ihm, noch im Jahre 1829, war aber auch der Pastor Petri an eine andere städtische Kirche berufen, an der er anfangs als Collaborator, dann als zweiter Pastor und nun schon seit einer Reihe von Jahren als erster in großem Segen wirkt.

Diese beiden Prediger waren viele Jahre hindurch die einzigen, von deren Kanzeln das Evangelium in seiner vollen Kraft, Lauterkeit und Wahrheit gepredigt wurde. Redensarten gab es auch sonst wol, aber die Kraft und der Segen lehrreicher und erbaulicher Predigten ging von diesen Kanzeln allein aus. Es konte nicht ausbleiben, daß nun auch in der Gemeinde das Evangelium Wurzel schlug, wie sich denn auch allmälich eine bewußte Scheidung herausstellte. Viele Jahre hindurch predigten beide Prediger alternirend in ihren Kirchen, und da sah man denn Sontag für Sontag immer dieselben Personen an dem einen Sontage in der Schloßkirche und an dem anderen Sontage in der Kreuzkirche, und da Pastor Petri in der Marktkirche auch die Fastenpredigten zu halten hatte, so fanden sich auch hier seine Zuhörer wieder ein, allerdings auch von Mitgliedern der Marktgemeinde durchmischt, so daß diese Wochen-Gottesdienste recht voll und gesegnet waren.

Wenn daneben Niemann mehr und mehr einen festen Fuß im Consistorio gewonnen, so hatte Pastor Petri eine sehr einflußreiche Stellung zu einer großen Anzahl der damals in und um Hannover in reichlicher Menge (es waren ihrer mehr als funfzig, welche unter dem Seniorate des Stadt-Ministerii standen) wohnenden Candidaten, deren sich eine Anzahl wöchentlich in seinem Hause zusammenfanden, während sie daneben noch in anderen

Lokalen sich unter seiner Leitung vereinigten. Hierdurch und durch seine sonstige Thätigkeit gewann er einen sich immer steigernden Einfluß nach außen, der sich dann in den durch ihn berufenen Pfingst-Konferenzen concentrirte, während er vom Jahre 1848—1856 in dem von ihm herausgegebenen Zeitblatt für die Angelegenheiten der lutherischen Kirche ein gemeinsames öffentliches Organ gründete und leitete. Man ist wol nicht im Unrechte, wenn man behauptet, daß die eigentümliche Gestaltung und das besondere Gepräge der lutherischen Landeskirche Hannovers wesentlich seinem Einfluß zuzuschreiben ist. Es ist sehr bezeichnend, daß das Doctor-Diplom, welches ihm die Universität Erlangen schon vor etwa 25 Jahren zusandte, den mündlichen Einfluß seiner geistlichen Unterredungen besonders betont.

Die erste erkenbare Frucht des erwachenden Frühlings nach der Erstarrung des langen Winters war die am 5. Januar 1834 am Epiphanias-Feste erfolgte Stiftung eines Missions-Vereins. Der Abt von Loccum war eingeladen, das Werk mit einigen Worten einzuleiten. Man kam Abends in der Stille im Saale des Lyceums zusammen, berieth die Statuten und forderte zu Unterschriften auf. Unter den 25 Namen, welche die Stiftungsurkunde trägt, findet sich auch ein Name, welcher in den geschichtlichen Erinnerungen aus dieser Zeit vor vielleicht allen anderen genant werden muß. Es ist der selige Legationsrath A. von Arnswaldt. Dieser treue Jünger seines Herrn stand lange Zeit fast einsam auf seiner Warte und die Frage: Hüter, ist die Nacht schier hin? mochte oft genug sein Herz bewegt haben. O, wie nahm er nun den lebendigsten Anteil an allem, was sich regte und bewegte. Unter einer unscheinbaren Hülle waren große Gaben und Gnaden verborgen, wovon das demütige Herz Nichts zu wissen schien. Während seine allezeit offene Hand in Einfalt reiche Gaben zu heiligen Zwecken darreichte, war sein gastfreies Haus der Mittelpunkt geistlichen Lebens und Regens. Sein Andenken bleibt wol in hohen Ehren bei Allen, die ihm nahe gekommen.

Dagegen zeigen andere Namen, welche dieselbe Urkunde bedecken, daß an eine Scheidung und Sonderung um diese Zeit noch nicht gedacht war. Man nahm sich des Missionswerkes in demselben Sinne an, wie man sich vielleicht auch der Einführung der Pferdeschlächterei oder anderer nüzlicher Dinge angenommen haben möchte. Erst später sind diese Namen verschwunden.

Wie sehr überhaupt Alles noch in der frühen Kindheit begriffen war, zeigt insonderheit der §. 10 der Statuten, wonach es den Mitgliedern erlaubt sein soll, auf vorgängige Anzeige bei dem Vorstande einen oder zwei Zuhörer mitzubringen.

Als späterhin eine Aenderung der Statuten in Vorschlag gebracht wurde und diese Vorschläge gegen die Stimmen etlicher Herren aus dem Consistorium durchgingen, weil auch etliche Mitglieder aus dem Schullehrer-Seminar dafür gestimt hatten, so ward fortan den Seminaristen verboten, die Versamlungen des Missionsvereins zu besuchen.

Gleichwol ging das Werk seinen Weg weiter. Hilfsvereine bildeten sich in den verschiedensten Provinzial-Hauptstädten, daraus sich allmälig selbständige Vereine bildeten, Hermannsburg kam hinzu, und es mag ja jezt wol kaum eine Gemeinde im Lande geben, darin nicht wenigstens einzelne Selen sich mit Teilnahme und Gebet dem Werke zuwenden, aber es hat lange gedauert, ehe die Kirchen sich für die Zwecke der Mission öffnen, und noch länger, ehe die Glocken dazu rufen durften. Pastor Petri steht bis auf den heutigen Tag an der Spitze des Missionsvereins zu Hannover, und wenn seine Gesundheitszustände ihm nicht mehr erlauben wollen, sich an den jezt regelmäßig wiederkehrenden Missionsvorträgen zu beteiligen, so sind doch die ersten Samenkörner von ihm ausgestreut und die ersten Früchte von ihm gepflegt.

Eine weitere Frucht des neuerblühenden Lebens war die Bildung der verschiedenen Frauenvereine teils zur Begründung der Kleinkinderbewahr-Anstalten, teils zur Armen- und Krankenpflege. Die ersteren standen längere Zeit unter dem Schuz und Schirm der noch lebenden Frau Abt Rupstein. Sie waren in sehr treuen und würdigen Händen, bis sie, wenn wir nicht irren, zugleich mit der Gründung des Friederikenstiftes in die Hände der bereits verstorbenen Fräulein Ida Ahrenhold übergingen, welche für Hannover das gewesen ist, was Amalie Sieveking für die größeren Kreise Hamburgs war. In dem Friederikenstifte concentrirte sich nämlich unter dem Patronat der Königin Friederike der Verein für Armen- und Krankenpflege, anfangs unter der Leitung einer dazu berufenen Hausmutter, späterhin unter unmittelbarer Pflege der Fräulein Ida Ahrenhold, welche sich hier häuslich niederließ und in großem Segen, mit ebenso viel Umsicht als Opferwilligkeit den sehr umfangreichen, auf christlichem Grunde ruhenden Anstalten unter der geistlichen und selsorgerischen Obhut des Pastor Petri vorstand, während späterhin die Anstalt sich so sehr ausdehnte, daß in der Person des jezt in Ostindien als Missionar wirkenden Pastor Mylius ein eigener Hausgeistlicher in der Anstalt selbst viele Jahre hindurch bis zum Tode der Vorsteherin wohnte. Die christliche Frauenwelt Hannovers fand hier viele Jahre hindurch ihren Mittelpunkt, wie sie denn auch bis auf den heutigen Tag unter der Obhut der Schwester unseres früheren Cultusministers, Fräulein Lichtenberg, in Segen fortwirkt.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 11. Juli. № 55.

Die vier Reiter.

(Schluß.)

„Und da er das andere Siegel aufthat, hörte ich das andere Thier sagen: komm. Und es ging heraus ein ander Pferd, das war roth, und dem, der darauf saß, ward gegeben, den Frieden zu nehmen von der Erde, und daß sie sich unter einander schlachteten; und ihm ward ein groß Schwert gegeben." Blutige Zwietracht, der Krieg, das ist der Gedanke, ist eine der Hauptstrafen, welche über die gottlose Welt ergehen, eins der Hauptmittel des Sieges Christi. Darum darf der Christ nicht bange werden, „wenn Krieg und alle Schrecken die ganze Welt bedecken." Es ist sein Gott und sein Heiland, der alles leitet und regiert, er ist der Feldherr über alle Heere, die feindlichen und die freundlichen, die Krieger sind seine „Geheiligten", die Feldherren seine Knechte: selbst ein Nebucadnezar wird in der Schrift also genant. In Wahrheit zieht nicht Oestreich gegen Preußen, sondern „der Herr der Heerscharen mustert Kriegsheer", Jes. 13, 4, um die abtrünnige Welt heimzusuchen und in ihr zur Buße zu führen, was der Buße noch fähig ist, und zu verderben, was ihr hartnäckig widerstrebt. „Im N. T." — sagt ein Alter — „ist der ganze Friede eröffnet worden. Friede auf Erden und den Menschen ein Wolgefallen, und die ganze Schaar der Engel gratuliren dazu, Luc. 2, 14. Ist uns nun das zu gering, so ists nicht unrecht, daß er uns weggenommen wird." Es ist nicht unrecht und es ist uns heilsam. Der Krieg führt dem Friedefürsten zu. Es gilt auch in dieser Beziehung das Wort des Heilandes: meinet nicht, daß ich gekommen bin, Frieden zu bringen, ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Die natürliche Vernunft läßt gern Alles sittlich verfaulen, wenn nur Friede bleibt, aber die Geschicke der Welt liegen in den Händen des eifrigen Gottes, der sich nicht scheut zu brennen und zu schneiden und das Fleisch zu Grunde zu richten, damit der Geist gerettet werde. — Dieser Reiter hat ein rothes Pferd. Roth ist die Farbe des Blutes; in rothen Kleidern komt in Jes. 63 der Engel des Herrn von Bozra, nachdem er die Feinde seines Reiches zermalmt hat. „Warum ist denn dein Gewand so roth und deine Kleider wie eines Keltertreters? Ich trat die Kelter alleine und war Niemand von den Völkern mit mir. Ich habe sie gekeltert in meinem Zorn und zertreten in meinem Grimm. Daher ist ihre Kraft auf meine Kleider gesprizt und ich habe alle mein Gewand besudelt." Natürlich ist nur ein solches Roth gemeint, wie es mit der natürlichen Farbe der Pferde übereinstimt. Das Roth der Fuchspferde genügt zur symbolischen Abschattung der Bluträthe. Von großer Bedeutung ist das: „es ward ihm gegeben." Es weist uns darauf hin, daß wir bei Erforschung der Ursachen und der Urheber des Krieges den Blick von der Erde zum Himmel erheben müssen, daß es eine jämmerliche Oberflächlichkeit ist, bei der Erde stehen zu bleiben, die ein bloßes Filial des Himmels ist. Von dem Krimkriege sagt Kinglake in dem Werke the invasion of the Crimea Bd. 1 der Leipz. Ausg. S. 5: „Dieser Krieg war tödtlich. Er brachte eine volle Million von Arbeitern und Soldaten ins Grab. Er verzehrte einen großen Teil des Wolstandes, welchen menschliche Arbeit zum Unterhalte des Lebens gesammelt hatte." Und dieser verheerende Krieg war, wenn wir von Einem Manne absehen, nicht das Werk der Absicht und Ueberlegung, er überraschte die Beteiligten wider Willen, das Schwert wurde ihnen in die Hand gegeben, sie wußten nicht wie. Das gilt, wie Kinglake eingehend nachgewiesen hat, namentlich von England, ohne dessen Beteiligung es überhaupt nicht zum Kriege gekommen wäre. „Die Menschen", sagt Bengel, „gedenken hiebei nicht an den Himmel: und doch ist auch ohne ihr Wissen und Nachdenken Alles unter der Gewalt des Lämmleins: und ihr großes Schwert muß zu einem Instrumente dienen des Schutzes und der Rache Christi. Das gereicht uns dazu, daß wir erkennen, es geschehe nichts durch einen blinden Zufall. Derjenige, der auf dem rothen Pferde sizt, richtet mit seinem Würgen bald da, bald dort viel Jammer und Leid an, daß man fast meint, es sollte nicht also sein; aber wer die Gewalt des Lämmleins erkent, der kann sich auch deshalb beruhigen."

„Es ward ihm gegeben", das bringt Ruhe und Frieden in das Gemüt, das nun nicht ferner den Thäter auf Erden aufsucht, um sich gegen ihn zu erbittern, sondern in Gottes Verhängnis beruht, dem der Stachel dadurch genommen wird, daß es erkant wird.

„Es ward ihm gegeben", das macht es uns leicht, unsere Feinde zu lieben und ihnen nicht Gleiches mit Gleichem zu vergelten, wenn sie in Wuth gegen uns entbrennen. Wir können nicht anders und sie können nicht anders, es ist eine geheime Gewalt, die uns beide gleichmäßig beherscht. Die uns mit unsern Feinden gemeinsame Sünde hat über uns beide das ge-

rechte Gericht Gericht Gottes herbeigeführt. Wenn wir das erkennen, so werden wir Alles aufbieten, das Gebiet der Zwietracht möglichst einzugränzen, keinen Schritt hinauszugehen über die Schickung, in allem Uebrigen mit verstärktem Eifer der Erfüllung des Gebotes nachzutrachten, daß wir unsern Nächsten lieben sollen wie uns selbst und unsern Feinden wolthun.

„Es ward ihm gegeben", wer das erkent, der wird sprechen: „hat er es denn beschlossen, so will ich unverdrossen an mein Verhängnis gehn." Wir dienen Gott, wenn wir unserm Könige dienen, der nur Gottes Rathschlüsse ausführen muß und selbst ihnen dient mit schwerem, blutendem Herzen, dessen heißester Wunsch der des Königes Hiskia war: „es sei nur Friede, weil ich lebe." Was wir in Gottes Namen thun, das müssen wir thun mit Aufbietung aller Kräfte und also, daß wir dem Tode kühn ins Angesicht schauen. Unser Gott ist ein eifriger, ein energischer Gott, dem alle Schlaffheit verhaßt ist.

„Und da er das dritte Siegel aufthat, hörte ich das dritte Thier sagen: komm. Und ich sah, und siehe ein schwarz Pferd; und der darauf saß, hatte eine Wage in seiner Hand. Und ich hörte eine Stimme inmitten der vier Thiere sagen: ein Maß Weizen um einen Denar, und drei Maß Gerste um einen Denar, und dem Oele und Weine thue kein Leid." Diese Geißel Gottes ist die Theurung. Das Symbol dieser ist die Wage. Wo man abwiegt, da ist nicht viel vorhanden und man muß den sparsamen Vorrath sorgsam zu Rathe halten. Es ist nur eine andere Form der Geißel, nicht minder traurig, wie die ausdrücklich hervorgehobene, wenn die Producte zwar in Fülle vorhanden sind, ganzen Klassen der Bevölkerung aber die Mittel fehlen, sie anzuschaffen, wie wir das leider jezt schon in so weitem Umfange vor Augen sehen. Treffliche Bemerkungen gibt hier die Berleburger Bibel: „Das Königliche Amt Christi ist nach dem dreifachen Reiche der Macht, der Gnade und der Herlichkeit auch dreifach. Auf das Gnadenreich wird Alles auch aus dem Machtreich gerichtet, und zum Machtreich gehören diese Siegel. Das Gnadenreich aber ist um des Gloriereiches. Da muß es nun des Menschen Sohn wunderlich unter den Menschen anfangen um des Gnadenreiches willen: welchem also auch das Reich der Natur oder Macht anvertraut ist wegen der persönlichen Vereinigung. Das Lamm muß seine Sache ausführen unter wunderlichen Leuten und Fällen und Thieren auf Erden. Es muß etwas herbeinehmen aus dem Machtreich, um das Gnadenreich zu handhaben und ihm Bahn zu machen von weitem her. Auch von weitem geschieht doch so viel dadurch, daß die Menschen in ihrer Dummheit gleichwol Merkmale bekommen, die in ihre Sinne fallen, daß sie nicht im Stande der Gnade seien, sondern Ursach haben, sich um den lebendigen Gott zu bekümmern. — Da man vorher die zeitlichen Dinge hat in Ueberfluß gehabt und gemisbraucht und darüber Schaden hat gelitten in dem Reich der Gnaden: so muß uns Gott das knapper zumessen, damit wir nicht die Sorge für die Gnade gar vergessen, sondern hervorsuchen. — Gott der Herr gibt gern zeitliche Dinge. Die Menschen können sich aber nicht darein schicken: und so ist das der göttlichen Gerechtigkeit gemäß, daß er die Hand zurückzieht, im Geistlichen wie im Leiblichen. Dem irdischen Wesen muß der Unterhalt genommen werden, daß es nicht noch mehr in seiner Gottlosigkeit gestärkt und unterhalten werden möge." — Die schwarze Farbe des Pferdes ist die Trauerfarbe. Es ist gar jämmerlich, wenn den Menschen die notwendigen Lebensbedürfnisse entzogen werden, und es ist das eine Zeit tiefer Trauer auch für diejenigen, die nicht von der Hand in den Mund leben; wenn sie sich darüber hinwegsetzen und sich den gewohnten Zerstreuungen und Vergnügungen überlassen, so straft sie ihr Gewissen. Man wollte es in Berlin, als das schwarze Pferd schon im Anzuge war, mit einem Corso versuchen, aber es zeigte sich bald, daß nur wenige waren, die den Ernst der Lage verkanten und die ganze Einrichtung mußte eingestellt werden. Auch die Theater werden wol leerer werden, wenn das schwarze Pferd näher und näher komt. Die bisher vielfach leeren Kirchen dagegen werden sich füllen, und jezt wenn je ist es Zeit, ihrer traurigen Verschlossenheit ein Ende zu machen: wer im Dienste der Kirche steht und es unterläßt, in solcher Zeit täglich diejenigen an heiliger Stätte um sich zu versammeln, deren geängstetes und zerschlagenes Herz nach Gott verlangt, ladet gewiß eine schwere Schuld auf sich. In einer solchen Zeit ist es auch recht angemessen, die Thatsache zu bedenken, daß nach Gottes Anordnung von dem Manna in der Wüste, wer viel gesammelt hatte, abgeben mußte an den, der weniger gefunden hatte, ebenso das schwerwiegende Wort des Herrn zu bedenken: „machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon": er bleibt ein ungerechter, wenn wir uns nicht als bloße Verwalter ansehen, sondern als Eigentumsherrn. Der für sich reiche Mann war als solcher ein Bösewicht und der Hölle zugesprochen. — Ein Denar war damals nach Matth. 20, 2 der gewöhnliche Tagelohn. Ein Maß Weizen wird von den Alten als die notdürftige tägliche Nahrung eines Mannes bezeichnet. Da bleibt also, vorausgesezt auch, daß es Arbeit gibt, von dem täglichen Verdienst für die Familie nichts übrig. Doch kann man zu der dreimal wolfeileren Gerste herabsteigen und so die Familie notdürftig durchbringen: Gerstenbrot komt schon in Richt. 7, 13 als die niedrigste Art des Brotes vor, ebenso in 2 Kön. 7, 1. Ezech. 4, 12, bei den Römern wurden nach Livius und Vegetius die Soldaten zur Strafe auf Gerstenbrot herabgesezt. So ist also die Theurung nur eine gemäßigte: das wird auch durch das Gedeihen des Oeles und des Weines ausgedrückt. Aber diese Milderung ist nur eine vorläufige. Auf eine Zeit, da den Menschen die Bissen zugezählt werden, folgt unter dem folgenden Siegel, wenn sie sich durch diesen Ernst Gottes nicht zur Buße führen lassen, die eigentliche Hungersnot. Das schwarze Pferd ist nur der Vorläufer des blassen und fahlen.

„Und da er das vierte Siegel aufthat, hörte ich die Stimme des vierten Thieres sagen: komm. Und ich sah und siehe ein fahl Pferd und der darauf saß, des Name hieß Tod, und die Hölle folgte ihm nach. Und ihm ward Macht gegeben, zu tödten

das vierte Teil auf der Erde mit dem Schwerte, und Hunger, und mit dem Tode, und durch die Thiere auf Erden." Hier komt nach dem Worte: „ich will häufen auf sie Uebel, meine Pfeile an ihnen erschöpfen" zusammen und zwar geschärft, was in den beiden vorigen Siegeln einzeln und erträglicher war. Der Krieg, und zwar ein Krieg, der Tod und Verderben weithin verbreitet, erscheint in Verbindung nicht blos mit der Theurung, sondern mit der eigentlichen Hungersnot und daneben noch Seuchen und wilde Thiere, die in solchen Zeitläuften auch wo sie in den Wäldern längst ausgerottet sind, aus den Menschen zu erwachsen pflegen, wie David, von verthierten Menschen angefeindet, klagt: „meine Sele ist unter Löwen", „sie wollen an mich, mein Fleisch zu fressen", „sie sperren auf wider mich ihren Rachen, als Löwen brüllend und zerreißend", „Hunde haben mich umgeben", „errette meine Einsame von den Hunden", „große Stiere haben mich umgeben, die Starken Basans haben mich umringt." „Will eine Strafe nicht helfen, so komt er mit der andern und dritten herzu, um zu sehen, was doch der Mensch thun wolle, ob er sich denn gar nicht wolle sprechen lassen. Und unter dieser Häufung der Strafen ist doch allerdings auch ein Zeigefinger der guten Absicht Gottes. Er wills nicht zwingen, die Bekehrung muß freiwillig geschehen. Nur nimt Gott vor der Bekehrung die Hindernisse weg, die den Menschen gern auf- und abhalten. Das thut Gott durch fremde Wege und läßts auch wol bei einem Mittel nicht." — „In solchen allgemeinen Plagen müssen zwar die Gläubigen auch mit leiden, aber was den Gottlosen eine Strafe ist und zu ihrer ewigen Verdamnis gereicht, das ist den Frommen ein heilsames Kreuz, sie desto mehr zur Liebe des göttlichen Wortes aufzumuntern, ihren Glauben zu prüfen, sie zum Gebete anzumahnen und muß also Kreuz und Trübsal ihnen zum Besten dienen, darum sie ihre Selen mit Geduld fassen sollen, Luc. 21, 19." Das ist gewiß, denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen und Gott hält über sie seine schützende Hand. Bei Ezechiel in C. 9, 4 erhält der Engel des Herrn vor der Verhängung der Strafen über das gottlose Jerusalem den Auftrag: „Gehe durch die Stadt Jerusalem und zeichne mit dem Zeichen an der Stirn die Leute, so da seufzen und jammern über alle Gräuel, so darin geschehen", und das siebente Cap. der Apokalypse ist recht eigentlich dazu bestimt, die Bewahrung der Frommen inmitten der Gerichte, welche über die gottlose Welt ergehen, in lebhaften Farben abzumalen. Doch wird man nicht verkennen dürfen, daß dies nur eine Seite der Sache ist. Auch die Frommen sind Kinder ihrer Zeit, und wenn das Verderben einherflutet, so werden sie in der mannigfachsten Weise davon berührt. Selbst ein Jesaias muß klagen, daß er unreiner Lippen sei, weil er unter einem Volke unreiner Lippen wohne, und der Heiland sagt, daß bei dem Ueberhandnehmen der Ungerechtigkeit auch unter den Seinen die Liebe vielfach erkalten werde. Niemand also wird sich für einen Gerechten erklären dürfen, welcher der Buße nicht bedarf, Niemand wird sich weigern dürfen, seinen Teil an der Strafe als solcher auf sich zu nehmen, Niemand wird sagen dürfen: für mich liegt hier nur eine Prüfung vor. Wir empfangen Alle ohne Ausnahme was wir verdient haben, und der Unterschied ist nur der, daß die, in denen ein Anfang des Glaubens ist, wissen, warum sie geschlagen werden und von Herzen das Kyrie eleison rufen können, und eben damit aus dem Gebiete der bloßen Strafe in das der Züchtigung versezt werden, in der neben der Gerechtigkeit die Liebesabsicht waltet. — Wo der Reiter auf dem fahlen Pferde erscheint, da liegt eben darin der Beweis, daß die schwersten Schäden in dem Volksleben vorhanden sein müssen. Es war also jedenfalls „zu spät", wenn seltsamer Weise selbst auf der neulichen Conferenz von Berliner Pastoren eine Stimme laut wurde, man sehe nicht ein, wie manche von Buße reden können, ob denn unsere Zeit etwa schlechter sei als andere. Wir sind durch die Strafe der Schuld überführt und eben durch sie spricht der Herr zu uns: „Und wenn du dich gleich mit Lauge wüschest und nähmest viel Seife dazu, so gleißet doch deine Untugend desto mehr vor mir" (Jer. 2, 22). Wer aber irgend ein sehend Auge hat, dem liegt auch, abgesehen von der Strafe, die Schuld klar vor Augen. In einer weltlichen Zeitschrift, dem Magazin für die Literatur des Auslandes, wurde kürzlich (1866 S. 265) gesagt: „Ganz abgesehen von den radicalen Materialisten, sind in unseren Tagen diejenigen Gelehrten mit der Diogenes-Laterne zu suchen, welche, ohne offenbar Mystiker zu sein, in ihren wissenschaftlichen Werken es überhaupt noch wagen, den Namen „Gott" auszusprechen, wogegen die Zahl derer Legion ist, welche diesen hochehrwürdigen Namen mit derselben Scheu zu meiden bestrebt sind, wie es in Göthes Faust Mephisto mit dem Pentagramma thut. Es liegen hierüber fast unglaubliche Beispiele vor, wogegen sie fast überall fehlen, fragt man nach solchen Gelehrten, welche, ohne auf religiösem Gebiete zu den sogenanten Orthodoxen zu gehören, den Mut zu dem Bekentnis haben, die Wissenschaft müsse als erste und höchste Aufgabe es betrachten, zur Erkentnis und Verherlichung Gottes beizutragen." Was ist damit nicht gesagt! Gott verloren, Alles verloren. Ein Zeitalter, dem der Himmel nicht mehr offen ist, das den zu schauen verlernt hat, welcher der Quell des Lebens ist, geht mit verbundenen Augen dem Abgrund entgegen und in der Nacht, die es umgibt, werden alle wilden Thiere rege. — Das fahle Pferd bildet den blassen Tod ab. Dieser Reiter hat nicht, wie die vorigen, ein Sinnbild seiner Machtübung, statt dessen aber wird sein Wesen durch einen Eigennamen furchtbaren Klanges bezeichnet, und dann erhält er einen noch schrecklicheren Hintermann. Dem Tode derjenigen, die in ihren Sünden dahinfahren, folgt der Hades, die Hölle, wie wir das an dem Beispiele des reichen Mannes in Luc. 16, 22. 23 sehen. Die Berleburger Bibel sagt: „Der andere Tod ist hinterher, wenn die Leute sterben wie die Fliegen. Solche Leute werden von dem ersten Tode zugleich mit zum andern geführt; das macht die Sache noch schärfer, ist aber die ordentliche Folge. Wer bei dem zeitlichen Tode abstirbt ohne Gottes Gnade, den

führt der zeitliche Tod in den anderen Tod; es geht Alles seinen Gang, wie der Baum fällt, so bleibt er liegen. Doch sind die Gläubigen davon ausgenommen, an denen der andere Tod keine Macht soll haben, C. 2, 10." Im Gegensatze gegen die Hölle hier, werden uns in C. 7, 9 f. die Gläubigen in der Seligkeit vorgeführt, welche ihrer nach dem zeitlichen Tode wartet, dessen Schrecken für sie mit dem furchtbaren Hintermann geschwunden ist. — Der Tod tödtet außer durch das Schwert und den Hunger auch durch den Tod: unter diesem Namen werden die übrigen Todesarten zusammengefaßt, wodurch die Menschen haufenweise fortgerafft werden. Unter diesen nimt nach den alttestamentlichen Grundstellen die Seuche die Hauptstelle ein, welche auch in dem Worte des Herrn neben dem Hunger genant wird. Nicht selten stehen die hier genanten Plagen in natürlicher Verbindung mit einander. „Eine Plage folgt aus der andern, denn der Krieg verheert und verwüstet Alles, auch die Lebensmittel, daraus entsteht die Hungersnot, aus dieser die Pestilenz, und wenn die Pest die meisten Menschen weggerafft hat, nehmen die wilden Thiere überhand." Wenn aber die Plagen selbständig neben einander auftreten, wie jezt neben dem Kriege in weitem Umkreise die „böse Krankheit" und auch „hin und wieder", wie namentlich in Ungarn, die Hungersnot, so tritt es um so deutlicher hervor, daß der Himmel wider die Erde streitet, so ertönt um so lauter die Aufforderung zur Buße, die allein bewirken kann, daß sich wiederholt, was in 2 Sam. 24, 16 geschrieben steht: Und da der Engel seine Hand ausstreckte über Jerusalem, daß er sie verderbete, reuete es den Herrn über dem Uebel, und sprach zu dem Engel, dem Verderber im Volke: es ist genug, laß nun deine Hand ab.

Wer in sich aufgenommen hat, was der Geist durch das Gesicht von den vier Reitern den Gemeinden sagt, der wird mit vollem Herzen sprechen: Herr! deinen Zorn wend ab von uns in Gnaden, und laß nicht wüthen deine blutge Ruthe, richt uns nicht streng nach unsern Missethaten, sondern nach Güte.

Denn wo du wollteſt nach Verdienste strafen, wer könte deinen Grimm und Hand ertragen? Alls müßt vergehen, was du hast geschaffen, vor deinen Plagen.

Vergib, Herr! gnädig unsre großen Schulden, laß über uns das Recht der Gnade walten, der du zu schonen pflegst nach großen Hulden, uns zu erhalten.

Sind wir doch arme Würmlein Staub und Erden, mit Erbsünd, Schwachheit, Not und Tod beladen, warum denn solln wir gar zu nichte werden, im Zorn ohn Gnaden.

Sieh an deins Sohnes Kreuz und bitter Leiden, der uns erlöset hat mit seinem Blute, eröffnen lassen auch sein Herz und Seiten der Welt zu gute.

Darum, ach Vater! laß uns nicht verderben, dein Gnad und Geist durch Christum wollst uns geben, mach uns zugleich des Himmelreiches Erben, mit dir zu leben.

Nachrichten.

Lauenburg.

Durch gefällige Mitteilung sehen wir uns in den Stand gesezt, nachstehenden höchst bedeutungsvollen Erlaß des Herrn Minister-Präsidenten Grafen Bismarck an den Herrn Superintendenten Brömel der Oeffentlichkeit zu übergeben:

Berlin, den 30. Juni 1866.

Ew. Hochwürden haben mir von Besorgnissen geschrieben, welche in Ländern des altlutherischen Bekentnisses unter den gegenwärtigen Verhältnissen entstehen oder erregt werden könten. Ich habe Ihnen zu danken, daß Sie mich auf eine Möglichkeit aufmerksam gemacht haben, die ich sonst schwerlich ins Auge gefaßt haben würde. Denn, daß in Ihrer Heimat Lauenburg nicht die leiseste Veranlassung gegeben ist, von der Vereinigung mit den Preußischen Staaten eine Gefährdung der Kirchenverfassung oder Beunruhigung des Bekentnisses zu fürchten, ist Ew. Hochwürden als erstem Geistlichen des Herzogtums am Besten bekant. Ebensowenig in Schleswig-Holstein, wo die Königliche Staatsregierung sogar in der Verwaltung und der Rechtspflege das Bestehende schont, für dessen teilweise Modificirung es in der Bevölkerung nicht an Wünschen fehlt. Preußen hat in der Achtung des kirchlichen Bekentnisses immer wieder ein Element seiner kräftigen Entwicklung gesucht und gefunden; die vor zwei Menschenaltern bei einer entsprechenden Disposition der Gemüter zu Stande gekommene Vereinigung zweier Confessionen ist heute bei uns noch nicht allgemein angenommen. Und um dieser Vereinigung willen sollte die Regierung in Schleswig-Holstein den Frieden stören wollen? oder gar in Staaten, mit welchen Preußen anstatt des zerrissenen ein neues völkerrechtliches Band zu knüpfen denkt? Ich vertraue, daß eine solche Besorgnis, wenn sie erregt werden sollte, vor einer unbefangenen Betrachtung von selbst verschwinden würde, ergreife aber gern die Gelegenheit, Ew. Hochwürden ausdrücklich zu erklären, daß der Staatsregierung der Gedanke völlig fremd ist, für die Preußische Landeskirche Propaganda machen oder dulden oder sonst wie das Bekentnis und die Verfassung der altlutherischen Länder beunruhigen zu wollen.

Der Minister für Lauenburg.
In Vertretung: C. Werther.

An
den Superintendenten des Herzogtums Lauenburg
Herrn Brömel Hochwürden
in Ratzeburg.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 14. Juli. № 56.

Aus dem Königreich Hannover.

Rückblicke und Lichtblicke.

(Schluß.)

Eine weitere Frucht des neuen Lebens war die im Jahre 1845 entstandene Pestalozzi-Stiftung, eine Anstalt, welche sich der früh an die Sünde verlorenen oder in Gefahr schwebenden Kinder bis zu ihrer Confirmation und darüber hinaus in der Weise annimt, daß sie für ihre christliche Erziehung meistens auf dem Lande Sorge trägt. Der Vorstand hat sich zu dem Ende mit einer großen Zahl von Geistlichen und andern geeigneten Personen im Lande in Correspondenz gesezt. Während der Vorstand über die Aufnahme der Kinder Beschluß faßt, weist er die Einzelnen den verschiedenen Correspondenten zu, welche für deren Unterbringung in christlichen Familien Sorge tragen und die locale Obhut wahrzunehmen haben, unter der Verpflichtung, alljährlich oder so oft es nötig ist, Bericht an den Verwaltungsrath zu erstatten, von dem sie die Verpflegungsgelder empfangen. Späterhin ist damit ein ursprünglich und hauptsächlich durch die Bemühungen des Pastor Bödeker entstandenes Rettungshaus verbunden, in welchem solche Kinder Aufnahme finden, deren Erziehung der Familienpflege nicht mehr überwiesen werden kann. Beide Stiftungen, sonderlich aber die erste, haben in großem Segen gewirkt und die Zahl der hier erzogenen Kinder geht in die Tausende. Beide verbundene Stiftungen haben so lange unter dem Vorsiz des Pastor Petri gestanden, bis ihm die Rücksicht auf sein pastorales Amt nicht mehr erlaubte, das geringe Maß körperlicher Kraft weiter zu teilen.

Welch ein Leben hat sich in allen diesen Anstalten entfaltet und wie ungerecht sind doch die selbst von der Fakultät einst ausgesprochenen Beschuldigungen der todten Orthodoxie dieser Wirksamkeit gegenüber, welche sich in dem verhältnismäßig so kurzen Zeitraume von nicht zwanzig Jahren gründete und entfaltete!

Doch wir sind noch nicht zu Ende. Den vorhandenen Stiftungen schloß sich weiter die Gründung eines Jünglings-Vereins an, welche sich bekantlich die sittliche Bewahrung und Ausbildung der jungen Handwerker zum Ziele sezt. Längere Zeit hat sich dieser Verein sehr in der Stille gehalten und ist nur wenig rücksichtlich der Zahl seiner Teilnehmer weiter gekommen. Verschiedene allmälig in der Stadt und den Vorstädten sich mehrende jüngere geistliche Kräfte haben sich seiner Pflege angenommen, bis späterhin der nunmehrige Ober-Consistorialrath und erster Hof- und Schloßprediger Dr. Uhlhorn seine ungeschwächte geistliche Kraft in treuer Hingabe dieser stillen Blume zuwandte. Es wurde dann auch eine Herberge zur Heimat damit verbunden und die Vorträge, welche im Winter $18^{64}/_{65}$ eine Reihe hochachtbarer Männer in den überfüllten Localen des Vereins hielten, übten eine erfrischende Kräftigung und weckten neue dauernde Teilnahme.

Eins aber fehlte noch. Das ganze Königreich hatte noch keine Diakonissen-Anstalt. Die barmherzigen Schwestern des nahen Hildesheim mußten in Fällen großer Not zu Hilfe gezogen werden, wenn nicht etwa von Kaiserswerth her geholfen werden konte. Der Gedanke war aber lebendig und es gereicht unsern Königlichen Herschaften zu unvergänglichem Ruhme, daß sie unter dem Namen der Henrietten-Stiftung durch sehr bedeutende Opfer eine Diakonissen-Anstalt gründeten, welche, was die großartigen Baulichkeiten anlangt, sich jeder andern durchaus an die Seite stellen darf. Wenige werden ihr gleichkommen, keine sie übertreffen. Es erfüllte sich hier der Spruch: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben von nun an. Ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach." Großmutter unserer Königin war nämlich die fromme Herzogin Henriette von Würtemberg, eine geborne Prinzessin von Nassau-Weilburg, welche, schon seit 1817 verwitwet, zu Kirchheim unter Teck residirte und starb. Die Erbschaft dieser frommen Fürstin bestimte unsere Königin zur Gründung der daher benanten Henrietten-Stiftung. Man kann auch hier sagen, daß die Stiftung Einen Fehler hatte. Es fehlte auch ihr der senfkornartige Anfang. Besonders in den ersten Jahren that ihr der königliche Ursprung insofern Schaden, als man mit der Herrichtung so umfassender, wahrhaft königlicher Bauwerke den Gedanken der königlichen Reichtümer verband. Die Gaben flossen spärlich und die allgemeinere christliche Teilnahme wollte sich anfänglich nicht recht finden, auch die Anmeldungen zum Diakonissendienste entsprachen den Erwartungen nicht. Indessen dürften die ersten Schwirigkeiten jezt überwunden sein, die Teilnahme ist eine sehr viel größere geworden, und die Anstalt wächst innerlich, wie sie äußerlich von Anfang herein so stattlich dastand. Die größten Verdienste um dieselbe gebühren ohne Frage dem unabläßigen Eifer des

O. C. R. Uhlhorn, der neben dem Gottesdienste in der Schloßkirche allsontäglich in der Anstaltskirche Nachmittags einen zweiten stets so stark besuchten vollständigen Gottesdienst hält, daß die verhältnismäßig großen Räume die zuströmende Menge nicht zu fassen vermögen, während er zugleich alle andern selsorgerischen Funktionen mit aufopfernder Hingabe besorgt. Gott erhalte diesem in noch jungen Jahren zu hohen Würden gelangten Manne die bisher bewiesene ungebrochene Kraft und Frische.

Wir haben in dem Bisherigen auf etliche der bedeutenderen in die Augen fallenden Früchte des neuerwachten christlichen und kirchlichen Lebens hingewiesen. Wir könten noch auf einige andere Wahrzeichen, z. B. die neuerdings entstandene Mägdeherberge, den Marthahof und andere Schöpfungen aufmerksam machen, wir enthalten uns indeß weiterer Ausführungen, nur noch auf das deutend, was kein menschliches Auge sieht und in keine Feder gefaßt werden kann, um noch auf die Wirksamkeit des in dem verflossenen Winter ins Leben getretenen evangelischen Vereins hinzuweisen.

Der ev. Verein verfolgt verschiedene Zwecke christlicher Liebesthätigkeit, während er zugleich durch acht verschiedene, in der großen Aula des Lyceums vor einer überfüllten Zuhörerschaft gehaltene Vorträge sehr bedeutende Zeichen seiner Wirksamkeit gegeben hat. *)

Der Materialismus.

II.

Büchner und Moleschott, sie erheben Beide einen lauten Protest gegen das Apriori. Sie wollen überhaupt nicht construiren; sie setzen den Stoff als das von Anbeginn und bis in Ewigkeit Seiende. Wenn wir aber lehren, daß der Gott, welcher vor aller Welt ist, und die Welt sezt und sich in ein Verhältnis zur Welt, indem er eine natürliche und übernatürliche Offenbarung von sich ausgehen läßt, dadurch man ihn, d. i. seine ewige Kraft und Gottheit ersehen kann, so wird der Materialismus diesem ausgebildeten Erklärungsgrunde für das Universum gegenüber sagen müssen, was es um seinen Grund aller Dinge sei und was in dessen Anlage liege, daß die Welt darin ihren zureichenden Grund finden kann. Und da wird denn der Stoff gerade so gut ein Gedankending sein, wie es der Begriff des Schöpfers ist, nur nicht so vollkommen ausgestattet und ausgestaltet, wie es der absolute Gott zum Zwecke der Weltschöpfung ist. Denn was ist mit dem Worte „Stoff" gesagt? Janet zieht S. 38 zur Begründung der subjectiven Auffassung auch der Materie die Theorie der Schallwelle herbei. Ich sehe die Saite und ihre Schwingungen. Erstere etwas durchaus Körperliches. Aber der Ton, der die Saite zur Saite macht, wird vermittelt durch mein Gehör. Wären alle Ohren verschlossen, so gäbe es außer mir nichts, was nur von weitem einem Tone ähnlich sähe. Die Constituirung des Stoffes liegt also in mir, in der Empfindung und in der verknüpfenden Thätigkeit des Subjects. Wie sehr es hierbei gerade auf die leztere, nämlich die verknüpfende Thätigkeit ankomt, das zeigt auch eine Wahrnehmung Johannes Müller's: „Dieselbe Ursache kann verschiedene Empfindungen in verschiedenen Nervengattungen hervorrufen; die verschiedensten Ursachen dagegen veranlassen eine gleiche Empfindung in jeder gleichen Klasse der Nerven. Wird die Electricität mit jedem unserer Sinne in Verbindung gebracht, so veranlaßt sie in jedem derselbigen besondere Empfindungen: im Auge Lichterscheinungen, im Ohre Töne, im Munde Geschmacksempfindungen, in den Tastnerven ein Prickeln." Die Summe jedoch aller dieser Erscheinungen macht den Stoff aus und seine Einheit stellt sich nicht außer uns, sondern in uns dar. Solche Anschauung ist keinem Menschen fremd, sie widerstrebt nicht der Schrift, die dem Adam von Gott den Namen der Dinge in den Mund gelegt werden läßt, sie kehrt wieder in den tiefsinnigsten Auslassungen der Mystik, wenn sie von der Sonne redet, die darum vom Menschen geschaut werde, weil Gott den Brunnen des Lichtes ins Auge gelegt habe. Und dabei werden wir keineswegs nach der Seite hin verschlagen, welche uns nötigen will, die Dinge und den Stoff aufzulösen in ein fahles Nichts, welches erst im denkenden Subject seine Auferstehung hält. Vielmehr werden wir mit Notwendigkeit dahin getrieben, die höchste Einheit da zu suchen, wo der absolute Grund aller Dinge liegt, wo, was vor unseren Augen in einen Dualismus auseinanderfällt, in der Einheit seines Willens vereinigt wird. Der Materialismus aber, der jenen Dualismus nicht entkräften kann, muß sich den Stoffbegriff troz alles Sträubens durch die Consequenz zu einem abgeblaßten aprioristischen Abstractum verflüchtigen sehen. Denn wenn ich alle auf meiner Empfindung und Anschauung beruhenden, den Stoff constituirenden Elemente abziehe, was bleibt da dem Stoff als solchem? die Ausdehnung. Die Ausdehnung aber ist der Raum. So soll nun der Stoff den Raum erfüllen und ist selbst ein Raumteilchen! Weiter wie ist da eine Bewegung möglich, wo keine Grenzen gedacht werden können; denn diese sind ja durch Identificirung von Stoff und Ausdehnung aufgehoben; unmöglich ist die Bewegung, wo der Raum nicht mehr als das Nebeneinandersein der Dinge definirt werden kann. Es ist also nichts mit der Bundesgenossenschaft des Heraclit, welche Büchner anruft, wenn er vom ewigen Stoffe sagt: „Er ist ein immer lebendes Feuer, ein Spiel, das Jupiter mit sich selbst spielt." Da greift man denn zu einem Kunststückchen, welches dieses Zeitalter häufig anwendet, weil es die Zeitgenossen entweder für Kinder oder für Narren hält, zur Retorte des Chemikers, welche die Elemente extrahirt, und zum Mikroskop, welches die Moleküle darstellt. Aber es hilft nichts, auch die Moleküle, auch das elementare Gas ist noch im Raume. Seltsames Verhängnis! So wirkt denn in seiner Gebundenheit das Element

*) Wir lassen weg, was der Herr Verf. weiter über diese Vorträge berichtet, unter Hinweisung auf andere Mitteilungen in diesen Blättern. Anm. der Red.

Leben, in der Freiheit ist es unschöpferisch und seine Bewegung undenkbar, wenn man nicht mit Demokrit die Atome, als im Leeren schwimmend ansehen will, eine Anschauung, die als Erklärungsgrund des Entstehens und Vergehens längst gefallen ist. Dr. Büchner hat nun, um sich allem neugierigen Weiterfragen zu entziehen, einen Salto mortale gewagt. Er springt von der gewöhnlichen Atomenlehre ab und spricht die unendliche Teilbarkeit der Atome aus. Da kann man nun freilich nicht mehr von der Vorstellung des Raumes im Subjecte reden, die ist mit der Vorstellung des ins Unendliche Geteilten gefallen. Aber wo bleibt die Realität dieses weltschöpferischen Princips? Alles, was sinnenfällig ist, wird denn doch wol, soweit es in meinem Geiste und demselben erkenbar ist, etwas Zusammengesetztes sein, abhängig von seinen Teilen, deren jeden ich noch nicht als den Stoff an sich erkenne. Ich muß also die Teilung in retrograder Bewegung fortsetzen, bis sie auf etwas stößt, was, als dem Stoffe heterogen, sie zum Stillstande bringt und den Wendepunkt zur Formation der kleinsten Teilchen abgibt. Dies könte ja vielleicht die Kraft sein. Aber mit nichten; sonst würde ja der alleinherschende Stoff sein Scepter an Etwas verlieren, welches nicht sinnenfällig und ihm doch übergeordnet wäre. Die Kraft ist vielmehr ganz und gar dem Stoffe immanent, darum die mittlere Diagonale zwischen den Teilen des Stoffes, darum endlich ins Unendliche teilbar, wie er. Und dabei behauptet der Materialismus dennoch einen materiellen, wirklichen Monismus im Stoffe gefunden zu haben gegenüber der falschen Einheit der Idee. In seiner Bibel heißt es nicht: Im Anfange war das Wort, auch nicht der Buchstabe, auch nicht der Ipunkt und das Interpunktionszeichen, sondern die Druckerschwärze war im Anfange und mit ihr das Vermögen, alles erdenkbare Weiß schwarz zu färben! So gründet er denn seine Evolutionen auf die Furcht vor einem vorstellbaren Apriori, um kopfüber in ein anderes Apriori zu fallen, das aller Vorstellbarkeit widerstrebt. Hat er denn nun die riesigen Mauern seiner Behauptungen und Aufstellungen auf zwei Dinge gebaut, die er nicht erklären kann, so sollte er ehrlich genug sein, daß er, der nicht Philosophie treiben will, seinen Kreis enger ziehen müsse und sich beschränken auf die treue und fleißige Beobachtung der natürlichen Dinge und ihrer ihm zugänglichen Gesetze. Da würde er Schätze ans Tageslicht fördern können, für deren Bloslegung ihm Jedermann dankbar sein könte, während jedes Verdienst dieser exacten Arbeit draufgeht bei den Monstrebildungen seiner sogenanten Dialektik und verdächtig wird durch die wahrhaft lächerliche Monomanie seines Hasses gegen alles Geistige. Oder wird Büchner nicht zum miles gloriosus redivivus, wenn er sich vernehmen läßt: Die Himmel erzählen hinfort nicht mehr die Ehre Gottes, sondern den Ruhm des Newton und Laplace? Mag er sich trösten, er wird in diesem Bunde der Dritte nicht sein. Wer so redet, der findet in keinem anderen Psalm sein Unterkommen, als im Psalm 14, 1. Newton hat etwas am Himmel und an der Erde gefunden, und hat als Finderlohn ein Stückchen Demut davongetragen; er ist bei sich selbst geblieben und darum hat der

Vater der Geister ihn zu einem Sterne gemacht, der vielen Geschlechtern leuchtet. Er hat obenein etwas gewußt von den Dingen, die hinter den Sternen liegen, und deshalb wird von seinem Namen wol noch geredet werden, wenn diese Himmel veraltet sein werden wie ein Kleid. Wer über die Wolken gehen und in der Himmel Geheimnisse dringen will ohne die rechten Flügel, der wahre seine Nase, daß er sie nicht zerschlage. Denn es zerplazt die Seifenblase, wenn sie über's Maß hinauswachsen will.

Vergessen wir aber für jezt die Theorie von der unbegrenzten Teilbarkeit der Atome und folgeweis auch ihrer Kräfte. Es ist das ein so mystischer Hintergrund des Kosmos, daß der persönliche Schöpferwille, dagegen gehalten, sonnenklar erscheint. Setzen wir vielmehr die reale Moleküle als Grundprincip alles Seins, so haben wir fernerweit Antwort zu suchen auf die Frage: Wie wird aus den vorliegenden Substanzen die Welt des Seienden? Nun erklärt man, so lange überhaupt spekulirt wird, alle Bildungen im Sein wie im Erkennen aus der Bewegung; so muß denn auch der Materialismus folgerichtig dem Stoffe die Bewegung als eine elementare Kraft zuschreiben. So lange Aristoteles herschte, gab man aber seinem Dogma von einem obersten Beweger des Weltalls die Lehre von der absoluten Trägheit der Materie zur Grundlage, welche in ihrem ganzen Wesen die Neigung in sich trage, an einem bestimten Punkte zu ruhen und ohne einen von außen her erfolgenden Anstoß sich nicht von der Stelle zu bewegen. Da nun in der physikalischen Betrachtung Körper auf Körper wirkt, so würde regressiv die Bewegung, als eine mitgeteilte, sich zurückführen lassen auf einen lezten Körper: bei dem risse dann die bewirkende Ursache auf dem Gebiete der sinnlichen Dinge ab, und es werde mit Notwendigkeit eine immaterielle Ursache der Bewegung, eine Endursache, ein oberster Beweger erfordert. Aber dieser Beweis, dessen Wert auf einer Verknüpfung des Prinzips der Trägheit mit dem vom zureichenden Grunde beruht, kann doch modernen Angriffen gegenüber mindestens in der hergebrachten Form nicht mehr gehalten werden, auch Janet steigt von den Schultern des Aristoteles herab und sucht neue Fährten. Und das darum. Die aristotelische Scholastik sezt in die Materie das Beharrungsvermögen als etwas Positives, ihr Einwohnendes. Dagegen Protest auf der ganzen Linie derjenigen, welche die mathematisch-physikalischen Funde der lezten Jahrhunderte in die Philosophie übertragen. Denn der Saz des Newton, „daß jeder Körper in seinem Zustande der Ruhe oder einer gleichförmigen, in gerader Linie stattfindenden Bewegung verharre, bis er durch auf ihn einwirkende Kräfte seinen Zustand zu verändern gezwungen werde," gibt weder der Ruhe noch der Bewegung eine vorwaltende wesentliche Stellung zum Körper, er indifferenzirt sie vielmehr gegen einander. Ich kann weder beweisen, daß die Körper sich ursprünglich bewegt haben und nachgehends durch Reibung, Widerstand der Luft u. s. w. zur Ruhe gekommen sind, noch, wenn sie

ursprünglich geruht haben und in Bewegung gekommen sind, kann ich von den Vorbedingungen der aristotelischen Physik aus etwas Anderes behaupten, als die Zufälligkeit der Bewegung. Denn die Endursache, welche Aristoteles sezt, darf nicht in negativer Weise allein auf eine Unmöglichkeit der Vorstellung von der bewirkenden Ursache als lezten Grundes gestellt werden; sie schlägt ihre Wurzeln in einen anderen Boden. Indessen kann ich aus dem Newton'schen Satze unschwer Consequenzen ziehen, welche dem Stoffe selbst und damit dem auf Grund davon operirenden Materialismus, den Boden selbständigen Seins unter den Füßen wegziehen. Nimt man nämlich den selbständigen Stoff an, so ist ersichtlich, daß seine Existenzform entweder die Ruhe oder die Bewegung sein muß. Aber keiner von beiden Zuständen ist ihm wesentlich, stamt aus seiner Natur, denn in solchem Falle würde er ja zu dem einen oder dem anderen mehr Hang haben. Nun ist's nicht so, ohne äußeren Antrieb sucht ein Körper nicht aus der Ruhe oder der Bewegung herauszukommen. Ist die Materie selbständig, so muß sie sich entscheiden, um zu sein; der bestimte Zustand, in welchen sie sich selbst gesezt hätte, würde ein Zustand absoluter, positiver Ruhe sein, und bewegte sie sich doch, so wäre Aristoteles und der oberste Beweger abermals am Orte und im Rechte. Soll aber die positive Ruhe dem Körper ebenso wenig eignen, wie die Bewegung, dann können wir noch über Aristoteles hinausgehen, der da behauptet, die Bewegung müsse ihren Grund außer und über der Materie haben — denn dann ist die Materie überall nicht durch sich selbst, sondern sie existirt durch eine von ihr verschiedene Kraft.

Doch, so kann eingewendet werden, wenn immerhin die Ruhe und Bewegung keine dem Stoffe beiwohnenden ursprünglichen Eigenschaften sind, wird damit gesagt, daß die Materie nicht eine Neigung zur Bewegung haben könne, die nur eines äußeren Umstandes bedarf, um actuell zu werden? Wol, aber dieser Umstand liegt eben außerhalb aller Gegenstände. Denn, wie Euler ausführt, finden wir im Weltganzen nur Körper von Körpern bewegt, und hinter ihnen wieder ein anderes Conglomerat von Körpern, das auf sie einwirkt und so fort. Gäbe es nun außerhalb dieser Kette keine bewegende Ursache, so wäre eine Reihe von Bewegungen ohne Ursache und ohne Grund vorhanden. Und eine Bewegung ohne Ursache und ohne Grund ist ein an sich monströser Begriff, auch wird eine solche Annahme vollkommen zu Schanden vor dem geltenden Newton'schen Gesetze, „daß von zwei Körpern ungleicher Masse der kleinere den größeren Weg zum größeren zurücklegt, so zwar, daß die Anziehung den Massen proportional ist, und daß ein Körper, je weiter er entfernt ist, sich um so langsamer demjenigen nähert, der ihn anzuziehen veranlagt ist." Ist die reale Bewegung in solch ein Gesez gefaßt, wo bleibt da die Zufälligkeit, die in dem Ausdruck „äußerer Umstand" gesezt wird?

Wenn nun Janet dem Materialismus gegenüber drei Sätze zu erhärten sucht (S. 58 folg.), nämlich 1) die Trägheit ist kein abgezogener Begriff, sondern eine wirkliche und allgemeine Thatsache, welcher durch die Anziehung in keiner Weise widersprochen wird; 2) die Anziehung als eine wesentliche, der Materie anklebende Kraft ist eine bloße Hypothese, und man hat oft versucht, sie auf die gewöhnlichen Gesetze der Bewegung zurückzuführen; 3) wenn man die Anziehung als eine wirkliche Eigenschaft der Materie zugibt, so würde sie in dieser das Merkmal der Zufälligkeit doch nicht aufheben, — so wird er sich kaum verbergen, daß seine Streiche in die Luft fallen werden einer Richtung gegenüber, welche troz der hypothetischen Teilbarkeit des Stoffes doch außerhalb der Materie nichts kennen will, was ihr wesensungleich wäre; die, in die Enge getrieben, lieber zu Kunststückchen ihre Zuflucht nimt und zu Annahmen greift, welche einen viel stärkeren Glauben verlangen, als ihn die Schriftwahrheit beansprucht. Wie, wenn sie zum Beispiel, um aus dem Dilemma Bewegung oder Ruhe herauszukommen, auf eine überaus feine Substanz, den Aether, sich beruft, in und durch welchen die Frage von der Selbständigkeit und Selbstthätigkeit des Stoffes zwar nicht gelöst, aber für das Auge des Laien in ein nebelhaftes Thule verlegt wird. Wie fein der Aether sein mag, ist er nicht doch Stoff, und gleichen Gesetzen unterworfen, wie die gröbere Materie? Wer aber im Geiste lebt, der weiß, daß wie der menschliche Geist die Umschreibung und Begrenzung und Bestimtheit des Stoffes ist, so der absolute Geist Gottes eine viel feinere Substanz ist, denn der Aether, dazu die denkende Substanz in uno, daß deshalb die lezten Gründe alles Existirenden und Gedachten nur in ihm Halt machen können. Aber wunderbar, — wenn die Theologie zur gläubigen Erkentnis der in die Welt eingetretenen sittlichen Mächte, der positiven sowol, wie der negativen, die sogenante intelligible Welt der Engel heranzieht, wenn sie demnach durch die Existenz des Teufels den Fall erklärt, so rauscht über sie die Flut einer wenig schmeichelhaften Titulatur her. Und jene Dämonenwelt ist doch nichts mehr, als der sittliche Aether, aus dem die Sünde geboren wird. Wir sehen, der Materialismus hat auch seine Mystik, und ist es nicht die Mystik des Kreuzes, so verwendet er auch nicht die Waffen des Kreuzes, sondern schlägt mit dem Rüstzeug des Halbmondes drein und fordert einen Glauben, der keinerlei Parallele mit dem verschrieenen Köhlerglauben zuläßt.

Es ist zu bedauern, daß Janet in den Kreis seiner Betrachtungen nicht das System Heinrich Czolbe's gezogen hat. Weit entfernt, daß ihm dieses neue Arbeit der Widerlegung gemacht hätte, es würde ihm vielmehr als ein unerwarteter Bundesgenosse zur Seite getreten sein.

(Schluß folgt.)

Beilage.

Beilage zur Evangelischen Kirchen-Zeitung № 56.

Zwei Hirtenbriefe.

I.

An die Evangelischen Geistlichen und Gemeinden der Kurmark.

In Jesu Christo unserm Herrn geliebte Amtsbrüder!

In dem Herrn theure Gemeinden!

In der ernsten und entscheidungsvollen Zeit, die Gottes Fügungen über unser Vaterland heraufgeführt haben, geziemt es uns, die wir im Glauben an die Gnade des allmächtigen Gottes in Christo Jesu unserm Heilande durch heilige Bande verbunden sind, uns fest zusammenzuschließen und mit dem durch das Wort Gottes erhellten Blicke der Zuversicht in die nächste Zukunft zu schauen. Wir werden uns das Wort des Propheten (Jes. 33, 24) zueignen:

> „Kein Einwohner wird sagen: ich bin schwach. Denn das Volk, so darinnen wohnet, wird Vergebung der Sünden haben."

und werden demnach zuerst mit allen unsern Sünden, um Vergebung durch Christi Blut und Gerechtigkeit flehend, vor unsern Gnadenstuhl treten. Gereinigt und erneuert durch die Vergebung aller unserer Sünden werden wir stark sein in der Kraft des Herrn und fähig, als ein Volk in den Waffen auch mit geistlicher Ritterschaft zu kämpfen und zu siegen.

Dieser Reinigung und Stärkung bedürfen wir stets und müssen immer von neuem darum bitten. In allen unseren Gebeten wird das Flehen um Vergebung der Sünden voranstehen. Aber wir werden auch bitten um Schuz für uns selbst und die Unsrigen und für unsern König und Sein Haus, für unser Heer, das dem Feinde gegenübersteht, und für unser ganzes Vaterland, wir werden bitten um Segen daheim und im Kriegsfelde, um Sieg unserer Waffen und baldigen ehrenvollen Frieden. Einen festlichen Tag solcher Bitte hat unser geliebter König in allen Kirchen und Gemeinden angeordnet. Aber dieser Tag muß fortleben in der christlichen Gemeinde. In Berlin haben sich darum die Geistlichen verabredet, um Betstunden in fast allen Kirchen der Stadt an jedem Tage der Woche für die Dauer dieses Krieges zu halten. Gewiß haben andere Städte schon ein Gleiches gethan oder werden es noch thun.

Aber auch in den Gemeinden des Landes darf die Stimme des Gebetes und Flehens nicht schweigen. Darum lasset uns, liebe Gemeinden, in dieser schweren und ernsten Zeit Tage und Stunden des gemeinsamen Gebetes festsetzen und lasset uns zahlreich in diesen Stunden betende Herzen und Hände im Glauben erheben, lasset uns, die wir nicht auf dem blutigen Felde der Entscheidung stehen können, mitkämpfen durch die Macht des Gebetes. Lasset uns ein Volk Gottes in den geistlichen Waffen der Gerechtigkeit sein!

Die Stärke aber, mit welcher wir angethan werden durch Vergebung unserer Sünden, durch betende Hingabe an den lebendigen Gott, durch Frieden Gottes in uns, durch die gläubige Zuversicht auf die Hilfe des Allmächtigen, sie muß in Thaten der Liebe sich erweisen. Dazu bietet unser Herr nicht allein in den mannichfachen leiblichen Bedürfnissen seiner Kämpfer, in den noch mannichfacheren seiner in mutigem Kampfe Verwundeten und in seinen in der Heimat zurückgelassenen Familien reichste Gelegenheit, sondern und vor Allem in seinen geistlichen Bedürfnissen. Helfet, geliebte Glieder der Gemeinden, denen, die ihrer Ernährer durch die heilige Pflicht für das Vaterland auf längere Zeit beraubt sind, brechet dem Hungrigen Euer Brod. Ihr werdet es thun, wie Ihr immer der wirklichen Not abzuhelfen willige Herzen hattet. Aber bedenket auch, wie es Euren Brüdern und Söhnen im Felde zu Mute ist. Wie viel freudiger werden sie ihre Pflicht thun und aller Gefahr das mutige Herz entgegenbieten, wenn sie nicht nur die Ihrigen versorgt wissen, sondern auch selbst geistlich als Christen gestärkt sind mit dem Worte Gottes und dem Sakramente des Leibes und Blutes Jesu Christi. Wie ganz anders werden die Verwundeten ihre Leiden tragen, wenn das Wort des Trostes ihnen nahe ist durch den Diener des Evangeliums! Einige und vierzig Prediger und Selsorger, welche von Seiten der Kriegsverwaltung aufgestellt sind, was ist das unter Hunderttausende! Darum bieten noch eine ganze Schar treuer Knechte Christi sich dar, welche hingehen wollen und ihr Leben nicht theuer achten, um den Brüdern im Heere mit Wort und Sakrament zu dienen. Unser Kriegsheer verlangt nach ihnen, denn es hat sich bereits gezeigt, daß es nicht ohne den Herrn der Heerscharen, den Gott aller Gnade sein Werk thun will. Die Kriegsverwaltung beut ihnen den Unterhalt und die Mittel der Weiterbeförderung dar, es sind nur noch wenige Geldmittel nötig, um sie hinauszusenden. Aber ihrer sind Viele, die zu senden wären. Darum lasset uns in den Betstunden der Gemeinden sammeln für die Aussendung der freiwilligen Prediger im Heere, lasset uns die Herzen der Gemeindeglieder dafür gewinnen, daß sie ihren Brüdern und Söhnen das Köstlichste schaffen, was sie im Kampfe erhebt und stärkt und in Krankheit tröstet und im Tode noch erquickt. So können auch wir zu Hause mit Gott Thaten thun und Gott wird unser Gebet erhören und uns Sieg geben und auch aus dieser Heimsuchung Segen und neues Leben für uns und unsern König und das Vaterland, ja für das ganze deutsche Vaterland erwachsen lassen.

Wir werden stark sein in dem Herrn und in der Macht Seiner Stärke.

Der Herr sei mit Euch und uns Allen und lasse uns als ein christliches, evangelisches Volk tragen und dulden, streiten und siegen zur Herlichkeit Seines Namens. Amen.

Berlin, den 25. Juni 1866.

Der General-Superintendent der Kurmark.
Dr. Hoffmann.

Die Erträge der Samlungen für die Vermehrung der geistlichen Kräfte bei der Armee im Felde sind an

Herrn Hof- und Domprediger v. Hengstenberg, — Berlin — Segershof Nr. 6.

einzusenden.

II.

An die Evangelischen Geistlichen der Neumark und Niederlausitz.

Geliebte und theure Brüder in dem Herrn!

Es ist meinem Herzen ein Bedürfniß, dem Ernste unserer Tage gegenüber Euch zu begrüßen und Euch zu sagen, daß ich den Herrn anrufe, daß er Euch erfüllen wolle mit seinem Trost und seinem Frieden, zugleich aber bitte ich Euch, daß Ihr auch meiner gedenken wollet in Eurem Gebete.

Je dunkler die Zukunft ist, und je mehr die Ereignisse einen Charakter von tiefgehender Bedeutung annehmen, desto mehr, lieben Brüder, ist es unsere Pflicht, den Herrn dringend und treulich anzurufen, daß er uns ein außergewöhnliches, ja ein doppeltes Maß der hingebenden Treue in unserem Amte und der Liebe zu der uns anvertrauten Gemeinde verleihen wolle. Die Gläubigen haben zu allen Zeiten in den Gerichten Gottes immer das Kommen des Herrn erkant, und in den Bewegungen der Zeit seine rufende Stimme gehört. Wehe uns, so uns der Herr jezt sollte schlafend oder träge finden. Die Not ist immer ein Mittel, dadurch der Herr die Einzelnen zu sich ziehen will, und schwere Zeiten, die über ganze Völker kommen, haben oft dazu gedient, die Herzen des Volks zu öffnen und empfänglich zu machen für des Herrn Wort. Die Not lehrt nicht allein beten, sondern sie erweckt auch das Bedürfnis des Glaubens an den, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, und der den Seinen zugesagt hat, daß er bei ihnen sein will alle Tage, bis an der Welt Ende. Unsere Predigt soll nicht allein Gottes Wort auslegen, sondern es gibt auch Zeiten, in denen wir Gottes Wege, die er mit uns geht, zum rechten Verständnis der Gemeinde bringen sollen. In dem ruhigen Fortgange des Lebens wird das Wort Gottes oft überhört und gleichgültig aufgenommen; wenn aber die Gemüter durch die Dinge, die da geschehen, ergriffen und bewegt werden, so werden die Herzen geneigt und willig, zu bedenken, was zu ihrem Frieden dient, und Trost und Ermahnung anzunehmen. Gott der Herr aber hat immer das Ziel, daß die Einen sich bekehren, und die Andern ihm die Treue halten sollen bis ans Ende. Ich meine nicht, daß wir politische Fragen auf die Kanzel bringen sollen, aber das, was die Gemüter bewegt, sollen wir treulich benutzen, die Herzen willig zu machen, sich strafen und trösten zu lassen, durch des Herrn Wort. Die Liebe zum Vaterlande, die sich wieder mächtig regt, sollen wir hinüberleiten zu der Sehnsucht nach der Ruhe, die dem Volke Gottes noch vorhanden ist. Die Sorge um die Söhne und Gatten wird der Ermahnung zum Gebet den Zugang öffnen. Je weniger wir wissen können, was die zu leiden und zu tragen haben, die auf des Königs Befehl die Waffen führen und in Gefahr des Todes stehen und je mehr wir Ursache haben, mit Besorgnis ihrer zu gedenken, desto mehr soll die Gemeinde sich der Welt Lust und Freuden entsagen und den Ernst des Lebens erkennen. Besonders lasset uns doppelten Fleiß auf die Ausübung der Selsorge verwenden. Indem wir die Verlassenen besuchen, die Einsamen trösten, ihnen mit Hilfe und Rath nahe sind, und ihnen unsere herzliche Teilnahme und Liebe beweisen, wird es uns gelingen, auch solche wieder zu gewinnen, die sich von der Kirche entfremdet haben. Die wahre Liebe ist sehr erfinderisch und wird nicht müde, sich der Notleidenden anzunehmen. Es wird unsere Aufgabe sein, in der Gemeinde den Geist der Wolthätigkeit und der gegenseitigen Hilfsleistung zu erwecken. Je mehr der Glaube an den Götzen der Welt, an den Mammon, sich in seiner Ohnmacht erweist, und die verläßt, die ihm sonst anhangen, desto mehr lasset uns Den predigen, der ein Helfer in aller Not und ein Tröster in aller Trübsal ist. Der Bettag, der gestern auf Befehl des Königs im ganzen Lande gefeiert ist, hat die Gemeinden in so großen Scharen in die Kirchen geführt, wie kaum an den hohen Festtagen; es ist das ein Zeichen, wie auch im Volke das Bedürfnis des gemeinsamen Gebets sich regt. Die Geistlichen Berlins haben sich dahin vereinigt, daß in den Kirchen der Stadt tägliche Gebetsstunden gehalten werden sollen. Wenn das nun auch auf dem Lande unter dem Drange der Feldarbeiten nicht überall wird möglich sein, so wird es sich doch in größeren Gemeinden, namentlich in den Städten, durchführen lassen. Wie die Erfahrung in dem Schleswig-Holsteinschen Kriege erwiesen hat, ist damals in der Armee das Bedürfnis, den Trost des göttlichen Wortes zu hören, in mächtiger Weise erwacht. Die Zahl der Feldprediger ist aber auch gegenwärtig viel zu gering, und es ist daher hier ein Verein zusammengetreten, der Gaben sammelt, um Geistliche auszusenden, die teils die Armee auf ihren gefährlichen Wegen begleiten, teils aber auch besonders in den Lazarethen den Verwundeten und Sterbenden das Sakrament reichen, und zu ihnen reden von Dem, der unsere Sünden getragen und dem Tode die Macht genommen hat. Es unterliegt keinem Bedenken, daß wir zu diesem Zwecke in den Betstunden der Gemeinde Gelegenheit geben, sich auch bei diesen Samlungen zu beteiligen. Wo die Kirchenkassen reich und vermögend sind, wird es sich vielleicht erreichen lassen, daß unter Zustimmung der Herren Patrone und des Kirchenvorstandes von den Ueberschüssen Beiträge gegeben werden. Der Vorgang einzelner Gemeinden hat die Zustimmung und Anerkennung Sr. Majestät des Königs gefunden. Der hiesige Hofprediger v. Hengstenberg hat sich bereit erklärt, die Gaben zur Vermehrung der geistlichen Kräfte für die Armee in Empfang zu nehmen, und zur Verwendung zu bringen.

Es ist mir erfreulich gewesen, daß in diesem Jahre die Zahl der Urlaubsgesuche von Seiten der Pastoren viel geringer ist, als sonst, und es liegt auch in den Verhältnissen der gegenwärtigen Zeit, daß ein treuer und gewissenhafter Geistlicher seine Gemeinden nur dann verlassen wird, wenn die dringendste Not ihn dazu zwingt. Gott der Herr kann auch, so wir ihn darum bitten, unsern Leib stärken, die vermehrte Arbeit zu tragen.

Was die kommenden Tage bringen werden, das wissen wir nicht, der Herr aber hat den Seinen seinen Schuz und seinen Beistand zugesagt, und sein Wort ist wahrhaftig, und seine Zusage hält er gewiß. Er hat oft sein Reich gebaut, wenn die Grundlagen der weltlichen Verhältnisse wankten, seine Knechte aber müssen in solchen Zeiten ihre Stimme lauter als sonst er-

heben, die Mühseligen und Beladenen freundlich einzuladen, daß sie die Ruhe ihrer Sele, und die Kraft, das Kreuz zu tragen, da suchen, wo sie allein zu finden sind. Die aber, die sich ferne gehalten haben, lasset uns nötigen, hereinzukommen, und nicht müde werden zu bitten und zu ermahnen an Christi Statt: Lasset Euch versöhnen mit Gott.

Des Herrn Trost und Friede sei mit Euch Allen. Der Herr sehe gnädig an alle Eure Gebete und lasse Euch reichlich erfahren, daß seine Ohren nicht taub sind zu hören auf Euch, und seine Hand nicht zu kurz ist, zu helfen. Die an Ihn glauben und auf Ihn hoffen, werden nicht zu Schanden werden. Wo unser Jesus ist der Herr, wird's alle Tage herlicher!

Berlin, den 28. Juni 1866.

Der General-Superintendent der Neumark und Niederlausitz.
Dr. Büchsel.

Nachrichten.

In Sachen der Feld-Diakonie.

Aufruf.

Unter den Kriegsleiden, die über das Vaterland hereingebrochen sind, erachte ich es auch als meinen Beruf, dahin mitzuwirken, daß mehr als bisher Menschen gefunden werden, die im Geiste des Evangeliums, freiwillig und opferbereit, namentlich in den Hospitälern und mitten in den Armeen die Dienste christlicher Bruderhilfe leisten. Leider ist es mir nicht vergönt, wie im lezten Deutsch-Dänischen Kriege, eine größere Zahl von Brüdern des Rauhen Hauses in Hamburg und des Evangelischen Johannesstiftes in Berlin in diese Dienste einzuführen, da in nächster Zukunft 55 derselben zu den Fahnen werden gerufen sein und die genanten Anstalten, wenn nicht ihr eigenes Leben gefährdet sein soll, erheblich größere Opfer zu bringen außer Stande sind. Deshalb habe ich begonnen, im Anschluß an die zur Verfügung gebliebenen Brüder der genanten Anstalten aus weiteren Kreisen freiwillige Kräfte zu sammeln, die in verschiedener Weise, und doch in demselben Geiste, den kämpfenden Heeren zum Dienste der Feld-Diakonie sich bereit stellen. Einerseits wird dieselbe von solchen Männern geübt werden, welche die Krankenpflege in Lazarethen zu ihrem Berufe machen wollen. Das Bedürfnis nach zuverlässigen Pflegern wird namentlich in den zahlreichen Privat-Lazarethen schon jezt aufs Dringendste empfunden. Die technische Vorbereitung wird denselben unter meiner Vermittelung geboten werden. Andererseits werde ich tüchtige Männer aus allen Ständen, namentlich auch junge Kaufleute, Techniker, Candidaten, Studenten u. s. w. bereit stellen, deren Aufgabe es sein wird, den Soldaten unter den Gefahren des Kriegslebens mit Rath und brüderlicher Hilfe zur Seite zu stehen, für Verwundete, Kranke und des Schreibens minder Kundige die Correspondenz mit ihren Familien zu übernehmen, Neue Testamente, die Psalmen und gute Soldatenschriften zu verbreiten u. s. w. Ich hoffe, daß auch Geistliche sich für solche Dienste werden bereit finden lassen. Diese Feld-Diakonen werden vom Feldpropst der Armee den Militär-Geistlichen zugeordnet werden und unter deren Leitung stehen.

Der Herr Kriegsminister und der evangelische Feldpropst der Preußischen Armee haben bereits, ebenso wie der Königliche Commissarius für die freiwillige Krankenpflege im Felde diesen Gedanken ihre Zustimmung gegeben und ihre fördernde Mitwirkung zugesichert.

Ferner ist alles Nötige von mir vorbereitet, um freien Vereinen, auch Frauenvereinen, die sich auf Anlaß der Kriegsnot gebildet haben, auf deren Wunsch männliche Kräfte zur Verfügung zu stellen, welche als Agenten derselben zur Lösung ihrer oft schwirigen Aufgaben behilflich sind.

Schließlich beabsichtige ich, in Stadt und Land noch mehr solche christliche Familien suchen zu lassen, die bereit sind, kranke Soldaten oder Reconvalescenten in Pflege zu nehmen; ganz besonders aber auch solche, die durch Aufnahme verwaister Soldatenkinder dem Vaterlande dienen wollen.

Der Centralausschuß für die innere Mission der Deutschen evangelischen Kirche, der seinerseits noch andere Wege der Hilfe betritt, hat die persönlichen Kräfte der drei ihm angehörigen Reise-Agenten dargeboten, um durch dieselben die Ausführung der angedeuteten Gedanken erleichtern zu helfen, namentlich auch um diejenigen Männer schnell und sicher zu ermitteln, die zur Durchführung jener freiwilligen Thätigkeit die geeigneten sind. Der Centralausschuß ist dabei Eins mit mir in der Ueberzeugung, daß für den Dienst der christlichen Barmherzigkeit, den unser gemeinsames Thun im Auge hat, die politischen Schranken, welche die Gegenwart aufgerichtet, ihre scheidende Bedeutung verlieren müssen. Darum tritt dies Wort auch denen nahe, die dem Norden Deutschlands gegenwärtig als Feinde gegenüberstehen, um ihnen Zeugnis davon zu geben, daß das Dienen der christlichen Liebe keine Feinde kent, sondern nur Brüder, die in ihrem Gott und Heilande die Einigung und den Frieden bewahren müssen.

Alle diejenigen, die in solcher Weise mit mir den im Kampfe stehenden Heeren dienen wollen, bitte ich hiermit um Förderung dieses Werkes. Ich bitte, daß Solche, die opferbereit und in lauterer Liebe zu den Brüdern jene persönlichen Hilfen zu bieten vermögen, sich bei mir melden, wie das zu meiner Freude bereits von einer erheblichen Reihe wackerer Männer aus den verschiedensten Ständen, auch von Geistlichen, geschehen ist.

Das Begonnene kann aber nur mit Daransetzung bedeutender Geldmittel ausgeführt werden. Ich wende mich daher hiermit in gutem Vertrauen an alle diejenigen im ganzen Vaterlande, die dazu helfen wollen, daß den kämpfenden Armeen die beabsichtigte Fürsorge zugewandt werde und bitte dieselben, für diesen Zweck mir baldigst Gaben der Liebe anzuvertrauen. Größere Beiträge, wie die Größe des Bedürfnisses sie wünschenswert macht, und ebenso die kleinsten Gaben, werden mit dem herzlichsten Danke angenommen werden. Ueber die Verwendung derselben und den Fortgang des Werkes wird öffentlich Rechenschaft gelegt werden.

Zur Annahme von Beiträgen aller Art (Geld, Bücher u. s. w.), wie zur geschäftlichen Erledigung aller die Feld-Diakonie betreffenden Angelegenheiten ist in Berlin ein besonderes Büreau eingerichtet. Dasselbe befindet sich Friedrichsstraße 175 (Ecke der Jägerstraße), 1 Tr., und ist täglich von 9 Uhr Morgens bis 5 Uhr Nachmittags geöffnet. Alle an mich in dieser Angelegenheit gerichteten Briefe und Sendungen erbitte ich unter der Adresse des genanten Büreaus. Außerdem werden Beiträge in Berlin angenommen von den Herren Kaufmann Fr. Kisker (Schloßfreiheit 5), Commerzienrath Em. Praetorius (Königsstr. 69) und W. Grube (Ferdinand Dümmlers Buchhandlung, Leipzigerstr. 109). Für Hamburg bleibt meine Adresse: Agentur des Rauhen Hauses, Hahntrapp 5.

Vereine, Lazareth-Vorstände u. s. w., welche die von mir dargebotenen Arbeiter zu verwenden wünschen, wollen sich gleichfalls an mich unter den oben genanten Adressen werden.

Berlin und Hamburg, Juli 1866.

Dr. Wichern,
Vorsteher des Rauhen Hauses bei Hamburg und des Johannesstiftes in Berlin.

Im Anschluß an obigen Aufruf werden hiermit solche evangelische Männer aller Stände, die bereit und fähig sind, in der angedeuteten Weise als Feld-Diakonen zu dienen, aufgefordert, sich bei mir zunächst schriftlich zu melden. Es ist dabei einzureichen:

1. ein Zeugnis von glaubwürdigen Personen, namentlich auch Geistlichen, über die unbescholtene Vergangenheit und sittliche Zuverlässigkeit der Aspiranten;

2. ein von denselben verfaßter kurzer Lebenslauf;
3. ein ärztliches Gesundheits-Attest;
4. die Erklärung, daß der Aspirant, falls er als Lazarethpfleger zu dienen wünscht, einen Vorbereitungs-Cursus von etwa 1 Monat durchzumachen bereit ist;
5. Die Erklärung, daß der Aspirant den militärischen Autoritäten, unter denen er seinen Dienst wird zu thun haben, strengen Gehorsam zu leisten bereit ist.

Solche Männer, die sich freiwillig dazu entschließen, als Krankenträger auf dem Schlachtfelde Hilfe zu leisten, mögen sich darüber besonders erklären, damit durch Verhandlung mit den betreffenden militärischen Instanzen die Möglichkeit dazu ermittelt werde.

Die Verpflichtung zu den oben genauten Diensten muß für mindestens 3 Monate übernommen werden.

Für die Dienstzeit wird freier Unterhalt gewährt. Etwaige Anerbieten von Aspiranten, ihren Unterhalt selber zu bestreiten, werden dankbar angenommen.

Ueber alles Weitere, wie Reisekosten u. s. w., wird nach eingegangener Meldung Auskunft erteilt werden.

Berlin und Hamburg, Juli 1866.

Dr. Wichern.

Adresse: Berlin: Büreau für Feld-Diakonie, Friedrichsstr. 175.
Hamburg: Hahntrapp 5.

Schreiben an den Herausgeber aus den Vereinigten Staaten.

Theurer Herr Professor!
Geliebter Bruder in Christo!

Da Sie, als ein gerechter Mann, schon mehrfach Berichtigungen von Thatsachen in die Ev. K. Z. aufgenommen haben, so werden Sie hoffentlich auch der folgenden die geneigte Aufnahme nicht versagen. Sie schreiben nämlich im Januarhefte Folgendes über das Verhalten unserer Synode angesichts der Spaltung kirchlicher Körperschaften, je nach politischer Parteistellung während des verflossenen Bürgerkriegs: „Unter den aus der Reformation hervorgegangenen Gemeinschaften hat sich fast nur die Missouri-Synode von der politischen Verunreinigung frei erhalten, begünstigt durch ihre eigentümliche Lage, da ihre Gemeinden zum Teil dem Norden, zum Teil dem Süden angehören und es also offen am Tage lag, daß politische Parteinahme ihr Untergang sein würde."

Diese Schlußworte nämlich scheinen anzudeuten, als ob wir nur (?) aus einer Art kirchlicher Politik uns der bürgerlichen entschlagen hätten. Da wäre freilich unser Ruhm nicht fein. Die Wahrheit aber ist, daß es allein die Einigkeit im Glauben, Lehre und Bekentnis unserer Kirche war, die uns durch Gottes Gnade in diesen schrecklichen und gefährlichen Zeitläuften in der Einigkeit im Geiste erhielt. Und daher kam denn auch, daß wir nicht Politik auf den Kanzeln trieben, wie es fast durchweg geschah, sondern unser Volk fleißig zu rechtschaffener Buße ermahnten. Zudem haben wir nur vier kleine Gemeinden im Süden und über zweihundert im Norden und Westen. Auch in der Sclavereifrage war es allein das Einssein in Gottes Wort und in dem darauf gegründeten Bekentnis unserer Kirche, das uns bewahrte, daß keiner von uns in die schriftwidrige humanistische Zeitströmung und in den fanatischen Wahn hineingerieth, das Sclavenhalten für Sünde zu erklären. Vielmehr haben wir wider diesen Irrtum, troz der entgegengesezten öffentlichen Meinung hier im Norden und Westen, auch in unsern beiden kirchlichen Zeitschriften entschieden gezeugt.

Da Sie, mein theurer Herr Professor, seit fast vierzig Jahren auch in Ihrer Zeitschrift durch Gottes Gnade ein treuer Zeuge für

die Wahrheit der heil. Schrift und die Ehre unsers Herrn Jesu Christi sind und auch ein Herz für die lutherische Kirche haben, so wird es vielleicht Ihnen und Ihren Lesern schließlich nicht unerwünscht sein, zu vernehmen, wie der gnädige und barmherzige Herr in Kraft seines Wortes unsere Synode seit neunzehn Jahren ausgebreitet hat; denn trozdem, daß unsere kirchliche Praxis von vornherein den fleischlichen Freiheitsgelüsten unserer eingewanderten Glaubens- und Volksgenossen bei Gründung unserer Gemeinden stracks zuwider war und sich niemals in Sachen der Lehre und des Bekentnisses den Einrichtungen der bürgerlichen Demokratie, als z. B. in Abstimmungen accomodirte: so hat dennoch der Herr durch die einfältige lutherische Lehre also gewirkt, daß aus den 10 Gemeinden im Jahre 1847 jezt 250 geworden sind. Und durch die Einheit und Macht unseres kirchlichen Bekentnisses, darauf mittel- und unmittelbar auch unsere Praxis gegründet ist, ist es denn auch geschehen, daß bis daher durch Gottes Gnade keine Spaltung oder gar Häresie unter uns aufgekommen ist. Nicht minder hat Gottes reines Wort und der Glaube an unseren Herrn Christum auch die liebliche Frucht in unserer Synode gewirkt, daß unsere Gemeinden aus freiwilligen Liebesopfern vier Lehranstalten zur Erhaltung der Kirche ins Leben gerufen haben und die zwölf Lehrer an denselben anständig erhalten. Diese Anstalten sind ein wissenschaftlich-theologisches und ein practisches Predigerseminar, ein Gymnasium von sechs Klassen und ein Schullehrerseminar. Desgleichen hat es denn auch dasselbe Wort Gottes (in dem wir Pastoren anhalten „in aller Geduld und Lehre") in den einzelnen Gemeinden unseres Synodalverbandes gewirkt und thut es noch, daß mit Vermeidung hierarchischer und demokratischer Ausschreitung das im Evangelio begründete Verhältnis zwischen Lehrern und Hörern, Hirten und Heerden bei uns im Schwange geht; daß wir eine evangelisch gehandelte Beichtanmeldung und Kirchenzucht haben; daß wir nur bekentnistreue Gemeindeschullehrer berufen (meine Gemeinde z. B. erhält mit jährlich c. 5000 Dollars außer ihren zwei Pastoren deren sechs), daß wir nur rechtgläubige Gesangbücher, Katechismen und Agenden in Brauch haben; daß wir unsere Witwen und Waisen, Armen und Kranken versorgen; daß wir das Werk der äußeren und inneren Mission und der Bibelverbreitung treiben (die treffliche Altenburger Bibel z. B., die so ausgezeichnet für den Hausgottesdienst ist, ist in vielen Tausend Exemplaren vom St. Louis Bibelverein gedruckt worden); daß sonderlich auf unseren Districtssynoden auf Grund von Thesen oder Referaten die Lehre fleißig bewegt wird; daß wir in unseren, die Gemeinden visitirenden Oberen nus einer väterlichen Ueberwachung und Aufsicht im Belehren, Ermahnen, Strafen und Trösten zu erfreuen haben; daß wir endlich in unseren zwei kirchlichen Zeitschriften, einer mehr populären, dem „Lutheraner", und einer mehr theologisch gehaltenen, „der Lehre und Wehre", den Glauben und das Bekentnis unserer Kirche auch schriftlich bezeugen und verteidigen.

So hohe Ursache wir also haben, dem Herrn für diese mannigfaltige Gnade und Gabe, die er allein durch sein Wort ausgerichtet hat, dankbar die Ehre zu geben, so hohe Ursache haben wir gleichfalls, uns von Herzen vor demselben Herrn zu demütigen, da es unter uns, troz der Einheit und Reinheit der Lehre, an allerlei Schwächen und Gebrechen, Schäden und Mängeln, ja an offenbaren Sünden des Wandels in unseren Gemeinden nicht fehlt, wiewol leztere nicht ungestraft bleiben.

Gott erhalte uns darin, daß wir, auch als Synode betrachtet, nur als arme Sünder aus und in seiner Gnade leben und allein durch ihre Kraft die Werke des Glaubens und die Arbeit der Liebe ferner treiben.

Die Gnade sei mit Ihnen und

Fort-Wayne. Ind.
im Mai 1866.

Ihrem
W. Fister, Dr. phil. und luth. Pastor zu F.-Wayne, d. Z. Vice-Präses der deutsch-luth. Synode von Missouri i. d. v. St.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 18. Juli. № 57.

Der Materialismus.

II. (Schluß.)

H. Czolbe ist ein aufrichtiger Mann, ein stricter Denker, ein konsequenter Sensualist. Ihm, dem jede Erkentnis nur soweit etwas gilt, als sie sinnlich anschaulich ist, ist die vorerwähnte Mystik seiner materialistischen Zeitgenossen ein Feld des Aergernisses; er hat herausgewittert, daß die Fundamente, worauf sie bauen, ihre Axiome über Stoff und Bewegung, weder anschaulich, noch überhaupt erklärt sind. Wir geschweigen hierbei des vitiösen Cirkels, in den er, wie alle Sensualisten, eintritt — nichts Uebersinnliches ist da, weil Uebersinnliches sich nicht in klare Vorstellungen fassen läßt, und klare Vorstellungen lassen sich vom Uebersinnlichen nicht fassen, weil es nicht da ist. Daß die Bewußtseinsbildung, indem sie das Sein mit dem Erkennen in der Person vermittelt, eben das Sinnliche mit dem Uebersinnlichen verknüpft, ist der Stachel, gegen welchen er vergebens löckt. Ja wir schließen weiter, der Glaube, der sich nach dem Absoluten streckt mit beschränkten Organen, hat darum noch keine unklaren Vorstellungen, weil dieselbigen nicht adäquat sind. Im Uebrigen wird Czolbe gegen diejenigen Künstler, welche mit ungebrochenen und ungehobenen Steinen, mit einem unerklärten Stoff und einer undefinirbaren Kraft bauen, Recht haben, wenn er ausführt: „Die Behauptung: „nil est in intellectu, quod non antea fuerit in sensu“ ist für ein tieferes wissenschaftliches Bedürfnis eine ziemlich gleichgiltige Phrase, wenn nicht wenigstens einigermaßen speciell nachgewiesen wird, wie die Wahrnehmungen, Vorstellungen, Begriffe Urteile, Schlüsse, der Wille ꝛc. allein durch die Sinne entstehen. Wenn deshalb manche leugnen, daß, genau genommen, überhaupt ein Atheismus oder dergleichen existire, indem diejenigen, die sich für Verteidiger desselben halten, nur andere Worte für die religiösen oder speculativen Begriffe gebrauchen, so dürften sie nicht ganz Unrecht haben.“ Was aber Czolbe selbst von den Geheimnissen des Seins erschaut hat, das tritt am deutlichsten heraus in seiner Theorie vom Werden des Universums, in seiner Lehre von der Schöpfung. Man leitet jenseits des Offenbarungsgebietes das Werden der Dinge ab entweder von einer deistisch mitgeteilten, dann aber spontanen, wenngleich durch feste Gesetze gebundenen Entwickelung, oder von selbstthätiger Lebenserregung, z. B. der generatio aequivoca. Beides wird abgethan, lezteres insonderheit als mysteriöse, zum Mysticismus oder Uebersinnlichen führende Hypotheſe. Während sonach bisher die Naturforscher sich zur Metamorphose bekanten, schrumpft sie bei Czolbe zusammen zu einer secundären Erscheinung an den Dingen. Die Form der Arten ändert sich nach ihm stabil in ewiger Wiederkehr. So könte es also geschehen, daß ein Regiment Soldaten, welches jezt auf grünem Plan marschirt, einmal wieder als eine Schar Kaulquappen einen Teich bevölkerte. Denn ich lese bei Czolbe nichts von einem Maß des Entstehens, von einem ewigen Typus, dazu wir der Antitypus sind, so kann auch nicht von der Menschenbildung, als der relativ vollkommensten, die Rede sein. Und was Manchem Schwirigkeit macht, die Unterscheidung von Raum, Zeit, Zahl als des Bleibenden an den Dingen, von dem Wechselnden in den Dingen, der Form, Ausdehnung z. B., hier ist Alles in die Einheit gebracht. Nichts ist geschaffen, auch der Raum nicht, auch die Zeit nicht, die ganze Schöpfung ist ewig. Und wenn Czolbe die Dinge atomistisch zergliedert in ihre Urbestandteile, so wählt er, unter Verwerfung sowol der Unteilbarkeit wie der unbegränzten Teilbarkeit, und unter Annahme ihrer einfachen Ungeteiltheit, die allen Veränderungen widerstehende Krystallform als den ewig stabilen Modus der Erscheinung und Form der Dinge. Sekundirt wird er durch die später aufgetretenen Untersuchungen des Charles Lyell, oder vielmehr durch die Schlüsse, welche dieser aus seinen Untersuchungen zu ziehen unternommen hat. Ihm vollzieht sich die Erdbildung in so immensen Zeiträumen, daß die Vorstellung seinen Zahlen gegenüber, so zu sagen, abschnappt; auch sind ihm die Erdrevolutionen um nichts intensiver, als diejenigen Veränderungen an der Erdoberfläche, welche sich jezt vor menschlichen Augen in nicht wahrnehmbarer Allmäligkeit vollziehen. Wir wollen die Einwürfe gegen diese Ungeheuerlichkeiten bei Seite lassen, nicht fragen, wie mitten durch die Erdrinde hindurch die Primärbildungen haben brechen können, wenn sie nicht durch die unterirdischen Gewalten gehoben sind, uns nicht Belehrung ausbitten darüber, wie doch bei so allmälicher Entwickelung die Fossilien sich in Stein einkapseln konten, ohne längst zuvor durch die Lufteinwirkung in Asche zerfallen zu sein. Bleiben wir nur bei der Czolbe'schen Schöpfung stehen, dem barockſten Gegenbilde des mosaischen Berichts. Gott ist todt, was sind wir? In schauerlichem Reigen drehen sich die Elemente mitsamt ihren kompliciertesten Bildungen um uns her, das Gehirn wird in den kreisenden Tanz mit hineingezogen und umgewirbelt; alle Erkentnisse

wie ein flüchtiger Wolkenschatten, der an uns vorbeieilt, wenn der Contretanz uns an dem und jenem vorbeiführt. Ja und wär's nur ein Fieber, welches den Leib des Universums schüttelte, so wäre doch ein Durchgang zu einer Ruhe unter den Möglichkeiten. Aber dieser Wahnsinn der Natur ist ihre ewige Existenzform, in welcher das Einzelne, Individuelle in abgemessenem Kreislaufe je und je zurückkehrt — eine gräßliche Harmonie der Sphären.

Solchen Erzeugnissen widernatürlicher, weil widergöttlicher Denkweise gegenüber wird von uns nicht ein apologetischer Versuch, sondern eine sittliche Entscheidung postulirt; dieses System, in welchem der Mangel sich durch den Hunger speist und das Leben am Tode zehrt, schließt die kräftigste Reaction gegen den Materialismus in sich. So lange ich Ich bin, ist der Kampf dawider bis aufs Messer Lebenselement und besonders die Czolbe'schen Sätze in ihrer drastischen Gestalt müssen das Drastische im Individuum, die sittliche Selbstentscheidung wachrufen. Und am Ende ist troz alles Protestes die Krystallform Czolbe's nicht minder Axiom, wie der lebendige Gott. Wenn denn nun die Welt zwischen dem Gotte der philosophischen Speculation, auch einer Krystallform, die im Menschengeiste erweicht und flüssig gemacht werden muß, und dieser Czolbe'schen Ungestalt, die neben dem Menschen herrollt, mit ihm von gleicher Macht und Ehren, sich müde gelaufen haben wird, so wird sie wol notgedrungen zu dem rechten Grunde alles Seins zurück müssen, wenn sie ihre eigne Existenz nicht verflüchtigt sehen will troz alles extremen Realismus. So Jemand will deß Willen thun, der wird auch inne werden, von wannen er selbst ist, und aus was für Macht die Natur stamt. Täuschen wir uns nicht. Der Unglaube ist nicht Product eines fehlerhaft angelegten Kopfes; denn die normalen Denker muten, wie wir gesehen haben, den Köpfen Unglaubliches zu. Es ist vielmehr der Sinn, welcher in den Nebel der Sinnlichkeit verfallen und darin verhaftet ist, weil es eben nach der Schriftlehre keine reine Sinnlichkeit gibt, die uns um ihrer Reinheit willen frei machen könte. Darum wird der natürliche Mensch aller Jahrhunderte, wie hochtönende Systeme er auch immer bauen mag, durch Lüste in Irrtum verderbt; und der Weg zur Wahrheit führt allein durch die Erlösung, und den Preis der Wahrheit erlangt man nur durch den Bruch mit der Sünde.

Noch einmal zur Sontagsfeier.

III.

Es bleibt uns noch von dem zu reden, was im Gotteshause geschehen muß, um den rechten Sontag zu haben. Die Predigt und Gottes Wort gern hören und lernen, wie Luther sagt, das ist nun einmal zunächst immer wieder Sontagsfeier und -Heiligung. Wo anders aber wird sie gehalten und gepflegt als im Gottesdienste? Er also muß notwendig segens- und einflußreich auf das rechte Sontagsleben einzuwirken, sowie den ganzen Sontag als ein göttliches Liebesgeschenk an die Herzen heranzutragen und ihnen lieb und wert zu machen vermögen. Vor Allem ist es die Predigt, durch welche die Sontagsfeier in Kraft treten und die himlische Ruhe den Selen gespendet werden soll.

Ob sich gleich Niemand dem wird verschließen dürfen, was von Anderen über die Predigt Treffliches gesagt und geschrieben ist, so wird Jeder immerhin sich selbst in die Mitte zu stellen und sich zu fragen haben: Was fehlt dir und deiner Gemeinde, was hast du als ein rechter Prediger für dich und deine Gemeinde zu thun? Was hilft — um nur dies Eine hervorzuheben — das populärpredigen Wollen, was vielfach als das zeitgemäße Erfordernis der Predigt hingestellt wird, wenn es an der eigenen Kraft der Popularität gebricht sowol nach Innen wie nach Außen? Man hascht zu leicht nur nach fremdem Gut und wird selbst zum Abklatsch und zur Carricatur, führt sich aus sich selbst heraus, statt in sich selbst hinein, und verliert dabei am eigenen geistlichen und geistigen Leben. Die Hauptsache bleibt immer das ich glaube, darum rede ich; sowie das Andere: Altes und Neues aus seinem Schatze hervorzuholen. Lebe in der Schrift, studire Dich selbst, deine Gemeinde und dein Zeitalter; liebe dich und deine Brüder von ganzem Herzen zum ewigen Leben, dann muß die Predigt die rechte werden; denn sie athmet Liebe und Leben und erweckt in Anderen das Gleiche. Doch dazu bedarf es des ganzen Ernstes der eigenen Heiligung und des Gewissens, das durch Christi Tod auch auf dem Gebiete und im Dienste der Predigt von allen todten Werken sich will reinigen lassen. Wie der Sontag die Krone der Woche ist, so soll es für den Pastor auch seine eigene Predigt sein, in der er der Gemeinde sein Bestes gibt. Solche Predigt erbaut und hilft den Sontag feiern selbst auch über die Kirchzeit hinaus, und ist fern davon und frei, daß durch sie die Gemeinde statt gesammelt und angezogen zu werden, vielmehr zerstreut und hinausgepredigt wird.

Dies Leztere dürfte gleichfalls zu befürchten sein, wenn Eins für die Predigt die gebührende Rücksicht nicht finden würde. Es ist ihre Ausdehnung und Zeit.

Wol ist's schwer, der Zeit nach beim Predigen sich zu sehr gebunden zu wissen; denn daß das göttliche Wort und der einzelne Text unerschöpflich ist, beweist jeder Sontag von Neuem. Darum komt der Homilet und der praktische Mann in der Person des Predigers immer wieder in einen gewissen Hader und Zwiespalt hinein, der, wie wir glauben, sich zu Gunsten des Lezteren notwendig lösen soll. Der Homilet muß so lange lernen, bis er den besonderen Bedürfnissen einer Gemeinde auch für die Zeitdauer jeder einzelnen Predigt Genüge geleistet hat. Das gilt für ländliche Gemeinden in reicherem Maße noch.

Es hat uns nicht selten bedünken wollen, als sei in der unverkennbaren Abneigung des Landvolks, zu lange und anhaltend mit geistlichen Dingen überhaupt und besonders im Gotteshause beschäftigt zu werden, ein entschiedener Mangel an geist-

lichem Leben zu sehen, gegen den man kräftig und grade durch längere Predigten, als man sie beliebt, anzukämpfen habe. Es ist ja überraschend und doch charakteristisch genug, das Landvolk bestimt den Wert einer Predigt, zumal von einem Fremden, kaum anders, als nach Länge oder Kürze und nach dem Klang der Stimme. Die kurzen und lautgesprochenen Predigten sind nach seinem Urteil meistenteils auch die besten.

Gleichwol mischt sich in diese anscheinend geistliche Armut der dem Landvolke ureigene Zug hinein: dem Kurzen und Gedrängten, dem Markigen und Handgreiflichen überall den Vorzug vor seinem Gegenteil zu geben; weshalb es für den Landgeistlichen unabweisbar ist, diesem Charakterstücke nicht vornehm und unweise den Rücken zu kehren und den Todesstoß zu geben, sondern es in den Dienst des Reiches Gottes und des Sontags in pastoraler Liebe und Weisheit hineinzuziehen. Ohnehin ist es für ihn wahrlich kein Schaden, von dieser äußeren Notwendigkeit her für seine Predigt Etwas sich angeeignet zu haben, das gewiß als eine Tugend und Zierde derselben wird angesehen werden können; zumal ja innerlich und äußerlich langweilige Predigten unbedingt ebenso sehr jedem gesunden und kernigen Sinn Anstoß erregen, wie für den Sontag Schaden bringen müssen. Namentlich wolle man dieser Tugend vor Allem zu solchen Zeiten sich ganz besonders befleißigen, wo ein reicher Kirchenbesuch in Aussicht steht. Schwache, kraftlose und verfehlte Festtags-Predigten und ähnliche haben nicht selten in manchen Gemeindegliedern den Entschluß hervorgerufen, fürs Erste nicht wieder ins Gotteshaus zu kommen, während Diese, falls jene die rechten gewesen wären, einen erneuten und verstärkten Zug zum göttlichen Worte wol hätten empfinden können.

Mit Allem, was bisher gesagt, wird sich die Ansicht über die Predigtweise und der Anspruch an dieselbe — wie er von manchen Seiten sehr bestimt und mit vermeintlicher Sicherheit auf Erfolg gemacht worden ist — „als müßte zur Erweckung des rechten Sontagslebens in jeder Predigt mit besonderem Nachdruck darauf hingewiesen und der Krebsschaden aufgedeckt werden", selbstverständlich ausgeschlossen haben. Abgesehen davon, daß der Geistliche hierbei auf die Dauer unfehlbar aus der rechten Bahn geworfen wird, hat er es allein sich selber zuzuschreiben, wenn der kirchengetreue Teil der Gemeinde dadurch sich abgestoßen fühlt.

Ganz etwas Anderes ist es, wenn im Laufe des Kirchenjahres „eigene" Sontagspredigten gehalten werden, was, wie es einerseits selbst als Mittel zur Sontagsheiligung ausgesprochen ist, sich auch andererseits durch gewisse Evangelien und Tage selbstredend gebietet. Wir erinnern nur an den 1. Adv., 1. u. 5. nach Epiph., 2. 11. u. 17. nach Trin. und an das Todtenfest. Das ist des kirchlichen und homiletischen Anlasses genug, um ex professo Sontagspredigten zu halten.

Wir treten nunmehr in das Schlußwort dieser ganzen Reihe der Betrachtungen über die kirchliche und gottesdienstliche Seite des Sontags ein. Es gilt, wie es am Ende des ersten Artikels bereits angedeutet war, dem Gottesdienste selbst. Damit erfassen wir ihn ebenso sehr als Ganzes und wir dürfen wol sagen, als kirchlich-architectonisches und ästhetisches Ganze, sowie als die Krone des Sontags und als die Quelle, deren lebendiges Wasser den ganzen Sontag erfrischen und heiligen soll.

Gott zu dienen in Christo Jesu versammelt sich die Gemeinde am Sontag; darum soll sie alle ihre inneren Kräfte und Gaben zur Ehre Gottes erwecken, anspannen und verwenden. Geschieht es in vollem Sinne und Umfange, dann fällt ihr die Kehrseite dieses heiligen Dienstes zu, die selige in Freude in Gott, sowie der Genuß heiliger Sontagsruhe als ein Vorschmack des ewigen Sabbats; wie der Psalmist rühmt: Ein Tag in deinen Vorhöfen ist besser, denn sonst tausend.

Wer aber anders muß zunächst hiervon durchdrungen und getrieben sein, als der, welcher der Hüter des Hauses Gottes und der Haushalter über Gottes Geheimnisse ist. Dem Pastor muß der Gottesdienst nicht Last, sondern eitel Lust sein. Das hat die ganze um ihn versammelte Gemeinde an seinem gottesdienstlichen Thun und Verhalten offen und unzweifelhaft wahrzunehmen. Wir fürchten nicht, uns auf das Gebiet bloßer Aeußerlichkeiten oder falscher Aesthetik zu begeben, wenn wir es nicht blos behaupten, sondern als ernste Forderung aussprechen, daß der Geistliche am allermeisten und -ersten seiner ganzen gottesdienstlichen Erscheinung nach dem Gottesdienste zu seinem Rechte und Segen verhelfe. Das vermag er, wenn man ihm nichts Alltägliches und Gewohnheitsmäßiges, sondern statt dessen eigene Weihe und Erhebung abfühlt und wahrnimt, wie der Gottesdienst auch sein Gottesdienst ist. Dieser geistliche Habitus und Affect ziemt aber ganz besonders dem Liturgen und das veranlaßt uns zugleich, von der Liturgie als demjenigen Teile des Gemeinde-Gottesdienstes zu reden, bei dem das bereits Erwähnte zur Geltung kommen muß.

Woher ist so vielen Gemeinden sowol das Verständnis von der Liturgie als der Geschmack an ihr gänzlich verloren gegangen? Durch die Schuld des Geistlichen! Selber hat er sie so geist- und andachtslos verlesen, so ausschließlich um der Zeit willen hastig tractirt, so wenig seine äußerliche Haltung am Altare in ihren Dienst gestellt, daß von ihm die Gemeinde nicht hat lernen können, wie hier Gott zu dienen sei, und es sich darum wol geglaubt hat erlauben zu dürfen, diesem Teil des Gottesdienstes kaum noch Teilnahme zuzuwenden. Wir wissen es wol, wie geneigt man sich fühlt, die Hast um der Filiale willen — um nur von ländlichen Gemeinden zu reden — so wie den Mangel an „liturgischen Kräften" als Entschuldigung hervorzubringen. Ganz abgesehen davon, daß von jenen liturgischen Pastoralsünden doch Manches von diesen beiden Gründen gar nicht abhängig gemacht ist, so wäre es im gewissen Sinne mehr an der Zeit und Stelle, statt für das liturgische Element die Frage: ob, was und wann der Liturg zu singen und wie er demnach seine Stellung zu nehmen, resp. zu verändern habe — so geflissentlich und oft so schroff in den

Vordergrund zu stellen, sich zur Erkentnis zu bringen, daß obige noch heut zu Tage vielfach verbreiteten Localgestalten des liturgischen Dienstes schwere liturgische Defecte und Versündigungen am gesamten Gottesdienste sind und darüber nachzudenken, wie das anders sein müßte und werden könte.

Was die Zeit belangt, die allerdings der frostige Begleiter gar mancher hartbedrängter Filialprediger ist, so möchten wir doch dies Eine zunächst betonen: Muß denn grade die Liturgie es sein, die alles kirchliche Sontagsungemach zu büßen hat! Mit Abzug des ohnehin oftmals nicht sehr erbaulichen Gemeindegesanges bleibt die Liturgie als das Einzige nur, woran die Gemeinde ihre Selbstthätigkeit zu erweisen hat. Und die sollte ihr ohne Weiteres doch nicht so verkümmert und verleidet oder ganz genommen werden. Grade in dieser Hinsicht wird die Predigt abermals einer scharfen Kritik zu unterwerfen sein, und wenn ihr mit Ausnahme aller Weitschweifigkeiten und sonstiger Entbehrlichkeiten — zu welchen Lezteren das so zeitraubende und gradezu widerliche sehr emphatische Kanzelpathos sicherlich zu zählen ist, das nicht selten nur als ein beliebter, wie andererseits leidig notwendiger Träger und Verdecker geistiger Schwerfälligkeit und der Armut innerlichen Lebens erscheinen möchte — nur einige Minuten genommen werden können, so ist dies nicht zu gering, um von Geistlichen und der Gemeinde zur liturgischen Ehre und Würdigkeit verwendet zu werden.

Was sodann die „liturgischen Kräfte" betrifft, so mag man deren Wert und Bedürfnis doch ja nicht zu hoch anschlagen, weder für die einfache Liturgie, noch selbst für die liturgischen Gottesdienste. Geistliche Concerte oder Aehnliches sollen die liturgischen Kräfte niemals gestalten. Nicht das musikalisch Künstlerische ist die Hauptsache für sie, sondern lediglich die geistliche Architectur der Liturgie — also das Liturgische an sich. Diesem Maßstabe gemäß wird wol bei Weitem das Meiste vom liturgischen Gesang der Gemeinde selber überwiesen werden dürfen, zumal wenn man beflissen ist, gewisse liturgische Chöre und Sätze durch entsprechende Verse aus Kirchenliedern zu ersetzen. Dazu gehört allerdings, den Gemeindegesang zu pflegen und ihn solcher Stellung im Gottesdienste würdig zu machen. Vor Allem muß der Geistliche hiefür Sinn und Empfänglichkeit haben, und besizt er Kentnis unseres reichen Choralschatzes und eigene Musik- und Gesangsfertigkeit dazu, dann muß die Gemeinde zu einem gesunden, richtigen und erbaulichen Kirchengesange kommen.

Die Schule stehe hiefür am allernächsten ein; sodann aber auch die Gemeinschaft und Pflege der Confirmirten, die der Pastor zu üben hat. Es ist ein übles und trauriges Ding, wenn Lezterer an dem Lehrer oder Kantor hiebei nicht die rechte oder gar keine Stütze findet; an steter Ermahnung und Belebung darf er es gleichwol niemals fehlen lassen. Das gilt mehr noch dem Organisten als dem Kantor. Keine Orgel in der Kirche zu haben, ist der drückendste Uebelstand noch nicht; wol aber der, eine Carricatur von Orgel zu besitzen oder ein Orgelspiel allsontäglich hören zu müssen, das eine Sünde und Schande ist, weil es den Gottesdienst thatsächlich stört. Orgelmeister können auf allen Orgelbänken freilich nicht sitzen; aber solche Leute müssen auf ihnen gefunden werden, die ein Bewußtsein haben, wie sie mit ihrem Spiel Gott die Ehre geben und auch die Gemeinde dazu fröhlich erwecken sollen und das Gewissen der Treue im Kleinen behalten. So muß es dankenswert anerkant werden, daß in jüngster Zeit die Behörden auf diesen Uebelstand ihr Augenmerk geworfen und für schwache Organisten einen besonderen Orgelcursus angeordnet haben. Ebenso erwünscht und fast notwendig möchte es erscheinen, wenn in angemessener Weise hymnologische Kentnisse an die ins geistliche Amt Tretenden als unerläßliche Forderung gestellt werden würde. Dann möchte für die Zukunft wenigstens die Kirche vor Monstris wie dieser gesichert bleiben: daß für die gesamte Trinitatiszeit ein oder höchstens zwei Lieder sich der Ehre vollständiger Stereotypen zu erfreuen haben, oder daß die Melodie-Bekantschaft und -Sicherheit sich gleichfalls nur der Ein- oder Zweizahl zugewendet hat, unter deren Tyrannei selbst die Lieder der festlichen Zeit des Kirchenjahres gestellt werden müssen.

Wie soll da der unerschöpfliche Lieder- und Melodienschaz unserer evangelischen Kirche flüssig gemacht und man möchte sagen seine Existenz für die Einzelgemeinde einmal erst zur Kentnis gebracht werden. Wir nehmen keinen Anstand, es für eine starke Versündigung an der Gesamtkirche wie an der Einzelgemeinde zu bezeichnen, wenn ihr die majestätischen und wahrhaft heroischen Melodien, kraft deren die Herzen erbaut und zur Anbetung mitfortgerissen werden, vorenthalten würden, wie sie die Kirche besizt, z. B. in dem:

Wachet auf, ruft uns die Stimme; Fahre fort; Nun lob mein Sel' den Herren; Warum sollt ich mich denn grämen; Komm heiliger Geist, Herre Gott; Die Tugend wird durchs Kreuz geübet; O Ewigkeit, du Donnerwort; Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen; Selenbräutigam, Jesu; Ringe recht, wenn Gottes Gnade; Meine Hoffnung stehet feste; Christus der ist mein Leben; Wunderbarer König; Morgenglanz der Ewigkeit; Sieh' hier bin ich, Ehrenkönig.

Mit diesen und ähnlichen Melodien würde auch eine ganze Zahl recht erbaulicher und kerniger Lieder wieder ein Eigentum der Gemeinde werden müssen, das sie aber vielfach entbehrt, weil viele derselben den Ersteren unterstellt worden sind, ein Beweis also, wie auch hier eine Sünde der anderen Mutter. Es ist wahrlich um des Segens und höheren Gewinns willen nicht zu sehr zu beanstanden, solche Melodien außer in der Schule, die ohnehin ja gegenwärtig in der glücklichen Bekantschaft der meisten von ihnen sein muß, auch für die Gemeinde dadurch einzuüben, daß man mehrere Sontage hintereinander nur diese oder jene derselben singen läßt. Besser doch, die Gemeinde erleidet ein vorübergehendes und segensreiches, als im entgegengesezten Falle ein immerwährendes und tödtendes Einerlei. (Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 21. Juli. № 58.

Aus ungedruckten Briefen an einen jungen Theologen.

Neunter Brief.

W. d. 20. Jan. 66.

Wir haben zulezt eine Auslassung der trunkenen Theologie gehört, vor der sie wol selbst erschrecken müßte. Aber das kann sie nicht mehr, weil dies wissenschaftliche Schwelgen mit jedem Schritt das Gefühl für christliche Wolanständigkeit tödtet und die Meinung, vollkommen nüchtern zu sein, steigert. Sie will ein weltliches, verweltlichtes Christentum zu Wege bringen. Das muß jedem besonnenen Manne die Augen über diese Wissenschaft öffnen. Denn es ist ein Hohn auf alle ehrliche Schrift- und Christensprache. Aber diese wüste Verwirrung gehört mit zu dem Erbe der modernen Wissenschaft. Sie vergreift sich an einem Heiligtum der Christenheit, an der gemeinsam gültigen Christensprache und deren vernünftiger Fortbildung. Wir wissen ja, wie Rothe jenes Wort gemeint hat und aus seiner Ansicht von Kirche und Staat rechtfertigt. Aber dies Meinen ist ein nichtiges und zeigt sich als ein nichtiges schon durch jenen Ausdruck; er ist unter allen Umständen ein unzüchtiger, nach 1 Petr. 1, 22 und Röm. 12, 1. — Eben in dem widerlichen Ausdruck eines weltlich zu machenden Christentums, d. h. eines Christentums ohne Kirche, haben wir nur die ächte Frucht der Principsfälschung, die wir heute näher ins Auge fassen.

Ich wiederhole also, daß, da die Theologie sich selbst aufgibt, wo nicht bewußt und scharf der Gegensaz bewahrt wird zwischen der Offenbarungsweisheit, als dem einzigen Ausgange der Theologie, und der creatürlich sündigen Vernunft, in welche durch die Menschwerdung Gottes etwas gepflanzt wird, was in der geschichtlichen Entwickelung der Menschheit nicht liegt, noch mit Notwendigkeit aus ihrer Schöpfungsidee folgt.

Wird dieser Gegensaz verwischt oder gar aufgehoben, so haben wir alsbald keine Theologie mehr, sondern Weltweisheit, die sich in den theologischen Doctormantel mumt. Unter den idealisirenden und schielenden Ausdrücken des Aechtmenschlichen, des Wahrhaftübernatürlichen des Gattungsbegriffes, der absoluten Vernunft, der Notwendigkeit, „daß der Mensch Gottes werde," der Verwirklichung des vollen Menschheitsbegriffes, — unter solchen abstracten, d. h. wesenlosen Formen schleicht sich die Sündervernunft ein und sezt sich auf den Thron als ursprüngliches Princip aller Offenbarung, folglich dann auch als ihre Richterin.

Ob nun aber altrationalistisch die Vernunft die Mysterien Gottes zu sich herabdrückt, oder ob sie neurationalistisch sich ihnen ebenbürtig hält, ob sie die Offenbarungsbegriffe offen verwirft als zeitliche Hüllen der „gesunden Vernunft", also nach ihrem ordinären Klarheitsmaße zuschneidet, wie der Rationalismus vulg. dies that, oder ob die Vernunft sich aufspreizt und die Offenbarungsworte sich zueignet, als ganz entsprechend für ihr Wesen und ihre Entwickelung, aber ihren eigenen Inhalt ihnen unterschiebt und diesen nach ihrer Methode begriffsmäßig gestaltet: — das komt völlig auf eins heraus. Es ist immer die hochmütige Vernunft, die das Offenbarungsgut verwirtschaftet, dort ehrlich, hier versteckt. An Gehalt und Heilskraft bewahrt dieser spekulative Rationalismus nicht ein Tüttelchen mehr, als der alte, nur durch hohe, aber leere und betrügliche Worte unterscheidet er sich. Und ob er anfangs noch des ächten Markes mehr hatte, so liegt doch in seinem Princip des Meinens die schiefe Ebene, auf welcher er haltlos, von der Masse der aufmunternden Vernunftfreiheitsschreier umdrängt, bald herabsinkt und verarmt.

Hier hast Du also ein Stück von dem Flucherbe der modernen Wissenschaft, die Fälschung des theologischen Princips, die auf pantheistischem Boden erwachsen und, in die neuere Theologie eingeschwärzt, rastlos an der Zerstörung alles Kirchenfundamentes arbeitet. Wehe dem jungen Theologen, der nicht wachte, der erst in ihre Voraussetzungen verstrickt wurde. Er wird bald, aus seiner festen Position entlockt, von Trugschluß auf Trugschluß gerathen und ein Glaubensgut nach dem anderen dahingeben. Statt daß der Glaube aus der Erfahrung des ewigen Lebens und des höchsten Gnadenwunders, der Freiheit des Gotteskindes, der Vernunft die Kunde bringt von dem Wunderwirken Gottes in der Offenbarung, so schreibt nun die Vernunft dem Glauben ihre Befehle vor aus ihrem nichtigen Gottesbegriff, sezt die Unmöglichkeit der alt- und neutestamentlichen Wunder, die Undenkbarkeit der Wortweissagungen zuvor fest und legt danach die Schrift aus; dekretirt die Unmöglichkeit, die Undenkbarkeit der drei Personen in einem göttlichen Wesen, der zwei Naturen in Christo u. s. w., und arbeitet und knetet so lange an dem kirchlichen Dogma herum, bis der Offenbarungssinn heraus ist und nur ausgeblasene Worte bleiben.

Gehen wir nun dem Ursprunge dieser zum Trutz und Bollwerke Satans gegen die Kirche gewordenen Vermischung der Principien nach, so kommen wir ebensowol zu Hegel und seiner theologischen Schule, als leider auch zu Schleiermacher's Theologie.

Bei Hegel versteht sich das von selbst. Offenbarung ist da nur der Prozeß der Vernunft zum absoluten Wissen an sich selbst.

Marheineke galt als ein nüchterner Theologe. In seinen symbolischen und kirchenhistorischen Werken zeigt er sich als ein ernster Mann der Objectivität. Dennoch stand er dogmatisch mitten in der Trunkenheit des absoluten Wissens. Die Vorrede zu seiner Dogmatik ist eine trunkene Siegesfeier der endlichen und abschließlichen Versöhnung des Supranaturalismus und Rationalismus, der Vernunft und des Glaubens. Denn der Glaube sollte ja nun nichts anderes sein, als das implicirte Wissen des Geistes um sich selbst. Dies Wissen aber in seiner dialektischen Selbstbewegung und Entfaltung sollte die Wissenschaft der Dogmatik sein.

Hier ist der Glaube sich selbst absolut offenbar. Das Wissen des Menschen von Gott als Wissenschaft ist sowol das Wissen Gottes selbst von sich selbst, als das absolute Wissen der Vernunft an sich selbst. Und das allein ist der wahre theologische Beweis sowol vom Dasein Gottes, als von der absoluten Wahrheit des Christentums. Die Wahrheit ist absolut begriffene Wahrheit im wissenden Geist, „der Geist findet sich als den seiner selbst bewußten im Gegebenen wieder." „Die Wahrheit erscheint nun in der ihr allein entsprechenden Form, die von ihr nichts mehr verhüllt." „In der philosophischen Entwickelung des Dogma tritt die Wahrheit nicht blos wie sie war oder von anderen erkant wurde, an den Tag, sondern wie sie an sich ist."

Hier stehst Du bei der Vermischung, wie sie in den Zwanziger Jahren und früher uns eingerührt wurde. Es klang ja, wie gesagt, bezaubernd schön, und war doch ein wesenloser Traum und ein Rausch. Leider ist er in der Theologie chronisch geworden.

Ich kante als junger Mensch ziemlich ein halbes Jahr hindurch kein köstlicheres Buch, als Marheineke's Dogmatik. Allein Johann Arndt's wahres Christentum berichtigte mich zu guter Zeit darüber, daß der Soldat an ein Trinkgelage gerathen war, in welchem er für die gute Waffenrüstung (Eph. C. 6) eine hölzerne und noch schlechtere sich eintauschte. Ich erkante, daß die Vernunft durch diesen Schwindel des absoluten Wissens sich eindränge und hineinträume in eine Vertraulichkeit und Ebenbürtigkeit mit der göttlichen Weisheit, die der h. Schrift ins Angesicht widerspreche, die, statt Verständnis des wahren Christentums zu geben, es absolut verschließe und schließlich vernichte.

Indem die wissende Vernunft des Sünders nur sich selbst in der gegebenen Offenbarung erkent, also die Menschwerdung nur ihre notwendige Selbstbewegung ist, so ist ja nicht mehr die geschichtliche Offenbarung das Princip der Theologie, aus welchem die im heiligenden Glauben wurzelnde Vernunft allmälich eine Erkentnis der Wahrheit gewint, — und zwar hier auf Erden nur Tropfen aus einem tiefen Meere, — sondern die mit der Wahrheit identische Vernunft ist selbst Erzeugerin der geschichtlichen Offenbarung, ist also zum Princip geworden.

Folglich ist sie zum absolut berechtigten kritischen Maße für alle Offenbarungsgeschichte und alle aus der Offenbarung abgeleitete kirchliche Lehre geworden.

Und hiernach, nach den Anweisungen einer Wissenschaft, die längst dem Gericht verfallen ist, ist das fluchvolle Verschleudern des heiligsten Gutes auf deutschen Universitäten noch heute im vollen Gange. Du bist auf dreien schon gewesen, den zwei H. und nun in Tübingen. Es hatte Dich schon in Heidelberg die sogenante Wissenschaft angewidert, und auch wegen der in dem anderen H. trugst Du Schwansfedern. Jezt hast Du nun durch Prof. Beck einen tiefen Eindruck von der Herlichkeit principgetreuer Theologie empfangen und mir in Deinem lezten Briefe die falsche mit einem sehr treffenden Ausdruck bezeichnet. So dringe denn weiter zu völligem Durchschauen dieser Plage, damit der Herr Dich würdigen könne, dereinst kräftig zur Reinigung seines Hauses mitzuwirken.

Nun aber Schleiermacher's Theologie? Sollte auch von ihm das Flucherbe stammen, den man sogar Luthern zur Seite gestellt und einen Reformator der Kirche genant hat? Sollte durch ihn namentlich das erste Stück dieses Erbes, das Kirche und Theologie zerstörende Vermengen von Vernunft und Offenbarung, Stärkung empfangen haben und noch empfangen? Das würde übel stimmen zu einem Reformator der Kirche.

Laß uns die Antwort auf diese ernsten Fragen, die wir nicht umgehen können, im nächsten Briefe suchen.

Dein ꝛc.

Der abfaulende Misthaufen.

Der Augsburger „Sendbote für Pius-vereine und Freunde der Kirche überhaupt" teilt unter dem 20. Mai d. J. folgenden Artikel mit:

„Oesterreich. Eine sehr ungünstige Aeußerung des seligen Reichshistoriographen Dr. F. von Hurter über die geringe Beteiligung Oesterreichs am Bonifacius-Veretn hat unlängst mehreren Blättern Anlaß zu Berichtigungen gegeben. Das Richtige aber ist und bleibt, daß mit Ausnahme der ehrenreichen Linzer und der Salzburger Diöceſe keine einzige österreichische Diöceſe, und am allerwenigsten die Wiener Erzdiöceſe, auch nur annäherungsweise in Bezug auf diesen ebenso nationalen wie katholischen Verein ihre Schuldigkeit gethan hat. Wenn der reiche Adel, die prächtigen Stifte, das üppige Bürgertum nur ein wenig Sinn für die hohe Idee desselben gehabt hätten, müßten die Früchte ihrer Opferwilligkeit unvergleichbar reichlicher geworden sein. Aber in dem Kaiser-

staat hat eben das katholische Leben unter Josephinischer Kirchenbevogtung und Metternich'scher Polizeiseligkeit so schwer gelitten, daß ein frischer, fröhlicher Aufschwung desselben, vorab in dem tiefgesunkenen Wien — „dem abfaulenden Misthaufen“*), wie es General von Welden nante — zu jenen fast unmöglichen Dingen gehört, welche nur durch ein Wunder verwirklicht werden können. Je mehr dies offenbar wird, desto mehr schwinden die Hoffnungen, welche die besten deutschen Herzen auf das „katholische“ Oesterreich gesezt haben und noch immer setzen würden, wenn Oesterreich so gutkatholisch wäre, wie sein glorreiches Kaiserhaus, das seinen katholischen Charakter glücklicherweise noch niemals ganz verläugnet hat. Ebendeshalb verzweifeln aber katholische Herzen nicht an Oesterreichs Zukunft, weil sein Kern, sein Kaiserhaus, Gott Lob, ein gutkatholischer ist; und je gieriger alle Feinde der Kirche Gottes Oesterreichs Untergang herbeiwünschen, desto zuversichtlicher erwarten alle katholischen Herzen dessen Auferstehung als eines wahrhaft katholischen Staates.“

Uns interessirt in diesem Artikel nur das Zugeständnis der Thatsache des tiefen Verfalls der Katholischen Kirche in Oestreich, von dem wir leider vielfach Gelegenheit gehabt haben, uns durch eigne Wahrnehmung bis in die lezten Jahre hinein zu überzeugen. Es ist dort eine Verarmung des Geistes eingetreten, wie sie in einem christlichen Lande kaum größer gedacht werden kann. Alles ist auf das Materielle gerichtet. Alle Gedanken kriechen am Boden. Essen und Trinken haben eine Bedeutung, von der man sich anderwärts kaum eine Vorstellung machen kann. Der Saz, der uns in frühester Jugend eingeprägt wurde: die Pflicht geht dem Vergnügen vor, wird dort gradezu umgekehrt. Ein grauenhafter Mangel an sittlichem Geiste ist fast national geworden. Von dem „tiefgesunkenen Wien“ verbreitet sich die Jauche über das ganze Land. Den Geistlichen steht die Leerheit auf der Stirne geschrieben, und wer sie in den Wirtshäusern beobachtet hat und die Erzählungen vernommen, die über sie im Schwange gehen, noch mehr, wer ihre trocknen und überzeugungslosen Predigten angehört, was gewöhnlich und also geschehen kann, daß man im Geiste ergrimt, verliert alle Lust, mit ihnen näher anzuknüpfen. Unter dem niederen Volke ist noch viele herzliche Frömmigkeit, aber was irgend zu den Gebildeten zählt, ist innerlich der Kirche völlig entfremdet, ganz besonders die Wissenschaft, das Beamtentum, die Armee, der Adel. Wenn wir die Ursachen dieser traurigen Erscheinung aufsuchen, aus der sich so Manches erklärt, was jezt vor Augen liegt, so werden wir sicher nicht bei der „Josephinischen Kirchenbevogtung und Metternichschen Polizeiseligkeit“ stehen bleiben dürfen. Das waren nur Symptome eines bereits vorhandenen Uebels. Die eigentliche Wurzel liegt in den Gewaltmaßregeln, wodurch im 17. Jahrhundert die Evangelische Kirche in Oestreich unterdrückt und ausgerottet wurde. Ferdinand II. ist der

*) Vergleiche den Wiener Schmerzensschrei in den „historisch-politischen Blättern“ (1366 I. 673—676).

größte Feind gewesen, den der Oestreichsche Staat je gehabt hat. Er hat seinem Volke das Salz des Evangelischen Glaubens geraubt, welches auch der Katholischen Kirche zu gute kam. Wie er es trieb, das mögen einige Anführungen aus Ranke's Geschichte der Päpste zur Anschauung bringen. „Die Confiscationen brachten einen beträchtlichen Teil des Landeigentums in Katholische Hände; die Erwerbung liegender Gründe ward den Protestanten so gut wie unmöglich gemacht; in allen Königlichen Städten ward der Rath geändert; man hätte kein Mitglied darin geduldet, dessen Katholizismus verdächtig gewesen wäre, die Rebellen wurden begnadigt, sobald sie sich bekehrten: den Wiederspänstigen dagegen, den Unüberzeugbaren, die sich den geistlichen Ermahnungen nicht fügen wollten, wurde Einquartirung in die Häuser gelegt, „„damit“, wie der Nuntius wörtlich sagt, ihre Drangsale ihnen Einsicht verschaffen möchten.““ — „Erst wurden die der Rebellion angeklagten, dann alle anderen Prediger verzagt, damit, wie der Kaiser schreibt, „„die Pfeiffer abgeschafft und der Tanz eingestellt werde““; mit einem Zehrpfennig versehen, fuhren die armen Leute langsam die Donau hinauf: man rief ihnen nach: wo ist nun eure feste Burg? Der Kaiser erklärte den Landständen grade heraus: er habe sich und seinen Nachkommen die Disposition über die Religion gänzlich und allerdings vorbehalten. Im October 1624 erschien eine Commission, die den Einwohnern eine Frist sezte, binnen welcher sie sich zum katholischen Ritus bekennen oder das Land geräumt haben müßten. Nur dem Adel ward noch für den Augenblick und persönlich einige Nachsicht gewährt.“ „Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen aber trefflich klein, ob aus Langmut er sich säumet, bringt mit Schärf er Alles ein.“ Die vierzehn Millionen Mußkatholiken haben jene unbeschreibliche Geistlosigkeit herbeigeführt, welche jezt über das Ganze ausgegossen ist. Das lange verhaltene Feuer der Erbitterung gegen die Kirche brach in helle Flammen aus, sobald ihm unter Joseph dem Zweiten Luft gewährt wurde. Die verfolgende Katholische Kirche wurde durch die Verfolgung selbst tief heruntergebracht. Schauderhaft waren die Geheimnisse der Klöster, die unter Joseph II. offenbar wurden.

Die Hoffnung des Besserwerdens, die der Verfasser des Artikels auf das „glorreiche Kaiserhaus“ sezt, sind wol nicht sehr ernst gemeint. Wir sehen keine andere Rettung außer der, welche von demselben Punkte ausgeht, von dem der Schaden seinen Ursprung nahm. Es liegt im Wesen der Katholischen Kirche, wie sie sich im Gegensatze gegen die Reformation gebildet hat, daß der Impuls zu einer tiefgehenden Erneuerung nicht von ihr selbst ausgehen kann, daß sie ihn aus der Schwesterkirche erhalten muß, woraus es sich erklärt, daß die Katholische Kirche überall in demselben Maße gedeiht, als sie mit der Evangelischen verflochten ist, während sie völlig stagnirt, wo die Einflüsse der lezteren fehlen. Die Evangelische Kirche in Oestreich ist jezt tief in das dort herschende Verderben verflochten. Aber der Geist der Erweckung, der durch das ganze Evangelische Deutschland hindurchgeht, macht sich auch schon dort

mannigfach geltend und es wird dies noch mehr geschehen, wenn die Evangelischen in Oestreich in immer nähere Verbindung mit dem großen Ganzen treten, von dem sie lange Zeit fast ganz abgetrent waren. Wer Oestreich wolwill, wird Alles, was in seinen Kräften steht, aufbieten müssen, um zur Belebung der dortigen Evangelischen Kirche mitzuwirken, eine Bahn, die nach dem Vorgange des seligen Fliedner die christliche Liebe in Basel, Elberfeld und an andern Orten schon mit Erfolg betreten hat. Doch das sind bis jezt nur kleine Anfänge, wir hoffen, daß grade die gegenwärtigen kriegerischen Verhältnisse in recht Vielen den Wunsch lebendig machen werden, das Werk der Friedensfürsten in demselben Lande zu fördern, welches nach Gottes Rath zum Schauplatze des Krieges ausersehen war.

Der religiöse Individualismus und seine Stellung zu den Hauptfragen unserer Zeit, dargestellt an Alex. Rudolph Vinet.

III.

Es ist uns nicht vergönt, den dogmatischen Standpunkt Vinet's noch von mehreren Seiten zu beleuchten und es haben sich auch seine Zeugnisse in Wort und Schrift fast nur um diese Grundsäulen der Wahrheit bewegt, während z. B. die Lehre vom Sakrament und den lezten Dingen nirgends eingehend behandelt wird; aber ein einigermaßen abgeschlossenes Lebensbild werden wir erst dann von ihm gewinnen, wenn wir ihn noch auf den Lehrstuhl und die Kanzel begleiten. Als akademischer Lehrer seit 1. November 1837) hat er bekantlich nur die praktische Theologie vertreten, seltsam genug freilich für einen Mann, der in eminentem Sinne des Worts Theoretiker war (wir verdanken ihm das Wort: „Theorie ist die Wahrheit selbst.") und niemals eine Gemeinde geleitet hat. Nichtsdestoweniger war seine Einwirkung auf die studirende Jugend eine bedeutende und tief eingreifende. „Niemals," sagt einer seiner ehemaligen Collegen, „waren die Studirenden von einer so gewaltigen und zugleich so milden Macht ergriffen und festgehalten worden." „Was aber diese Wirkung hervorrief, war nicht allein der Inhalt und die Methode an sich, als wie die ganze Persönlichkeit des Mannes, die unbedingte Hingebung an die Wahrheit, die Tiefe der Ueberzeugung, die vollkommene Natürlichkeit, und zu dem Allen die wolklingende Stimme, die ungesuchte Schönheit der Sprache, der unwillkürlich hervorbrechende Schwung der Rede" (Schmidt in Herzog's Encyclop. S. 780). Die Denkmäler dieser Wirksamkeit sind teils die Zeugnisse seiner begeisterten Schüler, teils drei opera posthuma: Théologie pastorale ou théorie du ministère évangelique. Paris 1850. Homilétique ou théorie de la prédication, ib. 1833, und Histoire de la prédication parmi les réformés de France au 17. siècle, ib. 1860. — Wir heben aus dem Vorliegenden nur einiges Charakteristische heraus. Nach Vinet's Ansicht ist der Pastor nicht ein von der Gemeinschaft der Christen in die Wüste einer einsiedlerischen Würde verbantes Wesen, dessen Dasein und Wirken sich auf einen möglichst engen Kreis des Lebens im Glauben des Sohnes Gottes beschränken müßte oder dürfte. Vinet denkt sich den Diener Christi nicht über, sondern mitten unter den Seinen, und wo es Not thut, ihnen mit Reizen der Liebe zu allen guten Werken mit seinem Beispiele vorangehend. Er muß der Gemeinde sein Pastor (Hirt), Haushalter über Gottes Geheimnisse, Botschafter an Christi Statt, er muß sein Ackersmann (1 Cor. 3, 9), Baumeister (V. 10), Kriegsmann (2 Tim. 2, 3), Armenpfleger, Friedensrichter und Schulmeister; nicht aber Priester. „Priester kann es geben in Religionen, welche den wahren und obersten Priester erwarten; nicht aber in der Religion, die Ihn empfangen hat und an Ihn glaubt: da ist Niemand Priester, weil es Jeder ist (1 Petri 2, 9). Vor allen Dingen muß der Pastor ein Christ sein, aber ein Christ, welcher seine Thätigkeit dem heiligen Zweck widmet, Andere zu Christen zu machen oder im Christentum zu erhalten (Theol. pastor. nach der trefflichen Uebersetzung von G. Hasse S. 13). „Sein Leben ist ein geweihtes, oder es hat keinen Sinn; sein Lebenslauf ein fortwährendes Opfer, zu welchem er Alles zieht, was ihm gehört. Sein Amt ist zu trösten das Volk des Herrn; Helfen ist sein Dienst, Helfen sein Leben" (a. a. O. S. 33). So groß die Herlichkeit dieses Amtes, so groß seine Schwirigkeit. „Alle Selsorger müssen Helden sein; denn das Christentum will schon an den Laien Helden haben, wieviel mehr an den Hirten" (a. a. O. S. 38). So wie sein Kampf, so hat auch seine Arbeit keine Grenze, keinen Punkt, wo der Stoff ausginge, und fehlten die Gelegenheiten in der Nähe, so müßte man sie in der Ferne suchen; denn der ist kein wahrer Nachfolger des Ersten aller Diener Gottes, den nicht der Eifer für das Haus Gottes verzehrt" (a. a. O. S. 41). Wer aber ist tüchtig zu solchem Amte und Dienste? Nur der wahrhaft Berufene, — nicht der von dem Kirchenregiment oder der Gemeinde oder einem Patron rite vocatus, sondern der, den der Herr gerufen hat. „Gesandt muß man sein schon darum, weil man im Namen eines Anderen, nämlich Gottes, auftritt. Darum spricht der Prophet nicht: „ich will gehen;" er spricht vielmehr: „Herr, hier bin ich, sende mich!" (Jes. 6, 8.) Woran erkennen wir nun aber, daß wir berufen sind? Nicht an dem Bewußtsein der Geschicklichkeit und Tüchtigkeit, der uns verliehenen Gaben und angeeigneten Kentnisse, sondern an dem zuversichtlichen Glauben an die Wahrheit der Botschaft, mit der wir betraut werden sollten; an dem Verlangen hilfsbereitwilliger Liebe (charité) und der Freudigkeit, zu Gottes Ehre Alles zu übernehmen, was das Predigtamt Lästiges, Beengendes, Demütigendes hat und was es klein und gering macht vor den Menschen; an der Furcht endlich, die uns bewegt, beim Hinblick auf die Größe Gottes und unsere Schwäche in Demut immer wieder zu fragen: „Wer ist hierzu tüchtig?" (2 Cor. 2, 16.) Unter Allem aber ist die Liebe auch

hier das Größeste. Wer das Examen Petri (Joh. 21, 15—17) nicht bestanden hat, der kann nicht Christi Diener sein; und nichts kann so unwiderrufliches Verderben bringen, als ein unberufen geübtes Predigtamt (a. a. O. S. 50—74). So dachte und sprach Vinet von dem köstlichen Amt, das die Versöhnung predigt, und von diesem Geiste ist Alles durchweht, was er seinen Schülern über die Arbeiten und Pflichten desselben ans Herz legte. Die erste Pflicht ist, den Beruf fest zu machen und zu erneuern (2 Petr. 1, 10), welches am sichersten dadurch geschieht, daß wir vor allem unsere eigenen Seelsorger sind (1 Tim. 4, 16), daß wir oft mit uns in die Einsamkeit gehen, nicht blos in die äußere, sondern vielmehr in die innere, uns versenken in den Geist der Einsamkeit, welcher ruhig ist mitten unter der Unruhe, unerschüttert inmitten der Erschütterung (vergl. Vinet's köstliche Rede: La solitude recommandée au pasteur). Die wahre Weihe der Einsamkeit aber ist das Gebet, welches nicht blos als Erquickung für die Seele anzusehen ist, sondern als eine der Berufsarbeiten, als eine priesterliche Verrichtung; „wir haben uns mit der Atmosphäre des Gebets zu umgeben, wie der Taucher sich mit seiner Glocke umgibt, bevor er ins Meer hinabsteigt" (a. a. O. S. 85). Trefflich sind auch die Bemerkungen Vinet's über das sociale Leben des Geistlichen. Die Anforderungen, welche die Gemeinde in dieser Hinsicht an den Prediger macht, sind nicht gering, und es ist um so schwieriger, denselben nachzukommen, als sie oft ganz entgegengesezter Art sind. Sie will, er soll vollkommen, und doch will sie auch, er soll gemein sein; er muß ein gutes Zeugnis haben von denen, die da draußen sind, noch mehr von denen, die innerhalb der Kirche stehen, und dennoch darf er des Wortes nie vergessen: „Wehe euch, wenn euch Jedermann wolredet" (1 Tim. 3, 3 und Luc. 6, 26). Bei diesem Dilemma gibt es nur einen sicheren Weg, nämlich „daß man sich Gott gefällig mache" (2 Tim. 2, 15); dann wird es mit Gottes Gnade dahin kommen, daß „auch unsere Feinde mit uns zufrieden werden" (Prov. 16, 7), daß aber auch jede erfahrene Anerkennung uns nur um so tiefer in die Demut hineintreibt. Daß in Bezug auf die Berührungen mit der Gesellschaft der Schmuck eines jeden Christen: Friedfertigkeit, Sanftmut und Freundlichkeit, Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit bei dem Prediger in besonderem Maße gefunden werden muß, bedarf kaum der Erwähnung; die Gemeinde aber sucht an ihm noch mehr, sie sucht Würde (gravité), nicht eine gemachte, affectirte, sondern das hervortretende Bewußtsein, daß er der Träger eines so großen Gedankens und einer so großen Verantwortlichkeit ist, wobei noch besonders an das Wort des Hl. Bernhard zu erinnern ist: „Nugae in aliis sunt nugae, in sacerdotibus blasphemiae" (a. a. O. S. 103). — Auch die für die gegenwärtige Zeit wieder so wichtig gewordene Frage wird berührt, wie sich der Prediger den Tagesfragen und der Politik gegenüber zu verhalten habe, und dahin beantwortet: „Die Religion ist eine Sache für sich, etwas Besonderes. Sie umfaßt Alles, sie durchdringt Alles, aber sie ist nicht Alles. — Ein Baum, der seinen Schatten weit verbreiten soll, muß im Mittelpunkte seines Umkreises tief gewurzelt sein. Seine Zweige werden sich dann von selbst ausbreiten, und sein wolthätiger Schatten wird allen Angelegenheiten der Gesellschaft zu Gute kommen. Dieses gilt nun ganz besonders von der Politik, die ja auch in Vinet's Leben so tief und schmerzlich eingegriffen hatte, und es ist deshalb eine von ihm selbst erfahrene Wahrheit, wenn er sagt: „Indem die Religion Politik macht, hat sie die Politik genötigt, Religion zu machen; aber beide haben bei diesem Gewerbe an ihrem Verderben gearbeitet" (a. a. O. S. 119). Nur ungern gehen wir an den reichen und trefflichen Bemerkungen vorüber, welche Vinet über das häusliche Leben des Predigers, über die Erziehung im Pfarrhause und über den Segen bietet, der von demselben ausgeht, wenn es wirklich eine Hütte Gottes bei den Menschen ist, um uns zum Mittelpunkt der pfarramtlichen Thätigkeit, zum Dienste am Heiligtum, hinzuwenden. Er beklagt hier vor Allem, — und er hatte ja dazu noch mehr Veranlassung, als wir, — daß der Cultus der evangelischen Kirche zu vorwiegend nur im Worte bestehe, und die Mitwirkung der Gemeinde zu sehr zurücktrete. „Die religiösen Grundideen und Gefühle," sagt er, „verlangen einen Leib. Das Leben kann Symbole so wenig, als die Sprache Bilder entbehren; der Ritus ist ein Bild, eine Metapher, ausgedrückt in einer Handlung. Cultus ist Handlung, und Handlung steht dem Leben näher und gleicht ihm mehr, als das Wort." Darum tadelt er an unserem Cultus, daß er zu sehr als Glaubensbekentnis und Rede erscheine, und unsere Kirchen mehr Hörsälen als Tempeln Gottes glichen, und dringt darauf, daß demselben mehr Weite und Großartigkeit und eine größere Verschmelzung der religiösen Ideen verliehen werde. Jedenfalls dürfe die Predigt nicht der Gottesdienst sein, sie müsse eine Stelle im Cultus haben, ohne ihn zu verdrängen (a. a. O. S. 139 ff.). Von der Predigt selbst denkt Vinet sehr hoch. Es erscheint ihm als etwas Gewaltiges, ja als ein großes Mysterium, daß an eines Menschen Stimme (nicht Wort, denn das Wort ist Gottes) die Seele eines anderen Menschen und seine Seele hänge. Darum müsse auch der Prediger, so oft er an die Verwaltung dieses heiligen Amtes herantrete, sich freuen mit Zittern, sich eben so hoch gehoben, als tief gebeugt fühlen. Wegen der Macht, die der Predigt über das Menschenherz gegeben ist, erscheint sie Vinet nicht blos als Wort, sondern als That. „Die Predigt ist eine That, aber eine That des Innern, und ihre Wirkungen sind an den geistlichen Zustand des Predigers geknüpft. Nicht sowol durch das, was er sagt, als durch das,

was er ist, darf er sich schmeicheln, nicht in die Luft zu streichen (1 Kor. 9, 26). Darum muß auch die Vorbereitung nicht blos im Meditiren bestehen, sondern die Hauptsache bei der Vorbereitung ist, daß wir bitten um das, was wir reden sollen („das Gebet ist die Fundgrube der Wahrheit"), unser Herz reinigen, Alles von oben erwarten, uns mit dem Schwerte des Wortes Gottes waffnen und nicht auf das unsrige rechnen. Kurz, die Predigt ist ein göttliches Mysterium und eine menschliche That zugleich" (a. a. O. S. 158). Weil sie aber lezteres ist, darf auch die menschliche, mehr auf Seiten des Verstandes liegende Thätigkeit nicht vernachlässigt werden. „Gotteskraft verherlicht sich allerdings in unserer Schwachheit, aber nicht in einer willkürlichen, die darin besteht, daß man die Kräfte, die Er uns gab, verkleinert und einen Teil derselben unter den Kehricht wirft (a. a. O. S. 159). Auch in seiner Homiletik tritt Vinet mit aller Entschiedenheit der jezt weit verbreiteten und besonders in der französischen Schweiz von einzelnen der methodistischen Predigtweise huldigenden Predigern vertretenen Richtung entgegen, welche dem geistlichen Redner jede bewußte Kunst und Vorbereitung verbietet. Er zeigt ihnen, daß die Kunst keineswegs gegen die Natur sei, sondern vielmehr zur wahren Natur zurückführe; aber so, daß die Kunst der Wahrheit diene. „Wonach streben wir mittelst der Kunst?" fragt er, — „Etwas zur Wahrheit hinzuzufügen? Wir haben schon gesagt, daß sich zur Wahrheit nichts hinzufügen läßt. Alles, was man thun kann, ist dieses, daß man nach einander alle Schleier weghebt, die sie den Blicken des Menschen entziehen. Das ist der Zweck und die Wirkung der Beredtsamkeit" (Homil. S. 25). In Bezug auf die Form der Predigt verlangt Vinet vor Allem, daß sie das doppelte Gepräge des Stoffes und der Subjectivität des Redners an sich trage, sonst will er die freieste Bewegung, selbst in der Ausdehnung, daß es dem Prediger verstattet sei, auch ohne Text oder über zwei Texte zu predigen. Er selbst läßt den Text meist erst nach dem Thema kommen oder behandelt ihn nur in einem einzelnen Abschnitte der Predigt. Wir würden Vinet gewiß schweres Unrecht thun, wenn wir ihm dieser Anschauungen wegen irgend eine Geringschätzung gegen das Wort Gottes zum Vorwurfe machen wollten, — war es für ihn doch der erste Grundsaz, daß jede Predigt von Christo dem Gekreuzigten ausgehen oder bei Ihm anlangen müsse, — wol aber muß gesagt werden, daß sich sowol seine Theorie, als seine Praxis zu vorwiegend unter dem Einflusse der klassischen Rhetoriker und der klassisch gerichteten französischen Kanzelredner des 17. und 18. Jahrhunderts gebildet habe. Eine nähere Bekantschaft mit den auch der Form nach durch und durch biblischen Zeugen der Lutherischen Kirche würde da ein heilsames Correctiv gewesen sein. — Ist hier der Ort, Vinet selbst nicht blos als Pastoral-Theologen, sondern als ausübenden Prediger zu charakterisiren, so ist vor Allem auszusprechen, daß seine Wirksamkeit auf diesem Gebiete wenigstens dem Erfolge nach die bedeutendste in seinem Leben gewesen ist, und daß er gerade nach der Seite hin noch reichen Segen schafft. Edmond Scherer (Alex. Vinet, notice sur sa vie et ses écrits. Paris, 1853) sagt von ihm: „Wenn man ihn hörte, hatte man einen Mann vor sich, der die Kanzel bestieg, weil er etwas zu sagen hatte; man fühlte, daß, was er gab, sein Leben, er selbst war. . . . Da waren keine angelernte Dogmatik, keine gemachten Redensarten, kein religiöses Kauderwelsch, keine an einander genähten Bibelstellen, um die Leerheit des Gedankens zu verbergen. Alles zielte auf Erbauung; nichts verrieth die Selbstgefälligkeit des Predigers, der sich denken sieht oder reden hört; der Ton rührte und durchdrang, weil der, welcher redete, zuerst gerührt und durchdrungen war. Vinet riß mit sich fort, aber unvorsäzlich durch eine ganz religiöse und geistliche Gewalt; er entlockte Thränen, aber Thränen der Demütigung; man bewunderte, aber nicht den Redner, sondern den Geist Gottes und seine Macht" (a. a. O. S. 178). Es ist nun allerdings ein warmer Freund, aber keineswegs ein blinder Verehrer, der dem Meister dieses Zeugnis gibt, und wer Vinet's Reden gelesen hat, der hat Aehnliches empfunden, obgleich die Macht der volltönenden, herzbewegenden Stimme fehlte, die dem Worte Vinet's noch eine ganz besondere Gewalt über die Herzen der Hörer verliehen haben soll. Doch wir haben nicht einen Panegyrikus zu schreiben und deshalb etwas genauer auf die Sache einzugehen, wobei sich uns auch die Mängel der Vinet'schen Beredtsamkeit nicht entziehen werden. Vinet hat bekantlich nie als Prediger und Selsorger einer Gemeinde vorgestanden, sonst hätten seine Predigten notwendig eine andere Form und Färbung annehmen müssen. Ja der Ausdruck „Predigt" kann auf die wenigsten seiner geistlichen Vorträge angewandt werden, vielleicht nur auf die schon im Jahre 1831 erschienenen und schon öfter angezogenen Discours sur quelques sujets religieux, während er von den Nouveaux discours etc. selbst sagt: „Sie bieten hier und da einige Formen der Predigt dar, sind aber dennoch keine Predigten, keine ist gepredigt, beinahe keine mit Rücksicht auf die Kanzel geschrieben worden." Es hatte Vinet hier, wie bei seinen „Études évangéliques" teils seine akademischen Zuhörer, teils eine ideelle Gemeinde im Auge, die wir mit Hinblick auf die berühmten Schleiermacher'schen Reden über die Religion „die Gebildeten unter ihren Verächtern" nennen möchten. Es ist nämlich bei Vinet's Reden das apologetische Interesse überall das vorwiegende; denn wenn auch bei einzelnen mehr das ethische, bei anderen das contemplative Moment (wir möchten sagen: die mystische Versenkung in die Tiefen der evangelischen Wahrheit) sich stärker geltend macht, so geht doch Alles darauf, der Wahrheit den Sieg zu bereiten mitten unter ihren Feinden (Ps. 45, 6), und besonders dafür zu wirken, daß dem Herrn „die Selen zum Raube" werden (Jes. 53, 12). Der Weg aber, den Vinet einschlägt, ist nicht der, daß er den Zweifler durch historische Gründe oder durch logische Schlußfolgerung von der Aechtheit der biblischen Schriften und ihrer Glaubwürdigkeit, von der Wahrheit der Weissagungen und der Wunder zu überzeugen sucht, sondern er dringt unmittelbar aufs Herz ein: er erweis't, daß die Unwan-

delung des Menschenherzens und das neue Leben die großen Thatsachen seien, auf denen die Wahrheit des Evangeliums beruhe; denn „es ist unmöglich, daß eine Religion zu Gott führt, die nicht von Gott stamt, und eine Absurdität, anzunehmen, daß man durch eine Lüge wiedergeboren werden könne."

Vinet hat hier den Weg eingeschlagen, auf dem ihm Pascal vorangegangen war. Beide verteidigen das Evangelium wegen seiner Uebereinstimmung mit den ewigen Bedürfnissen des Menschen. Nur war für Pascal das Uebel, mit dem der Mensch behaftet ist, nur das Elend, nicht die Sünde mit ihren tragischen Elementen, die Angst, das Bedürfnis der Versöhnung, die Unfähigkeit, sich selbst zu beherschen, und die knechtische Furcht, welche die Liebe austreibt, ebenso war die Gabe Gottes unbestimt das Glück, die Paradiesesfreude; dagegen faßte Vinet die Sache tiefer, indem er die Göttlichkeit des Evangeliums in seiner wiedergebärenden Kraft fand. Dieses ist das Grundthema aller seiner Reden, und bei Behandlung desselben legt er eine bewunderungswürdige Kentnis des menschlichen Herzens an den Tag. „Er hat alle seine Regungen beobachtet und seine Geheimnisse belauscht, er kent seine Neigungen und Begierden, seinen Kampf und seine Unruhe, das unter dem Glanze menschlichen Ruhms und menschlichen Talents verborgene Elend, die unter allen Freuden des Menschen verborgene Verzweiflung, seine Schmerzen bei der Unwissenheit über sein Lebensziel und sein zukünftiges Los, seinen Durst nach Vervollkommung und seine Ohnmacht, ihn zu stillen, seine Sehnsucht, sich mit Gott zu versöhnen, und seine Rathlosigkeit, selbst sie zu vollbringen; und er versteht es mit der dreifachen Logik des Verstandes, des Herzens und Gewissens, diese Schmerzen, die sein teilnehmendes Gemüt mitempfindet, dem Zuhörer zu offenbaren und ihm zu zeigen, daß jene ungestillten Leiden und Wünsche ebenso viel Stimmen seien, die unbewußt dem Evangelium der Gnade entgegenrufen" (vergl. Schmidt über Vinet in Herzogs Encyclop. S. 814). Wo es also gilt, eine Weckstimme erklingen zu lassen und den Menschen zu nötigen, sich auf sich selbst zu besinnen, da ist Vinet mit seinem reichen Charisma ganz am Platze; weniger, wo es sich darum handelt, eine wach gewordene Sele weiter auf dem Felsengrunde des Wortes zu erbauen, den Gang der Offenbarung in der Reichgeschichte des alten und neuen Bundes darzulegen und den Glauben nicht auf Empfindungen und Erfahrungen zu stellen, sondern allein auf die treue Zusage des wahrhaftigen Gottes und deren Versiegelung im Sacrament. — Die Freunde Vinet's (vergl. Taillandier über Vinet in e. Art. der Revue des deux mondes, Tom. 49. 1864) beklagen es, daß er nicht berufen war, über das Leben Jesu von Renan ein Urteil zu fällen. „Das wäre ein Zeuge gewesen von einer zugleich christlichen und philosophischen Discussion. Welcher Streitende wäre ihm zu vergleichen in dem, was man eine göttliche Psychologie nennen könte. Er hätte den Streit in ein höheres Gebiet hinübergeführt, hätte ihn gereinigt von fremden Leidenschaften, und indem er das Herz des hingeopferten Gerechten hätte erscheinen lassen, hätte er die Zuversichtlichkeit aller Gegner erschüttert." Wir freuen uns dieses guten Vertrauens, können es uns aber nicht zu eigen machen. Es wäre immer nur der Subjectivismus des Glaubens gegen den des Unglaubens gestellt; aber Nebelbilder verschwinden nur vor der Macht der Geschichte.

Kehren wir nochmals zu Vinet's Pastoral-Theologie zurück, so tritt uns seine priesterliche Gesinnung besonders in dem entgegen, was er über die selsorgerische Thätigkeit oder über die pastorale Gemeindepflege gesagt hat. Es ist ihm dieses nicht blos ein Schmuck, eine erfreuliche Zugabe zum Predigeramt, sondern eine wesentliche Aufgabe desselben. „Der Prediger lehrt, der Selsorger erzieht; Jener wirkt auf die Massen, Dieser auf die Individuen; der Eine erbaut und versorgt die von selbst Kommenden, der Andere sucht auch die Nichtkommenden auf. Der Prediger darf sich nicht damit begnügen, seiner Heerde „ein liebliches Lied" zu sein von „schöner Stimme und gutem Klange" (Hesek. 33, 32); nur der ist ein guter Hirte, der mit seinem Heiland sagen kann: „Ich kenne meine Schafe und bin ihnen bekant" — und wiederum: „Ich will wiedersuchen das Verlorne und wiederbringen das Verscheuchte; das Verwundete will ich verbinden und das Schwache warten" (Joh. 10, 14 ... Hesek. 34, 16). Nicht Mangel an Neigung oder Mangel an Zeit, selbst nicht Mangel an Aufnahme dürfen uns abhalten, diese heiligste aller Pflichten auszuüben. „Ist es doch dem großen Erzhirten an uns selbst vielleicht nicht besser ergangen, als uns in seinem Dienste bei Anderen; gestehen wir es mit tiefer Beugung: nie werden sie uns schlechter aufnehmen, als wir Gott aufgenommen haben, und doch kam er „zu den Seinen", ohne zu fragen, ob Er Aufnahme finden würde (Joh. 1, 11). Ist denn der Knecht mehr, als sein Herr?" — In Bezug auf das Gebiet, über welches die pastorale Gemeindepflege sich zu erstrecken hat, finden wir bei Vinet die Anschauung, daß auch die Schulaufsicht einen selsorgerischen Charakter haben müsse, und wir adoptiren diesen Standpunkt mit Freuden. Das „Weide meine Schafe!" und „Weide meine Lämmer!" gehört wesentlich zusammen, und wer die Lämmer an seinen Busen getragen hat, darf auch gewiß sein, daß die Schafe seiner Stimme folgen werden. „Ohne Kirche keine Schule, aber auch ohne Schule keine Kirche." Das Erstere kann unseren modernen Volksbildnern, die zur Zeit sich ohne Kirche behelfen wollen und mit der Zeit gewiß auch den lieben Gott nicht mehr brauchen werden; das Leztere kann den Predigern nicht oft genug zugerufen werden, die bisher das Amt des Local-Schulinspectors nur als eine Last angesehen und als ein opus operatum geübt haben. — Wie sich übrigens Vinet die innigste Verbindung von Schule und Kirche bei der absoluten Lostrennung der lezteren vom Staate gedacht hat, ist nicht nachgewiesen. — Nächst der Schule hat die Selsorge die Familie zu umfassen, weil durch sie besonders der Weg zu den Individuen geht, und weil es gilt in unserer Zeit, wo so viele heilige Banden gelöst oder gelockert sind,

diese göttliche Institution als solche zu bekräftigen, zu weihen und zu stärken. Was aber der Selsorger eigentlich zu suchen hat, ist immer das Individuum, die einzelne Sele; auf sie steuert er hin, mittelbar in der Predigt, unmittelbar in der Selsorge." Hierin besteht seine erste Pflicht, die erste Form des Dienstes am Evangelium; die öffentliche Predigt dient nur zu ihrer Ergänzung." (So weit geht Vinet's Individualismus!) Nach diesem gibt Vinet eine Reihe der trefflichsten und vom tiefsten Verständnis des menschlichen Herzens und seiner Bedürfnisse zeugenden Rathschläge, wie die einzelnen Selen teils nach ihren Selenzuständen und Gemütsverfassungen, teils nach ihrer äußeren Lebenslage zu fassen, wie die entschieden Frommen zu fördern, die Einseitigen in die Harmonie des christlichen Lebens (die vollkommenen Maße des Alters Christi, Eph. 4, 13) einzuführen, die Aengstlichen zu trösten und zu stärken, die Neubekehrten vor falschem Eifer zu wahren, die Erweckten zu mahnen seien, ihren Beruf und ihre Erwählung festzumachen; wie es gelte den Kranken von der Not des Leibes auf die größere der Sele, und dann auf den großen Nothelfer für beide hinzuweisen, wie der Selsorger zugleich Diakon sein müsse, der natürliche Gesandte am Hofe der Reichen, wie der Reichen in den Hütten der Armen, und wie sich endlich an den Sterbebetten die ganze Macht der Liebe zu offenbaren habe, die stark ist wie der Tod und fest wie die Hölle.

(Schluß folgt.)

Noch einmal zur Sontagsfeier.

III. (Schluß.)

Wie durch solche Würdigung und Behandlung dieser wichtigen Bestandteile des evangelischen Gottesdienstes dieser selbst von Neuem gekräftigt und belebt und somit von ihm und von hier aus der Sontag seiner entsprechenden Weihe und Heiligung entgegengeführt werden muß, so steht eben dies auch in Aussicht auf Erfolg durch Einrichtung besonderer Gottesdienste, was mit kurzen Worten gleichsam wie in einem „Zusaz", weil es sonst auf ein anderes als das hier zu behandelnde Gebiet verwiesen werden dürfte, aufzuführen, wir nur schwer und ungern uns versagen möchten.

Es handelt sich hier nicht um Herstellung regelmäßiger besonderer Gottesdienste am Sontage neben den herkömlichen und bestehenden, auch nicht um sog. Vor- und Einleitungs-Gottesdienste auf den Sontag oder auf die hohen Feste — um Sonnabends- und Heiligabends-Vespern, sondern um vereinzelte besondere Gottesdienste, die aber dem christlichen und kirchlichen Bedürfnis und Gefühl ebenso entsprechend sind, wie sie zugleich

auch einen Impuls zur Erhöhung der Sontagsfeier und des Sontagslebens in sich tragen und verbürgen. Unseres Bedünkens und unserer Erfahrung nach betrifft das das Todtenfest, den Christ- und Sylvesterabend. Einmal, weil zu diesen Zeiten auch in denjenigen Gemeinden, die für das kirchliche Leben sonst an schweren socialen Uebeln leiden, die Macht des Wortes: „ich bitte dich, entschuldige mich," um ein gut Teil gebrochen ist; dann aber können diese außerordentlichen Andachten nur Abendgottesdienste sein, in denen erfahrungsmäßig eine besondere Einwirkung auf die Gemüter und ein unverkennbarer Segen liegt. Außerdem aber ist in diesen Gottesdiensten der freien Liebe sowie der Bethätigung für kirchliches Leben sowol der Gemeinde, dem kirchlichen Gemeinderathe, wie auch dem Prediger und Lehrer ein weites Gebiet eröffnet. Die Gemeinde muß freie Gelder geben, wenn diese Gottesdienste, zu deren Erleuchtung aus den Kirchenkassen Königl. Patronats Nichts bewilligt werden darf, bestehen sollen. Und daß sie reichlich und fröhlich gibt, ist doch ein Beweis, daß sie außerordentliche und freiwillige Gottesdienste nicht wieder verlieren will. Denselben hat der kirchliche Gemeinderath mit manchen Einrichtungen und Vorkehrungen erst Grund und Boden, sowie eine ansprechende äußere Form und weiteren Bestand zu verschaffen, und damit beweist er seine Liebe und Treue zur Sache und zu einem Teile seines Berufs. Lehrer und Schule haben namentlich an der Christvesper als einem fast ausschließlich liturgischen Gottesdienste einen bedeutenden Anteil zu nehmen — vom Pastor für alle diese Gottesdienste des Näheren hier einmal gar nicht zu reden. Neben dem Bande, das durch diese außerordentlichen Gottesdienste die Gemeinde selbst umschlingt, geht das andere daher, das sie an ihren Gott und Herrn zu binden sucht. Grade diese drei Gottesdienste müssen ihren ganzen geistlichen und kirchlichen Charakter — nach kraft dessen sie auf der einen Seite mächtig auffordern zur geistlichen Rechenschaft über eine doppelte Jahresfrist, wie andererseits ebensosehr auch in den Reichtum ewiger Gottesliebe ziehen wollen — wenn auch grade nicht sichtlich und sofort, jedenfalls mit innerer Notwendigkeit für das Sontagsleben mit förderlich werden und von Neuem Lust am Gottesdienst und seiner Predigt erwecken helfen.

Der größte Teil des Weges ist nunmehr durchschritten; vor uns liegt nur noch dasjenige Stück, das, wie Eingangs dieser Aufsätze bereits erwähnt worden ist, dem Sontag Nachmittag uns zuführen würde. Wir ziehen es aber vor, hiervon nicht mehr in diesem Artikel zu reden, sondern das Betreffende in einem kleinen Ganzen für sich unter der Aufschrift: „Der Sontag-Nachmittag" als Abschluß folgen zu lassen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 25. Juli. № 59.

Der religiöse Individualismus und seine Stellung zu den Hauptfragen unserer Zeit, dargestellt an Alex. Rudolph Vinet.

(Schluß.)

Aus dem Reichtum der gebotenen Winke heben wir nur zwei hervor, die wichtig scheinen, um einmal den Standpunkt, dann aber besonders das Herz Vinet's zu kennzeichnen. Das Eine geht auf das Tragen der „im Glauben Schwachen": „Sieh weniger auf das Wort, als auf die Vorstellungen, und weniger auf diese, als auf die Gesinnung! In ihr, in der Richtung des Herzens, besteht das eigentliche und wahre religiös-sittliche Leben. Wie viel Häresien des Kopfes finden ihre Berichtigung im Herzen! Und wiederum, wie viele Orthodoxe gibt es mit häretischem Herzen! Dort wird uns das Wort verweigert und die Sache gewährt; hier schlägt man uns die Sache ab und bewilligt uns dafür — das Wort." Das Andere ist eine gewaltige Mahnung, von einer verfinsterten und gebundenen Sele nicht zu lassen, bis der lezte Odemzug allem Werben und Ringen um sie, und allem Bitten und Flehen für sie ein Ziel sezt. „Gott allein kann wissen, ob eine solche Sele in Wahrheit todt ist. Du, der du es nicht weißt, kämpfe, rufe, ringe mit ihr, kämpfe ihren Kampf, vereinige dich mit ihrem Todeskampf. Sie müsse unter ihren lezten Aengsten fühlen, daß ihr zur Seite eine Sele lebt und ringt, die da glaubt, hofft und liebt. Deine Liebe sei ihr ein Abglanz und eine Offenbarung der Liebe Christi. Christus werde ihr durch dich gegenwärtig. Gib ihr eine Ahnung, einen Schimmer, einen Geschmack der göttlichen Barmherzigkeit. — Hoffe wider alles Hoffen, ringe mit Gott bis zum lezten Augenblick, die Stimme deines betenden Mundes, der Wiederhall der Worte Christi halle im Ohre und in den Träumen des Sterbenden wieder. Was in dieser inneren Welt vorgeht, wohin deine Augen nicht dringen, oder wie wunderbar die Ewigkeit an einer Minute, das Heil der Sele an einem Seufzer hangen kann, das weißt du nicht... So ermüde denn nicht; bete laut mit dem Sterbenden, bete leise für ihn; befiehl unaufhörlich seine Sele seinem Schöpfer; werde Priester, wenn du nicht mehr Prediger sein kanst. Dieses Fürbittenamt sei dein Anfang, Mittel und Ende!" —

Mit diesem herzbewegenden Wort sei unser Bericht über Vinet's literärische Thätigkeit geschlossen. Es hätten noch seine tiefgehenden Studien über den ihm geistig so nahe verwandten Blaise Pascal, seine Abhandlungen über philosophische und religiöse Moral, über Erziehung, Familie und Gesellschaft in Betracht gezogen werden können; aber das Gegebene scheint auszureichen, um Vinet's Stellung nicht blos zu den wichtigsten Fragen der Zeit, sondern auch zu dem, was not ist für die Ewigkeit darzulegen. Aber Eins können wir uns nicht versagen, noch einmal dafür zu zeugen, was er als Christ war. In seinen Reden sagt er einmal: „Gott ist der Sinn des Lebens, welches ohne Ihn keinen Sinn hat." Dieses hat sich in seinem Leben bewährt. Wie Wenige in unserer Zeit hat er Alles, was er war und hatte, in den Dienst seines Gottes gestellt. Gott war nicht blos Etwas, das Größeste und Herlichste, der Mittelpunkt in seinem Leben, sondern sein Eins und Alles. Er war in allem seinem Denken und Thun Gottes voll, gottselig. Und diese Gottseligkeit war nicht blos ein Versenken seines reichen Geistes in die Tiefen Gottes, ein lebendiges Zeugen von Ihm, ein Zungenreden von seiner Herlichkeit, sondern auch eine unermüdliche fröhliche Bethätigung seiner innigen Gottesliebe. Als er am 20. Januar 1846 seine geliebten Zöglinge zum lezten Male um sich versammelt hatte, um ihnen das priesterliche Gebet des Herrn (Joh. 17) auszulegen, da faßte ihn das Wort des Meisters mit wunderbarer Gewalt: „Ich habe dich verkläret auf Erden und vollendet das Werk, das du mir gegeben hast, das ich es thun soll" (Joh. 17, 4), und zu seinen jugendlichen Hörern gewandt, sagte er: „Möchten wir Alle uns mit Recht diese Worte aneignen und am Ende unseres Lebens im tiefsten Gefühl unserer Abhängigkeit zu dem Vater unseres Herrn Jesu Christi, der auch unser Vater ist, sagen dürfen: „Ich habe Dich verkläret ..." — Dieses Wort der treuesten Demut war gleichsam sein Vermächtnis an die Jugend, die zu seinen, oder vielmehr mit ihm zu des Meisters Füßen gesessen. Sein wenige Monate nachher (am 4. Mai 1846) erfolgendes Ende aber war ein solches, daß wir ihn getrost zu denen zählen können, von denen es heißt: „Welcher Ende schauet an und folgt ihrem Wandel nach." Die Worte, die von seinem Sterbelager zu uns herüberklingen, sind Bezeugungen der Liebe und Ausdrücke der tiefsten Demut. Die Kunde von den vielen herzlichen Fürbitten, die für ihn emporgesandt wurden, entlockten ihm nur das Wort: „Man kann kaum für ein unwürdigeres Geschöpf beten." Seine eigne Bitte an die Umstehenden war die um Verzeihung für alle Aergernisse, die er durch seine Unduldsamkeit und Unver-

tragsamkeit gegeben; sein lezter Auftrag an seinen Sohn, „er solle in der Liebe Jesu ausharren, da er ihn gefunden habe." Wie Jacob Philipp Spener ließ er sich zur Stärkung und Erquickung im lezten Kampfe das hohepriesterliche Gebet vorlesen. Bei den Worten: „Ich habe dich verkläret" sagte er: „Ich hatte geglaubt, Gott um Verlängerung meines Lebens bitten zu müssen, um Ihn noch mehr zu verklären, als ich bis jezt gethan." Sein lezтes Wort war: „Ich kann nicht mehr denken!"

Wir stehen am Abschluß eines bedeutenden Lebens, und es bleibt uns nur noch die Aufgabe, seine Bedeutung, aber auch seinen Mangel nachzuweisen. — Edmond Schérer, Vinet's Freund und Biograph, sagt von ihm: „Es steht mit der Religion Vinet's, wie mit einer geologischen Formation; die Erhebungen haben sich nicht gleichmäßig ausgebildet, aber das Central-Feuer war da, mächtig, unaustilgbar." Wer sollte in diesem Leben den Pulsschlag eines lebendigen Glaubens und der Liebe vermissen, an der der Herr die Seinen erkent, und wenn Vinet's eigenes Wort, wahr ist, daß „nur Leben Leben erzeugt, und daß die besten Argumente für das Christentum die Christen selbst sind" (Pastoralth. S. 233), so war er ein solch lebendiges Argument. Er hat nicht blos gewirkt durch das, was er gelehrt und geschrieben hat, sondern mehr noch durch das, was er war. Es war ihm zudem in einem ungewöhnlichen Maße die Gabe verliehen, das Menschenherz bis in die dunkelsten Falten hinein zu ergründen, seine Krankheit und sein Elend, aber auch sein oft unverstandenes Sehnen nach Erlösung nachzuweisen, und es ist gewiß sehr bezeichnend, wenn man seine Theologie eine „lebendige Psychologie" genant hat. Und neben der Selenkunde stand die Selenheilkunde. Wie er den Einen aus eigenster Erfahrung kante, der alle unsere Gebrechen heilt, so wußte er Ihn auch den Herzen nahe zu bringen. Sein Haupt-Charisma war aber das, daß er das rechte Wort hatte für die Gebildeten unserer Zeit. „Er hat das Leben seines Jahrhunderts gelebt als ein Mann, der seine höchsten Bildungsmomente in sich aufgenommen, und von dieser geistigen Höhe aus hat er die Sprache des Evangeliums geredet zur Welt, und die Sprache der Welt zur Kirche" (Edm. Schérer, Alex. Vinet S. 192). Wir lassen nur das Erste als ein Lob gelten; dieses aber gebührte ihm im vollsten Maße. Er war, wie nur Wenige, berufen, die Höhen der Menschheit mit dem Lichte des Evangeliums zu umleuchten, und da nicht blos in seinen theologischen und ascetischen Schriften, sondern in Allem, was er dachte und schrieb, das Christentum den eigentlichen Zweck und Inhalt bildete, so hat er auf diese Weise Vielen das Wort vom Kreuze nahe gebracht, die es ohne ihn vielleicht niemals in einer ihnen angemessenen Weise gehört hätten, und die nur auf diesem Wege erreicht werden konten. Was seinem Wort eine so große Macht über die Herzen verlieh war das, daß er keine Lehre, keine Theorie, kein System, sondern den lebendigen Heiland verkündete, dessen versöhnende Liebesmacht er selbst an seinem Herzen erfahren, daß er von einer großen Thatsache zeugte, die seinem eigenen Leben eine neue Gestalt gegeben hatte. Aber seine Stärke, sein Individualismus war zugleich die Schwäche und der Mangel seines Lebens und Wirkens. Wir sind nicht gesonnen, dem Individualismus sein Recht und seine Bedeutung abzusprechen. Er will die Thatsachen des Heils nicht als Lehrpunkte stehen lassen, sondern dringt auf persönliche Aneignung des Heils, und als solcher ist er stets eine große Lebensmacht in der Kirche gewesen und hat im Mittelalter der tieferen Mystik ihre Bedeutung verliehen gegenüber dem kalten Scholasticismus und nach der Reformation dem Pietismus gegenüber der starren Orthodoxie; aber so groß die Bedeutung, so groß die mit ihm verbundene Gefahr. Um diese nachzuweisen, ist es zweckmäßig, mit von der Goltz (a. a. O. S. 469) eine dreifache Gestaltung des individualistischen Princips anzunehmen in Bezug auf das *christliche Leben*, auf die *kirchlichen Formen* und auf die *theologische Wissenschaft*. — Der persönliche Individualismus sagt mit Vinet: „das Herz, die Anschauung, das Gewissen sich eins wissend mit der religiösen Wahrheit, das sind die ersten Principien. Die Wahrheit trägt ihre überzeugende Kraft in sich selbst; sie überzeugt, wo sie sich zeigt, und das Herz ist der Spiegel der Wahrheit. Die Religion beruhet nur in dem unmittelbaren Verhältnis zu Gott; und nur wo dieses Verhältnis ist, da ist die herliche Freiheit der Kinder Gottes." Das Herz? — Wir lassen ihm sein Recht, wenn es der Herr aus Gnaden neu, fest und gewiß gemacht hat. Aber wie kann das Herz, dessen Stand gänzlich abhängig ist von der Gnade, ein Maß sein für die Wirkungen derselben, wie kann der Frieden und die Seligkeit ruhen auf seinen wechselnden Empfindungen, wie kann die „zu jeder Stunde zu Selbstanklagen und Glaubensversicherungen gleich fertige Sentimentalität an die Stelle der Entschiedenheit treten, mit der die apostolischen Christen sich in Buße unter die Objectivität des göttlichen Willens beugten und ihre Freudigkeit allein in dem Evangelio der Gnade fanden." (Goltz a. a. O. S. 470.) Nicht minder bedenklich ist der Individualismus auf kirchlichem Gebiete. Allerdings gilt es hier unbedingt festzuhalten an dem apostolischen: „Werdet nicht der Menschen Knechte, denn ihr seid theuer erkauft" (1 Cor. 7, 23); allerdings wurzelt die Kraft des Gemeindelebens in dem individuellen Leben seiner Glieder, und nicht Aemter und Ordnungen, sondern Personen sind die Träger und Bewahrer des Geistes, der lebendig macht. Wenn aber Edm. Schérer (Alex. Vinet S. 198) sagt: „Was man Individualismus, Subjectivismus und Spiritualismus nent, das Princip Vinet's, ist das protestantische Princip", so hat er damit nur das *eine* Moment der Reformation ausgesprochen, das andere aber, das „So steht es geschrieben"; das Stehen auf dem Felsengrunde des geschriebenen Worts steht demselben mindestens mit gleicher Berechtigung an der Seite. Wie weit waren Luther und Calvin davon entfernt, ihr subjectives Glaubensleben jemals als Norm und Maß dessen anzusehen, was in der Kirche Geltung haben sollte. Wie hat sich namentlich Luther, dieser Träger eines so reichen Glaubenslebens, mit all seinen Ansichten und Stimmungen unter die Macht des Worts gebeugt, das ihm „zu stark" war. Des-

halb mußte auch Schérer seinen Freund gleich darauf zu einem neuen Reformator machen, indem er fortfährt: „Vinet's Schriften bezeichnen eine durchgreifende Entwickelung (une évolution capitale, besser révolution) in dem französischen Protestantismus. Wenn die Reformation darin bestand, die Religion von Allem zu befreien, was in ihr nicht religiös war, so kann man sagen, daß Vinet eine Reformation in der Reformation bewirkt habe, indem er sie von zahlreichen Elementen befreite, die sie noch bewahrt hatte, obgleich sie dieselben nicht assimilirt hat, noch assimiliren konte." Und diese Elemente wären? Nicht blos die falsche Stellung zum Staate, nicht blos die äußeren Formen und Ordnungen, sondern auch das Bekentnis und (bei Vinet's Schülern wenigstens) das normative Ansehen der Schrift. — Das individualistische Princip Vinet's und seiner Freunde hat seinen Mangel besonders darin, daß jedes Glied der Gemeinde eine — man möchte sagen — isolirte, private Gemeinschaft mit dem Haupte haben solle, ohne alle Beziehung zu dem übrigen Leibe, „der Fülle dessen, der Alles in Allem erfüllt" (Eph. 1, 23), und dennoch hat das: „qui non ecclesiam matrem, non habet deum patrem", „wer die Kirche nicht zur Mutter, hat Gott nicht zum Vater", auch auf dem Standpunkte unserer Kirche ihr Recht. Darum geschieht Vinet nicht zu viel, wenn ihm René Taillandier zuruft: „Siehst du nicht den Ausgangspunkt, wohin deine Theorie des individuellen Christentums führt? Von Nüançe zu Nüançe, von Trennung zu Trennung, bis das Individuum zulezt damit endet, daß es sich mit sich selbst allein findet, und indem ein Jeder eine Kirche bildet auf eigne Rechnung, es keine Kirche mehr gibt." Man könte dagegen sagen, daß ja auch Vinet und die Seinen eine Gemeinde wollen, und zwar nicht, wie bei der Staatskirche, eine äußerliche, nur durch Formen und Formeln zusammengehaltene, sondern eine lebendige, indem sich die erweckten Gläubigen in freier Liebe zusammenschließen; aber wir haben zu entgegnen, daß das nicht die Weise des Organismus ist, daß sich das Glied mit dem Gliede zusammenfindet, sondern daß sich das Haupt durch den Leib die Glieder heranbildet; auch zeigt die Geschichte, daß solche Kirchen der Erweckten sich nur in separatistischer Form organisiren können und den Keim fortgesezter Spaltung in Secten und Sectlein in sich tragen.

Am gefährlichsten ist die Anwendung des individualistischen Princips in der Anwendung auf die theologische Wissenschaft, auf die Frage, welches die Summe der Heilswahrheit sei. Hier gibt es zwei Stufen des Individualismus. Zuerst wird das Herz, das Gewissen als Maß dessen angesehen, was wesentliche Glaubenswahrheit sei. Der schöne Gedanke: „Si la religion est faite pour nous, nous aussi sommes faits pour elle", das testimonium internum: „die Thatsachen der Offenbarung sind wahr, weil sie mit den innersten Bedürfnissen des Menschenherzens zusammenstimmen", wird sehr bald zu einem quatenus, in wie fern. Von da aber ist nur noch ein Schritt bis zum nakten rationalistischen Standpunkte, wo man die Individualität zur Quelle religiöser Wahrheit macht, d. h. „die Creatur und den Himmel zur Erde, und die Fülle der göttlichen Reichshaushaltung in den symbolischen Ausdruck einer unbestimten Empfindung auflöst" (Goltz a. a. O. S. 471). Edm. Schérer weist treffend nach, daß Vinet die ersten Schritte auf dieser abschüssigen Bahn gethan hat, während es seinen Schülern vorbehalten blieb, die übrigen hinzuzufügen. Er sagt: „Die Apologeten, welche die Wahrheit des Evangeliums aus seiner Uebereinstimmung mit der menschlichen Sele erweisen, wissen nicht recht, was sie thun. Sie verlegen das Criterium und das Maß der religiösen Wahrheit ins Gewissen; diese Rolle aber dem Gewissen beilegen heißt gestatten, daß man Alles, was sich in einem religiösen System nicht mit demselben in Beziehung setzen läßt, als ein unwesentliches Nebenwerk (comme hors d'oeuvre) ansehe... Wo bleibt da die metaphysische Theologie von Nicäa? wo das Priestertum und das Sacrament? wo die Inspirationstheorie des 17. Jahrhunderts? (wir könten noch gar viele: „Wo bleibt?" hinzufügen). Vinet selbst hat allerdings die Consequenzen nicht gezogen, die seine Theologie in sich enthielt, ja man meint, er hätte sie desavouirt, wenn er lange genug gelebt hätte, um ihre Entfaltung wahrzunehmen. Möglich; aber ebenso gewiß ist es, daß in dem Zerstörungsproceß, der einige Zeit nachher stattfand, die Arbeiter nichts gethan haben, als den Linien zu folgen, die von Vinet's Hand gezogen waren." (Edm. Schérer a. a. O. S. 199.) Die nächsten Schüler Vinet's glaubten allerdings noch das Meiste von der biblischen Offenbarung festhalten zu können, aber ihr Princip war ihnen zu mächtig. Einmal auf die schiefe Ebene gestellt, schritten wenigstens Einzelne unter ihnen von Negation zu Negation, bis endlich so ziemlich tabula rasa gemacht war. Der bedeutendste unter denen, an welchen sich der ganze Proceß vollzogen hat, ist derselbe Edm. Schérer, der die Consequenzen des Individualismus uns so klar vorgeführt hat. Ausgehend von dem Satze, daß das Evangelium nicht in einer schriftlichen Offenbarung bestehe, gelangte er bald zu dem zweiten, daß die Bibel nicht eine Autorität sei, sondern als Denkmal des Urchristentums nur ein wertvoller Schaz; endlich vernehmen wir aus seinem Munde das Urteil: „Die Erweckung ist durch die theologische Bagage und die Lüge, die sie verbirgt, nur aufgehalten; der Biblicismus ist eine Plage für die Kirche, und die Frömmigkeit verliert nichts, wenn sie die kabbalistische Bauchrednerei mit dem edlen Ton menschlicher Stimme vertauscht." Das ist die bittere Frucht davon, wenn, wie Herder singt, „diese Erdschwalbe (der Mensch) am Himmel nisten" und die Höhen und Tiefen Gottes nach seinem beschränkten Gesichtskreis messen will (Jes. 40, 12 f.). Es gibt in dem Reichtum der Weisheit und Erkentnis Gottes, der in der Schrift niedergelegt ist, Geheimnisse, für die auch das größeste Menschenherz noch zu eng ist, und deren „psychologische Wirkungen" sich darum nicht nachweisen lassen.

Wollen wir aber Vinet nicht unrecht thun, und das Wort

in seinem vollen Umfange auf ihn anwenden: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen", so haben wir neben den Fortbildnern seines Princips noch eine andere Jüngerschaft nachzuweisen, die durch sein reiches Glaubensleben und dessen Bezeugung Erweckten. Durch Gottes Gnade weht in der unter Vinet's Einwirkung entstandenen freien Kirche, besonders in der Gemeinde, die sich in Genf um das Oratoire und die Pélisserie gesammelt hat, der Geist eines wenigstens in der Hauptsache gesunden und fröhlichen Glaubenslebens, welches seinen Ausdruck auch in einem köstlichen Bekentnis gefunden hat. Darum hat auch das Oratoire Edmond Schérer mit seinem Anhang ausgeschieden und ihn den trostlosen Weg seines Scepticismus allein gehen lassen.

Fragen wir zum Schluß, was Vinet der christlichen Gemeinde auch jezt noch sein könne, so müssen wir antworten: „Troz seiner sehr großen Mängel doch immer viel. Suchen wir ein Herz, welches, wie wenige, in einem starken und lebendigen Glauben geschlagen hat und in ächt christlicher Lindigkeit und Leutseligkeit überströmte, suchen wir eine Sprache heiliger Begeisterung, die bis ins Mark des Lebens eindringt, eine geistige Durchbildung, die auf der Höhe der Zeit stehend, sich unter die Geheimnisse des ewigen Lebens beugt, suchen wir endlich eine Opferfreudigkeit, die, wie sie Amt und einen ehrenvollen Wirkungskreis gelassen hat, auch das Leben gelassen haben würde: wir finden es bei Alexander Vinet. Er ist eine Weckstimme für die Schlafenden (man denke an seine köstliche Rede: „das dreifache Erwachen"). Wer aber nicht blos erweckt, sondern auf dem Grunde eines festen Bekentnisses erbaut und durch treue Schriftauslegung in die Tiefen des Wortes eingeführt werden will, wem daran liegt, das volle Glaubenserbe der Väter anzutreten und mit den Zeugen aller Jahrhunderte zusammen zu bekennen, wer erkant hat, daß Gott nicht blos nach seiner Gnade, sondern auch nach seiner Weisheit und Erkentnis unendlich größer ist, als unser Herz, und daß darum auch sein Wort Geheimnisse hat, die auch dem erleuchtetsten Geist noch verschlossen bleiben, und darum auch von unserem Herzen und Gewissen noch nicht völlig mitbezeugt werden können: der muß sich für den weiteren Weg noch einen anderen Führer wählen, der ihn festere und gewissere Tritte thun lehrt. Der Individualismus Vinet's und seiner besten Schüler hat seine Bedeutung, und es ist das entschiedene Hervorheben des persönlichen Glaubenslebens als ein Fortschritt anzusehen, aber der volle Segen dieser Theologie der Erweckung wird sich erst dann offenbaren, wenn sie sich mit der heilsgeschichtlichen Auffassung des Christentums zusammenschließt.

Der Materialismus.

III.

Es pflegt wol so zu gehen, daß der Schüler, welcher auf den niedrigsten Unterrichtsstufen in Anschauung und Wissen Lücken gelassen hat, je höher hinauf er steigt, immer mehr unter dem Defecte leiden muß und immer untüchtiger wird, den gesteigerten Anforderungen gerecht zu werden. Hat denn der Materialismus in Beantwortung der Fragen nach den elementaren Bestandteilen des Universums, nach Kraft, Stoff, Bewegung eine artige Summe von Fragezeichen und Gedankenstrichen produzirt, wie soll's werden, wenn er herantritt an den Factor des organischen Lebens, jener stetigen und doch in lebendiger Mannigfaltigkeit dahinfließenden Kette von Erscheinungen, welche das ganze Schöpfungsgebiet umspant? Nun ja, er tritt auch an das Leben in seiner Doppelgestalt als eines animalisch-vegetativen und psychischen Lebens heran und gibt physiologische und psychologische Aufschlüsse, denen wir prüfend nachgehen wollen. „Die Teile habt ihr in der Hand, fehlt leider nur das geistge Band!" Analyse muß die Hauptstärke aller Atomistik sein und unabläßig hat Mikroskop und Messer gearbeitet an der Section des Lebendigen; aber die zerpflückte und verdorrte Rose ist nicht mehr die Rose, es fehlen ihr die charakteristischen Merkmale ihrer Existenz: Farbe, Duft, Gestalt, und keine Synthese hat bis jezt auch nur annäherungsweise das Medium gefunden, welches ein Zerlegtes in integrum restituiren könte. Ja die Sucht, „mikroskopisch" zu denken, hat den Begriff des Organischen fast ganz über Bord fallen lassen und schreit den gewöhnlichen Begriff desselbigen für ein Phänomen, eine Gespenstererscheinung aus. Dies geschieht indessen nur von Seiten der Epigonen; die wahrhaft großen Forscher leben im Leben — der organische Begriff ist ihnen Grund und Trieb, auch Ziel und Zweck des Suchens. Auch macht das warme Herz klare Köpfe — diese Leute vermögen es doch, auch für außerhalb Stehende zu definiren, um was es sich bei ihrer Wissenschaft handelt. „Die organischen Körper, sagt Johannes Müller, unterscheiden sich nicht blos von den unorganischen durch die Art ihrer Zusammensetzung aus Elementen, sondern die beständige Thätigkeit, welche in der lebenden organischen Materie wirkt, schafft auch in den Gesetzen eines vernünftigen Plans mit Zweckmäßigkeit, indem die Teile zum Zweck eines Ganzen angeordnet werden, und dies ist gerade, was den Organismus auszeichnet (Physiolog. Prolegomena, 1. 17)." Und wenn Cuvier sich anheischig macht, aus einem einzelnen Knochen das Thier, dem der Knochen angehörte, zu komponiren, so kann er diese Behauptung nur wagen vermöge seines Glaubens an einen leitenden Faden, der durch die Formation des Thieres hindurchgeht und dem er, weil solche Anlage auf Zweckbegriffen ruht, denkend nahe zu treten vermag. (Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 28. Juli. № 60.

Aus ungedruckten Briefen an einen jungen Theologen.

Zehnter Brief.

W. d. 28. Jan. 66.

Wenn wir, mein l. H., nur darauf sehen wollten, wie das schleichende Uebel, das Flucherbe der modernen Wissenschaft, und schon dessen erstes Stück, das wir jezt betrachten, die wüste Vermischung der Principien heutzutage an Schleiermacher sich erholt und zwar in weiter, fast die ganze evangelische Theologie durchdringender Verzweigung, dann könten die Freunde dieses Unvergeßlichen, — Du weißt, was er mir geworden ist, — fast irre daran werden, ob er überhaupt der Kirche zum Segen gedient habe. Aber welchen Gottessegen könten Menschen sich nicht in Fluch verwandeln! Verwandeln sie sich doch den Ewiggesegneten und Segnenden, den Schönsten unter den Menschenkindern, zu einem Fluche, der in die unterste Hölle hinunterbrent.

Ich glaube, wir stehen, wenn wir Schleiermachers Lebensgang überblicken und die Zeit, die er durchschritt, vor einem sonderlichen Wunder göttlicher Menschenführung. Schleiermacher ist in die Gemeinschaft der Christo feindlichsten Zeitirrtümer gerathen, aber mit dem Stachel des in der Kindheit empfangenen Erlöserbildes, der ihn selbst bewahrte, und der Tausende bereitet hat für den gnädigen Rath Gottes, seinen Sohn wieder in Vieler Herzen zu offenbaren. Die nun in diese Gedanken Gottes sich leiten ließen, ihnen ist Schleiermacher ein Mann des Segens geworden. Die an seinem schweren zeitlichen Irren haften geblieben sind, denen ward er und wird er noch zur Schlinge des Verderbens.

Dies Doppelwesen Schleiermachers erschwert es Euch Jünglingen, dem er schon ferner gerückt ist, so sehr, ihn richtig zu beurteilen. Es hat ja zur Folge, daß die frechsten Feinde der Kirche, wie die gesegnetsten Zeugen der Wahrheit ihn den Ihrigen nennen.

Als Faden durch dies Irrsal, — über das Du als Theologe zur Klarheit kommen mußt, — kanst Du, glaube ich, das Folgende festhalten.

Ein Mann des gewaltigsten Ringens nach Wahrheit hat Schleiermacher in einer Zeit des weiten Abfalls von Religion und Christentum ein kräftiges Signal zur Rückkehr gegeben. Im tiefen Gefühl der Erlösungsbedürftigkeit hat er die Herlichkeit des persönlichen Bandes mit dem Erlöser, dem er je länger je mehr sich wieder hingab, gepriesen und als einen Zukunftskeim in viele Gemüter gelegt. Auch dieser Keim sollte zu einem evangelisch-kirchlichen Leben wieder mitwirken. Das nent man freilich keine Kirchenreformation, sondern eine Anregung, die verlornen Kirche wieder zu suchen.

Aber wie er selbst gefangen war von dem pantheistischen Grundirrtume der modernen Wissenschaft und von dem trunknen Wissenschaftscultus, wie er den Begriff der modernen Wissenschaft, der Construction a priori, d. h. aus abstrakten Grundannahmen, in die Theologie einführen half, so hat er alle die, die nicht Ernst machten mit der Erlösungsbedürftigkeit, die nicht zu tieferem Erfahren der Sünde fortdrangen, in dieselben schweren Zeitirrtümer nur tiefer befestigt. Diese haben ihn misbraucht für ihr wissenschaftliches Schwelgen. Und durch sie stärkt der mißbrauchte Schleiermacher noch heute in vielgestaltiger Aftertheologie das Flucherbe der modernen Wissenschaft.

Das fällt demjenigen schwer zu tragen, dem sein Bild auf der Kanzel der Dreifaltigkeitskirche, wenn gegen das Ende der Predigt seine Stimme bewegter, seine Augen feucht wurden im Preise des Erlösers, sich eingeprägt hat. Ich habe Dir wol Manches mitgeteilt von dem Eindrucke, den die persönliche Berührung mit ihm, und den jede seiner Schriften der Reihe nach auf mich machten. Wir kamen dann bei der Frage nach der wahren Bedeutung Schleiermachers für die evangelische Theologie darin überein, daß unter den zahllosen Versuchen, diese Bedeutung festzustellen, der von Stahl in seinen „Fundamenten christlicher Philosopie“ der besonnenste und treffendste ist. Dabei wird es verbleiben, vielleicht nur mit der Einschränkung, daß der edle Stahl doch viel zu milde die Aergernisse, die schweren Hemnisse beurteilt, welche in Schleiermachers pantheistischem Gottesbegriff für die raschere Selbstbesinnung der Theologie und für ihr freies Wiedererwachsen aus ihrem wahren Princip lagen.

Hiernach steht es fest, daß nicht blos diese oder jene Heterodoxie Schleiermachers, sondern die Gesamtstellung seiner Theologie — in Princip und Methode — samt allen Hauptresultaten seiner Dogmatik und seiner Kritik von der Kirche zurückzuweisen ist, daß sie von der gesunden Theologie mit Recht als veraltete schon dahintergelassen worden sind.

Wenn dennoch Euch Jünglingen von „gläubigen“ Professoren noch heute in die Feder dictirt wird in Betreff irgend einer

evangelischen Fundamentallehre: „Wir eignen uns für dieses Dogma die Fassung Schleiermachers an", — betreffe es nun Gottes Verhältnis zur Welt oder die Person Christi, oder den heiligen Geist, oder die Versöhnung, die Rechtfertigung ꝛc.: so ist das die *krasseste Repristination*, welche die Fortschrittstheologie begehen kann, bei weitem krasser, als wenn man unbesehen ein Stück der „alten Dogmatiker" sich aneignet. Diese Theologie beweist dann, daß sie in spissis tenebris über Schleiermacher und über Dogmatik sich befindet. Denn Dogmatik ist keine Flickarbeit, die mit einzelnen Sätzen aus einem dogmatischen „Unicum", einem dogmatischen Monolog jener *suchenden* Zeit — und das ist Schleiermachers Dogmatik, wenn auch ein genialer Versuch voll fruchtbarster Anregung — besezt werden könte. Sondern sie ist ein einheitliches Wachstum aus der Vollkraft der ungeschmälerten Offenbarungsweisheit, wie sich dieselbe dem Glauben der bekennenden Kirche bis dahin erfahrungsmäßig kundgethan und bewährt hat.

Wem aber die Dogmatik lediglich die Beschreibung frommer Gemütszustände ist, und zwar so, daß er sie nicht aus der *wirklichen* christlichen Erfahrung, sondern aus den zwei ganz abstrakten Formeln des Abhängigkeits- und Erlösungsgefühles entspint, wer alle kirchliche Objectivität, Wort Gottes und Bekentnis der Kirche unter das Apriori solcher Abstraktionen zwängt und es nach seinem subjectivsten Erlösungsbedürfnis zumißt, — wem endlich dies Alles von pantheistischer Weltanschauung bestimt und durchkränkelt bleibt: — der konte wol einen mächtigen Stoß geben zum Suchen und Wiederfinden des Zusammenhanges mit der geschichtlichen Wahrheit, aber er konte *nicht eine einzige Fassung finden*, die ihr gerecht würde. Wo man gegen diesen Thatbestand und gegen den wahren *Fortschritt* zur verlornen Wahrheit sich steift, wo man Schleiermachers *alles* bei ihm bestimmende Grundirrtümer aus dem Auge lassend emphatisch den freien Geist Schleiermachers heraufbeschwört, als Anwald aller beliebigen Dogmenfabrikation, da ist man nicht verständiger Schüler, sondern ein Menschenknecht. Da hat man sich die edle Gottesgabe, welche der Kirche als bleibendes Segenserbe zugedacht war, selbst verdorben und ins Gegenteil gewendet. Dies Bleibende, — wenn seiner dogmatischen „Fassungen" kaum mehr gedacht werden wird, — ist das große Vorbild Schleiermachers zu rastlosem, bis ans Ende jugendlich frisch bleibendem Ringen nach persönlicher Aneignung und Gestaltung der Wahrheit.

Wie veraltet und unbrauchbar die dogmatische Begriffsbildung Schleiermachers für eine Theologie sein muß, die unter Gottes Züchtigungen ihrer Herkunft sich wieder bewußt geworden ist, die wieder hat Ernst machen lernen mit der Offenbarung, das wird Dir bald in die Augen springen, wenn Du nach dem wirklichen Principe der Theologie Schleiermachers frägst. Du betrifft ihn in derselben Vermischung, d. h. in derselben Ueberhebung der Vernunft über die Offenbarung, welche durch die *Hegelsche* Trugspekulation in die Theologie eingedrungen ist.

So schroff er dieser gegenüber steht in der Auffassung der Religion, indem er diese nicht als eine geringere Stufe des Bewußtseins der Philosophie unterordnet, und so entschieden er die Philosophie aus der Theologie verweist, so steht er doch in derselben pantheistischen Anschauung der Zeit. Und es versteht sich, daß für diese sowol das Verständnis der Sünde und Schuld mit ihren verfinsternden Folgen, als die Annahme *wirklicher*, auf die Sünde zielender Rathschlüsse und Thaten eines *persönlichen* Gottes unmöglich ist. Vernunft und Offenbarung fallen notwendig zusammen, und die Menschheit bleibt, *troz aller Versicherung einer Neuschöpfung*, an ihre eigne Kraftentwicklung verwiesen.

In Sätzen, wie den folgenden, siehst Du der Schleiermacherschen Theologie auf den Grund, d. h. klar hinein in ihr Princip: „Christus ist nur eine Wirkung der unserer Natur als Gattung einwohnenden Entwicklungskraft." — „In der menschlichen Natur ist schon auf gewisse Weise das gesezt, was durch den göttlichen Geist hervorgebracht wird." — „Der göttliche Geist kann nur als die höchste Steigerung der menschlichen Vernunft gedacht werden." (Gl.-Lehre I. S. 89. 92.) Christus ist also nicht übermenschlich, d. i. nicht „übernatürlich", nicht „übervernünftig", sondern er ist der Erweis der höchstgesteigerten menschlichen Natur.

Wo ist nun aber diese Natur oder Gattungsidee, die den Erlöser hervorbringt? Etwa in dem ewigen Sohn, der als Princip und Haupt der Menschheit vorweltlich beim Vater war? *Einen solchen Sohn kent Schleiermacher nicht.* Sie ist eine Fiktion, ein Nichts, und es kömt doch nur auf das wunderlichste aller Wunder hinaus, daß die empirische Menschheit ihre eigene Erlöserin ist; denn aus ihr soll auf dem *natürlichen* Wege der sündlose Mensch hervorgegangen sein.

Mit solchem lediglich menschlichem Principe wäre nun Schleiermachers Theologie gar keine christliche. Dennoch ist sie es, und zwar eben kraft der glücklichen Inconsequenz, daß sie einen wirklichen, einen geschichtlichen Erlöser lehrt, daß sie diesen historischen Christus, den Menschen des vollkommenen Gottesbewußtseins zum Mittelpunkte hat. Sie hat ihn durch einen Glaubensakt, sie demonstrirt ihn nicht, sondern sie nimt ihn erfahrungsmäßig aus unmittelbarer Gewißheit durch Wirkung des Gemeindegeistes an.

Aber freilich statt nun dieses Wunder, diese sogenante zweite Schöpfung, diese Erscheinung des vollkommenen Menschen zur alleinigen Erzeugerin, zum herschenden Principe der Theologie zu machen, statt die sündige Vernunft unter dieses Christi und seiner Apostel Offenbarungszeugnis zu stellen, so geht thatsächlich diese Würde auf die Vernunft zurück. Denn diese frägt nur, was ist nötig zur Erlösung, d. h. zur Leichtigkeit und Stetigkeit der frommen Erregungen, zur Befreiung der Gebundenheit des Abhängigkeitsgefühles? Aus diesem abstrakten Satze leitet er alles ab, bestimt er, was dogmatischen Gehalt habe und was nicht.

Und was war nun alles nicht nötig! Was mußte über diese Klinge des Subjects springen! Was blieb noch übrig von dem apostolischen Glaubensbekentnis? Im Grunde genommen Nichts! — Aber es blieben große bedeutungsvolle Widersprüche.

„Nicht aus dem Zustande der allgemeinen Sündhaftigkeit stamt Christus her", und doch aus der „der menschlichen Natur als Gattung einwohnenden Kraft", die ein non ens ist. Nicht übernatürlich ist er erzeugt, und doch ist er der urbildliche Mensch. Auf Offenbarung soll das Christentum beruhen, nämlich auf der dem Christentume zu Grunde liegenden Thatsache des erschienenen Urbildsmenschen, „die nicht selbst wieder aus dem geschichtlichen Zusammenhange zu begreifen sei." Und dennoch explicirt sich in dieser Thatsache nur die Gattungsvernunft, und das dogmatische Subject macht thatsächlich diese Offenbarung menschlich-vernünftig, indem es alles das von der Ueberlieferung ausscheidet, was es nicht für erforderlich hält für den Proceß des Einswerdens der Menschheit mit der in Christo erschienenen Vernunft.

In diesem Einsgewordensein soll dann das, was der göttliche Geist wirkt, und was die menschliche Vernunft wirkt in demselben Individuum, nicht mehr unterschieden werden können.

Das waren unerträgliche Dinge, die gebieterisch Lösung forderten. Das Specifische des Christentums schien zwar gerettet, der Begriff der Erlösung durch göttliche That. Und dennoch war das nicht die biblisch-kirchliche Erlösung. Es war nur das biblische Wort mit durchaus anderem, diesem großen Manne eigens angehörendem Sinne.

Unter der skeptischen Auflösung des ganzen kirchlichen Erfahrungssystems lag nun aber ein kostbarer energischer Lebenskeim verborgen, und war durch Schleiermacher wiedergewonnen, nämlich der als „erfahrungsmäßig" (d. i. nach seinem Ausdrucke als „übervernünftig") anzunehmende Urbildsmensch mit vollkommenem Sein Gottes in ihm.

Was sollte aus diesem edlen Keim werden? Wie sollte der in ihm verborgene Widerspruch gelöst werden?

Entweder mußte der Idealmensch ein ehrliches Erzeugnis der sündigen Gattung, d. h. ein Sünder, oder er mußte der Christus der Bibel werden, der Fleisch gewordene ewige Sohn, wahrer Gott und wahrer Mensch, übernatürlich empfangen vom h. Geiste.

Oder es könte zwischen beiden Entscheidungen hin und her gelaufen und nach einem Dritten gesucht werden. Denn an einem juste milieu, das weder ja noch nein sagen will, wird es in keiner großen Enscheidungsfrage je fehlen.

So geschah es. Die Entschiedenen, die den Sohn Gottes und Sünderheiland der Kirche für ihre Interessen nicht gebrauchen konten, aber den sündlosen Gattungsmenschen noch weniger, weil sie mit Recht ihn undenkbarer fanden als jenen, diese machten ihn zum Mythus; sie zogen den geschichtlichen Jesus aus dem Mythus als einen Sünder hervor. Diese Wahl war für ihren Frieden nicht gut, aber sie folgerten ganz richtig aus Schleiermachers Princip. Diese Principiellen haben sich durch Ertödtung ihres Gewissens den pantheistischen Sauerteig Schleiermachers zum Fluche werden lassen. Der wahre Schleiermacher war ihnen zuwider, der aus dem Glauben lebte, der die Wissenschaft auf den Glauben gründete, nicht umgekehrt.

Dagegen sind seine echten Jünger in zunehmender Nüchternheit zu den wahren Bedürfnissen des Glaubens weiter geführt bis zu dem Christus der Schrift und des kirchlichen Bekentnisses. Denn nur ein trunkner Wissenschaftskultus konte die Einbildung nähren, daß er erst der Kirche zum richtigen Christusbilde verhelfen werde, daß die Kirche achtzehn Jahrhunderte lang ein Trugbild aus dem Worte Gottes genommen und angebetet habe.

Dennoch hat es auch an einer Mitte nicht fehlen dürfen, an einer Theologie, die zwischen den zwei einzig möglichen Ausläufen einen dritten sucht. Es ist zwar ein dritter unmöglich, aber die liebe Wissenschaft muß es doch möglich machen. Die ewige Zeugung des Sohnes aus dem Vater ist ihr verboten, nicht nur, weil sie sich dies Wunder „nicht denken kann", sondern noch mehr, weil sie dann orthodox wäre. Und das geht schlechterdings nicht an. Wo blieben da die Freuden der Fortbildung? Und wo bliebe der Einfluß auf die moderne Bildung? Aber Schenkels Charakterbild und selbst Schleiermachers Urbildmensch genügt ihr auch nicht. Diese sind zu menschlich. Sie glaubt also an die Wunderkraft der Wissenschaft, einen begreiflichen Gottmenschen ausfindig zu machen, der zwar Gott ward und Gott ist, aber nicht von Ewigkeit her Gott war. Und es peinigt sie nicht wenig, diesen menschlicheren, aber nicht zu menschlichen und auch hinlänglich göttlichen Christus der Welt verkündigen zu können. — Sie verspricht sich von diesem Fund einen außerordentlichen Erfolg.

Daß diese Theologie zum Register der wissenschaftlichen Thorheiten eine Fortsetzung liefern will, ist ihre Sache. Daß sie aber neue Verwirrung anrichtet in der Kirche, daß sie manchen von Euch Jünglingen von der richtigen Fährte abzieht, die nur im Wege des unangetasteten kirchlichen Bekentnisses liegt, — und da ist noch Vieles zu erleben und zu erkennen: — das ist sehr schlimm. Zeit und Kraft darauf verwenden, um durch die Wand, statt durch die Thür zu gehen, nicht existirende Durchfahrten zu finden, ist allemal schlimm. Wie schlimm aber für die Theologie, der der Trost und das Heil theuer erkaufter Selen anvertraut ist! —

Wäre der Kirche ein Sohn Gottes von Nöten, vor dem sich zwar beugen sollen Aller Kniee, der aber erst in der Zeit Sohn Gottes und anbetungswürdiger König wird, — so hätte sie schon früher dazu kommen können. Auch die Socine haben ihn ihr wieder „mit Beflissenheit unter die Augen gerückt." Allein sie hat das Monstrum eines geschaffenen und werdenden Sohnes Gottes jedesmal als Tod in Töpfen erfahren müssen.

Diejenige Theologie, die von diesem Tod in Töpfen wieder

gegessen hat, und ihn emsig ausbietet, — sogar auf Kirchentagen, — weist es mit Entrüstung von sich, daß sie das theologische Princip fälsche, daß sie Vernunft und Offenbarung vermenge. Vielmehr bekenne sie ja laut genug ein wesentlich göttliches Offenbarungswort in der h. Schrift, dem sich die Vernunft zu beugen habe.

Wir wollen diese Beugung kennen lernen, indem wir nun das zweite Stück des Flucherbes betrachten, das diese Theologie emsig hegt und pflegt. Es ist das die „Methode", die auf die Begreiflichkeit der Heilsmysterien angelegt ist. Durch diese wissenschaftliche Methode tritt die Vernunft ihre Herschaft, welche sie an das Wort Gottes verloren zu haben schien, nun erst ganz sicher an, wie wir das schon bei Schleiermacher sahen. Durch die That Gottes in einer zweiten Schöpfung war er an die ehrliche Unterordnung unter Offenbarung und Schrift gewiesen. Aber seine Methode ließ das nicht zu.

Die angebliche Beugung unter das Wort Gottes wird zu zügellosem Verfügen über das dogmatische Erbe der Kirche.

Diese Methode wird Dich wundernehmen. Ueber Schleiermacher, für dessen wahren Geist-Erben man sich hält, meinte man weiter gegangen zu sein zur alleinigen Auctorität der heil. Schrift. Und unter Schleiermacher kömt man wieder an und zwar mittelst „der Methode."

Denn practica est multiplex. Der alte böse Feind liebt so böses Spiel mit den Menschenkindern. Man setze nur als Theologe sein Vertrauen auf irgend etwas Menschliches, so weiß er, wo er anzufassen hat, aber wir wissen nicht, ob er uns wieder loslassen wird.

Dein ꝛc.

Der Materialismus.

III. (Schluß.)

Cuvier sagt in seiner Abhandlung über die Umwälzungen des Erdballs: „Jedes organische Wesen bildet eine Vereinigung, ein geschlossenes System, in dem alle Teile sich wechselseitig entsprechen und sich zur gleichen bestimten Thätigkeit durch eine wechselseitige Gegenwirkung verbinden. Wenn die Gedärme eines Thieres zur Verdauung des rohen Fleisches eingerichtet sind, so müssen auch seine Kinnbacken zum Verzehren einer Beute, seine Klauen zum Packen und Zerfleischen derselben, seine Zähne zu ihrem Zerreißen und Teilen, das ganze System seiner Bewegungsorgane zur Verfolgung und Erreichung der Beute, die Organe seiner Sinne zu ihrem Erblicken in der Ferne gebildet sein: die Natur muß sogar in sein Gehirn den natürlichen Trieb gelegt haben, welcher dem Thiere zeigt, wie es sich verbergen und seinen Schlachtopfern nachstellen könne. Dieses würden die allgemeinen Bedingungen für das Reich der fleischfressenden Thiere sein; jedes für dieses Reich bestimte Thier wird sie unfehlbar in sich vereinigen; denn seine Nasse könte ohne sie nicht bestehen." Dieser siegesgewissen Behauptung gegenüber kann der Materialismus nichts weiter, als mäkeln. Aus seinem Begriff von Kraft und Stoff kann er synthetisch nichts konstruiren, am wenigsten jene Correlation zwischen dem Ganzen und den Teilen. Er kann nur eifern gegen die Lebenskraft, als das Medium, welches den Bau der Organismen zusammenhält; er möchte sie reduciren auf eine Summe von Einzelkräften, deren Zusammenstellung aber doch nimmermehr diesen bestimten Effect ergibt, ein bestimtes Leben zu erzeugen und er erschöpft sich endlich in ohnmächtigen Versuchen, ob sich nicht ein stoffliches Medium finden lasse, durch welches der homunculus sein Dasein gewinnen könne. Durch seine Auslassungen aber leuchtet oft genug der Grimm des Mephistopheles hervor, der seine Teufelsfaust ballt gegen die tausenderlei Keime im Trocknen, Feuchten, Kalten, Warmen, die ihm zu mächtig sind, als daß er sie erdrücken und ersticken könte.

In Janet's Buche fehlt freilich das ausgesprochene Bewußtsein, daß die Lebenskraft im Organischen nur ein Glied sei in der Hierarchie aller der Kräfte, die rücklaufen auf den einen, ewig von seinen Ausflüssen in der Natur geschiedenen, schöpferischen Brunnquell aller Kräfte, aber wertvoll ist seine Arbeit, durch welche er die unbesiegbar autonome Lebenskraft als einen Felsen ins Mittel stellt, an dem er die experimentellen Argumente der Gegner zerschellen läßt.

Es ist in hohem Grade interessant, die Belagerung einer Stadt zu verfolgen, von welcher successive alle Angriffe abgeschlagen werden; und wie sinnreich der Materialismus es anfängt, Sturmleitern an die Burg des organischen Lebens zu legen, sie reichen alle nicht bis zur Mauerbrüstung des organischen Lebens heran oder können sonst leicht abgeworfen werden. Hier einige Einzelheiten:

Wie vorbemerkt, so findet bei der organischen Existenzweise immer eine stete Wechselbeziehung der Teile unter einander, und wiederum eine Correlation aller zum Ganzen statt. Der Baum treibt die Blätter, welche ihm hinwider aus der Luft die zu seinem Gedeihen nötigen Substanzen zuführen. Reicht an diese Erscheinung heran der Einwand, welcher erhoben wird, daß in gewissen Fällen auch unorganische Körper sich zu harmonischen Fügungen zusammenschließen; wie man das an den Crystallisationen bemerken kann, wo je nach der Art der anorganischen Körper oder der auf sie wirkenden Ursachen ganz bestimte Typen der Bildung auftreten und die Gruppirung der Crystall-Molekülen in gewisser Regelmäßigkeit auftritt? — Wie sehr die geometrische Regelmäßigkeit aber auch in die Augen springen mag, so ist geometrische Regelmäßigkeit noch kein Leben und Symmetrie und Harmonie gehen so sicher auseinander, als Symmetrie von außen her gewirkt, an den Dingen erscheint, die Harmonie den Grund und das Maß seiner Existenz im Dinge selbst hat.

Das organische Leben äußert sich ferner im Wachstum, d. i. der Zunahme der Quantität des Körpers durch Vermittlung der Gewebe. Die Angriffe auf diese Lebensäußerung sind gar wenig stichhaltig. Denn wenn auch im lebendigen Organismus das

Leben dadurch herbeigeführt wird, daß sich im Innern desselben Stoffteilchen anlagern, so lagern sich ebensowol auf der Oberfläche der Haut abgestorbene Stoffteilchen ab; es ist das ein ewiges Kommen und Gehen; ein unerklärbarer Austausch und Wechsel der Substanzen, der mit den Vorgängen an der anorganischen Masse gar keine Gleiche hat. Denn der Stein wird nur größer durch eine ganz zufällige Thätigkeit, das sogenante Anbacken, die eben, weil zufällig, auch den Namen der Thätigkeit nicht verdient. Und dies Urteil kann kaum für einen Augenblick erschüttert werden durch jene Wahrnehmung, daß gewisse, durch ihre Porosität darauf angelegte Körper Molekülen in sich aufnehmen zu einer inwendigen Ablagerung. Denn die Teilchen finden schon die Oeffnungen vor, durch die sie eindringen, ohne die Natur des Ganzen zu stören, lagern sie sich mechanisch den vorhandenen Wendungen an, während der in den organischen Körper eintretende Stoff mit der Gesamtmasse eine organische Verbindung eingeht, dergestalt, daß die neuen Elemente dem Gesamtorganismus zur Weiterbildung durch Assimilation instrumentale Dienste leisten.

Wenn nun, und hier wollen wir gegen den Materialismus die Offensive ergreifen, das Leben der organischen Wesen in einem ebenmäßigen Ansetzen und Abgesetztwerden von Stoffen besteht, die unter sich eine physikalisch und chemisch bedingte Einigung eingehen, woher denn die Erscheinung des Todes, des Aufsteigens und Fallens der Kräfte, da doch der natürliche Bestand mit seinen Einzelkräften derselbe bleibt, wenn nicht regulirend eine unstoffliche Kraft dazwischen träte, deren Wirksamkeit oder Entfernung je das Leben oder den Tod bedingt? Aber so leicht ergibt sich der Feind nicht. Zwar das ist richtig, dem Organismus können nicht Lebenskräfte in derselben Weise beigemischt sein, wie es mit physikalisch-chemischen Kräften der Fall ist; denn sonst wäre es wunderbar, warum bei gleicher physikalisch-chemischer Kräftemischung nicht auch das, was wir Lebenskraft nennen, sich finden sollte, und so bedauerlich es für die Materialisten ist, es läßt sich nicht leugnen, daß von gleich gemischten Körpern einer lebt, der andere nicht. Das hat schon Buffon im vorigen Jahrhundert zu der Hypothese gebracht von einem lebenden und einem unlebendigen Stoffe: es gibt Molekülen, die sind in sich selbst lebendig und diese gehen in keinen todten unorganischen Stoff über; ebenso teilen sich nur zufällig unorganische Bestandteile den lebendigen Organismen mit. Die neuere Chemie wirft dieses Gebäude ganz über den Haufen. Dieselben Elemente bilden den Organismus und das Unorganische. So bleiben denn nur die beiden nicht zu vereinigenden Gegensätze einander gegenüberstehen, die materialistische Ansicht, die, wie sie in jede Moleküle eine immanente Kraft sezt, so die organische Lebensgestaltung nur in einer besonderen Gruppirung der einzelnen molekularen Kräfte sucht: — möge sie denn das Gesez dieser Gruppenwirksamkeit suchen, bis jezt hat sie auch den Anfang dazu nicht gemacht, — oder es ist das Leben selbst, welches dem Stoff und seinen Bildungen weder immanent noch adäquat ist, denn es lös't die Verbindung mit ihm selbständig, ohne uns auch nur einen Einblick in die Gründe oder in den lezten Grund seiner Wirksamkeit zu gönnen.

Ist der Ausgang des Lebens, welches man so gern als einen Kreislauf darstellt, unerklärbar, so ist sein Anfang nicht minder ein Räthsel, eine Sphinx, und der Materialismus ist ihr gegenüber kein Theseus geworden. Die Selbsterzeugung, generatio aequivoca, sei das lezte Bild aus dem Ringkampfe, welchen theistische und atheistische Weltanschauung mit einander kämpft. Während der älteren Naturforschung der Saz: „Alles Lebendige aus dem Ei," omne vivum ex ovo, wonach jede Generation einen individuellen, mechanisch nicht herstellbaren Keim zur Bedingung hatte, als unbestritten und unbestreitbar galt, ist für den Verfasser von „Kraft und Stoff" das Leben „eine bestimte Stoffverbindung, welche zu der Zeit möglich geworden ist, wo sie günstige Umstände zu ihrer Entwickelung traf." Da ist freilich aller Widerspruch mundtodt, denn schon bei den Lebensregungen, welche vor unseren Augen vorgehen, haben wir bei weitem nicht immer einen Gradmesser des Verständnisses in uns; und welche Umstände nun gar vor grauen Jahren im gesezten Falle geschäftig gewesen sind, wer will das wissen ohne Offenbarung? Büchner's Offenbarungen klingen aber bedenklich an an den Ton der Erzählungen, die anzuheben pflegen mit den Worten „Es war einmal", und diese Weise pflegt man den Märchenstil zu nennen. Doch, um gerecht zu sein, Büchner mit seinen Behauptungen vom Lebensanfange ist nicht der erste, welcher auf solcher Fährte geht; schon im Altertum weisen Stimmen auf eine Verbindung von Stoffen und äußeren Bedingungen hin, durch welche neues Leben entstehe; wie z. B. aus verfaulenden Vegetabilien Würmer entständen. Vor 2—3 Jahrhunderten florirten denn nicht blos die Versuche — als deren Repräsentant Wagner beim Faust eingeführt wird — Gold zu machen, sondern man fabricirte auch Mäuse und Aale, auf dem Papier wenigstens. Diese wunderlichen Theorien sind jedoch den materialistischen Consequenzen ganz und gar entzogen, indem schon seit lange her bekant ist, daß das Leben in den faulenden Substanzen nur herrührt von Eiern, welche Insekten in jenen Stoff, als den bequemsten für Ausgestaltung ihrer Larven, legen. Da sich nun in der vor Augen liegenden Welt immer nur die geschlechtliche Zeugung findet, d. i. die sich immer erneuernde Bekräftigung des Wortes „ein jegliches in seiner Art", so muß der exacte deus ex machina heran, das Mikroskop, und mit demselbigen hat man sich zunächst an die Infusorien gemacht. Zwar weckt es von vornherein Verdacht, daß zum Zwecke des Gegenbeweises gegen das allerwärts sprießende und sprossende Leben die Reti-

rade in die hintersten Winkel des Universums angetreten wird — doch da wird uns entgegengehalten: die generatio aequivoca ist die niedrigste Form alles Entstehens; nach der Darwin'schen Theorie wird sie sich allmälig zur geschlechtlichen Zeugung transmutirt haben, so ist es dann ersichtlich, daß sie sich zur Zeit an den unvollkommensten Bildungen des organischen Lebens zeigen muß. Aber ist denn das Kleinste immer das Unvollkommenste, und haben nicht schon Ehrenberg's mikrographische Mitteilungen im Infusorium Gefäß- und Nervensystem aufgewiesen? — So begnügt sich die materialistische Auffassung endlich mit der Einrede: Bestände nur eine Zeugungsart, die geschlechtliche, wol, dann müßte man die freiwillige Zeugung als eine abnorme, durch nichts motivirte Ausnahme von den geltenden Gesetzen verwerfen. Nun aber bestehen doch auch innerhalb der geschlechtlichen Zeugung Unterschiede, warum sollte die aequivoca, eine unter vielen, nicht ihre Stelle behaupten? Nehmen wir also die unentwickeltste Art der Fortpflanzung, die Vervielfältigung eines Thieres durch Teilung nach außen vor Augen, einen Modus, welcher dem mechanischen Vervielfältigen eines Steines durch Abschlagen eines Stückes nahe komt. Könte man sich nun die Stufenleiter der Entstehung der Gattungen nicht so denken, daß den Anfang eine freiwillige Zeugung macht durch zufälliges Zusammentreffen von Stoffen; dann pflanzte sich etwa das Wesen durch Teilung fort; daran schlösse sich erst äußere, dann innere Keimkörnerbildung; auf einer noch höheren Stufe würde das weibliche Geschlecht zu Tage kommen, zunächst in Zwittergestaltung mit dem männlichen vereint, bis endlich die beiden Geschlechter sich für die Dauer schiedlich auseinandersezten. — Nun aber hat sich durch das Mikroskop erstlich sogar an den Infusorien das Geschlecht nachweisen lassen; dann ist es auch gelungen, den wunderbaren Gang in der Entstehung gewisser Entozoen aufzuweisen, die zu ihrer vollständigen Ausbildung so zu sagen eines Wohnungswechsels bedürfen: wie denn das Kaninchen einen Schmarotzerwurm beherbergt, der im Hunde erwachsen ist; das Schaf einen anderen, welcher im Wolfe, nachdem er das Schaf gefressen, eine andere Gestaltung annimt. Und so zeigt sich's, daß die vermeintlich verschiedenen Arten der Erzeugung nur drei Bildungsstadien sind: das erste, wenn das Ei des Wurms in den inneren Teilen eines fleischfressenden Thieres niedergelegt wird; das zweite umfassend den Zustand des Embryo, der, im Grase liegend, vom grasfressenden Thiere mitverschlungen wird, um auf der dritten Stufe wiederum zum geschlechtlichen Wurme zu werden in solchen Thieren, die von jenen Pflanzenfressern sich nähren. Da haben wir den Saz „omne vivum ex ovo" durch eine Erfahrung bestätigt, welche von der unbestreitbaren und unverwüstlichen Autonomie des organischen Lebens lautes Zeugnis ablegt.

Es verlohnt sich endlich, hinzuweisen auf eine wunderbare Reihe von Experimenten, die nach P. Janet (S. 109 f.) ein Herr Pasteur mit den verschwindend kleinen Staubteilchen angestellt hat, welche die Luft erfüllen und die er durch sinnreiche Veranstaltungen gezwungen hat, ihm die Erfahrung zu liefern, daß auch auf diesem niedrigsten Gebiete das Leben der Fortpflanzung noch seine Organe hat. Nicht alle jene Staubpartikeln, aber ein Teil davon, sind mit Sporen, also Organen des Keimens versehen; und wo man sie nicht findet, da brauchen es nicht einmal anorganische Körperchen zu sein, wie nahe liegt nicht vielmehr die Conjectur, daß ein Luftzug oder deß etwas die Sporen von dem Kerne getrent habe, und wieviel organisches Leben auf der Erdoberfläche, dessen Wurzeln wir nicht bloß zu legen vermögen, findet nun nicht seine Erklärung, als eines Niederschlages aus jenen Luftschichten. Die Wucht aber aller der vorliegenden Gründe zwingt selbst Carl Vogt zu dem Geständnisse: „Wir verwerfen gänzlich und unbedingt die sogenante Urzeugung als ein Hirngespinst oder vielmehr als einen theoretischen Deckmantel für unsere faktische Unwissenheit." Und wenn Büchner die Vermutung aufstellt: „Man könte annehmen, es wären die Keime zu allem Lebendigen, versehen mit der Idee der Gattung, von Ewigkeit her gewesen," so ist das zwar sehr naiv gedacht, aber es bleibt ihm überlassen, die Idee der Gattung mit seinem System zu vereinigen, in welchem doch sonst mit der Idee überhaupt auch die Idee der Gattung geächtet ist.

Weiter führt uns ja freilich die gutgesinte Naturphilosophie nicht, als zur Aufstellung einer einheitlichen Lebenskraft. Ob wir auf diesem Grunde sicher ausruhen können? P. Janet sagt: „Vor Allem bringt die wunderbare Thatsache der Zeugung die entschiedensten Materialisten in Verlegenheit und wird es noch lange thun." Also noch auf lange, nicht für immer? Vor dieser Frage läßt uns unser Buch achselzuckend stehen, und das darum, weil es die Fülle des Lebens nicht ergründet und die Macht, welche den Stoff bewegt, nur als eine dem Stoff heterogene, ohne positiven Inhalt auffaßt. Idealisten wie Materialisten kommen über die abstracte Kategorienerkentnis nicht hinaus. Sehr schwer mag es ja freilich dem Manne der exacten Wissenschaft werden, da, wo Teleskop und Mikroskop ihre Dienste versagen, durch das Medium der geistgewirkten Offenbarung zu sehen. In ihrem Lichte erscheint uns der lezte Grund der Dinge als sittliche Intelligenz, und das von ihr ausströmende Leben bildet nicht blos ein Machtgebiet, für welches der Maßstab gesezmäßig wirkender physischer Kräfte ausreicht, vielmehr ist das Auf- und Absteigen der Lebenserscheinungen gebunden an das durch jene Intelligenz bestimte sittliche Verhältnis der Welt zu ihr. Der Arzt sieht Kinder geboren werden und Greise sterben; er weiß, daß er seinen besten Gehilfen an der heilenden Lebenskraft im Organismus selbst hat, diese wird mit geboren, stirbt mit, sie schwillt an, sie sinkt zusammen — nach welchen Regeln das geschieht, wenn die Lebenskraft in jedem gegebenen Falle den Höhepunkt ihrer Macht erreicht hat, was sie entkräftet, dieses Geheimnis ist verborgen und auf Erden existirt kein Schlüssel, der den Eingang nur zu seinem Verständnisse öffnet. Dies Geheimnis erheischt Offenbarung. Der Tod ist der Sünde Sold — damit sagen wir vor dem materialistischen Tribunal etwas Närrisches; aber unsere Narrheit erklärt eine Fülle von Erscheinungen, welche vor der Weisheit der Weisen eitel Fragezeichen

bleiben. Uns ist das Leben nicht der Schauplaz für die Darstellung einer absoluten Macht, die, wenn man den Begriff abstract faßt, überall eine unfreie Macht und damit eine Ohnmacht wird, und darum ist uns weiterhin die Welt nicht das Gewebe eines willenlos erregten, sondern eines individuell begrenzten und bedingten Lebens. In der Begrenzung liegt allein das Geheimnis seines Aufleuchtens und Erlöschens, die von uns selbst gezogene Grenze aber ist die Sünde. Weil der ideelle Pantheismus gleicherweise wie der materialistische die Sünde perhorrescirt, darum wird ihm je und je das Leben ein unentwirrbarer Knäuel unverstandener Phänomene bleiben. Der verstorbene Rudolph Wagner ist wegen seiner Behauptung: im wissenschaftlichen Forschen stehe er vor keiner Consequenz still, und wiederum im Glauben liebe er den schlichten, einfältigen Köhlerglauben am meisten, hart angegriffen worden. Nicht blos ein Vogt zeiht ihn der doppelten Buchführung, auch Fabri findet, bei seinem eigenen Bestreben, Glauben und Wissen in das rechte Wechselverhältnis zu setzen, in dem Wagner'schen Standpunkte nichts als Unhaltbares. Man sollte diese Anschauung aber um so weniger zu einer generellen Auslassung über das beregte Gebiet hinaufschrauben, als auch anderer Leute Aussprüche über dieses sehr schwankende Verhältnis von Glauben und Wissen viel höher fliegen, als die Tragkraft unserer Flügel überhaupt gestatten möchte. Wenn ein exacter Forscher, wie Wagner, so redet, wie er gethan, so will er damit nur constatiren, daß in den formell ablaufenden Gesetzen des Erscheinenden die sittlichen Causalursachen nicht mitreden können, und diese sucht er mit dem Köhler an einer und derselbigen Erkentnisquelle, welche weder in seinem Individuum, noch in seinem Systeme, sondern im heiligen Geiste entspringt. Dagegen giebt's auch eine sogenante realistische Anschauung, welche beim Kampfe um die Einheit von Idee und Wirklichkeit viel zu früh Victoria schießt und vom Glauben Dinge aussagt, die ihm gar nicht verheißen sind. Im Glauben können wir auf Schlangen und Ottern gehen, und treten auf den jungen Löwen und Drachen, aber die Zeit, da das durch die Sünde auf Erden disparat Liegende geeinigt wird, soll nicht durch gläubiges Forschen herbeigeführt werden, sondern durch eine erneuernde That Gottes. Das wird eine Aera des Schauens sein, welche wir chiliastisch nicht anticipiren dürfen, wenn wir uns nicht um jede Aussicht auf Sieg über die materialistischen Tendenzen bringen wollen. Wenn aber jene Aera hereinbrechen wird, die Aera des Schauens, dann wird sie eine Bewußtseinsstellung mit sich führen, kraft welcher wir erkennen werden, wie wir erkant sind; da werden die intellectuellen und ethischen und physikalischen Gesetze im Individuum einen Sammelplaz haben, auf welchem aller Widerstreit sich auflösen wird in eine ewige Harmonie. Bis dahin bleibt das Losungswort des Glaubens auch den materialistischen Tendenzen und Prätensionen gegenüber das „Dennoch" des Psalmisten.

Gefängnisse und Rettungshäuser.

Die Ev. K. Z. hat wiederholt Aufsätze gebracht, in denen unter Anderem auch der verderbliche Einfluß der Gefängnisse auf die zum Gefängniß verurteilten Kinder nachgewiesen wurde. Diesen Punkt möchte ich in dem Nachfolgenden etwas näher beleuchten, nicht sowol in der Absicht, noch mehr Beläge dafür zu liefern, denn dies Elend ist ja hinlänglich dargethan, als vielmehr, um auf einen Weg aufmerksam zu machen, auf welchen der verderbliche Einfluß in bedeutendem Maße könte beschränkt, wo nicht gänzlich verhütet werden. Diesen Weg bieten die Rettungshäuser dar. Ich habe Gelegenheit, diesen Weg zu erproben, und habe ihn seit 15 Jahren erprobt. Gott hat ein Rettungshaus für Mädchen in meine Hände gegeben, welches ich 1851 mit einem Geschenk von 500 Thlr. von einer christlichen Wolthäterin gründete und welches bisher des göttlichen Segens sich sichtbar zu erfreuen gehabt hat. Das äußere Gedeihen ist durch wiederholte bedeutende Zuwendungen, gerade in Zeiten der Not, gefördert worden, durch ein Vermächtnis von 100 Thlr., als ein Brunnenbau, durch ein anderes von 500 Thlr., als ein Scheunenbau notwendig wurde. Noch im vorigen Jahre sind wir durch ein Vermächtnis der ersten Wolthäterin von 3000 Thlr. in Stand gesezt worden, den notwendigen und seit mehreren Jahren beabsichtigten Bau eines neuen geräumigen Hauses auszuführen. Obwol dies Rettungshaus nur auf 25 Zöglinge berechnet war, so sind in dasselbe bisher schon 99 Kinder aufgenommen worden. Dem Staate wird hier durch die christliche Privatwolthätigkeit ein wesentliches Mittel geboten, dem Verderben der Jugend zu steuern, wenn es nur hinlänglich benuzt würde.

Das Strafgesezbuch vom 14. April 1851 weis't sogar ausdrücklich darauf hin. Der §. 42 desselben bestimt: „Wenn ein Angeschuldigter noch nicht das 16te Lebensjahr vollendet hat und festgestellt wird, daß er ohne Unterscheidungsvermögen gehandelt hat, so soll er freigesprochen und in dem Urteil bestimt werden, ob er seiner Familie überwiesen oder in eine Besserungsanstalt gebracht werden soll. — In der Besserungsanstalt ist derselbe so lange zu behalten, als die der Strafanstalt vorgesezte Verwaltungsbehörde solches für erforderlich erachtet, jedoch nicht über das zurückgelegte zwanzigste Lebensjahr hinaus." Offenbar ist diese Bestimmung in der richtigen Würdigung des vorhandenen Bedürfnisses und in der wolwollenden Absicht, ihm abzuhelfen, erlassen worden. Gleich nach dem Erscheinen dieses Gesetzes kamen denn auch Anforderungen von fast allen Gerichten Pommerns an diese Anstalt, ob und unter welchen Bedingungen solche jugendlichen Verbrecher Aufnahme in derselben finden könten. Wir erklärten uns jederzeit zur Aufnahme bereit, soweit es die Räumlichkeiten zuließen. In den ersten Jahren kamen so viele derartige Anträge um Aufnahme, daß wir sie nicht alle befriedigen konten. Aber seit der neuen Aera haben sie entschieden abgenommen, so daß wir seit einer Reihe von Jahren immer nur Ein solches Kind in der Anstalt gehabt haben. Was der Grund dieser Abnahme sei, ist nicht ersichtlich. Sollten es Ersparungs-

rücksichten sein, so ist der Grund schwerlich stichhaltig. Denn einmal haben wir ein so geringes Pflegegeld festgesezt, daß der Staat dafür schwerlich in seinen Anstalten ein Kind erziehen kann. Der Staat zahlt für solches Kind an das hiesige Rettungshaus jährlich 36 Thlr., während ihm die Erziehung eines Kindes im Landarmenhause, dem Vernehmen nach, auf 50 Thlr. zu stehen kommen soll, wonach auch andere Rettungshäuser ihre Forderung gestellt haben. Freilich wenn ein solches Kind vom Staate nicht erzogen, sondern auf kurze Zeit in ein Gefängnis gesezt wird, dann verursacht es viel geringere Kosten. Aber das Gift, welches die jungen Gemüter da auch in der kurzen Zeit einsaugen, kann durch alle Ersparnisse nicht aufgewogen werden, und selbst in Betreff des Ersparungspunktes ist der Staat im entschiedenen Nachteile, denn er erzieht sich da aus den jungen Selen, die noch konten gerettet werden, nach allgemeiner Erfahrung Verbrecher, die ihm nachher in den Zuchthäusern unendlich mehr kosten. Also Ersparungsrücksichten können den Grund schwerlich hergeben, warum von Staatswegen die Rettungshäuser noch so wenig benuzt werden. Liegt er denn etwa darin, daß man seine Ansichten über die Zweckdienlichkeit derselben geändert hat und an ihrem Erfolge zweifelhaft geworden ist? Aber auch diesen Grund widerlegen die vielfachen Erfahrungen, die in den Rettungshäusern gemacht werden, und die ich allein schon in dem einen hiesigen gemacht habe. Es ist wahr, man kann nicht bei allen Kindern, zumal bei solchen, die schon in Verbrechen geübt sind, für den Erfolg einstehen. Das Verderben ist oft in den jungen Selen schon so tief gewurzelt, daß die treuesten Bemühungen keinen sichtbaren Erfolg zu Wege bringen. Aber schon die Wahrscheinlichkeit spricht doch dafür, daß unter dem Einflusse einer christlichen Erziehung und einer sorgfältigen Ueberwachung der Kinder eher ein guter Erfolg zu erwarten sei, als unter dem verderblichen Einfluß des Gefängnisses. Es dürfte aber das Mistrauen gegen das, was wir christliche Erziehung nennen, gerade vielfach auf das Urteil bestimmend einwirken. Denn man begegnet nicht selten Ansichten, die nur zu deutlich die Furcht verrathen, daß in den Rettungshäusern nur Frömmelei u. dgl. genährt werde. Das Urteil darüber, ob das Kind mit Unterscheidungsvermögen gehandelt habe und wie ihm am besten zu helfen sei, ist nach dem Gesez der moralischen Ueberzeugung des Richters anheimgegeben; diese muß sich aber nach dem Standpunkt, den er zum positiven Christentum einnimt, verschieden gestalten. — Das Urteil würde auch wol öfters anders ausfallen, wenn man Einsicht in das ganze Thun und Treiben der Rettungshäuser nähme und die Kinder in ihrem ganzen Benehmen beobachtete. Man würde sich überzeugen, daß bei einer ernsten christlichen Erziehung sehr wol, ja bei ihr erst recht, ein frisches, fröhliches, ordentliches und arbeitsames Wesen stattfinden kann und heilsame Erfolge fürs ganze Leben viel sicherer zu erzielen sind, als bei blos äußerem Zwang und Strafe, was durch die Erfahrung bestätigt wird. — Es will fast scheinen,

als ob der §. 42 des Strafgesetzes beinahe in Vergessenheit gerathen wäre und bald ganz gerathen werde. Und doch ist das kaum glaublich. Denn an Fällen fehlt es keineswegs, sie sind vielmehr noch ebenso häufig, wie zur Zeit der Entstehung des Gesetzes, die an den §. erinnern müssen. Es werden uns noch immer, nur nicht von den Gerichten und den betreffenden Behörden, sondern von Privatpersonen und Gemeinden Kinder im Alter von 10—12 Jahren zugewiesen, die bereits wegen Diebstähle mit Gefängnis bestraft worden und bei denen wir uns fragen müssen, ob die wol nicht im Sinne des §. 42 ohne Unscheidungsvermögen gehandelt haben? Das ist freilich ein sehr dehnbarer Begriff, der eben deshalb und gewiß im ursprünglichen Sinne des Gesetzes nach der Frage festgestellt werden müßte: ist das Unterscheidungsvermögen des Kindes schon so gereift, daß es durch die Gefängnisstrafe von ferneren Vergehen abgeschreckt werde, auch den verderblichen Einflüssen des Gefängnisses und seiner Eltern und Verwandten Widerstand leisten könne, oder ist es nicht vielmehr einer mehrjährigen Erziehung in einer Besserungsanstalt bedürftig?

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Das „Herr Gott dich loben wir."

Am heutigen Tage ist auf höchstem Befehl zur Siegesfeier in allen Kirchen des Landes, auch der hiesigen Universitätsstadt, das Te Deum, das alte Herr Gott dich loben wir gesungen worden, und zwar gesungen, wie in unseren Kirchen alle anderen Lieder gesungen werden, in ziemlicher oder vielmehr sehr unziemlicher Zerstreutheit und Unangelegentlichkeit, unter Gehen und Kommen der Gemeindeglieder, unter nicht sichtlicher Teilnahme der Geistlichkeit, kurz schlechthin nach der Liedernummer ohne alle weitere Solennität.

Greise, wie Schreiber dieser Zeilen, wissen, wie feierlich der Gesang dieses Hymnus in ihrer Kindheit war, und sehnsüchtig hat ihre Erinnerung daran die sechs oder sieben Jahrzehende ihres Lebens hindurch sie begleitet. Es sei darum hier an jene alte Art des Anstimmens eines Herr Gott dich loben wir einmal von Neuem ernstlich erinnert, mit dringender Bitte an das Kirchenregiment, daß es diese allein zweckgemäße alte Art der Vergessenheit entreißen wolle. Das aber war dieselbe: Bei Intonation des ersten Wortes des Hymnus erhob sich die ganze Gemeinde, das Angesicht dem Altare zugekehrt, vor welchem auch die ganze Geistlichkeit anbetend und mitsingend stand, und stehend und unter dem Geläute aller Glocken ward in tiefer Ehrerbietung und freudiger Erhebung das Lied von Anfang bis zu Ende gesungen. Solch ein Te Deum, der Höhepunk des ganzen Gottesdienstes, ist eine wahre Kirchenfeier, vor der die sonstige Liturgie und Predigt unendlich zurücktritt; die jezt gewöhnliche Art seines Gesanges dagegen ist wie eine gänzliche Unfeier.

H. 15. Juli 1866. G.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 1. August. № 61.

Der Gipfel geistlicher Papstgewalt.

Die Frage nach Bedeutung und Wirkung päpstlicher Entscheidungen in Glaubenssachen wird innerhalb des den römischen Primat anerkennenden Teiles der christlichen Kirche nicht gleichförmig beantwortet. Als korrekter Ausdruck der in der Curie waltenden Anschauungen darf das in seiner Art treffliche Lehrbuch des Kirchenrechts von Devoti (Bischof von Anagni, demnächst Erzbischof von Karthago in partibus), noch gegenwärtig in Italien, Spanien und Belgien beliebt und verbreitet, betrachtet werden. Hiernach ist das Urteil des Papstes in fraglich gewordenen Glaubenspunkten dergestalt maßgebend, daß, wer von ihm verworfenen Irrtümern anhängt, als ein Ketzer erachtet werden muß (Institutiones canonicae, ed. Gand. II, 254). Im Katechismus von Overberg, welcher lange Zeit hindurch in großem, vielleicht jüngst erst vermindertem Ansehn stand, lautet Frage 349, hier angeführt nach der wie gewiß alle übrigen seitens des Ordinariats genehmigten 21. Ausgabe, Münster 1828: „Müssen wir es auch glauben, daß der Papst unfehlbar ist? Nein, dies ist kein Glaubensartikel." Der Theolog Klee (Dogmat. I. 237. 244) und der Kanonist Phillips (Kirchenr. II. 340), welche beide sonder Zweifel dem modernen Aufschwunge streng kirchlicher Richtung zuzuzählen sind, auch die lehramtliche Unfehlbarkeit des Papstes entschieden verteidigen, bemerken zu dem übereinstimmenden Ergebnisse ihrer Beweisführung, daß dasselbe nur den Wert einer mit sehr guten Gründen unterstützten Meinung habe. Nach dieser Ansicht deckt sich dasjenige, was der römische Stuhl zu glauben befiehlt, nicht vollständig mit demjenigen, was dem katholischen Gewissen als unverbrüchlicher Kirchenglaube vorgehalten werden darf. Zur Lösung dieses Rückstandes von Zwiespalt sind seither verschiedene Wege eingeschlagen.

Die episkopalistische, näher gallikanische Lehre nimt an, daß die den päpstlichen Glaubensdekreten schuldige Unterwerfung nur eine vorläufig, nämlich bis zur endlichen Entscheidung durch ein allgemeines Concil, zu gewährende Beachtung sei. Mit dieser Annahme haben thatsächlich nicht selten Katholiken, welche in einzelne Lehrfestsetzungen des römischen Stuhls sich nicht finden konten, sich zu helfen gesucht. Daß diese Ansicht auch noch gegenwärtig viele Anhänger zählt, bezeugt Prof. Denzinger, Rath der Propaganda, indem er, selbst einem andern Standpunkte angehörend, den ersteren vorhält, daß sie nach ihrer eigenen Auffassung den römischen Bestimmungen wenigstens einstweilen Gehorsam zu leisten hätten (Enchiridion Symbolorum et Definitionum . . . Ed. 4. Wirceb. 1865. p. VI. VII). Jene Vermittelung der kirchlichen Unterordnung mit der nur durch die Gesamtkirche dogmatisch sich gebunden erachtenden Gewissensstellung ist großen Schwirigkeiten ausgesezt. Es komt darauf an, wie die einstweilige Unterwerfung zu verstehen sei. Wird sie als ehrfurchtsvolles Schweigen, als Enthaltung von der dem päpstlichen Ausspruche entgegengesezten Lehre genommen, so ist zu entgegnen, daß, dem erkanten Irrtume gegenüber, vielmehr zu reden und zu zeugen Pflicht sei (Phillips a. a. O. S. 326). Ueberdem widerspricht die passive Haltung beim Mangel innerer Zustimmung ohne Zweifel dem Sinne der römischen Entscheidungen. Die Jansenisten sind mit der Forderung vorbehaltloser Einverständniserklärung bis in den Tod gequält. Jenen Ausweg hat Clemens XI. durch die Constitution Vinea domini (Denzing. Ench. p. 362) auch ausdrücklich verworfen. Die einstweilige Beachtung dogmatischer Erlasse des Papstes muß demnach, wenn sie der kirchlichen Ordnung genügen soll, mit gläubigem Assensus verbunden sein. Dadurch löst sich die Vorläufigkeit einer Unterwerfung in einen unerträglichen Widerspruch auf. Das religiöse Gewissen kann einen Glaubenssaz, mit dem Vorbehalte, später die Trüglichkeit desselben erfahren zu können, so wenig annehmen, als einer sorgfältig aufzustellenden Rechnung vorerst die Annahme sich zu Grunde legen läßt, zweimal zwei mache vier, vielleicht aber fünf aus. Ohnehin würde *ausgesprochen* eine „vorläufige" Unterwerfung in Rom nicht zugelassen werden. Es ist leider keine zu gewagte Vermutung, daß nicht selten ein von römischer Censur Betroffener, von welchem gemeldet worden, daß er „laudabiliter" sich gefügt habe, in der erklärten Unterwerfung, Fenelon unähnlich, innerlich geknickt nur einen Akt vollzog, welchem die volle Wahrheit und Klarheit fehlte.

Freilich müssen die hellen Schriftgründe, welche einer lediglich durch Verfassung und Kirchenrecht sich beglaubigenden Unfehlbarkeit unwiderleglich entgegenstehen, dem römischen Katholicismus so lange verschlossen bleiben, als er im Banne seines nach dem Vorbilde weltlicher Sichtbarkeit gestalteten Kirchenbegriffes gefangen ist. Innerhalb des hierdurch begrenzten Gesichtskreises jedoch hat sich geschichtlicher Forschung *die* Wahrnehmung aufgedrängt, daß das künstlich emporgeführte Gebäude päpstlicher Untrüglichkeit unvermeidlich der Zertrümmerung an-

heimfällt, sobald auch nur in einem einzigen Falle die Irrtumsfreiheit thatsächlich widerlegt ist. Um dies Ergebnis möglichst abzuwenden, ist man bemüht, durch Häufung der Bedingungen, unter welchen die Erleuchtung des Statthalters Christi sich ungetrübt verwirklichen müsse, den Begriff einer ex cathedra, in Ausübung des höchsten Lehramts, ergehenden Entscheidung immer mehr zuzuspitzen. Allein die dadurch zu gewinnende Verminderung der Einzelfälle, welche die apostelgleiche Unfehlbarkeit des Papstes in Gefahr bringen, reicht nicht aus, um alle von dieser Seite die römische Auffassung bedrohenden Mislichkeiten zu beseitigen. Auch unter Berücksichtigung solcher Rettungsversuche sieht sich v. Döllinger (Papst-Fabeln S. 150), im Hinblick auf den Honorius-Fall, durch sein kirchengeschichtliches Gewissen genötigt, auszusprechen, daß der Begriff eines ex cathedra gefällten Lehrurteils mit der ein kirchliches Dogma begründenden Wirkung nur dann sich halten lasse, wenn mit dazu gerechnet werde, daß der Papst nicht in seinem Namen und für sich, sondern im Namen der Kirche, mit dem sichern Bewußtsein der in ihr herschenden Lehre, also nach vorausgegangener Umfrage oder conciliarischer Erörterung, die dogmatische Festsetzung treffe. Diese Ansicht, welche im Erfolge ungefähr mit dem Gallikanismus im fraglichen Punkte zusammenfällt, bedeutet aber nicht weniger, als so ziemlich das unmittelbare Gegenteil der Anschauung, welche in und von Rom aus zur Geltung gebracht wird. Die Energie der Verteidiger dieses Standpunktes ist wesentlich auf den Nachweis gerichtet, daß der Papst auch ohne jene Voraussetzungen im Stande sei, als fortlebender Petrus, der ganzen Kirche untrügliche Lehre je nach Erfordernis und Bedürfnis zu spenden.

Diese Andeutungen reichen hin, um es erklärlich und wahrscheinlich zu finden, daß, bewußt oder unbewußt, die Anhänger der äußerst römischen Richtung von dem lebhaften Wunsche beseelt sein werden, die Frage der päpstlichen Unfehlbarkeit von den mancherlei Bedenken, welche ihr noch anhaften, möglichst bald endgiltig befreit zu sehen. Hiermit stimt überein, daß, wie anscheinend glaubwürdig berichtet ist (Overbeck, die orthodoxe katholische Anschauung im Gegensaz zum Papsttum und Jesuitismus, so wie zum Protestantismus, Halle 1865, S. 15), bereits bei der durch die Feststellung der unbefleckten Empfängnis 1854 veranlaßten Versamlung von Bischöfen angeregt wurde, auch die Unfehlbarkeit des Stellvertreters Christi zum Dogma zu erheben. Daß die unwiderstehliche Macht grundsäzlicher Consequenz dazu treiben müsse, ist wiederum neuerlich von verschiedenen Seiten hervorgehoben. Hierzu gesellen sich öffentliche Nachrichten, welche mit mehr oder weniger Bestimtheit versichern, daß Einleitungen zum Erlasse einer dogmatischen Entscheidung, nach Analogie der Vorbereitung der Bulle Ineffabilis, bereits im Gange seien, ja, daß auf künftiges Jahr die Verkündung der Definition bevorstehe. Die Zuverlässigkeit dieser Mitteilungen wird vorerst auf sich beruhen müssen, und das Gebiet thatsächlicher Voraussagungen auf Grund systematischer Constructionen zu betreten, ist immerhin bedenklich, weil die Berechnung durch unvorherzusehende Umstände gestört werden kann. Wol aber ist nicht nur gestattet, sondern beziehungsweise sogar geboten, nicht stillschweigend an der Frage vorüberzugehen, ob und wiefern der bisherige Verlauf der Entwickelung bereits eine Annäherung an das bezeichnete Ziel darstelle, und welche Entfernung den dermaligen Kirchenbestand von demselben noch trenne. Hierauf soll deshalb in folgenden Bemerkungen der Blick geworfen werden.

Der römische Katholicismus hat, vermöge der seiner Grundrichtung eignen Verschiebung der Beziehung des Gesetzes zum Evangelium, der Kirche einen vorherschend juristischen Charakter in stetiger Durchführung aufgeprägt. Dem evangelischen Protestantismus ist die Aufgabe zugefallen, ohne Verkennung der hohen Bedeutung des Kirchenrechts, dem Einflusse der geistlichen Natur des Gegenstandes desselben auf die prinzipielle und praktische Entwickelung eine tiefere Würdigung zu Teil werden zu lassen. Diesem Standpunkte, welchem andere Gefahren näher liegen, erscheint die römisch-katholische Eigentümlichkeit des kirchlichen Gepräges mit Recht als eine nachteilige Schwäche, während dieselbe innerhalb ihres eigenen Bereiches und seiner Voraussetzungen die mit großen Vorteilen ausgestattete Stärke der Stellung ausmacht. Aus diesem Verhältnisse ergibt sich unmittelbar, daß unter den Gegensätzen, welche innerhalb der dem Papste unterstellten Kirche hinsichtlich seiner Unfehlbarkeit miteinander ringen, menschliche Voraussicht den Sieg dem Teile zusprechen muß, welcher das Prinzip, das seither die Entwickelung geleitet hat, in bewußter Entschiedenheit folgerichtig vertritt. Daß nach dieser Betrachtung das Uebergewicht schließlich die Entscheidung zu Gunsten der vom päpstlichen Stuhle selbst vertretenen Seite gestalten werde, bedarf kaum näherer Darlegung. Freilich läßt sich im römisch-katholischen Gesamtwesen noch eine eigentümliche Begabung erkennen, welche mit ihrer thatsächlichen Vereinseitigung nicht zu verwechseln ist, nicht in diese aufgeht. Und so darf man fragen, weshalb diesem, nicht mit dem Bade auszuschüttenden Elemente reiner Art nicht noch eine evangelische Entfaltung, mit Besiegung der entgegenstehenden Triebe, bevorstehen könne. Abstrakt genommen ist diese Frage nicht zu verneinen. Allein durch den mehr als tausendjährig vorliegenden Prozeß der geschichtlichen Entwickelung ist die Verkehrung des an sich nicht Verwerflichen in sein Gegenteil dem ganzen gegenwärtig organisirt vorhandenen Kirchenbestande so gründlich tief und reichlich wuchernd eingewachsen, daß menschlicher Weise eine Erhaltung des leztern in gereinigter Gestalt nicht zu erwarten steht. Dieser Ansicht liegt, wie zur Vermeidung eines Misverständnisses hervorgehoben wird, der Gedanke fern, daß der Herr, dessen Wege mit Seiner Kirche Gericht und Erbarmen sind, nicht auf allen Fall das elementarisch Gute, was der römische Kirchenboden noch hegt, erhalten, und auch für die äußere Gestaltung noch fruchtbar machen werde. Anders steht die Frage um die Möglichkeit einer Fortdauer des hierarchischen Organismus in geläuterter Erscheinung. Dabei ist das zu bedenken, was schon Luther abgehalten hat, von dem Fortbestande eines vermeinter Göttlichkeit entkleideten Papst-

tums Erspriesliches zu erwarten, ja dasselbe nur zu einer mehr als phantasiereichen Vorstellung auszubilden. Auch als Gedankenwerk leidet der römische Kirchenbau die Ausscheidung göttlicher Ermächtigung des Primates nicht. Dies kann hier jedoch nur vorübergehend erwähnt werden.

Die umstrittene Unfehlbarkeit des Papstes anlangend, wird von Domcapitular und Prof. Dieringer, nachdem er die entgegenstehenden Ansichten mit ihrem Für und Wider vorgeführt hat, bemerkt, daß beide Behauptungen (Fehlbarkeit und Unfehlbarkeit) nicht als ebenbürtige Meinungen einander gegenüberstehen (Lehrbuch der katholischen Dogmatik, 5. Aufl., 1865, S. 623 — 626). Diese Bemerkung muß insofern für treffend erachtet werden, als zur Ebenbürtigkeit gerechnet werden darf, daß jeder der kämpfenden Seiten, bei gleicher Teilung von Sonne und Wind, die freie Bewegung zu Wehr und Angriff ebenmäßig gestattet sei. Lezteres ist hier nicht der Fall, denn, wie der erwähnte Dogmatiker hinzufügt, es hat die eine Meinung (die der Fehlbarkeit des Papstes) schon oftmals, die andere (welche die Unfehlbarkeit annimt) noch niemals eine Censurirung sich zugezogen. Sixtus IV. hat nämlich den Saz: „die Kirche der Stadt Rom kann irren", als ärgerlich und ketzerisch verurteilt. Eine Unterscheidung zwischen der bischöflichen Kirche zu Rom und dem Papste, auf welche von Einigen Gewicht gelegt wird, ist hierbei unerheblich, da der römische Bischof in seiner eigenen Kirche stets die Entscheidung bestimt. So ist von Leo X. unter den verworfenen Sätzen Luthers auch der Artikel, daß die Kirche oder der Papst nicht Macht habe, Glaubensartikel festzustellen, mit Rüge belegt. Alexander VIII. hat den Saz, die Behauptung päpstlicher Untrüglichkeit in Glaubensentscheidungen sei unhaltbar, als irrig zurückgewiesen. Der gallikanische Artikel, welcher ausspricht, daß päpstliche Decrete in Glaubenssachen, ohne hinzugetretene Zustimmung der Kirche nicht irreformabel seien, ist von Innocenz XI. und Alexander VIII., sowie, nach Aneignung desselben durch die Diöcesansynode von Pistoja, von Pius VI. (1794) verurteilt. Diesen Censuren (Denzinger, l. c. p. 218. 223. 345. 347. 421) ist noch anzureihen, daß die Appellation an ein allgemeines Concil wiederholt, beziehungsweise bei Strafe der Excommunication, durch Martin V., Pius II., Julius II. und Benedict XIV. (Devoti, l. c. II, 171) verboten ist.

Bei solcher Sachlage sind die Verteidiger der Fehlbarkeit außer Stande, ihre Meinung in freier Bewegung der Gedanken und Worte darzulegen, weil sie auf einem durch die Fußangeln der Censuren gefährlichen Boden kämpfen. Noch viel weniger aber vermögen sie, da sie weder dem thatsächlich überwiegenden Einflusse des Kirchenregiments gewachsen, noch vermöge ihres eigenen Standpunktes berechtigt sind, der Einwirkung der Disciplin sich zu entziehen, in konkreten Fällen ihre Ansicht zur Geltung zu bringen. Diesem Ergebnisse gegenüber kann leicht gefragt werden, ob nicht, wenn auch dessen kirchenrechtliche Unterlagen richtig, doch alle diese Dinge als veraltet betrachtet werden müssen, wenigstens an deren Verwirklichung nicht mehr zu denken sei. Vielleicht verhält es sich in untergeordneten Punkten so. Aber daß in der Hauptsache das bezeichnete Verhältnis noch der vigens ecclesiae disciplina, dem wirklichen Rechtsleben der Kirche angehöre, davon liegen selbst aus neuester Zeit Beweise vor. Kaum wird der Stiftsprobst v. Döllinger gemeint haben, daß sein erweiterter Begriff der Entscheidung ex cathedra auf Beifall in Rom rechnen könne. Jedenfalls würde er durch den aus Anlaß der unter seinem Vorsiz gepflogenen Versamlung katholischer Gelehrten ergangenen päpstlichen Erlaß an den Erzbischof von München-Freising vom 21. Dec. 1863 (Denzinger, l. c. p. 463) maßgebende Belehrung empfangen haben. In diesem Erlasse, auf welchen auch der Syllabus zur Encyclica vom 8. Dec. 1864 mehrfach hinzeigt, sind, abgesehen von demjenigen, was er über die Bedeutung der Aussprüche der römischen Congregationen bemerklich macht, die Dekrete der Päpste in Glaubenssachen neben den Entscheidungen der ökumenischen Concilien („aut") als Richtschnur für die gläubige Unterwerfung bezeichnet. Der Prof. Michelis zu Braunsberg, ein strebsamer Mitbegründer jener Zusammenkunft, welcher mit großer Lebhaftigkeit unternommen hatte, die Sache der einen Seite der Versamlung vor dem deutschen Episkopate zu führen (Kirche oder Partei? 1865), wobei er daran erinnerte, daß die Unfehlbarkeit des Papstes kein Dogma sei, hat nicht unterlassen, einer in weiterer Fehde gegen die Mainzer veröffentlichten Schrift in Fettdrnck die Erklärung voranzuschicken, daß er sich dem apostolischen Schreiben (es ist das Breve v. 21. Decbr. 1863 in Rede) vollständig und rückhaltslos unterwerfe (Parergon, Braunsberg 1865, S. 2). Dieser Ausgang des Unternehmens der gedachten Versamlung vermehrt nur die Zahl der bisher ausnahmslos ohne Erfolg gebliebenen Versuche, eine Ermäßigung der römischen Diktatur herbeizuführen. Dadurch wird das Verhältnis kirchlicher Gebundenheit und Freiheit nach der am päpstlichen Stuhle geltenden Auffassung theoretisch und praktisch in einer Weise erläutert, welche die Frage hervorruft, ob und weshalb demselben überhaupt noch anliegen könne, seine Unfehlbarkeit als formulirtes Dogma zu verkünden, wenn schon im Wege der Disciplin sicher zu erreichen ist, daß seinen Aussprüchen korrekte Folgeleistung zu Teil wird. Gleichwol reicht dieser Gesichtspunkt nicht aus, um die auf eine dogmatische Festsetzung hinsteuernde Richtung unwahrscheinlich zu finden. Denn schon im Allgemeinen wird das Bewußtsein, die wunderbare Gabe untrüglicher Entfaltung des Kirchenglaubens zu besitzen, natürlich von dem Drange begleitet werden, diese Befähigung recht fruchtbar zu machen, was durch die förmliche Sanktion erleichtert und gefördert wird. Hiervon abgesehen komt aber in Betracht, daß dem Dogma nichts Neues hinzugefügt werden kann, sondern nur der von Anfang der Kirche an bereits vorhandene Bestand an Glaubenswahrheiten, wie richtig verstanden einzuräumen ist, weiter herausgestellt und entwickelt wird. Hieraus folgt, daß diejenigen, welche zur Zeit noch die Unfehlbarkeit „apostolischer" Glaubensdefinitionen verneinen, jedenfalls in materieller Häresie stecken, weil sie ein Stück der fides catholica leugnen. Es ist also zweifelsfrei eine unabweisliche Pflicht des obersten Hirtenamtes, die Irrenden

aus dem Sumpfe ihres unkatholischen Wahns hinaus und zur lichten Höhe des kurialistischen Standpunkts empor zu führen. Hierzu komt die Kehrseite. Da Gottes Stimme auch im thatsächlichen Geschichtsverlauf vernehmbar wird, so ist es fast undenkbar, daß die bisher vereitelten Bemühungen, den Fall des Honorius und verwandte Knoten zu einer mit der behaupteten Unfehlbarkeit der Nachfolger des Apostelfürsten widerspruchslos und befriedigend zu vereinigenden Räthsellösung zu bringen, nicht mindestens einige leise Gewissensregungen sollten hinterlassen haben. Wie, wenn nun doch am Ende weder aus den Schreiben jenes Papstes an den Patriarchen Sergius der objektiv häretische Inhalt getilgt, noch diesen Kundgebungen die Eigenschaft eines vom Apostelsitze lehramtlich gegebenen Ausspruchs aberkant werden könte? Solche beunruhigende Bedenken können an ihrem Teil auch wol den Entschluß zur Reife bringen, den unheimlichen Schatten des von einem ökumenischen Concil unter Bestätigung, beziehungsweise Anerkennung späterer Päpste als Häretiker verurteilten Honorius unter dem Deckel einer die Unfehlbarkeit feststellenden Glaubenssatzung einzusargen, bis er, ein geschichtlicher Zeuge der Fehlbarkeit, aus dem Grabe der vorerst zum Schweigen gebrachten Erinnerung sich noch wieder erheben wird.*) Diese Andeutungen, welche ein durch die gegenwärtige Lage der dogmatischen Festsetzungen hervorgerufenes Gefühl der Unbefriedigung erklären, lassen sich unschwer vermehren. Immerhin aber ist der unbequeme Umstand, daß nicht alles, was von Rom aus zu glauben befohlen wird, der definirten Kirchenlehre, die ihre Gegner unvermeidlich zu Häretikern macht, angehört, genügend, um die Vermutung zu begründen, daß allerdings die Absicht bestehe, mit völliger Beseitigung dieser Unebenheit thunlichst bald vorzugehen.

Dem Gelingen eines solchen Unternehmens können günstige Aussichten gestellt werden. Dieselben beruhen hauptsächlich darauf, daß die Gegner der Unfehlbarkeit mit ihren Anhängern innerhalb der römisch-katholischen Kirche auf dem gleichen Grunde von Voraussetzungen stehen, deren konsequente Entwickelung zu dem auf päpstlicher Seite behaupteten Standpunkte überwiegend hinneigt. Daß nach evangelischer Anschauung dahin überhaupt schon die Annahme einer durch Kirchenrecht und Verfassung gewährleisteten Untrüglichkeit zu rechnen sei, kann hierbei auf sich beruhen. Den durch die gemeinsame Anerkennung des römischen

*) Ein neuester Versuch, die Orthodoxie des Honorius zu retten, bringt es auch durch Ausführungen, welche einen der Bewunderung ähnelnden Eindruck machen, nur zu einer Unfehlbarkeit, welche ruhend, passiv vorhanden, aber nicht zu einer Glaubensentscheidung in Bewegung gesezt, den Papst nicht verhindert hat, unverantwortlich der Häreste unheilvollen Vorschub zu leisten. (Studien zur Honorius-Frage von G. Schneemann, Priester d. Ges. Jesu. Freiburg i. B. 1864.

Primates verbundenen Gegensätzen aber gegenüber ist der Umfang der beide Seiten verpflichtenden Grundlage hervorzuheben. Ueber diese gewähren die zweite Kirchenversamlung von Lyon (1274) und die von Florenz (1439), welche beide der katholischen Ansicht als ökumenisch gelten, bedeutsame Auskunft. Auf der ersteren wurde von Michael Paläologus dem Papste Gregor ein Glaubensbekentnis überreicht, welches als zur Wiedervereinigung mit den Griechen geeignet erachtet ist. Dasselbe bezeichnet das Recht des Papstes, Glaubensfragen durch sein Urteil zu entscheiden, als einen Ausfluß des ihm zustehenden Primates (Denzing., l. c. p. 170). Läßt sich diese Erklärung auch vielleicht nicht unmittelbar als symbolisch betrachten, so besizt doch unzweifelhaft ein zu Florenz genehmigtes Bekentnis, welches ausspricht, daß dem Statthalter Christi, als dem Haupte der ganzen Kirche, dem Vater und Lehrer aller Christen, von unserm Herrn Jesu Christo im heiligen Petrus volle Gewalt (plena potestas), die gesamte Kirche zu weiden, regieren und lenken (pascendi, regendi et gubernandi) übergeben sei (Denzing., l. c. p. 201). Auf diese Worte beruft sich Pius IX. durch Wiederholung derselben, gegen Schluß der Encyclica vom 8. Decbr. 1864, indem er den angegebenen Saz als unwidersprechlich katholisches Dogma bezeichnet. In der That gewährt derselbe den Verteidigern der Unfehlbarkeit eine feste Stellung, da die Lehrautorität eines Apostels mehr als blos vorläufige und von der Zustimmung eines Concils bedingte Unterwerfung in Anspruch zu nehmen hat. In einem späteren als dem oben erwähnten Werke fragt Phillips (Lehrb. d. Kirchenr. II. 790, 1), was es wol heißen würde: „der Papst sei der Vater und Lehrer aller Christen", wenn er diese, mit Einschluß der Bischöfe, die zum Gehorsam gegen ihn verpflichtet seien, als fehlbarer Lehrer allenfalls auch in seine Irrtümer führen könte? Was der weder hiervon, noch von dem Endergebnisse einer kirchengeschichtlichen Einzelfrage abhängige Schriftprotestantismus hierauf zu erwidern hätte, liegt nicht fern. Schwerer aber wird die Erledigung des erwähnten Einwandes solchen werden, für welche auch das Florentinum maßgebende Bedeutung unstreitbar besizt.

Der Einfluß dieses Standes der Dinge leuchtet noch mehr ein, wenn die Umwandelung des Begriffes der Tradition, wie dieselbe fortschreitend sich vollzieht, ins Auge gefaßt wird. Ausgegangen von der Annahme einer außer dem geschriebenen Worte Gottes gegebenen Erkentnisquelle der Offenbarung ist die mündliche Ueberlieferung zunächst aus dem Verhältnisse der Nachordnung in das einer Nebeneinanderstellung umgesezt. Leztere hat sich sodann im Erfolge zur Vorordnung aufgeschwungen, welche weiter zu einer dem Wesen nach als höchster und in diesem Sinn alleiniger Norm aufzufassenden Geltung erhoben ist.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 4. August. № 62.

Der Materialismus.

IV.

Wenn von einer Schilderung des Materialismus in Deutschland die Rede ist, so wird die Frage nach dem Ursprung der Sele im Mittel der Besprechung stehen müssen; hätte ein Deutscher darüber zu schreiben, er würde dem psychologischen Materialismus weit mehr Raum und Beachtung gönnen, als dies im Buche Janet's geschehen ist. Denn anthropologisch ist die Richtung des Denkens bei den germanischen Völkern immer gewesen, die transcendentetsten Materien ersetzen sich im deutschen Geiste mit mehr oder minder gottinnigen Elementen, den Sternen gleich, die in den blanken Spiegel des Sees nur niedertauchen, um aus der Tiefe wieder aufzuleuchten. Und wenn wir Stärke oder Schwäche materialistischer Ueberzeugungsgewißheit nach der größern oder geringern Fülle organischer Herzensergüsse bestimmen dürfen, so muß es auf dem Selengebiete äußerst schwach mit ihm stehen, denn in dem bekanten Dictum: „das Denken ist ein Ausfluß des Gehirns, ähnlich der Gallenabsonderung aus der Leber oder der Urinabsonderung aus den Nieren", hat er sich fast selbst überboten. Was für ein anatomischer und physiologischer Befund liegt doch vor, daß es gerechtfertigt erscheinen kann, eine solche Ungeheuerlichkeit in die Welt hinauszuschleudern? Man ist zu der Erkentnis gekommen, daß zwischen der Außenwelt und dem Gedanken eine Brücke existirt, welche, bei der Sinneswahrnehmung beginnend, sich durch das spinale Nervensystem zum Gehirn fortpflanzt. Da laufen die Nervenstränge aus. In welcher Weise aber das Gehirn selbst thätig ist bei der Gestaltung von Bildern und Vorstellungen, das liegt troz aller mikroskopischen Nachgrabungen bis auf diese Stunde in tiefem Dunkel begraben; ob das sympathische System der Ganglien im Gehirn vielleicht dieselbe Aufgabe haben möchte, wie im Unterleibe, wo man ihnen die Mischung und Secretion der Säfte aus den Stoffen vindizirt, ist eine bloße Conjectur, und selbst Virchow redet modice von der Physiologie des Gehirns. Gesezt aber auch, wir schrieben den Ganglienkügelchen irgend eine Funktion zu, welche die Schwingungen der Nervenfibern vermittelte, oder, falls es ein solches gibt, das Nervenfluidum des einen Nerven dem des andern assimilirte, was ist damit gewonnen? Alle Sectionen zeigen doch in den Organen, die wie Gehirn und Nerven bei der Gedankenbildung thätig sein sollen, nur die vortreffliche Anlage derselben auf, als Mittel zum Zweck, als Instrumente zu dienen. Mag deshalb das Messer des Anatomen immer feinere Bezüge der subtilsten Organe bloslegen — ein Christ freut sich dessen herzinnig, denn die Hand seines Schöpfers, je kunstvoller sie ins Detail hineinarbeitet, wird ihm um so anbetungswürdiger, und auch die Sele wächst in seinen Augen, wenn er sie zur Herrin über einen so kunstreichen Organismus gesezt sieht, den abzuspielen ihr Beruf sie anweist. Oder ist sie das nicht, müssen wir sie vielmehr für ein Product des Instrumentes halten, das erst an irgend welche Lippen gesezt werden muß, damit der Ton des bewußten Gedankens herauskomme? Mit überaus leicht wiegenden Gründen ziehen die Freunde der lezteren Anschauung gegen die freie Stellung der Sele ins Feld. Wir hören: „Ueberall, wo ein Gehirn vorliegt, trifft man auch auf ein denkendes, auf irgend einer Stufe der Intelligenz stehendes Wesen." Sehr wol, aber wie vermittelt sich der Schluß vom Gehirn aufs Denken, etwa so: Ueberall, wo wir einen Haufen Instrumente vorfinden, haben wir ein Conzert? Weiter wird argumentirt: „Wo das Gehirn fehlt, fehlen in gleicher Weise Intelligenz und Gedanke." Der Saz ist nicht unbestritten, beweist aber auch ganz und gar nicht, daß das Vorhandensein des Gehirns für sich allein die bewirkende Ursache des Gedankens ist. Endlich, „es nehmen Gehirn und Intelligenz in gleicher Weise zu und ab. Alter, Geschlecht, Krankheit haben auf Gehirn und Intelligenz gleichen Einfluß." Das ist schneller gesagt, als bewiesen. Der verstorbene holländische Professor Schröder van der Kolk (den Janet troz Nachbarschaft und Gesinnungsgemeinschaft nicht anführt) hat seine weitläufigen psychiatrischen Erfahrungen veröffentlicht, und er findet in vielen Fällen das Gehirn der secirten Irren ganz normal, dagegen bei teilweis zerstörtem Gehirn korrekte Denkthätigkeit. Dazu komt, daß man einstweilen das Gehirn nur als den Sammelplaz der Nervenenden kent, dagegen nicht weiß, ob aus seiner Structur oder Substanz, den Umhüllungen oder der chemischen Zusammensetzung die Denkkraft entspringen soll. Wenn nun schon dies aufgefahrene Geschüz des Materialismus an sich wenig weittragend ist, so macht er die Sache durch schlechtes Zielen noch schlimmer; er will zwei Breschen schießen und verfehlt jedes Ziel. Denn er gibt sich nun einmal der Bestrebung mit Vorliebe hin, die Identität des Menschen mit dem Affen festzustellen und das geringe Gewichtsteilchen, welches diesen vom Menschen unter-

scheidet, ist doch durchaus nicht dem wirklichen Unterschiede der beidseitigen Intelligenz proportional.

Lassen wir diese materialistischen Tändeleien, denn daß dahinter der wahrheitssuchende Sinn verborgen liegen soll, kann ein ernster Mann schwer glauben. Wir treten derjenigen Thatsache nahe, welche so sehr für das eigentümliche Leben der Sele entscheidend ist, daß Büchner z. B. sie auf dem nicht ungewöhnlichen Wege des Stillschweigens zu übergehen versucht. Dies factische Argument wider die Stofflichkeit der Sele liegt im Selbstbewußtsein. Wenn ich dem Materialismus auch in die kühnsten Hypothesen hinein folgen möchte, um die Vorstellung der Gedankendinge ähnlich zu erklären, wie die des Sinnenfälligen, durch das Medium stofflicher Kräfte, durch Schwingungen der Nerven, Effulgurescenz und was man sonst sagen könte, in der Operation, durch welche das Subject sich selbst zum Object macht, da findet ein Impuls von außen her als Erklärungsgrund gar keinen Raum. Ich weiß mich selbst als das Ganze, ich sondere mich selbst in die Teile, ich weiß mich im Besitze aller der Organe, die meiner leiblichen und geistigen Existenz dienen, ich scheide mich ab von den Dingen außer mir — kann der durch solch Bewußtsein Freie ein Knecht sein der Dinge, die er erkennend sich zu Füßen legt? Und nun weiter, während das materielle Leben des Blutes, der Nahrungserzeugung in stetem Wechsel dahinrollt, ist das Ichbewußtsein das krystallisirte Centrum, das allen Wechsel um sich her kreisen läßt, ohne in seine Bewegung mitgerissen zu werden. Auf dieser Einheit und Einerleiheit des Bewußtseins basirt jedes Produkt der Denkkraft, und wenn ein Anatom uns auch eine chemische Substanz aufweisen könte, welche in so deutlichem Bezuge auf den Gedanken stände, wie die Type zum Buche, so wäre sie doch zur Bildung des Gedankens ohne die Basis der Bewußtseinseinheit ganz und gar unfähig. Lassen wir zwei Leute, den einen den Obersaz, den andern einen Untersaz bilden, resultirt daraus der Schluß? Die Erinnerung kombinirt nie zwei Dinge, zwei Momente außer mir — sondern ich, der ich jezt ein Ding denke, bin derselbige, der vor so und so viel Zeit das Ding gedacht hat; dadurch tritt es in die Erinnerung. Und was hier in der Einerleiheit desselben Gedankens Erinnerung heißt, das wird auf dem sittlichen Gebiete zur Verantwortung, zum Gewissen. Ich nämlich, der ich etwas gethan habe, stelle mich mit der That bei veränderter Situation unter dasselbe Tribunal. Es bedarf nur eines kleinen Schrittes, ich habe nur nötig, meine Individualität zu erweitern zum Organismus des Weltganzen, in dem ich ein bewußtes Glied bin, und es resultirt mit Notwendigkeit das in mir reflectirte Welt- und Gottesbewußtsein.

Gegen diese frappante Erscheinung des allezeit identischen Selbstbewußtseins scheint keine Einwendung erhoben werden zu können. Doch P. Janet belehrt uns (S. 125), daß die Gegner die Waffen auch hier nicht gestreckt haben. Sie ziehen aus einem Worte Cuviers Schlüsse, an die jener weitaus nicht gedacht hatte. „In den lebenden Körpern, sagt er, bleibt kein Molekül an seiner Stelle, alle gehen allmälig ein und wieder heraus: das Leben ist ein unaufhörlicher Kreislauf, dessen Richtung, so zusammengesezt sie auch sein mag, ebenso beständig ist, als die Gattung der Moleküle, welche von ihm aufgenommen werden; aber nicht die einzelnen Moleküle sind es, welche beharren. Im Gegenteil wird des lebenden Körpers wirklicher Stoff bald nicht mehr in ihm sein, und doch ist in ihm die Kraft vorhanden, welche den künstlichen Stoff nötigt, in dem gleichen Sinne seinen Weg zu nehmen, wie jener Stoff der Wirklichkeit. So ist die Gestalt dieser Körper ihnen weit wesentlicher, als ihr Stoff, weil dieser ohne Aufhören wechselt, während jene bleibt." Die Stoffteile wechseln also in bestimter Ordnung und bestimten Beziehungen. Gesichtszüge, Narben bleiben, die Moleküle fügen sich ein in eine vorgefundene Form. Aber es liegt doch auf der Hand, daß die so an den Tag tretende Einerleiheit der Beziehungen unter Stoffteilen nur eine äußerliche ist, es können sich unter denselben Vorbedingungen Stoffe gleichartig krystallisiren. Bei der Bildung des Bewußtseins hingegen tritt die Einheit und Einerleiheit des Gedankens gerade umgekehrt unter verschiedenen Vorbedingungen auf. Wie ist auf diesem Erklärungswege überhaupt nur die Erinnerung möglich, da doch die an Stelle der ausgetretenen eintretenden neuen Moleküle von den verschwundenen ebensowenig wissen können, als eine Schildwache von den Erlebnissen ihrer Vorgängerin, es müßten ihr denn dieselbigen durch Mitteilung offenbart sein. Oder wenn das Eine nicht in den Stoffen zu suchen wäre, sondern in der Aufeinanderbeziehung derselben Stoffe, wie denke ich mir nur einigermaßen klar eine sich an sich selbst erinnernde Beziehung? Wenn der Materialismus nicht auf den „Kreislauf", wie er ihn sich denkt, so versessen wäre, so könte er erwidern: Ist es denn so unbestritten, daß das Gehirn in steter Veränderung begriffen ist? Wenn es auch nicht völlig unverändert bleibt in seiner Substanz, so könnten die Veränderungen doch stufenweise vor sich gehen in mehr oder minder ausgedehnten Perioden. Correspondirt damit nicht die Erscheinung, daß auch das Bewußtsein Aenderungen erleidet? Aber wie verschieden *gestaltet* auch das Bewußtsein des Kindes, des Mannes, des Greises sein möge, drei *Menschen* sind es nicht, sondern substantiell *Einer* und das Bewußtsein bleibt unwandelbar und ungeteilt dasselbe, mögen auch immer die Anschauungen der Altersstufen dem Wechsel unterworfen sein.

So bliebe denn dem Materialismus als vorgeschobener Felsvorsprung, auf den er sich noch flüchten könte, die Annahme einer eigengearteten denkenden Materie. Mit dieser Annahme aber ist er schon im Fallen begriffen; denn das ist ein Unbegriff, wie es trocknes Wasser wäre. Wünschen wir ihm nur, daß, wenn's zum Fallen komt, er nicht zurück, sondern vorüber fallen möge auf die Knie vor dem, den der Psalm anruft: Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest? du hast ihn ein wenig unter göttlichen Stand erniedrigt; du krönest ihn mit Ehre und Herlichkeit!

Wie hat sich der Geistliche gegenüber seinem Ordinations-Gelübde zu verhalten?

Ein Vortrag auf der Berliner Pastoral-Conferenz.

Jeder einfältige Christ wird hierauf antworten: Wie in seiner Bibel geschrieben steht, so soll sich der Geistliche dazu verhalten. „Bezahle dem Höchsten deine Gelübde!“ Ps. 50, 14. „Wenn Jemand dem Herrn ein Gelübde thut, oder einen Eid schwört, daß er seine Sele verbindet, der soll sein Wort nicht schwächen, sondern Alles thun, wie es zu seinem Munde ist ausgegangen.“ 4 Mos. 30, 3. Dem stimt jeder ehrliche Mensch bei, und schon die „Weisheit auf der Gasse“ sagt: „Geloben will ein Halten haben.“ Die Geistlichen werden doch nicht den anderen Spruch dieser Weisheit bestätigen wollen: „Versprechen ist Eins und Halten ein Anderes?“ Wenn irgend wo in der Welt, sollte es doch bei ihnen heißen: Versprechen und Halten ist Eins. Damit wäre unsere Frage schon beantwortet, und es bliebe nichts übrig, als sich zu wundern, daß sie überhaupt gestellt worden ist, daß eine Versamlung von Geistlichen noch fragen kann, wie sie sich zu ihrem Ordinationsgelübde zu verhalten haben. Oder würden wir nicht Alle erstaunen und erschrecken, wenn unsere Soldaten sich versammelten, um zu debattiren, wie sie sich gegenüber ihrem Fahneneide zu verhalten haben? Diese Verwunderung im Sinne einfältiger Christen und gewöhnlicher ehrlicher Leute wollen wir uns doch merken.

Uns selbst könte ein Grauen vor der Frage überkommen, denn es liegen überreichlich Fragen vor uns und auf uns in Religion, Theologie, Kirche, Staat und Gesellschaft, der ganze Bestand unseres Lebens ist in Fragen aufgelöst, ein Hauptbesiz jeder Wissenschaft in unserer Zeit ist ein großer Fragekasten, und wo eine herausgenommen wird, ist's als ob eine Pandora-Büchse geöffnet würde. Das Zeichen der Zeit ist das Fragezeichen. Das hat allerdings auch sein gutes Recht, und es ist ein Vorzug gegen manche frühere Zeiten, wo Vorurteile, Irrtümer und Misbräuche unbesehens und traditionell forterbten. Jezt wird jeder Glaubensartikel, jedes Axiom, jede Bestrebung angehalten und nach der Legitimation gefragt. Aber es ist doch demütigend für uns und ein großes Uebel, daß die Einheit und Gemeinschaft auf allen Gebieten des Wissens, Glaubens und Handelns so verloren gegangen ist. Soll nun heute auch noch eine Ordinationsgelübde-Frage auf die Bahn gebracht werden? Das hat das Comité unserer Conferenz nicht gemeint mit Aufstellung des Thema's. Es soll nur das Punktum hinter unserem Ordinationsgelübde besehen, erneuert und größer gemacht werden. Die heiligen, allgemeinen Verpflichtungen, welche jeder in das Predigtamt Eintretende übernimt, sind und lauten zwar zu allen Zeiten gleich (sollten wenigstens auch gleich lauten), aber die Art der Erfüllung ist modificirt nach den besonderen Lagen und Bedürfnissen der Zeit, nach den besonderen Gaben und Aufgaben, welche der Kirche in jeder Zeit gegeben sind. Demselbigen Ordinationsgelübde gegenüber im Jahre des Heils 1866 haben wir manches Andere und auf andere Weise zu thun oder zu lassen, zu erstreben oder zu vermeiden, als die Inhaber desselbigen Amtes 1766, 1666, 1566. Wenn also unser Thema als Frage gestellt ist, so soll das Halten des Gelübdes gar nicht in Frage gestellt werden, sondern wir wollen uns im Kopf und im Gewissen klar machen, was gerade in dieser Zeit voll Zeitfragen zum Bezahlen desselben gehört, daß das gegebene Wort nicht abgeschwächt, daß es gehalten werde, wie es aus unserem Munde ausgegangen ist. Der einfältige Christ und der ehrliche Mann werden nun nichts mehr gegen unser Thema haben, können es nur loben.

Nun, liebe Brüder, was haben wir denn bei unserer Ordination gelobt? Weiß das Jeder in diesem Augenblicke genau bis ins Einzelnste hinein? Wenn ich jezt meinen Vortrag vor Euch in eine Unterredung und Prüfung mit Euch über das Gelübde verwandeln wollte, würdet Ihr Alle gut darin bestehen? — Es ist auch bei diesem Wissen mit dem bloßen Sinne und Allgemeinheiten nicht gethan, es komt auf das Wort und den Wortlaut sehr viel an, wie wir ja auch bei unseren Confirmanden und Gemeindegliedern mit einem unbestimten, ungefähren Wissen des Wortes Gottes und des Katechismustextes uns nicht begnügen. Die heiligsten Gefühle, Gedanken, Vorsätze und Bestrebungen, die nicht am Worte mit seinen Spitzen, Schneiden und Haken haften, die nicht auf diesem festen Wurzelstocke stehen und aus ihm herausgewachsen sind, verkümmern und verfliegen. Das ist das Allererste in unserem Verhalten gegen unser Gelübde, daß wir es immer wieder betrachten, uns einprägen, den ganzen Complex unserer Verpflichtungen vor's Auge, in den Sinn und ins Gewissen treten lassen. Zur Zubereitung auf Beichte und Abendmal schreibt unser Katechismus vor: „Da siehe deinen Stand an nach den heiligen zehn Geboten.“ Wir Pastoren sollten uns selbst noch dazu vorschreiben: Da siehe deinen Stand an nach dem Ordinationsformular. Ob wol Einer oder der Andere diese Praxis schon hat, Beichtfragen und Sündenbekentnisse aus den Worten des Ordinations-Gelübdes zu machen?

Die verpflichtenden Fragen unserer Agende bei der Ordination lauten in der Hauptsache, wie sie immer von den alten Kirchenverordnungen her gelautet haben. Ob der Ordinand in reiner Lehre mit Gottes Hilfe beständig bleiben, ob er fleißig fortstudiren, ob er in Ausrichtung seines Amtes treu sein und seine Gaben gut verwenden und ob er eines frommen und ehrbaren Wandels im Amt und im Haus sich befleißigen wolle. Der Fassung dieses Inhaltes in unserer Agende von 1829 möchte man mehr Concinnität, Einfachheit, Bestimtheit, sogar mehr logische Ordnung wünschen; aber es ist hier nicht der Ort, unser Formular zu kritisiren, sondern uns, die wir danach ordinirt sind.

Viermal gibt der Ordinand mit Ja seine Zusage.

1. Das erste Ja ist sehr inhalt- und umfangreich, es werden damit vier Stücke gelobt. „Erstens keine andere Lehre predigen und ausbreiten zu wollen, als die,

welche gegründet ist in Gottes lauterem und klarem Wort, den prophetischen und apostolischen Schriften des alten und neuen Testamentes, unserer alleinigen Glaubensnorm, und verzeichnet in den drei Hauptsymbolen, dem Apostolischen, dem Nicäischen und Athanasianischen, so wie in der Augsburgischen Confession." Damit haben wir sehr viel ausgesagt und zugesagt. Ich glaube, bekenne und will lehren: Es gibt ein Wort Gottes, Thaten und Reden Gottes, des lebendigen, persönlichen Gottes, eine übernatürliche, wunderbare, göttliche Offenbarung. Diese ist von Gott selbst unverfälscht niedergelegt in den prophetischen und apostolischen Schriften des alten und neuen Testaments. Damit ist dem Naturalismus, Pantheismus und Rationalismus abgesagt. — Ich glaube, bekenne und will lehren: Die rechtgläubige Kirche hat den Hauptinhalt dieser göttlichen Urkunden richtig niedergelegt in den drei ökumenischen Symbolen, in den Lehren von Gott, Dreieinigkeit, Gottheit Christi und den Thatsachen der göttlichen Offenbarung. Diese „hohen Artikel göttlicher Majestät" sind von der ganzen Reformation nicht angefochten, sondern neu bekant worden. Endlich sagen wir in diesem Teile unseres Gelübdes: Ich glaube, bekenne und will lehren nach der Augustana die sotoriologischen Artikel der Heilsordnung, die Lehren von Sünde, Buße, Glaube, Genugthuung, Rechtfertigung. Alles, was durch die drei großen Kirchenlichter Athanasius, Augustinus und Luther Bekentnis der allgemeinen christlichen und der evangelischen Kirche geworden ist, haben wir als gegründet in Gottes klarem und lauterem Worte anerkant und keine andere Lehre zu predigen und auszubreiten gelobt. Aber „Ach Gott! vom Himmel sieh darein und laß dich deß erbarmen!"

„Sie lehren eitel falsche List,
Was eigner Witz erfindet,
Ihr Herz nicht eines Sinnes ist
In Gottes Wort gegründet;
Der wählet dies, der Andre das,
Sie trennen uns ohn alle Maß
Und gleißen schön von außen!"

Diese „herzliche Klage" D. Luthers, wie Cyriacus Spangenberg von diesem Psalm sagt, „wider die falschen Lehrer und Heuchler, die sonderlich in diesen lezten Zeiten mit ihrem Corruptelen und eigenem Gutdünken die liebe Kirche Christi so jämmerlich betrüben," muß auch heut noch angestimt werden. Wie viele unter den 6300 Geistlichen unserer Landeskirche stehen so gegen die hohen Artikel, als ob sie sich verpflichtet und gelobt hätten, dieselben zu verschweigen, oder gar zu bestreiten und zu lästern! Es hat eine Zeit gegeben, wo beinahe allgemein Ordinatoren und Ordinanden in dieser Auffassung übereinstimten, wo die auf das Bekentnis der Kirche am Altar Ordinirten von da auf die Kanzel gingen und ihr Amt antraten mit Verleugnung und Bestreitung dieses Bekentnisses, und das so unangefochten, als wie von Rechtswegen. Dieser grobe Cynismus an heiliger Stätte — nun ist er allgemein und überall verschwunden und gerichtet? Jedenfalls haben wir bei dem erwachten Glauben und Glaubensleben zu viel gejubelt, daß der Rationalismus überwunden, gestorben und begraben sei. Auf einmal ist er als redivivus wieder da mit neuem Rock und Namen, aufgepuzt mit philosophischen und gläubigen Phrasen, und hat unter unseren jungen Theologen, Candidaten und Pastoren einen nicht kleinen Anhang. Insonderheit ist die Kern- und Fundamentallehre von Christi Person, wie sie aus Gottes Wort in den drei ökumenischen Symbolen explicirt ist, von allerlei Rationalisterei benagt und inficirt.

Wer ist Jesus Christus? Das Apostolicum antwortet einfach: „Gottes einiger Sohn." Was heißt das: „Gottes einiger Sohn?" Das Nicänum antwortet unter und nach den die Kirche bis auf den Grund erschütternden arianischen Streitigkeiten: „Der vom Vater geboren ist vor der ganzen Welt, Licht vom Licht, wahrhaftiger Gott vom wahrhaftigen Gott, geboren, nicht geschaffen, mit dem Vater in einerlei Wesen." Das Athanasianum folgert weiter daraus nach der Schrift und enthält schon im Keim das christologische Bekentnis der ökumenischen Concilien zu Ephesus und Chalcedon. Nicht aus eitler Spekulationssucht, sondern um des aller practischten Bedürfnisses willen, das es auf Erden gibt, um der Heilung des verwundeten Gewissens und des Trostes der Erlösung willen, fragte es sich nun weiter: Was ist von der Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur in Christo zu lehren? Es traten zwei einander entgegengesezte Lehren auf den Plan; nach der einen sind die beiden Naturen nur äußerlich mit einander verknüpft, so von einander gesondert und getrent, daß sie keine wahre Einheit der Person bilden, nach der anderen sind sie so mit einander vermischt, daß es gar nicht mehr zwei Naturen bleiben, und namentlich die wahre Menschheit in Christo ganz aufgehoben wird. Die Kirche verwarf beide Lehren als Irrtümer, das Concil zu Chalcedon sprach aus: „Wir glauben an den Einen und selben Christum, Sohn, Herrn und Eingebornen in zwei Naturen unvermischt und unverwandelt, ungesondert und ungetrent." Der ganze Erwerb dieser in viel Arbeit und Kampf gewonnenen Lehrbestimmungen wird von allerlei rationalisirenden Richtungen verschleudert, und dafür als neueste Weisheit ein Flickwort aus allerlei häretischen Irrtümern verkündigt. Wir wollen nichts sagen von dem berüchtigten „Charakterbild Jesu", welches die Lehre der Schrift und Kirche von Christi Person als Satzung, Formelkram und ertödtenden Buchstaben schwächt und wegwirft, und das so geschändete und entleerte Christusbild mit den Phrasen des heutigen politischen Radicalismus behängt. Es ist mit großer Einstimmigkeit dagegen protestirt worden, aber wollte Gott, ich könte auch sagen: Einmütigkeit, aus Einem Geiste. Wenn man die langen Reihen der Protestirenden durchging, mußte man manchmal fragen: „Ist Saul auch unter den Propheten?" Eine sich gläubig nennende Theologie tastet das christologische Bekentnis von Chalcedon nicht blos unbewußt an, sondern bestreitet es direct, und damit alle ökumenischen Bekentnisse, deren Explication es ist, um ein von der rationalistischen Philosophie

erborgtes „religiös-sittliches Urbild der Menschheit“ zu gewinnen. Die menschliche Natur in Christo soll zur vollen Geltung kommen und darüber verliert seine göttliche Natur alle Geltung. Der Mensch, sagt diese gläubige Theologie, trägt das Ebenbild Gottes und ist göttlichen Geschlechts. Christus hat dieses Wesen des Menschen absolut verwirklicht, darum muß man sagen, in ihm ist Gott Mensch geworden, darum, da er die göttliche Idee des Menschen vollkommen verwirklicht hat, konte er sagen: „Ich und der Vater sind Eins“, „Wer mich siehet, der siehet den Vater.“ Weil er der wahre Menschensohn ist, ist er der wahre Gottessohn. Damit ist der ganze ökumenische Bekenntnisstand angegriffen, unterwühlt und umgestürzt. 1. Christus ist von Ewigkeit her nur als die göttliche Idee des Menschensohnes gewesen, hat nicht präexistirt als göttliche Persönlichkeit, Hypostase, ist also nicht wahrhaftiger Gott. 2. Es fällt mit der zweiten Person der Gottheit die ganze heilige Dreieinigkeit. 3. Es fällt damit das Werk der Versöhnung, das Blut Christi ist nur das eines vergotteten Menschen, verliert den unendlichen Wert des Lösegeldes für die Sünden der Welt. Was soll es also bei jener Lehre noch heißen, wenn man sagt: „Ich bekenne mich zu Christo, dem Gekreuzigten, als dem alleinigen Grund alles Heils?“ Jedenfalls das nicht, was die Kirche und jeder von ihr recht unterwiesene Katechismus-Schüler darunter versteht. Es ist keine ehrliche Unterstellung, wenn man die Verwerfung der kirchlichen Lehre von der Person Christi damit unerheblich zu machen sucht, weil diese Lehre doch nicht der Grund des Heils sei. Als ob das jemals die Kirche behauptet hätte, daß ihre Lehre selig mache. Sola fide, qua creditur. Aber eben deshalb muß sie auf ihre Glaubenslehre halten (fides quae creditur), damit die Selen zu dem alleinseligmachenden Glauben bereitet werden. Denn „kann man auch Trauben lesen von den Dornen und Feigen von den Disteln?“ Bei uns macht wahrlich Niemand Jagd auf Ketzer, sie aus dem Winkel hervorzuziehen; wir müssen froh sein, wenn sie noch so viel Scham und Furcht haben, daß sie sich verkriechen. Kaum finden sie ernstlichen Widerstand, wenn sie am hellen Tage auftreten und von den Kanzeln und Altären ihre Brandraketen ins Heiligtum, ihre Schwärmer unters Volk werfen. Es ist ein übermäßiges Maß „frommen Indifferentismus“ verlangt, wenn sie bei solchem Auftreten als Schwache getragen werden sollen. Denn das sind sie gar nicht und wollen es auch nicht sein, sondern Starke und Helden. Wer möchte nicht das innigste Mitleiden haben mit einem Geistlichen, der mit seinem Ordinationsgelübde zerfallen ist? Aber zu allererst muß er selbst mit sich Mitleiden haben, sonst kann das unsrige ihm nicht helfen, sondern es schadet ihm, Widerspruch und Zeugnis gegen ihn ist dann die rechte Liebe. Wie scharf greift St. Paulus die falschen Lehrer an, nent sie gräuliche Wölfe, betrügliche Arbeiter, des Satans Apostel, Feinde des Kreuzes Christi, verkehrte, böse Menschen, Leute von verrückten Sinnen, Wäscher und Lügner. Ja er nent mehrere beim Namen, Hymenäus, Philetus und Alexander der Schmied. So lange der Irrlehrer seine Dornen und Disteln als Blumenstrauß trägt, den Stein und die Schlange als Brot und Ei ausgibt, kann ihn auch ein Johannes nicht anders lieben, als daß er ihm bezeugt: „Ein jeglicher Geist, der da nicht bekent, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, der ist nicht von Gott. Und das ist der Geist des Widerchrists.“ (1 Joh. 4, 3.) Von unserem Verhalten gegen den, welcher falsche Lehre bringt, schreibt derselbige Jünger der Liebe: „Den nehmet nicht zu Hause, grüßet ihn auch nicht, denn wer ihn grüßet, der machet sich teilhaftig seiner bösen Werke.“ (2 Joh. 10. 11.) Wenn der Abgewichene das Zeugnis annimt, fängt der Stoß an den Fels des Heils an, zu schmerzen, er wird ein Schwacher, der getragen werden kann, und dem die Verheißung gegeben ist: „Meine Kraft ist in dem Schwachen mächtig.“ Dann, unter dem Ringen, „daß der Geist sich recht entlade, von der Last, die ihn beschwert“, ist die Zeit gekommen für die langmütige und freundliche Liebe, von der geschrieben steht: „Sie verträgt Alles, sie glaubet Alles, sie hoffet Alles, sie duldet Alles.“

Aber „die Wissenschaft!“ die ist doch durch keine Gelübde an Apostolicum, Nicänum, Athanasianum und Augustana gebunden, und deren Stimme kann doch kein protestantischer Geistlicher überhören. Es ist ein Jammer, daß gerade manche recht begabte und strebsame jüngere Amtsbrüder sich so imponiren lassen, wenn es nur heißt: „Wissenschaft.“ Athanasius und Augustinus, Luther und Melanchthon scheinen doch auch Einiges gewußt zu haben, und heute sollten gerade ihre Verächter und Gegner und nicht ihre Freunde und Verehrer unter den Theologen die Wissenschaftlichen sein? Diese Wissenschaft ist nichts weiter, als „die alte Wettermacherin“ Natur oder Vernunft bei Dr. Luther, welche er hin und wieder so meisterlich als Unnatur und Unvernunft gezeichnet hat, „die Sand für Mehl nimt und Brot backen will, die Windsäule von Wirbel sammelt, die die Luft mit Löffeln ausmißt, das Licht mit Mollen in den Keller trägt.“ Als des Asmus „Vetter“ so viel von biblischer und vernünftiger Religion, von orthodoxen und philosophischen Theologen hörte, ging es ihm im Kopfe rund um und er wußte nicht mehr, wer Recht oder Unrecht hatte. „Die Religion aus der Vernunft verbessern“, schreibt er, „komt mir freilich ebenso vor, als wenn ich die Sonne nach meiner alten Hausuhr stellen wollte; aber auf der anderen Seite dünkt mir auch die Philosophie ein gut Ding, und Vieles wahr, was den Orthodoxen vorgeworfen wird.“ Er will besonders wissen, ob die Philosophie ein Besen sei, den Unrath aus dem Tempel auszukehren, und ob er seinen Hut tiefer vor einem orthodoxen oder philosophischen Herrn Pastor abnehmen muß.

(Fortsetzung folgt.)

Gefängnisse und Rettungshäuser.

(Schluß.)

Man thut durch diese Kinder Blicke in das Familienleben — wenn man es noch so nennen kann — der Eltern, dadurch man überzeugt werden muß, daß die Kinder unter solchen Umgebungen wirklich unzurechnungsfähig werden mußten, da sie täglich nichts Anderes sehen, als Lüderlichkeit jeder Art: Unzucht, Trunkenheit, Diebereien, ja geradezu dazu angehalten und gemisbraucht werden. Namentlich das Lügen und Stehlen wird ihnen so zur anderen Natur, daß sie bei Verübung solcher Sünden kaum noch wissen, was sie thun, wenn sie sonst auch noch so klug oder schlau sind. Man sieht da in die Tiefe eines Verderbens hinein, das, wenn durch irgend etwas in der Welt, nur durch die Gnadenmittel der Kirche und durch eine auf sie gegründete Erziehung geheilt werden kann, und zwar in früher Jugend weit sicherer, als im späteren Alter. Und schon die Erfahrung in dem engen Kreise dieses einen Rettungshauses hat uns die deutlichsten Beweise davon geliefert. Davon mögen hier nur einige Beispiele folgen.

Gleich in den ersten Jahren wurde uns hinter Berlin her ein Mädchen von etwa 12 Jahren zugesandt, das wegen einiger Diebstähle zu 8 Tagen Gefängnis halb bei Wasser und Brot verurteilt war, aber durch Verwendung seiner Wohlthäterin im Wege der Gnade die Erlaubnis erhielt, diese Strafe in der hiesigen Anstalt abzubüßen. Auf die erhaltene Nachricht bestimte ich, daß die Strafe mit aller Strenge ausgeführt und mit der nächsten vollen Woche beginnen solle. Ich machte auch dem Mädchen sofort Anzeige davon unter Vorhaltung des ganzen Ernstes der Sache. Gleich darauf verschwand einem auf dem Hofe beschäftigten Dachdecker, dem dies Mädchen Handreichung thun mußte, sein mitgebrachtes Frühstück, und der dringendste Verdacht fiel auf eben dies Mädchen, es war aber zu keinem Geständnis zu bringen. Als dasselbe einige Tage in einer Kammer einsam und ohne Beschäftigung zur Abbüßung der Strafe gesessen hatte, traf es beim Hinausgehen in der kurzen freien Zeit, die ihm täglich bewilligt war, eine Nähterin an, welche neue Kleider für die Kinder anfertigte, trat an sie heran und fragte sie, ob es wol auch ein neues Kleid erhalten würde. Die Nähterin, eine Frau von viel christlicher Erfahrung, erwiderte, es möchte wol auch ein Kleid erhalten, wenn es sich danach betrüge, und hielt ihm sein tiefes sündliches Verderben vor. Das Mädchen wurde bewegt und sagte: ja was hülfe mir auch ein neues Kleid, wenn mein Herz nicht neu würde; gestand nun nicht blos, daß es dem Manne sein Frühstück entwandt und verzehrt hatte, sondern erzählte auch, wie es zu Hause von der Stiefmutter auf ihren nächtlichen Diebesgängen mitgenommen und zum Stehlen angehalten worden sei; als es aber der Mutter einige Groschen entwandt habe, von dieser nicht blos deshalb, sondern auch wegen anderer Diebereien beim Gericht verklagt und zu der Strafe verurteilt worden. Kurz das Mädchen kam zu einer gänzlichen Sinnesänderung und bewährte diese auch während ihres noch mehrjährigen Aufenthalts in der Anstalt und auch nach der Entlassung im Dienste, worüber wir von der Wohlthäterin wiederholte Nachrichten erhielten, die sich durch diesen Erfolg bewogen fühlte, uns wiederholt verwahrloste Kinder zuzusenden, davon sich noch gegenwärtig eins in der Anstalt befindet. — Dagegen ein anderes Mädchen, ungefähr von demselben Alter, wurde, als es sich schon einige Zeit in der Anstalt befand, wegen Diebereien zu 14tägigem Gefängnis verurteilt und mußte ins Gerichtsgefängnis abgeliefert werden. Es kam ganz verändert daraus zurück, alle guten Anfänge, die vorher in der Anstalt gemacht worden, waren verschwunden und auf seinem Gesichte prägte sich ein verschlossenes finsteres Wesen aus. Von mir darüber befragt, gestand es, daß ihm immer die schlechten Dinge in den Kopf kämen, die es von Weibern in dem Gefängnisse gehört habe. Wir haben noch Jahre lang Not gehabt, die üblen Eindrücke aus seinem Herzen zu verwischen, und ob es gelungen sei, darüber konten wir nicht einmal Gewisheit erlangen. — Ein anderes, schon über 14 Jahre altes, wegen Brandstiftung verurteiltes Mädchen hatte schon zwei Jahre im Landarmenhause und im Gefängnisse gesessen, als es uns aus dem Gefängnisse durch Vermittlung des Geistlichen, der die Gefahr seines gänzlichen Verkommens erkante, zugesandt wurde. Bei der nächsten Einsegnung mehrerer Anstaltskinder mit den Kindern der Gemeinde machte die Feier in der Kirche und in der Anstalt, wo am Nachmittage sämtliche Eingesegnete versammelt waren und bei einfacher Bewirtung mit Gesang und Vorlesen von erbaulichen Geschichten sich unterhielten, einen solchen Eindruck auf das Mädchen, daß es unter Thränen klagte, wie es jezt erst inne würde, was es mit der Einsegnung auf sich habe; es sei im Landarmenhause in Sträflingskleidung eingesegnet worden und habe gleich nach der Feier mit den übrigen Weibern Kartoffeln schälen und dabei schlechte Reden mitanhören müssen. Dies Mädchen haben wir nach einigen Jahren mit der besten Hoffnung entlassen können und von seinem Vater ein bewegliches Dankschreiben über die Rettung seines Kindes erhalten. — Ein anderes Mädchen war schon im Alter von 11 Jahren wegen Brandstiftung, Tödtung eines Kindes und Diebstahls in Anklage versezt, wurde aber vom Gericht sogleich unserer Anstalt übergeben ohne Straferkentnis. Der Diebstahl bestand darin, daß es einige papierne Verzierungen vom Weihnachtsbaume ihrer Herschaft entwandt und seiner jüngeren Schwester gegeben hatte. Die Tödtung war dadurch mutmaßlich veranlaßt, daß es dem kränklichen Kinde, um es zu beschwichtigen, Streichhölzchen zum Spielen gegeben hatte und diese von dem Kinde in den Mund genommen worden. Nur über die Brandstiftung konte es keinen klaren Aufschluß geben. Im Uebrigen zeichnete sich das Mädchen durch große Verständigkeit und ein schnelles Auffassungsvermögen, sowie durch ein stilles, folgsames Wesen aus. Wir durften auch dieses Mädchen nach empfangener Einsegnung mit der gegründeten Hoffnung entlassen, daß es auf dem guten Wege beharren werde, da es deutliche Zeichen seiner Sündenerkentnis gezeigt hatte. Die Eltern

der beiden leztgenanten Mädchen schienen schlichte ordentliche Leute zu sein. — Ein anderes vom Gerichte uns überwiesenes, schon 14jähriges Mädchen war bei der Aufnahme völlig roh und stumpf. Ich erfuhr nachträglich von ihm, daß es schon eingesegnet sei, und fragte deshalb bei dem betreffenden Geistlichen seiner Heimat an, den es nicht einmal beim richtigen Namen zu nennen wußte. Dieser bestätigte die Angabe und fügte hinzu, das habe er wol erwartet, daß dies Mädchen es noch einmal bis zu solcher Anstalt bringen würde. (!) Wegen seiner völligen Unwissenheit ließ ich es noch an dem Schul- und Confirmandenunterricht teilnehmen. Obwol von geringen Gaben, lebte es förmlich auf und entwickelte sich zusehends, und wir konten es nach einigen Jahren als ein tüchtiges, folgsames und fürs Gute empfängliches Mädchen in einen Dienst geben, wo es sich auch so bewährte. — So ließen sich noch mehrere Beispiele anführen. Mit Ausnahme der beiden ersten waren diese Mädchen uns von den Gerichten nach §. 42 übergeben worden. Was wäre aus ihnen geworden, wenn sie den Gefängnissen wären überlassen worden! Die Anstalt kann sich freilich nicht an allen Zöglingen gleicher sichtbarer Erfolge erfreuen. Am zweifelhaftesten sind sie an den Kindern aus großen Städten. Diese Kinder sind in der Regel nicht so stumpf und roh, aber in allen verderblichen Künsten geübt, zumal wenn sie schon das 13te, 14te Lebensjahr erreicht haben. Sie fügen sich bald in Alles und man meint mit ihnen auf dem besten Wege zu sein, aber sowie sie einige Freiheit erlangen, kommen die alten Tücken wieder zum Vorschein und man sieht sich getäuscht. Es ist nicht immer bewußte Heuchelei, womit sie täuschen, sondern Geübtheit und Gewandtheit, sich in Alles zu fügen, so lange es nicht anders geht. Aber diese sind offenbar auch die gefährlichsten, wenn sie sich selbst überlassen bleiben, und die gelehrigsten, wenn sie ins Gefängnis kommen. Aber ich bin überzeugt, daß auch an solchen die christliche Erziehung der Rettungshäuser nicht gänzlich verloren ist. Wenn sie auch nach der Entlassung wieder auf Irrwege gerathen, es bleibt doch ein Stachel in ihrem Gewissen zurück, daß sie nicht mehr mit demselben Gleichmut wie vorher sündigen können; ja es mag, wie es bei Rückfälligen gewöhnlich ist, ärger mit ihnen werden, denn vorhin (Luc. 11, 24—26); der Same des göttlichen Wortes, der in ihre Herzen gepflanzt ist, wacht früher oder später wieder auf, zumal wenn die Zuchtruthe des Herrn über sie komt, die aber ohne das Wort Gottes vergeblich an ihnen arbeiten würde. Davon empfangen sie in den Gefängnissen und in ihrer häuslichen Umgebung entweder nichts oder es wird augenblicklich wieder durch die entgegengesezten Einflüsse erstickt. Woher soll das Kind die Kraft nehmen, den feindlichen Mächten zu widerstehen? Wer das menschliche Herz kent, wird nicht behaupten, daß sie ihm durch Zwang und Strafe oder selbst auch durch einige ernste Zusprüche gegeben werde. Das Schwerste ist und bleibt ja immer die Anwendung und der rechte Gebrauch von dem, was das Kind etwa Besseres hört und lernt, und diese Schwirigkeit kann nur durch anhaltende Einführung und Eingewöhnung in die Heilsordnung und durch praktische Einübung bei allen Vorkommissen des täglichen Lebens überwunden werden, und das vermag nur die Liebe um des Herrn willen, die nie ermüdet (1 Kor. 13, 8), nachhaltig und mit Erfolg zu leisten Und gerade diese Liebe ist es, die solchen Kindern sonst selten oder nie begegnet. Es findet sich wol auch nicht selten, besonders bei den Müttern derselben, eine Liebe, die aber in schwächlicher Nachgibigkeit gegen ihren Eigenwillen und in Fröhnung ihrer Eitelkeit sich äußert und dann wieder, wenn unter solchem Einflusse die Entartung wächst und unbequem wird, in heftigen Zorn und Mishandlung ausbricht. Daher gewöhnen sich die Kinder in der Regel ein scheues, hinterlistiges Wesen an, das sie zu allen Verbrechen nur um so geschickter macht. Dagegen wo ihnen die geheiligte Liebe mit gerechtem Ernst entgegentritt, da erweichen die jungen Herzen, werden offen und fassen Vertrauen, und damit ist schon ein Großes gewonnen. Kurz es unterliegt keinem Zweifel, der Staat würde wolthun und in jeder Hinsicht gewinnen, wenn er mit den verkommenen Kindern immer den Weg einschlüge, den die christliche Liebe ihm in den Rettungshäusern nicht blos gezeigt, sondern auch gebahnt hat.

Es ist zwar auch die Ansicht geäußert worden, es sei zum Besten der Rettungshäuser selbst nicht rathsam, daß von den Gerichten überwiesene Kinder aufgenommen würden, diese Anstalten würden dadurch das Ansehen von Strafanstalten gewinnen und das öffentliche Vertrauen verlieren, so daß anderen Kindern, die dessen bedürftig wären, die Wolthat dieser Häuser verschlossen würde. Diese Ansicht mag sich auch in den maßgebenden Kreisen geltend gemacht haben und daraus die auffallende Abnahme der Anmeldungen von den Gerichten zu erklären sein. Aber von so achtungswürdiger Seite diese Ansicht komt, so kann ich ihr doch nach meinen Erfahrungen nicht beistimmen. Zwar das würde auch ich nicht rathsam finden, daß Kinder, wie in dem zuerst angeführten Falle, zu einer Strafe verurteilt würden und diese in einem Rettungshause abbüßen müßten, das kann nur als höchst seltene Ausnahme zugelassen werden; denn durch öftere Wiederkehr solcher Fälle würde das Rettungshaus allerdings die Gestalt einer Strafanstalt gewinnen und seinem Zwecke, allen verwahrlosten Kindern zu dienen, leicht entfremdet werden. Aber das liegt auch offenbar nicht im Sinne des Gesetzes, welches ausdrücklich bestimt, daß die Kinder freigesprochen und so entweder den Eltern oder einer Besserungsanstalt übergeben werden sollen. Die hiesige Anstalt hat durch solche Kinder nichts am öffentlichen Vertrauen verloren; sie genießt in der Gemeinde und in der ganzen Umgegend viel Liebe und Vertrauen. Das zeigt sich nicht blos in der mannichfachen Hilfe, die sie findet, sondern auch darin, daß ihr von Gemeinden und Privatwolthätern aus den verschiedensten Gegenden fortwährend Kinder übergeben werden, und endlich auch, und wol am deutlichsten darin, daß die Kinder der hiesigen Gemeinde aus allen Ständen an allen Festlichkeiten der Anstalt, namentlich am Einsegnungstage alle Eingesegneten, mit Zustimmung ihrer Eltern, gern teilnehmen. Es gebietet nur die natürliche Vorsicht, daß die Geschichte der einzelnen Zöglinge nicht bekant werde, was ja schon aus Rücksicht

auf die Erziehung in der Anstalt selbst verhütet werden muß. Dazu ist nicht nötig, daß man eine ängstliche Geheimthuerei beobachte, sondern nur, daß man die unnütze Neugierde nicht befriedige. Gleich anfangs rücken die Kinder von selbst nicht damit heraus, und herscht der rechte Geist in der Anstalt, so empfangen sie solchen Eindruck, daß sie auch später ihrer Vergangenheit sich eher schämen, als daß sie davon erzählen sollten.

Die Zahl der Rettungshäuser ist bereits so groß, daß durch sie eine große Schar von Kindern, die mit durch die Gefängnisse zu Grunde gehen, gerettet werden könten. Dabei bietet sich die Wahrnehmung dar, daß seit einer Reihe von Jahren in allen die Zahl der Zöglinge sehr abgenommen hat und daß die meisten Rettungshäuser bei weitem nicht so viel Zöglinge erhalten, als früher, und als sie beherbergen und mit Erfolg erziehen könten. Das scheint in der Abnahme des Erbarmens mit dem Elende solcher armen Kinder und in der Erkaltung des Liebeseifers, der früher rege war, seinen Grund zu haben, denn an solchen Kindern fehlt es immer noch nicht.

Welch' eine reiche Gelegenheit bietet sich hier dem Staate dar, dem Elende der heranwachsenden Jugend zu steuern! Es wäre zu beklagen, wenn sie ferner unbenuzt bliebe, wie nun seit längerer Zeit. Die Wolthat einer christlichen Erziehung kann er hier den Kindern nicht blos auf eine weniger kostspielige Weise, als in seinen eignen Anstalten, gewähren, sondern sie mittelbar auch auf eine größere Zahl anderer Kinder erstrecken, die nicht den Gerichten in die Hände fallen. Der Staat muß billiger Weise ein, wenn auch immerhin mäßiges, so doch höheres Pflegegeld, als Privatwolthäter und arme Gemeinden, zahlen, da er auf die Unterstützung der Privatwolthätigkeit bei seiner Sorge für die Kinder keinen Anspruch machen kann. Durch diesen Mehrbetrag werden die Rettungshäuser in Stand gesezt, noch mehr Kinder unter billigeren Bedingungen, ja einige ganz unentgeltlich aufzunehmen, da bei einer haushälterischen Wirtschaft der Anstalt die lezteren Kinder von den ersteren mit übertragen werden. Je geringer die Zahl der Zöglinge, desto kostspieliger wird der Unterhalt jedes einzelnen, je größer, desto billiger. Und alles, was an diesen armen Kindern gethan und Gutes gestiftet wird, komt ja auch dem Staat zu gute, da er ihrer Erziehung oder kostspieligen und doch erfolglosen Bestrafung überhoben wird. Hier bietet die Kirche in ihren treuen Gliedern dem Staate ihre hilfreiche Hand; möchte er sie doch nicht zurückstoßen! so würde vielem Elende abgeholfen werden.

Z. M.

Nachrichten.

Berlin.

Die Berliner Missionsgesellschaft hat am Abende des 9. Juli durch General-Superint. Dr. Büchsel ihren Direktor zu einer Visitationsreise nach Südafrika abordnen lassen. Dr. Wangemann ist wenige Tage darauf über Barmen und Paris, wo er seinen Zweck fördernde Verbindungen anzuknüpfen beabsichtigte, nach London gegangen und wollte sich Anfangs August mit dem fälligen Postdampfer nach dem Cap begeben. Die Dauer seiner Abwesenheit ist auf achtzehn Monate berechnet.

In dem Wunsche, die südafrikanischen Stationen der Gesellschaft von der deutschen Heimat aus inspicirt zu sehen, sind die Glieder des leitenden Comités und der vor drei Viertel Jahr in sein Amt eingetretene Missionsdirektor einander begegnet. Dem Lezteren war es von vornherein eine Sache der Ueberzeugung, daß er am schnellsten und erfolgreichsten zu einem technischen Blicke in die ihm befohlene Sache gelangen würde, wenn er Erfahrungen machen könte, die sich auf Autopsie stüzten. Von Seiten des Comités wurde diese Anschauung nicht nur geteilt, sondern man erinnerte sich, daß eine geraume Zeit verstrichen sei, seit der lezte Vorgesezte der Berliner Missionare als Superintendent die Dinge von oben her angesehen habe, und daß der Segen einer gründlichen Inspektion, die durch einen Leiter angestellt würde, ihnen noch nie zu Teil geworden sei. Um so dankbarer ist die Bereitwilligkeit Dr. Wangemanns, die Reise zu machen, begrüßt und angenommen worden.

Durch dieselbe tritt die Berliner Gesellschaft in die Reihe dreier deutschen Missionen ein, welche ihr mit derselben Maßregel vorangegangen sind, ja, von denen die eine, die Brüdermission nämlich, das periodische Visitiren der einzelnen Gebiete zu einer Art von ständiger Einrichtung ihrer Arbeit gemacht hat. Die Reise und der mehrjährige Aufenthalt Dr. Grauls in Ostindien und der Besuch des Basler Inspektors Josenhans in demselben Lande haben ihre Früchte getragen, und es steht zu erwarten, daß auch Dr. Wangemann nicht vergebens draußen gewesen sein wird. Denn es kann einerseits nicht ohne Wert sein, was er an mannigfacher Stärkung und anderweiter heilsamer Einwirkung für die Missionare und ihr Werk ihnen Allen bringt, andrerseits aber ist die Fülle von Kentnis, Erfahrung und Vertrautheit, mit welcher der Reisende zurückkehrt, für ihn und Andre ein bleibender Schaz, der wol verwendet werden kann. Es wird auch unserer Liebe zur Mission zu gute kommen und ihr zu einem neuen Aufschwunge verhelfen, dessen sie jezt dringend bedarf.

Die Wupperthaler Festwoche,

deren Abhaltung zur gewohnten Zeit in Mitte Augusts in Folge der Kriegslage sich als unausführbar erwies, soll, so Gott will, in diesem Jahre vom 7. bis 14. Oktober abgehalten und mit derselben die feierliche Eröffnung des neuen evangelischen Vereinshauses in Barmen verbunden werden. Mitteilung des Programmes bleibt vorbehalten.

Barmen, den 24. Juli 1866.

Das Fest-Comité.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 8. August. № 63.

Der Gipfel geistlicher Papstgewalt.

(Fortsetzung.)

Mit dieser allmälig eingetretenen Umgestaltung hat unvermeidlich sich verknüpft, daß von der Tradition der Sinn einer thatsächlich und geschichtlich *nachweisbaren* Kunde des von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzten kirchlichen Gesamtglaubens sich getrent hat, so daß das Erfordernis derartiger Bezeugung einem Verfahren Plaz gemacht hat, welches der ursprünglichen Anwendung des Begriffes kaum noch ähnlich sieht. Gegenwärtig steht die römisch-katholische Lehrentwickelung auf dem Punkte, wo selbst die veränderte Bedeutung der Ueberlieferung einer ferner zu erwartenden Steigerung der Abstraktion entgegenstrebt, ja verhältnismäßig ihr bereits anheimgefallen ist. Früher war bereits gefunden, daß als tradirt gelten dürfe, was auch nur vereinzelt, vielleicht ohne allen oder auch mit nur einigem Widerspruch, irgendwo und wann sich verlautbart hatte. Bei der kirchlichen Versamlung zu Rom 1854 hat schon die Meinung vorgewaltet, daß zur Constatirung der fides catholica eines Satzes genüge, wenn auch die kirchliche Uebereinstimmung blos in *irgend* einem Zeitpunkt sich nachweisen läßt (Preuß, Unbefl. Empfängn. S. 241. 242). Von Anfang an katholisch kann hiernach auch ein *nicht* aus der Schrift erweisbarer Saz bis jezt völlig latent vorhanden gewesen sein, ein Ergebnis, welches selbstverständlich mit der Unerschöpflichkeit des Schriftinhaltes, wie diese der Protestantismus annimt, nichts gemein hat. In die Strömung eines durch potenzirte Abstraktionen gewonnenen Begriffes der Offenbarungsbezeugung mündet auch auf deutschem Boden die katholische Theologie unaufhaltsam ein. Einen neuen Beweis davon liefert die Darstellung von Dieringer (a. a. O. §. 127. S. 128 flg.). Es erhellt daraus, daß eigentlich die Tradition die alleinige Quelle aller Kirchenlehre ist, in dieser Eigenschaft aber sich ferner auflöst in das stets sich gleichbleibende Bewußtsein der lehrenden Kirche: das unfehlbare Lehramt ausschließlich ist der Brunnen, aus welchem die Eine Urquelle aller Kirchenlehre in ihrer verschiedenen Gestaltung sich ergießt. Dabei kann in Wahrheit nicht mehr von der lebenskräftigen Energie des göttlichen Wortes geredet werden, welches, schärfer denn kein zweischneidiges Schwert, durchdringet, bis daß es scheidet Sele und Geist, auch Mark und Bein, und ist ein *Richter* der Gedanken und Sinne des Herzens. Dies selbständig richterliche Ansehen des Wortes Gottes leidet dadurch keinerlei Abbruch, daß die Anerkennung seiner Majestät nicht jedem auf syllogistischem Wege, wie die römische Lehre, wenn man nur die von ihr befohlene Prämisse einräume, *sich* dessen rühmt, aufgenötigt werden kann. Eine andere Nötigung zu jener Anerkennung tritt darum nichtsdestoweniger früher oder später ein.

Die allgemeine Lage der Gegensätze ist vorstehend um des Zusammenhangs willen bezeichnet, in welchem sie insbesondere mit den die lehramtliche Unfehlbarkeit betreffenden Meinungen innerhalb der römisch-katholischen Kirche sich befinden. Im Dienste ihres Fundamentalprinzips wird nämlich vorzugsweise auch in der Verfassungslehre ausgedehnter Gebrauch von einer Beweisart gemacht, welche wesentlich in der Wiederholung des Schlusses besteht: weil etwas (vermeintlich) sein *muß*, darum *ist* es (wirklich). Es wird als zu erreichendes Ziel axiomatisch eine gewisse Einrichtung als durchaus notwendig aufgestellt, wenn man nur überhaupt Kirche zugestehe und wolle. Die thatsächliche Entwickelung, welche zur Zeit in den dermaligen Bestand ausgelaufen ist, muß dann, wol oder übel, in den göttlich gebotenen und organisch gestuften Weg zu diesem Punkte sich transfiguriren. Daß auch große Fährlichkeiten nicht von der entschlossenen Durchführung dieser Methode abzuschrecken vermögen, zeigt beispielsweise der heute noch nicht beendete Wechsel in den Bemühungen, sich mit der nicht länger zu bestreitenden Identität der neutestamentlichen Episkopen und Presbyter befriedigend abzufinden. Merkwürdig genug hat das bezeichnete Beweisverfahren sich Unterstützung aus wissenschaftlichen Ergebnissen entnehmen können, welche in ihrer gereiften und durchgebildeten Gestalt eigentlich protestantischem Boden angehören. Der Gedanke der geschichtlich organischen Entwickelung des positiven Rechts ist für verwendbar erachtet, um das römische Kirchensystem in seiner ganzen Unterschiedenheit von der evangelischen Auffassung als *Einen* aus geringen Keimen *normal* entfalteten Organismus erscheinen zu lassen. Diese Täuschung läßt sogar auf protestantischer Seite solche nicht unversucht, die, feinen und scharfen Geistes, gleichwol an idealisirender Neigung zu römischartigen Kirchenanschauungen kränkeln. Die menschliche und geschichtliche Entwickelung des Kirchenrechts auf seinem in Gottes Worte ruhendem Grunde nimt, auch abgesehen von prinzipiellen Abwegen weitesten Maßes, an der Dignität seiner Grundlage überhaupt nicht unbedingt, sondern nur nach Verhältnis der Uebereinstimmung mit dieser,

Teil. Schließlich und entscheidend komt es daher doch stets auf die Verbürgung der Institution in ihrer Reinheit durch die allein in der heiligen Schrift apostolisch, authentisch und irrtumslos enthaltene Tradition an. Diese Andeutung vervollständigt den Einblick in das gegenseitige Verhältnis der im Katholicismus mit einander streitenden Meinungen. Wer einem falschen Princip den Eingang in ein gedankenmäßiges Ganze gewährt, darf nicht zuversichtlich darauf rechnen, daß der ihm bleibende Bruchteil von Wahrheit den begleitenden Irrtum überwinden werde, obgleich dies unter günstigen Umständen an sich wol geschehen kann. Die Beweisart, welche von der einen Seite dem Protestantismus gegenüber als fähig angesehen wird, den römischen Primat festzustellen, kann folgerecht nicht ausgeschlossen werden, wenn es sich andererseits darum handelt, die also gerechtfertigte Stellung des Bischofs von Rom bis zur Spitze der Unfehlbarkeit zu erhöhen. Die Gegner der Unfehlbarkeit sind durch die eigenen Unterstellungen der Gefahr ausgesezt, von dem Kammrade unerbittlicher Logik in die ganze Fülle der Consequenzen hineingerissen zu werden, wie P. Ballerini (De vi ac ratione primat. Rom. Pont. Append. II.) und andere Gegner dieselben entwickeln.

Man braucht deshalb nicht notwendig zu meinen, daß jene innerkatholische Dissonanz in dem volltönig zusammenklingenden Schlusse einer erhabenen Disputa ihre Lösung finden werde. Aber die Curie ist nicht blos ausgezeichnet in der formalen Fehlerfreiheit ihrer kirchenrechtlichen Maßnahmen, sondern auch nicht minder bedeutend in der praktischen Ausnutzung des durch die jedesmal vorgeschobene Position gewonnenen Raumes zu weiterer Aktion. Wie dem Mangel an formulirtem Dogma die nach Bedürfnis straffer oder schlaffer geübte Disciplin wirksam nachhilft, ist bereits erwähnt. Damit verbindet sich aufmerksame Beobachtung der in der Kirche verbreiteten Meinungen und Stimmungen. Der gegenwärtige Stand derselben läßt einen seit einer Reihe von Jahrzehnden allmälig eingetretenen Vorschritt zu mehr kirchlicher Bestimtheit erkennen, welcher die stärkere Hervorhebung des römischen Mittelpunktes der Einheit unmittelbar mit sich führt. Wird auf die Vergangenheit zurückgesehen, so kann etwa die kirchenrechtliche Darstellung des von K. F. Eichhorn häufig zum Beleg katholischer Auffassung angeführten Freiburger Kanonisten Sauter als durchschnittliche Bezeichnung der in damaligen Kreisen bewußt katholischer Bildung vorwaltend gewesenen Ansichtsweise betrachtet werden. Nach derselben, welche die päpstliche Unfehlbarkeit entschieden verwarf, wurde sogar den dogmatischen Aussprüchen eines allgemeinen Concils nur insofern Untrüglichkeit zuerkant, als die Zustimmung der ganzen lehrenden Kirche (ecclesia docens), welcher lezteren außer den Bischöfen sämtliche ordinirte Geistliche (Priester), weil in diesem Betracht ebenfalls Nachfolger der Apostel, beigezählt wurden, hinzugetreten war (Sauter, Fundamenta jur. eccl. cathol. ed. III. 1825. 26. §§. 45. 72 — 74. 81. 83. 103. 104. 106). Diese Annahme gilt der gegenwärtig vorherschenden Ansicht lediglich als ein überwundener, kaum noch der Erwägung werther Standpunkt. Dr. Walter zu Bonn, dessen kirchenrechtliche Entwickelung von einer minder scharf zu mehr ausgeprägter Gestalt des kirchlichen Bewußtseins aus den Aenderungen seines einflußreich gewordenen Compendiums ersichtlich ist, beschränkte sich, was den fraglichen Punkt anlangt, früher noch auf die Bemerkung: ob der Papst bei dem Erlaß von Glaubensentscheidungen als absolut unfehlbar anzusehen, sei eine noch unentschiedene doktrinelle Frage, allgemein zugegeben aber sei, daß man einem solchen Ausspruche vorläufig Unterwerfung schulde, und, daß er, indem die Kirche ihn in sich aufnehme, volles dogmatisches Ansehn erhalte (Lehrbuch des Kirchenrechts aller christl. Confessionen, 9. Aufl. 1842. S. 371). Nunmehr hat er seiner Ansicht einen erläuternd erweiterten Ausdruck gegeben, an dessen römischer Korrektheit ein, nachgekommen, in dieser Richtung Vorangeschrittener, (Phillips Lehrb. d. KR. II. 794, 8), kaum noch etwas auszustellen findet. In der That ist ersterer, so muß man annehmen, in Summa auf dem Standpunkte der Unfehlbarkeit päpstlicher Entscheidungen ex cathedra angelangt. Er lehrt nämlich, ein solcher Ausspruch sei ein Zeugnis aus der Kirche heraus und in die Kirche hinein, und als einer zur Bewahrung des Glaubens und zur Thätigkeit des kirchlichen Lehrkörpers wesentlichen und unentbehrlichen Function stehe ihm notwendig auch der göttliche Beistand und die Erleuchtung zur Seite, welche dem kirchlichen Lehramte im Ganzen, und daher auch in den zu seiner Lebensäußerung notwendigen Formen verheißen sei. Ferner: es werde immer geschehen, daß ein solcher Ausspruch, indem die Kirche ihn in sich aufnehme, volles dogmatisches Ansehn erhalte (Walter, 13. Aufl. 1861. S. 390. 391, 9). Ist lezteres, wie hierin ausgedrückt, sicher, dann steht ja die Unfehlbarkeit unwidersprechlich fest. Eine in anderer Art dem römischen Standpunkte sehr angenäherte Ansicht findet sich kirchenrechtlich vertreten von Professor Schulte zu Prag. Er spricht sich nicht ausdrücklich über die Beantwortung jener Frage aus, seine sie berührenden Bemerkungen lassen der Vermutung Raum, daß ihm die päpstliche Unfehlbarkeit nicht als gesichert gelte, oder daß seine Meinung darüber noch schwebe. Allein er erklärt die desfallsige Erörterung als dem Rechte fremd und praktisch für unnütz. Den betreffenden Grundsätzen des Gallikanismus und Episkopalismus abgewendet geht er davon aus, daß dem Papste das Recht zustehe, die Dogmen zu erklären und über Glaubensfragen zu entscheiden, und daß eine solche Entscheidung, dem Charakter seines Gesezgebungsrechts nach, ebenso verbindlich sei, wie jedes andere von ihm erlassene Gesez. In Verbindung damit, daß von dem Urteil des Papstes keine Berufung stattfinde, in Sachen der Disciplin aber seine Befugnis eine unbedingte sei, muß nach dieser Auffassung die Annahme einer blos vorläufigen Wirkung der Glaubensentscheidung ausgeschlossen bleiben. Dies Ergebnis, welches mit der Anerkennung apostelgleichen Lehransehns des römischen Stuhls in vollem Einklange steht, bedarf bei entgegengesezter Meinung einer anderen Rechtfertigung, um die alsdann zurückbleibende Möglichkeit einer irrigen Entscheidung des Papstes als einflußlos darzustellen. Die hierauf erteilte Auskunft besteht

darin, daß die Verletzung eines Dogmas durch den Papst nur im Falle eines völlig unzweifelhaften Widerspruchs mit dem göttlichen Rechte gedenkbar, im Zweifel aber die Pflicht, der päpstlichen Entscheidung zu gehorchen, eine unbedenkliche und unbedingte sei. Lezteres wird aus einer dem h. Augustin entnommenen Stelle des Dekrets (can. 4. C. XXIII. qu. 1) abgeleitet, in welcher gesagt ist, ein Soldat dürfe, im Dienst gehorsam, gegen einen auch vielleicht gottlosen König, auf dessen Befehl selbst dann an einem Kriege sich beteiligen, wenn ungewiß ist, ob das Befohlene nach dem Gebote Gottes erlaubt sei oder nicht (Schulte, d. kathol. Kirchenrecht, 1856. 60. I. 50. 53. 85. 86. 89. 392. II. 188. 189. 190. 192). Offenbar genügt diese Ausführung nicht, um demjenigen, welchem die römischen Lehrfestsetzungen nicht für untrüglich gelten, die gläubige Aneignung derselben als unerläßliche Gewissenspflicht erscheinen zu lassen. Der in der bemerkten Weise vermittelnde Standpunkt, welcher von der gallikanischen Meinung sich unterscheidet, wird deshalb voraussichtlich zulezt im römischen Gegensatze zu dieser verschwinden, wenn die weitere Entwickelung in der bisherigen Richtung ausharrt. Jede Erörterung über die Unfehlbarkeit des Papstes vermeidend beschränkt sich das dem Süden Deutschlands angehörende Handbuch des Kirchenrechts von Permaneder (4. Aufl. v. Silbernagel, Landshut 1865, S. 291. 293. 176 flg.) auf die Sätze, daß dem Primate die Befugnis zu allen erlaubten, bzw. notwendigen Mitteln zur Erhaltung des Glaubens zustehe, namentlich das Recht, dogmatische Entscheidungen zu erlassen und die tridentinischen Beschlüsse authentisch zu interpretiren, und, daß die päpstlichen für die Gesamtkirche, mit Einschluß der die Lehre betreffenden, gegebenen Constitutionen den Charakter gemeingiltiger Verordnungen an sich tragen. Im Resultate komt dies, wie einleuchtet, der Lehre von Phillips gleich, welcher, die früheren Angaben noch schärfend, bemerkt, daß, wer einem päpstlichen Glaubensdekrete nicht Folge leistet, unter Excommunication aus der Kirche scheidet (Lehrb. II. 791., vgl. Kirchenr. II. 325. III. 613. V. 43).

Die lehramtliche Irrtumsfreiheit des Stellvertreters Christi ist der die lezte Consequenz nicht scheuende Ausdruck eines Prinzips, welchem auch die katholischen Gegner derselben verhaftet sind. Allein nicht blos dies Verhältnis der Denknotwendigkeit ist es, was für die Vermutung eines ihr entsprechenden Endergebnisses sich anführen läßt. Auch thatsächlich stehen bereits, wie der Umblick gezeigt hat, die Merkpfeiler befestigt, welche einerseits die bereits zurückgelegte Strecke des Weges anzeigen und zum andern die Fortbewegung zum Ziele leiten. Nach Erlaß der die unbefleckte Empfängnis feststellenden Glaubenssatzung konte Phillips, auf seinem Standpunkte mit gutem Grunde, seine frühere Beweisführung für die Unfehlbarkeit des Papstes durch die Bemerkung ergänzen, daß auch dieser Fall ihre thatsächlich nie unterbrochene Geltung beweise, denn Pius IX. habe seine Auctorität zur Verkündung des Dogmas nicht auf das Zeugnis der übrigen Bischöfe begründet, sondern lediglich aus seiner Stellung als Nachfolger Petri hergeleitet (Lehrb. d. KR. II. 790. N. 2). Der ihren Urheber befriedigende Erfolg der Bulle vom 8. Dec. 1854 wird nicht verfehlt haben, die Erwägung hervorzurufen, daß auf gleichem Wege auch die Unfehlbarkeitsfrage zur endgiltigen Erledigung gebracht werden könne. Die durch die erwähnten Präjudize gesicherte Vorstufe der Bedeutung einer „frommen Meinung", welcher die Gegenansicht nicht mehr als „ebenbürtig" gilt, ist ja längst erreicht, auch durch Encyclica und Syllabus jüngsthin bestätigt. Freilich waltet hinsichtlich der Opportunität einer neuen Glaubensentscheidung noch eine nicht gleichgiltige Verschiedenheit der Umstände ob. Mit der Festsetzung der makellosen Empfängnis der Mutter des Herrn hatten sich, was die Sache anlangt, von 620 befragten Erzbischöfen und Bischöfen nur 4 (von denen drei nachher ihre Ansicht, wie berichtet wird, änderten) nicht einverstanden erklärt (Dieringer, a. a. O. S. 350). Diese der vollständigen Einhelligkeit des Episkopats nahe Stimmenmehrheit hat, wenn hierauf der römische Standpunkt auch theoretisch und formal kein entscheidendes Gewicht legt, doch sicherlich die thatsächliche Wirkung gehabt, daß auch diejenigen, welche in Ansehung der päpstlichen Lehrauctorität etwa wie Döllinger denken, bei dem Ausspruche vom 8. Decbr. 1854 sich beruhigt finden konten. Zu der Freiheit des Papstes von dem Erfordernisse einer entscheidenden Mitwirkung der Bischöfe bei dogmatischen Maßnahmen stehen aber die Glieder des Episkopates hinsichtlich ihrer kirchenamtlichen Stellung in einem Verhältnisse, welches von ihrer Beziehung zu der Lehre von Mariä Makellosigkeit sehr abweicht. Es erhebt sich deshalb die Frage, ob die Formulirung eines Satzes, welcher jene Freiheit einschließt, einen ebenmäßig einträchtigen Verlauf nehmen werde. Gewiß wird diese Frage einer vorsichtigen Erörterung in Rom unterworfen und nicht leicht voreilig verfahren werden. Für den günstigen Ausgang einer zu unternehmenden Festsetzung des Glaubens an die päpstliche Unfehlbarkeit fehlt es außer allgemeinen Gründen nicht an besonderen Vorzeichen wichtiger Art. Von der durch die Kanonisation der japanischen Märtyrer veranlaßten Versamlung kirchlicher Würdenträger in Rom (1862) wird gerühmt, daß seit achtzehnhundert Jahren nie so viele Bischöfe um den Nachfolger des Apostelfürsten sich geschart haben, wie damals. Was selbst auf einem allgemeinen Concil die Kraft und die Zierde und den Ruhm der Kirche ausmachen würde, wird berichtet, sei alles um den Papst vereinigt, die Feier selbst nach dem ursprünglichen Pfingsten ein zweites gewesen, wie die Kirchengeschichte kein solches weiter kenne. In der, mehr als genügend für ein Concil, auf nahezu dreihundert gestiegenen Zahl haben die bei der erwähnten Gelegenheit in Rom gegenwärtigen Bischöfe an Pius IX. eine Adresse gerichtet, in welcher unter Anderm gesagt ist: „Du bist uns der Meister der heiligen Lehre, Du bist der Einheits-Mittelpunkt, Du bist für die Völker das von der göttlichen Weisheit bereitete Licht, Du bist der Fels, Du bist der Grund der Kirche selbst, gegen welchen die Pforten der Hölle niemals Macht haben werden. Wenn Du sprichst, ist es Petrus, den wir vernehmen, wenn Du befiehlst, ist es Jesus Christus, dem wir gehorchen.... Wir

verdammen .. die von Dir verdamten Irrtümer." Zusammenhang und Wortlaut gestatten keinen andern Sinn, als daß Petri Nachfolger, wenn er lehrend sich zur Kirche wendet, in apostelgleicher Autorität rede. Eine Anwendung hiervon bildet die Bezeugung, daß, was der Papst über seine weltliche Herschaft in verschiedenen Erlassen ausgesprochen, eben deshalb auch von den Bischöfen als gewiß angenommen werden müsse. Den Vorsiz in der mit Abfassung der Adresse beauftragten Commission führte der damalige Erzbischof von Westminster, Cardinal Wiseman. Er nent die bischöfliche Erklärung unsterblich, wie die Decrete von Nicäa, vom Lateran und von Trient (Rom und der katholische Episkopat am Pfingstfest 1862, übers. von Reusch, Köln 1862, S. 65). Zugleich bezeugt er nicht eine Uebereinstimmung, nein, eine Gleichheit in den Gesinnungen, den Bestrebungen, den geheimen Wünschen des gesamten Episkopates, welchen eine Anhänglichkeit an den heiligen Stuhl und an die Person des regierenden Papstes jezt in einer Weise, wie sie frühere Zeiten nicht gekant, auch da durchdringe, wo es sich nicht um Glaubenssachen handle. „Gott sei Dank, versichert er, in der katholischen Kirche gibt es keine Sekten, keine widersprechende Meinungen, auch nicht über minder wichtige Punkte, kaum verschiedene Schulen. Der Zug zu dem einen großen Mittelpunkte der Auctorität und der Lehre hat allmälig auch erlaubte Differenzen ausgeglichen".. „Diese Fürsten (die Päpste) sind wahre Priester-Könige nach der Ordnung Melchisedechs, ohne Vater und Mutter in ihrer königlichen Genealogie (Hebr. 7, 3), nicht aus dem Blute, noch aus dem Willen des Mannes, sondern aus Gott geboren (Joh. 1, 13) und jede dieser Geburten aus Gott ist eine neue Schöpfung in Seiner Kirche." Hingenommen von der Erinnerung an die beim Grabe und Stuhle des heiligen Petrus seinem jezt lebenden Nachfolger von den Bischöfen dargebrachte Huldigung (adoratio) ruft der Cardinal aus: „Selig die Augen, die dies überwältigende Schauspiel gesehen" (a. a. O. S. 34. 35. 61. 57. 37). Die Canonisation bezeichnet er ausdrücklich als ein unfehlbares Urteil (S. 13). Dieselbe gehört allerdings auch zu den ex cathedra erfolgenden Aussprüchen. Sie stellt die Thatsache der Heiligkeit unwidersprechlich fest und gebietet der ganzen Kirche die Verehrung der zu allgemeinem Cultus promovirten Heiligen. Sicher hat Wiseman den rein dogmatischen Aussprüchen des Papstes nicht ein schwächeres Gewicht beigelegt, als den zunächst Thatsächliches bekundenden Heiligsprechungen. Dies liegt in seiner ganzen Anschauungsweise unverkenbar vor. Die Irrtumsfreiheit päpstlicher Glaubensentscheidungen darf deshalb als nach der Meinung des genanten Cardinals durch die römische Pfingstversamlung bekundet gelten, welcher, wie er annimt, an Zahl der Bischöfe kaum eins der allgemeinen Concile gleichkomt und viele Zustimmungen abwesender Oberhirten und kirchlicher Genossenschaften sich noch angeschlossen haben (a. a. O. S. 61. 44). Ohne Frage ist also mit dem einem Concilbeschlusse an Ansehn nahekommenden Zeugnisse der Pfingstadresse in ihrem unmittelbar erhellenden und anderweit sich bestätigenden Sinne die abschließende Feststellung der Vollkraft römischer Glaubensdekrete ihrem Ziele um eine bedeutende Strecke näher zugeführt.

Die ausgedehnte Verwertung der die erwähnte Canonisation begleitenden Feierlichkeiten für die Zwecke der römischen Richtung hat nicht auf sich warten lassen. Den deutschen Katholiken ist sie dargereicht von A. Niedermayer: das Pfingstfest in Rom .. Freib. i. B. 1862. In dieser anziehend lebendigen Darstellung eines Augenzeugen vereinigen sich die berichteten Sinneseindrücke von dem Weltschimmer römischer Kirchenherlichkeit mit dem zur Anschauung gebrachten Strome selischer Empfindungen und Stimmungen zu einem farbenreichen Gemälde, in welchem auch die Gestaltungen glühender Andacht und strenger Askese ihre effektvolle Stelle finden. Ob und wiefern unter den geschilderten Erscheinungen gesezlicher und enthusiastischer, lutherisch gesprochen schwarmgeistiger Art der durch die göttliche Gnade in gebrochenen Herzen Wurzel fassende Glaube mehr geborgen und gepflegt, oder mehr zerdrückt und erstickt werde: diese Frage, vielleicht nicht einmal verstanden, ist weder aufgeworfen, noch beantwortet. Hier ist nicht weiter darauf einzugehen, sondern nur die dem Papste in gesteigertem Maße gezollte Devotion hervorzuheben. In der Zeit jener Festlichkeiten, in der das Papsttum wie nie seit mehreren Jahrhunderten in großem Glanze, in allumfassender, höchster Macht sich gezeigt hatte, erschien Pius IX., wie der Heiligung göttlichen Namens zuwider, im Einklange mit dem Ritual der Inthronisation (Phillips, KR. V. 896), gesagt wird, so ganz als „Rex regum et Dominus dominantium" (vgl. Offenb. 19, 16: ein König aller Könige und ein Herr aller Herren). Der Papst erschien in würdevoller, überwältigender, würdigster himlischer Majestät. Schön, unbeschreiblich schön zeigte das Angesicht des allerheiligsten Vaters eine Verklärung, wie sie nur Heiligen eigentümlich ist, auf einem Höhepunkte der Feier wunderbar einem Cherub vergleichbar. Der Anblick wirkte immer gnadenreich, wie ein Sakramentale (Niedermayer, S. 15. 100. 126. 128. 179). Nach diesen überschwenglichen Kundgebungen*) bedarf es kaum noch besonderer Erwähnung, daß die lehramtliche Reinheit des Papstes von jedem Fehler in bestimtester Bezeichnung ausgesprochen ist (S. 144. 152).

(Schluß folgt.)

*) Gelegentlich ist den kirchlichen Betrachtungen auch ein politischer Seitenblick eingeflochten, welchem verwerflicher Anklang gesichert erscheinen konte. Der Priester-König ist es, „der, wie das die Päpste im Mittelalter auch thaten, jezt als der einzige Verteidiger der Völkerfreiheit sich zeigt, der allein für die Wahrheit streitet. .... In Preußen wird mit dem Volk ein Spiel getrieben, so unverantwortlich, daß, wenn eines Tages die Würfel unglücklich fallen, die Dynastie den Thron verlieren kann" (S. 15. 97).

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 11. August. № 64.

Aus ungedruckten Briefen an einen jungen Theologen.

Neunzehnter Brief.

W. d. 20. März 66.

Es ist, mein l. H., eine immer wiederkehrende Thorheit unserer schmerz- und kampfscheuen Natur, daß sie jeder gründlichen Heilung ausweicht, so lange es nur geht. Unvergleichlich treffend weissagt von diesem in der Geschichte des Reiches Gottes sich stets wiederkehrenden Unheil Ezechiel Cap. 13, wo er die tollen Propheten straft, die „predigen, da nichts aus wird", „die ihrem eigenen Geist folgen", „die sagen: „Friede", und ist doch kein Friede." „Das Volk bauet die Wand, so tünchen sie dieselbe mit losem Kalk", bis die „Windwirbel es zerreißen" und „weder Wand noch Tüncher" zu sehen sein werden.

Wie oft hat sich dies Machtwort auch in der Kirche des N. T. erfüllt. Es erfüllt sich eben wieder vor unsern Augen, und zwar an der Theologie, die wir jezt betrachten, die sich die wunderliche Aufgabe gestellt hat, die Lehre der evangelischen Kirche „fortzubilden", wie sie es nent. Sie predigt, da nichts aus wird.

Lezthin haben wir gesehen, wie sie verspricht, zu vereinigen, und doch nachdrücklich für das Zerreißen arbeitet, eben kraft der Fortbildungssucht, von der sie gepeinigt ist.

Hiermit hängt aber der andere Zug genau zusammen, daß sie die Verhandlung und Vermittlung zwischen der entkirchlichten Bildung und dem Evangelium aus dem Grunde verstehen will, aber nichts thut, als die Burg dem Feinde übergeben, einen schmälichen Frieden machen. Denn ihr Fortbilden der Kirchenlehre treibt sie ganz offen zu Gunsten der „anders gewordenen" Zeit. Die veralteten Dogmen seien der Anstoß. Das neue Zeitbewußtsein erfordere auch neue Formen. Dann würden die kopfschüttelnden Zeitgenossen schon wieder zunicken.

Laß uns heute in diese Vermittlungskunst einen Blick thun. Dazu wird es aber nötig sein, daß wir zuvor über die so anziehende Fortbildungsfrage möglichst ins Klare kommen.

Du schriebst mir einmal, daß Dir von Halle her noch die reichlichen Ankündigungen neuer Fassungen der heilsamen Lehre in den Ohren gellen, führtest mir auch eine Reihe vor, z. B. über die Trinität, die Gottheit Christi, die Inspiration. Ich antwortete Dir, daß alle diese Ankündigungen für die wirkliche Fortbildung des kirchlichen Lehrzeugnisses so vergeblich und vergänglich seien, wie etwa der Holzanbau kleiner oder großer Kinder an einen noch unvollendeten Dom, oder um in unserem früheren Bilde zu bleiben, wie die Gänseblümchen, die in einen knospenden Palmbaum gehängt, vom nächsten „Windwirbel" wieder abgestoßen werden.

Die wirkliche, zum Eigentum des Leibes Christi werdende Lehrfortbildung ist ja die nach bestimtem Bedürfnis sich erweiternde und vertiefende Erfahrung der Kirche von den Artikeln ihres Grundbekentnisses und der aus diesem erwachsenen weiteren Bekentnisse, auf Grund welcher Erfahrung ihre Lehre zu immer heilvollerer Wirkung in der Gemeinde sich gestaltet. Kann diese Fortbildung denn kommen aus Spiel- oder Bauluſt, oder aus akademischer Unruhe, die meint, zum Erweise ihrer wissenschaftlichen Fruchtbarkeit und Freiheit etwas Neues an den Tag bringen zu müssen? — Die Erzeugnisse dieses heutigen Universitätsunfuges lassen sich zwar leicht in Umlauf setzen, beirren für eine Zeit auch kerntüchtige junge Gemüter, verwüsten manches sproßende Gemeindefeld, aber sie gehen nicht bleibend in die Lehre über, sondern wirken nur Kampf und Krampf, bis die Kirche alle dies marklose Zeug wieder ausscheidet. Dafür sorgt ihr Herr und ihr Haupt treulich.

Es ist lediglich das Flucherbe der trunkenen Wissenschaft, dem wir diesen auf evangelischen Universitäten nun epidemisch gewordenen Neuerungskitzel danken. Statt sich zuerst in die Lehre der Kirche mit dem Respect und dem Danke des Kindes auf das Tiefste einzuleben, und Euch Jünger der Theologie in ihr Leben und Verständnis einzuführen, was die erste Pflicht des Docenten wäre, so ist heutzutage von vornherein, „was die Kirche lehrt", zum Umformen verurteilt, wird häufig in leichtsinnigster Weise bemäkelt und gemeistert, Euer Verband aber mit der bekennenden Kirche wird — oft unheilbar — zerrissen statt befestigt.

Vergegenwärtige Dir doch gegenüber allem jenem Professoren-Treiben den wirklichen Hergang bei der sogenanten Fortgestaltung der Kirchenlehre. Es wird Dir dann der gründliche Eindruck von dem vergeblichen Gewerbe nicht fehlen.

Fortbildung ist ein Wachstum, und das aus dem tiefsten Leben der kämpfenden Kirche, unter lehrgestaltendem Mitwirken der selten und wunderlich berufenen, in Gebetskammern, in Anfechtungsschulen, bei Kanzel und Altar, an Leidens- und Sterbe-

betten bereiteten Zeugen, die in glaubensvoller Hingabe das Lebensbewußtsein und die Lehrvererbung der Kirche in sich aufgenommen haben. Diese allein mitten inne stehend in dem Sinne der kirchlichen Lehre, ihrer erfahrungsvollen Geschichte, ihrer Heiligungskräfte und Erleuchtung werden gewürdigt die verborgenen Punkte und Fäden des Lehrgewebes zu sehen, die durch die Erlebnisse der Kirche schon gezeitigt sind und nur auf ihren zutreffenden Ausdruck harren.

Was hat denn dies stille, nur selten bemerkliche Wachstum mit der Legion von „neuen Fassungen der wesentlichsten Heilswahrheiten" zu thun, mit denen die Universitätstheologie uns plagt? Es sind das ausnahmslos dürre Fabrikate einer gänzlich um das Bewußtsein ihrer Aufgabe gekommenen Theologie. Diese Aufgabe ist keine andere, als das Vorhandene in seiner Fassung zum Erleben und Verstehen zu bringen, bis sich in wirklich neuen Erfahrungen und neuen Bedürfnissen auch neue Ergänzungen und Bestimmungen der vererbten Lehre einstellen. Die diese Bestimmungen aussprechen, sind immer nur Werkzeuge des kirchlichen Lebens nicht schreibselige Herolde ihrer eigenen Einfälle.

Es gewint wirklich, wenn man der Mehrzahl der heutigen Professoren der Theologie zusieht, das Ansehn, als ob sie nicht wüßten, was sie zu thun hätten, wenn sie nicht „erste" und folgende größere theologische Werke schreiben. Es heißt das, den Wald vor den Bäumen nicht sehen. Das stille Verstehen und Verstehenlehren der kirchlichen Lebensfülle muß dem zu Marktbringen des nichtigsten, unvergohrenen Machwerkes Plaz machen. Ist denn die Lehre der Kirche ein Register von Preisaufgaben für theologische Professoren zu bestmöglichster Ausgleichung mit dem anders gewordenen Zeitbewußtsein? — Sie soll dem Volke den Weg des Lebens zeigen, sie soll sein Leben für Zeit und Ewigkeit in christlicher Gottesfurcht ordnen. Solche von Gott zu solchem Zwecke geschenkte Lehre duldet nicht den Veränderungskitzel, von dem diese trunkene deutsche Theologie besessen ist.

Ich habe Dir, lieber H., schon den nichtsnutzigen Ausdruck des „neuen Begriffsalphabets" genant, den Rothe aufgebracht und den ihm Andere, z. B. Prof. Beyschlag, abgelernt haben. Nach diesem neuen Begriffsalphabet sollen die Bekentnisse umgearbeitet werden. Dieses sinnlose Wort erinnert an das Handwerkszeug des Schneiders, der die Leute in die neuesten Façons steckt. Aber die Formen der Gotteswahrheit, welche sie im Leben der Kirche angenommen hat, sind keine Kleider, sondern sind ihre Haut, die mit ihnen wächst. Wer ihnen die abzieht mittels seines Begriffsapparates oder Alphabetes, der macht sie todt. Die Form des Dogma ist wie das ursprünglich gegebene Angesicht des Kindes, das in einem schicksalsvollen Leben sich immer bestimter ausarbeitet zum Ausdruck der erstarkenden Sele. Sie ist die Knospe selbst, die ihr Inneres immer weiter eröffnet in den sich erschließenden Blättern. Nie ist die einmal von den Aposteln verkündigte, in der h. Schrift verfaßte, von der Kirche durchlebte und bekante Lehre mit neuen Kleidern versehen worden im Sinne unserer trunkenen Theologie.

Der Apostel sezt gegen diese Veränderungen des menschlichen Selbstthuns einen doppelten Fluch. Die Lehre hat kraft ihrer ewigen Wahrheit immer nur die menschlichen Anhänge und Entstellungen abgeworfen, und ihr selbiges uranfängliches Angesicht nach solchem Abthun bestimter, sprechender, selenvoller gestaltet. Gewiß, mein Lieber, die Lehre, die ja das Haus Gottes erbaut, ja mit ewigem Troste Selen gelabt hat in dem Jammer des Lebens, ist immer dieselbe gewesen. Auch in den kirchlich finsterſten Zeiten hat sie durch Menschenaufsätze hindurch Wege ihrer Vergegenwärtigung gefunden, sei es auch nur in Bild und Symbol, Klängen und Sängen. Nie ist die Vererbung der seligmachenden Lehre ganz abgebrochen gewesen, ebensowenig wie Christus sein Band mit seinem Weibe, der Kirche, je gelöst hat oder lösen kann. Er sorgt immer wieder für ihr Hervorgehen hinter den Grabessteinen, unter denen sie fortlebte.

Was ist also das, was wir Fortbildung der Lehre nennen? Sie ist keine Veränderung, nicht des Inhaltes, also auch nicht der mit ihr gegebenen Grundform. Wehe uns, wenn sie eine andere würde. Was geschieht, ist nichts anderes, als daß in dem Erfahrungsleben der Kirche nähere Bestimmungen hinzutreten, als Verwahrungen gegen falsche Deutungen derselben und als Ergebnisse ihres schärferen und umfassenderen Verständnisses. Und diese begrifflichen Bestimmungen wachsen aus der apostolischen Grundform der Heilswahrheiten selbst hervor kraft der Wahrheiten, eben wie die Blütenblätter. Sie führen nur ihren göttlichen Inhalt zu heilssichernderer Wirkung heraus in das Bewußtsein der Kirche, gleichwie die bestimtere Gestalt, welche die Knospe gewint, nur die verborgene Substanz, d. i. die gestaltende Idee, kentlicher und wirksamer macht.

Das ist es, l. H. Die Kirche nimt, was sie erlebt, aus der Gottestiefe und bestimt es begrifflich lehrhaft. Aber sie ist nicht so trunken, mit irgend einem fremdzeitlichen Begriffsapparat heranzutreten, der den verborgenen Grund an den Tage setze als einen begriffenen, nun denk- und glaubbaren. Das wäre eben derselbe schlechte Scherz, als wenn Du eine Knospe zerschnittest, ihr Herzblatt auf Papier zeichnetest und mir sagtest: „Siehe hier, das Geheimnis gelichtet!"

Wachstum, und geheimes Wachstum, das ist Fortbildung der kirchlichen Lehre.

Beachte ihren Hergang noch genauer, damit Du von der Hohlheit unserer Vermittlungstheologie einen sattsamen Eindruck empfangest.

Die wahre Fortbildung ist so weit entfernt, das ursprüngliche Lehrzeugnis der Kirche zu verändern, daß sie vielmehr zu allererst erwächst aus der Anstrengung der Kirche, sie unverändert zu bewahren, sie als kostbarstes und immer wirksameres Eigentum des Hauses Gottes zu vererben. Mit der offenbarungsmäßigen Form soll sie auch ihren göttlichen Inhalt sichern. Also sie soll verhindern, daß der Inhalt gefälscht und beschnitten werde, indem mit der gegebenen

Form zuerst ein vernunftweiser Sinn verbunden wird und dann für die Grundform eine neue aufgedrängt, die den göttlichen Inhalt nicht faßt, weil sie nicht aus ihm stamt, die nur das faßt, aus dem sie stamt, nichtiges Menschenmeinen.

Du siehst, daß von einer Aenderung der ersten Form, d. h. von neuen Formen für die alte Wahrheit, gar nicht die Rede sein kann. Sondern um die einfache Grundform schließen sich nur neue, die Gotteswahrheit reicher, tiefer, gesicherter in dem kirchlichen Lehrbewußtsein erschließende Bestimmungen. Wie ihre Grundform aus dem göttlichen Zeugnis zugleich mit ihrer Erkentnis dem Bewußtsein der Kirche eingeboren war, so bleibt sie. Die neuen Bestimmungen kehren nur neue Seiten eben derselben Wahrheit aus ihrer Keimhülle hervor, oder lehren schon hervorgetretene, aber noch nicht miteinander verbundene, noch im scheinbaren Gegensatze stehende Zusammenschauung in ihrer untrennbaren Zusammengehörigkeit erkennen. Und das geschieht mittels solcher Begriffsworte, die entweder die h. Schrift selbst darbietet, oder die der Schriftsinn nach innerem Bedürfnis aus der Weltsprache zu seiner Selbstbewahrung sich heiligt und assimilirt, wie z. B. die drei Personen in Gott, die zwei Naturen in Christus.

Genug, jede wahrhaft kirchenbauende Fortbildung, also auch jene erste, welche die altkatholischen Bekentnisse erzeugte, kann immer nur mit dem Erlebnis der seligmachenden Wahrheit und einem bis zur Zweifellosigkeit angezeigten Bedürfnisse der Kirche Schritt halten und diesem nachgehen. Sie kann immer nur unter Mitwirkung des Wahrheitsganzen die glaubensgewissere und lehrhaftere Gestaltung eines schon gegebenen Erkentnissprosses sein aus neuer Erfahrungserleuchtung des Heils- und Wahrheitsdurstes.

Wenn Du dies beherzigst, so kanst Du die äußerste Lächerlichkeit solcher Theologie ermessen, die jene siegreichen Bekentnisse „Gelehrtenarbeit" nent, die nun wissenschaftstrunken den richtigen Begriffsapparat gefunden haben will, um jenen Majestäts-Artikel zu ihrer wahren Façon zu verhelfen. Das ist der Scandal, zu deutsch Aergernis, — in dieser neuen deutschen Theologie. Das Subject will die Arbeit der Jahrhunderte ersetzen, der Glaubenskrüppel die Erfahrungen und Blicke von Glaubenshelden überbieten.

Und warum wollen sie das? Jene Bekenner wollten die errettende Wahrheit der Weltbildung entringen, um die Weltbildung kraft der Wahrheit zu Christi Füßen zu legen. Und sie haben sie ihm zu Füßen gelegt. Diese Professoren des besseren Begriffsapparates wollen die Wahrheit Gottes mit der modernen Bildung ausgleichen und geben sie ihr Preis.

Aus alle diesem versteht es sich von selbst, daß eine der Kirche erfahrungsgemäß gewonnene, durch Lebenswirkungen ausgewiesene Begriffsblüte nicht „fallen", „abfallen" kann, wie die trunkene Theologie meint, — um einer ganz neuen Fassung eben derselben Wahrheit Plaz zu machen, einer Fassung, welche die gegebene Grundform aufheben und doch die Wahrheit bewahren soll. Das hieße aber nicht ein Kleid, sondern

die Haut einem lebendigen einigen Wesen herunterziehen. Solch ein unsauberes Geschäft gibt es nicht in der Kirche.

Jene in der Kirche allein richtige und sie segnende Fortbildung geht, wie schon bemerkt, ganz leise und kaum merklich vor sich, nur da merklich, wo sie falschtheologische Neuerung und wahrheitswidrige Satzung wieder zu durchbrechen und auszuscheiden hat. Die wahre Fortbildung bringt auch nicht den Schein von Unterbrechung der Continuität des kirchlichen Lehrverständnisses und der kirchlichen Ausdrucksweise hervor, sondern hat die entgegengesezte Aufgabe, die Continuität kirchlicher Anschauung, Lehre und Rede zu schützen; und wäre sie Jahrhunderte lang überdeckt und gelähmt an freier Lebenszeugung, sie wieder hervorzuziehen, dann aber auch immer in Folge des vertieften Heilslebens bereichert durch neue Glaubensgewißheit und begriffliche Bestimtheit des ganzen Lehrorganismus.

Laß uns jezt diese Betrachtung noch an zwei Exempeln verdeutlichen.

Das erste betreffe die Inspiration der h. Schrift. Es gilt bekantlich bei unserer Mitte- und Fortschriftstheologie als ganz ausgemacht, — wer nicht einstimt, ist ihr ein Rabbiner, — daß der altkirchliche Inspirationsbegriff, d. h. der der Reformationszeit und unserer ihr angeschlossenen alten Dogmatiker „gefallen" sei. Man soll sich nicht „einbilden, daß man ihn jemals der Laienwelt wieder aufreden werde, womit auch nicht viel gewonnen sein würde." So z. B. D. Beyschlag.

Nun sei deß gewiß, daß die, die diese Phrase gebrauchen, und wären sie dreifache Doktoren der h. Schrift, in harmloser, aber vollständiger Unkentnis der wirklichen Theologie und der wirklichen Lehrbildung leben, oder daß sie ihr besseres theologisches Selbst durch die Dreistigkeit des wissenschaftlichen Terrorismus erschrecken lassen. Denn jener Ausdruck ist ein wolklingendes Nichts, d. h. eine Phrase. Der alte Inspirationsbegriff kann nicht fallen, ebenso wenig als die Wahrheit, daß die h. Schrift das Wort Gottes ist. Denn er ist die Grundform des Inspirationsbegriffes, d. h. er enthält die ersten und entscheidenden Bestimmungen für das, was die göttliche Inspiration der h. Schrift wesentlich ist, nämlich die Wunderwirdes h. Geistes zu untrüglicher Fassung göttlicher That und Rede in menschliche Schrift. Das sind eben die grundlegenden, also die notwendigen Bestimmungen über die Inspiration. Sie sollen es zweifellos feststellen, daß wir ein wesentliches Gotteswort besitzen.

Diese Grundwahrheit, die der alte Inspirationsbegriff feststellt, ist durch den Bestand der Kirche selbst und durch alle ihre Geschicke bewährt. Auf Grund des „nun gefallenen" Inspirationsbegriffes haben gesegnete Väter und Lehrer der Kirche die h. Schrift gebraucht, haben in ihr und aus ihr gelebt. Paul Gerhards Lieder, Speners Glaubenszeugnisse, A. H. Francke's Glaubensthaten, Hamanns unvergängliche Samenkörner bezeugen die Grundwahrheit, die der alte Inspirationsbegriff sichert.

Hätte nun die Folgezeit in bestimten Erfahrungen das Be-

dürfnis erkant, den überkommenen Begriff zu ergänzen durch Bestimmungen, die das Wesen der Inspiration mehrseitiger erkennen lassen, so wäre der alte Begriff nicht „gefallen", nicht abgethan, sondern er wäre durch einige neue, wenngleich erkennenswerte, doch sehr untergeordnete Momente vervollständigt, durch aufgeschlossene Seiten, die bis dahin in ihm verschlossen waren. Er wäre gewachsen. So sagt die bescheidene und nüchterne Theologie. Aber theologische Eitelkeit und Unschicklichnent ihn einen gefallenen Begriff, den man den Laien nicht wieder einreden werde. Dies ist eine Lächerlichkeit, die nur eine trunkene Theologie begehen kann. Denn wer den alten Begriff abweist, für den haben die neuen Bestimmungen nicht eines Hellers Wert.

Um so nichtiger und schimpflicher würde aber dies Großthun gegen die alte Dogmatik sein, — die sich „schlimm versündigt habe gegen die Natürlichkeit, d. h. Geschichtlichkeit der Offenbarung", die eine „mechanische" und „magische" Inspiration lehre (Rothe z. Dogmatik), wenn sich bei näherem Besehen auswiese, daß diese neueren Bestimmungen über die „moralische Mitbeteiligung der h. Schriftsteller" und ihrer „persönlichen Funktionen", — Bestimmungen, mit denen die trunkene Theologie kindisch prunkt, — den alten Herren selbstverständlich und dem Keime nach in ihrer Inspirationslehre enthalten waren. Denn sie wußten es und haben es gesagt, daß die h. Schriftsteller sponte intelligentes, non inviti, non nescii, non animo alienati, d. h. im freien Antriebe, nicht wider Willen, nicht unbewußt, also frei persönlich und zwar in absoluter Freiheit, d. h. in geistorganischer Einheit mit dem h. Geiste, also nicht magisch, geschrieben haben.

Aber diese Versicherungen helfen den Alten nicht. Sie müssen Blödsinnige sein, damit sie von den Neuen zur Vernunft gebracht werden. Freilich erklären die Alten, die heiligen Schriftsteller haben nicht „gegen ihren Willen geschrieben, nicht als hätten sie nicht verstanden, was sie schrieben, also selbstbewußt und freithätig." Das alles aber heißt nur, sie haben sich selbstbewußt und frei dem mechanischen Geschäft des Schreibens unterzogen, sie haben sich selbstbewußt zu bewußtlosen Federn machen lassen!! Vergleiche hierzu Rothe (zur Dogmatik, S. 133). Es ist das nichts, als ehrwidriges Verläumden, welches die Väter zu Geistesschwachen macht, um seinen modernen Plunder an den Mann zu bringen. Auf dienerisches Zulächeln kann diese Aktion leider reichlich rechnen bei der weiten Verbreitung des wissenschaftlichen Taumels.

Nie hat sich eine verführerischere, hohlere Sophistik in der Inspirationsfrage für evangelisch ausgegeben, als die, die sich in Rothe's „Zur Dogmatik" so selbstselig ergeht. Wer sich fassen läßt von den verborgenen Zaubern des Rothe'schen Trugsystems, — seiner speculativen Theologie — deren betäubende Blüte diese Inspirationstheorie ist, — der hat kein Wort Gottes mehr. Denn es ist nur eine gleißende Verhüllung des schon aufgegebenen Inspirationswunders. Die evangel. Kirche würde durch Eingehen darauf um ihre Leuchte, das feste prophetische Wort, belogen und betrogen sein.

In solchen Einzelheiten gebührt dem Geist und dem Scharfsinn v. Hoffmanns, wie ich Dir schon früher schrieb, die vollste Anerkennung. Er hat in seiner Einleitung zur „Heiligen Schrift N. T." in schlagender und abschließender Weise die innerliche „Faulheit" und Hinfälligkeit der ganzen Rothe'schen Theorie aufgedeckt (S. 25—37).

Und nun noch ein Exempel. — Auch der altkirchliche Christusbegriff soll „gefallen" sein. Wir wollen hier den allerunglücklichsten Anwald der Theologie der Mitte hören, Herrn D. Beyschlag.

Es betrifft also dies Exempel das Herz der ganzen Theologie, wie wir es früher als Wissen von Christo, dem Gottmenschen, betrachtet haben. Du weißt, daß auch mit diesem gesunden Wissen die Kirche steht und fällt; denn ihr Grundbekentnis zum wahrhaftigen Gott, d. i. dem dreieinigen, steht und fällt mit ihm. Du kenst auch die Grundform des Dogma's von Christo, wie sie aus der kirchlichen Erfahrungserkentnis geboren ist. Wahrer Gott, wahrer Mensch, in der Einheit der Person. Das sind die drei unvergänglichen Momente dieses Begriffes, dieser Knospe, die sich zur Lehre vom Gottmenschen in der Kirche entfaltet.

Was hat die Kirche um ihr anvertrautes Heiligtum, ihre Erkentnis Gottes als des Dreieinigen, für einen Riesenkampf durchgekämpft gegen antiktheogonisches Phantasiren und abstraktdeistisches Ausleeren! Im Athanasianum haben wir den Ertrag dieses Kampfes.

Ueberblicke die ganze Entwicklung des Dogma vom dreieinigen Gott in irgend einer kundigen Darstellung, z. B. in Thomasius Dogm. I. S. 65 — 125. Zweierlei wird Dich da bewegen. Erstlich die Ohnmacht und Unzulänglichkeit aller menschlichen Begriffsworte und Analogien, um dies Geheimnis zu ergründen, es aus einem Gegenstand des anbetenden Glaubens zum Gegenstand erschöpfenden Begreifens zu machen.

Zweitens wird Dich bewegen die Notwendigkeit der kirchlichen Bekentnisworte, weil überall Abgründe gähnen für die ganze Heilswahrheit, wo man Schranke und Wegzeichen des Athanasianum verläßt.

Am Auffinden einer entsprechenderen Grundform für den christlichen Gottesbegriff wird jede Theologie zu Schanden. Davon ist die ganze Geschichte der Kirche ein einziger Thatbeweis.

(Schluß folgt.)

Beilage.

Beilage zur Evangelischen Kirchen-Zeitung № 64.

Der Materialismus.

V.

Wir haben in der angezeigten Schrift ein Buch vor uns, welches einen theologischen Charakter nicht anspricht, so wenig, daß kaum einmal der Name Gottes auf seinen Blättern genant wird. Und doch mag sich die Theologie freuen über solche Erscheinungen, die anzeigen, daß die philosophische Arbeit sich in aufsteigender Linie bewegt. Denn die Stellung mit zugewandtem Rücken ist sicherlich nicht diejenige, welche Theologie und Philosophie gegen einander einnehmen sollen, und daß ein solches Dissidium eingetreten ist, darin liegt mindestens Ein Erklärungsgrund der monströsen materialistischen Erscheinung. Zunächst freilich sehen wir in ihrem Emporkommen eine Theodicee sonder Gleichen. Die Philosophie hatte ja im lezten Jahrhundert angefangen, mit Ikarusflügeln ihren Flug zur Sonne anzutreten, alle andern Wissenschaften weit hinter sich zurücklassend. Mit dem Anspruche, den lezten Grund aller Dinge nicht blos zu suchen, sondern zu setzen, war sie in Subtilität der Begriffsstellung endlich so weit über das gemeine Verständnis hinausgegangen, daß sie in völliger Vereinsamung auf ihrer Höhe thronte, und in Zungen redete, welche oft die nächsten Schüler nicht verstanden, sondern ein jeder deutete die Sprüche des Weisen auf seine Art, so daß in jedem System eine Reihe neuer Bildungsmöglichkeiten lag. Statt endlich die Wissenschaften in ihrer lebendigen Fülle einander näher zu bringen, entleerte und vereinerleite sie dieselben durch die falsch berühmte Kunst ihrer blaßblauen Dialectik. Dagegen ist nun der Materialismus ein freilich überaus plumper und in die Carrikatur verzerrter Protest. Er will mit Redensarten aufräumen, er will Leben, aber sein Leben, ein Leben, welches er eben so aushölt und seines geistigen Inhalts entleert, wie es der Idealismus nur auf andern Wege vor ihm gethan hatte. Weil aber beide mit der Substanz in positivem Sinne so gründlich aufgeräumt haben, so ist denn doch der Pantheismus, der, zuweilen an Atheismus anstreift, der gemeinsame Pulsschlag beider Systeme. Die Theologie aber darf nicht müssig zusehen, wie Tiger und Krokodil sich bis auf die Schwänze auffressen. Der im Himmel sitzet mag die Schaalen seines Spottes über die, welche ohne Gott sind, ausgießen und er hats gethan, wenn er die Lehre aufkommen ließ, zwischen den Menschen, in dem er sich selbst erfassen sollte und dem Affen sei die Grenze nur fließend; sie muß heran an den Kampf, dazu nötigt sie vorerst ein pathologisches Interesse. So gewis ohne Offenbarung die Theologie keine Theologie ist, so gewis war es für sie, die Hüterin der Gottesgeheimnisse eine schwere Verschuldung, wenn sie wedelnd hinter der Philosophie herlief, um einen möglichst „gereinigten Gottesbegriff" zu finden. Denn welches philosophische System ist aufgetreten, ohne daß sich Theologen gefunden hätten, bereit und beflissen, ihre Dogmatik in die dem Meister abgelernte Form zu gießen? Eine Magd kann und soll die Theologie sein, aber des Einen Herrn und nicht der wechselnden Systeme. Und wenn sie, die mehr denn eine andre Wissenschaft auf eignen Füßen stehen kann, in ausgetretenen Schuhen einherrutscht, wenn sie, das centripetale Element im Leben des Gedankens in fortwährender Flucht vom Mittelpunkte weg ihre Krone sucht, dann ist ein Zustand der Auflösung des Positiven, wie wir ihn erlebt haben, und ein Niederschlag der Negation, wie wir ihn im Materialimus erkennen, ein sehr ernster Weckruf an sie selbst „Bedenke, wovon du gefallen!" Die Buße aber macht die Herzen weich und elastisch; und so könte es geschehen, daß, wenn im Lager der positiven Philosophen die Aufrichtigkeit ebenso waltet, wie im theologischen, dann die Stellung wiedergefunden wird, welche beide zu einander einnehmen sollten: die Theologie im Mittel, den absoluten, fleischgewordenen Gedanken hütend; die Wissenschaften, Radien gleich, auf diesem Stützpunkte ruhend, frei dahin angelegt, ihre Strahlen zu schießen, soweit menschlich Wissen nach seiner Natur dringen mag. Wenn dann die Philosophie die Linien der Peripherie zöge zwischen den einzelnen Disciplinen, dann wäre ein Zustand gegeben, in welchem das Feste und das Flüssige, die Ruhe und die Bewegung, die göttliche That und der Menschen Gedanken zu lebendiger Einheit zusammengriffen. Aber bis dahin wirds noch ein weiter Weg sein und mit der Feder wird jenes Ziel nicht erreicht werden. Denn auf dem Gebiete des geistigen Lebens ists so gegangen, wie sonst wol im gemeinen Leben auch: was die Beletage abgenuzt hat, das ist an die Kellerwohnungen abgegeben worden. Was früher in den Hörsälen der Hochschulen sich hören ließ und in den Salons der feinen Gesellschaft mit Scherz und Witzwort verhandelt wurde, das ist herabgestiegen in das fliegende Blatt des Buchhändlers und in die Nähe der Bierbank und unter den Schatten der Tabackswolke gerathen. Es werben der deutsche Idealismus so gut wie der Materialismus um die Gunst des großen Haufens. Wem bei diesem Wettlauf der Athem zuerst ausgehen wird, ist nicht zweifelhaft; denn wenn der identistische Aufklärichт sich nicht abklären lassen will durch die wiederholt gemachte Erfahrung von der Nichtigkeit seiner nebelhaften Traumgebilde und sich nicht verklären läßt durch das Licht vom Himmel gekommen, so wird er dem ohne Umschweife auf die Sinnlichkeit spekulirenden Materialismus das Feld räumen müssen, wie im Gespräche des Mephisto mit dem Scholaren die grüne Praxis des Mediziners an der Taille des Weibes die grauen Theorien weit überflügelt. Doch wie schwer geht die Erfahrung, daß die abstracte Phrase im Laufe der Dinge nur ihren eigenen Contrast wirkt, den Leuten ein! Da wird jezt ein neuer Roman, aus einer gewandten Feder geflossen, viel gelesen und berufen. Der Held desselben, ein deutscher Professor, läßt sich gegen ein Kind der Praxis, einen Landwirth, der

kein Auge zu haben scheint für den Gelehrtenberuf, also vernehmen: „Die Wissenschaft ist wie ein großes Feuer, das in einem Volke unablässig unterhalten werden muß, weil ihm Stahl und Stein unbekant sind. Ich gehöre zu denen, welche die Pflicht haben, immer neue Scheite in das große Feuer zu werfen. Andere haben die Aufgabe, die heilige Flamme durch das Land in Dörfer und Hütten zu tragen. Jeder, der an die Verbreitung des Lichts arbeitet, hat sein Recht und Keiner soll von dem Andern gering denken.“ Darin liegt Wahrheit“ erwidert der Landwirth. Ja, just ebensolche Wahrheit, wie der olympische Götterhimmel mit seinen Ehebrüchen und Spitzbübereien die Wahrheit des heidnischen Lebens war, das unter ihm dahinrollte. Die heidnische Welt gab an ihren Himmel ihre Schönheit, aber auch ihre Schande ab, darum konte ihr von obenher die Schleuse der Erneuerung nicht geöffnet werden. Nur von einem Volke, dem Stein und Stahl des unmittelbarem Wissens, des religiösen Glaubens fehlt, kann der Wissensdünkel, wie jener Romanheld reden, einem gesunden Volke gegenüber sind seine Worte eine unverständliche Rodomontade. Die Wissenschaft ist das Feuer nicht, welches sonnengleich auch die Winkel der Erde beleuchtet, erwärmt, belebt; sie muß, wenn sie in sich selbst verliebt ist, dastehen, wie eine graue Pyramide, gut dazu, daß ein Napoleon späterer Jahrhunderte einmal ein solch banales Wort daran knüpft, wie es der Franzosenkaiser vor seiner Mameluckenschlacht gethan hat. Im Uebrigen nährt sie durch ihr Scheitzuwerfen nur den ungöttlichen Zerklüftungsprozeß zwischen den esoterisch Wissenden und dem draußen stehenden Haufen, an dem ihre ungeschickten Schüler herumoperiren, ohne jemals den Schlüssel zu den Herzen zu finden, nämlich die sich selbst verleugnende Demut, welche sich niedersezt, um die Füße zu waschen und von denen lernt, die sie belehren will. Da hat denn der Materialismus ein relatives Recht, wenn er auch für den großen Haufen Teil und Anfall verlangt an den geistigen Gütern des Volks. Er besizt sie nur nicht. Und so darf die Kirche, die sie besizt, und ihre Diener, welche als Jünger ihres Meisters den Schlüssel zu den Herzen haben, nicht blos aus pathologischem Interesse an die halb gigantesk, halb burlesk materialistische Krankheitsform herantreten. Vielmehr selbstthätig sollen wir im Worte, das uns befohlen ist, den rechten Wissensstoff, und im Glauben und der Liebe, die wir predigen, die allgenugsame Arznei darreichen. Wir brauchen zur Ueberwindung des im Materialismus neu erstandenen Widersachers gegen alles, was Gott und Gottesdienst heißt, keiner neuen Lehre, sondern nur neuer Weisheit, das alte Schwert in rechter Weise nach der rechten Seite hin zu kehren.

Wie hat sich der Geistliche gegenüber seinem Ordinations-Gelübde zu verhalten?

(Fortsetzung.)

Asmus antwortet: „Die Philosophie kann auf gewisse Weise ein Besen sein, die Spinneweben aus dem Tempel auszufegen, ja mögt sie auch einen Hasenfuß nennen, den Staub von den heiligen Statuen damit auszukehren. Wer aber damit an den Statuen selbst bildhauen und schnitzen will, seht, der verlangt mehr von dem Hasenfuß als er kann, und das ist höchst lächerlich und ärgerlich anzusehen. Paulus, der vieles auf der Welt versucht hatte, der auch von fort esprit gewesen und hernach eines anderen war belehrt worden — dieser alte, erfahrne Mann sagt, und läßt sich fünfmal vierzig Streiche weniger Eins drauf geben, daß der Friede Gottes höher sei, denn alle Vernunft, und so ein Gelbschnabel will raisonniren. Daß das Christentum alle Höhen erniedrigen, alle eigene Gestalt und Schöne, nicht wie die Tugend mäßigen und ins Gleiß bringen, sondern wie die Verwesung gar dahin nehmen soll, auf daß ein Neues daraus werde: das will freilich der Vernunft nicht ein, das soll es aber auch nicht, wenns nur wahr ist. — Da also die heiligen Statuen durch die Vernunft nicht wieder hergestellt werden, so ist es patriotisch in einem hohen Sinne des Worts, die alte Form unverlezt zu erhalten, und sich für ein Tüttel des Gesetzes todtschlagen zu lassen. Und wenn das ein orthodoxer Pastor heißt, so könnt ihr für so einen den Hut nicht tief genug abnehmen. Sie heißen aber noch sonst was orthodox. — In Summa, Vetter, die Wahrheit ist ein Riese, der am Wege liegt und schläft; die vorübergehen sehen seine Riesengestalt wol, aber ihn können sie nicht sehen, und legen den Finger ihrer Eitelkeit vergebens an die Nase ihrer Vernunft. Wenn er den Schleier wegthut, wirst du sein Antlitz sehen. Bis dahin muß unser Trost sein, daß er unter dem Schleier ist; und gehe du ehrerbietig und mit Zittern vorüber, und klügle nicht, lieber Vetter!“ Das ist die Correspondenz zwischen Asmus und seinem Vetter, „angehend die Orthodoxie und Religionsverbesserungen.“ Wir können uns in der Disputation über Ordinationsgelübde und Wissenschaft keine bessere Respondenten wünschen.

Aber dieses Responsum könte doch nicht ohne einen gewissen Schein des Rechtes angefochten werden, nämlich aus der Beschaffenheit unserer Prüfungen pro ministerio und der Erklärung zur Wahlfähigkeit fürs Predigtamt. In der ganzen evangelischen Kirche wird jezt dabei das Hauptgewicht auf die theologischen und philosophischen Kentnisse gelegt. Das Examen pro ministerio ist hauptsächlich ein „wissenschaftliches“ Examen geworden. Nur die dexteritas docendi und ein Nachweis über die integritas morum komt dabei noch mit in Betracht. Unsere Väter stellten aber unter den Erfordernissen zum Predigtamt voran: confessionis sinceritas, Reinheit des Bekentnisses, und machten sie zu einem Gegenstande der Prüfung. Die Lüneburger K. O. von 1643 sagt in Uebereinstimmung mit an-

dern: „Erſtlich daß ſie mit beſonderem Fleiß und Ernſt erkunden, ob er in der Lehre rein und nicht mit falſchen opinionibus und ſchändlichen Irrtumen in einem und mehr Artikeln vergiftet ſei.“ Dieſe Erforſchung der ſubjectiven Stellung zum Bekenntnis, der perſönlichen Ueberzeugung und Denkweiſe iſt längſt gefallen, es iſt Alles auf das Wiſſen und Können geſtellt, und ſo kann es geſchehen, daß ein Candidat der entſchiedenſte Arianer, Pelagianer, Naturaliſt, Pantheiſt, Rationaliſt iſt, und das glänzendſte Zeugnis der Tüchtigkeit zum Predigtamt bekomt, wenn er es nur nicht etwa prononcirt in der Predigt ausgeſprochen hat. Aber dieſe „Unklugheit“ wird ſelten Einer begehen, denn er hat bei denſelben Profeſſoren, die ihm jene alten Irrlehren als neue Wiſſenſchaft und Weisheit vorgetragen, auch „Paſtoralklugheit“ gehört, die ſolchen „Misgriff,“ daß auf der Kanzel die wahre Herzensmeinung unzweideutig ausgeſprochen wird, auf das Aeußerſte verpönt. Wenn nun der für würdig und tüchtig erklärte Candidat zu einem Amte vocirt iſt, Probepredigt gethan hat und von der Gemeinde angenommen iſt, komt er zur Ordination, und da erſt und auf einmal, wenn er am Altare ſteht und es gar keine Zeit mehr iſt, ſich über Bedingungen auszuſprechen und zu verhandeln, da wird die Hauptſache noch erſt im Ordinationsgelübde nachgeholt, confessionis sinceritas. Iſt das nicht eine furchtbar mächtige Verſuchung, dieſes allererſte der Gelübde wider Wiſſen und Gewiſſen zu thun? Es kann auch gethan werden unter dieſen Umſtänden mit mehr oder weniger Unklarheit, ohne deutliche Erkentnis ſeines großen Inhaltes und Umfanges. Aber wir müſſen dieſen großen Uebelſtand hier laſſen und nur noch hinzufügen, daß bei alledem das Gelübde verbindlich bleibt: „Ich will keine andere Lehre predigen und ausbreiten, als die, welche gegründet iſt in Gottes lauterem und klarem Worte, unſerer alleinigen Glaubensnorm, und verzeichnet in den drei Hauptſymbolen und der Augsburgiſchen Confeſſion.“ Dem iſt ſogleich angefügt, daß die Ordinanden mit allem Fleiß und Treue die Katechismuslehre bei der chriſtlichen Jugend zu treiben verſprechen, und alle abweichende und willkührliche Lehren als Gift der Sele zu fliehen.

Ein Drittes unter dem erſten Ja iſt die auch ſchon in alten K. O. O. enthaltene Verpflichtung zur Treue und Gehorſam gegen Seine Majeſtät den König als Landesherrn und Inhaber der Kirchengewalt. Die Agende von 1822 that hierin zu viel, ſie enthielt ein förmliches politiſches Glaubensbekentnis, ſie ſpricht von „unſerer heilſamen monachiſchen Regierungsform“, „dieſer trefflichen Grundverfaſſung.“ Die Redaction iſt gemacht unter dem Eindrucke der damaligen demagogiſchen Umtriebe, die aber gegen das, was heute erlaubt und unerlaubt, geſtraft und ungeſtraft gegen König und Regierung, den Staat und ſeine Verfaſſung am hellen Tage vor allem Volk geredet und gethan wird, ein wahres Kinderſpiel ſind. Vielleicht waren ſie auch an ſich nicht viel mehr. Die Beobachtung der Kirchenordnung nach den vom Landesherrn publicirten Geſezen, der Gehorſam gegen die von ihm eingeſezten geiſtlichen Behörden will in unſerer Zeit beſonders in Acht genommen ſein, wo ein ganzer Knäuel Fragen darüber vorliegt, die auf Löſung warten. Aber man braucht nicht für die Conſiſtorial-Verfaſſung zu ſchwärmen und kann doch Gott herzlich danken, daß der König ſeine Autorität noch mit zur Regierung der Kirche leiht. Und man braucht nicht für Synodal-Verfaſſung zu ſchwärmen, und kann doch den Anordnungen des Königs in Bezug darauf gehorſam nachkommen. Laſſen wir der Welt alle Verfaſſungs-Schwärmereien, ſorgen wir nur für die rechte Verfaſſung der Herzen. Denn „wer iſt, der dieſe geringen Tage verachte, darin man doch ſich wird freuen. (Sach. 4, 10.) Für den König als weltliche Obrigkeit haben wir nach der jetzigen Agende uns nur verpflichtet zu beten und die Gemeinde zur Ehrfurcht, Treue und Gehorſam zu ermahnen. „Nur“ ſage ich, das politiſche Glaubensbekentnis iſt weggefallen, und man vermißt ſo etwas, wie das Alte: „Hold, treu und gewärtig.“ Das Gebet für den König und alle Obrigkeit thun wir officiell im Kirchengebet, aber damit haben wir unſer Gelübde nicht erfüllt, das kann ja gar nicht unterlaſſen werden. Das Gebet im Kämmerlein ſind wir Geiſtliche dem Könige beſonders ſchuldig, hier ſoll die Hauptſtätte unſerer politiſchen Thätigkeit ſein, unſere Agitationen, Interpellationen und Reſolutionen. Preces et lacrymae sunt arma ecclesiae. Aber was ſollen wir beten? Ich darf und mag hier nicht das etwas modrige Thema aufrühren: „Politik und Chriſtentum“, aber etwas anrühren muß ich es. Es gibt Gläubige unter uns, denen es an ſich ziemlich gleichgiltig iſt, ob im Berliner Schloſſe ein Hohenzoller, oder ein Napoleonide, oder ein Präſident einer Republik reſidirt, wenn nur das Wort Gottes gepredigt werden darf. Eine ſolche Indifferenz gegen des Königs Perſon und Haus kann ich mit meinem Glauben nicht vereinigen, zu einem ſolchen Adiaphoron kann ich die Perſon meines Königs nicht machen. Ich müßte mich ſchämen gegen alle die Ritter, Bürger und Bauern, welche ſeit Jahrhunderten in Treue bis zum Tode zu dieſem Fürſtengeſchlechte geſtanden haben, ich müßte mich ſchämen vor der ganzen Weltgeſchichte, die einem großen Teile nach Kriegsgeſchichte iſt. Denn wenn man aus dieſer alle die Thaten wegnähme, wo Unterthanen und Bürger aus Gehorſam, Liebe, Dankbarkeit und Treue Leib und Leben, Gut und Blut für ihre Fürſten und ihr Vaterland eingeſezt und hingegeben haben, ſtäche man ihr ein helles Auge aus, und es bliebe nicht viel mehr übrig, als eine gräuliche Menſchenmetzelei. In meiner Bibel ſteht Offenb. Joh. 21, daß die Könige auf Erden ihre Herlichkeit in das himliſche Jeruſalem bringen werden, wenn es aus dem neuen Himmel auf die neue Erde herabgefahren iſt. Welcherlei Könige das ſein werden, kann man ſich denken, was das für eine Herlichkeit ſein wird, kann man kaum ahnen. Aber das wird klar gelehrt: das Königtum iſt noch da, iſt wieder da nach den furchtbaren Zeiten der Herſchaft des Thieres und Antichriſt, wo es ſo tief erniedigt wurde und ſich ſelbſt ſo befleckte. Es iſt noch da, es iſt wieder da nach dem jüngſten Gericht, verklärt, im vollendeten Reiche der Herlichkeit auf Erden. Was muß in dem Königtum für ein Adel und eine Majeſtät liegen, daß es ſo vollendet werden kann? Es muß etwas darin liegen, was jezt an keinem

seiner sündlichen Träger erkant werden kann. Ich sehe meinen König an, den der Herr der Herlichkeit eingesezt hat, und kann auch im Geiste, in der Vorstellung es nicht ertragen, daß ebenso gut, oder gar noch eher ein Anderer sollte seinen Thron einnehmen, daß mein König sollte verworfen werden, der für seine Person so große Verheißungen mit empfangen hat. Es gibt ferner Gläubige unter uns, welche von der Ausrichtung des königlichen Amtes in wesentlichen Stücken so halten, wie die Principien von 1789 es verlangen. Darnach ist der König die große Wetterfahne, die alle Tage den Wind im Lande richtig angibt. Sonst ist Jeder, der nach jedem Winde sich richtet, von Jedem verachtet, und das sollte königlich sein? Für jedes Individuum werden jezt die Grenzpfähle der freien Meinung, Rede und Handlung sehr weit hinausgerückt, und der König soll kein Gebiet mehr haben, wo er frei der Stimme seines Gewissens und seines Gottes folgt? Ich kann das wieder nicht mit meinem Glauben vereinigen, denn in meiner Bibel steht Röm. 13, daß der König Obrigkeit, eine drüber stehende Macht ist. Omnibus praepositus, omnibus expositus wird es heißen, so lange die Welt steht, aber sie kann nicht lange mehr stehen, wenn es heißt: Omnibus praepositus, omnibus postpositus. Jede Obrigkeit, auch die von einem Volke gewählte, muß ein solches Gebiet der ganz freien Entschließung und Handlung haben, mag sonst die bürgerliche Verfassung sein, wie sie will; und wo ich irgend in der Welt von einem solchen Regiment höre, welches diesen Charakter der Obrigkeit bewahrt, und wenn es der Präsident einer Republik ist, da freue ich mich als Christ und um Gottes willen, und wünsche ihm Gottes Segen. So werden die Fürbitten für den König Variationen auf die Stücke unseres alten Kirchengebets: „Verleihe unserem Könige ein weises Herz, königliche Gedanken, einen tapferen Mut, starken Arm, getreue Diener und gehorsame Unterthanen."

Nach allem diesen von uns bisher besprochenen Punkten, wobei noch ein Paar vorkommen, die wir nachher berühren werden, fordert der Ordinator zum Gelübde derselben auf: „Ich frage euch nun, seid ihr bereit, das Alles zu geloben und williget ihr ein, über euch zu nehmen das teure Predigtamt mit allen seinen Pflichten?" „Ja." —

2. „Verbindet ihr euch, diesem Amte aufzuopfern alle Kräfte eurer Sele und eures Leibes?" „Ja." — Lieben Brüder, ehe ich zu euch von diesem Gelübde ein Wort sage, muß ich eins davon zu meinem Herrn sagen: „Gott sei mir Sünder gnädig!" Euch wird's auch not thun, die ihr bei Besprechung der reinen Lehre und der Irrlehrer bei euch gesagt habt: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin, wie andere Leute." Wenn man das auch nach der Wahrheit und in aller Demut sagt, so komt doch leicht der alte häßliche Pharisäer in uns herbei und macht sich ein Futter und eine Troddel daraus. — Wir haben also gelobt, alle Kräfte Leibes und der Sele unserem Amte aufzuopfern. Alle

die vielen inhaltreichen Namen und Titel, die wir in Gottes Wort erhalten haben, stellen dieses Gelübde als Forderung. Bischöfe, Episkopi, Aufseher über die ganze Gemeinde und die einzelnen Glieder heißen wir. Wächter der Selen, die Tag und Nacht nicht schweigen, Arbeiter im Weinberge, die im Schweiße des Angesichts, im Schweiße des Leibes und der Sele hacken, säubern, bedüngen, die Reben beschneiden, reinigen und anbinden. Boten, Gesandte, Diener und Knechte Gottes heißen wir, die zum Abendmal und zur Hochzeit einladen, die laufen, seine Befehle und seinen Willen in der Welt auszurichten. Hirten, die die Herde weiden, bewachen und ihr Leben für sie einsetzen. Menschenfischer auf dem weiten, ungestümen Meere dieser Welt, Ruderer im Schifflein Christi, Säemänner auf dem Acker Gottes, Gärtner im Garten Christi, die pflanzen und begießen, Zeugen Christi in dem großen Prozeß, den Teufel und Welt gegen Christum anstrengt, Haushalter über Gottes Geheimnisse, an denen er nicht mehr und nicht weniger sucht, denn daß sie treu erfunden werden. Brauchen wir dazu nicht alle Kräfte Leibes und der Sele? Ist das nicht Untreue, wenn eine Kraft dem Amte nicht geopfert wird? Aber, aber! — Der Herr, der unser Amt gestiftet und uns dazu berufen hat, wie ernste Worte hat er über Treue und Untreue gesprochen! „Welch ein groß Ding ist es um einen treuen und klugen Haushalter!" ruft er aus, das heißt auch mit: Wie selten ist ein solcher Haushalter! Und wer, der sich selbst recht kent und erkant hat, muß ihm nicht beistimmen? Die allerteuersten Verheißungen hat er der Treue im kirchlichen Amte gegeben, um sie zu erwecken, die allerschrecklichsten Drohungen hat er über die Untreue ausgesprochen, um davon abzuschrecken. Der Anfang des Gerichts bei seiner glorreichen Wiederkunft wird mit dem kirchlichen Amte gemacht werden, mit den Hirten vor den Schafen. Da wird er den Knecht, der treu erfunden wird, über alle seine Güter setzen, aber den untreuen will er zerscheitern und ihm seinen Lohn geben mit den Ungläubigen. Glaubst du das? Nachdem dieses Endurteil im Voraus publicirt ist, fängt er noch einmal an zu lehren, zu ermahnen, zu warnen, besonders uns hier Gegenwärtigen. „Der Knecht aber, der seines Herrn Willen weiß und hat sich nicht bereitet, auch nicht nach seinem Willen gethan, der wird viele Streiche leiden müssen" (Matth. 24, 45—51. Luc. 12, 35—46). Nach solchen Aussprüchen begreift man die heilige Furcht des Apostel Paulus: „Ich betäube meinen Leib und zähme ihn, daß ich nicht Anderen predige und selbst verwerflich werde" (1 Cor. 9. 27).

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 15. August. № 65.

Der Gipfel geistlicher Papstgewalt.

(Schluß.)

Von solchen Anpreisungen römischen Wesens unterscheidet sich vorteilhaft durch Ton und Gehalt die Predigt von Mouſang: Rom und der katholische Glaube, Mainz 1862. Das geschichtliche Zeugnis, welches die alte Welthauptstadt in den Trümmern aus der antiken Zeit und in den urkirchlichen Grabstätten von dem Siege Christi über die gottfeindliche Weltmacht ablegt, ist zu einer auch für nichtrömische Christen erbaulichen Gesamtwirkung verknüpft, obgleich zu misbilligen, daß Sagenhaftes in der Gestalt thatsächlicher Wahrheit vorgeführt ist, wie, wenn erzählt wird, daß derselbe Tisch, an welchem Petrus, zum ersten Mal in Rom, die Abendmalsfeier vollzogen habe, noch gegenwärtig als der ausschließlich dem Papste zur Messe vorbehaltene Altar zu St. Johann im Lateran vorhanden sei (S. 26). Allein, auch abgesehen von solchen in katholisch kirchlichen Vorträgen leider nur zu häufigen Verletzungen des geschichtlichen Gewissens, klingt die Ueberhebung der Bedeutung Roms für die Kirche kennzeichnend durch. Es ist nicht nur ein durch historische und kirchenrechtliche Entwickelung, unter Gottes Fügung und Zulassung, gewordener Mittelpunkt, es ist absolut und organisch „Haupt und Herz" der Christenheit; Röm. 1, 8 bedeutet, daß der römische Glaube der Glaube der ganzen Welt in dem Sinne geworden sei, nach welchem Rom als die Mutter aller Kirchen des Erdkreises zu gelten hat. Ja, in der dem Semipelagianismus eignen Vorausnahme der Herlichkeit, erblickte der geistliche Augenzeuge der römischen Pfingstfeier in dem herlichen Zuge der Bischöfe und Cardinäle, mit Pius IX. in ihrer Mitte, vom Vatikan nach St. Peter, „eigentlich" das neue Jerusalem, von Gott aus dem Himmel herabgestiegen, wie der heilige Johannes (Offenb. 21, 2) die Braut des Herrn schaute (a. a. O. S. 4. 12). In der Schilderung der kirchenstaatlichen Bedrängnisse des römischen Stuhls findet sich nicht die Spur einer Andeutung verhängter Züchtigung. Dagegen wird die bischöfliche Versicherung, daß „im heiligen Stuhle, wie in einer unerstürmbaren Veste die Kraft aller Wahrheit und Gerechtigkeit ruhe", wiederholt, der Zeichnung des Papstes als eines Musterbildes übernatürlicher Stärke des Gottvertrauens, der Ausdauer im Martyrium, der Liebe und Milde, nicht zu gedenken (S. 21. 25).

Pius IX. ist tief durchdrungen von der, wie er meint, im Apostel Petrus den römischen Bischöfen verliehenen Amtsgabe untrüglicher Glaubensbezeugung. Sofort nach seinem Amtsantritte hat er, in die Fußstapfen Gregors XVI. tretend, diese Unfehlbarkeit in der an den gesamten Episkopat gerichteten Encyclica vom 9. Decbr. 1846 in unzweideutiger Bestimtheit und Entschiedenheit ausgesprochen, die Notwendigkeit des Gehorsams gegen den Stuhl Petri darauf stützend, daß auf demselben als dem festesten Fundamente der ganze Bau der katholischen Kirche ruhe. Diese Erklärungen (Encycl. d. d. 8. Dec. 1864, unacum syllabo ... et act. Pontif. Ratisb. 1865, p. 21. 23), welche in dem Wortlaute eines jüngsthin an die morgenländischen Bischöfe erlassenen Rundschreibens wiederhallen, begleitete der Papst mit der eindringlichen Ermahnung, allen Gläubigen die unbewegliche Anhänglichkeit an jene Grundsätze und die Vermeidung entgegenstehender Irrtümer mit höchstem Fleiße einzuprägen. Später sind Kundgebungen wesentlich gleichen Inhaltes wiederholt erfolgt. Den Bischöfen Italiens wurde die Aufrechthaltung des Gehorsams gegen den Papst als der kurze und einfache Weg, die Völker im Bekentnis der katholischen Wahrheit zu bewahren, mit dem Hinzufügen empfohlen, daß in der Kirche zu Rom vom Heilande das unfehlbare (irreformable) Lehramt gestiftet und deshalb in ihr die apostolische Ueberlieferung stets erhalten sei (Enc. p. 46). Ausdrücklich verdamt wurde die Meinung, daß die Päpste und allgemeinen Kirchenversamlungen in Glaubensentscheidungen geirrt hätten. Diese Verwerfung (vom 10. Juni 1851, Enc. p. 60) kann nicht etwa so verstanden werden, daß die Irrtumsfreiheit dem Papste blos in Gemeinschaft mit einem Concil zustehe. Zum Ueberflusse wird dieser Sinn dadurch ausgeschlossen, daß einer Ansprache vom 9. Dec. 1854 zufolge in der Stimme der Päpste der in ihnen stets fortlebende Apostelfürst vernommen wird (Enc. p. 78). So hat es später auch die von Pius IX. ausdrücklich gutgeheißene Pfingstadresse von 1862 gefaßt. Das früher schon erwähnte Breve an den Erzbischof von München-Freising macht bemerklich, daß katholische Gelehrte (Geistliche und Laien) allen Verfügungen zu gehorchen haben, welche in Betreff der Lehre von päpstlicher Autorität erfließen (Enc. p. 153). Ebenmäßig ist die Unfehlbarkeit angedeutet und vorausgesezt in der Encyclica v. 18. Aug. 1864 und der Allocution v. 27. März 1865 (Enc. p. 180. 186).

Die in solchen Kundgebungen vertretene Richtung behält unverrückt den Höhepunkt der geistlichen Machtfülle im Auge, welcher in dem auch formal vollendeten Anerkentnisse apostel-

gleicher Würde des päpstlichen Magisteriums als Ziel gegeben ist. Die successive Erreichung desselben scheint durch überwiegende Gegenbestrebungen nicht gehemt zu sein. In Italien wird sich, wie nach dem bisherigen Gange der Dinge vermutet werden darf, die nationale Bewegung bei Verfolgung ihrer politischen Zwecke auch mit einem unfehlbaren Papste, ganz oder bis auf einen mehr oder minder beschränkten Rest der weltlichen Macht entkleidet, vertragen können. Einen derartigen Ausweg hat auch der römische Hof sich nicht abgeschnitten, denn die vom Papste, jedoch nicht als dogmatische Definition, vielmehr nach ausdrücklicher Ablehnung einer solchen, genehmigte Erklärung der Bischöfe vom 8. Juni 1862 ist, ungeachtet stärkster Bezeugung der Unverletzbarkeit des Kirchenstaats, doch so gefaßt, daß sie die mindestens passive Aufopferung der weltlichen Souveränität, etwa mit vorbehaltener Exterritorialität, widerspruchslos gestattet. Der Gallikanismus französischer Bischöfe komt heute, wie von entgegengesezten Seiten gerühmt und beklagt wird, nur noch als überstandene Krise der Entwickelung in Betracht. Den deutschen Kirchenboden anlangend ist die Bedeutung zu veranschlagen, welche den Reformbestrebungen zuerkant werden muß, die, verschiedenen Sinnes und Umfangs, durch Bezugnahme auf München sich bezeichnen lassen. Ihr nicht zu unterschätzender Wert ist nicht in dem Maße erheblich, wie auf protestantischer Seite hie und da angenommen wird. Döllinger bemerkte in der Versamlung katholischer Gelehrten in München (Verhandlungen S. 130), unter Berufung auf scholastische Zeugnisse: es sei nicht weniger Häresie, wenn man etwas für eine Glaubenswahrheit ausgebe, was nicht de fide sei, als wenn man eine wirkliche Glaubenslehre leugne. Was diese Bemerkung einschließe, ist, im Zusammenhange mit vielen ähnlichen Aeußerungen und den in den „Papstfabeln" veröffentlichten Forschungen, in Rom, vielleicht nicht ohne bitteren Beischmack, sicher erkant, wie sich bald authentisch ergeben hat. Jener Gesichtspunkt folgerecht entwickelt kann allerdings weit führen. Allein der berühmte Münchener Theolog hatte früher durch seinen für römische Ohren schwer erträglichen Vortrag über die Ablösbarkeit der weltlichen Herschaft vom Stuhle Petri den Nuntius genötigt, sich aus der Zuhörerschaft zurückzuziehen. Mehrere Monate später gab Döllinger in der Versamlung der katholischen Vereine eine mit Jubel aufgenommene Erklärung ab, welche von einem Widerrufe der anstößig gewordenen Aeußerungen über den Kirchenstaat wesentlich nicht unterschieden werden kann. Diese Umkehr leistet wenig Gewähr dafür, daß er in einem Punkte, welcher das römische Kirchenwesen mindestens gleich tief und stark berührt, größere Standhaftigkeit im Gegensatze zur päpstlichen Auffassung beweisen werde, wenn es bis zu ernstlicher Geltendmachung der Differenz käme. Indessen, was wichtiger ist, persönliche Schwankungen sind bei der Entwickelung im Ganzen und Großen weitaus nicht so einflußreich, wie die innere Natur der sich befehdenden Anschauungen. Auch an dieser Stelle ist dies in Erinnerung zu bringen. In den Erörterungen jener Gelehrtenzusammenkunft bildet einen bedeutsam hervorragenden Gegenstand die Beziehung der katholischen Theologie zur Scholastik. Dem überlieferten Verhältnisse beider sollte die Axt an die Wurzel gelegt werden. Döllinger sagte in einem erläuternden Bilde: „Das alte von der Scholastik gezimmerte Wohnhaus ist baufällig geworden, und ihm kann nicht mehr durch Reparaturen, sondern nur durch einen Neubau geholfen werden, denn es will in keinem seiner Teile mehr den Anforderungen der Lebenden genügen" (Verhandl. S. 56). Von Rom ist die entgegnende Notiz gegeben, die heilige Synode zu Trient habe der Scholastik eine Huldigung dargebracht, die ihres Gleichen in der ganzen Kirchengeschichte nicht finde, damals nämlich, als sie in Mitte ihrer erhabenen Versamlung neben der heiligen Schrift am Fuße des Kreuzes die „Summa des heiligen Thomas" hätte aufgestellt wissen wollen (Vergangenheit und Gegenwart der kath. Theologie. Ein Urteil der civiltà cattolica. Mainz 1864. S. 21). Wie mit dem erwähnten Vorgange es sich verhalten mag, immerhin bezeichnet er treffend das wirkliche Verhältnis. Die im Tridentinum kodifizirte und kanonisirte, mit reichlichen Anathemen bewehrte Scholastik ist jedenfalls die schlimste und festeste Gestalt derselben. Es will schwer einleuchten, wie in einer Versamlung, welche mit feierlicher Ablegung der Professio Tridentina sich eröffnete, nur entfernt daran gedacht werden konte, einen erfolgreichen Kampf gegen die Herschaft der Scholastik, welcher die Streiter dadurch selbst sich gelobten, zu unternehmen. Das Breve vom 21. Dec. 1863, welches die merkwürdig genug in dieser Beziehung entstandenen Unklarheiten zerstreut hat, kann als der fast naturnotwendige Ausdruck eines Verhängnisses betrachtet werden, welches, mit gerechter Objektivität, über einen Standpunkt sich vollzogen hat, der zwar meint, von dem Baume der protestantischen Wissenschaft zweckmäßig sich einige gute Früchte aneignen zu können, der lauteren Wahrheit unseres Bekentnisses gegenüber jedoch, auch unter freundlich und annähernd klingenden Worten, von keinem anderen Mittel der Verständigung im Grunde weiß, als dem der Unterwerfung unter das im römischen Sinne ökumenische Trideminum. Dies gilt auch von dem als Miturheber der Erfurter Zusammenkunft mehrfach bezeichneten Dr. Michelis, welcher (Preußens Beruf für Deutschland und die Weltgeschichte, Paderb. 1863, S. 13. 16) in den durch das unfehlbare Lehramt der Kirche konstatirten und abgewiesenen dogmatischen Irrtümern der protestantischen Reformatoren den an sich unzweifelhaft revolutionären Akt eines wirklich erfolgten Bruches mit der zu Recht bestehenden Ordnung, und in der Tridentinischen Contrareform die wahre Reformation erblickt. Nach dem Rechte solcher Reformation ist er überführt, in der Münchener Minderheit nicht eine „Partei", sondern die „Kirche" gegen sich gehabt zu haben. Seitdem hat auch die dortige Mehrzahl begonnen zusammenzuschmelzen (Hergenröther, Kirche — und nicht Partei, Würzb. 1865, S. 30).

Was aus den bisherigen Bemerkungen hervorgeht, läßt sich nunmehr zusammenfassen. Das römisch-katholische Kirchensystem ruht auf der Voraussetzung eines kirchenrechtlich greifbar stets vorhandenen Organs für die untrügliche Dolmetschung der

Offenbarung. Diese Annahme treibt unwiderstehlich weiter zu der Forderung, daß der im übrigen aus fehlbaren Bischöfen bestehende Lehrkörper in einer unfehlbaren Spitze abschließe. Der gedankenmäßig und sachlich wirkende Drang, dies Erfordernis zu befriedigen, ist bereits in bedeutendem Umfange erfüllt. Die entsprechende Doctrin gelangte auf dem päpstlichen Stuhle längst zu einer Alleinherschaft, welche nicht allein in der näheren amtlichen Umgebung widerspruchslos waltet, sondern auch sowol unter Bischöfen, als Priestern und Laien einer durch Zahl und Bedeutung sehr ansehnlichen Unterwerfung sich erfreut. Ueberdem ist sie teils durch anbahnende Lehrfestsetzungen, teils durch die Disciplin, welche diesen Aussprüchen wenigstens die passive Anerkennung sichert, auf das wirksamste unterstüzt. Was an der formalen Vollendung als eines artikulirten Glaubenssatzes noch fehlt, ist bereits auf ein Geringes herabgesunken, welches mit einem nachzuholenden Punkte über dem J sich vergleichen läßt. Der Herbeiführung dieses Endabschlusses kommen in der neuesten Zeit kräftige Impulse und begünstigende Umstände vielfach zu Statten. Die Bischöfe sind fast unwillkürlich bestimt, im möglichst nahen Anschlusse an den außerhalb ihres Staatsverhältnisses liegenden Mittelpunkt eine Stütze für ihre geistliche Unabhängigkeit zu suchen. Die Stimmungen des katholischen Volkes, soweit dasselbe überhaupt an kirchlichen Dingen lebhaft und erkenbar sich beteiligt, wird vermutlich der zu formulirenden Unfehlbarkeit des Papstes, welchem die gesteigerte Marienverehrung zu danken ist, nicht mehr abgeneigt sein, als der der leztern gewidmeten Satzung. Dieser Grad des Entgegenkommens ist praktisch, wie die Erfahrung gezeigt hat, ausreichend, zumal neue Aeußerlichkeiten dem kirchlichen Leben aus der ausgesprochenen Unfehlbarkeit zunächst nicht zuwachsen werden. Ein hemmendes Widerstreben aus den priesterlichen Kreisen ist kaum zu erwarten und wird als leicht besiegbar angesehen werden.

Die sich wiederholenden Nachrichten von einer bevorstehenden Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit werden also durch die gesamte Sachlage in einem Grade unterstüzt, welcher nicht füglich bezweifeln läßt, daß ein weiterer bestimter Vorschritt in der gedachten Richtung im Werke sei. Selbst die anscheinend auch in des Papstes Meinung gestiegene Wahrscheinlichkeit einer dauernden Verminderung des Kirchenstaates um einen beträchtlichen Teil kann nur den Blick auf eine Ausgleichung des Verlustes durch Hebung der geistlichen Macht schärfen. Die Feststellung der makellosen Empfängnis ist sowol hinsichtlich der Stufen, welche zu ihr geführt haben, als in Ansehung der Verfahrensweise vorbildlich. Ohne Zweifel wird deshalb zunächst eine genaue Erkundung der für die Unternehmung erheblichen Beschaffenheit des Terrains nicht unterbleiben. Der mehr oder minder günstige Ausfall der Erforschungen, welche vielleicht schon eintraten, zeigt die ferner erforderlichen Maßnahmen an. Nach dem römischen Staatskalender von 1865 zählte das geistliche Reich des Statthalters Christi, mit Einschluß von 235, teils als Weihbischöfe, teils als apostolische Vikare verwendeten Bischöfen in partibus, 963 besezte Bischofsstühle, die Patriarchalsitze und Erzbistümer eingerechnet. Eine etwa beliebte Umfrage wird nicht an alle diese Prälaten gerichtet zu werden brauchen. Außer ihnen sind zur Teilnahme an einem förmlichen und allgemeinen Concile abgesehen von denjenigen Cardinälen, welche nicht wirkliche Bischöfe sind, noch die Ordensgenerale und einige andere Würdenträger berechtigt. Die Berufung kann giltig auch anders als durch individuelle Ladungen bewirkt werden und die Beschlußfähigkeit der Synode wird nicht von einer erforderlichen Zahl der zusammengekommenen Glieder der ecclesia docens bedingt. Daß dogmatische Beschlüsse von der Einhelligkeit der Erschienenen abhängig sei, ist zwar behauptet (Schulte, KR. I. 50), wird aber nicht allgemein zugestanden (Richter, KR. 5. Aufl. 305. Permaneder-Silbernagl, 468). Auf dem römischen Standpunkte ist diese Meinungsverschiedenheit kaum erheblich, sie verhindert jedenfalls nicht, daß auch im Synodalwege, welcher die päpstliche Bestätigung nicht unnötig macht, das Dogma festgesezt werde. Ob diese oder eine andere Erledigung der Unfehlbarkeitsfrage eintreten werde, kann unerörtert bleiben. Nicht minder sei dahingestellt, ob nicht, nach Befinden, die zu erwartende Maßnahme sich vorerst noch auf eine dem endlichen Abschlusse vorauszuschickende Bestimmung beschränken werde. Es kann gedacht werden, daß durch eine schärfere Zusammenfassung der bisherigen Errungenschaft an Präjudizien die Annahme der Unfehlbarkeit noch weiter befestigt, ihr Gegensaz noch mehr der Einflußlosigkeit überliefert werden soll. Dies und Aehnliches sind Fragen der Zeit, welche die Wahrscheinlichkeit nicht beeinträchtigen, daß mindestens die Entwickelung auf dem Wege zum geistlichen Gipfel des Systems demnächst als eines bedeutenden Fortschrittes teilhaft geworden sich darstellen werde.

Die Darlegung dieses Ergebnisses ist lediglich aus der Betrachtung hervorgegangen, daß der evangelischen Kirche als eine wesentlich innere Aufgabe es obliegt, ihr Verhältnis zu den durch die Herschaft falscher Lehrnormen von uns getrenten Teilen der Christenheit schriftgemäß und bekentnistreu aufzufassen. Aehnlich wie bis zum Erlaß der Satzung Ineffabilis über das Verhältnis der um den Gegenstand derselben in der katholischen Kirche gruppirten Gegensätze bedeutende Irrtümer verbreitet waren, walten auch jezt auf protestantischer Seite wieder Täuschungen hinsichtlich der Beziehungen der katholischen Richtungen zu ihrem Mittelpunkte ob. Den gehäuften Uebelständen, welche auf der evangelischen Kirche längst lasten, ist der Umstand hinzugetreten, daß, der ultraprotestantischen Ansicht gegenüber, rechtsseitig eine gründliche Verkennung der wahren Beschaffenheit evangelisch-katholischer Kirchenabgrenzung hie und da merklich sich ausprägt. In verkehrt gerichteten Einheitsbestrebungen auf dem Grunde liebgewonnener, nicht aus dem Worte Gottes erwachsener Constructionen sich bewegend, führt diese Erkentnistrübung, abgesehen davon, daß sie die Glaubensgesundheit angreift, den schweren Nachteil mit sich, daß sie, edle Kräfte erfolglos verzehrend, dieselben der wirksamen Verwendung für die der eigen-

tümlichen Begabung sicher erkenbar vorgesteckten Ziele entzieht. Dem Besinnen unter Anderm hierüber hat in den vorstehenden Bemerkungen ein Scherflein zu etwaiger Benutzung sich darbieten wollen. Es ist nun einmal thatsächlich so: die zwischen den durch die Reformation hervorgehobenen großen kirchlichen Gegensätzen im Tridentinum befestigte Kluft kann nicht dadurch ausgefüllt werden, daß mildernd und lindernd gewähnt wird, es lasse sich die von den Bekentnissen scharf und fest gezogene Grenzlinie in blos fließende Unterschiede auflösen. Dem römischen Reichtum gegenüber rühmen wir uns der Armut, nichts zu besitzen, als Jesum Christum den Gekreuzigten, welcher der in seinem Namen gesammelten Kirche in Wort und Sakrament Seine gnadenreiche Gegenwart, die zugleich lebensvoll energische Autorität ist, gewährt. Solche gottmenschliche Gegenwart wird von der katholischen Auffassung teils in Abrede genommen, teils nur in entstellender Beschränkung anerkant. Auch kirchenrechtlich ist sie von einer hohen Bedeutung, deren eindringende Würdigung unter Anderm auch die Bedenken entkräftet, welche in manchen Erörterungen, die von konservativem Standpunkte ausgehen, gegen die lutherische Verfassungslehre misverständlich erhoben sind.*)

Wie hat sich der Geistliche gegenüber seinem Ordinations-Gelübde zu verhalten?

(Fortsetzung.)

Es ist hier nicht möglich, den ganzen Umfang des Gelübdes der Treue im Einzelnen vorzuhalten. Zwei Einzelheiten haben wir ausdrücklich und namentlich gelobt. „Zu trachten in Erkentnis des Wortes Gottes und der Glaubensartikel und in den anderen notwendigen Wissenschaften fortzuschreiten.“ Der kann die Geheimnisse Gottes nicht treu verwalten, der sie nicht einmal aus Gottes Wort zu erkennen sucht, der es nicht großer Mühe wert hält, sie zu erforschen, und genau zu wissen, was er zu verwalten hat. Wehe der armen Gemeinde, deren Pastor so denkt, wie jener Bauer: „Es heißt immer, der Pastor studirt, aber er hat ja schon studirt; studirt er denn immer noch?“ Da muß die ganze Amtsführung immer todter und dürrer und die Predigt zulezt ein Phrasengeklingel und ein Geschwäz werden, was um so widerwärtiger und sündlicher wird, je frömmer es klingt. Es hat nicht Jeder die Gaben dazu, also auch nicht den Beruf und die Pflicht, alle Gebiete des theologischen und pastoralen Wissens für sich anzubauen, auch hat die Neigung hierbei ihr Recht, nur daß Keiner auf dem Maße der Erkentnis und des Wissens sitzen bleibt, welches er mit von der Universität und ins Amt gebracht hat. Keiner aber von uns sollte sich je entbunden halten von dem Studium der Bibel, des Katechismus und Gesangbuches und den hierauf bezüglichen Wissenschaften. Das erfordert die Treue, alles Verlassen auf die Routine ist Untreue. Jeder einzelnen Predigt mußte man es abmerken: das ist ein Mann, der gelobt hat, alle Kräfte Leibes und der Sele dem heiligen Amte zu weihen, das ist ein Bote, der vom Angesichte Gottes, mit einer Botschaft vom Himmel komt. Aber wie viel Nachlässigkeit herscht noch in der Vorbereitung auf die Predigt! Die Glocken haben gerufen: „Komt, es ist Alles bereit!“ aber nun soll in der Sakristei erst noch studirt werden, nun fängt der faule Knecht erst an zusammenzutragen und zu kochen. „Sorget nicht, was ihr redet sollt!“ ist selbst den Aposteln nur für außerordentliche Fälle und Lagen gesagt. — Ferner haben wir ausdrücklich gelobt, mit allem Fleiß und mit aller Treue die Katechismuslehre bei der christlichen Jugend zu treiben. Der Confirmandenunterricht und die Catechisation, wie selten werden sie einer gründlichen Vorbereitung wert gehalten, wie viel mehr Kraft Leibes und der Sele sollte ihnen geopfert werden. „Alle Kräfte Leibes und der Sele“, müssen wir uns immer wieder vorhalten. Kein Amt läßt so viel Schlendrian und Trägheit zu, wie das geistliche, weil ihm so viel Freiheit in der Verrichtung gelassen ist und gelassen werden muß. Was gehört da für Wachsamkeit dazu, daß uns der Teufel, die Welt und unser Fleisch nicht betrügen, noch verführen zum Misbrauch dieser Freiheit, daß auch die Verwendung der freien Zeit für unser eigentliches Tagewerk geschehe.

(Fortsetzung folgt.)

*) Den obigen Betrachtungen lag noch nicht vor die nach dem Schlusse derselben erschienene Schrift: Die Lehrmeinung von der Unfehlbarkeit des Papstes und ihre Erhebung zu einem Dogma. Zur Orientirung für katholische Laien von Dr. K. Aachen 1866. Der Verfasser, welcher der Annahme der Untrüglichkeit päpstlicher Glaubensentscheidungen zweifellos zugethan ist, verteidigt dieselbe gegen die auf katholischem Standpunkte wider sie geäußerten Bedenken. Seine übersichtliche Darlegung dient durchgängig zum Belege der Ansicht, welche hinsichtlich des thatsächlichen Verhältnisses der innerhalb der römisch-katholischen Kirche bemerkbaren Gegensätze sich der diesseitigen Auffassung ergeben hatte. Zugleich ist beachtenswert, was über die bevorstehende Entwickelung angedeutet wird. Dr. K., welcher die Nachricht von der behufs einer dogmatischen Festsetzung getroffenen Einleitung nicht ohne vorsichtigen Zweifel an der Richtigkeit vernommen hatte, ist bei näherer Erwägung aus überwiegenden Gründen zu dem Ergebnisse gelangt, daß ihr Wahrscheinlichkeit zuzuerkennen sei. Völlig gewiß aber erscheint ihm, nicht blos a priori, in Folge seiner Anschauung von der Kirche und dem unfehlbaren Lehramte, sondern auch a posteriori, aus der Erfahrung, daß der Erklärung der päpstlichen Unfehlbarkeit die Zustimmung der Kirche in einer oder der andern Weise folgen werde. Die Vorgänge von 1854 und 1862 haben für unsere Zeit, so nimt er an, den Glauben der Kirche an des Papstes Unfehlbarkeit bereits äußerlich sichtbar und erkenbar gemacht (S. 8. 11. 69. 70).

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 18. August. № 66.

Der Eid.

I.

„Ihr seid das Salz der Erde", spricht der Herr. Es liegt am Tage, daß die Kirche unsers Jahrhunderts dieser ihrer Aufgabe in Bezug auf eine der wichtigsten Institutionen, den Eid, bis jezt nur sehr unvollkommen entsprochen hat. An der tiefen Entartung, die uns hier überall entgegentritt, ist die Kirche sicher nicht ohne Schuld. Die Energie der Reaction steht bis jezt in keinem Verhältnis zu der Größe des Uebels. Die Synoden, die Pastoralconferenzen, die Behörden haben sich mit viel unwichtigeren Dingen eingehend beschäftigt, den Eid haben sie nur selten berührt*), und von einem recht geisteskräftigen und darum erfolgreichen Eingreifen ist kaum eine Spur zu finden. Das muß anders werden und dazu wünschen wir auch durch die vorliegende Erörterung einen Beitrag zu liefern. Die Hauptsache ist die practische Arbeit. Aber diese bedarf hier notwendig einer theoretischen Grundlage. Die Praxis kann eine recht eingreifende nur dann werden, wenn der Gedanke sie beseelt. In ihm hat sie ihre eigentliche Triebkraft. Es komt darauf an, in das Wesen des Eides einzudringen und die mannigfachen falschen Auffassungen zu beseitigen, wodurch dasselbe verdunkelt worden ist. Erst wenn dies gelungen ist, wird sich die rechte Freudigkeit zu dem hohen der Kirche obliegenden Werke gewinnen lassen. Wer durch unsere Erörterungen die Lust gewint, noch tiefer in den Gegenstand einzudringen, der wird trefflichen Stoff vorfinden in den Schriften von Göschel (Berlin 1837) und von Obergerichtsrath Strippelmann (Cassel 1855). Der selige Göschel, dessen Schrift, wol die beste unter allen, die er geschrieben, lange nicht nach Verdienst bekant geworden ist und wol verdiente, durch eine neue wolfeile Ausgabe allgemein zugänglich gemacht zu werden**), hat sich um die Feststellung des Begriffes des Eides große Verdienste erworben, während er nach der Seite der Schriftauslegung weniger befriedigt. In der Schrift von Strippelmann ist das geschichtliche Material in reicher Fülle mitgeteilt worden, so daß sie in dieser Frage eine Bibliothek ersetzen kann. Wir geben zuerst einen kurzen geschichtlichen Ueberblick.

In dem Zeitalter der Kirchenväter finden wir in das Wesen des Eides nur eine geringe Einsicht. Es läßt sich nicht verkennen, daß die herschende Stimmung dem Eide durchaus entgegen ist. Diese Abneigung hat ihren Grund vor Allem in dem mangelhaften exegetischen Verständnis. Die Auslegung befand sich damals noch in der Kindheit und war schwirigen Aufgaben nicht gewachsen. Man konte nicht darüber hinwegkommen, daß der Herr in der Bergpredigt und daß Jakobus in C. 5, 12 den Eid überhaupt verbieten. In den ersten Jahrhunderten, in denen sich die Theorie über den Eid festsezte, kam noch dazu, daß der von den heidnischen Gerichtshöfen verlangte Eid die Christen mit Abscheu erfüllen mußte, so daß sie lieber den Tod erlitten, als ihn schworen. Es lag nahe, daß die Opposition gegen den Eid, wie es damals war, sich auf den Eid überhaupt übertrug. Dann wirkte auch auf die Kirchenväter die Abneigung gegen den Eid bei den Griechischen Philosophen mit ein, wobei sie übersahen, daß diese in der Zerfallenheit mit der Volksreligion ihren Grund hatte.*) So begegnen uns von Origenes an so verwunderliche Aeußerungen, wie die des Hieronymus: „Es war ein Zugeständnis an die Kleinen, daß ihnen, so wie sie Gott Opfer schlachteten, damit sie dieselben nicht den Götzen schlachten möchten, so auch erlaubt wurde, bei Gott zu schwören, nicht weil sie daran recht thaten, sondern weil es besser war, Gott solches zu leisten, als den Dämonen. Die evangelische Wahrheit aber läßt keinen Eid zu, da ihr jede wahrhaftige Rede die Stelle des

---

*) Auf der Thüringer Pastoralconferenz zu Neudietendorf wurde im J. 1855 die Eidesfrage in recht wackerer Weise behandelt. Es wäre gut, wenn recht bald einmal in einem Jahre dies Thema auf allen Pastoralconferenzen behandelt würde. Das würde Leben in die Sache bringen und namentlich auch auf die Synoden Einfluß üben. Diese sollten ansprechendere Vorlagen nicht blos von oben erwarten, sie sollten selbst kräftig dahin mitwirken, sie zu erhalten.

**) Die Verlags-Buchhandlung (Duncker u. Humblot in Berlin) erbietet sich gegen Einsendung von 25 Gr. (statt des Ladenpr. von 2 Thlrn.) ein Exemplar franco zuzustellen und auf 10 Exempl. ein Freiexempl. zu gewähren. Man wird aber rasch zugreifen müssen, da der Rest der Aufl. nur ein geringer ist.

*) Diese Einwirkung tritt uns besonders in der Rede des Basilius über die Lectüre der heidnischen Schriften entgegen. Cliniäs, sagt er (C. 13), einer aus der Schule des Pythagoras, machte manche Christen zu Schanden. Es konte dem Verluste einer großen Summe Geldes durch einen Eidschwur entgehen, wollte aber lieber das Geld zahlen als schwören, obgleich er nur die Wahrheit beschworen haben würde.

Eides vertritt." Noch der mittelaltrige Euthymius sagt: „Das überhaupt nicht Schwören steigert die Frömmigkeit auf das Höchste. Das Schwören gehörte der mittleren und unvollkommnen Philosophie an, das nicht Schwören eignet der hohen und vollkomnen." Und Theophylact stellt den Eid mit der Beschneidung unter einen Gesichtspunkt und sagt: „lerne, daß er einst nicht böse war, nach Christo aber ist er böse."

Auch diejenigen, welche im Zeitalter der Kirchenväter verhältnismäßig am besonnensten sich äußern, sind doch schwankend, unsicher und haltlos, weil sie über das mangelhafte Verständnis der Bergpredigt nicht hinauskommen können. So namentlich Augustinus, dessen Aeußerungen für die Kirche des Occidentes maßgebend wurden. Er wird hin- und hergezogen zwischen den Gründen, welche für die Zuläßigkeit des Eides sprechen, das Gebot des A. T., die Thatsache, daß die Heiligen des A. B. schwören, der Herr schwört, ebenso Paulus, und dem vermeintlichen Verbote des Eides in der Bergpredigt und bei Jakobus, und sucht sich nun dadurch zu helfen, daß er von den beiden entgegengesezten Ansichten Concessionen verlangt und sie abstumpft: er will schwören, aber nur in der äußersten Not, „denn falsch schwören ist verderblich, wahr schwören ist gefährlich, nicht schwören das sicherste." Damit wird der Erklärung des Herrn in der Bergpredigt, wie Augustinus sie versteht, nicht genug gethan, denn diese gestattet keine Ausnahmen, der von ihr verbotene Eid darf unter keinen Umständen geschworen werden, er ist vom Uebel, eigentlich aus dem Bösen, und auch den Gründen für den Eid wird ihr volles Recht nicht zu Teil. Denn der Eid stellt sich nach ihnen nicht als ein Uebel dar, dem man, wenn irgend möglich, ausweichen muß, sondern als ein Gottesdienst.*)

So gewiß es aber ist, daß die Kirchenväter dem Eide wenig zugeneigt waren, ebenso gewiß ist auch, daß, wie Bingham sagt, „keine öffentliche Regel gegeben wurde, welche den Eid verboten, vielweniger noch ihn mit kirchlicher Strafe belegt hätte." (Keine einzige Synode hat sich gegen den Eid erklärt.) „Bei weitem die meisten Christen hielten es für erlaubt, im Falle der Not den Eid zu verlangen oder zu leisten, wie das teils aus den kirchlichen und bürgerlichen Gesetzen erhellt, teils aus der allgemeinen Gewohnheit." Bingham hat das nicht blos behauptet, er hat es auch durch Thatsachen bewiesen. Vegelius z. B., der christliche Verfasser eines Werkes über die Kriegskunst in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts, bezeugt, daß die christlichen Soldaten einen Eid schworen „bei Gott und Christo und bei der Majestät des Kaisers, welche nächst Gott von dem menschlichen Geschlechte geliebt und geehrt werden muß." Constantinus schrieb schon den Zeugeneid vor.

Dieser auffallende Widerspruch erklärt sich aus der inneren Unsicherheit der dem Eide abgeneigten Kirchenväter. Das misverstandene Wort Christi schwebte in der Luft, fand in der Natur der Sache keine Bestätigung, wurde vielmehr durch dieselbe zurückgewiesen. Augustinus weiß gegen den Eid nichts vorzubringen, als die damit verbundene Gefahr des Meineides, die er in der übertreibendsten Weise schildert. So blieb man bei Declamationen stehen. Man hatte nicht Lust und Mut, einen Sturm gegen die bürgerliche Institution des Eides zu unternehmen.

Der schwankende Zustand, die Abneigung gegen den Eid in der Theorie und die Auctorität desselben im Leben, dauerte auch während des Mittelalters fort, obgleich die Theorie schon mehr Neigung zeigte, sich mit dem Leben in Einklang zu setzen, wie man dies namentlich bei Thomas von Aquino und bei Innocenz III. sieht und obgleich principielle Verwerfung des Eides als ketzerisch betrachtet wurde und schon das Concil von Toledo im Jahre 793 den Saz aufstellte, „daß Eide erlaubt seien." Gründliche Besserung des Zustandes erfolgte erst durch die Reformation. Diese hatte eine besondere Veranlassung, sich mit dem Eide zu beschäftigen. Nach dem Vorgange der Katharer oder neuen Manichäer, von denen berichtet wird: „die Vollkommen unter ihnen sterben lieber, als daß sie schwören, der Unvollkomne aber schwört, wenn er dazu genötigt wird", der Waldenser, welche in der dem Mittelalter angehörenden nobla Leyczon den Eid für unerlaubt erklären und erst später unter dem Einfluß der Reformation diese Ansicht aufgaben, und der Wiklefiten, hatten auch die Wiedertäufer sich gegen den Eid erhoben. Die Artikel, welche sie in Münster aufstellten, enthielten neben dem Verlangen der Abschaffung der Obrigkeiten auch das der Abschaffung des Eides. Der Ausgangspunkt war hier neben der falschen Deutung der Bergpredigt auch eine falsche Geistigkeit. Diese hatte schon in der vorchristlichen Zeit bei den Essenern das Verbot des Eides hervorgerufen. Dies Verbot beschränkte sich nach Josephus auf die Dinge des gewöhnlichen Lebens. Beim Eintritt in die Secte leisteten sie unbedenklich einen Eid. Aus gleichem Grunde verbot auch der heilige Benedikt seinen Mönchen den Eid, obgleich sie beim Eintritt in den Orden schwören mußten. Die Angelegenheiten dieses Lebens erscheinen zu niedrig, als daß der Name Gottes in sie verflochten werden dürfte. Man verkent die Bedeutung, welche Recht und Gerechtigkeit auch auf dem niederen Gebiete als Erfüllung von Gottes Gebot und als notwendige Grundlage der Kirche haben.

Luther trat auch auf diesem Gebiete recht eigentlich bahnbrechend auf und es zeigt sich auch hier, daß seine Reformation etwas weit Höheres war, als Herstellung des im Zeitalter der Kirchenväter bereits Vorhandenen. Erst hier gibt die Posaune der Kirche in dieser Frage einen deutlichen Ton. „Schwören", sagt er in der Erklärung des zweiten Gebotes in dem großen Katechismus, „soll man nicht zum Bösen, d. i. zur Lüge und wo es nicht not und nütze ist, aber zum Guten und des Nächsten Besserung soll man schwören; denn es ist ein recht gut Werk, dadurch Gott gepreist, die Wahrheit und Recht bestätigt, die Lügen zurückgeschlagen, die Leute zum Frieden bracht, Gehorsam geleistet und Hader vertragen wird. Denn Gott komt selbst da ins Mittel und scheidet Recht und Unrecht, Böse und Gute von einander. Schwöret ein Teil falsch, so hat er sein Urteil, der

*) Die Hauptstellen sind ep. 157 ad Hilarium (in den älteren Ausg. 89) opp. f. 2 und sermo über Jac. 5, 12 opp. 7 S. 859 f.

der Strafe nicht entlaufen wird, und ob es eine Weile lang anſteht, ſoll ihnen doch nichts gelingen, daß Alles, ſo ſie damit gewinnen, ſich unter den Händen verſchleiße und nimmer fröhlich genoſſen werde.“ In dem 16. Artikel der Augsburgiſchen Confeſſion: von der Obrigkeit und weltlichem Regimente, und in der Apologie wurde der Eid für rechtmäßig erklärt.

Auch Zwingli ſtimte hier mit Luther vollkommen überein. Er ſagt in der Widerlegung der Wiedertäufer: „Weit entfernt, daß der Fromme nicht ſchwören dürfe, wird vielmehr derjenige gottlos ſein, der den Eid verſagt, wenn eine Sache vorliegt, die eines ſolchen Zeugen würdig iſt.“ Da tritt die Theologie in vollen Einklang mit der Jurisprudenz. Der Römiſche Juriſt Paulus nent es in den Pandekten ſchändlich, allen Eid ablehnen zu wollen. Der Berufung auf das Verbot Chriſti in der Bergpredigt hält Zwingli entgegen: „Er redet von den Schwüren im gewöhnlichen Leben, nicht von dem Eide.“

Mit dem Einbrechen des Rationalismus trat ein neuer Grund der Abneigung gegen den Eid ins Leben. Die das eigentliche Weſen des Rationalismus bildende Gottloſigkeit konte ſich in eine Inſtitution nicht finden, in der Gott mitten in die irdiſchen Verhältniſſe hineintritt. Dieſem neuen Geiſte gab auch hier zuerſt Voltaire einen Ausdruck. Er ſprach in der Tragödie Alzire das berüchtigte Wort: J'ai promis; il suffit, il n'importe a quel Dieu. Napoleon forderte in dem Moniteur vom 17. Juli 1804 von ſeinen Soldaten das bloße Wort: ich ſchwöre es. Kant, der das Gebet einen „abergläubiſchen Wahn“ nent, erklärte auf gleichen Grund hin auch den Eid für eine bloße „Superſtition“. Er findet darin eine Ungerechtigkeit, daß von dem Eide das Recht eines andern abhängig gemacht, ja dem Gegenteil des Schwörenden, daran zu glauben, zugemutet wird. Er nent den Eid das bürgerliche Erpreſſungsmittel im Punkte der Wahrhaftigkeit, ein auf bloßen Aberglauben, nicht auf Gewiſſenhaftigkeit gegründetes Zwangsmittel zum Bekennen vor einem bürgerlichen Gerichtshofe.“ Auch Fichte weiß in dem Eide nichts anderes zu erkennen, als „einen der moraliſchen Religion völlig widerſtreitenden Aberglauben.“ Das ſind Aeußerungen ſolcher, die noch weit mehr wie die Heiden ohne Gott waren in der Welt. Wo die leitenden Perſönlichkeiten ſich ſo ausſprechen, da iſt die Verwüſtung des Eides in den weiteſten Kreiſen die notwendige Folge. Der rationaliſtiſche Verfaſſer einer Schrift über den Eid aus dem Anfange dieſes Jahrhunderts machte gegen ihn alles Ernſtes geltend, „nervenſchwache Frauenzimmer“ könten dabei „allerlei Zufälle bekommen.“ So ſehr war das Auge gehalten, daß es den hinter dem Eide ſtehenden lebendigen Gott nicht erkante.

Die neuere Theologie hat auch hier ihrer Beſtimmung, ein feſter Wall gegen ſolche Verderbniſſe zu ſein, nur ſehr unvollkommen entſprochen. Auch ſie hat vielfach kein rechtes Herz zu dem Eide, ihrem Verſtändnis der Bergpredigt fehlt die reformatoriſche Sicherheit, ſie wagt es nicht, den Eid als bürgerliche Inſtitution gradezu anzugreifen, aber ſie meint, eigentlich ſollte er in der Chriſtenheit nicht vorhanden ſein und gibt den Rath, ſich ihm, dem leider notwendigen Uebel, zu entziehen, wo es irgend angeht. Das gibt keinen Schwung und keine Freudigkeit in der Bekämpfung der Verderbniſſe auf dem Gebiete des Eides. Um ſolche zu gewinnen muß man in ihm eine wahrhaft göttliche Inſtitution erkennen. Neander, Olshauſen u. A. zeigten weniger Verſtändnis des Eides, wie ſelbſt die Wiedertäufer der Neuzeit. In dem von Oncken aus England herübergebrachten „Glaubensbekentnis der Gemeinden getaufter Chriſten“, Hamb. 1847, heißt es: „Wir halten dafür, daß der Misbrauch des Eides den Chriſten verboten, daß aber der Eid — nämlich die ehrfurchtsvolle feierliche Anrufung unſeres Gottes als Zeugen der Wahrheit — rechtmäßig gefordert und geleiſtet, nur ein Gebet außergewöhnlicher Form ſei.“ Hinzugefügt wird freilich, um nicht ganz mit der Vergangenheit und ihren Vertretern zu brechen: „Doch können wir uns auch mit ſolchen herzlich vereinigen, die rückſichtlich des Eides unſere Ueberzeugung nicht teilen.“

Aus ungedruckten Briefen an einen jungen Theologen.

Neunzehnter Brief.

(Schluß.)

Die trunkene Theologie iſt anderer Meinung, wie wir ſchon geſehen haben. Heute wollte ich Dir nur ein lehrreiches Exempel zeigen, wie die Theologie der Mitte ins Zeug geht und nun das Fortbilden betreibt, wie ſie ſich zwar todt läuft in ihrer Haſt, aber doch keinen geringen Wirrwar anrichtet.

Es liegt hier vor mir eins ihrer wunderlichſten und anſpruchsvollſten Elaborate, die „Chriſtologie des N. Teſtaments“ von Prof. Beyſchlag. Das Buch ſoll, wie Du wol ſchon weißt, für den Altenburger Kirchentagsvortrag Beweis führen. Es iſt aber nichts, als ein ſchrecklicher Puff, den ſich dieſe neue deutſche gläubige Theologie verſezt hat, der als ſolcher ſehr heilſame Folgen haben wird. Beſſer freilich iſt es immer, ſolche Arznei nicht nötig machen.

Welch eine Prüfung iſt doch das, von Berufswegen ſolche Bücher leſen zu müſſen, wo Dich buchſtäblich auf jeder Seite die Pein begleitet, was einem armen Theologen begegnet, der in athemloſer Profeſſorenhaſt ſeine „individuelle Theologie“ durchſetzen will gegen die ſtille Majeſtät eines Quaderbaues, der aus dem Ringen der weltüberwindenden Kirche ſich erhoben hat.

Aber nicht blos aufrichtige Teilnahme erweckt ſolch ein ganz vergebliches Sichabarbeiten, ſondern auch rechtſchaffenen Zorn über ſolche Schriftbehandlung und ſolchen Ton des Subjects, das mit mehr als naiver Zuverſicht der Kirche vorhält, 18 Jahrhundert hindurch einem falſchen Chriſtus gefolgt zu ſein.

Dem Buch wird ſein Recht widerfahren. In ſehr kurzer Zeit wird es vergeſſen ſein. Ich habe Dir heut nur den Hauptantrieb des Buches, den Fortbildungsdrang dieſer Theologie und ſeine Nichtigkeit zu veranſchaulichen.

Die Kirche soll die Aufgabe haben, sich ihren Heiland als ganzen Menschen in wahrer menschlicher Entwicklung vorstellig zu machen. Und diese Aufgabe soll die Kirche bisher in unverantwortlicher Weise vernachlässigt haben. Die orthodoxe Kirche, heißt es immer.

Es ist dies wirklich mehr als naiv. Die Kirche kent ja diese Aufgabe. Sie bekent sich, wie bekant, zum wahrhaftigen Menschen Jesus. Der Mann muß wenig mit Luther bekant sein, sonst wüßte er, wie dieser ringt und dringt auf den wahren Menschen Jesus. Aber die Kirche bekent nur ebenso bestimt, daß ihr Erlöser auch wahrer Gott sei, vom Vater in Ewigkeit geboren. Das ist also die Aufgabe der Kirche und sie kent diese Aufgabe, — dies den wahren Gott und wahren Menschen ineinanderschauen in persönlicher Einheit.

Es ist folglich (nach 1 Cor. 13) geradezu ein kindischer Anschlag, der Kirche nach den Erfahrungen, die sie gemacht hat, abermals zur Lösung ihrer Aufgabe, Jesum Christum in wahrer menschlicher Entwicklung anzuschauen, vorzuschlagen, doch die eine der zwei Naturen fallen zu lassen, und zwar die göttliche.

Aber diese Theologie hat in ihrem Fortschrittsdrange kein Organ mehr für die Bodenlosigkeit solcher Vorschläge an die Kirche. Weil ein Professor keine Zeit hat, sondern durchaus im Reinen sein will über das große Mysterium des Verbum caro factum, so soll nun auch die Kirche keine Zeit haben und nicht warten können. Sie kann warten, um so geduldiger, als sie auch von der Phantasie frei ist, sich die Welt günstiger zu stimmen, wenn sie für ihren „traditionellen Christus" den „individuellen" des Herrn Professors ergreift. Er denkt, du läßest einfach die eine, die anstößige göttliche, fort, so hat alle Not ein Ende. Den Christus der einen Natur, den wahren Menschen, wird die Welt ja mit Eifer ergreifen. Denn der Christus, der nur Mensch ist, in dem aber das wesentliche, jedoch bis dahin selbstlose, unpersönliche Ebenbild Gottes verwirklicht ward, ist ja begreiflich, aber ein ewig persönliches Ebenbild Gottes ist nicht begreiflich. So denkt der Herr Professor.

Die Kirche lächelt — aber mit Betrübnis — über solchen Anschlag. Denn dieser begreiflichere Christus ist ein Unding. Wir haben ihn schon bei Gelegenheit der Schleiermacherschen Theologie als den Christus der Mitte gesehen. Es ist der modern theogonisch ausgeschmückte Schleiermachersche; es ist der Rothesche nur etwas „individuell" gemacht.

So wird er uns hier vorgemalt:

„Es ist die Verwirklichung des wesentlichen Gedankens Gottes in Christo, der Gottesgedanke, welcher der ganzen Welt zum Grunde liegt, der Gedanke, in welchem Gott sich selbst denkt, aber als Anderes, als Sohn, als Ebenbild, als Urbild der Menschheit.

So. Aber das klingt ja fast traditionell? Das Beyschlagsche komt nach. Das Andere Gottes ist nämlich zwar ein Gedachtes bei Gott, aber ja nicht auch ein denkendes; es ist kein Ich und kein Du beim Vater. Object ist es ewig bei Gott, aber nicht auch Subject, nicht auch Gott der Sohn als Subject.

Das ist aber gerade das Geheimnis, an das wir glauben sollen, das alles Denken übersteigt. —

Was hat denn die Kirche, was hat das Geheimnis der Seligkeit damit zu thun, daß ein Professor sich das nicht denken kann? Wo sein Denken aufhört, da eben fängt ja das Geheimnis an. Und die Kirche hat es erfahren, daß dies Geheimnis der Fels ihrer Macht ist, ohne den sie längst verschlungen wäre von der Weltbrandung. Der Herr Fortbildner hat jedoch in dem Fels ihre Ohnmacht erkant. Ihr ist sofort geholfen, wenn sie ihre Traditionssünde erkent und die alte Form der zwei Naturen reuig zerschlägt. Die neue nimt sie vom Herrn Professor in Halle, nämlich einen Sohn Gottes, der von Gott gezeugt ist in Maria, — einen Menschen, dem das ewige, aber unpersönliche Ebenbild Gottes eingeboren ist, und der sich nun durch Gehorsam aufschwingt zur Gleichheit mit Gott, um gleicher Ehren, Macht und Herlichkeit mit dem Vater angebetet zu werden. Eine zeitlich erzeugte zweite Person in Gott, ein zeitlich erzeugter Gottessohn!

Also, was unter dem gerechten Fluche steht, eine Kreatur anbeten, das hat die Kirche bisher unbewußt gethan; nun soll sie es auch mit Bewußtsein thun. Denn das Andere Gottes wird erst ein Ich vor Gott und in Gott durch die Geburt aus einem Weibe, wird erst mit der Schaffung des Menschen Jesu selbständig, d. i. göttliche Person. Eine geschaffene, werdende, göttliche Person wird alles Ernstes wiederum der Kirche angerühmt. Mit vollstem Rechte würde jeder ordentliche Jude und jeder ordentliche Deist der Christenheit zu sagen haben: das ist verfluchter Götzendienst. Der Mensch soll keine Kreatur anbeten. Euer ewiges Ebenbild ist keine ewige Person, wird erst in Bethlehem Person. Diese Person, die ihr anbetet, ist eine erst im Proceß der geschaffenen Welt entstehende. Das ist ein Geschöpf.

Sieh in den Katechismus Lutheri, und lehre nach Beyschlag die Jugend den 2. Artikel. Du mußt entweder den feigsten Betrug spielen, wenn Du es bei den Worten läßest: „vom Vater in Ewigkeit geboren", denn der Katechismus meint anderes, als Dein Beyschlag, oder Du mußt offen die „geringe" Aenderung vornehmen, und für „Ewigkeit" „Zeit" in den Katechismus hineinkorrigiren. Auch mußt Du „nach Beyschlag" den ganzen Bekentnis-, Lieder- und Gebetsschaz der Kirche durchcorrigiren. Denn ändere ich die Grundform, die das ganze Gewebe bestimt, so taugt das ganze Gewebe nicht mehr.

So ist es mit dem Spielzeuge. Sein Gebrauch bleibt ideell. Wenn der harmlose Verfertiger sich anschickt zu dem weiten Ritt, so geht es nicht. Er bleibt mit seinem Pferdchen auf dem Spielplatz.

Es ist, mein L., eine eigne Sache um das Professorsein,

Professerlesspielen, wie das Volk sagt, und gar in der Theologie. Man kann dabei sehr übel fahren, vornehmlich, wenn man flugs zu laut ist und allzuklug. Fein still sein und warten ist räthlicher. Die Realitäten und die Geschichte erst etwas wägen und das liebe Ich etwas kleiner werden lassen vor ihnen, damit es nicht mit Gewalt gebeugt werde, — das ist Klugheit. Dann unterwindet man sich nicht, der Kirche bald so umfassende Rathschläge zu geben, sondern man lernt zuvor von ihr. So kann auch die Zeit kommen, daß man gebraucht werde.

Hamann hat einmal ein sehr scharfes Wort gesprochen gegen die Unruhe, die nicht „die erforderliche Zeit zum Ausbrüten ihrer Eier absitzen wolle." —

Merke es Dir, mein geliebter H., erst lernen, ruhig, geduldig und gründlich lernen, und dann lehren, und dann schreiben, wenn auch das „erste größere theologische Werk" erst sehr spät erschiene. So lange der lächerliche Wahn herschen wird, daß zu einem tüchtigen Professor durchaus Bücherschreiberei gehöre, so lange bleibt die evangelische Kirche elend und fieberkrank, würgt sich herum mit unreifem Gewächs.

Lies die wenigen Seiten in Beck's Lehrwissenschaft S. 77 bis 83, „vom Sohn und vom Paraklet." Seit 1841 ist dies zugänglich. Wenn Prof. Beyschlag nur diese wenigen Seiten wol erwogen hätte und zu Herzen genommen, so würde er sich viel Kummer erspart haben. Da ist Schriftverständnis und da ist Schriftauslegung, also auch Zusammenklang mit der kirchlichen Erfahrung. Dieser Lehrer steht mitten inne in der Wahrheit und denkt aus ihr und lehrt aus ihr. Herr Prof. Beyschlag steht leider daneben und will hineindenken. Aber er denkt mit seiner individuellen Theologie hinein, mit seinem Meinen. Nun findet er auch, daß jede Schriftstelle genau sagt, was er meint, und zwar „unwiderleglich", so sehr, daß er in steter Verwunderung ist, wie doch die Kirche bisher das nicht gesehen, die Schrift so misverstanden habe, „befangen in der Tradition." Und nun ist er befriedigt, daß er zwar kein orthodoxer, aber doch ein biblischer Theologe ist.

Es gibt eine Schuhmachertradition, die gelernt und aufgenommen sein will, um ein paar Schuhe zu machen. Sie würden seltsam aussehen, wenn ich mir selbst ein Paar anfertigen wollte, ohne in der edlen Kunst und Zunft zu stehen. Ich müßte das früher angefangen haben, wie ich mir denn wirklich als Knäblein nichts anziehenderes dachte, als ein Schuhmacher zu sein, still und geborgen hinter der Kugel zu hämmern. Hippias freilich, der Sophist, wollte Alles ohne die Tradition können, er machte sich seinen Staat und seine Schuhe selbst. Wenn man die Idee hat, sagte er, so muß das gehen.

Professoren wie Herr Beyschlag machen sich die Dogmatik selbst, blos als „biblische Theologen". Sie bedürfen dazu der Tradition nicht. Sie arbeiten nach der Idee.

Nicht einmal die neueste Tradition ist herbeigezogen von Prof. Beyschlag. Thomasius Dogmatik, z. E. I. S. 105 ff., vom dreieinigen Gott, kann D. Beyschlag nicht gelesen haben, oder er hat sie nicht verstanden, was nicht zu denken ist; denn D. Thomasius ist nüchtern und klar, was ihn mir so wert macht. Also nicht gelesen. Denn sonst würde er sich nicht von einem lieben Kirchentagsfreunde haben sagen lassen: „Sie sind nicht heterodoxer als Thomasius." Und das hat D. Beyschlag drucken lassen. Der Freund hat ihm da ein sehr übles Compliment gemacht. Auf solche Dinge können ja nur schmerzliche Demütigungen folgen. D. Thomasius ist ein kirchlicher Theologe im wahren Sinne. Seine Lehre vom dreieinigen Gott ist die kirchliche und verhält sich — ebenso wie seine Christologie — zu der D. Beyschlags wie Ja und wie Nein. Für Beyschlag ist das Bild Gottes in der Präexistenz nur Object, für Thomasius ist es auch Subject. Das ist ein Gegensaz wie Ja und Nein. Auch Thomasius als „Kenotiker" hat mit Herrn Prof. Beyschlag nichts zu thun. Des Ersteren Versuch, durch Unterscheidung der immanenten und der transscendenten Eigenschaften Gottes die menschliche Entwicklung Christi vorstellbarer zu machen, ist ein Versuch, der sich hören läßt, aber dennoch sicher nicht das lezte Wort zur Lösung ist. D. Thomasius wird ja wol selbst Hrn. D. Beyschlag über die Gleichheit der Heterodoxie belehren. Jedenfalls ist für einen Doctor der Theologie diese behauptete Gleichheit zu stark.

Auch das ist zu stark für einen Doctor der Theologie, daß er für seinen Sohn Gottes eine „trinitarische Präexistenz" behaupten will. Ein eitler Trost, ja ein sträfliches Spiel mit fremdem Eigentum! Der Begriff des Trinitarischen gehört der Kirche an, ist ihr geheiligtes Eigentum. Sie verbindet mit ihm den ganz bestimten Sinn des „einen göttlichen Wesens in drei Personen." Wo dieser Sinn geändert, d. h. geleugnet wird, — z. B. mittelst eines unpersönlichen Ebenbildes Gottes, das ewig war, aber nicht als ewige Person — da gibt es nichts Trinitarisches mehr. Hat ein moderner Professor seine eigenen Vermutungen über Gott, so möge er auch sein Spielwerk so weit vervollständigen, daß er sich selbst das Begriffswort dafür erfindet. Anderesfalles wird er ein Plünderer, ein Plünderer der Kirche, und das in einem ärgeren Sinne, als wir früher die sogenante absolute Philosophie bei diesem Geschäfte betrafen; denn er übt mittelst des Geplünderten in der Kirche selbst die schnödeste Täuscherei und Sprachverwirrung aus.

So ist es, und so muß es dürr und hart gesagt und immer wieder gesagt werden, damit wir Theologen mit Entsetzen die Gefahr erkennen, mit welcher jener Unfug uns bedroht, nämlich eine große Falschmünzergesellschaft zu werden.

Das also war ein zweites Exempel unserer neuesten Fortbildung, — Gänseblümchen, oder eine schlimmere Blume, in den knospenden Baum gehängt, und zwar mit der Meinung, daß die Herzblätter der Knopen dürre geworden sind und die Gänseblümchen an ihre Stelle treten werden durch Zauber des neuen Begriffsalphabets.

An empfindlichen Demütigungen kann es, wie gesagt, solchem Fortbildner nicht fehlen. Aber Demütigungen sind uns Allen sehr gut. Eine edle Natur geht nur tüchtiger daraus hervor. Sie sind aber für den Augenblick bitter, und man ergrimt gegen die Werkzeuge, durch die sie Gott ausrichtet. Möchte Herr D. Beyschlag vielmehr ergrimmen gegen das Flucherbe der modernen Wissenschaft, an dem er, — offenbar eine schöne Kraft, — sich jezt zerreibt, und gar nicht außer Gefahr ist, sich völlig zu zerreiben. Seine Gefahr liegt in der Rhetorik, denn er hat Rednergabe. Gebetsstille und Vertiefung sind da die einzige Arznei. Lieber noch einige Jahre in einem blutsauren Landpfarramt, oder Stadtpfarramt, — z. B. in Elberfeld, — als in versuchungsreicher Professur. Ich glaube, das würde Herrn Prof. Beyschlag nüchtern machen, er würde das Mysterium des Gottmenschen, dem ja sein Herz angehört, wiederfinden, und dann ein Segenszeuge werden.

Gehst Du, mein l. H., noch los auf die theologische Professur? In Gottes Namen. Aber wachse in die Tiefe, und laß erst etwas reifen, ehe Du es der Kirche darbietest.

Dein ꝛc.

Wie hat sich der Geistliche gegenüber seinem Ordinations-Gelübde zu verhalten?

(Fortsetzung.)

In unserer Zeit der Vereine wird viel davon auf Besuch von Conferenzen, Versamlungen und Festen aller Art verwandt. Das widerstreitet unserem in Rede stehenden Gelübde nicht, gehört vielmehr mit zur Erfüllung desselben. Wie Vieles haben Viele von diesen Gelegenheiten mit nach Hause genommen für ihre Gemeinden! Aber auch dabei wartet die Versuchung auf uns. In jener erschütternden Rede von den treuen und untreuen Haushaltern sagt Christus: „Welchen der Herr setzet über sein Gesinde, daß er ihnen zu rechter Zeit ihr Gebühr gebe!“ Darum haben wir ebensoviel Freiheit über unsere Zeit, um zu rechter Zeit da zu sein mit Besuchen, Ermahnen, Lehren, Strafen, Trösten. Wie Mancher ist aber manche Woche von Montag bis Sonnabend nicht zu Hause zu finden; aus einer Art geistlicher Leckerei geht es von Besuch zu Besuch, von Conferenz zu Conferenz, von Fest zu Fest. Es thut also auch not, uns zu erinnern an die „Residenzpflicht“, wie die katholische Pastoraltheologie es ausdrückt.

3. Das dritte Gelübde: „Verbindet ihr euch nach Gottes Wort, die Versöhnung durch Christum zu predigen zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung?“ „Ja.“ Bei dem ersten Gelübde der reinen Lehre aus Gottes Wort nach den Bekentnisschriften war schon die Predigt genant, und wir haben ihrer nachher bei dem zweiten Gelübde der Treue und des Fleißes gedacht. Aber es entspricht überhaupt ihrer hohen Bedeutung in der evangelischen Kirche, daß noch ein besonderes Gelübde in Bezug auf sie gethan wird. Noch mehr, es betrifft die hohen sotoriologischen Artikel, in welchen unsere Kirche von der römisch-katholischen abweicht und um derentwillen sie sich von ihr getrent hat, insonderheit den Hauptartikel von der Rechtfertigung, von dem Luther in den Schmakaldischen Artikeln sagt: „Von diesem kann man nichts weichen, oder nachgeben, es falle Himmel und Erde, oder was nicht bleiben will.“ Unser Gelübde ist in die Worte 1 Cor. 1, 30 gefaßt und muß nach den betreffenden Artikeln der Augustana verstanden werden. Unser Herr Jesus Christus trat selbst mit dem Aufruf auf: „Thut Buße und glaubet an das Evangelium!“ Marc. 1, 15. Luther nimt in der ersten seiner 95 Thesen dasselbe Thema wieder auf, und es muß das Hauptthema aller evangelischen Predigt bleiben.

Die vier Begriffe: „Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung“ umfassen die Erscheinungen des christlichen Lebens von den ersten Anfängen bis zur völligen Vollendung. „Christus ist Weisheit uns geworden von Gott“ heißt es wörtlich. In Ihm ist das wahrhaftige, wesentliche Wissen von Gott, und in ihm ist es uns von Gott aufgeschlossen und mitgeteilt, „unser Wissen und Verstand ist mit Finsternis umhüllet,“ ist nichtig, ist Thorheit und Irrtum. Wo Christus als Weisheit gepredigt und erkant wird, da wird der Anfang alles Lichtes und Lebens gegeben. Wer Christus predigt: „zur Weisheit,“ der predigt Buße. Mit diesem Anfange Christi und Luthers müssen wir immer wieder anfangen, wie jene erste These sagt: „Unser Herr und Meister will, daß das ganze Leben seiner Gläubigen auf Erden eine stete, oder unaufhörliche Buße sein soll.“ Bis an die Himmelsthür bedürfen wir diese Aufseherin und Begleiterin. Darum muß sie auch fort und fort gepredigt werden. Manche eifrige Prediger halten sehr viel von ganz aparten Buß- und Strafpredigten, diese helfen aber, wie bekant ist, gewöhnlich nicht viel, denn die, denen sie eigentlich gelten, sind gewöhnlich nicht da, und die Anderen, weil das lange Register grober Sünden, sie wie Heilige erscheinen läßt, nehmen noch Schaden an der wahren Gerechtigkeit. Dagegen sollte jede Predigt eine Bußpredigt sein, allemal Alle in das thörichte und verderbte Herz und Leben hineinführen, und das muß geschehen, wenn man beim Worte bleibt, das uns bei jeder Gelegenheit unsere Thorheit und Nichtigkeit vorhält, und kann geschehen, ohne allemal Himmel und Erde und Hölle in Bewegung zu setzen. Jener teilte die Prediger in zwei Classen, in solche, die immer eine Faust machen, und in solche, die immer winken. Eine dritte Classe ist wol besser, als beide: Die eine Faust machen und winken zugleich. Denn thut Buße und — muß es allewege heißen, wenn sie nicht zur Verzweiflung treiben soll. Christus unsere Gerechtigkeit, d. h. Gott hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde

gemacht, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. 2 Cor. 5, 21, d. h. „Weiter wird gelehrt, daß wir Vergebung der Sünden und Gerechtigkeit vor Gott nicht erlangen mögen durch unser Verdienst, Werke und Genugthun, sondern, daß wir Vergebung der Sünden bekommen und vor Gott gerecht werden, aus Gnaden um Christi willen durch den Glauben, so wir glauben, daß Christus für uns gelitten hat, und daß uns um seinetwillen die Sünde vergeben, Gerechtigkeit und ewiges Leben geschenkt wird. Denn diesen Glauben will Gott für Gerechtigkeit für ihm halten und zurechnen, wie St. Paulus sagt zu den Römern am 3. u. 4. Augustana Art. 4. Das ist unser Gelübde. Wer nicht im Stande der Gnade steht, wer sich nicht rechtschaffen bekehrt hat, der kanns schwerlich halten. Es ist etwas Schreckliches, ein unbekehrter Prediger, am Allerschrecklichsten, wenn er von dem theuren Blute Christi redet. Denn es ist noch zweifelhaft, ob das besser ist, als wenn Einer zur Zeit der blühenden Aufklärung am Charfreitag allen Ernstes die Klage anstimte, daß Christus als ein so junger Mann habe sterben und die Welt dadurch so vielen Segen habe einbüßen müssen. Durch das Wiedererwachen des Glaubens und die größere Wachsamkeit des Kirchenregiments über die reine Lehre sind Viele derselben in jenes Reden hineingekommen, indem sie entweder unwillkürlich der Strömung folgten, oder auf ganz billige Weise, ohne die schweren Kosten der Buße und Bekehrung, sich einen orthodoxen Mantel anschafften. Es ist bei einer General-Kirchenvisitation vorgekommen, daß ein geistliches Mitglied der Commission es aussprach, er sehne sich, einmal eine ehrliche rationalistische Predigt von Gott, Tugend und Unsterblichkeit zu hören, so schrecklich war das Orthodoxiren der unbekehrten Prediger anzuhören. Andere entleeren den Glauben und die Rechtfertigung ihres Kernes und Inhaltes, leugnen die stellvertretende Sühne, behalten aber die Worte als Schalen bei, in welche sie ihre Irrlehre hineinlegen, nehmen den Glauben als ethisches Prinzip, thatsächlichen Anfang des neuen Lebens, der rechtfertigende Kraft habe. Das ist meist bewußte Fälschung der biblisch-kirchlichen Lehre und ein ganz gröblicher Bruch des Gelübdes, die Versöhnung durch Christum zur Gerechtigkeit zu predigen. Lieben Brüder, da sind wir Zöllner schon wieder einmal angekommen bei dem: „Ich danke dir Gott." Ich will annehmen, daß wir Alle, die wir hier sind, diesen Artikel der stehenden und fallenden Kirche rein und lauter verkündigen. Aber denkt an Matth. 23, bedenkt, daß der Herr zu unseren Gemeinden treten und sagen kann: „Alles nun, was sie euch sagen, daß ihr halten sollt, das haltet und thut!" um doch über unsere Personen, wie dort, siebenmal Wehe! rufen. Der Apostel Paulus hat einen schweren Kampf gehabt mit Leuten, die Christum predigten um Haß, persönlichen Neides und Haders willen, in der Lehre waren sie rein und lauter, aber unrein und unlauter in der Gesinnung. Vermöge einer natürlichen Begabung, der Phantasie, der Reminiscenzen und Reste aus einer besseren Zeit ist es möglich, sich in dieser furchtbaren Stellung lange zu erhalten. Wol aber dem, den bei Zeiten das vernichtende Gericht trifft, daß er auf irgend eine Weise zusammenbricht und zu Schanden wird. Damit sind wir zum dritten Stück unseres dritten Gelübdes gekommen, die Versöhnung durch Christum zu predigen zur Heiligung. Da immer wieder die Heilsordnung verkehrt wird und die Heiligung vor die Rechtfertigung und in die Rechtfertigung hinein gesezt wird, gilt es immer wieder die rechte Ordnung zu lehren gegen Romanismus und Rationalismus, graben und feiern. Aber die Heiligung predigen, ist das noch nicht, das heißt die Kraft des seligmachenden Glaubens im Leben und Wandel, in der Umgestaltung und Gestaltung des Lebens und Wandels bezeugen, aufzeigen und fordern, wie Paulus Röm. 12—16 und in allen seinen Briefen, und wie alle Apostel gethan haben. Den Glauben aufrufen: Auf, auf zum Streit, zum Anlegen der Waffen des Lichts, auf, auf zum Ueberwinden, auf, auf, der Welt und dem Teufel gezeigt, daß du bist ein geschäftiges, thätiges, mächtiges Ding, daß du gar nicht erst fragst, ob gute Werke zu thun sind, immer im Thun und durch Liebe thätig. Die Versöhnung zur Heiligung zu predigen, wird immer not thun bis die wahre Heiligkeit da ist in dem vollendeten Reiche Gottes. Je mehr der lebendige Glaube sich in unserer Zeit ausgebreitet hat, desto mehr hat er von der Zeit und Welt auch angenommen, wie das immer gegangen ist. Ja, die Ausbreitung komt zum Teil mit davon her, daß er weltförmig geworden war. Was erlauben sich jezt Alles die christlichen Leute in Genüssen, Gesellschaften, Kleidung, Hauseinrichtung, Lectüre, es ist, als ob sie der Welt immer zeigen wollten, sie seien gar nicht so fromm und so gläubig, wie die Welt meine, sie seien auch aufgeklärt. Wenn die alten Pietisten wiederkämen — denn sie sind fast ganz verschwunden — wie würden sie sich entsetzen über diese aus der Art geschlagene Nachart. Nachdem Paulus seinen Corinthern bezeugt hat, daß er nichts unter ihnen gewußt habe, als Jesum Christum den Gekreuzigten, sezt er hinzu: „Und ich war bei Euch mit Schwachheit, und mit Furcht, und mit großem Zittern." Da sind wir stärker als Paulus, wir wagen uns mit dem Kreuze Christi weit hinein unter die Welt, beinahe bis in die Ballsäle und Comödienhäuser (manche wol auch schon nicht mehr beinahe, sondern ganz). Das soll christliche Freiheit sein, sich über das Gebot wegsetzen: „Stellet euch nicht dieser Welt gleich!" — Aber diese Freiheit bekomt uns auch so schlecht, wie einst den Galatern. Gerade dem Teile der Gemeinde, der dem reinen Evangelio von der freien Gnade treu geblieben war, sagt der Apostel: „Ihr aber, liebe Brüder, seid zur Freiheit berufen; allein sehet zu, daß ihr durch die Freiheit dem Fleisch nicht Raum gebet, sondern durch die Liebe diene Einer dem Anderen. Denn das ganze Gesez wird in einem Worte erfüllet: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. So ihr euch aber unter einander beißet und fresset, so sehet zu, daß ihr nicht unter einander verzehret werdet." Alle falsche Freiheit hebt mit Preisen der Einigkeit an, der Einigkeit gegen die, die nicht mitmachen wollen, und endet mit Streit und Zerwürfnissen unter den freien Brüdern. Daher komt auch das viele Beißen und Fressen unter den frommen Leuten, und

das ist, wie St. Paulus sagt, der gerade Weg zum geistlichen Tode, zum Verzehrt- und Ertödtetwerden der Liebe und des ganzen geistlichen Lebens. Heiligung, Heiligung, lieben Brüder, predigen wie der selige Harms in Hermannsburg, der doch eine Gemeinde hatte, wie keiner unter uns. Und zwar die Buße und den Glauben, nicht so extraordinär. — Endlich haben wir im dritten Gelübde noch gelobt, die Versöhnung durch Christum zu predigen zur Erlösung. Es kann hiermit nicht die Befreiung von der Sündenschuld gemeint sein, die ist ja schon in der Gerechtigkeit vorher mitgesezt. Es ist damit nicht die erste Stufe des Heils, sondern die lezte, die Vollendung gemeint, die Paulus im Geiste betritt, wenn er ruft: „Der Herr wird mich erlösen von allem Uebel!" die Erlösung bei der glorreichen Wiederkunft Christi: „Sehet auf, hebet eure Häupter auf, darum, daß sich eure Erlösung nahet!" Was für ein Beruf, die zu predigen, das ist allein schon wert, das Predigtamt köstlich zu finden und zu begehren. Wir müssen diese herliche Erlösung um so lauter und kräftiger verkündigen, je böser und verwirrter die Zeiten werden, die Gläubigen damit zu stärken, siegesgewiß, kampfbereit und opferfreudig zu machen. Denn wer wird für eine Sache leben und sterben, wenn er nicht an die Zukunft derselben glaubt? Alle Welt steht vor der Zukunft und weiß nichts, und vermutet, hofft und zweifelt, zweifelt und hofft. Alle Welt reißt sich um diese Welt, und sucht ein Stück ihrer Schätze, Ehren, Güter und Macht an sich zu reißen, aber unter den Händen wird es Jedem wieder weggerissen. Wer wird denn zulezt Alles bekommen? Jesus und seine Erlösten, „das Reich muß uns doch bleiben." Die alte Erde mit ihrem Elende mögen die Irdischgesinten haben, sie ist doch nur fürs Feuer da, die neue Erde mit ihrer Herlichkeit werden die Sanftmütigen besitzen, den alten Leib mag der Tod immerhin nehmen, wir warten auch, wenn Alles vollendet wird, auf des Leibes Erlösung. Das ist eine kleine Summa von der Predigt von der Erlösung. Lieben Brüder, um sie recht thun zu können, müssen wir uns hineinversenken in die großen Zukunftsfragen, welche das prophetische Wort sowol aufwirft, als beantwortet. Fleißig studiren heißt auch hier, viel einnehmen, daß wir ausgeben können, trösten und erheben. Wer diese Predigt von der Erlösung unterläßt, der läßt den dritten Teil des ganzen Evangeliums weg, den Teil von der Hoffnung, und raubt der Predigt vom Glauben und von der Liebe ein Stück Fundament sowol, als die ganze hohe Spitze. Die Apostel und alle heiligen Männer Gottes haben immer im Kampfe den Sieg, in dem Opfer die Belohnung angeschaut. Buße und Heiligung gepredigt ohne dieses Ziel und diese Krone, macht nur niedergeschlagene, verzweifelte Leute, welche nicht fähig sind, den lezten großen Kampf mitzukämpfen und zu überstehen, dessen Vorgefechte schon begonnen haben und den kein Friedens-Congreß der ganzen Welt beilegen kann, der nach der Weissagung fortgehen wird und ausgekämpft werden muß. „Rüstet euch, ihr Christenleute!"

Endlich 4. sind wir bei unserer Ordination gefragt worden: „Verbindet ihr euch, durch Gottes Gnade Anderen ein Vorbild zu sein in Rechtschaffenheit und Tugend?" „Ja" haben wir zum vierten Male gelobt. Auch schon unter dem ersten Gelübde haben wir uns mit verpflichtet, uns „zu befleißigen eines rein frommen, nüchternen, schicklichen und einem rechtschaffenen Lehrer anständigen Lebens und darin Anderen mit gutem Beispiele vorzugehen." Unsere Agende hat die biblischen Lectionen bei der Ordination wieder eingeführt, und unter diesen ist eine der ersten und längsten 1 Tim. 3, 1 ff.: „Das ist je gewißlich wahr, so Jemand ein Bischofsamt begehret, der begehret ein köstliches Werk. Es soll aber ein Bischof sein unsträflich, in täglicher Buße und Bekehrung, denn wir täglich viel sündigen, Eines Weibes Mann, in ehelicher Treue und Reinheit, nüchtern, mäßig, sittig, anständig, gastfrei, lehrhaftig, lehrtüchtig, nicht ein Weinsäufer, nicht Pochen, nicht ein Polterer und Zänker, nicht unehrliche Handthierung treiben, nicht schändlichem Gewinn ergeben, sondern gelinde, nicht haderhaftig, nicht geizig, der seinem eigenen Hause wol vorstehe, der gehorsame Kinder habe mit aller Ehrbarkeit, seine Kinder haltend in Unterwürfigkeit mit aller Würde, gläubig kann man sie nicht machen, aber gehorsam. So aber Jemand seinem eigenen Hause nicht weiß vorzustehen, wer da ein alter, schwacher Eli ist, wie wird er die Gemeinde, das Haus Gottes, versorgen? Nicht ein Neuling, auf daß er sich nicht aufblase, und dem Lästerer ins Urteil, ins Gericht des Teufels falle. Er muß aber auch ein gutes Zeugnis haben von denen, die draußen sind von den Unbekehrten, der Welt, auf daß er nicht falle dem Lästerer in die Stricke, er darf keinen Grund dazu geben, daß die schmähsüchtige Welt sage: der taugte auch zu nichts, als zu einem Pastor. Diesen unsträflichen Wandel vor Gott, in unserem Hause, vor der Gemeinde und vor der Welt, alle diese persönlichen, häuslichen und geselligen Tugenden haben wir gelobt. Dies Alles hat der Apostel Paulus in seiner Vermahnung an die berufenen Aeltesten zu Ephesus, Apgsch. 20, kürzlich so zusammengefaßt: „So habt nun Acht auf euch selbst, und auf die ganze Herde, unter welche euch der heilige Geist gesezt hat zu Bischöfen, zu weiden die Gemeinde Gottes, welche er durch sein eigen Blut erworben hat", in unserer Agende der erste Spruch der biblischen Lectionen bei der Ordination.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 22. August. № 67.

Ueber weiblichen Beruf und weibliche Bildung,

nach Dr. L. Wiese.

In dem vorjährigen Cyklus wissenschaftlicher Vorträge, welche auf Veranstaltung des Evangelischen Vereins jedesmal zwischen Neujahr und Ostern stattfinden, hat Herr Dr. Wiese „über weibliche Erziehung und Bildung" einen Vortrag gehalten, der in der Reihe ethischer Betrachtungen und Erörterungen, durch welche derselbe nach und nach mehrere der eingreifendsten Capitel höherer Pädagogik (der am eignen Selbst wie der am heranwachsenden Geschlecht) beleuchtet hat*), ein bedeutsames Glied, gleichsam eine Art Abschluß bildet. Derselbe bietet nemlich zunächst, äußerlich wie innerlich anknüpfend, die Fortsetzung und Vollendung eines früher gehaltenen Vortrages „über die Stellung der Frauen im Altertum und in der christlichen Zeit"; andererseits aber weist er in seinen Fundamenten überall zurück auf die Grundvoraussetzungen aller wahren Bildung und alles lebendigen Wirkens, wie sie der Verfasser schon in der anregenden Betrachtung über „Bildung und Christentum" und besonders in dem wichtigen, gedankenreichen Vortrage über „die Bildung des Willens" eingehend entwickelt hatte: so daß in den bezeichneten vier Vorträgen gleichsam die Grundzüge einer vollständigen pädagogischen Confession vorliegen. Es ist nun nicht unsere Absicht, auf diese überhaupt hier näher einzugehen; und ebensowenig scheint es uns ersprießlich, das in edelster Form Dargebotene durch eine allgemeine Inhaltsangabe zu verflüchtigen, oder es zum Gegenstand einer weiteren Besprechung zu machen: gleichen doch die aus reicher Erfahrung und tiefer Beobachtung des Lebens hervorgewachsenen Reden des Verfassers überhaupt den keimhaltigen Samenkörnern, die um Frucht zu bringen weniger von außen hinundhergewendet, als in einem feinen stillen Herzen bewahrt und bewegt seyn wollen. Nur in möglichster Treue die Gesamtanschauung des Verfassers vom weiblichen Beruf und von weiblicher Bildung nach ihren Hauptmomenten darzulegen, und sie so auch durch diese Blätter zum Gemeingut weiterer Kreise zu machen, ist das Ziel unserer bescheidenen Mitarbeit; wobei wir ganz im Interesse unserer Leser zu handeln glauben, wenn wir, in freiester Verwendung und ohne alle diplomatische Peinlichkeit, uns meistenteils der eignen Worte des Verfassers bedienen. —

Um das Ziel und die Aufgabe weiblicher Erziehung und Bildung recht zu erkennen und klar zu erfassen, genügt zunächst und vor allem nicht der Standpunkt einer Pädagogik, die nur ausgeht von der allgemeinen Idee einer sogenanten naturgemäßen (in der That aber fictiven) Entwickelung und harmonischen Ausbildung aller Kräfte, oder einer Pädagogik, die es überhaupt noch nicht gelernt hat, den Zögling anders denn als Einzelwesen zu betrachten: ein wahres Verständniß für das Besondere einer Lebensaufgabe ist nur da zu gewinnen, wo der Blick des Erziehers auf das Ganze des Lebens gerichtet ist. Dieses Ganze aber beschränkt sich nicht auf einen irdischen Beruf, es umfaßt auch das Reich Gottes, welchem zugeführt zu werden jedes Kind den Anspruch mit auf diese Erde bringt. Und eben die Größe dieser zwiefachen Aufgabe, diese zwiefache in sich untrennbare himmlische und irdische Berufung ist es, was dem Elternherzen die Erziehung oft zur schwersten aller Sorgen macht. Denn es soll ja auch der irdische Beruf nicht nur wie ein zeitweiliger unvermeidlicher Nothstand in Beziehung auf das inwendige Pfand und zukünftige Erbe der Gotteskindschaft angesehen und behandelt werden: vielmehr komt es darauf an, überall in der Wirklichkeit den Zusammenhang mit dem in die Zeitlichkeit hereinreichenden höheren Leben zu entdecken, das irdische Tagewerk mit himmlischem Sinn führen zu lernen, und so hienieden an der Tüchtigkeit und Treue im Kleinen, Zeitlichen und Vergänglichen zu reifen für den Eingang zum Ewigen und Unvergänglichen. Das ist das Ziel und Kleinod, dem nachzustreben und nachzuringen dem Manne wie dem Weibe gesetzt ist:

*) Schon anderweitig ist der Wunsch öffentlich kundgegeben worden, jene trefflichen Abhandlungen in einer Collectivausgabe vereinigt zu sehen. Wir hoffen manchem unserer Leser einen Dienst zu leisten, wenn wir die bisher im Einzeldruck erschienenen Vorträge hier in chronologischer Folge kurz zusammenstellen: „Bildung und Christentum, eine historische Betrachtung" (Berlin bei W. Schultze, 1852). „Ueber die Stellung der Frauen im Altertum und in der christlichen Zeit" (Ebenda 1854). „Die Bildung des Willens. Zur Geschichte der deutschen Pädagogik" (Berlin bei Wiegandt und Grieben, 1857. 2. Aufl. 1861). „Ueber den Misbrauch der Sprache" (Ebenda 1859). „Von Gelübden im evangelischen Sinn" (Ebenda 1861). Sodann die Laienpredigt von christlicher Freudigkeit und glaubensschwacher Verzagtheit, angeknüpft an „Miltons verlorenes Paradies" (Ebenda 1863); und endlich „Ueber weibliche Erziehung und Bildung" (Ebenda 1865).

aber welches ist nun der besondere Beruf des Weibes? — „Die der menschlichen Gemeinschaft von Gott angewiesene Aufgabe ist eine gemeinsame für beide Geschlechter, und es findet zu dem Ende eine gegenseitige Ergänzung beider statt, nicht blos in der Ehe, sondern in dem großen Zusammenhange des Lebens, der Weltökonomie, überhaupt. Das eine Geschlecht ist auf das andere angewiesen und kann bei dieser Gegenseitigkeit nicht werden was es soll, wenn das andere nicht ist wie es soll. Und ist dem Manne die mehr nach außen gerichtete schaffende und bauende Thätigkeit zu Teil geworden, so den Frauen die erhaltende, fürsorgende, pflegende. Einen mütterlichen Beruf haben sie alle, auch die, welche nicht in die Ehe treten." Das eigentliche und unbestrittene Reich weiblichen Waltens ist somit überwiegend die Familie. Aus der Familie und aus der Stille des Hauses her soll der Einfluß weiblichen Wirkens seinen Anteil an dem Gesamtleben des großen Ganzen gewinnen: das ist die rechte Ordnung und das Naturgemäße. Und mag immerhin bei andern Völkern, in Frankreich, in England und vollends in Amerika (wo junge Damen in öffentlichen Schulen nicht blos Mädchen, sondern auch Knaben und Jünglinge bis 16, 17 Jahren, und das im Lateinischen und in der Geometrie, unterrichten) die Grenzlinie weiblicher Bethätigung schon weit vorgerückt seyn in Gebiete, die bei uns (Gott sey Dank!) noch meist den Männern überlassen werden, so bleibt naturgemäß dennoch „die Sphäre des weiblichen Lebens, für welche es vorzubereiten ist, die Familie, und sein allgemeiner Beruf, in derselben und über dieselbe hinaus andern hülfreich zu seyn." —

Die Familie ist die Grundlage des Staates und in ihr wurzelt die Kraft des Volkes. Ihre Bedeutung für das nationale Gesamtleben und für das Reich Gottes auf Erden ist unermeßlich; und es ist ein hoher und herrlicher Beruf, zu dem in derselben gerade das weibliche Geschlecht durch das Christentum erhoben worden ist. Die antike Welt, und besonders das Griechische Leben, kannte bei der unterdrückten Stellung, die das weibliche Geschlecht einnahm, die Familie im höheren Sinne des Wortes nicht. Und „je mehr der Volksgeist entartete, desto tiefer sahen sich die Frauen erniedrigt, verachtet und wehrlos roher Gewalt preisgegeben. Durch beides, ihr trauriges Loos und ihre Entartung, erhält das Bild der allmählichen Auflösung der Staaten des Altertums in sittliche Haltlosigkeit seine grellsten Farben: und nirgend begegnet uns eine Ahnung, was für Güter und Kräfte dabei verloren gingen, nirgend eine Hoffnung auf Erlösung, außer in Israel. — Da erschien die Freundlichkeit Gottes unseres Heilandes, das Wort ward Fleisch, und der geschichtliche Anfang des Christentums ist die heilige Familie." Und wie den Erlöser bei seinem Eintritt in die Welt die heilige Familie umschließt, so sind es Frauen, die, als die Jünger fliehen, Ihn auf seinem Todesgange begleiten, Frauen, die zuerst und zuletzt unter seinem Kreuze stehen, Frauen endlich, denen der Auferstandene am ersten sich offenbarte. Und als nun das Wort von Christi erbarmender Liebe hinausging in die vom Todesschatten bedeckte griechisch-römische Welt, da ward es wieder „von den Frauen am schnellsten verstanden, am tiefsten zu Herzen genommen. Sie hatten so lange der Liebe und damit der Lebensluft, ohne die ein Mensch nicht wahrhaft leben kann, entbehrt, daß es wie Befreiung von einem uralten Drucke war, in deren Gefühl das Geschlecht gleichsam auffauchzte und sich zu einem neuen Daseyn erhob." Dadurch gab der christliche Glaube zugleich der Familie eine Weihe, dem Leben derselben eine Kraft und Wirksamkeit, die sie zu keiner Zeit vorher gekannt hatte. „Zwischen die Trümmer der verfallenden Staatswelt baute die christliche Familie ihre Hütten des Friedens; sie wurde zur mächtigsten sittlichen Lebensgemeinschaft, die die Keime aller Tugend auch für das öffentliche Leben in sich birgt. Die Innerlichkeit des Lebens, welche nach dem Worte des HErrn: „Siehe, das Reich Gottes ist inwendig in euch" von Hause aus ein Kennzeichen der Christen seyn mußte, entsprach der Zurückgezogenheit und Stille der häuslichen Gemeinschaft um so mehr, je weniger draußen in der wüsten Welt eine Befriedigung für sie zu finden war." Anders zwar als bei den Griechen war die Stellung der Frauen bei den Deutschen schon in der Zeit des Heidentums; doch wich die Kraft natürlicher Leidenschaften dem Geiste christlicher Liebe auch hier nur langsam. Nachdem sich das Mittelalter mit seinem Frauencultus teilweise in ein der antiken Anschauung entgegengesetztes Extrem verirrt hatte, war es sodann die Reformation, und vor andern Luthers christlich-deutscher Sinn, wodurch für die Aufrichtung und Wiederherstellung des deutschen Familienlebens Großes geschah. Luther fand in einer Zeit der Zügellosigkeit und auflösenden Unruhe des Weltverkehrs die Quelle des Segens und Unsegens der Völker nirgend anderswo als in der Familie. Der heutige Weltverkehr ist noch unruhiger und auflösender geworden, und „der Verfall des deutschen Familienlebens ist eine unleugbare Thatsache, an der eben so sehr die öffentlichen Weltverhältnisse und darin die herzlose Abkehr vom geschichtlichen Leben des Volkes ihren Anteil haben, wie die Entfremdung vom Glauben und kirchlichen Leben. Dennoch liegt allein in der christlichen Familienpflege die wesentlichste Bedingung eines gesegneten Erfolgs aller innern Mission, wie aller sittlichen Lebenserneuerung, deren wir bedürfen." Den Frauen aber, wie sie die belebende Seele der häuslichen Gemeinschaft sind, liegt es vor allen ob, Sorge zu tragen, daß bei der allgemeinen Zerstörung uns dennoch „die geborgene und umfriedigte Stätte der Familie bleibe, als der Ausgangspunkt für die Oeffentlichkeit des Lebens, der um so mehr der Stärkung und Befestigung bedarf, je mehr die Bewegung der Außenwelt zunimt; wird er preisgegeben, so steht alles in Gefahr, Treue, gesammelte Kraft des Charakters, Liebe und Glaube."

Unter allem aber, was bei dieser Wiederaufrichtung und Befestigung des deutschen Familienlebens weiblicher Beruf ist, steht die Auferziehung der Kinder obenan. „Die Aufgabe, welche Gott darin der christlichen Mutter gegeben hat, ist die wichtigste und folgenreichste, die das Menschenleben kennt. Wo Mütter, soweit sie es an ihrem Teil können, dafür sorgen, daß die Söhne in der reinen Luft der Liebe und des Glaubens

heranwachsen, für Personen und Autoritäten eine Hingebung des Herzens bewahren und früh an den Ernst der Pflicht gewöhnt werden, da üben sie aus der Stille der Familie einen weit in das thätige Leben hinausreichenden Einfluß; denn nur auf diesem Wege bildet sich die Fähigkeit des Handelns mit dem Muthe anerzogener Ueberzeugung, die Seele gewinnt einen festen Mittelpunkt, den ein angelerntes Wissen nicht zu gewähren und darum das unmännliche Schwanken zwischen Uebermuth und Unmuth nicht zu heilen vermag." Wie viel demnach auf die Erziehung der dereinstigen Pflegerinnen häuslicher Zucht und Frömmigkeit ankomt, bedarf nach dem Gesagten keines weiteren Wortes; und erst von diesem Gesichtspunkte aus werden wir auch den rechten Ernst und den rechten Maßstab für die Zeit- und Lebensfragen weiblicher Erziehung und Bildung gewinnen können. —

Das weibliche Geschlecht hat für seinen Beruf eine reiche natürliche Mitgabe empfangen; aber Erziehung und Bildung soll dazu helfen, daß es ihn zu erfüllen willig und geschickt werde. Dabei ist nun ein Dreifaches in Betracht zu ziehen: erstens, der zu bildende Stoff oder das weibliche Naturell an sich; sodann die Idee, welche sich an diesem Stoff verwirklichen soll; und drittens, die bildende Hand, d. h. wer erzieht und wie wird erzogen?

Schon das weibliche Naturell, bei dem im Vergleich zum männlichen meist früh eine größere Empfänglichkeit und Erregbarkeit nach der Seite des Gefühls und des Gemüths hervortritt, bei dem von vornherein mehr gläubige Hingebung und Achtung vor dem Gegebenen und Positiven sich kundgibt, dazu mehr Pietät, mehr „Verständniß für das Persönliche als für das Allgemeine, mehr Abhängigkeit von Sympathie und Antipathie als von logischen Motiven, endlich ein lebhafterer Sinn für Form und Erscheinung, und damit die Richtung auf Idealität, Wohlgefallen an allem Harmonischen und Anmuthigen", — schon alle diese in einer gewissen Unmittelbarkeit des Seelenlebens wurzelnden Grundzüge weisen darauf hin, daß es hier weit mehr auf „eine innerliche Kraft des persönlichen Seyns ankomt, als auf eine vielseitige Tüchtigkeit nach außen, für welche die männliche Jugend früh Wissen und Können als Werkzeug sich aneignen muß. Das Beste, was die Frauen sind und wirken, geschieht durch die Totalität ihres Wesens*). Die rechte Erziehung der Mädchen nimt daher in allem die Richtung auf die Persönlichkeit, auf das, was die heil. Schrift bei ihnen den verborgenen Menschen des Herzens nennt."

Gilt nun wie bei der Erziehung überhaupt, so insbesondere bei der weiblichen als das letzte höchste Ziel, das ins Auge zu fassen ist, die Herausbildung der Persönlichkeit, d. h. „den Menschen zu sich selbst, zu dem wahren Selbst zu bringen, das jeder in sich trägt mit mehr oder weniger Klarheit des Bewußtseyns: so können wir doch das eine wie das andere Selbst, das der Natur wie das der Verheißung („Er schuf den Menschen Ihm zum Bilde") nur erkennen im Lichte des Evangeliums, und zu dem wahren Selbst gelangen wir nur durch die Kraft des Evangeliums: erst im Christentum komt der Mensch zur Wahrheit seines Wesens." In diesem höchsten Sinne ist also die Erziehung Erneuerung des Geistes und des Willens in der Kraft des Geistes Gottes; sie ist ein Werk des heiligen Geistes an der Seele: doch bedient Er sich dabei der Menschen als seiner Mitarbeiter.

Wer also soll erziehen und wie wird erzogen? — Die Schule bildete früher in Deutschland nur einen sehr bescheidenen Factor bei der weiblichen Erziehung. In den höheren Ständen trat an die Stelle der häuslichen oft eine Institutserziehung, die es hauptsächlich auf gesellschaftliche Tournüre anlegte. Es wurde da vornehmlich etwas Französisch, Tanz, Musik und — Mythologie gelernt (letztere, um nicht etwa gelegentlich, wie es der jungen Fürstin Gallitzin im Berliner Thiergarten begegnete, einen Apollo für den heil. Nepomuk oder eine Venus für die Jungfrau Maria zu nehmen). In den mittleren Ständen blieb die Erziehung sehr einfach: „es war auf die verständige Hausfrau abgesehen. Das Beste ihrer Bildung erwarb sie an der Bibel und den Pflichten des Hauses, und gewann dennoch einen klaren Blick, sich und die Welt zu verstehen, — jene nichts verbildende, einfache, kräftige Erziehung, wie sie in der Rebekka des Wandsbecker Boten und ihrer Tochter, Caroline Perthes, in herrlichen Mustern vor uns steht." Aber daneben trat auch schon nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts in bürgerlichen Kreisen eine Richtung hervor, von der J. Möser sagt: „wo unsere Töchter französisch und englisch plaudern sollen, ohne die geringste Theorie oder Praxis von der Haushaltung zu haben, da ist dieser Luxus der Seele nichts als ein prächtiges Elend." Eine Umkehr zur vernünftigen Erziehung schien vielen J. J. Rousseau's Emil anzubahnen; aber wie sein pädagogisches Naturevangelium vom Aberglauben an die Natur ausging, so mußte es oft nur um so gewisser zur Unnatur, zu unweiblichem Wesen und zu Verschrobenheit des Geistes führen. Das entgegengesetzte Extrem ist es, die Natur gewaltsam zu unterdrücken, jede natürliche Regung auf der Stelle zu corrigiren und von früh bis spät zu erziehen, so daß einer Mutter, die sich in solcher Weise zu eigner fortwährender Aufregung und ohne Erfolg mit ihren Kindern „abquälte", eine andere mit Recht sagen durfte: „Ich will Ihnen sagen, was Ihren Kindern fehlt: es ist Vernachlässigung."

Während nun früher die Mädchenerziehung überwiegend

*) Ganz in demselben Sinne sagt von seinem Standpunkt Schiller („Tugend des Weibes"):

Tugenden brauchet der Mann, er stürzt sich wagend ins Leben,
Tritt mit dem stärkeren Glück in den bedenklichen Kampf.
Eine Tugend genüget dem Weib: sie ist da, sie erscheinet
Lieblich dem Herzen, dem Aug lieblich erscheine sie stets!

Vergl. auch die Epigramme: „Macht des Weibes", „Forum des Weibes", „Weibliches Urteil"; wie denn überhaupt Schillers Auffassung der geistigen Natur und Würde der Frauen bekanntlich zu den leuchtendsten Seiten seiner lyrischen Idealpoesie gehört.

eine häusliche war und praktisch am Leben geschah, dagegen die Schule nichts anderes seyn sollte als des Hauses Helferin, hat sich jetzt das Verhältniß von Schule und Haus fast umgekehrt: auch die Mädchenerziehung ist jetzt überwiegend Schulerziehung geworden und auf Schulwissen gerichtet. Und wennschon die Verhältnisse es oft nothwendig machen, Mädchenschulen und Pensionate als Ersatz für die häusliche Erziehung zu benutzen, so „ist es doch ebenso oft Sache der Bequemlichkeit und des Nachgebens gegen das, was Sitte geworden ist; wobei den Eltern das Gefühl ihrer natürlichen Verpflichtung verloren geht." Jedenfalls aber ist es (mit Schleiermacher) als Axiom festzuhalten, daß die Schule nur die erweiterte Familie seyn soll. Allein wie kann bei der großen Ausdehnung der Mehrzahl unserer gewöhnlichen Mädchenschulen dieser Forderung genügt werden? — Und Bedenken noch anderer Art, und weit erheblichere für die weibliche Bildung, müssen uns bei den seit den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts aufgekommenen sogenannten höheren Töchterschulen entgegentreten. Begriff, Ziel und Organisation derselben stehen noch immer gleichsam wie ein ungelöstes Problem da. Diese Schulen sind nun einmal unentbehrlich und in vielen Fällen eine Wohlthat: um so mehr werden sie, ihres großen Einflusses wegen, darnach zu streben haben, ihre eigentümliche Aufgabe, der weiblichen Natur und Bestimmung gemäß, klar zu erfassen und sicher zu begrenzen. Auf die mancherlei Gefahren, die, trotz wachsamer Aufmerksamkeit gewissenhafter Vorsteherinnen und Vorsteher, hier noch immer dem weiblichen Wesen drohen, ist oft hingewiesen worden. Dahin gehört das schon berührte Zusammendrängen großer Massen von Kindern in den Classen, was für „das verletzlichste geistige Gut bei den Mädchen, die Persönlichkeit", selten ohne Schaden abgeht; dahin die Häufung der Lehrgegenstände, was bei Mädchen, nach deren eigentümlicher Stellung zu den Objecten und zu den Personen, meist weit nachteiliger wirkt als bei Knaben; dahin die Ueberbürdung mit häuslichen Schulaufgaben, was nicht selten der Grund wird zu einem frühen Hinwelken der Jugendfrische, besonders bei denen, die sich dem Lehramte widmen wollen, und die oft aus Kraftverschöpfung ihr Ziel nicht erreichen. Zu dieser Ueberladung mit Lernstoff kommen dann wol noch Misgriffe im Lehrplan, wobei Alter und allgemeine geistige Entwickelung zu wenig berücksichtigt werden; so namentlich in der Naturgeschichte, in der Literaturgeschichte und vor allen beim Unterricht im Deutschen, wo teils in überflüssigem grammatischen Unterricht („Satzlehre"), teils in den Aufsatzthemata die Verirrung immer noch mitunter bis ins Unglaubliche geht*). — In dem Zuge der Zeit und in den wechselnden Ansprüchen des Publikums werden stets viele Versuchungen liegen: aber „welche Wandlungen auch der Fortschritt und Wechsel der Zeit herbeiführen möge, das Bedürfniß der jungen Seele, sich am Einfachen zu nähren, bleibt allezeit dasselbe." Ebenso ist aber auch die von manchen Seiten erhobene Forderung zurückzuweisen, das Mädchenschulwesen der strafferen Regelung des Staates einzuordnen: in der Töchtererziehung muß den Eltern nach wie vor volle Freiheit gelassen werden, wennschon es wünschenswerth bleibt, daß „in jeder Provinz wenigstens Eine vom Staat erhaltene Erziehungsanstalt vorhanden sey, die durch ihre Einrichtung den übrigen zum Muster dienen könne, und daß für die Ausbildung von Lehrern für höhere Mädchenschulen von Staatswegen gesorgt werde." —

(Schluß folgt.)

---

*) „Zwölfjährige Mädchen sollen über den Ursprung der Tragoedie, über den Werth der Tugend, über den Reiz kindlicher Unschuld schreiben. Einer hatte solchen Kindern aus Schillers Kassandra das Thema gegeben: Nur der Irrtum ist das Leben und das Wissen ist der Tod" (S. 40). — Sehr verständig und Vertrauen erweckend lautet dagegen, was wir in dem Programm des Pensionats für Töchter gebildeter Stände im Diakonissen-Lehrhause zu Hilden bei Düsseldorf lesen: „Zum andern versprechen wir, daß wir die Töchter nicht (wie es wol vorkomt) deutsche Aufsätze werden machen lassen weder über die Leiden des jungen Werther, noch über Romeo und Julie, noch über die Eigenschaften des Feldspaths, noch über irgend ein ander Thema, das über ihr Alter und über ihren Gesichtskreis liegt und dessen Besprechung sie zu hohlen Papageien herabwürdigen würde; ferner, daß es nicht unser Ziel ist, sie mit Bröcklein von allerlei unzusammenhängenden Kenntnissen zu füllen und den werthen Hausmüttern ebenso zimperliche als eingebildete Blaustrümpfchen zurückzuschicken. Wir wollen aber suchen, ihnen wirkliche Bildung und gründliche Kenntnisse in allen nothwendigen Fächern, dazu Lust und Sinn und Schick für das häusliche Leben mitzugeben, auch Freude an Gottes schöner Natur, jugendlichen fröhlichen Muth und ein offnes Herz für alles wirklich Schöne, insbesondere für den Schönsten unter den Menschenkindern. Wir halten es demnach nicht für die Aufgabe unseres Pensionats, die Töchter in Stand zu setzen, nach ihrer Entlassung über alle Dinge mitzusprechen und abzusprechen; wir möchten nur, daß sie mit jener Prinzessin sagen könnten:

> Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen,
> Daß ich verstehen kann, wie sie es meinen . . .
> Wohin sich das Gespräch der Edlen lenkt,
> Ich folge gern, denn mir wird leicht zu folgen."

S. Kaiserswerther Volks-Kalender auf 1866, S. 121.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 25. August. № 68.

Der Eid.

II.

Wir gaben in dem vorigen Artikel einen geschichtlichen Ueberblick. Jezt wollen wir nun tiefer in das Wesen des Eides einzudringen suchen.

Der allgemeinste Begriff des Eides ist der, daß durch Anlehnen an ein Höheres, einen „Größeren" Hebr. 6, 16, eine Verstärkung der Wahrhaftigkeit gesucht wird, eine Hilfe gegen die Versuchungen zur Unwahrheit, welche durch Leichtsinn, Lüste und Leidenschaften bereitet werden.

Bei dem unvollkommen Eide wird diese Hilfe in dem Gebiete des Geschaffenen gesucht. Man stellt sich ein besonders Hohes, Ehrwürdiges, Theures vor Augen, und sucht durch die Versenkung in dasselbe das Gemüt aus der niederen und gemeinen Region, in der die Lüge ihr Wesen hat, emporzuheben. Herder bat auf seinem Todtenbette einen besuchenden Freund, ihm doch nur einen großen Gedanken, eine erhabene Idee zu geben, damit er sich über das Elend seines Zustandes und die dadurch hervorgerufenen ordinären Gedanken erheben könne. Das läßt uns einen Blick in die Entstehung dieser niederen Eide thun. Die Römer schworen bei der Majestät des Kaisers, bei dem Capitol, bei dem eignen Leben, der eignen Wolfahrt und Ehre. Die alten Christen schworen nach Tertullian (apol. 32) bei der Wolfahrt des Kaisers, während sie sich weigerten, bei dem Genius desselben zu schwören. Im Mittelalter schwor man bei den Heiligen, bei den Reliquien, bei dem Kaiser. Der Amtseid der englischen Jurys lautet: bei Ehre und Leben. Schon auf alttestamentlichem Gebiete sind diese unvollkommen Eide in dem mannigfachsten Gebrauche. Joseph schwört 1 Mos. 42, 15 bei dem Leben Pharaos, in Vergegenwärtigung dieser hohen wichtigen und ihm theuren Sache. Hanna leitet in 1 Sam. 1, 26, da sie Samuel zur Stiftshütte bringt, ihre Rede an Eli mit den Worten ein: „beim Leben deiner Sele, Herr", und weist also darauf hin, daß kein loses Geschwäz zu erwarten ist, keine Mischung von Dichtung und Wahrheit, daß die folgenden Worte für voll zu nehmen sind. Sie redet in Vergegenwärtigung eines hohen Gutes und also in feierlicher und gehobener Stimmung. Ebenso schwört Abner bei Sauls Leben, 1 Sam. 17, 55, Abigail bei dem Leben Davids, 1 Sam. 25, 26, Elisa bei dem Leben des Elias, 2 Kön. 2, 2, die Sunamitin bei dem Leben des Elisa, 2 Kön. 4, 30, der heilige Paulus bei den auserwählten Engeln, 1 Tim. 5, 21. Der Herr gedenkt der Schwüre bei Himmel und Erde, Tempel und Altar und bei dem eignen Haupte als damals gangbar. Man hat den zulezt genanten Schwur und ebenso den bei der Ehre und ähnliche dahin misverstanden, als erbiete man sich im Fall der Unwahrheit zum Verluste dieser Güter. Aber das ist gegen die Zusammenstellung in der Rede des Herrn, nach der das Haupt mit Jerusalem u. s. w. unter einen Gesichtspunkt gestellt werden muß, dann auch gegen die sich schon in der Wahl der Präpositionen zu erkennen gebende Bedeutung der Schwurformel, nach der das Genante nur als Gegenstand der lebendigen Vergegenwärtigung betrachtet werden kann. Der Verlust ist in den Schwüren bei den Creaturen zunächst nicht ins Auge gefaßt, sondern er steht nur in zweiter Linie und auch das nicht überall, sondern nur hier und da. Wer erklärt in Vergegenwärtigung eines theuren Gutes, wie seines Lebens oder seiner Ehre zu reden, verdient diese Güter zu verlieren, wenn er mutwillig und um zu trügen sich auf sie berufen hat. Unrichtig ist es auch, daß der Herr in der Bergpredigt die Eide bei den Creaturen untersagt habe. Er hat sie nicht an sich verworfen, was Angesichts des A. T. unmöglich war, sondern nur ihren leichtsinnigen Gebrauch. Unrichtig ist ebenso auch die oft wiederholte Behauptung, daß diese niederen Eide nur Surrogate für den Eid bei Gott seien, den man aus Ehrfurcht nicht zu nennen wage. Der Eid Hannas bei dem Leben Elis, der Schwur des Elisa bei dem Leben des Elias sind offenbar nicht „mittelbare Beziehungen auf den Schöpfer der Creatur", sondern die genanten Gegenstände kommen als selbständige theure Güter in Betracht. Nur nach falscher Auffassung hat man in der Bergpredigt den Gedanken gefunden, daß diese Eide eigentlich Gott angehen. Der Herr spricht nicht dies aus, sondern er sagt nur, daß die Gegenstände selbst hehr und heilig sind, weil das Siegel Gottes ihnen aufgeprägt ist. Die Unhaltbarkeit der gangbaren Auffassung tritt uns besonders bei dem lezten unter den dort genanten Gegenständen, dem eignen Haupte, entgegen. Da sieht man gar nicht ein, wie der Schwur nur eine Umgehung des Eides bei Gott sein sollte. Der leichtfertige Schwur bei dem eignen Haupte, der eignen Existenz wird verboten, weil auch diese ein ehrwürdiges ist, ein Wunder Gottes, wie daraus erhellt, daß sie sich ganz der Disposition des Menschen entzieht. Auch in den mittelalterlichen Schwüren bei den Heiligen, bei den

Reliquien kommen diese nicht als Repräsentanten Gottes in Betracht, sondern sie haben selbständige Bedeutung als theure Güter, deren Gedenken die Sele über die Nebel der Täuschereien emporhebt. Sie verdanken allerdings ihre Hoheit der Bezogenheit auf Gott, ohne die es überhaupt nichts Großes und Ehrwürdiges gibt, in dem leichtfertigen Aussprechen solcher Schwüre wird die Ehrfurcht gegen Gott verlezt, der diesen Gegenständen von seiner Hoheit mitgeteilt hat, aber der Schwur faßt nicht Gott an sich ins Auge, sondern einzig und allein den Gegenstand, an dem er sich verherlicht hat. Es ist eine feine Bemerkung Göschels, daß das Verhältnis zu einem Höheren solche unvollkomne Eide zurückdrängen könne, weil es selbst eine Feierlichkeit sei. Selbst der Ungebildete, sagt er, vermeidet zur Redensart gewordene Betheuerungen, wenn er vor dem Höheren steht; und wenn ihm ein Wort der Art dennoch entschlüpft, so bittet er um Verzeihung im dunklen Gefühl, daß schon das Verhältnis zu dem Höheren einen minder feierlichen Eid vertreten solle.

Diese Schwüre sind aber nur die Vorstufe des eigentlichen Eides. Dieser hat allein Gott zum Gegenstande. Von dem Größeren, bei dem jeder Eid geleistet wird, steigen wir in dem wahrhaftigen Eid auf zu dem Größten. „Unsere Sele schwankt unaufhörlich zwischen Wahn und Sein, zwischen Wahrheit und Dichtung und stellt diese oft vorsäzlich als volle Gewißheit hin, wenn sich das Herz mit unerlaubten Wünschen und Entwürfen beschäftigt.“ Aus diesen Banden können wir nur dann vollständig frei werden, wenn wir uns den Allerhöchsten vor Augen stellen. „Wie die Finsternis dem Lichte weicht, so entschwindet bei dem Gedanken an Gott Trug und Lüge aus einem religiösen Gemüte.“ Es komt hier aber nicht blos das in Betracht, daß unter allen erhebenden Gedanken der an Gott unbedingt der erhebendste ist. Noch viel wichtiger ist, daß unter den Gegenständen der Andacht Gott der Einzige ist, der sich der Sele mitteilen kann. Alle anderen Gegenstände bleiben in sich und treten in keine Beziehung zu unserem Gemüte, außer insoweit sich dasselbe zu ihnen erhebt. Gott allein tritt aus sich heraus und teilt dem nach Wahrheit verlangenden Gemüte aus seinem Schatze mit, erhebt es kräftig in die Region der Wahrheit. Ist der Satan der Vater der Lüge, so ist Gott der Vater der Wahrheit. Diese ergießt sich aus ihm in die Sele des nach Wahrheit verlangenden Menschen. Wer sich in ihn versenkt, der wird ebendamit wenigstens momentan von der angebornen Neigung zur Lüge frei. Nicht umsonst wird im A. T. von einem Schwören in Gott geredet. Der Mensch tritt im Schwur aus seiner Sphäre heraus und in die Sphäre Gottes hinein.

Jephta, heißt es in Richt. 11, 11, redete alle seine Worte vor dem Herrn zu Mizpa. Da wird erklärt, was es heißt, schwören. Im Gebete sprechen wir zu Gott, im Eide vor Gott, wir treten mit einer Aussage oder Zusage (das Vorhandensein einer solchen ist für den Eid wesentlich) vor ihn hin und lassen sie mit seinem Lichte beleuchten, um Sicherheit gegen uns selbst zu erlangen und Glauben bei Anderen zu finden.

Als Gestus des Schwures erscheint in 5 Mos. 32, 40 das Erheben der Hand zum Himmel, zu dem der lebt in Ewigkeit. Das Erheben der Hand ist der körperliche Ausdruck der Erhebung des Herzens. Dieses verläßt im Schwure die Erde, den Dunstkreis der Lüste, Leidenschaften und Illusionen, und schwingt sich auf zu dem der ewig lebet und unseres Lebens Grund ist. Das ist die von Gott selbst gestiftete Bedingung der Erlösung von der Unglaubwürdigkeit.

Der alttestamentliche Ausdruck für Schwören bedeutet eigentlich „gesiebnet werden.“ Die Sieben ist die Signatur des Geweihten. Gesiebnet werden heißt aus dem Gebiete des Profanen in das des Heiligen versezt werden. Nur wenn diese Versetzung erfolgt, hat das: ein Wort ein Mann, Bedeutung. Bis dahin ist es völlig trügerisch. Ohne Gott ist vielmehr das Wort nichts werth, weil der Mann nichts werth ist. Adam geht schon gleich nach dem Fall mit Lügen um. Alle Menschen sind Lügner.

Wie eng der Eid mit der Siebenzahl verkettet ist, das ersehen wir aus der Erzählung 1 Mos. 21, 22 f. Abimelech, der König der Philister, verlangt, daß Abraham, dem, wie er erkent, eine große Zukunft bevorsteht, ihm und seinem Geschlechte Treue schwören soll. Abraham erklärt sich dazu bereit. Eines wörtlichen Schwures wird gar nicht gedacht. Der Schwur Abrahams wird dadurch vollzogen, daß Abraham dem Abimelech sieben Schafe und Rinder übergibt. Abimelech beschwört durch die Annahme einer andern Siebenzahl von Thieren seinerseits die von Abraham gestellte Bedingung des Eidschwures, das Aufgeben der Ansprüche an einen Brunnen. Der Ort erhielt von dieser Thatsache den Namen Siebenbrunnen, was für gleichbedeutend erklärt wird mit Eidesbrunnen.

Aus dem, was wir über das Wesen des Eides bemerkt haben, ergibt sich von selbst, daß der Eid ein Gottesdienst ist. Als solcher erscheint er ausdrücklich in 5 Mos. 6, 13: „Du sollst den Herrn deinen Gott fürchten und ihm dienen und bei seinem Namen schwören.“ Dann tritt uns die Eigenschaft als Cultus deutlich entgegen bei dem ältesten menschlichen Eide, den die Geschichte kent, dem Eide Abrahams in 1 Mos. 14. Da spricht Abraham zu dem Könige von Sodom: „Ich erhebe meine Hand zu Jehova, dem höchsten Gotte, dem Besitzer des Himmels und der Erde, daß ich von allem, was dein ist, nicht einen Faden noch einen Schuhriemen nehmen will.“ Eine praktische Notwendigkeit der Eidesleistung war nicht vorhanden. Seine Freiheit von Eigennuz bewährte Abraham sofort durch die That. Der Eid Abrahams ist offenbar weit weniger wegen des Königes von Sodom gesprochen, als wegen des Priesterkönigs Melchisedek von Salem, der eben vorher den Segen über ihn gesprochen hat. Die Beziehung des Eides auf diesen Segen ist unverkenbar. Die sonst ungewöhnliche Bezeichnung Gottes als „der Höchste, der Besitzer von Himmel und Erde“ nimt Abraham aus dem Segen herüber. Durch die doppelte Cultushandlung wird die Glaubensgemeinschaft zwischen Abraham und Melchisedek von beiden Teilen feierlich anerkant und vor der Welt bezeugt. Als Cultus stellt sich der Eid auch noch in der gegenwärtigen Praxis dar. Der Schwörende erhebt die rechte Hand

und richtet die Finger empor, und die Anwesenden stehen auf und falten die Hände. Jeder, der mit offnem Herzen einen Eid geschworen hat, wird keinen Augenblick daran zweifeln, daß er gottesdienstlichen Charakter trägt. Dieser Charakter ist ein so unverwüstlicher, daß er sich auch mitten in dem Lärm der Gerichtsstube und bei dem Fehlen aller äußeren Feierlichkeit noch geltend macht.

Wenn aber auch der Eid Cultus ist, so wird man doch nicht sagen dürfen, die Kirche reiche den Eid dar und der Staat nehme ihn hin um irdischer Zwecke willen und mache ihn sich zu nütze, die Kirche komme im Eide in das Gerichtszimmer zu dem, der nicht zu ihr komt, und was hievon die notwendige Folge ist, der Eid dürfe nur auf Ansuchen der Gerichte von Geistlichen abgenommen werden. (Manche gehen sogar so weit, daß sie den Eid ausschließlich in die Kirche verlegen wollen.) Auch der Staat als solcher hat Religion, ist christlich; er bildet neben der Kirche eine selbständige Abteilung in dem Reiche Gottes; die dem eigentümlichen Gebiete des Staates angehörende Cultushandlung wird mit Recht von den Dienern desselben, in deren Bereich der Eid fällt, den Richtern, vollzogen. Grade das dient dazu, die Bedeutung des Eides zu erhöhen, daß in ihm der Staat als solcher Gott und Jesu Christo feierlich die Ehre gibt. Das ist eine Betrachtung, welche allein schon hinreicht, das christliche Gemüt mit herzlicher Liebe zu dem Eide zu erfüllen und zu verhüten, daß der Blick sich nicht einseitig auf die mannigfachen Schäden hinwende. Es ist eine große Gnade Gottes, daß Er uns noch bis auf den heutigen Tag den Eid in unserm Staatswesen erhalten hat und wahre Christen sollten die lezten sein, an diesem Pfeiler zu rütteln. Dabei behält aber doch die Kirche auf dem Gebiete des Eides eine sehr wichtige Mission. Das Gedeihen des Eides ist abhängig von dem in ihr waltenden Geiste und der Eid macht alle Perioden ihres Sinkens und ihres Aufstehens mit durch. Ihr gehört es an, die Gottesfurcht zu pflegen und die Gewissen zu erwecken und zu schärfen. Sie hat schon in der Jugend die Grundlagen der zarten Scheu von dem Eide zu legen, ihr einzuprägen, daß es eine große Sache sei, vor Gott zu stehen.

Dies Stehen und Reden vor Gott ist das eigentliche Wesen des Eides. Ein Zweites, daß Gott als Rächer über die Unwahrheit angerufen wird, fließt daraus von selbst und es ist eben deshalb nicht unbedingt notwendig, nicht zum eigentlichen Wesen des Eides gehörig, daß es ausdrücklich ausgesprochen werde. Es steht von vornherein fest: wer Gottes Namen trüglich führet, den wird er nicht ungestraft lassen. Doch ist es zum heilsamen Schrecken für die Gemüter allerdings recht gut, wenn diese notwendige Folge auch ausdrücklich ausgesprochen wird. Das ist auch von jeher erkant worden. In dem classischen Altertum wurden die feierlichsten Eide gewöhnlich mit ausdrücklicher Berufung auf die unfehlbare Vergeltung der Gottheit ausgesprochen: tu Jupiter perjurum ferito ut ego hunc porcum, Livius 1, 24. Auch die heilige Schrift nimt das Moment der Vergegenwärtigung der Strafe mit in den Eid auf. Nach 4 Mos. 5, 11—33 soll, wenn ein Weib des Ehebruches dringend verdächtig ist, der Priester ihr einen feierlichen Eid vorsagen, den sie durch Amen Amen auf sich nehmen muß. Darin heißt es u. A.: „Der Herr lasse deine Hüfte schwinden und deinen Leib vertrocknen". Und es wird gesagt, daß dieser Fluch sicher eintreffen werde, was nach dem Stile der Schrift, den freilich ungeübte Ausleger wenig verstehen, auf die Substanz des Fluches zu beziehen ist, nicht auf die einzelne des Nachdruckes wegen aus der Zahl der mannigfachen Erscheinungsformen des Fluches hervorgehobne specielle Form. Die Uebernahme der Strafe tritt uns auch in Jos. 22, 22 entgegen: „Gott der Allerhöchste der Herr weiß es und soll es wissen; wenn wir abgefallen sind und untreu waren gegen den Herrn, so helfe der Herr uns nicht an diesem Tage", und ebenso in Richt. 11, 10: „Der Herr sei Hörer zwischen uns, wo wir nicht thun, wie du gesagt hast." Auch in der jezt unter uns gangbaren Eidesform: „so war mir Gott helfe durch Jesum Christum zur Seligkeit" ist dies Moment enthalten. Zunächst bedeutet diese Formel allerdings: so gewis ich meine Seligkeit wünsche, und die Strafe des Verlustes derselben nicht übernehmen kann und will, so gewis sage ich die Wahrheit, und der Verlust der Seligkeit erscheint zunächst wie Göschel sagt „als eine Folge, die der Schwörende flieht, nicht übernimt", aber im Hintergrunde steht doch, daß den Schwörenden diese Folge treffen wird, wenn er wissentlich falsch schwört oder das Beschworne nicht hält, und es wird nicht mit Göschel als eine „Verdrehung des Eides" bezeichnet werden können, wenn gesagt wird, daß er eine eventuelle Verzichtleistung auf die Heilanstalt der Erlösung für den Meineidigen enthalte. Moderne Weichmütigkeit stößt sich an diesem schroffen Ernste des Eides, sie findet darin einen „eigenwilligen Vorgriff", „einen frevelhaften Eingriff in die Rechte der Vorsehung, welche sich die Austeilung der Uebel und Leiden des Lebens allein vorbehalten hat"; sie sagt „daß der Schwörende Gott gegenüber auf irgend eine göttliche Gnade verzichte für den Fall des falschen Eides ist durchaus unstatthaft und irreligiös. Dies wird insbesondere Matth. 5, 36 vom Erlöser entschieden hervorgehoben." Aber das ist eitel Misverstand. Der Schwörende ruft nicht auf eigne Hand die göttliche Strafe über sich herbei, sondern es wird ihm von der Obrigkeit vorgeschrieben, daß er dies thun soll und die Obrigkeit folgt darin nicht eignem Ermessen, sondern dem untrüglichen Worte Gottes, welches ausspricht, daß Gott den nicht ungestraft lassen wird, der seinen Namen trüglich führet. Zur Rechtfertigung der gangbaren Eidesformel muß selbst der Rationalist Meister in der Schrift über den Eid bemerken: „Wie kann mir Gott helfen? wie sein Wort? wie kann mir geholfen werden, wenn ich bis zur höchsten Verschlossenheit für alles Sittlich-Gute, bis zur gänzlichen Abstumpfung des inneren Sinnes gegen alle sittlichen und religiösen Triebfedern meine eigne Natur verdorben habe? So erklärt, gewint die Formel eine schauderhafte innere Wahrheit. Anschaulich wird in ihr dem Schwörenden der abscheuliche zerrüttete Standpunkt, auf den er sich im Augenblicke des Meineides selbst stellt; die furchtbare Strafe, die er in der Verwirk-

lichung des Meineides an sich selbst vollzieht, der Abgrund von Unsittlichkeit, in dem er als Meineidiger sich verliert." So Meister. Und in der That, welche Strafe könte zu groß sein für den, welcher den allein Wahrhaftigen in das Gebiet der Lüge hinabzieht, den Namen groß und furchtbar entheiligt indem er ihn zum Deckel der Bosheit macht, im Interesse seiner niedrigen Leidenschaft die Fundamente der menschlichen Gesellschaft zerrüttet. Freilich, von einer endgültigen Verzichtung auf die ewige Seligkeit kann nicht die Rede sein. Es gibt nach der Lehre der Schrift nur eine Sünde, die nicht vergeben werden kann, die gegen den heiligen Geist. Durch wahrhaftige Buße kann die Verzichtleistung unkräftig gemacht werden. Aber auf daß es zu solcher komme, ist es durchaus notwendig, daß die Größe des Vergehens, die Schwere der es begleitenden Strafe klar vor Augen gestellt werde, und wer daran mäkelt und davon abthut, ist nicht der Freund, sondern der Feind des leichtsinnig Schwörenden, ein Feind zugleich der menschlichen Gesellschaft, zu deren notwendigen Grundlagen der Schauder vor dem Meineide gehört.

Wie hoch der Eid zu halten ist, das erhellt auch daraus, daß Gott selbst in seinem Worte sich so oft herabläßt zu schwören. Man hat vielfach gemeint, der menschliche Eid sei ein Abbild des göttlichen. Aber die Sache verhält sich grade umgekehrt: der menschliche Eid ist die Voraussetzung des göttlichen. Dies erhellt schon aus dem Begriffe des Eides selbst. Nur aus dem menschlichen Eide läßt sich das Verständnis des göttlichen gewinnen. Der Eid fällt an sich nicht in die göttliche Sphäre. Alle Worte Gottes stehen, so gewis als Er die persönliche Wahrheit ist, dem Eide gleich. Bei der Verheißung Gottes, daß keine Sündflut wiederkehren werde in 1. Mos. 9 wird keines Schwures gedacht. Dennoch sagt Gott bei Jesaias in C. 54, 9: „ich habe geschworen, daß die Wasser Noas nicht wieder über die Erde gehen werden." Gott kann eigentlich nicht schwören, weil er keinen größeren hat bei dem er schwöre, und ein solcher Größerer ist zum Wesen des Eides erforderlich. Nachdem einmal der menschliche Eid ins Leben getreten war, bot sich freilich eine Seite dar, nach welcher der Eid auch auf das göttliche Gebiet übertragen werden konte. Der Mensch trägt die ihm einwohnende Unzuverlässigkeit auch auf Gott über, er zweifelt, ob es Gott wol in seinem Worte so ernst meine. Im Gegensatze gegen diesen Wahn erklärt Gott in der Form des Schwures, daß er als Gott rede. Schon Philo in der Schrift vom Opfer Abels und Kains führt aus, Gott schwöre nur um der menschlichen Schwachheit willen, nach der wir nicht stets vor Augen haben, daß Gott nicht sei wie der Mensch. Der menschliche Eid muß der ursprüngliche sein, weil nur er in dem menschlichen Wesen seinen Grund hat, während der göttliche Eid nur aus Accomodation an die Vorstellungen der Menschen hervorgeht und gar nicht recht verständlich sein würde, wenn er nicht in dem menschlichen Eide seine Deutung fände, während der menschliche Eid von vorn herein durchsichtig ist. Daß der menschliche Eid die Grundlage des göttlichen ist, wird auch in Hebr. 6 so gut wie ausdrücklich gesagt. Nachdem dort von dem menschlichen Eide geredet worden, heißt es: „deshalb", unter solchen Umständen, da der Eid einmal unter Menschen als sichere Bekräftigung einer Aussage dient, habe auch Gott geschworen. Der dort von Gott gebrauchte Ausdruck „Gott habe durch einen Eid vermittelt", sei mit einem Eide als Mittelsperson aufgetreten, führt auch auf den menschlichen Ursprung des Eides hin. Denn er ist offenbar von menschlichen Verhältnissen entnommen, in denen beim Eide Gott als Mittelsperson zwischen zweien auftritt, auf die der Eine sich beruft, der Andere sich verläßt. Der Ausdruck ist entlehnt aus 2 Mos. 22, 10: „der Eid Gottes soll sein zwischen ihnen Beiden": da erscheint im Eide Gott als die Mittelsperson, welche dem Streite der beiden Parteien ein Ende macht.

Gott schwört teils bei sich, teils bei derjenigen Eigenschaft, welche in der grade vorliegenden Sache besonders in Betracht komt und auf die er das Herz derjenigen, welchen der Schwur geleistet wird, besonders hinlenken will, z. B. bei seinem mächtigen Arm, bei seiner Heiligkeit, bei seinem Leben; in Am. 8, 7 bei der Herlichkeit Jakobs, den herlichen Thaten, durch die er sich unter seinem Volke kund gegeben, namentlich bei der Erlösung aus Aegypten. Das war die Seite seines Wesens, welche dem Worte: „ich werde nimmer vergessen aller ihrer Werke" furchtbare Bedeutung verlieh. Gott schwört nicht blos bei Drohungen, sondern auch bei Verheissungen. Der Mensch ist schwergläubig auch im Verhältnis zum Trost. Der Eid leistet auch da den Dienst eines festen Ankers für das von dem Winde des Zweifels bedrohte Schifflein der Sele.

Wir haben jezt noch die Einwendungen gegen den Eid ins Auge zu fassen.

Man findet es ungereimt, das ein Mensch, der ohne Eid nicht glaubwürdig ist, es durch den Eid werden soll, den doch er selbst und kein Anderer leistet. Aber der Andere ist in der That vorhanden. Der Eid ist nur dann ungereimt, wenn man den lebendigen Gott nicht kent, der hier ins Mittel tritt, Christum nicht kent, der seine Verheißung, daß er, wo zwei oder drei versammelt sind in seinem Namen, mitten unter ihnen sein will, auch beim Eide nicht unerfüllt lassen wird.

Der Eid, sagt man ferner, beruht auf der Voraussetzung der Religiosität der Schwörenden. Wie aber, wenn diese Voraussetzung nicht zutrifft? Da thatsächlich ein großer Teil des Volkes unfromm ist und der Unglaube weit um sich gegriffen hat, so ist der auf einer nicht mehr vorhandenen Basis ruhende Eid durchaus haltlos geworden. Allein die eigentliche Grundlage des Eides ist der lebendige Gott selbst, nicht die Stellung, die das Subject zu ihm einnimt, oder einzunehmen wähnt. So gewiß als Gott ist, muß er sich auch dem Gemüte bezeugen. Es gibt in Wahrheit keine Atheisten. Damit fällt der Schluß des alten ehrlichen Büchner zusammen: „Gibt sich der Mensch für eine so elende und dumme Creatur, ich will sagen einen Atheisten

aus, so kann er auch den wahren Gott nicht zum Zeugen und Richter aufrufen." Die elende und dumme Creatur gibt sich eben nur für einen Atheisten aus. Müssen auch die Teufel wider Willen glauben daß Gott ist und zittern, so wird sich noch weniger der Mensch diesem Glauben entziehen können. Aller Unglaube ist nur Versuch. Allerdings kann der Mensch sich gegen die in ihm sich bezeugende Macht freventlich verschließen und so den nächsten Zweck des Eides vereiteln. Aber der Eid soll ja doch auch nur da angewandt werden, wo keine anderen Entscheidungsmittel vorhanden sind. Der Meineid ferner ist doch unendlich seltner als die Lüge. Selbst der Ungläubige, sagt Göschel, erschrickt vor Gottes Gericht, an das er nicht zu glauben meint, viel mehr als vor seinem toleranten Gewissen, an das er glaubt, und wie er auch gegen die Lehre der Erlösung ankämpfe, er wird doch nicht so leicht auf die göttliche Hilfe ausdrücklich Verzicht leisten wollen. Denn das Dasein Gottes ist von der subjectiven Ueberzeugung so unabhängig, daß es selbst den, den es nicht überzeugt, schreckt, weil es trotz aller seiner Zweifel wirklich da ist." Auch da aber, wo der nächste Zweck des Eides vereitelt wird, bleibt doch der Eid nicht ohne Wirkung. Er dient zum Gerichte über den, der ihn leichsinnig geschworen hat, und Gott komt an ihm in der Strafe zu seinem Rechte, der es freiwillig ihm nicht gewähren wollte. Der Meineid brent wie Feuer in seinen Gebeinen, und auch in dem äußeren Ergehen des Meineidigen werden die Spuren des rächenden Gottes vielfach offenbar, so daß alle Welt sich fürchtet und spricht: „ja, Gott richtet auf Erden." Der Einwand reicht bei weitem nicht hin die Abschaffung des Eides zu motiviren, er weist nur darauf hin, daß die Kirche auch auf diesem Gebiete ihre Stimme laut machen muß wie die Posaune, daß auch die Richter in ihren Busen greifen und untersuchen müssen, ob sie nicht durch den Mangel heiligen Ernstes in dieser hohen Sache eine Mitschuld auf sich genommen haben, daß man die unnötigen Eide beseitigen, die nöthigen Eide in feierlicher Weise abnehmen, überall wo Gefahr des Meineides droht, die Kirche zur Schärfung der Gewissen zu Hilfe nehmen muß.

Einen Einwand gegen den Eid entnimt man noch aus dem Widerspruche zwischen dem Eid als Mittel und seinem nächsten Gegenstande als Zweck. „Wer kann in seiner Sünde den Anblick des Herrn in seiner Heiligkeit ertragen? Dies unheimliche Grauen wird im Eide noch verstärkt, weil es der Schwörende selbst provocirt, und zwar zunächst nicht um ewiger Güter willen zu seiner Heiligung und Bewahrung, sondern um irdische Angelegenheiten damit zu befestigen, vergängliche Güter damit zu erwerben." Allein es handelt sich im Eide in Wahrheit nicht um diese, es handelt sich um Recht und Gerechtigkeit auf Erden. Und dann ist Gott zwar schrecklich denen, die seinen Namen betrüglich aussprechen, aber er ist auch freundlich denen, die ihn zum Schutze der Wahrheit anrufen, und der Eid an sich ist ein gottgefälliges Werk, so gewis als in ihm Gott die Ehre gegeben wird. Man hat also keinen Grund ihn ängstlich zu fliehen, man soll sich ihm vielmehr freudig unterwerfen. Es gibt eine Scheu vor ihm, die mehr heidnisch als christlich ist. Wer im innigen Gebetszusammenhang mit Gott steht, bei dem wird diese Scheu sich ganz verlieren, vorausgesezt, daß es sich um eine Sache handelt, bei der die Wahrheit leicht und mit Sicherheit zu erkennen ist.

Der Einwand aber gegen den Eid, der in der Christenheit am meisten Anklang gewonnen hat, ist aus der Bergpredigt entnommen. Diesen wollen wir in einem besondern Artikel behandeln.

Wie hat sich der Geistliche gegenüber seinem Ordinations-Gelübde zu verhalten?

(Schluß.)

Von diesem Spruche gibt es eine Auslegung für uns Pastoren, wie es nach Luthers Auslegung von: „Also hat Gott die Welt geliebt" in der Hauspostille vielleicht keine gibt von einem anderen Spruch der heil. Schrift, in der bekanten kleinen Pastoraltheologie des großen Richard Baxter: „Der evangelische Geistliche." Ein englischer Herausgeber hat von dieser Schrift gesagt: „Würde sie von einem heiligen Engel, oder von einem anderen sündlichen Wesen gelesen, auch ein solches würde gewis die Sprache des Verfassers für unwiderstehlich erklären, und hart muß das Herz eines Geistlichen sein, der sie lesen kann, ohne gerührt, erschüttert, überwältigt zu werden." Da ich nun nicht von fern im Stande bin, so darüber zu reden, so hört, lieben Brüder, noch ein paar Worte, welche unser Bruder Baxter über unser viertes Ordinationsgelübde uns ins Gewissen ruft. „Habt Acht auf Euch selbst, damit nicht Euer Beispiel Eurer Lehre widerspreche, und Ihr den Blinden Steine des Anstoßes in den Weg leget, über welche sie sich zu Tode fallen, damit Ihr nicht mit Eurem Wandel widerrufet, was Ihr mit Eurer Zunge behauptet. — Ein stolzes, herrisches Wort, Ein nutzloser Zank, Eine Handlung des Geizes kann vielen Predigten den Todesstoß geben. — Es ist ein grober Irrtum mancher Geistlichen, daß sie zwischen ihrem Predigen und Leben ein so großes Misverhältnis bestehen lassen, indem sie aufs fleißigste studiren, um gut zu predigen, wenig aber, oder gar nicht, um gut zu leben. Die ganze Woche scheint ihnen kurz genug, um zu studiren, wie sie zwei Stunden sprechen, aber eine Stunde scheint ihnen zu lang, um zu studiren, wie sie die ganze Woche leben wollen." — Lasset mich Euch bitten, Brüder, ebenso gut zu handeln, als zu reden. Wollet Ihr von euren Pfarrkindern verlangen, daß sie für ihre Selen größere Sorge tragen, als Ihr für die Eurigen? Wollet Ihr, daß sie ihre Zeit auskaufen, so ver-

tändelt nicht Ihr die Eurige! Wollt Ihr, daß sie nicht mit eitlen Dingen sich unterhalten, so sehet zu, daß Ihr selbst erbauliche Dinge redet! Haltet Eure eigene Familie in guter Ordnung, wenn ihr Solches von ihnen verlangt! Seid nicht hochfahrend und herrisch, wenn Ihr von ihnen Demut fordert. Habt Acht auf Euch selbst, weil Ihr größeren Versuchungen ausgesezt seid, als andere Christen. Wolltet Ihr die Anführer gegen den Fürsten der Finsternis machen, so wird er so viel gegen Euch versuchen, als Gott ihm nur zuläßt. O welch einen Triumph wird er feiern, wenn er einen Geistlichen untreu machen, wenn er Einen zu Geiz oder ärgerlichem Lebenswandel verführen kann! er wird der Kirche gegenüber frohlocken und sagen: Das sind eure heiligen Prediger, ihr sehet, was es mit ihrer Strenge ist! Er wird Jesu Christo selbst gegenüber frohlocken und sagen: das sind deine Kämpen, ich kann deine Hauptdiener zum Verrathe an dir bringen! — Habt Acht auf Euch selbst, weil viele Augen auf Euch gerichtet sind, ihr könnet keinen Fehltritt thun, ohne daß die Welt davon widerhalle, Sonnenfinsternisse am hellen Tage gehen selten unbemerkt vorüber. — Habt Acht auf Euch selbst, denn Eure Sünden sind gehässiger und unentschuldbarer, als die anderer Leute, an Euren Sünden ist mehr Heuchelei, an Euren ist mehr Untreue. — Habt Acht auf Euch selbst, denn die Ehre Eures Herrn und Meisters liegt mehr an Euch. O Brüder! könten Eure Herzen es ertragen, zu sehen, wie die Leute den Unrath Eurer Sünden dem heiligen Gotte, dem Evangelio und allen denen, welche den Herrn fürchten, ins Angesicht werfen? Habt darum Acht auf jedes Wort, das Ihr redet, und auf jeden Schritt, den Ihr thut, denn Ihr traget die Lade des Herrn. — Habt Acht auf Euch selbst, denn der Erfolg aller Eurer Bemühungen hängt größtenteils davon ab. Ihr könnet Eure Stimme lange gegen die Sünde erheben, ehe die Leute glauben, daß sie wirklich etwas so Schlimmes sei, als Ihr saget, wenn sie sehen, daß derselbe, der sie tadelt, ihr zugethan ist. Eher versucht Ihr sie zu denken, daß etwas besonderes Gutes in der Sünde sei, wenn Ihr sie schmähet, wie Schlemmer es bei einem Lieblingsgericht machen, um es für sich allein zu bekommen. So lange die Menschen ebenso gut *Augen* als Ohren haben, werden sie denken, sie *sehen* Eure Meinung ebenso gut, als sie dieselbe hören, und sie sind geneigter, ihrem Gesicht zu glauben, als ihrem Gehör, da jenes der vollkomnere Sinn ist." — So Richard Baxter. — Vor beinah dreißig Jahren gab ein gläubiger Geistlicher einem Candidaten Baxters Schrift zu lesen; als der Candidat sie wieder zurückgab, fragte er ihn: „Nun bleiben Sie dabei, wollen Sie doch noch ein Pastor werden?" Wir, die wir schon lange Pastoren sind, möchten uns beinah fragen: Soll ich, kann ich ein Pastor *bleiben*? Aber ich will das Wort nicht wiedernehmen und kann es nicht, nur der Herr selbst kann jezt nach diesem seinem eifrigen, klugen Knechte noch zu uns reden. Erhebet Euch, lieben Brüder, aus Seinem Worte das lezte Stück des 116. Psalms zu beten.

August Graf von Platen.

Es ist nicht zu leugnen, daß in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts auf dem Gebiete der deutschen Poesie eine große Vernachlässigung der Form und viel Abgeschmacktheiten und Verkehrtheiten eingerissen waren durch die romantische Schule. Dieser Verwilderung ist wol Niemand energischer und zugleich auch wirksamer entgegengetreten als Platen, welcher der Formlosigkeit die strengste „römische Zucht" entgegensezte und mit der schärfsten Satire alle Verkehrtheiten seiner Zeitgenossen geißelte.

August Graf von Platen-Hallermünde wurde am 24. Oct. 1796 zu Ansbach, das damals noch zu Preußen gehörte, geboren und war der Sohn eines preuß. Oberforstmeisters. Anfangs widmete er sich dem militärischen Stande, doch nicht aus eigner Wahl, sondern von seinen Eltern dazu bestimt, besuchte die Kriegsschule zu München und machte 1815 als bairischer Offizier den lezten Feldzug gegen Napoleon mit. Im J. 1818 besuchte er, jedoch immer noch dem militärischen Stande angehörig, die Universität Würzburg, da ihn die Einförmigkeit des Soldatenlebens nicht befriedigte, und es ihn immer und immer wieder zu ernsteren Studien hinzog. Ein Jahr später ging er nach Erlangen, wo er sich besonders an *Schelling* anschloß. Hier verweilte er 7 Jahre und beschäftigte sich neben der Philosophie viel mit philologischen Studien, insonderheit auch mit dem Studium orientalischer Poesie und Sprache. Vom Herbst des J. 1826 an hat er mit nur wenigen Unterbrechungen bis zum Ende seines Lebens in Italien gelebt, in Venedig, Rom, Florenz, Neapel ꝛc.; eine Aufforderung des damaligen Kronprinzen von Preußen Friedrich Wilhelm, nach Deutschland zurückzukehren und in Berlin, gegen ein nicht unbedeutendes Honorar, eine kritische Zeitschrift für die Bühne herauszugeben, wies er zurück. Er starb zu Syracus am 5. Dec. 1835.

Platen als *Dichter* tritt uns mit großer Vielseitigkeit entgegen; er ist Lyriker, Romanzen- und Balladendichter, Epiker, Dramatiker, Satiriker, Kritiker. Unter seinen Gedichten findet sich nun viel Schönes, das sich nicht blos durch ächtpoetische Form, sondern auch durch wahrhaft poetischen Geist und durch Reichtum an großen Gedanken auszeichnet. Wir erwähnen beispielsweise „der Mädchen Friedenslieder", ein Gedicht, in welchem in der einfachsten, aber zugleich auch ergreifendsten Weise der Liebe Glück und Weh geschildert wird, oder das Gedicht ähnlichen Inhalts: „Mädchens Nachruf"; wir verweisen auf die liebliche Idylle: „Das Fischermädchen von Burano"; wir erinnern an die bekanten Gedichte: „Das Grab im Busento" und „Klagelied Kaiser Ottos III." Das alles sind Perlen nicht blos der Platenschen, sondern der deutschen Poesie überhaupt. Platens *dramatischen* Dichtungen wohnt nur insofern eine Bedeutung bei, als sie bekunden, daß der Dichter ein entschieden dramatisches Talent besaß; troz alledem aber hat keines seiner Dramen auf der Bühne sich eingebürgert, weil sie zu viel den Charakter bloßer Studien an sich tragen. Die bedeutendsten unter seinen dramatischen Dichtungen sind die satirischen: „der romantische Oedipus" und „die

verhängnisvolle Gabel", in welchen er die Romantiker und die Dichter der Schicksalstragödien geißelt. Alle seine Dichtungen aber zeichnen sich in gleicher Weise durch die Vollendung und die Reinheit der Form aus — ein Vorzug, den auch Jakob Grimm den Dichtungen Platens zuerkent. Und dies gilt sowol von den lyrischen als auch von den dramatischen und epischen Dichtungen, sowol von den Oden und Hymnen als auch von den Gedichten in morgenländischen Formen, z. B. von seinen schönen Gaselen. Er ist ein Meister in der Form und übt eine große Herschaft über die Sprache aus: er spielt auf ihr wie auf einer Harfe. Was aber der größte Vorzug an Platens Dichtungen ist, das, meinen wir, ist auch ihr größter Fehler. Wir wollen damit durchaus nicht sagen, daß bei Platen der Inhalt in der Form untergehe, und daß seine Dichtungen gedankenleer seien; wir haben ihnen ja oben schon den gegenteiligen Vorzug zugesprochen. Aber man merkt es vielen seiner Gedichte an, daß das Interesse an der Form zu sehr vorwiegt, sie erscheinen zu gekünstelt, zu absichtlich und leiden oft an einer auffallenden Kälte — sie sind glatt, aber auch kalt wie Marmor. Als einen großen Mangel an vielen seiner Gedichte, insonderheit derjenigen, die er in fremden, ausländischen Formen und Versmaßen gedichtet hat, müssen wir aber auch das noch bezeichnen, daß der Geist, der sie durchweht, zu wenig deutsch, zu wenig aus dem deutschen Lieben und Leben herausgeboren ist. Und darin hat es wol auch seinen Grund, daß, gleichwie von Platens dramatischen Dichtungen keine auf der Bühne heimisch geworden, so auch von seinen Liedern, soviel uns bewußt, keines in das Volk gedrungen ist und vom Volke gesungen wird. Wie sehr aber Platen in der Form und in dem Streben nach Vollendung der Form gefangen war, das erkent man wol am besten aus dem ganz befangenen und verkehrten Urteil, das der Dichter selbst über sein episches Gedicht: „die Abassiden" gefällt hat. Dieses Gedicht, das in Italien entstanden ist, hält nämlich Platen für sein bestes Werk und sagt selbst davon:

„Ich habe euch dies neue Lied gesponnen,
Das weder Zeit mir, noch Kritik verheere;
Es ist, wofern mir unter wärmern Sonnen
Gereift ein Lorbeer, seine reifste Beere!"

Was ist aber dieses Gedicht? Verschiedene Märchen aus „Tausend und Einer Nacht" sind zu einem Ganzen an einander gereiht; es ist ein müßiges Phantasiespiel, das während des Lesens ergötzen und unterhalten kann, aber darnach nichts zurückläßt, weil es gänzlich ohne große Gedanken und ohne tiefe Wahrheiten ist, die das Herz rühren und ergreifen können. Aber es ist ganz formgerecht und streng nach den Regeln der epischen Dichtkunst ausgearbeitet, die Lessing in seinem „Laokoon" gibt, darum hielt es Platen für sein bestes Werk — ein Irrtum, aus dem man deutlich erkent, wie viel Werth der Dichter auf die Form legte. —

Wie tritt nun der Dichter Platen, den wir jezt in kurzen Umrissen zu zeichnen suchten, als Mensch und als Christ uns entgegen? Wer Platens Dichtungen aufmerksam liest, der wird gewiß zunächst unangenehm berührt werden durch das starke Selbstbewußtsein des Dichters. Dies tritt z. B. hervor in dem Urteile, das Platen in einem Briefe an einen Freund gefällt hat über sein Drama: „die Liga von Cambrai", eine Dichtung, die zu seinen schwächsten Producten gehört, die aber der Dichter selbst nicht genug rühmen kann; und dies zeigt sich auch, wenn er an einer andern Stelle das deutsche Publikum schilt, daß es seinen Lustspielen zu wenig Beifall gezollt; oder wenn er an einem dritten Orte sagt:

„Bleiben wird, Jahre hindurch, meines Lieds
Echo, bis auch dieses entschwebt!

Am stärksten tritt aber des Dichters Selbstgefühl hervor in dem Gedichte: „Meine Grabschrift"; denn da sagt er:

„Ich habe neue Bahnen aufgeschlossen;
In Reim und Rhythmus meinen Geist ergossen,
Die dauernd sind, wofern ich recht erwäge.
Gesänge formt' ich aus verschiednen Stoffen,
Lustspiele sind und Märchen mir gelungen
In einem Styl, den keiner übertroffen ꝛc."

Horaz hat nur an einer Stelle gesagt: exegi monumentum aere perennius! Von Platen aber lassen sich, wie wir gezeigt, viel solcher Stellen aufführen. Platen hatte unbedingt den Dichterlorbeer verdient und durfte seines Ruhmes sich wol freuen; aber wenn ein Dichter immer und immer wieder seine Verse und sein Schaffen rühmt, wird man versucht, dies zulezt in das Capitel der Eitelkeit und des Hochmutes zu versetzen.

Aus dem starken Selbstgefühl, das Platen von seiner dichterischen Begabung und dem Werte seiner Poesien hatte, erklärt sich auch die Art und Weise, in welcher er den Kampf gegen die poetischen Abgeschmacktheiten und Verkehrtheiten seiner Zeit geführt hat. Er hielt sich für berufen, „die Krämer und Wechsler aus dem Tempel der Poesie auszutreiben", und er hat auch seine Geißel scharf gegen sie geschwungen. Und gewiß werden Niemandem die Schläge zu hart erscheinen, die er dem „Schmierer" Kotzebue erteilt; aber die maßlos heftige Weise, in welcher er den Kampf gegen Immermann führt, wird kein unbefangener und gerechter Beurteiler billigen können. Der „romantische Oedipus" ist es, in welchem er seine Angriffe gegen Immermann gerichtet hat und worin er nach seinen eignen Worten „dem ganzen Lumpengesindel die Centnerlast seiner Ueberlegenheit fühlbar machen wollte." Dort sagt er von Immermann:

„Gesalbt zum Stellvertreter hab' ich dich
Der ganzen tollen Dichterlingsgenossenschaft,
Die auf dem Hackbret Fieberträume phantasirt
Und unsre deutsche Heldensprache ganz entweiht!"

Nun ist es wol wahr, daß Immermann in der Form seiner Verse sich oft sehr gehen ließ, sie „wie Holperpflöcke pflanzte" nach dem Ausdrucke seines Gegners. Aber daß Immermann des poetischen Genius, wie Platen es gern darstellen möchte, gänzlich baar und ledig gewesen ist, das müssen wir entschieden läugnen; denn das Gegenteil hat er durch seinen „Merlin" und seinen „Münchhausen" bewiesen. Das erste von diesen Werken, „der

Merlin", ist noch während Platens Lebzeiten, 1832, erschienen, und wenn Platen dem Verfasser dieser Dichtung zuruft:

„An deiner Rechten haue dir den Daumen ab
Mitsamt dem Fingerpaare, das die Feder führt:
An Geist ein Krüppel, werde bald es körperlich!"

so möchten wir das nicht blos für eine poetische, sondern für eine wirkliche Sünde erklären.

Aber diese Sünde hat sich an Platen selbst gerächt. Denn in dem Kampfe gegen Immermann hat er sein unläugbar großes dramatisches Talent misbraucht zu maßlos giftiger Satire und dadurch — untergraben und ruinirt, so daß er nachher zu wahrhaft großen und edlen dramatischen Productionen unfähig war. In diesem Sinne hat sich auch Goethe über Platens Kampf gegen Immermann geäußert und gesagt: „daß grade Platen der Mann war, um die beste deutsche Tragödie zu schreiben; allein, nachdem er in seinem romantischen Oedipus die tragischen Motive parodistisch gebraucht habe, wie wolle er jezt noch in allem Ernste eine Tragödie machen!" (vgl. Eckermann über Goethe.) Womit Jemand gesündiget, damit wird er gestraft.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Aus einem Schreiben an den Herausgeber aus der Schweiz.

Ich übersende Ihnen zwei Schriften. Die eine ist das berüchtigte Buch von Langhans, durch dessen Erscheinung die Sache zur Reife gekommen und der Synode zur Behandlung gleichsam aufgezwungen worden ist.

Die zweite ist der ausführliche Bericht über die Bezirkssynode am 23. Mai, in welcher die Erklärung gegen Langhans vorbereitet, und über die Kantonssynode am 19. Juni, in welcher dieselbe angenommen und bestätigt worden ist.

In diesen Schriften möchte ich auf folgende Punkte und Stellen hinweisen, welche für die Leser der Ev. K. Z. besonders interessant sein könnten.

Das Langhans'sche Buch wäre als Irreleitungsfaden richtiger bezeichnet, denn es ist nichts anderes als eine populäre, speziell für Schullehrerzöglinge bearbeitete Einleitung in die h. Schrift, aber im Geiste von De Wette, Ewald, Baur, Schenckel u. s. w., in welcher als unumstößliche Resultate der Wissenschaft die traurigsten Ansichten über den Kanon des A. T. und N. T. ausposaunt werden z. B. die Unächtheit der Bücher Mosis, des 2ten Teiles des Jesaias, des Buches Daniel, des Evang. Johannis, die Unzuverläßigkeit der biblischen Geschichtsbücher u. s. w. (p. 56. 131. 139. 149. 150). Ferner wird in demselben die Weissagung auf Vorahnungen reduzirt, welche sich zufällig erfüllen konten (p. 80—83), die Erlösung besteht in nichts anderem als dem Einfluß des Beispiels Christi (105 u. 116), der Heiland selbst ist nur ein gottgewordener Mensch (p. 110 u. 111); seine übernatürliche Geburt und seine Himmelfahrt gehören in das Gebiet der Sage (150); von seiner Auferstehung wird so unklar gesprochen, daß man gar nicht weiß, woran man ist. Die h. Schrift ist für unseren Glauben keine Autorität mehr, nur eine Erkentnisquelle, ein Zeugnis von dem Ringen der Menschheit u. s. w. (p. 175). Uebrigens könte das Buch nicht besser charakterisirt werden, als es in der Synode durch den Mund erstens zweier gläubigen Laien geschehen ist, „die Herren Wurstemberger-Steiger und von Wattenwyl (Bericht p. 14—16. 50), dann durch einen jungen Geistlichen, H. Gerber welcher gesagt hat „er könte die Kanzel nicht mehr besteigen, wenn der Leitfaden auch nur im Geringsten Wahrheit enthielte" und sogar durch H. Prof. Theol. Immer, einen doch sehr freisinnigen Theologen, welcher von demselben bekant hat, „es sei nicht in Uebereinstimmung mit den Grundwahrheiten der christlichen Lehren, an denen man doch festhalten müsse." (Bericht p. 70.)

Aus dem Bericht über die Synoden wäre hervorzuheben: Eröffnungsrede des Präsidenten, H. Decan Ringier (einem der besten und tüchtigsten Geistlichen), dann die Vorstellung des Kirchenvorstands der Münstergemeinde an die Synode über das Langhans'sche Buch, und die vortreffliche Motivirung dieser Vorstellung durch H. Wurstemberger; die Verteidigung des Buchs durch den Bruder des Verfassers (p. 21—39).

Auf das herliche Zeugnis für die christlichen Wahrheit des 80jährigen H. Fischer, lezten Schultheißen des alten Berns, möchte ich besonders aufmerksam machen. Auch auf das Zeugnis zweier jüngerer Patrizier, der HH. von Wattenwyl und von Büren, denen man es recht anfühlte, daß sie als Laien die Gefahr der Verneinungen der Neueren Theologie vollkommen verstanden hatten, endlich auf das Zeugnis eines gläubigen Arztes Dr. Tscharner.

Lehrreich ist, wie sich die Freunde und Gönner des H. Langhans bemühten zu beweisen, daß ihre Gegner, die sog. Orthodoxen, selbst nicht die Autorität der h. Schrift festhalten, sondern dieselbe durch ihre Concessionen und Distinktionen (Wort Gottes und h. Schrift 2c.) öfters erschüttern und preisgeben (p. 23—26. 51—53 2c.), was allerdings von den meisten Vertretern der jezt so beliebten Vermittelungstheologie richtig sein möchte, und sich auch durch die Verlegenheit einiger Vertreter dieser Richtung in der Synode, besonders des H. Prof. Immer (p. 78—80) zeigte. Bemerkenswert war die mehrfach hervortretende Verwechslung der gar nicht in Frage stehenden Glaubensfreiheit mit der Lehrfreiheit, wogegen Prof. Baggesen ganz das Richtige sagte (p. 85). Zu beachten ist auch, daß mehrere der Verteidiger Langhans sich auf die Schleiermacher'sche Theologie und auf die dieselbe in Bern repräsentirende jetzige theolog. Facultät beriefen, um ihren Freund und sein Buch zu rechtfertigen (p. 38. 53), und daß eins der Mitglieder der Facultät, H. Müller, Prof. der Pastoraltheologie, sehr entschieden, ja leidenschaftlich für Langhans Partei nahm, ja sich soweit vergaß, daß er die beabsichtigte Erklärung der Synode gegen L. als einen „Akt kirchlicher Rohheit" bezeichnete! Als ein Zeichen der Zeit ist auch die Stellung beachtenswert, welche die Verteidiger des H. Langhans zur Zürcher Kirche einnehmen, da sie dieselbe und ihre skandalöse Gleichgültigkeit und Verläugnung ihres Herrn in der Vögelin'schen Angelegenheit in den Himmel erhoben und der Bernischen Kirche zur Nachahmung vorhielten, auf welche verführerische Einladung die Mehrheit der Synode jedoch, Gottlob, nicht eingegangen ist (p. 48. 65).

Von Seiten der gläubigen Partei wurde, neben den schon genanten Laien, die gute Sache am besten durch drei Geistliche verfochten, die HH. Baggesen, Anneler und v. Fellenberg, welche zeigten, daß die Synode einer solchen Erscheinung gegenüber wie das Langhans'sche Buch und der darauf gegründete Unterricht im Schullehrerseminar nicht schweigen dürfe; das Schweigen unter solchen Umständen würde ein Verrath an den Gemeinden sein und zur Auflösung der Kirche führen.

Ich bedaure nun hinzuzufügen zu müssen, daß trotz der Erklärung der Synode, die Regierung vor 10 Tagen den Herrn Langhans als Religionslehrer am Staatsseminar auf 4 Jahre bestätigt hat. Eine mehr bestimte, rücksichtslose Kriegserklärung von Seiten der Regierung gegen die Bernische Kirche und ihre rechtmäßigen Vertreter, hätte kaum gedacht werden können! Hoffentlich wird jezt die kirchliche Partei ihrerseits sich nicht einschüchtern lassen und in dem guten Kampfe ausharren. Sie wird sich wol entscheiden müssen es auch bald mit der theol. Facultät aufzunehmen, denn gerade durch die Langhansische Angelegenheit ist der böse Einfluß der herschenden theologischen Richtung sehr ans Licht gekommen. Man wird die Augen öffnen müssen. Eine Flugschrift mit dem Titel: Vorschläge über die Bildung der protest. Geistlichen in der deutschen Schweiz, eine ernste Warnung gegen Bern und Zürich, erscheint so eben. Der Verfasser wünscht vorläufig unbekant zu bleiben.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 29. August. № 69.

Ueber weiblichen Beruf und weibliche Bildung,

nach Dr. L. Wiese.

(Schluß.)

Eine entscheidende und verhängnißvolle Epoche im weiblichen Leben bildet meistens die Zeit nach der Confirmation oder dem herkömmlichen Abschluß des Schulunterrichts, also die Zeit nach dem 15., 16. Lebensjahre, wo durch die ernste und unabweisliche Frage: was nun beginnen? nicht selten der Ton einer bangen Rathlosigkeit vernehmlich hindurchklingt. Jedenfalls ist dies Lebensalter die Zeit, in welcher die Probe der bisher gewonnenen Bildung beginnen soll. Und ist es nun eine unleugbare Thatsache, daß es mit dieser Probe heutzutage oft so traurig aussieht: worin werden wir großenteils den Grund davon zu suchen haben? — Sollen wir unsere Antwort möglichst kurz und einfach zusammenfassen, so werden wir sagen müssen: es ist die, bei dem vorwiegenden Trachten nach Wissen, meist über Gebühr versäumte und vernachlässigte Bildung des Gemüts und des Willens, eines in der Wahrheit aus Gott befestigten und zur dienenden That gekräftigten Willens, an welcher, wie unsere deutsche Jugendbildung überhaupt, so insonderheit die des weiblichen Geschlechts krankt; und nur in der vollbewußten Umkehr zu einer einfachen, gesunden, nicht blos auf Wissen, sondern auf Gemüt und Willen, auf den Kern und das Ganze der Persönlichkeit gerichteten weiblichen Bildung ist — Rath. Wie sehr es aber des Rathes hier in der That bedarf, wird sich bei einer etwas näheren Betrachtung der vielfach verfehlten Resultate unserer gegenwärtigen weiblichen Bildung nicht in Abrede stellen lassen. Heben wir nur einige Hauptschattenseiten bestimter hervor.

Wie oft begegnen wir zunächst nicht dem Wahne, als sey mit dem Abschluß der Schulzeit nun auch bereits ein Abschluß der Bildung erreicht, während doch diese vermeinte fertige Bildung häufig nichts anderes ist als „allerlei Bruchstücke und Notizen ohne inneres Band und ohne daß Klarheit oder eine höhere Richtung der Seele dadurch gewonnen wäre.“ Vielmehr ist über dem äußerlichen und verfrüheten Viellernen nicht selten schon „ein gut Teil natürlicher Kraft und Anmuth, es ist gleichsam der Duft der weiblichen Seele, die köstliche Unmittelbarkeit des Empfindens verloren gegangen, um einem unweiblichen reflectirten Wesen Platz zu machen.“ Daher ist denn auch kein wirkliches Interesse an selbständiger Weiterbildung vorhanden; es schwindet wol gar das Gute, was Schule und Unterricht gegeben, weil es nicht im inneren Leben wurzelte, oder es wird (wie so oft die Gottesgabe der Musik) in den Dienst eines eitlen Scheines herabgezogen, der immer mehr die Welt wird, in der zu leben man sich gewöhnt. — Aber auch wo ein reicherer geistiger Besitz vorhanden ist und festgehalten wird, kann er doch den Mangel an Gefühls- und Willensbildung, der eigentlichen Erziehung (die auch Gouvernanten, vielleicht grade weil sie schwere „Wissensprüfungen“ zu bestehen hatten, nicht selten eine unbekante Sache ist), nicht ersetzen. Daher denn bei so vielen „dies widerstandslose Aufgehen in wechselnden Empfindungen, diese Abhängigkeit von Stimmungen, die wie bei einem Instrument mit dem Wetter, oder von Launen, die wie der Mond (luna) wechseln, von dem sie den Namen haben; im Zusammenhang mit dem allen die Reizbarkeit des Selbstgefühls, die überall Anlaß findet, sich für verletzt, zurückgesetzt zu halten und sich unglücklich zu fühlen; der Mangel an Lebensmut, wo das Herz vor jeder Wolke erbebt und in sich kein Mittel des Widerstandes findet. Oft fehlt es schon darum an aller sittlichen Kraft der Selbstbeherrschung, weil man nur sich, in nichts für andere zu leben sich gewöhnt hat.“ — Der tiefste Schaden aber offenbart sich endlich in dem Mangel einer gesunden, naturgemäß entwickelten religiösen Gemütsbildung. „Wo die religiöse Unterweisung nur den Verstand oder das Gedächtniß in Anspruch nimmt, oder im andern Extrem nur der Gefühlsseligkeit des natürlichen Menschen Nahrung gibt, kann das Herz nicht fest und in ihm das neue Leben nicht gewirkt werden, aus welchem das wahre Selbst ersteht.“ Als eine bedenkliche Nahrung solcher gefühlsseligen eingebildeten Religiosität muß auch die unserer Zeit eigene und besonders auf die weibliche Jugend berechnete Literatur frommer Novellen bezeichnet werden, die die Seele gar oft mit schwächlichen Gefühlen und unnöthigen Phantasien erfüllen und sie von einfacher gesunder Kost entwöhnen, statt das Christentum zu wirken, das Sinn und Gewissen für Pflichterfüllung schärft und sich am Leben erprobt*). Wie manche, die einst so selig in der Liebe zum HErrn

*) Dieser Gegenstand, wie überhaupt das ganze „ästhetische Christentum“ verdiente wol einmal vom christlich-pädagogischen und psychologischen Standpunkt aus eine eingehende Prüfung. Man wird auch hier nicht das Kind mit dem Bade ausschütten wollen; wir denken dabei weniger an die, zum Teil doch etwas leicht und gemütlich sich fü-

schienen, sind bei dieser kraft- und wurzellosen Religiosität, wenn sie mit einem ungläubigen Manne für das Leben verbunden waren, in kurzem ebenso glaubensleer geworden wie er! „Oder wenn in andern Verhältnissen der Idealismus der Jugend an dem unerbittlichen Realismus der Dinge erblaßt und der Reiz des Lebens versagt, wie gewöhnlich ist es da, daß das Gefühl eines leeren Daseyns wie eine trostlose Oede in die Seele einzieht und ihr alle Stärke christlicher Entsagung nimmt, daß sie in eine Resignation verfällt, deren Frucht kein Friede ist. Bei lebhaften Naturen verbirgt sich dies nicht; denn die Zeit schreibt unvermerkt den meisten Menschen auf das Angesicht den verständlichen Ausdruck ihres Habens und ihres Entbehrens, ihrer Freude und ihrer Sorge; und wie wir bisweilen in den reinen Zügen, aus denen der Friede des Herzens spricht, zu lesen glauben: Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft, — ebenso im Gegensatz auf andern die innere Friedlosigkeit und den Verdruß am Leben." —

Wie aber kann die Erziehung helfen und einen Weg einschlagen, der, an Stelle solcher Verirrungen, zu dem oben bezeichneten Ziele weiblicher Lebensbestimmung auf rechte Art führe? — Das hervorgehobene Negative weist gewissermaßen überall schon auf ein Positives hin. Zunächst und vor allem ist die Zeit der früheren Jugend nicht mit so vielem Lernen zu beschweren, einer freieren körperlichen Entwickelung mehr Raum zu geben, die geistige Ausbildung mehr in das eigentliche Frühlingsalter vorzurücken, so daß der grundlegende Schulunterricht nicht sowol auf einen Abschluß gerichtet werde, als darauf, Sinn und Interesse für freie selbstthätige *Weiterbildung* zu wecken. Sodann aber muß auch nach der Schulzeit die geistige Beschäftigung eine bestimt *geordnete* seyn, und es darf der Gedanke nicht aufkommen, die Zeit des gehorsamen Lernens habe aufgehört und die Zeit der Willkür und des Genusses nach eignem Belieben sey nun da. Ein hoher Genuß soll die geistige Thätigkeit seyn, aber nicht bloßes Amüsement, das fade Surrogat wahrer Befriedigung der Seele, das ihr auch Geschmack und Spannkraft nimmt. Nur durch Ordnung und Consequenz im Thun gewinnt die Seele ein festes Gefüge, wird die Unruhe der Vielgeschäftigkeit, werden die Grübelgeister ferngehalten. Daß neben solchem Studiren auch Handarbeit und Lectüre ihre Stelle haben, versteht sich von selbst; bestimmte Pflichten, Verantwortlichkeit für einen Teil des Hauswesens, um darin sowol Treue im Kleinen zu üben, als ein Ganzes übersehen zu lernen, sind unerläßlich: nur stundenlanges Handarbeiten (auch Zeichnen und Malen), isolirt und ohne geistige Anregung, ist meist keine Einkehr, sondern eher eine Auskehr der Gedanken; es füllt die Seele nicht. Hier ist Vorlesen und freies Aussprechen über das Gehörte an seinem Ort; und immer ist dahin zu streben, nicht blos Vereinzeltes aufzunehmen, sondern den weiteren Zusammenhang aufzufinden und festzuhalten, immer noch wirklich zu *lernen*, positiv oder negativ. So läßt sich durch offnen Sinn und treuen Fleiß viel erwerben und geistig sammeln.

Aber alles dieses würde dennoch ein Besitz von zweifelhaftem Werthe seyn, wenn nicht ein Doppeltes hinzukäme: „erstens, daß alles auf einen *geistigen Mittelpunkt* bezogen werde, wo sich der Kern und die Grundlage sittlicher Ueberzeugungen bildet, die feste Stelle im innern Leben, von wo aus mit wachsender Sicherheit alle seine Aeußerungen geleitet und beherrscht werden. Die weibliche Seele kann viel entbehren, ohne unglücklich zu seyn und ohne ihre Würde und ihren Halt zu verlieren, nur nicht ein solches Heimathsgefühl in ewiger Wahrheit." Zweitens aber darf was und wie es auch geistig angeeignet wird kein Schatz seyn, auf dessen Besitz man mit eitlem Stolz blickt und von dem nicht gelte was das alte Lied sagt: „Auf daß ichs brauch zum Lobe Dein, zu Nutz und Dienst des Nächsten mein." Es soll alles erst dadurch und insofern wahren Werth für jede haben, als *sie damit dienen kann*. „Die wahre Bildung hat immer etwas von dem Glauben, der durch die Liebe thätig ist; das Wort Gottes weist ausdrücklich auf die Nothwendigkeit des *Thuns* hin, und das: Arme habt ihr allezeit bei euch, hat einen weitgreifenden Sinn. Es gibt kein sichreres Correctiv gegen eine äußerliche stagnirende Frömmigkeit ohne Leben und gegen allerlei Unzufriedenheit in diesen Jahren, als irgend ein berufsmäßiges *Thun*, als anderer sich anzunehmen und Liebe zu üben, und keine sichrere Probe hat die Persönlichkeit als in dem, was sie für andere ist."

Hat so die Seele einen festen Mittelpunkt des geistigen Lebens gewonnen in der Wahrheit aus Gott, dann wird auch die im „Thun" begonnene Abkehr von der natürlichen Selbstsucht allmählich zu wahrer Selbstbeherrschung erstarken; und wenn bei solchem Leben in der That und aus der Wahrheit die Seele von der einigen Sonne des geistigen Himmels sich hat bescheinen und erwärmen lassen, dann werden auch die Lichter schillernder Weltlust, gegen welche mit blos äußerem Verbot leerer und schädlicher Vergnügungen wenig gethan ist, von selber erbleichen. Dann darf diesem Alter auch jene edle vertrauensvolle Freiheit gewährt werden, ohne welche sich keine Persönlichkeit bilden kann, und ohne welche die rechte Hingebung an alles was als Pflicht oder Beruf an mich komt unmöglich ist. So wird die Willigkeit zur Willenskraft, so bildet sich der Charakter; so verklärt sich auch der natürlich-frohe Sinn der Jugend zu jenem freudigen Sinn, der da ist wie das Licht der Sonne, in dem man alles besser sieht und sich selbst leichter zurecht findet. „Der mitgeborene Keim der Sünde hört zwar nicht auf uns zu beunruhigen und Freude und Friede des Herzens zu stören: aber ein Glaube, der der unverlorenen Gotteskindschaft gewiß ist, schwingt

genden, Erzählungen der Maria Nathusius, als beispielsweise an einzelne treffliche Schriften der Engländerin Miß Sewell, die wir zur Vertiefung des inneren Lebens und zur Weckung des Gewissens wol für geeignet halten. Immer aber bleibt es unbestritten, was irgendwo der erfahrene C. L. Roth sagt: „Wir werden den Grund zur religiösen Erkenntniß niemals anders legen können, als indem wir jeden überzeugen, daß seine Seele der Reinigung und der Heiligung bedürfe. Keine ästhetische Beschauung der sinnlichen und übersinnlichen Dinge bringt uns weiter als zur religiösen Stimmung."

sich dennoch wieder empor aus der Finsterniß des Verzagens in das befreiende Licht, und macht die Seele getrost auch bei tiefer Betrübniß über Verfehltes und in der Trauer über unwiederbringlich Verlorenes. Ein so in der Liebe Gottes früh befestigtes Gemüt bleibt in der Demut und Einfalt des Herzens, und verschließt sich auch der Erkentniß nicht, daß Entbehrung und Schmerz Bedingungen des menschlichen Daseyns sind, und daß Leiden und Misgeschick, nicht weniger als irdisches Glück, Stufen der Himmelsleiter für uns werden sollen, weil Denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen." —

„Durch das ganze Altertum geht das Streben nach augenblicklichem eignem Wohlbefinden, ein selbstsüchtiger eudämonistischer Zug; dem entgegen spricht die Selbstdarangabe christlicher Seelen, wie sie die Liebe Christi zu erwecken vermag, es immer aufs neue aus: Es komt nicht darauf an, wie glücklich, sondern wie treu Du bist! Dies Eine ist die unerläßliche Bedingung des wahrhaften Lebensglückes, das der HErr denen, die Ihn lieb haben, in sehr verschiedener Gestalt bescheert." — —

Gewiß, es sind lichte Höhen und es ist ein herrliches Kleinod, zu dem die tiefgründende Rede des Verfassers den Blick deutscher Frauen emporlenkt. „Priesterinnen zu seyn im Heiligtum des Hauses — das ist die hohe Bestimmung, zu welcher das Christentum die Frauen befreit und erhoben und für Geben und Empfangen ihnen eine Quelle beseligender Liebe eröffnet hat." Wir wissen, daß das gesprochene Wort seiner Zeit im nächsten Kreise der Hörenden manches Herz als eine Weckstimme getroffen hat zur Sehnsucht nach einem edleren Daseyn und als ein Anstoß zu tieferer Lebensbewegung: möge nun auch das veröffentlichte, auf das diese Mitteilungen nur überleiten wollen, noch an vielen Seelen in der Stille reiche Frucht schaffen! Denn wer für die fieberhafte Unruhe eines innerlich sich zersetzenden Volkslebens einige Empfindung hat, wer die immer wachsende Verwirrung in allen höheren das Leben bestimmenden Begriffen und Zielen kennt, von der unsere Zeit beherrscht wird, wer die auch bei uns auftauchenden Kundgebungen weiblicher Verstiegenheit und Aftercultur wenigstens als Symptome nicht unbemerkt läßt, und endlich auf die vielgeschäftige Dreistigkeit achtet, mit der jene dämonischen Irrgeister, die nur im Trug und Fleische weben, sich herbeidrängen, um auch der Kinderpflege, dem Familienleben und „der Erziehung des Weibes für seinen Beruf" aufzuhelfen, — der wird es dem edlen hochverdienten Verfasser in etwas nachfühlen und verstehen können, wie sehr es an der Zeit ist, Deutschlands christlichen Frauen und Jungfrauen immer wieder zuzurufen: Halte was du hast, daß dir niemand deine Krone nehme!

R. S.

August Graf von Platen.

(Schluß.)

Aber so absprechend, so gereizt und so voll Selbstüberhebung, wie Platen in dem Kampfe gegen Immermann sich bewiesen hat, beweist er sich auch in seiner gesamten Stellung gegen sein deutsches Vaterland, und diese Gereiztheit gegen Deutschland, die in vielen seiner Gedichte hervortritt, ist ein anderer Punkt, der einen Schatten auf des Dichters Charakter wirft. Er fühlt sich gekränkt, daß seine Dichtungen nicht die Anerkennung finden, die er dafür fordert, und sucht den Grund davon nicht in sich selbst, sondern im deutschen Volke. Darum preist er sich vor seiner Abreise nach Italien glücklich, daß er sein Vaterland meiden könne, „wo Haß und Undank edle Liebe lohnen", und sezt hinzu: „Wie bin ich satt von meinem Vaterlande!" Und einem Freunde, der ihn zur Rückkehr nach Deutschland aufgefordert, ruft er zu:

„Noch so lange, Freund, so lange laß umher mich ziehn verlassen,
Bis Thuiskons Volk und meine Wenigkeit zusammenpassen!"

Wir meinen, daß diese Gereiztheit gegen das Vaterland und dieses absichtliche Fernhalten von ihm nicht die rechte Stellung war, die ein deutscher Dichter zum Lande seiner Geburt einnehmen muß, zumal noch wenn er, wie Platen, als das höchste Ziel verfolgt, daß

„— nach Aeonen noch, was sein Gemüt erstrebet,
Im Mund verliebter Jünglinge, geliebter Mädchen lebet!"

Nur was in Liebe zum Volke aus des Dichters Brust quillt, wird auch vom Volke wieder mit Liebe aufgenommen werden. — Aber wir meinen, daß Platen in seiner gereizten Stellung gegen sein Vaterland mehr zu beklagen, als zu richten sei. Denn den Grund zu jener Stellung haben wir in der inneren Unzufriedenheit und Zerrissenheit des Dichters zu suchen. Weil er die Unzufriedenheit, die er gegen sein deutsches Vaterland an den Tag legte, in sich trug, und weil dieselbe zunächst nicht blos durch äußere Verhältnisse hervorgerufen wurde, ist er ihrer auch in Italien nicht los und ledig geworden, unter den „gütigeren Zonen." Er hatte nur den Himmel, aber nicht das Gemüt geändert. Dieselbe Gereiztheit und Unzufriedenheit, die er gegen die deutschen Verhältnisse kund gab, spricht er auch gegen die italienischen aus, nur in andern Beziehungen. Besonders sind es „die Pfaffen", die ihn immer sehr erbittern. So sagt er z. B. in Bezug auf die Neapolitaner:

„Aus jenen schönen Stirnen keimt
Nie ein Gedank' empor;
Auf jede hat ein Bret geleimt
Der schnöde Pfaffenchor ꝛc."

Und von Piemont sagt er:

„Unglückseliges Land, wo stets militärjesuitisch
Söldner und Pfaffen zugleich saugen am Marke des Volks!"

Daß Platen aber in seinen Dichtungen eine so unzufriedene und gereizte Stimmung an den Tag legt, das wird uns nicht Wunder nehmen können, wenn wir seine Stellung zum Christentume in das Auge fassen. Denn nur in Christo gibt es ja wahren Frieden, und den kante er nicht. Um Platens Stellung zum Christentum darzulegen, brauchten wir eigentlich nur das Gedicht anzuziehen, das er an Winckelmann richtete nach dessen Uebertritt zum Katholicismus. Denn nach diesem Gedichte ist ihm der Glaube nur „Gaukelei der Frömler", das wahrhaft Ewige und Göttliche aber ist ihm die Kunst in ihrer höchsten Vollendung. Er sagt:

„Wenn ich der Frömler Gaukelein entkommen,
So sei der Dank dafür an dich gewendet;
Wol fand dein Geist, was nie begint, noch endet,
Doch fand ers nicht im Predigtbuch der Frommen.
Dir ist das Licht des Göttlichen entglommen
Im Werk der Heiden, die es reich gespendet.
Denn himlisch ist, was immer ist vollendet,
Und Christus selbst gebietet: Seid vollkommen!"

Wer aber der Kunst dient mit Hingabe und Erfolg, der ist ihm erhaben über die Kirche und bedarf der Litaneien ihrer „Schwarzröcke" nicht. Er sagt darum weiter:

„Zwar möchten gern gewisse schwarze Röcke
Den Geist verwickeln, der sich will befreien,
Wo nicht, uns stellen in die Zahl der Böcke.
Doch laßt nur ab, die Heiden zu beschreien!
Wer Selen hauchen kann in Marmorblöcke,
Der ist erhaben über Litaneien!"

Wie Platen in diesem Gedichte sein Verhältnis zur Kirche und zum Christentum darstellt, das liegt klar zu Tage; das richtet sich auch selbst und bedarf darum weiter keiner Worte. Aber über das Verhältnis, in welches hier Platen die Kunst zum Christentum sezt, möchten wir uns doch ein Wort erlauben. Da jenes

Gedicht an Winckelmann gerichtet ist, der uns zuerst das rechte Verständnis der plastischen Kunstwerke des Altertums aufgeschlossen hat, so müssen wir bei der Kunst, die in dem angezogenen Gedichte verherlicht wird, auch zunächst an die Plastik des alten Heidentums denken. Da möchten wir nun aber fragen: wußte Platen, der so große Kentnis des classischen Altertums besaß, denn nicht, daß in der Plastik der alten Griechen, wie die höchste Vollendung menschlicher Kunst, so aber auch die ganze Aeußerlichkeit des Heidentums zu Tage getreten ist, und daß der menschliche Geist, nachdem seine Ausstrahlung in das Aeußerliche den höchsten Gipfel plastischer Vollendung erreicht hatte, zur wahren göttlichen Innerlichkeit in der Kunst zurückkehren mußte und auch zurückgekehrt ist in der christlichen Kirche? Wußte Platen nicht, daß das Christentum der Kunst einen neuen Inhalt gegeben, gleichsam eine neue Sele eingehaucht hat, und daß darum auch die christliche Kunst auf allen Gebieten, auf dem Gebiete der Poesie, der Malerei, der Baukunst, der Musik, teils Größeres, teils Ebenbürtiges geleistet hat wie die Kunst der alten Heiden, und wenn das so nicht gilt auch auf dem Gebiete der plastischen Kunst, dies eben seinen Grund hat in jenem Geiste der Innerlichkeit, der vom Christentum ausgegangen ist und der keine Befriedigung darin findet, nur die nackte Leiblichkeit darzustellen, wie sie uns in den augenlosen und darum auch meistens selenlosen Gestaltungen der Plastik entgegentritt? (— Wir glauben, erst dem modernen Heidentum wird es in seiner Vollendung gelingen, auch die plastische Kunst wieder auf die Höhe ihrer antiken Vollendung zurückzuführen. —) Wußte Platen nicht, daß wenn irgend etwas so die Kunst eines großen, klaren Gemeinbewußtseins bedarf, aus dem sie hervorgeht und auf das sie hinwirkt, und daß sie das am vollsten und reinsten gefunden hatte in der Gemeinschaft der christlichen Kirche? Mit einem Worte: wußte Platen nicht, was die gesamte Kunst der christlichen Kirche zu danken hat in Bezug auf ihre ganze Entwicklung und wie sie darum auch für die Zukunft, ohne daß sie in speciell kirchlicher Kunst unterzugehen braucht, immer mit ihren Hoffnungen und Bestrebungen an die Kirche gewiesen ist? O gewiß wußte Platen das Alles! Woher aber dann diese Verachtung der christlichen Kirche, daß er ihrer gänzlich zu entrathen und für alles, was sie ihm bieten könne, den reichsten Ersaz in der Kunst zu finden meint? Nun, es ist die alte und doch immer neue Geschichte von der Undankbarkeit des menschlichen Herzens, daß man der Wolthaten genießt, aber des Gebers darüber vergißt. Platen hat sich in Italien viel geweidet an den Werken der christlichen Kunst. Aber gegen die christliche Kirche, die den Impuls zu allen jenen Werken gegeben hat, ist er dabei sehr gleichgiltig geblieben und hat sich aus dem Vorhofe ihrer Kunst nicht in das Heiligtum ihres Innern führen lassen.

Weiteres über Platens Stellung zum Christentum erfahren wir aus seinen „Lebensregeln", kurzen, fragmentarischen Sätzen, in welchen er Regeln aufstellt über das Verhalten des Menschen zur Religion, zur Moral, zur Gesellschaft, zur Kunst und Wissenschaft u. a. und die manchen guten Gedanken enthalten, z. B.: „Fade Assembléen und Spielgesellschaft besuche so selten als du kanst; Trinkgelagen weiche aus, meide die Karten soviel als möglich. Dort lesen wir aber auch: „Ehre im Stifter des Christentums, was dir bei einem Plato oder Mark Aurel Bewunderung ablockt und noch mehr als dies..... Er glaubte sich berechtigt und berufen, dasjenige im Namen der Gottheit selbst zu verkündigen als gewiß und unfehlbar, was er in seiner großen Sele für wahr und unumstößlich hielt..... Gewiß wurden viele jener Dogmata, die späterhin seine Jünger und deren Nachfolger ausbreiteten, niemals von ihm beabsichtigt."(!?) Und ebenso lesen wir da: „Deine Religion sei die der Vernünftigen. Sie bestehe im Glauben an die große, Alles durchdringende Sele, deren Körper wir die Welt nennen, im Glauben an eine Vorsehung, deren lenkende Gegenwart alle Vorfälle deines Lebens dir unverkenbar beweisen." Von den beiden Schwerpunkten des Christentums, von der menschlichen Sünde und der göttlichen Gnade, ist in solchen Religionsvorschriften und Anschauungen keine Spur zu finden. Und wie schlecht hat jene von Platen empfohlene Religion der Vernünftigen, die im Glauben an die Weltsele und an die Vorsehung besteht, an ihm selbst sich bewährt! Wie wenig ist sie im Stande gewesen, im Augenblicke der Gefahr und im Angesichte des Todes seinen Mut zu stählen und sein Herz getrost zu machen! Denn als im Jahr 1835 in Italien die Cholera ausbrach, floh er aus Furcht vor ihr von einem Ort zum andern, und diese Furcht brachte ihm auch in Syrakus den Tod.

Daß Platen bei der angedeuteten Stellung zur christlichen Kirche und ihrem Glauben auch vor der theologischen Wissenschaft, die damals in die Bahnen des positiven Glaubens wieder eingelenkt war, keine Achtung hatte, sondern sie in einem ihrer Vertreter verspottete und bewitzelte, wird man nur natürlich finden müssen. In seinem „romantischen Oedipus", der im J. 1829 erschien, sagt er an einer Stelle, wo er von den vielen schlechten Trauerspielen seiner Zeit redet:

„Und da's so viel Calvine gibt, durch ihre Strenge wol bekant,
So werde wöchentlich ein Stoß Tragödien öffentlich verbrant:
Die Flamme schlage hoch empor und mächtig lodernd schwängre sie
Tholucks gelehrte Stubenluft mit einem Hauch von Poesie,
Verwandle vor dem trüben Blick des ganz ascetischen Kumpans
Die ew'gen Fröste von Berlin in einen Frühling Kanaans!"....

Nach Platens Meinung bedarf also die positive theologische Wissenschaft den poetischen oder vielmehr unpoetischen Niederschlag schlechter Tragödien, um nur etwas Würze und einen Hauch von Poesie zu gewinnen. Man kann es nur bedauern, daß Platens „hoher Genius" zu einer solchen Gemeinheit des Witzes herabsinken konte.

Ueberflüssig dürfte es wol sein, wenn wir noch viel Worte darüber verlieren wollten, daß Platen, obgleich er nicht einmal auf dem Boden des allgemein christlichen, geschweige denn des streng evangelischen Glaubens steht, doch auch ausruft: „Deutsche, seid Jünger des Worts, das Luther gebracht und Melanchthon!" Es ist ja bekant, wie grade diejenigen, welche dem Glauben der Reformation am fernsten stehen, es am meisten lieben, in den Reformatoren Vorkämpfer ihres Unglaubens zu sehen und zu suchen. — — —

Ein neuerer Dichter sagt von Platen:

„Das wollen wir Platen nicht vergessen,
Daß wir in seiner Schule gesessen;
Die strenge Pflicht, die römische Zucht,
Sie trug uns Allen gute Frucht.
Aber wir möchten dabei nicht bleiben,
Das Dichten wieder deutsch betreiben."....

Mit diesen Worten stimmen wir gern überein; wir fügen nur hinzu: wir möchten auch, daß unsere deutsche Kunst christlich bliebe und nicht heidnisch gemacht würde im Geiste Winckelmanns und Platens.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Daß die Tendenz der Evangelischen Kirchen-Zeitung in gewisser Beziehung eine ausschließende sein muß, geht schon aus der bisherigen Darstellung hervor. Nur diejenigen kann sie um Theilnahme bitten, denen eine feste Ueberzeugung von den Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion zu Theil geworden. Dagegen soll innerhalb des Bereiches des Christenthums Mannigfaltigkeit der Ansichten nicht ausgeschlossen werden; es erscheint höchst wünschenswerth, daß ein lebendiger Austausch der Ideen unter denen statt finde, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, und die Redaction hält es für eine Hauptbestimmung der Kirchen-Zeitung, die Gelegenheit dazu darzubieten. Alle diejenigen, welche den innern Beruf zur Mitarbeitung zu ihrem Zwecke empfinden, ladet sie dringend zur Theilnahme ein, überzeugt, daß sie nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn viele dem Herrn der Gemeinde dienende Kräfte sich vereinen. Für größere Beiträge wird, wenn es nicht ausdrücklich verbeten wird, ein anständiges Honorar entrichtet.

Obgleich der Hauptzweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung ein positiver ist, obgleich sie mehr aufbauen als zerstören will, so kann sie doch, weil das Evangelium einmal seiner Natur nach das entgegenstehende bekämpfen muß, die Polemik nicht ganz vermeiden. Aber um so sorgfältiger wird sie sich des Urtheils über Personen enthalten, um so mehr alle Persönlichkeiten vermeiden, und fern von aller Bitterkeit durch ihr Beispiel zeigen, daß Festigkeit der Ueberzeugung verträglich mit der Liebe und Milde, welche das Evangelium von seinen Bekennern verlangt, indem es ihnen zugleich nachweiset, von wem sie die erste unter allen christlichen Tugenden lernen und von wem sie dieselbe erhalten können.

Professor Dr. Hengstenberg.

Von der Evangelischen Kirchen-Zeitung erscheinen wie bisher jede Woche zwei Nummern, deren Ausgabe wo es verlangt wird wöchentlich, sonst aber in brochirten Heften monatlich stattfindet.

Der Preis für jedes Semester ist 2 Rthlr. Preuß. Courant in Vorausbezahlung. — Bestellungen nehmen an: sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, das Königl. Zeitungs-Comptoir hieselbst und sämmtliche Preuß. Postämter, durch welche die Evangelische Kirchen-Zeitung ohne Preiserhöhung aber nur ganzjährig bezogen werden kann.

Literarische und sonstige Mittheilungen mit directer Post beliebe man an den Herrn Herausgeber selbst zu adressiren. Zum Beschluß für den Buchhandel geeignete nicht eilige Briefschaften und andere Einsendungen bitten wir an uns durch Vermittlung unseres Commissionärs in Leipzig, des Herrn Buchhändler Rud. Hartmann, versehen mit der Bemerkung: Zur Post! Für die Evangelische Kirchen-Zeitung in Berlin, gelangen zu lassen.

Gustav Schlawitz
Verlagsbuchhandlung.

Inhalt.

Seite

№ 61. Der Gipfel geistlicher Papstgewalt 729
— 62. Der Materialismus. IV. 737
Wie hat sich der Geistliche gegenüber seinem Ordinations-Gelübde zu verhalten 741
Beilage 745
Gefängnisse und Rettungshäuser (Schluß) 747
Nachrichten. Berlin 751
Die Wupperthaler Festwoche 752
— 63. Der Gipfel geistlicher Papstgewalt. (Fortsetzung) 753
— 64. Aus ungedruckten Briefen an einen jungen Theologen. Neunzehnter Brief 761
Beilage. Der Materialismus V. 769
Wie hat sich der Geistliche gegenüber seinem Ordinations-Gelübde zu verhalten? (Fortsetzung) . 772
— 65. Der Gipfel geistlicher Papstgewalt. (Schluß) 777
Wie hat sich der Geistliche gegenüber seinem Ordinations-Gelübde zu verhalten? (Fortsetzung) . . 783
— 66. Der Eid. I. 785
Aus ungedruckten Briefen an einen jungen Theologen. Neunzehnter Brief. (Schluß) 790
Beilage 793
Wie hat sich der Geistliche gegenüber seinem Ordinations-Gelübde zu verhalten? (Fortsetzung) . 795
— 67. Ueber weiblichen Beruf und weibliche Bildung 801
— 68. Der Eid. II. 809
Beilage 817
Wie hat sich der Geistliche gegenüber seinem Ordinations-Gelübde zu verhalten? (Schluß) . . . 818
August Graf von Platen 820
Nachrichten. Aus einem Schreiben an den Herausgeber aus der Schweiz 823
— 69. Ueber weiblichen Beruf und weibliche Bildung. (Schluß) 825
August Graf von Platen. (Schluß) 829

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 1. September. № 70.

Der Eid.

III.

Der scheinbarste Einwand gegen die Zulässigkeit des Eides wird auf die Erklärung des Herrn in der Bergpredigt gegründet. Im Gegensatze gegen das A. T., ist vielfach gesagt worden, welches nur den Meineid verpönt, hat Jesus in Matth. 5, 33—37 den Eid überhaupt als den Christen nicht geziemend bezeichnet. Wenn er also unter dem N. B. noch fortdauert, so kann er nur als ein Ueberbleibsel eines an sich überwundenen Standpunktes betrachtet werden, und wenn auch Christen einen Eid schwören, so thun sie es mit schwerem Herzen und in Anbequemung an einen Zustand, dem sie sich vorläufig nicht entziehen können. Sie suchen aber das notwendige Uebel so weit als immer möglich zu vermeiden.

Die Hauptfrage ist hier: hat Christus in der Bergpredigt wirklich das Schwören überhaupt verboten?

Wir können von vornherein nicht geneigt sein, diese Frage zu bejahen. „Die solches thun, sagt Calvin, bringen Christus in einen Gegensaz gegen den Vater und nehmen an, daß er auf die Erde gekommen, seine Gebote abzuschaffen. Denn der ewige Gott erlaubt im Gegensatze nicht blos den Eid als eine rechtmäßige Sache, sondern er gebietet ihn als eine Notwendigkeit, 2 Mos. 22, 11." An eine solche offne Auflehnung gegen das Gesez können wir nach dem Verhältnisse nicht denken, in das sich Jesus anderwärts zu dem A. T. und speciell zu Moses stellt. Er lehrt, daß die Schrift nicht gebrochen werden kann, Joh. 10, 35. Er weist auf Moses hin als eine unverbrüchliche Autorität Joh. 5, 39. 45 f. Er bezeichnet es als einen Frevel der Pharisäer, daß sie das Gebot Gottes übertreten und zu nichte machen, Matth. 15, 3. 6. Auf Grund seiner Lehre nent Paulus Röm. 7, 12 das Gesez heilig, gerecht und gut. Der Herr verwirft allerdings die von Moses zugelassene Ehescheidung, aber er weist nach, daß sie im Principe auch von Moses verworfen wird, Matth. 19, 8, und daß sie eine bloße zeitliche Concession ist, welche auf einem specifisch alttestamentlichen, unter dem N. B. nicht mehr stattfindenden Grunde beruht. Ein solcher Grund liegt bei dem Eide in keiner Weise vor. Man hat es auch nicht einmal versucht, nachzuweisen, daß seine Einsetzung auf Verhältnissen beruht, die sich unter dem N. B. geändert haben.

Gegen die Annahme, daß der Eid überhaupt in der Bergpredigt verboten sei, spricht ferner das ganze Verhältnis, in das sich speciell die Bergpredigt zu dem Mosaischen Gesetze stellt. Christus sagt Matth. 5, 17, er sei nicht gekommen, das Gesez oder die Propheten, insofern sie auf gleicher Bahn mit dem Gesetze einhergehen, als Gesetzeslehrer (denn nur in dieser Eigenschaft kommen sie hier in Betracht) aufzulösen, sondern zu erfüllen, und was unter dem „erfüllen" zu verstehen sei, erklärt er im Folgenden; danach erfüllt man das Gesez durch Thun und Lehren. Hiernach kann, wie in seiner Praxis, so auch in seiner Lehre nichts sein, was zur Auflösung des Gesetzes führt. Alles muß vielmehr dahin gehen, das Gesez aufzurichten, Röm. 3, 31. Nicht auflösen und erfüllen, das ist das grade Gegenteil des Antiquirens, wie es hier in Bezug auf den Eid stattfinden würde. Daß ein solches Antiquiren im Verhältnis zu Moses nicht stattfinden kann, das begründet der Herr in V. 18 darauf, daß das Gesez bis in seine kleinsten Bestandteile hinein ewig gültig sei. Soll kein Jota und kein Strichlein umkommen, wie kann denn der Eid abgeschafft werden, der im A. T. eine so hervorragende Stelle einnimt, dessen Gott selbst sich dort so vielfach bedient? Eins von den Geboten des A. T., selbst von den kleinsten zu lösen, erscheint in V. 19 als ein so schweres Vergehen, daß es eine sehr geringe Stellung in dem von Christo gegründeten Himmelreiche zur Folge hat. Wie könte also der Gründer dieses Reiches selbst ein hervorragendes Gebot des A. T. gelöst, an die Stelle des Wortes: „dem Herrn deinem Gotte sollst du dienen und in seinem Namen sollst du schwören", die reine Negation gesezt haben? Wer wie die Pharisäer im weiteren Umfange das von Gott durch Moses gegebene Gesez löst, der soll nach V. 20 gar nicht Mitglied des Himmelreiches sein. Wie könte, wer so die Bedingungen der Teilnahme an dem Gottesreiche bestimt, wer die Treue gegen Moses im Einklange mit der Weissagung des A. T., Mal. 3, 22 (4, 4) für die unverbrüchliche Grundlage des N. B. erklärt, selbst wol ohne weiteres, ohne irgend den blos temporären Charakter des Eidesinstituts nachzuweisen, ein Gebot über Bord werfen, das mit Recht für eine der wesentlichsten Stützen der menschlichen Gesellschaft gehalten wurde, für eine Hauptform des Dienstes, welchen das Volk seinem Gotte zu leisten hatte, für eine unmittelbare Folge der Anforderung, ihm in allen Dingen die Ehre zu geben?

In der Durchführung der in Matth. 5, 17 — 20 aufge-

stellten allgemeinen Grundsätze im Einzelnen entwickelt Jesus in V. 21—26 die Stellung, welche er und mit ihm seine Kirche zu dem an der Spitze der zweiten Tafel des Mosaischen Gesetzes stehenden Verbote des Mordes, in V. 27—32 zu dem Verbote des Ehebruches nimt. Er löst diese Gebote nicht, er stellt sie in ihrem vollen Ernste her gegen die damals im Schwange gehenden Verderbnisse der Schriftgelehrten und Pharisäer, er räumt den Schutt hinweg, den die Jahrhunderte auf sie gehäuft hatten, er beseitigt den Rost, der sich an sie angesezt hatte, so daß sie in ihrem ursprünglichen Glanze strahlen. Hiernach müssen wir erwarten, daß Jesus auch bei dem dritten von ihm behandelten Mosaischen Gebote, welches er beispielsweise der ersten Tafel entnimt, dieselbe Stellung einnehmen wird. Das Gebot: du sollst nicht tödten, führt er auf seine Wurzel, die pflichtmäßige Sorge für das Leben des Nächsten zurück, von der es die Pharisäer losgerissen hatten, um der Selbstsucht freieren Spielraum zu gewähren. Er leitet daraus die Verwerflichkeit alles Zornes und Hasses gegen den Nächsten ab. Bei dem Gebote: du sollst nicht ehebrechen, geht er zurück auf die ersten Anfänge der Verletzung im Gemüte und richtet damit die Pharisäer, welche im Widerspruche selbst mit dem Buchstaben des Mosaischen Gesetzes („laß dich nicht gelüsten") bei dem Gröbsten stehen blieben, das nach der Meinung des Gesezgebers nur als der Endpunkt eines ganzen Processes in Betracht komt, der im Herzen seinen Anfang nimt. Hiernach müssen wir erwarten, daß Jesus auch in Bezug auf das Mosaische Verbot des Meineides, welches die Zulässigkeit und die Majestät des Eides überhaupt zur Voraussetzung hat, nicht diesen überhaupt verwerfen wird, in dessen Interesse das Verbot des Meineides gegeben war, sondern nur gewisse Arten des Eides, wie sie damals unter dem Regimente der Pharisäer gebräuchlich waren, solche, die mit dem Meineide aus einem Quell hervorgehen, dem Mangel an Ehrfurcht gegen Gott.

Ferner, wenn Jesus den Eid verbieten wollte, so konte er es in diesem Zusammenhange nicht thun. Wie der Zorn und Haß, die er verbietet, aus gleichem Grunde hervorgehen mit dem von Moses ausdrücklich verpönten Morde, der geile Blick auf die Verheiratete mit dem Ehebruch, so müssen auch die Eide, welche Christus verbietet, aus gleichem Grunde hervorgehen mit dem von Moses verpönten Meineide, dem Mangel an Ehrfurcht vor Gott. Auf diesen geht auch das Verbot der einzelnen von Christus untersagten Eidesformen ausdrücklich zurück. Man soll z. B. nicht bei dem Himmel schwören, weil er der Thron Gottes ist, hinter dem Himmel also Gott steht, den man nur scheinbar dabei aus dem Spiele läßt. Das paßt nur auf die Leichtfertigkeit im Schwören, nicht auf den Schwur überhaupt. Wäre dieser verwerflich, so könte er doch jedenfalls nicht auf den Mangel an Ehrfurcht gegen Gott zurückgeführt werden. Man müßte dann erröthen im Angesichte Abrahams, des Vaters der Gläubigen, und so vieler Propheten und Gerechten, erröthen auch im Angesichte der Thatsache, daß Gott selbst schwört. Es liegt am Tage, daß grade die Ehrfurcht vor Gott den Eid hervorgerufen hat. Er ist die Provocation der durch den Sündenfall der Lüge und Unzuverlässigkeit anheimgefallenen Creatur auf ihren Schöpfer, die allein dadurch, daß sie sich vor sein Angesicht stellt und ihre Finsternis von seinem Lichte erleuchten läßt, einen festen Anhalt erlangen kann gegen die Wogen der Leidenschaften, welche die Wahrheitsliebe in ihr bedrängen. Schwören heißt Gott die Ehre geben, sprechen: du allein bist wahrhaftig, du bist die Wahrheit und in deiner Wahrheit sehen wir die Wahrheit.

Wollte Jesus den Eid überhaupt verbieten, so hätte er in der Aufzählung im Einzelnen vor Allem den Eid bei dem lebendigen Gotte verbieten müssen, der, wie wir aus Matth. 26, 63 und aus zahlreichen Aussprüchen des Talmud und der Rabbinen ersehen, damals der einzige feierliche, vor Gericht gebräuchliche war, während die Eide bei den Creaturen nur in dem Fluchen und Schwören des gemeinen Lebens vorkamen. Zufällig kann die Auslassung des Hauptschwures nicht sein, da sich dieser, wenn er mit gemeint war, sofort darbot. Er kann in dem Ausspruche des Jacobus 5, 12 nicht unter dem: „noch mit keinem anderen Eide", verborgen sein. Das können nur Eide sein, welche mit den ausdrücklich angeführten auf einer Linie liegen. Daß die Beispiele alle aus dem Gebiete der leichtfertigen Eide entnommen sind, zeigt, daß diese und nicht die Schwüre überhaupt die von Christo verbotene Gattung sein müssen.

Wäre der Eid überhaupt verboten, so müßte man lieber Alles leiden, als einen Eid schwören, so müßte man den Mut haben, mit Chrysostomus zu sprechen: „Was soll aber geschehen, wenn der Eid verlangt und Zwang angewandt wird? Die Furcht Gottes ist mächtiger als der Zwang." Christus untersagt den von ihm gemeinten Eid unbedingt. Alles, was über das Ja und Nein hinausgeht, ist nach ihm „aus dem Bösen." Der Grundsaz aber: wir müssen Böses thun, damit das Gute komt, wird im N. T. mit Abscheu zurückgewiesen, Röm. 3, 8. Was böse ist, darf unter keinen Umständen gethan werden, und man darf sich weder durch Liebe, noch durch Leid dazu bestimmen lassen. Im Einklange mit seinem Meister bezeichnet Jacobus den von ihm verworfenen Eid als eine schwere Versündigung, vor der man sich „vor Allem" zu hüten hat. Er motivirt seine Warnung vor dem Eide also: „auf daß ihr nicht unter das Gericht fallet." (Luther nach unrichtiger Lesart: auf daß ihr nicht in Heuchelei fallet.) Was in Gottes Gerichte verwickelt, darf unter keinen Umständen gethan werden. Es muß an sich böse sein. An diesen Thatsachen scheitern Annahmen wie die des heiligen Bernhard und des Erasmus, das Verbot des Schwures gehe nur die christlich Vollkommen an, sei nur ein Rathschlag für eine gewisse Klasse, nicht ein allgemein giltiges Gebot, seine Verletzung führe nicht ohne Weiteres Schuld und Strafe mit sich; ebenso Bemerkungen wie die von Olshausen, unter Brüdern müsse man das Gebot Christi buchstäblich erfüllen und doch auf Verlangen der Obrigkeit schwören; die Quäker irren darin, daß sie in der Welt der Lüge den Eid

abschaffen wollen, da Christus selbst schwor. Wenn die Verteidiger der Meinung, daß Christus hier den Eid überhaupt verbiete, bis zu den jüngsten herab, Angesichts der Thatsachen, daß der Eid im A. T. geboten ist und daß Christus selbst geschworen, so wie der wirklichen Verhältnisse zurückprallen, wenn sie es nicht wagen, den Rath zu geben, daß man unter allen Umständen den Eid verweigern soll, wenn sie sogar anerkennen müssen, daß das Eidesinstitut zu dem Bestehen des Staates notwendig ist, eine Anerkennung, der sich selbst ein Kant troz seines entschiedenen Widerwillens gegen den Eid nicht entziehen konte, so zeigen sie eben dadurch, daß in ihrer Auffassung des Gebotes Christi ein Fehler sein muß. Denn was Christus verbietet, das ist etwas an sich und unter allen Umständen Böses. Dazu komt noch, daß die Unterscheidung zwischen einer Moral, welche für die Verhältnisse der Kinder Gottes unter sich und einer andern, welche nach außen gilt, dem Wesen des für alle Verhältnisse in gleicher Weise giltigen Gesetzes Gottes widerstreitet, das seinem Wesen entsprungen und ewig ist, wie er selbst, und daß eine solche Unterscheidung in der Bergpredigt gar keinen Anknüpfungspunkt hat. Sie ist zu einer sehr gemischten Versamlung gesprochen, zu einer solchen, deren edelste Glieder sogar noch auf einem sehr niedrigen Standpunkte standen und aus dem Rohen herausgearbeitet werden mußten. Sie richtet sich nicht an eine ideale Gemeinde, sondern an solche, die mit der Sünde auf allen Schritten und Tritten zu kämpfen haben, die von Zorn und Rachsucht angefochten, unter denen Backenstreiche ausgeteilt werden, in denen ehebrecherische Gelüste aufsteigen, die vor Scheidungsgedanken gewarnt werden müssen. Eine solche ideale Gemeinde Gottes ist überhaupt in dem gegenwärtigen Laufe der Dinge ein Unding. Mit Erbsünde, Schwachheit, Not und Tod beladen, das ist das Band, das alle Adamskinder mit einander verbindet. Wir sind Alle ohne Ausnahme arme Sünder, nicht vollendete Heilige, sondern werdende Christen, die täglich bitten müssen: vergib uns unsere Schulden, und: führe uns nicht in Versuchung, und wer zu stehen vermeint muß zusehen, daß er er nicht falle. Dann hätte Christus, wenn er eine Vorschrift für einen bestimten Kreis geben wollte, dies doch irgend andeuten müssen. Davon aber liegt keine Spur vor.

Eine Opposition Jesu gegen das A. T., welches den Eid unter den Gesichtspunkt des Cultus stellt, ist hier um so weniger zu erwarten, da er die Worte, mit denen er die Unzulässigkeit der von ihm verworfenen Schwüre erweist, aus dem A. T. entnimt, Jes. 66, 1. Ps. 47, 3. Chrysostomus selbst bemerkt zu den Worten: denn sie ist seiner Füße Schemel: „er entlehnt die Worte aus den Propheten und zeigt eben damit, daß er mit den Propheten nicht in Gegensatz tritt."

Was Jesus hier über den Schwur sagt, steht mit Aussprüchen des Jesus Sirach in einem so unverkennbaren Zusammenhange, daß es nicht angemessen erscheint, beides unter einen verschiedenen Gesichtspunkt zu stellen. Die Warnung geht aber dort, wie Fritzsche bemerkt „nicht gegen den Schwur überhaupt, sondern gegen das leichtsinnige, das Gewohnheitsschwören." Es heißt in C. 27, 14 (15): „Wo man viel schwören hört, da gehen einem die Haare zu Berge, und ihr Hadern macht, (durch die eingemischten Flüche und Schwüre), daß man die Ohren zuhalten muß." Ferner in C. 23, 9—11: „An den Eid gewöhne nicht deinen Mund, und der Nennung des Heiligen werde nicht gewohnt. Denn gleichwie ein Knecht, der oft gestäupt wird, nicht ohne Striemen ist, also auch wer beständig schwört und Gottes Namen führt, kann nicht ohne Sünde sein." (Fr.: Schläge haben Striemen, Schwüre Sünden im Gefolge.) „Wer oft schwört, der sündigt oft und die Plage wird von seinem Hause nicht bleiben. Wenn er sich verging, so lastet seine Sünde auf ihm, und übersah er es, so sündigt er doppelt. Und wenn er falsch schwöret, so wird er nicht freigesprochen werden, und sein Haus wird von Heimsuchungen voll sein." Wir haben hier drei Stufen: leichtfertig schwören, darin verharren, falsch schwören. Das leichtfertige Schwören ist an sich schon Sünde, wenn auch das Beschworne wahr ist, wegen des leichtsinnigen Gebrauches des Namens Gottes. Wenn aber gar das Beschworne falsch ist, so wird der Schwörende in die Gerichte desjenigen verwickelt, der gesprochen: du sollst den Namen des Herrn deines Gottes nicht trüglich führen, denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen trüglich führet. Auch schon in einer Stelle der canonischen Bücher des A. T. steht schwören von dem leichtsinnigen Schwören, weil das unter den Juden, die nach ihrem lebhaften und erregten Naturell zum Schwören und Fluchen eine ganz besondere Neigung haben, die gangbarste Art des Schwörens war. In C. 9, 2 des Prediger Salomo wird es als Stein des Anstoßes bezeichnet, daß es nicht selten dem Guten ergeht wie dem Sünder, dem Schwörenden gleich dem, der den Schwur fürchtet, Daß der Verfasser nicht daran denkt den Eid überhaupt zu verwerfen, zeigt C. 8, 2. Den Gegensaz des Schwörenden bildet der, welcher den Eid fürchtet, vor ihm eine heilige Scheu trägt, so daß er sich nur in Fällen der Not und wo die Liebe dazu drängt, dazu entschließt. Auch von dieser Stelle wird man den Ausspruch des Herrn nicht losreißen dürfen.

Einen wichtigen Beitrag zur Feststellung des Sinnes gewährt ferner eine anderweitige Aeußerung Jesu über den Eid, welche uns ebenfalls in dem Evangelium des h. Matthäus mitgeteilt wird, C. 23, 16—22. Da ist eins der sieben Wehe's, welche Jesus vor seinem Scheiden über die Pharisäer ausspricht, gegen die Pharisäische Corruption des Eides gerichtet. Welchen verderblichen Einfluß diese auf das Ganze des Volkslebens ausübte, das erhellt daraus, daß Jesus in dieser endlichen Auseinandersetzung sich so ernst und eingehend mit ihr beschäftigt. Ist nun dort von einer Verwerfung des Eides gar nicht die Rede, ist die Absicht des Herrn vielmehr nur auf seine Herstellung gerichtet, liegt überall die Voraussetzung zu Grunde, daß der Eid bei Gott eine hehre und heilige Institution ist, an welcher sich zu vergreifen schwere Sünde, so wird dasselbe um so mehr auch von unserer Ausführung gelten, je inniger der Zusammenhang jener Auseinandersetzung Jesu mit dem Pharisäischen Wesen am

Ende seines Lehramtes mit derjenigen ist, welche er zu Anfang desselben in der Bergpredigt gibt. In dieser ist von C. 5, 21 an bis zu C. 7, 6 Alles Ausführung des Satzes: „Ich sage euch: es sei denn eure Gerechtigkeit besser denn der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen." Die Bergpredigt will reformirend den pharisäischen Sauerteig aus dem Volke ausfegen, die sieben Wehes sprechen das Endurteil aus über das pharisäisch gerichtete Volk, welches die Reformation von sich gestoßen.

Ein unwiderleglicher Grund gegen die Annahme, daß in der Bergpredigt der Eid überhaupt verworfen werde, ist auch die Thatsache, daß Jesus vor dem hohen Rathe selbst schwört. Daß in der damaligen Eidespraxis die Zustimmung zu dem vorgesprochenen Eide vollkommen gleiche Gültigkeit hatte mit dem selbstgesprochenen, ist längst nachgewiesen und hätte also nicht neuerdings noch bezweifelt werden sollen. Schon in dem Mosaischen Gesetze komt grade bei der feierlichsten Eidleistung diese Form vor. In 4 Mos. 5, 22 antwortet das des Ehebruches verdächtige Weib auf die Fluchformel: Amen, Amen. Auch in C. 10 der Apocalypse tritt unser Herr schwörend auf. Denn daß der Engel dort Christus ist, der unter dem A. B. sich so oft als der Engel des Herrn darstellt, erhellt daraus, daß der Engel in seinem eignen Namen schwört, und daß von einem solchen Schwure, den ein geschaffner Engel leistet, sich sonst keine Spur vorfindet. Dann paßt auf einen geschaffenen Engel auch nicht, daß der Engel den rechten Fuß auf das Meer, den linken auf die Erde sezt. Durch diese symbolische Handlung wird die Besitzergreifung und Ueberwältigung bedeutet. Diese ist Werk der Allmacht und kann einem geschaffenen Engel nicht angehören, Hebr. 2, 5. Von Gott heißt es in Ps. 89: Himmel und Erde ist dein, du hast gegründet den Erdboden und was darinnen ist. Du herschest über das ungestüme Meer, du stillest seine Wellen, wenn sie sich erheben." Die Erläuterung der symbolischen Handlung bildet der Schwur, der auf die durch die unbegränzte Kraft des Engels zu bewirkende unbedingte Unterwerfung des Meeres und der Erde geht. Eine Art des Eides ist auch das in den Reden Jesu so häufige Amen, und besonders das verdoppelte Amen in den Reden Jesu bei Johannes, von C. 1, 52 an, welches auf 4 Mos. 5, 22 zurückgeht, wo Amen Amen in feierlicher Eidleistung vorkomt. Die durch Amen ausgedrückte entschiedne Zuversicht kann nur aus der innigsten Gemeinschaft mit Gott fließen. So oft Jesus das Wort gebraucht, geht er auf seinen Grund in Gott zurück, und das ist grade das Wesen des Eides. Jedenfalls würde Jesus, wenn man das in der Bergpredigt Gesagte, aus seinem geschichtlichen Zusammenhange reißen und den Gegensaz gegen die Pharisäer ignoriren dürfte, unter das Gericht seiner eignen Worte fallen: „was darüber ist, das ist vom Uebel."

Der h. Paulus kann jedenfalls nichts von einem Verbote des Eides durch Christus gewußt haben. Sonst würde er nicht in einer ganzen Reihe von Stellen seiner Briefe, z. B. in 2 Cor. 1, 23. Röm. 1, 9. 9, 1. Phil. 1, 8 eidliche Betheurungen aussprechen. Wie sehr die Gegner des Eides durch diese Stellen in Verlegenheit gesezt werden, zeigt die Bemerkung Barclais in der Apologie des Quäkertums: „Wenn Paulus wirklich geschworen hat, was wir nicht glauben, hat er gesündigt gegen den Befehl Christi, auch nach der eignen Meinung der Gegner, weil er nicht vor der Obrigkeit schwor, sondern in einem Briefe an seine Brüder." Die leztere Bemerkung wird später ihre Erledigung finden. Der richtige Gegensatz ist nicht der des privaten und des obrigkeitlichen, sondern des ehrfurchtslosen und des ehrfurchtsvollen Eides. Man wird nicht sagen dürfen: „Jene Betheurungsformeln des Paulus sind von einem wirklichen Eidschwure sehr verschieden, auch von den alttestamentlichen Formeln; sie rufen nicht Gott zum Rächer der Unwahrheit auf, noch weniger verpfänden sie die ewige Seligkeit; sie sind nichts als lebhafte Bekräftigungen der Aussage durch Erinnerung an Gottes Gegenwart und Allwissenheit." Eben das leztere ist das Wesen des Eides und wenn Paulus sagt: „Gott ist mein Zeuge", Röm. 1, 9 oder: „ich sage die Wahrheit in Christo", Röm. 9, 1, so ist die Substanz des Eides vollständig vorhanden. Die Anrufung Gottes zum Rächer der Unwahrheit ist nur accessorisch, sie bringt kein neues Moment bei, sondern sie vergegenwärtigt nur, was in der Berufung auf Gott unmittelbar gegeben ist. Wer den Namen Gottes trüglich führt, der verfällt eben damit nach 2 Mos. 20, 7 unausbleiblich seiner Rache und es ist für die Sache selbst ganz gleichgültig, ob er sich bereit erklärt hat, diese Rache auf sich zu nehmen oder nicht. Wenn Paulus sagt: ich sage die Wahrheit in Christo, so ist damit zugleich gesagt: der mich strafen möge, wenn ich seinen heiligen Namen zur Bekräftigung einer Lüge misbrauche. So gewiß, als die zehn Gebote damals in aller Herzen waren, konte ihn kein Leser anders verstehen.

In dem Briefe an die Hebräer wird des Eides als einer guten und für das Bestehen der menschlichen Gesellschaft notwendigen Sache gedacht, als einer heiligen Institution, die nicht etwa der Vergangenheit angehört, sondern noch immer in ungeschwächter Kraft fortbesteht. Es heißt in C. 6, 16: „Die Menschen schwören bei einem Größeren und der Eid dient ihnen zur Versicherung und macht ein Ende alles Haders."

Von Bedeutung sind noch die Stellen des A. T., in denen von dem Eide in Bezug auf die Zeiten des N. T. die Rede ist. Nach Jes. 19, 18 werden in der Zeit des erschienenen Heiles fünf Städte in dem Lande Aegypten — die Hälfte der zehn (größeren) Städte, die ihm im Ganzen beigelegt werden — die Sprache Kanaans reden und schwören dem Herrn der Heerscharen.*) Nach Jes. 45, 23 schwört Gott bei sich, daß in

*) Diese Stelle zeigt, daß Jesaias nicht die Bedenken teilte, welche Dr. Rothe gegen die Amts- und Huldigungs- und überhaupt alle Versprechungseide erhoben hat, der Mensch habe die Zukunft nicht in seiner Gewalt, auch gegründete Ursache, sich selbst zu mis-

der Messianischen Zeit ihm sich beugen wird jedes Knie, ihm schwören wird jede Zunge, bis „zu den Enden der Erde;" V. 22. Diesen Schwur Gottes würde Christus, was fern sei, zu nichte machen, wenn er den Eid verböte. Nach Jes. 65, 16 wird in der Messianischen Zeit jeder Schwörende auf Erden schwören bei dem Gotte wahrlich, dem Gotte, der seine Verheissungen herlich erfüllt hat. Der Prophet ist fest überzeugt, daß der Eid mit der Dauer des Menschengeschlechtes gleich ewig ist, daß er im N. T. nicht erbleicht, vielmehr in noch hellerem Glanze strahlt. Der Eid ist nicht einmal von dem Reiche der Herlichkeit ausgeschlossen. Unrichtig ist, daß der Eid blos auf dem Mistrauen beruhe, auf das allerdings die meisten Eide, die jezt geschworen werden, zurückgehen, und daher auf diese Welt der Sünde beschränkt sei. Er wächst vielmehr auch aus dem Bedürfnis hervor, darauf hinzuweisen, daß der lezte Grund aller Wahrheit Gott ist, aus dem Triebe ihm nach dieser Seite Ehre zu geben. Auch der paradiesische Mensch konte schwören, so gut wie er beten konte. Die Schwüre des Paulus können unmöglich allein auf Mistrauen zurückgeführt werden. Auch der erste Schwur, über den die heilige Schrift berichtet, der Eid Abrahams an den König von Sodom verträgt diese Ableitung nicht!

Auch das endlich entscheidet gegen die Annahme eines allgemeinen Verbotes des Eides, daß sich für ein solches Gebot gar keine vernünftige Grundlage gewinnen läßt, daß es sich als rein statutarisch darstellen würde, daß es der Idee des Eides widerstreitet, nach der das alttestamentliche Gebot: „in meinem Namen sollt ihr schwören," wie das ganze Mosaische Gesez sich als geistlich, gut und heilig darstellt. Christus würde durch ein solches Verbot in einen bedenklichen Conflict mit der natürlichen Religion treten. Daß der Eid in dieser eine tiefe Wurzel hat, zeigt der consensus gentium. Das der nach Gottes Bilde geschaffenen menschlichen Natur unvertilgbar einwohnende Bedürfnis nach einer höheren Gewähr, hat den Eid aller Orten hervorgerufen und ihn auch mitten in der tiefsten religiösen Entartung erhalten.

Im Angesichte solcher gewichtigen Gründe wissen unsere Gegner nichts anders anzuführen, als daß der Herr und im Einklange mit ihm Jakobus nicht eine gewisse Art von Eiden verbiete, sondern den Eid überhaupt: „ich sage euch, ihr sollt überhaupt nicht schwören," „schwöret nicht." Aber dieser Grund, obgleich auf den ersten Anblick scheinbar, verliert seine Bedeutung durch die Bemerkung, daß es die Weise der Schrift ist im Anschlusse an bestimte vorliegende Verhältnisse zu reden. Aus der Verkennung dieser populären und allein wirksamen Weise sind mannigfache schwere Misverständnisse hervorgegangen, wie z. B. das, daß die Propheten in den Stellen, wo sie gegen die Opfer eifern, wie sie in ihrer Zeit gewöhnlich dargebracht wurden, die Opfer der Heuchler, wie Jesaias im ersten und im lezten Capitel, Jeremias in C. 7, 21, wo er sagt, Moses habe nichts von Opfern geboten, die Opfer überhaupt verwerfen; daß Jakobus die Paulinische Lehre von der Rechtfertigung angreife, während er es in der That mit ganz concreten Verhältnissen zu thun hat, mit einer entarteten Partei, welche diese Lehre auf Mutwillen zog. So nun hat es hier der Herr nur scheinbar mit dem Eide überhaupt und an sich zu thun, in Wahrheit mit dem Eide, wie er damals im Schwange war, mit der Pharisäischen Theorie und Praxis des Schwörens. Es ist nicht genug sich vor dem Meineide zu hüten. Man soll in der jezt gangbaren Weise überhaupt nicht schwören, weil der in solcher Weise geleistete Schwur mit dem Meineide aus einer Wurzel hervorgeht, dem Mangel an Ehrfurcht vor Gott, und also in dem Mosaischen Verbote des Meineides mit verboten ist, so gewiß als die Grundlage desselben die Gott gebührende Ehrfurcht ist. Mit diesem Gebote steht Christus im vollen Einklange. Der Unterschied ist nur der, daß er das in ihm liegende ausdrücklich aus ihm entwickelt. Von dem in V. 20 bestimt ausgesprochenen Gegensatze gegen die Schriftgelehrten und Pharisäer ist alles beherscht bis zu C. 7, 6 und es erhält nur in sofern das richtige Verständnis, als dieser Gegensaz ins Auge gefaßt wird. Das: „es ist gesagt worden den Alten," bezieht sich nicht auf das göttliche durch Moses geoffenbarte Gesez in seiner unentstellten Wahrheit, sondern auf das Concretum des damals gültigen Gesetzes, das Ineinander von Mosaischem Gesetze und Menschensatzung, wie es damals von den Pharisäern vertreten wurde. Nicht umsonst ist der allgemeine Ausdruck gewählt: es ist gesagt worden, ohne nähere Bezeichnung des Sagenden. Eine solche konte nicht gegeben werden, da der Ursprung ein verschiedenartiger war. Bei dem Eide vermeidet es der Herr absichtlich die Ausdrücke des Mosaischen Gesetzes zu gebrauchen, weil er nicht diesem entgegentreten will, sondern der damaligen Auffassung. Diese Absicht hätte leichter verkant werden können, wenn er die Mosaischen Worte beibehalten hätte. Durch die Aenderung der Worte deutet er hin auf die Entstellung des Sinnes. Die Mosaische Be-

---

trauen, da seine aufrichtigsten und heiligsten Entschlüsse gar leicht zu Schanden werden. Der Mensch schwört grade wegen dieses begründeten Mistrauens gegen sich selbst. Er macht sich durch den Eid fest gegen die Versuchungen. Einen promissorischen Eid (wegen Beseitigung der gemischten Ehen) nimt Esra in C. 10, 5 ab. Neh. 10, 29 werden die Israeliten eidlich verpflichtet, den neu geschlossenen Bund mit dem Herrn zu halten. Was würde wol eine Braut zu dem Bräutigam sagen, der sich auf solchen Grund hin weigerte, ihr am Traualtar vor Gott Treue zu geloben? Sie würde ihn als einen Elenden verachten. Wie kann man sich auf solchen leichten Anschein hin gegen Institutionen erheben, welche die Jahrtausende für sich haben und zu den Grundpfeilern der menschlichen Gesellschaft gehören.

stimmung: du sollst den Namen des Herrn deines Gottes nicht trüglich anwenden, erklärten die Pharisäer so, daß man nach Herzenslust schwören und fluchen könne, auch bei den geringfügigsten Veranlassungen, wenn nur das Beschworne wahr sei, und in dem Mosaischen Gebote, daß man das dem Herrn eidlich Gelobte entrichten solle, accentuirten sie das: dem Herrn, und behaupteten, daß alle andere Eidschwüre, wenn auch falsch, ohne Verbindlichkeit und ohne Verschuldung seien. In dies elende Getreibe schlägt das Wort des Herrn ein wie ein Blitz. Indem er dem entgegenstellt, daß so *überhaupt* nicht geschworen werden soll, tritt er nicht als Gegner des Mosaischen Gesetzes auf, sondern als Verteidiger desselben gegen seine als Freunde verkleideten Feinde. Denn das Mosaische Verbot des Meineides, auf seinen Grund zurückgeführt, verlangt die Heiligung des Namens Gottes und geht also der Sache nach zugleich gegen das leichtfertige Schwören. So gewiß als Gott sich durch seine Thaten einen herlichen Namen erworben hat, so gewiß auch sollen wir den Namen Gottes nicht anders nennen, als mit Ehrfurcht, sollen wir eine heilige Scheu tragen, ihn in das Gebiet der Sünde herabzuziehen, ihn leichtfertig und anders als mit tiefer Ehrfurcht auf die Lippen zu nehmen, wir sollen ihn nicht verläugnen, ihn vielmehr bei jeder Gelegenheit ehrfurchtsvoll und dankbar bekennen. Wir sollen auch Respect haben gegen alles Große und Hohe in der Welt, dem Gott einen Abglanz seiner Herlichkeit mitgeteilt hat, und nicht leichtfertig mit ihm umgehen. Selbst unser eignes Haupt soll uns ein Heiligtum sein als ein Wunder Gottes, der Alles in Allem ist.

Man würde den Gegensaz nicht ganz richtig fassen, wenn man ihn als den des Schwures im gemeinen Leben und vor Gericht fassen wollte, oder auch mit Rothe, den des unveranlaßten, aus eignem Antriebe hervorgehenden Schwures gegen den von der Obrigkeit geforderten. Es gibt auch nichtgerichtliche, aus eignem Antriebe hervorgehende Schwüre, welche nicht von dem Verbote Christi betroffen werden. Dies zeigt das Beispiel des Paulus. Luther gibt den Beichtvätern den Rath, daß sie unter Umständen zur Beruhigung angefochtener Gemüter die Wahrheit ihres Trostes beschwören sollen. „Wenn ich jemanden sehe in geistlichen Nöten und Gefahr, schwach im Glauben oder verzagten Gewissens oder irrigen Verstandes und dergleichen, da soll ich nicht allein trösten, sondern auch dazu schwören sein Gewissen zu stärken und sagen: so wahr Gott lebt und Christus gestorben ist, so gewiß ist dies die Wahrheit und Gottes Wort. Da ist der Eid so not, daß man sein nicht entbehren kann." In den ehelichen Verhältnissen kann es unter Umständen nicht blos erlaubt, sondern Pflicht sein, zu schwören, wenn dadurch dem Argwohn gesteuert werden kann. Es gibt ferner auch gerichtliche Eide, welche unter das Verbot Christi fallen, wobei die Schuld entweder die Obrigkeit treffen kann, die sie verlangt, oder den, der sie nur in seinem eignen Interesse, ohne von der Obrigkeit dazu angehalten zu sein, auf sich nimt. Dahin gehören namentlich *unnötige* Eide, solche, welche in Sachen geleistet werden, wo andere Mittel, die Wahrheit zu erforschen, zu

Gebote stehen, wobei aber der Pastor sich gar sehr vor voreiligem Urteil zu hüten hat: er kann gar leicht den Juristen eine schlimme Blöße geben. Dann Eide, welche über unbedeutende Gegenstände oder zur Förderung geringfügiger und untergeordneter Zwecke geleistet werden. „In einer Bagatellsache", sagt Chemnitz, „würden wir es nicht einmal wagen, einen großen Mann zum Zeugnis zu berufen." Dabei wird man aber nicht ganz in die Worte von Rothe einstimmen können: „Um bloßer Kleinigkeiten willen, *die er wol missen kann*, schwört kein Tugendhafter." Was sich materiell als Kleinigkeit darstellt, kann auf sittlichem Gebiete von großer Bedeutung sein, so daß es sich nicht blos als Recht, sondern als Pflicht darstellt, zu schwören. An einen Thaler kann sich die ganze *Ehre* knüpfen. Das ungerechte Verlangen eines Thalers kann eine schwere Sünde sein, von der man den Nächsten durch Ableistung des Eides überführen muß. Man versündigt sich an ihm, wenn man durch Verweigerung des Eides ihn in seiner Schlechtigkeit bestärkt. — Der wirkliche Gegensaz ist der des aus Ehrfurcht hervorgehenden und des ehrfurchtslosen Schwörens. Dieser Gegensaz berührte sich freilich in der Zeit Christi nahe mit dem Gegensatze des Schwörens im gemeinen Leben und vor Gericht. Im gemeinen Leben hatte damals die Ehrfurchtslosigkeit im Schwören ihren Siz besonders aufgeschlagen, während dagegen vor Gericht der vorhandene Rest der Ehrfurcht vor Gott sich noch geltend machte. Wenn aber auch in der damaligen Praxis die beiden Gegensätze ziemlich sich deckten, so ist es doch von großer Bedeutung, sie begrifflich auseinander zu halten.

Das richtige Verständnis lag aber den ersten Hörern und Lesern um so näher, da schon dem Ausdrucke nach von einem Schwören die Rede ist, welches man nach Belieben thun und lassen kann. Das paßte auf den damaligen gerichtlichen Eid um so weniger, da bei diesem die Eidesformel nur von dem den Eid Abnehmenden gesprochen wurde. Dann lag nach der ganzen Stellung, welche Jesus einnahm, der Gedanke sehr fern, daß er in die damals bestehenden Rechtsverhältnisse einen gewaltsamen Eingriff thun werde.

Jesus zerstört aber in der Bergpredigt nicht blos den falschen Eid, er baut auch den wahren Eid auf. Das Verbot des frivolen Schwörens, wie es damals im Schwange war, wird begründet auf die Gott schuldige Ehrfurcht. Aus eben diesem Princip fließt die Giltigkeit des im Aufblicke zu Gott geleisteten Eides. Man kann diese nicht verwerfen ohne sich an Gottes Ehre zu vergreifen, ohne ihn zu läugnen als das eine wahrhaftige Sein, das als solches kein ruhendes sein kann, sondern sich den Creaturen mitteilen muß, als den alleinigen Inhaber aller Wahrheit, an der nur durch die Gemeinschaft mit ihm teilgenommen werden kann, außer dem nur Eitelkeit und Lüge ist.

Der Eid hat ein festes Fundament schon in dem Wesensnamen Gottes unter dem A. B. Dieser Name, Jehova, eigentlich Jahve, bedeutet den Seienden, das reine absolute Sein, denjenigen, außer dem nichts ist, als leerer Schein, an dem jeder participiren muß, nach dem Vorgange Henochs und Noas,

die mit Gott wandelten, der des Seins teilhaftig werden will, der alles Seins und aller Wahrheit in den Creaturen alleinige Quelle ist.

Wenn Jeremias in C. 10, 10 sagt: „Und Jehova Gott ist Wahrheit, er ist der lebendige Gott und der ewige König", so schneidet er eben damit alle Einwendungen gegen den Eid ab. Den Eid beseitigen heißt hiernach die Wahrheit aus der menschlichen Gesellschaft verbannen. Die Wahrheit bezeichnet dort wie in Röm. 1, 25 zunächst die Wahrheit des Seins, im Gegensatze gegen die Götzen, deren Wesen nichts ist als Trug und Lüge. Aber von der Wahrheit des Seins, welche dort als das Privilegium Gottes bezeichnet wird, ist die Wahrheit der Worte ein bloßer Ausfluß. Die Wahrheit der Worte stellt sich von selbst ein, sobald durch die Gemeinschaft mit Gott die Teilnahme an der Wahrheit des Seins gewonnen wird.

Wenn Christus in Joh. 14, 6 spricht: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben", so empfiehlt er eben damit den Eid, der nichts anderes ist als der Versuch, durch die Teilnahme an der persönlichen Wahrheit frei zu werden von dem elenden Schein- und Lügenwesen, dem der gefallene Mensch zur Beute geworden ist, ein Versuch, dem die persönliche Wahrheit so gewiß entgegenkommen muß als sie existirt und der Mensch zu Gottes Bilde geschaffen und zur Gemeinschaft mit ihm bestimt ist, in dem wir leben, weben und sind.

Plato in den Büchern von der Gesezgebung erklärt das Ueberhandnehmen der Meineide für den lezten und tiefsten Abgrund des Sittenverfalls, für den Anfang des Endes. Wir begnügen uns hier der so notwendigen Reaction gegen diesen auch bei uns schon eingebrochenen Schaden die theoretische Grundlage zu geben. Die practische Seite der Frage ist, soweit die Geistlichkeit dabei beteiligt ist, in lebendiger Weise noch kürzlich in diesen Blättern behandelt worden, in dem Auffatze: „Der Pastor im Verhältnisse zu der Zunahme der Meineide", Dec. 1865*);

*) Zur Ergänzung dieses Auffatzes dienen die in der Schrift des Obergerichtsraths Strippelmann aus den Acten des Casseler Consistoriums mitgeteilten Thatsachen, aus welchen erhellt, von welcher Bedeutung die Mitwirkung treuer Pastoren bei der Eidesleistung ist. Wir wollen diese Thatsachen hier ausheben.

„1. In einer Rechtssache, worin einer Bauersfrau ein Haupteid unterlegt worden, wendet sich solche vorschriftsmäßig an ihren Selsorger. Derselbe findet aber, daß der Bittstellerin, aus Mangel an Bekantschaft mit den ersten Grundwahrheiten des Christentums, das Verständnis der christlichen Lehre vom Eide zur Zeit noch verschlossen sei, und sezt daher die Erteilung des Eidesbelehrungs-Scheines aus. Die darauf erfolgte Beschwerdeführung der Nachsuchenden hat wiederholte Belehrungs-Versuche mit derselben zur Folge. Auf alle Fragen des Pfarrers, z. B. auf die: ob sie glaube, daß Gott das Böse bestrafe? gibt dieselbe aber entweder gar keine oder die Antwort: „Dat bruk ik Em nit se säen; dat säll hä mick säen" („Das brauch ich Ihm nicht zu sagen; Das soll Er mir sagen"; oder: Dat wed ik nit; dat säll hä mik säen" („Das weiß ich nicht ꝛc.). Nachdem in Folge der Beschwerdeführung einige Zeit vorüber gegangen war, wird dem gedachten Selsorger die Vornahme der Handlung aufgegeben. Immittelst ist aber der, allem Anscheine nach bis dahin von Außen genährt gewesene, Eigenwille der Frau gebrochen. Sie bittet zwar von Neuem den Pfarrer um Eidesbelehrung, richtet aber, unter Thränen über ihr bisheriges, ungebührliches Verhalten, aus eigenem Antriebe sich selbst über die Thorheit, den Einflüsterungen eines Juden mehr Vertrauen geschenkt zu haben, als den Ermahnungen ihres Selsorgers. Aus dem Verfolg der hierauf fortgesezten Unterweisung ergibt sich dann, daß von der früher unternommenen Belehrung Vieles zu Früchten heilsamer Erkentnis sich angesezt hatte, so daß nunmehr, nach kurzer Zeit, der Pfarrer mit gutem Gewissen das Zeugnis ihr geben konte, daß sie über das Wesen des Eides und die nachteiligen Folgen des Meineides klare christliche Begriffe erlangt habe. Dabei aber blieb es nicht. Die zur Erkentnis gekommene Frau erklärte am Schlusse der Unterredungen, sie sehe jezt ein, daß sie den ihr auferlegten Eid nicht leisten könne und fest entschlossen sei, denselben nicht zu schwören, weshalb sie zugleich ihren Selsorger die gütliche Beilegung des Streits mit ihrem Gegner herbeizuführen veranlaßte. Hierdurch wurde also die Frau selbst vor einem Meineid, ihr Gegner vor einem durch einen solchen ihm drohenden Verlust von 80 Thalern bewahrt, der ganzen Gemeinde aber die Aussicht eröffnet, daß ein ärgerlicher, mit Erbitterung der Gemüter geführter Proceß in Vergleich und Aussöhnung sich auflösen und endigen werde.

2. In einem andern Falle (aus den Jahren 1845 und 1846) beschwert sich ein 25jähriger Schäferknecht darüber, daß der betr. Pfarrer den Eidesbelehrungs-Schein ihm nicht ausstellen wolle. Dieser, vom Consistorium zum Bericht gezogen, bemerkt zunächst, daß in seiner Gemeinde (S.) das Laster des Spielens, der Liederlichkeit, der Trunksucht in überaus bedeutendem Grade aufgetreten sei und der Eidschwur so oft vorkomme, daß er im ersten halben Jahre seiner Dienstzeit eilf Mal den Eid habe erklären müssen, während er in seiner frühern Parochie (Zierenberg) in einer sechsjährigen Dienstzeit nur 15 Eidesbelehrungs-Scheine erteilt habe. Dies habe notwendig gemacht, jenem Amtsteile besondere Sorgfalt zu widmen und bei den Schwurpflichtigen genau nach der Erkentnis und dem Glauben, worauf der christliche Eid beruhe, zu forschen, um dieselben über Inhalt und Wichtigkeit des Eides ins Klare zu setzen. Den Beschwerdeführer welcher seit seiner Confirmation auch nicht einmal wieder zum heiligen Abendmal gegangen sei und seit einigen Jahren sich auch von der Kirche gänzlich losgesagt, habe er daher in Unterricht genommen, und ihn bis zu dessen Beendigung bei dem Gerichte um Erstreckung des Schwörungs-Termins einzukommen veranlaßt. Das Consistorium rescribirte hierauf (i. J. 1845) dem Selsorger, daß, wenn bei dem Beschwerdeführer nicht ein wirkliches geistiges Unvermögen, in Folge dessen er zu einer Eidesleistung überhaupt nicht würde zugelassen werden können, obwalte, ein Unterricht von einigen Tagen hinreichend sein werde, demselben die Wichtigkeit des Eides und die Strafen des falschen Eides darzustellen. Nach 5/4 Jahren machte der mehrgedachte Pfarrer dem Consistorium über das Resultat seiner fortgesezten Bemühungen folgende sehr bemerkenswerte Mitteilung. Geistig unvermögend sei zwar der 25jährige Mensch nicht gewesen, seit seiner Confirmation aber, wie erwähnt, nicht wieder zum Abendmal und nur einige Male in die Kirche gegangen und habe so wenig die Artikel

nach der juristischen Seite ist sie behandelt in der Schrift von Dr. Elvers: „Die Notstände des Preußischen Eidesrechtes,

Berlin, Schlawitz, 1858." Gott gebe seinen Segen, daß auch auf diesem Gebiete das Salz salze, das Licht leuchte, recht wenige als stumme Hunde erfunden werden, recht viele den Zuruf vernehmen können: du frommer und getreuer Knecht.

Zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Mystik.

Daß die nationale Eigentümlichkeit des deutschen Volkes in hervorragendem Maße das geeignete Gefäß gewesen ist, die christlichen Heilsthatsachen auf's Tiefste zu erfassen und in lebendiger Wirksamkeit zu bewahren, erweist sich an der Geschichte der deutschen Kirche seit der Bekehrung der Deutschen zum Christentum auf allen Punkten. Es ist ein unbezweifelter Vorzug des deutschen Geistes, daß er von früh an im Gegensatze zu romanischer Aeußerlichkeit die Lehren und Thatsachen des Evangeliums auf's Persönlichste sich anzueignen und auf's Innigste zu durchdringen gesucht hat. Die deutsche Literatur des gesamten Mittelalters trägt vom Heliand und Otfried's Evangelienharmonie an christlichen Charakter, der mehr als irgend ein anderes Volk das deutsche Volk in allen Lebensrichtungen ergriffen hatte. Freilich erscheinen viele der hauptsächlichsten Vertreter der Literatur keineswegs als blinde Anhänger der priesterlichen Autorität. Aber wer möchte bestreiten, daß Männer wie Walther von der Vogelweide oder der Dichter der „Bescheidenheit", so kräftigen Ausdruck sie ihrer ghibellinischen Gesinnung gegeben haben, doch durchaus von christlicher Gesinnung beseelt waren? Freilich, je mehr die Kirche in weltliche Händel verflochten ihren geistlichen Beruf versäumt, je mehr sie sich als eine äußerliche Macht über die Gewissen aufgerichtet und sich zwischen das christliche Volk und seinen Erlöser gedrängt hat, desto entschiedener machen sich auch die Aeußerungen der Opposition geltend nicht etwa gegen die christliche Lehre, sondern gegen die Gewalthaber der verweltlichten Kirche, gegen die ihrem Berufe untreu gewordene Priesterschaft und gegen das harte Joch des Gesetzes, das der Priester, der allein alles irdische und ewige Heil jedem Einzelnen vermittelte, dem Nacken der Gläubigen auflegte.

Echte evangelische Gesinnung ist in der römischen Kirche nie ganz ausgestorben. Zwar die Kirche selbst ist immer mehr von dem rechten Wege abgekommen, je mehr sie der absoluten Herschaft des Papstes unterlag, und die Triumphe des Papsttums über die weltliche Gewalt waren ebenso viele Schritte zum Verderben der Kirche. Aber die Predigt der Buße, die von tieferen, von Christo ergriffenen Gemütern wenn auch nur hier und da auf vereinzelten Punkten geübt wurde, hat nie geschwiegen, und Elemente der sittlichen Erneuerung, meist übel angesehen von den Herschenden, zeigten sich unter Geistlichen und Laien in allen Jahrhunderten. Nur die Gefahr war dringend, daß der festen Organisation der herschenden Kirche gegenüber auch die wolgemeinte, gläubige Opposition den Charakter der Schwärmerei annahm und bei der Bekämpfung der zum großen Teile unwürdigen Priesterschaft und der äußeren Menschensatzung auch die guten und echten Elemente hinweggeworfen wurden, die teils der Kirche dieser Zeit unentbehrlich waren, teils der Kirche Christi als solcher unveräußerlich zugehören. Vielfach durch Uebertreibungen eines rein geistigen Wesens, wie sie ja nur um so sicherer dem Fleisch vorzuarbeiten pflegen, kennzeichnen sich die ketzerischen Parteien des 13. und 14. Jahrhunderts.

Ein Mittel, Tendenzen, die sonst in der Opposition zur Kirche standen, in den Dienst zur Kirche zu nehmen, boten die Mönchsorden. Hier mochte ein in der Liebe thätiges Glaubensleben, ein den Welthändeln abgeneigter Sinn, die Nachfolge Christi in Demut und williger Armut, die betrachtende Versenkung des Gemütes in das Geheimnis des gekreuzigten Gottessohnes noch am ehesten eine Zuflucht finden.

(Fortsetzung folgt.)

---

des christlichen Glaubens, worauf der christliche Eid basirt sei, dem Sinne nach, als die Gebote gekant. In Folge Ablehnung der Ausstellung eines Eidesbelehrungs-Scheins habe er die Aussetzung des Schwörungs-Termins beim Untergerichte erwirkt und den Unterricht begonnen. In den ersten 16 Stunden habe er nichts vom Eide geredet, sondern so weit es die Fassungskraft des Schwurpflichtigen erlaubt, ihn in die Lehren von Gott und der Erlösung eingeführt. Derselbe sei ihm hierbei so sehr entgegengekommen, daß er den Katechismus mit auf die Weide genommen habe, um die jedesmalige Aufgabe und die ihm bezeichneten Stellen gut zu lernen. Darauf habe er denselben in der Amtskleidung empfangen und ihm den Eid erklärt, wobei an den erteilten Unterricht angeknüpft und mit ernster und herzlicher Verwarnung geschlossen worden sei. Mit dem ihm in Folge dessen erteilten Eidesbelehrungs-Scheine sei darauf der Schwurpflichtige auf das Amt gekommen, habe die Bescheinigung abgegeben, zugleich aber, als das Gericht ihn zur Eidesleistung aufgefordert, erklärt: „Meine Herren, ich bitte um gnädige Strafe; ich kann diesen Eid nicht schwören." Seit der Zeit habe das Gericht, erfreut über dieses Resultat, dem gedachten Selsorger oft die Untersuchungs-Acten alsdann zur Einsicht vorgelegt, wenn zu befürchten gestanden, daß die Gravirten einen falschen Eid leisten möchten, und erst wenige Tage vorher habe er zwei Individuen von der Leistung eines Eides abgehalten, welche lange Zeit darauf beharrt gehabt hätten."

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 5. September. № 71.

Zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Mystik.

(Fortsetzung.)

Von den Mönchsorden aus mochte die Selsorge am einzelnen Herzen, welche die in politische Händel verwickelte Kirche und die in Unwissenheit und Sittenlosigkeit verkommenden Weltgeistlichen aus den Händen gegeben hatten, noch mit der reinsten Hingebung betrieben werden. In dieser Beziehung ist die Stiftung der beiden großen Bettelorden, des Minoritenordens (1223) und des Predigerordens (1216), ein höchst bedeutendes Ereignis; es ist der Versuch, der Kirche die ihr abhanden gekommenen Organe für ihre wesentlichen Functionen wiederzugewinnen, ohne die Kirche selbst in ihrem dermaligen Bestande wesentlich zu verändern. Fast alles wirkliche geistliche Leben der Kirche hat sich seitdem in den Mönchsorden concentrirt. Sie übernahmen die Pflege der Wissenschaft; sie vertraten zugleich die Mission der Kirche an das christliche Volk.

Zu dieser Mission gehörte als das wesentlichste Stück die Predigt in der Landessprache, die nirgends höhere Ausbildung und größere Gewalt über die Gemüter des Volkes erlangte, als in Deutschland. Deutsche Predigt wurde im 13. Jahrhundert zunächst vom Orden der Franciscaner geübt. Vor allen hochberühmt ist der große „Landprediger" Bruder Berthold Lech von Regensburg, dessen gewaltige Predigt nach 1250 Tausende um ihn versammelte, wenn er von Land zu Land wandernd unter freiem Himmel von einem Thurme oder von einem in der Krone einer Linde aufgeschlagenen Gerüste herab das Volk anredete. Seine hohe Beredsamkeit, die ihn zu einem der ersten Prediger Deuschlands nicht blos der Zeit nach erhebt, ergeht sich weniger in den Tiefen der Glaubenslehre, als in kräftiger, erwecklicher Ermahnung zur Buße und zu christlichem Lebenswandel, in durchaus volkstümlicher und gemütvoller Rede. Sein Wort brante wie eine Fackel, heißt es von ihm; Gott hatte ihm einen Mund gegeben, der einem scharfen Schwerte glich. Unzählige Sünder hat er durch Wort und Beispiel zum Herrn bekehrt, wird uns erzählt; auch Wunderthaten und Weissagungen werden ihm nachgerühmt. Lange noch nach seinem Tode (1272) können wir in der Literatur, bei Dichtern und Prosaikern, die Nachwirkungen seiner Thätigkeit und die lebendige Erinnerung an ihn verfolgen. Was uns von ihm geblieben ist, beweist eine ganz außerordentliche Gewalt der Sprache und die innigste Gemütstiefe in der Auffassung der Heilsthatsachen. Gegen den schlechten Ablaßhandel der „Pfennigprediger", gegen äußere Werkgerechtigkeit, gegen Wallfahrten und Reliquiendienst eifernd dringt er auf Lauterkeit des Herzens und einen Gott ergebenen Sinn. Die Mystik hat auf ihn nicht tiefer eingewirkt, wol aber auf seinen Lehrer und Genossen, David von Augsburg, von dem wir auch in deutscher Sprache einige nach Form und Inhalt gleich vortreffliche Predigten und Tractate besitzen. Der rechte Boden für die deutsche Mystik fand sich indeß weit mehr im Dominicanerorden, auf den das Amt der deutschen Predigt seit dem Ende des 13. Jahrhunderts überging besonders durch die Einwirkung der strahlenden Leuchte des Ordens, Albertus des Großen. Auf diesem Punkte nun berührt sich auf's Innigste die Sonnenhöhe der mittelalterlichen Wissenschaft und der Aufgang der deutschen Mystik.

Für die apostolische Thätigkeit des Lehrens und Predigens war der Dominicanerorden von vornherein gestiftet. Er suchte der Aufgabe zu genügen zunächst durch die systematische, wissenschaftliche Bearbeitung der Glaubenslehre, aber auch durch die volkstümliche Predigt, die sich dem Bedürfnisse der Ungelehrten anschloß. Eröffnet wurde die Glanzepoche der Scholastik durch zwei Franciscaner, Alexander von Hales und Bonaventura, von denen jener durch dialektische Gewandtheit, dieser durch innige mystische Vertiefung in die Lehre vom Heil eine Fackel seines Zeitalters wurde. Neben sie und über sie stellte sich der deutsche Dominicaner Albert, der berühmte Lehrer von Cöln, einer der umfassendsten Geister aller Zeiten. Mit unverdrossenem Eifer, mit schwerfälliger, aber sich nie genügender Gründlichkeit das Studium des Aristoteles aus den Quellen betreibend und das Verständnis desselben eröffnend führte er das Streben, das die ganze mittelalterliche Wissenschaft beseelt, den eigentümlich christlichen Ideengehalt in die höchste aus dem Altertum überlieferte Form systematischer Wissenschaft zu gießen, bis nahe an das Ziel, und mit selbständiger Forschung dem Aristoteles auch auf das Gebiet der Naturwissenschaften folgend öffnete er die Augen seiner Zeitgenossen auch für weitere Interessen und bereitete ein neues Zeitalter vor. Auf seinen Spuren fortschreitend baute Thomas von Aquino die Gedankenwelt des Meisters aus, ergänzend, wo er eine Lücke sah, berichtigend, wo er die Consequenz des Gedankens vermißte, mit leichterer Hand, in beredterer Sprache, mit allezeit schlagfertigem Reichtum des Geistes. Die

wissenschaftliche Bewegung des Mittelalters ist darüber nicht hinausgegangen. Sie konte wol kritisch die Berechtigung derjenigen Principien prüfen, auf denen das Lehrsystem der Dominicaner beruhte; durch productive Gedankenarbeit, durch positive Förderung hat auch der Scharfsinn eines Duns Scotus nicht, geschweige denn die dürftige, zersetzende Art des neu belebten Nominalismus die Lehren des Albertus und Thomas überbieten können. Thomas ist die höchste wissenschaftliche Autorität der römischen Kirche geworden; er ist es auch bis auf den heutigen Tag geblieben.

Für die Lehrsysteme des Albertus und Thomas hat Aristoteles eine vorwiegende Bedeutung; aber es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß die platonischen und neuplatonischen Elemente in denselben in nur untergeordneter Weise vertreten wären. Im Gegenteil darf man sagen: wenn aus Aristoteles das äußere Gerüst des Gedankensystems und der Anlaß zu den mehr dialektischen Untersuchungen stamt, so haben die platonischen Speculationen der Lehre jener Dominicaner gerade für die Auffassung der specifisch-christlichen Glaubensthatsachen die geeigneten Organe verliehen. Der Platonismus aber nimt im Mittelalter durchaus den Charakter der Mystik an.

Die Versuche, vom Standpunkte der platonischen Lehre aus die Grundlehren des christlichen Glaubens denkend zu durchdringen, sind so alt wie die kirchliche Wissenschaft selber. Wir erinnern nur an die hohen Namen eines Clemens von Alexandrien, Origenes, Gregorius von Nyssa, und des einflußreichsten von Allen, des Augustinus. Wenn des Lezteren Lehre in ihrer glaubenstiefen Innigkeit und dem unerschöpflichen Reichtum einer allumfassenden Gedankenwelt alle gesunden Entwicklungen auf dem Boden des christlichen Lebens und des christlichen Glaubens bedingt und beeinflußt hat, so hat sie in ihrer speculativen Tiefe insbesondere den mächtigsten Einfluß geübt auf die spätere Mystik. Neben dem heiligen Augustinus sind für die eigentümliche Farbe der Mystik des Mittelalters entscheidend geworden die Schriften, welche, um 500 entstanden, fälschlich dem Apostelgesch. 17, 34 erwähnten Dionysius dem Areopagiten, welcher der erste Bischof von Athen gewesen sein soll, zugeschrieben worden sind. Durch die allgemein geglaubte Autorschaft jenes unmittelbaren Schülers des Apostels Paulus mit einem fast kanonischen Ansehen in der Kirche des Westens wie des Ostens umkleidet, wurden sie besonders durch Vermittlung des Scotus Erigena seit 860 ein wesentliches Ferment in der Entwicklungsgeschichte der christlichen Wissenschaft. Die innere Bedeutung dieser Schriften freilich entspricht der Größe ihres Einflusses nicht entfernt. Ganz auf dem Boden neuplatonischer Speculation stehend, im engsten Anschluß besonders an Proclus und Plotinus, bemüht sich der Verfasser derselben, in den Aussprüchen der Heiligen Schrift über Gott und Engel und in den kirchlichen Gebräuchen einen rein geistigen Sinn aus der Umhüllung sinnlicher Bilder herauszuschälen, und während die ungebildete Menge an dem Symbole haftet, für den Eingeweihten einen tieferen Schriftsinn nachzuweisen, nach welchem christliche Lehre und neuplatonische Speculation so ziemlich wie ein und dieselbe Sache sich ausnehmen. Ein tieferes Eingehen des Geistes und Gemütes in die christliche Wahrheit sucht man hier vergebens. Der falsche Dionysius verharrt in einem gekünstelten Enthusiasmus für die möglichst weit getriebene Abstraction; den einen armseligen Begriff des allerabstractesten Wesens ohne alle Bestimtheit und ohne alles Bild wiederholt er in immer gesteigerten, sich selbst überbietenden Wendungen; seine Lehre von der stufenweisen Emanation aller Dinge aus dem unergründlichen Wesen der Gottheit streift nicht blos an den Pantheismus, sondern hebt eigentlich allen gründlichen Unterschied zwischen Gott und den Creaturen auf. Auch aus seiner Speculation Frucht zu gewinnen für die Lehre von einem heiligen Leben hat der falsche Dionysius nicht versucht. So bot er der späteren Mystik nichts dar, als einen leeren Rahmen, als die abstractesten Speculationen, die nun von den Denkern, die von ihm angeregt wurden, durch eine lebensvollere Auffassung des Lebens in Christo erst einen wirklichen Inhalt erhielten. Schon Scotus Erigena, so überwiegend sein Interesse an der Erkentnis der Dinge und ihres absoluten Grundes haftet, trägt in das ermüdende Einerlei dieser Abstraction mit tieferem Gemüte einen Reichtum von Anschauungen hinein, indem er mit ernster Wißbegier und hoher Geisteskraft eine umfassende Fülle von Problemen im Anschluß an die größten Geister der heidnischen und christlichen Welt und doch selbständig durchdenkt. Scotus Erigena hat in keinem Punkte die Lehre der Kirche bestreiten wollen; aber sein System, wonach die Welt Theophanie, Gott Alles in Allem ist, das Böse nur eine Scheinexistenz hat, mußte von der Kirche zurückgewiesen werden. Die pantheistische Speculation indessen dauerte fort oder lebte in Amalrich von Bena, diesmal mit aller Bitterkeit gegen die Kirche gerichtet, wieder auf. Schriften in französischer Sprache waren bestimt, die ausschweifendsten Paradoxien unter dem Volke zu verbreiten. Im Finstern schleichend, mit nur teilweise zum Ziele führender Grausamkeit verfolgt, erhielt sich dieser wüste und sittlich gefährliche Pantheismus in zahlreichen ketzerischen Vereinen; allerlei verwandte Richtungen fanden sich in demselben Geiste des Gegensatzes zu Zucht und Ordnung zusammen. Und die kirchliche Wissenschaft selber vermochte sich von jener in ihren Consequenzen zum Pantheismus führenden Speculation nicht frei zu erhalten. In der That machen sich bei Thomas von Aquino in den wesentlichsten Hauptpunkten seiner Lehre jene Anlehnungen an den Pantheismus des falschen Dionysius geltend. Wurde die Heilige Schrift allegorisch gedeutet, galt nicht ihr Wortsinn, kaum ihre angeblich tiefere Meinung als entscheidende Autorität in Sachen des Glaubens, so war der metaphysischen Umdeutung der weiteste Spielraum gelassen, und nur das Streben, sich in Einheit mit dem in der Kirche waltenden Gemeingeiste zu erhalten, konte von dem Ziehen der gefährlichsten Consequenzen zurückhalten.

Einen wesentlich anderen Eindruck macht dagegen jene Reihe von Erscheinungen, in denen die Anklänge derselben Speculation in den Dienst eines innigen, ganz Gott ergebenen Gemütes und

des Strebens nach einem heiligen, vollkommenen Leben gezogen werden. Von hier aus flossen in Wahrheit Ströme des Lebens in den erstarrenden Leib der Kirche. Die glaubenstiefe Innigkeit des heiligen Bernhard, der hohe prophetische Gedankenflug des Abts Joachim, ja fast jede Regung einer besonders gesteigerten persönlichen Frömmigkeit gegenüber der immer mehr in der Schulformel erstarrenden bloßen Verstandesüberzeugung, gegenüber der Verweltlichung der in der Kirche herschenden Partei trägt den Charakter einer schlichteren oder sich in ihrem Fluge höher versteigenden Mystik. Diese vollkommen auszubilden und ihr eine feste Theorie zu verleihen, mußte dann die wissenschaftliche Form selber dienen, wie sie sich in der Scholastik gebildet hatte. Bei Hugo und Richard von St. Victor, bei Bonaventura, dem Gipfel und Abschluß dieser besonders unter Franzosen und Italienern mächtigen Richtung des religiösen Lebens, geht die mystische Speculation eine enge Verbindung ein mit der scholastischen Formel. Wie verschieden auch im Einzelnen die Richtung dieser Männer nach Ziel und Methode ist, das ist ihnen Allen gemeinsam: sie betonen ein über alle endliche Vermittlung des empirischen Verstandes hinausgehendes unmittelbares Anschauen Gottes als das Ziel alles Erkennens und Glaubens; sie zählen die Stufen auf, auf denen die Sele zu dieser seligen Anschauung hinanklimt; sie kennen ein Ideal der innigsten Vereinigung mit Gott, als deren Voraussetzung ihnen die Befreiung von allem sinnlichen Erkennen, allem eignen Willen, die völlige Dahingabe des eignen selbständigen Seins und Denkens gilt. Für die deutsche Mystik entscheidend wurde der Umstand, daß Albertus Magnus, die vielbewunderte Leuchte des Predigerordens, von jener Richtung weit mehr als oberflächlich berührt wurde.

Albertus hat sich mit den angeblich areopagitischen Schriften und dem denselben geistesverwandten Buche de causis eingehend beschäftigt, in Cöln über dieselben vorgetragen und Commentare zu denselben verfaßt. Dadurch ist seine Lehre von Gott, von dem Verhältnis der Menschensele zu Gott, von der Schöpfung und den Creaturen wesentlich bestimt worden. Die Contemplation als das Mittel, sich denkend in Gott zu versetzen, hat auch er beschrieben, und dieselben Gesichtspunkte hat Thomas von ihm übernommen. Bei beiden bildet das mystische Erkennen die höchste Stufe der menschlichen Selenthätigkeit, die Seligkeit finden sie in der höchsten und reinsten Erkentnis. Albert's Ethik hat wenigstens in einzelnen Punkten von der in der Kirche herschenden Werkgerechtigkeit abweichend die evangelische Freiheit und im Gegensatze zu dem Materiellen des Werkes die Innerlichkeit der frommen Gesinnung betont. Daher schreibt ihm die Ueberlieferung Aussprüche zu, die bis zu wirklicher Ketzerei fortschreitend wenigstens ihrer Grundtendenz nach mit der späteren Mystik übereinstimmen. Noch zulezt und kurz vor seinem Tode hat Albert seine Theologie für die Armen am Geiste in der Erbauungsschrift de adhaerendo Deo niedergelegt, in welcher es sich bestätigt, daß in diesem Zeitalter jeder charakteristischere Ausdruck wahrer Herzensfrömmigkeit eine mystische Stimmung offenbart. Während in der andern ähnlichen Abhandlung Albert's de paradiso animae die einzelnen christlichen Tugenden in mehr äußerlicher und vereinzelnder Weise durchgesprochen und näher bestimt werden, weist Albert in dem Büchlein de adhaerendo Deo mit aller Kraft auf das Eine hin, was Not ist, auf Christum, in dem allein das Heil sei, und während er noch an der Berechtigung der consilia ecclesiastica und an der besondern Heiligkeit des Mönchslebens festhält, fordert er doch am dringendsten das Eine, daß der Mensch sich auf sich selbst besinne, Alles, was durch Vermittlung der Sinne in die Sele eingegangen ist, hinaustreibe und schweigend und duldend sich der Wirkung der Gnade, der Stimme Christi in der Sele, hingebe mit unbedingtem Vertrauen und in vollkommener Selbstlosigkeit. — Wir haben von Albert nur lateinische Schriften; aber daß er deutsch wenigstens auch gepredigt hat, unterliegt keinem Zweifel. Im Auftrage des Papstes zu einem Kreuzzuge aufrufend und später auch noch, nachdem er sein bischöfliches Amt niedergelegt hatte, in mannichfacher Weise in bischöflichen Functionen thätig, Kirchen und Klöster weihend, predigend und lehrend, hat er in vielen Teilen Deutschlands, ohne Zweifel in volkstümlicher Weise und deutsch, gepredigt und geringen Klosterleuten und dem gesamten christlichen Volke die Lehre vom Heil in Christo eindringlich vorgetragen. Bis auf die Worte und einzelne Sätze hat die spätere deutsche Mystik seines Ordens, freilich sich zugleich ihre Selbständigkeit wahrend, sich seiner Lehre angeschlossen, indem sie dieselbe nach einer bestimten Richtung hin weiterbildete.

Als die Aufgabe seines Büchleins „von dem Anhangen an Gott" bezeichnet Albert, er wolle lehren, wie der Mensch sich aller Dinge möglichst vollkommen entledigen und einzig sich zu Gott wenden solle, frei und ungehindert, blos und wandellos. Das Ziel der christlichen Vollkommenheit ist die Liebe; sie besteht darin, daß wir Gottes Gebote halten und unsern Willen dem göttlichen Willen gleichförmig machen. Der Ordensstand erleichtert den Weg zu diesem höchsten Ziele, daß wir allem absterben und Gott allein leben. Die wahre Anbetung Gottes geschieht in Erkentnis und Liebe, wenn Verstand und Affect frei ist von allen Bildern, wenn der Mensch, alles Anderen entledigt, sich ganz in sich zurückzieht, alles Sinnliche vergißt, und wenn dann vor Jesus Christus, während der Mund schweigt, der Geist allein sein Verlangen Gott dem Herrn vorträgt und mit der ganzen Glut der Liebe sich in ihn rein und vollständig mit allen Kräften versenkt, sich ausdehnt, entflamt und in der Liebe auflöst. Nichts darf die Sele mehr beunruhigen, weder die Welt, noch ein Freund, weder Glück, noch Unglück, weder Gegenwart noch Vergangenheit oder Zukunft; nicht einmal deine vergangenen Sünden dürfen dich ängstigen; sondern denke in der Einfalt deines Herzens, du seist mit Gott schon außerhalb der Welt, deine Sele sei schon vom Körper getrent in der Ewigkeit. Darum kümmere dich um gar nichts mehr in der Zeit, sondern suche Gott völlig gleichförmig zu werden. Die Sele ist mehr, wo sie liebt, als wo sie dem Leibe das Leben

gibt; die Liebe einigt uns mit Gott. Aengstige dich nicht um dein Unvermögen; willst du das Gute und vermagst es nicht, so rechnet es dir Gott als gethan an. Gott ist es, für den und durch den Alles ist; in ihm ist nichts, was nicht er selber ist; er erfüllt Alles; er ist jedem Dinge innerlicher und näher, als es sich selber ist; in ihm ist Alles ein ewiges Leben. In ihm leben die ewigen Formen aller Wesen, der vernünftigen, wie der unvernünftigen und zeitlichen. —

Wir haben in der angeführten Gedankenreihe die wesentlichsten Grundzüge der Mystik, auch der deutschen Mystik, vor uns. Aber sie treten bei Albert nicht rein und nicht ohne Hemmung heraus. Albert ist in seinem ganzen Denken gebunden an die überlieferte Satzung der Kirche; er unternimt es auch nicht, aus einem Grundprincip heraus ein System christlicher Lehre darzustellen; das Mystische erscheint bei ihm nur mehr wie eine Verzierung an dem streng dialektischen Gedankenbau, oder wie ein aus der Ferne herüberdringender leiser Klang. Die Kirche und ihren äußeren Bau zu fördern und zu verteidigen war sein eigentlicher Beruf. Der Mystiker und der Scholastiker liegen hier noch unvermittelt, ja wiederspruchsvoll neben einander, die Schärfe des dialektischen Verstandes auf der einen, die Tiefe der mystischen Anschauung auf der andern Seite. Es lag in der Natur der Sache wie in den Bedingungen der Zeit: wenn die eine Seite seines gedoppelten Wesens ihre vollendetste Ausprägung in Thomas von Aquino erhielt, daß auch die andere Seite zu ihrem Rechte kommen, daß auch sie sich in einer klassischen Gestalt verselbständigen mußte. Darin liegt die Bedeutung des Meisters Eckhart, des eigentlichen Vaters der deutschen Mystik.

Es waren am Ende des dreizehnten Jahrhunderts alle Bedingungen gegeben, unter denen sich diese Geistesrichtung als reife Frucht ihrer Zeit herausbilden konte. Die Kirche stand nach der Niederwerfung des edlen Herscherhauses der Hohenstaufen im Zenit ihrer Gewalt. Aber daß die durch eine rücksichtslose Aufbietung aller Mittel geistlicher und weltlicher Politik gewonnene Macht doch nur ein hohler und wesenloser Schein sei, daß diese auf der Herschaft über die Gemüter beruhende Macht durch ihren Misbrauch sich eben den Glauben und das Vertrauen der Menschen entzog, in welchem allein sie ihren Bestand hatte, daß dem durch jeden scheinbaren Erfolg in fortwährender Steigerung begriffenen Anspruch nicht immer die Möglichkeit entsprechen konte, ihn durchzuführen, das fühlte man schon lange, ehe es sich handgreiflich erwies in dem Conflicte der päpstlichen Gewalt mit dem Könige von Frankreich. Das Resultat dieses Conflictes war dann die Uebersiedelung der Päpste nach Avignon und das vielbeweinte Exil der Kirche, durch welches die Päpste die unterwürfigen Diener der französischen Staatskunst und vornehmlich das Werkzeug der Könige wurden, um das deutsche Reich in tiefster Zerrüttung und Verwirrung zu erhalten. Das Papsttum zog sich selber die Opposition groß, je mehr es sich verächtlich machte und die Gewissen verwirrte. War es doch nur allzu offenkundig, wie die errungene Uebermacht gebraucht wurde im Dienste des Geizes, der Fleischeslust und Hoffahrt; nur um so härter drückte das päpstliche Joch auf den Völkern und um so unwilliger wurden die Erpressungen der Legaten ertragen. Grade in den beiden großen Mönchsorden fand die Opposition einen Heerd. Die bewußte politische Opposition concentrirte sich im Orden der Franciscaner, wo das selbständige göttliche Recht der weltlichen Obrigkeit eifrig verteidigt wurde; eine mehr unbewußte, unbeabsichtigte Opposition auf dem Gebiete des Glaubens und der Lehre durchdrang den Dominicanerorden in Deutschland, den Träger der deutschen Mystik, die, immer bestrebt, sich auf echt kirchlichem Boden zu erhalten, dennoch der Aeußerlichkeit und Verflachung in der römischen Kirche die vertiefte Innigkeit ihres Glaubenslebens gegenüberstellte. Es war aber eine Bewegung, die sich keineswegs auf die Mönchsorden beschränkte, die vielmehr große Teile des deutschen Volkes ergriff. Seit dem 13. Jahrhundert finden wir bei geringen Klosterleuten und bei einfachen Laien, bei Männern und Weibern eine fast krankhafte, schwärmerische Begier, über die Geheimnisse der christlichen Lehre verständlichen Aufschluß zu erhalten, und daneben im seltsamsten Verein eine fast überspante Andacht, die mit der glühendsten Mitempfindung sich in das Leiden des Herrn versenkt, bis der Körper darüber erkrankt oder im Uebermaß der Gefühle selbst der Tod eintritt. Vielen tiefer angelegten Gemütern und bei großem, allgemeinem Unglück auch einer größeren Masse genügten die kirchlichen Heilsanstalten nicht mehr; es verdroß sie die Vermittlung durch den Priester und die äußerliche Bußdisciplin, und sie sehnten sich nach einem unmittelbaren, persönlichen Verkehr mit ihrem Heiland und Erlöser. Vieles trug nun die wissenschaftliche Eigentümlichkeit des Zeitalters dazu bei. Man hatte sich gewöhnt, die tiefsten Geheimnisse des Glaubens zum Gegenstande wissenschaftlichen Disputs zu machen, und wäre es auch nur gewesen, um ihre Undenkbarkeit zu beweisen. Die Lust, Alles zu beweisen, das Netz der Syllogismen über alle möglichen Gegenstände auszubreiten, die Disputirsucht, die der Scholastik eigentümlich ist, dies Fragen und Antworten, Stellen und Lösen von Problemen, wobei es dann oft nur auf die Freude am eigenen Scharfsinn herauslief in künstlichen Distinctionen: dies Alles begann allmählich vom Schulsaal in das Kloster und von dort auf die Straße zu dringen, und der schlichte Laie oder die einfältige Nonne wirft Fragen auf, die früher nur in den Vorlesungen der berühmtesten Meister verhandelt zu werden pflegten.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 8. September. № 72.

Die sieben Gleichnisse vom Reiche Gottes.

(Matth. 13.)

I.

Speise ging von dem Fresser und Süßigkeit von dem Starken, so lautet das Räthsel, welches Simson nach Richt. 14 den Philistern aufgab. Die Thatsache, welche diesem Räthsel zu Grunde liegt, ist ein sprechendes Bild der Erfahrung, welche die Kirche nun schon durch eine so lange Reihe von Jahrhunderten gemacht hat, daß alle Dinge und auch die Anfechtungen durch die entschiedensten, mächtigsten und begabtesten Feinde ihr schließlich zum Segen gedeihen, daß sie aus ihnen neue Kräftigung erhält. Diese Wahrheit bewährt sich auch in unseren Tagen. Die Schriften von Strauß, Renan, Schenkel haben nur solchen genommen, die nicht wahrhaft hatten, was sie hatten, sind aber dagegen Vielen, solchen, die wirklich etwas hatten, zum Anlaß geworden, sich in die heilige Schrift zu vertiefen und also den alleinigen zuverlässigen Ankergrund für ihren Glauben zu gewinnen. Eine Kirchenzeitung hat die Aufgabe, diesem erwachten Bedürfnisse entgegenzukommen. Wir haben dies schon auf mannigfache Weise versucht. Jezt wollen wir nach Kräften einführen in die hohen und tiefen Wahrheiten, welche uns die sieben Gleichnisse des Herrn von dem Reiche Gottes aufschließen.

Den Schlüssel zu diesen Gleichnissen bieten uns die Begebenheiten des Tages dar, an dem sie gesprochen wurden. Sie sind nichts anderes als der Commentar zu dem geschichtlich Vorliegenden und die Ausdeutung desselben. Jesus enthüllt in ihnen das Allgemeine, welches in dem Besonderen zum Vorschein gekommen war, das er mit dem Auge des Herzenskündigers bis in seine innersten Tiefen durchblickt. Er nimt von dem Besonderen Anlaß zu einem großartigen Ueberblicke über die Entfaltung der ihm zu Grunde liegenden wirkenden Ursachen durch alle Zeiten bis zum Ende der Welt, nicht im Interesse der Neugier, sondern zur Mahnung an die Seinen, daß sie ihr Heil schaffen mit Furcht und Zittern. Dieser Zusammenhang der Gleichnisse mit den Begebenheiten des Tages, auf den Matthäus durch das: „an jenem Tage“ zu Anfang von C. 13 ausdrücklich hindeutet, läßt, richtig erkant, dem Gedanken gar nicht ferner Raum, daß Matthäus hier nur auf eigne Hand zusammengestellt habe, was Jesus bei verschiedenen Gelegenheiten vorgetragen.

Die Thätigkeit Jesu hatte sich in Galiläa geraume Zeit hindurch ziemlich ungehindert entfaltet. Das Volk war ihm mit Begeisterung zugefallen. Diese Erfolge erregten die Aufmerksamkeit der Oberen in Jerusalem und veranlaßten sie, ihre Sendboten nach Galiläa zu schicken. Diese organisirten dort eine Opposition und das entschiedene Auftreten dieser wirkte erkältend auf die Begeisterung des Volkes ein: es zeigte sich, daß das Haus gar Vieler, die sich Jesu angeschlossen, nur auf den Sand gebaut war. Der Tag namentlich, an dem Jesus die Gleichnisse vortrug, bildete einen Wendepunkt, die Bosheit des Unglaubens, die Oberflächlichkeit so Mancher, die bis dahin sich als Gläubige dargestellt hatten, trat erst an diesem Tage recht grell hervor.

Fassen wir die Begebenheiten des Tages noch näher ins Auge. Jesus hat einen Mann geheilt, der durch dämonische Wirkung blind und stumm war. Das Volk erstaunt darob und spricht: „ist dieser etwa Davids Sohn?“ Gleich sind die Pharisäer bei der Hand, um diese guten Eindrücke zu zerstören: sie behaupten, daß Jesus durch einen Bund mit dem obersten bösen Geiste die niederen bösen Geister austreibe. Auf die ernste Bestrafung Christi verlangen sie ein neues Zeichen, indem sie durch dies Verlangen die bis dahin vorliegenden Thatsachen für unbeweisend erklären. Jesus weist das Verlangen ab, indem er erklärt, daß das „böse und ehebrecherische Geschlecht“ keines Zeichens würdig sei. Er spricht auf Grund der eben gemachten Erfahrung es aus, daß es diesem bösen Geschlechte nicht anders ergehen werde, wie einem Besessenen, der zuerst geheilt, weil er das Haus seines Herzens nicht bewacht, noch schlimmerer Besitzung anheimfällt. Um das Nachtstück zu vollenden, kommen Jesu Mutter und seine Brüder, auf welche, wie wir aus Marc. 3, 21. 22 sehen, die Beschuldigungen der Pharisäer einen gewissen Eindruck gemacht hatten, um ihn zu einer Unterbrechung seiner Wirksamkeit zu veranlassen.

Die Bosheit der Pharisäer, welche Jesu an diesem Tage entgegengetreten war, spiegelt sich ab in dem Gleichnisse von dem Unkraut unter dem Waizen: die Pharisäer, welche auf Jesus nur zurückwerfen, was von ihnen selbst gilt, sind Werkzeuge des Satans, welcher Unkraut unter den Waizen sät und stellen in ihrer Person selbst dies Unkraut dar. Ja schon in der Deutung

des ersten Gleichnisses komt ein Zug vor, bei dem der Ausgangspunkt ohne Zweifel von der teuflischen pharisäischen Opposition genommen ist: „Wenn Jemand das Wort höret und nicht verstehet, so komt der Böse und reißt es hin, was in sein Herz gesät ist.“ Aber der Tag hatte nicht blos den Beweis für die Bosheit der Pharisäer geführt, er hatte auch die traurige Oberflächlichkeit der Menge ins Licht gestellt und somit die Grundlage und den Ausgangspunkt für das erste Gleichnis geliefert: der harte Weg, der Felsengrund, die Dornen hatten sich mannigfach kundgegeben. Diese waren der Grund, daß der pharisäische Gegensaz, der für feine und wolbereitete Herzen gar keine Bedeutung gehabt haben würde, solchen Eindruck gemacht und solchen Anklang hervorgerufen hatte. Wir können uns das recht aus den Erfahrungen unserer eigenen Zeit veranschaulichen, die überhaupt mit dem Zeitalter Jesu und den lezten Zeiten des Jüdischen Staates so viele Berührungspunkte darbietet. Was anders erklärt den Eingang, den die Angriffe eines Renan und Strauß hervorgebracht haben, als die Thatsache, daß der Same des Evangeliums in dem harten Boden des verweltlichten Zeitalters sich nicht bergen konte, daß unter der empfänglichen Oberfläche auch bei den Besseren in ihm vielfach ein steinichter Untergrund vorhanden ist, das Land weit und breit mit den Dornen ungöttlicher Neigungen überwuchert ist, welche die junge Saat ersticken? Doch wir haben noch den Beweis zu führen, daß die Oberflächlichkeit der Zeitgenossen Jesu an jenem Tage in trauriger Weise entgegengetreten war. Von Bedeutung ist schon, was über den Eindruck berichtet wird, den die herliche That an dem Blinden und Stummen auf das Volk hervorbrachte: „Und es entsezte sich alles Volk und sprach: ist dieser etwa der Sohn Davids?“ Wir haben hier die Frage des „zweifelnden Glaubens“. Die früheren Anerkennungen: „wer ist dieser, daß ihm auch Wind und Meer gehorsam sind“ (8, 27), „solches ist noch nie in Israel ersehen worden“ (9, 33), sind lebhafter und entschiedener. Die flüchtige Begeisterung des Volkes hat schon durch die vorhergehende Befeindung der Pharisäer eine Herabstimmung erlitten. Die Menge ist von vornherein zweifelhaft in der Anerkennung, die Pharisäer dagegen sind entschieden in der Verwerfung, und die unsichere Bejahung mußte durch die Entschiedenheit der Verneinung ins Gedränge gebracht werden. Wir finden keine Spur davon, daß die Menge sich bei den giftigen Angriffen der Pharisäer auf die Seite Jesu gestellt hätte. Sie lassen ihn mit seinen Feinden alleine, sie wollen sich die Sache erst überlegen, es ist in ihrem Herzen gar Vieles, was mehr für die Parisäer als für Jesus spricht. Jesus durchschaut das, er wendet sich nicht blos gegen die Pharisäer, er wendet sich auf Grund der eben gemachten Erfahrungen gegen das ganze gegenwärtige Geschlecht: die Männer von Ninive, die Königin des Südens werden auftreten am jüngsten Gerichte mit diesem Geschlechte und es verurteilen. Er stellt auf Grund der eben gemachten Erfahrungen in Aussicht, daß es der gegenwärtigen Generation ergehen werde wie einem Besessenen, der augenblicklich geheilt, weil er nicht über sein Herz gewacht, einer noch schlimmeren Besessenheit anheimfällt: „Und wird mit demselben Menschen hernach ärger, denn es vorhin war. Also wirds auch diesem argen Geschlechte gehen.“ Wie mächtig die antichristliche Strömung war, das geht auch daraus hervor, daß selbst die Mutter Jesu und seine Brüder nicht unbedingt vermögen, gegen sie Stand zu halten, so daß Jesus diejenigen, welche den Willen seines Vaters im Himmel thun, in Gegensaz gegen sie stellen und sich beziehungsweise von ihnen lossagen muß.

Das nun ist der geschichtliche Ausgangspunkt für die sieben Gleichnisse des Herrn, welche die Lehre darlegen, die für alle Zeiten der Kirche aus den Vorgängen jenes einen Tages sich ergibt.

Von diesen Gleichnissen sind vier, die vom Säemann, Unkraut im Waizen, Senfkorn und Sauerteig, dem Volke vorgetragen, und drei, vom Schatze, der Perle, dem Netze, blos den Jüngern. Die vier und die drei sind auch formell gegen einander abgegränzt. Innerhalb der Vierzahl steht regelmäßig: „ein anderes Gleichnis legte er ihnen vor.“ Bei der Dreizahl ebenso regelmäßig: „wiederum ist das Himmelreich ähnlich.“ Die drei Gleichnisse, welche die ungünstigen Erfolge innerhalb des Reiches Gottes darlegen, vom Säemann, vom Unkraut, vom Netze, bilden den Anfang und das Ende des Ganzen. In der Mitte stehen die vier Parabeln, welche die Herlichkeit des Reiches Gottes ausdrücken. Auf die wesentliche Uebereinstimmung dieser vier Parabeln wiesen schon die Ausleger der alten Kirche hin. Chrysostomus sagt: „Wie die Parabeln vom Senfkorn und Sauerteig nur wenig von einander verschieden sind, so auch die vom Schatze und von der Perle. Denn beide besagen, daß man die Predigt allem Anderen vorziehen muß. Das Gleichnis vom Sauerteig und vom Senfkorn hebt die Kraft der Predigt hervor und daß sie die ganze Welt besiegen wird, die Gleichnisse vom Schatze und von der Perle weisen auf ihre Herlichkeit und Kostbarkeit hin. Sie dehnt sich aus wie das Senfkorn und überwältigt wie der Sauerteig, ist kostbar wie eine Perle und prächtig wie ein Schatz. Darum muß man mit Freuden allem Anderen entsagen und die Predigt annehmen.“ Und Euthymius bemerkt: „So wie Christus durch die beiden Parabeln vom Senfkorn und vom Sauerteige das Wachstum und die Kraft des Glaubens bezeichnete, so weist er durch das Gleichniß vom Schatz und von der Perle auf ihren Reichtum und ihre Herlichkeit hin. Denn sie wächst wie ein Senfkorn, ist kräftig wie der Sauerteig, reich wie ein Schatz, auserlesen wie eine ausgezeichnete Perle.“ Die Darlegung der Gefahren, wie sie in dem ersten und zweiten Gleichnis und in dem lezten enthalten ist, umschließt dasjenige, was zur Ueberwindung derselben locken kann. Daß die Parabeln, welche die Gefahren schildern, eingehend und ausführlich gehalten sind, im Gegensaz gegen die Kürze der vier mittleren, geht aus dem gleichen Grunde hervor, aus dem die ersteren Anfang und Schluß des Ganzen bilden, dem Zusammenhange der Gleichnisse mit den Erfahrungen des Tages. Auf diese unmittelbar gründen sich die

Gleichnisse vom Säemann, vom Unkraut, vom Netze. Die vier mittleren Gleichnisse sind nur dienendes Mittel.

In den vier dem Volke vorgetragenen Gleichnissen folgt auf das: sehet euch vor, daß ihr nicht dem Samen gleichet, der am Wege gesät ist u. s. w., hütet euch, daß ihr nicht dem Unkraut gleichet, die Hinweisung auf die Herlichkeit des Reiches Gottes, von der sich solche ausschließen, die nicht über sich wachen: „wie sollen wir entfliehen, so wir eine solche Seligkeit nicht achten", Hebr. 2, 3. In den drei lezten Gleichnissen ist die Ordnung eine umgekehrte: das Reich Gottes ist ein herlicher Schatz, eine edle Perle, hütet euch, daß ihr nicht gleich den faulen Fischen herausgeworfen werdet. Diese Umkehr hat den Zweck, die Darlegung der Gefahr und die Warnung vor ihr Anfang und Schluß des Ganzen bilden zu lassen.

Auf den ersten Anblick hat Jesus gleich nach dem Vortrage der ersten Parabel an das Volk die Deutung derselben an die Jünger gegeben. Allein schon auf Matthäus gesehen erheben sich bei näherer Betrachtung gegen diese Ansicht Bedenken. Es will sich nicht recht schicken, daß Jesus unter Anwesenheit und vor den Augen des Volkes mit den Jüngern allein länger verhandelt und das herbe Urteil über das Volk leise ausgesprochen habe. Dann muß bei dieser Ansicht das: „eine andere Parabel legte er *ihnen* vor", V. 24, befremden. Es kann nur das *Volk* gemeint sein, dem nach V. 34 die vier ersten Parabeln vorgetragen wurden. Die Beziehung auf das Volk wird sich aber kaum anders rechtfertigen lassen, als wenn wir die Deutung des ersten Gleichnisses, V. 10—23, als eine *Einschaltung* betrachten, die solches vorwegnimt, was einem anderen Boden angehört.

Was aber schon bei Matthäus angedeutet wird, das finden wir bestimt ausgesprochen bei Marcus, der nach dieser Seite hin absichtlich seinen apostolischen Vorgänger ergänzt. Bei Marcus heißt es nach Mitteilung des Gleichnisses vom Säemann in C. 4, 10: „Da er aber *alleine* war, fragten ihn die um ihn waren mit den Zwölfen nach dem Gleichnisse." Danach gab Jesus die Erklärung, nachdem er sich von dem Volke zurückgezogen, in dem engeren Kreise seiner Jünger, dessen Kern die Apostel bildeten.

Die Sache stellt sich also so. Der Inhalt von V. 10—23 gehört nach V. 35. Matthäus hat ihn hier vorweggenommen, um durch die nähere Verbindung von Gleichnis und Deutung das Verständnis zu erleichtern. Das ist kein anderes Verfahren als das, welches die *Ausleger* gewöhnlich beobachten. Bei dem Gleichnis vom Unkraut im Waizen verfährt Matthäus nur deshalb anders, weil die beiden Gleichnisse vom Senfkorn und Sauerteige in ihrer Kürze keine wesentliche Unterbrechung herbeiführten. Jesus trug die Vierzahl der Parabeln dem Volke ohne Deutung vor. Dann gab er im Hause den Jüngern die Deutung der ersten und zweiten, vielleicht auch die Deutung der dritten und vierten (Marc. 4, 34: „insonderheit aber legte er seinen Jüngern *alles* aus"), die aber Matthäus übergeht, weil die fortgeschrittenere Zeit, in der er schrieb, ihrer nicht mehr bedurfte. Darauf teilte er den Jüngern allein noch drei Gleichnisse mit, vielleicht ebenfalls mit hinzugefügter Deutung, von der uns Matthäus aber nur den Schluß der Deutung der dritten Parabel mitteilt.

Daß Jesus sich an das Meer sezt, darin erkent schon die Auslegung der alten Kirche eine symbolische Handlung. Hieronymus sagt: „Das Volk konte nicht in das Haus Jesu gehen und nicht da sein, wo die Apostel die Geheimnisse hörten: deshalb geht der barmherzige Herr aus seinem Hause heraus und sezt sich neben das Meer *dieser Welt*." Solche Bedeutsamkeit der äußern Lage steht im Einklange mit der Absicht Jesu, bei dieser Gelegenheit nur in Gleichnissen zu reden. Wo alles bedeutsam ist, da wird auch die Oertlichkeit schon den Charakter eines Gleichnisses tragen. Zur Gewißheit aber wird der symbolische Charakter durch das lezte Gleichnis, in dem Jesus so gut wie eine Ausdeutung gibt. Da bedeutet das Meer, wie alle anerkennen, das Meer der Völker. Jesus an dem Meere, das ist hiernach so viel als: Jesus im Verhältnisse zur Welt. Das ist das Thema, welches alle sieben Gleichnisse behandeln. Das Meer die Welt, das ist schon im A. T. eins der ausgeprägtesten Bilder. Daniel z. B. sieht in C. 7 aus dem Meere vier große Thiere hervorsteigen, eins je anders als das andere, aus der Welt die nach einander folgenden bestialischen Weltreiche. Die „vielen Haufen", die sich um Jesus versammeln als die Repräsentanten der gesamten Völkermenge, sind gleichsam die Ausdeutung des Meeres. Auch daß Jesus das Schiff besteigt, um von dort das Volk zu lehren, wird nicht blos durch äußere Umstände veranlaßt sein. Schon Euthymius bemerkt: „Er bestieg das Schiff und sezte sich dort, fischend die auf dem Lande." Das Werkzeug des gewöhnlichen Fischens dient zum Symbole der Menschenfischerei, von der Jesus bei der Berufung des Petrus redet, und Jesus, indem er es bestieg, kündigt eben damit an, daß er im Begriffe ist, sein geistliches Netz in das Meer zu werfen. Auch hier haben wir die Ausdeutung in der lezten Parabel. Die symbolische Handlung gibt für die Ausdeutung der Parabeln einen wichtigen Fingerzeig. Nur diejenige kann die richtige sein, nach der Jesus sich in jedem Zuge als Menschenfischer darstellt, die nichts bietet, was nur zur Befriedigung der Neugierde dient oder sich auf Verhältnisse der Kirche bezieht, die damals noch gar nicht vorhanden waren. Alle Gleichnisse des Herrn müssen hiernach unmittelbare praktische Bedeutung haben, sich an Herz und Gewissen der Hörer wenden, sie für das Reich Gottes zu gewinnen suchen.

Die Kapellen.*)

Der dominirenden Stellung der Predigt entspricht die innere Einrichtung unserer Gotteshäuser. Als noch Messe in denselben gelesen wurde, da waren die kleinsten wol häufig noch zu groß. Als der Papismus ausgetrieben, da wurden die größten bald zu klein. Das Schiff der Kirche vermochte die Menge der Zuhörer nicht mehr zu fassen, und so half man sich denn, wie man sich auf Schiffen hilft, man bevölkerte die Seitenwände. Man stieg von Empore zu Empore, oft bis zu schwindelnder Höhe.

Dagegen läßt sich nun vom Standpunkte der Kunst gar viel sagen, von dem der Nützlichkeit nichts. Man brauchte Raum, und so nahm man ihn, wo man ihn fand. „Not bricht Eisen" und — Gothik, wie Jemand richtig hinzugesezt hat. Aber es fehlte viel, daß der also gewonnene Raum nun ohne Weiteres auch die Gunst der Gemeindeglieder gewann. Die leichtfüßige Jugend zwar erklomm die oft bedenklichen Sprossen ohne Beschwerde und fühlte sich bald heimisch in den luftigen Räumen; das bedächtige Alter aber sah sich nach einem Räumlein um zu ebener Erde. Und wo die Frauen nur irgend einen Fuß breit Erde leer gelassen, da siedelte es sich an. Jedes noch so dumpfe Winkelchen, jeder Mauervorsprung fand seinen Liebhaber. Und traf sichs von Ungefähr, daß der Herr solchem Liebhaber irdische Güter bescheert, so lag der Gedanke nahe, sich den errungenen Platz dadurch ein für allemal zu sichern, daß er ihn sich von der Gemeinde als ein Lehen zuschreiben ließ und zum Schutz vor unbefugten Eindringlingen nach Möglichkeit umfriedigte. Die Gemeinde hinderte ihn darin nicht und das Kirchenregiment ließ ihn ruhig gewähren. Das Beispiel fand Nachahmung, und so entstand jenes raffinirte System von Käfigen, Zellen, Höhlen, Löchern, Kellern und Buden, jenes waghalsige Ueber-, Neben- und Durcheinander von Gattern und Gittern und Jalousien, das so viele unserer Kirchen verunstaltet und an das Innere eines Bienenstocks oder Zellengefängnisses lebhaft erinnert. Aber freilich, wie hätten unsere braven Altvordern Zeit finden mögen, solche Vergleiche anzustellen! Die Idee, daß die Kirche zugleich ein Kunsttempel sein soll, war ihnen durch den Katholicismus gründlich verleidet. Ein Extrem schlug ins andre um. Die Uebertreibung der Form rächte sich durch Formlosigkeit. Wenn nur die Predigt correct und stylgerecht war und wenn nur die Gemeinde sich auferbauete zu einer Behausung Gottes im Geiste — dann mochte das Gotteshaus im Uebrigen gestaltet sein, wie es wollte, es hatte seinen Zweck erreicht. Unsere Vorfahren unterschieden sich hierin wesentlich von uns. Wir sind wieder auf dem besten Wege, den Baustyl zu verwechseln mit dem Erbauungsstyl. Wir restauriren und bauen wieder gothische und romanische Kanzeln, rücken die verschobenen Altäre wieder zurecht und färben das liebe Himmelslicht wieder bunt — aber wir thun dies zumeist doch nur auf Hoffnung. Mit Formen, und wären sie vom Himmel heruntergefallen, ist diesem materiellen Geschlechte nicht beizukommen. Während die Urahnen am liebsten jeder sich eine eigne Kirche erbaut hätten, haben die Enkel oft zu vielen Tausenden genug an einer einzigen, und während ein heimgegangenes Geschlecht sich wol und heimisch fühlte in der verquickten Monstrosität seines Gotteshauses, geht das gegenwärtige selbst an den Denkmälern der Kunst kalt und stumpf vorüber. Wenn wir daher jene Verpallisadirungen des inneren Kirchenraums im Interesse der Kunst beklagen und, wie wir weiterhin sehen werden, aus sittlichen Gründen für unstatthaft erklären müssen, so haben wir doch andererseits auch alle Ursache, uns über dieselben zu freuen. Sie legen Zeugnis ab von dem Zuge zur Kirche, der unsere Vorfahren erfüllte. Sie berechtigen uns zu dem Schlusse, wer das Bedürfnis empfindet, sich in der Kirche häuslich einzurichten, der wird naturgemäß im Hause sich kirchlich einrichten. Eines bedingt das Andere. Kirchlichkeit und Häuslichkeit sind correlat. Es betrachtete und behandelte eben jeder die Kirche als sein Haus, in welchem er einen guten Teil seines Lebens vollbrachte, und schon aus diesem Grunde allein darfs uns daher nicht wundern, wenn nun weiterhin der erfinderische Geist selbst auf die Gefahr hin, eine grundstürzende Neuerung zu begehen, sich einen geschlossenen Raum zu erobern suchte. Innerhalb der Kirche war der Raum kärglich genug zugemessen, aber außerhalb derselben, auf dem Markt, auf dem Friedhofe, gabs dessen im Ueberflusse. Das erkante man, und unsere ehrsamen Vorältern waren nun nicht die Leute darnach, vor irgend einer Schwierigkeit zurückzuschrecken, wenn es galt, einen neuen Zugang in die Kirche zu gewinnen. Die dickleibigen Mauern wurden in kühnem Anlauf durchbrochen und es entstanden jene Auswüchse und Anbauten, die wir an den Außenseiten so mancher Kirchen hängen sehen wie Schwämme an alten Eichen, und die nun ihrerseits äußerlich den Ruin der Kunst vollenden. Solche Kapellencolonie mit ihren Chaos von Freitreppen, Thüren, Fensterchen, Schornsteinen und Dächern hat viele Kirchen gradezu in einen Ameisenhaufen verwandelt und jede Spur der ursprünglichen Gestalt und Bauart unbarmherzig verwischt. Nach Art der Notbauten meist leicht und flüchtig vom Augenblicke erzeugt, und nach Art der Privatbauten meist Opfer des individuellen Mauer- und Zimmermannsgeschmacks haben diese Kapellen nun zwar auf Kunstwert wol nie Anspruch gemacht, eben dadurch aber, wie ihre Colleginnen im Innern, den kirchlichen Kunstsinn gründlich verderben helfen, auf ganze Generationen hinaus. Was würde das kunstsinnige Publicum unserer Tage dazu sagen, wenn sich an den Seitenfronten seiner Tempel, der Börsen und Bahnhöfe, der Theater und Museen, der Schützenhäuser und Odeon's und Tivoli's, in ähnlicher Weise ein Fliegenschwarm baulicher Embryonen ansezte? Es würde diesen ganzen Hautausschlag geschmacklos und abscheulich finden. An der Kirche erträgt man das, weil es so hergebracht ist, und auch in der Kirche. Denn es konte ja nicht fehlen, daß die

Beilage.

*) Aus dem Altenburgischen.

Anm. des Herausg.

äußeren Abnormitäten auch die entsprechenden inneren Folgen hatten. Wer kent sie nicht, die kellerartigen, halbdunklen Behälter mit ihrem zweifelhaften Anstrich und unsicherm Ameublement, jene Maueröffnungen, die unter und zwischen den Emporen hervorgähnen, seufzend unter der Last der Mauer, die auf ihnen ruht? Und wer hätte nicht schon im Schiff mancher also gemishandelten Kirche sehnsüchtig, aber vergeblich Umschau gehalten nach einem Kirchenfenster! Denn die amputirten Ueberreste, die hie und da so etwas wie Tageslicht durchlassen, verdienen, diesen Namen nicht mehr. Ein Wunder, daß wenigstens zum großen Teil die Fenster des Altarraumes dem Schicksale der Verbauung von innen und außen entgangen sind, obwol auch das nichts Ungewöhnliches ist, daß sich die Insassen zweier Kapellen über den Altar hinweg die Hände reichen. Das etwa vorhandene Kreuzgewölbe macht dann den unbehaglichen Eindruck, als ob es in der Luft nicht nur zu schweben schiene, sondern wirklich schwebe.

Derart sind viele Kirchen. Die Not, das Bedürfnis, die Nützlichkeitsrücksicht hat sie zunächst in solch desolaten Zustand versezt. Die Mittel waren selten vorhanden, die Kirchen den vorhandenen Anforderungen gemäß stylgerecht zu vergrößern, noch seltener aber eigneten sich wol die Kirchen überhaupt zu solchen Vergrößerungen. So verfiel man auf den naheliegenden Ausweg der gehäuften Emporen und Kapellen. Dazu kam nun noch die eigentümliche Beschaffenheit der lutherischen Gottesdienste. Ihre durch die Länge der Predigt verursachte ungewöhnliche Dauer bedingte und bedingt noch das Sitzen. Stundenlanges Stehen ist nicht Jedermanns Ding und kann schon im Interesse der Erbauung namentlich während der Predigt Niemandem zugemutet werden. Es ist darum unbillig und unverständig, über das Sitzen in unseren Kirchen Glossen zu machen, vollends unverständig, wenn dies, wie oft geschehen, Geistliche thun, von denen so mancher der Gemeinde in einer überraschenden Stellung erscheinen dürfte, wenn der Liebesmantel der Kanzelbrüstung plötzlich einmal sich aufthun sollte. Das Sitzen also war und ist, und zwar nicht blos für schwache Constitutionen und für alte und gebrechliche Leute, ein wolberechtigtes Bedürfnis. Aber man wollte bequem sitzen, möglichst unbelästigt vom nachdrängenden Nachbar. Man wollte ferner einen Sitz unter allen Umständen sich sichern und man wollte endlich zur Winterszeit in behaglicher Wärme die Sanduhr ihre Viertel ablaufen sehen. Diesen dreifachen Vorteil erreichte man einzig und allein durch die Kapelle. Denn wenn auch die Sitze im Schiff und auf den Emporen noch so gut numerirt und gepolstert und noch so sicher verschlossen oder aufgeklappt waren, gegen die in lutherischen Kirchen aus naheliegenden Ursachen ganz besonders empfindliche Winterkälte schützten sie doch nicht. Ein neues Moment trat hinzu. Daß der Patron, von dessen Ahnen und auf dessen Grund und Boden die Kirche ursprünglich erbaut ist, in derselben eine Art Ehrenplatz mit seiner Familie einnahm, das war nicht mehr als billig. Aber wie stand es denn mit der Pfarrfrau und der Küsterfrau, wie mit dem Förster, dem Pächter und Verwalter, wie mit den Kirchvätern und dem Ingesinde des Patrons? Gebührte denen allen nicht wenigstens ein, von der übrigen Gemeinde gesondertes Ehrenplätzchen und wär's auch unmittelbar unter der Kanzeltreppe oder vor der alten Sacristei? Solchen Erwägungen fielen die Dorfkirchen zum Opfer. — Aehnliche Erwägungen, nur noch viel wolerwogenere wegen der complicirten Verhältnisse, wurden in den Städten angestellt, namentlich in den kleineren mit nur einer Kirche. Der reichste Bauer betrachtet den ärmsten immer noch als seines Gleichen. Daß Reichtum und Bildung einen Unterschied des Standes selbst in der Kirche bedingen sollen, die Erfindung zu machen ist ihm noch vorbehalten. Anders der Bürger, namentlich der kleinstädtische, der Mann in Amt und Würden, der Patrizier mit dem breiten Thorwege, jene ganze wunderliche Verknäuelung, die sich selbst die „Honoratioren" nent. Sie alle sind so zu sagen mit der Kapelle auf die Welt gekommen. Sie wußten es und wissen es bis auf diesen Tag noch nicht anders, als daß ihnen ein bevorzugter Platz auch in der Kirche gebührt und würden den verwundert ansehen, der ihnen zumutete, mit Weib und Kind neben ehrsamen Handwerkern und Tagelöhnern sich niederzulassen. Eine einsichtige Commune hat denn solches auch nie verlangt und ist solches auch nie in eines Kaufherrn Sinn gekommen. Zeuge davon sind die sogenanten Amts-, Raths-, Privat- und Familien-Kapellen, welche noch fortbestehen, nur mit dem Unterschiede, daß in den erstgenanten mit der Zeit die Sitzungen seltener geworden sind und oft ganz ausfallen, und daß manche von den leztgenanten unter den Augen der Kirchenbehörde jedoch geräuschlos in die beschauliche Einsamkeit eines Sarg- oder Topfmagazins sich verloren hat.

Für sentimentale Gemüter mag es nun etwas Rührendes haben, wenn so Vater und Mutter und Vetter und Base im traulichen Vereine hinter Gitterfenstern beisammensitzen und wenn die Lockenköpfchen der Kinder, gleich holden Engeln, über die aufgeschlagenen Gesangbücher dann und wann emportauchen. Das mag sein. Auch das ist zuzugeben, daß der Ort und der Stuhl, auf welchem der Vater und der Großvater sich erbaut, für den Enkel noch eine ganz besondere Weihe hat, daß ihn umschwebt der erwärmende Duft eines alten Familienerbstücks, der kindlichen Pietät wert und theuer. Geleugnet kann ferner nicht werden, daß in der festlichen Hälfte des Kirchenjahres ein durchwärmter Kirchenraum für manche Kirchenbesucher geradezu ein Bedürfnis ist; erzeugt ja schon der bloße Gedanke, unsere im

Punkte der Neuerungen nicht eben blöde Zeit werde sich nach und nach allgemein zu dem Luxus der Kirchenheizung versteigen, in uns ein Gefühl des Wolbehagens. Thatsache ist es endlich, daß viele Kirchengänger eben so gern sich mit jedem beliebigen anderen Platze in der Kirche begnügen würden, wie sie den in ihrer Kapelle aufsuchen. Es ist das separirte Sitzen für sie lediglich eine Sache der Gewohnheit, bei der sie sich gar nichts denken und die sie ohne dringende Veranlassung aufzugeben keinen Grund haben.

Dies Alles nun zugegeben, so wird doch Niemand behaupten wollen, daß demnach das ganze Kapellenwesen als eine harmlose und höchst gleichgiltige Sache betrachtet werden müsse. Denn den Rücksichten, die für dasselbe geltend gemacht werden können, und die leicht wiegen, stehen andere gegenüber, die gegen dasselbe geltend gemacht werden müssen, und die schwer wiegen. Um es ohne Umschweif zu sagen: Aus der Not ist mit der Zeit eine Tugend, aus dem ursprünglichen Notstande ein Uebelstand, aus einer Concession ein Privilegium geworden. Die an den Außenseiten der Kirchen angebauten Kapellen sind in der Regel älter als die im inneren Kirchenraume befindlichen, zum Beweis, daß der ursprüngliche Zweck derselben, Erweiterung der Kirche, im Laufe der Zeit ein ganz anderer wurde, nämlich Absonderung, Auszeichnung. Denn durch die Innenkapellen wird der Raum nicht erweitert, sondern verengt. Auch sind sie in der Regel nicht heizbar, sondern meist einfache, höchst windige Betterverschläge, Emporenausschnitte, denen die Absicht ihres Vorhandenseins auf der Stirn geschrieben steht. Mag nun die Gemeinde im Großen und Ganzen sich auch daran gewöhnt haben, die Kapelle oder die Kapellen als ein notwendiges Requisit eines woleingerichteten Gotteshauses zu betrachten, so hebt das doch nicht im Entferntesten die sittlichen Unzuträglichkeiten auf, die mit dieser ganzen, wenn auch historisch gewordenen Einrichtung verbunden sind.

Sie ist und bleibt auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen ein Privilegium und zwar ein Privilegium der Wolhabenden, Reichen und bürgerlich Höherstehenden in der Gemeinde. Nun gehören wir zwar durchaus nicht zu denjenigen, die grundsätzlich gegen die Privilegien zu Felde liegen und mit ihren neumodischen Nivellirungskünsten die Menschheit aufzurichten suchen. Mag der Fürst in seiner Hofkirche einen abgesonderten Ehrenplatz einnehmen — kein Mensch wird darin eine Ueberhebung erblicken. Mag der Patron in seiner Dorfkirche das Gleiche thun, — kein Mensch wird scheel darum sehen. Sie *sind* ja das Besondere, was Andere blos scheinen wollen. Sie nehmen ja nicht die Ehre, ihnen wird sie gegeben. Sie können ja nicht zur Vergleichung herausfordern, da sie, wie der Pfarrer, nicht blos Glieder, sondern zugleich Repräsentanten der Gemeinde sind, die jede Concurrenz ausschließen. Wiewol ein rechter Fürst und ein rechter Patron keinen Anstand nehmen wird auf der nämlichen Bank mit seinen Unterthanen und Tagelöhnern die Knie zu beugen vor Gott dem Herrn. Denn in der Kirche handelt sich's wesentlich um eine Stellung Gott gegenüber, nicht aber um eine Stellung des Menschen zum Menschen. Durch das Kapellenunwesen wird nun zwar dieses Verhältnis nicht an sich aufgehoben, wol aber der thatsächliche Ausdruck desselben wesentlich alterirt. Die berechtigte und gottgewollte sociale Ungleichheit der Menschen wird in die Kirche hineingetragen. Der Reiche erscheint auch da als der Bevorzugte, der Glückliche den Armen gegenüber. Die Schranken sind auch da aufgerichtet. Der Mammon macht auch da sein Uebergewicht geltend. Und das ist nichts sittlich Gleichgiltiges. Christen sind Brüder und Schwestern. Der gebildete Christ und der vornehme weiß sich in dieses Verhältnis leicht zu finden, er legt sich's eben nach seiner Weise zurecht; der arme faßt es concret und practisch wenn irgendwo so in dem Hause Gottes. Wie mag er sich nun in seinem schlichten Menschenverstande bis zu der Abstraction versteigen, daß sich der vornehme Herr und die vornehme Dame, die ihn von ihrer Kapelle aus wol gar mit Hilfe einer Lorgnette flüchtig mustern, wirklich als seinen Bruder und seine Schwester betrachten? Daß heißt zu viel verlangt. Näher liegt ihm, zwischen seinem Zustand und dem der Kapelleninsassen Vergleiche anzustellen. Welcher Art die sein werden, kann nicht zweifelhaft erscheinen. „Nicht weil du besser bist als ich, wird dir das Privilegium eines bevorzugten Platzes eingeräumt, sondern weil du reicher bist als ich kannst du dir's erkaufen. Das ist der ganze Unterschied zwischen dir und mir. Und nicht weil du demütiger bist als ich, bist du erhöhet worden; sondern weil du hochmütiger bist als ich, schämst du dich, zu mir herabzusteigen. Das ist der Grund, warum wir auch in der Kirche getrent sind." So reflectirt der Arme. Die Folge aber solcher Reflexion sind noch schlimmer als das Reflectiren selbst. Im günstigsten Falle wird die Sele des Armen beschlichen von dem Gefühle des Neides, das sich ungezwungen einstellt, weil es am nächsten liegt auch außerhalb der Kirche. Und wo Neid ist, da ist Unzufriedenheit mit der eigenen Lage, da entsteht Spannung. Doch darauf ist hier um deswillen kein Gewicht zu legen, weil sich ja unter allen Umständen hierzu Anlaß genug findet. Das ist vielmehr das Schlimste, daß der Arme in Versuchung gebracht wird, der äußerlichen Ungleichheit die innerliche gegenüberzustellen, den Rock, den der Herr nicht ansiehet, dem Reichen zu überlassen, das Herz aber, das der Herr ansiehet, für sich in Anspruch zu nehmen, für den fleischlichen Hochmut also sich durch den viel schlimmeren geistlichen schadlos zu halten. Diese Sünde wird in unseren lutherischen Kirchen mächtig genährt, so lange in ihnen der schroffe Gegensaz zwischen Arm und Reich, Gebildet und Ungebildet äußerlich wahrnehmbar fortbesteht, so lange die Reichen nur den Rahmen der versammelten Gemeinde bilden. Bei den Seligpreisungen der Armen, da hängen die Augen der leiblich Armen an den Lippen des Predigers, bei dem Wehe der Reichen, da wenden sie sich unwillkürlich nach den Kapellen. Dort in den Notkähnen sitzen die Hoffärtigen, denen der Herr widerstehet, hier im Schiff die Demütigen, denen er Gnade gibt; dort die

Kleider, hier die Selen. Das ist die einfache Logik vieler Armen. Die Christlichkeit der höheren Stände hat ja für sie überhaupt vielfach den Beigeschmack vornehmer Herablassung oder berechneter Schaustellung. Ja selbst für den entschieden gläubigen Geistlichen hält es oft schwer, die Vorurteile zu überwinden, welche zwischen ihm, als einem Höherstehenden, und den ärmeren Gliedern seiner Gemeinde eine Scheidewande aufrichten. Man nähert sich seiner Demut nur langsam und mit aller Vorsicht, das bewirkt schon der bloße Verdacht des Hochmuts. Er reicht bis in die Sacristei, bis auf die Kanzel. Und diese Kapellen sind doch wenigstens allsontäglich besezt, während die anderen oft eine gewisse acute oder auch chronische Leere nicht verbergen können. Die nicht reservirte Gemeinde hat aber auf solche Kapellensymptome ein wachsames Auge, forscht nach den dahinter liegenden Ursachen und controlirt ihren Verlauf. Die Einen reflectiren dann im sittlichen Bettelstolz mit Seume's Kanadier: „Seht, wir Wilden sind doch bessre Leute." Sie werden der Kirche innerlich entfremdet durch Hochmut. Die Anderen aber nehmen die Sache von der practischen Seite und schlagen sich seitwärts. Sie werden der Kirche äußerlich entfremdet durch das böse Beispiel der Vornehmen.

Nun bedarf es wol kaum der Bemerkung, daß das vorstehend entworfene Bild auch seine Lichtseiten hat und daß es sich für wahre und wirkliche Christen ganz anders gestaltet. Aber es genügt einmal der Hinweis, daß unsere Kirchen im Allgemeinen und äußerlich für jedes unbefangene Gemüt vom Geiste der Kaste beherscht erscheinen, und sodann die Thatsache, daß nicht jeder Kirchengänger gleichzeitig auch ein rechter Christ ist, ja daß selbst der beste Christ immer noch ein armer Sünder bleibt. —

Zu den angeführten sittlichen Gefahren für die Armen kommen nun aber noch andere, die den Reichen selbst aus den Kapellen erwachsen. Ein reicher und vornehmer Mensch mag in der Gesellschaft obenan schwimmen. Das liegt in den Verhältnissen und macht sich ganz von selber. Er wird emporgetragen von der Meinung der Leute selbst wider seinen Willen. In der Kirche gestaltet sich die Sache anders. Da gibt es für ihn kein anderes Piedestal, als das, welches er sich selbst errichtet. Da nötigt ihn Niemand auf ein Polster, da hindert ihn Niemand mit dem Zöllner von ferne zu stehen, da trägt Niemand Bedenken, in ihm einen armen Sünder zu erblicken. Denn da gelten andere Lebensregeln und Gesetze, als in der Gesellschaft. Vor dem Worte Gottes zerfließt der Nimbus des Reichtums, der Bildung, der Welt. Erscheint nun der Reiche gleichwol auch in der Kirche umgeben von solchem Nimbus, so steht zu vermuten, daß er demselben einen falschen Wert beimißt. An den Kindern vornehmer Eltern tritt dies namentlich oft auf eine recht betrübende Weise zu Tage. Selbst in den spärlich besuchten Nachmittagsgottesdiensten ziehen sie ihre Kapelle hinter der Kanzel einem Sitze im Hauptschiffe vor. Man kann sagen, sie thun es auf Befehl der Eltern, thun es, weil sie's nicht besser wissen, als daß in der Kirche ein Jeder seinen bestimten Platz einzunehmen hat. Das mag bisweilen der Fall sein; im Allgemeinen schmeichelt es der kindlichen Eitelkeit, gleichsam vom ersten Range aus auf die ärmeren Kinder herüber- oder herabzublicken. Daß sie etwas Anderes sind, als die ärmeren, wird ihnen leider Gottes schon früh genug außerhalb der Kirche klar; daß sie etwas Besseres sind, sollte ihnen die Kirche doch wahrhaftig nicht klar machen helfen, die Frauen, namentlich in der reichen Bourgeoisie und des Beamtenstandes, haben nicht selten eine förmliche Kapellenpassion. Der Besitz einer Kapelle dünkt ihnen so standesgemäß, wie der einer „guten Stube". „Unsere Kapelle", das komt gleich hinter „unserer Badereise". In „unserer Kapelle" da trifft man sich sogar, auf Bestellung. Von „unserer Kapelle" aus hat man Beides, das Sehen und das Gesehenwerden. Was liegt nun in diesen nicht ganz harmlosen Aeußerungen weiblicher Ideenassociation? Der nackteste Hochmut. Man hält es unter seiner Würde, in der Kirche aufzugehen unter dem großen Haufen, in der Kirche einen anderen Plaz einzunehmen, als in den Theatern und Concerten. Das ist bei den Frauen der besseren Stände, soweit sie nicht den Adel der Gnade im Herzen tragen, die Regel; bei den Männern gehört es glücklicher Weise zur Ausnahme. Sie sind, wie schon erwähnt, in Bezug auf die Kapellen in den meisten Fällen nur Sclaven der Gewohnheit und der Bequemlichkeit. Sie würden die Kirche vielleicht noch weniger besuchen, als es ohnehin der Fall ist, wenn sie keine Kapelle hätten, sie würden sich aber auch durch die Kapelle nicht in der Freiheit, wegzubleiben, beschränken lassen. Die kirchliche Indifferenz bewahrt sie somit vor der Kapellensucht. Nur die Herren Söhne und nächst ihnen die zahlreichen Emporkömlinge aller Schattirungen machen hierin eine Ausnahme. Ihnen ist eine Kapelle, wenn anders einmal so etwas wie Kirche sie anwandeln sollte, geradezu Bedürfnis. Denn einmal sind sie in ihrer Kapelle sicher vor ganz unerträglichen Berührungen und Verwechselungen, und dann müßten sie ja an sich selbst irre werden, wenn sie sich zumuten wollten, hinter irgend Jemand in der Kirche zurückzustehen, wär's auch nur scheinbar.

Das sind kürzlich die Gründe, aus denen wir ganz abgesehen von dem Interesse der kirchlichen Baukunst gegen die Kirchlein in und an den Kirchen Protest erheben und ihre Ausrottung von ganzem Herzen wünschen müssen. Sie haben im Laufe der Zeit in unseren Gemeinden mehr Schaden angerichtet, als man glaubt. Es geht durch unseren lutherischen Norden ohnehin ein schroffer Dualismus zwischen Hoch und Niedrig, zwischen Vornehm und Gering im bürgerlichen, eine zu ängstliche Scheu vor dem socialen Gespenste der Gleichmacherei. Aber das ist eben ein bloßes Gespenst. Und auf die Kirche, den Gottesdienst übertragen ist es geradezu eine Sünde. Dadurch, daß ein vornehmer Christ mit seinem armen Nachbar auf derselben Bank dieselbe Erbauung sucht, verliert er nichts, wol aber gewinnen Beide. Man frage die Herrnhuter, die wissen davon zu sagen; man frage alle lebendigen Christen. Die Kluft

zwischen Arm und Reich, im gemeinen Leben unübersteiglich, muß wenigstens in der Kirche ausgefüllt, der Riß mitten durch die Gemeinden wenigstens da ausgesöhnt werden. Mögen die „Honoratioren“ in ihren Casino's „unter sich“ sein und bleiben; nur in der Kirche sollen sie aus sich herausgehen. So lange in unseren Kirchen der Waizen gleichsam schon vom Unkraute getrent erscheint, so lange wird selbst der christlich angeregte Teil unseres Volkes das bittere Gefühl nicht überwinden, daß die lutherische Kirche doppelt Maß und Gewicht hat, ein anderes für die Armen, ein anderes für die Reichen, so lange wird unser armes Volk auch auf dem Boden der Kirche und des Glaubens den besseren Ständen gereizt und misgünstig gegenüber stehen. Erst wenn die Demut so vieler Reichen den äußerlichen Schein des Hochmuths auch in der Kirche fallen läßt, dann wird auch der innerliche Hochmut so vieler Armen gebrochen werden. Und erst wenn das Christentum der Reichen auch in der Kirche das zugeknöpfte Galakleid ablegt, dann erst wird es mit der Zeit aufhören, den Armen verdächtig zu erscheinen.

Zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Mystik.

(Schluß.)

Es komt dazu, daß die scholastische Wissenschaft ihren Höhepunnkt erreicht hatte. Auf dem betretenen Wege weiter vorzudringen war nicht möglich; jeder fernere Schritt schloß sogleich ein Ablenken von der bis dahin inne gehaltenen Richtung in sich. Schon fing auch eine einseitige Ueberschätzung des verstandesmäßigen, wissenschaftlichen Denkens an, den Glauben zu beeinträchtigen, und alles Glauben löste sich in ein Erkennen auf. Notwendig gesellte sich dazu der Zweifel. Wie hätte es auch anders kommen können, als daß das wissenschaftliche Denken, wenn es in der virtuosen Ausbildung, die es erreicht hatte, sich selbständig fühlte, diese Selbständigkeit nun auch in Anspruch nahm im Gegensatze zu den Lehren der Religion, zu eben denselben Lehren, deren Wahrheit oder Unanfechtbarkeit zu erweisen bisher die einzige Aufgabe der Wissenschaft gewesen war? Ein Einklang des Denkens und Glaubens, wie der, den mit allerlei künstlichen Einschränkungen die Häupter der Scholastik festzuhalten suchten, ließ sich in keiner Weise längere Zeit hindurch behaupten. Wenn die älteren und weiseren Meister lieber etwas an der Consequenz der Principien aufgaben, um sich nur in Einheit mit der Kirche zu erhalten, so mußte eine stürmische, zu der Lust an logisch-dialektischen Künsten herangebildete Jugend sich um so mehr geneigt fühlen, bis an die äußersten Grenzen vorzuschreiten und die lezten Consequenzen auszusprechen. Es war noch weise Schonung, wenn man, wie es im Nominalismus geschah, die Glaubenslehren von der Erkennbarkeit durch wissenschaftliches Denken überhaupt ausschloß und dem lezteren andere Gebiete zu eröffnen suchte. Eine mehr idealistische Stimmung unterwarf alle Geheimnisse des Glaubens thatsächlich oder principiell dem Urteilsspruche einer sich absolut dünkenden Vernunft, und von einer solchen Stimmung ist auch die Mystik ausgegangen. Es wucherten in der Zeit, nicht mehr blos im Dunkeln schleichend, kräftige Irrtümer üppig empor. Kein ketzerischer Verein, — und es gab deren Legion; es hieß, wenn die Ketzer nicht unter sich selber uneins wären, die Kirche würde sich ihrer nicht erwehren können, — kein ketzerischer Verein, in welchem nicht neben einzelnen Fünklein einer reineren evangelischen Lehre, als die Kirche sie bot, die schwersten und gröbsten Verirrungen zumeist nach der Seite einer formlosen, abstracten Geistigkeit hin die Herschaft behauptet hätten. An der Universität von Paris decretirte das jüngere Geschlecht, es gebe nicht Wunder noch Schöpfung; die Dreieinigkeit sei eine sinnlose Lehre, die heilige Schrift voller Mythen, die keinen Glauben verdienten; mit der Unsterblichkeit der Einzelsele sei es nichts; was unsterblich sei, sei nur die eine göttliche Vernunft in der ganzen Menschheit, u. dergl. m. Pantheistische und rationalistische Lehren, die besonders aus Spanien stamten und bei Arabern und Juden herschten, inficirten zunächst die Lehrstühle in den Schulen und von da aus weitere christliche Vereine. Aus so verschiedenartigen Keimen erwuchs die deutsche Mystik, teils im Gegensatze zu den geschilderten Erscheinungen, teils sich befreundet an sie anschließend. Denn in der That enthielt jene Opposition gegen die römische Kirche in ihren gemäßigteren Formen manche gesunde Elemente. Der pharisäischen Werkheiligkeit trat die Betonung der evangelischen Freiheit zum Teil in biblischer Form gegenüber; gegen die Autorität der Päpste und der Tradition kämpfte man an, indem man die Heilige Schrift in der Landessprache verbreitete; gegen die hierarchische Allgewalt berief man sich auf die unmittelbare Erleuchtung durch den Heiligen Geist. Es bedurfte nur eines genialen Geistes, um das Zerstreute zusammenzufassen und das relativ Berechtigte aus dem Wust des Verkehrten auszuscheiden, und es war der Anfangspunkt einer neuen und großartigen Entwickelungsreihe gegeben.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 12. September. № 73.

Aus ungedruckten Briefen an einen jungen Theologen.

Zwanzigster Brief.

W. d. 29. März 66.

Es mag, m. l. H., schwerlich ein Ausdruck zu scharf sein zur Züchtigung des theologischen Vorwitzes, dem wir zuletzt zugesehen haben, nämlich der sogenanten Lehrfortbildung. Es ist eine Ansteckung, ein feuchtiger Habitus, mit dem die moderne Wissenschaft die neuere deutsche Theologie angethan hat. Wir haben diese geistige Epidemie in ihrer Glieder lösenden, den Leib Christi zerreißenden Kraft schon betrachtet. Es war dabei die Ironie des Bösen bemerkenswert, daß dieselbe weitverbreitete Theologie der Mitte, die dankbare Schülerin Rothe's, die begeisterte Bewahrerin der Schleiermacherschen Exuvien, die alles Gefüge kirchlich gemeinsamer Denk- und Sprachweise rastlos zerschneidet, sich die Theologie der Union, der Vereinigung, nennen läßt.

Das war ihre Kunst nach Innen, nach der Seite der Kirche selbst.

Wir müssen nun jene Ironie noch an einem anderen grellen Zuge bemerken, den die Theologie der Zertrennung darbietet, der uns erst den Fortbildungsdrang in seinem eigentlichen Grunde und in seiner ganzen Verkehrtheit verräth. —

Es ist das die Vermittlung nach Außen, die Vermittlung mit der modernen Weltbildung, die um das Verständnis des Christentums gekommen ist. Auf Vermittlung ist die Theologie der Mitte aus, und eben darum auf Fortbildung der veralteten Dogmen, damit die durch die „Neuorthodoxen" verschüchterte und immer unbändiger gemachte Bildung beschwichtigt und wieder erobert werde.

Die Ironie zeigt sich darin, daß diese Eroberer selbst erobert werden, daß sie nach Wolle ausgehen, und selbst geschoren werden.

Schon das Wort „Vermittlung" ist in diesem Handel der Heilswahrheit mit dem, was draußen steht, ein Schelmenwort, das von vornherein das Verhältnis verdunkelt, nämlich so wie es „unsre Zeit" gebraucht. Man denkt dabei sogleich an die Beruhigung und Aussöhnung zweier Teile, die sich nicht verstehen, die durch gegenseitiges Nachlassen sich nähern und verständigen sollen.

So liegt aber die Sache gar nicht. Denn die Heilswahrheit, d. h. ihr Inhaber, der ordentliche Theologe, versteht die Weltbildung durch und durch. Er weiß ganz genau, was sie hat, was sie meint und will. Sie hat manches Große und Schöne, das aber leer und hinfällig ist, weil Christi Leben nicht seine Wurzel nnd Christi Dienst nicht seine Frucht ist. Dies abhängige Verhältnis will aber die moderne Bildung nicht. Sich christlich bemalen will sie wol, aber nicht christlich umarten lassen in der Wurzel. Das käme auf die mysteriösen Gedanken der Erbsünde, der Buße, des Glaubens an einen zweinaturigen Sünderheiland, des zerschlagenen Herzens, der neuen Geburt hinaus. Sie will unbehelligt bleiben mit diesen „kunstreichen Dunkelheiten." Sie will „schlichte Klarheiten" und will „ihre Sprache" hören, nicht die Sprache begrabener Jahrhunderte. Sie will das Christentum und seine Mysterien verstehen, so, in ihrer alten Haut, ohne jene anzüglichen Zumutungen.

Das sind ihre Forderungen. — Und doch muß sie von diesen Forderungen gänzlich lassen, während der Heilsverkündiger von den seinigen nicht ein Titelchen lassen darf. Er muß dabei bleiben, daß auch der Ausbund in Weisheit und Bildung zuvor durch die enge Pforte des Kind- und Armwerdens gehen müsse, um inne zu werden, daß das Christentum von Gott sei.

Also von Vermittlung im ordinären Sinne einer Verständigung und Vereinigung durch gegenseitiges Nachlassen kann keine Rede sein. Nur Eitelkeit, unmännliche Weichheit und immer ein bedeutender Grad von Geistesstörung durch die Wissenschaft kann in diese Beschwichtigungsvermittlung gerathen, die der „so anders gewordenen Zeit" den Trost gibt, daß es so schlimm nicht sei mit der Unbegreiflichkeit Christi, mit den Schrecken der engen Pforte, als es die „alte Dogmatik" schildert.

Solches Beschwichtigen ist Verrath an der Sache Christi. Schon deshalb muß ich darauf dringen, daß Du allmälich beginnest, Dich in Dante einzuleben. Denn es hat kein Dichter so zweischneidig und so wahr die Schande und das Geschick derer aufgedeckt, die in den großen Entscheidungskämpfen des Reiches Gottes so überaus klug sein wollen, sich in der Mitte zu halten. Wer sich zu Christo bekent, der soll auch bei seinen Bekennern stehen, und je mehr Fehlgriffe er bei ihnen zu bemerken glaubt, desto treuer soll er bei ihnen stehen, ob etwa in der Gemeinschaft mit ihnen seine bessere Weisheit sich erprobe. Aber er soll sein Fleisch und Blut — und das sind sich alle schuldig, die ehrlich zu Christo halten gegen die Welt, wären sie noch so

neuorthodox — er soll sein Fleisch und Blut nicht verklatschen bei den Gebildeten. Dies „Anknüpfen“ an die Weltmächte wird sicher zum Strick werden, das ihn einem Blendchristus der Zeit überliefert. Verrath und Feigheit verzehren immer sich selbst.

Hier auch und hier noch schwerer wiegt das Dichterwort: „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an, — hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.“

Wer nicht ohne Christus sein kann, dessen stützende und schützende Kraft ist die bekennende Kirche und ihre Gemeinschaft. Nur in ihr kann er auch die wahre Vermittlungskunst lernen. Es gibt nämlich einen Sinn unseres Worts, in dem jeder wahre Theologe ein Vermittler ist. Aber eben darum ist es ein schneidendes Scheltwort, das man sich selbst anhängt, wenn man sich in einem absonderlichen Sinn einen Vermittlungstheologen nent.

Wir haben eine ganze theologische Disciplin, welche die wahre Vermittlungskunst lehrt. Das ist die Apologetik, welche ihre Jünger unterrichtet, das Christentum als die höchste Wahrheit gegen die Weltbildung zu verteidigen, also die erlaubten, die möglichen Wege zur Verständigung mit ihr zu finden.

Ueber diese wahre Apologetik laß mich noch Einiges Dir sagen. Es wird Dir dann die falsche, diese Freundin, die ärger ist als alle unsere Feinde, desto greller vor Augen treten.

„Alles zur Erbauung des Leibes Christi“, — das haben wir als heilige Regel, sicheres Licht, einzigen Zweck und feste Grenze alles theologischen Forschens und Erkennens befunden. Aber die Erbauung des Leibes geht auch auf sein Wachstum nach außen. Sie geht also auch auf die außerchristliche, oder von Christo wieder entleerte Weltbildung, um sie zu gewinnen und wieder zu gewinnen. Die Apologetik hat diese Aufgabe. Wer nun in ihr Mitarbeiter sein will, — Vermittler zwischen Welt- und Gottesweisheit, — der muß zwar offen Partei nehmen für Gottes Weisheit, aber er muß beider streitigen Seiten mächtig sein. Er muß daher der Kunst und Weisheit der Welt, nach Geist und Ergebnis, und der aus ihnen sich nährenden Weltbildung sich erkennend bemächtigen, sich in ihr Denken und in ihr Sprachverständnis versetzen können.

Worauf läuft nun die Aufgabe der wahren Apologetik hinaus? Auf den Nachweis, an dem ihr ganzer Erfolg hängt, daß die Erkentnis des wahrhaftigen Gottes nur mit einer totalen geistigen Umwandelung des Menschen möglich ist, daß das Christentum dem außerkirchlichen Denken vollständig unzugänglich ist, daß es den Beweis seiner Wahrheit nur durch sich selbst in der Weckung und Heilung des schlafenden Gewissens führen kann.

Wie sollte sie nun in Verehrung irgend einer Bildungshöhe in solcher Bildung den Wahn nähren, daß der noch erfahrenslose Mensch nicht nur die Vernunftgemäßheit des Christentums einsehen, sondern auch das Wunder der Menschwerdung samt ihren Gnaden fassen und begreifen könne? Gerade die Unmöglichkeit dieses Fassens wird sie der von Christo entfremdeten Bildung nachweisen.

Sie wird also nicht durch spekulativen Galimathias und zweideutiges Anrühmen der Begreiflichkeit des Christentums von ihrer einfachen Aufgabe sich verlieren und das fehlende Sprachverständnis zwischen beiden Gebieten noch gründlicher verbauen. Als Kennerin des Christentums weiß sie, daß alles sogenante christliche Erkentnis und Verständnis hohler Schein ist, wenn es nicht Erfahrung aus Sündennot und dem ihr entwachsenden Kinderglauben ist. Das ist die einzige enge Pforte zu aller wahren Vermittlung. Jede andere ist Betrug und doppelte Selengefahr.

Diese einzige Pforte sucht die wahre Theologie in allen ihren Vermittlungsversuchen zu zeigen. Was Wissens- und Bildungsschätze, was Liebe, Geduld, Scharfsinn, Miterleben und Mitempfinden des glänzenden Bildungselendes an die Hand geben, wendet sie auf, um mit der Wahrheit des Gnadenreiches an die Gewissen zu kommen, um alle Ansprüche und alle Hoffnung auf einen Weg vorbei bei der Todespforte des Nichtswerdens, um Etwas zu werden, abzuschneiden. Je größer ihre Liebe, desto größer, desto zarter ihr Wachen gegen jede Versuchung, die errettende Wahrheit weniger widervernünftig und übervernünftig darzustellen, als sie der Weltvernunft ist und sein muß. Ihr gilt es als Haß, nicht als Liebe, wenn ihr etwas dem Aehnliches entschlüpfte, als ob das Christentum durch Bildung des 19. Jahrhunderts begreiflicher geworden sei und gemacht werden könne, als es im 1. und im 10. Jahrh. gewesen sei. Die Theologie der Mitte glaubt es freilich und sie ruft Zeter über den Widersprechenden. Sie muß angehalten werden zu eingehenderem Studium von 1 Cor. 1—3.

Es ist offenkundig gewesen zu allen Zeiten, und ist es zu unserer Zeit mehr als je, daß das Fragen nach Weisheit und die zuversichtliche Wertschätzung weltweiser Bildung nicht fähiger, sondern unfähiger machen, um die göttliche Thorheit des Kreuzes zu achten und zu verstehen. Es ist Thatsache, daß unsere Zeit durch alle ihre Denkgeübtheit und Beweglichkeit nur gewandter und flinker geworden ist, um das Kreuz Christi sich zu Nichte zu machen; daß sie nur das eine fluchvolle Geschick gewonnen hat, in die Begriffsformen des Evangeliums einzugehen, aber lediglich um ein Schattenbild der Wahrheit zu haben. Darin liegt eben die harte Schwierigkeit, dieser bildungseitlen Zeit heilsam beizukommen, ihr Christum wirklich wiederzugeben, rechtschaffene Geburten zum Leben zu bewirken. Weichliches Cajoliren eines so verweichlichten Geschlechtes kann wol, — um an Immermanns Münchhausen zu erinnern, — „Munkels“ hervorbringen, Idee- und Mundchristen, aber nicht gottgelehrte Thatchristen.

Die wahre Apologetik gibt sich kund durch volle Würdigung dieser hindernden Mächte. Sie weiß es und schärft es ein, daß diese Zeit ein bei weitem größeres Maß geistiger Ausrüstung bedarf, um zur Besinnung gerufen zu werden, als je eine frühere. Zeitverständnis, Beherschung ihrer geistigen Habe, Schärfe des Denkens, Geistreichheit, Witz, Rednergabe, — das sind Teile, aber für sich allein ohnmächtige Teile jener Ausrüstung, ja verführerische Gaben für den Heilsverkündiger oder

Verteidiger. Sie werden erst etwas mit dem tiefen Gewurzel sein in der Gnade, mit dem einfältig-nüchternen Zeugnis, das aus Gebet geboren, im Gebetsgeist seine ganze Macht hat; das eben dadurch in heiliger Scheu sich bewahrt, auf Scheingewinn auszugehen und das Schwert, das tödten soll zum Leben, mit ungewisser Hand zu führen, oder sorglich zu umwickeln, damit es nicht schneide.

Vergiß das niemals, mein Lieber, daß, je reicher gebildet, je gedankentiefer, je anregender ein Zeuge Jesu Christi ist, sei es auf der Kanzel als Prediger, oder als wissenschaftlicher Apologet vor gebildeten Zuhörern, er nur desto besonnener und selbstverleugnender in allen seinen Gedankengängen sein Absehn dabei festhalten müsse, arme, gnadenbedürftige Sünder zu Wege zu bringen, die es willig annehmen, daß sie nichts von Gott und seinem Thun verstehen können, ehe sie nicht, überwunden von dem Zusammenklange der Aussagen ihres Gewissens mit der Ankündigung eines Sünderheilandes, vor diesem niedersinken und dann nicht mehr nach Weisheit fragen, weil sie die Weisheit selbst gefunden haben.

Mögest Du denn all Dein Lebtage Dich bewahren vor dem Waschen der bildungstrunkenen Theologie, die auf dem ihr offenen Weisheitsmarkte der Gegenwart eine Fülle von Verdeutlichungs- und Beweismitteln zu haben wähnt, um den denkenden Menschen in die Geheimnisse des Heils einzuführen, ja sie ihm zur Vernunftevidenz zu erheben. Dies alles ist Kinderand, wenn es etwas anderes darlegen und deutlich machen soll, als jenen Kerngedanken aller Apologetik, daß es nur einen Beweis für das Heil Gottes gibt, den, den es selbst in dem Aufrichtigen führt. —

Wenn doch das Wort, das der Nüchternsten einer von allen christlichen Erfahrungsmännern gesprochen hat, Hamann, von jedem Apologeten und Vermittler als ein goldenes behalten und bedacht würde: „Ob es wol in aller Welt möglich wäre, daß ein Wachender den Träumenden, so lange er nämlich schliefe, davon überführen könte, daß er schliefe? Nein, wenn Gott selbst mit ihm redete, so wäre er genötigt, das Machtwort im Voraus zu senden und es in Erfüllung zu setzen: „Wache auf, der du schläfest!““

Es gibt denklustige, zur Spekulation, d. h. zum wahren Denken begabte Geister, die angezogen werden zum Christentum durch die Ankündigung der Apologetik, daß ihrer die tiefste Denkbefriedigung allein bei der Offenbarungsweisheit harre. Sie stimmen bei, daß ohne Voraussetzung des christlichen Gottes das Denken zu keiner beruhigenden Lösung der Daseinsräthsel führe, auch daß die gründliche Erkentnis von Beruf, Zustand, Bedürfnis der Menschheit einen Erlöser fordere. Aber gerade diese Suchenden unter den Denkenden müssen nur um so eifriger zur persönlichen Erfahrung der Sünde gewiesen, nur um so wachsamer gegen die Täuschung verwahrt werden, als ob sie in der Freude an den christlichen Gedanken, an dem großartigen Ideenkreise, von dem sie sich gefesselt sehen, schon etwas vom Wesen des Christentums schmeckten. Denn dies teilt sich nicht mit und schließt sich nicht auf durch abstraktes Eingehen in seine Gedanken, sondern nur durch eigenste Erfahrung der Versöhnungsthaten, welche alle jene Ideen begründen und verbürgen. Wir haben es uns öfter schon eingeschärft, daß christliche Erkentnis und christliche Heilserfahrung identisch sind, gleichen Schritt mit einander halten.

Die Denker müssen es also hören, daß ihre Erkentnisfreuden so lange grundlose sind, Genuß ohne Nahrung, bis sie ihre Wurzel bekommen an der tieferen Freude, ein versöhnter Sünder zu sein, dem Barmherzigkeit widerfahren ist, der an die bitteren Realien des Kreuzes und der Dornenkrone zuvor einmal alle hohe Spekulationslust verloren hat, der in Selbstverdammung den auf ihm ruhenden Gotteszorn und in Zuflucht zur Gnade des Versöhners das Ende des Zornes geschmeckt hat.

Es ist dies hiernach wol klar, was falsche und was wahre Vermittlung sei. Die falsche siehe überall da, wo man einen leichteren Eingang zum Königreich Jesu Christi, zur Erkentnis seiner Mysterien erwarten läßt, als jenen schmalen Erfahrungs-, d. h. Glaubensweg, — wo man auch nur durch ungeschickte und geschwätzige Verdeutlichungsversuche, durch einseitige Fesselung des Denkens zu solchen Erwartungen Anlaß gibt. Sie fügt dem Bildungsmenschen den denkbar größesten Schaden zu, das Verkennen und Verfehlen der einzigen Thür zur Wahrheit.

Dagegen unverholen und unumwunden jene Thür zeigen, aber ihre Einzigkeit und Unausweichbarkeit darlegen in den Thatsachen des Gewissens und der Geschichte, — an der Wahrheit nichts ändern, nicht an ihrem Gehalt, also auch nicht an ihrer kirchlich erwachsenen Gestalt, aber um den rechten Weg sorgen und sinnen, auf welchem sie in die Gewissen der Bildungssatten durch den Panzer ihrer Sicherheit geschafft werden könne: — das ist die rechte Liebe, die rechte Vermittlung.

Wir wollen es uns nicht verdrießen lassen, die schlechte Vermittlung jetzt auch in einigen Exempeln zu sehen. Es ist das kein schöner Anblick, aber er wird Dir lehrreich sein. Nichts geht in solchen Dingen über gute Muster. Wir haben hier reiche Auswahl und wollen einige der schlagendsten Exempel herausgreifen.

Leider muß ich deshalb noch einmal auf D. Beyschlag kommen. Denn treffendere Veranschaulichung der Trugvermittlung dürfte es schwerlich geben, als ich sie in einer Allianzrede jenes Theologen finde, die mir zu Handen gekommen ist, in welcher er schwunghaft für die Vermittlung eifert. — In der Anführung gerade jener Rede soll also keine andere Auszeichnung liegen, als daß sie in ausgezeichneter Weise erkenbar macht, wie ein nüchterner Theologe die Vermittlung nicht zu betreiben hat. Denn je scheinbarer die Gläubigkeit ist, je selbstseliger die Zuversicht und je grenzenloser die Anmaßung, mit welcher die Vermittlungs-Rhetorik auftritt, desto schärfer wird auch die Warnung sein, die sie enthält.

Zunächst gewährt jene Allianzrede leichtlich das Stärkste

an Schmähung gegen die nüchterne Theologie, die im Bekenntnisse, nicht dem Bekentnis gegenüber sich postirt. Es ist mir nichts vor Augen gekommen, in welchem sich nach dieser Seite hin das Flucherbe der trunkenen Wissenschaft so häßlich kundgäbe. Man kann für das Wesen der theologischen Phrase, in welcher sich hier die veraltete Unionstheologie unberathen ergeht und blosstellt, nichts Bezeichnenderes erdenken.

Bevor wir jedoch für diesen Zweck jene Schmähschrift ansehen, laß mich heute nur über die Union noch ein kurzes Wort einschalten, um diese Sache hier ein- für allemal zwischen uns zu erledigen. Denn das genante Schriftstück zeigt auch das oberflächliche Eifern für diejenige Union, die von der besonnenen Geschichts- und Kirchenbetrachtung längst aufgegeben ist, in mustergültiger Weise.

Es ist nämlich jene Union noch immer die zudringliche Nachbarin, die den Nachbar auf das dreisteste attakirt, — weil er für gut findet, seinen Besizstand zu behalten und bestens zu gebrauchen, — die aber wie die leidende Unschuld thut, weil sie zur Ruhe gemahnt wird in Dingen, die sie nicht versteht. — Sie träumt, daß sie in ihrem Wissenschaftstigel Gold machen könne, das Consensgold, das die Confessionen vereinigt. Was sie jedoch anrichtet, ist nur der immer heillosere Dissens, die blinde Störung auch des einzig jezt gewiesenen, des sittlichen Consenses, d. i. der gegenseitigen Gewährung der Freiheit je nach dem Bekentnis-Gewissen.

Du weißt, mein Lieber, welch ein eifriger Liebhaber der Union ich von je her war und noch bin. — Als junger, in Halle erweckter, dann von der trunkenen Wissenschaft mitbenommener Mensch war ich natürlich ein Anhänger der damals gemeinten Union, dann aber Schritt für Schritt derjenigen, die sich durch die immer schärfer redenden, nun ausgereiften Erfahrungen als die einzig mögliche gab. Das ist eben keine andere, als die evangelisch sittliche Union, die sowol auf nüchterner Anerkennung der geschichtlichen Realitäten als auf der Achtung der Gewissen beruht, demnächst natürlich auf williger Gastfreiheit, so lange diese Gastfreiheit kein Gastzwang wird, d. h. als auf beiden Seiten die Gewissen unbelastet bleiben.

Diese Achtung der Gewissen ist auch zum Teil schon von der Weisheit unserer Kirchenleitung für die preußisch-evangelische Landeskirche zur Richtschnur genommen, und Friede und Segen sind sichere Frucht dieses Verfahrens, wo es bestimt und rückhaltlos befolgt wird. Ich habe selbst eine Zeit lang unmittelbarer Zeuge von der Friedensfrucht solcher evangelischen Kirchenleitung sein können, wie sie noch heute von unserem Provinzial-Consistorium in Magdeburg geübt wird, in besonnener Milde und wahrhaft geistlicher Gerechtigkeit. Das allein ist wahre Unions- und Friedensstiftung in der evangelischen Kirche. Es entzieht auch der altlutherischen Secession aus der preußischen Landeskirche alle Begründung, die es da allerdings behält, wo die Union menschlich erzwungen werden soll.

Aber alle diese Realitäten sind für unsere Species der Unionstheologie nicht da. Wo ein lutherischer Christ und Theologe der Landeskirche seiner Confession und des ihm weise gewährten Rechtes ernstlich lebt, da wird sie unwirsch, vergißt der guten Sitte und schilt. „Buchstäbelnde Altertümelei", „verblendete Repristinationssucht", „hochfahrender Confessionalismus" — so schimpft sie, — aber immer als die leidende Unschuld, die kein Wasser trübt, — wo man nichts thut, als daß man sich ihres alchymistischen Consensgoldes erwehrt.

Sie hat sich nämlich in den Kopf gesezt, daß „nur der baumeisterliche Verstand, nicht das innere Leben, bei dem Dissensus beteiligt" sei (S. 9 der Rede), — und von diesem Störenfried sind selbstverständlich die neuorthodoxen Lutheraner besessen.

Beachte diese Geschichtskentnis des theologischen Professors. Bekantlich lehrt die deutsche Kirchenreformation dem Kerne nach von den heil. Sakramenten nur, was die ganze Kirche von Anfang gelehrt hat, nämlich wirksame Thaten des gegenwärtigen Christus selbst. Sie hat also z. B. mit der einen allgemeinen Kirche die Wirkung der heil. Taufe in der Wiedergeburt. Nur Zwingli und Calvin haben gegen die Erfahrungen, gegen das innerste Leben der ganzen Kirche einen Dissens gebracht. Das dreht unsere Species geradezu um. Die Wittenberger Reformation, — samt der Theologie, die noch heute in ihr und aus ihr bekent und lebt, — muß die Sünderin sein, die durch den „baumeisterlichen Verstand" den Dissens eingebracht hat und nährt.

Aber sie wendet ganz harmlos auch dies wieder um. Denn sie deutet nicht unverständlich an, daß die Verlegung der Wiedergeburt in die heil. Taufe ein Zeichen des „ziemlich weiten Vorgeschrittenseins auf dem Wege nach Rom sei" (S. VIII). — Also wieder nicht Luthers baumeisterlicher Verstand, sondern der Verstand der ersten Kirche, von welcher Rom sein Taufbekentnis hat, ist nun der Störenfried. Denn man geht ja auf Rom zu, wenn man die Wiedergeburt in die Taufe verlegt.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 15. September. № 74.

Die sieben Gleichnisse vom Reiche Gottes.

II.

In dem ersten Gleichnisse nimt Jesus seinen Ausgangspunkt von dem Hörerkreise, welcher ihn damals umgab, auf der einen Seite die Jünger, auf der andern die Volksmenge. Er sieht also ab von denen, die überhaupt in kein Verhältnis zu dem Säemann treten, sich ganz den Einwirkungen des Reiches Gottes entziehen. Doch erhellt aus dem Gleichnisse deutlich genug, was von diesen zu halten ist. Unsere Herzen, sagt Quesnel, sind der Acker Gottes, ihm gehört es an, sie zu besäen. Es ist ein großes Unglück, sich dieser göttlichen Saat zu entziehen, indem man es vernachlässigt, das Wort Gottes zu lesen oder zu hören.

In der Ausdeutung des Gleichnisses wird über den Säemann kein Aufschluß gegeben. Dies bleibt der Ausdeutung des zweiten Gleichnisses vorbehalten, in dem schon gleich durch den Anfang: „das Himmelreich ist gleich einem Menschen, der guten Samen auf seinen Acker säte", die Aufmerksamkeit auf den Säemann gerichtet wird. Bei dem ersten Gleichnisse ist die Hauptsache die Verschiedenheit des Bodens, die Unterschiede, welche in Bezug auf die Empfänglichkeit und die Treue gegen die erhaltenen Eindrücke unter den Hörern stattfinden. Schon Vitringa bemerkt, die Absicht sei, die verschiedenen Zufälle des Samens vorzustellen.

Jesus beschließt das erste Gleichnis mit den Worten: „wer Ohren hat zu hören, der höre." Bei dem zweiten Gleichnis, vom Unkraut im Waizen, werden diese Worte, die der Sache nach allen Gleichnissen angehören, erst am Schlusse der Deutung ausgesprochen. Der Unterschied erklärt sich daraus, daß die erste Parabel die verständlichste unter allen ist, wie Jesus selbst das bezeugt, indem er bei Marcus (4, 13) spricht: „verstehet ihr dies Gleichnis nicht, wie wollt ihr dann die anderen erkennen?" Hier also konte die Ermahnung zur Beherzigung sich schon gleich an das Gleichnis selbst anschließen. Die Worte weisen zurück auf einen Ausspruch Mose's, der am Ende seiner Laufbahn zu den Kindern Israel klagend und anklagend spricht (5 Mos. 29, 3): „Und nicht gab der Herr euch ein Herz zu erkennen und Augen zu sehen und Ohren zu hören bis auf diesen Tag." Möge an den Zeitgenossen sich nicht wiederholen, was damals stattfand! Jesus braucht dieselben Worte, die durch die Beziehung auf die Mosaische Grundstelle einen besonderen Nachdruck erhielten, mehrfach in den ersten Evangelien, und auf diesem Gebrauche beruht die siebenfache Wiederholung in den Sendschreiben der Apokalypse. Sie umfassen stets ein doppeltes, zuerst daß für die vorliegende Sache ein geöffnetes geistliches Ohr erforderlich ist, und dann, daß es angemessen ist, dies Verständnis in dem vorliegenden Fall anzuwenden, da es sich um die wichtigsten Interessen handelt, da es hier verhängnisvoll ist, nicht zu verstehen. So heißt es in C. 11, 15 in Bezug auf den Täufer: „Und wenn ihr es annehmen wollt, er ist Elias, der kommen soll. Wer Ohren hat zu hören, der höre." Elias komt nach der Weissagung Maleachis vor dem Kommen des Tages des Herrn, des großen und des furchtbaren. Wer seiner Stimme nicht folgt, der fällt dem vernichtendem Gerichte dieses Tages anheim. Zu dem Täufer die rechte Stellung einnehmen, das ist eine Sache entscheidender Bedeutung. Darauf macht das Wort: „wer Ohren hat zu hören, der höre", aufmerksam. Bei Lucas in C. 14, 34. 35 lesen wir: „Gut ist Salz, wenn aber das Salz dumm wird, wodurch soll es hergestellt werden? Es ist weder auf das Land nütze, noch auf den Mist, man wirft es heraus. Wer Ohren hat zu hören, der höre." Verstehet wol! es handelt sich um eure ganze Existenz! So weist denn auch hier das Wort auf die durchgreifende praktische Bedeutung des Gleichnisses hin, das nichts weniger ist, als eine müßige psychologische Studie. Wer nicht fähig ist, die Lage der Sache zu verstehen, oder von der vorhandenen Fähigkeit keinen Gebrauch macht, der muß den mannigfachen Gefahren zur Beute werden, mit denen der edle Same des Wortes Gottes bedroht ist. Die Ausführung zu dem andeutenden Worte des Herrn ist, was Euthymius bemerkt: „Wir wollen also nicht durch Leichtsinn den Samen verderben, noch durch Kleinmut ihn verrathen, noch durch Sorgen dieser Welt und den Betrug des Reichtums ihn ersticken. Denn wir müssen zuerst wachen in Bezug auf seine Aufnahme, dann großherzig die Versuchungen tragen, darauf frei werden von aller weltlichen Sorge und von der Eitelkeit des Reichtums. — Denn was ist das für ein Unterschied, wenn wir nicht durch Leichtsinn, sondern durch Kleinmut umkommen, und wenn nicht durch Kleinmut, doch durch Sorge und Eitelkeit."

Wir haben in diesem ersten Gleichnisse viererlei Arten von Acker, drei unfruchtbare und eine fruchtbare. Die dreifache Abstufung der Fruchtbarkeit bei der lezteren entspricht den drei

Abstufungen der Unfruchtbarkeit, welche die drei ersten Arten darstellen.

Von der ersten Klasse wird das nicht verstehen ausgesagt, von der lezten das verstehen, von der zweiten und dritten weder das verstehen, noch das nicht verstehen. Ihr Verständnis ist ein halbes. Eben deshalb sind sie den Versuchungen nicht gewachsen, die von außen durch die Verfolgung und von innen durch die nach neuer Herschaft strebende Sünde bereitet werden und verlieren, was sie schon gewonnen hatten.

Wenn wir die argen Gefahren ins Augen fassen, welche nach diesem Gleichnisse dem Samen des Wortes Gottes aus der Beschaffenheit des menschlichen Herzens erwachsen, so können wir uns nicht genug wundern über die Dreistigkeit, mit der Dr. Rothe die Kirche verantworlich macht für die Verschmähung der Wahrheit durch die Zeitgenossen. Er sagt in den dem Protestantentage vorgelegten Thesen über die Frage: durch welche Mittel können die der Kirche entfremdeten Glieder ihr wiedergewonnen werden: „Der Schaden kann nicht durch einzelne Maßregeln, sondern nur durch eine Kur von Grund aus geheilt werden. Die Vorbedingung zu dieser ist aber die richtige Erkentnis der Krankheitsursache. Diese nun liegt keineswegs in einer ausnahmsweise tiefen moralischen Verderbtheit der Zeitgenossen. Vielmehr muß der Natur der Sache nach die Hauptschuld bei dem Uebel der Kirche selbst zur Last fallen. Denn diese taugt nichts, sobald sie nicht die moralische Macht besizt, die Herzen ihrer Angehörigen sich zu gewinnen und festzuhalten.“ Es fällt Dr. Rothe nicht bei, daß auch Jesus selbst dies nicht vermocht hat; was Jesus von dem hartgetretenen Boden, dem Steinichten, den Dornen sagt, ist für ihn nicht gesprochen. Er muß sich nun aber auch den Hohn gefallen lassen, daß ein H. Tegow in der Schrift: „Die moderne Bildung und die christliche Kirche. Sendschreiben an Dr. Rothe.“ Hamb. 1865, ihn, den Träger einer gereinigten Theologie und den Hersteller einer wahrhaftigen Kirche, auffordert, daß er es einmal versuchen möge, ihn, den Gottesläugner und seine Gesinnungsgenossen, der Kirche wiederzugewinnen. Muß sich Dr. Rothe Angesichts dieser Aufforderung auf unser Gleichnis zurückziehen, so wird er auch der Kirche die Verweisung auf dasselbe nicht wehren können. Der Herzenskündiger kent in Wahrheit das menschliche Herz besser, als solche schwarmgeistige Theologie, die sich ihren Menschen, ihren Gott und ihren Christus aus flüchtigen Nebeln bildet, statt sie einfach zu nehmen wie sie sind.

„Neben dem Wege“, wo Feld und Weg sich berühren und der Boden festgetreten ist — diese Klasse ist besonders groß in Zeiten, in denen das verderbte Wesen des alten Menschen mit seinen ungöttlichen, dem Worte Gottes den Zugang versperrenden Neigungen an einem zur Macht gelangten Zeitgeiste einen starken Stützpunkt hat. So war es unter den Juden zur Zeit Jesu. Da standen die einzelnen fast ohne es zu wissen und zu wollen unter dem Einflusse des Pharisäismus, welcher dem Worte Gottes den Zugang versperrte. So ist es auch wieder unter uns. Der Naturalismus, das Gebantsein in den Kreis des Irdischen und die Erstorbenheit gegen Gott und Göttliches, umfängt uns von allen Seiten, faßt die Kinder dieser Zeit, wo sie gehen und stehen, und verhärtet den Boden. Seit einem Jahrhundert schon hat sich dieser Geist in der Herschaft über die Gemüter festgesezt und die Einzelnen sind unter dieser Herschaft sie wissen nicht wie. Die Zeit der Freiheitskriege war nur eine kurze und unvollständige Unterbrechung dieser Herschaft. Der ein wenig geöffnete Himmel verschloß sich bald wieder, und das Auge wandte sich von Neuem der Erde zu und blieb an ihr wie geheftet. Ueberall nur die irdischen Interessen uud Genüsse, der bloße Mensch, die natürliche Abfolge von Ursache und Wirkung. Das ist für uns eine ernste Veranlassung zum Wachen und Beten. Auch die Gläubigen haben stets danach zu ringen, daß der Boden nicht bei ihnen von Neuem festgetreten werde.

In der Ausdeutung des Samens, der neben den Weg fällt und von den Vögeln gefressen wird, heißt es: „Wenn einer das Wort vom Reiche hört und es nicht versteht, so komt der Böse und reißt weg, was in seinem Herzen gesät ist.“ Die Schuld liegt an dem Boden. Die Vögel fressen den Samen nur, wenn er sich nicht bergen kann, der Böse raubt den Samen nur dann aus dem Herzen, wenn das Wort nicht verstanden wird. Das Verstehen ist nur durch das Lieben möglich, welches die Verähnlichung bewirkt, Gleiches wird nur von Gleichem erkant. Wo die Neigung widerspricht, da bleibt das Wort unverstanden und gewint nicht die Kraft, dem bösen Feinde zu widerstehen. Man klagt so oft über Mangel des Verständnisses für das Evangelium bei den Gebildeten, man ist geneigt, es auf mangelhafte Unterweisung zurückzuführen, man will durch Bibelstunden, apologetische Vorträge u. s. w. abhelfen. Man fahre fort, in dieser Richtung zu wirken, aber die eigentliche Wurzel liegt anderswo, würde die Neigung eine andere, so würde auch das Verständnis ganz von selbst eintreten.

Die Vögel in der Parabel und der Böse in der Deutung decken sich nicht völlig, vielmehr ist die Deutung zugleich Fortführung und fügt ein neues Moment hinzu. Die Vögel bedeuten überhaupt die schädlichen Einflüsse, der Böse ist derjenige, unter dessen Oberleitung die ganze Welt dieser Einflüsse steht. „Die Zerstreuung“, sagt Quesnel, „die Vergnügungen, die Geschäfte sind die Vögel, welche den guten Samen wegnehmen und verzehren, indem sie uns das Herz anfüllen mit eitlen, irdischen und gefährlichen Sachen.“ Wo der Boden festgetreten ist, da haben diese Vögel gar leichtes Spiel. Es gehört gar wenig dazu, ein zerstreutes Herz noch mehr zu zerstreuen, das fast zerrissene Band zu Gott ganz zu zerreißen.

„Das ist der, welcher an den Weg gesät ist.“ Dem Samen entspricht eigentlich das Wort vom Reiche. Doch da dies nicht an sich in Betracht komt, sondern in der Gestalt, die es in der Menschenklasse gewint, so kann diese selbst als an den Weg gesät bezeichnet werden. In dem Träger des Samens stellt sich dieser selbst dar.

Die zweite Klasse bilden diejenigen, bei denen auf der Ober-

fläche guter Boden ist, darunter schlechter. „Es werden nicht Steine gemeint", sagt Bengel, „die hier und da auf dem Acker zerstreut liegen, sondern ein Fels oder zusammenhängendes Gestein unter einer dünnen Oberfläche von Erde." Angespielt wird auf das „Herz von Stein" bei Ezechiel in C. 11, 19. 36, 26, das in Bezug auf das Göttliche harte, unempfindliche, unempfängliche. Solche Härte kann auch bei der größten Weichmütigkeit und natürlichen Zartheit, bei überfließender Gefühligkeit stattfinden. Der Sache nach entspricht der Stein dem festgetretenen Boden: es ist die ganze Verzweigung der dem Evangelium widersprechenden Neigungen, welche in dem Grunde des Herzens die Herschaft behaupten, während die Oberfläche sich dem Worte Gottes zuwendet, welche man nicht in den Tod zu geben entschlossen ist und daher zu keinem wirklich soliden Christentum kommen kann, die Vorbehalte des Hochmutes, der Eitelkeit, des Geizes, der Lüsternheit.

Der Herr weist darauf hin, besonders in den Worten: „Und es ging sogleich auf, weil es keinen tiefen Boden hatte", daß ein zu rasches Zugreifen kein gutes Vorzeichen ist. Was rasch komt, sagen die Alten, geht rasch zu Grunde. Wer es wirklich ernst meint, wer merkt, daß es hier gilt, entweder gar nicht oder ganz, „rein ab und Christo an", der wird, ehe er sich entscheidet, einen großen Kampf zu bestehen haben. Wir sehen das an dem Beispiele des h. Paulus, der, da er das Evangelium verfolgte, ihm innerlich näher stand, wie manche, die sich mit dem Munde und der Oberfläche des Herzens zu ihm bekanten. Der Haß gegen das Wort Gottes ist nicht selten eine Station auf dem Wege der gründlichen Bekehrung. Wer von vornherein erkent, daß es gilt, allem absagen, das man hat, der wird mit der Zustimmung nicht gleich bei der Hand sein, er wird vorher die Kosten überschlagen, ob er es habe, hinauszuführen.

Der Sonnenbrand ist in der Schrift Bild der Trübsale. Jesaias sagt (49, 10) in der Schilderung des Heiles, welches in Zukunft der Gemeinde Gottes bestimt ist: „sie werden weder hungern noch dursten, sie wird keine Hitze noch Sonne stechen." Hier heißt es in Ausdeutung der Worte des Geichnisses: da die Sonne aufging ward es verbrant und weil es keine Wurzel hatte vertrocknete es: „wenn aber Trübsal und Verfolgung komt wegen des Wortes, komt er sogleich zu Falle." Was Jesus hier aussagt, das stellte sich schon damals in zahlreichen lebendigen Beispielen vor Augen. Die antichristliche Gesinnung war schon zur vollen Ausbildung gelangt und übte auf die unbefestigten und nur oberflächlich berührten Gemüter einen überwältigenden Einfluß aus. Das war noch an demselben Tage in erschreckender Weise hervorgetreten. Man fürchtete den Bann, fürchtete den Verlust der Ehre bei den Menschen, erbebte im Angesichte aller der Nachteile und Beschwerden, welche der Conflict mit der Majorität, mit dem herschenden Zeitgeiste mit sich führt. Die Zahl der „Zeitlinge" wurde immer größer. Wenn wir dieselbe auch in unserer Zeit, dem Gegenbilde des Zeitalters Jesu, sich mehren sehen, so dürfen wir nie vergessen, daß der eigentliche Grund der Erscheinung nach dem vorliegenden Ausspruche des Herrn nicht in der Uebermacht der Versuchung liegt oder in einer so zu sagen unschuldigen Schwäche des Charakters, sondern in dem hinter der guten Oberfläche verborgenen steinichten Grunde des Herzens. Diesem schlimmen Uebel gilt es entgegenzuarbeiten, wenn man bei dem mehr und mehr antichristlich sich gestaltenden Zeitgeiste den Glauben bewahren und dem traurigen Stande und Lose eines elenden Zeitlings entgehen will. Da gilt es sich vor das Angesicht des Herzenskündigers stellen und mit guter Sonde die Schäden des Herzens untersuchen. Wie oft ist der eigentliche Kern einer mit stattlichen Argumenten und prächtigen Redensarten ausgeschmückten Vermittlungstheologie die allergewöhnlichste Eitelkeit, die mit dem Kreuze Christi nicht verfolgt sein will.

Bei der dritten Klasse steht es Anfangs besser, wie bei den beiden ersten. Das Wort dringt hier bis in den Grund des Herzens. „Es muß", sagt die Berleburger Bibel, „etwas Lebhaftes und Göttliches in solchen Selen erweckt gewesen sein. Denn sonst könte nichts in ihnen erstickt werden, wenn nichts in ihnen gelebt hätte." Sie fangen auch an Frucht zu tragen: Lucas hat: sie bringen die Frucht nicht zur Reife, Matthäus: er wird unfruchtbar. Aber sie haben doch von Anfang an nicht ganz reine Sache gemacht: Dornen, böse Neigungen sind noch geblieben, und zwar mehr oder weniger absichtlich gehegt und gepflegt, und statt unabläßig bemüht zu sein, diese Dornen auszureuten, lassen sie dieselben sorglos wachsen. Marcus hat: „Und die Sorgen der Welt und der Betrug des Reichtums und die anderen Begierden kommen herein und ersticken das Wort." Das kommen herein ist hier von großer Bedeutung. Es dient zur Abgränzung gegen die vorige Klasse, bei welcher der steinichte Grund von Anfang an vorhanden gewesen war, zeigt, daß die Hauptsache hier die mangelnde Wachsamkeit ist, daß sie dem Wachsen der Dornen, dem Vordringen der Begierden nicht gewehrt haben.

Die Grundlage bildet hier ein Wort des Jeremias, C. 4, 3: „Denn also spricht der Herr zu dem Manne von Juda und zu Jerusalem: pflüget den Acker gründlich und säet nicht unter die Dornen", wozu, Chr. B. Michaelis bemerkt: „er will, daß das Herz neu werde, mit Ausrottung der Dornen böser Begierden." Die Dornen bezeichnen schon da die Sünden des alten unerneuerten Herzens.

Marcus nent neben dem Betruge des Reichtums, der so viel verspricht und so wenig leistet, und den Sorgen, noch „die auf das Uebrige gerichteten Begierden", Lucas: „die Lüste des Lebens." Da die Arten offenbar die Gattung repräsentiren, so gibt dieser Zusaz nichts wesentlich Neues. Der Text bei Matthäus aber ist von nicht geringer Bedeutung, da er uns lehrt, grade vor diesen beiden Formen, den allgemeinsten und gefährlichsten, besonders auf unserer Hut zu sein. Es sind dieselben, vor denen der Herr auch in der Bergpredigt (6, 24—34) so eindringlich warnt, die er dort als zwei verschiedene Gestalten des mit dem Dienste Gottes unverträglichen Mamonsdienstes hinstellt.

Dem schlechten Lande in seiner dreifachen Gestaltung tritt das gute Land entgegen, nicht hart, sondern weich, nicht unten felsig, sondern mit tiefem Grunde, nicht dornicht, sondern gehörig zubereitet. Die hundertfältige Frucht ist aus 1 Mos. 26, 12, wo Isaac durch den Segen seines Gottes hundertfältig erntet. Die Abstufung in der Frucht richtet sich nach der Abstufung in der Güte des Bodens. Das: „wer Ohren hat zu hören, der höre", das sich zunächst hieran anschließt, fordert auf, dem höchsten Ertrage nachzustreben.

Aus ungedruckten Briefen an einen jungen Theologen.

Zwanzigster Brief.

(Schluß.)

Hätte die allgemeine Kirche schon von Anfang an über die Sakramente nur das gelehrt, was Zwingli und Calvin später aufbrachten, dann stände es besser mit der Einheit der Kirche! Sie, die eine allgemeine Kirche, deren Sakramentsbegriff die deutsche Reformation nur beibehalten hat, ist also Schuld an dem leidigen Dissensus. —

Und solches Phrasentum, solches Geschichts- und Kirchenverständnis, um das jeder junge Theologe eine ernste Rüge verdienen und zu objectiveren Studien anzuhalten sein würde, sizt mitten in einem Kirchengebiete der deutschen Reformation mit der Mine alleiniger Berechtigung auf dem Universitätskatheder, von welchem doch wol die klar anerkante und gültige Lehre solches Kirchengebietes vernommen werden müßte, in specie ein Kleinod, wie das Taufbekentnis, in welchem sie mit der einen allgemeinen Kirche in der Hauptsache einig ist.

Die Kirche ist der Leib Christi, ja das Weib Christi. Das Geheimnis ist groß, sagt der Apostel. Aber ohne das Band der Kindertaufe als des Bades der Wiedergeburt wäre sie schon längst und würde bald sein nichts als ein Atomen-Chaos. Ich habe im Westen und im Norden Deutschlands oft mit dem Baptismus zu thun gehabt und erfahren, wie übel Wesen und Aufgabe des deutschen Kirchentums ihn verträgt. Er zieht seine Kraft aus dem reformirten Taufbekentnis. Hiernach beurteile eine Universitätstheologie, welche die deutsche Reformation der Friedensstörung bezichtigt.

Thue einen Blick in das Wesen und Wirken des deutschen Baptismus, wie z. E. Rühl in „Taufe und Wiedertaufe" es ganz treu nach dem Leben vorführt, und du wirst ein Maß haben für die Oberflächlichkeit und Hohlheit des theologischen Rhetors, der mit dreister Stirn „das innere Leben", das Glaubensleben unbeteiligt nent bei der Abwehr des Schweizerischen Sakramentsbegriffes.

Das ist die trügerische Friedensstiftung, welche den Streit verewigt, weil sie es zum ehrlichen Frieden auf Grund des eingestandenen tiefen Dissenses nicht kommen läßt.

Merke Dir hier, mein Lieber, eine seltsame Erfahrung, die an der Union der reformirten und lutherischen Christen gemacht ist und endlich befolgt werden sollte. Wo sie gesucht wird, da fliehet sie, und wo sie nicht gesucht wird, gar nicht genant wird, da kömt sie und da wächst sie.

Nächstens denn noch einige Proben der theologischen Phrase, nur wenige, aber in ihrer Art ausgezeichnete.

Dein ꝛc.

Nachrichten.

Bericht über die kirchlichen und sittlichen Zustände der Gemeinden in der Diöcese D.-B., erstattet in der am 6. Juni 1866 abgehaltenen Kreissynode.

Die hiesige Kreissynode umfaßt 17 Parochien mit 15 Filialen, also zusammen 32 Kirchengemeinden. Diese Kirchspiele liegen überaus zerstreut und ziehen sich durch drei andere Diöcesen hin, so daß die Entfernung von dem einen Ende des unsrigen bis zum andern 5—6 Meilen beträgt; ja sie liegen für den Herrn Ephorus so unglücklich, daß er die jenseit der Havel liegenden zu Zeiten, wo der trennende Strom nicht passirbar ist, nur auf einem Umwege über die Städte Potsdam oder Brandenburg erreichen kann. Durch diese zerstreute Lage komt es, daß den Gemeinden das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit zu einem größeren Ganzen fast gänzlich fehlt. —

1. Die Synode ist genügend mit Kirchen, Schulen und geistlichen Kräften versehen. Die Zahl der Selen ist c. 13220, die Zahl der Prediger 17 und die Zahl der Kirchen 32, so daß auf einen Prediger 900, auf eine Kirche 400 Selen kommen, ein überaus günstiges Verhältnis. Nur in vier Parochien beträgt die Zahl der Selen mehr, als 1000, die höchste Selenzahl ist 1700, die kleinste 273, die nächstkleinste 450, die meisten Parochien schwanken von 500 bis 800. Auch die räumlichen Verhältnisse sind günstig, da die Filiale nur ½ bis 1 Meile von den Mutterdörfern entfernt sind; nur in Einer Parochie hat der Pastor bis zur Filia 1½ Meilen tiefen Sandweg zurückzulegen. Kirchen sind reichlich vorhanden, wenn auch hie und da in großen Gemeinden die Kirche zu klein ist; ganz kleine Gemeinden von 150, ja von 80 Selen haben ihre Kirchen und an den Feierabenden und Sontagen antwortet ein Glockengeläut dem andern. Der eingepfarten Vorwerke und einzeln liegende Etablissements sind wenig; sonst liegen die Kirchen mitten in den Dörfern, die Häuser sind um sie geschart, nur wenige Schritte führen zu ihnen.

In diesen Kirchen wird das Wort Gottes gepredigt an den Vormittagen der Sonn- und Festtage und in der Fastenzeit auch in der Woche. Außerdem finden Statt liturgische Andachten zu Weihnacht und Sylvester in einer Parochie, Abendgottesdienste an Sylvester in einer, Nachmittagsgottesdienste an den ersten Feiertagen in 2, eine kirchliche Andacht beim Beginn der Ernte in einer, kirchliche Katechisationen in 2, Bibel- und Missionsstunden in 4 Parochien, diese lezteren nur im Winter. Das heilige Abendmal wird jährlich 4 bis 8 Mal, in einer Parochie 10 Mal gefeiert; beliebte Abendmalszeiten sind die

Advents- und die Passionszeit. In einigen Kirchspielen werden die Fastengottesdienste am Abend gehalten. Es läßt sich darüber streiten, ob diese Einrichtung überall zweckmäßig sei. Es hat doch auch sein Gutes, wenn die Leute in der Woche um einer Passionspredigt willen gern ihre Arbeit ruhen lassen. In einem Berichte wird gerühmt, daß die Fastengottesdienste am Vormittag meist ebenso besucht sind, wie die Sontagsgottesdienste, und daß namentlich in der Mater die Feldarbeit bei den Wirten wenigstens nicht eher beginnt, als bis der Gottesdienst vorüber ist. Wo dieser gute Sinn herscht, möchte es Aufgabe des Predigers sein, ihn zu erhalten. —

2. Sind nach dem bisher Gesagten in unserm Bezirk Kirchen und geistliche Kräfte reichlich vorhanden, so fragt es sich nun: Ist auch der Herr an jedem Ort? Gilt von dem Stück Erde, welches unsere Diöcese einnimt, das Wort: „Wie heilig ist diese Stätte! Hier ist nichts Anderes, denn Gottes Haus, hier ist die Pforte des Himmels!?“ Sind alle Wohnungen der Christen, mögen es Hütten oder stolze Schlösser sein, verklärt in Häuser Gottes, in denen Gebet, Gesang und Wort Gottes reichlich wohnt? Wenn es hier nun viel Schatten geben wird in dem aufzurollenden Bilde, so wird das nicht meine Schuld sein, da ich nur Gegebenes wiederzugeben und aus der Vergleichung der gegebenen Thatsachen mit einander Folgerungen zu ziehen haben.

Fassen wir zuerst den Kirchenbesuch ins Auge! Wir werden nicht fehlgreifen, wenn wir der Zahl derer, welche sontäglich die Kirche besuchen *können*, also nach Abzug der Kinder, Kranken, Schwachen und absolut Unabkömmlichen auf $\frac{1}{3}$ der Selenzahl annehmen. Hiernach müßten von den 13221 Selen der Diöcese 4407 sontäglich die Kirche besuchen; es sind aber der sontäglichen Kirchenbesucher nur 2350, also 2057 Fehlende. Das normale Drittel wird demnach bei Weitem nicht erreicht, vielmehr reducirt sich die Zahl der sontäglichen Kirchgänger auf $\frac{1}{6}$, so daß also auf 6 Personen ein Kirchgänger komt. Die *Durchschnittsselenzahl* der einzelnen Parochien ist 777, die Durchschnittszahl der sontäglichen Kirchengänger 138. In einigen wenigen Kirchspielen wird das normale Drittel erreicht, in andern komt auf 10, ja auf 13 Selen nur ein Kirchenbesucher. In vielen Berichten wird gerühmt, daß eine gute Schar von Solchen vorhanden sei, die regelmäßig jeden Sontag die Kirche besuchen. So erfreulich es auch für den Pastor ist, wenn er nicht vor leeren Bänken zu predigen hat, so werden wir uns doch hüten müssen, die regelmäßigen Hörer alle für rechte Christen zu halten; das Kirchengehen wird vielfach gewohnheitsmäßig betrieben, ja gilt nach katholischer Art bei Vielen als verdienstlich. Die Brüder, die eines solchen regelmäßigen Kirchenbesuchs sich erfreuen, werden besondere Veranlassung haben, immer wieder nachdrücklich hervorzuheben, daß das Kirchengehen allein es nicht macht, und um so mehr auf Bekehrung des Herzens zu dringen.

Nimt man die Zahl der zum Genuß des heiligen Abendmals Berechtigten auf $\frac{2}{3}$ der Gesamtbevölkerung an und stellt man die billige Forderung, daß jeder confirmirte Christ jährlich einmal zum Tisch des Herrn gehe — was natürlich viel zu selten ist —, so müßten unter den 13221 Selen der Diöcese 8814 Communicanten sein; es sind deren aber nur 7726; es fehlen also 1088, wovon auf jede Parochie 64 kommen; diese Zahl ist aber noch größer, da ja unter den Communicanten viele sind, die jährlich mehr, als einmal, das Sacrament benutzen. Hiernach würde es zu berichtigen sein, wenn es in vielen Berichten heißt: „Abendmalsverächter wenige oder unbekant.“ Man kann über den Begriff „Abendmalsverächter“ verschiedener Meinung sein und insbesondere fragen, ob alle diejenigen, welche aus Gleichgiltigkeit, Stumpfheit, Bequemlichkeit, Trägheit das Sacrament versäumen, Abendmalsverächter zu nennen seien; jedenfalls steht *das* fest, daß alle diejenigen, welche das Gnadenmittel gar nicht oder Jahre lang nicht benutzen, dasselbe nicht achten. —

Sehen wir die einzelnen Parochien an, so komt in einer die jährliche Communicantenzahl der Selenzahl gleich, in einer andern übersteigt sie die Selenzahl um 167. Auffallend ist, daß in einigen Parochien, in denen der Kirchenbesuch ein sehr geringer ist, in denen auf 10, ja 13 Personen nur ein Kirchgänger komt, doch die Hälfte der Bevölkerung jährlich einmal zum h. Abendmal geht, und man kann sich da der Frage nicht erwehren: Was mögen das für Abendmalsgäste sein, die so schlechte Kirchgänger sind! In den meisten Kirchspielen beträgt die jährliche Communicantenzahl $\frac{1}{2}$ bis $\frac{4}{5}$ der Selenzahl. Ob eine persönliche Anmeldung zum h. Abendmal, ob eine Zurückweisung der Unbußfertigen stattfindet, darüber spricht sich kein Bericht aus; wol aber klagt einer darüber, daß in der betr. Parochie die Anmeldung überhaupt nicht Sitte sei.

3. Was weiter die Ordnung des Gottesdienstes anlangt, so ist dieselbe durchweg die in der Agende vorgeschriebene; nur daß seit der Generalkirchenvisitation im Jahre 1855 die Liturgie geteilt ist und bis zum Credo vor, in ihrem übrigen Teile nach der Predigt gehalten wird. Die innere Teilnahme der Gemeinden wird in den meisten Berichten als eine lebendige bezeichnet; wo, wie in einigen Gemeinden, es an innerer Teilnahme fehlt, wo namentlich die Responsorien der Liturgie nicht von der Gemeinde gesungen werden, da möchte das Beispiel eines Amtsbruders nachzuahmen sein, der durch Ermahnung, durch Erklärung der Liturgie im Schul- und Katechumenenunterricht und in der Predigt die Teilnahme anzuregen sucht.

In Betreff des Kirchengesanges ist oft behauptet worden, wo in einer Gemeinde lebendiges kirchliches Leben sei, da sei der Kirchengesang von selbst ein guter. Dem entgegen möchte ich behaupten, daß doch fast Alles auf den Leiter des Gesanges ankomt. Wir haben in unserm Bezirk notorisch kirchliche Gemeinden, die schlecht singen, weil der betagte Lehrer ein schlechter Sänger und Leiter ist, und es wird andere, weniger kirchliche Gemeinden geben, die gut singen, weil sie einen tüchtigen Cantor haben. Die meisten Berichte sprechen sich über den Kirchengesang anerkennend aus, und daß dies der Fall, haben wir doch gewiß nicht allein der Kirchlichkeit der Gemeinden, sondern vorwiegend den jezt besseren Schulen zu verdanken.

Wünscheswert wäre es gewesen, daß sich alle Berichte darüber ausgesprochen hätten, wieviel von den c. Drittehalbhundert Choralmelodien, die wir haben, in den Gemeinden bekant sind und gesungen werden. Nur *ein* sangeskundiger Bruder erwähnt, daß in seiner Parochie 45 bis 50 Melodien bekant sind und gesungen werden.

Es fragt sich weiter: Was ist in unserm Kreise an guten alten

kirchlichen Gewohnheiten vorhanden? Dahin wäre zu rechnen der wertgehaltene kirchliche Anzug, der nur für die Kirche angelegt und gleich nach Schluß derselben, ehe noch etwas Anderes vorgenommen wird, abgelegt wird; daß am Charfreitag, Bußtag, Todtenfest, an Abendmals- und an den ersten Festtagen Altar und Kanzel schwarz behangen wird und die Zuhörerschaft in schwarzer Kleidung erscheint; daß während der Passionszeit täglich Mittags geläutet wird; dahin gehört ferner das stille Gebet, wenn man an seinem Kirchensiz angelangt ist, und beim Verlassen desselben; daß die Frauen und Mädchen bei dem stillen Gebete Haupt und Blick niedersenken und die Männer den Hut vor dem Gesicht halten (vor dem Gesicht und nicht blos, wie ein Bericht sagt, vor dem Munde; denn der Sinn dieser Sitte ist doch jedenfalls: Man verhüllt die Augen oder schlägt sie nieder damit man in seinem Gebete nicht durch den Anblick anderer Gegenstände und ankommender Kirchgänger gestört werde); das Stehen der Gemeinde während der Verlesung der Liturgie und des Predigttextes aus Ehrfurcht vor Gott und seinem Wort; das Knien während des Beichtbekentnisses und während der Consecration; die Verneigung beim Herantritt zum Empfang des h. Males und nach dem Empfang; das Beiseitetreten derer, welche Brot oder Wein eben empfangen haben, und das Warten derselben, bis die nächstfolgende Reihe Brot oder Wein empfangen hat; daß die gefallenen Mädchen zulezt herantreten; das Getrentsitzen der Geschlechter in der Kirche; die Danksagung für Gestorbene, für Wöchnerinnen, die Fürbitte für Schwerkranke, Kirchgang, resp. Einsegnung der Sechswöchnerinnen; der Umgang um das frisch aufgeworfene Grab mit demselben zugewandtem Gesicht als lezter Gruß an die sterblichen Ueberreste des Begrabenen. Es ist wol anzunehmen, daß alle oder doch die meisten dieser kirchlichen Observanzen in unsern Landgemeinden noch bestehen, obwol die meisten Berichte nichts davon erwähnen und zwei nur die eine und die andere kirchl. Sitte als vorhanden anführen. Nur ein einziger spricht sich ausführlicher darüber aus. — Drei Berichte rühmen die Stille, mit welcher die Gemeinde sich versammelt, und die vortreffliche Ordnung, in welcher sie das Gotteshaus verläßt.

4. Treten wir nun in das Haus ein und sehen wir zu, wie da Gebet und Gottes Wort benuzt wird! Der Apostel spricht: „Lasset das Wort Christi unter euch reichlich wohnen in aller Weisheit, lehret und vermahnet euch selbst mit Psalmen und Lobgesängen und christlichen lieblichen Liedern und singet dem Herrn in eurem Herzen!" Das könte wol so sein, wenn man auf die Zahl der vorhandenen Erbauungsmittel sieht. Bibeln sind, Dank den Bibelgesellschaften, in allen Häusern, und es gibt auch Häuser, in denen sie fleißig benuzt werden; aber ihre Zahl ist nur klein gegen die Menge derjenigen, in denen die Bibel nur als Schulbuch gilt, das für erwachsene Leute nicht mehr passe. Höchstens wird sie einmal aus dem staubigen Winkel hervorgeholt und auf den Tisch gelegt, wenn man weiß, daß der Pastor komt. Legte er, wie jener Herzog von Würtemberg, heimlich ein Paar Goldstücke hinein und käme nach einem Jahre wieder, er würde seine Goldstücke wiederfinden. Die Goldkörner der Bibel bleiben ungesucht und ungelesen. Alte Predigtbücher vom Vater und Großvater her und, Dank der Colportage, auch neu oder neu aufgelegte Predigtsamlungen, alte und neue Gebets- und Andachtsbücher sind reichlich vorhanden, werden aber nicht genug benuzt. Regelmäßige Hausgottesdienste gibt es gar nicht, überhaupt wenig gemeinsames Gebet und gemeinsamen Gesang mit Ausnahme des Weihnachtsheiligenabends, des Sylvesterabends und Neujahrtages, wo in vielen Gemeinden ein entsprechender Gesang unter Beteiligung des gesamten Hauspersonals gesungen wird. In einzelnen Häusern wird vom Hausvater nach dem öffentlichen Gottesdienste eine Predigt vorgelesen, häufiger liest man, wenn man genötigt ist, dem Gottesdienste fern zu bleiben, für sich allein eine Predigt oder doch das Sontagsevangelium; das Haupt-, Trost- und Andachtsbuch namentlich in Zeiten der Not ist immer das Gesangbuch. Das Tischgebet ist noch vielfach vorhanden; nur einige Berichte sagen, es sei nur hie und da üblich, und einer klagt über Abnahme desselben. Wo das der Fall, können Prediger und Lehrer durch die Schulkinder und Confirmanden viel thun, um den Gebetssinn zu wecken und zu beleben. Bei Tauf-, Hochzeits- und anderen Festmalen herscht wol allgemein die gute Sitte, daß vor und nach Tische gebetet und zum Schluß gesungen wird: „Nun danket Alle Gott." Ueber Krankencommunionen lauten die Berichte sehr verschieden; einige schweigen ganz darüber, einige sagen, sie seien meist begehrt, einer sogar, sie werden von Schwerkranken immer und von Solchen, die an langwierigen Krankheiten darniederliegen, meist begehrt; zwei Berichte klagen, daß Krankencommunionen nur selten vorkommen. Nur zwei Berichte geben Zahlen an; darnach sind in einer Parochie von 450 Selen im lezten Jahre 2 und in einer Parochie von mehr als 1000 Selen nur 3 Krankencommunionen vorgekommen; ein Bericht klagt, daß sie in einer Gemeinde fast nie begehrt werden. Mit den Krankencommunionen ist es eine eigne Sache; es fehlt da sehr häufig das bußfertige Herz; wenn alle menschliche Kunst vergebens und alle menschliche Hilfe aus ist, so sieht man das h. Abendmal als das lezte Hilfs- und Rettungsmittel an und meint, weil man dem Herrn Jesu den Gefallen thue, das von ihm verordnete Mal zu genießen, so müsse er auch helfen. Da hat der Pastor sehr vorsichtig zu Werke zu gehen und das Herz erst zu bereiten, und da empfiehlt es sich, wenn der Zustand des Kranken es irgend erlaubt, zwischen Beichte und Abendmalsgenuß einen Zwischenraum von einem Tage oder doch von einigen Stunden zu lassen zur rechten Einkehr in sich selbst.

Die Beerdigungen sind bis auf die der ganz kleinen Kinder in der ganzen Diöcese fast durchweg kirchlich; in einigen Gemeinden werden auch die Kinderleichen unter Geleit, Gebet und Segen des Pastors in die Erde versenkt, so daß es da gar keine stillen Leichen gibt. Ein Bericht sagt, daß gelegentlich auch wol eine Ansprache auf dem Kirchhofe gehalten würde. Sind unter diesen Ansprachen Grabreden zu verstehen und beschränkt sich auf diese die Feier, so möchte das nicht zu billigen sein. Grabreden sind nur in Städten oder auf einzeln liegenden Vorwerken, die ihren eigenen Kirchhof, aber keine Kirche haben, statthaft. Abgesehen von den Nachteilen, die solche Beerdigungen bei schlechtem Wetter in der kalten Jahreszeit für die Gesundheit haben und von den Störungen, die sie mit sich führen, ist die Stätte für solche Feier das Haus Gottes, welches den Menschen beim Eintritt in das Reich Gottes empfangen hat und ihn nun aus der streitenden Kirche entläßt in die triumphirende. In manchen Gegenden ist darum auch die Sitte, daß die kirchliche Feier der Einsenkung in die Gruft vorausgeht, und der Sarg wird da vor dem Altar aufgestellt. Auf einzeln liegenden Gehöften, selbst in Städten, wäre es vorzuziehen, daß man, wenn irgend der Raum dazu da ist, die Feier im Hause abhalte und zu dem Ende in einem großen Zimmer oder Saal einen Altar mit Crucifix herrichte; dann sei das Haus die Kirche, die den

Entschlafenen entläßt. Ich meine, wir Landpastoren wenigstens müssen uns mit aller Macht gegen das Einreißen der Unsitte der Grabreden stemmen.

5. Was einige Berichte hinsichtlich der Glaubensstellung der Gemeinden sagen, daß es im Allgemeinen wenig Erweckung, wol aber viel Selbstgerechtigkeit in allen Volksklassen gebe, das wird wol von allen Gemeinden gelten. Es herscht, wie schon oben angeführt, in einzelnen Gemeinden viel äußerliche Kirchlichkeit, namentlich bei der besitzenden Klasse; es ist der gute Grundsaz vieler Hausväter, daß das Haus jeden Sontag in der Kirche vertreten sein müsse; der Hausvater fehlt nie, die Hausfrau wechselt mit den Töchtern und Mägden. Bei der arbeitenden Klasse sind die Frauen kirchlicher, als die Männer, und bei der dienenden die Mägde kirchlicher, als die Knechte. Da ist wol viel auf Rechnung der Frauennatur zu schreiben. Einige Berichte erkennen an, daß es immerhin eine, wenn auch kleine, Schar von Solchen gibt, die durch Bekentnis und Wandel Zeugnis geben, daß ihr Glaube ein inniger, lebendiger Herzensglaube ist. Ein Bericht hebt mit Recht hervor, daß es in unsern Gemeinden viel äußerliche Rechtschaffenheit und Rechtlichkeit — die justitia civilis — gibt. Wir wissen Alle, daß die nicht selig macht; aber wir wollen hier gerecht sein, es ist die Eigentümlichkeit des märkischen Volkscharakters, daß er wenig von dem spricht, was ihn innerlich bewegt und selten aus sich selbst herausgeht; in entscheidenden Lagen des Lebens hört man denn doch zuweilen da ein demütiges, bußfertiges Bekentnis, wo man es gar nicht erwartet hätte; freilich noch öfter Reden, wie die: „Ich bin mir nichts bewußt, ich habe Niemand belogen, betrogen, Niemandem Unrecht gethan, ich weiß nicht, womit ich es verdient habe ꝛc.“ Ueber offenen Abfall vom Glauben hat kein Bericht zu klagen. Im Uebrigen gehören sämtliche Gemeinden der Union an; Separationen kommen nicht vor, oder wo etwa separatistische Neigungen sich gezeigt haben, da haben sie bisher noch keine entschiedene Gestalt angenommen und haben den Frieden noch nicht gestört.

Daß Ehrerbietung gegen Kirche und Pfarramt vorhanden sei, wird aus allen Parochien versichert. Es komt hier Alles auf die Persönlichkeit des Pfarrers an. Wie er in den Wald hineinruft, so wird's herausschallen.

6. Wir kommen nun an die vielfach ventilirte Frage der Zeit über die Sontagsheiligung. Es ist hier nicht meine Aufgabe, tiefer darauf einzugehen, sondern nach den eingegangenen Berichten das zusammenzustellen, wodurch der Sontag in unserem Kreise hauptsächlich entheiligt wird, und etwa meine eigene Erfahrung ergänzend hinzutreten zu lassen. Der Sontag wird geheiligt durch Gottesdienst in der Gemeinde. So ist es Gottes Gebot. Wer ein Gebot Gottes nicht hält, ist ungehorsam und begeht eine Sünde. Die Sünde des Ungehorsams begehen die mehr als 2000 in der Diöcese, die sontäglich in der Kirche fehlen. Diese Zahl wird noch vermehrt durch die unberechenbare Summe derer, die nur mit dem Leibe in der Kirche sind, bei denen der Gemeindegottesdienst kein Herzensgottesdienst ist. Der Sontag wird weiter geheiligt durch Rube. Das Feiern am Sontag ist auch Gottes Gebot, und der Sabbat ist deshalb eine Wolthat. Für eine Wolthat muß man dankbar sein und besonders dadurch danken, daß man sie dazu gebraucht, wozu sie gegeben ist. Wer also am Sontag nicht ruht, begeht zu der Sünde des Ungehorsams auch die der Undankbarkeit gegen Gott. Und wie viel Undankbare gibt es da! Da werden von den kleinen Leuten an den Sontagen Schweine geschlachtet, Holz und Torf gefahren, ihr Kartoffel- oder Leinland gehackt und abgeerntet. Ein eingehender Bericht sagt, daß die Dienstboten fast nur an Sontagen in der benachbarten Stadt einkaufen, daß der Karfreitag und der Bußtag besonders beliebte Kauftage seien, und daß bis vor Kurzem am Karfreitage noch Kuchen gebacken sei. Schweinetreiber durchziehen die Dörfer in der Sontagsfrübe und locken zum Kauf durch ihren nervenerschütternden Peitschenknall; Musikbanden spielen vor und nach dem Gottesdienst ihre lustigen Weisen, und wenn sie auch die Rücksicht haben, in der Gegend des Pfarrhauses wenigstens mit einer Choralmelodie zu beginnen, so folgt darauf doch gleich ein lustiger Tanz, und oft verhallt der lezte Ton erst, wenn der erste Glockenton erschallt. Die meisten Berichte rühmen zwar, daß die Wirte selbst am Sontage nicht für sich arbeiten lassen; aber auch ihnen tritt die Versuchung zur Entheiheiligung des Sontags durch Kauf und Verkauf nahe genug in den Vieh- und Wollaufkäufern, die oft den Sontag zum Kauftag machen, und von Dorf zu Dorf fahren. Und wenn die kleinen Leute den Ruhetag hauptsächlich durch Arbeit entheiligen, so machen sich die Wirte dadurch mitschuldig, daß sie ihren Dienstleuten in der Woche nicht Zeit lassen, und daß sie ihnen nur an den Sontagen ihr Fuhrwerk zu Dienst stellen. Auch die Besuchsreisen sind störend. Wo der Gottesdienst frühmorgens stattfindet, sollte jeder wenigstens erst den Gottesdienst abwarten, bevor er ausfährt, und die Gastfreunde sollten sich durch ihre Gäste nicht vom Besuch des Gottesdienstes abhalten lassen, sondern sollten den Fremdling, der in ihren Thoren ist, mit zur Kirche nehmen. Nur eine Gemeinde ist nach den vorliegenden Berichten in der glücklichen Lage, daß Sontagsarbeit in ihr gar nicht vorkomt; sonst haben alle Berichte zu klagen über Entheiligung des Sontags. Diese Sünde knechtet die armen Leute förmlich, und wenn es bei den Dienstboten und kleinen Leuten ein schauerliches Muß ist, was sie zu dieser Sünde zwingt, so sollten doch die Wirte sich die Hand darauf geben, ihnen nach Kräften zu Hilfe zu kommen dadurch, daß sie ihnen in der Woche freie Zeit und auch Fuhrwerk geben, damit sie am Sontag das Lastthier ausziehen und wenigstens den Menschen anziehen können, sollten sich auch darauf die Hand geben, selbst am Sontage weder zu kaufen, noch zu verkaufen. Hier wäre ein weites Feld für die Wirksamkeit des Gemeindekirchenrathes, und noch gerathener wäre es, wenn die Kreissynode die Sache in die Hand nähme. Ueber Sontagsvergnügungen und das Betreiben der Jagd am Sontage schweigen die meisten Berichte gänzlich. Zwei sagen, daß laute Vergnügungen selten vorkommen, einer hebt hervor, daß die Jagd am Sontage nicht mehr betrieben werde, seitdem sie an einen Einzelnen verpachtet sei. Dies möchte wol jezt von vielen Gemeinden gelten. Doch das geringe Licht, das wir eben erhalten, wird verdunkelt durch ein grauenhaftes Bild, das uns ein anderer Bericht von den in der betreffenden Parochie herschenden Sontagsvergnügungen entwirft. Es heißt da, daß durch die ungebührliche Menge der vorhandenen Vergnügungslocale das Tabagieleben in schlimmer Weise gepflegt werde, daß mit wenigen Ausnahmen die Wirte im besten Falle alle 2—3 Wochen zur Kirche, aber auf alle Fälle Nachmittags ins Wirtshaus gehen, daß die Arbeiter am Vormittage des Sontags ihre Haus- und Feldarbeit verrichten, um den Nachmittag und Abend in der Tabagie zuzubringen, daß die Dienstboten durch sontägliche Tanzmusiken demoralisirt werden. Und hiergegen läßt sich gar nichts thun, da Pastor und Gemeindekirchenrath von der Obrigkeit im Stich

gelassen werden, die ihnen entgegenhält, die Tabagisten hätten ihre Concessionen, zahlten ihre Gewerbesteuer und könten in ihrem Geschäftsbetriebe nicht gestört werden. Aber wie kann die Obrigkeit es verantworten, in einem Dorf von 700 Selen vier Concessionen zu erteilen?

7. Ueber den Gemeindekirchenrath sind die meisten Berichte sehr zurückhaltend und sagen nur, daß die Sitzungen regelmäßig gehalten werden; einer sagt, der Erfolg sei noch nicht recht zu constatiren; andere klagen über Mangel an Stoff, weshalb in den Sitzungen nur äußerliche Dinge zur Sprache kämen. Nur zwei sprechen sich anerkennend über die Wolthätigkeit des Instituts aus und haben von erfolgreicher Wirksamkeit desselben zu berichten. Sie heben hervor das Interesse, mit welchem die Mitglieder an den Sitzungen Teil nehmen, das gute Beispiel, das sie geben in Kirchenbesuch, Wolthätigkeit und Wandel überhaupt, die Einheit der Gesinnung, in der sie mit ihrem Pfarrer stehen, den Eifer, mit welchem sie das Interesse der Kirche und des Pfarrers wahrnehmen. Ja, der eine Bericht hebt besonders hervor, daß dem Pfarrer selbst durch die Mitglieder viel Anregung komme, daß diese treulich mitwachen über das religiöse und sittliche Leben der Gemeinde, herschende oder neu sich einschleichende Sünden und Laster zur Sprache bringen und nach Vermögen eingreifen, Kirchenverächter zum Kirchenbesuch ermahnen u. s. w. Derselbe Bericht sagt, daß es noch nie an Stoff gefehlt habe. Die Klage über Mangel an Stoff dürfte wol aufhören, wenn die Instruction für den Gemeindekirchenrath in den Sitzungen zu Grunde gelegt würde; ja in den amtlichen Andeutungen, nach denen mein heutiger Bericht erstattet wird, sind Punkte genug, über die verhandelt werden könte.

8. Wie mit Kirchen, so ist die Diöcese auch mit Schulen genügend versehen; nur daß die Kinder von zwei allein gelegenen Gütern zur Schule über Land müssen, und in einigen größeren Gemeinden die Schülerzahl so groß ist, daß die Anstellung eines zweiten Lehrers nötig wäre. An den meisten Schulen arbeiten treue, gläubige Lehrer, die sich ihres Hirtenamts an den jungen Selen bewußt sind und dieselben nicht nur für diese, sondern hauptsächlich für jene Welt zu bilden und zu erziehen sich bemühen, die sie namentlich mit einem Schatz von Sprüchen, biblischen Geschichten, Kirchenliedern versehen, der ihnen nachher ein starker Halt in den Versuchungen und eine rechte Quelle des Trostes im Ernst des Lebens wird. Ihre Schulen sind rechte Pflanzstätten der Kirche. Nur vereinzelt ist die Klage, daß die Kinder nicht genügend zum Confirmandenunterricht vorbereitet werden. Der Religionsunterricht wird überall nach dem lutherischen Katechismus, sei es nach dem reinen Text, sei es nach den Ausgaben von Bachmann, Jaspis oder Kramm erteilt. Nur ist zu beklagen, daß das Haus die Wirkungen der Schule nicht gehörig aufnimt und unterstützt, sondern dieselben vielfach hemt oder ganz vernichtet. In vielen Orten ist der Schulbesuch ein ganz unregelmäßiger, nur durch die Schuld des Hauses. Das Haus versündigt sich hier vielfach und schwer. Warum heißt es so oft von Vielen, die ganz gute Schüler waren, sehr bald nach der Confirmation: „der oder die ist wüst und wild geworden?“ Weil das Haus das Wirken der Schule nicht aufnimt und fortsezt. Die Eltern, arme wie wolhabende, können nicht

genug eilen, ihre Kinder aus der Schule herauszubekommen, und der Fall wäre unerhört, daß ein Vater einmal über das gesezliche Alter hinaus sein Kind die Schule und den Confirmandenunterricht besuchen ließe. — Kirchliche Volksbibliotheken sind in 7 Parochien vorhanden. Die Frage, ob durch dieselben nicht Bibel und Gesangbuch verdrängt werden oder doch dem fleißigen Gebrauch derselben Eintrag geschieht, mag hier unerörtert bleiben.

9. Wo lebendiger Glaube ist, da muß auch Liebesthätigkeit sein und Opferwilligkeit für kirchliche und andere Zwecke, und es fragt sich, wie steht es damit in unserm Bezirke? Was ein Bericht sagt, daß die Gemeinden sich freudig und reichlich beteiligen an Samlungen für irgendwie Verunglückte, für Abgebrante, Verhagelte u. s. w., daß namentlich die christliche Mildthätigkeit in der Kriegsnot 1864 hervorgetreten sei, das wird wol für alle Gemeinden gesagt sein. Hier haben wir die christliche Liebesthätigkeit besonders zu messen nach dem Ertrage der Collecten, und da werde ich Zahlen reden lassen. Im Kirchenjahre $18^{64}/_{65}$ sind in der Diöcese durch die regelmäßigen Collecten eingekommen in runder Summe 190 Thlr. Für die Diaspora hat im Jahre 1864 die Kirchencollecte ergeben 36 Thlr.; der niedrigste Parochialbeitrag war 20 Sgr., der höchste 6 Thlr. 1 Sgr. 6 Pf. Die Hauscollecte ergab 217 Thlr.; der niedrigste Beitrag war 4 Thlr., der höchste 31 Thlr. 6 Sgr. 6 Pf.

10. Der Zustand der kirchlichen Gebäude und Kirchhöfe ist in den meisten Parochien gut, die Dotation der kirchlichen Stellen genügend, zum Teil reichlich; in einigen Gemeinden zeigt sich die Liebe zum Gotteshause und zu den Verstorbenen durch Verschönerung der Kirchen und Kirchhöfe, durch zum Teil sehr reichliche Schenkungen zum Bau von Orgeln; es sind zu diesem Zweck Schenkungen von 60, 100, 500, 1000 Thlrn. gemacht worden. Zwei Berichte haben über den schlechten Zustand der Kirchen, zwei andere darüber zu klagen, daß die Gemeinde nichts thue zur Verschönerung der Kirchhöfe. An einem Orte wird eine neue Kirche gebaut, an einem andern steht der Neubau in Aussicht.

11. Eine geordnete kirchliche Armenpflege, die hier zugleich eine bürgerliche ist, besteht nur in einer Gemeinde. Es ist dort ein durch Legate gestiftetes bedeutendes Capital vorhanden, mit dessen Zinsen, zu denen noch fixe Beiträge des Patronates, freiwillige, monatliche Beiträge aus der Gemeinde und die Ausschüttung des Klingelbeutels kommen, besonders arme Kranke, Witwen, Waisen und andere Elende, aber keine Bettler, unterstüzt werden. Eine Armencommission, zu welcher die Kirchenvorsteher und der Schulze als geborne, vier Vertrauensmänner als von der Gemeinde frei gewählte Mitglieder und der Geistliche als Vorsitzender gehören, nimt die Anträge entgegen, untersucht die Würdigkeit und Bedürftigkeit und entscheidet über die Höhe der zu gewährenden Unterstützungen. Dazu komt ein Kranken-Suppenverein, der arme Kranke jeden Tag mit warmer Suppe versieht.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 19. September. № 75.

Wort und Tradition als Bildungsmittel der Gemeinde.

Wir bemerken zuvor ausdrücklich, daß wir im Folgenden von den Sacramenten nicht reden wollen, die ja freilich beides haben: das Wort und die Bildung der Gemeinde. Wir reden hier nur von dem Schriftworte und seiner gemeindebildenden Kraft. Aber auch hierüber gedenken wir weniger zu reden, weil es keinen Christen und keine Kirche, die katholische nicht ausgeschlossen, gibt, die darin nicht einverstanden wären, daß das Wort der Schrift die Gemeinde bildet und trägt. Wir wollen im Folgenden nur von der kirchenbildenden Kraft des Wortes der Schrift reden, um unsere Gedanken über die kirchenbildende Kraft der Tradition daran anzuknüpfen. Wer damit anfangen wollte, von der Tradition als Bildungsmittel der Gemeinde zu reden, der dürfte bei vielen Lesern gleich von vornherein Mißverständnisse hervorrufen. Das möchten wir gern vermeiden und reden darum zuerst vom Worte der Schrift und hoffen uns dadurch hinlänglich zu legitimiren, daß katholische Anschauungen uns ganz fern liegen.

Wir sagen also: es gibt keine Kirche, die die gemeindestiftende Kraft dem Schriftworte versagte. Die apostolische Gemeinde ist durch dieses Wort gestiftet; denn daß das Wort früher gepredigt und später erst aufgeschrieben ward, das macht für uns Evangelische keinen Unterschied. Aber auch nach der apostolischen Zeit, in den ersten Jahrhunderten der Kirche, haben die Kirchenväter einer nach dem andern sich für die Notwendigkeit des göttlichen geschriebenen Wortes ausgesprochen. Von Irenäus an mit seinem Worte: „die Lehre der Apostel, die sie uns in ihren Schriften überliefert haben, ist ein Fundament und eine Säule Gottes", haben alle die Hauptväter des Altertums sich gerade so für die Notwendigkeit des geschriebenen Wortes ausgesprochen. Athanasius und Hieronymus, Augustin und Chrysostomus haben die absolute Notwendigkeit der heiligen Schrift ebenso scharf geltend gemacht, wie es Chemnitz und Gerhard oder Calvin gethan haben. Man sehe nur die Blumenlese solcher Aussprüche der Kirchenväter z. B. bei Chemnitz oder Gerhard. Auch die katholische Kirche hält am geschriebenen Worte fest, nur daß sie ihre mündliche Ueberlieferung als Ergänzung des Schriftwortes annimt. Besonders aber aufs Wort der Schrift stützten sich bekantlich die Reformatoren. Hinweg mit aller Tradition, riefen die Reformirten, wir wollen nur das Wort der Schrift! Was nicht mit dem Worte der Schrift bestehen kann, das muß fort, so sagten die Lutheraner! Wo das Wort Gottes lauter und rein gelehret wird und wir auch heilig darnach leben —, da wird Gottes Name geheiligt, darin waren beide einig. Das Schriftwort war das Fundament und die Norm für die Reformatoren, nach der sie Alles maßen, um es entweder zu behalten oder zu verwerfen. Und sie hatten an dem Worte genug, weil sie des Wortes Kraft erkanten, mehr als es je von der Kirche geschehen war. „Das Wort", sagt Luther, „ist eine allmächtige Kraft, so ein großmächtiges Ding, daß es Alles kann und vermag, es richtet alle Dinge aus, es bringt Vergebung der Sünden ꝛc. Es bringt Christum mit sich, denn wer es fasset und hält, der fasset und hält Christum, und also hat er durchs Wort, daß er seinen Tod ewiglich los wird." Das Wort war den Reformatoren nach der Schrift der unvergängliche Same, der ewiglich bleibt, 1 Petr. 1, 23. Jac. 1, 18.

Im Worte hatten die Reformatoren Gott und den ganzen Himmel. Das Wort trägt Alles mit seiner lebendigen Kraft und spiegelt ab den Gläubigen die ganze Erlösung. Nirgends ist Christus der Heiland, nirgends die Kraft seines Blutes, nirgends das Heil, nirgends der Himmel offen, als im Worte. Nirgends ist Gott zu finden, als in seinem Worte. Wer außer dem Worte mit Gott handeln will, wer irgend einer dem Worte widerstreitenden Tradition folgen will, der ist hinweg von dem Wege des Heils. Das war die Anschauung der Reformatoren. Wer ein inneres Wort annimt neben dem äußeren, der galt als Enthusiast. Das Wort allein thut es, das war Luthers Meinung. Alle Worte Gottes, sagen die Verfasser des Schwäbischen Syngrammes, sind Wunder. Mit dem Worte folgt das wahrhaftige Ding, welches das Wort ist und anzeigt. Das Wort thut alle Dinge, es hält alle Dinge, es bringt alle Gaben. Darum nehmen die Reformatoren die Worte wie sie lauten. Den Worten Gewalt anthun, ist Kirchenraub, sagt Luther. Was darum die Reformatoren thaten, das thaten sie in Kraft und Folge des geschriebenen Wortes. Den Selen, die durch die Römische Tradition zur Heimat des Himmels gewiesen werden sollten auf entsezlichen Umwegen, die schließlich doch gar keine Wege mehr waren, denen zeigten sie die ewige Heimat ganz nahe im Wort. Und sind wir denn nun weiter gekommen? Das altphilosophische und rationalistische, so wie das modern-theologische Christentum hat unter uns zwar wieder eine wissenschaftliche Tradition vieler Päpste aufrichten wollen, aber wer

der reformatorischen Kirche mit dem Herzen zugethan ist, der steht dem Worte der Schrift noch gerade so gegenüber, wie die Reformatoren. Alle Gottes-Gedanken, aller Trost des Heils ist auch uns nur gewiß aus dem Worte. Das reine Wort Gottes ist der reine Same, durch den die Selen gezeugt werden zum ewigen Leben. Das wissen wir ebenso gewiß, wie die Reformatoren. Wie Luther und Melanchthon der römischen Tradition gegenüber die Wahrheit des Wortes Gottes erfahren hatten, so haben wir sie erfahren gegenüber der philosophischen und rationalistischen Tradition. Das Wort Gottes ist allezeit das einzig feste Wort, mitten unter der stets schwankenden Tradition des alten Menschen. Es ist die allein feste Wahrheit wider allen Irrtum. Wo blieb die römische Tradition, als das Wort der Schrift zu leuchten begann? Wo ist unser alter Rationalismus geblieben, als das Wort der Schrift wieder kräftig sich zeigte? Zu einer Concession nach der andern hat er sich entschließen müssen troz der Schlangenwindungen der modernen Theologie. Wo ist die alte philosophische Tradition geblieben von weiland Kant und Fichte?

„Das Wort sie sollen lassen stahn
Und keinen Dank dazu haben."

Mit diesen Worten beschließt Im. Herrm. Fichte seine Anthropologie. Jegliche Tradition des alten Adams muß vergehen, wenn das Wort der Schrift ihr gegenüber zur Kraft kömt. Alles, Himmel und Erde muß vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen, Matth. 24, 35. Gegenüber diesen Siegen des Schriftwortes, das nicht blos in der Theologie so Großes gethan, sondern auch in der Praxis, das z. B. die schlechten Gesangbücher und Catechismen vielfach beseitigt und überhaupt wieder christliches Leben hervorgebracht hat, gegenüber diesen großen Siegen des göttlichen Wortes sollte Niemand schwarz sehen, sondern recht getrost und dankbar sein. In diesem Worte hat die Kirche ihre unüberwindliche Waffe. Durch das ewige Wort ist die Welt geschaffen, durch das Wort ist und wird sie erlöst, durch das Wort ist und wird sie gerichtet. Dieses allmächtige Wort ist unter uns. Was die Kirche thut, das thut sie aus diesem Worte, und allen Segen, den sie hat, hat sie aus diesem Worte. Das Wort ist das Fundament der Theologie, der Inhalt der Predigt, der Kern des Confirmandenunterrichts, die Substanz der Kirchenlieder, das Bekentnis der Alten und Jungen, der Gelehrten und Ungelehrten, der Lebenden und Sterbenden. Alles dreht sich in der Kirche ums Wort. Wo das Wort ausgelöscht ist, da sind alle Lichter ausgelöscht, wo das Wort brent und leuchtet, da brent und leuchtet Alles.

Und warum hat dieses Wort solche Kraft? Nur deshalb, weil es der Träger ist des heil. Geistes. Es erschüttert als Gesez die Gewissen und zeigt ihnen den Tod und das Gericht, und als Evangelium tröstet es mit göttlichem Troste und in beiderlei Function beweist es seine Kraft nur deshalb in solchem Maße, weil der heil. Geist selbst durch das Wort redet und mit unmittelbarer Gewißheit die Gewissen erleuchtet. Diese innere Wahrheit des göttlichen Wortes, die Gedanken Gottes, die es enthält und die der heil. Geist mit göttlicher Kraft in die Selen als Himmelsspeise hineinlegt, so daß die gottverwandte Sele mit ursprünglicher Sicherheit gewiß wird, daß das Töne aus der Heimat, vom Vater sind, dies ist der Grund für die bleibende Wirksamkeit des göttlichen Wortes. Das Wort ist Gottes Wort, Gott wirkt durch dasselbe als durch ein Medium und wirkt überall dasselbe zu allen Zeiten und an allen Orten: Buße, Glaube, Liebe, Hoffnung u. s. w. Darum muß das Wort in der Kirche gelesen, gepredigt, gelehrt, aufgenommen und verstanden werden. Unser Elend heut zu Tage besteht darum auch nicht darin, daß das Wort etwa nicht mehr wirkt, sondern daß es nicht mehr als Gottes Wort von der Mehrheit erkant und aufgenommen wird. Die Kirche hat es auf der Kanzel eine große lange Zeit hindurch verachtet, auf den Kathedern ist es zerfezt worden, als ob es ein dem menschlichen Geschlechte durchaus feindseliges Wort sei, das zu beseitigen das Lehramt in der Kirche und Universität eigends eingesezt worden sei. An die Stelle des Gotteswortes ist für sehr Viele das Menschenwort getreten. Die deutschen Klassiker, das Theater, die Philosophie, alles Mögliche hat nach einander die Lücke ausfüllen sollen. Aber die Lücke ist nicht ausgefüllt, sondern wie an Gottes Wort, so ist die Menge auch schließlich an der Menschen Wort irre geworden, und es gibt jezt gar keine Wahrheit mehr, als die eine thierische Wahrheit des gesamten Heidentums: laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt. Es gibt daher auch für die Menge keine Wirksamkeit des göttlichen Wortes mehr. Aber aus dem Worte Gottes selbst wissen wir es, daß Gott noch ganz besondere Argumente bisweilen anwendet, um sein Wort wieder zu legitimiren. Diese Argumente sind seine Gerichte und

Der Strafen siegende Gewalt
Durchbricht der Zweifel Nebel bald.

Wer weiß, wie bald diese Argumente wieder mithelfen!

Indessen wollen wir daran festhalten, daß auch, so wie es jezt ist, das Wort Gottes doch noch immer die größte Macht auf Erden ist. Troz des gegenwärtigen Verfalles übt kein Gesez eine so große Macht über die Gemüter der Menschen, als die 10 Gebote. Aller Könige und Fürsten Gesetze zusammengenommen haben keine solche tiefgreifende Macht über die Herzen der Menschen, als die 10 Gebote. Die evangelischen Kernsprüche auch nur aus den Perikopen und aus den Reminiscenzen des Confirmandenunterrichts verbreiten viel mehr Trost und zwar in den schlimsten Lagen des Lebens, als alle Worte der Klassiker zusammengenommeu. Ueberall hin sind einzelne Worte aus dem Worte Gottes zerstreut, und diese einzelnen Worte sind die einzigen Lichtstrahlen für Viele, die sonst vom Evangelio nicht viel wissen. — Wie hängt oft das Wol einer Sele für Zeit und Ewigkeit von einem Verse der Schrift ab, der zur rechten Zeit sich dem Gedächtnisse und Gewissen eingeprägt hat und wieder vergegenwärtigt. Eine Frau, die nie zu meiner Zeit die Kirche besucht hatte, verlangte auf ihrem Sterbelager das heil. Abendmal. Als ich sie später besuchte und ihre Verwandten meinten,

sie habe keine Besinnung mehr, drehte sie sich um und sprach: Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn. Wie viele solcher Bibelworte sind wie Funken überall umhergestreut in freundlichen und friedlichen Gemütern und üben da in der Stille ihre Kraft.

Es muß daher der Kirche Alles daran liegen, daß die Bibel verbreitet, gelesen und verstanden wird. Die Schrift wirkt aber nicht zauberhaft, sondern auf dem gottgeordneten Wege, d. h. wenn sie mit ehrfurchtsvollem und suchendem Herzen gelesen wird. Es ist daher etwas ganz anderes, die Bibel Jemandem in die Hände geben mit der Gewißheit, daß er sie als Gottes Wort liest, als die Bibel wie weiland manche Traktatenfreunde ihre Traktate überall hinlegen und hingeben, wo man nur an einen Menschen damit herankommen kann. Dazu ist die Bibel wahrhaftig nicht geschrieben, noch der Kirche erhalten worden, daß man sie druckt und in Massen an große und kleine Kinder ohne allen Unterschied verbreitet. Ihrer Entstehung, ihrem Inhalte, ihrer Tendenz nach kann die Schrift nicht an die Stelle des Catechismus, der Predigt, des kirchlichen Bekentnisses und des Kirchenwortes überhaupt treten. Die Bibel ist an gläubige Kreise geschrieben, an denen die Kirche durch ihr mündliches Bekentnis ihre Arbeit schon gethan hatte. Da, wo dieselbe Arbeit auch heut geschehen, da wird auch heut die Bibel verstanden werden. Wenigstens wird das das normale Verhältnis sein und bleiben müssen. Niemand wird doch behaupten wollen, die Bibel wäre für Kinder geschrieben und müßte als Lehr- und Lernbuch den Kindern so früh wie möglich in die Hände gegeben werden! Verstehest du auch, was du liesest, fragt Act. 8, 30 Philippus den den Propheten Jesaias lesenden Kämmerer der Königin Candace in Mohrenland? Er aber sprach: wie kann ich, so mich nicht Jemand anleitet? Und ermahnte Philippum, daß er aufträte und sezte sich bei ihm. Und Philippus that seinen Mund auf und predigte ihm das Evangelium von Jesu. Ebenso war es mit den Jüngern von Emmaus. Ihr Herz brent, als er ihnen die Schrift öffnet (Luc. 24, 32), und als er sie ihnen geöffnet, da verstanden sie die Schrift, V. 45. Die Bibel wird in Säcken und in Kisten herumgetragen und verbreitet. Wenn man denn zusieht, wo die also verbreiteten Bibeln geblieben sind, dann hört man, daß die Kinder die Bibeln als Lesebuch benutzen, sie auf den Schulbänken herumwerfen und nach der Confirmation an ihre Geschwister abgeben, im Koffer verschließen oder aber verkaufen. Wie kann aber die Kirche es verantworten, dieses heilige Buch so in die Vulgarität hingeworfen und einem Gebrauche hingegeben zu sehen, zu dem dasselbe doch offenbar nicht geschrieben ist! Ja wenn die Schulkinder die Bibel lieben lernten durch den frühen Gebrauch derselben! Das ist aber eben nicht der Fall, vielmehr wird ihnen die Bibel als Fibel ein so ordinäres Buch, und sie sind vielleicht so viel damit geplagt worden, daß sie das Bibellesen herzlich satt haben und froh sind, wenn sie aus der Bibel heraus kommen. Es ist recht gut gesagt: so soll es nicht sein, die Bibel soll erklärt werden von den Lehrern, die Kinder sollen Bibelkentnis bekommen, sollen frühzeitig hineingeführt werden in die göttliche Heilsökonomie, — das Alles ist recht gut gesagt, aber die Erfahrung sieht leider ganz anders aus! Wenn die Bibelverbreitung so großen Segen gebracht hätte, so müßte man doch endlich etwas davon spüren! Aber die Erfahrung lehrt, daß nur die Gefördertsten unter den Christen der Erbauung wegen in der Bibel lesen, die andern lesen im Scriver, im Spangenberg, im Stark, vor Allem im Gesangbuch. Und es komt sehr darauf an, in welchen Zeiten mehr christlicher Sinn verbreitet war: in den alten Zeiten, wo die Perikopen und die Postillen nebst Catechismus und Gesangbuch oft ganz allein den Gemeinden bekant waren, oder jezt, wo die ganze Bibel haufenweis verbreitet ist, die Postillen verschwunden sind, Catechismen oft gar nicht mehr zu Stande kommen und Gesangbücher verbreitet sind, die von der Bibel nichts wissen! So steht aber oft die Sache unter uns und so hat sie an gar vielen Orten gestanden bis vor Kurzem. Die alte Kirche hat geblüht, aber die Regel des Glaubens war in die Herzen eingeschrieben; heut zu Tage wird die Bibel massenhaft verbreitet und die Glaubensregel ist großenteils in die Brüche gegangen. Es fällt mir aber dabei nicht ein, gegen die Verbreitung der Bibel überhaupt mich zu äußern. *Die Bibel ist der Grund der Kirche, und es ist das höchste Interesse der Kirche, daß die Bibel verbreitet und verstanden werde.* Nur möchte ich an meinem bescheidenen Teile doch bitten und warnen, damit die Bibelvereine mehr gedeihen, als es jezt der Fall ist, doch alles Profanirende, Mechanische, Handwerksmäßige und faul Abergläubische in der Bibelverbreitung abzuthun — und die Bibel sein und bleiben zu lassen, was sie ist: höchste Norm der Lehre und leztes Erkentnisprincip für die ganze Kirche. Lutherisch ist es gewiß nicht, auf Kosten des Kirchenwortes das Bibelwort so geistlos herumzucolportiren und sich wol gar zu rühmen, daß so viele Bibeln überhaupt verbreitet sind! Ja wenn die Bibeln gelesen, verstanden und aufgenommen würden, das wäre herlich! Aber das ist nicht der Fall, und darum muß man nicht, wie der Wandsbecker Bote sagt, in seinen eigenen Beutel lügen, davon doch Niemand reich wird. Nicht das ist die Frage: wie viel Bibeln werden verbreitet, sondern wie viel Leute lesen in den Bibeln, die verbreitet sind, als in dem Buche des Wortes Gottes, um ihre Selen dadurch selig zu machen? Nicht aufs Bibelverbreiten, sondern aufs Bibellesen komt es an!

Es wäre recht dringend not, daß in den Volksschulen die Bibel als *Lesebuch* nirgends mehr benuzt, daß vielmehr ein Lesebuch eingeführt würde, und ein biblisches Geschichtenbuch, daß die Lehrer aufmerksam gemacht würden auf den Ernst der Sache, daß sie alles abwehrten, was die Bibel den Kindern profan machen kann, und daß sie alles anwendeten, was die Bibel den Kindern lieb und teuer machen muß. Und wenn Lehrer dazu nicht immer zu gebrauchen sind, so müssen dieselben die Bibel vor den Kindern auch gar nicht in die Hand nehmen, sondern der Pastor muß es thun. Wie viele Pastoren mag es aber geben, die ihren Schulkindern eine Schrifterkentnis bei-

bringen! Sie überlassen das den Lehrern und von denen thun es gewiß gar manche geistlich richtig, — aber wie viele Lehrer haben auch gar keine Ahnung von der Wichtigkeit der Sache. Viele Lehrer gibt es, die den Catechismus und die biblische Geschichte ganz gut den Kindern beibringen können, die aber selbst nicht die Bibel kennen ihren innern Wundern und ihrer Herlichkeit nach, die auch für sich nicht in der Bibel lesen, denen also die Bibel ein unbekantes Buch ist: was soll nun die Bibel in solchen Händen? Werden sie die Bibel nicht profaniren müssen? Werden solche Lehrer die Kinder in den Geist der heil. Schrift einführen? Wenn sie aber die Bibel tractiren und nicht in sie hineinführen, was werden sie denn anders thun, als die Bibel den Kindern langweilig machen und mit der Bibel die ganze Heilslehre? Statt daß die Bibel den Kindern als Quelle der ewigen Wahrheit lieb würde, wird sie ihnen langweilig, ja wol verhaßt. Wer das nicht glauben will, der frage doch die confirmirte Jugend, die Männer und Frauen, ob sie das Bibellesen fortsetzen, das sie in der Jugend angefangen? Sie schreiben und rechnen, wie sie in der Schule es gethan, auch später noch, sie lesen auch noch, aber nur nicht in der Bibel. Natürlich gibt es hiervon Ausnahmen, aber die sind es nicht auf der Schulbank geworden, sondern wo anders. Das sind aber gewiß immer nur wenige. Die große Masse lebt von den überall herumgestreuten Bibelversen, vom Catechismus, von der Predigt, vom Gesangbuche und von guten Erbauungsbüchern. Und will Jemand das kurzweg tadeln? Wenn eine Sele nur Jesum Christum kennen lernt, will man sie schelten, daß sie ihn weniger aus den Schriften des Apostels Paulus, als aus der Predigt und dem Starke, Scriver oder Arnd kennen gelernt hat? Dann müßte man auch schelten, daß Nathanael dem Philippus folgte, als dieser sagte, wir haben den gefunden, von welchem Moses und die Propheten geschrieben haben, Josefs Sohn von Nazareth, Joh. 1, 45. Das Heilswort der Schrift ist und bleibt ausschließlich oberstes Heilswort, es bleibt oberste Norm und höchstes Erkentnisprincip: aber nichts kennen als die Bibel und allen Nachdruck in Betreff der christlichen Erkentnis ausschließlich auf die Bibel legen, das heißt geradezu die Kirche leugnen. Es ist auch allezeit nur für eine sektenartige Prätension gehalten worden, wenn man verlangt hat, daß alles Volk nur die Bibel lesen sollte. Und die Sekten kommen ja eben daher, daß sie jegliche Glaubensregel der Kirche leugnen und sich mit der Bibel in der Hand in alle möglichen Irrtümer hineinlesen. Wenn die Kirche ein Baum ist, der vom kleinen Anfang gewachsen ist, so daß in seinen Aesten die Vögel nun Schuz suchen, so ist und bleibt die Schrift die Wurzel des Baumes und kein Blättlein darf grünen ohne die Kraft aus den Wurzeln, aber man darf sich freuen an Ast und Blatt, an Blüte und Frucht auch ohne immer an die Wurzel zu denken. Wer den Baum, die Kirche mit ihren Symbolen und Erbauungsschriften, ihrem Gesangbuche und ihrer gesamten Entwicklung abhaut und nur an den Wurzeln sich freut, der wird es vielleicht erleben, daß allerlei Gestrüpp aus den Wurzeln herauskriecht, vielleicht aber verliert er auf die Länge auch die Freude an den Wurzeln und hängt nur noch an dem Gestrüpp. Was sollte daraus werden, wenn wirklich Alle, die bei uns eine Bibel haben, abgelöst von ihrer Kirchenlehre, in der Bibel läsen und zwar mit kräftigem und selbständigem Sinne! Es wäre vorbei mit jeder Kirche! Jeder würde hinein- und herauslesen, was ihm gefiele, und wie viele Köpfe, so viele Meinungen würden sein! Das Wort des Augustin: ich aber würde nicht glauben dem Evangelio, wenn mich nicht die Autorität der katholischen Kirche bewegte, hat nach mehr als einer Seite hin Wahrheit. Ins Lutherische übersezt ist dieselbe Sache bei Philippi zu lesen (Kirchl. Glaubenslehre, I. S. 131): „Entsteht uns doch, heißt es hier, der durch den Geist versiegelte Heilsglaube zunächst nicht durch das Lesen der heil. Schrift, sondern durch mündliche Evangeliumsüberlieferung, wie sie durch Eltern, Lehrer, christliche Predigt uns zukomt. Auch bei der Heidenmission wird nicht zuerst die Bibel in der Landessprache dem zu bekehrenden Volke übergeben, sondern erst dann, wenn die mündliche Predigt des Evangeliums mit Segen unter ihm gewirkt hat, erhält es das Schriftwort, als Siegel der zuvor geglaubten Wahrheit.“ Wir sagen nicht mit den Katholiken, daß die Schrift unvollkommen ist und der Tradition bedarf, am allerwenigsten würden wir sagen, daß sie der römisch-katholischen Tradition bedürfe, die wir vielmehr für das Gegenteil von dem halten, was die Schrift sagt, aber das müssen wir doch, ganz der evangelischen Kirchenlehre gemäß, sagen: die Schrift ist ein Buch, das nicht einsam in der Welt ist und bleibt, sondern wie es vor der Schrift eine Kirche gab, so gibt es auch nach, neben und aus der Schrift eine Gemeinde, d. h. eine Gemeinde der Gläubigen, die aus dem Inhalte der Schrift geboren, nunmehr ihre eignen Gedanken von dem Inhalt der Schrift wieder mitteilt und Christum bekent. Es gibt also neben der Schrift ein Kirchenwort, das, aus der Schrift geboren, doch immerhin ein selbständiges Wort und Bekentnis ist. Beides gehört zusammen: das Schriftwort und das Kirchenwort sind Wirkungen des einen heiligen Geistes in primärer und secundärer Gestalt, in directer und indirecter Weise, als oberste Norm, oberstes Erkentnisprincip und als Norm und Erkentnisprincip überhaupt. Beide haben eine Wirkung in der Kirche, von beiden werden Christen geboren.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 22. September. № 76.

Die sieben Gleichnisse vom Reiche Gottes.

III.

Das zweite Gleichnis komt mit dem ersten insofern überein, als beide vom Acker und Samen hergenommen sind. Der Unterschied ist aber der, daß in dem ersten Gleichnis vor dem eignen Herzen gewarnt wird, hier dagegen vor dem Satan, der Unkraut unter den Waizen sät. Eine Vorbereitung hierzu findet sich freilich schon in dem ersten Gleichnis. Da wird schon hingedeutet darauf, daß „der Böse" die gefährliche Gelegenheit benuzt, welche ihm durch die verkehrte Beschaffenheit des Herzens dargeboten wird. Aber der Herr weist hier darauf hin, daß der Satan noch eine verderblichere Thätigkeit entwickelt, daß er sich nicht begnügt, zu nehmen, daß er, wo nicht gewacht und gebetet wird, auch die traurigste aller Gaben gibt. Er legt hier den Grund zu der Ermahnung des Apostels (Ephes. 6, 11): „Ziehet an die Waffenrüstung Gottes, auf daß ihr Stand halten könt gegen die listigen Anläufe des Teufels, denn wir haben nicht gegen Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern gegen die geistlichen Mächte der Bosheit." Ebenso zu dem Worte: „Widerstehet dem Teufel, so wird er fliehen vor euch" (Jak. 4, 7) und zu der Ermahnung des heil. Petrus (1 Petr. 5, 8): „Seid nüchtern, wachet, euer Widersacher der Teufel geht einher wie ein brüllender Löwe, suchend wen er verschlinge."

Die Thätigkeit des bösen Feindes hatte sich eben vorher kundgegeben, nicht minder wie die traurige Beschaffenheit der Herzen, welche den Gegenstand des ersten Gleichnisses bildet. Diabolische Bosheit hatte die wunderbaren Heilswirkungen Jesu auf Beelzebub zurückgeführt. Da steht uns das „Unkraut" leibhaftig vor Augen: Zunächst sind die Pharisäer, wie „die Pflanze, die der himlische Vater nicht gepflanzt hat", sondern der Teufel, 15, 13, so auch das Unkraut im Waizen. Sie gehören um so mehr dahin, da sie in gewissem Sinne innerhalb des Reiches Gottes sind: denn dieses ist zu ihnen gekommen nach 12, 28, die Juden überhaupt sind nach C. 8, 12 Söhne oder Angehörige des Reiches. Nach Joh. 1 kam der Heiland in sein Eigentum und in Joh. 15, 6 wird in Bezug auf die Juden, deren geistigen Mittelpunkt damals die Pharisäer bildeten, gesagt: „Wer nicht in mir bleibet, der wird herausgeworfen wie die Rebe und verdorret." Danach hatten die Juden ursprünglich in einem Verhältnisse zu Christus gestanden, sie sind nicht in ihm geblieben, sondern sie haben sich gewaltsam von ihm losgerissen. Auf Grund der Erfahrung, die Jesus eben unter den Juden gemacht hatte, redete er von dem „unreinen Geiste", welcher in dies böse Geschlecht wieder seinen Einzug halten werde.

Um für die Gegenwart und für alle Zeiten der Kirche gegen solche Versuchung, die Unkraut säende Thätigkeit des Feindes, die so eben in schrecklichem Beispiele vor Augen lag, zu waffnen, macht Jesus das: „bedenke das Ende" geltend. Er stellt den schrecklichen Ausgang derjenigen, welche der Versuchung erliegen, vor Augen, und den herlichen Ausgang derjenigen, welche ihr widerstehen. Mögen die Feinde jezt triumphiren und sich breit machen, ihr Ende ist das Feuer, Heulen und Zähnklappen, während die Gerechten dagegen leuchten wie die Sonne.

Das ist der wahrhaftige Zweck des ganzen Gleichnisses. Der von Mehreren angenommene Zweck, gegen das Aergernis zu waffnen, welches die Mischung der Frommen unter die Gottlosen mit sich führen kann, ist zu fernliegend. Das war keine Gefahr, der diejenigen unterlagen, denen das Gleichnis zunächst vorgetragen ward. Es ist überhaupt ein ganz untergeordneter Gesichtspunkt. Es gibt auf diesem Gebiete viel Wichtigeres zu bedenken.

Als einen Zweck des Gleichnisses hat man vielfach gesezt, vor voreiliger Scheidung zu warnen, unter Berufung auf das Wort, welches Jesus an die Knechte richtet, welche fragen: willst du daß wir gehen und das Unkraut sammeln: „lasset beides mit einander wachsen bis zur Zeit der Ernte." Da, meint man, liege dieser Zweck deutlich vor. Jedenfalls aber könte nur von einem Nebenzweck die Rede sein. Das erhellt aus der Deutung, in welcher dieser Zug gar nicht berührt wird, das erhellt auch aus der entsprechenden Parabel vom Netze, wo nichts dem Aehnliches vorkomt. Aber die Annahme eines solchen Nebenzweckes hat Bedenken gegen sich, da sie die so wichtige Einheit des Gleichnisses stören würde. Und der Zug reiht sich auch leicht dem Hauptzwecke ein: das ungestörte Verbleiben der Gottlosen in dem Reiche Gottes, das Ausbleiben jeder richtenden und sichtenden Thätigkeit, kann sie leicht zu dem Wahne verleiten: „es hat keine Fahr." Es gilt also, diese zu falscher Sicherheit verleitende Thatsache auf ihren wahren Grund zurückzuführen. Mit der Ursache wird auch die Wirkung aufhören, nach Ablauf der Gnadenfrist das Gericht eintreten, wie sich das zunächst in der Zerstörung Jerusalems in schauerlicher Weise bewährte.

Das mit dem Himmelreiche Verglichene ist nicht blos der

Säemann, der guten Samen sät in seinen Acker, sondern es ist alles Folgende mit hinzuzunehmen: es verhält sich mit dem Himmelreiche, wie wenn einer guten Samen sät und dann sein Feind komt u. s. w. Doch ist der Säemann die Hauptfigur, alles andere schließt sich an seine Thätigkeit an, auch der Satan, der nur zerstören will, was er gebaut hat, und zulezt bleibt er oben. Obgleich die Parabel in V. 36 als die vom Unkraut im Acker bezeichnet wird, so hätte doch nicht gesagt werden können: das Reich Gottes ist gleich dem Unkraut im Acker.

Nach der Ausdeutung ist der den guten Samen sät der Menschensohn. Ueberall, wo der Heiland sich so bezeichnet, weist er hin auf Dan. 7, 13. 14. Dort ist mit dem Erscheinen des zukünftigen Erlösers als Menschensohn zugleich die himlische Hohheit verbunden, auf die schon das hindeutet, daß es heißt: es kam einer wie ein Menschensohn, nicht etwa: es kam ein Menschensohn. Das bezeichnet die Gleichheit mit den Menschen als eine nur teilweise, nur die eine Seite des Wesens betreffende. Diese Verbindung hat der Herr hier wie auch sonst oft im Auge. Er gebraucht den Ausdruck vorwiegend da, wo er solches von sich aussagt, was weit über die menschliche Sphäre hinausgeht. Es ist eine heilige Ironie darin: seht mich an, ich bin ein Mensch wie andere, jeder meint sich an mir reiben und auf mich herabsehen zu können, und doch ist hinter der Menschheit im Einklange mit der Weissagung Daniels die Fülle der Gottheit verborgen.

Der Herr sagt hier Ungeheures von sich aus: er führt auf sich Alles zurück, was von Gutem in dem menschlichem Geschlechte vorhanden ist. Er legt sich die Stellung bei, welche bei der Schöpfung Gott einnimt, der dem Menschen den lebendigen Odem einbläst, ihn seines Ebenbildes teilhaftig macht, und also den guten Samen sät. Außer ihm ist nur das Unkraut, welches der Satan sät, das harte Land, der steinichte Untergrund, das Dornengestrüpp, welches der Mensch selbst schafft.

Das kühne Wort des Herrn erhält seine Bestätigung durch die Erfahrung, die persönliche und die weltgeschichtliche. Ohne dich können wir nichts thun, ist etwas Guts am Leben mein, so ist es wahrlich lauter dein, so sprechen die Gläubigen aller Zeiten aus einem Munde. Und mit der Lossagung von Christo geht überall der sittliche Verfall Hand in Hand. Voltaire, Rousseau und Bahrdt mit der eisernen Stirn in ihrer sittlichen Verworfenheit waren eine Weissagung der moralischen Beschaffenheit des Geschlechts, das ihren Grundsätzen huldigte. In Frankreich ging der Proceß sehr rasch vor sich. Es lag nicht ein halbes Jahrhundert zwischen dem Abfall vom Glauben und der Zeit, von der Schiller sagt: „Da werden Weiber zu Hyänen und treiben mit Entsetzen Scherz." In Deutschland ging es langsamer. Der Rationalismus war anfangs noch von der Abendsonne des Glaubens beschienen, aber in den späteren Generationen offenbarte er vollständig sein Wesen, und was aus einem Volke wird, welches den Menschensohn verschmäht, der den guten Samen sät, das liegt jezt auch unter uns in traurig er Erfahrung vor Augen. Unter allen Gründen für die Wahrheit des Glaubens ist das der stärkste, daß wer von ihm ergriffen wird sofort eine Kraft erhält, wer ihn verläugnet ein Spielball aller Versuchungen wird und ein erstorbener Baum. Mußte doch selbst ein Goethe es aussprechen, daß nur die Zeiten des Glaubens einen erhebenden Anblick darbieten, die Zeiten des Unglaubens sich als öde und unfruchtbar darstellen.

Der gute Same wird nicht blos durch die Predigt des Wortes ausgestreut, die, wo sie auch durch die Diener vollbracht wird, doch immer auf Christus zurückgeht, da sie nichts haben, was sie nicht empfangen, Ephes. 4, 11, sondern Jesus mit seinem Geiste begleitet fortwährend die Predigt des Evangeliums und gibt ihr eindringliche Kraft. Er ist bei seiner Christenheit alle Tage bis ans Ende der Welt, und wo zwei oder drei versammelt sind in seinem Namen, da ist er mitten unter ihnen. Daran werden wir um so mehr zu denken haben, da die entgegengesezte Wirksamkeit des Satans so vorwiegend eine geistige ist.

Der Acker ist die Welt, heißt es in der Deutung. Jesus blickt hier weit über die engen Schranken hinaus, mit denen seine Wirksamkeit damals umgränzt war. Schon nach der einstimmigen Verkündung der Psalmisten und Propheten sollte das Reich Gottes in der Zeit des Erlösers sich bis zu den Gränzen der Erde ausdehnen. „Er herscht von Meer zu Meere, und vom Strome bis zu den Enden der Erde", so singt Salomo in Ps. 72 von dem großen Könige der Zukunft, im Gegensatze gegen die engen Gränzen, von denen sein eignes Reich umschlossen war. Was hier mit einem Worte angedeutet wird, in einer Weise, welche recht deutlich zeigt, wie sicher Jesus seiner Sache war, das wird in den Gleichnissen vom Senfkorn und vom Sauerteig entfaltet dargelegt. „Der Acker ist die Welt", dies Wort Jesu erscheint um so merkwürdiger, wenn wir bedenken, daß es an einem Tage gesprochen wurde, an dem sich seine Wirksamkeit in dem Winkel, auf den er damals noch beschränkt war, als eine fruchtlose darzustellen schien.

„Der gute Same" — heißt es in der Deutung — „das sind die Söhne des Reiches." Der Same ist eigentlich Christi Wort und Geist, aber in den Söhnen und Angehörigen des Reiches stellt sich dieser Same gleichsam leibhaftig dar. Was sie sind, das sind sie nur durch diesen Samen.

Der Feind sät das Unkraut erst dann, als der gute Same gesät ist. Diesen zu verderben, das ist seine Absicht. Dadurch will er der einzigen Gefahr, welche seiner Herschaft über die Erde droht, entgegentreten. Alles Andere verachtet und verlacht er. Wenn Christus nicht wäre, so könte er die Dinge nur ihren Gang gehen lassen, troz aller edlen Charaktere, aller Vernunft und Wissenschaft und Weltweisheit. „Es kam sein Feind", „das hat mein Feind gethan", „der Feind, der es sät, ist der Teufel": die sichtbare Absichtlichkeit, mit der hier wieder und wieder von dem Feinde geredet wird, weist zurück auf den Ausspruch Gottes in der Urzeit (1 Mos. 3, 15): „Und Feindschaft will ich setzen zwischen dir und zwischen dem Weibe und zwischen deinem Samen und zwischen ihrem Samen, er wird

dich am Kopfe zermalmen und du wirst ihn an der Ferse zermalmen." Auf denselben Ausspruch bezieht sich der Herr auch in dem Ausspruche bei Johannes (8, 44): „ihr seid vom Vater dem Teufel." Hier wie dort geht er von der Anschauung aus, daß hinter der Schlange bei der Verführung des ersten Menschen der Satan verborgen ist. Den Weibessamen repräsentirt Christus, der vorher der Menschensohn genant ward. Auf den Schlangensamen in der Grundstelle weist das: „der es sät", hin.

Der Feind komt, da die Menschen schlafen. In der Deutung wird dieser Umstand übergangen und daraus haben mehrere geschlossen, daß er sachlich ohne Bedeutung sei. Allein der Grund kann auch darin liegen, daß der Zug für sich klar ist. Und der positive Beweis für die Bedeutsamkeit des Zuges liegt darin, daß der Gebrauch des Schlafens und Wachens im geistlichen Sinne in der Rede Christi und der Apostel ein so fest ausgeprägter ist: „was ich euch sage, das sage ich Allen: wachet", Marc. 13, 37, „selig sind die Knechte, die der Herr, wenn er komt, wachend findet", Luc. 12, 37, „so wollen wir nun nicht schlafen, wie die Anderen, sondern wachen und nüchtern sein", 1 Thess. 5, 6. In dem Worte des Petrus: „seid nüchtern, wachet, euer Widersacher, der Teufel, geht umher wie ein brüllender Löwe, suchend, welchen er verschlinge", erscheint das Wachen als Mittel, den Satan abzuwehren, in unverkenbarer Beziehung auf den Ausspruch des Herrn hier, wonach das Schlafen dem Satan den Weg bereitet.

Der Herr meint nicht alleine die Hirten, es ist überhaupt von den Menschen die Rede. Doch liegt es in der Natur der Sache, in der ganzen Stellung, die das Hirtenamt in der Kirche einnimt, daß das Schlafen der Hirten der Thätigkeit des bösen Feindes ganz besonders förderlich ist. Von dem Schlafen der Hirten und Wächter der Gemeinde redet schon Jesaias (56, 10), und auf Grund unserer Stelle ruft Paulus den Aeltesten in Ephesus bei seinem Scheiden zu: „wachet" (Apgsch. 20, 31), sagt der Brief an die Hebräer (13, 17): „gehorchet euren Leitern, welche wachen für eure Selen", wird in der Apokalypse zu dem Engel der Gemeinde in Ephesus, dem Repräsentanten des Amtes, gesagt: „werde wachend und stärke das Andere, das sterben will.

Dem Schlafen hier entspricht in dem ersten Gleichnisse die Härte des Erdreiches, das nicht Verstehen, wodurch es dem Satan möglich gemacht wird, den guten Samen zu rauben, woran sich das Ausstreuen des schlechten Samens unmittelbar anschließt. In dem Gleichnisse von dem unreinen Geiste (12, 43—45) entspricht das müßige, gekehrte und geschmückte Haus.

Das Schlafen hatte schon begonnen, als das Gleichnis gesprochen ward. Wäre die Menge nicht vom Schlafe befallen gewesen, so hätte die teuflische Befeindung des Sohnes Gottes nicht bei ihr solchen Eingang gewinnen können.

„Das Unkraut" — heißt es in der Deutung — „sind die Söhne des Bösen." Sprachlich läßt sich in dem Grundtext nicht entscheiden, ob das Böse gemeint ist oder der Böse. Das Böse tritt uns im N. T. mehrfach entgegen, namentlich in dem Gebete des Herrn, und da den Söhnen des Bösen die Söhne des Reiches gegenüberstehen, so liegt es nahe auch bei dem Bösen an ein Unpersönliches zu denken, wofür sich auch noch anführen läßt, daß der Herr dem Folgenden: „der Feind aber, der es sät, ist der Teufel" vorgreifen würde, wenn die bestimte Gestalt des bösen Feindes uns schon hier entgegenträte. Indessen an den bösen Feind zu denken wird schon nahe gelegt durch V. 19, wo „der Böse" uns entgegentritt, durch das Wort des Herrn bei Johannes: „ihr seid vom Vater dem Teufel", dadurch, daß in einem früheren Ausspruche des Herrn bei Matthäus die Gottlosen als Pflanzen erscheinen, welche nicht der himlische Vater gepflanzt hat, sondern der Teufel. Eigentlich entscheidend aber ist die unverkenbare Beziehung auf 1 Mos. 3, 15. Die Söhne des Bösen oder des Teufels hier sind der Schlagensame in jenem Ausspruch, auf den sich auch das: der es sät, bezieht. Das scheinbare Vorgreifen aber fällt weg durch die Bemerkung, daß der Herr zuerst das Unkraut in dem Gleichnis zu erklären hat und dann den Feind. In dem: „sind die Söhne des Bösen", ruht der Nachdruck auf den Söhnen.

In gewissem Sinne sind auch die Bösen Söhne des Reiches, Angehörige desselben. Das zeigt C. 8, 12, wo die ungläubigen Juden als Söhne des Reiches bezeichnet werden. Dann Joh. 15, 2, wonach auch die Bösen Reben an Christo dem Weinstocke sind, insofern ihnen die volle Teilnahme an den Gnaden Christi offen steht, die nur durch ihre Schuld nicht zum Segen für sie ausschlägt, vielmehr dazu dient, schwerere Strafe über sie herbeizurufen. Aber im vollen Sinne sind nur Diejenigen Söhne oder Glieder des Reiches, die mit dem Oberhaupte dieses Reiches durch den Glauben in einer innerlichen Verbindung stehen.

Die Knechte sprechen zu dem Herrn des Ackers: „willst du, daß wir gehen und das Unkraut sammeln?" Zum Verständnis dieses Zuges muß man sich vergegenwärtigen, daß in den Aposteln und ganz besonders bei den hervorragendsten unter ihnen, vor der Ausgießung des Geistes ein nicht unbedeutender Ansatz zum Fanatismus vorhanden war. Der Name der Donnerskinder, den Jakobus und Johannes führten, bezeichnet nach der richtigen Bemerkung Baurs „eine feurige, vom Eifer des Drohens und Strafens, des Niederwerfens und Zerstörens erglühende Natur." Da die Bewohner eines Samaritischen Fleckens Jesus mit seinen Jüngern nicht aufnehmen wollen, sprechen Jakobus und Johannes sofort: „Herr willst du so wollen wir sagen, daß Feuer vom Himmel herabkomme und sie verzehre, wie auch Elias that" (Luc. 9, 54), Worte, die in auffallender Weise mit dem übereinstimmen, was hier die Knechte des Hausherrn zu ihm sprechen. Hatten sie solche Gedanken in Bezug auf die verhältnißmäßig unschuldigen Samaritaner, wie viel mehr werden sie dann gegen Jerusalem entbrant sein, und gegen das Pharisäische Unkraut, das von daher gekommen war und das Weizenfeld Galiläas verderbte. Bei dem lezten Passa in Jerusalem finden wir im Besitze der Jünger zwei Schwerter. Und da die Häscher

Jesus greifen wollen, sprechen die Jünger insgemein: „Herr sollen wir mit dem Schwerte schlagen", und Petrus schlägt sogar wirklich und haut dem Knecht des Hohenpriesters das Ohr ab. Es ist dabei auf ein umfassendes Sammeln des Unkrautes abgesehen: er denkt, wenn er nur rasch den Kampf einleitet, so wird der Herr dadurch bewogen werden, ihn glorreich zu Ende zu führen und die Häupter der Bösen zu zerschmettern.

Die übereifrigen Diener möchten gern dem Unwesen der Gottlosen in der Kirche sofort ein Ende machen. Der Herr weist sie darauf hin, daß und warum dies nicht geschehen darf und entreißt durch diese Hinweisung, worauf es in diesem Zusammenhange ankomt, den Gottlosen die falsche Stütze der Sicherheit, welche ihnen ihre Straflosigkeit, ihr äußeres Verbleiben innerhalb des Reiches Gottes gewährte. Ein voreiliges Sammeln des Unkrautes würde mit ihm zugleich vielen Weizen ausrotten: denn auf geistlichem Gebiete kann das Unkraut noch zum Weizen werden, wie das Beispiel des Schächers und des Paulus dies zeigt, und der vielen Tausende von Juden, die nach der Auferstehung Christi sich bekehrten. Daß der Unterschied des Weizens und des Unkrautes noch kein definitiver ist, darauf weist Jesus hin, wenn er selbst von seinen Mördern sagt: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun. Hieronymus sagt: „Wir werden dadurch erinnert, daß wir nicht rasch den Bruder abschneiden, weil es geschehen kann, daß wer heute durch schändliche Lehre befleckt ist, morgen Buße thut und anfängt die Wahrheit zu verteidigen"; Augustinus: „es kann geschehen, daß die heute Unkraut sind, morgen Weizen werden." Isidor von Pelusium weist darauf hin, daß mit den gottlosen Aeltern gläubige Kinder ausgetilgt werden können, die noch nicht geboren sind. Luther sagt: „Christus hat keine Freunde, denn die er aus seinen Feinden macht, und wo er sollte seine Feinde umbringen, müßte er auch keine Christen mehr machen und würde also den Weizen mit dem Unkraute ausraufen. Wo wäre S. Paulus, wenn er sollte erwürgt sein, da er noch Feind war?" Lyser bemerkt: „Wenn Christus erlaubt hätte, daß die Apostel mit Feuer vom Himmel die Samaritaner verderbten, so hätte Samaria nachher das Evangelium nicht annehmen können. Und wenn die Tyrannei der Spanischen Inquisition in der Zeit des Augustinus bräuchlich gewesen wäre, so würden wir keinen Augustinus haben, da er neun Jahre hindurch der groben Ketzerei der Manichäer ergeben war." Es muß der Abschluß abgewartet werden, die Zeit, da die Richtungen sich völlig ausgelebt und consolidirt haben, wie es unter den Juden zur Zeit der Zerstörung Jerusalems der Fall war, und ob ein solcher Abschluß da sei, darüber kann nur Gott entscheiden. Das Menschenauge ist dafür zu kurzsichtig. In das noch Werdende muß man nicht mit roher Hand hineingreifen.

Kirchenzucht wird durch diese Antwort des Herrn an die Knechte nicht ausgeschlossen. Die Kirchenzucht hat auch in ihren höchsten Graden die Besserung der von ihr Betroffenen zum lezten Zweck: Paulus übergibt den Blutschänder dem Satan „zum Verderben des Fleisches, damit der Geist gerettet werde am Tage des Herrn Jesus Christus" (1 Cor. 5, 15); Hymenäus und Alexander werden von ihm dem Satan übergeben, damit sie gezüchtigt werden, nicht zu lästern (1 Tim. 1, 20); hier dagegen handelt es sich von definitiver vernichtender Strafe, von dem Vorausnehmen desjenigen, was zur Zeit der Ernte wirklich stattfinden wird. Die Diener des Hausherrn möchten auf die Gottlosen sofort Feuer und Schwefel vom Himmel herabregnen lassen, wie einst bei dem Untergange von Sodom und Gomorrha geschah. Nicht die Kirchenzucht fällt unter diese Zurückweisung des Herrn, wol aber das Wüten gegen die vermeintlichen Irrlehrer mit Feuer und Schwert, wie uns davon die Kirchengeschichte so viele traurige und schaurige Beispiele darbietet. Der Jesuit Maldonat gibt sich viele vergebliche Mühe, nachzuweisen, daß die Praxis seiner Kirche in dieser Beziehung nicht durch das Wort des Herrn gerichtet wird. Der arme blinde Mann sagt z. B.: „Wenn keine Gefahr ist, daß der Waizen nicht zugleich ausgerottet werde, was ist es da nötig, die Ernte zu erwarten? Das Unkraut muß baldigst ausgerottet, baldigst verbrant werden. Wer kent die Calvinisten und die Lutheraner nicht hinreichend?

Wir weisen aber noch einmal darauf hin, daß die Warnung vor Voreiligkeit nicht der nächste und eigentliche Gesichtspunkt ist, daß vielmehr dem Unkraut die falsche Stütze entzogen werden soll, welche in der zeitlichen Straflosigkeit gegeben ist. Den Commentar bildet das Wort des Apostels (2 Petr. 3, 9): „Der Herr verzeucht nicht die Verheißung, wie es etliche für einen Verzug halten, sondern er hat Geduld mit uns und will nicht, daß jemand verloren werde, sondern daß sich jedermann zur Buße kehre." Aufgeschoben ist nicht aufgehoben! Benutzet die Gnadenfrist, um aus Unkraut Waizen zu werden! Sonst geht es ohne Barmherzigkeit ins Feuer!

Das Bild der Ernte bezeichnet zuweilen die Samlung der Selen in die Kirche Christi, hier aber, wie auch mehrfach anderwärts, die große Krisis, die Entscheidung über das Schicksal der Gerechten und der Bösen. Diese Entscheidung erfolgt bei der „Vollendung der Welt." Das ist nach den Erörterungen, die früher in diesen Blättern über die Reden des Herrn von seiner Zukunft angestellt wurden (in dem Vorwort von 1865), eine Zusammenfassung desjenigen, was im äußeren Verlaufe durch weite Zeitfernen geschieden ist, sich geschichtlich in der mannigfachsten Abstufung darstellt. Eine dieser Stufen war das Gericht über Jerusalem. Daß wir dies nicht überspringen und einzig und allein die lezte Stufe ins Auge fassen dürfen, zeigt der geschichtliche Ausgangspunkt des Gleichnisses, die Beziehung auf das Unkraut, welches dem Herrn in den Pharisäern vor Augen stand, zeigt die Vergleichung des so offenbar entsprechenden Wortes des Täufers: „er wird den Waizen in seine Scheune sammeln, die Spreu aber verbrennen mit unauslöschlichem Feuer" (Matth. 3, 12), das sich unläugbar zunächst auf die Catastrophe des Jüdischen Staates bezieht; ebenso die Vergleichung des

Wortes des Herrn bei Johannes (15, 6): „Wenn jemand nicht bleibt in mir, so wird er hinausgeworfen wie die Rebe und wird dürre, und sie sammeln sie und werfen sie in das Feuer und es wird verbrant", das ebenfalls zunächst auf das Feuer des Gerichtes über Jerusalem geht. Mit diesem Gerichte ging die Samlung der Kirche („den Waizen aber sammelt in meine Scheune") Hand in Hand. Auf diese Stufe sind im Laufe der Geschichte andere gefolgt: wie viele christliche Völker sind schon zur Ernte reif geworden, wie viele Leuchter schon von ihrer Stelle gestoßen worden! Auch an den Einzelnen hat sich die Verkündung in der mannigfachsten Weise erfüllt. Gott, sagt Lyser auf Grund reicher Erfahrung, an der es auch in unserer Zeit nicht fehlt, pflegt die Krebsgeschwüre, die sich allzu stolz erheben, durch furchtbare Gerichte wegzuraffen, damit die Frommen aufathmen. Das lezte Gericht könte keine Wahrheit haben, wenn nicht diese Vorstufen desselben sich durch die ganze Geschichte hindurchzögen.

Zu dem: „bindet sie in Bündel" bemerkt Euthymius: „Das Wort besagt, daß die Genossen derselben Sünde auch Genossen derselben Strafe sein und zugleich dieselbe Strafe leiden werden." Wie merkwürdig hat sich das: „bindet sie in Bündel" in den lezten Zeiten des Jüdischen Staates erfüllt, wo die ganze Rotte der Uebelthäter in Jerusalem zusammengedrängt war, um dort den Streich des himlischen Richters zu erhalten. Kaulbachs Gemälde: die Zerstörung Jerusalems, stellt beides vor Augen, das: bindet sie in Bündel, und das: sammelt den Waizen in meine Scheune.

Daß die Aergernisse nicht persönlich zu fassen und von den Uebelthätern geschieden sind, zeigt die Grundstelle Zeph. 1, 3: „ich werde sammeln die Aergernisse mit den Bösen." Eben diese Grundstelle aber zeigt, daß die Aergernisse mit den Bösen gesammelt werden, die sie anrichten. Grade das ist der Hauptgrund des schonungslosen Gerichtes über sie, daß sie den guten Samen auch bei Anderen hindern. Welche Verschuldung laden in dieser Beziehung ein Strauß, ein Renan, ein Schenkel auf sich!

Das Bild des feurigen Ofens ist aus Dan. 3. Auf Daniel weist auch das Leuchten der Gerechten gleich der Sonne hin, C. 12, 3, und ebenso weisen auch die Engel des Gerichtes auf Daniel zurück, C. 7, 10. Der Herr hat am Schlusse des Gleichnisses absichtlich Neues und Altes aus seinem Schatze hervorgelangt.

Der Schluß der Deutung des Gleichnisses läßt den praktischen Zweck desselben recht stark hervortreten. Es gilt nicht einer müßigen Neugier in Bezug auf die zukünftigen Entwicklungen der Kirche Befriedigung zu gewähren. Es gilt die Gemüter zu waffnen gegen den Unkraut säenden Feind, ihnen das schaurige Leid des Abfalls, die herliche Freude der Treue recht vor Augen zu stellen. Damit im Einklange steht das: „wer Ohren hat zu hören, der höre", welches die Deutung beschließt. Das ruft Allen zu, daß es sich hier um ihre eigne Sache und um die wichtigste aller Entscheidungen handelt.

Wort und Tradition als Bildungsmittel der Gemeinde.

(Fortsetzung.)

Dieses Kirchenwort ist ebenfalls aus alter Zeit eine Frucht des Schriftwortes, tradirt und vermehrt von einem Geschlecht aufs andere. Und dieses Kirchenwort, diese evangelische Tradition, hat unter uns christliches Leben geweckt, und wir können mit demselben Rechte von unserer Kirchenwort-Tradition rühmen, was Möhler von seiner Tradition rühmt, daß sie sei der eigentümlich in der Kirche vorhandene und durch die kirchliche Erziehung sich fortpflanzende christliche Sinn, der jedoch nicht ohne seinen Inhalt zu denken sei. Ja viel mehr als Möhler können wir sagen: die Tradition ist das fortwährend in den Herzen der Gläubigen lebende Wort. In diesem Sinne kann und muß jede Kirche sich die Tradition aneignen; denn ohne sie hätte jede Kirche auf die Geschichte verzichtet, ohne Geschichte aber gibt es keine Kirche.

Was aber ist nun unsere Tradition? Wir fragen hier natürlich nicht nach den verschiedenen Abarten der Tradition: die Tradition, die wir meinen, ist die Lehrtradition, die immer in der Kirche war neben und aus dem Schriftworte sich gestaltend und belebend. Durch die Predigt, Gesangbuch, Catechismus und Erbauungsbücher ist in der christlichen Kirche entstanden und entsteht fort und fort das, was wir evangelische Tradition nennen. Wie diese Tradition, selbst Erkentnisprincip, christlichen Glauben und Leben producirt, so macht sie auch erst recht empfänglich für das Verständnis des Schriftwortes. So hat es die lutherische Kirche stets gemeint, und der Streit, der durch Lessing angeregt ist und fortdauert bis auf die Ausläufer dieses Streites, die Grundtwigianer in der dänischen Kirche, ist nichts als eine Bewegung in lauter Einseitigkeiten. Ob Schrift, ob Tradition — das ist nichts als leerer Gegensaz! Schrift und Tradition, Tradition und Schrift können gar nicht von einander getrent werden. Jede soll in ihrer Weise erbauen und Kirche bilden: und daß die Tradition nicht allein die Herzen empfänglich macht für die Lehren der Schrift, sondern ganz dasselbe Heil auch wirklich darreicht, das die Schrift bietet, und nach gar vielen Richtungen hin für Viele leichter und verständlicher, als die Schrift, das sind die Gedanken, die wir noch etwas näher ansehen müssen. Der Lessingsche Saz, daß man „bis auf das

Nicäische Concil keine Spur finde, daß die Kirche die heil. Schrift für eine eigentliche Quelle ihrer Glaubenslehre gehalten habe", ist Angesichts der geschichtlichen Thatsachen geradezu absurd. Aber das ist gewiß, der Gegensaz zwischen Tradition, d. h. hier Glaubensregel und Schrift, wie er unverständig genug in der neuern Zeit angeschaut worden ist, dieser Gegensaz war auch nicht da. Die Glaubensregel beherschte Alles, die Tradition und die Schrift. Die Schrift galt nur als leztes Normativ so gut wie jezt, aber darum hielt man es doch nicht für recht, die lebendige Fortpflanzung der Lehre durch die Tradition für gering oder schädlich zu achten. Die Tradition war die Luft, in der die Kirche athmete und aus der sie handelte, und die Schrift selbst gehörte mit zur Tradition, sie war nur die höchste Höhe derselben: von ihr aus konte man alles erkennen, ob es falsch oder recht war, aber sie stand nicht entgegen dem traditionellen Lehrsystem, sondern mitten drin als das höchste und beste Organ am ganzen Leibe. Erst als das Traditionswasser stagnant und faul wurde in der römischen Kirche, als die Schrift zugedeckt wurde mit der falschen Tradition, die aus fremden Elementen von draußen hinein flutete, erst da trat der Bruch ein zwischen der Schrift und der vorhandenen Tradition. Die Reformation hat aber die Tradition nicht überhaupt, sondern nur die falsche Tradition, die der Schrift entgegengesezt war, abgeschafft. Luther selbst ist sogar durch die Tradition erweckt worden, nicht durch das Schriftwort. Walch sagt in Luthers Leben: „so hat auch Luther selbst erzählt, daß ihn sein Beichtvater, den er einen alten Bruder genant, im Kloster sehr aufgerichtet habe, indem er mit ihm vieles vom Glauben geredet: ihn auf den Artikel des apostolischen Glaubensbekentnisses von der Vergebung der Sünden gewiesen, selbigen erklärt und insonderheit erinnert, man müsse nicht nur insgemein glauben, daß Gott Etlichen ihre Sünde vergeben, wie auch die Teufel glaubten, daß sie dem David und Petro erlassen wären, sondern das wäre der Befehl Gottes, daß ein jeglicher unter uns glaube, Gott werde ihm seiner Sünden wegen gnädig sein. Solches habe er aus dem Bernhardo bewiesen, welcher in der Predigt von der Verkündigung Mariä sage: dazu sollt du aber auch das glauben, daß dir durch ihn deine Sünden geschenkt werden. Dies ist das Zeugnis, so der heil. Geist zeugt in deinem Herzen, da er spricht: deine Sünden sind dir vergeben. Denn also hält es der Apostel, daß der Mensch ohne Verdienst gerecht werde durch den Glauben. Durch diese Rede, hat Luther gesagt, sei er nicht allein getröstet, sondern auch zur Erkentnis der wahren Meinung Pauli, wenn er schreibe, wir würden durch den Glauben gerecht, gebracht worden." Der alte Klosterbruder also, nicht der Apostel Paulus, macht ihn aufmerksam nicht auf den Apostel Paulus, sondern auf den Bernhardus, und durch Bernhards Rede erst ist Luther zur Erkentnis der wahren Meinung des heil. Paulus gebracht worden.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Bericht über die kirchlichen und sittlichen Zustände der Gemeinden in der Diöcese D.-B., erstattet in der am 6. Juni 1866 abgehaltenen Kreissynode.

(Schluß.)

Eine solche kirchliche oder auch kirchlichbürgerliche Armenpflege wäre überall anzustreben; sie ist für den Geistlichen überaus wichtig; sie bahnt ihm den Weg in die Häuser und Herzen der Gemeinde zur Weckung des christlichen und kirchlichen Sinnes. Anfänge dazu sind in sechs anderen Parochien gemacht durch Gründung von Armen- und Krankenkassen, die zum Teil auf Anregung oder doch unter Mitwirkung des Gemeindekirchenrathes entstanden sind. Das Vereinswesen ruht in den ländlichen Gemeinden gänzlich; was zu den Missions- und Gustav-Adolfs-Vereinen, zur Bibelgesellschaft gegeben wird, wird fast nur von den Pastoren gegeben; von stehenden Beiträgen der Gemeinden ist nichts bekant geworden; nur aus einer Parochie wird gemeldet, daß in der Schule für die Gustav-Adolfstiftung, und aus einer andern, daß ebenfalls in der Schule für Heidenmission und zwar mit Erfolg gesammelt wird. Auch wird hier und da einmal eine Collecte für solche Zwecke abgehalten. Nehmen wir die Stadt Brandenburg aus, so ist von Missionsfesten, von einem Zuzug dazu aus den Nachbargemeinden nichts bekant geworden. Und doch ist solche Beteiligung an der Heidenmission überaus wichtig für den Aufbau des Reiches Gottes unter uns selber nach dem bekanten Gleichnis von dem vor Frost halbtodten Wandrer, der einen Erfrornen am Wege liegend findet, ihn durch Reiben wieder ins Leben ruft und dadurch selbst warm und neu belebt wird.

Ein eigentlicher Jünglingsverein besteht auch nirgends; nur ein Amtsbruder berichtet, daß er im Winter wöchentlich mit den Jünglingen eine Abendversamlung halte, in der nach Gebet, Schriftauslegung und geistlichem Gesange allerlei Lehrreiches auch aus profanen Gebieten besprochen werde; doch sei dies kein eigentlicher Jünglingsverein.

12. Friede und Einigkeit, gutes nachbarliches Verhalten ist nach den meisten Berichten vorhanden. Man möchte sagen: Nur zu sehr. Es fehlt den Landleuten an Charakter, an der Selbständigkeit, an dem für Recht Erkanten unter allen Umständen festzuhalten, und an Muth, es zu verteidigen. Keiner will den Schein auf sich laden, etwas Apartes sein zu wollen. Während Jeder für sich allein leidlich verständig ist, weiß man, welcher Geist oft in den Gemeindeversamlungen herscht, wie da Staat, Kirche und Schule und ihre Träger herhalten müssen. Anstatt nun entschieden dagegen aufzutreten, schweigen die Besseren und fügen sich der Mehrheit, die oft die Mehrheit der 450 Baalspriester ist. Es fehlen da Eliasse, und so ist's oft ein fauler Friede, der in den Gemeinden herscht. Mit dem nachbarlichen Verhalten ist's ebenso. Gemeinden, in denen noch gute alte Zucht und Sitte, Ehrerbietung gegen Obrigkeit, Kirche und Pfarramt herscht, lassen sich durch ihre „aufgeklärten und vorgeschrittenen" Nachbargemeinden imponiren, können es nicht ertragen, wenn diese ihnen vorwerfen, daß sie noch um hundert Jahr zurück seien, und anstatt zu bedenken, daß der Ruhm jener nicht fein ist, und anstatt für sie ein Süßteig der Lauterkeit und Wahrheit zu werden, stimmen sie bald in den allgemeinen Chorus mit ein. — In einigen Gemeinden ist die Eintracht durch einzelne Friedensstörer und Aufhetzer getrübt. Ein

Bericht klagt über das gespante Verhältnis zwischen den Bauern und den kleinen Leuten, das seinen Grund in der Begehrlichkeit und Unehrlichkeit Vieler der Letzteren, aber auch in der Härte Vieler der Ersteren habe. Die Wirthe allein bilden im Bewußtsein und im Sprachgebrauch die Gemeinde, die Uebrigen haben kein Gemeindebewußtsein. Hierin liegt viel Wahres, das mehr oder weniger auf alle Gemeinden paßt. — Sectirer gibt es nicht; hie und da wohnt eine katholische Familie, die ihre Kinder in die evangelische Schule schickt und gewöhnlich auch den evangelischen Gottesdienst besucht, und die in gemischter Ehe Lebenden verpflichten sich meist, ihre Kinder im evangelischen Glauben zu erziehen. Nur ein einziger Austritt aus der evangelischen Landeskirche ist gemeldet worden.

13. Hier mache ich die Worte eines Berichterstatters zu den meinigen, der da sagt: „Das eheliche Leben ist mir immer als ein Gebiet erschienen, auf dem Gottes Langmut so recht sichtlich waltet. Die meisten Ehen schließt die Rücksicht auf den irdischen Erwerb oder die Unzucht, und doch ist fast in allen Ehen ein äußerlicher Friede, in vielen sogar eheliche Liebe. Freilich gibt es auch Ehen, in denen keine andre Gemeinschaft ist, als die des Ziehens an demselben Joche; so namentlich unter den kleinen Leuten, vor allem erklärlicher Weise unter den ärgsten Sabbathsschändern.“ So sprechen sich denn auch die meisten Berichte rühmend aus über das Verhältnis der Gatten zu einander, über das Verhältnis der Eltern zu den Kindern und umgekehrt, und der Geschwister zu einander. Nur ein Bericht klagt über unehrerbietiges Verhalten der erwachsenen Kinder gegen alte schwache Eltern. Fälle von Ehebruch, Ehescheidungen und Sühneversuchen sind in den meisten Parochien seit langen Jahren nicht vorgekommen oder nicht offenkundig geworden; Civilehen sind in den lezten zwei Jahren zwei, gemischte Ehen eine geschlossen.

Hinsichtlich der christlichen Kinderzucht wäre hier viel zu sagen von der Maßlosigkeit der Eltern im Lieben und Strafen der Kinder, von schwachen Müttern, die ihre Kinder nicht weinen sehen können, von harten Vätern, die nur, wenn ihnen der Kopf nicht recht steht, mit geschwollener Zornesader auf der Stirn, unvernünftig strafen und sich dann wieder Wochen lang nicht um die armen Kinder kümmern, vom Widerstreben vieler Eltern gegen die Anordnungen des Lehrers u. s. w. Nur Eines Uebelstandes sei hier erwähnt den ein Bericht berührt, daß nämlich viele Eltern ihren Kindern, auch den noch nicht confirmirten, gestatten, sich noch spät Abends auf der Straße umherzutreiben, Puppenspielen und anderen Narretheidingen beizuwohnen, bei Tanzmusiken vor dem Kruge zu lärmen, ja daß sie ihnen sogar Tanzstunden geben lassen. Es würde Aufgabe der Schule sein, solchem wüsten Treiben der Kinder entgegenzutreten.

14. Ueber das Verhältnis zwischen Herschaften und Dienstboten spricht sich nur ein Bericht einigermaßen befriedigend aus und sagt, daß noch ein gewisses patriarchalisches Verhältnis stattfinde, daß in den meisten Häusern die Herschaft noch mit ihren Dienstboten an Einem Tisch esse, und daß diesen in freien Stunden das Wohnzimmer offen stehe. Fast alle anderen Berichte sagen das gerade Gegenteil und klagen, daß den Herschaften das Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit für ihre Dienstleute abhanden gekommen sei, daß zwischen ihnen nur ein gewisses contractliches Verhältnis bestehe ohne gegenseitige Liebe und Achtung und ohne Zucht von Seiten der Herschaft. Und so ist es auch wol im Allgemeinen, wenn freilich auch Ausnahmen vorkommen. Die Herschaften sind hier freilich in einer üblen Lage. Die Dienstboten wissen es recht gut, daß sie sehr gesucht sind; daher sind sie empfindlich, auffässig und lassen sich nichts gefallen; wissen sie doch, daß, wenn sie in einer Stunde fortgejagt werden, sie in der nächsten schon wieder ein Unterkommen haben. Die Herschaften wissen das auch und, um nicht in Verlegenheit zu kommen, lassen sie Vieles durchgehn. Beide nehmen eine zuwartende Stellung ein. Dadurch aber ist das Verhältnis zwischen beiden ein unbehagliches, gespantes geworden, und daher komt es, daß nach vollbrachtem Tagewerk Keiner sich um den Anderen kümmert. Und weil nun von den Herschaften keine Zucht geübt wird, so sind die Dienstboten zuchtlos. Am widerwärtigsten tritt die Zuchtlosigkeit bei Hof- und Lehrjungen hervor. Nur ein Paar Züge von dem Treiben derselben an den Abenden. Kaum bricht die Dämmerung herein, so tritt ein eben confirmirter junger Bursche auf die Straße und pfeift, die Kameraden zu laden, und als Antwort ertönt ein Pfeifen von dem einen und dem andern Ende der Straße, von hüben und drüben, und bald ist ein Haufen zusammen; lockere Mädchen gesellen sich dazu, und nun, welch wüstes Geschrei, welcher Jubel, welche rohen Scherze, welches Balgen, welches Hin- und Herzerren mit den Mädchen, welche verstohlenen und offenen Manipulationen, welches Nachlaufen und welcher Hohn, wenn ein ehrbares Mädchen ihr Weg da vorbeiführt! Die schlimmsten Jahre sind die ersten nach der Confirmation. Es kann hier nicht näher auf diesen Schaden eingegangen werden; aber hier wäre ein Feld für die innere Mission; Herschaften sollten sie üben und sollten sich das Wort geben, solch Treiben nicht zu dulden; der Pastor sollte sie üben dadurch, daß er die eben confirmirte Jugend festhält und sie um sich sammelt. Man läßt erst die Jugend verderben und stiftet dann Jünglings- und Jungfrauen-Vereine; eine schönere und dankbarere Aufgabe der inneren Mission ist es, die Jugend überhaupt nicht verderben zu lassen.

Daß die dienende Klasse so wenig Gehorsam und Ehrfurcht gegen ihre Herrn hat, komt auch zum großen Teil mit daher, daß das 4te Gebot von den Herschaften selbst vielfach mit Füßen getreten wird. Weil bei vielen Ehrfurcht vor der Obrigkeit und Gehorsam gegen ihre Anordnungen geschwunden ist, können sie sich nicht wundern, daß auch sie weder Ehrfurcht noch Gehorsam finden.

Alles das hier Gesagte gilt mehr oder weniger von dem Verhältnis zwischen Meister und Gesellen und Lehrburschen, nur daß diese auf dem Lande wenigstens noch an einem und demselben Tische essen.

15. Ueber das Vormundschaftswesen muß ich mit der kurzen Bemerkung hinweggehen, daß dasselbe zwar officiell geordnet ist, daß es aber auch bei den Vormündern schwach steht mit dem Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit, und daß hier vielfach dasselbe gilt, was oben von der Kinderzucht und von dem Verhältnis zwischen Herschaft und Gesinde gesagt ist.

16. Ich komme jezt zu einem überaus faulen Flecke, zu den Sünden wider das 6te Gebot. Da heißt es in einem Bericht: die Sünden gegen das 6te Gebot sind groß und viel, in einem anderen: „die Sünden gegen das 6te Gebot sind sehr im Schwange,“ in einem dritten: „das Misverhältnis der unehelichen Geburten zu der Seelenzahl ist schreiend.“ Das Zahlenverhältnis ist nicht in allen Berichten angegeben, weshalb es auch nicht von der ganzen Diöcese und auch nicht im Durchschnitt für die einzelnen Parochieen angegeben werden kann. In 7 Parochieen ist das Verhältnis der gefallenen Paare zu den überhaupt Getrauten, wie 1 : 2, also unter zwei Paaren immer ein gefallenes, in einer anderen wie 4 : 9, in einer anderen, wie 3 : 4. Das Verhältnis der unehelichen Geburten zu den Geburten überhaupt, ist in 5 Parochieen, wie 1 : 21, 1 : 20, 1 : 16 und in steigender Pro-

gression wie 1:8, ja in einer Parochie wie 1:6. Und nun berücksichtige man noch, wie viele ehelich geborene Kinder unehelich gezeugt sind.

Sehr erfreulich ist, daß im Bauernstande in dieser Beziehung noch gute Zucht und Sitte einheimisch ist; gefallene Brautpaare, uneheliche Geburten sind in diesem Stande fast unerhört. In dem Gesinde- und Arbeiterstande dagegen hat die Sünde der Unzucht meist die Schande verloren. Ursachen der grauenhaften Verbreitung dieser Sünde sind: die Spinnstuben, welche oft die Pflanzstätten der Unzucht sind; dann der Umstand, daß in großen Dörfern 2, ja 3 Familien in Einer Stube zusammenwohnen und schlafen, wo die Kinder viel Ungehöriges sehen, das alles Schamgefühl, eine der besten Schutzwaffen gegen diese Sünde, ertödtet; weiter die vorhin schon erwähnte Ungebundenheit und Zügellosigkeit, in welcher die neu confirmirte Jugend lebt. Es ist ja fast zur Sitte oder vielmehr zur Unsitte geworden, und gilt als Ehrensache, daß die eben confirmirten Jungen und Mädchen schon ihre Liebschaften haben, ja diese datiren schon oft aus der Schulzeit her. Endlich die Laxheit der Eltern in den Begriffen über Keuschheit und Jungfrauentugend. Da komt ein Vater oder eine Mutter zu uns und meldet das Aufgebot der gefallenen Tochter an; aber mit welchen Worten: „die jungen Leute haben sich vergessen; es ist nun einmal nicht anders, nun müssen wir sie nur zusammengeben." Das ist Alles, damit ist die Sache abgethan! Kein Schmerz über die schwere Versündigung der Kinder, keine Trauer um die verlorene Ehre! Mütter zürnen nur dann ihren gefallenen Töchtern, wenn diese durch den Fall nicht in die Ehe kommen; ja, es gibt Mütter, die ihren Töchtern anrathen, sich einem Manne hinzugeben, damit sie in die Ehe kommen, und die, wenn die Töchter keuscher sind, als die Mütter, und Widerstand leisten, sich über die Töchter beklagen. Da darf freilich das vierte Gebot keine Geltung haben. Ich sage nicht, daß es bei der dienenden und arbeitenden Klasse überall so ist, aber vielfach ist es so. Bei dieser grauenhaften Demoralisation ist noch immer eine gewisse Rechtlichkeit der Männer zu bewundern, die ihre verführten Bräute selten im Stiche lassen. Aber wie sie vermöge der zu früh geschlossenen Ehen nachher am Hunger- und Kummertuche nagen müssen, davon will ich nicht reden.

Concubinate werden glücklicher Weise nur 2 gemeldet, von denen das eine mit der Verheiratung bereits geendet hat, das andere voraussichtlich damit enden wird. — Wo ist nun die Salbe für diese klaffende Wunde der Societät zu finden? Ich weiß keine; denn alles Zeugen wider diese Sünde und alles Strafen vor der Trauung und während derselben scheint nichts zu helfen. Dennoch werden wir im Zeugen und Strafen und vor Allem im treuen Gebet nicht nachlassen dürfen. Können wir nichts bessern, so können wir doch verhindern, daß das Uebel weiter wächst.

17. Trunksucht und Völlerei ist fast nicht vorhanden oder im Abnehmen begriffen; von vorherschender Leidenschaft des Spiels wird aus keiner Parochie etwas gemeldet; doch dient das Spiel um einen geringen Einsaz vielfach als Unterhaltung. Streitsucht fast nirgends besonders hervortretend. Das Wirtshausleben ist nur an einem Orte vermöge seiner 4 Tabagien im Flor, sonst ohne Belang; vorzugsweise halten sich die Bauernwirte demselben fern. Das Unwesen der Spinnstuben fast überall im Schwange, dem auch schwer gesteuert werden kann, da ihm der angeborene Trieb der Geselligkeit zu Grunde liegt, den die Dienstboten in den langen Winterabenden, da sie an den Herschaften keinen Halt haben, kaum anders befriedigen können. Nur sollten die Herschaften, in deren Häusern die abendliche Versamlung stattfindet, nicht dieselbe verlassen, sondern vielmehr überwachen und für angemessenen Stoff zur Unterhaltung sorgen. Persönliches Eingreifen des Pfarrers ist nicht rathsam; es ist vielfach, aber mit keinem Erfolge versucht worden. Die Hauptlustbarkeiten sind Tanzvergnügen und Auskegeln, und, wenn diese selten und in den gehörigen Schranken unter Ueberwachung der Ortsbehörde abgehalten werden, so läßt sich kaum etwas dagegen sagen. Rein geistiger Genuß ist den jungen Leuten auf dem Lande fremd, er liegt auch nicht in der Natur des märkischen Landvolks; die Vergnügungen sind meist körperliche; fehlen diese, so können die jungen Leute stundenlang vor sich hinstarren, ohne etwas zu reden oder auch nur zu denken. Erinnern wir uns an die Schilderung, die ein lieber Amtsbruder aus unserer Mitte vor 2 Jahren von dem Großknecht entworfen hat, der mit der langen Pfeife über die Bohlwand lehnt und stundenlang stumm und stumpfsinnig vor sich hinstarrt. Der Körper will sich ausarbeiten nicht nur in Last, sondern auch in Lust. Oder man kann auch sagen: Die innere Lust, die Freude äußert sich gern in entsprechenden körperlichen Bewegungen. Kinder hüpfen und springen in ihrer Jugendlust und tanzen ihren Ringeltanz; David hüpft und springt vor Freude, als er die Bundeslade aus dem Hause Obed Edoms heraufholt (1 Chron. 16, 25). Matrosen, die in fernen Zonen, vom Eise eingeschlossen, vor Anker liegen, ist das beliebteste Fest ein Ball, der ihnen von ihren Vorgesezten gegeben wird, und ihnen fehlt doch das Reizmittel der geschlechtlichen Annäherung; bei heidnischen Völkerschaften gehört der Tanz zum religiösen Cultus; bei den Israeliten wurde kein Familienfest ohne den Reigen, den Reihentanz gefeiert, der auch bei der Wiederkehr des verlorenen Sohnes nicht fehlte, und, wenn ich mich nicht irre, ist es Stier, der sagt: „Wenn die jungen Bauernbursche nicht mehr tanzen sollen, so verstehen sie das Gleichnis vom verlorenen Sohn nicht mehr. Das Tanzen ist also etwas Menschliches und das Menschliche hat auch seine Berechtigung. Nur halte man bei den Tanzvergnügungen auf Maß und Ziel, schaffe die wollüstigen, im Dienste der Fleischeslust stehenden Tänze ab und cultivire die ehrbaren. Oder man schaffe Surrogate für das Tanzen in volkstümlichen Festen, wie Scheibenschießen, Turnen ꝛc.! Andere Belustigungen kommen durch die umherziehenden Künstler, Puppen- und Taschenspieler, Seiltänzer und Kommödianten, mit denen die größeren Dörfer förmlich überschwemt, die polizeilich bei Weitem nicht genug überwacht werden und die viel Zulauf haben. Bei diesen Lustbarkeiten komt dann auch gelegentlich ein Straßenunfug vor. — Bettelei findet durchweg in unsern Dörfern nicht statt, die Gemeinden und Güter sorgen im Ganzen für ihre Armen, desto mehr werden besonders die an den Landstraßen liegenden Ortschaften von fremden, vagabondirenden Bettlern heimgesucht, die truppweise zu Zweien, Dreien und Vieren, ja in ganzen Familien kommen und gehen. Die Bevölkerung ist fleißig und arbeitsam, und daß ist von wolthätigem Einfluß auf das Familienleben, erhält Liebe und Frieden. Von etwa herschenden Lastern sagt ein Bericht für viele: Verschwendung nirgends, Geiz überall!

Verbrechen und Vergehen gegen die Gesetze, sagen mehrere Berichte, kommen nicht vor, reservirter sagt ein anderer: Verbrechen und Vergehen gegen die Gesetze, die eine Strafe nach sich gezogen hätten, kommen nicht vor. Ueber das Mein und Dein sind bei der ärmeren Klasse die Begriffe meist sehr lax. Obst-, Garten-, Feld-, Holzdiebstahl wird meist sehr offen betrieben. Eltern gehen selbst oder senden ihre Kinder aus, um von Gräben oder Rainen Futter für ihr Schwein und ihre Ziege zusammenzusuchen, wobei denn auch gelegentliche Grenzüberschreitungen vorkommen. Das ist etwas so Gewöhnliches, daß es in den Augen der Leute fast nicht als Diebstahl gilt.

Das ist das Bild, das sich uns aus den eingegangenen Specialberichten ergeben hat; es ist in denselben viel Schatten, wenig Licht, aber indem ich es entwarf, sagte ich mir, es ist gut, wenn wir einmal die offenen Schäden in unserem kirchlichen und sittlichen Leben in einem Gesamtbilde anschauen, damit wir uns der Größe unserer Aufgabe und unserer Verantwortung recht bewußt werden.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 26. September. № 77.

Wort und Tradition als Bildungsmittel der Gemeinde.

(Fortsetzung.)

Den ersten Anstoß zur ganzen Reformation gibt also die Tradition. So war die Tradition auch der fruchtbare Boden, auf dem die Reformation so fruchtbar gedieh. Es ist gewiß, hätte Luther nicht einen so durch Tradition vorbereiteten Boden gefunden, so würde das Schriftwort, von ihm und den Seinen verkündigt, nicht solche Wirkung gehabt haben. Kein Apostel hat solche Wirkung mit seiner Predigt hervorgebracht, wie Luther, weil kein Apostel unter den Heiden eine Tradition vorfand. Es waren Strahlen der Wahrheit überall verbreitet, es war eine Empfänglichkeit da durch Bernhard und seines Gleichen, durch Tauler u. s. w. Matthesius sagt: „Denn Eltern und Schulmeister lehreten ihre Kinder die 10 Gebote, Glauben und Vater-Unser, wie ich diese Stücke in meiner Kindheit in Schulen gelernt und nach alter Schulen Weise andern Kindern oft fürgesprochen.“ Und ebenso hat die lutherische Kirche sich eine Tradition geschaffen, und durch diese Tradition wurde sie ebenso verbreitet, wie durch die Schrift selbst. Die Kirchenlieder, die Catechismuswahrheiten, die Postillen waren ebenso das Product der lutherischen Schriftlehre, wie sie das Verständnis der Schriftauslegung wieder förderten. Die ihren Glauben singende und im Catechismus auffagende, in den Postillen lesende Kirche war ebenso aus der Schrift entstanden, wie sie nun selbst wieder ihres Glaubens gewiß war in ihrem Kirchenwort und dadurch noch empfänglicher wurde für das Heilswort der Schrift. Eine solche Kirche, wie wir sie heut zu Tage vielfach haben, ohne im Catechismus unterrichtet und verwahrt zu sein, ohne Kentnis der Kirchenlieder, ohne die alten kräftigen Erbauungsbücher, eine solche geschichts- d. h. traditionslose Kirche, die nicht aus der Predigt geboren, auch nicht die Predigt versteht, eine solche Kirche war die altlutherische Traditionskirche nicht. Diese wußte das, was die Prediger ihr predigten, das steht in der Bibel, weil es im Catechismus steht und im Gesangbuch und in der Postille; eins half dem andern, überall wurde die Gemeinde angeweht von derselben Himmelsluft und getragen von derselben Lehre — es war eben etwas Ganzes! Und jezt? Das ist unser Unglück, daß die Tradition, die Geschichte abgebrochen ist. Wir haben Bibeln und biblische Predigt, aber wo ist die im Catechismus verwahrte Gemeinde, wo sind die alten Lieder, die alten Gebetbücher, wo ist der antwortende Schall aus der Gemeinde auf die hineingeredete Predigt, wo ist das Leben der Gemeinde in der Luft der Kirche, in der Lehre, kurz: wo ist die Tradition, die die Gemeinde trägt? Die ist verschwunden! Und wenn noch so viel Bibelstunden gehalten werden neben den öffentlichen Gottesdiensten, — es werden immer nur einige sein, die dadurch gewonnen werden. Die Masse des Volkes ist traditionslos. Kommen wir nicht wieder in die Tradition hinein, so daß Catechismus, Gesangbuch, Erbauungsbuch wieder die confirmirte und gewonnene Gemeinde hält und trägt, so wird alles Bibelverbreiten und Predigen den Schaden nicht ersetzen, den der Bruch mit der Tradition gebracht hat.

Wir haben Schulen, aber ihr Besuch wird immer schwächer, sagt die reformirte Freikirche in Paris, wir haben Jünglingsvereine, aber ohne Feuer, Hausbesuche, Sontagsschulen und endlich die Colportage, die wenig Nutzen schafft. Warum? Das Volk ist nicht vorbereitet. Also muß der zweite Weg betreten werden. Wir wollen den Verstand und das Herz bilden und die Massen für das Evangelium vorbereiten. Wir wollen mehr Schulen für die Jugend einrichten, Vorlesungen über allerlei Gegenstände für die Erwachsenen, Leihbibliotheken, volkstümliche Zeitschriften, Liebesanstalten und religiöse Conferenzen. Und wenn diese Wege nun aber alle wieder nicht helfen, was dann? Laßt uns in aller Geduld das thun, was die Kirche von je an gethan hat. Laßt uns predigen und Bibeln verbreiten, und gute Gesangbücher wieder herstellen, Catechismen und Erbauungsbücher einführen — wenigstens laßt uns das als die Hauptsache betrachten und nicht glauben, als sei es das Werk von einigen Wochen oder Jahren. Langsam ist der Verfall gekommen, langsam muß er wieder beseitigt werden. Aber wenn die alten Mittel nicht mehr helfen sollen, die neuen werden es gewiß nicht thun und wenn man auch eine Universalmedicin für das abgefallene Geschlecht hätte, wie Prof. Rothe. Die rechten Mittel, die alten erprobten — in Geduld, ja in großer Geduld anwenden, darauf komt es an.

Wir fassen nun unsere Tradition näher ins Auge — und beginnen mit dem Gesangbuche und gehen weiter auf den Catechismus über und schließen mit dem Erbauungsbuche. Daß das Gesangbuch von der lutherischen Kirche sehr hoch gehalten worden ist, das zeigt schon die äußere Gestalt desselben in der alten lutherischen Kirche. Alle die alten Gesangbücher tragen

den Stempel des größten Fleißes und ihrer großen Wichtigkeit äußerlich schon deutlich genug an sich. Was hat man nicht alles in ihnen zusammengestellt! die ganze Tradition der Kirche steht in so einem alten Gesangbuche. Vorn sind die Bildnisse der Fürsten und ihrer Gemalinnen, dann folgen die alten kräftigen Lieder vom Lob und Dank der Christen bis zum jüngsten Gerichte, und Himmel und Hölle, dann folgen die Perikopen, Augsburgische Confession, Geschichte der Zerstörung Jerusalems, das Leiden Christi, der Catechismus Lutheri, die drei Hauptsymbola nebst allerlei Gebeten fürs tägliche Leben, wie auch Buß-, Beicht- und Communiongebete. Was also bekam das christliche Volk mit so einem Buche in die Hand! Die Quintessenz der ganzen Tradition! Und das wußten Alle. Die Kirchenregierungen drücken daher die große Wichtigkeit, die sie dem Gesangbuche zuschreiben, in den schönen Vorreden sehr kräftig aus. Und die Gemeinden, die vielleicht zum großen Teile gar nicht lesen konten, sangen die Lieder auswendig. So wie die verschiedensten Stände die Lieder gedichtet haben, so verstand sie auch die ganze Christenheit. Und alle Stände haben dasselbe gefühlt und erfahren: Sünde und Tod, Gnade und Leben, Himmel und Hölle. Und was auf die verschiedenste Weise von den verschiedensten Christen in den verschiedensten Lagen gesungen worden ist, das ist so menschlich allgemein und so christlich erprobt, daß es jeder fühlen muß, der in ähnlicher Lage sich befindet. Die Lieder sind das angewandte Evangelium in den menschlichen Lebensschickungen; der heilige Geist hat die Dichter erfüllt, daß sie gesungen haben zum Trost und zur Freude, was das Evangelium dem Leben in allen seinen Gestaltungen verheißen und dargereicht hat. Es sind die Lieder die Erfüllungen der Verheißungen des Herrn: siehe ich bin bei euch. Während das Evangelium und das Schriftwort bei aller Individualisirung doch das Heil und die Heilsthatsachen mehr objectiv hinstellt zur gläubigen Annahme, sehen wir in den Liederdichtern die Gläubigen das Heil subjectiv ergreifen und voll Trost sich aneignen. Dieses individualisirte Heil, diese Tröstung unserer Volks- und Glaubensgenossen in denselben Lebensumständen, in denen wir uns befinden, ist gerade das Anziehende in den Liedern unserer Gesangbücher. Darum hat die Gemeinde immer nach dem Gesangbuche gegriffen, darum sind die alten Gesangbücher alle zusammen so zerlesen, während gar oft die neulich verteilten Bibeln so glatt und glänzend blieben, Das war das Anziehende an den Liedern in jener Zeit, das ist das Anziehende jezt, wo die Gemeinde noch dieselben Lieder singt, oft aber auch zu Hause nur liest oder betet. Des Volkes Freud und Leid ist in dem Gesangbuch niedergelegt; das Gesangbuch ist darum ein ächtes Volksbuch. Der Landmann, der Soldat, der Reisende, der Aufstehende, der Schlafengehende, sie alle konten singen aus Herzenslust aus ihrem Gesangbuche. Ferner ist das Gesangbuch das populärste Bekentnisbuch. Die Bibel will erklärt und verstanden sein; das Gesangbuch ist die populäre Erklärung und das Verständnis der Bibel in Bekentnisform. Hier bekent das Volk aufs Fröhlichste und Natürlichste seinen Glauben; was die Schrift lehrt, das bekent das Gesangbuch in so einfacher und tief erfahrner Weise, daß eben jeder mitbekennen kann, der nur ein wenig Glauben hat. Wie ganz anders sind die Bekentnisse in den alten oder neuen Bekentnisschriften! Nur das einfachste Bekentnis: der Catechismus konte noch Volksbuch werden, sonst aber nur das Gesangbuch im eminenten Sinne. Was das Volk für einen Glauben hat, das kann man am besten aus seinem Gesangbuche sehen. Das Volk bekent am meisten und liebsten, wenn es seine Kirchenlieder singt. Weil aber am Gesangbuche des Volkes Leben hing, darum konten auch die Kirchenregierungen so schwer diese Lieder ihm nehmen, oft nur geradezu mit Gewalt. Im Gesangbuche steckt die verständlichste und beste Tradition der Lehre. Der Liederschaz und der Liedersegen von Berlin, das Raumersche Liederbuch u. s. w. haben außerordentlich viel Segen verbreitet und müssen bei den Bibelverbreitungen mit genant werden, wenn es sich um die Frage handelt nach der Ausbreitung des Christentums unter uns. Welche Geschichte hat z. B. das Porstsche Gesangbuch, welche Geschichte hat oft ein einzelnes Lied? Bei Koch ist das hinlänglich in der Geschichte des Kirchenliedes zu lesen. Und jeder Pastor kann darüber seine eigne Erfahrung haben. Es kann jeder es erfahren: der Haufe der Gemeinde liest mehr und lieber und zwar im Leben und Sterben im Gesangbuche als in der Bibel. Was liegt auf dem Tische bei Kranken, was lassen sie sich vorlesen, was sizt auf ihren Lippen? Ists die Bibel oder das Gesangbuch? Wo es recht zugeht, soll's freilich beides sein, aber wo es so ist, wie es nun einmal ist, da wird man wol sagen müssen, daß das Gesangbuch vom Volke mehr gelesen wird als die Bibel. Und den Unterschied, den wir machen zwischen oberstem Erkentnisprincip und Erkentnisprincip überhaupt, den macht das Volk nicht. Es nimt Gottes Wort hin, wo die Kirche es bietet, in der Schrift, in der Predigt, im Gesangbuch, im Catechismus und in der Postille — es ist dem Volke Alles Gottes Wort. Und wer hungrig ist, greift nach jeder Speise und am liebsten nach der, die er kent und vertragen kann.

Weil aber das Gesangbuch, wenn es irgend vollständig die alten Schätze enthält, von so großer traditioneller Bedeutung ist, und die Tradition für die ganze Kirchenentwicklung, namentlich für das Verständnis der Schrift so wichtig ist, deshalb muß Alles daran gesezt werden, daß ein gutes Gesangbuch eingeführt wird. Und wo das Landeselend noch so groß ist, daß ein gutes Landesgesangbuch dermalen nicht möglich ist, da sollten doch alle Wege eingeschlagen werden, um ein gutes Gesangbuch, das die Lieder der alten Kirche unverfälscht hat, so viel als möglich in die Hände der Gemeindeglieder zu bringen. Aber freilich sind oft die Pastoren selbst noch mit dem größten Mittelgute in dieser Beziehung zufrieden und kennen entweder die ursprünglichen Textesworte der alten Lieder selbst nicht, oder haben sie vergessen, oder sie sind allmälig große Liebhaber ihres Mittelgutes geworden. Und das Mittelgut oder die ganz geringe Sorte von Gesangbüchern sind vollständig unfähig, die Herzen anzu-

ziehen, weil sie ihnen gar keine oder eine positiv falsche Lehre geben. Diese Sorte von Gesangbüchern, diese rationalistischen süßen Wasserſüppchen, die man in den Sündflutstagen den Gemeinden vorgesezt hat, haben die Kirche förmlich ausgehungert. Mit diesen faden, unchristlichen und überhaupt gedankenlosen Machwerken hat der Rationalismus der Kirche die tiefsten Wunden geschlagen. Hätten die ungläubigen Herren immerhin die Kanzel entweihen mögen mit ihren heidnischen Predigten, wenn nur neben Taufe, Abendmal und Bibel auch das Gesangbuch unverfälscht geblieben wäre! Die Rationalisterei würde weit weniger geschadet haben! Wie Taufe, Abendmal und Bibel, wenigstens Perikopen, samt den alten Postillen die Christenheit hindurchgetragen haben durch die Tage des Rationalismus: die rettende Arche würde noch viel mehr Selen geborgen haben, wenn das Gesangbuch rein geblieben wäre — wenigstens in seiner Substanz! Daß der Rationalismus die Bibel zwar nach seiner Weise auslegte, aber die Bibel selbst nicht in veränderter Gestalt herausgab, wol aber das Gesangbuch totaliter änderte oder ein ganz neues überall einführte, das mit der Tradition nichts zu schaffen hatte, damit hat er seinen besten Griff gethan. Hätten die Gemeinden die alten Passions- und Oster-, Buß- und Glaubenslieder nur noch gesungen, die Wahl zwischen den alten Glaubensliedern und dem encyclopädischen Blumenkohl auf der Kanzel würde wol gar oft für die ersteren sich entschieden haben. Die neuen Gesangbücher haben mehr dem Weinberge des Herrn geschadet, als die sonstigen Heuschrecken des Rationalismus. Mit der Abschaffung des alten Gesangbuches haben sie die kirchliche Tradition am gründlichsten beseitigt und es bewirkt, daß das traditionelle Verständnis der Schrift und Kirchenlehre verschwand. Kein sichereres Zeichen, daß der Glaube wieder siegt, gibt es daher, als das, wenn wieder gute Gesangbücher erscheinen. Und ein sicheres Zeichen, daß die Predigt wenigstens dermalen noch schwach ist und wenig die Gemeinde berührt hat, ist das, wenn noch so ein Heuschrecken-Gesangbuch im Gange ist. Was hilft die beste Predigt, wenn die Gemeinde vor und nach der Predigt singt, was weder in der Bibel steht, noch in der Kirchenlehre, noch in der Predigt zu hören ist: Was hilft es dann, Bibeln zu verbreiten, was hilft alle kirchliche Thätigkeit, — wenn die Gemeinde immer durch das schlechte Gesangbuch draußen erhalten wird? Die alte Kirche der ersten Jahrhunderte auch in ihrer größten Blüte hatte kein Buch, in dem so viel gesunde Glaubensregel und so viel vom heil. Geiste durchwirktes Traditionsleben war, wie die luther. Kirche das in ihrem Gesangbuche hatte. Darum, wie die Predigt wieder da ist im großen Ganzen, so sollte auch jeder mit aller Kraft dahin streben, daß auch das große Not-, Hand- und Hilfsbuch, diese Fundgrube von altem christlichen Glaubensleben, das Gesangbuch wieder hergestellt wird in seiner alten Wahrheit und Fülle.

Auch auf das Singen der Gemeinde hat der Inhalt des Gesangbuches seinen großen Einfluß geübt und auch daher auf das Besuchen der Kirche. Wie kann eine Gemeinde kräftig und mit innerer Bewegung die verwässerten antichristischen oder strohernen Lieder des Rationalismus oder Supranaturalismus singen! Das höchste ist, daß man sie herliest. Zum Herzenssingen, zum Geistesflug gehört mehr als Rythmus und Melodie. Aber auch nicht einmal den alten Rythmus haben sie behalten in seiner Munterkeit und lebendigen Frische: an die Stelle des alten Rythmus ist die rationalistisch-abgestumpfte langweilige Gesangesweise getreten, in der die Gemeinde nicht mehr frisch und frei auf ihren gesunden Füßen einhergeht, sondern auf allen Vieren kriecht, wie Lahritz sagt. Die alten Melodien und die alten Lieder, nach ihrem ursprünglichen Rythmus gesungen, wenden sich ans Herz und wo nur ein wenig Glaube ist, da muß er mit fort, muß wenigstens mit in Bewegung kommen von dem lebhaften Gesange einer lebendigen Gemeinde. Unser Volk aber hat seine Lieder vergessen und kann und mag sie nicht mehr singen nach der schläfrigen Weise von jezt. Darum singt man Trink-, Freiheits-, Spott- und Lieder noch geringerer Sorte: aber der Gesang der Kirchenlieder ist im Volke verstumt, wie die Vögel in Amerika, die auch aussehen wie andere Vögel, aber nicht singen können. Und wie solcher Gesang der alten Glaubenslieder in alter rythmischer Weise die Gemeinde selbst immer höher hinaufzieht zum Throne ihres Herrn, so werden auch fremde angezogen und unwillkürlich mit hineingewoben in das Leben und Weben des guten Gemeindegesanges. Wie die menschliche Gabe der Rede auch etwas anziehendes hat abgesehen von dem Inhalte und es wol gut ist, wenn beides zusammenkomt, so ists auch mit dem Gesange der alten Kirchenlieder. Zum Hersagen und schlechten Singen sind sie wahrhaft nicht der Kirche gegeben, sondern zum guten Singen. Kurz: kein Pastor sollte es unterlassen, alle seine Pflege dem Gesangbuche dem Inhalte und der Form nach zuzuwenden. Er ebnet sich dadurch den Boden, um christliche Erkentnis überhaupt zu verbreiten und besonders für die Predigt den Sinn empfänglich zu machen.

Gehen wir nun zum Catechismus über. Er bildet offenbar den Hauptbestandteil der Tradition unserer Kirche, denn er ist die Grundlage alles kirchlichen Verständnisses. Wo es an der catechetischen Unterweisung mangelt, sagt Spener, da ist fast alles Uebrige, was Predigt und andere Amtsverrichtungen geben, bei Vielen für vergebens und umsonst; jene Unterweisung, sagt er, ist die elementare Grundlage. Deshalb hat Spener so viel für die Cultivirung des catechetischen Unterrichts gethan. Ich bin ein Prediger und ein Catechet, hat Spener gesagt, und daß er das leztere gewesen, das hat gewiß der Kirche ebenso viel genüzt, als daß er ein Prediger war. Ebenso ist es von Luther bekant, daß er sehr viel auf den Catechismus gehalten hat. Den Catechismus in eine solche kleine Form zu stellen, hat mich gezwungen und gedrungen die klägliche, elende Not, so ich neulich erfahren habe, da ich auch ein Visitator war, sagt er in seiner Vorrede über den Catechismus. Hilf, lieber Gott, wie manchen Jammer habe ich gesehen, daß der gemeine Mann doch so gar nichts weiß von der christlichen Lehre, sonderlich auf den Dörfern, und leider viele Pfarrherren fast ungeschickt und

untüchtig sind, zu lehren, und sollen doch alle Christen heißen, getauft sein und der heiligen Sacramente genießen, kennen weder V. U. noch den Glauben oder zehn Gebote, leben dahin wie das liebe Vieh und unvernünftige Säue. Und wie Luther und Spener so viel auf den Catechismus halten, so hat es die ganze Kirche gethan. Wie Luther in Predigten und in Vorlesungen das V. U., die 10 Gebote und den Glauben erklärte immer an der Hand des Catechismus, so haben Andere Kinder- und Catechismus-Predigten gehalten, und es gab Städte, wo solche Predigten sogar gesezlich eingeführt waren. Es sollte eben auf alle Weise der Catechismus dem Volke ins Herz gepredigt und gelehrt werden. Und das Volk lernte den Catechismus von den höchsten Ständen bis herunter zu den niedrigsten. „Meine Kinder", sagte die Kurfürstin Sabine von Brandenburg, „sollen den Catechismus lernen; wenn sie den recht verstehen, haben sie genug gelernt." Weil aber das ganze Volk den Catechismus wissen und im Gedächtnis behalten sollte, darum begnügte man sich auch nicht, blos die Kinder in der Catechismuslehre zu fragen, sondern auch die älteren Personen sollten gefragt werden. Auch Lehrjungen, Knechte und Mägde sollen geziemender Maßen in Acht genommen werden, heißt es z. B. in der Braunschweig-Lüneburg. Verordnung, durch die der Walthersche Catechismus eingeführt wurde. Und die Kirche hat von solcher Catechismustreue gewiß einen großen Segen gehabt. Abgesehen davon, daß die Kentnis des Catechismus selbst schon dem Volke die vollständige Heilserkentnis darbot: es diente die Catechismuslehre auch dazu, dem Volke das Verständnis der Schrift und der Predigt zu öffnen. Heut zu Tage ist das nun das größte Leiden der Kirche, daß der Catechismus dem Volke abhanden gekommen ist. Die Zeit der Leitfaden und der Socratisirmethode hat das Volk um seinen edelsten Bestandteil der kirchlichen Tradition betrogen; in dieser absolut nihilistischen Socratisirmethode ist unser Volk aufgewachsen und dem Catechismusstoffe, d. h. mit anderen Worten dem Bibelverständnisse, vollständig entfremdet. Das Predigtamt hat die Heilslehren selbst mit eignem Munde hinwegsocratisirt; der Text des lutherischen Catechismus war in dieser Zeit nichts als eine ehrwürdige „Reliquie", wie Ehrenfeuchter sagt. Wir brauchen uns also nicht zu wundern, wenn das Volk von den Heilslehren jezt nichts weiß und nichts wissen will. Soll es besser werden, so muß wieder da angefangen werden, wo die kirchliche Arbeit abgebrochen worden ist. Wie zur Zeit Luther's muß der Catechismus wieder tractirt werden, und wir müssen jene Ermahnungen Luther's an die Bischöfe und Pfarrherren als allezeit giltig betrachten: „O, ihr Bischöfe, was wollt ihr doch Christo immermehr antworten, daß ihr das Volk so schändlich habt lassen hingehen und euer Amt nicht einen Augenblick beweiset, daß euch alles Unglück fliehe! Verbietet einerlei Gestalt und treibet auf euer Menschengesez, fragt nichts danach, ob sie das Vaterunser, Glauben, zehn Gebote oder einiges Gottes Wort kennen, — ach und wehe über euren Hals ewiglich! Darum bitte ich um Gottes Willen euch alle, meine lieben Herrn und Brüder, so Pfarrherren oder Prediger sind, wollet euch eures Amtes von Herzen annehmen, euch erbarmen über euer Volk, das euch befohlen ist, und uns helfen den Catechismus in die Leute, sonderlich in das junge Volk bringen." Angesichts solcher Ermahnungen schaue jeder um sich und sehe zu wie er's treibe und wo er bleibe. Der Kieler Harms führt in seiner Pastoraltheologie ein Dictum eines Gelehrten an, daß nämlich in der ganzen Welt keine Sache sei, damit ein Diener Gottes mehr Frucht schaffen könne, als mit Catechesiren. Das ist gewiß, wenn man nur nicht immer aufs Sehen sich legt. Es sieht freilich oft aus, als sei nach der Confirmation alles verloren, und doch ist der Catechismusunterricht bei vielen vielleicht nur eine Saat, die lange unter dem Schnee liegt, und es komt doch später in den Erfahrungsstunden des Lebens eine Zeit des Frühlings, wo die Samenkörner zum Teil wenigstens aufgehen. Gerade heut zu Tage ist's eine rechte Glaubensarbeit, treu in der Catechismuslehre zu sein. — Möglich ist's jedoch, daß durch das jüngere Geschlecht bessere Kirchentage kommen, als wir sie jezt haben mit denen, die in ihrer Jugend nichts gehört und nichts gelernt haben, obschon sie von unseren Amtsvorgängern confirmirt worden sind. Also geduldig in Trübsal, fröhlich in Hoffnung! Wir wollen uns freuen, daß der Catechismus überall wieder zu Ehren komt. Denn das ist ja gewiß: es ist in den lezten Zeiten viel geschehen zur Belebung des Catechismusunterrichts. Neue Catechismen sind eingeführt, der Catechismus wird eifriger tractirt in der Schule und im Confirmandenunterricht, — aber wie viel gibt es noch zu thun! So lange es Catechismen gibt wie in Schleswig-Holstein, wo die erste Frage im Landescatechismus also lautet: „wünschen wir nicht alle, vergnügt und froh zu sein?" und die Antwort lautet: „wir Menschen wünschen alle, vergnügt und froh zu sein," so lange noch solche unkirchliche Catechismen wie der hannoversche von 1790 mit solcher Heftigkeit zurückbegehrt und solche vollendet kirchliche Catechismen wie der hannoversch-verbesserte Walthersche Catechismus verworfen werden, so lange noch vieler Orten die einzelnen Pastoren nur den lutherschen Text mit einem Spruchbuche gebrauchen, und also jeder befugt ist, seinen Commentar zu diesem Texte zu machen, wie es ihm gefällt, das Volk aber nichts hat als Text und Bibelsprüche ohne alle kirchliche Auslegung, so lange wird auch die Kirche im Ganzen die Frage Luther's wol beherzigen müssen: „ihr Bischöfe, was wollt ihr Christo antworten, daß ihr das Volk so schändlich habet lassen hingehen?"

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 29. September. № 78.

Die sieben Gleichnisse vom Reiche Gottes.

IV.

Wenden wir uns zu dem Gleichnisse vom Senfkorn. Die Kürze der Parabeln, welche die Herlichkeit des Reiches Gottes zum Gegenstande haben, im Verhältnis zu der Ausführlichkeit derjenigen, welche auf die großen drohenden Gefahren hinweisen, zeigt, daß die ersteren in einem untergeordneten Verhältnisse zu den lezteren stehen, welche unmittelbar zusammenhängen mit den trüben Erfahrungen, die Jesus an eben dem Tage gemacht hatte. In gleichem Verhältnisse stehen in C. 12 zu den vorwaltenden Straf- und Drohreden Christi die eingestreuten Hinweisungen auf die Hoheit seiner Person: hier ist mehr denn Jonas u. s. w. Dann ist auch in dem Gespräche Christi mit den Jüngern vor der Deutung der ersten Parabel das Wort zu vergleichen: wahrlich ich sage euch, viele Propheten und Gerechte haben verlangt zu sehen, das ihr sehet, und haben es nicht gesehen, und zu hören, das ihr höret, und haben es nicht gehört, das die Jünger vorbereiten soll, die Mahnung des Gleichnisses recht tief ins Herz zu schließen.

Das: „wer Ohren hat zu hören, der höre", das Jesus bei den ersten Gleichnissen ausspricht, gehört der Sache nach Allen an, wie es in der Apokalypse bei allen sieben Verheißungen an die Gemeinde ausdrücklich gesezt wird. Hier ist die praktische Anwendung die: schließet euch nicht durch eure Schuld aus von dem Reiche, das aus geringen Anfängen zu der größten Herlichkeit emporwächst und alle Völker der Erde in sich aufnimt, widerstehet kräftig den Gefahren, die das eigne Herz darbietet (das erste Gleichnis), und den Versuchungen des bösen Feindes (das zweite Gleichnis), um nicht der Teilnahme an diesem herlichen Reiche verlustig zu werden: da wird sein das Weinen und das Zähnklappen, wenn ihr sehen werdet Abraham und Isaac und Jakob und alle Propheten in dem Reiche Gottes, euch aber herausgeworfen; und sie werden kommen von Sonnenaufgang und von Sonnenuntergang und von Norden und von Süden und werden zu Tische liegen in dem Reiche Gottes, Luc. 13, 28. 29.

„Neues und Altes", das bewährt sich auch hier. Ein eigentümlich Babylonisches Bild war die Darstellung mächtiger Könige und ihrer Reiche als hoher Bäume voller Aeste und Zweige. Dies Bild tritt uns entgegen in Dan. 4, 8. 9, wo es in der Beschreibung von Nebucadnezars Traume heißt: „groß war der Baum und stark, und seine Höhe reichte in den Himmel und sein Anblick bis an die Enden der ganzen Erde. Sein Laub war schön und seiner Früchte viel und Nahrung für alles daran; unter ihm schatteten sich die Thiere des Feldes und in seinen Zweigen wohnten die Vögel des Himmels und von ihm nährte sich alles Fleisch." Die Deutung wird in V. 19 gegeben: der Baum bist du, o König. Bei Ezechiel (31, 3 f.) erscheint Assur, die vorchaldäische Weltmacht, als eine Ceder auf Libanon, schön belaubt, ihr Gipfel bis in die Wolken reichend; in ihren Zweigen nisteten alle Vögel des Himmels und unter ihren Aesten gebaren alle Thiere des Feldes und in ihrem Schatten wohnten viele Völker. Schon in der Weissagung des A. T. wird dies Bild auch auf das Reich Christi angewandt. In Ezech. 17, 22—24 erscheint der Stamm Davids als eine hohe Ceder auf dem Libanon. Ihren Wipfel bricht Nebucadnezar ab und bringt ihn nach Babel. Der Herr aber nimt von jener Ceder ein dünnes Reis und pflanzt es auf seinen heiligen Berg Zion. Es wächst zur stattlichen Ceder empor, unter deren Schatten alle Vögel wohnen.

An die Stelle des dünnen Reises von der hohen Ceder sezt der Herr hier das Senfkorn. Aus geringen Anfängen zur herlichen Vollendung, das trat noch deutlicher hervor, wenn an die Stelle des edlen Reises vom edlen Baume das kleinste unter allem Samen gesezt wurde, das schon unter den Juden in dieser Beziehung sprichwörtlich war. Dem Interesse die geringen Anfänge recht nachdrücklich zu bezeichnen, die in der Zeit, da die Gleichnisse gesprochen wurden, so besonders hervortraten, muß das andere weichen, der Hoheit ihren angemessenen Ausdruck zu geben. Der Senfstrauch ist weniger geeignet, die Herlichkeit des Reiches Christi darzustellen, als die prächtige Ceder, wenn er auch in den wärmeren Gegenden sich zu größerer Höhe erhebt, als bei uns. R. Simeon sagt im Talmud: „ich habe einen Senfstrauch auf meinem Lande, auf den ich gewohnt bin hinaufzusteigen, als wie auf einen Feigenbaum." Und der Spanier Maldonat berichtet: „er wächst weit über die menschliche Größe. Ich habe oft in Spanien große Oefen mit Senf statt des Holzes heizen sehen. Die Vögel lieben sehr seinen Samen, sie pflegen daher, wenn er reif ist, auf seinen Zweigen zu sitzen und ich habe sie oft in großer Menge dort gesehen."

Gar klein war das Reich Christi in seinen Anfängen: Der Menschensohn, der nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegte, ohne

Gestalt und Schöne, mit den Niedrigsten unter dem Volke verwandtschaftlich verbunden (13, 55. 56), seine Apostel arme Fischer, verachtete Zöllner, seine weitere Umgebung vorzugsweise Arme und Elende, sein königlicher Einzug in Jerusalem der grellste Gegensaz gegen einen David und Salomo. Es lag nahe, sich an diesen geringen Anfängen zu stoßen, im Blicke auf sie den Versuchungen zu unterliegen, welche von dem eignen Herzen und von dem bösen Feinde ausgingen. Es lag das um so näher, da nach der hochfahrenden Jüdischen Meinung das Reich des Messias sich sofort in äußerer Herlichkeit darstellen sollte.

Die Erfüllung dieser Verkündung nahm schon in der Apostolischen Zeit einen mächtigen Anfang. Paulus konte schon in Anspielung auf unser Gleichnis schreiben (1, 5. 6), das Evangelium sei „in der ganzen Welt" vorhanden und trage Frucht und wachse. Nach und nach eroberte es die ganze damalige civilisirte Welt, so daß, wie Euthymius sagt, „die attische, im Disputiren gewandte Weisheit der Griechen verdunkelt wurde durch die Größe des bäurisch erscheinenden Evangeliums."

Der senfkornartige Charakter ist dem Reiche Gottes nicht blos in seinen ersten Anfängen eigentümlich. Er tritt stets von Neuem ein, damit alle Veranlassung zum Rühmen abgeschnitten werde. Auf die herlichsten Siege folgen die tiefsten Niederlagen. Das tritt uns schon in dem A. B. entgegen. Auf die glorreiche Zeit Davids und Salomos folgte unmittelbar die Trennung des Reiches, mit der alle Herlichkeit Israels zu Grabe ging. Welche Wechselfälle bietet die christliche Mission dar! Kaum ist ein Berg erstiegen, so geht es wieder tief bergab. Wer die menschliche Natur nicht kent, nicht weiß, wie ihr in ihrer traurigen Neigung zum Hochmute stets von Neuem ein Dämpfer aufgesezt werden muß, der kann sich da gar leicht ärgern. Der geistliche Mensch weiß, daß das so in der Ordnung ist. „Ich lasse in dir übrig ein arm und elend Volk und sie vertrauen auf den Namen des Herrn", das ist uns namentlich für die Zeit des Endes ins Auge gestellt, die sich jezt schon anbahnt. Mögen wir, wenn so das Ende dem Anfang mehr und mehr ähnlich wird, dies Gleichnis recht ins Herz schließen und hinter der Niedrigkeit mit dem Auge des Glaubens die Herlichkeit erblicken!

Das Gleichnis vom Sauerteige hat mit dem vom Senfkorn den Zweck gemeinsam, auf die hinter der Niedrigkeit verborgene Herlichkeit des Reiches Gottes hinzuweisen und zu ermahnen, daß man im Blicke auf diese Herlichkeit allen Versuchungen zum Abfall kräftig widerstehe. Den Unterschied hat D'Outrein also ausgedrückt: „Die Parabel vom Senfkorn sieht mehr auf den äußerlichen und sichtbaren Anwuchs der Kirche, diese aber vom Sauerteig auf die verborgene Wirkung in und an den Herzen der Menschen."

Der Sauerteig bietet eine doppelte Seite dar. Auf der einen Seite geht er, wie Plutarch sagt, aus dem Verderben hervor und bringt das Verderben in die Masse hinein, der er beigemischt wird. Auf der andern Seite wird das Brot dadurch schmackhafter und gesunder.

In der Symbolik der Schrift wird vorwiegend die erstere Seite ins Auge gefaßt. Beim Passa mußten ungesäuerte Brote gegessen werden: sie bildeten nach dem Ausdrucke des Paulus in 1 Cor. 5, 7 die Lauterkeit und Wahrheit ab, wie der Sauerteig das Symbol der Schlechtigkeit und Bosheit war. Ungesäuert mußten auch die Schaubrote sein, als Symbol der geistlichen Nahrung, welche das Volk seinem Gott darbringen sollte, der guten Werke. Dann war auch das Gesäuerte verboten bei dem Speisopfer, welches ebenso wie die Schaubrote die guten Werke abbildete, und sich nur dadurch von ihnen unterschied, daß die Schaubrote ein Gelübde des Fleißes in guten Werken waren, welches von dem Volke als Ganzem abgelegt wurde, während das Speisopfer den Einzelnen anging. „Alles Speisopfer" — heißt es in 3 Mos. 2, 11 — „das ihr dem Herrn darbringt, soll nicht gesäuert sein, kein Sauerteig noch Honig soll darunter dem Herrn zum Feuer angezündet werden." Neben dem Sauerteige, dem Symbole des Verderbens, wird da der Honig untersagt als Symbol der bösen Lust, welche dem verderbten Menschenherzen süß ist wie Honig und Honigseim, ebenso wie dem durch Gottes Geist erneuerten und wiedergebornen Menschen das Gesez Gottes.

Aber schon in der Symbolik des Mosaischen Gesetzes erhält auch die andere Seite des Sauerteiges ihr Recht, in Bezug auf die Galenus einige Male schreibt, nicht gesäuerte Brote seien weniger gesund, und Plinius sagt, die Leiber seien stärker, die gesäuertes Brot zu ihrer Speise haben. Auch das mit dem Lobopfer verbundene Speisopfer soll nach 3 Mos. 7, 12 aus ungesäuertem Brote bestehen. Daneben aber wurden nach V. 23 auch gesäuerte Brote dargebracht, die zwar nicht auf den Altar kamen, aber doch für die Opfermalzeit bestimt waren. Die gesäuerten Brote durften da so wenig fehlen wie die anderen. Wir haben da die beiden Seiten, welche der Sauerteig darbietet, unmittelbar neben einander. Auch die am Pfingstfeste nach 3 Mos. 23, 17 darzubringenden Erstlingsbrote sollten aus gesäuertem Brote gebacken werden. Sie stellen das gesamte tägliche Brot dar und in ihnen wurde bei ihm die Säuerung als geziemend anerkant und hingewiesen darauf, daß, wo der Sauerteig verboten wird, die symbolische Betrachtung nur einen einseitigen Charakter trägt.

Eine solche Doppelseitigkeit des Symboles komt auch sonst vielfach in der Schrift vor, wie sich das schon von vornherein erwarten läßt, da sie in der Natur der Sache begründet ist. Die Schlange z. B. stellt in der Geschichte des Falles und anderwärts den Satan dar, dagegen in dem Worte des Herrn: „seid klug wie die Schlangen", wird die an sich gute Eigenschaft der Klugheit ins Auge gefaßt. In dem bildlichen Gebrauch des Salzes wird gewöhnlich seine würzende Kraft ins Auge gefaßt, wie z. B. in dem Worte: „ihr seid das Salz der Welt", in mehreren Stellen aber komt das Salz als Feind aller Fruchtbarkeit, alles Lebens und Gedeihens in Betracht,

nach der Seite, welche Plinius mit den Worten beschreibt: „jeder Ort, wo Salz gefunden wird, ist unfruchtbar und erzeugt nichts.“ So sagt Ezechiel von den „Pfützen und Lachen“, die sich absperren gegen die heilenden Wasser, die in das todte Meer der Welt aus dem Heiligtum kommen: „dem Salze sind sie gegeben“, 47, 11. Als Symbol der Unfruchtbarkeit erscheint das Salz auch in 5 Mos. 9, 23. Zeph. 2, 9.

Der Vergleichungspunkt ist hier die durchdringende Kraft, die von unscheinbarem Anfange ausgehende mächtige Wirkung, wie Chrysostomus treffend umschreibt: „denn so wie der Sauerteig das viele Mehl in seine Kraft umwandelt, so werdet auch ihr die ganze Welt umwandeln.“ In Bezug auf das Große und Ganze des Völkerlebens liegt die Erfüllung des Ausspruches schon jetzt in wunderbarer Weise vor. Schon Chrysostomus konte schreiben: „Wo sind jetzt die Kinder der Griechen? Sie mögen die Kraft Christi lernen, indem sie die Gewalt der Thatsachen sehen, und ihn aus doppeltem Grunde anbeten, daß er eine so große Sache vorhergesagt, und daß er sie vollführt hat.“ An die Hinweisung auf das bereits Erreichte knüpft er eine Mahnung: „Wenn zwölf Menschen die ganze Erde gesäuert haben, wie groß wäre dann unsere Schlechtigkeit, wenn wir bei solcher Anzahl nicht vermögen sollten, die übrig gebliebenen zurechtzubringen, die wir billig zum Sauerteig für tausend Welten hinreichen sollten.“ Das Gleichnis hat aber auch seine Wahrheit in Bezug auf den Einzelnen. Wie der Sauerteig des Reiches Gottes einmal in ihn hineingekommen, nach und nach Alles umgestaltet, das zu verfolgen ist die würdigste Aufgabe, welche die Biographie sich stellen kann. Wer solches Wunder an seinem Herzen erfahren hat, der kann nur lächeln über Strauß und Renan und Schenkel, wenn sie mit wichtiger Mine die Unmöglichkeit der äußeren Wunder versichern, weiß aber auch, daß die armen Leute nicht anders können. Denn wer selbst die Wunderkraft Christi an seinem Herzen nicht erfahren hat, der kann sie auch in ihren äußeren Wirkungen nicht erkennen, und sie ihm beweisen wollen ist ebenso vergeblich, als wenn man den Blinden in der Farbenlehre unterweisen wollte. Wie sie einmal sind, haben sie Recht, und man muß es gar nicht versuchen, ihnen aufdringen zu wollen, was sie nicht annehmen können.

Der Sauerteig wird in dem Mehle *verborgen*. Die Verborgenheit ist ein wesentlicher Charakterzug des Reiches Gottes, der in dem Gleichnisse vom Schatze noch nachdrücklicher hervorgehoben wird. „Gar heimlich wirkt im Mehle des Sauerteiges Kraft.“ Das neutestamentliche Gottesreich war in der lebendigsten Wirkung da, als die Juden es noch für zukünftig erachteten. Es wirkte im Römischen Reich im Stillen und Verborgenen, bis es ihm gelang, die Herschaft zu erlangen. Seine Kraft ist eine inwendige, es arbeitet und wirkt in einer für die Welt unheimlichen Weise in der Tiefe der Gemüter, und eben deshalb ist es unmöglich, es auszurotten, da die Opposition immer nur die Außenwerke erreicht.

Die drei Maß Mehl sind offenbar zunächst aus 1 Mos. 18, 6, wo Sara bei der Erscheinung des Engels des Herrn in Mamre drei Maß Mehl nimt, sie knetet und daraus Brot bäckt zur Bewirtung ihrer himlischen Gäste. Auf dasselbe Ereignis bezieht sich der Herr auch in Joh. 8, 56: „Abraham, euer Vater, frohlockte, daß er meinen Tag sähe und sah ihn und freute sich.“ Jehova, der in Abrahams Zelt einkehrte, ist, wie Christus selbst hier erklärt, kein anderer als Christus, der im Vorspiele seiner Menschwerdung in angenommener menschlicher Gestalt erscheint. Doch dürfen wir bei der Beziehung auf diesen Vorgang nicht stehen bleiben. In jenen drei Maßen Mehles, die Sara dem Herrn anrichtet, erblickt der Herr ein Abbild der Dreiteilung des menschlichen Geschlechtes in Sem, Ham und Japhet, welche durch Abraham und sein in Christus gipfelndes Geschlecht gesegnet werden sollten. Die Völkertafel in 1 Mos. 10, welche von der Dreiteilung des menschlichen Geschlechts in Sem, Ham und Japhet beherscht ist, hat ihr Absehen auf die spätere Verkündung des Segens, welcher durch Abraham und sein Geschlecht über alle Völker der Erde kommen sollte. Auf dieser Verkündung allein beruht das Interesse für die Gesamtheit der Völker der Erde, aus dem die Völkertafel hervorgewachsen ist; das ethnologische Interesse liegt dem Verfasser, der *heilige* Geschichte schreibt, völlig fern. Von dieser Betrachtung der Völkertafel aus berief der Herr in Beziehung auf sie die 70 Jünger: 70 sind der Völker in der Völkertafel. So haben also die drei Maße ihre Ausdeutung in dem Worte des Herrn: „es wird verkündet werden dies Evangelium vom Reiche in der ganzen Welt“, Matth. 24, 14, und ebenso in dem Worte: „lehret alle Völker.“

In Bezug auf das Weib, welches den Sauerteig in das Mehl birgt, gehen die Ausleger auseinander. Nach der einen Auffassung ist das Weib sachlich ohne alle Bedeutung. Sie berufen sich nicht ohne Schein darauf, daß das Reich Gottes nicht mit dem Weibe verglichen wird, sondern mit dem Sauerteige. Das Weib gehöre nur dem Bilde an, und erkläre sich in diesem daraus, daß das Backen im Alertum ein weibliches Geschäft war, wie Plinius sagt, daß es in Rom Jahrhunderte hindurch nach Gründung der Stadt keine Bäcker gab, wogegen aber zu bemerken, daß auf biblischem Gebiete uns die Bäcker schon sehr frühe entgegentreten, in der Geschichte Pharaos; bei Jeremias (C. 37, 21) wird einer Bäckerstraße gedacht. Nach der andern Auffassung dagegen ist das Weib bedeutsam, ein Abbild der Kirche. Für diese Auffassung spricht die unverkenbare Beziehung auf das Thun Saras, der Stammutter und Repräsentantin der Kirche. Schon Melanchthon, der Feind aller gesuchten Allegorien, erblickt in ihrem Thun, da sie dem noch nicht im Fleische erschienenen Sohne Gottes drei Maß Mehl anrichtete, ein Vorbild des Thuns der Kirche, welche dem Herrn aus den drei Abteilungen des menschlichen Geschlechtes ein Speisopfer anrichtet. Wir überlassen die Entscheidung zwischen diesen beiden Auffassungen dem Leser.

Wie ist das *ganz* zu fassen? Wie verträgt es sich mit

dem Gleichnis von dem Säemann, der so wenig guten Boden vorfindet, und ebenso mit dem Gleichnis von dem Unkraut unter dem Weizen und der in ihm gelehrten großen Scheidung und Sichtung am Ende der Tage? Die Antwort ist, troz aller Hinderungen und Hemmungen, wie sie schon Ezechiel bezeichnet, wenn er in der Weissagung von der Heilung des todten Meeres der Welt durch die Wasser aus dem Heiligtum sagt (47, 11): „seine Pfützen und Lachen, die werden nicht geheilt, dem Salze sind sie gegeben," wird doch das Reich Gottes unaufhaltsam bis zu den Enden der Erde vordringen. Auch da, wo man es nicht will, wird man sich doch seiner Einflüsse und Eindrücke nicht erwehren können. Heinrich Heine klagte einmal: wenn wir uns auch bis auf's Hemd ausziehen, so sizt das Christentum uns noch in den Hemden, und Luther sagt: „Gleichwie es unmöglich ist, daß die Säure, wenn sie einmal unter den Teig gemengt worden, wieder vom Teige abgesondert werden kann, weil sie die Natur des Teiges verändert hat, also ist es auch unmöglich, daß die Christen wieder von Christo sollten gesondert werden. Der Teig ist gesäuert, der Satan kann die Säure nicht sondern, er koche oder brate, er röste oder börne, so bleibt doch der Sauerteig Christus darin, und wird darin bleiben bis an den jüngsten Tag, da alle durchsäuert sind, die da selig werden." Das ganz ist gar köstlich in einer Zeit, wo alle Mittel aufgeboten werden, den Sauerteig zu beseitigen. Es öffnet uns die Augen, daß wir erkennen, wie der Erfolg dieser Mittel nur auf der Oberfläche liegt.

Wir müssen nun noch einen Blick werfen auf eine von der gegebenen völlig abweichende Auffassung des Gleichnisses, nach welcher der Sauerteig Bild des Verderbens sein soll, der Gedanke der, daß dies dereinst die ganze Christenheit durchdringen werde. Diese Auffassung wird in neuerer Zeit besonders von dem Irvingismus vertreten, der sie, wie es scheint, zu den neuen Offenbarungen rechnet, die durch ihn der Kirche vermittelt sein sollen. In der Schrift: über den Rathschluß Gottes, heißt sie „die allein schriftgemäße Auslegung". Ergibt sich uns ihre Unhaltbarkeit, so wird das Ergebnis zugleich für die Beurteilung des ganzen Irvingismus von Bedeutung sein, der, wenn er wäre, was er zu sein vorgibt, ganz andere Aufschlüsse in der Schriftauslegung hätte bringen müssen.

Da ist nun zuerst von entscheidender Bedeutung, daß das Himmelreich selbst mit dem Sauerteige verglichen wird, dies als das dem Sauerteige sachlich entsprechende erscheint. Das zeigt deutlich, daß der Sauerteig nicht im schlechten Sinne genommen werden kann, so daß er das gerade Gegenteil des Himmelreiches ist. Wäre der Ausdruck ein ungenauer, der Gedanke der, daß in dem Reiche Gottes wachsendes Verderben eintreten werde, so würde Lucas in der Wiederholung des Gleichnisses wol den Gedanken deutlicher ausgedrückt haben. Bei diesem aber tritt es noch bestimter hervor, daß das mit dem Reiche Gottes Verglichene wirklich der Sauerteig selbst ist, womit unmittelbar verbunden, daß der Sauerteig im guten Sinne steht. Gerade so wie der Vergleichung des Reiches Gottes mit dem Senfkorn dort vorangeht: „wem ist das Reich Gottes ähnlich und wem soll ich es vergleichen?" so geht auch hier voran: „wiederum sprach er: wem soll ich das Reich Gottes vergleichen?"

Wird der Sauerteig als Symbol des Verderbens genommen, so wird der Parallelismus dieser Parabel mit der Parabel vom Senfkorn zerstört, die auch bei Lucas (13, 18—21) nahe mit ihr verbunden ist. Ebenso schwindet dann auch der Einklang dieser beiden lezten Gleichnisse der Vierzahl mit den beiden ersten der Dreizahl. Die ganze Gliederung der sieben Gleichnisse wird zerstört und man muß an die Stelle der natürlichen Einheit dieser Gleichnisse eine blos ausgedachte künstliche setzen.

Wird der Sauerteig im schlechten Sinne genommen, so ist das Gleichnis rein niederdrückenden, zur Verzweiflung auffordernden Inhalts. Das scheint aber von vornherein unmöglich zu sein. Wie wir in dem ganzen Psalter keinen einzigen reinen Klagepsalm haben, in allen die Klage nur Durchgang ist, das bloße Klagen der Welt überlassen wird, die keine Hoffnung hat, so ist auch unter den Gleichnissen keins, das in Finsternis ausliefe. Das erste, zweite und siebente machen auf schwere Schäden aufmerksam, aber der Schluß ist überall ein erhebender.

Manche von denen, welche den Sauerteig im schlechten Sinne nehmen, verstehen unter dem Weibe die Bosheit, Sach. 5, 8, die falsche Kirche oder falsche Lehre. Gegen sie gilt die Bemerkung Vitringa's: „Wenn die falsche Kirche oder falsche Lehre unter dem Sinnbilde eines Weibes vorgestellt wird, so finden sich allzeit einige Beiwörter. Dergleichen komt aber hier nichts vor, sondern nur ein Weib oder Hausmutter in einer guten Handlung, welche ist Sauerteig unter den Teig mengen, damit er gebührend aufgehen möge, zu desto angenehmerer und gesunderer Speise für ihr Hausgesinde."

Wort und Tradition als Bildungsmittel der Gemeinde.

(Schluß.)

Jeder einzelne wird auch dahin sehen müssen, daß er seinen Catechismusunterricht immer fruchtbarer macht. Z. B. wird das eine Frage sein, die kein Pastor unbeantwortet wird lassen können, wie ist der Catechismusunterricht mit dem Bibellesen und Bibelverständniß zu verbinden? Hier wäre offenbar der rechte Plaz, wo die Kinder an der Hand des Catechismus in die Bibel eingeführt und mit der Heilslehre in der Bibel bekant gemacht werden könten! Während die Schule die ersten Elemente den Kindern in der Catechismuslehre bietet und mehr auf gedächtnis-

mäßige Weise, sollte das Predigtamt in den kirchlichen Kinderlehren (die leider ohne allen Grund noch an vielen Orten fehlen troz Kirchenordnung und sonstiger Anordnung) und in den Confirmationsstunden den Catechismus nicht wieder, um mich biblisch auszudrücken, didascalisch, sondern prophetisch, nicht in trocken lehrender Weise, sondern in Beweisung des Geistes und der Kraft, den Kindern in's Herz legen und ja immer daran denken, daß der Kirche Beruf das Bezeugen ist. Bezeugt, bekant sollte der Catechismus den Confirmanden werden, damit sie ihn als Bekentnis, als das einigende, allgemeine Kirchenbekentnis kennen und weiter bekennen lernen! Und hier wäre nun auch der Ort, wo die Kinder an der Hand der Kirche aus dem Catechismus in die Bibel geführt werden müßten, damit sie überhaupt die Bibel kennen und sich darinnen üben lernen, damit sie nicht blos ihr Lebtag Catechumenen bleiben, die von der Schrift nichts wissen, oder aber später etwa in die Schrift gerathen und sie nicht verstehen und den Sekten preisgegeben werden, jedenfalls aber nicht den Nutzen von der Bibel haben, den sie haben könten, wenn sie von dem Predigtamte aus dem Catechismus und an der Hand des Catechismus in die Bibel geführt worden wären. Hier gäbe es gar manche Arbeit! Das Temporelle, das Locale, das Einleitende, was alles zum Verständnis der Bibel mitgehört, würde hier seine Erklärung finden neben dem Erklären der bestimten specifischen biblischen Worte, ohne deren Verständnis nun einmal Niemand die Bibel versteht. Auch müßten die Predigten sich wieder mehr mit dem Catechismus befreunden, so daß Gesez und Evangelium, Sacrament und Amt der Schlüssel wieder mehr aus der Predigt heraus zu hören wären, so daß nicht etwa das, was die Kinder im Catechismus gelernt, das ganze Jahr gar nicht oder nur selten wieder ihr Ohr und Herz in der Kirche trifft. Gesez und Evangelium sind nun einmal die großen Worte, um die sich Catechismus und Predigt, ja die ganze Kirche dreht; darum müssen sie auch überall hervortreten, und was das Gesez betrifft, so müßte dasjenige Gebot gerade recht deutlich hervorgehoben werden, das am meisten zur Zeit oder von den einzelnen Ständen übertreten wird. „Als das siebente Gebot vom Stehlen mußt du bei Handwerkern, Händlern, ja auch bei Bauern und Gesinde, heftig treiben, denn bei solchen Leuten ist allerlei Untreue und Dieberei groß, sagt Luther, desgleichen das vierte Gebot mußt du bei den Kindern und dem gemeinen Manne wol treiben, daß sie stille, treu, gehorsam, friedsam seien —." So sehr aber zu wünschen ist, daß man allen Predigten es anfühlt, daß sie auf dem Catechismus als Hintergrunde ruhen, so sehr ist es doch kirchlich ganz unschicklich, in den Hauptgottesdiensten die Perikopen wegzulassen und den Catechismus durchzupredigen, wie das auch geschieht. Das heißt doch gar zu sehr die Kirche bei Seite schieben, die Gemeinde in's Catechumenat zurückversetzen und sich selbst zum Catecheten machen! So etwas ist auch in der alten Kirche nicht vorgekommen troz ihrer Liebe zum Catechismus. Es hat alles seine Zeit, sagt der weise Prediger, und Paulus ermahnt den Timotheus (2 Tim. 2, 15), das „Wort recht zu theilen."

Wenn wir aber die ganze Tradition hervorheben wollen, an der die alte Kirche sich erbaute, so müssen wir noch an die kirchlichen Erbauungsbücher erinnern. Welch einen Reichtum hat die lutherische Kirche davon! Und welchen Segen hat die Kirche an diesen Erbauungsbüchern gehabt bis in unsere Tage! So wenig wie Augustin's oder Luther's Werke der Kirche alt werden, sondern in stets neuer Frische dastehen für jedes Zeitalter, ebenso ist es mit diesen alten Erbauungsbüchern! Es gibt gewis manche, die untergegangen sind. Wer lieset z. B. heut noch Spener's Predigten! die aber geblieben sind, die werden auch bleiben als ein stetes Zeugnis der Kraft des evangelischen Bekentnisses. Wie ganz anders, wie voll der evangelischen Wahrheit, beim Texte bleibend, den Text treibend, die ganze Schrift auslegend, sind diese Postillen im Vergleich mit den altkirchlichen Predigten eines Origenes, Chrysostomus, Gregors u. s. w.! Diese Predigten sind gehalten und vergangen, — sie haben der Kirche im Ganzen nicht genügt, sie sind vergessen und nur ein Gegenstand für den Fleiß der Theologen geblieben. Niemand könte sie verbreiten unter unserem Volke. Die „Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres, aus den Schriften der Kirchenväter ausgewählt, übersezt u. s. w. von Dr. J. C. W. Augusti" — würden unseren Gemeinden und zwar den besten am wenigsten munden. Die lutherischen Postillen und Erbauungsbücher überhaupt, z. B. Arnd's wahres Christentum, werden dagegen ein Schaz für das christliche Volk bleiben, so lange es eine evangelische Kirche gibt. Wie sie aus der Fülle der evangelischen Heilserkentnis in Zucht des Geistes gehalten worden sind, so sind ste auch ein Zeugnis der Kirche gewesen in den gräulichen Zeiten des rationalistischen Abfalls und ein Eckstein geblieben für die sich neu wieder herzustellende Kirche. So lange diese alten Erbauungsbücher nicht ausgerottet sind, so lange bleibt die evangelische Predigt auch in den Häusern der lutherischen Kirche. Sie haben dieselbe Geschichte, die die Bibel hat. Sie sind mit Staub bedeckt gewesen, aber man hat sie doch nicht vergessen. Irgend ein Glied in der Familie oder in der Gemeinde hat sie doch in Ehren gehalten und Licht und Feuer ist deshalb nicht ganz ausgegangen. Man muß es erlebt haben, wie in Gegenden, wo der rationalistische Abfall allgemein war, einer oder einige sich in aller Stille versammelten und sich erbauten aus den alten „Trösterm". Damals wurden sie verlacht und verfolgt — und jezt predigen die Pastoren dasselbe, was in den alten Postillen steht, in derselben

Gegend, wo die Leser der alten Postillen verachtet wurden. Darum Respekt vor diesen Büchern!

„Die einst lebten, leben noch,
Die jezt leben, faulen doch!"

Ob unsere gedruckten Predigten wol so lange vorhalten zu segnen? Und warum nicht? Welche Geschichte mag oft wol an so einem alten Exemplare von Arnd's wahrem Christentum, Scriver's Selenschaze oder Starke's Morgen- und Abendopfer hängen! Wie viel Trost hat so ein Buch wol verbreitet in aller Stille! Man sieht es diesen alten Exemplaren an: sie sind gelesen! Und wenn man heutzutage in die Häuser komt und Leute findet, die wirklich noch Trost suchen: welche Bücher findet man da? Das Gesangbuch freilich am meisten, seltener die Bibel, sehr oft aber den Spangenberg, Starke, Arnd u. s. w. Wie manches alte Mütterchen, wie mancher nach Trost begierige Fromme erbauen sich noch jezt aus diesen alten Büchern, während die Predigt ihres Pastors an ihnen spurlos vorübergeht! Es gibt ein Hauschristentum, das am meisten in der Not sich zeigt, und genährt wird dieses Christentum besonders von Gesangbuch und Postille. Daher müssen wir dahin trachten, solche Erbauungsbücher weiter im Volke zu verbreiten. Haben sie solche Wirkung gehabt, so werden sie dieselbe auch noch weiter haben. Haben sie das draußen in der Kirche erloschene Licht in der Stille fortglimmen lassen, so werden sie auch noch weiter schüren das heilige Feuer! Wie mancher kann nicht in die Kirche, wie manche dürfen nicht in die Kirche, wie manche wollen nicht in die Kirche, wie manche denken nicht an die Kirche, — und doch greifen sie zu ihrem Erbauungsbuche entweder am Sontage oder in der Woche, in guter oder böser Stunde! Wie manche Tochter lieset ihrer kranken Mutter vor aus solchem alten Erbauungsbuche! Oder während die Frau Mama im Witschel sich erbaut, nimt die Tochter, die einen besseren Confirmandenunterricht als Frau Mama empfangen hat, den Starke oder den Spangenberg und geht zu einer alten, kranken Frau, ihr daraus vorzulesen, oder aber ein vornehmer Herr, der schlecht in der Bibel bewandert ist, gewint Starke's Morgen- und Abendopfer lieb und lieset alle Tage darin — und das Buch hat er zufällig am Weihnachtsfeste geschenkt bekommen, als er die Geschenke besah, die für sein Geld armen Kindern angeschafft wurden. Kurz: die Bibel hat ihre Geschichte, die Lieder und der Catechismus haben ihre Geschichte, aber auch die alten Erbauungsbücher haben ihre Geschichte. Und wo die Bibel oft nicht hinkomt oder hinkommen kann, da verbreitet so ein altes Buch den alten biblischen Segen. Darum also müssen solche Bücher verbreitet werden. Nur komt es darauf an, daß man das ja nicht auf unweise Art thut. Wer einen förmlichen Handel oder ein Geschäft mit der Verbreitung solcher Bücher machen wollte, wer damit zudringlich wäre, der könte leicht in's Lächerliche gerathen und seinen Zweck verfehlen. Wie man nicht unterschiedlos die Bibel Jedem geben sollte, der sie nur annehmen will, sondern nur solchen, die sie achten und von denen man erwarten kann, daß sie darin lesen, so muß man es auch mit den alten Erbauungsbüchern machen. Jedem, der einem in den Wurf komt, gleich eine Bibel oder ein Erbauungsbuch in die Hand stecken, das könte sehr leicht Bibel und Erbauungsbuch lächerlich machen lediglich wegen des nicht unterscheidenden und die Perlen kindisch umherstreuenden Gebers. Wo eine Thür zum Verständnis sich öffnet, da soll Bibel und Erbauungsbuch oder letzteres allein hineingehen! Und wie manche Gelegenheit gibt es dazu! Kranken wird man, wenn sie nur irgend empfänglich sind, solch Buch geben müssen, den Confirmanden darf man den Werth eines solchen Buches empfehlen und sie dahin hinweisen, wo eins zu bekommen ist, damit sie wo möglich selbst die nötigen Schritte thun. Für eine Niederlage solcher Schriften in der Gemeinde muß man sorgen, damit, wer Lust hat, sich ein solches Buch kaufen kann. Es muß auch Jeder diese Bücher, ehe er sie verbreitet, selbst lesen und zusehen, was für seine Gemeinde paßt und welche Bücher in derselben schon verbreitet sind. Man wird gewiß bald ein Buch herausfinden, das man besonders lieb gewinnen und verbreiten wird. Je kürzer, einfacher, in's Leben eingehender solche Bücher sind, desto eher werden sie Eingang finden. Wir verbreiten am liebsten Starke's „häusliches Handbuch", weil in diesem verhältnismäßig dünnen Buche alle Erbauung dargereicht wird, die für das tägliche Leben „in guten und bösen Tagen" nötig ist. Und solche Bücher sind ja heutzutage so sehr leicht zu haben; sie sind neu aufgelegt und dürfen sich daher auch in ihrer äußeren Gestalt sehen lassen. Wir wollen hierbei nur an den evangelischen Bücherverein in Berlin erinnern, der Luther's Hauspostille, Spener's Catechismus, Heinrich Müller's geistliches Erquickungsbuch, Joh. Arnd's wahres Christentum, Fresenins, Scriver's, Rambach's Hauptschriften wieder abgedruckt hat. Wenn Alle, deren Pflicht es ist, hier mitzuwirken, ihre Schuldigkeit thäten, so würden die Agenturen dieses Vereins sich um das Zehnfache mehren. Ob die neueren Erbauungsschriften, auch die besseren, jemals diese alten dem Volke ersetzen werden, das dürfte mindestens die Frage sein. Die alten sind einmal aus dem Volke geflossen und bieten, nach keiner Seite hin angekränkelt, die volle Wahrheit, während man von den modernen das nicht immer wird sagen können. Aber wir wollen kein Büchlein abweisen, es haben, sagt Horaz, die Büchlein ihre Geschicke! Nur soll Jeder sorgen, daß eine evangelische Tradition auch durch Verbreitung solcher Erbauungsbücher wieder hergestellt werde. Solche Bücher zeigen selbst den Weg zum Himmel und eröffnen auch ein Verständnis für die Schrift. Es ist freilich leichter, die Bibel massenhaft zu verbreiten und zu glauben, daß, da nun Gottes Wort ausgebreitet sei, das nicht ohne Wirkung sein werde, und es ist das freilich leichter, als dafür zu sorgen, daß wieder eine Tradition geschafft werde in der Kirche, die ihren selbständigen Segen hat und das Verständnis eröffnet für die Schrift und für die Predigt. Es dürfte wirklich an der Zeit sein, die Frage ernstlich zu erörtern, ob es nicht wünschenswert sei, daß die Bibelgesellschaften, die oft

Hunderte von Thalern zinstragendes Kapital haben, ihr Geschäft erweitern und in ihren Bereich auch die Tradition mit aufnehmen müßten, dadurch daß sie, je nachdem, da und dort gute Gesangbücher oder gute Catechismen, überall aber gute Erbauungsbücher mit den Bibeln verbreiten? Wir müssen ja Alle lernen und weiter kommen, warum sollen die Bibelgesellschaften nicht auch lernen? Man wird auch nicht sagen dürfen, dazu sind eben andere Vereine nötig, die das thun können. Denn abgesehen davon, daß es überhaupt besser wäre, wenn die Verbreitung der gesamten Heilserkentnis nicht zersplittert in verschiedenen Händen ruhte, sondern concentrirt würde, das Eine muß ganz besonders hervorgehoben werden, daß nämlich die Bibelgesellschaften überall einen festen und officiellen Boden haben, von dem sie ins ganze Land hineinreichen, während die Vereine zur Verbreitung guter Erbauungsbücher sich solchen Boden erst schaffen müssen. — Es könten die guten Erbauungsbücher, wenn beide Vereine sich vereinigten, viel mehr unter dem Volke verbreitet werden, als es jezt der Fall ist. Dazu muß noch bemerkt werden: In der Zeit, in der die Bibelgesellschaften entstanden sind, war von dem, was wir Tradition genant haben, wenig oder gar nicht die Rede; die Bibel sollte verbreitet werden, als gebe es weiter nichts. Jezt ist eine andere Zeit; die Tradition will auch berücksichtigt sein und von ihr ist jezt gar viel die Rede. Damit die Bibelgesellschaften nun auch ferner gedeihlich wirken können, wäre es gut, wenn sie ihre Zeltpflöcke weiter hinaussezten und in ihren Bereich auch das mit aufnehmen, was nun einmal allezeit und auch jezt in der Kirche von so großer Bedeutung ist. Ich fürchte, daß ohne diese Erweiterung die Bibelgesellschaften je länger je mehr zum bloßen Geschäft herabsinken und endlich ganz eintrocknen. Im Interesse der Bibelgesellschaften wird solche Vereinigung daher ebenso nötig, wie im Interesse der Erbauungsbücher. Mögen aber die Bibelgesellschaften auf diesen Vorschlag eingehen oder nicht: das muß Jeder wissen, daß es kirchlich ist und durch die Erfahrung bewährt, daß neben und mit der Bibel ein gutes Gesangbuch, ein guter Catechismus und ein gutes Erbauungsbuch wesentliche Erfordernisse sind für die Verbreitung christlicher Heilserkentnis. Es ist ganz unverantwortlich, wenn man jährlich zwar seine Portion Bibeln unter die Schulkinder namentlich verbreitet, Gesangbuch und Catechismus aber gar nicht weiter berücksichtigt, auch nicht fragt, welche Erbauungsbücher lesen die Kranken und die nicht in die Kirche kommen, und überhaupt um die Verbreitung solcher Erbauungsbücher sich gar nicht weiter kümmert. Schrift und Tradition sind einmal in der lebendigen Kirche nicht zu trennen, darum muß der Kirche auch alles daran liegen, beide zu Ehren zu bringen in der Gemeinde. Schrift ohne Tradition führt gar leicht zum Sektenwesen, Tradition ohne Schrift ist römischer Irrtum, Schrift und Tradition ist lutherische Lehre und Praxis. Und wenn nicht dieser Weg innegehalten wird, dann kommen wir troz so vieler erfreulicher Erscheinungen, z. B. im Missions- und Vereinswesen, nicht aus der Stelle troz mancher Geschwindigkeiten. Die Fundamente sind geblieben: Schrift und Tradition; die müssen wieder gelegt werden in ihrer ganzen herkömlichen kirchlichen Bauart. Dazu gehört freilich aber Arbeit, oft Kampf und viel Geduld. — Aber es ist eben das Fundament, ohne das jeder Bau in der Luft steht. Wo aber die Fundamente der Kirche gut gelegt werden, also Schrift, Gesangbuch, Catechismus, Erbauungsbuch, — da allein wird doch auf die Länge das rechte christliche Leben sich entfalten, auch wenn es im Augenblicke anders erscheinen sollte. Aber Geduld, sagen wir noch einmal, ist nötig. Siehe ein Ackermann wartet auf die köstliche Frucht der Erde, und ist geduldig darüber, bis er empfange den Morgenregen und Abendregen (Jac. 5, 7).

Nachrichten.

Eine neue Wallfahrtsstätte.

(Aus der rheinischen Diaspora.)

Die katholische Kirche ist nicht zufrieden mit den alten Wallfahrtsstätten, die sie bereits am Rhein besizt, als: Bornhofen, Kevelaer, Mariahilf bei Coblenz, die Apollinariskirche bei Remagen u. s. f. — sie schafft neue dazu. Eine solche neue Wallfahrtsstätte ist kürzlich zu Linz am Rhein errichtet worden. Es ist sehr lehrreich, zu sehen, wie es bei der Neugründung einer solchen Stätte hergeht.

In dem Städtchen Linz haben sich seit einigen Jahren Ordensbrüder, Conventualen des Minoriten-Ordens, wie sie genant werden, niedergelassen. Diese Brüder bauten bald nach ihrer Niederlassung eine hübsche Kapelle auf dem nahen Kaisersberg, der eine entzückende Rundsicht über die umliegende Gegend, Rhein- und Ahrthal, so wie auf das ferne Eifelgebirge gewährt. Schon diese Kapelle zog die Augen an, und da der Weg hinauf sehr geschmackvoll und bequem angelegt ward, so war auf guten Besuch der Kapelle zu rechnen. Allein eine bloße Kapelle, die nichts Anderes bietet, als jede andere Kirche, in der nichts Anderes zu haben ist, als was die Pfarrkirche drunten auch besizt — sie behält doch immer etwas Nüchternes. Es fehlt der Reiz, der poetische Zauber. Dieser ist aber hergestellt, sobald dort droben irgend eine bedeutendere Reliquie, ein wunderthätiges Bild oder dergl. zu finden ist. Dann fehlt der Stätte nichts zu einem Wallfahrtsorte, der bedeutende Frequenz verspricht. „Die inständigen und anhaltenden Bitten des Conventes des Minoriten-Ordens fanden endlich in Rom geneigtes Ohr und es wurde demselben der Leib des heil. Theophilus nebst den darüber sprechenden Urkunden als ein teures Geschenk im Monat August des Jahres 1865 von Rom zugesandt" — so besagt die gedruckt erschienene Beschreibung, welche an festlichen Tagen an der Heiligen-Kapelle zu kaufen ist, um jeden über den Schaz, der hier aufbewahrt wird, zu belehren. Es wäre ganz entsprechend dem Geschmacke, in welchem dieses Fest-Büchlein verfaßt ist, wenn in

demselben auch verrathen wäre, wie teuer die Beschaffung des Heiligen dem Convente der Minoriten zu stehen gekommen ist, doch davon schweigt die Beschreibung kluger Weise; von Mund zu Mund weiß man sich desto größere Wunderdinge davon zu erzählen. Doch hören wir nun, wie der Heilige, der über die Berge an den Rhein gekommen, beschaffen ist. Es sind nicht etwa todte, widerliche Knochengerippe, welche Rom seinen Kindern vorsezt, nein, man höre und staune — eine Wachsfigur!! Die Beschreibung sagt darüber Folgendes: „Die Reliquie besteht in sämtlichen Gebeinen des heiligen 17jährigen Jünglings. Zusammengefügt, so weit möglich, hat der italienische Kunst- und Schönheitssinn vor der Absendung von Rom das Ganze (Skelett) in ein Wachsbild geschaffen. Die Art des Todes ist dem äußeren Bilde aufgedrückt. Die tiefe, den Schädel zerrissene Wunde ist äußerlich gekennzeichnet, der Halsstreich ausgeführt, der zersplitterte Arm sichtlich dargestellt. Die Zähne sind sichtbar und noch wol erhalten. So ruht in schönster Goldverbrämung ein Jüngling in einem kostbaren Schreine, mit dem rechten Arme gestüzt auf ein Reliquarium von kostbarer Seide und Goldborden, das diejenigen Ueberbleibsel enthält, welche sich durch ihre Zerbröckelung nicht mehr an ihre Stellen fügen ließen. Rechts ist in einem schönen Ostensorium das im Grabe aufgefundene Blutfläschchen sichtbar. Das Bild des heil. Theophilus, das so gleichsam lebend vor uns tritt, macht auf das religiöse Gemüt einen ungemein tiefen Eindruck."

Diese Wachsfigur wurde auf der Eisenbahn bis Remagen geführt, von dort am 16. Oktober 1865 in feierlicher Procession abgeholt. Bunt gekleidete Priester in Menge, weiß gekleidete Mädchen, Kreuze, Fahnen, Musikbegleitung — dazu Ehrenpforten auf dem ganzen Wege von Remagen bis Linz, dies Alles bildete das Ehrengeleite des neu eingetroffenen Heiligen. Er selbst aber, der heilige Theophilus, wurde von angesehenen Männern der Stadt getragen. Doch nicht genug, daß eine Procession stattgefunden hätte, es mußten zwei Feiertage gemacht werden. Am ersten Tage wurde der Heilige nur bis in die große Stadtkirche geführt; am zweiten Tage gab es einen neuen Zug von der Stadtkirche bis oben auf den Berg. Die ganze Stadt war in einen Laubgarten verwandelt, überall Guirlanden und aufgepflanzte Maien-Bäume, wehende Fahnen und Flaggen. Und nun dazu die Procession am zweiten Tage noch glänzender, als am ersten; Musik, Böllerschüsse Glockengeläute, dazu unaufhörliches Singen und Beten — man muß so etwas sehen und hören, um den Eindruck nachzuempfinden, den der Anblick einer verweltlichten Kirche macht. Am Abend des feierlichen Tages große Illumination, die Kapelle, wo der Heilige ruht, erglänzte in bengalischem Feuer, auf den Straßen dasselbe ordinäre Leben und Treiben, wie es sonst bei großen Illuminationen herscht. Und das Alles aus Freude darüber, daß die Stadt jezt einen Beschützer, einen Helfer, einen Fürsprecher bei Gott erhalten zu haben wähnt. Denn als solcher steht der Heilige in den Augen des Volkes da. — Remagen hat seinen Apollinaris, Linz seinen Theophilus. Daß aber die römische Kirche selbst das Volk dazu anleitet, bei den Heiligen Schuz und Hilfe zu suchen, anstatt bei dem Gott alles Lebens und

alles Trostes, daß sie Gott dem Herrn und Jesu Christo dem einigen Mittler zwischen Gott und den Menschen die Krone raubt, um sie den Bildern aufzusetzen, oder den Seelen abgeschiedener Menschen, die doch auch nur in dem einen Herrn Vergebung und Gnade gefunden haben — das beweist am besten ein Blick auf die „Litanei zum heil. Theophilus", welche bei der Procession gebetet wurde. In derselben heißt es wörtlich: „Heiliger Theophilus, du glorreicher Märtyrer — du Auserwählter des himlischen Vaters — du Blutzeuge des Sohnes Gottes — du geistiger Tempel des heiligen Geistes — du starker Kämpfer für den Glauben Christi — du große Zierde der ersten Christen — du Patron der Jugend — du glorreicher Ueberwinder des Satans — du Gott gefälliges Schlachtopfer des Glaubens und der Liebe — du glückseliger Einwohner des Himmels — unser Patron und Fürbitter bei Gott — bitte für uns! In allen Gefahren Leibes und der Sele, hilf uns, o heil. Theophilus — in allen unsern Nöten und Anliegen, in der Stunde unseres Todes, wenn uns kein Mensch mehr helfen kann, wenn Sinne abnehmen und Verstand, wenn hart uns drückt der Sünden Last — hilf uns, heil. Th.! Wann Furcht und Angst uns fallen an, wann Gott die Sele richten wird, hilf uns, heil. Th., u. s. f. Durch deinen lebhaften Glauben zu Gott — durch deine feste Hoffnung auf Gott — — durch deine treue Fürbitte, wir, deine Schuzkinder, wir bitten dich, erhöre uns." Und so geht es fort mit diesem Refrain: „wir bitten dich, erhöre uns", daß der h. Th. erweisen wolle alle Liebe und Wolthaten an Leib und Sele, erwerben wolle eine wahre Liebe Gottes und des Nächsten, Gnade und Verzeihung unserer Sünden, Beharrlichkeit im Guten u. s. w.

Zum Schluß noch ein „Gebet zum heil. Theophilus." Es lautet: „O glorwürdiger Blutzeuge Christi, h. T., in deine mächtige Fürbitte und großen Verdienste befehle ich mich und die Meinigen, uns Alle, so wie alle unsere Selen- und Leibes-Angelegenheiten. Wir erwählen, erkennen und ehren dich als unsern besondern und getreuen Schuz-Patron, und bitten dich mit kindlichem Vertrauen: du wollest uns die Verdienste deiner Bekentnis des wahren Glaubens und deines vergossenen Blutes so angedeihen lassen, daß sie für uns, die wir allezeit unter deinen Schuz uns flüchten, bei dem Throne der göttlichen Majestät unaufhörlich um Gnade und Barmherzigkeit anhalten, und wir dieselben in diesem Leben und in der Ewigkeit erfahren mögen, durch Jesum Christum unsern Herrn, Amen."

Regt sich denn in der kathol. Kirche keine Stimme, schlägt kein Gewissen, welches sich gedrungen fühlte, auf den einen wahren Gott Israels hinzuweisen!

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Daß die Tendenz der Evangelischen Kirchen-Zeitung in gewisser Beziehung eine ausschließende sein muß, geht schon aus der bisherigen Darstellung hervor. Nur diejenigen kann sie um Theilnahme bitten, denen eine feste Ueberzeugung von den Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion zu Theil geworden. Dagegen soll innerhalb des Bereiches des Christenthums Mannigfaltigkeit der Ansichten nicht ausgeschlossen werden; es erscheint höchst wünschenswerth, daß ein lebendiger Austausch der Ideen unter denen statt finde, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, und die Redaction hält es für eine Hauptbestimmung der Kirchen-Zeitung, die Gelegenheit dazu darzubieten. Alle diejenigen, welche den innern Beruf zur Mitarbeitung zu ihrem Zwecke empfinden, ladet sie dringend zur Theilnahme ein, überzeugt, daß sie nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn viele dem Herrn der Gemeinde dienende Kräfte sich vereinen. Für größere Beiträge wird, wenn es nicht ausdrücklich verbeten wird, ein anständiges Honorar entrichtet.

Obgleich der Hauptzweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung ein positiver ist, obgleich sie mehr aufbauen als zerstören will, so kann sie doch, weil das Evangelium einmal seiner Natur nach das entgegenstehende bekämpfen muß, die Polemik nicht ganz vermeiden. Aber um so sorgfältiger wird sie sich des Urtheils über Personen enthalten, um so mehr alle Persönlichkeiten vermeiden, und fern von aller Bitterkeit durch ihr Beispiel zeigen, daß Festigkeit der Ueberzeugung verträglich mit der Liebe und Milde, welche das Evangelium von seinen Bekennern verlangt, indem es ihnen zugleich nachweiset, von wem sie die erste unter allen christlichen Tugenden lernen und von wem sie dieselbe erhalten können.

Professor Dr. **Hengstenberg.**

Von der Evangelischen Kirchen-Zeitung erscheinen wie bisher jede Woche zwei Nummern, deren Ausgabe wo es verlangt wird wöchentlich, sonst aber in brochirten Heften monatlich stattfindet.

Der Preis für jedes Semester ist 2 Rthlr. Preuß. Courant in Vorausbezahlung. — Bestellungen nehmen an: sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, das Königl. Zeitungs-Comptoir hieselbst und sämmtliche Preuß. Postämter, durch welche die Evangelische Kirchen-Zeitung ohne Preiserhöhung aber nur ganzjährig bezogen werden kann.

Literarische und sonstige Mittheilungen mit directer Post beliebe man an den Herrn Herausgeber selbst zu adressiren. Zum Beschluß für den Buchhandel geeignete nicht eilige Briefschaften und andere Einsendungen bitten wir an uns durch Vermittlung unseres Commissionärs in Leipzig, des Herrn Buchhändler Rud. Hartmann, versehen mit der Bemerkung: Zur Post! Für die Evangelische Kirchen-Zeitung in Berlin, gelangen zu lassen.

Gustav Schlawitz

Verlagsbuchhandlung.

Inhalt.

Seite

№ 70. Der Eid. III. 833
Beilage 841
Zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Mystik 847
— 71. Zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Mystik (Fortsetzung) 849
— 72. Die sieben Gleichnisse vom Reiche Gottes. I. 857
Die Kapellen 862
Beilage. 865
Zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Mystik. (Schluß) 871
— 73. Aus ungedruckten Briefen an einen jungen Theologen. Zwanzigster Brief 873
— 74. Die sieben Gleichnisse vom Reiche Gottes. II. 881
Aus ungedruckten Briefen an einen jungen Theologen. Zwanzigster Brief. (Schluß) 887
Nachrichten. Bericht über die kirchlichen und sittlichen Zustände der Gemeinden in der Diöcese D.-B. 888
Beilage. 889
— 75. Wort und Tradition als Bildungsmittel der Gemeinde 897
— 76. Die sieben Gleichnisse vom Reiche Gottes. III. 905
Beilage 913
Wort und Tradition als Bildungsmittel der Gemeinde. (Fortsetzung) 914
Nachrichten. Bericht über die kirchlichen und sittlichen Zustände der Gemeinden in der Diöcese D.-B. (Schluß) 916
— 77. Wort und Tradition als Bildungsmittel der Gemeinde. (Fortsetzung) 921
— 78. Die sieben Gleichnisse vom Reiche Gottes. IV. 929
Wort und Tradition als Bildungsmittel der Gemeinde. (Schluß) 936
Beilage 937
Nachrichten. Eine neue Wallfahrtsstätte 942

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 3. October. № 79.

Dr. Heinrich Dittmar.

Am 24. Juli l. J. ist Dr. Heinrich Dittmar, Hofrath und Gymnasialrector in Zweibrücken, in die ewige Ruhe eingegangen. Gotth. H. v. Schubert nent ihn in seiner Selbstbiographie (3. B. S. 461) eine „Ehrensäule in der Geschichte der geistigen Entwickelung unseres Volks wie unserer Zeit"; und Karl v. Raumer nent ihn in seiner vor Kurzem erschienenen Selbstbiographie (S. 323) seinen „lieben Freund", „der einen so gesegneten Einfluß auf meinen Lebensgang gehabt hat." Wie K. v. Raumer, so war auch Schubert ein naher Freund Dittmars. Schubert, Raumer, Dittmar — ein schönes Freundeskleeblatt!

Heinrich Dittmar ist geboren den 15. December 1792 zu Ansbach in Mittelfranken. Seine Eltern waren fromme, bibelgläubige Leute, die mit ihren sämtlichen Hausgenossen Morgen- und Abendandachten hielten. Nachdem er in seiner Vaterstadt das Gymnasium absolvirt hatte, studirte er von 1810 — 1814 in Erlangen Jurisprudenz und machte unter Puchta d. B. ein Jahr lang das juristische Practicum. Aber im Jus fand er ebenso wenig Befriedigung, wie sein Freund Karl v. Raumer. Nachdem er der Jurisprudenz Valet gesagt, wendete er sich ausschließlich philosophischen Studien zu. In Würzburg, wohin er sich jezt begab, wurde er einer der eifrigsten und begeistertsten Schüler des Philosophen J. J. Wagner. Im Jahr 1815 promovirte er in Erlangen als Doctor der Philosophie. Hierauf begab er sich nach Iferten zu Pestalozzi, dessen Anstalt 7 Jahre vorher auch Karl v. Raumer, angeregt durch Fichte's „Reden an die deutsche Nation", in denen Pestalozzis neue Erziehungsweise als ein Mittel zur Regeneration der deutschen Nation gepriesen war, besucht hatte. Zu dem pädagogischen Reformator stand Dittmar gerade so wie sein Freund Raumer, der mit seinem nüchternen Blick die vielfach ganz äußerlichen pädagogischen Kunstmittel und Kunstgriffe und die unheilbaren Schäden der Anstalt Pestalozzis bald erkent, aber die Pietät gegen den unglücklichen menschenfreundlichen Mann nie verlezt. Dittmar wurde ein Pädagog wie Karl v. Raumer und wie Chr. H. Zeller, von dessen Wirken Pestalozzi bei einem Besuche der Beuggener Anstalt selbst gesagt, da sei ausgeführt, was ihm bei seinen Versuchen der Volksbildung vorgeschwebt. Nach seiner Rückkehr von Iferten gründete Dittmar in Verbindung mit Dr. Fr. Kapp zu Würzburg eine Erziehungsanstalt für Söhne aus gebildeten Ständen, an der auch Ramsauer, der bekante Schüler Pestalozzis, Joseph Gersbach, Grosch mitarbeiteten, und die sich der Unterstützung des damaligen Civilgouverneurs von Würzburg, Freiherrn von Lerchenfeld, nachmaligen bair. Finanzministers, erfreute. Im zweiten Jahre darauf überließ er die Anstalt dem Mitgründer. Nachdem er sich von einer kurz vor dem Austritt überstandenen Krankheit erholt und noch die Salzmann'sche Erziehungsanstalt in Schnepfenthal (bei Reinhardsbrunn im Gothaischen) besucht hatte, wurde ihm ein größerer Wirkungskreis in Nürnberg angewiesen. Das Nürnberger Gymnasium war, nachdem der Philosoph Hegel das Rectorat niedergelegt hatte, in Verfall gerathen. Viele angesehene Familien beschlossen daher, für ihre Söhne eine Erziehungsanstalt zu gründen, die das heruntergekommene Gymnasium ersetzen und in der Unterricht und Erziehung möglichst eng verbunden sein sollte. Dittmar und der jetzige Staatsrath Dr. Friedrich Hermann in München waren die Männer, die zur Organisirung und Leitung dieser Musterschule, die am 1. Juli 1817 eröffnet wurde, berufen worden. G. H. v. Schubert sagt in seiner Selbstbiographie (3. B. S. 462) von den zwei Begründern dieser Anstalt: „Ein seltenes Paar der auserlesensten, in ihren Gaben und geistigen Richtungen höchst verschiedenen und dennoch gegenseitig harmonisch sich ergänzenden Naturen." Als Dr. Hermann 1822 in den Staatsdienst trat, ward Karl v. Raumer sein Nachfolger.

Ueber den Geist, in dem diese Nürnberger Anstalt, die sich bald durch Aufnahme auch auswärtiger Zöglinge in eine eigentliche, von der Regierung autorisirte Erziehungsanstalt verwandelte, von Dittmar begründet und geleitet wurde, gibt uns die schmucklose Hauschronik Aufschluß, die er für die Eltern der Zöglinge und Schüler herausgab. Während den Eltern über die Geistes- und Gemütsentwickelung ihrer Söhne ausführliche briefliche Mitteilungen zugingen, berichtete die Hauschronik über die äußeren Verhältnisse und Umstände, unter denen dieselben zu ihrem Bildungsstande gelangten. Die Zöglinge waren zur besseren Beaufsichtigung unter die Lehrer der Anstalt verteilt, wohnten auf deren Zimmern, arbeiteten und spielten da unter ihren Augen und sahen den, dem sie zugeteilt waren, als ihren Pflegevater an. Gespeist wurde gemeinschaftlich. In der Anstalt fehlte es nicht an einem Betsaal. Lehrer und Schüler versammelten sich darin des Morgens und Abends zur gemeinsamen Andacht. Beim Eintreten ertönte die Orgel, deren Vorspiel so lange

dauerte, bis die Schüler in ihren nach Stimmen geordneten Reihen standen. Nach dem Gesang hielt Dittmar nicht blos ein Gebet, sondern führte auch Moses, die Propheten, den Herrn und die Apostel unter die versammelte Menge. 1821 gab er eine „Hauspostille für die mittlere Jugend" heraus. Es lag ihm viel daran, daß das Wort Gottes früh aufgenommen würde, im fühlenden Gemüte. Dann komt später um so leichter die Erkentnis hinzu und die Erfahrung drückt das Siegel drauf und der Glaube bleibt fest und gesund und geräth nicht auf Abwege, auf welchen so Viele gehen, die in früher Jugend in göttlichen Dingen mit der Herzschraube der Verständelei gemartert und mit unkräftigen, ins Wasser der Moral getauchten und etwa mit dem Zucker undichterischer Schmuckredereien überstreuten Begriffsstücken aufgenährt wurden. Daß das Tischgebet in der Anstalt nicht fehlte, versteht sich von selbst. — Ueber der Geistes- und Gemütsbildung der Schüler wurde die körperliche Entwickelung derselben nicht vernachläßigt. In der Anstalt wurde fleißig geturnt, unbekümmert um die damals ausgebrochenen Kämpfe für und wider das Turnen. Jedes Jahr machten die Lehrer mit ihren Schülern größere, mitunter 14 Tage dauernde Fußreisen. Auf den Wanderungen sollten die lezteren der physisch wie sittlich nachteiligen Weichlichkeit entwöhnt und angeleitet werden, nach Art der spartanischen Jünglinge Strapazen zu ertragen. Daß die Schüler auch für ihre Bildung einen Gewinn von ihren Reisen davon trugen, dafür sorgten die Lehrer, indem sie die junge Wandergesellschaft auf die Schönheiten der Natur oder die Wunder der Kunst oder die Mannigfaltigkeit des Volkslebens aufmerksam machten, oder Botanik, Mineralogie, vaterländische Geographie und Geschichte praktisch mit ihr treiben. Wie z. B. auf einer Wanderung durch Würtemberg der Hohenstaufen bestiegen wird, da wird der fröhlichen Schar von ihrem Lehrer Dittmar, der gar schön erzählen konte, das Wichtigste aus der Geschichte der Hohenstaufen erzählt und dann vom ganzen Chor das Lied gesungen: „Der alte Barbarossa." Mit seinem Freund K. v. Raumer hatte Dittmar die glühende Vaterlandsliebe gemein. Die suchte er auch in seinen Schülern zu wecken und zu pflegen. Der Jahrestag der Leipziger Schlacht wurde in der Nürnberger Anstalt regelmäßig gefeiert. Am Morgen des 18. Oct. begann die Feier mit einem angemessenen Gottesdienst. Nach demselben wurden die Hauptbegebenheiten vor, während und nach der Schlacht erzählt und an einer besonderen Karte anschaulich gemacht. Dann zogen Alle in Reih' und Glied, eine Fahne voraus, mit Gesang auf den Turnplaz, wo die Hauptarten der Leibesübungen in strenger Ordnung durchgemacht werden mußten. Am Abend des Festtags wurden Freudenfeuer angezündet und angemessene Lieder gesungen. Der Speisesaal wurde an dem Tag mit Laub und Transparenten (worunter das Standbild Blüchers) geschmückt und das kleine Festmal, das nicht fehlen durfte, unter Gesängen und Toasten auf den Helden des 18. October belebt. Fromm, frisch, fröhlich ging's in der Dittmar'schen Anstalt zu; es herschte darin durchaus nicht ein puritanisch-pietistischer Geist, der auch unschuldige, erlaubte Lebensfreude nicht gestatten mag. — Anregende und belehrende Mannigfaltigkeit brachten in das Alltagsleben der Anstalt auch Besuche von hervorragenden Männern. Im Pestalozzischen Institut zu Iferten haben die häufigen Besuche große Nachteile gebracht, indem da der Unterricht an Einem Tage oft drei- bis viermal unterbrochen wurde. In der Dittmar'schen Anstalt durfte den Besuchenden zu Liebe keine Unterbrechung des Unterrichts stattfinden. Der Verfall des Nürnberger Gymnasiums hatte die Dittmar'schen Erziehungsanstalt veranlaßt; die neue kräftige Blüte, zu der es unter der ausgezeichneten Leitung seines neuen Rectors Roth gekommen war, machte sie überflüssig. 1826 löste sie sich auf. Dittmar hatte die Anstalt schon zwei Jahre vorher verlassen, nachdem er sie seinem Freund Karl v. Raumer übergeben.

Nach einer längeren Reise an den Rhein und nach einem mehrmonatlichen Aufenthalt in München trat Dittmar in den Staatsdienst und erhielt das Subrectorat des Progymnasiums zu Grünstadt in der Rheinpfalz. Unter seiner Leitung hob sich die Anstalt so sehr, daß sie auf den Antrag des k. Visitators Friedrich Thiersch in München wieder zum Rang eines vollständigen Gymnasiums, den sie besonders zwischen den Jahren 1729 und 1796 mit Ruhm behauptet hatte, erhoben werden sollte. Dittmar war bereits vom König zum Rector desselben designirt. Aber ein plözlicher Wechsel des Ministeriums — Wallerstein fiel und Abel trat seine Stelle — hinderte die Wiederherstellung des vollständigen Gymnasiums, obwol zur Erweiterung des Schulgebäudes bereits Steine und Kalk herbeigeführt worden waren. 28 Jahre hat Dittmar an dem Grünstädter Progymnasium unter großem Segen gewirkt. Während der langen Zeit waren von verschiedenen Seiten, auch vom Auslande, Einladungen zur Leitung größerer oder höherer Lehranstalten an ihn ergangen, denen er aber nicht gefolgt, teils weil ihm seine Stelle in Grünstadt mehr Zeit zu literarischen Studien und Beschäftigungen übrig ließ, teils weil ihm in den ersten Jahren mancherlei Störungen seiner Gesundheit und viele Trauerfälle in seinem Hause die Freudigkeit zu einem Orts- und Amtswechsel raubten.

Es ist die Art unseres Gottes, die Seinen zu erziehen durch Wol und Weh. Mit Wolthaten pflegt er die Erziehung zu beginnen, mit Wehethaten aber sie fortzusetzen und zu vollenden. Den Wechsel hat auch Dittmar erfahren, ganz besonders in Grünstadt. Sein höchstes, irdisches Glück fand er in seinem stillen, friedlichen, vom Geiste der Gottseligkeit getragenen Familienleben. Aber zweimal ward ihm in kurzer Zeit der Glücksbau seines ehelichen Lebens zertrümmert. Zum Andenken an seine erste Gattin Sophie Oehrl von Ansbach trägt heute noch ein schön gelegener Plaz auf einem Berge bei Grünstadt, der das gewöhnliche Ziel ihres täglichen Spazierganges gewesen, den Namen „Sophienruhe." In einem Nachruf sagt Dittmar von der treuen Gattin, mit der er nur anderthalb Jahre in glücklicher Ehe verbunden gewesen:

Sie hat geliebet und gelebt! So leben
und lieben die, so nicht von dieser Welt!

Bald nach ihrer Uebersiedelung nach Grünstadt ward Dittmar und seine Gattin nahe befreundet mit einem Hause daselbst, das viel Aehnlichkeit hatte mit dem Hause Reichardts (des Schwiegervaters von Raumer) in Giebichenstein bei Halle: — mit dem Hause des Notar Moré. Das gastfreie Haus war ein Sammelplaz für Freunde der Musik und Literatur, für Künstler und Schöngeister. Eine Tochter dieses Hauses, Luna Moré, wurde die zweite Gattin Dittmars, die war der ersten geistverwandt. Auch diese zweite eheliche Verbindung, durch die er der Schwager Maßmann's und Edgar Quinet's geworden, ward bald durch des Todes Hand gelöst. Außer den zwei Gattinnen, die in der Blüte der Jahre starben, verlor er noch rasch nach einander 4 Kinder. Die Hand des Herrn lag da schwer auf dem noch mit einer langwierigen Krankheit heimgesuchten Manne. Wie aber der Palmbaum gerade dann am meisten in die Höhe strebt, wenn eine Last auf ihm liegt, so ist auch der inwendige Mensch Dittmars gerade unter der Kreuzeslast recht nach oben gewachsen. Auf der Hochschule „Leiden" lernte er noch mehr in Gott eindringen, sich verinnerlichen und vertiefen. Das mannigfache schwere Kreuz trieb ihn insbesondere auch dazu, sich fleißig als ein geistlicher Taucher in das Meer des Wortes Gottes zu versenken, um sich da die darin verborgen liegenden herzstärkenden Trostperlen zu holen. Besser als in den guten Tagen lernte er in den bösen die Kreuz- und Trostpsalmen Davids verstehen und die Wahrheit des Wortes kennen: David versteht, wer gleich David leidet. Von besonderem Segen ward ihm in der Zeit die brüderliche Gemeinschaft mit Henhöfer, Käß, Dietz und Stern (in Karlsruhe). In der Pfalz war damals (im Anfang der dreißiger Jahre) das Wort Gottes noch teuer. Doch sollte er bald in Grünstadt selbst einen treuen Bruder in Christo bekommen an Heman (jezt an der Judenmissionsanstalt in Basel). Heman war von Geburt ein Jude. Durch Dittmar war er zum Glauben an das Evangelium von Christo gekommen und Convertit geworden. Seinen Familiennamen „David" änderte er bei seiner Taufe in „Heman" („der Gläubige") um. Dittmar und Heman blieben in allen Lagen des Lebens durch die innigste Bruderliebe mit einander verbunden.

In Grünstadt machte Dittmar noch förmliche theologische Studien, — aber nicht blos mit dem Kopf, sondern zugleich mit dem Herzen. Die Theologie, wie er sie trieb, war ihm Medicin der Sele. Er trieb das Studium der Theologie, wie Melanchthon, der von sich sagen konte: „ich bin mir bewußt, daß ich nie zu einem anderen Zwecke Theologie getrieben habe, als um mich selbst zu bessern", wie Tersteegen, der bei seinen theologischen Studien nicht eine bloße theoretische Hirnerkentnis gesucht, sondern die Wahrheit zur Gottseligkeit. Von seinem Freund Hemann lernte Dittmar Hebräisch. Zum Dank für den Unterricht, durch den er zum gründlicheren Verständnis des alten Testaments gelangte, lehrte er seinen Freund Griechisch, damit dieser das neue Testament in der Ursprache lesen konte. Die theologische Tüchtigkeit Dittmars bezeugen seine Schriften: „Kurzer Wegweiser durch die h. Schrift" für Schule und Haus, 3. Aufl., Sulzbach bei Seidel, und die demselben zur Seite gehende „Biblische Christenlehre" oder die Lehre vom Gesez und Evangelium, aufgestellt in faßlichen, unmittelbar mit Aussprüchen der h. Schrift beantworteten Fragen, zum Gebrauch für Schule und Haus, 3. Aufl., Sulzbach bei Seidel. Das Consistorium in Speier wäre mit Freuden bereit gewesen, Dittmar auf ein bloßes Colloquium hin unter die Geistlichen der Pfalz aufzunehmen, wo er ohne Frage bald eine höhere Kirchenstelle bekleidet haben würde. Zur Anerkennung seiner theologischen Tüchtigkeit wurde ihm vom Kirchenregiment der Religionsunterricht am Progymnasium in Grünstadt übertragen. Jean Paul sagt: Newton, der sein Haupt bei Nennung des Namens Gottes zu entblößen pflegte, wäre ein herlicher Religionslehrer für Kinder geworden; „da der, welcher Andern geben will, selbst haben muß, so kann Niemand Religion lehren, als wer sie besizt." Dittmar besaß die Qualität zu einem rechten Religionslehrer: er hatte, drum konte er auch geben, und was er hatte und gab, waren keine Phrasen, die er als einen Frevel am Heiligtum betrachtete. Schreiber dieser Zeilen hatte das Glück, zu den Füßen des trefflichen Lehrers sitzen zu dürfen. Wie in der Nürnberger Anstalt, so wurde auch in dem Progymnasium zu Grünstadt jeder Tag von Dittmar mit einer Andacht begonnen, der sämtliche Lehrer und Schüler beiwohnten. Wenn ich den ehrwürdigen Mann des Morgens mit seinem Gebetbuch unter dem Arm von seiner Wohnung herkommen und in den Schulsaal zur Leitung der Andachtsübungen gehen sah, da war mir's oft, als sähe ich etwas vom Bilde Christi aus seinen Augen leuchten. Den Religionsunterricht erteilte er, wie bereits angedeutet, einfach, schlicht, fern von einem unwahren Pathos. Was aber seinen einfachen Worten Eingang in die Herzen verschaffte, war die Beobachtung der Schüler, daß er lebte, was er lehrte. Er erbaute nicht blos mit seinem Wort, sondern noch mehr mit seinem Wandel. Dittmar war einer von den gottseligen Religionslehrern, die das schöne Wort Gregors des Großen beachten: tunc verbi semen facite germinat, quando hoc in audientis pectore pietas praedicantis rigat. Als ein treuer Selsorger suchte er seinen Schülern ans Herz und Gewissen zu kommen. Unvergeßlich bleibt mir der heilige Ernst, mit dem er uns zur Vorbereitung auf die erste Communion den Spiegel des Gesetzes vorhielt. Er las uns aus Kapff's Communionbuch die Paragraphen von der Prüfung nach den 10 Geboten vor. Dittmar war ein feiner Menschenkenner, der seinen Schülern oft auf den Grund der Sele sah. Aber wo er zurechtweisen mußte, da sagte er die Wahrheit nicht ohne Liebe. Das mußte denn die Herzen für sein Wort aufschließen. Davon nur ein Pröbchen. In der Pfalz behalten in der Regel die Confirmanden in der Kirche die Plätze, die sie in der Schule hatten. So war es auch in Grünstadt. Die Schüler des Progymnasiums folgten der herkömlichen Sitte oder richtiger Unsitte: der allgemeine Fortgangsplaz bestimte die Location am Confirmations-

tage. Da konte sich's aber leicht fügen, daß ein Schüler den ersten allgemeinen Fortgangsplaz hatte, während er in den Religionskentnissen andern weit nachstand. So war es bei den Schülern A. und B. Dem angegebenen Usus entsprechend, sollte A. die erste, B. die zweite Stelle einnehmen, obwol B. dem A. in den Religionskentnissen zehnmal überlegen war. Der confirmirende Geistliche wollte dem Schüler B., der nach seinen Religionskentnissen entschieden der tüchtigste unter allen Confirmanden gewesen, den ersten Plaz anweisen, motivirte aber diese erste und einzige Ausnahme von der Regel so ungenügend, daß Niemand vom Recht derselben überzeugt wurde. A., dessen Ehrgeiz tief verlezt war, wendet sich an Dittmar. Der liebe Mann sieht das ehrgeizige Bürschchen freundlich an und sagt: In den Sprachen steht dir allerdings B. nach, aber, wie du weißt, stehst du ihm in den Religionskentnissen nach. Doch lassen wir das bei Seite! Hast du schon über die Bedeutung der Confirmation nachgedacht? Da sollst du dich öffentlich zu deinem Herrn bekennen und geloben, dein Lebenlang ihm zu gehorchen und nachzufolgen, der gesagt: „lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig." Willst du das? Ja, mein Lieber, das Christentum stellt Alles auf den Kopf: der Hochmut muß hinunter. Der Herr sagte zu seinen Jüngern: „Welcher der Kleinste unter euch Allen, der wird groß sein." Nun so laß den Rangstreit fallen, setz' dich lieber zu allerunterst! Dies selsorgerliche Wort des ehrwürdigen Mannes, bei dem gerade die Demut der Grundzug seines Wesens war, hat wenigstens so viel gewirkt, daß das ehrgeizige Schülerlein den Rangstreit aufgab und den ersten Plaz seinem Mitschüler B. abtrat. — Fand sich eine Gelegenheit, auf die Herzen der Schüler einzuwirken, so ließ sie Dittmar nicht vorübergehen. Als einmal der Missionar Zaremba in seinem Hause weilte, bat er seinen Freund, den Schülern einen Missionsvortrag zu halten. Unvergeßlich bleibt dem Schreiber dieser Zeilen auch, wie sein frommer Lehrer Dittmar nach seiner Rückkehr vom ersten badischen Missionsfest, das in Wiesloch gefeiert wurde, eine Nachfeier des Festes mit den Schülern in der Religionsstunde hielt. Nachdem er uns die Not der Heidenwelt und den Missionsbefehl des Herrn vorgehalten, ermahnte er uns freundlich, barmherzige Samariterliebe an dem unter die Mörder Gefallenen zu üben unter Hinweisung auf das, was Christenkinder in England für die Heiden thun. Das Alles sprach Dittmar in sehr einfachen Worten, aber da sie vom Lebenshauch einer christlichen Persönlichkeit durchwärmt waren, so konten die Herzen der jungen Zuhörer nicht kalt dabei bleiben.

Als ein Mann, der im Lichte wandelte und Salz bei sich hatte, ist Dittmar auch für viele Familien in Grünstadt zum Segen geworden. Wie Karl v. Raumer durch die Missionsstunden, die er mehrere Jahre lang in seinem Hause hielt, für Viele in Erlangen ein Segen geworden, so wurde es sein Freund

Dittmar für mehrere Familien in Grünstadt durch ein Lesekränzchen, das er zum Zweck der Erbauung eingerichtet hatte. Zur Förderung der gemeinsamen Hausandacht schrieb er im Anfang der vierziger Jahre „häusliche Bibelstunden oder Nutzanwendungen und Gebete zu allen Kapiteln der h. Schrift nach Pfaff, Starke, Richter", die aber von der Genesis an nur bis zu den Büchern Samuelis reichen, indem die Fortsetzung des Werkes an der Aengstlichkeit des Verlegers scheiterte. Kamen Männer wie Zaremba, der Judenmissionar Lichtenstein von Straßburg in das Haus Dittmars, so wurden die gläubigen und empfänglichen Glieder der Stadt, und zwar nicht blos die aus den vornehmerenFamilien, sondern auch die aus dem Handwerkerstande, eingeladen, den Erbauungsstunden, die von ihnen gehalten wurden, beizuwohnen. Die gläubigen Geistlichen, die im Anfang der vierziger Jahre noch ein sehr kleines Häuflein bildeten, suchte Dittmar auf Pastoralconferenzen zu sammeln und zu stärken. Dittmar war's, der die erste pfälzische Pastoralconferenz ins Leben gerufen. Dittmar ist es auch, dem unser erstes evangelisches Rettungshaus (in Haßloch bei Neustadt a. H.) seine Entstehung verdankt. Die Gründung desselben legte er einer brüderlichen Pastoralconferenz, die am 10. April 1849 bei Pf. Krafft in Dannstadt versammelt war, dringend ans Herz mit dem Bemerken, daß er sich freue, wenn sein bereit liegender Beitrag (100 Gulden) baldigst verwendet würde. Die Freunde sahen in Dittmar's Bitte und Gabe eine Weisung von oben, der sie im Glauben nachkommen müßten. Es währte nicht lange, so war schon eine Summe von 4000 Gulden beisammen, mit der der Bau des Hauses fröhlich in Angriff genommen wurde. Das Haus, das inzwischen bedeutend vergrößert worden und in dem gegenwärtig über 50 Kinder sich befinden, ist eine Segensstätte für unsere Pfalz geworden. Aus dem Anteil, den Dittmar an der Gründung unseres Rettungshauses in Haßloch hat, ist ersichtlich, daß er keiner von jenen Humanisten war, die in den vornehmen Kreisen der Gesellschaft, in denen sie sich bewegten, das gemeine Volk vergessen oder gar verachten; er war ein Jünger dessen, von dem es heißt: „da er das Volk sah, jammerte ihn desselbigen."

Im Jahr 1852 wurde der treffliche Schulmann, der nicht eitler Ehre geizig war und keine Aenderung seiner ihm lieb gewordenen Stelle wünschte, ohne sein Zuthun durch das Vertrauen der Behörden zur Uebernahme des Rectorates am k. Gymnasium in Zweibrücken berufen. Da seit längeren Jahren seine Gesundheit sich mehr befestigt und auch sein im J. 1836 durch eine dritte Ehe mit Gertrude Moré hergestelltes häusliches Leben allmälich einen ruhigeren Verlauf genommen hatte, so konte er sich der an ihn gerichteten entschiedenen Aufforderung in keiner Weise entziehen.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 6. October. № 80.

Die sieben Gleichnisse vom Reiche Gottes.

V.

Bei dem ersten Gleichnisse der Dreizahl, dem vom Schatze im Acker, ist die Mahnung die: Wer Ohren hat zu hören, der höre! Laßt euch durch alle Schwirigkeiten und Vorurteile nicht abschrecken von dem Zugange zum Reiche Gottes, es ist ein verborgner Schaz, gebt alles willig und freudig daran um diesen Schaz zu erlangen, dem an Wert nichts zu vergleichen.

Man muß sich bei diesem Gleichnisse hüten, die Vergleichung zu weit auszudehnen. Der Mensch verbirgt den gefundenen Schaz, damit ihn nicht ein anderer gewinne. Da komt für die Sache nur der Eifer in Betracht, den Schaz zu gewinnen. Die Ausschließung der Anderen paßt nicht auf das Reich Gottes. Das kann in seinem unerschöpflichen Reichtum von Allen in gleicher Weise besessen werden.

Ein besonders hervortretender Zug ist die Verborgenheit des Reiches Gottes. Hierin ist das Gleichnis im Einklange mit dem Ausspruche des Herrn: „ich danke dir Vater, Herr des Himmels und der Erde, daß du dieses verborgen hast vor den Weisen und Verständigen und es offenbaret hast den Unmündigen, Matth. 11, 25, und mit dem was Paulus von der verborgnen Weisheit Gottes redet, welche keiner von den Oberen dieser Welt erkante, 1 Cor. 5, 7. Der Schaz des Reiches Gottes ist absichtlich verborgen unter dürftigen Hüllen und einem Berge von Schwirigkeiten, damit er nur von den Suchenden gefunden werde, von denen, welchen ihr Herz Wegweiser wird. Diese Verborgenheit tritt uns besonders in unserer Zeit entgegen: wie viele gehen vorüber ohne irgend zu ahnen was hier verborgen, ja mit der entschiedensten Zuversicht, daß hier nichts zu finden ist. Die Scheingüter dieser Welt haben ihre Augen geblendet. Die Verborgenheit hat eben ihre Grade nach der Verschiedenheit der Zeiten. In manchen Zeiten tritt die Kirche mehr aus ihrer Verborgenheit hervor, sie gibt sich in leuchtenden Thatsachen zu erkennen als die Stadt auf dem Berge, als der Berg erhaben über alle Berge, als das Senfkorn, das zu einem hohen Baume emporwächst. Auch gibt es Zeiten, in denen sich die Gemüter in einem gehobenen Zustande befinden, so daß das Auge mehr geeignet ist den Schaz zu erblicken, wie unter uns die Zeit der Freiheitskriege eine solche war. Da lüftete sich die dichte Decke des Rationalismus, der jezt ebenso die Aussicht verhüllt, wie in dem Zeitalter Jesu der Pharisäismus. Doch ist der Unterschied der Zeiten immer nur ein verhältnismäßiger. Das Wesen des Reiches Gottes bleibt stets verborgen und dem Einzelnen wird nie die Mühe erspart, sich durch die Schwirigkeiten hindurchzuringen. Der Schazgräber wird schon in Hiob 3, 21 gedacht. Da ist in der Schilderung der lebhaften Todessehnsucht der Unglücklichen von solchen die Rede, die nach dem Tode graben mehr denn nach verborgenen Schätzen. Schaz und Schazgräber gehören zusammen, zumal wo wie hier der Schaz auf einem fremden Acker verborgen ist. Da kann an Zufall kaum gedacht werden. „Das Suchen wird hier nicht ausdrücklich hervorgehoben, wie bei der folgenden Parabel, aber es wird vorausgesezt.

Wir haben auch hier eine alttestamentliche Grundlage. Die Verborgenheit der Weisheit, die sich dem Blicke des sich selbst überlassenen Menschen entzieht, die nur bei Gott zu finden ist und an der nur durch das Mittel der lebendigen Gottesfurcht Anteil gewonnen werden kann, das ist der Grundgedanke von Hiob C. 28.

Zu dem: „er verkauft Alles was er hat" ist zu vergleichen was der Herr anderwärts von der Selbstverläugnung und von der Uebernahme seines Kreuzes, von dem Aufgeben von Vater und Mutter und des eigenen Lebens sagt. Was mußte der Jude nicht alles aufgeben um das Reich Gottes zu gewinnen! Er verlor den innerlichen Zusammenhang mit seinen Volksgenossen, er verlor alle die Annehmlichkeiten, welche das Schwimmen mit dem Strome, die Uebereinstimmung mit dem Zeitgeiste und der Majorität hat, er übernahm alle Unannehmlichkeiten der kleinen Herde, er mußte sich gefaßt machen auf den Raub seiner Güter, ja auf den Verlust seines Lebens. Dazu mußte er die liebsten Neigungen seines Herzens aufopfern, die zartesten Bande, die ihn an seine Angehörigen knüpften, das Trachten nach irdischem Gewinn, irdischer Lust, irdischer Ehre. Aber das alles wird von demjenigen willig geopfert, der erst in dem Reiche Gottes das wahrhaftige Gut erkant hat. Was mir Gewinn war, das sagt im Einklange mit unserm Gleichnisse der Apostel (Phil. 3, 7. 8), das habe ich Christi wegen für Schaden erachtet und halte es für Kot auf daß ich Christus gewinne.

In dem Gleichnisse von der Perle wird mit dem Reiche Gottes nicht die Perle selbst verglichen, sondern der Kaufmann. Bei diesem ist nicht blos der Moment des Suchens ins Auge zu fassen, das Finden gehört mit dazu. Das Reich Gottes aber

umfaßt nicht blos die dargebotenen Heilsgüter, sondern auch seine wahren Glieder, die Söhne des Reiches. Die Perle ist Christus oder das Verhältnis zu ihm, die Zugehörigkeit zu seinem Reiche. Der einen kostbaren Perle hier entspricht das: „eins ist Not," welches Jesus im Blicke auf die zu seinen Füßen sitzende Maria zu Martha spricht, Luc. 10, 42. Im A. T. erscheint die Weisheit als kostbarer und besser denn Perlen, Spchw. 3, 15. 8, 11, Hi. 28, 18, nicht eine Weisheit auf eigne Hand, von dieser wird sehr abschätzig geurteilt, sie erscheint als die Fremde, die Ausländerin, das Weib im Hurenschmuck, sondern die Weisheit von oben her, die unter dem Volke Gottes durch Offenbarung einheimisch geworden. Diese ist in Christo gleichsam leibhaftig geworden, in dem nach Col. 2, 3 alle Schätze der Weisheit und der Erkentnis verborgen sind. Als die im Fleische erschienene Weisheit bezeichnet sich Jesus selbst in Hinweisung auf das 8. Cap. der Sprüchwörter in Luc. 11, 49, 50 verglichen mit Matth. 23, 34: deshalb sage ich, die Weisheit Gottes.

Ein eigentümlicher Zug ist das Suchen schöner Perlen. Wer die eine schöne Perle finden will, die alle andern weit überstralt, der muß überhaupt im Suchen nach schönen Perlen, edlen Gütern auf geistigem und geistlichem Gebiete begriffen sein. Das ist es, was unserer immer tiefer und tiefer herunterkommenden Zeit fehlt. Sie hat die Träber lieber als die Perlen. Christus kann nimmer von solchen gefunden werden, die mit ihren Gedanken am Boden kriechen, deren Herz nur auf niedrige Genüsse und vergängliche Güter gerichtet ist. Lebendige Beispiele solcher, die schöne Perlen suchen sind die Eltern des Täufers, welche beide gerecht waren, wandelnd in allen Geboten und Satzungen des Herrn, der Apostel Johannes, der erst sich mit liebender Sele dem Hohenpriester anschloß, dann dem Täufer, bis er in Christo die eine köstliche Perle fand, Paulus, der in der Gerechtigkeit nach dem Gesetze unsträflich war, in diesem Gesetze mit brennendem Eifer seine Rechtfertigung suchte und von dem das Wort galt: „es existirt was du suchest, aber es ist nicht wo du es suchest." Solches Suchen, auch wenn es sich in seinem Gegenstande vergreift, ist doch immer eine Vorstufe des Findens. Von Fichte und Hegel sind unter uns gar Viele zu Christo gekommen.

In dem lezten Gleichnisse von dem Netze bedeutet das Meer die Welt, die Fische die Menschen, das Netz das Reich Gottes in seiner Tendenz die Menschen in sich aufzunehmen, in seiner Missionsthätigkeit, das Ufer das jenseitige Dasein, die Vollendung der Welt. Die Grundlage des Gleichnisses ist der Ausspruch Ezechiels C. 47, 9. 10. Da heißt es in Bezug auf das todte Meer, das Bild der in Sünden erstorbnen und verdorbnen Welt: „Und stehen werden an ihm Fischer von Engedi an bis Eneglaim, ausbreiten wird man die Netze dort; aller Arten werden die Fische sein, wie die Fische des großen Meeres, ihrer sehr viel." Auf dieser merkwürdigen Weissagung ruht wie das Gleichnis hier, so auch das Wort des Herrn an Petrus und Andreas: „ich will euch zu Menschenfischern machen," Matth. 4, 18—22, und der sich daran anschließende wunderbare Fischzug des Petrus in dessen Ausdeutung der Herr zu ihm sagt: „von nun an wirst du Menschen fangen," Luc. 5, 10; dann der wunderbare Fischzug des Petrus nach der Auferstehung in dem lezten Cap. des Johannes.

„Von aller Gattung," das bezeichnet, wie die Grundstelle des Ezechiel zeigt und ebenso auch Ps. 104, 25: „dort ist das Meer groß und weit, da ist Gerege ohne Zahl, kleine Thiere mit großen" nicht blos böse und gute, sondern überhaupt Fische oder Menschen aller Art. „Aber in aller dieser Mannigfaltigkeit sind nur zwei Gattungen, auf die es endlich ankomt."

Faule, die Art vertritt hier die Gattung der schlechten überhaupt, wie der faule Baum ein schlechter Baum ist.

Das Ende der Gleichnisse kehrt zu ihrem Anfange zurück. Die Moral ist hier wie in den beiden ersten Gleichnissen und ebenso in dem Gleichnisse von der königlichen Hochzeit: viele sind berufen, wenige aber auserwählt, sehet zu, daß ihr unter den guten Fischen erfunden werdet. Kyrie eleison, das ist die Grundempfindung, welche die Gleichnisse bei uns zurücklassen. Es wäre entsezlich, wenn wir bei allem Reichtum der Güte Gottes, wie er uns in Christo dargeboten wird (die vier Gleichnisse vom Senfkorn, Sauerteig, dem Schatze und der Perle) dem schlechten Lande glichen oder dem Unkraut im Waizen oder den faulen Fischen und also statt des Segens vermehrten Fluch davon trügen. Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet, der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.

Zum Aufsatze:

„Der Gipfel geistlicher Papstgewalt."

Der Flugschrift: „Die Lehrmeinung . ." ist rasch eine Entgegnung von Prof. Michelis (Wer ist der Dr. K.? Eine Gewissensfrage an die katholischen Theologen Deuschlands. Münster (1866) gefolgt. Der ersteren wird darin vorgeworfen, sie treibe unter der Hülle äußerster Kirchlichkeit, sophistisch trügerisch, eine frivole Agitation, die, wenn sie Erfolg habe, die Kirche tiefster Zerrüttung preisgeben werde. Die „Gewissensfrage" gesteht zu, daß es einen anzuerkennenden, nur in den bezüglichen Erörterungen noch mit großer Unklarheit behafteten Sinn päpstlicher Unfehlbarkeit gebe: die richtige Auffassung derselben beruhe auf der stillschweigenden Voraussetzung, daß der ex cathedra urteilende Papst in Vereinigung mit dem Lehrkörper entscheide. Diesen allein statthaften Sinn verkehre der Verf. der „Lehrmeinung" in das Gegenteil, indem er sich bemühe, den Episkopat, dessen Anteil an der Unfehlbarkeit durch den päpstlichen Vorrang nicht beeinträchtigt werde, als ein wesentliches Glied des Lehramts zu beseitigen, an Stelle der organisch-monarchischen Kirchenverfassung einen absolutistisch-büreaukratischen Mechanismus zu setzen, dem Episkopate die Gesamtkirche, als Stimmenmehrheit der einzelnen Gläubigen, zu substituiren, „nebenbeigesagt ganz nach derselben Façon, womit wir den Absolutismus

Napoleons auf die Demokratie und das allgemeine Stimmrecht sich stützen und in diesem Augenblicke den Minister Bismarck ein deutsches Parlament auf der Grunlage direkter Wahlen provoziren sehen" (S. 8). Daß der Papst die höchste inappellable Instanz in der Kirche bilde, beschränkt sich, wie Michelis, unter Vergleichung des in der verfassungsmäßigen Monarchie zwischen dem Herscher und der Landesvertretung geteilten Gesezgebungsrechts, meint, auf die laufende Verwaltung, deren Bedürfnis es nicht gestatte, in jedem Augenblick auf den Gesamtlehrkörper zurückzugreifen. Hieraus folge aber nicht, daß der lebendige Organismus der Kirche in einen Mechanismus mit unfehlbarer absolutistischer Spitze verwandelt werden müsse. Ob und wie solche quasiconstitutionelle Beschränkung des päpstlichen Entscheidungsrechts auf Akte der „laufenden Verwaltung" mit der römischen Doktrin und Praxis zu vereinigen sei, übergeht der Verf. der Gewissensfrage, welcher bemerkt, daß die zeitweilige, durch die geschichtliche Entwickelung ganz ins Absolutistische hineingerathene Verwaltungsform der Kirche in den Köpfen einiger Menschen mit dem ewigen von Christus gesezten Wesen der Kirche verwechselt werde: die Verwirklichung der aus dieser Verwechselung fließenden Bestrebungen würde das andere Extrem zur Costnitzer Erklärung, daß das Concil über dem Papste stehe, bilden. Für die Uebereinstimmung seiner Auffassung mit dem Sinne des gegenwärtigen Papstes beruft sich Prof. Michelis auf die nach seiner Meinung vom Gegner mishandelte Stelle des Breve v. 21. Dec. 1863, nach welcher „das authentische Lehramt kraft göttlicher Einsetzung dem römischen Papste und den Bischöfen in Vereinigung und Uebereinstimmung mit dem Nachfolger des h. Petrus eigen ist." Anderer Sätze dieses Erlasses, so wie verwandter Kundgebungen von Pius IX. und seiner Vorgänger gedenkt die Gewissensfrage so wenig, als sonstiger Zeugnisse namhafter Verteidiger der päpstlichen Amtsunfehlbarkeit aus alter und neuer Zeit, indem er dafür hält, daß der von ihm bekämpfte Schriftsteller der päpstlichen Irrtumsfreiheit einen ganz neuen, die Grundlage der göttlichen Kirchenstiftung angreifenden Sinn in sophistischem Truge beimesse. Er gelangt zu dem Ergebnisse, daß eine Dogmatisirung der päpstlichen Unfehlbarkeit im Sinne der beleuchteten Abhandlung ein frevelhafter Eingriff in die von Christo der Kirche gegebene Fundamentaleinrichtung sein würde: weder mit, noch sonder Zuziehung der Bischöfe könne die angeregte Lehrentscheidung zu Stande kommen. „Denn wenn der Papst ohne die Bischöfe und getrent von den Bischöfen sich für sich allein unfehlbar erklärte, so wäre das ein absolutistischer Machtspruch, dem kein inneres Recht zur Seite stände, und wenn auch alle Bischöfe dazu ihre Zustimmug gäben, so hätten sie eben nur ihr Recht aufgegeben, was sie nicht können. Die von Christus gegründete Verfassung der Kirche kann auch von den menschlichen Trägern derselben nicht rechtsgiltig aufgehoben und beseitigt werden." Auf dem durch diese Fassung der Gegensätze bezeichneten Standpunkte, welcher vermutlich als Ballerini und ähnliche Anhänger der Unfehlbarkeit zur Anerkennung logisch zwingend erachtet ist, wird einfach weiter

geschlossen, es sei Unsinn, daß der Papst seine eigene Unfehlbarkeit zu einem unfehlbaren Dogma erheben könne. Indessen erscheint thatsächlich dem Verf. der Gewissensfrage keineswegs unmöglich, daß der „Unsinn" sich verwirklichen werde. Er weiß, daß der von ihm gekennzeichnete Absolutismus viel zu tief in einer gewissen Richtung unserer Zeit gewurzelt sei, um die Annahme auszuschließen, daß auch die Auseinandersetzungen der „Lehrmeinung" ihren Zwecken dienen sollen. Ihr Beurteiler vermutet, daß die Schrift des Dr. K. ein nach der Manier der Politiker aus Napoleons Schule ausgesandter Fühler sei, welcher mittelst des Scheins, einigermaßen in die Dinge, die da kommen sollen, eingeweiht zu sein, zugleich bezwecke, durch das Schreckbild des die ganze Welt beherschenden revolutionären und autoritätsfeindlichen Zeitgeistes auf die zu erwartende Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit vorzubereiten. Es sei deshalb Pflicht, nicht blos auf den äußersten Fall sich gefaßt zu halten, um dann nicht verwirt zu werden, sondern auch nach allen Kräften einem solchen Aeußersten vorzubeugen. Von den Bischöfen, zu welchen Prof. Michelis früher ein offenes und freies Wort gesprochen hat, scheint er in dieser Beziehung nicht viel zu hoffen, da ihn dünkt, daß sie die Sache ihren Gang gehen lassen werden. Deshalb hat er im beängstigten Gewissen, mit dem Schlusse Dixi et salvavi animam meam, an die Theologen Deutschlands die Gewissensfrage gerichtet: Ob es noch katholisch sei, den Episkopat als einen integrirenden Teil des unfehlbaren Lehramts zu verleugnen?

Aus Hannover.*)

Em schweres Gericht Gottes ist über unser Land und unsre Kirche gegangen. Das fühlen wir aufs tiefste und schmerzlichste. Wir läugnen nicht, daß wir das Alles wol verdienet haben. Die Verwerfung des trefflichen neuen Katechismus, die dem Kirchenregiment abgedrungene Vorsynode mit ihren zahlreichen den entschiedentsten Unglauben nicht verhehlenden Gliedern, das aus dieser Vorsynode hervorgegangene neue Taufformular als offenbare Concession gegen den Unglauben namentlich die Läugnung der schriftmäßigen Lehre vom Teufel, auch ganz abgesehen von dem leider hier wie überall weit verbreiteten Verderben und seinen gewöhnlichen Ausbrüchen!, lag als ein Bann auf der Hannoverschen Landeskirche. Der Herr müßte nicht heilig und gerecht sein, wenn er das Alles an uns nicht hätte heimsuchen sollen. Aber das rechtfertigt die nicht, deren er sich als Werk-

*) Die Ev. K. Z. schließt grundsazmäßig alle Erörterungen aus, die in das politische Gebiet herübergreifen. Aber sie muß den kirchlichen Fragen gerecht werden, die durch die politischen Ereignisse hervorgerufen sind. Wir betrachten den vorliegenden Artikel nur als den ersten Anfang und fordern alle diejenigen, welche den innerlichen Beruf haben, dringend auf, sich an diesen Verhandlungen zu beteiligen.
Anm. der Red.

zeuge bedient hat, und die so mit uns umgegangen sind. Wir unterwerfen uns der Gewalt, der wir nicht zu widerstehen vermögen, wissen auch, daß dieselbe durch Gottes Willen über uns gekommen ist, werden derselben gehorchen nach Röm. 13, 1 ohne Rückhalt und Winkelzüge, sind auch bereit auf sie anzuwenden, was geschrieben steht Jerem. 29, 7: „Suchet der Stadt Bestes, dahin ich euch habe lassen wegführen und betet für sie zum Herrn, denn wenn's ihr wol geht, so geht's euch auch wol." Nur zu sagen: „Es ist Recht so" — das fordere man nicht von uns. Ist das preußische Regiment überzeugt, Recht an uns gethan zu haben, so wird es doch so billig sein, von seinem Standpunkte zuzugestehen, daß auch der unsrige ein möglicher ist und wird uns denselben nicht verargen.

Es ist große Sorge unter uns gewesen und sie ist auch noch nicht verschwunden wegen des Huldigungseides. Da erklärten zwar viele, besonders die Juristen an ihrer Spitze: Ein Huldigungseid ist wenn auch nicht dem abstracten Amte, sondern der concreten Person des Fürsten, die das Amt führt, geschworen, gilt doch aber diesem Fürsten gegenüber nur so lange, als derselbe in Ausübung seines fürstlichen, obrigkeitlichen Amtes steht, oder wenigstens einige Aussicht hat, dasselbe wieder zu erlangen. Da das nun bei König Georg dem V. durchaus nicht der Fall ist, so können wir jezt Sr. Majestät dem König Wilhelm von Preußen unbedenklich aufs neue huldigen. Mit dieser Argumentation kann sich aber das Gewissen nicht weniger Andrer nicht beruhigen, und auch Schreiber dieser Zeilen bekent zu ihnen zu gehören. Sie sagen: es gilt hier nicht Theorien darüber aufzustellen, was der Huldigungseid sein sollte und könte. Sondern wir haben da zu sehen, welchen Huldigungseid wir factisch geleistet haben. Derselbe ist zunächst nicht juristisch, sondern nach den allgemeinen Regeln der Hermeneutik auszulegen. Nun lautet aber dieser unser wirklich geleistete Huldigungseid, daß wir wollen dem König Georg dem V. „treu, hold und unterthan" sein, sein und des ganzen Königreichs Wol nach bestem Wissen und Gewissen fördern, Schaden aber nach bestem Vermögen abwehren, dies Alles aber nach des Königs Ableben dem Kronprinzen und denen, welchen sonst die Succession zusteht, und die besonders genant sind, leisten. In dem Revers aber für diejenigen, welche beim Regierungsantritt Georg des V. schon dessen Vater Ernst August gehuldigt hatten, heißt es auch ausdrücklich: Ich erkenne Se. Majestät, Georg V., „einzig und allein für meinen rechtmäßigen, angebornen Landesherrn".

Wir hoffen, daß Se. Majestät der König von Preußen unsere Gewissensbedenken erkennen und ehren, und wenigstens von denen, die bereits Georg dem V. gehuldigt haben, einen neuen Huldigungseid nicht fordern wird, wenigstens nicht einen solchen, der mehr ausdrückte, als: Wir wollen der Obrigkeit, die Gewalt über uns hat, gehorsam sein. Gewiß könte, ohne im Geringsten die Sicherheit des Staats zu gefährden, uns der Eid erlassen werden. Das Regiment wird ja erkennen, daß diejenigen, die nur aus Gewissensbedenklichkeit den Huldigungseid in der Weise, wie sie ihn ihrem jetzigen Könige geleistet haben, nicht wieder schwören können, aus derselben Gewissenhaftigkeit gewiß die lezten sein werden, welche revolutionäre Umtriebe anzetteln. — Wir werden es dankbar erkennen, wenn man wegen des Eides und des mit demselben nahe zusammenhängenden Kirchengebets milde und schonend mit uns verfährt.

Mehr aber noch als die Huldigungsangelegenheit beschäftigt und bewegt uns jezt eine andere Sache, nämlich die Erhaltung unserer lutherischen Kirche, ihres Bekentnisses und Regiments. Da läßt allerdings das Schreiben vom 30. Juni d. J., welches Graf Bismarck an den Superintendenten Brömel in Ratzeburg gerichtet hat, Gutes hoffen. In diesem Schreiben heißt es ausdrücklich, daß der preußischen Staatsregierung der Gedanke völlig fremd ist, für die preußische Landeskirche Propaganda zu machen, oder zu dulden, oder sonst wie das Bekentnis und die Verfassung der altlutherischen Länder beunruhigen zu wollen. Besonders werden auch Schleswig-Holstein genant als Länder, deren kirchlicher Frieden gewiß nicht werde gestört werden. — Ob diese Erklärung Lauenburg genügt, weiß ich nicht; sie ist allerdings von dem Minister für Lauenburg abgegeben. Aber Schleswig-Holstein werden doch noch weitere Garantien fordern müssen, und namentlich den annectirten Ländern, also z. B. uns Hannoveranern, wird man es nicht verdenken dürfen, ja wir werden es für heilige Pflicht zu halten haben, wenn wir nichts unversucht lassen, um unsern lutherischen kirchlichen Besizstand möglichst fest zu stellen. Und kann da auch die blos negative Bestimmung genügen, es solle für die Union nicht Propaganda gemacht und Bekentnis und Verfassung der altlutherischen Länder nicht beunruhigt werden — wiewol uns auch dieses Zugeständnis von competenter Stelle aus noch nicht gemacht ist, wir müßten wissen, wo man das Propagandamachen anfangen läßt, und worin man Beunruhigung von Bekentnis und Verfassung findet. Wir würden sie auch darin schon erkennen müssen, wenn man irgendwie eine Unterordnung der lutherischen Länder unter den Oberkirchenrath in Berlin verordnen wollte. Wiewol Se. Majestät der König von Preußen der unirten Confession zugethan, also mit den lutherischen Ländern nicht gleichen Bekentnisses ist, so erkennen wir wol, daß nach dem jezt in Deutschland bestehenden Kirchenrecht ihm in einem Lande, wo er das politische Regiment übernommen hat, auch das Kirchenregiment, ungeachtet des verschiedenen Bekentnisses, zufallen wird. Aber, wie auch Stahl (die Kirchenverfassung S. 281, 1) bemerkt, treten in diesem Fall wenigstens Beschränkungen der Ausübung ein. So in Sachsen und Baiern, wo die Landesherren römisch-katholischer Confession sind. In Sachsen stehen da dem katholischen König zur Seite, oder eigentlich als seine für ihn handelnden Organe und Stellvertreter die in evangelicis beeidigten Minister. Das kann in dem Falle, wo der Landesherr unirt und die betreffende Kirche lutherisch ist, noch nötiger erscheinen, weil der Confessionsunterschied hier sich viel mehr dem ungeübten Auge verhüllt, so daß denn auch, wie das Beispiel Preußens

zeigt, eine Herüberziehung zur Union und damit Schädigung der lutherischen Kirche viel leichter möglich ist. Deshalb wird nach meiner Ansicht nachdrücklich darauf zu bestehen sein, daß die lutherischen Länder, soll ihr Bekentnis und Verfassung wirklich nicht „beunruhigt" werden, vor jeder Unterordnung unter den Oberkirchenrath zu Berlin müssen bewahrt bleiben. Wir haben nicht übersehen, wie uns die „Neue Evangelische Kirchenzeitung" allerdings eine solche Unterordnung bereits zugedacht hat. Nach unserer Meinung ist es zu unserer Sicherung erforderlich, daß ein entschieden lutherisch gesinter Mann als Organ Sr. Majestät des Königs für die von Preußen annectirten lutherischen Länder die Kirchengewalt, zu deren besonderen Acten dann natürlich der König die Auctorität geben würde, auszuüben hätte. — Wir hoffen, daß diese für das Heil unserer lutherischen Kirche so äußerst wichtigen Verhandlungen das hannoversche Landes-Consistorium mit den Provinzial-Consistorien in die Hand nehmen wird, und daß die hannoverschen kirchenregimentlichen Behörden, weil die Angelegenheit alle Lutheraner gemeinschaftlich so nahe angeht, mit den Kirchenregimenten der übrigen annectirten Länder ins Benehmen treten wird. Aber die Sache ist von so weitem Belang, daß wir wünschen, es möchten baldigst zu den hier nötigen Berathungen auch diejenigen nicht zum Regiment gehörenden Geistlichen, welche aber für die fraglichen Dinge ein warmes Herz und eine klare Einsicht haben, zu einer oder mehreren Conferenzen zusammentreten. Den kirchlichen Behörden kann es nur lieb sein, sich durch solche Mitarbeit gestüzt zu sehen. Und je mehrere sich mit ihren Bitten, mit entschiedener Geltendmachung ihrer gerechten Forderungen, an das preußische Regiment wenden, desto eher wird auf Erfolg zu rechnen sein.

Es komt noch hinzu, daß die preußische Verfassung nur der römisch-katholischen und der evangelischen, d. h. der unirten, Confession volles staatsbürgerliches Recht zusagt. Sollen wir sicher gestellt sein, falls die preußische Verfassung, wie die Absicht ist, auch unter uns eingeführt wird, so müßte dieser §. geändert und etwa neben der römisch-katholischen die unirte, lutherische und reformirte gesezt, oder, wenn für die altpreußischen Lande das frühere Verhältnis bleiben soll, nachdem die römisch-katholische und die evangelische Confession genant ist, hinzugefügt werden: „und fur die annectirten Länder die lutherische und die reformirte Confession."

Es sind so viel wichtige und schwere Fragen, die hier in Betrachtung kommen. Nur im Vorübergehen schließlich wollen wir noch darauf hinweisen, daß es sich fragen wird, wenn auch die kirchlichen Angelegenheiten der annectirten Länder völlig intact erhalten werden, wie aber die lutherischen Kirchen und Gemeinden sich stellen sollen und werden stellen können der bei Einverleibung dieser Länder in Preußen unvermeidlichen hierorts eindringenden unirten, und von unsern lutherischen Gemeinden aus in das Unionsgebiet hinziehenden lutherischen Bevölkerung gegenüber. —

Eine Krise wie die gegenwärtige hat die lutherische Kirche noch nicht zu bestehen gehabt. Der Herr, der ihr ja bisher so sichtbar zur Seite gestanden hat, wolle sich auch jezt zu ihr bekennen und seinen Knechten zeigen, was er will, daß sie thun sollen!

Nachrichten.

Kirchliche Skizzen aus Südfrankreich.

II. Die protestantisch-theologische Facultät zu Montauban und die theologische Wissenschaft in der reformirten Kirche.

Ungeachtet der blutigen Kämpfe, welche mit nur geringen Unterbrechungen die reformirte Kirche Frankreichs zu vernichten drohten, und ungeachtet aller administrativen und clericalen Bedrückungen, welche auch in den Zwischenzeiten, da die Waffen ruhten, das neu aufgegangene Licht des Evangeliums auszulöschen bemüht waren, war im Lauf des 17. Jahrhunderts die theologische Wissenschaft in der reformirten Kirche zu hoher Blüte gelangt. Das Edict von Nantes hatte den Reformirten 4 theologische Akademien zugestanden, deren älteste, die zu Montauban schon in der ersten Zeit der Reformation, bald nach der Constituirung der neuen Kirche auf der ersten Synode 1559, gegründet worden war (1560). Unter ihren Professoren ist der gelehrte Polemiker Dan. Chamier durch seine 4 Foliobände umfassende panstratia catolica wol der bekanteste. Er fiel auf den Wällen Montaubans an einem Sontag des October 1621, als er den Soldaten predigte, welche dem Gottesdienst nicht hatten beiwohnen können. Neben ihm haben noch der heftige M. Bèrault und Garissoles besondern Ruf erlangt. Die Blüte dieser Lehranstalt wurde aber schon 1661 geknickt, als es den wahrhaft kindischen Intriguen der Jesuiten gelang, sie aus dem von den Reformirten errichteten Gebäude herauszudrängen und ihre Verlegung nach der kleinen Stadt Puy-Laurens durchzusetzen. Auf der Akademie zu Saumur, die unter des Schotten Cameron Einfluß eine vermittelnde Stellung zwischen dem strengen Calvinismus und dem Arminianismus eingenommen hatte, lehrte des eben Genanten berühmtester Schüler Moses Amyraut (Amyraldus), der nebst seinem Collegen Josua de la Place (Placäus) und seinem Nachfolger Claude Pajon aus den Streitigkeiten über die Prädestinationslehre bekant ist. Ein andrer Professor dieser Facultät, L. Cappel (Cappellus), steht ja auch heute noch als Sprachforscher und Kritiker des A. T. in Ansehen. Sein älterer Bruder Jakob lehrte an der Akademie zu Sedan, die in dem streng orthodoxen Pierre Dumoulin einen der heftigsten Gegner Amyrauts ins Feld stellte. Die vierte Akademie war in Nimes, doch

hat sie außer Sam. Petit bedeutendere Namen nicht aufzuweisen. — Indeß war die Pflege der theologischen Wissenschaft durchaus nicht auf diese Hochschulen beschränkt. Auch unter den Geistlichen wurden wissenschaftliche Studien mit großem Eifer getrieben, der im Hinblick auf die Gefahren der Zeit, denen die Geistlichen oft so unmittelbar und mehr als alle andern ausgesezt waren, wirklich staunenswert ist. Und was die Früchte dieser Studien betrifft, so wird es genügen, an die Schriften eines David Blondel, Jean Daillé (Dalläus) und Sam. Bochart zu erinnern.

Dem Allen machte die Aufhebung des „ewig gültigen und unwiderruflichen" Edictes von Nantes 1685 ein beklagenswertes Ende. Die theologischen Akademien wurden aufgehoben, die Pastoren vertrieben. Viele von ihnen, z. B. Peter Jurieu, Jak. Basnage, Eli Benoît, Jak. Abbadie, Jak. Lenfant und Isaak de Beausobre, haben in Holland, England und Deutschland, die lezten drei in Berlin, noch ein Menschenalter hindurch zum Ruhm der theologischen Wissenschaft ihrer Kirche beigetragen: in Frankreich selbst war Alles mit einem Schlage vorbei. Die „Kirche der Wüste" konte keine gelehrten Theologen bilden, und ihre bis auf den Tod gehezten Prediger hatten meist nicht, da sie ihr Haupt hinlegen konten. Dazu genügte ihre geringe Zahl bei Weitem nicht den nächsten Bedürfnissen der Gemeinden, in denen beim Mangel geistlicher Leitung bedenkliche Schwarmgeisterei überhand nahm. Deshalb trat, als seit 1715 der damals kaum 19jährige Antoine Court, der mit Recht der Wiederhersteller des Protestantismus in Frankreich heißt, die Zerstreuten zu sammeln und die Gemeinden im Stillen zu reorganisiren begann, die Frage nach Errichtung einer theologischen Lehranstalt alsbald in den Vordergrund. Man konte natürlich nicht daran denken, eine solche in Frankreich zu eröffnen. Deutsche und englische Universitäten waren zu fern von den südlichen Provinzen, konten auch allein nicht für die Bildung französischer Prediger genügen. Genf war zu nahe und seine Akademie von Frankreich aus scharf überwacht. So entschied sich Court für Lausanne, wo es seinem unermüdlichen Eifer gelang, durch Unterstützungen aus der Schweiz und England ein französisches theologisches Seminar zu errichten, das er seit 1730 unter dem Titel eines Generalbevollmächtigten der Kirchen selbst leitete. Aus diesem, in späterer ruhiger Zeit nach Genf verlegten Seminar sind alle reformirten Geistlichen Frankreichs bis zum Beginn dieses Jahrhunderts hervorgegangen. Das organische Gesez vom 18. Germinal X brachte ihm, da inzwischen Genf an Frankreich gefallen war, die staatliche Anerkennung als Bildungsstätte der Geistlichen der reformirten Kirche, für welche nach §. 13 das Studium dort obligatorisch wurde.

Erst dem Kaiserreich verdankt die reformirte Kirche die Wiederherstellung einer ihrer alten Akademien, derjenigen in Montauban. Bei einer Durchreise durch diese Stadt i. J. 1808 verhieß Napoleon die Erfüllung der ihm in dieser Beziehung vorgetragenen Bitte und verfügte dann durch ein Decret vom 17. September desselben Jahres die Errichtung der protestantisch-theologischen Facultät in Montauban. Mit der Ausführung wurde der in hohem Ansehen stehende P. Benjamin Frossard beauftragt, der bis zur Schreckenszeit Pastor in Lyon gewesen, seitdem in Paris für Hebung der reformirten Kirche thätig war. Die ihm zur Verfügung gestellten Mittel waren ausnehmend dürftig; aber es galt, schnell ans Werk zu gehen, ohne eine Vermehrung derselben abzuwarten, denn die lärmende Opposition des katholischen Clerus ließ, wenn nicht die gänzliche Zurücknahme des Decrets, so doch ein Hinausschieben seiner Ausführung befürchten. Die ersten Lehrkräfte wurden in aller Eile in der Schweiz zusammengebracht — Prévoß für die Philosophie, Bonnard für das A. T., Gasc für die Dogmatik; Frossard, zugleich Dekan, übernahm die Moral — und die zur Zeit des ersten Kaiserreiches besonders wertvolle Befreiung vom Militärdienst trug dazu bei, eine ziemliche Anzahl Studenten herbeizuziehen. So wurde durch Beschluß des Großmeisters der Universität von Frankreich vom 8. Juli 1809 die neue Akademie ins Leben gerufen. Daß es unter solchen Umständen an mancherlei bedenklichen Elementen in Montauban nicht fehlte, läßt sich begreifen; ernstlich gefahrbringend für das Bestehen der jungen Anstalt wurde aber der durch die Entdeckung, daß der Dogmatiker Gasc Socinianer war, hervorgerufene Sturm. Es scheint schwer gewesen zu sein, von der Regierung, der nach den organischen Artikeln die Wahl der Professoren zusteht, eine Entscheidung zu erwirken. Gasc hat wol auch das Seinige dazu durch die wunderliche Erklärung beigetragen, er sei für die Zukunft bereit auf das Vortragen seiner abweichenden Meinungen zu verzichten oder mit einem seiner Collegen den Lehrstuhl zu tauschen. Die Aufregung innerhalb der Kirche wurde dadurch natürlich nicht beschwichtigt. Indessen starb Gasc bald (1814). Sein Nachfolger wurde der berühmte Encontre, der im folgenden Jahre auch das Dekanat erhielt, das Frossard wegen seines Anschlusses an Napoleon während der Hundert Tage, übrigens unter Belassung seiner Professur, war genommen worden. Encontre (geb. 1762), Sohn eines Predigers der Wüste und später selbst als solcher thätig ein Mann von außerordentlicher Begabung, hatte es wie Blaise Pascal im neunzehnten Jahre ohne Lehrer und Bücher bis zur Infinitesimalrechnung gebracht, nachher in Lausanne und Genf studirt, verstand lateinisch, griechisch und hebräisch wie seine Muttersprache und war nach dem Zeugnis des Ministers Fourcroy einer der besten Köpfe Frankreichs. Ich habe, sagte dieser von Encontre, in Frankreich zwei oder drei Köpfe getroffen, die dem seinen zu vergleichen sind; aber ich habe keinen gefunden, der ihn übertrifft. Er war Dekan der Facultät der Wissenschaften zu Montpellier, als er nach Montauban berufen wurde. Seiner Kirche zu Liebe, deren treues Glied er war, brachte er das Opfer, das für ihn mit Annahme dieser Berufung verbunden war. Durch die Festigkeit seiner Lehre, die Ausdehnung seines Wissens und die Autorität seines Characters trug er wesentlich zur Stärkung und Entwicklung der jungen Anstalt bei. „Alle erkanten — sagt Félice in seiner Geschichte der Protestanten Frankreichs — daß er das Recht hatte, große Anforderungen an Alle zu stellen, weil er noch größere an sich selbst stellte." Durch seine Vermittlung wurde eine Commission niedergesezt, welche die Bedürfnisse der Facultät untersuchen und Mittel herbeischaffen sollte, dieselben zu befriedigen. Man fand bald, daß die meisten Studenten ohne genügende Vorkentnisse die Facultät bezogen und folglich mit sehr geringem Nutzen studirten. Man hielt daher bei den Consistorien um Beiträge an und besoldete mit dem gesammelten Gelde einen Professor der lateinischen und griechischen Sprache, einen Professor der Mathematik und einige aus den tüchtigsten Studenten gewählten Repetenten für die Anfänger, während die Facultät selbst durch einen Lehrstuhl für Kirchengeschichte erweitert wurde. Freilich konte Encontre nicht mit einem Male Alles thun und z. B. nicht hindern, daß die Exegese des Neuen Testamentes anstatt nach dem Urtext nach der französischen Uebersetzung gelesen wurde, da der mit der neutestamentlichen Inter-

pretation beauftragte Professor der Kirchengeschichte nicht Griechisch verstand. Erst weit später (in den Vierziger Jahren) wurde ein besondrer Lehrstuhl für die Exegese des N. T. errichtet. Leider starb Encontre schon nach wenigen Jahren (1818). Es war, wie die „Archive des Christentums" bei der Anzeige seines Todes sagten, nur ein Schrei in der protestantischen Kirche Frankreichs über den unersetzlichen Verlust, den sie erlitten. Am beklagenswertesten war derselbe für die junge Lehranstalt in Montauban.

Ein weiterer Schritt zur Förderung der Studien geschah erst, als Cuvier 1824 Großmeister der Universität für die protestantischen Facultäten geworden war. In Anbetracht der geringen Vorkentnisse, welche die Studirenden mitbrachten, ernante er neben dem Professor der Philosophie den bisher durch freiwillige Beiträge besoldeten Lehrer der lateinischen und griechischen Literatur zum wirklichen Professor und bestimte durch eine Verordnung vom Mai 1828, daß vom 1. November dieses Jahres an jeder, der nicht Baccalaureus der Philosophie werden (d. h. in unsre Sprache übertragen nicht das Abiturientenexamen bestehen) konte, von den Vorbereitungsstudien, und vom 1. November 1839 an jeder, der nicht Hebräisch wußte, von der Theologie ausgeschlossen werden sollte. Ueberdieß sezte er fest, daß vor dem vollendeten dritten Jahre der theologischen Studien kein Student den für das Pfarramt erforderlichen Grad eines Baccalaureus der Theologie erhalten könne, und hielt streng an diesen Verordnungen, welche eine große Bewegung zu Montauban veranlaßt haben sollen, indem mancher Grammatikus die Anstalt verlassen mußte. Hierdurch wurden denn die Repetenten überflüssig. Die von den Consistorien bisher für diesen Zweck gelieferten Beiträge sollten der sehr dürftig (mit 300 Fr. jährlich) dotirten Bibliothek zu Gute kommen, blieben aber allmählich aus.

Es läßt sich aus dem Vorstehenden leicht abnehmen, wie große Mängel noch in Montauban vorhanden waren und wie wenig noch die Facultät den Ansprüchen genügen konte, die man an eine theologische Bildungsanstalt in unsrer Zeit zu machen berechtigt ist. Es war aber wol nicht der Grund allein, daß eine Landstadt dritten Ranges nicht genügende Hilfsmittel für wissenschaftliche Studien bieten konte, sondern hauptsächlich der Gegensaz gegen die in Montauban zur Herschaft gelangende Orthodoxie, der eine 1834 von Guizot als Unterrichtsminister niedergesezte Commission, welche über Verbesserung der protestantischen Facultät berathen sollte, zu dem Vorschlage bestimte, eine Facultät zur Bildung protestantischer Theologen mit Seminar und vermehrter Anzahl der Lehrstühle in Paris zu errichten. Dieser Vorschlag erhielt mannichfache Modificationen, indem die Einen eine reformirte Facultät mit Aufhebung der von Montauban, Andre eine gemischte Facultät (für beide protestantische Confessionen) mit Aufhebung auch derjenigen in Straßburg, Andre wieder eine solche neben den beiden vorhandenen wünschten. Die Sache wurde in Broschüren und Adressen, 1835—38 auch in jeder Session der Deputirten-Kammer sehr erregt verhandelt, doch übergehe ich die Details, da schließlich Alles beim Alten blieb. Erwähnenswert ist nur eine von Guizot, der inzwischen vom Ministerium zurückgetreten war, bei diesen Debatten 1837 abgegebene Erklärung, die erkennen läßt, welche Absichten er während seiner Amtsführung gehegt hatte. Er erklärte, daß er in jedem Fall Montauban beibehalten und dieser Facultät kein Verbesserungsmittel abschlagen möchte, was er denn als Minister nie gethan habe, obwol er nicht glaube, daß Montauban je Alles leisten könne, was man von einer theologischen Bildungsanstalt zu erwarten berechtigt sei. „Ich bin — schloß er — geneigt zu glauben, daß eine Anstalt, deren Form ich nicht bestimmen mag, worin aber ausgezeichnete junge Männer einige Jahre lang ihre Studien fortsetzen und alle Pariser Hilfsmittel in reichem Maße genießen würden, ein erfreuliches Geschenk für die protestantische Kirche wäre, und daß, wenn die Regierung etwas der Art in Vorschlag brächte, die Kammer dafür stimmen sollte." Doch ist auch von solcher Anstalt, die allerdings wol geeignet gewesen wäre, den unleugbaren Mängeln der theologischen Studien abzubelfen, namentlich die nötigen Kräfte für Besetzung der Lehrstühle zu bilden, nicht weiter die Rede gewesen. — Daß es aber besonders die gläubige Richtung der Facultät in Montauban war, welcher die Anfeindung galt, zeigte eine 1842 von 190 Pastoren an den Minister gerichtete Bittschrift, welche sich über die „parteiische" Besetzung der Professuren in Montauban beschwerte und den Minister bat, das „Gleichgewicht zwischen den beiden vorhandenen Tendenzen" in Montauban wiederherzustellen und namentlich bei Ausführung des bestehenden Projectes, die dortigen Studenten in einem Seminar zu vereinen, die Wahl für die Stelle des Directors auf Pastoren zu richten, die der „toleranten Richtung" angehörten. Sie erreichten aber nur, daß ihnen von Seiten der Montalbanenser Studenten eine öffentliche Zurechtweisung wegen der dabei gegen die dortigen Professoren erhobenen Vorwürfe zu Teil ward. Mit der Einrichtung des erwähnten Seminars wurde P. Emilien Frossard in Nimes (Sohn des Gründers der Facultät) beauftragt, der sich zu diesem Zweck mit den ähnlichen Einrichtungen in Straßburg und Tübingen bekant machte. Die neue 1847 eingeführte Maßregel wurde aber von den Studenten sehr misfällig aufgenommen und es gab mancherlei Tumulte. Ein großer Misstand bei dieser neuen Einrichtung war augenscheinlich der, daß der Director des Seminars nicht Mitglied der Facultät war und den Studenten um so mehr blos als Organ verhaßter Ueberwachung vorkommen mußte. Das hob dieser auch dem Minister gegenüber hervor, als er bei Gelegenheit erneuter Unruhen zur Zeit der Februarrevolution, welche die Studenten für besonders günstig hielten auch die Fesseln des Seminars zu brechen, seine Entlassung einreichte. Seit dieser Zeit ist ein Professor mit der Leitung des Seminars beauftragt.

Das sind die Hauptmomente der fünfzigjährigen Geschichte der Facultät von Montauban, bei welcher ich in der Absicht länger verweilt habe, die Leser selbst über die Schwirigkeiten urteilen zu lassen, mit denen dieselbe hat kämpfen müssen, und die zum Teil noch nicht überwunden sind. Ich halte es nicht für meine Aufgabe, bin auch kaum im Stande allseitig gerecht abwägend den gegenwärtigen Stand der Studien in Montauban zu beurteilen. Wundern darf man sich nicht, mancherlei und recht erhebliche Mängel zu finden; aber es ist auch klar, daß dieselben weit mehr in den äußeren Umständen ihren Grund gehabt haben und noch haben, als in den Personen der Professoren, unter denen Montauban zu allen Zeiten tüchtige Kräfte besessen hat und auch heute besizt. Das muß man für eine gerechte Beurteilung nicht aus dem Auge verlieren, auch nicht Parallelen mit deutschen Facultäten, vielleicht gar mit der gleichzeitig gegründeten Facultät in Berlin ziehen wollen. Die von Anfang an unzureichenden Mittel, der daraus hervorgehende Mangel einer guten Bibliothek — ein Mangel dem das sonst von wissenschaftlichen Instituten entblößte Montauban nicht anderweitig abhelfen kann — die erst nach und nach, zum Teil

erst sehr spät erfolgte Errichtung besonderer Lehrstühle, wie z. B. des für neutestamentliche Exegese — das Alles mußte ja von den nachteiligsten Folgen sein. Auch brachte es die Lage der reformirten Kirche als einer kleinen hart angefochtenen Minorität mit sich, daß die Studien zu sehr in polemischer Richtung getrieben wurden, wobei ja ein tieferes Eindringen in die Wissenschaft vielfach zu kurz komt. Es wurde mehr darauf gesehen, daß die Studenten die landläufige geprägte Münze der Polemik erwarben, als daß sie angeleitet wurden, selbst in die Schachte der Wissenschaft hinabzusteigen, um das edle Metall zu Tage zu fördern. Hieran schließt sich sofort noch etwas Andres. Es fehlt an eigentlichen Fachgelehrten — bei dem heutigen Umfange der theologischen Wissenschaft doch eine unerläßliche Bedingung für genügende Besetzung akademischer Lehrstühle. Die Professoren kommen aus oft mühevollen Pfarrämtern und sind dann als chargés de cours in Montauban mehr als wünschenswert auf das docendo discimus angewiesen. Es ist characteristisch für diese Verhältnisse, daß z. B. Adolf Monod den Lehrstuhl der Moral ohne Weiteres mit dem für alttestamentliche Exegese vertauschen konte, um die Wahl des jetzigen Prof. de Félice für den ersteren zu ermöglichen. Es ist dabei nur zu begreiflich, wenn der Lectionskatalog, den ich weiterhin noch mitteilen werde, nach unsern Begriffen ziemlich dürftig ist. Und doch sind die Studenten noch hauptsächlich auf die Vorlesungen angewiesen. Außer manchem bereits Erwähnten hat auch die Not der Zeit und der Mangel an einem größeren theologischen Publikum dazu beigetragen, daß die reformirte Kirche noch nicht wieder zu einer nennenswerten eigenen wissenschaftlichen theologischen Literatur gekommen ist. Uebersetzungen deutscher theologischer Werke sind nur in geringer Zahl vorhanden, zu dem hauptsächlich nur kirchengeschichtliche Monographieen oder neutestamentliche Commentare. Erst in allerneuster Zeit wird mehr Fleiß auf die für die Franzosen allerdings besonders schwirige Erlernung der deutschen Sprache verwandt, um die Früchte deutscher Wissenschaft für die theologische Bildung zu verwerten. Die darauf bezüglichen dringenden Mahnungen von Vincent, Stapfer, Merle d'Aubigné waren früher vergeblich gewesen; und weder Vincents mélanges de religion, de morale et de critique sacrée (1820—24) noch die nouvelle revue germanique (1829—37), welche die französischen Theologen mit deutscher Wissenschaft bekant machen wollten, fanden die gewünschte Aufnahme. „Es war eine undankbare Aufgabe — sagt Félice von Vincents Unternehmen — denn er mußte sich gewissermaßen sein Publikum erst schaffen und hatte Gelegenheit sich zu überzeugen, daß es bisweilen schwerer ist, den Geschmack an der Wissenschaft einzuflößen als die Wissenschaft selbst mitzuteilen." In neuerer Zeit ist es wie gesagt schon merklich anders geworden; mehrere der Professoren in Montauban sind sogar sehr bewandert in der deutschen Theologie, deren Werke den Hauptbestandteil ihrer Bibliotheken bilden und auch hauptsächlich durch ihren Einfluß für die Facultätsbibliothek angeschafft werden. Als ich im November v. J. von Toulouse aus Montauban besuchte, um die dortigen Verhältnisse etwas kennen zu lernen und zugleich mich umzusehen, ob ich in der Bibliothek wol einige Excerpte machen könte, war ich überrascht zu sehen, wie zahlreich namentlich deutsche Commentare zum Neuen Testament, teils in Privatbesiz, teils der Bibliothek gehörig, vorhanden

waren. Die auf das Alte Testament bezüglichen Schriften, z. B. die des Herausgebers der Ev. K. Z., fanden sich zum Teil in englischer Uebersetzung vor, in welcher Ad. Monod sie sich zugänglich gemacht hatte. Allerdings fühlt sich manchmal der Nationalstolz, besonders beim Rückblick auf die ehemalige Blüte der theologischen Wissenschaft in der reformirten Kirche Frankreichs, durch diese sich anbahnende Herschaft der deutschen Theologie etwas verlezt. Es hat mir nicht an Gelegenheit gefehlt, auch davon einige Erfahrungen zu machen.

Die Lehrstühle der Fakultät sind zur Zeit durch folgende Herren besezt. Théologie dogmatique: Jean Monod (Sohn Friedr. Monod's); Morale évangélique: de Félice (zugleich Dekan; das Dekanat wechselt nicht, die Regierung ernent dazu, gewöhnlich auf Lebenszeit, resp. Amtsdauer); Histoire ecclésiastique: vacat; Critique sacrée et exégèse du Nouveau Testament: Sardinous; Hébreu, critique sacrée et exégèse de l'Ancien Testament: Bois; Haute latinité et litérature grecque: Pédézert; Philosophie: Nicolas. Für die Professur der Kirchengeschichte, die seit Ostern v. J. durch den Rücktritt Montet's erledigt ist (die Vorlesungen werden inzwischen durch mehrere der andern Professoren gehalten), wurde auf der Conferenz von Toulouse der durch entschiedenen Glauben wie Gelehrsamkeit ausgezeichnete, bisher schon der Fakultät „aggregirte" Lic. Bonifas den Consistorien zur Wahl vorgeschlagen. Ich habe nicht gehört, wie weit inzwischen diese Sache gediehen ist.

(Schluß folgt.)

Mitteilung.

Das unterzeichnete Fest-Comité sieht sich veranlaßt, den Freunden in der Nähe und Ferne mitzuteilen, daß nach reiflicher Erwägung die Abhaltung der auf die Tage vom 7.—14. October festgesezten Wupperthaler Festwoche aufgegeben worden ist. Das Auftreten der Cholera in der Stadt Elberfeld, die Thatsache der Erfahrung, daß alle Steigerung des Fremdenverkehrs die Epidemie zu fördern pflegt, macht es uns, sowol gegenüber den aus der Ferne und Nähe zusammen kommenden Festgästen, wie gegenüber der Bürgerschaft unserer Schwesterstädte, zur Pflicht, die Abhaltung der bereits in allen Teilen vorbereiteten Feste aufzugeben und dies um so mehr, da auch von auswärtigen Freunden ausdrücklich dieser Wunsch ausgesprochen worden ist. Indem wir Obiges mit Leidwesen bekant machen, hoffen wir, nicht nur im Sinne unserer Freunde, sondern auch nach dem Willen Dessen gehandelt zu haben, in Dessen Hand es steht, uns im kommenden Jahre einen doppelten Festsegen zu bereiten.

Elberfeld und Barmen, den 28. September 1866.

Das Fest-Comité.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 10. October. № 81.

Dr. Heinrich Dittmar.

(Schluß.)

Ueber 14 Jahre lang durfte der rastlos thätige Mann in dem Zweibrücker Gymnasium noch wirken. Eine besondere Freude war es ihm, daß er noch die Vollendung der neuen Aula erleben durfte, die zugleich der Betsaal ist, wo sämtliche Schüler des Gymnasiums jeden Morgen zur gemeinsamen Andacht, die vom Religionslehrer geleitet wird, sich versammeln. In allen Klassen des Gymnasiums erteilte er den Geschichtsunterricht. Allen Gymnasien wäre ein solcher Geschichtslehrer wie Dittmar zu wünschen! Die Frische des Geistes blieb ihm, wie seinen zwei Freunden und Gevattern Schubert und Raumer, bis in die lezten Lebenstage. Der Tod traf ihn stehend im Amte. Noch am vorlezten Tage seines Lebens wollte er die Chronik der Anstalt dictiren und aus der kurz vorher erschienenen Selbstbiographie seines lieben Karl v. Raumer vorgelesen haben.

An allen Anstalten, wo er gewirkt, hat sich der treffliche Schulmann bewährt durch den umfassenden Ueberblick des Ganzen, wie durch die Pünktlichkeit im Einzelnen. Den ihm untergebenen Mitarbeitern kam er mit Ehrerbietung zuvor. Vortrefflich verstand es der friedsame und friedfertige Mann, die Eintracht unter den Lehrern zu erhalten oder, wo sie gestört war, wiederherzustellen. Hatte er auf Mängel und Fehler aufmerksam zu machen, so geschah es in zarter, schonender Weise. Er übte gewissenhaft das apostolische „Wahrsein in Liebe." Mit seinem Herschen wollte er nur dienen. Ein solcher Mann mußte nicht blos die Hochachtung, sondern auch die Liebe seiner Collegen gewinnen. Mit den Schülern stand er in einer Art väterlichen Verkehrs. Auch ihnen ließ er seine Lindigkeit kund werden. An Ansehen und Würde büßte er dabei nichts ein. Er verstand es, Ordnung und Zucht zu üben, ohne die, wie Herder mit Recht sagt, das Schulgeschäft eine Höllenqual des Sisyphus und der Danaiden ist. Die Zucht, die er übte, war aber gleich weit entfernt von der schlaffen Elizucht, wie von der streng-polizeilichen. Die Schule war ihm mehr als ein Treibhaus bloßer Kentnisse, sie war ihm zugleich eine Pflanzstätte der Religiosität und Sittlichkeit, eine Palästra zur Bildung von Athleten der Tugend. Das Wort Juvenals: „maxima debetur puero reverentia" hat Dittmar nicht unbeachtet gelassen. Ja er faßte seine pädagogische Aufgabe noch tiefer, als es dem besten Pädagogen aus der gebildeten Heidenwelt möglich war. Eingedenk des Wortes unsers Herrn: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Himmelreich", sah er in den ihm von den Eltern anvertrauten Kindern „kleine Majestäten". Dittmar war ein wahrhaft christlicher Pädagog. In der Schule Jesu, des himlischen Lehrers, der selbst mit seinen besten und willigsten Schülern so unendlich viel Nachsicht und Geduld haben muß, hat der treffliche Schulmann jene freundliche, langmütige, tragende, hoffende Liebe gegen seine Schüler üben gelernt; in der Schule Jesu hat er die heilige Pädagogik gelernt, die Strenge und Milde, Ernst und Liebe, Gesez und Evangelium zu verbinden gewußt. Er verstand es, jeden Schüler nach seinem Talent und Temperament zu behandeln.

Dr. Dittmar wirkte indeß nicht blos als praktischer Schulmann, sondern zugleich als Schriftsteller. Seine literarischen Arbeiten, von denen Schubert (Selbstbiogr. 3, S. 462) sagt, daß sie „eine anerkant gesunde, bekräftigende, geistige Nahrung für die Jugend und das Volk der Deutschen" sind, sind teils pädagogischen, teils theologischen, teils literarhistorischen, teils rein historischen Inhalts. Die theologischen Arbeiten sind schon besprochen. An pädagogischen Schriften sind vorhanden: a) Sammelwerke mit untermischten eigenen Aufsätzen. Durch diese Sammelwerke, deren Inhalt größtenteils aus den Werken unserer deutschen Musterschriftsteller, Dichter und Prosaiker, entnommen ist, ist Dittmar der Vorläufer Wackernagels geworden. „Der Kinder Lustfeld" hat große Aehnlichkeit mit der vor 3 Jahren erschienenen „Goldenen Fibel" von Ph. Wackernagel. An dies Büchlein, welches die ersten belebenden Mitteilungen der Mütter an ihre Kinder enthält, schließen sich für die aufsteigenden Altersstufen an: „der Knaben Lustwald"; „der Mägdlein Lustgarten"; „der Lebensfrühling"; „Lustwandlungen auf der Morgenaue des Lebens"; „Schmuck der Ehren für die weibliche Jugend." Außer diesen Sammelwerken schrieb Dittmar b) andere selbsteigene pädagogische Schriften, unter denen wir nur seine „Waizenkörner gestreut in junge Herzen", drei Gaben, herausheben. Diese Waizenkörner hat man mit Hebels Hausfreund verglichen, an dem Jung und Alt sich freut. In der Vorrede sagt Dittmar seinen jungen Lesern: „Es sind nicht goldene Aepfel in silbernen Schalen, die ich bringe, denn ich bin kein Salomo. — — Ich bringe Euch nichts als eine Handvoll unscheinbarer Waizenkörner. Nehmet Ihr sie freundlich auf und säet Ihr sie auf Euer Ackerfeld,

allda nicht Dorn, noch Stein, noch fester Weg ist, so reift Euch eine hübsche Saat. Doch merket: mit dem Wachsen und dem Ernten ist's noch nicht ganz gethan. Wer da will, daß sein Korn von der Spreu sich scheide, der muß nicht murren, wenn nun der liebe Gott, der's wachsen ließ, sich auch an's Dreschen, Worfeln, Sichten macht, wobei es freilich ohn' einigen Schlag und Wurf nicht abgeht; und die da eines Kopfes Länge ob den Andern hervorragen, werden oft leicht am härtesten getroffen. Doch allzuarg macht er's nicht; denn er hat selbst gesagt: „Man mahlet das Korn, daß es Brot werde und drischet es nicht gar zu nichte." Zum Beweis dafür, daß man in den „Waizenkörnern" doch goldene Aepfel in silbernen Schalen findet, nur Eine kleine Probe: „Nr. 49 Fruchtwetter. Kein besserer Regen, als der aus den Augen komt, weil das Gewitter der Buße durch's Herz zieht. Solch ein Regen macht das Land fruchtbar, daß der Gehorsam darauf wächst und die Sanftmut und die Liebe und das Mitleid und andere solche gute und seltene Kräuter und Blumen, die wieder guten Samen tragen ein jegliches nach seiner Art." — An literarhistorischen Schriften gab Dittmar heraus: Die (vier ersten) Gesichte Philander's von Sittewald, von Moscherosch, mit Erklärungen und einer Einleitung von 78 Seiten über das Leben und die Schriften dieses Satyrikers, der für die Sittengeschichte während der Zeit des dreißigjährigen Krieges eine Quelle ist; sodann Moscherosch's: „Vermächtnis eines treuen Vaters an die Seinen" unter dem Titel: „Spiegel der alten christlich-deutschen Erziehung — eine pädagogische Reliquie aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges", eine Schrift, von der Heinr. Thiersch in seinem „christl. Familienleben" gesagt, daß sie einen neuen Abdruck verdiene. — Einen bleibenden Namen auf dem Gebiete der Wissenschaft hat sich Dittmar erworben durch seine rein geschichtlichen Werke: die deutsche Geschichte in ihren wesentlichsten Grundzügen und in einem übersichtlichen Zusammenhang für den Schul- und Selbstunterricht, 5. Aufl.; die Weltgeschichte in einem leicht überschaulichen, in sich zusammenhängenden Umrisse für den Schul- und Selbstunterricht, 9. Aufl.; als Anhang dazu: Abriß der bayerischen Geschichte; Abriß der Geschichte des preußischen Staates; Abriß der Geschichte des österreichischen Kaiserstaates; Leitfaden der Weltgeschichte für untere Gymnasialklassen oder lateinische Schulen, 5. Aufl.; die Geschichte der Welt vor und nach Christus mit Rücksicht auf die Entwicklung des Lebens in Religion und Politik, Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie der welthistorischen Völker, für das allgemeine Bildungsbedürfnis dargestellt, in 6 Bänden, 2. Aufl. Dies Geschichtswerk kann als Commentar zu den andern historischen Lehrbüchern Dittmars angesehen werden. Daß Dittmar auf der Höhe historischer Bildung steht und sein großes Geschichtswerk insbesondere, in dem er seinen Beruf, „für Gebildete das ihnen Nötige aus dem Gesamtgebiete der Geschichte zu wählen, zu ordnen und in edler Darstellung auszuführen", vollgültig documentirt, zu dem Ausgezeichnetsten der neueren Geschichtsliteratur gehört, dafür finden sich in vielen Zeitschriften von Fachmännern die ehrendsten Zeugnisse. Sein Standpunkt ist der positiv-christliche. „Im christlichen Princip, als dem wahrhaft universellen," — sagt der Verfasser — „begegnen sich alle übrigen, das ethische, religiöse, reinhumane, das staatliche, kirchliche, nationale, und ein jedes nimt in dieser natürlichen Einordnung erst seine wahre, darum würdige und haltbare Stellung ein. Religion und Politik, Staat und Kirche, Weltbürgertum und Volkstum, dazu Wissenschaft und Kunst, Handel und Industrie, kurz alle sich kund gebenden bedeutsamen Lebensregungen sind dem christlichen Bewußtsein keineswegs fremd, vielmehr gerade von ihm recht verstanden und weit entfernt, gegen die eine oder die andere dieser Beziehungen und Richtungen eines und desselben Lebensganzen sich spröde abzuschließen, einigt und durchdringt es alle verklärend und führt sie geläutert auf den gemeinsamen Lebensmittelpunkt zurück." — Nach Angaben von Dittmar wurde auch ein historischer Atlas in 18 Karten, in denen „ein oro- und hydrographisches Terrainbild den Grund bildet, über welchem die historischen Staatenbilder hingebreitet sind", entworfen und lithographirt.

Die literarischen Werke Dittmars legen Zeugnis dafür ab, daß er des weisen Pittakos Wort: „wol benutze die Zeit" treulich befolgt. Den rastlos thätigen Mann, der schon seit fünf Jahrzehenden sich keiner festen Gesundheit zu erfreuen hatte, traf die Mitternachtsstunde gar oft noch am Schreibtisch und um 4 Uhr konte man ihn wieder daran finden. Er gönte sich höchstens 6 Stunden Schlaf.

Höher als alle Weisheit von unten her stand ihm die Weisheit von oben her, die man in der Schule Jesu findet. Die „königliche Philosophie" Jesu, „in welchem verborgen liegen alle Schätze der Weisheit und der Erkentnis" (Col. 2, 3) war seine „köstliche Perle." Wie bei seinen Freunden Schubert und Raumer, so hieß es auch bei ihm:

Ach wenn ich nur Jesum recht kenne und weiß,
So hab' ich der Weisheit vollkommenen Preis.

Wenn man heutzutage so oft die Behauptung hört, Bildung und christlicher Glaube vertrügen sich nicht mit einander, so könte man zur Widerlegung derselben auch auf Dittmar hinweisen und an ihm nachweisen, daß ein gründliches Studium der Wissenschaft nicht von Gott ab-, sondern vielmehr zu ihm hinführt. Bildung und Christentum war bei ihm in schönster Harmonie verbunden. Um ein Saft- und Kraftchristentum, um ein inwendiges, kernhaftes, fruchtbringendes Christentum war es ihm zu thun. Das bezeugt auch sein Wahlspruch: „Weniger wissen und — mehr thun; weniger thun und — mehr sein, aber sein in der Kraft Christi, daraus erst das rechte Wissen und Thun hervorgeht." Die christliche Religion war ihm nicht eine bittere Arznei, die man nur in der äußersten Not nimt, sie war seine tägliche Lebensnahrung. Wie Johann Amos Comenius (in seinem Buche: Das Eine, was not zu wissen), so konte auch Dittmar zum Preise Gottes sagen: „Du hast mich vor der gemeinen Thorheit der Menschen bewahrt, die allerlei Zufälliges für das wesentliche Gut, den Weg für das Ziel, das

Streben für die Ruhe, die Herberg für die Wohnung, die Wanderschaft für das Vaterland halten."

Vom Tode ließ er sich nicht überfallen, er erwartete ihn. Er redete mit den Seinen oft und offen von dem Nahen seines Endes. Schon früher hatte er sich von den Seinigen den Liebesdienst ausgebeten, daß sie ihm, wenn sein Stündlein komme, zur Stärkung in dem lezten Kampf dieselbe Arznei reichen möchten, die seiner lieben Frieda auf ihrem Kranken- und Sterbebett so große Erquickung gebracht. Diese treffliche Tochter, die von ihren Eltern in der Zucht und Vermahnung zum Herrn auferzogen worden und frühe schon eine Maria sein wollte, die am liebsten zu Jesu Füßen sizt und das gute Teil erwählt, und sich betrüben konte, wenn sie von der Mutter wegen ihrer häuslichen Gewandtheit und Geschäftigkeit ihre liebe Martha genant wurde, war ein Muster einer christlichen Jungfrau. Sie wurde frühe reif für die Ewigkeit. In einem Alter von noch nicht 17 Jahren wurde sie heimgeholt nach einer äußerst schmerzlichen Krankheit. Auch in den furchtbarsten Leiden kam keine ungeduldige Klage über ihre Lippen. Ihre einzige Erquickung in der Trübsalshize war das Wort Gottes. Bei jedem der ihr vorgesprochenen Bibelsprüche oder Liederverse ließen die schrecklichen Zuckungen der Glieder nach. Ein ganz besonderes Trost- und Stärkungswort war ihr das Wort Joh. 10, 27—29: „Meine Schafe hören meine Stimme" u. s. w. Der Wunsch des alten Vaters Dittmar, daß man auch ihm, wie seiner Frieda, das Wort Gottes, das zugleich eine Kraft Gottes ist, in seinem lezten Kampf vorsagen und vorbeten möge, wurde ihm von den Seinen erfüllt. Copernicus hatte verordnet, daß man auf seinen Grabstein das Gebet setze:

Non parem Pauli gratiam requiro,
Veniam Petri neque posco, sed quam
In crucis ligno dederas latroni, sedulus oro.

Allein um diese Schächersgnade hat auch Dittmar seinen Heiland angefleht. „Ich bitte um Gnade, ich bitte, bitte" — hörte man ihn noch in den lezten Stunden und Tagen seines Lebens oft beten. In seiner Herzensdemut, die der Grundzug seines Wesens war, sah er, wie alle ächten Kinder Gottes, auf seiner Seite nur Mängel und Gebrechen, nur Versäumnis und Untreue, dagegen auf der Seite seines Herrn nichts als Treue und Langmut, nichts als Gnade und Erbarmung. Vor seinem Ende hatte er noch den Seinen den Segen erteilt. Er entschlief im Glauben an seinen Herrn und Heiland in einem Alter von 73 Jahren. Einer seiner ehemaligen Schüler, den er später seiner Freundschaft gewürdigt, hielt die Rede an seinem Grabe. Vor derselben sangen die Schüler des Gymnasiums Ps. 23, nach derselben die erste Hälfte vom 1. Psalm, sehr sinnig mit den Worten schließend: „was er macht, das geräth wol." Dittmar gehört zu den Auserwählten, deren Sterbetag ihr wahrer Gebutstag und von denen gesagt werden kann:

„Die sind nun todt und leben noch."

Aus ungedruckten Briefen an einen jungen Theologen.

Einundzwanzigster Brief.

W. d. 8. April 66.

Ein alter Flötenspieler, mein l. H., pflegte dem Schüler auch Mistöne vorzuspielen. Sic male canitur, sagte er, so muß man nicht spielen. Auch am schlechten Spiel sollte der Schüler das gute lernen. Solcher Warnung vor schlechtem theologischen Spiel dient in ausnehmender Weise die lezthin genante Rede des D. Beyschlag. Sie zeigt, wie die Theologie zur Phrase herabgestiegen ist. Höre heute gern noch einige dieser Mistöne. Wenn es gleich nicht eben vergnüglich ist, so ist es doch dem, dem die heilige Volkssache des Christentums am Herzen liegt, außerordentlich nüzlich. Wo sich die Phrase zeigt, in der Christenheit und gar auf der Kanzel, ja in der Würde des Doctors der Theologie, da muß sie gestäubt und nach Möglichkeit ausgetrieben werden.

Die Phrase ist allemal das Ende der Theologie. Sobald sie zu dieser Spielart greift, hat sie sich selbst weggeworfen. Erinnere Dich, daß die Phrase eine Redefigur ist, die bedeutend und edel klingt, die aber in solchen Rapport mit der verkehrten Zeitsprache, d. h. Denkweise, tritt, daß sich das böse Gelüst der Zeit daran stärkt, in seiner Unwahrheit sich bestätigt hört. Man kann sie kurz benennen das wolklingende Larifari.

Schon das vom „baumeisterlichen Verstand", der die Union verderben soll, war eine Phrase. Für den Unwissenden und Nichtdenkenden tönt sie „anmutig", ist aber im Grunde pur Nichts, dient vielmehr der Geschichtsverdrehung und Oberflächlichkeit.

Eine andere Phrase, die noch in die Union schlägt, ist zu sprechend, als daß ich sie Dir vorenthalten dürfte. Dem Vorwurfe, daß die Unionsmacherei die brüderliche Liebe der beiden Confessionen störe, wird die Frage entgegengestellt: „Ist das nicht, als ob von zwei Ehegatten, die sich noch in Manchem in einander zu schicken haben, eins dem andern vorschlüge, sich scheiden zu lassen, um dann in desto ungestörterer Freundschaft leben zu können?" — Hier hast Du das Wesen der theologischen Phrase. Unter wolklingenden Worten Hohlheit und Unwahrheit, ja Widerlichkeit.

Wie rührend, wie empörend: — die Orthodoxen tragen auf Ehescheidung an! Bisher wurden die beiden Confessionen Schwestern genant, und dabei ganz passend bemerkt, daß diese sich am sichersten vertragen durch gegenseitige Achtung des Eigentümlichen. Nun sind sie gar Ehegatten! Das Fluchwürdige der Scheidung ist für Nichtdenker zwar erschlichen, aber zweifellos, und es stellt sich nur noch die Frage zur Erledigung, wer von beiden der Herr und Gemal sei. Zweifelsohne der schweizerische Tropus, in den sich die deutsche Reformation als Gattin zu „schicken" hat.

Ein Verhältnis, von dem es heißt: Der Mann ist des

Weibes Haupt, ein Verhältnis, in welchem der Apostel das Geheimnis der ganzen Kirche, des Ehebundes mit Christo, versinnbildlicht sieht, trägt der Rhetor auf seine Union über. Es ist nichts Plumperes, Verwirrenderes zu denken. Es heißt das in die tiefsten kirchlichen Fragen hineintapsen.

Aber beachte jezt noch einige Wendungen, die unsern Gegenstand in volles Licht setzen.

Unser Redner tritt als Anwalt der anders gewordenen Zeit auf. „Die ganze scholastische Formulirung der christlichen Glaubenslehre ist unserer Zeit nicht nur unverständlich, sondern auch ungenügend geworden. Sie hat dabei nicht ganz ohne Grund das Gefühl: ja wol, wo die Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zu rechter Zeit sich ein. Sie will die ewige Wahrheit nicht nur in ihrer Sprache gesagt haben, anstatt in der eines vergangenen gelehrten Zeitalters; sie will auch anstatt mit kunstreich gefaßten Dunkelheiten, mit schlichten Klarheiten zu schaffen haben."

Hier steht Phrase bei Phrase so dicht, wie es nur in seltenem Zusammentreffen von Eitelkeit, Oberflächlichkeit und Zeithöhen-Schwindel bei einem Theologen vorkommen kann.

Beiläufig ist zunächst bemerkenswert, wie fein der Redner sich die Begriffe der christlichen Glaubenslehre, seinen orthodoxen Herren Collegen dagegen die (begrifflosen) Worte zuteilt. Schlichte Klarheiten also. Was ist doch das für eine Waare? Kann der Haushalter über Gottes Geheimnisse wirklich unserer Zeit damit dienen? Es war das der gesuchte Artikel zur Zeit der weiland Popular-Philosophie. Nur klar! Was nicht klar ist, kann unmöglich wahr sein. So hieß es. Nach der Analogie des Kehricht bildete sich, wie Du weißt, später der „Aufkläricht." Dann ward in Uhlichs Phrasenkreis die „schlichte Klarheit" die Bravour-Phrase, die wolgelittenste. Ich höre noch den Beifallssturm in Cöthen, wenn der Rhetor die Volksquäler beschrieb, die „Altgläubigen", und mit weichem Lächeln schloß: „Das Evangelium ist so schlicht, meine Herren, so klar!"

Ganz derselben Meinung ist unser gläubiger Rhetor. Er weiß, was die Zeit will, die so anders und so hoch gebildete. Er spricht ihre Meinung aus. Unter manchen guten Bildungselementen will sie auch das Christentum gern anerkennen. „Aber nur nicht wieder die alten Dunkelheiten, ihr Herren Theologen. Dieser einsichtsvolle Professor versteht seine Zeit, sie will mit schlichten Klarheiten zu schaffen haben." — Gewiß, es jücken ihr recht eigentlich die Ohren nach solcher Anerkennung ihrer wol berechtigten Ansprüche.

Der Mann dagegen, der ernste Mann, der sein Volk wirklich kent und wirklich liebt, sieht mit tiefem Gram und mit Verachtung auf eine Schwätzerin, die so schnöde die über die kirchliche Dogmatik hinausgewachsenen Zeitgenossen hätschelt. Der wahre Volksfreund wird ja so schlicht und so klar, als nur immer möglich, das Wort der Seligkeit verkündigen, aber er wird seine Lippen bewahren vor so grausamem Lobe der Zeit. Denn er weiß, daß sie sich etwas ganz Anderes, daß sie sich etwas Unsinniges und Unmögliches dabei denkt. Er sagt es also schlicht und klar, daß für den unerleuchteten Menschen das Christentum keine schlichten Klarheiten habe, noch haben könne, sondern nur Geheimnis und Dunkel, kunstreich und nicht kunstreich gefaßt. Erst wenn er Glauben und den Geist haben werde, der die Tiefen Gottes erforscht, erst dann könten ihm die Heilswahrheiten zu schlichten Klarheiten werden, aber er werde sie dann noch weniger so benennen, sondern nur immer bewegter in Abgründe der Gottesliebe blicken, deren Heilsmacht gerade an ihrer Unbegreiflichkeit und Unausgründbarkeit hafte.

Während also der Rhetor es unsere Zeit merken läßt, daß der orthodoxe Prediger sie mit kunstreich gefaßten Dunkelheiten speise — gerade als ob von evangelischen Kanzeln Abschnitte aus Hutter und Quenstedt verlesen würden — so sucht der männliche Zeuge Christi sie ebenso ernst als liebreich darüber zu belehren, daß sie für kunstreiche Dunkelheit halte, was unvermeidliche Dunkelheit der seligmachenden Lehre sei, auch daß ihr ein weit geringeres Unrecht geschähe, wenn ihr das echte Heil ungeschickt und dogmatisch dunkel gepredigt werde, als wenn wir ihnen nachgäben und ausgekernte Hülsen vorlegten, also etwa das Kernstück des Heiles, das Geheimnis der Person Christi zum Begriff ausklärten, wie es am Kirchentage durch Prof. Beyschlag verkündigt ist, mit Correktur des Katechismus auf nur eine Natur in Christus statt der bisherigen zwei.

Fast noch lehrreicher aber für das Verständnis der theologischen Phrase ist die Wendung des Rhetors: „Unsere Zeit will die Wahrheit in ihrer Sprache gesagt haben." Dies ist die Musterphrase. Es streiten in ihr Harmlosigkeit und Betrüglichkeit um den Rang. Ein nüchterner Theologe kann so nicht reden. Ich vertraue Dir, daß Du beim ersten Blick das schöne Nichts erkennest, das diese Figur in sich birgt.

Gerade das Gegenteil ist das Richtige. Unsere Zeit, die wiedergewonnen werden soll für die Gottesweisheit, die nicht aus dem Christentum lebt und denkt, kann und darf nicht in ihrer Sprache die Wahrheit hören. Denn ihre Sprache ist ihr Denken. Wie dies Denken auf ganz unwahren Vorstellungen von Gott und vom Menschen beruht, so faßt es ebensowenig als seine Sprache etwas vom Christentum. Will sie das Christentum in ihrer Sprache gesagt haben, so kann sie auch nur das Schattenchristentum hören, mit dem sich ihr Denken herumträgt, nicht ein Titelchen mehr. Es wäre ein Schöpfen durch ein Sieb.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 13. October. № 82.

Zum „Te Deum laudamus."

Die Worte eines Greises in Nr. 60 der Ev. K. Z. über diesen herlichen Hymnus sind mir aus der Sele geredet, und ich kann sie bekräftigen. Eine aus einem nahen Dorfe, in welchem vor andern sich noch kirchliche Sitte erhalten hat, hierher gezogene Frau hatte eine helle Freude, als sie zu Weihnachten unter dem Geläute aller Glocken und dem Schall der Posaunen dies Lied in St. Aeg. anstimmen hörte; meinte aber, eins fehle noch, die Gemeinde müsse diesen Lobgesang stehend singen, das sei in ihrem Dorfe von Alters her geschehen. Ich benuzte ihren Wink, und, als wir es Ostern wieder sangen, bat ich die Gemeinde, vor der Majestät Gottes aufzustehen. Bei der Siegesfeier am 15. Juli blieb die ganze Gemeinde ohne meine Aufforderung bis zum Ende des Te Deum stehen. Die schönen Gottesdienste des Herrn sind unter der Herschaft des Unglaubens so kahl geworden; das Te Deum, würdig gefeiert, gehört mit zu dem alten Schmuck, den wir wieder unter dem Schutt hervorsuchen müssen.

Noch zwei Bemerkungen. In manchen Kirchen wird von diesem Lobgesang nur der erste Vers gesungen; warum nicht das ganze Lied? Warum reißt man das Lob „des Vaters im höchsten Thron" und das „seines rechten, einigen Sohnes" auseinander? Wie kann man die Worte auslassen, die so kindlich an die heiligen 12 Boten, die lieben Propheten und die teuren Märtyrer erinnern, und nachher die Worte, die in gedrungenem Lapidarsthl unsere christlichen Feste, Weihnacht, Karfreitag, Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten mit ihren großen Gottesthaten der Reihe nach vor uns vorüberziehen lassen? Haben die „mit teurem Blute erlösten" Christen keine Zeit mehr zu dem Bußschrei aus der Tiefe und der himmelhohen Sehnsucht nach dem Erbteil der Heiligen, die in gewaltigen Klängen durch den Schluß des Hymnus tönen? Lieber die Predigt fünf Minuten kürzer!

Wo es thunlich, empfiehlt es sich auch, daß dies Lied, nach alter, freilich wol mit Recht bestrittener Tradition ein Wechselgesang zwischen Ambrosius und Augustin, auch als Wechselgesang gesungen werde. Ein vierstimmiger Chor begint, wo möglich ohne Orgel: Herr Gott, dich loben wir! darauf die Gemeinde mit Orgel- und Posaunenklang: Herr Gott, wir danken dir! und so durch das ganze Lied hindurch. Ich kann aus mehrjähriger Erfahrung bezeugen, wie ein derartiges Singen des Liedes durchaus nicht den Eindruck der Künstlichkeit macht, sondern die feierliche Anbetung wesentlich erhöht.

Ueber zwei Punkte möchte ich mir von Erfahreneren eine Aufklärung erbitten. Zuerst: an welcher Stelle des Gottesdienstes hat das Te Deum seinen rechten Plaz? Allein in hiesiger Stadt bestehen drei verschiedene Auffassungen darüber. In einer Kirche wird es zu Anfang des Gottesdienstes gesungen, was schon wegen der Störungen durch nachkommende Kirchbesucher der Feierlichkeit Eintrag thut. Eine andere Stimme weist dem Te Deum die Stelle des Hauptliedes zu; aber wird nicht oft die nachfolgende Predigt den gewaltigen Eindruck verwischen oder abschwächen? Nach meiner Meinung gehört es als „Höhepunkt des ganzen Gottesdienstes" an den Beschluß desselben, da füglich das Beste bis zulezt gespart wird.

Ferner: zu welchen Festen soll es in unsern Kirchen erklingen? Nach dem römischen Breviarium soll es an allen Festtagen des Jahres, mit Ausnahme des Festes der unschuldigen Kindlein, sowie an allen Sontagen, mit Ausnahme der Fastensontage, angestimt werden. Wo ein Friedens- oder Siegesfest oder ein Dankfest für überstandene Not gefeiert wurde, da hat es das Fest verherlicht; wurde auch von Carl dem Großen an der Krönungspsalm bei der Könung der deutschen Kaiser. Unsere evangelische Kirche ist wol spröder im Gebrauch dieses Lobgesanges gewesen. An unseren hohen Festen, vornämlich am ersten Festtage, sollte es uns nirgend fehlen; auch zu Himmelfahrt möchte ich das: „Du sitz'st zur Rechten Gottes gleich Mit aller Ehr' in's Vater's Reich" nicht gern entbehren. Auch an unsern Sieges- und Friedensfesten würde es nicht schweigen dürfen. Aber ist's herkömlich und räthlich, auch bei kleineren Festen, wie am Erntedankfeste, am Reformationsfeste, bei Missionsfeiern es zu singen?

Als nach dem Hubertsburger Frieden Friedrich der Große am 30. oder 31. März in der Kirche zu Charlottenburg von seinen Sängern und Musikern dies Loblied hörte, sank er auf seine Knie und Thränen rollten über seine Wangen. Möge denn auch bei dem bevorstehenden Friedensfeste die „werte Christenheit" unsers Vaterlandes mit diesem Liede den König der Ehren würdig preisen. *)

Ou. Nbr.

---

*) Für die bevorstehende Friedensfeier sei noch an das „Danklied für den lieben Frieden" von J. Francke erinnert, das wir

Dürfen die Hannoverschen Geistlichen und Beamten dem König von Preußen den Huldigungseid verweigern? *)

Es gibt Fragen, die schwer aussehen, die aber in der That nur deshalb schwer sind, weil man sich dieselben schwer macht. Zu solchen scheinbar schweren Fragen gehört diese Eid-Frage. Sympathie und Antipathie haben nun einmal einen großen Einfluß auf die Entscheidung des Verstandes und Willens. Die sympathische und antipathische Wirkung liegt im unmittelbaren Gefühle, jenseits der Verstandesoperation, und beeinflußt dieselbe, ohne daß man, oft wenigstens, selbst etwas davon weiß. Zu solchen durch Sympathie oder Antipathie schwer gemachten Fragen scheint die vorliegende zu gehören. Man denke sich einmal die Sachlage so, als habe das Welfenhaus erst seit Jahresfrist regiert und zwar so, daß über dasselbe eitel Klagen laut geworden wären. Man denke sich, daß das hannöversche Volk mit Steuern und Kriegsdienst überbürdet, die Gewissen mit katholisirenden oder unirenden Tedenzen schwer vom Welfenhause gedrückt worden wären, — man denke sich ferner, daß die Hannoveraner in dem Hause Hohenzollern das gerade Gegenteil erblickten von dem Welfenhause, daß sie dasselbe grade so ansehen, wie die Preußen dasselbe ansehen, und daß jeder Hannoveraner wenigstens etwas an Preußen zu loben hätte, der eine dies, der andere jenes; man denke sich in Preußen politisch alles so, wie die Hannoveraner es gerne haben, man denke sich z. B. in Preußen die Union weg und dafür eine blühende, staatlich garantirte lutherische Kirche und frage nun Angesichts der Thatsache, daß der Hohenzollern-Fürst das Welfenhaus im Kriege überwunden und Hannover seinem Lande noch obenein mit Schonung aller seiner Eigentümlichkeiten einverleiben wollte, — würde die Frage nach der Rechtmäßigkeit des Eides, den der neue Herscher verlangt, noch immer so schwer sein? Ich will mit dieser Fiction durchaus nichts gesagt haben, als daß Sympathie und Antipathie großen Einfluß auf Verstand und Willen haben. Ich meine durchaus nicht, als begegne den Hannoveranern, wenn Sympathie oder Antipathie auch ihre Rolle bei ihnen spielen wollen, etwas anderes, als was uns allen mehr oder weniger schon oft genug in unserm Privat- oder öffentlichen Verkehr begegnet ist. Ich wollte an nichts erinnern als an das: ich bin ein Mensch. Denn sonst weiß jeder, der es wissen will, daß der geistliche Stand in Hannover zum tüchtigsten in der dermaligen Kirche gehört, so wol seinem Wissen, als auch seinem Gewissen nach. Nur das Eine wollte ich constatiren: es ist die Möglichkeit da, daß Sympathie und Antipathie den Hannoveranern die Eidesfrage schwieriger macht, als sie ist.

Treten wir nun an die Beantwortung der gestellten Frage heran. Nichts Irdisches ist absolut für die Ewigkeit. Es ist durch Gottes Fügung die Erwerbung Hannovers durch Preußen ein einfaches geschichtliches fait accompli, wie es deren viele in der Geschichte gibt. Unbestritten ist der König von Preußen Herr von Hannover, — alle Welt muß es anerkennen. Nur die Beamten des vertriebenen Königs von Hannover wollen diese Thatsache noch nicht anerkennen! Sie behaupten, daß der factisch und kriegsrechtlich depossedirte König Georg noch immer ihr König sei, weil sie ihm unter ganz andern Verhältnissen als ihrem Landesherrn einmal den Eid der Treue geleistet haben. Ist das Recht? Alles ist verändert: das Welfenhaus ist durch den Preußischen Sieg depossedirt, das Preuß. Regiment ist in Hannover im Besiz der Königlichen Staatsgewalt, — wo in aller Welt ist auch nur ein Grund aufzufinden, weshalb die Beamten dem neuen Herrn nicht den Eid der Treue leisten wollen? Freilich wäre es eine ganz legale Form, wenn der König Georg seine Beamten ihres Eides, mit dem sie ihm verbunden sind, entließe! *) Hat er das Land nicht mehr, hat er seinen Thron verloren, kann er seine Beamten nicht mehr brauchen, nicht mehr schützen, was will er denn mit dem Eide thun, den die Beamten ihm geleistet? Zur Beruhigung der Ge-

---

hier mitteilen, weil es sich in den wenigsten unserer Gesangbücher findet:

Herr Gott, dich loben wir, regier, Herr, unsre Stimmen, laß deines Geistes Glut in unsern Herzen glimmen: komm, komm, o edle Flamm, ach komm zu uns allhier! so singen wir mit Lust: Herr Gott, dich loben wir.

Herr Gott, dich loben wir, wir preisen deine Güte, wir rühmen deine Macht, mit herzlichem Gemüte; es steiget unser Lied bis an des Himmels Thür, und tönt mit großem Schall: Herr Gott, dich loben wir.

Herr Gott, dich loben wir für deine großen Gnaden, daß du das Vaterland von Kriegeslast entladen, daß du uns blicken läst des goldnen Friedens Zier: drum jauchzet alles Volk: Herr Gott, dich loben wir.

Herr Gott, dich loben wir, daß du die Pfeil und Wagen, Schild, Bogen, Spieß und Schwert zerbrochen und zerschlagen; der Strick ist nun entzwei, darum so singen wir mit Herzen, Zung und Mund: Herr Gott, wir danken dir.

Herr Gott, dich loben wir, daß du uns zwar gestrafet, jedoch in deinem Grimm nicht gar hast weggeraffet; es hat die Vaterhand uns deine Gnadenthür jezt wieder aufgethan: Herr Gott, wir danken dir.

Herr Gott, wir danken dir, daß du Land, Kirch und Häuser, den frommen Fürstenstamm und dessen grüne Reiser, bisher erhalten hast; gib ferner Gnad allhier, daß auch die Nachwelt sing: Herr Gott, wir danken dir.

Herr Gott, wir danken dir, und bitten, du wollst geben, daß wir auch künftig stets in guter Ruhe leben. Krön uns mit deinem Gut, erfülle nach Begier, o Vater! unsern Wunsch. Herr Gott, wir danken dir. Anm. der Red.

*) Von einem höher gestellten Geistlichen in den von Preußen neu erworbenen Landesteilen. Anm. der Red.

*) Dies ist bekantlich jezt schon geschehen. Anm. der Red.

wissen müßte er aussprechen, was factisch vorliegt: ich bin nicht mehr König, daher seid ihr nicht mehr meine Unterthanen. Wenn er das aber nicht will, so ist's am Ende auch nicht nötig; es wäre eben eine Form, die erfüllt werden kann. Wenn der König Georg die Beamten ihres Eides entläßt, so verliert er nicht mehr, als er schon jezt verloren hat und die Beamten gewinnen nicht mehr, als sie schon jezt haben, nämlich die Freiheit, entweder dem König Georg aus Liebe ins Exil zu folgen, oder aber zu bleiben, die neue staatliche Ordnung anzuerkennen und die wichtigen Dinge zu treiben, die ihnen in der Kirche, im Staate und im Hause befohlen sind, dann aber auch dem neuen Herscher den Eid der Treue zu leisten.

Nicht dem Könige Georg als Titular-König, wie er es jezt ist, haben sie den Eid der Treue geleistet, sondern dem Könige seinem Amte nach: als Landesherrn. In dem Eide, den die hannoverschen Beamten geleistet, heißt es: Ihr sollt schwören..., daß Ihr dem Allerdurchlauchtigsten... Herrn Georg V Könige von Hannover u. s. w. treu, hold und unterthan sein, Allerhöchst dessen und des Gesamten Königreichs Wol nach besten Wissen und Gewissen befördern wollt ꝛc. Also dem Könige von Hannover, haben sie geschworen, daß sie sein und des Königreichs Wol befördern wollen. Nicht der Person haben sie geschworen, sondern dem Könige, als der höchsten Staatsgewalt, ihm als solcher treu zu sein und dadurch des Königreiches d. h. aller Hannoveraner Bestes zu befördern. Nun aber ist dieser König kein König mehr, er ist nicht in Hannover, „das Verhältnis", wie Mejer bei Münckel prägnant sagt, ist nicht mehr, darum ist auch der Eid nicht mehr und zwar nicht durch die Schuld der Beamten. Wenn aber ein christlich Gewissen nun einmal gefangen ist in dem Eide, den es einem depossedirten Königshause geleistet, und mit allgemeinen Vernunftgründen sich nicht beruhigen will, so muß es sich doch rathen lassen durch das Wort Gottes, das überall Regel und Richtschnur ist. So leicht aber, wie es den Anschein hat, können die Hannoveraner an Röm. 13 nicht vorübergehen. Jedermann, sagt der Ap., sei unterthan die Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet. Nun aber hat der König Georg keine Gewalt mehr über jemand in Hannover, sondern allein der König von Preußen. Niemand kann auch leugnen, daß der König von Preußen jezt die Obrigkeit in Hannover ist, wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet, demnach ist des Königs von Preußen Obrigkeit in Hannover von Gott verordnet. Wer sich nun wider die Obrigkeit setzet, sagt der Ap. weiter, d. h. in Hannover wider den König von Preußen, der widerstrebt Gottes Ordnung; die aber widerstreben, werden über sich ein Urteil empfangen Röm. 13, 2. Hier gilt kein Deuteln, keine Sympathie oder Antipathie, sondern schlichtes sich Unterwerfen unter Gottes Wort.

Was bedeutet das sympathisch-legitimistische Festhalten an dem Welfenhause solchen klaren Stellen der Schrift gegenüber! Der conservativste Schriftsteller der Gegenwart, Stahl, sagt, die gegenwärtigen Parteien in Staat und Kirche, S. 303 „es ist ein Misverständnis, daß das Princip der Legitimität als starre, logische Doctrin zu Gunsten absoluter Unverlierbarkeit der dynastischen Rechte alle weltgeschichtlichen Ereignisse ignorire, allen weltgeschichtlichen Notwendigkeiten sich widersetze, also die Weltgeschichte meistere. Der legitime Anspruch der Dynastie entsteht in der Zeit und kann auch vergehen in der Zeit, er erjährt und verjährt, und dieselbe göttliche Fügung, welche ein Königtum gründet, hat auch Macht und Recht, es zu vernichten." Und Harleß sagt in der Ethik 6. Auflage S. 553: „Und gerade der Christ weiß von Nationalgeschicken, welche nach Gottes Fügung, sei es gerechtes Gericht, sei es heilsame Züchtigung eines Volks zu sein bestimt sind, so daß für die Frage, wie sich das Volk oder der Einzelne in solchem Falle zu verhalten habe, der Christ für sein Gewissen keine Beruhigung aus einer allgemeinen Regel, sondern nur aus dem Verständnisse des concreten Falles und aus der Erwägung zu schöpfen vermöchte, ob denn die Erzwingbarkeit des Rechtes thatsächlich gegeben sei oder nicht." Nachdem aber der König samt seiner Armee besiegt ist, und niemand in Europa sich rührt für die Rechte des Königs Georg, also eine Erwägung, ob das Recht des Königs Georg thatsächlich zu erzwingen ist, nicht weiter stattfinden kann, so werden die Beamten sich eben einfach in die Notwendigkeit zu fügen haben. Harleß fährt an der citirten Stelle fort: „Was aber die Rechtmäßigkeit der früher bestandenen Ordnung und die eidliche Verpflichtung auf dieselbe betrifft, so entscheidet das eben so wenig, da der Bürger- und Unterthaneneid eben an die bestehende Ordnung bindet, nicht aber an eine Ordnung, welche ohne Eidverletzung derer, die sie beschworen haben, aufgehört hat zu bestehen." Wer unter den Predigern daran aber noch nicht genug hat, wer doch noch von fürstlichen Erbschaftsstreitigkeiten redet, die zwischen König Georg und König Wilhelm stattfinden, dem kann hierin auch die Augsburgische Confession dienen. Sie sagt artic. abus. VII. de potestate eccles: „Darum soll man die zwei Regiment, das geistliche und weltliche nicht in einander mengen und werfen. Denn die geistliche Gewalt hat ihren Befehl, das Evangelium zu predigen und die Sacramente zu reichen. Soll auch nicht in ein fremd Amt fallen, soll nicht Könige setzen oder entsetzen, soll weltlich Gesez und Gehorsam der Obrigkeit nicht aufheben oder zerrütten, soll weltlicher Gewalt nicht Gesez machen und stellen von weltlichen Händeln, wie denn auch Christus selbst gesagt hat: Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Item, wer hat mich zu einem Richter zwischen euch gesezt?" Die Bischöfe sollen sich also um ihr Amt kümmern und nicht um weltliches Regiment, sollen nicht fragen, ob der Welf dermalen mehr Recht hat als der Hohenzoller, sollen daher auch nicht vorschreiben, wie sie der neuen Obrigkeit ihre Treue versichern wollen, ob durch einfaches Versprechen momentaner Treue oder durch den Huldigungseid. Pflicht der Bischöfe ist nach der Schrift, der gewalthabenden Obrigkeit alles das zu thun, was sie begehrt, so fern es nicht gegen das in Gottes Wort gebundene Gewissen ist, und ihre höheren Pflich-

ten auszuüben, die ihr Amt ihnen auferlegt. Oder wäre das das rechte, daß die Geistlichen der ganzen neuen Ordnung widerstreben und darüber ihr Amt, „zu predigen und Sacramente zu reichen," verlieren als selbsterwählte Erbschaftsschlichter?

Auch dürfte es schwerlich auf die Länge gehen, den Huldigungseid zu verweigern und dafür zu geloben, thatsächlich sich fügen zu wollen. Abgesehn davon, daß das vielleicht gar nicht zugestanden wird und also das Amt auf dem Spiele steht, so ist solch Begehren auch nichts, als eine Bitte um Galgenfrist. Wie soll es denn endlich werden? Was soll noch geschehen, um den Huldigungseid endlich doch eintreten zu lassen? Und wenn die Obrigkeit des Königs von Preußen thatsächlich jezt anerkant und versprochen wird, derselben sich fügen zu wollen, was ist denn das anders, als der Inhalt des Huldigungseides? Daß man nicht für die Ewigkeit huldigt, sondern nur auf so lange, als der König, dem man huldigt, Herr des Landes ist, oder die Möglichkeit da ist, daß er wieder Landesherr wird, das beweiset ja eben auf eclatanteste Weise die gegenwärtige Situation. Es ist selbstverständlich, daß der Huldigungseid, der jezt dem König von Preußen geleistet wird, wieder hinfällt, wenn König Georg Hannover zurückerobert. Dann wird der König von Preußen sich so wenig über die Untreue der Hannoveraner beschweren können, wie König Georg jezt. Dem Landesherrn wird gehuldigt, damit er auf seine Unterthanen zählen kann, aber auch damit er jeden seiner Unterthanen und besonders den Beamten in seinen Rechten schützen soll. Durch den Eid erhält der Landesherr Rechte, übernimt aber auch Pflichten. Kann er seinen Pflichten nicht mehr genügen, so darf er auch von seinen Rechten keinen die Gewissen beschwerenden Gebrauch mehr machen. Das muß ein gewissenhafter König einsehen, und will er das nicht einsehen, so hat er es zu verantworten und nicht die Beamten, die nicht durch ihr Thun den Eid haben hinfallen lassen. Darum ist nicht zu verstehen, warum man den factischen Gehorsam gegen die neue Obrigkeit versprechen darf, nicht aber dem neuen Landesherrn den Huldigungseid leisten soll. Was dabei in den Herzen vorgeht, ob da Sympathie sich findet oder Antipathie, das ist ganz gleichgiltig, ob man mit Freude dem neuen Herscher huldigt oder mit Wehmut, darauf komt nichts an: darauf komt es an, voll und ganz seine Pflicht zu thun!

Grade jezt ist es so überaus wichtig, daß die lutherische Kirche klar und voll ihre Pflicht thut, damit sie die Stimmung, die für sie etwa da ist, nicht durch unweises Handeln sich zum Schaden in Widerwillen verwandelt. Je umsichtiger und weiser die lutherische Kirche in dieser allgemein sittlichen Frage sich benimt, desto mehr wird man sie hören, wenn sie pro domo zu reden hat. Wenn sie aber auf fremden Gebiete so unklar sich benimt, so ist die Gefahr da, daß man gegen ihr Urteil überhaupt mistrauisch wird.

Schreiber dieser Zeilen hat auch Abschied nehmen müssen von einem geliebten Königshause, und hat mit Thränen im Auge dem Könige Wilhelm den Huldigungseid geleistet. Es komt eben

nicht auf Sympathien und Antipathien an, sondern darauf, daß man seine Pflicht thut.

„Wie Gott mich führt, so will ich gehen," dieses Wort Münckels, neues Zeitblatt S. 287, muß die Losung sein.

Aus dem lezten Kriege von einem Feldprediger.

Es ist ja wol auch zu den Pastoren insbesondre das Wort des h. Paulus 2 Cor. 6, 4 geredet: „in allen Dingen lasset uns beweisen als die Diener Gottes in großer Geduld ꝛc." und sie sollens sich Alle gesagt sein lassen, und bedenken, weshalb grade die Geduld vorangesezt ist vom Apostel, aber ein Feldprediger soll die Stelle täglich betrachten, und vornemlich das Wörtlein „große" vor dem großen Worte Geduld stehend recht ins Auge und ins Herz fassen, denn „Geduld ist euch not, auf daß ihr den Willen Gottes thut, und die Verheißung empfanget" Ebr. 10, 36.

Ein Pfarrer auf dem Lande ist ein recht großer Herr troz des Gemeinde-Kirchen-Raths an seiner Seite, ein Mann der allerlei Einrichtungen selbständig trifft, die auch oft unbesehen von seinen Gemeinden befolgt werden; wenn aber derselbige Pastor ein Feldprediger wird, dann merkt er bald, daß er ein unbedeutender Mann ist, ein Rad in dem großen Uhrwerk, das auch herausgenommen werden kann, ohne daß der Gang desselben aufgehalten wird, im Gegenteil, es scheint eine Hemmung weniger, wenigstens in den Zeiten der Vorbereitung zum Kriege. Da ist's ein schönes Ding um die Geduld, aber sie muß erbeten werden. Als es nun Ernst zu werden schien, als das ganze Armee-Corps von der Ostsee in wenigen Tagen an den Fläming und in die Sandgegenden der Lausitz versezt worden war, da fand sich reichlich Gelegenheit den einzelnen Abteilungen Gottes Wort zu verkündigen, und es schien als ob die lieben Pommern sich durch dasselbe über die erste Trennung von der Heimat und der Familie gern trösten ließen. Aber auch hier hieß es wieder Geduld ist not, denn kaum war durch vieles Laufen, Hin- und Herschreiben und Schicken die Reihe der Gottesdienste für die einzelnen Kantonnements nach Tagen und Stunden geordnet, da kam der Befehl zum Abmarsch, ein Hin- und Herschieben fand wenige Tage hindurch statt, bis an den Ruhetagen die Arbeit, Gottesdienste anzusetzen und Gelegenheit dazu auszusuchen, von Neuem begann; dann ein neuer Aufbruch, der alle Veranstaltungen zu Schanden machte. Eins habe ich dabei gelernt: ich habe wol während meiner zehnjährigen Amtsführung dem lieben Heiland oft recht herzlich gedankt, daß er mich armen Sünder zu einem Unterhirten bei Seiner durch Sein teures Blut erkauften Herde gesetzet hat, aber Ihm jedesmal auf den Knien zu danken, wann Er mir Gelegenheit gegeben hatte, Sein Evangelium armen Sündern zu predigen, das habe ich erst in den Wochen des Feldzugs gelernt; denn das war offenbar, daß Er es war, der Selber die Thür öffnete zu

Seinem Schafstall, uns die Erlaubnis gab, zu den Seinen mit freundlichen Lippen zu reden. Des Herrn Werk verkündigen (Ps. 118, 17) zu dürfen, ist eitel Gnade. Und wie beschämte Er, der liebe Herr, den Kleinmut und die Verzagtheit, als das Armeecorps in und um Görlitz gedrängt lagerte, wie gab Er in reichlicher seliger Arbeit reiche Entschädigung für manche fehlgeschlagene Hoffnung! Der Ausbruch des Krieges war nahe, vielleicht schon die Erklärung darüber dem Gegner zugefertigt, da drängten sich die Scharen zum Altar des Herrn, um sich die Vergebung der Sünden im h. Sakrament versiegeln zu lassen, um mit Gott versöhnt durch des Mittlers Blut getrost in die Gefahren des Leibes und Lebens hinauszuziehen. Es reichten die langen Tage des Juni kaum hin, um allen Anforderungen gerecht zu werden. Wann kommen Sie zu uns? fragten die Leute oft, wenn ich durch ein Dorf, das mit Einquartirung belegt war, kam, auch die Katholiken hielten mich oft an (ich weiß nicht, ob der neue lange Rock, den ich angelegt hatte, die Leute dazu verführte) und fragten, ob ich ein katholischer Feldprediger sei, ich konte sie aber an den teuren Kaplan A. der — Division weisen, der sich mit unermüdlichem Fleiße seiner Glaubensgenossen von früh bis spät annahm. Endlich fast vom Altare weg, wo das lezte Paar zur Ehe eingesegnet war, ging's von Neuem vorwärts, diesmal gleich in das Land des Feindes hinein. Ich konte mich kaum trennen von dem prächtigen Gotteshause der Stadt, in dem ich die lezte heilige Handlung verrichtet hatte, war's wol die Ahnung, daß ich monatelang keine evangelische Kirche betreten sollte? — Und welch ein Wechsel war's, den ich erlebte, aus dem stillen dämmernden Dome in das Geräusch und Gewirre der Landstraße, wo unter unsäglichem Staube die Wagenmassen in drei Reihen streng geordnet und beaufsichtigt sich fortbewegten oder auch oft stundenlang hielten, wenn vorn eine Stockung eingetreten war. O auf diesen endlosen, ermüdenden Märschen war's an der Zeit, um recht viel Geduld den lieben Herrn zu bitten.

Die nächsten beiden Quartiere auf diesen ersten Märschen im Königreich Sachsen und Böhmen waren mir bei katholischen Pfarrern angewiesen. Ich bin in den Monaten des Feldzuges ziemlich oft ein Gast derselben gewesen. Die meisten waren so erschrocken und niedergeschlagen über den Einbruch der Preußen in ihr Vaterland und in ihre Gemeinde, daß es vieler Worte bedurfte, sie aufzurichten und zu stärken, daß sie bei den zahlreichen Einquartirungen, die in ihre meist schönen geräumigen Häuser gelegt werden mußten, nach dem Rechten sahen und dafür sorgten, daß die Forderungen der Gäste befriedigt wurden. Gegen mich waren sie höflich aber meist zurückhaltend, und wenn ihnen das Herz aufging und die Zunge beweglich wurde, hatten sie nur Klagen über geringes Einkommen, über ihre Kapläne, über Ordensbrüder, über hohe Besteuerung von Seiten ihrer Regierung. Nur einmal in Nieder-Oesterreich bin ich in ein sehr lebhaftes Gespräch mit einem von ihnen gekommen, es war ein Mann von südlicher Beweglichkeit und mit blitzenden Augen, ein Mann, der etwas gelernt zu haben schien, er wollte mir den einen der Pfeiler unsrer Kirche nehmen: die sola fides, er holte den Möhler hervor; las mir die bekante Stelle vor, wo mit gesperrter Schrift eine Reihe von bekanten und unbekanten Namen der protestantischen Lehrer angeführt stehen, die diese Lehre nicht kennen, und sie als ev.-lutherisches Dogma leugnen sollten. Ich konte dagegen nur versuchen, ihm nachzuweisen, daß jeder befangene Katholik unvermögend sei, den wirklich objectiv rein lutherischen kirchlichen Lehrbegriff aufzufassen und unverfälscht wiederzugeben. In der Politik trieb er mich freilich etwas in die Enge, da er mit dem italischen Bündnis kam, über das ich auch mit besonderen Gedanken mich herumtrug.

Uebrigens sind die katholischen Geistlichen niemals in ihren Gottesdiensten von den das Land beherschenden Preußen gestört worden, sie konten dieselben abhalten wie und wo und wie oft sie wollten. Die katholischen Mannschaften fanden sich fleißig bei ihnen zur Beichte und zum h. Sakrament ein, und wurden von ihnen treulich bedient, auch verweigerten sie ihre Begleitung bei den in den Lazarethen gestorbenen Preußen nicht.

Grottau war die erste böhmische Stadt, in der ich Gottesdienst in Feindes Land abhielt. Es blieb mir allewege der Gedanke sehr beweglich, daß da zwischen diesen Bergen, auf diesen Feldern, in diesen Städten, wo noch niemals ein evangelischer Gottesdienst gefeiert ward, nun mit einem Male eine große Gemeinde stand, die ernsten feierlichen Choräle erklangen, und von dem Herrn Jesus einfältiglich gepredigt wurde. Ich bin mit meinen wandernden Gemeinden niemals, als nur ein einzig Mal, und da auch nur, weil mir die Wahl nicht frei stand, in einem katholischen Gotteshause gewesen. Warum denn nicht? Es würde mir, der ich zu den siegreichen Feinden gehörte, kaum eine Kirche verschlossen geblieben sein, aber ich wollte nicht, daß man im gegnerischen Lager sagen sollte, die Ketzer hätten die Gläubigen verdrängt, selbst von ihren Altären weg; man benuzte ja in Oestreich Alles, um gegen die verhaßten Preußen aufzuregen; ich wollte nicht, daß man hinter uns her von Neuem räuchern und weihen sollte, wie das ihr Gebrauch ist. Darum war meine Kirche draußen im Freien. Oft bot ein geräumiger Schloßhof in diesem an Schlössern und alten Burgen so reichen Lande den Raum dazu, bald eine Bergwiese, oder ein schattiger Plaz in einem Walde oder Garten, bald ohne Wald das Lager, das gerade die Abteilung inne hatte. Und wie schön war's fast immer in diesem schönen, so reich von Gott ausgestatteten Lande. Bald war ein Tisch beschafft, darüber die rothe Altardecke mit dem weißen Kreuz, darauf das schwarze Krucifix, die beiden schwarzen Leuchter, die Bibel — das Alles führte ich

stets in meinem Wagen mit mir. Rings herum in geordneten Reihen still und andächtig die langen und tiefen Kolonnen der Gemeindeglieder. Wie kräftig klangen unsere köstlichen Lieder von den vielen Männern laut gesungen, zuweilen unter der Begleitung der schönen Musik. Aber eine leibliche Anstrengung für mich war's doch da im Freien, einen Küster hatte ich nicht, ich hatte ihn mir verbeten, weil ich gehört hatte, daß meist halbinvalide Hautboisten dazu gegeben würden. Vielfach sprach ich das Lied vor, wenn ich sah, daß nicht genügend Gesangbücher vorhanden waren, stimte an, sang kräftig mit, um den Gesang zu halten. Die Texte zur Predigt oder Ansprache gab der Herr, denn Er redete gewaltig in Thaten zu uns, die Er geschehen ließ, die Vorbereitung zum Predigen gab Er auch durch die Augen ins Herz und dann frisch auf die Lippen. Und zubereitete Herzen waren da, das Wort aufzunehmen, denn der Herr hörte nicht auf, in diesen ernsten Wochen uns da draußen besonders zu nehmen vor allem Volk. Wie oft ich Gottesdienst gehalten? Ich hab's nicht gezählt, aber auf dem Marchfelde während des Abschlusses des Waffenstillstandes täglich und stets darnach die Feier des h. Abendmals, ebenso auf dem Rückmarsche in Böhmen während der Friedensunterhandlungen täglich oft zweimal in den verschiedenen Orten, wo Abteilungen unseres Heeres standen.

Stets umgaben unsere Reihen bei unsern Feldgottesdiensten dichte Scharen von Einwohnern des feindlichen Landes, die Neugierde hatte sie zuerst aus ihren Wohnungen hergetrieben, darnach faßte sie auch der Ernst und die Stille derer, die da feierten, es war auch in ihren Augen und in ihren Zügen Teilnahme nach dem Staunen, daß die ketzerischen Preußen auch Gottesdienst hielten, zu lesen. Da, wo die Czechen in Böhmen und Mähren wohnen, haben die Leute kaum etwas verstanden, ich habe zwar niemals versäumt, den Glauben und das h. Vaterunser sehr laut, sehr langsam und sehr deutlich zu beten und den Segen mit erhobener Stimme zu sprechen. Da, wo Deutsche wohnten, zeigte sich der Eindruck deutlicher, unverkenbar folgten sie dem gepredigten Worte mit größter Aufmerksamkeit, ihre Kälte und Fremdigkeit schwand und eine tiefe Bewegung malte sich in ihren Zügen. Ich hätte oft gern nachher mit Einzelnen reden mögen, doch wichen sie mir Alle scheu aus, aber zu meinem Trainsoldaten, der mich stets begleitete, einem treuherzigen, Zutrauen erweckenden Pommer, haben sie gesagt: wie glücklich seid ihr, ihr habt doch den Herrn Jesum, wir haben nur Heilige, ihr höret doch klar und deutlich Gottes Wort, wir hören's nie. Aber als er zu ihnen sagte, wenn ihr etwas Besseres wißt, als ihr habt, dann greift doch zu, da haben sie geantwortet: wir können nicht, was würden unsere Priester dazu sagen! Einmal sagte zu mir ein sehr gut besoldeter Wirtschaftsbeamter, er würde, wenn er nur den entfernten Verdacht errege, seine Kirche zu verlassen, sein Amt sofort verlieren.

Böhmen ist unter den katholischen Ländern vielleicht dasjenige, welches an den Kreuzwegen und Landstraßen, in den Dörfern und Städten am meisten Kreuze und Heiligenbilder

aufzuweisen hat. Es gibt in manchen Gegenden kaum ein Haus, das nicht über der Thür oder zwischen zweien Fenstern eine Nische hat, in der noch ein besonderer Hausheiliger oft in wunderlicher Gestaltung und in brennenden Farben prangt. Vielfach sieht man kleine offene Hallen oder Kapellchen, in denen aus Holz geschnizt oder aus Thon gebacken eine größere Gruppe von Heiligen aufgestellt ist. Wenn ich sie ansah und die, welche an den Häusern zu sehen waren, dann fielen mir die Missionsberichte aus Indien ein, und ich mußte mein Herz halten, daß ich nicht bitter ward gegen eine solche Kirche. Ich sah auch, daß unsere Soldaten sehr ernst oder sehr spöttisch die Köpfe darüber schüttelten, und wenn sie auch gegen das Kreuz mit dem Gekreuzigten am Wege nichts einzuwenden hatten (und daß manch Einem dies ernste Bild eine stille, aber eindringliche Predigt auf jenen ernsten Märschen gehalten hat, weiß ich; ich kenne einen, der stets beim Anblick des Gekreuzigten stille für sich betete: laß dein Kreuz und deinen Namen allewege in meinem Herzen stehen), aber das Schildlein da am Fuße des Kreuzes, das mit hellen goldenen Buchstaben den Namen des nante, der zur „öffentlichen Gottesverehrung" das Bild auf seine Kosten hatte aufrichten lassen, das gefiel ihnen desto weniger.

Etwas sehr Verwunderliches habe ich einmal in einer czechischen Bauernstube gefunden, da hing in der Reihe der Heiligenbilder ein sehr buntes, oft gesehenes, eine Frauenfigur mit allerlei Früchten in den Händen, und darunter stand in deutscher Sprache: „Der Herbst." Das Bild war wol vom Jahrmarkte her ins Haus unter die Heiligen gerathen, ich konte Genaueres nicht darüber erfahren, da die Böhmen mich nicht und ich sie nicht verstand, aber aus den Zeichen merkte ich, daß „der Herbst" in gleicher Achtung stand, wie alle seine Nachbarn und Nachbarinnen. Ja in einem andern Hause neben dem Johann Nepomuk und Wenzeslaus fand ich einen alten lieben Freund — den Dr. Philippus Melanchthon. Daß Jan Hus in sehr vielen Stuben zu sehen ist, ist weniger befremdend, denn er ist ein böhmischer Nationalheld schon lange geworden.

Es ist niemals eines dieser Heiligenbilder weder draußen auf der Straße, noch in den Häusern von unseren Soldaten zerstört worden, ich habe aber nach einem Gefechte gesehen, daß ein Offizier ein von einer Kugel herabgeworfenes Bild wieder sorgfältig in der Mauernische befestigen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Ist das Werk Mose's ein Erzeugnis des natürlichen Menschengeistes?

Ein Vortrag.

I.

Es wird Ihnen nicht unbekant sein, welche große Rolle heutzutage das Wort „Entwickelung" spielt. Die pantheistisch-naturalistische Weltanschauung, welche jezt einen so großen Teil

der Literatur wie in Folge dessen auch der sogenanten gebildeten Welt beherscht, hat dieses Wort gewissermaßen zu einem Götzen erhoben, den sie an die Stelle des lebendigen Gottes sezt, und durch den sie diesen aus der Welt, wenigstens aus dem Herzen der Menschen herauszudrängen sucht. Alles Entstehen in der Welt soll einfach Entwickelung sein, so zu sagen sich ganz von selber machen; nach der einfachen Kategorie von Grund und Folge, durch das Zusammenwirken von Kraft und Stoff ist in stufenmäßiger Folge die gesamte Welt vom Urschleim bis zum Menschen hin entstanden, und ganz auf demselben Wege der allmäligen Entwickelung sind wir zu Verstand, Sprache, Religion, und Gott weiß noch was Allem gekommen. Es ist auf der einen Seite klar, daß diese Anschauung consequent durchgeführt, mit der Vernichtung aller Religion enden muß, denn es bleibt nach ihr durchaus kein Raum für das Eingreifen irgend welcher Gottheit, weder auf dem natürlichen noch auf dem geistigen Gebiete. Auf der anderen Seite aber läßt sich nicht läugnen, daß gewissermaßen die ganze Vorstellungsweise der jetzigen Welt so von ihr inficirt ist, daß es selbst sonst nicht grade unchristlich gesinten Menschen sehr schwer fällt, sich ganz von ihr loszureißen. Um so notwendiger wird es nicht nur für den Geistlichen sondern auch für jeden gebildeten Christen sein, sich darüber recht klar zu werden, was es denn eigentlich mit diesem mit so großer Zuversicht auftretenden Begriffe auf sich habe, und die Punkte aufzusuchen, an denen sich klar nachweisen läßt, daß er ohne alle wissenschaftliche Begründung rein als Behauptung auftritt.

Als ich vor einiger Zeit vor Ihnen über das Thema sprach: Ob der Glaube an Wunder mit den feststehenden Resultaten der sogenanten exacten Wissenschaften im Widerspruch stehe, ergab sich uns schon das Resultat, daß dieses in keiner Weise der Fall sei. Wir sahen vielmehr, daß diese Wissenschaften gänzlich außer Stande seien, den Uebergang vom unorganischen zum organischen, wie von der Pflanzenwelt zur Thierwelt irgend wie nachzuweisen. Vielmehr liegen organisches und unorganisches, Thier- und Pflanzenwelt und innerhalb dieser beiden lezten Gebiete wiederum die einzelnen Gattungen so scharf geschieden neben einander, daß nirgends eine Brücke, welche vom einen zum andern hinüberführte, nachgewiesen werden könne. Allerdings, so sehen wir, sind es wesentlich dieselben Stoffe in der Pflanze wie im Thierleibe, welche auch im unorganischen Zustande vorkommen, d. h. die Pflanze wie das Thier eignen sich das unorganische an und verwandeln es in organisches, aber nimmer kann nach allen geschichtlichen Erfahrungen und chemischen Experimenten das unorganische sich aus sich selbst in organisches verwandeln. Hier sind Lücken, die nicht durch die Annahme einer einfachen Entwickekung, sondern nur durch die eines Einwirkens von oben her ausgefüllt werden können. Wenn ich mir nun heute als Thema die Beantwortung der Frage gestellt habe: Ob der Mosaismus ein Produkt des natürlichen Menschengeistes sei, so ist meine Absicht auch in Bezug auf diese historisch feststehende Erscheinung eine ähnliche Untersuchung darauf hin anzustellen, ob von dem, was der Menschengeist außerdem aus sich hervorgebracht hat, sich Uebergänge zum Mosaismus hinüber nachweisen lassen, so daß dieser nur als eine weitere Entwickelung oder vollkomnere Entfaltung eines auch anderweitig vom Menschengeiste erzeugten dastände, oder ob er nicht vielleicht so einzig geartet sich zeige, daß zwischen ihm und allem andern sich eine ebenso entschiedene, historisch nicht auszufüllende Kluft befände, wie etwa zwischen dem Organischen und Unorganischen oder zwischen der Thier- und Pflanzenwelt. Wäre lezteres der Fall, so läge es ja klar vor Augen, daß das so kühn ausgesprochene Wort „Entwickelung" auch in Bezug auf diese Erscheinung nichts als eine leere, jedes wissenschaftlichen Grundes entbehrende Behauptung sei, und daß der biblischen Erzählung, welche die Entstehung derselben auf Wunderthaten des lebendigen Gottes zurückführt, seitens der historischen Wissenschaften nichts entgegensteht. Wie bei meinem vorigen Vortrage, werde ich auch heute mich begnügen, dies zunächst allerdings nur negative Resultat zu erreichen, aber jeder von Ihnen wird ja fühlen, wie es vollkommen ausreicht, um auch auf diesem Gebiete jenes dreiste Gerede, daß Alles nur Entwickelung sei, in seiner so großen Unwahrheit hinzustellen.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Kirchliche Skizzen aus Südfrankreich.

(Schluß.)

Bei dieser Gelegenheit noch eine kurze Bemerkung über die Wahl der Professoren. Die Ernennung steht nach §. 11 der organischen Artikel der Regierung zu. Die Wahl selbst fand ehedem, wie an den andern französischen Akademien, durch Concurs statt. Das Reglement eines solchen, wie es 1830 von Cuvier aufgestellt wurde, ist mit seinen Bestimmungen über Disputationen, Probelectionen und Clausur-Arbeiten der sich präsentirenden Bewerber ein für unsere Anschauungen höchst curioses Actenstück. Doch machte Cuvier grade in dem erwähnten Jahre sehr unangenehme Erfahrungen mit dem Concurs, indem drei liberale Professoren erklärten, es befinde sich unter den Concurrenten einer, dem sie, wenn er gleich der Gelehrteste wäre, ihre Stimme nicht geben könten. Damit war Ad. Monod gemeint, dem der Minister auf Begehren des Pariser Consistoriums grade zu diesem Concurse die Altersdispensation erteilt hatte (das Reglement forderte ein Alter von 30 Jahren). Deshalb wurde aus dem ganzen Concurs nichts, und der Minister setzte 1836, nachdem er direct die Consistorien befragt hatte (was bisher dem mit der Präsentation der Candidaten zum Concurs beauftragten Consistorium von Montauban anheimgegeben war), A. Monod in jene erledigte Professur. Seit der Zeit ist es immer so gehalten worden, daß der Minister über die Besetzung der Lehrstühle die Meinungsäußerungen der Consistorien einholt, und dies Verfahren ist durch das Decret vom 26. März 1852 über die Reorganisation der protestantischen Culte gesezlich geregelt

worden, indem der durch dasselbe eingesezte Centralrath (vgl. Ev. K. Z. 1865 S. 1244) die Aufgabe erhalten hat, die Voten der Consistorien einzuholen und mit seinem Gutachten dem Minister einzureichen.

Kehren wir nun zu den gegenwärtigen Professoren von Montauban zurück. Als Schriftsteller haben sich einen Namen erworben: Félice vor Allem durch seine „Geschichte der Protestanten Frankreichs", die in 4 Auflagen, mehreren englischen, einer holländischen und einer deutschen Uebersetzung (von Papst, Leipzig 1855) eine weite Verbreitung gefunden hat. Neuerdings hat er auch eine Geschichte der Nationalsynoden veröffentlicht. Sardinous hat u. A. einen Commentar zum Galaterbrief geschrieben und (einer Uebersetzung des Zschockeschen Buches gegenüber) sich durch die Uebersetzung von Tholucks christlichen Stunden der Andacht (les heures de recueillement chrétien) ein Verdienst erworben. Nicolas, der einzige rationalistische aber vielleicht der gelehrteste Professor in Montauban, hat „über die religiösen Lehren der Juden in den zwei der christlichen Zeitrechnung vorangehenden Jahrhunderten" geschrieben, ein ziemlich umfängliches Buch, das Renan als eine der Quellen seines „Lebens Jesu" citirt. Doch tritt sein Standpunkt darin nicht so deutlich hervor, wie in den erst vor Kurzem erschienenen „Studien über die apokryphischen Evangelien." *)

Werfen wir nun auch einen Blick auf die Studenten. Zunächst der Gang ihrer Bildung. Nach Erlangung des Grades eines bachelier ès-lettres werden die jungen Leute, welche sich den theologischen Studien widmen wollen, in das mit der theologischen Facultät verbundene Auditorium der Philosophie, d. h. zu den Vorbereitungsstudien zugelassen. Hier wird Hebräisch und Philosophie, aber auch noch Griechisch und Lateinisch getrieben, zur Ergänzung und Vertiefung der auf dem Collège erworbenen (aber nicht ausreichenden (Kentnisse, und, wie z. B. die Gegenstände der griechischen Lectionen Pédézert's zeigen, in specieller Beziehung zu den späteren theologischen Studien. Die Dauer dieses Cursus ist gewöhnlich 2 Jahre, doch ist es bei befriedigendem Ausfall der dazu stets erforderlichen Prüfung auch schon nach einem Jahre gestattet aufzurücken (monter en théologie). Die theologischen Studien dauern 3 Jahre; ein Examen am Ende jedes Jahres entscheidet über Vorrücken oder Zurückbleiben, wodurch unter Umständen die Studienzeit verlängert werden kann. Während des Triennium haben die Studenten 6 Predigten zu halten. Am Schluß desselben wird durch Examen, Dissertation und Disputation der Grad eines bachelier en théologie erworben; außerdem ist eine Predigt binnen 4 Tagen und eine Clausurarbeit in 6 Stunden anzufertigen. Früher gab die Facultät dem Abgehenden ein certificat d'aptitude, das aber, wie schon an einer andern Stelle bemerkt worden, von jezt an wegfallen wird. Im Besiz des Baccalaureatszeugnisses kann der Candidat, wenn er das canonische Alter erreicht hat, die Ordination nachsuchen. Alle Studenten in Montauban, deren Zahl gegenwärtig 86 beträgt, sind, wie schon in der Geschichte der Facultät erwähnt wurde, seit 1847 „seminarisirt". Nur die Söhne der Professoren und Montalbanenser Geistlichen dürfen im elterlichen Hause wohnen. Das sieht sehr streng aus, und man würde demgemäß wol ein strenges Regiment im Seminar selbst erwarten, aber es soll nichts weniger als das der Fall sein. Doch will ich vom Hörensagen nicht weiter urteilen. Die Meinungen über den Nutzen der Anstalt sind sehr geteilt und manche Mitteilungen über dieselbe vielleicht parteiisch gefärbt. Director ist Prof. Monod, Subdirector Lic. Bonifas. Jeder Student hat im Seminar jährlich (das Studienjahr zu 9 Monaten gerechnet) die nicht beträchliche Summe von 550 Fr. (146⅔ Thlr.) für Wohnung, Beköstigung, Heizung, Licht, Wäsche und ärztliche Pflege zu zahlen; wobei es allerdings erklärlich ist, wenn das Budget der protestantischen Culte für 1865 einen Zuschuß von 11,000 Fr. zu den „Administrationskosten des Seminars" aufweist. Außerdem hat Montauban 14 Stipendien von 400 Fr. und 28 von 200 Fr. Selbst bei der gegenwärtigen, als sehr hoch betrachteten Zahl der Studenten kann doch noch die Hälfte derselben Stipendien erhalten. —

Zum Schluß noch einige Worte über die andern theologischen Lehranstalten, auf welchen die Geistlichen der reformirten Kirche ihre Bildung empfangen. Aus früherer Zeit befinden sich in Genf noch beträchtliche Stipendien für französische Studenten. Um ihnen dieselben zu erhalten, sind die dort gemachten Studien durch ein Concordat der französischen Regierung den bei französischen Facultäten gleich gestellt. Nur muß das theologische Baccalaureatsexamen in Montauban oder Straßburg abgelegt werden; meist geschieht es an letzterem Ort. Das Gleiche gilt aber nicht von der école de théologie de l'oratoire in Genf (Merle d'Aubigné, de la Harpe, Binder, Pronier, Tissot). Die von ihr ausgestellten Studienzeugnisse haben in der französischen „Staatskirche" keine Giltigkeit. Hier und bei der „theologischen Facultät der freien Kirche des Kantons Waadt" in Lausanne machen die der freien Kirche (der „Union evangelischer Gemeinden") Frankreichs angehörenden Studenten ihre Studien. Ihre Zahl beträgt in Genf 22, in Lausanne 18, die der bei der Facultät in Genf Studirenden soll ungefähr der in Montauban gleichkommen. In Straßburg scheinen nur wenige reformirte Studenten zu sein, obgleich dort seit 1819 ein Lehrstuhl für reformirte Dogmatik errichtet worden ist. — Füge ich endlich noch hinzu, daß in Nîmes, Nérac und Paris theologische Vorbereitungsschulen bestehen, um unbemittelten jungen Leuten die Möglichkeit zu bieten, sich für den Eintritt in die Facultät bis zum baccalauréat ès-lettres zu bilden, so habe ich die theologischen Unterrichtsanstalten der französischen reformirten Kirche vollzählig genant.

*) Als Probe der Verwandtschaft mit dem heimischen Rationalismus diene folgende Stelle aus der Vorrede. S. 10 erklärt er, daß das ursprüngliche Christentum nur in einigen allgemeinen Grundsätzen bestand, nämlich: „sich loszumachen von der vergänglichen Welt, einzig nach den geistlichen Gütern zu trachten, seine Leidenschaften und Interessen dem Erwerb des zukünftigen Lebens zu opfern, durch Empfang der Taufe zu bezeugen, daß man diese Aenderung des Wandelns annehme, oder, wie sich die Juden ausdrückten, ein neuer Mensch werde, und durch Teilnahme an brüderlichen Malen, daß man bei diesem edelmütigen Beschlusse beharre." Das sei denn verschiedener Auslegung fähig gewesen, in moralischem, mehr oder weniger ascetischem und mystischem Sinne u. s. w.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 17. October. № 83.

Aus ungedruckten Briefen an einen jungen Theologen.

Einundzwanzigster Brief.

(Schluß.)

Daß die Zeugen der Wahrheit nicht in der Sprache „eines vergangenen gelehrten Zeitalters" reden sollen — soll heißen: nicht aus Quenstedts Theologia didactico-polemica — dies versteht sich von selbst. Thäte es ein orthodoxer „Querkopf" dennoch, so wäre das ihm und den Hörern, wie wir sahen, zehnmal heilsamer, als die Sprache unserer Zeit zu reden.

Es werden ja heutzutage zwei sehr verschiedene Sprachen bei uns gesprochen: die Sprache der Zeit, insofern sie um Christus gekommen ist, und die Sprache der Wahrheit, deren beseelende Macht der dreieinige Gott ist, die Leben hat und Leben zeugt. Erstere ist Abbild und Vermittlerin, Erzeugnis und Erzeugerin eines Denkens, das herausgefallen ist aus dem Bande mit dem geschichtlich offenbarten Gott, hinein und hinunter in heidnische Feier der Menschenkraft und ihrer „idealen Entwicklung." Darum ist dies Denken ein Schalksdenken, und ihre Sprache nichts besseres, sondern durchzogen mit allen Kniffen und Griffen zur Vereitelung alles christlich Concreten und Thatsächlichen in leib- und geschichtlosen Idealismus, und umgekehrt zur Personificirung und Vergötterung des Abstrakten, Unpersönlichen, Nichtseienden.

Das macht eben die Sprache unserer Zeit zu einer durch und durch verlogenen Sprache, die immer etwas anderes meint mit den Wortfiguren, als der christlich gegebene und vererbte Sinn ihnen beilegt. Darum ist sie eine gottverlassene Sprache, aus welcher der Lügengeist mittels des unwahren Gottes- und und Menschenbegriffes die heiligen Mächte des offenbarungsmäßig bestimten Gewissens verjagt hat.

In dieser Sprache soll der Heilsverkündiger reden? „Mit nichten, sagt der Rhetor. Nur ein Uebelwollender kann solchen Sinn unterlegen, ein Haarspalter. Ein Wolwollender sieht ja leicht, was ich meine, nämlich eine Sprache, die unsere Zeit verstehen kann, durch die sie wirklich wiedergewonnen werden kann. Das meine ich mit ihrer Sprache. Die Sprache der Wahrheit muß es ja natürlich sein." So würde ganz gewiß der entrüstete Redner antworten.

Hier sieh eben, mein Lieber, das Wesen der Phrase und ihre Abscheulichkeit in der zartesten und heiligsten aller Angelegenheiten. Man hat nämlich bei der Phrase immer einen guten Sinn in Reserve, man meint etwas Herliches, aber man wirkt so, wie man es leichtsinnig hinwirft, notwendig das Gegenteil, steigert die Verwirrung der Köpfe.

Der Rhetor weiß es und sagt es auch, was die Zeit unter ihrer Sprache versteht und warum sie ihre Sprache hören will, nämlich offenbar, weil sie eine so denkgeübte, so gebildete geworden sei, weil ihr „die Sprache der alten Dogmatik" nicht blos unverständlich, sondern auch ungenügend geworden sei, weil sie „nicht Worte, sondern Begriffe" haben wolle. Er weiß also, wie sie es verstehen muß, wenn er als ihr Schirmherr gegen die Orthodoxen ihre Forderung geradezu billigt. Sie sieht sich von dem Herrn Professor nur bestärkt in ihrem Anspruch, nun endlich ein begriffenes Christentum zu hören in ihrer Sprache, nicht in der mysteriösen Kirchensprache.

Wehe unseren armen Gebildeten um dies selbstselige Quacksalbern, das dem namenlosen Zeitelend mit solcher Vermittlung beikommen will. Statt nämlich allen eitlen Einbildungen und Forderungen der Zeit entgegenzutreten, statt mit fester Liebeshand zur Wurzel des Uebels dringen, zu schneiden und wehe zu thun, wie es nötig ist, wird geäugelt und mit Salben gestrichen, die das Uebel unter sich fressen lassen.

Wie diese Sache liege, haben wir früher mit Schmerzen gesehen. Wir leben buchstäblich in babylonischer Sprachverwirrung. Denn der einzigen Lehrerin einer einigenden Sprache, der Kirche, ist unser Volk durch den Lügengeist längst entführt. Denken und Sprechen unserer aus Christo entfallenen Zeit haben und fassen nichts anderes, als was sie ihr Christentum nent.

Aber auch die Sprache der Wahrheit scheint „der Zeit" nicht zu helfen; denn sie versteht sie nicht. So lange der moderne Mensch in seinem todten Gottesgedanken hingeht, in welchem sein ganzes religiöses Vorstellen wurzelt, so lange legt er in alle christlichen Ausdrücke, die er vernimt, nichts als seine eignen Gedanken. „Bei den Verkehrten bist du verkehrt." — Denn es gibt nicht ein einziges religiöses Begriffswort, an welchem ein bestimter Sinn mit Notwendigkeit haftete, so daß mit dem gehörten Wort auch dieser bestimte Sinn innerlich vernommen werden müßte. Vielmehr bekommen sie erst ihren Sinn aus dem gemeinsamen Denken und Sprachverständnis, in welchem sich Sprechende und Hörende bewegen. Ist lezteres in

beiden verschieden, so sprechen sie verschiedene Sprachen und verstehen sich nicht, sondern betrügen sich gegenseitig, und desto gründlicher, je mehr sie überfließen von Freude an ihrer Einmütigkeit.

Das ist der tiefe, bis in die Lebensgründe greifende Riß, der durch unser Volksleben geht. Der Theologe soll es wissen, daß nur die Geisteswunder des barmherzigen Gottes durch Treue der Kirche in der Wahrheitssprache ihn schließen können. Dann wird er in geheiligter Selbstzucht bleiben und nicht in den schmählichsten aller Irrgänge gerathen, in die Anklage gegen die Diener der Kirche, daß sie die hochgebildete Zeit nicht in ihrer Sprache die Wahrheit hören lasse. Nur ein kindisch-eitler Wissenschaftskultus kann den Theologen so weit aller Haltung berauben, daß er unsere Zeit streichelt und ihr vorredet „von den geistigen Bedürfnissen, die über die alte Dogmatik hinausgewachsen seien", von „modern-lutherischer Bewegung, in der sich nur der nach-reformatorische Orthodoxismus wiederhole", von „den alten Schläuchen für den neuen Most", von „den andersgearteten Anforderungen" unseres Jahrhunderts.

Sie Wirkungen solcher gläubigen Rhetorik sind um kein Haar andere, als die der Uhlich-lichtfreundlichen. Dort wie hier die Sprache der Zeit, die Phrase. Diese bürdet den Riß zwischen der Zeit und der Wahrheit Dingen auf, von denen er nicht herkomt. Er komt nicht her von alten und kunstreichen Dunkelheiten, nicht von der kirchlichen Dogmatik und dem Bekentnisse zu ihr, sondern er komt her von der Verachtung und Vergessenheit derselben, oder vom leb- und früchteleeren Bekennen. Es ist nichts als theologische Gewissenlosigkeit, die Sprache, welche unsere Zeit hören soll, in Gegensaz zu stellen gegen die kirchliche Dogmatik, alt- oder neuorthodoxe. Denn der Sprache, die allein helfen kann, liegt eben das dogmatische Bewußtsein der Kirche zum Grunde, d. i. der in der Kirche bewährte und gültige Glaube. Der muß gepredigt werden, und der hat, wie wir gesehen haben, die dogmatischen Formen so unlösbar an sich, wie der Herr Professor seine Gesichtshaut. Es ist — wie wir ebenfalls sahen — modern-theologischer Schwindel, nur aus der Bibel predigen zu wollen. Der Theologe hört eben dazu Symbolik und Dogmatik, Patristik und Dogmengeschichte, — und soll dies Alles mit Heilsdurst hören, mit persönlicher Sorge um seine Seligkeit — um in das erfahrungsmäßige Verständnis der h. Schrift einzugehen, das nur bei der Kirche ist, das in Symbol und Dogma niedergelegt ist.

Eben darum ist es roh und ist es selenverwirrend, die rechte, dem Heilsverkündiger geziemende Sprache entgegenzusetzen dem kirchlich vererbten Bekentnis und Dogma, als ob wer weiß was für Begriffsmittel aufgefunden seien, die für die Wahrheit schicklicher seien, und durch welche für unsere Zeit die Wahrheit verständlicher werde, als sie es in den Begriffsworten des kirchlichen Dogma ist.

Das ist die Trunkenheit dieser Vermittlungstheologie und das Betrügen dieser Betrogenen. So allgemein hingehauen klingt es sehr vornehm und wird von Unwissenden geglaubt. Aber augenblicklich tritt Betrug und Armseligkeit an den Tag, wenn sie wirklich herausrücken muß mit den „weit einfacheren", „weit überführenderen" Begriffsformen, welche unserer Zeit „genügender" sein sollen, als die ihr ungenügend gewordenen kirchlichen Formen. Dann sehen wir den ganzen vielbewährten Lehrorganismus der Kirche in zeitbegrifflicher Auflösung. Dann liegt es vor Augen, was der Rhetor thut, indem er dem Zeugen der Wahrheit die Sprache unserer Zeit so selbstzufrieden zur Pflicht macht. Er macht ihm zur Pflicht das Preisgeben der Wahrheit an die Zeitbildung. Den Fluch des veränderten Evangeliums auf sich zu laden, macht er ihm zur Pflicht. Ein Sohn Gottes, der nicht ewig präexistente Person ist in Gott, ist kein wesentlicher Sohn Gottes, sondern ein Geschöpf Gottes. Und das will die Zeit. Desgleichen ein heiliger Geist, der nicht ewig Person ist in Gott, ist gar nicht Person, sondern eine unpersönliche Kraft, ein Nichts. Wer dennoch der Zeit vorredet vom Sohne und vom Geist, als göttlichen Personen — nur nicht im Sinne der „alten Dogmatik" — der treibt ein zweideutiges Spiel, und nasführt die Zeit. — Und dies Spiel ist um so sträflicher, als er mit ernster Mine die Zeit versichert: „Es ist gar nicht die Rede davon, dem Zeitgeiste irgend etwas von der unveräußerlichen Wahrheit Preis zu geben." —

Summa, die theologische Phrase baut keine Brücken, sondern sie vertieft die Kluft, und desto wirksamer, je gläubiger, je unverfänglicher sie klingt.

Wir wollen uns nun die Gegensätze so stellen, wie sie die nüchterne Theologie stellen muß.

Die Sprache der Zeit soll der Heilslehrer nicht reden, sondern die Sprache der Wahrheit. Das ist die Sprache der Kirche, die Sprache, welche dem deutschen Volk in der Gemeinschaft mit dem dreieinigen Gott, d. h. mit der Kirche erwachsen ist. Das ist seine wahre Sprache, seine Heimatsprache, die es verlernt hat, die es wiederlernen muß, wenn es das Christentum wieder lernen, wenn es ein eigentümliches Volk bleiben und ein einiges Volk wieder werden will. Die Sprache unserer Zeit ist die Allerweltssprache, die fremden Göttern nachhurt, die Reformjuden, Pantheisten, Nihilisten, kurz alles Kirchenfeindliche zu einer Scheineinheit verbindet, so lange einig macht, bis sie die Kirche abgethan, um dann gegenseitig sich selbst abzuthun.

Der Theologe soll sich stets bewußt bleiben, daß diese Sprachen sich ausschließen, und er soll den Gegensaz nicht verstecken. Aber er soll die Sprache der Wahrheit so reden, daß sie verstanden und richtig verstanden werden kann von den Verständnislosen, daß sie die Brücke bauen kann zwischen unserer Zeit und der Wahrheit als gründliche Vermittlerin.

Wie wird nun diese Brücke gebaut? Allerdings nicht durch unwahres Nachsprechen und nur gelehrtes Wissen der kirchlichen Glaubenssätze, aber auch nicht durch modern-wissenschaftliches Begreifen, abstraktes Erkennen und dessen christlich-blinkenden

Jargon, sondern diese Brücke baut allein der heilige Geist und er baut sie nirgends als im Gewissen.

Das erwachte Gewissen, das Gewissen mit der mächtig gewordenen Sünde, mit dem Donnerwort der Ewigkeit, mit dem Hunger nach Gerechtigkeit und Leben ist selbst und ist allein die Brücke zur Sprachverständigung. So versteht es sich von selbst, daß der Vermittler die Wahrheitssprache nicht als Sprache der dogmatischen Schule, welche das Glaubensverständnis voraussezt, sondern als Sprache des Zeugnisses, welches den Glauben wirken und stärken will, zu sprechen hat, also mit der Milde, der liebevollen Weisheit, welche den Stufengang zur Gewissenserweckung einhält.

Diese wahre Vermittlungs-Weisheit schlägt immer die rechten Stimmen der Wahrheitssprache an, die einzigen, welche der Erfahrungslose verstehen kann. Das sind die Stimmen, die in die Gewissensreste, in die irgendwie noch vorhandenen Gottesgedanken und religiös-sittlichen Ideale einfallen. Diese Reste sucht sie zu beleben und zu stärken, bis sie empfänglich machen für die Stimme des wahrhaftigen Gottes selbst und seines unverbrüchlichen Gesetzes, seines unwandelbaren Rechtes zu voller menschlichen Gesetzeserfüllung. Diese Gewissensstimmen sind die einzigen, dem natürlichen Menschen vernehmlichen. Vom Geiste Gottes ausgehend bleiben sie nie ohne Wirkung auf den Hörer; sie wirken zum Heil oder Unheile. Nur wer ihrer unzweideutigen Weisung folgt, ihr Gericht gebeugt und einstimmend nachlallt, erst der hat wieder die Anfangsgründe seiner Heimatssprache, der Wahrheitssprache gefaßt, und kann weiter kommen. Er ist nun aus der Wahrheit, d. h. er lebt aus dem wachen Gewissen seines Berufes für den heiligen Gott, dessen verdammendes Gesez er anerkent. Nun hört er Christi Stimme, seine ganze Sele ist Hunger und Durst nach dem Gnadengeheimnis und dem Gnadenwunder, sein früheres Mitfaseln von kunstreichen Dunkelheiten, von kirchlichen Satzungen, von Zeitanforderungen, von andersartigen Bedürfnissen bittet er nun voller Scham seinem Gott ab, und trägt nun auch den dogmatischen Eiferer und Neuling in Geduld, wenn dieser nur die heimliche Weisheit Gottes bringt.

Freilich laß hier auch das nicht unbemerkt, wie Vieles selbst von rechtgläubigen und übrigens treuen Predigern auf der Kanzel versehen und verdorben wird durch Nachlässigkeit und Leichtsinn in der Vorbereitung zur Predigt, durch überhäuften und ungeordneten Stoff, durch sontägliches leidenschaftliches Abkanzeln, ja maßloses Toben gegen die böse Zeit, gegen die nicht in der Kirche Anwesenden; — durch Verwunden und Reißen mit stumpfem, statt mit wolgeschliffenem Werkzeuge, und das ohne den Balsam der sanften Liebe Christi stets bei der Hand zu haben. Hierdurch wird manches harte Herz fruchtlos verbittert und noch verschlossener gemacht. — Aber Du siehst auch, daß dieser Schade nicht aus der Dogmatik komt, sondern aus Mangel an Stille, Milde, Geduld, Weisheit, Selbstzucht und Selbstbildung.

Ist denn nun, mein l. H., mit diesem Absehen des Zeugen Christi auf den Bau jener einzigen Brücke seine Pflicht ausgeschlossen, in die Bildung der Zeit einzugehen, in ihr Denken und Sprechen sich zu versetzen? Gewiß nicht. Vielmehr je geförderter er auf diesen Gebieten ist, je unmittelbarer seine volle Vertrautheit mit ihm durch seine Rede klingt, desto schärfer wird die Armut der Zeitbildung gegenüber dem Reichtum, den er darbietet, sich fühlbar machen, desto sicherer wird er die verwundbaren Punkte treffen und für den falschen Frieden den Streit in die Gemüter werfen, der zum wahren Frieden führt.

Uebrigens versteht es sich, daß die Theologie der Phrase uns versichert, sie kenne mit uns keine andere Vermittlung, als die durch das Gewissen, sie wolle nur die „ethische, nicht logische Notwendigkeit des Christentums" erwiesen haben. — Hierdurch wirst Du Dich nicht täuschen lassen. Denn es ist kein Mysterium so tief, keine Methode und christliche Maxime so weise, die sie nicht sämtlich zu schätzen und inne zu haben sich rühmt. Aber sie weiß es in ihrer Geschwätzigkeit nicht, daß sie Alles mit Zwar und aber, mit Ja und nein verzwickt und zerknickt. So ist denn auch die Feier der Denkbildung, der „anderen" Bedürfnisse, der „berechtigten" Anforderungen dieses Jahrhunderts, welche diese ganze theologische Rhetorik durchzieht, der stärkste Schlaftrunk, der dem Gewissen der Zeit beigebracht werden kann. —

In diesem Stück der Vorsicht gegenüber dem Wissenschaftshochmut der Zeit lassen es selbst ernstere Apologeten fehlen. Die Apologetik als Wissenschaft kann nicht den Glaubensbeweis oder Christentumsbeweis führen. Sie kann nur auf den einzigen Beweis, der über ihre Kräfte geht, hinweisen. Diesen Beweis führt der lebendige Gott selbst in denen, die sich von ihm ziehen lassen zu Christus. Die Apologetik kann nur — dies vergiß nie — die religiös-sittlich Gestimten, d. h. die an einen Gott als den lezten Grund aller Dinge Glaubenden und nach dem wahren Gott Fragenden überführen, daß alle Lösungsversuche fruchtlos sind, welche die Offenbarung ignoriren. Sie kann nur Wegweiserin sein zu der engern Pforte, indem sie alle Angriffe gegen das Christentum, alle Beweise für die Unvereinbarkeit desselben mit der Vernunft als erschlichen aufdeckt, d. h. die Principien oder Voraussetzungen, auf welchen jene Angriffe beruhen, ad absurdum führt und zerschlägt.

So läßt sie nur das unbegreifliche Wunder der Selbstoffenbarung Gottes in dem Sünderheiland als vernunftbefriedigend übrig, d. i. die Notwendigkeit des Ringens, daß man eingehe durch die enge Pforte.

Die Apologetik kann es zu einer zwingenden Verstandesüberzeugung bringen von dieser ethischen Notwendigkeit der Offenbarung für die sündige Menschheit. Aber wir sollen uns hüten, dies schon den Beweis des Glaubens, den Beweis der Wahrheit des Christentums zu nennen. Es gehen Viele hin mit jener Verstandesüberzeugung, feingebildete, scharf- und tiefsinnige Leute, welche die Oberflächlichkeit, die Unwissenschaftlichkeit aller Christusleugnung durchschauen und verachten, aber diese Ueber-

zeugung wird ihnen zur Schlinge der Sicherheit, so daß sie nicht ringen, durch die enge Pforte zu gehen, um den wahren Glaubensbeweis zu erlangen. In ihnen wird das Brandmal des Gewissens befestigt, wenn man ihnen die Meinung läßt, daß sie die Wahrheit des Christentums erkant haben, ohne sie erfahren zu haben. Das unruhige, sich selbst alle Tage verdammende Gewissen thut es noch nicht. So lange die Axt nicht durch die Wurzel geht, so lange der Hochmut nicht gebrochen wird, der das Gebet um Gnade, das Mitsterben am Kreuze, die Schmach Christi vor der Welt ablehnt, so lange ist alle wissenschaftliche Ueberzeugung von der Wahrheit des Christentums Menschenwerk, das jeden Augenblick von anderem Menschenwerk über den Haufen geworfen werden kann.

Gelang es aber dem Apologeten, einem Hörer wirklich durch die enge Pforte zu helfen, d. h. in ihm nicht nur ein böses und wundes, sondern auch ein um Glauben betendes Gewissen zu bewirken, der dann bald auch ein heilsgewisser Christ sein wird: — dann hat sich der h. Geist des Apologeten nur als Werkzeuges bedient für seine Beweisführung. Wollen wir das einen wissenschaftlichen Beweis des Glaubens nennen? Vielmehr wollen wir dabei bleiben, womit wir diese Betrachtung begannen, daß die Apologetik da erst eine ganz besonnene ist, die ihre volle Macht entwickelt, wo sie von allem, auch dem feinsten Verlaß auf Leistungen der Wissenschaft, die dieser nicht zukommen, frei ist, wo sie ihre Gränzen offen eingesteht und ihrer ganzen Aufgabe Bestes in dem Beweise sieht, daß der wahre Glaubensbeweis nicht von der Wissenschaft geführt werden könne. Dies muß der seligmachende Glaube selbst bleiben, der vom Menschen ersehnt und erbetet von Gott gewirkt wird durch seinen Geist. Das ist der einzig stichhaltende Beweis für den objectiven Glauben.

Aber noch eine ernste Seite muß ich hervorheben an dem unglücklichen Versuche, die Mitte halten zu wollen, wo es keine Mitte gibt, nämlich zwischen dem kirchlichen Glauben und dem Unglauben. Es ist das die Gefahr für die Sittlichkeit. Ihr Wissenschaftstraum erhält diese Vermittlungstheologie in steter sittlicher Entrüstung über die Knechte des Alten, die weit hinter unserer Zeit zurückgeblieben sind, die von den großen Dichtern und Denkern unserer Nation nicht einmal gelernt haben, „mit Klarheit zu denken und mit Anmut zu reden", „die den Gebildeten das Christentum mehr und mehr zur Hieroglyphe machen, an welcher sie kopfschüttelnd vorübergehen."

So wiegt sie sich — unmännlich und unziemlich zumal für den Theologen — in dem erhebenden Gefühl ihrer Rede-Anmut, ihres feinen Verständnisses der Zeitbedürfnisse, ihrer glücklichen Erfolge unter den Gebildeten. Dabei hat sie aber keine Ahnung von den weiteren groben Verstößen gegen die Sittlichkeit, mit welchen sie ihre Selbstbespiegelung und ihre Erfolge bezahlt.

Ein Specimen für Viele. Sie erzählt unserer Zeit in sittlicher Gehobenheit: „Und die heilige Schrift selbst, was ist sie der alten Dogmatik anders, als ein sibyllinisches Buch, für dessen Unfehlbarkeit man einen abstrakten Beweis führt, um dann getrost einige Orakelsprüche aus ihr entnehmen zu können?"

Das klingt allerdings unserer Zeit sehr sittlich und sehr anmutig, ist aber beiläufig im Munde eines gläubigen Theologen plumpes Uebertreten zweier Gebote zumal, des 4ten u. 8ten.

Wer ist diese alte Dogmatik, und an wen denkt unsere Zeit bei ihr? — Melanchthon, M. Chemnitz, J. Gerhard an der Spitze, und dann die ganze Reihe ehrwürdiger Lehrer der evangelischen Kirche bis zu den bekentnismäßigen Zeugen des Heiles von heute, Spener, Francke, Freilinghausen, Claudius, Hamann, die Harms, die Hofacker u. s. w., sie alle stehen unter diesem summarischen Spruch des „anmutigen" Redners. Die h. Schrift ist ihnen ein sibyllinisches Buch, für dessen Unfehlbarkeit man einen abstrakten Beweis führt — d. h. abgesehen von der wirklichen Beschaffenheit der Schrift, und abgesehen von dem Geisteszeugnis in der Glaubenserfahrung der Kirche —, um dann „getrost aus ihr einige Orakelsprüche zu entnehmen." Dies „getrost" erwäge! Es bedeutet in dieser Redefügung etwa: als gute Tröpfe, oder als arme Teufel, die etwas bewiesen zu haben meinen und nichts bewiesen haben.

Johann Gerhard und Prof. Beyschlag! Verweile bei diesem Bilde. Es ist zu bezeichnend dafür, bis zu welcher Dreistigkeit und Vergessenheit alles kirchlichen Anstandes der Wissenschaftstaumel die moderne Theologie ermutigt. Joh. Gerhard, zurechtgewiesen von Prof. Beyschlag, — darüber zurechtgewiesen, daß ihm die h. Schrift nur ein antikes Orakelbuch, ein Sibyllenbuch war, aus dem er lediglich und getrost Orakelsprüche gezogen.

Joh. Gerhard beweist aus der Schrift die vera et perfecta divina natura, d. i. die wirkliche und wesentliche göttliche Natur, desgleichen menschliche Natur Christi, beweist auch aus der Schrift die wirkliche Einheit beider Naturen. Und seine Beweisführung aus der Schrift wird giltig bleiben, so lange die Kirche bleibt. Und man wird von ihm lernen. Prof. Beyschlag beweist das Gegenteil aus der Schrift. Er beweist, daß in Christus die vera natura divina nicht war. Und seine Beweisführung wird sehr bald in die Kammer wandern, wo aller dieser theologische Abfall hinwandert. Denn Entwertung von Schriftstellen zu Gunsten des Erwerbes der trunkenen Wissenschaft ist kein Schriftbeweis.

Dein ꝛc.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 20. October. № 84.

Aus dem Königreich Hannover.

Freilich weiß ich nicht einmal recht, ob ich mit dieser Ueberschrift noch werde bestehen können, will auch die Frage in der Ev. K. Z. nicht weiter erörtern. Einstweilen mag das Wort ja wol dastehen, nicht um damit etwas zu prätendiren, sondern um den Ursprung dieser Zeilen deutlicher zu bemessen.

Aber auch das weiß ich nicht, ob ich die Ruhe schon werde gewonnen haben oder gewinnen können, welche doch nötig sein möchte, um sich in einer so bewegten, bis in das tiefste Herz einschneidenden Zeit kirchlichen Fragen wieder zuwenden zu können. Es ist ja bei uns Alles, Alles aus den Fugen gegangen und tausend Fragen der allergewichtigsten Art stehen mit einer Macht vor unserer Sele, daß alles guten Willens und Vornehmens ungeachtet die Gedanken und Gespräche sich immer wieder dahin wenden.

Und doch sind es immer nur Fragen, welche aufgeworfen, und Besorgnisse, welche ausgesprochen werden; von einer irgend welcher Gestaltung kann ja auf keinem Gebiete des Lebens auch nur die Rede sein. Lassen Sie mich die chaotische Menge dieser Fragen in zwei Hälften teilen, in die Fragen nach dem Interesse und in die Fragen des Gewissens.

Die erste Hälfte schiebe ich sofort zur Seite, nicht weil sie unwichtig wären, sondern weil sie auf einem Gebiete liegen, das der Ev. K. Z. entweder fremd oder doch fern ist. Aber die Gewissensfragen, die wurzeln im Glauben, und der Glaube liegt auf dem Gebiete der Kirche. Die Ev. K. Z. wird diese Fragen schwerlich abweisen wollen, wenn sie schon aus der Politik erwachsen und vielfältig mit ihr verwachsen sein möchten.

Die erste Frage, welche vielleicht schon in der nächsten Zeit von großer schwerwiegender praktischer Bedeutung wird, ist die Frage nach der Huldigung.*) Bis zur Stunde wissen wir nicht, ob der König sein Militär, seine Hof-, Staats- und Kirchendiener ihres ihm geschworenen Huldigungseides entbinden wird, wie dieses in Hessen und Nassau allerdings geschehen ist, wir wissen auch weiter nicht, ob in diesem Falle oder überall der König Wilhelm auch ohne besondern Eid und Pflicht, abgesehen vielleicht von der exceptionellen Stellung der Militärs, sich in gutem Glauben der getreuen Unterthanenschaft und des gewissenhaften Dienstes der bisherigen Hannoverischen Staats- und Kirchendiener versichert halten wird. Soll ich einen Wunsch aussprechen, so wäre es allerdings zunächst der, daß der König von Hannover mit Rücksichtsnahme auf die faktischen, aus Kampf und Krieg erwachsenen Zustände seine getreuen Diener ihres Eides entlassen möchte. Es wäre das eine lezte große Wolthat für alle die, welche ihm am treuesten gedient haben bis aufs Blut. Denn es sind nur Wenige in der Lage, Amt und Dienst ohne große Bekümmernis zu verlassen, und doch dürfte die Zahl derer, welche durch einen neuen Huldigungseid ohne Entlassung in ihrem Gewissen Schaden leiden oder meiden, nicht klein sein, ganz abgesehen von der Verwirrung der urteilslosen Menge.

Es sind ja freilich über die Bedeutung und eventuelle Hinfälligkeit des Huldigungseides genug Erörterungen bei uns gemacht. Das Stader Sontagsblatt, das Münckelsche Zeitblatt, das Braunschweiger Kirchenblatt und andere Zeitschriften haben die Sache alles Ernstes erwogen, es ist darüber in maßgebenden Kreisen von einsichtigen, ernsten und gewissenhaften Männern conferirt und noch mehr correspondirt; aber was hilft das Alles? In Gewissenssachen läßt sich einmal nichts vorschreiben oder abmachen, Jeder steht und fällt sich selber, und es herscht darüber eine Spannung und Zerklüftung, die erst recht zu Tage kommen wird, wenn die Frage je praktisch und faktisch sollte gelöst werden müssen. Dann würde sie erst recht tief in das Leben hineingreifen und auch da Unruhe Zerklüftung, Verwirrung entstehen, wo jezt noch vollkommene Ruhe herscht.

Aus diesen Gründen können wir den weitern Wunsch nicht unterdrücken: Es möchte für den angedeuteten Fall auf einen neuen Eid von Seiten des neuen Regiments gar nicht bestanden auch nicht einmal ein Revers gefordert werden, denn mancher ehrenwerte Mann glaubt auch diesen verweigern, Amt und Dienst daran geben zu müssen, sondern einfach die gute Zuversicht des treuen Dienstes vorausgesezt werden. Der König würde dabei keinen Schaden leiden. Die Hannoveraner sind treu und die am treusten, welche einen neuen Eid oder Revers um des Gewissens willen glauben verweigern zu müssen. Der Versuch wäre ohne Gefahr. Recht schmerzlich wäre es, wenn keine der

*) Diese Frage ist durch die preiswürdige, von christlicher Selbstverläugnung zeugende Erklärung des früheren Königes von Hannover in ein neues Stadium getreten, doch mögen wir die folgende Erörterung nicht zurückhalten, weil sie einen Blick in die innerlichen Kämpfe treuer christlicher Herzen thun läßt.

Anm. der Red.

angedeuteten Alternativen, an ihrer Stelle aber ein schwerer Kampf, eine tiefe Zerklüftung der Zusammengehörigen und Zusammengewachsenen eintreten sollte, wovor uns der Herr in Gnaden bewahren wolle.

Ist dieses eine mehr persönliche und erst in zweiter Ordnung sachliche Gewissensfrage, so liegt dagegen eine noch andere, viel schwerer und nachhaltiger einschlagende Frage auf dem reinen Gebiete der Kirche, ich meine der Hannoverschen Landeskirche.

Sind ohnehin alle Fragen, welche die Kirche, ihre Bekenntnisse und Ordnungen betreffen, an und für sich schon zarter Natur, daß nicht vorsichtig genug an dem alten Gebälk irgend etwas ohne Gefahr gelöst und anders gefugt werden dürfte, so ist das unter den vorliegenden Verhältnissen in einem noch viel höheren Grade der Fall, als sonst wol. Die Unionskämpfe und Krämpfe liegen vor uns, wir haben einen nicht geringen Anteil daran genommen bis auf den heutigen Tag, Besorgnisse aller Art sind aufgewacht, die Gemüter sind gespant. Es komt hinzu, daß das ganze Land noch von schweren innern Kämpfen nachzittert. Eine neu auf dem Papiere geschaffene Organisation ist erst auf der untersten Stufe, und zwar viel mehr formell, als in der That und Wahrheit ins Leben getreten, während das zubehörige Landes-Consistorium sich eben an dem Tage constituirte, als das ganze Königreich zusammenbrach. Von da ab hörte alle Teilnahme an den eigenen internen kirchlichen Angelegenheiten auf, während dagegen alle die Gemüter, denen die Kirche am Herzen liegt und die ein Verständnis von kirchlichen Dingen haben, nach ganz andern Seiten gerichtet wurden, und wenn ich die Ev. K. Z. in den Bereich unserer Gedanken, Wünsche, Hoffnungen und Sorgen ziehen möchte, so könte das nicht besser geschehen, als durch einen vom 1. October an den Einsender dieser Zeilen gerichteten Brief, der so lautet:

„Die Fragen und Betrachtungen Deines Briefes sind längst auch die meinigen gewesen. Ich sehe die Gefahr, ich weiß auch wol, was wir zu deren Abwendung thun und erlangen müßten, aber ich weiß nicht, ob unsere Mittel zum Ziele führen. — Zweierlei ist mir ausgemacht, daß nämlich der König von Preußen, nachdem er durch Gottes Schickung unseres Landes Herr und Obrigkeit geworden ist, das Recht über den Leib und des Leibes Güter hat, mithin unsere zeitlichen Angelegenheiten nach seinem besten Ermessen ordnen kann, und wir ihm darin zu gehorsamen haben, aber ich weiß zum andern ebenso gewiß, daß er damit ein Recht über Sele und Gewissen nicht erlangt, folglich über unsern Glauben und des Glaubens öffentliche Lehre, Bekentnis und Uebung im Sakrament und übrigen Gottesdienste nicht nach seinem Ermessen verfügen kann, und wir ihm in widerwärtigen Einrichtungen dieser ewigen und göttlichen Dinge nicht gehorsamen könten. Ich habe das Vertrauen zu dem Könige, daß er unsere Glaubens- und Gewissensfreiheit und ihre Bethätigung im öffentlichen Leben der Kirche nicht schädigen will, und ich habe auch zu seinen obersten Räthen das Vertrauen, daß sie nicht durch Erstreckung des Preußischen Kirchenwesens auf uns statt Ordnung, Einigung und Frieden, Streit, Zertrennung und Aufregung der Gemüter schaffen wollen. Ich kann mir nicht denken, daß man die in Preußen geltende Union mit ihren Verfassungs- und Verwaltungsmaximen über uns erstrecken, die Gewissen aufs Tiefste verletzen und einen Sturm heraufbeschwören sollte, in den sich ohne Zweifel auch die politischen Leidenschaften mischen würden, denn wir haben genugsam Erfahrung gemacht, daß politische Zwecke gern und leicht kirchliche Vorwände nehmen und unser Volk ist für diese Aufregung stets empfänglich."

„Um so zuversichtlicher werden wir von der Gerechtigkeit des Königs eine ausdrückliche Zusicherung kirchlicher Selbständigkeit und Freiheit unter seiner Regierung erbitten und erwarten dürfen; ich sage ausdrücklich: kirchliche Selbständigkeit und Freiheit, weil die Incorporirung in die Verfassung der Preußischen (unirten) Landeskirche und ihrer verwaltenden Behörden das Recht unseres Glaubens und seiner freien kirchlichen Bethätigung verletzen, und in jedem Falle einen Zustand tiefen Mistrauens und argwöhnischer gereizter Opposition schaffen würde. Wir wollen dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, so lasse man uns auch, was Gottes ist."

„Der Weg zu dem Ziele einer solchen Königlichen Erklärung kann nur dieser sein, daß das Landes-Consistorium als oberste kirchliche Instanz und zur Zeit alleinige Vertretung unserer Landeskirche den erforderlichen Schritt beim Könige thut. Eingaben von Geistlichen, Conferenzen u. dergl. würden immer nur von Privatpersonen kommen, und Erwiderungen, welche ihnen vielleicht durch einen Minister zu Teil werden möchten, würden immer nur moralische Bedeutung haben. Ich hoffe, daß das Landes-Consistorium seine Pflicht wahrnimt. Erst dann, wenn dies mit Erfolg geschehen sein wird, können Verhandlungen über nötige oder zweckmäßige Aenderungen in der kirchlichen Verwaltungssphäre von Belang und den Unsern erlaubt und räthlich sein; ohne Sicherung des kirchlichen Bestandes ist das Andere ziemlich gleichgiltig; was wir wesentlich bedürfen und vor allem Andern fordern müssen, ist das öffentliche Recht lutherischer Lehre und Sakramentshandlung und ein Regiment, welches diese zu gewähren den Beruf und die Freiheit hat." *)

Ich schließe meinen Bericht mit diesem Excerpte ab. Denn hier haben Sie den Anfang unserer Wünsche und unserer Hoffnungen, zwischen den Zeilen auch unserer Sorgen und Befürch-

---

*) Gewiß ist dieser Standpunkt der Abwehr der nächste, den man in den neu an Preußen gekommenen lutherischen Gebieten einzunehmen hat. Auf die Dauer aber wird man damit allein den Zweck der Sicherung der Kirche der Deutschen Reformation nicht erreichen. Sie wird nur im Zusammenhang mit einer festeren Begränzung der Union in den altpreußischen Provinzen erfolgen können. Damit denkt sich der Verf., so Gott will, eingehend in dem nächsten Vorworte zu beschäftigen. Es wird aber den Lesern wie ihm erwünscht sein, noch andere Stimmen über die wichtige Frage zu vernehmen.

Anm. der Red.

tungen. Das ist das Stadium, in welchem wir jezt stehen. Es ist von hoher Stelle Schonung verheißen. Mit dem guten Vertrauen auf diese Verheißung lassen Sie mich schließen.

Aus den Erlebnissen eines Feldpredigers bei der Mainarmee.

Wenn ich mich auf des Herausgebers der Ev. K. Z. besondern Wunsch anschicke, einen kurzen Bericht über die gemachten Erfahrungen in meinem Amte als Feldprediger bei der Mainarmee niederzuschreiben, so darf ich wol von der Voraussetzung ausgehen, daß Sie nicht ein eigentliches Tagebuch über die Erlebnisse von mir zu lesen wünschen. Von so reichem Segen diese für mich selbst gewesen sind, so habe ich zum Teil eine gewisse Scheu, im Wort fixirt vor mir zu sehen, was mit aller Keuschheit oder gar nicht wieder zu geben ist; zum Teil würde ihre Aufzeichnung auch ermüden, weil die Erfahrungen denen der andern Amtsbrüder, welche mit mir die Freude hatten, im Felde eine Zeitlang dienen zu dürfen, einander sehr ähnlich sehen werden. Ich gedenke mich darum nur auf einige Beobachtungen und Bemerkungen mehr genereller Art beschränken zu dürfen, welche bei dem kurzen Feldzuge von mir gemacht worden sind. —

Zuvörderst muß man es mit Preis und Dank gegen den Herrn der Kirche anerkennen, daß in unserem Vaterlande zu guter Stunde erkant worden ist, wie zu der trefflichen Reorganisation des Heeres in technischer Beziehung auch die Fürsorge der Selen in Zeit der Not und Gefahr ins Auge gefaßt wurde. Stand ja auch das eigentliche Mark, die Hoffnung künftiger Zeiten im Vaterlande unter den Waffen.

Es hat die Anstellung von so vielen Feldpredigern in unserm Heere nach zwei Seiten segensreich gewirkt. Einmal fühlten sich die in großer Gefahr stehenden Glieder unserer Gemeinde, die einberufenen Soldaten, als Glieder eines lebendigen Organismus der Kirche, die auch im Felde in Barmherzigkeit ihnen nachgeht und sich um sie bekümmert, sodann gewährte es den daheim bleibenden Vätern, Müttern, Frauen, Brüdern nicht geringen Trost, daß sie die Ihrigen, für die sie die Knie beugten, auch in der Ferne — soweit es möglich war — selsorgerisch versorgt wußten. Beides ist in Baiern, Würtemberg und Baden von unsern süddeutschen Amtsbrüdern und vom Heere schmerzlich vermißt worden. Deren äußerst wenige Feldprediger hielten sich bei ihren betreffenden Generalstäben auf und die wenigsten Soldaten haben sie überhaupt nur je zu sehen bekommen. Nicht minder erfreulich ist die Maßregel gewesen, daß der Staat die Kosten für Unterhaltung der außerordentlichen Feldprediger nicht allein übernommen hat, sondern daß Opferwilligkeit der Gemeinden dazu beansprucht wurde. Diese Opfer sind hier in Westfalen nicht allein mit beschämender Willigkeit gebracht, sondern sie haben auch zum lebendigen Kitt der Gemeinden mit den Soldaten überhaupt gedient und Leben und Bewegen in die gliedliche Gemeinschaft gebracht. Vor Allem war darin mir ein liebliches Loos beschieden, daß ich zu den Regimentern ziehen durfte, welche vorab aus hiesiger Gegend rekrutirt werden. Es liegt auch nach der Seite eine Wahrheit in des Herrn Wort: „Eines Fremden Stimme hören sie nicht!“ Ist es dieselbe Stimme und was mit ihr zusammenhängt, welche in der Heimat ihnen bekant, die sie in der Fremde hören — das macht empfänglicher; ich könte, wenn es nicht zu weit führte, ergreifende Wiedererkennungsscenen in den Lazarethen, sowie auf dem Felde mitteilen, welche ich habe erleben dürfen bei meinen eigenen Gemeindegliedern, deren 180 allein in der Mainarmee unter den Waffen standen, und fast Alle in einer Division, der 13ten, dienten.

Daß im Allgemeinen darauf Bedacht genommen ist, nicht junge unerfahrene Boten zu senden, ist nicht minder mit Dank anzuerkennen. Für junge Leute liegt die Gefahr zu nahe, nur auf Abenteuer ausgehen und sich den Kriegsschauplatz ansehen zu wollen. Auch sind Solche den Offiziercorps nicht gewachsen, denen, wenn auch mit aller Freundlichkeit und Höflichkeit, doch mit nüchterner und männlicher Entschiedenheit manchmal zu begegnen ist. Daß freilich im Einzelnen doch Fehlgriffe in der Wahl der Persönlichkeiten vorgekommen sind, kann nicht in Abrede gestellt werden. Auch ich bin in Lagen gekommen, wo ich mich der Feldbinde schämte, die ich in Gemeinschaft mit Collegen trug, die ihre Mission so wenig begriffen und die sonderlich in Feindesland entschiedenen Anstoß erwecken mußten unter Freund und Feind. Lezteres ist gewiß auch in Beziehung auf die Feld- und Lazarethdiakonen noch in ausgedehnterem Maße zu sagen, unter denen es von allerlei Vereinen und Corporationen sehr liebe treue Leute gab, aber auch nicht wenig Abenteurer, welche im tiefsten Grunde mehr schadeten als nüzten. Die große Ausdehnung des Krieges und die eilige Hilfe, welche Not that, verhinderte wol eine sorgfältigere Auswahl und Prüfung der Geister.

Meine Aufgabe war eine doppelte; die eine, den Verwundeten Oel und Wein zu reichen, die andere, den Gesunden das Brot des Lebens zu brechen. Was die erstere betrifft, die Arbeit an den Lazarethen, von denen ich besonders Kissingen, Aschaffenburg, Tauber-Bischofsheim, das erstere am längsten, bedient habe, so war ich darauf zuerst hingewiesen, weil ich mit den mobilen Truppen nicht zugleich auszog, sondern später erst meine Berufung bekam. Ersteres ist, beiläufig gesagt, jedenfalls vorzuziehen, da es oft große Schwirigkeiten macht, hinten nachzukommen und zu den betreffenden Truppenkörpern zu stoßen. Das Bedürfnis seelsorgerischer Hilfe bei den Lazarethen war zur Zeit meiner Ankunft in Kissingen noch sehr dringlich. Wol war die allererste Arbeit durch meine treuen Vorgänger geschehen: aber diese hatten bereits weiter ziehen müssen, um den im neuen Feuer stehenden Truppen zur Seite zu sein. Es liegt ja nächst der wunderbaren Hilfe des Herrn wol das strategische Geheimnis des Sieges auf unserer Seite mit in der rapiden Eile, mit welcher geschlagen ist; es birgt dieselbe aber, man kann es nicht

leugnen, in sich eine gewisse Härte gegen die zurückbleibenden Krüppel und Todten, an denen man zu früh unter den Klängen eines „Heil dir im Siegerkranz“ oder „Ich bin ein Preuße“ — weiter vorüberzieht. Die allernötigste seelsorgerische Arbeit wird ja dann auch wol geleistet, aber unter dem innern Druck ihrer Unzulänglichkeit und die intensivere muß jedenfalls nachfolgen. Es genügt nicht, hin und wieder den Sterbenden ein Wort zuzurufen, oder das Sakrament zu reichen, auch nicht mit einem bloßen Händedruck eiligst durch die Reihen der Verwundeten zu gehen, so dankbar und tiefbeweglich dies Amt auch sein mag, es muß hinten nach kommen ein längeres Verweilen an den Lagerstätten der verwundeten Opfer, wobei sich erst ein beichtväterliches und innigpersönliches Verhältnis bilden kann. Es scheint darum eine Scheidung zwischen Feldpredigern und denen, welche ausschließlich sich dem Dienste an den Lazarethen unterziehen, dringend geboten. Das ohne Unterschied von Freund und Feind, auch von Evangelisch und Katholisch Nebeneinandergebettetsein in den Lazarethen hat seine großen Uebelstände auch für seelsorgerische Behandlung; ich habe das auch schmerzlich empfunden; aber es läßt sich oft nicht ändern, schon aus medizinischen Gründen, und man hat auch diese Umstände so gut auszubeuten, als nur immer möglich ist. Es trägt das auch nicht wenig zur Versöhnlichkeit und zur Hinwegnahme von Un- und Misverstand bei, wenn die daneben Gebetteten auch ein Wort des Friedens hören, von dem ja nicht jedes Körnlein auf den Weg fällt. Wo es sich thun ließ in kleineren Räumen, wo doch ihrer Mehrere zusammengebettet waren, habe ich Morgen- und Abendandacht gehalten, war das nicht möglich, so habe ich jeden Morgen und Abend in Kissingen auf dem Flügel des großen Kursales einige Choralmelodien gespiel, welche in ihren Klängen von den Evangelischen wol verstanden wurden und unter Umständen eine lange Predigt ersetzen können. Das empfand auch ein General-Arzt, welcher äußerte: „Ich bin ein alter Mensch und durch mein vieles Schneiden hartgesotten, aber als ich das Lied von oben herab erklingen hörte: „Befiehl du deine Wege“ und sah das Elend hier im Kursaale, kamen mir doch die Thränen in die Augen.“ Mit großem Schmerz muß ich aber den relativen Mangel an evangelischen Pflegeschwestern konstatiren. Nur einige aus Neudettelsau oder aus Stuttgart, einige und wenige vom Johanniterorden aus Berlin gesandt, pflegten bei der Mainarmee. Bei weitem die Mehrzahl der Verwundeten war in den Händen der barmherzigen Schwestern, die neben ihrer zwar tüchtigen Pflege in einzelnen Orten, z. B. Aschaffenburg, einen großen Druck ausübten, und die geringe evangelische Hilfe systematisch außer Thätigkeit zu setzen bemüht waren. Gott lasse uns doch nach der hinter uns liegenden Erfahrung darauf sonderlich unsere Aufmerksamkeit richten, daß diese Lücken im Frieden jezt ausgefüllt werden, und daß der Sinn in den Gemeinden für evangelische Barmherzigkeit unter Jünglingen und Jungfrauen mehr geweckt wird.

Was so zu sagen den 2ten Teil meiner Arbeit, Predigt und Sakramentsverwaltung bei den mobilen Truppen, betrifft, so ist es mir nicht vergönt gewesen, vor der Schlacht ein Wort der Ermunterung an die Soldaten zu richten, oder den Segen über die Tapfern bei ihrer blutigen Arbeit zu sprechen. Die nötige Aushilfe an den Lazarethen, bis andere Amtsbrüder nachrückten, und eine zweitägige Gefangenschaft in Baiern dazu, ließ mich erst bei Würzburg zu der 13ten Division stoßen, als bereits Waffenruhe eingetreten war. So leid mir dies gewesen, so glücklich kam die Situation doch selber der Predigt zu Statten, weil der goldene Friedensgedanke und das Wort von der Versöhnung nach allen Seiten vorwiegend sie durchtönen konte. Ich muß es darum zum Preise Gottes gestehen, daß wol niemals in meinem Amt das Wort des Friedens, „der höher ist als alle Vernunft“, eine so bereitete und empfängliche Stätte gefunden hat. Von Seiten der Herren Commandirenden fand ich nicht nur das bereitwilligste Entgegenkommen zur Veranstaltung der Gottesdienste in den Kirchen, evangelischen und katholischen, man las es auch den gebräunten und bewegten Kriegern auf ihren Gesichtern, daß sie nicht blos zur Kirche kommandirt waren, sondern daß es ihnen ein Herzensbedürfnis war, dem Herrn, der sie so gnädig beschüzt, nun auch im Hause, wo seine Ehre wohnt, das Lobopfer darzubringen, und unter großem Andrange zugleich den Tod des Herrn als Dankopfer und zur Bestärkung ihrer Gelübde zu feiern. — Der Herr lasse nach seiner Gnade doch auch Früchte der Ewigkeit daraus erwachsen! Ob überall dieselben Erfahrungen gemacht sind, kann ich nicht übersehen; ich habe hin und wieder auch Klagelieder singen hören von meinen Amtsbrüdern über viel Mutwillen, Selbstüberhebung und durch den Krieg verrohtes Wesen unter einigen Truppenteilen und über wenig freundliches Entgegenkommen der Herren Offiziere. Wenn ich darum aus eigenster Erfahrung auch leider bezeugen muß, daß in unserem Ravensberger Lande auch viele zerbrochene Töpfe sind und so manches mit der Heiligtumselle gemessen noch nicht die rechte Länge haben dürfte, so ist doch die Luft, welche die Jugend hier einathmet, eine religiöse Atmosphäre, und der Geist Gottes kann dann erinnern an das, was man gehört hat; Reminiscenzen an die Heimat tauchen auf und der Väter Glaube ist den Söhnen doch ein Ehrfurcht gebietender, wenn auch alle Krieger noch lange nicht bekehrte Leute sind, welche zwar gegen die Oestreicher und Baiern standen, das Schwert des Geistes aber gegen den Feind der Selen nicht allezeit wacker geschwungen haben.

Schließlich darf ich aber eine tiefschmerzliche Erfahrung nicht verschweigen, die ich in Süddeutschland bei meinem Feldzuge gemacht. Es betrifft das die Brüder im Süden, welche doch mit uns arbeiten und dienen wollen in einem Reiche, das „unbeweglich“ ist. Schon vor Ausbruch des Krieges äußerte ein teurer Gottesmann gegen mich: „Ich halte den Krieg aus psychologischen Gründen für eine Notwendigkeit. Jedem Kriege geht eine Verwirrung der Begriffe und eine bewußte oder unbewußte

Entstellung der historischen Wahrheit voraus. Und das ist in hohem Maße in Süddeutschland der Fall. Es gränzt an das Unglaubliche und Absurde, was man sich über unser Vaterland dort für Vorstellungen angesammelt hat." Das habe ich leider bestätigt gefunden. Ich habe mich absichtlich nicht abgeschlossen und hoffe auch das preußische Siegesbewußtsein nirgends in ostentiöser Weise zur Schau getragen zu haben, fand aber fast in allen Kreisen, in denen ich mich amtlich und privat zu bewegen hatte, und was mich namentlich am tiefsten schmerzte, in christlichen Brüderkreisen eine solche Zertrennung der Geister zwischen Nord und Süd, daß Jahrzehende hingehen können, ehe ein annäherndes Verständnis wieder angebahnt wird.

Der Herr schenke Buße zum Leben in Nord und Süd, auf daß nicht der Teufel schließlich triumphirt, sondern die Einigkeit des Geistes unter Brüdern hergestellt werde, welche noch im höheren Chore zusammen rühmen dürfen: „Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum."

Die Spielhöllen.

Durch die neuesten Territorialveränderungen sind die drei Kur- und Spielstädte Wiesbaden, Ems und Homburg vor der Höhe, sowie die kleineren kurhessischen Bäder an Preußen gekommen — eine Thatsache, welche allerwärts, am meisten aber in jenen Städten selbst den Gedanken an ein baldiges Ende der privilegirten Spielinstitute hervorgerufen hat. Daß die Tische des Roulette- und Trente et Quarante-Spiels überhaupt innerhalb der Christenheit noch existiren, gereicht dem gegenwärtigen Geschlechte, gelinde gesagt, zur Unehre. Das Faktum selbst ist eine Bewährung des Wortes unseres Herrn: „Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon." — Hätten die, welche seit Jahren gegen jenen Greuel unseres öffentlichen Lebens, gegen „die deutsche Schande" geredet und geschrieben haben, allesamt Gott dabei gedient, um Gottes willen die Beseitigung jener Unreinigkeit erbeten und gefordert, so hätten wir heute keine Spielhöllen mehr. So aber haben das deutsche Parlament des Jahres 1848, der Bundestag und die deutschen Kammern samt der ganzen liberalen und teilweise auch der conservativen Presse gegen das Spiel Anträge gestellt, Beschlüsse gefaßt und sittliche Entrüstung empfunden, ohne als Waffe das zweischneidige Schwert des Wortes Gottes und den Hammer der Felsen zerschmeißt, zur Hand zu nehmen. Man hat in unchristlicher Kurzsichtigkeit statt nach dem hellen Stahl der göttlichen Wahrheit nach der alten, trüben, bleiernen Klinge der blos menschlichen Zweckmäßigkeit gegriffen. Man hat die Spielbanken nicht an sich, sondern nur um ihrer zum Himmel schreienden Folgen willen verurteilt. Die Parlamentsherren haben seiner Zeit den einen Tag in Frankfurt gegen das Spiel votirt und den folgenden Tag haben sie einen auf der Weinstube verabredeten Ausflug nach Wiesbaden, Wilhelmsbad oder Homburg gemacht, gegessen und getrunken und — gespielt. Was war die Folge? Der Parlamentsbeschluß, welcher mit imperatorischen Worten Aufhebung der öffentlichen Spielbanken diktirte, ist ins Wasser gefallen. — Und der deutsche Bund? Er war zu bunt. Hätte er zwei Farben gehabt, so wäre man ans Ziel gelangt. So aber waren zu viel faule Glieder vorhanden. Preußens Antrag auf Beseitigung der Spielhöllen scheiterte 1854 an dem Votum der jezt nicht mehr vorhandenen Souveräne von Kurhessen, Nassau und Homburg, sowie an der Stimme des gleichfalls nicht mehr vorhandenen Königreichs Hannover. Lezteres, an sich unbeteiligt, war darum gegen die Aufhebung, weil in Folge der Aufhebung die geheimen Spielbanken überhand nehmen würden. Damit war hannövrischerseits die Staatsmaxime empfohlen: damit die Unterthanen nicht unrecht thun, muß der Staat lieber selbst die Sünde begehen. — Auch die politischen Journale samt der „Gartenlaube" haben sich in einen ohne Zweifel als heilig und edel beabsichtigten Eifer gegen die Spielhöllen hineingearbeitet, aber ihre Worte haben keinen Glauben gefunden und sind nicht durchgedrungen, denn in der einen Spalte las man eine Philippika gegen die Spielbanken und in der anderen eine poetische Verherrlichung des Ehebruchs oder Geschäfts-Ankündigungen, welche Förderung der Unzucht bezwecken. — Auch die Bemühungen eines mittelstaatlichen Ministers um Aufhebung der Spielbanken waren fruchtlos, denn elende Popularitätssucht war die bewegende Ursache für jenen Premier, der nur pro stylo in strahlender Hofuniform dann und wann zur Hofkirche ging, sonst aber seinen kirchlichen Sinn nur in der conservativ genanten Bevorzugung der ihm fremden römischen Kirche vor den evangelischen Kirchen bethätigte. — Auch die zweiten Kammern haben Ausschußberichte und Reden vom Stapel gelassen, aber die Stimmführer waren nicht selten Aufrührer und Gottesleugner. — Mit einem Worte: man hat allerwärts mit bleiernen Klingen gefochten und sich darüber verwundert, daß die Klingen sich bogen und gegen die Angreifenden kehrten.

In den funfziger Jahren ist gegen die Spielbanken eine Brochüre erschienen, welche von vornherein zugibt, daß der Rechtsstaat aus Gründen des Rechts das Spiel an sich nicht verbieten könne und daß er es aus Gründen der Moral darum nicht verbieten dürfe, weil diese nicht Sache des Staates sei. Nur die gegenwärtigen Banken mit ihrem dermaligen Spielreglement müssen beseitigt werden, weil sie Betrug und Raub an dem Publikum verübten. Der Beweis für diese sonderbare Behauptung soll denn höchst unjuristischer Weise damit erbracht werden, daß die Bank mehr Aussicht auf Gewinn habe denn

die Spieler, und daß unter diesen viele seien, welche die Spielregel nicht verständen. Und doch handelt es sich nur um einen Vertrag, bei welcher die Bank auf Grund des publicirten Reglements offerirt und der Spieler acceptirt. Welcher Spieler aber die Augen nicht aufthut, der muß den Beutel aufthun. Wer statt sein Geld durch redliche Arbeit zu vermehren, in ein paar Augenblicken durch rein mechanisches Setzen von Goldstücken auf gewisse Bezirke eines mit grünem Tuch beschlagenen Tisches sich Schätze sammeln will, der verliert sein Geld grade so von Rechtswegen, als es derjenige von wegen des physikalischen Gesetzes der Schwere verliert, welcher es ins Meer wirft. Jene criminalistisch klingende Beweisführung war nichts als ein alberner Lufthieb. Zudem ist der demokratisch gesinte Verfasser jener Brochüre ein übelbeleumdetes Subject gewesen, das sich die Nichtherausgabe einer zweiten Brochüre von den Spielpächtern bezahlen ließ. Kein Wunder darum, daß ein von einem solchen Menschen gegen die Spielhöllen gerichteter Angriff in den Augen der Masse sich fast als eine unbeabsichtigte oder versteckte Apologie des Spieles darstellte.

Auch in Romanen und Novellen hat man die Spielhöllen vielfach des Effectes wegen benuzt. Man hat ganz so wie in dem bekanten Gedichte Lichtwers „die seltsamen Menschen" geschildert, wie man „Verzweiflung, Raserei, boshafte Freud und Angst dabei" in den Gesichtern der Spieler lesen könne, wie ein Mann von der jammernden, die Hände ringenden Frau und den schluchzenden Kindern zum Verlassen des Spieltisches genötigt wird, wie ein edler, schöner, junger Mann sein großes Vermögen verloren und sich zulezt schrecklicher Weise am Spieltische selbst eine Kugel durch den Kopf gejagt hat, alles Dinge, die dem wirklichen, äußerlich anständigen, darum aber für den tiefer Blickenden nicht minder unheimlichen Treiben am Glückstische durchaus nicht entsprechen. Das anständige Verhalten des Spielpublikums, das mit seltenen Ausnahmen bemerkbare Ansichhalten der Verlierenden, die zwar nicht seltenen, aber meist schnell geschlichteten Spielstreitigkeiten, kurz die glatte Außenseite ist grade ein Umstand, der schon manchen durch bloße Lektüre erhizten Gegner des Spiels schnell umgestimt und entwaffnet hat.

Wenn sich Referent erlaubt im Nachstehenden seine Erfahrungen über die Spielhöllen und die Notwendigkeit ihrer Aufhebung darzulegen, so geschieht dies natürlich im Gegensatze zu der gewöhnlichen Art des Kampfes gegen die öffentlichen Hazardspiele und im Bewußtsein, daß die Ev. K. Z. zwar wenige, aber treue Zeugen zu Genossen des Kampfes hat. Wir gedenken dankbar des Kirchentages, des preußischen Herrenhauses, des seligen Stahl und Kapffs. — Referent ist durch seinen Beruf in der unglücklichen oder soll er sagen glücklichen Lage fast täglich dem Treiben der Spielsäle zu folgen, er glaubt daher für seine ungeschminkten, sämtlich dem Leben entnommenen Mitteilungen das Vertrauen der Leser im vollem Maße in Anspruch nehmen zu dürfen.

An den Spieltischen sieht man Herren und Damen, Junge und Alte, Reiche und Arme, Fürsten und Tagelöhner, Rechtschaffene und Gauner. Alle Nationen sind vertreten, selbst die Türken und Egypter. Nicht blos ihre modischen Kleider, auch ihre Anschauungen und Gesinnungen sind das Product des heutigen Tages, welches die Spieler zur Schau tragen. Das Neueste ist für sie allein schön, gut und wahr. Und doch gehören diese Leute zu jenem Volke, das vor langer, langer Zeit mit Mose durch die Wüste gezogen ist. Das Volk der Juden ließ sich, derweil Moses auf dem Berge verzog, dazu verleiten, ein gegossen Kalb aus Gold zu machen und zu sagen: Das sind deine Götter, Israel, die dich aus Egyptenland geführet haben. Und nachdem das Volk seinem Götzen geopfert hatte, sezte es sich nieder zu essen und zu trinken und stund auf zu spielen. Und der Herr sprach zu Moses: „Ich sehe, daß es ein halsstarrig Volk ist." — Auch das Volk der Spieler, zu einem großen Teile aus den Nachkommen jenes Volkes der Wüste bestehend, will nichts von den Boten Gottes wissen; auch die Spieler stehen um das goldne Kalb herum. Gold und Silber sind ihre Götter, das Geld ist ihr Heiland, der ihnen in allen Nöten helfen soll; der Spielsaal ist ihre Kirche, rouge perd et couleur gagne ist ihre Predigt. Und die Afterreligion dieser Abgötterei hat auch ihre Lehrer: Die Spielprofessoren, Leute, die Jahr aus Jahr ein von Morgens früh bis Abends spät am Spieltische sitzen und die Reihenfolge der Gewinste notiren, daraus ein „System" zusammenzustellen sich abmühen und ab und zu mit dem Gelde des einen und des anderen reichen Dummkopfs wirklich spielen. Auch ihre Wissenschaft und Literatur hat die Spielsucht: gedruckte Bücher mit langen Ausführungen und Anweisungen über glückliches Spiel. Und solche Bücher werden studirt. Es ist noch nicht lange her, daß Referent eine junge Französin klagen hörte, sie habe so viel Geld verloren und doch sei sie genau dem „System" gefolgt. Endlich hat das Volk der Spieler auch seinen Aberglauben: Sie setzen sich gerne auf die Stühle solcher, die mit großem Glück gespielt haben; gewinnen sie nicht auf der einen Seite des Tisches, so stellen sie sich auf die andere; gewinnen sie nüchtern und mit leerem Magen nichts, so betäuben sie sich mit Wein und Brantewein. Kurz der Dienst des goldnen Kalbes ist völlig organisirt, er hat seine geschriebenen Lehren und seine Tradition. Und grade so wie das Volk Israel stehen die Spieler vom Dienste ihres Götzen auf, zu essen und zu trinken. Auf den Marmortischen der Speise- und Kaffesäle schäumt der Champagner, die Billardkugeln rollen, die Kartenblätter fliegen, die Kellner rennen hin und her. Man verkehrt die Nacht zum Tage, man ißt und trinkt, man lacht und spielt bis in den folgenden Tag hinein und was im Geheimen noch getrieben wird, das mag das Schweigen der Nacht bedecken. Aber an jenem großen Tage wird offenbar werden, welche Sünden begangen worden sind.

Und all das Jagen nach Genuß, all das Schwelgen und Prunken und Spielen geht von einem Jahre zum andern fort. Der Krieg ist durch die Länder gegangen, die Cholera fegt wie ein giftiger Wind die Menschen vom Erdboden weg, aber die Spielsäle sind nicht leerer geworden und die Dividende der

Spielbankactien für den lezten Sommer ist nicht um einen Pfennig geringer denn die der frühern Jahre. „Ich sehe, daß es ein halsstarrig Volk ist."

Machen wir einen Gang nach den Altären der Mammonsdiener. Wir treten in einen prachtvollen, mit Gemälden und goldnen Leuchtern und riesigen Spiegeln geschmückten, in Gold strahlenden Salon. Aus dem sonnenhellen Grün des Gartens sind wir in das Halbdunkel eines Raumes getreten, in welchem schweigend oder doch nur flüsternd ein dichtgedrängter Haufe Menschen um den Spieltisch steht. Die Luft ist verdorben und dick. Die Stille wird nur durch das Ab- und Zugehen der Spieler, das Klirren des Geldes und das eintönige Rufen der Croupiers unterbrochen. Wir besichtigen die Reihen der Spielenden. Sie sehen, daß man sie beobachtet und das misfällt ihnen, aber sie müssen unsern Blick aushalten. Da wankt an Krücken, geführt von Lakaien, eine alte Gräfin herbei. Ihrem Aeußeren und ihren Geberden nach hält man sie für eine wolbeleibte, alte Jüdin. Sie sezt sich nieder um zu spielen. Das Gold rint ihr nur so durch die Finger. Manchmal wird ihr das Verlieren — denn sie verliert Jahr für Jahr — zu arg, dann schilt sie die armen Croupiers fripons, voleurs. Wie viel Jahre wird die Alte noch leben? Als Referent sie zum erstenmale sah, wurde er unwillkürlich an Falstaff und König Heinrich des fünften Mahnung erinnert: „An dein Gebet! — Den Leib vermindre, mehre deine Gnade! Laß ab vom Schwelgen, wisse daß das Grab dir dreimal weiter gähnt als andern Menschen." — Aber diese unaristokratische Gräfin ist nicht die einzige Alte. An demselben Tische sitzen noch zwei Damen mit grauen Haaren und vom Spielen gerötheten Gesichtern. Man kann sie beinahe alle Tage spielen sehen. Nicht besser ist es mit den anderen Alten an dem nächsten Tische. Wir sehen nicht weniger denn sechs Kahlköpfe, die alle mit einem Fuße im Grabe stehen. Sie bringen die lezten Tage ihres verlorenen Lebens am Trente et Quarante zu. Was wird aus ihnen werden, wenn es für sie in der Sterbestunde heißt: Rien ne va plus, thue Rechnung von deinem Haushalten, denn du kanst hinfort nicht Haushalter sein. Den jungen Spielern hält man noch etwas zu gute, man hofft, daß sie der Ernst des Lebens noch zurechtbringen wird, aber die alten Spieler, die fast wie Leichen dasitzen und mit welker Hand die Karten des rouge et noir sticheln, an den heiligen Gott und die lange Ewigkeit aber nicht denken — es ist entsetzlich!

Neben den Alten stehen die Jungen, die Commis und Kellner, die Handwerksgesellen und Arbeiter, die Kammerjungfern und Dienstmädchen, die erwachsenen Hausföhne und Haustöchter. Das erstemal wird der zusammengesparte Verdienst dem Spiele geopfert, das nächstemal wird, sei es um wieder so schnell und mühelos zu Geld zu kommen oder um das verlorene Geld wieder zu gewinnen, bei Freunden geliehen, vielleicht auch schon im Pfandhaus versezt, das drittemal wird nach fremdem Gut gegriffen, jedoch in der Absicht das Genommene wieder zu ersetzen, das viertemal wird einfach gestohlen. Wie viel Tausende aus den genanten Klassen der Bevölkerung kommen, um in den Spielsälen ihr Glück zu versuchen. Wenn es auch der Polizei gelingen mag, die Hälfte dieser Personen abzuweisen oder aus den Salons zu entfernen, sie zählen bei alledem nach Tausenden, die, und besonders an Sontagen, der Controle entgehn. Lassen sich auch die Aufsichtsbeamten von solchen nicht täuschen, die sich für Stallmeister, Oekonomen, Bildhauer, Geschäftsmänner ausgeben und nichts anderes sind als Kutscher, Bauern, Marmorschleifer und Ausläufer, so gibt es doch auch viele, die durch Benehmen, Kleidung und Mienen ihren Stand verdecken. Die meisten dieser Gewandten sind aus Preußen und dem übrigen nördlichen Deutschland. Da ist der Schneidergeselle F. R. aus Dresden, der 150 Fl. zusammengebracht und sich damit nach einer der süddeutschen Spielstädte begeben hat. In drei Tagen hat er nicht nur die 150 Fl., sondern auch noch das Versazgeld für seine Uhr verloren. Um ihn loszuwerden und etwaige Wuthausbrüche ihres Opfers zu verhindern, gibt ihm die Bank das Geld zur Heimreise. — Baron von W., vormals preußischer Officier, aber durch das Spiel vermögens- und ehrlos geworden, hat in wenigen Tagen einige hundert Gulden verloren, er will nach Amerika, das er schon einmal europamüde besucht hat, zurückkehren. Er hat früher schon zweimal Reiseunterstützungen von der Bank erhalten, man gibt ihm zum dritten und wie man hofft, zum leztenmale Reisegeld bis England. Alles nur um Aufsehen und Skandal zu vermeiden.

Wie erwähnt, wird von der arbeitenden und dienenden Klasse zum „Aucheinmalsetzen" vorzugsweise der Sontag benuzt. Ein Sontag im Spielhaus! Wenn einmal ein neubekehrter Heide in eine Badestadt käme und am Morgen eines Sontags in die leere Kirche und Nachmittags in die volle Spielsäle ginge, wie müßte er staunen, daß mitten in der Christenheit der der Ruhe und Einkehr bei Gott gewidmete Tag auf solche entsetzliche Weise entheiligt wird. Als Referent an einem Sontagmorgen zum erstenmale das Wogen durch die Gänge und Säle, das Drücken und Drängen um die Spieltische, das Gaffen der Neugierigen und Neulinge sah, kam ihm die Uhlandische Strophe in den Sinn: „Dies ist der Tag des Herrn, ich bin allein auf weiter Flur, nur eine Morgenglocke nur, dann Stille nah fern." Wahrhaftig dieses Dichterwort klang ihm, dem gewinsüchtigen, gemeinen Treiben der unheiligen Volksmenge an den Spieltischen gegenüber, fast wie ein Wort des heiligen Evangeliums. — Und draußen im Freien alle Tische des Restaurateurs dicht besezt, die Musikbande fiedelt ihre Polka und Walzer ab, ringsum nichts als Schwatzen und Lachen, Sichspreitzen und Buhlen. Und all das obrigkeitlich privilegirt! Muß da nicht das schlichte Volk irre werden an dem ihm von der Kanzel herabverkündeten Beruf der Obrigkeit, die Unterthanen so zu regieren, daß sie ein ruhiges und stilles Leben, wie Christen geziemt, in Ehrbarkeit und Gottesfurcht führen können. Man untersagt den Müllern am Sontage zu malen und man thut wol daran, warum

gestattet man aber in den Spielhäusern allsontäglich eine Sabbathschändung ohne gleichen?

Unter den jüngeren Spielern bemerkt man besonders viel Engländer und Russen der hohen Aristokratie. Sie pflegen von ihrem enormen Einkommen enorme Summen zu verlieren oder zu verzehren, stehen daher bei dem einheimischen Publikum in großem Ansehen und Respect. Unangenehm werden diese sittlich ausnahmslos vorkommenen jungen Herren dann, wenn sie sich um einer Hure willen ganz so wie der Gassenpöbel mit Schimpfreden und Prügeln traktiren oder wenn sie, betrunken oder nüchtern, wie ein Lord H., die kostbaren Spiegel, Tische und Stühle in den Gesellschaftsräumen in Stücke schlagen, aber all das verschmerzt man, denn die Leute lassen jährlich so und so viel tausend Gulden sitzen. Das Geld ist das untrügliche Versöhnungsmittel. Reichtum ist die Cardinaltugend bei denen, welche nicht Gott, sondern dem Mammon dienen. Wer zwanzig Gulden wöchentlich für eine chambre garnie zahlt, ist ein anständiger Mann, wer nur fünf Gulden bieten kann, rangirt einen Grad höher, denn die eigentlichen Lumpen. An den Spielorten ist das Wort: „Bete und arbeite" zur altfränkischen Redensart geworden, der Wahlspruch der Gegenwart lautet: „Spekulire und profitire." Ein Subalternbeamter mit einem Jahresgehalt von 500 Gulden und einem Capitalvermögen von 600 Gulden, läßt einen Palast aufführen, der 20 — 30,000 Gulden kostet. Er zahlt 600 Gulden an, und wenn in der nächsten Zeit eine „gute Kur" auf die andere folgt, so hat er nach 4 — 5 Jahren das Besitztum schuldenfrei. Wenn aber Misjahre kommen, so ist er ein bankerotter Mann, der Zeitlebens nicht mehr zurecht komt. Wo bleibt da das Brot, das man nach Gottes Willen im Schweiße seines Angesichts essen soll? Wo bleibt da die Arbeit, die auf dem von Gott gewiesenen Wege etwas gewinnen soll? Der Beamte darf bei Verlust seines Amtes dem Spieltisch nicht einen Gulden opfern, aber die Epidemie des Schwindels und Spiels bricht bei ihm in der Krankheitsform der Häuserspekulation aus. Wenn es glückt, werden die Leute in den Spielstädten reich innerhalb weniger Jahre. Der ehemalige Bediente eines Oberförsters hat sich zum Baumeister emporgearbeitet und Dank der Spielbank und dem dadurch bedingten Fremdenverkehr in 12 Jahren ein Vermögen von mindestens hunderttausend Gulden zusammengebracht. Der ehemalige Schacherjude W. ist zum Millionär geworden durch die Wolthat des allgemeinen Wechselrechts. Den unglücklichen Spielern geht plötzlich das Geld aus, sie können erst nach längerer Frist Nachschub aus der Heimat erhalten, und da sie doch fortspielen müssen, so gibt ihnen der Bankier W. mit Vergnügen auf hundert Gulden Wechselverschreibung dreißig oder vierzig Gulden baaren Geldes. Das sind zwei besondere Fälle irregulären Erwerbs. Im Allgemeinen läßt sich annehmen, daß, wer irgend mit den Fremden in lukrative Beziehungen tritt, die Preise möglichst hoch, bis hart an die Grenze der Prellerei zu schrauben sucht. Es kommen so viel Leute an den Brunnen, die von ihren Renten herlich und in Freuden leben, da wollen die Einheimischen, und wenn sie noch so träge und unverständig sind, kraft ihrer Qualität als Bewohner der Welt- und Badestadt X., gleichfalls in kurzer Zeit so viel erwerben, daß sie die Hände in den Schos legen können, um nur dann und wann Coupons abzuschneiden. Es ist ein Rennen und Jagen nach Reichtum in den Spielstädten, wie sonst nirgends, aber es steht geschrieben: die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke. Zunächst geht jenen Geldjägern der lezte Rest von Gottesfurcht und strengsittlicher Gesinnung verloren, dann werden sie Müßiggänger, die leise und laut den lieben Gott lästern, wenn es keine „gute Kur" gibt. Müßiggang ist aller Laster Anfang und des Teufels Ruhebank. Welchen Tafelfreuden gibt sich die Bourgeoisie in den Spielorten hin! Mit welcher Hoffart treten diese lediglich dem Materiellen zugewandten Menschen demjenigen gegenüber, der ein knappes Einkommen hat und sich genügen läßt. Welchen Aufwand lassen sie ihre Töchter treiben! Wie viel Ehebrecher gibt es unter den entarteten Bürgern! Wie stellen sie sich ungebehrdig, wenn man von Aufhebung des Spieles redet. Für eine moralische Anstalt geben sie zwar die Bank nicht aus, aber sie suchen eine Sünde mit der andern zu beschönigen, indem sie von den Gefahren und dem Gemeinschädlichen des Lotterie- und Börsenspiels sprechen. Als ob man den Diebstahl damit könte erträglich erscheinen lassen, daß man von dem Verwerflichen des Betrugs redet. Man sollte es nicht für möglich halten, aber es ist so: die Bewohner der Spielorte sehen es so an, als ob das von Teufels wegen vorhandene, Reichtum und Wolleben mit sich führende Spiel von Gottes- und Rechtswegen ein Privileg für sie sei, daß für sie nicht Mühe und Arbeit, Handel und Gewerbfleiß, sondern Schwindel und Spiel das tägliche Brot verschaffen soll. Haben sich nun jene Städte Jahrzehnte lang gegen Gottes Ordnung auf das mindestens unsolide Fundament der Spielbank gestellt, so ist der Ordnung Gottes gemäß, wenn dieser Schade geheilt und die Bewohner der Spielorte auf den soliden Weg redlichen Schaffens und Arbeitens zurückgeführt werden. Man muß dem Kranken Arznei geben auch wenn sie bitter ist und Schmerzen verursacht.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 24. October. № 85.

Aus dem lezten Kriege von einem Feldprediger.

II

Mit welchen wunderbar ernsten Gefühlen und Gedanken zog ich doch in Böhmen ein und in den ersten Tagen weiter hinein. Da an der Grenze das verwüstete Zollhaus in den feindlichen Farben am Schlagbaum — das Schwarz und das unschöne Gelb. — Feindes-Land! ich konte von dem Gedanken nicht los. Dann in den Engpässen auf den Gebirgswegen, wo unsere Pferde aus der Ebene das Steigen und beim Abhang das Aufhalten des Wagens erst lernen mußten. Es mochte sein, daß aus der Geschichte des siebenjährigen Krieges noch die kecken kaiserlichen Husaren, die lauernden und beuteluſtigen Panduren und Kroaten in meiner Vorstellung lebten, ich meinte, nun müßte es hervorblitzen von jenem Felsen her, der den Weg fast versperte, und die wilden Scharen hervorstürzen auf die endlosen Wagenzüge, die sich mühsam emporwanden und unter denen auch mein Wagen war, — aber Alles blieb still, nur aus der Ferne her dröhnte fort und fort Kanonendonner zu uns herüber. Bald auch sah ich die Schrecken des Krieges ganz in der Nähe. Bei sinkender Sonne ritt ich über das Gefechtsfeld von Podol. Die Felder neben den Wegen zertreten, tiefe Wagenspuren in den Fruchtäckern, hie und da gefallene Pferde, dort auch der erste erschossene Mann, den ich sah. Im Dorfe selbst entsezliche Verwüstung in den Häusern und Gärten, Kugelspuren überall, Blutlachen hie und dort, auf einem Anger frische Gräber, vor einer Stunde zur lezten Ruhestätte gebracht 26 Preußen mit 2 Offizieren, daneben 110 Oesterreicher. Und doch war dies nur ein geringer Anfang der Dinge, die ich sehen sollte. Am andern Tage wieder ein harter Marsch in brennendster Sonnenhitze Berg auf, Berg ab, und immer näher dem fernen Kanonendonner. Endlich in dem Städtchen Sobotka hält der Wagenzug, jedes weitere Vorgehen desselben ist verboten, denn draußen 1½ Meile entfernt steht die Schlacht, der Feind will heut nicht weichen, schon geht die Reserve-Artillerie durch die Stadt vorwärts. Leider ist mein Reitpferd matt geworden, so mache ich mich zu Fuß auf den Weg, dem Kanonendonner entgegen. Endlich, nach vielem Aufenthalt, bin ich da, wohin ich wollte: es sind die ersten Verwundeten, die ich suchte, in einem verlassenen Hause auf Stroh, Mann neben Mann liegen sie, und immer neue Züge kommen an, es ist hier und in den Nebenhäusern kein Raum mehr für sie, da warten sie draußen, bis die Wagen wiederkommen, welche die notdürftig Verbundenen in die Lazarethe bringen, die weiter rückwärts errichtet sind; vor diesen Häusern wehen die weißen Fahnen mit dem rothen Kreuz. Welch ein Gewühl aller Orten, und doch keine Unordnung, kein Geschrei, wenige schallende Kommandorufe von den Wagen her, die wieder neue Verwundete bringen, dann die eilenden Krankenträger, die dienstbereiten Heilgehilfen und Lazarethdiener, unter ihnen die lieben Aerzte ruhig Alles überschauend, die Kranken prüfend, sondernd, überall Hilfe bringend, unermüdlich. Und über das Alles zieht der unermeßliche Staub, den die fort und fort marschirenden Kolonnen erregen, dazu die unsäglich heißen Strahlen der Junisonne da draußen, und innen in den Häusern! — da liegen die Armen in dumpfer, erstickender Schwüle auf den Fußböden der elenden Hütten auf wenigem Stroh, Mann an Mann, die eben noch in grimmer Wuth sich bekämpften, friedlich neben einander, ein Tornister oder ein umgestürzter Schemel ist ihr Kopfkissen, der Mantel verhüllt nur wenig die blutenden Wunden, die zerquetschten und zerschossenen Glieder. „Wasser, Wasser", in den herzzerreißendsten Tönen, bald gelispelt, bald hervorgemurmelt oder gurgelnd hervorgestoßen, dies eine Wort klingt dem Eintretenden entgegen, und dazu die verlangenden wunderbaren Augen der Armen, gläsern schon, bald brechend, die müden Arme halb emporgestreckt. Aber der Brunnen draußen ist leider von den Feinden verschüttet, ein anderer ausgeschöpft, doch da komt Wasser, es ist vom fernen Bach mühsam hergeholt, bald ist's ausgeteilt, nicht Alle haben zur Genüge empfangen, und bald klingt's wieder leise und wird lauter: „Wasser, Wasser."

Es ist sehr schwer, zu Allen hinzugelangen, sehr vorsichtig muß ich mich in diesen engen Räumen bewegen und mich wenden, um nicht durch Ungeschicklichkeit den am Boden Liegenden wehe zu thun. Der Reihe nach knie ich zu einem Jeden hin, ich reiche ihnen das Gefäß zum Trinken an den Mund und rede zu ihnen von dem, der ihre Selen erquicken kann und will aus Seinem heiligen süßen Worte, und der den Balsam hat für ihre brennenden Wunden. So spreche ich zu Jedem, die Oesterreicher sehen mich starr an, sie verstehen mich nicht, es sind Ungarn und Italiener, und Czechen. — Aber ich kann nicht mehr, es ist mir so wehmütig um's eigene Herz, es ist des Elends zu viel, ich gehe hinaus, abwärts, da sitze ich in einem Graben, um mich zu sammeln, ich ringe um Fassung, und die bittern Thränen fallen auf die Hände, die voller Bluts der Verwundeten sind.

Aber ich muß wieder hin, ich schäme mich, daß es mich übermannt hat. Da vor den Häusern sitzen und liegen Leichtverwundete, darunter ein großer Haufen Gefangener, sie haben sich gegenseitig notdürftig verbunden, unterstützen sich gegenseitig recht wie Kameraden zu thun pflegen, es ist rührend oft anzusehen. Aber wie ich mit ihnen rede, da klagen sie über Hunger, Alle, der ganze Haufe hat nichts zu essen, wo sollte ich Brot hernehmen, das Wenige, was die Feldlazarethe mit sich führen, war längst aufgebraucht, da machte ich mich auf, rückwärts zu den Wagen, fand sie bald und was ich suchte, und brachte mit Hilfe meines Trainsoldaten doch so viel mit, daß ein Jeder etwas bekam, es ins Wasser zu tauchen und der brennendsten Pein zu wehren.

Mittlerweile war es Nacht geworden, schwül und dunstig, am Himmel stand der Vollmond, in der Ferne rötheten an zwei Stellen brennende Dörfer die leichten Wolken, in einer zerschossenen Scheune fand ich ein Unterkommen gegen den fallenden Nachtthau. Das war am Freitag den 29. Juni, am Peter-Paulstage, die Schlacht von Gitschin. Am Sonnabend blieb unsere Abteilung bis Mittag auf dem Schlachtfelde halten, während zwei Armeecorps an uns vorbeizogen, ein gewaltiger Heereszug. Jezt in der Morgenfrühe sah ich auch die Schrecken eines Schlachtfeldes, überall Verwüstung, so weit zu sehen war Trümmer von Waffen, Fetzen von Ausrüstungs- und Bekleidungsgegenständen, Leichen von Menschen und Pferden. Und dazwischen die suchenden Krankenträger in einzelnen Trupps, und immer wieder Züge von Wagen, die Verwundete zu den Verbandplätzen und von dort in die Lazarethe brachten. Heut war ich schon ruhiger und gefaßter. Ich hatte den lieben Herrn um Kraft und Ruhe und Besonnenheit gebeten, und Er bot mir Seine Hand, daß ich mich darauf lehnen konte fortan. — Am Sontag Morgen lagen wir noch an derselben Stelle, da hatte ich Gelegenheit, einer großen Abteilung Gottesdienst zu halten, es war der 5te Sontag p. T.; das Ev. von Petri reichem Fischzug mit seinem wunderbaren Worte: „Herr gehe von mir hinaus, denn ich bin ein sündiger Mensch!" bot reichlich dar, an dieser Stätte zu predigen, aber eine Sieges- und Jubelpredigt ist's nicht geworden. Von hier aus fuhr ich sofort weiter rückwärts zu einer anderen noch größeren Abteilung, der ich zu predigen versprochen hatte, ich mußte das ganze große Gefechtsfeld durchmessen. Die Todten lagen noch alle am Wege, nur hie und da waren Veranstaltungen zum Beerdigen zu sehen, weiter hin die ersten frischen Gräber. Ich fand die Abteilung, zu der ich wollte, es waren die neun Munitions-Kolonnen des Armeecorps, in einem riesigen Viereck aufgestellt auf einer Anhöhe haltend, die eine weite Umsicht gestattete. Alles ist in Bewegung und Unruhe, man zeigt auf die Berge dort, man redet von einem Ueberfall von Seiten der ungarischen Husaren auf diese Wagenzüge hier, man sieht auch dort Bewegung drüben, es leuchtet wie Weiß herüber, es blinkt wie Waffen. Die Bedeckungsmannschaften ziehen den Bergen zu, dem Unheil zu begegnen. Nach einer Stunde komt volle Aufklärung, es sind Landeseinwohner mit ihren Herden, die von dem Kriegssturm aus ihren Dörfern vertrieben, jezt in die Thäler herabsteigen, um ihre verwüsteten Wohnplätze wieder einzunehmen, einige versprengte kaiserliche Soldaten unter ihnen. Dadurch hatte sich der Anfang des Gottesdienstes verzögert, ein Gewitter zog herauf, und im strömenden Regen standen wir vor dem Herrn, um Seine Gnade bittend. Auf demselben Wege, den ich gekommen, fuhr ich wieder zurück über das Schlachtfeld. Die Leichen am Wege waren vorhin mit einer so dicken Staubdecke überzogen gewesen, daß man die Farben der Kleidung kaum erkennen konte, eine wolthätige Decke auf den Leichenantlitzen mit den schrecklichen Todeswunden; jezt hatte der heftige Regen den Staub weggespült, und sie lagen wieder da, die wachsbleichenen Leichen, sichtbar, kentlich. Und in der feuchtheißen Luft zogen jene Dünste der Schlachtfelder, stets kentlich dem, der sie einmal eingeathmet hat. Auch heut noch, am dritten Tage nach der Schlacht, fand ich einen Schwerverwundeten, einen Galizier, der sich in ein Kornfeld gerettet hatte, der Arzt verband ihn sofort, die Kugel war quer durch den Leib hin gegangen, die Umstehenden erquickten den verschmachteten Mann, ich mußte aber doch zulezt wehren, daß sie ihn nicht etwa durch ihre Liebeserweisungen umbrächten, denn alles Mögliche, auch oft Wunderliches wurde ihm eingeflößt und zugesteckt. — Nachmittags war noch eine größere Beerdigung Gefallener zu besorgen, ich weihte jedesmal das Stückchen Erde erst mit wenigen Worten zu einem Gottesacker, über dem frischen Hügel ein kurzes Wort, Gebet und Segen, darnach ward ein schlichtes, roh zusammengefügtes Kreuz mit der Zahl der Todten da unten, bei Offizieren mit ihren Namen, in die Erde gesteckt. O wie viele Gräber der Unseren erheben sich dort in den fernen fremden Ländern. — Endlich gegen Abend brachen auch wir vom Schlachtfelde auf, im schrecklichsten Gewitterregen ging's durch Gitschin, das an allen Häusern die Spuren des erbitterten Kampfes zeigte, der hier vor dreien Tagen getobt hatte. Jenseit der Stadt lagen meilenweit hin unsere Soldaten im Feldlager ohne Schuz dem Wetter preisgegeben. Ich saß sicher und trocken im Wagen, hätte mögen recht Viele hereinnehmen zu mir, aber schon der Dritte, der einstieg, saß im Regen. — Aber alle diese Schrecken, die die Tage von Gitschin darboten, waren doch nur ein Vorspiel größerer, furchtbarerer Dinge, der Herr wollte durch dies zu Größerem uns vorbereiten und rüsten. Auf Gitschin folgte bald Königgrätz!

Kaum war der 3. Juli, der Cornelius-Tag, angebrochen, wenige Stunden nach Mitternacht, war Alles fast lautlos in Bewegung dem Feinde entgegen. Es war eine dunkle, unheimliche Nacht, der Regen fiel fein und dicht und kältete durch den Mantel hindurch bis ins Mark.

(Schluß folgt.)

Die gegenwärtige kirchliche Lage in Hannover.

Es bestand unter uns vor der lezten Katastrophe diese Gestalt unsers äußern kirchlichen Lebens. Grade noch vor der Capitulation bei Langensalza war das Hannoversche Landesconsistorium von König Georg V. ins Leben gerufen. Demselben sind die früher unmittelbar unter dem Cultusministerium stehenden Provinzial-Consistorien zu Hannover, Aurich, Osnabrück, Stade und Otterndorf untergeben. Zum Geschäftskreise des Landes-Consistoriums gehört Alles, was 1. Bekentnis und Lehre der Kirche, Selsorge, Cultus und Kirchenzucht, 2. Vorbildung, Prüfung und Ordination fürs geistliche Amt, 3. Anstellung und Entlassung der höheren und niederen Geistlichen, deren Amtsführung, Fortbildung und Wandel — betrifft. Rücksichtlich des Volksschulwesens, welches sonst dem Cultusministerium verbleibt, ist dem Landesconsistorium nur Beteiligung zur Wahrnehmung des kirchlichen Interesses vornehmlich in Beziehung auf den Religionsunterricht zugewiesen. Auch die Provinzial-Consistorien sollen in den bezeichneten Angelegenheiten thätig bleiben, jedoch nur unter Aufsicht und Leitung des Landesconsistoriums, in allen anderen Angelegenheiten aber, außer den genanten, stehen sie fortwährend unter dem Cultusministerium (also in allen äußeren Sachen). Auch das Landesconsistorium ist dem Cultusministerium untergeordnet, doch so, daß das lezte in den namhaft gemachten Angelegenheiten nur die Verfügungen des Landesconsistoriums hemmen kann, und bei allen Anordnungen in denselben das Einverständnis mit dem lezten zu bezeugen hat. Bei Competenzstreitigkeiten zwischen Cultusministerium und Landesconsistorium entscheidet der König auf Vortrag des Ministers. Der Umfang der landesherlichen und oberbischöflichen Gewalt soll durch die Verordnung über das Landesconsistorium keine Beschränkung erleiden. Es soll aber erst noch eine Bestimmung darüber erfolgen, wann es in den oben genanten, dem Landesconsistorium überwiesenen Angelegenheiten einer Beschlußfassung des Landesherrn in Allerhöchsteigener Person bedarf. In diesem Falle ist dieselbe von dem Landesconsistorium unter Vermittelung des Cultusministeriums einzuholen und wird der König bei dem desfalls zu erstattenden Vortrage je nach Umständen den Präsidenten oder andere Mitglieder des Landesconsistoriums zuziehen.

So bestimte die Verordnung vom 17. April d. J.

Es ist bekant, daß nach Beratung mit der Vorsynode im Winter 1863 schon am 9. Oct. 1864 eine Kirchenvorstands- und Synodalordnung erlassen war, in deren Folge jedoch nur erst Kirchenvorstände nach den neuen Bestimmungen für dies Amt gewählt sind, die auch vorgeschriebenen Bezirks- und Landessynoden aber noch in Aussicht stehen.

Nun leuchtet ein, daß mit der Besiznahme Hannovers durch Se. Majestät den König von Preußen in dem eben beschriebenen Organismus unserer kirchlichen Verfassung zwei wesentliche Glieder hinweggefallen sind: der König als Spitze des Kirchenregiments und sein Ministerium. Es ist also selbst beim besten Willen nicht möglich, daß unsere kirchliche Verfassung gegenwärtig ganz unberührt bleibe. Es ist unumgänglich nötig, daß die entstandenen Lücken irgendwie ausgefüllt werden. Es fragt sich nur, wie das geschehen soll, und es wird gewiß nur durchaus gerecht erscheinen, wenn wir fordern, daß es auf die Weise zu geschehen hat, in der das innere Leben mit dem äußern Organismus unserer Landeskirche am besten erhalten wird.

Wir erwarten vor Allem zuversichtlich, daß eine Unterordnung unserer Landeskirche und namentlich unseres Landesconsistoriums unter den Oberkirchenrath in Berlin, von der wol geredet ist, nicht stattfinden werde. Schon wegen der Weitläuftigkeit und Schwerfälligkeit des Instanzenzuges, der dann entstehen würde, können wir das nicht wünschen. Es ist schon völlig ausreichend, daß es jezt bei uns ging vom Provinzial- ans Landesconsistorium, vom Landesconsistorium ans Cultusministerium, vom Cultusministerium, wenigstens in manchen Fällen, an Se. Majestät den König. Da käme zu den 4 nun noch eine 5te Stufe hinzu, wenn wir auch noch dem Kirchenrath sollten untergeben werden. Aber viel mehr wiegt uns ein anderes Bedenken. Der Oberkirchenrath zu Berlin ist die oberste kirchliche Behörde der preußischen Landeskirche, welche wir nur für unirt erkennen können. Wenn es auch nicht unternommen ist, die Bekentnisse zu einem zusammenzuschmelzen, die dissentirenden Stellen derselben sich neutralisiren zu lassen und so einen Consensus herauszubringen, so ist doch die Praxis, Liturgie, Gottesdienst und Sakramentsfeier unirt, die verschiedenen Confessionen haben nicht die Kraft, auf ihrem Grunde eine besondere confessionelle Kirche, gegen die übrigen ausschließend (nicht von der Seligkeit, auch nicht vom Christentum, wol aber von dieser äußeren Kirche), hervorzubringen, ja auch nur zu benennen. Wir erkennen auch vollkommen, daß, wie einmal die Dinge liegen und sich gebildet haben, so lange nicht völlig andere Principien zur Anerkentnis kommen, der Oberkirchenrath nicht anders kann, als mit der evangelisch-preußischen Landeskirche die Union befördern. Darum wünschen wir dringend, vor jeder gliedlichen Verbindung mit dem Oberkirchenrathe bewahrt zu bleiben. Wir wissen wol, daß eine Vereinigung unter einem und demselben äußeren Kirchenregimente noch nicht notwendig für verschiedene Confessionen die Union in sich schließt. Auch in Hannover kommen verschiedene Verhältnisse vor, wo von lutherischen Consistorien reformirte Gemeinden, ja ganze Bezirke mitverwaltet werden. Aber da berührt dies Regiment doch nur die Aeußerlichkeiten, und diese Reformirten werden nie gespürt haben, daß ihnen gewehrt ist, sich reformirt zu nennen und so reformirt zu halten, wie sie irgend begehrten. Nur in Ostfriesland möchte sich eine Ausnahme finden, wo freilich auch wir das Durcheinandergehen reformirten und lutherischen Wesens kaum noch von Union haben zu unterscheiden gewußt. Aber Ostfriesland hat sich auch immer wenig Hannoverisch gezeigt. Wir anderen, und wir sind doch überzeugt, selbst viele Ostfriesen mit uns, würden auch gegen jede blos regimentliche Verbindung mit dem Berliner Oberkirchenrath ernstlich protestiren. Ein Uebelstand, wenn auch nicht notwendig Union aus derselben folgt, bleibt eine

solche Vereinigung doch immer; das Normale ist gewiß, daß das Regiment einer Confessionskirche aus Personen bestehe, für die es gefordert wird, daß sie derselben Confession angehören müssen. Wenn aber, wie das bei der preußischen Oberkirchenbehörde unleugbar ist, auf wiederholten historischen Vorgängen ruht und schwerlich von ihr selbst in Abrede genommen wird, eine vorwiegende Tendenz zur Union vorhanden ist, so wird der Uebelstand auch zur großen Gefahr. Wir zweifeln nicht, daß Graf Bismarck in dem dem Superintendenten Brömel gegebenen Versprechen, betreffend die Sicherstellung des lutherischen Bekentnisses, auch das mitverstanden hat, daß die Lauenburgische Kirche von dem Regiment des Oberkirchenraths sollte unberührt bleiben. So dürfen wir auch für uns dasselbe hoffen und begehren.

Aber es wird auch nicht ohne Weiteres Se. Majestät der König von Preußen und Allerhöchst Sein Ministerium der geistlichen Angelegenheiten in die Stelle unseres früheren Königs und Seines Cultusministeriums eintreten können, wenn nicht das Recht unserer lutherischen Kirche soll verlezt werden. Auch hier ist wieder die Union dasjenige, was uns das Bedenken erregen muß. Wir werden nicht irren, wenn wir die Union als eine alte Tradition des preußischen Königshauses ansehen. Es ist bekant, wie für Friedrich Wilhelm III., glorreichen Andenkens, die Union ein Lieblingsgedanke und eins seiner Lieblingswerke war. Der auch uns Allen überaus teure Friedrich Wilhelm IV. war der Erbe der Gedanken und der Thätigkeit seines Vaters auch in dieser Hinsicht, nur daß unter ihm die von der Landeskirche sich getrent haltenden Lutheraner eine viel mildere Behandlung und wenigstens eine gewisse staatliche Anerkennung fanden. Auch von des jezt regirenden Königs Majestät werden wir annehmen dürfen, daß die Union das Bekentnis seines Herzens ist. Nun nehmen wir gern an, daß ein unirter König und ein unirter Minister der geistlichen Angelegenheiten nichtsdestoweniger gegen die Confessionen Gerechtigkeit beweisen, und wenn sie auch von dem Wunsch beseelt sein möchten, alle Unterthanen ebenfalls unirt und als Glieder einer und derselben Landeskirche zu haben, doch aber so wenig wie ihren katholischen Unterthanen den protestantischen, ihren lutherischen und reformirten Landeskindern den unirten Glauben aufdringen würden. Aber Träger des Kirchenregiments haben noch mehr zu leisten, als nur nicht ungerecht zu sein und keinen religiösen Zwang zu üben. Sie haben auch selbst positiv einzugreifen in die kirchliche Gesezgebung und Verwaltung, und das, da Alles aus dem Glauben und dem den Glauben aussprechenden Bekentnisse hervorzugehen hat, können auf recht gedeihliche Weise für die Kirche nur diejenigen, welche ihr Bentnis teilen.

Deshalb hoffen wir von der Gerechtigkeit und Milde Sr. Majestät des Königs von Preußen auch das, daß Allerhöchstderselbe, wenn Er mit der Kirchenhoheit auch die Kirchengewalt unter uns an sich nimt, doch der lutherischen Kirche die geeigneten Garantien dafür geben wird, daß im Regiment Alles gemäß ihrem Bekentnis und ihren in dem Bekentnisse gegründeten Principien geschehen werde. Wie diese Garantien beschafft werden sollen, ist ja nicht unsers Ortes weiter auszuführen.

Für den Augenblick hält der Bau unsers kirchlichen Organismus noch einigermaßen, weil hier noch ein Cultusministerium, verwaltet von dem General-Secretair desselben, vorhanden ist. Aber schwerlich ist die Absicht, daß dieses Ministerium in solcher Weise bleiben soll, wie ja auch schon die bisherigen Functionen eines besondern Justizministeriums mittelst Königlicher Verordnung vom 3. d. M. dem Justizminister in Berlin übertragen sind. Wir würden es sehr zu beklagen haben, wenn mit dem Cultusministerium in derselben Weise sollte verfahren werden.

Die Union, nach unserm Bedünken, hat in Preußen genug Uebel und Uebelstände herbeigeführt. Wenn man sie jezt nicht hätte, ich glaube, man würde sie heute nicht machen. So sollten denn die Erfahrungen im eigenen Lande, auch wenn man selbst ein Freund der Union ist, doch um so geneigter machen, alles Mögliche zu thun, andere Länder mit derselben zu verschonen. Das würde aber auch nicht geschehen, wenn man etwa die Gemeinden fragen wollte, ob sie für die Union stimmen, oder die Gesuche solcher Gemeinden, welche, wie wir neulich von einer Ostfriesischen gelesen haben, Einführung der Union begehren, gewähren wollte. Das käme ja auf das Princip der Majoritäten heraus, welches auf dem Boden der Kirche niemals gelten darf. Es ist das Recht und Wesen der confessionellen Landes- oder Volkskirche, daß dieses Bekentnis besteht, von einer Generation auf die andere übergeht. Die junge Generation nimt vorläufig mit gutem Grunde an, daß ihr von der älteren und namentlich von ihren Lehrern das Richtige und Wahre tradirt ist. Dabei bleibt jedem unbenommen, ja ist ihm ernstlich gerathen, sobald er es wirklich vermag zuzusehen, ob es sich also verhalte. Sollte er dann das Gegenteil finden, so mag er einer anderen Confession sich anschließen. Aber Alle auffordern, abzustimmen, hieße nichts anderes, als sie versuchen, oder ihnen etwas zumuten, wozu ihnen durchaus das Zeug fehlt. Wie jede Kirche, so ist auch jede Gemeinde eine durch das Menschenalter hindurchgehende Collectiv-Person, die ihr bleibendes Recht hat; sie darf keineswegs angesehen werden als das immer neue, sich ergebende Resultat einer vorauszusetzenden, stets sich wiederholenden Stimmgebung der einzelnen Individuen. Wenn freilich sämtliche zur Zeit lebende Mitglieder einer Gemeinde einschließlich ihrer Prediger, Lehrer, Vorsteher kämen und forderten Veränderung ihrer Confession oder Union, so möchte ihnen vielleicht zu willfahren sein. Aber gewiß nicht, wenn noch eine Minorität zurückbleibt. Da wäre zu bedenken, daß im Reiche Gottes Recht, Wahrheit, lebendiger Glaube immer nur auf Seiten der Minorität ist und von derselben gehofft werden muß, sie werde von den anderen immer mehrere herüberziehen. Hat sich's ja auch wirklich gezeigt, daß das lutherische Bekentnis, welches eine Zeitlang wie ausgestorben erscheinen konte, wieder an allen Enden viel lebendige Anhänger gefunden hat. Ich weiß die Zeit noch recht gut, wo alle Welt der Union zufallen wollte. Wir sagten vorhin schon: hätte Preußen seine Union noch nicht, in der Gegenwart würde es Bedenken tragen, sie zu stiften. Wir dürfen auch hinzusetzen: es würde schwerlich mit derselben gelingen.

Also zum Schluß: wir bitten dringend, mit der Union verschont und vor ihr geschüzt zu werden in aller Weise. Der Herr aber gebe uns, daß das lutherische Bekentnis in der lutheri- Kirche zu rechtem Leben werde, bis Er endlich die allein wahre Union macht.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 27. October. № 86.

Die Spielhöllen.

(Schluß.)

Die Pest des Mammonsdienstes dehnt sich jedoch in ihren Wirkungen selbst auf die ehrlichen Leute, die sich dem Schwindelgeist nicht unmittelbar hingeben, aus. Es schmeichelt ihrer Eitelkeit, daß ihre Stadt der Sammelplaz für so viel Reichtum und Luxus ist, daß so elegante Straßen und prächtige Villen gebaut werden und was dergleichen mehr ist. Bei solcher Anschauung ist natürlich der kirchliche Sinn auf dem Gefrierpunkt. Die Aussaat des Evangeliums fällt hier stets unter die Dornen. Die christlich-gläubigen Familien sind an den Fingern herzuzählen. Ein gewisser Wolthätigkeitssinn macht sich zwar bemerkbar, eine gewisse natürliche Gutmütigkeit; man läßt die Hunde dem armen Lazarus die Schwären belecken. Mehr thut man aber nicht. Man ist gleichgiltig gegen alles kirchliche Leben, gleichgiltig gegen die Anstalten für die Heidenbekehrung, gleichgiltig gegen die Werke der innern Mission. Wie kann man auch Gott dienen, wenn man mit einer Stadt, welche sich von der Teufelsarbeit, dem Spiele, nährt, dem Geldgötzen dient, wenn man mit dem Strome derjenigen schwimt, welchen die Anstalt, die auch die Weltmenschen kurzerhand „die Hölle“ nennen, Mittelpunkt und Lebensnerv alles Seins und Thuns ist oder minder farblos ausgedrückt, die sich um das Ding scharen, welches das Aas für alle Arten Geier und anderes Raubzeug ist. Sehen wir uns auch einmal die Geier an, welche sich um das einen Geruch des Todes zum Tode ausdünstende Aas sammeln. In erster Reihe stehen die französischen Grisetten, welche in Samt und Seide durch die lichtstrahlenden Säle stolziren. Nirgends macht sich das Laster der Hurerei so breit, nirgends ist die öffentliche Meinung gegen dasselbe so schwach, als in den Spielorten. Man hält es für ein Axiom, daß die feilen Dirnen zum Badeleben gehören. Man überlegt nicht, welches physische und moralische Gift durch jene Scharen von petites dames in das deutsche Leben übergeleitet wird. Sind die Prostituirten Frankreichs doch so sehr aller sittlichen Begriffe baar, daß sie die Hurerei lediglich für einen bürgerlichen Erwerbszweig halten. Haben sie doch, wie Geschäftsleute, ihre Empfehlungskarten, welche, gegen das Licht gehalten, den prix d'entrée kundgeben. Für die vollendete Schamlosigkeit der Grisetten spricht folgender Fall: Eine ausgewiesene prostituirte Witwe bat im lezten Frühjahr unter Thränen um die Erlaubnis der Rückkehr, sie habe ihren Mann verloren und müsse nun allein ihre drei Kinder ernähren. Als man sie auf das Schändliche ihres Gewerbes aufmerksam machte, sah sie mit großen Augen den Beamten an; sie wollte oder konte nicht verstehen, was man zu tadeln fand.

Die Grisetten machen die modernen Quartiere einer Badestadt zum Bordell. Aus allen Nachbarstädten kommen die lüderlichen Kaufleute, Fabrikanten, Beamten und Officiere, um mit jenen Verlorenen zu spazieren, zu schwelgen und der Lust zu fröhnen. Zwar hält die Polizei darauf, daß der Anzug des demi monde anständig sei, aber das laute faule Geschwäz, die frivolen Geberden und unanständigen Bewegungen lassen sich nicht so leicht überwachen. Auch werden die Aufsichtsbehörden von dem ehrbaren Publikum, das zu feige ist, um gegen den Unfug der Prostituirten, wie überhaupt gegen das Gesindel aufzutreten, nicht in der rechten Weise unterstüzt.

Noch anstößiger als die Grisetten sind in den Badestädten diejenigen Frauen aus den höheren und höchsten Ständen, welche nicht um des Geldes, sondern um der Sünde selbst willen Verkehr mit Männern haben. Die Gräfin F. (aus dem Kaiserstaat Oesterreich) hat ihr beträchtliches Vermögen nach und nach dem Spieltisch und gleichzeitig Schönheit und Gesundheit der Wollust geopfert. Zulezt sah man sie mit den offenbaren Zeichen eingetretener Geistesstörung durch die Salons gehen, und da ihr Benehmen immer mehr auffiel, so schaffte man sie fort.

In der Heimat — und wäre diese auch eine größere Stadt — könten sich solche Frauen nicht so leicht den Lüsten hingeben, sie würden beobachtet und — wir glauben, sogar in Wien, das doch so manche Prostituirte, worunter nicht wenige Officierswitwen, „in das Reich“ ziehen läßt — von der öffentlichen Meinung verurteilt werden. Aber in den großen Badestädten — — wo ein Aas ist, da sammeln sich die Geier.

Mit den „Damen“ aus Paris, Bordeaux, Lyon, Wien und Berlin stehen die Kuppler, meist junge Männer, deren Umgang mit jenen minder auffallend ist, in Verbindung. Bisweilen sind es auch Kahlköpfe und Witwen, die dem reichlich lohnenden Geschäft der Kuppelei ergeben sind. Der Nachweis des Verbrechens ist nur höchst selten zu erbringen, das einzige Mittel ist, die Verdächtigen auszuweisen.

Wer immer an den Spieltisch geht, thut dies nicht um der Moral willen, es ist daher sehr natürlich, daß das unmoralische Institut der Spielbanken solche, die zu Diebstahl und Betrug

geneigt oder gar schon darin geübt sind, nur kühner macht in der Verachtung des Unterschiedes von Mein und Dein. Es gibt ganze Banden, welche im Complotte die erfolgreichsten, oft von den Employés nicht bemerkten Gaunerstreiche ausführen und mit einemmale so viel erbeuten, daß sie Monate lang davon leben können. Außerdem sind es auch einzelne, welche solchen Personen, die um ihres Sinnes für Wolanständigkeit willen jedes Aufsehen am Spieltische zu vermeiden streben, oder auch solchen, die im Spiele unerfahren sind, Einsaz oder Gewinn wegnehmen, d. h. stehlen. Uebrigens werden derartige Diebstähle sowol von den Bankhaltern als von den öffentlichen Behörden nicht wie gemeine Diebstähle behandelt, man erwägt vielmehr, daß die privilegirten Banken selbst so etwas von Raub und Plünderung an sich haben, und daß man die Plünderer der Plünderer nicht wie ordinäre Diebe bestrafen kann. Außer der erwähnten Gattung von Dieben — Portémacher genant —, machen auch die Taschendiebe, welche fast alle die hohe Schule zu London durchgemacht haben, im dichten Gedränge an den Glückstischen gute Geschäfte. Endlich wird auch in Folge unglücklichen Spieles gestohlen. Ein Advokat aus Korfu hatte sein Geld verloren und legte sich, um wieder zu Gelde zu kommen, auf das Stehlen von Kleidungsstücken. Wochen lang betrieb er das Geschäft, bis er endlich von einem aufpassenden Gensd'armen auf frischer That ertappt wurde. Der Unglückliche war alsbald geständig. In der mehrmonatlichen Strafhaft überfiel ihn die Verzweiflung. Eines Tages fand man ihn blutend am Boden seiner Zelle liegen, er hatte sich den Kopf wider die Wand gerant. Man beschwichtigte den armen Mann. Aber nicht lange darnach stieß er sich mit einem Messer in die Brust. Nur die sorgsamste ärztliche Pflege entriß ihn dem Tode. Als einen leiblich und geistig gebrochenen Menschen schaffte man ihn nach verbüßter Strafe über die französische Grenze. Das ist ein Fall für viele. Den Uebergang vom Gewohnheitsspieler zu dem zum Verbrecher sich entwickelnden Spieler bildet jener junge russische Gelehrte Dr. v. G., der von seiner Regierung Geld zu Studien im Auslande erhalten und, zum Spiele verführt, all sein Geld verloren hatte. Gleich einem Bettler mußte er bei der Kursaal-Direction um Reisegeld nachsuchen. Alle, die auf solche Weise, d. h. ausgeplündert, den Spielort verlassen, gestehen zu, daß es die größte Thorheit sei, sein Geld zu verlieren, sobald sie aber wieder zu Mitteln kommen, schlägt die satanische Eingebung wieder durch: probire es doch noch einmal, diesmal gewinst du wieder, was du das vorigemal verloren hast. Auch solche, die durch die Aufsichtsbeamten ihres Standes oder ihrer sonstigen Verhältnisse wegen am Betreten der Spielsäle gehindert worden sind, geben zu, daß es besser sei nicht zu spielen, ja sie danken oft dafür, daß ihnen durch ein strenges Gebot ein Riegel vorgelegt, und doch, wenn sie bei anderer Gelegenheit das frühere Ziel wieder vor Augen sehen, unterliegen sie der Versuchung. Die Leute wollen eigentlich gar nicht spielen, aber sie lassen sich durch den Feind berücken, der sie, einmal gefaßt, nur dann aus den Klauen läßt, wenn ein Stärkerer über ihn komt. Der eigentliche Spieler von Profession ist erst kürzlich von einem nassauischen Gefängnisbeamten nach der dämonischen Seite hin dem Brantweinsüchtigen an die Seite gestellt und von beiden behauptet worden, daß fast nie ein Fall völliger Heilung von dieser fürchterlichen Selenkrankheit vorkomme. Für das wahrhaft Diabolische des Spielreizes mag folgender Vorfall sprechen. Dr. M., ein sehr reicher Mann, angesehen, liebenswürdig, verliert eines Tages 200 Pfund Sterling. Sehr aufgeregt komt er zu dem Polizeibeamten, um über seinen Verlust zu klagen. Endlich bricht er in die Worte aus: „Es ist eine fluchwürdige Sache, es ist ein Diebstahl!" Auf die Erinnerung, daß es ja von ihm abhänge, ob er gewinne oder verliere, daß es besser für ihn sei, das Spielglück nicht zu versuchen u. s. w., erwiderte er: „Ja, Sie haben ganz Recht, was Sie sagen, ist die Wahrheit. Sie sind der einzige ehrliche Mensch im ganzen Kurhause. Aber Sie können sich nicht denken, wie es ist; ich weiß es selbst nicht, wie es zugeht; trozdem daß ich klar das vollständig Verwerfliche des Spiels erkenne, zieht es mich doch immer wieder hin und ich kann mit den besten Vorsätzen nicht widerstehen."

Was die Beurteilung oder Verurteilung der Spielbanken angeht, so ist dem Referenten zweierlei immer und immer wieder aufgefallen. Einmal, daß er ungeachtet aller öffentlichen Meinung in Zeitungen u. s. f. noch keinen nichtspielenden Kurfremden von weltlicher Gesinnung kennen gelernt hat, der das Spiel für eine absolut verwerfliche Sache erklärt hätte — derartige Leute haben vielmehr stets dem Spiele gegenüber die größte Toleranz geübt und empfohlen — und andererseits, daß ihm alle nicht gerade professionsmäßig Spielenden das Spiel als eine verkehrte und verderbliche Sache bezeichneten, welcher sie sich allerdings nur der Unterhaltung wegen dann und wann zuwendeten. Alle die so reden, sind entweder in Selbsttäuschung oder in der Meinung befangen, daß sie mit Vorwänden einen übeln Schein von sich fern halten könten. Gewinn oder Verlust eines Einsatzes — und handelte es sich nur um einen Gulden — ist für keinen eine völlig gleichgiltige Sache, nur der Grad des Aergers ist über Null ein verschiedener. Der natürliche Mensch hängt zu sehr am Gelde, die Freude an dem leicht, weil spielend, erfolgenden Gewinn von Gold und Silber ist zu intensiv, als daß der Erfolg eines Einsatzes mit wirklicher Gleichgiltigkeit aufgenommen werden könte. Wer sezt, will gewinnen, wer nicht gewinnen will, der sezt nicht, wer verlieren will, der sezt auch nicht, denn für den ist es viel bequemer, das Geld zum Fenster hinauszuwerfen. Der preußische Baron v. Z. äußerte eines Tages, als die Rede auf das Spiel kam: „Ich verspiele auch zuweilen ein paar Gulden, nur um mich zu amüsiren," aber das „zuweilen" der Behauptung ist dem Faktum nach: täglich mehrere Stunden, und das Amüsement besteht in der geistlödtenden Spannung auf das Resultat des völlig geistlosen, rein zufälligen Falls der Karten oder der Kugel.

Wie großes Herzeleid und Elend das Spiel schon in so mancher Familie angerichtet hat, davon weiß jedermann sicherlich ein Beispiel mitzuteilen. Würde den Bewohnern der Spielorte mehr davon bekant, sie würden ablassen, auf Erhaltung ihrer

Bank mit allen Mitteln hinzuwirken. So aber erfahren nur die Kursaal-Directionen und die Polizeibehörden — und auch diese nur in seltenen Fällen — von dem namenlosen Unglück, das die Spielhöllen verursachen. Geben wir einige Belege. Der Kaufmann L. aus Nordamerika bat eines Tages in der dringlichsten Weise den Polizeibeamten des Kursaals, seinen zu N. in Hannover wohnenden Bruder im Falle seines Wiederkommens nicht in die Spielsäle einzulassen, derselbe habe schon zehntausend Thaler verspielt und ruinire den Wolstand und das Glück der Familie; neuerdings habe er sich wieder von Hause entfernt und es sei ihm — dem Comparenten — die traurige Aufgabe geworden, von Bad zu Bad zu reisen, um den unglücklichen Menschen aufzusuchen. — Der Kaufmann K. aus L. in Baden ist, wie gleichfalls sein Bruder mitteilt, seit einigen Tagen von Hause abwesend, Frau und Kinder sind um seinetwillen in Sorge und Angst, sie fürchten, daß er wieder der Spielsucht verfallen und seine Angehörigen in Jammer und Not bringt. — Das Ehepaar K. hatte im Spiel große Summen verloren und viele Schulden gemacht, sie verlassen heimlich die Badestadt, und weil ihnen bei der Reise ihr ein und dreiviertel Jahre altes Kind lästig geworden wäre, so lassen sie das Würmchen in der Meinung zurück, daß die Magd sich ja um dasselbe kümmern könne. Diese reist von Bad zu Bad, um die unnatürlichen Eltern, welche der Magd überdies noch einen Lohn von 96 Thalern schuldig sind, aufzusuchen. Von dem Endergebnis dieser Reisen hat Referent keine Kentnis erhalten. — Fräulein U. aus dem Darmstädtischen ist von ihrem dem Spiele ergebenen Bräutigam um die Summe von tausend Gulden und um ihre Uhr bestohlen worden. Auch sie besucht ein Bad nach dem anderen, um den ehrlosen Geliebten aufzusuchen und ihn den Händen der Justiz zu überliefern.

Selbst der geistliche Stand hat seine Repräsentanten an den Spieltischen. Der emeritirte Pfarrer St. aus Baiern wird um seiner „schäbigen Kleidung“ willen im Kursaal angehalten. Er gibt sich für einen Oekonomen aus, wird aber durch die ihm abverlangten Papiere und noch andere Beweismittel überführt, daß er gelogen habe. Gleichwol bittet der entartete Mensch um Einlaß in den Spielsaal, was ihm jedoch mit einer eine empfindliche Rüge enthaltenden Bemerkung abgeschlagen wird. — Der Pfarrgehilfe G. aus Baden, ohne Zweifel der Schenkelischen Richtung angehörend, wurde um seines Standes und des öffentlichen Anstoßes willen gefragt, ob er sich nicht schäme, als Geistlicher Roulette zu spielen. Zum Glück hatte der junge Mann noch Ehrgefühl, hoffentlich auch noch so viel Gewissen, daß ihm jener Vorfall unauslöschlich bleibt.

Daß Preußen durch seine neuesten Gebietserweiterungen den Beruf überkommen hat, die Spielbanken in den eroberten und abgetretenen Ländern unverzüglich aufzuheben, ist allen denen außer Zweifel, welche die Aufgabe einer christlichen Obrigkeit kennen. Aber auch alle anderen sind ausnahmslos der Meinung, daß unsere Regierung den Schandfleck der Spielhöllen austilgen wird. Referent weiß aus eigener Anschauung, welche Niedergeschlagenheit sich der Directoren und Employés einer nun in Preußen liegenden Spielhölle bemächtigte, als zuerst die Siegesnachrichten des lezten Sommers und dann die Nachrichten über die Territorialveränderungen eintrafen. Referent hat es erfahren, wie aller Haß der Bewohner der Spielorte gegen Preußen, zwar nicht ausgesprochenermaßen, aber darum nicht minder gewiß, seinen Grund in der Furcht hat, daß die preußische Regierung ihnen im eigentlichen Sinne das Spiel verderben werde. Etwas unerwartetes ist also eine Aufhebung der Spielhöllen nicht. Nun fragen wir aber weiter: Müßten wir uns nicht vor Frankreich schämen, das schon 1837 die öffentlichen Hazardspiele beseitigt hat, wenn wir dreißig Jahre später immer noch seine Kinder zu uns herüberlockten, um sie auszubeuteln und zahlloses Unglück über glückliche Familien zu bringen. Hat schon das Recht der heidnischen Prätoren Roms aus Gründen der Moral verordnet, daß diejenigen, welche Spieler bei sich aufnehmen und aus diesem Anlaß beleidigt oder an ihrem Vermögen beschädigt werden, kein Klagerecht haben sollen, ja erklären das römische, das mittelalterlich-deutsche und im Einklang damit das preußische Landrecht (I, 11, §. 577, 581) aus sittlichen Gründen die Spielverträge für nichtig und die zur Ermöglichung des Spiels gegebenen Darlehen für gerichtlich nicht einklagbar, so ist doch nicht anzunehmen, daß die gegenwärtige preußische Regierung die durch eine langjährige höchst traurige Erfahrung in der neueren und neuesten Zeit constatirte Pest des Spiels in ihrem Gebiete dulden werde. Die preußische Regierung wird ganz gewiß nicht ein Auge oder gar zwei zudrücken und in dem ausgefahrenen Geleise der früheren Regierungen weiter fahren. Die preußische Regierung ist aber wie auf der einen Seite moralisch verpflichtet, so auf der anderen Seite rechtlich wol befugt, die Spielcontracte der früheren Obrigkeiten als pacta turpia nach allgemeinen und unbestreitbaren Rechtsgrundsätzen für null und nichtig zu erklären. Allerdings wird eine solche Erklärung und ihre praktische Durchführung das Hantiren und Gewinnen der betreffenden Städte wesentlich mindern, das ist aber teils das verdiente Loos für die, welche einen unordentlichen Weg des Erwerbes betreten haben, teils eine Folge, die in ähnlicher, vielleicht in noch erheblicherer Weise solche Orte getroffen hat, welche seither an einer Hauptverkehrsstraße gelegen haben und durch den Bau einer Eisenbahn auf die Seite geschoben werden. Kümmert sich die große Frage des allgemeinen commerciellen Vorteils nicht um die besonderen Angelegenheiten kleiner Städte, so wird sich die ungleich schwerer wiegende Frage des Sieges der öffentlichen Moral und Wolfahrt über die unsittlichen Institute der Spielhöllen noch viel weniger um eine zeitweilige und teilweise Störung des Erwerbes einer einzelnen, nicht organisch, sondern durch künstliche Mittel, treibhausartig gewachsenen Stadt zu kümmern haben. Es ist in den neuerworbenen Landesteilen noch viel Widerwillen und Abneigung gegen Preußen zu überwinden, ein energisches Vorgehen gegen die Spielhöllen wird den neuen Unterthanen und den alten, ja dem gesamten deutschen Volke

wie nicht leicht eine zweite That und jedenfalls mehr und nachhaltiger, als alle Eroberungen im Kriege zeigen, daß es der preußischen Regierung Ernst ist mit ihrem Beruf. Es ist nicht denkbar, daß das Preußen, welches so kräftig gegen die öffentlichen Hazardspiele der Badestädte in anderen Staaten zu einer Zeit aufgetreten ist, da ihm durch die frühere Verfassung Deutschlands die Hände gebunden waren, jezt lässig sein sollte, da ihm das unbestreitbare Recht zusteht, im eigenen Gebiete eine Reihe von Spielbanken aufzuheben.

Welchen Eindruck muß es machen, wenn Preußen die allerdings nicht leichte, aber darum um so bessere That vollbringt und allem Geschrei über Härte und Ungerechtigkeit gegen die Spielstädte, allen Lamentationen über Zerstörung so vieler Wolthätigkeitsanstalten, die größtenteils von den Spenden der Spielpächter ihre Existenz fristeten, allen Klagen über Verstopfung der Quelle, durch welche dem Badepublikum ohne Entgelt so viele Annehmlichkeiten, wie Concerte, Theater, Fischerei, Jagd, Bälle, Illuminationen und was der Herlichkeiten mehr ist, zum Genuß angeboten wurden, wenn, sagen wir, allen solchen nichts weniger denn stichhaltigen, vielmehr oberflächlichen, nur das äußere, behagliche Leben berührenden Gründen gegenüber Preußen fest und ernst die Aufhebung der Spielhöllen anordnet. Das wird ein moralischer Sieg sein, der den Dank aller ehrlichen Leute und den Segen Gottes zur unausbleiblichen Folge haben muß. Die geschädigten Erwerbsquellen werden unter der preußischen Regierung auf naturgemäßem Wege bald wieder neu und reichlicher fließen denn früher, und für die Armen und Kranken wird Gott der Herr schon sorgen, wenn die par hundert Gulden, die von den Millionen jährlichen Gewinns abgegeben worden sind, nicht mehr ausbezahlt werden. Hat der milde, rücksichtsvolle König Friedrich Wilhelm IV. troz allen Vorstellungen, Petitionen und Deputationen standhaft und treu um Gottes und des Gewissens willen die Spielbank in Aachen aufgehoben, so wird sein thatkräftiger Nachfolger im königlichen Amte ganz gewiß in gleicher Weise das Bewußtsein vor den Richterstuhl des Königs aller Könige bringen, daß er, als ein getreuer Knecht des Herrn aller Herren und als ein rechter Vater des ihm anvertrauten Volkes, den Greuel der Spielhöllen aus seinen Landen weggethan hat.

Der allmächtige Gott stärke unsere Regierung mit seinem Geiste und mit dem Gebete aller Gläubigen, daß sie um seinetwillen und nach seinem Willen das thue, was die Wolfahrt des preußischen Volkes und seiner Gäste fördert und die befleckte Ehre Deutschlands wiederherstellt.

Aus dem lezten Kriege von einem Feldprediger.

(Schluß.)

Die sämtlichen Wagen blieben an der Chaussée halten, während sich die Truppen fort und fort vorwärts bewegten. Um 5 Uhr Morgens etwa stieg ich zu Pferde, wand mich mühsam durch die Züge der Geschütze und Lazarethwagen, schloß mich dann einem durch die Felder neben der Straße schnell vorgehenden Reiter-Regimente an und kam so sehr bald dem Orte näher, von woher einzelne Kanonenschüsse herüberdröhnten. Da standen auch an einem Erlengebüsch die leichten Feldlazarethe, noch ohne Beschäftigung, weiter vorn Diener der Führer mit den Handpferden. Nicht weit davon die Reserve-Artillerie, verdeckt haltend dahinter die tiefen Kolonnen der Infanterie. Da plözlich zieht durch die Luft ein eigentümlich schrillender Ton, dann ein leichter Knall — das war die erste Granate, ich sollte heute noch viel von denselben zu hören und zu sehen bekommen. — Bald hatte ich auch in einem Dorfe, an dessen Ausgang eine preußische Batterie feuerte, die ersten Verwundungen von diesen furchtbaren Geschossen vor mir; und das ganze Elend des Schlachtfeldes kam langsam, aber mit Macht heran. Ich hatte den lieben Herrn gebeten, Er möge mich doch ausrüsten mit den nötigen Gaben und Kräften, mein Amt recht zu verwalten, ich sei bei Gitschin doch so gar jämmerlich gewesen, und der treue Heiland gab's aus Gnaden, daß meine Stimme nicht zitterte, wenn ich zu den Elenden sprach, daß mein Auge fest blieb und meine Hand nicht zitterte, wenn ich den Trunk reichte, daß ich Hunger und Durst und Müdigkeit nicht fühlte alle die Stunden des schrecklichen 3. Juli, auch des folgenden Tages nicht.

Etwa gegen 10 Uhr früh war der Feind über die Bistritz zurückgedrängt, hatte seine Kraft auf die Anhöhen jenseits zusammengedrängt und bewarf die Unseren aus seinen sicheren Stellungen mit einem Hagel von Geschossen, die einen großen Schaden anrichteten und sehr schwere Verluste in dieser Zeit uns zufügten. Kaum war die Zuckersiederei und das Dorf Sadowa (spr. ßädowa) genommen, so wurden auch die Verbandplätze in die Häuser verlegt. Und bald reichte der Raum nirgends mehr aus. Hier sah ich zum ersten Male die Johanniter, diese edlen Samariter-Ritter, in ihrer Thätigkeit; es ist mir, wenn ich sie sah, jedesmal das Wort des Heilandes besonders eindrücklich gewesen: „Das ist mein Gebot, daß ihr euch unter einander liebet, gleichwie ich euch liebe. Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde", und das Wort des h. Johannes: „Daran haben wir erkant die Liebe, daß Er Sein Leben für uns gelassen hat, und wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen." Sie achteten ihr Leben nicht, sie sezten sich den Gefahren, von den feindlichen Kugeln getroffen zu werden, willig aus, um nur den Verwundeten zu helfen. Ehre den ritterlichen Männern, Ehre und Segen dem teuren Könige, der ihrem Orden diese alten Wege von Neuem gewiesen und gebahnt hat. Wo sie an den Verbandplätzen waren, da ging's wunderbar gut, sorgsam und schnell. Sie standen einzeln an der Straße, gingen den Krankenträgern entgegen, wiesen ihnen den Ort zum Unterkommen derer an, die sie trugen, griffen selber mit zu, schafften herbei, woran Mangel war. — An ihrer Ruhe und Besonnenheit hat Mancher gewiß sich aufgerichtet. Bei Gitschin

habe ich meist Verwundungeu durch Flintenschüsse gesehen, hier aber fand ich nur die weit schrecklicheren durch Granatfeuer. Es waren die Verstümmelungen oft ganz entsezlich. — Ich weiß nicht, ob ich mich getäuscht habe, daß die Verwundeten je nach ihrer Nationalität sich verschieden benahmen. Die Preußen lagen meist ruhig und gefaßt, nur wenn die Gedanken an die Heimat, die liebe, ferne, kamen, dann wurden die Augen feucht; ich erinnere mich nur zwei schreien gehört zu haben, aber so durchdringend, so anhaltend, daß ich ihre Stimmen heute noch höre; es waren Beiden die Füße zermalmt. Die Ungarn waren anders wie die Italiener, die ersteren sprachen die Sylbe: no fort und fort mit den seltsamsten Betonungen, die lezteren stellten sich oft ganz ungeberdig. Ich hörte sie beten und fluchen. Da sizt einer fast nackt, die Schußwunde brent so, daß er nichts auf dem Leibe leiden mag, aber ein kleines Buch hält er zwischen den Händen, eine Medaille von Blei küßt er fort und fort und die Perlen des Rosenkranzes fliegen durch seine bebenden Finger. Ein anderer sucht in seiner Kleidung, er findet die Spielkarten, er wirft sie mit Geberden des Schreckens von sich. Ein anderer hält auf seine keuchende Brust ein zerknittertes Stück Papier, es ist vielleicht der lezte Brief vou seiner Mutter — oder ist es der sogenante Himmelsbrief, der schußfest machen soll? — Oben in dem Hause, in dem der Verbandplaz errichtet ist, ist ein Zimmer für solche, deren Wunden eine sofortige Amputation erfordern. Auf einem Tische liegt ein junges Blut, ein Landsmann, drei Aerzte sind um ihn beschäftigt, schnell und geräuschlos sind sie bei ihrem Werk, der Fuß ist oben abgenommen. Ich trete heran, leblos scheint der Leidende, nur die Augen zucken, den Mantelzipfel hat er zwischen die Zähne genommen. Ich lehne sein Haupt leise an meine Brust und flüstere ihm ins Ohr: der Herr ist mein Hirt! und kaum habe ich das liebe Gotteswort angehoben, da läßt er den Mantel fahren und fährt mit mir fort: mir wird nichts mangeln, und so betet er mit mir Wort vor Wort, leise, bebend, oft mit Unterbrechungen: „und ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab tröstet mich!“ Und als ich darauf Amen gesagt, und ihn mit dem heiligen Kreuz gesegnet, hub er noch einmal so leise an, daß ich mich, um es zu verstehen, an seinen Mund neigte: „es sollen wol Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen, und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht dein Herr und Erbarmer.“ Ach daß mein Ende diesem Ende ähnlich würde! Wer so stirbt, der stirbt wol! — Wie ist doch der Psalm 23 so lieb und so köstlich. Wie unzählig oft habe ich damit die Unglücklichen getröstet, wie war er doch so bekant und so traut den Meisten, er ist nie ohne sichtbaren Eindruck geblieben, bei denen ich ihn betete. Wie ist er mir selbst ein lieber freundlicher Begleiter gewesen von dem Verlassen der Heimat an bis ich sie mit Dank und Preis gegen den Herrn wieder sah durch alle die Wochen der Not und des Elends hindurch, wie kann ich nun nie ihn lesen ohne Rührung und besondere Bewegung.

Ich habe zu den Verwundeten nur mit Worten der heiligen Schrift geredet, der liebe Herr gab mir stets die bekantesten Sprüche auf meine Lippen, Worte vornemlich, worin Er Seine Barmherzigkeit und Gnade und Durchhilfe den Elenden verheißt, ich habe nie eigenes Bedauern, menschlichen Trost hinzugefügt. Neben dem Psalm 23 war es Jer. 31, 20: ist nicht Ephraim mein teurer Sohn und mein trautes Kind ꝛc., und vornemlich Esai 49, 15: „kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes?“ ꝛc., die von reicher Erquickung den Armen waren. Ja nach der Mutter Pflege, nach Mutterhänden und den Mutteraugen in der Heimat mochte Mancher Verlangen tragen in seinen Schmerzen, und nun erbot sich als Arzt, Helfer und Pfleger statt der Fernen der treue allgegenwärtige Herr Jesus, des „Herz ist mehr denn Mutterherz“, in Seinen teuren wahrhaftigen Verheißungen.

Vielfach sprachen mir die Verwundeten den Wunsch aus, das heilige Abendmal zu empfangen, aber ich bat sie, nur ruhig und geduldig zu warten, bis sie nach wenigen Stunden in die fernen stillen Lazarethe gekommen sein würden, da würden Lazarethgeistliche sein, da würde auch Ruhe und Stille und Sammlung dazu sein. Nur wenn der Arzt sagte, daß der Kranke den Transport kaum würde bestehen können, entschloß ich mich kurz dazu, in allem Gewirre und der Unruhe, das h. Sakrament zu spenden, der zinnerne Becher, der auf meiner Feldflache geschraubt war, war der Kelch, den wenigen Wein bot noch die Flasche dar, mein kleines N. T., auf dem Stroh neben dem Kranken liegend, diente als Tisch und Patene zugleich, einige Oblaten führte ich auch stets bei mir. — Wie reiche Erquickung bei so großer äußerlicher Armut!

Heute ging ich nicht ohne Weiteres zu allen Oesterreichern, sondern ich fragte im Vorbeigehen: „Deutsch?“ Ich wäre heute nicht hindurchgekommen, so groß war die Menge der Verwundeten, und wenn sie mit dem Kopfe nickten oder Ja riefen, erst dann kniete ich zu ihnen hin und sprach ihnen Bibelverse vor. Ich fragte aber nicht: „evangelisch oder katholisch?“ das that ich späterhin in den Lazarethen mit großer Sorgfalt. Aber hier in den Sterbensnöten ist das liebe reine Gotteswort Allen heilsam und ward auch von Niemand zurückgewiesen. Freilich las ich oft in den Augen der Fremden Verwunderung und Erstaunen, daß ein Ketzerprediger zu ihnen redete, aber Rührung und Aufmerksamkeit auf Gottes Wort verwischten bald den ersten Eindruck. — Da liegt ein kaiserlicher Offizier, schon nicht mehr jung. Brennen die Wunden also oder ist's der Schmerz, ge-

fangen zu sein, der sein Gesicht so finster und hart erscheinen läßt? Seine gesunde rechte Hand hält mit festem Griff die goldene Feldbinde, die er um seine Schulter trägt. Ich knie zu ihm hin, lege meine gefalteten Hände auf die seine, und bete mit fester Stimme ihm einzelne Bibelsprüche vor, sein Auge wird milder, seine Hand läßt das Kleinod auf seiner Brust fahren, und faßt meine Hand, und als ich aufhöre spricht er: „mehr, o mehr!“ Da bete ich den Glauben und das h. Vaterunser und spreche den Segen über ihn, aber seine Hand hält mich noch immer fest, und sein Auge hängt an dem meinen. Was willst du noch, mein Bruder? denke ich, da neige ich mich zu ihm, küsse ihn und spreche: „Friede sei mit Dir“, da läßt seine Hand mich los; und noch im Weggehen trifft mich sein klarer, dankender Blick. — Eben war ich bei einem Landsmann beschäftigt gewesen, da fühle ich mich an meinem Rock festgehalten, ich wende mich um, ein bittender Blick trifft mich, o so beweglich, in fremder, mir ganz unverständlicher Sprache redet ein todtwunder Mann auf mich ein, eifrig, ich höre, es sind lauter Fragen, die er hervorstößt, fort und fort. Wenn ich Dir nur helfen könte, wenn ich Dich nur ein wenig verstehen könte, armes Herz! Es ist auch Niemand in der Nähe, der dolmetschen könte. Aber ich hebe meine Hand auf und spreche langsam, deutlich und laut: „Jesus Christus“ und segne mit dem heiligen Kreuzeszeichen. Da ist der Mann ruhig, er nickt mit dem Haupt mehrmals und wendet sich dann stille weg. Ist's denn nicht wahr, was Konrad Hojer singt:

Jesu, mein Herr und Gott allein,
Wie süß ist mir der Name dein;
Es kann kein Trauern sein so schwer,
Dein süßer Nam erfreut vielmehr.
Kein Elend mag so bitter sein,
Dein süßer Nam', der lindert's fein.

Und wenn ich von diesen Schmerzenslagern hinweg hinaustrat zu der Menge der Leichtverwundeten, die draußen warteten bis die Aerzte Zeit haben würden, auch nach ihnen zu sehen, dann konte ich doch nicht anders, ich mußte zu ihnen reden von dem gnädigen Verschonen Gottes, der da zugelassen hatte, daß sie am Fuß, an der Hand, am Halse, an der Brust leicht berührt würden von den tödtlichen Geschossen, und dabei ihnen hatte zurufen wollen: Ich hätte euch noch ganz anders heimsuchen können.

Nachrichten.

Aus einem Schreiben an den Herausgeber aus Schleswig-Holstein.

Vor 24 Jahren habe ich Sie einmal besucht und vor 2 Jahren, als mein Sohn nach Berlin ging, um daselbst zu studiren, einmal an Sie geschrieben. Das ist meine ganze Bekantschaft mit Ihnen und doch komt es mir vor, als wären Sie ein alter Bekanter, ja mein Freund, da ich, ein vieljähriger Leser Ihrer Kirchenzeitung, mich im Geist eins mit Ihnen weiß. Bald werden wir ja auch specielle Landsleute sein, denn wir Schleswig-Holsteiner werden ja bald Preußen sein und eben in dieser Angelegenheit fühle ich mich von meinem Gewissen gedrängt, mich vertrauensvoll an Sie zu wenden. Daß ich kein Demokrat oder Fortschrittsmann bin, das zu versichern, dabei will ich mich nicht aufhalten; ich bin überhaupt kein Politiker, aber ich habe ein Gewissen und das möchte ich gern unverlezt bewahren, beides gegen Gott und Menschen. Die Preußische Regierung hat auch mehrfach ausgesprochen, daß sie bei dem Uebergang der neu erworbenen Länder in Preußen schonend verfahren wolle, ich glaube auch, daß das ihre Absicht ist, möge sie denn vor Allem die Gewissen, namentlich der Prediger und Beamten, schonen!

Dazu gehört aber, nach meinem Dafürhalten, daß die Rechtsfrage, die unser Land und namentlich die gewissenhaften Prediger und Beamten, schon seit 1848 in beständiger Aufregung und Unruhe erhalten hat, bei der Besizergreifung unberührt bleibe. In dem Besizergreifungspatent in Beziehung auf Hannover, Hessen ꝛc. heißt es nun: „Wir gebieten allen Einwohnern Uns als ihren rechtmäßigen König und Landesherrn zu erkennen und unseren Gesetzen, Verordnungen und Befehlen mit gewissenhaftem Gehorsam nachzuleben.“ Darauf ist ein Hoch! auf den neuen Landesherrn ausgebracht, die versammelten Geistlichen und Beamten sind aufgefordert darin einzustimmen, was doch wol als eine Zustimmung zu dem Patent aufzufassen ist. Gegen die Forderung des gewissenhaften Gehorsams ist nun durchaus nichts zu erinnern; Niemand wird Bedenken haben, sich dazu zu verpflichten und der Verpflichtung auch gewissenhaft nachzukommen. Nur das Wort „rechtmäßig“ kann Gewissensbedenken erregen, und zwar namentlich bei den Predigern und Beamten. Denn von dem eigentlichen Volk, Bürgern und Bauern, wird wol keinerlei Anerkennung gefordert werden. Von diesem hat sonst ein nicht kleiner Teil dem Erbprinzen von Augustenburg bei den großen Meetings förmlich geschworen. Der Schwur ist zwar nur von unberechtigten Agitatoren gefordert, und hat daher vielleicht keine große Bedeutung, indessen könte doch dadurch das Gewissen mancher rechtschaffenen Leute gedrückt werden, wenn eine Anerkennung von ihnen verlangt würde, aber die wird von ihnen wol nicht verlangt werden.

Mit uns Predigern und Beamten ist es aber ein Anderes. Wir haben nach dem Berliner Frieden im J. 1850 Friedrich VII., dem unzweifelhaft rechtmäßigen Landesherrn, den Homagialeid geleistet. Darin heißt es:

> „Ich gelobe und verpflichte mich nach allen Kräften und Vermögen darüber zu sein, damit Ihrer Königl. Majestät Souveränität und Erbgerechtigkeit über Ihrer Königl. Majestät Kirche und Lande unveränderlich erhalten und auf Ihrer Königl. Majestät rechtmäßige Erbsuccessoren fortgepflanzet werde, dabei ich denn Leib, Gut und Blut aufzusetzen will schuldig und gehalten sein.“

Daraus folgt, daß uns die Rechtmäßigkeit seiner Nachfolger nicht gleichgiltig sein kann. Nun komt nach seinem Tode sein Nachfolger auf den Dänischen Thron und verlangt von uns in den Herzogtümern, wir sollen ihm als unsern rechtmäßigen Landesherrn schwören. Wir verweigern den Eid. Damit wollten wir grade nicht sagen: du bist schlechthin unberechtigt, sondern wir wissen das noch nicht, ob du berechtigt bist; das muß erst ausgemacht werden, beim Bundestage, oder einem andern competentem Forum; bis dahin haben wir aber Be-

denken über deine Rechtmäßigkeit und es ist nicht gerathen unter Gewissensbedenken zu schwören. Das war der Sinn, in welchem ich und viele Andere den Eid verweigerten. Darauf komt der Erbprinz von Augustenburg und sagt: ich bin der rechtmäßige Landesherr und fast alle Universitäten erklären ihn dafür. Zum Glück kam es aber nicht zu irgend einer bindenden Huldigung oder gar Schwur abseiten der Prediger und Beamten. Wir sind keinerlei Verpflichtung gegen ihn eingegangen.

Jezt nun — von dem Großherzog von Oldenburg ganz abgesehen, wiewol manche Stimmen ja auch für dessen Rechte sich ausgesprochen haben — komt Sr. Majestät der König von Preußen und gewint nicht nur unser Land, sondern wird sich vielleicht auch für rechtmäßig erklären. Er leitet nämlich seine Rechte, nach dem Wiener Frieden, wieder von Christian IX. ab, der sein Recht ihm abgetreten. Erkennen wir das nun an, so kommen wir in Widerspruch mit unserer Eidesverweigerung. Dieselben Bedenken, die wir damals hatten in Beziehung auf die Rechtmäßigkeit Christian IX., dieselben Bedenken müssen wir auch haben in Beziehung auf die Rechtmäßigkeit des Königs von Preußen. Die werden aber wegfallen, sowie nur das Wort „rechtmäßig" nicht gebraucht wird. Es möchte noch eher heißen: „von Gott verordnet," denn ohne Gott wird er nicht unser Landesherr. Es mag auch gern noch mehr als blos faktischer Gehorsam gefordert werden, es mag auch Treue zu geloben verlangt werden. Ich werde nicht nur ihm treu sein, wenn ich einmal sein Unterthan geworden bin, sondern ich glaube auch, meine Landsleute werden treue Unterthanen des Königs von Preußen sein. Wenn also in das Besizergreifungspatent, oder was wir sonst anzuerkennen haben werden, nur nichts aufgenommen würde, was die so höchst verworrene und verwickelte Rechtsfrage, worüber die Politiker verschiedener Meinung sind, und aus welcher kein Laie sich herausfinden kann, wieder aufregte, so würden unsere Gewissen wahrhaft geschont. Im entgegengesezten Falle werden viele wieder sich gedrungen fühlen, sich absetzen zu lassen, oder mit einem gedrückten Gewissen im Amte bleiben.*)

Von der Union werden wir für unsere lutherische Kirche nichts zu fürchten haben. Daß ich mich des Sieges der ersten evangelischen Macht in Deutschland freue, sowie, daß die Hoffnung, in welcher ich auch einst im deutschen Rock in meinen akademischen Jahren mit gesungen habe: „Was ist des Deutschen Vaterland" nun noch vielleicht in Erfüllung gehen wird, nachdem sie lange genug für einen Traum gehalten ist, das gehört nicht hierher.

Cammin.

Auch in diesem Jahre waren die zwei Conferenztage (der 11. u. 12. September) in Cammin Tage des Segens vom Herrn. Zwar war die Zahl der Besucher aus der Nähe und Ferne dies Mal um vieles geringer als sonst, woran zumeist wol die Not der Seuche in vielen Gemeinden schuld war, doch ließ der Herr die Gekommenen die Wahrheit seiner Verheißung Matth. 18, 20 erfahren und gab, daß sie wol alle dem Leiter der Conferenz, dem Superintendenten Meinhold herzlich zustimten, als er am Schlusse volles Befriedigtsein von dem, was die Tage gebracht, aussprach. — Am Vorabend begrüßte man sich in der Kapelle mit dem Bruderkuß und den Herrn, den Nothelfer und Heilsspender mit dem 91. Psalm und der Bitte um sein gnadenvolles Beinnssein in den kommenden Tagen. — Der nächste Morgen vereinigte uns im hohen Chor des Doms zur Beichte. Dem Beichtliede (Ich komm' o höchster Gott zu dir) und der responsorischen Psalmodie von Ps. 130 folgte die Beichtrede des Sup. Meinhold über 1 Tim. 4, 16 (Habe acht auf dich selbst und auf die Lehre u. s. w.) worin er uns im Spiegelbilde einen rechtschaffenen luth. Geistlichen vor die Augen stellte, wie er nach dem Sinn und Herzen des Apostels wäre und demnach uns hineinbicken ließ in ein Schuldregister von Versäumnissen und Untreuen in der Selsorge an uns selbst, den eigenen Häusern und den Gemeinden, das zu tiefer Beugung vor dem Herrn nötigte. Nach Absolution und Danksagung verteilten sich die Beichtenden unter die bereits im Schiffe der Kirche zahlreich versammelte Ortsgemeine, um mit ihr sich von neuem zu erfreuen an den Gnadenschätzen der Kirche in einer reichgestalteten Liturgie und einer Katechismuspredigt. Für diese war das Hauptstück vom Sakrament der Taufe an der Reihe. Wetzel-Plathe beschränkte sich auf die Auslegung der ersten Frage des luth. Katechismus: was ist die Taufe? Anknüpfend an den Taufbefehl Matth. 18 führte er in großer Klarheit aus: Sie ist das Wasserbad im Wort. I. Wasser — schlecht Wasser — ist das gesegnete Grundelement, irdisch-himmlischer Natur, daraus die Welt geboren als aus ihrem Mutterschoß, darin sie auch bestanden ist (2. Petri 2, 5), darin Gericht und Gnade vollzogen worden (Sündflut und Israels Erlösung aus dem Dienstthause) — in Summa: Natur- und Gnadenordnung zeigen die Bedeutsamkeit dieses Elementes. Doch die Taufe ist nicht allein schlecht Wasser, sondern sie ist das Wasser in Gottes Gebot gefasset und mit Gottes Wort verbunden. Gottes Wort, das ist seine Selbstoffenbarung — der ewige Sohn, in dem der Vater ist, dessen Leben und Wirken im Geiste ist — dies Gesamtwort ist Gottes Name, darum Er selbst in seiner wirksamen Offenbarung und Kraft. Das Wort ist im Wasser, zusammengefaßt in dem Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, kraft des Worts der göttlichen Stiftung, daher die Fülle der göttlichen Herlichkeit im Wasser. Hier ist Nichts für die Sinne oder die Phantasie aber Realität für die unmittelbare Erfahrung des Lebens. II. Sie ist Eintauchen in dies Bad, eine Handlung an dem Menschen, eine Thatsache in seinem Leben: das Versenken in die Gemeinschaft des dreieinigen Gottes (Uebergabe an den Vater, Anziehen Christi, Erfüllung mit dem h. Geiste — dies Dreies in Einem) also Einigung Gottes mit dem Menschen. Mensch, du bist getauft! Dies volle Ursache zu einem Kyrieeleison für den alten, zum Halleluja für den neuen Menschen. Die Gemeinde sang dem Gehörten freudig zustimmend: das halt, o Mensch, in allem wert und danke für die Gaben u. s.

Unter den sanften Klängen des: „Christe, du Lamm Gottes" begann die Communionfeier, eine Feier, wie ich weihevoller und erhebender noch nirgends sie begehen sah und mitbegehen durfte. Sie schloß würdig mit Luthers: Gott sei gelobet und gebenedeiet. —

Nach einer längeren Pause hub in der Kapelle die Conferenz an mit Gesang (Nun bitten wir den h. Geist), Gebet und Ps. 11 frisch und fröhlich psalmodirt, woran anknüpfend Sup. Meinhold die Ver-

*) Das Bedenken des Briefstellers erscheint dem Herausgeber als ein begründetes und deshalb hat er es hier mitgeteilt. Die Frage, ob das Regiment Preußens in den neu erworbenen Landesteilen ein rechtmäßiges im juristischen Sinne sei, liegt ganz außerhalb des Berufskreises eines Pastors. Dieser hat nach Röm. 13 nur in der bestehenden Obrigkeit die von Gott geordnete zu erkennen.

Anm. d. Red.

handlungen einleitete mit einer in seiner gewohnten meisterhaften Weise skizzirten Zeitbeleuchtung. Der gesungene Psalm, so etwa sagte er, ist das Heil dir im Siegerkranz des alten Bundes, nur religiöser und poetischer als das weltliche Lied; es sei an der Zeit dies anzustimmen, denn der Herr hat Großes gethan an unserm König und Vaterland. Alle Erwartungen, das müsse er beschämt bekennen, die er zu der Leistungsfähigkeit unsers Volk gehegt, seien durch das Geschehene weit übertroffen. Es ist noch ein guter Kern im Volk, sonderlich im Heere, der jüngst offenbar geworden in praktischer Frömmigkeit, Hingebung an den König von Gottes Gnaden, Erduldung großer Strapazen und in einer Tapferkeit gleich der unserer Väter, uns Pastoren und den Lehrern zum Trost, daß unsere Arbeit nicht vergeblich gewesen und zu Ermunterung unverdrossen fortzufahren; das Erlebte sei angethan, uns zu großen Hoffnungen zu berechtigen für Preußens und demgemäß auch Deutschlands Zukunft, nicht blos in politischer, sondern auch in kirchlicher Beziehung; denn ihm schwebe vorahnend ein einheitliches Norddeutschland unter Preußens Führung vor, darin die evang.-luth. Kirche zu ihrer von dem Volkscharakter geforderten Entfaltung gekommen, das verbindende Ferment geworden ist, anerkant und geachtet auch von dem katholischen Süden.

Abweichend von der veröffentlichten Tagesordnung aber in angemessener Verbindung mit dieser Einleitung fand schon hier des Sup. Lenz Vortrag über den jetzigen Stand von Union, Confession und luth. Vereinen seinen Plaz. Wie überhaupt in der kirchlichen Bewegung eine Stagnation wahrzunehmen sei, so, meinte er, könne auch von einer Förderung der Bekentnissache und erheblichen Resultaten unserer Vereinsthätigkeit nicht die Rede sein; dennoch wäre manch Erfreuliches aus nächster Vergangenheit zu berichten: Wangemann's gutes Zeugnis in Sachen des Berliner Prediger Rohde, der Notschrei westfälischer und pommerscher Pastoren wie auch Synoden über den Misbrauch von Katheder und Kanzel in Halle und Greifswald, das entschiedene Festhalten am luther. Bekentnis auch bei den Laienmitgliedern in den meisten Synoden Pommerns. — Die Provinzialsynode sei vor der Thür, ihre Ordnung müßte billig der Kreissynode vorgelegt, und der erstern dann eine Prüfung der gesamten Synodalordnung vorbehalten werden. — Der Conflikt in Bahn werde durch Petrich's Versetzung sein Ende erreichen, ob aber dieser Ausweg gut, sei fraglich. Die vierteilige Abendmalsfeier werde, wie verlautet, fortbestehen. Schon seien ähnliche Vorgänge in Königsberg i. d. N. M. im Anzuge. Dringend wünschenswert wäre es aus diesen und andern Gründen, wenn die Frage über die Distributionsformel wieder in literarischen Fluß käme. Das moderne Synodalwesen, so behaupte man, habe die luth. Vereine überflüssig gemacht, doch mit Nichten, vielmehr seien sie nützlich und fruchtbringend für die Synoden. Das Gedeihen der Monatsschrift auch in den neuen Händen mache Freude. Die luth. Vereinsversamlungen in N. Dietendorf, Gnadenfrei u. a. O. geben Zeugnis daß wir nicht eingeschlafen und der Herr noch bei uns ist. Die Blicke aller Freunde der luth. Kirche seien jezt auf die kürzlich eroberten Länder gerichtet. Die Antwort des Gr. v. Bismarck auf die Eingabe der Lauenburger läßt den Grundsaz einer schonungsvollen gerechten Behandlung der kirchlichen Eigentümlichkeit dieses Landes von oben her erkennen, und die Kreuzzeitung zweifelt nicht, daß eben derselbe Grundsaz auch auf die andern Kirchengebiete werde angewendet werden. Sollte da ein Rückschlag auf preuß. Zustände nicht unausbleiblich sein und also mindestens mit der itio in partes nicht endlich Ernst gemacht werden?*) Männer wie Vilmar u. A. sind uns jezt näher gerückt, wir begrüßen sie als confessionelle Mitstreiter. Schließlich wurde der Gotteskasten in Wangemann's Händen, welchem noch ein neues Feld der Wirksamkeit in Paris eröffnet ist, der Teilnahme empfohlen.

Im Anschluß an diesen Vortrag legte der Sup. Meinhold den Entwurf einer Adresse an Se. Majestät vor, der indeß der Wünsche so specielle enthielt, daß er auch trotz längerer Debatte die volle Zustimmung nicht erhielt und erst nach veränderter Gestalt am nächsten Tage angenommen wurde. Die noch übrige Zeit bis zur festgesezten Tischstunde füllte der Vortrag des Bruders Pompe-Labes über innere Einrichtung und Ausschmückung der Kirchengebäude aus, der je tiefer er in das Heiligtum hinein führte, am meisten bei dem Altar, seinem Schmuck und Geräth allseitiges Interesse erregte, zumal die Einteilung desselben in Kapitel es gestattete, nach je einem solchen eine anregende lebhafte Besprechung eintreten zu lassen. Der Fülle des Stoffs entsprach nicht die Kürze der Zeit und blieb die Fortsetzung des Vortrags auf morgen verspart. Der Abend aber vereinigte uns noch einmal mit der Gemeinde zur Andacht im erleuchteten Gotteshause, wo statt des erwarteten Feldpredigers der Vater eines solchen, der ehrwürdige Sauberzweig uns herzinnig ansprach über Offenb. 3, 20 und aus der Feldseelsorge seines Sohnes erquickende Mitteilungen machte. Daß heute und am zweiten Tage der Domchor, eine Schöpfung Wangemann's und von seinem Nachfolger Lüpke treulich gepflegt, durch seine trefflichen Leistungen viel zur Erhöhung der Feier beitrug, sei dankbar nebenbei erwähnt. —

Es war ein nur kleines Häuflein das am nächsten Morgen sich in der Kapelle wieder zusammenfand, und doch hätten wir wol gewünscht, daß der durchdachte Vortag des Br. Wetzel-Mandelkow über Jak. 2 ein recht großes Auditorium gefunden hätte. Fern von dem ausgetretenen Geleise nicht weniger exegetischer Handbücher, stellte er aus vergleichender Zusammenschau der apostolischen Charaktere eines Jacobus und Paulus, ihres Lebens und ihrer Schriften wie durch die exegetische Beleuchtung des Cap. überzeugend heraus, daß hier von einem Widerspruch, nicht die Rede sein kann. — Diese lebendig vorgetragene Arbeit, dazu die Fortsetzung der Adreßdebatte, weiter die des Pompe'schen Vortrags und endlich eine brüderlich einträchtige Verhandlung über die zukünftige Gestalt des Züllchower Boten als kirchlichen Organs von erkenbar luth. Färbung — dies alles zusammengenommen machte, daß die Versamlung im Gefühl der Befriedigtheit dem Herrn für seine Segensspende auch an diesem Tage vollen Dank durch den Mund des Sup. Schliep aussprechen und von Herzen das: Nun danket alle Gott, zum Schluß singen konte. Dem Schreiber dieses war es nicht vergönt noch dem Abendgottesdienste dieses Tages beizuwohnen, doch weiß er, daß Ludewig-Köselitz darin die Gemeinde und ihre Gäste erbaut hat. Der Herr aber sei seinen Knechten ferner freundlich. Ps. 90, 17.

---

*) Wer soll denn aber in partes gehen? Als Karl X. von einem Adjutanten die Nachricht gebracht wurde, alle Truppen seien zum Volke übergegangen, rief er aus: man soll schießen. Der Adjutant erwiderte: aber, Herr, wer soll denn schießen?

Anm. der Red.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 31. October. № 87.

Ist das Werk Mose's ein Erzeugnis des natürlichen Menschengeistes?

I. (Schluß.)

Da der Mosaismus eine von Allem, was ihn zeitlich umgibt, sich so scharf absondernde Erscheinung ist, so konte es nicht fehlen, daß von dem Momente an, wo namentlich mit Spinoza der Pantheismus den Kampf mit dem christlichen Gottesglauben begann, auch alle möglichen Anstrengungen gemacht wurden, um ihn des Wunderbaren, worauf ihn die h. Sch. gründet, zu entkleiden und als eine natürliche Erscheinung, d. i. als ein einfaches Product des menschlichen Geistes zu begreifen. Alles, was nun in dieser Beziehung vorgebracht ist, läßt sich wol auf folgende drei Erklärungsversuche zurückführen: 1. Er ist ein Philosophem des Moses, eines besonders weisen Mannes. 2. Er ist nur ein besonderer, vielleicht der edelste Zweig des alle Völker überschattenden Baumes, hervorgewachsen mit allen übrigen Religionen aus dem nämlichen Stamme. 3. Er ist ein Erzeugnis des semitischen Geistes.

Allerdings ist auch noch eine vierte Ansicht aufgetaucht, wonach die Religion des A. T. nichts weiter wäre als eine Art Molochsdienst, so daß sie also auf einer der niedrigsten Stufen des Götzendienstes stände. Indessen ist diese Ansicht doch in sich so widersinnig, daß sie nie irgend welche nennenswerten Erfolge erlangt hat, und wir auch wol hier der Mühe überhoben sein können, mit ihrer Widerlegung unsere Zeit zu verlieren. Es bedarf ja nur eines einfachen Blickes in die Schrift, um sie in ihrer ganzen Nichtigkeit zu erkennen. Von jenen vorhin genanten Erklärungsweisen ist die lezte zugleich die neueste, und wir wollen mit ihrer Prüfung beginnen, dann zur zweiten uns wenden und endlich mit der Prüfung der ersten schließen.

Renan ist es, welcher die Ansicht aufgestellt hat, es lasse sich der Mosaismus ganz einfach als ein Produkt des semitischen Geistes erklären. Nach ihm nämlich ist der transcendente Gottesbegriff, wie ihn die Bibel überhaupt hat, und wie ihn nach seiner Ansicht auch der Muhamedanimus lehrt, etwas sehr geringes, gleichsam ein Minimum von Religion gegenüber der reichen Götterwelt der indogermanischen Völker. Und so, meint er, lasse sich die Entstehung desselben gar leicht aus der Enge des semitischen Geistes erklären. Die semitischen Völker, sagt er, haben insgesamt einen sehr geringen geistigen Horizont. Als Hirtenvölkern, als Völkern der Wüste geht ihnen überhaupt das Gefühl für die Mannigfaltigkeit der Welt und des Lebens ab. Beschränkt und eintönig, wie ihr ganzes Leben ist, haben sich nun auch ihre religiösen Begriffe gebildet, und der einzige Gott, auf den sie mit ihrem Nachdenken gekommen sind, ist nur der Reflex ihres auch im irdischen Leben keine Mannigfaltigkeit kennenden Geistes. Es ist ihm hierauf schon von Grau in der Schrift: Die Semiten und die Indogermanen, geantwortet worden, daß diese Erklärung passen würde, wenn der Jehova der Ebräer ein einzelner Localgott, also etwa ein Hermes oder Apollo wäre, da aber Jehova im ganzen A. T. als transcendenter Himmel und Erde überragender Gott auftrete, so zeuge dies ja grade bei den Ebräern von einer Weite des religiösen Horizontes, welche über den der indogermanischen Völker weit hinaus gehe. Nicht als ein Minimum sondern als ein Maximum von Religion erweise sich dieser transcendentale Gottesbegriff, wie ihn das Juden- und Christentum hege. Wir für unsern Zweck müssen aber noch eine andere Frage aufwerfen. Soll nämlich der dem Mosaismus eigentümliche transcendentale Gottesbegriff, das: Höre Israel, der Herr unser Gott ist ein einiger Herr, aus der dem semitischen Geiste eigentümlichen Beschränkheit erklärt werden, so muß doch vorausgesezt werden, daß er etwas den semitischen Völkern überhaupt eigentümliches sei. Ist dies nun der Fall? Hierauf antworten uns die betreffenden Wissenschaften ganz einfach: Mit nichten. Bei allen semitischen Völkern des Altertums, Arabern, Chaldäern, Assyriern, Syrern findet sich einfach der Gestirndienst im Bel-, Astartedienst u. s. w. Hier trifft nun allerdings das zu, was Renan von der Enge ihres Horizontes sagt. Denn der Gestirndienst, indem er mit seinem Gottesbegriffe an dem sichtbaren Gegenstande haften bleibt, ist ja nur um ein Geringes über die niedrigste Form der Religion, den Fetischismus erhaben. Die Gottheit erscheint hier durchaus als immanent, als Teil der Welt. Gottesbewußtsein und Selbstbewußtsein sind in keiner Weise geschieden, und wie die Welt dem Menschen überall, auch am Himmel als ein mannigfaches entgegentritt, so wird auch diese Religion sofort zum Polytheismus, denn Sonne, Mond und Sterne sind gesonderte Gottheiten. Nur Israel allein kent Jehova, den Einen über alle Himmel erhabenen Gott. Woher hat es ihn? Das springt ja in die Augen, der semitische Geist, welcher an Sonne und Mond als Gottheiten hängen blieb, konte ihn nicht erzeugen. Hier ist von einem zum andern keine Brücke, auf der die Entwicklung gemächlich und allmählig, wie sie es lieben

hätte hinüberziehen können, sondern eben eine Kluft wie zwischen Welt und Gott. Wer hat Israel da hinübergehoben? Darauf bleibt man die Antwort schuldig. Jedenfalls war es nicht der beschränkte semitische Geist mit seinem engen religiösen Horizonte. Aber Renan hat sich der Antwort auf diese Frage von vornherein dadurch überhoben, daß er diese semitischen Völker mit ihrem Gestirndienste überhaupt ignorirt. Gleich als wären sie nicht vorhanden, weist er von den Ebräern sofort auf die spätern Araber und den Muhamedanismus und ruft triumphirend: Da sehet ihr es doch! Der Mosaismus ist ein Product der Hebräer, der Muhamedanismus ein Product der Araber, beide Religionsformen mit demselben transcendenten Einen Gott, jeder ein Product Eines der beiden allein nennenswerten semitischen Völker, wer kann also da an meiner Behauptung noch zweifeln! Jedenfalls ist so etwas nur bei einem Franzosen zu begreifen, der da weiß, wie viel bei seinem Volke auch eine bloße blendende Tirade gilt, einem ehrlichen Deutschen möchte diese Wendung doch wol schwerlich beigefallen sein. Also der Muhamedanismus ein Product des semitischen Geistes! Jedenfalls doch ein selbständiges, nicht von anderswoher auf ihn übertragenes, denn sonst bewiese es ja nichts. Nun ja. Alles, was der Muhamedanismus Eigentümliches, vom Juden- und Christentum ihn Unterscheidendes hat, das freilich ist von einem Semiten, von Muhamed, erfunden, aber grade worauf es hier ankomt, der transcendente Gottesbegriff, soweit er überhaupt in ihm noch transcendent ist, der ist ja, wie aller Welt bekant, nicht von ihm erdacht, sondern einfach aus der h. Schrift, aus den offenbarten Religionen genommen. Wäre er ihm nicht gegeben, Muhamed hätte ihn gewiß am allerwenigsten ausgegrübelt. Wollte man aber trozdem noch weiter streiten und sagen, aber daß grade die drei Religionen, welche den Einen Gott lehren, sich innerhalb des semitischen Stammes bildeten, beweise doch, daß in demselben etwas sein müsse, was ihn dazu besonders befähigt habe, so können wir dieses einfach zugeben, wie dies ja auch die h. Sch. lehrt. Da Gott ihn zum nächsten Träger der Offenbarung ausersehen hatte, wird er ihn auch gewiß dafür vorgebildet haben, grade wie der Landmann den Acker, welcher den edlen Waizen tragen soll, dazu aussucht und bereitet. Aber so gewiß der aufs Beste präformirte und mit dem betreffenden Dünger gesättigte Waizboden dennoch keinen Waizen trägt, wenn nicht von einer andern Hand die edle Waizensaat hineingestreut wird, und kein Landmann sich je einbilden wird, der Acker habe die Saat aus sich hervorgebracht, so wenig folgt aus der Präformation des semitischen Stammes für die Offenbarung, daß die Offenbarung selbst sein Erzeugnis sei. Dieses nachzuweisen, darum eben handelt es sich. Und wer aus jenem dieses folgert, begeht einfach eine μεταβασις εις ἀλλο γενος, zu deutsch, er stellt die Behauptung an die Stelle des Beweises. Das nent man Taschenspielerkünste, aber nicht Wissenschaft.

Wir wenden uns nun von Renan zu der zweiten Behauptung, daß der Mosaismus nur ein Zweig am großen Religionsbaum und mit den übrigen polytheistischen Religionen aus einer gemeinsamen Wurzel erwachsen sei. Bei genauerer Kentnis der altheidnischen Religionssysteme, so ungefähr lautet die Behauptung, kann man sich der Wahrnehmung nicht entziehen, daß den meisten von ihnen eine Einheit zum Grunde liegt, welche sich erst späterhin im Laufe der Zeiten in eine Vielheit gespalten hat. Ist dieses aber richtig, dann steht auch der Mosaismus mit seiner Lehre von Einem Gott nicht mehr vereinzelt da, sondern sein Besonderes besteht nur darin, daß er jenes Ursprüngliche festhielt, während es den übrigen Völkern verloren ging. Demnach hat Moses diese Lehre nicht durch Offenbarung erhalten, sondern er bekam sie wahrscheinlich von den ägyptischen Priestern, von welchen er erzogen wurde, und bei denen sie als Geheimlehre fortbestand und den Eingeweihten überliefert wurde, während man das Volk, welches hierzu nicht reif war, mit den Götterfabeln abspeiste. Um hierauf erschöpfend zu antworten, kann es nicht genügen, nur etwa den ägyptischen Kultus näher darauf anzusehen, ob und wie weit er dieser Ansicht Vorschub leiste, vielmehr wird es nötig sein, sämtliche bedeutendere Religionssysteme der alten Welt einer Kritik zu unterziehen, und indem wir uns ihr eigenstes Wesen klar machen, sie vergleichend neben den Mosaismus zu stellen. Es werden aber, da wir von denen der Semiten bereits gesprochen haben, hier folgende Systeme in Betracht gezogen werden müssen: 1. der ägyptische Kultus; 2. die Religionssysteme der indogermanischen Völker, der Hindu, Griechen und Germanen; 3. der Parsismus, und 4. der Vollständigkeit wegen noch die Religion des Konfucius.

Betrachten wir zunächst den ägyptischen Kultus, so steht er grade nach Allem, was wir davon wissen, mit dem Mosaismus in dem entschiedensten Gegensatze. Wie bekant war derselbe Thierdienst, welcher im Apis- und Anubisdienste gipfelte, vielleicht versezt mit Gestirndienst im Isis- und Osiriskultus. Wir haben also hier, wie bei den Semiten, eine Religionsform, welche sich kaum über den Fetischismus erhebt. Es sind die niedrigsten Naturkräfte, welche hier vergöttert und angebetet werden, und zwar in einer Weise, daß nicht nur von einer höheren Einheit nie und nirgends die Rede ist, sondern daß auch das Ethische im Natürlichen völlig auf- und zu Grunde geht. Das religiöse Gefühl wird vom Weltbewußtsein so gänzlich verschlungen, daß die unnatürlichste Unsittlichkeit als fromm und als eine Verehrung der Götter gilt. Was dem Mosaismus ein Scheuel und Greuel ist, was er, wenn es vorkommen sollte, unbedingt mit der Todesstrafe belegt, ist im ägyptischen Kultus eine heilige religiöse Sache. Zwischen beiden Anschauungen besteht eine so tiefe und breite Kluft, daß es wol der kühnsten Phantasie unmöglich werden sollte, von der einen zur andern hinüber eine Brücke zu schlagen, oder einen Punkt anzugeben, bis wohin sie zusammengegangen wären, und von wo aus sie sich erst getrent haben sollten. Sie haben aber außer dem Einen, daß sie Beide Religion sind, auch nicht das Mindeste gemein, sondern stehen in jedem Punkte in dem allerentschiedensten Gegensatze. Im Mosaismus Ein Gott, im ägyptischen Kultus

Vielgötterei, dort ein über die Welt erhabener Gott, hier vergötterte Naturkräfte, jener rein sittlich, dieser rein fleischlich.

Aber, könte man sagen, das ist die jüngere, entartete Form des ägyptischen Kultus, damit ist noch immer nicht erwiesen, daß sich bei den ägyptischen Priestern zu Mose's Zeit nicht noch eine bessere Geheimlehre könne gefunden haben. Nun weist uns Vieles darauf hin, daß in der Urzeit eine Verbindung zwischen Aegypten und Indien stattgefunden habe, und was zu Mose's Zeiten noch vorhanden war, später aber verloren ging, das ist uns in Indien in den Veda's noch erhalten. Sehen wir daher nun näher zu, wie es sich hiermit verhält. Es führt uns dieses aber zu den indogermanischen Religionen überhaupt mit Ausnahme des Parsismus, welchem wir eine besondere Betrachtung werden widmen müssen. Alle diese Religionssysteme, der Hindu, Griechen und Römer und Germanen, zu denen wir auch noch die der Celten und Slaven nehmen könten, haben nun allerdings das Eigentümliche, daß im Hintergrunde aller der mannigfachen Götter und Göttergeschlechter Einer als der älteste, ursprünglich verehrte steht, von welchem die übrigen als die nachgebornen ausgehen. So in den Vedas Brama, in der griechisch-römischen Mythologie Uranus. Hier ist Ein Gott, aber ist es der Eine die Welt überragende Gott des Mosaismus? Die Antwort auf diese Frage wird uns sich sogleich ergeben, so wir nur zuerst feststellen, was denn die spätern Götter seien, und wie sich aus dem Einen eine Vielheit habe bilden können. Sehen wir uns nun z. B. die neueren griechischen Götter an, da Ihnen diese Mythologie doch jedenfalls die bekanteste ist, so springt sofort in die Augen, und ist ja auch allgemein anerkant, daß sie nichts anderes sind, als zu Gottheiten erhobene Teile oder Kräfte der Welt. In Jupiter sind die vom Himmel herab wirkenden Kräfte personificirt, in Neptun die des Meeres, Pluto ist die Kraft, welche in dem Todtenreiche, d. i. in der Verwesung herscht, aus der dann wieder das vegetabilische Leben hervordringt, weshalb er mit der Proserpina, der Tochter der Ceres, verbunden ist. Phöbus-Apollo ist zunächst die mit der Sonne verbundene Kraft, Phöbe-Diana die des Mondes u. s. f. Steigen wir nun von ihnen aufwärts durch den Kronos, die Zeit, welcher seine eigenen Kinder verschlingt, bis zum Uranus, der ja schon mit der Gäa verbunden erscheint, so kommen wir einfach zur Vereinigung Aller in Himmel und Erde. Und was als Oberstes, als die Einheit dasteht, das ist das All, die Summe alles dessen, was gestaltend auf die Welt wirkt. Aber eben deshalb steht auch neben ihm gleich alt oder älter noch die Materie, der gestaltlose Urstoff, auf den er gestaltend, erzeugend einwirkt, durch die er aber in seinem Gestalten durchaus bedingt ist. So sehen wir, wie von vornherein die religiöse Anschauung der Griechen und Römer eine innerhalb des Geschaffenen bleibende, eine Naturvergötterung ist. Auch da, wo sie sich scheinbar bis zur Einheit erhebt (denn in der That ist es von vornherein ein Dualismus), komt sie doch über die Welt, das Geschaffene nicht hinaus. Sie setzen auch da, wie der Apostel sagt, das Geschöpf an die Stelle des Schöpfers, dieser selbst ist ihnen verborgen. Die Einheit in der Gottheit ist auch nur eine scheinbare, wie wir noch später deutlicher sehen werden, und zwischen Uranus und Jehova steht dieselbe unausfüllbare Kluft, wie zwischen diesem und dem ägyptischen Apis. Wie hier aber ganz ebenso verhält es sich mit der germanischen Mythologie, denn auch hier sind die waltenden Götter nichts anderes, als personificirte Naturkräfte, fast nur dem Namen nach von den griechischen verschieden, während die Einheit gleich dem Uranus in dunkler Ferne dahinter schwebt, wie jedem sogleich in die Augen springen wird, der sich diese Mythologie nur etwas näher ansieht. Ebenso aber auch bei den Celten und Slaven. Aus dieser Verwandtschaft erklärt es sich auch, wie die Römer und Griechen in den betreffenden Gottheiten der Germanen und Celten die ihrigen so leicht wieder erkennen konten. Aber die Veda und Brama? Auch hier sieht es nicht anders aus. Zwar tritt die Einheit in der alten Hindureligion noch schärfer hervor, indem von Brama Alles ausgeht, allein alle folgenden Göttergestalten und Offenbarungen sind eben nichts als verschiedene Gestalten, in denen die Natur dem Menschen entgegentritt, Wirkungen, in welchen das All sich offenbart als Leben fördernd oder Leben zerstörend. Da aber alle diese Gestalten als Incarnationen, verschiedene Offenbarungen Brama's auftreten, so leuchtet sofort wieder ein, daß auch er nichts ist als der abstracte Begriff des All, der Welt und ihrer Kräfte. Darum komt es auch im Hinduismus zu keiner Weltschöpfung im mosaischen Sinne, sondern die Welt geht aus Brama hervor, die einzelnen Teile der Welt sind Teile von ihm. Es entfaltet, entwickelt sich hier Alles, wie in den übrigen indogermanischen Mythologien; und was wir vom Uranus sagten, gilt auf gleiche Weise von Brama.

Aber wir dürfen hierbei nicht stehen bleiben, um die ganze Kluft zu überschauen, welche diese Religionssysteme von dem Mosaismus trent. Es gibt ja nichts Oberflächlicheres, als wenn man die Differenz nur in die Einheit und Vielheit der Götter legen wollte und meinen, Verwandtschaften nachgewiesen zu haben, wenn etwa von fern eine gewisse Einheit im Gottesbegriff sich zeigt, oder den Unterschied von transcendenter und immanenter Anschauung, innerhalb des Geschaffenen bleibender und über dasselbe hinausgehender, auf ein mehr oder minder klares Denken zurückführen. Schon beim ägyptischen Kultus sahen wir, wie zwischen ihm und dem Mosaismus eine sittliche Kluft befestigt ist. Nicht minder ist dieses nun auch bei den indogermanischen Religionssystemen der Fall. Auch die ethischen Begriffe sind bei ihnen wesentlich andere als im Mosaismus. In diesem ist der Mensch sittlich frei. Gut und Böse ruhen allein in seinem Willen. Und sein Schicksal bemißt sich allein nach der Stellung, welche er vermöge dieses seines Willens zu Gott einnimt. Davon weiß der Indogermane nichts, kann er seinen ganzen religiösen Vorstellungen nach nichts wissen. In der Natur waltet Notwendigkeit, Eins ist durch das Andere bedingt, Grund und Folge verbinden Alles zu einem geschlossenen Ganzen. Die Götter, als personificirte Naturkräfte, sind nur Teile dieses Ganzen und stehen mit aller ihrer Macht, weil es nur eine natürliche Macht ist, unter der Ananke, der Notwendigkeit, welche eben das Ganze zusammenhält. Wo sollte da Raum sein für menschliche Freiheit? Wie Oedipus in der Fabel seine Sünden erleidet, wider Willen, so ist auch gut und böse sein ein Verhängnis. Das ist ja der Grundgedanke, der alle die gewaltigen antiken Tragödien durchzieht und beherscht. Wie der Mensch Gesundheit und Krankheit erleidet, und in ihnen Wolgefühl oder Schmerz, so erleiden es die Heroen, wenn sie Gutes oder Böses vollbringen, und damit den Lohn oder die Strafe. Es kann dies bei der Alles beherschenden pantheistisch-naturalistischen Weltanschauung nicht anders sein. Ob auch das dem Menschen innewohnende ethische Gefühl hier und da dagegen zu reagiren sucht, den Bann, mit welchem diese Anschauung es umstrickt hat, vermag es nicht zu durchbrechen. Nicht Paris, nicht Helena sind schuld an dem thränenreichen trojanischen Kriege, sondern sie haben es vollführen müssen, die Götter haben es so beschlossen. Unheilige Götter können aber kein heiliges Gesez geben. Freilich, wie schon angedeutet, bricht auch bei dem Indogermanen stellenweise das Gewissen durch, und was sie dann Gutes an sich haben, das wird unter den Schuz der Götter gestellt, als von ihnen gewollt, so daß diese

troz ihrer naturalistischen Abstammung doch etwas sittliches an sich tragen, nämlich so viel als das sie verehrende Volk selbst besizt. Allein dieses ist nur Inconsequenz. Fragen wir bestimt, was denn nun gut sei, so ist es nicht die Hingabe des Herzens an Gott, die Beugung des eignen Willens unter den göttlichen, sondern ganz anderes. Wie der Gottheit von vornherein bei der Weltgestaltung die Materie zur Seite steht als das niedere, auf die sie gestaltend einwirkt, durch welche sie aber vielfach gehemt wird, und ihre Göttlichkeit eben darin sich zeigt, daß sie diesen widerstrebenden Stoff überwindet, sich zum Herrn darüber erhebt, denn die Götter sind ja eben in der Natur die einwohnenden Mächte, so besteht dem Indogermanen das Gute für den Menschen ebenfalls in der Ueberwindung des trägen Stoffes, welchen er in sich trägt. Darum bei ihm der Begriff der Tugend, d. i. Tüchtigkeit. Mag, was für Tugend gilt, bei verschiedenen Völkern sich verschieden gestalten, gemeinsam in allen ist die Selbstüberwindung; es ist im innersten Grunde überall Ascetik, Ertödtung der Natur, nicht Vergeistigung derselben im Dienste des lebendigen Gottes. Der kräftige, kriegesfreudige Germane eilt zu den Göttern durch die freie Hingabe des Lebens, sei es in der Schlacht, sei es durch freiwillige Opferung. Dem geistiger angelegten Griechen ist das Höchste die Freiheit des Denkens; der philosophische Mann ist der edelste, sagt Socrates und spricht hier im Geiste seines Volkes; das schlechte ist das körperliche, welches ihn daran hindert, durch Lust und Schmerz und Begierden ihn davon abzieht. Und das sittliche ist das Niederhalten alles Sinnlichen bis zur Gleichgiltigkeit gegen Lust und Schmerz im Stoicismus. Dem beschaulichen Hindu ist der ein Heiliger, welcher im Fasten aller Art, im Kreuzigen des Fleisches, in fast widerlicher Beschaulichkeit es bis zur Virtuosität gebracht hat. Von dem Allen weiß der Mosaismus nichts. Ihm ist das Natürliche das schlechthin Unschuldige, seine sittliche Bedeutung erhält es lediglich durch die Art und Weise, wie es der Mensch gebraucht. Das sittliche selbst aber liegt allein in der Gesinnung des Menschen, die Gott zugekehrt oder von Gott abgewendet sein kann. Freilich hat der Mosaismus auch den Begriff von reinen und unreinen Sachen, aber sie sind es für ihn nicht aus sich, sondern allein durch Gottes Gebot und zur Abbildung sittlicher Verhältnisse. Und durch das ganze A. T. geht die ernste Warnung, zu wähnen, durch Halten der Satzungen Gott angenehm zu sein, wenn die betreffende Gesinnung fehlt. Dieses nun leitet uns zum Parsismus über, welcher, obgleich auch die Perser zu den Indogermanen gehören, doch eine besondere Betrachtung erfordert, da wir in ihm, wenigstens scheinbar, ein wesentlich anders gestaltetes System haben. Es wird Ihnen bekant sein, wie vom Rationalismus grade Zoroaster, der sogenante Stifter des Parsismus, vielfach dem Moses an die Seite und seine Lehre mit dem Mosaismus in Parallele gestellt ist. Und dieses scheinbar nicht ohne Grund. Denn statt des vielgestaltigen Polytheismus der übrigen Heiden haben wir hier nur einen Dualismus, ähnlich dem von Gott und Teufel, und damit, wie es scheint, keine naturalistische, sondern eine durchaus sittliche Gottesanschauung. Ormudz ist der Gott des Lichtes, die Quelle alles Guten, und ihm gegenüber steht Ariman, der Teufel, der Herscher in der Finsternis, der Ursprung alles Bösen. Wer gut ist und Gutes thut, gehört Ormudz an und komt zu ihm, wer aber Böses thut, tritt in Gemeinschaft mit Ariman und verfällt seiner Macht. Ist hier nun wirklich ein Verlassen des naturalistischen Standpunktes? Eine genauere Betrachtung wird dies unbedingt verneinen müssen. Schon dieses ist entscheidend, daß Ariman ebenso gut Gott, ebenso ewig ist als Ormudz. Es ist also zunächst kein Monotheismus, auch in diesem System kein einiger allmächtiger Gott, der über der Welt stehend dieselbe aus freiem Willen geschaffen hätte, sondern Ormudz und Ariman, die beiden sich feindlichen Gewalten, haben gleichen Teil an ihr. Wie könte also Ormudz mit Jehova verglichen werden, der da spricht: Sehet ihr es nun, daß ich es allein bin, und ist kein Gott neben mir. Zweitens aber, und das ist zum Verständnis des Ganzen das Wesentliche, der Unterschied zwischen gut und böse ist im Parsismus ebenfalls kein sittlicher, sondern ein physikalischer, und liegt nicht in dem Willen des Menschen, in der Hingabe des Herzens an Gott oder der Abwendung von ihm, sondern in den natürlichen Dingen selber. Diese Differenz von gut und böse geht durch die gesamte Schöpfung, auch durch Thiere, Pflanzen u. s. w. Und wenn Ormudz der Gott des Lichtes heißt, so ist dieses wirklich physisch zu verstehen. Alles schöne, nüzliche, Leben weckende u. s. w. gehört Ormudz an, alles häßliche, schädliche, zerstörende dem Ariman, wozu dann natürlich auch gewisse sittliche Sachen gehören, wie die Wahrheit einerseits, die Lüge andererseits. Fromm ist vor Allem, wer solche Sachen treibt, die Leben fördernd sind; der Ackerbauer z. B. ist als solcher ein Diener des Ormudz. Was dem Parsismus eigentümlich, das ist ein tiefes Gefühl von dem Risse, der um der Sünde willen durch die ganze Schöpfung geht, aber statt den lezten Grund davon im Herzen des Menschen zu suchen, verlegt er ihn in die Gottheit selbst, und indem er so den sittlichen Boden verläßt, werden ihm die beiden Gottheiten zu Naturmächten. Ormudz ist nichts anderes als der Inbegriff aller derjenigen Naturkräfte, welche belebend wirken, dem Menschen nützen u. s. w. Ariman die Personification aller schädlich wirkenden Mächte. Die der Gottheit gegenüberstehende todte Materie in der hellenischen Mythologie ist hier als lebendig wirkende Macht im Ariman verkörpert. So erweist sich denn auch der Parsismus als eine durchaus naturalistische Religionsweise und documentirt dann weiter seine Verwandtschaft mit den übrigen indogermanischen Systemen auch dadurch, daß jede dieser beiden Einheiten sich weiter in Untergötter entfaltet; nur hält er, wie die neueste Forschung erkent, unter Einfluß der jüdischen und teilweise auch der christlichen Religion, den Begriff des ersten Gottes schärfer fest als jene, bei welchen dieser vor den spätern Göttern verschwunden ist.

Wenn wir nun schließlich noch das System des Konfucius hier anreihen, so geschieht es nur der Vollständigkeit wegen, und weil ja auch dieser Stifter der chinesischen Glaubensweise es sich mannigfaltig hat müssen gefallen lassen, mit Mose verglichen zu werden. In der That ist, was die Chinesen auf ihn zurückführen, gar keine Religion. Denn in dieser Glaubensweise finden sich gar keine Götter, sondern sie bleibt völlig beim Diesseits stehen, und die Sittenlehre, welche sie enthält, ist alles Religiösen baar und bezieht sich allein auf das irdische, vornemlich staatliche Leben. Das einzige von Kultus bei den Chinesen, so weit sie nicht dem Buddhaismus oder Lamaismus verfallen sind, ist der Ahnendienst; den Selen der Vorfahren wird geopfert. So ist ihnen das höchste, was sie kennen, der Mensch, zu einem Gottesbegriff erheben sie sich nicht.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Daß die Tendenz der Evangelischen Kirchen-Zeitung in gewisser Beziehung eine ausschließende sein muß, geht schon aus der bisherigen Darstellung hervor. Nur diejenigen kann sie um Theilnahme bitten, denen eine feste Ueberzeugung von den Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion zu Theil geworden. Dagegen soll innerhalb des Bereiches des Christenthums Mannigfaltigkeit der Ansichten nicht ausgeschlossen werden; es erscheint höchst wünschenswerth, daß ein lebendiger Austausch der Ideen unter denen statt finde, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, und die Redaction hält es für eine Hauptbestimmung der Kirchen-Zeitung, die Gelegenheit dazu darzubieten. Alle diejenigen, welche den innern Beruf zur Mitarbeitung zu ihrem Zwecke empfinden, ladet sie dringend zur Theilnahme ein, überzeugt, daß sie nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn viele dem Herrn der Gemeinde dienende Kräfte sich vereinen. Für größere Beiträge wird, wenn es nicht ausdrücklich verbeten wird, ein anständiges Honorar entrichtet.

Obgleich der Hauptzweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung ein positiver ist, obgleich sie mehr aufbauen als zerstören will, so kann sie doch, weil das Evangelium einmal seiner Natur nach das entgegenstehende bekämpfen muß, die Polemik nicht ganz vermeiden. Aber um so sorgfältiger wird sie sich des Urtheils über Personen enthalten, um so mehr alle Persönlichkeiten vermeiden, und fern von aller Bitterkeit durch ihr Beispiel zeigen, daß Festigkeit der Ueberzeugung verträglich mit der Liebe und Milde, welche das Evangelium von seinen Bekennern verlangt, indem es ihnen zugleich nachweiset, von wem sie die erste unter allen christlichen Tugenden lernen und von wem sie dieselbe erhalten können.

Professor Dr. **Hengstenberg.**

Von der Evangelischen Kirchen-Zeitung erscheinen wie bisher jede Woche zwei Nummern, deren Ausgabe wo es verlangt wird wöchentlich, sonst aber in brochirten Heften monatlich stattfindet.

Der Preis für jedes Semester ist 2 Rthlr. Preuß. Courant in Vorausbezahlung. — Bestellungen nehmen an: sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, das Königl. Zeitungs-Comptoir hieselbst und sämmtliche Preuß. Postämter, durch welche die Evangelische Kirchen-Zeitung ohne Preiserhöhung aber nur ganzjährig bezogen werden kann.

Literarische und sonstige Mittheilungen mit directer Post beliebe man an den Herrn Herausgeber selbst zu adressiren. Zum Beschluß für den Buchhandel geeignete nicht eilige Briefschaften und andere Einsendungen bitten wir an uns durch Vermittlung unseres Commissionärs in Leipzig, des Herrn Buchhändler Rud. Hartmann, versehen mit der Bemerkung: Zur Post! Für die Evangelische Kirchen-Zeitung in Berlin, gelangen zu lassen.

Gustav Schlawitz
Verlagsbuchhandlung.

Inhalt.

Seite

№ 79. Dr. Heinrich Dittmar 945
— 80. Die sieben Gleichnisse vom Reiche Gottes. V. 953
Zum Aufsatze: Der Gipfel geistlicher Papstgewalt 956
Aus Hannover 958
Beilage 961
Nachrichten. Kirchliche Skizzen aus Südfrankreich 962
Mitteilung 968
— 81. Dr. Heinrich Dittmar. (Schluß) 969
Aus ungedruckten Briefen an einen jungen Theologen. Einundzwanzigster Brief 974
— 82. Zum Te Deum laudamus 977
Dürfen die Hannoverschen Geistlichen und Beamten dem König von Preußen den Huldigung seid verweigern? 979
Aus dem lezten Kriege von einem Feldprediger 984
Beilage 985
Ist das Werk Mose's ein Erzeugnis des natürlichen Menschengeistes? 988
Nachrichten. Kirchliche Skizzen aus Südfrankreich. (Schluß) 990
— 83. Aus ungedruckten Briefen an einen jungen Theologen. Einundzwanzigster Brief. (Schluß) 993
— 84. Aus dem Königreich Hannover 1001
Aus den Erlebnissen eines Feldpredigers bei der Mainarmee 1005
Beilage 1009
Die Spielhöllen 1009
— 85. Aus dem lezten Kriege von einem Feldprediger II. 1017
Die gegenwärtige kirchliche Lage in Hannover 1021
— 86. Die Spielhöllen. (Schluß) 1025
Aus dem lezten Kriege von einem Feldprediger. (Schluß) 1031
Beilage 1033
Nachrichten. Aus einem Schreiben an den Herausgeber aus Schleswig-Holstein 1035
Cammin 1037
— 87. Ist das Werk Mose's ein Erzeugnis des natürlichen Menschengeistes? (Schluß) 1041

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 3. November. № 88.

Aus dem Kriege.

Es liegt eine Zeit hinter uns, in der Gott der Herr zu unserem Volke geredet hat ernster, vernemlicher, erschütternder denn je, eine Zeit, in der die Räder der Geschichte an der Hand des großen Lenkers gar schnell gerollt sind, so schnell, daß man auch jezt noch Mühe hat, in Gedanken dem Laufe zu folgen. Und nicht nur zu unserem ganzen Lande hat er geredet, es ist kaum ein Haus, eine Familie, kaum ein Einzelner daheim oder im Felde gewesen, der nicht Auge und Herz von unten nach oben hat aufheben müssen. Unter den Pastoren, welche mit hinauszogen, mag mancher gewesen sein, der, wie der Schreiber dieser Zeilen, schon lange seufzte: Herr, ich habe die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen, aber nun bei der fühlbaren Nähe des Herrn ausrufen mußte: auf Dein Wort will ich das Netz auswerfen und der dann auch einen Simonssegen hatte. Es war eine Zeit, die nach allen Seiten hin geeignet war, den Menschen aufzurütteln. Der Landwehrmann ließ Weib und Kind daheim, vielleicht um sie nie wieder zu sehen; er befand sich in einem fremden Lande, unter einem Volk mit fremden Sitten, unbekanter Sprache, anderem Glauben. Die verwüsteten Gefilde, die verlassenen oder verbranten Dörfer, vor Allem die mit Blut gesprengten, mit Leichen besäeten Schlachtfelder haben ihm zugerufen: der Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde, wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da und ihre Stätte kennet sie nicht mehr. Die Mühen und Entbehrungen der Märsche stellten seine Geduld auf die härteste Probe und waren wol geeignet, den fleischlichen und leichtfertigen Sinn zu bannen.

Die erste Zeit war deshalb auch die wichtigste und ernsteste, eine Zeit, die ausgekauft und treulich benuzt sein wollte. Als wir am 19. Juni die sächsische Grenze überschritten hatten, wurde daher die Einrichtung getroffen, daß womöglich täglich gegen Abend, wenn die Truppen ins Quartier gerückt waren, ein kurzer Gottesdienst mit Communion gehalten werden sollte. Unser General hatte dieses selbst gewünscht, wie mir denn überhaupt seitens der höheren Officiere jede nötige Hilfe in meinem Berufe zu Teil wurde. So lange wir in Sachsen standen, wurden zu diesen Gottesdiensten die lutherischen Kirchen benuzt, die uns dazu selbstverständlich von den Pfarrern auf das bereitwilligste überlassen wurden. Ich besinne mich, daß nur einmal in Meißen die Bedingung daran geknüpft wurde, es dürfe aber nicht um Sieg für die Preußen gebetet werden, eine Bedingung, die aber auf meine Weigerung wieder fallen gelassen wurde. Meistenteils habe ich auch in Böhmen und Mähren Kirchen benuzt, in Prag und Brünn die evangelischen, sonst katholische. Die katholischen Pfarrer verweigerten dieselben bis zum Friedensschluß niemals, gaben sie im Gegenteil, oft durch Fürsprache meines katholischen Amtsbruders im Felde, sofort her, allerdings wol hauptsächlich aus Furcht, obgleich ich niemals Gewaltmaßregeln veranlaßt haben würde. Nur den Altar baten sie uns bisweilen nicht zu benutzen; wir stellten dann unseren Communionstisch vor denselben und feierten so das Mal des Herrn. Waren keine Kirchen da, so suchte ich mir einen geräumigen Saal, bisweilen in einem Gasthof, der dann, so gut es gehen wollte, gottesdienstlich geschmückt wurde. Nur wenn gar keine andere Auskunft war, hielt ich die Andacht im Freien. Die Gottesdienste dort hatten zwar etwas besonders feierliches. Unter den hohen Bäumen standen die bärtigen, wettergebräunten Gestalten und die ernsten und kräftigen Töne des Gesanges schallten weithin durch den stillen Abend nach den Mühen und Lasten des Tages und vereinigten sich droben mit den Gebeten, die vielleicht zur selben Stunde daheim in den Abendandachten zu Dem geschickt wurden, der sein Auge und Ohr überall hat, wo sein Name angerufen wird. Aber der Zudrang war stets, obgleich der Besuch dieser Gottesdienste ein ganz freiwilliger war, ein sehr starker und von den vielen Bataillonen und Schwadronen, welche den Prediger umgaben, konten doch immer nur Wenige die gesprochenen Worte verstehen. Darum waren meiner Ueberzeugung nach geschlossene Räume vorzuziehen. Aber erhebend und beseligend waren diese Gottesdienste alle. Unvergeßlich bleibt mir der Augenblick, als in der Kirche zu W., nachdem ich über das Wort Offenb. 3, 20: „Siehe ich stehe vor der Thür und klopfe an", geredet, beim Gebet die ganze Kriegergemeinde von selbst auf die Knie fiel und kaum ein Gesicht war, dem man nicht anmerkte, daß es jenes Klopfen wol vernommen hatte, das Klopfen mit dem Hammer des Wortes, dem bald der eherne Mund der Kanonen als Bestätigung folgen sollte. Können diese Eindrücke jemals ganz verwischt werden?

Während der ersten Hälfte des Feldzuges war der Zug nach Gottes Wort, wie gesagt, ein sehr lebendiger. Anders freilich wurde es vielfach später. Der Versuchungen zu fleisch-

lichen Ausschreitungen waren anfangs wenige; selten kamen wir in Städte. Der zu den Fahnen eingezogene Landwehrmann war im Ganzen wenig geneigt, in den Dörfern gegen seine Quartierwirte hart oder roh aufzutreten. Die Frage lag zu nah: wie würde dir wol zu Mute sein, wenn daheim in deinem Hause wildfremde Leute erschienen und dich und die Deinen gewaltthätig behandelten? Oft sah man, daß der Wehrmann sich bald an die Familie anschloß; er ging mit den Kindern seiner Wirte an der Hand und dachte dabei wol an die seinigen daheim, oder half bei den häuslichen Verrichtungen. In den Städten aber machten sich dann oft die roheren Elemente breit; die Versuchungen zu Ausschreitungen lagen hier nahe. Besonders hat der Aufenthalt in Prag in dieser Hinsicht traurigen Einfluß gehabt. Die Polizei war hier aufgelöst und verschwunden und in Folge dessen drängte sich die Unzucht in einer so frechen Weise ans Tageslicht, wie ich es sonst noch nie gesehen. Scharen von Gesindel und lüderlichen Dirnen strömten von allen Seiten in die Hauptstadt und trieben da zum Verderben unserer armen Soldaten ihr scheußliches Wesen. Und es war ein furchtbares Bild, diese höllische Zucht zu einer Zeit zu finden, wo die Cholera täglich ihre schrecklichen Opfer forderte und beinahe stündlich der Leichenwagen zum Thore hinausfuhr. Zur Charakteristik dieses Treibens auch in gebildeteren Schichten kann ich einen Zug nicht verschweigen. Wir waren in eine größere Stadt Böhmens gerückt und es hatte sich das Gerücht verbreitet, in dem großen Hospital daselbst, in dem meist verwundete Oesterreicher und Sachsen lagen, befänden sich unter den Kranken auch Preußen, die dort zurückgehalten würden. Ich wurde beauftragt, mich mit einem Arzt zusammen dorthin zu begeben, jeden einzelnen Kranken zu sprechen und mir überhaupt das Haus anzusehen. Die Pflege der Kranken hatten junge Mädchen übernommen, die aber nach nichts weniger, als nach Krankenpflegerinnen aussahen, sondern die ich nach ihrer Kleidung, ihrem unzüchtigen Gebahren und Aufzuge ohne Weiteres für Dirnen halten mußte. Entrüstet ließen wir uns den österreichischen Lazareth-Inspektor kommen und fragten ihn, was das hier für ein Treiben sei, worauf er erklärte, diese Mädchen seien Töchter der ersten Familien der Stadt, die sich aus Patriotismus erboten hätten, die Verwundeten zu pflegen. Wir hatten genug gesehen. Preußen fanden wir nicht; wol aber hatten wir einen Blick in entsezlich zerfressene Zustände gethan.

Auf unseren Märschen in Böhmen und Mähren wurde ich fast stets mit meinem katholischen Amtsbruder zusammen bei den Geistlichen einquartiert. Einmal wohnte ich acht Tage lang in einem Kapuzinerkloster. Die Mönche hier waren freundliche, aber sehr rohe und ungeistliche Leute. Ihr größter Wunsch war, sich von meinem Küster die Construktion des Zündnadelgewehrs erklären zu lassen und es gewährte einen überaus komischen Anblick, als sie die gefürchtete Waffe erst von Ferne scheu ansahen, dann aber beherzt zugriffen und in Kutte und Strick im Kreuzgang des Klosters mit dem Gewehr herumhandtierten. Die Aufnahme bei den katholischen Geistlichen war fast immer eine freundliche. Sie gaben, was sie hatten, und gaben es mit gutwilligem Gesicht. In den Städten waren es meist gebildete Leute mit einem weiteren geistigen Gesichtskreis; besonders ist dieses von den Prämonstratensern aus Strahow (Prag) zu rühmen, die auf Pfarren ausgeschickt waren. Viele waren aber auch sehr ins Zeitliche versunken. Kirchliche und theologische Gespräche vermieden sie sorgfältig, nicht aber politische. Ich habe an diesen Herren gesehen, ein wie gefährlich Ding es ist, wenn ein Pastor sich persönlich zu eng mit dem politischen Parteigetreibe des Tages verflicht, wie da so schnell die Politik an die Stelle der Religion treten kann. In den czechischen Gegenden herschte unter den Pfarrern ein furchtbarer Fanatismus, ein dünkelhafter Nationalstolz, der oft ans lächerliche streifte. Es war nur eine Stimme unter ihnen, daß das Endresultat des Krieges für sie ein erwünschtes sei: nun seien sie aus Deutschland heraus, nun werde das Czechentum frische Lebensluft haben, bald solle es nun mit allem deutschen Wesen in Böhmen ein Ende haben. Sehr häufig sah man in ihren Wohnungen Bilder von Hus und Ziska oder Darstellungen aus den hussitischen Kriegen; sie schienen diese Männer als Heilige der czechischen Nationalität neben den Heiligen der Kirche zu verehren. In großer Achtung stand überall der Kardinal Schwarzenberg. Ich sah ihn in Prag: eine hohe, vornehme Gestalt mit klugem, weltklugem Gesicht, aber würdiger geistlicher Haltung, recht wie ein Kirchenfürst. Er und der Bürgermeister von Prag haben sich in dieser Zeit durch treues Ausharren auf ihrem Platze, durch selbstlosen Eifer in der Linderung der öffentlichen Not besonders hervorgethan. Der Kardinal hatte das Priesterseminar als Kaserne unsern Truppen zur Verfügung gestellt und die Zöglinge dieser Anstalt zu sich in sein Palais genommen. Unter den evangelischen Geistlichen muß ich besonders des würdigen Pastor Martius in Prag gedenken, der uns, ohne seine patriotisch österreichische Gesinnung zu verleugnen, bei unseren Gottesdiensten half und förderte, sowie der beiden evangelischen Geistlichen in Brünn, die mit großer Hingebung in den Choleralazarethen sich unserer Soldaten annahmen und ihr gastliches Haus fast allen durchziehenden evangelischen Feldgeistlichen öffneten.

Es war ein großer Segen, daß später für die Lazarethe besondere Geistliche nachgeschickt wurden. Die Divisionsgeistlichen, welche bei ihrem Truppenteil bleiben mußten, konten sich niemals auf lange Zeit der Verwundeten annehmen, denn die Märsche folgten zu rapide auf einander. In Münchengrätz und Nechanitz hatte ich Gelegenheit in den Lazarethen thätig zu sein, wenn auch hier nur auf etliche Stunden; später war ich längere Zeit, während die Cholera wüthete, in Brünn. Am erstgenanten Orte war in einem ehemaligen Kloster vor der Stadt, jezt einer Besitzung des Grafen Waldstein, ein Lazareth errichtet. Kaum jemals später ist mir der Jammer des Krieges in so herzzerreißenden Bildern entgegengetreten. Beim Gefecht am 28. Juni war eine Schaar unserer Truppen in eine hier befindliche Brennerei gedrungen, wo große Spiritusfässer lagerten. Durch ruchlose Hand, so erzählte man, sei diese Masse plötzlich entzündet und

fast alle in dem Raum befindlichen Soldaten mehr oder weniger schwer verbrant worden. Ob wirklich eine boshafte Hand im Spiele war, weiß ich nicht; man muß dergleichen Erzählungen im Kriege sehr behutsam aufnehmen. Ich fand hier gegen 20 Mann, deren Zustand einen herzzerreißenden Anblick bot. Fast der ganze Oberkörper war eine einzige Brandwunde, Kopf- und Barthaare waren versengt, die Augen in dem dickgeschwollenen Kopfe unkentlich: so glichen sie mehr Ungeheuern, als menschlichen Wesen. Während sonst die Krankenzimmer selten von Schmerzensrufen widerhallen, waren diese Räume von einem Jammergeschrei erfüllt, das einen Stein hätte erbarmen können. Ich betete mit ihnen die tröstlichen Worte des 23. Psalms und es schien, als ob ihre furchtbar entstellten Züge bisweilen von einem Schimmer himmlischen Trostes verklärt würden. Viele von ihnen haben wol bald im Hause des Herrn Gutes und Barmherzigkeit gefunden.

Bei der ruhmreichen Schlacht am 3. Juli kam unser Truppenteil nicht mehr ins Feuer. Spät am Abend dieses Tages rückten wir nach Nechanitz und hörten da die erste Kunde von dem großen Siege. So weit das Auge reichte, sah man die Wachtfeuer der Bivouacs, wo unsere Soldaten auf den zertretenen, vom Regen aufgeweichten Kornfeldern lagerten. Der Mond blickte friedlich hernieder auf das Getümmel, auf die blassen Gesichter der Todten, wie sie da lagen oft in gräßlicher Verstümmelung, oft die Hände noch krampfhaft am Säbelgriff, und auf die vielen Verwundeten, die in den Gräben oder Gebüschen sich krümten in ihrem Todesschmerz. In dem Oertchen war kaum ein Unterkommen zu finden; in den meisten Häusern lagen Blessirte oder waren Gefangene eingeschlossen; man mußte sich behelfen so gut es ging. Das Dunkel der Nacht hallte schaurig wider von dem Rasseln der Kanonen, der Munitions- und Lazareth-Wagen. Erst die aufgehende Sonne gewährte einen Ueberblick über diese Schreckensscenen. In langen Zügen kamen die Gefangenen vorbei, Bilder des Hungers und der Erschöpfung. Sie hatten seit dem Morgen des gestrigen Tages nichts zu essen bekommen und das wenige harte Brot, das wir ihnen im Vorübergehen zustecken konten, zerrissen und verschlangen sie in gieriger Hast. Ein preußischer Officier redete mich an aus einer trefflichen, mir von früher her wolbekanten Familie, deren Namen unter Christen einen guten Klang hat. Sein Bruder war gestern gefallen und er bat mich, das Leichenbegängnis zu halten. Bis die nötigen Vorbereitungen beendet waren, ging ich in die Kirche. Wie sah es doch in diesem Hause des großen Friedensfürsten heute aus. Die Gänge entlang lagen in weiten Reihen verwundete Preußen, Sachsen und Oesterreicher. Tod und Schmerz hatte sie hier vor dem Altar Gottes friedlich vereinigt; dazwischen Blutlachen, blutige Uniformstücke und Waffen. Man rief mich zu einem sterbenden Landwehrmann, dem eine Kugel im Unterleib, eine andere im Oberschenkel saß und der sich furchtbar krümte in seinen Todesschmerzen, die ihm schon die Sinne verdunkelten. Ich kniete nieder bei ihm und betete mit lauter Stimme:

Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir,
Wenn ich den Tod soll leiden, so tritt Du dann herfür,
Wenn mir am allerbängsten wird um das Herze sein,
So reiß mich aus den Aengsten kraft Deiner Angst und Pein.

Die Worte waren ihm wolbekant; mit bebender Zunge sprach er sie nach und hielt dabei meinen Hals so kampfhaft umschlungen, als ob er so das Licht des eben gehörten Wortes festhalten wollte beim Eintritt in das finstere Todesthal, dessen Schatten ihn allmälig umfing. Später ging es dann hinaus zum Friedhof. Eine Deputation des Officiercorps hatte sich angeschlossen, und nachdem ich über Ps. 90 geredet, zu dessen tief erschütternden Worten das uns umgebende Todtenfeld eine so schreckliche Bestätigung zeigte, senkten wir die früh abgehauene Blume ins Grab. Als ich sprach fiel mein Blick zur Erde und auf dem eben aufgeworfenen Erdreich lag dicht neben meinem Fuß ein einzelner Arm, schrecklich zu sehen, eben amputirt, an dessen Finger noch ein Siegelring steckte. Wir legten ihn mit in die Erde; später stellte sich heraus, daß er einem Officier v. M. gehörte, der in der Nacht amputirt und inzwischen gestorben war. Auch seine Leiche konte ich noch bestatten. Ich weilte dann im Pfarrhause noch an dem Schmerzenslager eines Officiers, der, ein Mann in glücklichen Familienverhältnissen und angesehener Lebensstellung, dem Rufe des Königs gefolgt war und nun furchtbar verstümmelt dalag; beide Arme und ein Bein waren ihm zerschmettert. Noch ehe er aber amputirt wurde, rief das Kommando zum Weitermarsch und tief erschüttert von dem, was wir in diesen Stunden erlebt, zogen wir unsere Straße.

Jezt sind die Todten alle begraben, die Wunden größtenteils vernarbt, die Genesenen heimgekehrt; die Thränen aber sind noch lange nicht trocken. O möchte doch aus Blut und Thränen für unser Vaterland eine freudige Ernte erwachsen, ein Gott angenehmes Dankopfer und das Gelübde: „Ich will Dein Gesez halten allewege, immer und ewiglich. Und ich wandele fröhlich, denn ich suche Deine Befehle. Ich rede von Deinen Zeugnissen vor Königen und schäme mich nicht!“

Der Ländererwerb Preußens in seiner kirchlichen Bedeutung.

Das Aufgeben der Selbständigkeit ist immer das schwerste Opfer, welches von dem Einzelnen, wie von einer Gesamtheit gefordert werden kann. Die Eigentümlichkeit eines Volkslebens stellt die Summe von Lebenserscheinungen dar, welche auf einem, vielleicht Jahrhunderte langen Wege geschichtlicher Entwickelung sich gestaltet haben, unter welcher sich der Wille Gottes an dem Volksleben vollzogen hat. Je tiefer ein Volk mit seiner Eigentümlichkeit verwachsen ist, je mehr Genüge es in seinem eigentümlichen Leben gefunden hat, desto schwerer wird es davon lassen können. Wir können es nachfühlen, wenn man in manchen neu erworbenen Ländern die Trauerstimmung noch nicht aus

dem Herzen verlieren kann. Es ist aber keine Seite des Volkslebens enger mit seinem tiefsten Wesen verwachsen und erzeugt in demselben die edelsten und reichsten Lebensblüten, als die kirchliche Seite des Volkslebens mit ihren weitgehenden Einflüssen. Wird unter einer tiefgehenden Veränderung der Stellung, welche bis dahin ein Volk eingenommen hat, auch die kirchliche und geistliche Seite seines eigentümlichen Lebens angerührt, und erscheint die Möglichkeit einer Anderung desselben, so können sich grade hier die gewichtigsten Bedenken erheben, und können bei mangelnder Liebe und Weisheit Zustände herbeigeführt werden, welche in dem eigentlichen Kerne des Volkes, in seinen besten Gliedern einen schwer zu hebenden Grund der Unzufriedenheit erhalten. Eine Gewissensverletzung ist schwer zu heilen; und von einem Volke, das in seinem Gewissen verlezt ist, treue Anhänglichkeit zu verlangen, ist eine überaus hohe Anforderung. Es wird nun durch den großen Ländererwerb Preußens auch die kirchliche Seite in dem Leben der Volksstämme, welche mit den alten Landen vereinigt werden, in irgend einer Weise berührt werden. Alle, welche das Wachstum des evangelisch-kirchlichen Lebens gefördert sehen möchten, sind in unsern Tagen von dem Wunsche beseelt, daß die Einverleibung jener Länder auch nach ihrem kirchlichen Leben mit Liebe und Weisheit ohne irgend welche Gewissensverletzung geschehen möge. Wir halten den gegenwärtigen Augenblick, wo diese Verbindung geknüpft werden soll, für sehr bedeutungsvoll, nicht nur im Hinblick auf die kirchlichen Verhältnisse der neuen Landesteile, auch nicht nur im Hinblick auf unsere preußische Landeskirche, sondern auch im Hinblick auf die evangel. Kirche Norddeutschlands überhaupt, ja ganz Deutschlands. Man denke sich, die kirchliche Einverleibung der neuen Landesteile würde so vorgenommen oder auch nur so angestrebt, daß der kirchliche Zustand in Preußen, also die Union, ohne Weiteres auf jene Länder übertragen würde, so wäre man vor eine Zeit gestellt, wo nach und nach in ganz Norddeutschland jede sichere kirchliche Grundlage in Ungewißheit gebracht sein würde, weil das feste und klare Bekentnis von der evangel. Wahrheit, auf welchem allein die evangel. Kirche ruht, mit Ungewißheit und Unklarheit behaftet sein würde. Es würde nicht so lange Zeit darüber hingehen, dann würde die evangel.-luther. Kirche nur noch in der Erinnerung leben, ihre Bekentnisse hätten nur noch einen kirchen- und dogmenhistorischen Wert; der lezte Ueberrest würde eine lutherische Gesinnung sein, wenn Jemand sich grade dazu neigen sollte. Und wenn in solcher Weise die Union über die norddeutsche evangel. Kirche ihre Triumphe feiern und darin auch nicht durch das mögliche Widerstreben einzelner, kleiner Landeskirchen aufgehalten würde, so wäre überhaupt in Deutschland kein sicherer Boden mehr für die evangel.-luther. Kirche, wie sie durch den Geist Gottes in unserm Vaterlande aufgebaut worden ist. Ist das luther. Bekentnis Norddeutschlands erst durch die Union gebunden und seine Bedeutung für Lehre und Verfassung der Kirche kraftlos gemacht, dann wird das auch auf die süddeutsche Kirche seinen weitern Einfluß haben, und das um so mehr, je schwankender die Bekentnisstellung in Süddeutschland ist. Wir reden nicht von Baden, diesem Unionsmuster, wir erinnern nur an Würtemberg.

Man setze aber nun den Fall, daß die kirchliche Einverleibung der neuen Landesteile mit der Absicht geschieht, die eigentümliche kirchliche Gestaltung derselben in keiner Weise anzutasten, aber sie doch als Glieder in die preußische Landeskirche einzufügen und sie nicht etwa in einer von dem Hauptteil der Kirche völlig gesonderten Existenz zu belassen, so würde daraus, daß Teile der luther. Kirche der preuß. Landeskirche eingegliedert werden sollen, die einfache Folgerung hervorgehen, daß innerhalb der preuß. Kirche ein Verwaltungsorgan vorhanden sein oder erst geschaffen werden müßte, welches fähig wäre, in Wahrheit, die luther. Kirche zu pflegen. Sobald das durch den Eintritt der neuen Landesteile in den kirchlichen Verband Preußens herbeigeführt wäre, würde man auch innerhalb des frühern Bereichs der Landeskirche die Gemeinden ev.-luther. Bekentnisses, welche noch auf das ihnen von dem Herrn der Kirche anvertraute Gut einen Wert legen, von einer kirchlichen Bewegung befreien und die Kirche würde ungehindert ihr Leben entfalten und sich auf ihrem Grunde frisch und fröhlich erbauen können, ohne in der Sorge um ihren Lebensgrund ihre Kräfte zu verzehren. Es ist aber die Bedeutung nicht zu verkennen, welche daraus erwachsen würde, wenn die alten und neuen preuß. Provinzen luther. Bekentnisses unter einer Verwaltung vereinigt würden, welcher es ehrlich um das Wachstum dieser Kirche zu thun wäre. Es würde sich in dieser norddeutschen Kirche luth. Bekentnisses ein kirchlicher Organismus voll äußerer und innerer Lebenskräfte darstellen, wie es kaum früher in der Geschichte der reformatorischen Kirche gewesen sein mag. Und solche norddeutsche Kirche würde kirchlich kräftigend und ordnend auch auf die süddeutsche einwirken müssen, so daß wir es wiederholen, die richtige Art der kirchlichen Einverleibung der neuen Landesteile kann von großer Bedeutung für die Zukunft der evangel. Kirche luth. Bekentnisses werden.

Die Art der kirchlichen Eingliederung hängt vornämlich von dem gegenwärtigen Zustand ab, in welchem sich die Kirche der neuen Landesteile befindet? Wie erscheint dieser Zustand? Es wird auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens offenbar, daß wir in einer Zeit leben, wo das eigne Ich mit seiner eignen Einsicht und Ueberzeugung, mit seinem eignen Urteil sich der Ueberzeugung und dem Urteil entgegenstellt, welches auf Grund der Ordnungen sich erhebt, die nach der Führung des göttlichen Willens in der Geschichte eines Volks entstanden sind. Tritt das auf kirchlichem Gebiet hervor, so stellt sich das eigne Ich mit seiner eignen Ueberzeugung und seinem eignen Urteil dem Wahrheitsgrunde gegenüber, auf welchem nach der Wirkung des Geistes Gottes und nicht des menschlichen Geistes die Kirche mit ihrem Leben ruht. Es wird von dieser Zeitrichtung aus nicht nur ein Widerspruch gegen die Offenbarung Gottes und ihre Autorität überhaupt erhoben, sondern weil die geoffenbarte

Wahrheit ihren bestimten, klaren, jeden Irrtum möglichst abwehrenden Ausdruck in den kirchlichen Bekentnissen gefunden hat, richtet sich der Widerspruch unsrer Zeit grade gegen diese Bekentnisse und ihre Geltung, und am lautesten und heftigsten gegen das lutherische Bekentnis, weil in demselben die evangel. Wahrheit einen reinen und deutlichen Ausdruck gewonnen hat. Daher der Unwille, welcher sich grade gegen dieses Bekentnis ausspricht, sobald die Gelegenheit dazu gegeben ist; daher die Drohungen eines Austritts aus der Kirche, wenn grade dieses Bekentnis eine Lebenskraft zeigen will; daher die Schmähung und Verachtung, welche man den Vertretern grade des luther. Bekentnisses zuwendet. Die geistige Strömung unsrer Gegenwart merkt darin ihren festen Damm, darum treibt sie ihre Fluthen dagegen an. Das ist auch in den Ländern, deren kirchliche Einverleibung bevorsteht, reichlich genug geschehn. Die Gelegenheit zur Kundwerdung dieser Erscheinung bot sich in Hannover und die Katechismusstürmerei hat sie nur zu deutlich hervortreten und den ganzen Abfall von der evangel. Wahrheit in kläglicher Weise offenbar werden lassen. Und das nicht allein. Es war ja eine feste, durch keinen Eingriff erschütterte Rechtsstellung der Bekentnisse der Landeskirche zur Hand, um den Inhalt des Katechismus gegen das Geschrei, welches dagegen laut geworden war, zu verteidigen und den Beweis zu liefern, daß eine sichere, kirchenrechtliche Stellung wider den Unglauben mehr vermag, als die unsichere Stellung einer von der Union berührten Kirchengemeinschaft. War aber der Angriff kläglich, so war die Verteidigung noch kläglicher, eigentlich gar keine, sondern eine Ueberlieferung der durch die Bekentnisse und ihre rechtliche Stellung gesicherten evangel. Lehre an das Belieben der Einzelnen, wenigstens der einzelnen Gemeinden. Und sieht man von dem Verfahren der Behörde dieser luther. Landeskirche weiter in die kirchlichen Bewegungen jenes Landes hinein, in die Arbeiten der Vorsynode, in die Zusammensetzung der obersten Kirchenbehörde, in die zu erwartende Landessynode, so bietet die Landeskirche Hannovers fürwahr nicht das Bild einer Kirche, welche trotz ihres luther. Charakters nicht den durchgreifenden Einwirkungen der Zeitrichtung Preis gegeben wäre. Wir wollen durchaus nicht die Bedeutung der rechtlichen Stellung der Confession herabsetzen; wir haben keine andre Macht zur Verteidigung unsrer Kirche, als die Geistesmacht der Wahrheit, welche in unsern kirchlichen Bekentnissen uns geboten ist, darum sollen wir sie erhalten und gebrauchen, wenn sie auch da nicht benuzt wird, wo sie am nachdrücklichsten benuzt werden sollte. Es kann ein Zaun durchbrochen werden, aber darum bleibt er doch zur Verwahrung des Weinbergs notwendig.

Wir möchten aber noch einen andern Zug aus dem kirchlichen Leben der neuen Landesteile hervorheben, und vornämlich wieder Hannovers, weil hier das kirchliche Leben am meisten Kraft gewonnen hat, wenigstens am meisten bekant geworden ist. Unsre Zeit erhebt sich mit der Energie des subjectivistischen Wesens nicht immer so, daß sie auf kirchlichem Gebiet den in den Bekentnisschriften enthaltnen Schaz der evangel. Wahrheit angreift, um überhaupt diese Wahrheit und ihren Ausspruch zu unterdrücken, sondern sie behauptet, die geoffenbarte Wahrheit des göttlichen Worts mit Entschiedenheit festhalten zu wollen, aber man will nicht den klaren Ausdruck derselben grade da, wo der kirchenbildende Charakter der Bekentnisse diesen deutlichen Ausdruck verlangt. Man sucht vielmehr diese Klarheit zu verwischen, in welcher sich die Eigentümlichkeit der Kirche ausspricht, und überläßt die Entscheidung darüber dem Dafürhalten, der Glaubensüberzeugung des Einzelnen. Das ist die Stellung der kirchlichen Union. Tritt sie nun auf mit ihren Ansprüchen und bewegt die Geister, so muß der Widerspruch gegen dieselbe sich am lautesten von der Seite erheben, wo man das nach allen Seiten hin scharf ausgeprägte Bekentnis der evangel. Wahrheit für den Grund einer evangel. Kirchenbildung hält und darum jede Anrührung dieser Wahrheit, jede Vermischung derselben nicht nur für eine Gefährdung, sondern für eine Aufhebung der auf dem Bekentnis ruhenden Kirche ansieht. Darum ist denn auch der Widerspruch gegen die subjectivistische Richtung der Union von den luther. Landeskirchen, welche von der Union noch unberührt waren, ausgegangen, zumal von Hannover. Man war dabei meist gegen die preußische Union gerichtet. Hier hat man sich nun in eine eigentümliche Lage bringen lassen. In der preußischen Union ist grade die kirchenbildende Seite der luther. Bekentnisse, wir meinen die Lehre von den Sacramenten, zwar bedroht, aber nicht aufgehoben. Das Wesen der Union besteht, mit den fast verschwindenden Ausnahmen der eigentlich unirten Gemeinden ohne Sonderbekentnis, in der Gemeinsamkeit des Kirchenregiments. Ist der Bekentnisinhalt der in der preußischen Union stehenden Gemeinden luther. Conf. derselbe mit dem der Hannoverschen Landeskirche, so mußte sich die Verwerfung jener Gemeinden als lutherischen darauf gründen, daß sie ein mit Gemeinden andern Bekentnisses gemeinsames Kirchenregiment besäßen. Legt man aber auf das Regiment, auf die kirchliche Verfassung überhaupt ein solches Gewicht, daß von ihr es abhängt, ob eine Kirche diese oder jene Eigentümlichkeit tragen kann, daß also von der äußern Ordnung der Kirche das Wesen derselben abhängen soll, so ist man in Gefahr zu verkennen, daß unsere Kirche eine göttliche Geistesmacht ist, welche ihre Gemeinschaft und Kirche bildende Kraft in dem lautern Bekennen dessen hat, was durch den Geist Gottes in ihr gewirkt ist. Man ist in Gefahr, in das Wesen der Kirche Elemente hineinzubringen, welche nach reformatorischer Auffassung nie zu ihrem Wesen gehört haben; kurz gesagt, man ist in Gefahr, den Begriff der Kirche zu veräußerlichen. Und davon ist man

in Hannover nicht frei geblieben; man hat sich immermehr dahineingedacht, daß da, wo der schwarzweiße Gränzpfahl anfinge, auch die lutherische Kirche notwendig aufhören müsse. Man hat wahrscheinlich es nie erkant, daß in unsern preußischen evangel. Gemeinden luther. Bekentnisses das geistliche Leben sich mehr nach der Geisteseigentümlichkeit unserer Kirche gestaltet hat, daß die Lust an unsern Bekentnissen, welche einfache Gemeindeglieder als ihre Erbauungsschriften benutzen, oft unter uns größer ist, als in mancher Gemeinde des luther. Hannovers. Man hat auch jede Gemeinschaft mit den luther. Geistlichen Preußens vermieden und alle Versuche einer persönlichen und amtsbrüderlichen Annäherung in kirchlichen Vereinen beharrlich zurückgewiesen und daher sich nie überzeugen können, ob denn in Preußen wirklich nur Abfall vom luther. Bekentnis sei.

Mit dieser Eigentümlichkeit in dem gegenwärtigen kirchlichen Zustand Hannovers geht noch eine andere Erscheinung zusammen, die auch zum Teil sich in Schleswig-Holstein findet. Mit der Gefahr, den Begriff der Kirche irgendwie zu veräußerlichen, geht Hand in Hand die Gefahr einer Veräußerlichung in der Predigt, in der Selsorge, im Gottesdienst. Es kann die Predigt sich veräußerlichen, wenn die objectiven Grundlagen des geoffenbarten Heils fast ausschließlich betont werden. Es ist eine hervortretende Geistesgabe unserer Kirche, das Heil als ein objectiv begründetes darzustellen, nicht in uns liegend, sondern außer uns, in Gottes Gnade und uns vermittelt durch Wort und Sacrament. Es würde aber für den Einzelnen vergebens sein, ihm die Herlichkeit dieses in Gott gegründeten Heils zu verkündigen, ohne ihn zu bitten und einzuladen, daß er dasselbe in sein Leben hineinsenken lasse, ohne ihn zum Glauben zu erwecken. Dieses leztere wird in der Predigt oft übersehen; man predigt sich in eine Weise hinein, wo man abhandelnd, belehrend das hervorhebt, was die Gemeinde noch gar nicht in ihr inneres Leben hineingenommen hat. Man hält sich immer im Object der Predigt und komt nicht mit dem Object an das unter der Kanzel sitzende Subject heran; man weiß es recht gut, daß man solcher Art predigt, man will es auch, denn das nent man „objectiv lutherisch" predigen, während von einer andern, mehr an den Hörer herantretenden Predigtweise, die auch lebendigere Form haben wird, wol gesagt wird, das sei „preußisch" gepredigt. Daher komt in den luther. Kirchen Hannovers und Schleswig-Holsteins die geistliche Regungslosigkeit und Schwerfälligkeit der Gemeinden, was in den Elbherzogtümern noch besonders mit dem Volkscharakter zusammenhängt; daher komt es, daß man bei durchdachten, in der Lehre völlig correcten Predigten die Zuhörer öfter in süßen Schlaf versunken sehen kann, denn es geht keine Geistes- und Gewissenswirkung von der Predigt aus, sie hat keinen innern Zusammenhang mit dem persönlichen Leben der Gemeinde. Etwas Aehnliches findet man in der Selsorge. Wie man in der Predigt die objective Seite der Lehre betont, so in der Selsorge die objective Seite des Amts. Man sieht die göttliche Einsetzung des Amts an, aber weniger seine Beziehung zur Gemeinde. Man bleibt mit seinem Amt zu sehr über der Gemeinde stehen und durchdringt dieselbe nicht mit dem Dienste des Amts; man läßt sich nicht anders zur Gemeinde herab, als wenn man von ihr herbeigezogen wird. Das nent man lutherisch die Selsorge treiben. Und was den Gottesdienst angeht, so legt man ein übermäßiges Gewicht auf bestimte Formen desselben und verurteilt schlechtweg die Gemeinden für unlutherisch, wo nicht diese Gottesdienstformen sich finden; übrigens eine Verirrung, welche auch unter uns in Preußen getroffen werden kann.

Nach diesem Zustand des kirchlichen Lebens der neuen preußischen Landesteile müßte sich die Art der kirchlichen Einverleibung richten. Es darf nichts genommen werden, aus dem das kirchliche und geistliche Leben sein Entstehen nimt und wodurch es in seinem Bestehen sicher erhalten und gegen alle Angriffe geschüzt werden kann. Soll die politische Einverleibung jener Länder zur Stärkung des politischen Lebens dienen, so muß die kirchliche Einverleibung auch nur zur Stärkung des kirchlichen Lebens dienen; es würde aber nicht gestärkt, sondern geschwächt, wenn der Grund dieses Lebens, welchen jene Länder in dem lautern Bekentnis der evangel. Wahrheit haben, irgendwie in Frage gestellt oder auch nur verdunkelt würde. Es muß daher die rechtliche Stellung der luther. Bekentnisschriften zur Wahrung des luther. Kirchencharakters unangetastet gelassen werden. Mit dieser gesicherten confessionellen Stellung wäre es wol vereinbar, wenn durch die kirchliche Einverleibung das kirchliche Leben der neuen Landesteile aus seinen besondern Schranken herausgehoben würde, wenn die innerhalb dieser Schranken herschende Geistesrichtung einen neuen Anstoß erhielte, wenn eine frische Circulation der hier und dort vorhandenen Kräfte und Gaben des geistlichen Lebens veranlaßt, ein lebendiger Austausch der geistlichen Eigentümlichkeit herbeigeführt würde, und aus solcher reichern Gestaltung des kirchlichen und geistlichen Lebens eine neue Wachstumszeit desselben sich erheben könte. Es würde das nun geschehen, wenn die neuen Landesteile offen stünden für die preuß. Landeskirche, für ihre Diener, für alle Verbindungen, durch welche ein neues Lebenselement von Preußen aus dorthin übertragen werden könte, und wiederum müßte ebenso die preußische Landeskirche für das kirchliche Leben der neuen Landesteile offen stehen, um von ihnen dankbar zu nehmen, was uns fehlt oder unter uns schwach ist. Wie würde aber solcher Geistesverkehr, solch kirchliche Lebensgemeinschaft und dadurch eine Kräftigung und neue Erhebung der Kirche durch die Einverleibung geschehen können, denn daß diese Ereignisse unserer Tage auch der Kirche dienen sollen, möchte das nicht im Willen des Herrn der Kirche liegen, wenn diese Förderung der Kirche auch jezt noch von vielen, in Schmerz und banger Erwartung liegenden Herzen nicht gehofft werden kann?

Die kirchliche Einverleibung wird entweder so vorgenommen werden können, daß man die kirchliche Eigentümlichkeit der neuen Landesteile unangerührt läßt oder diesel-

ben in eine Aehnlichkeit mit den kirchlichen Zuständen Preußens einzuführen sucht. Im erstern Fall könte die Einverleibung so geschehen, daß die neuen Kirchengemeinschaften völlig getrent von der preuß. Landeskirche belassen würden und auch keine Gemeinschaft der Verwaltung das Ganze umfaßte, sondern die neuen Länder mit ihrer Kirche unmittelbar unter das königliche Regiment träten, welches durch das Cultusministerium ausgeführt würde. Es ist klar, daß auf solchem Wege die neuen Länder nach ihrer kirchlichen Stellung gar keine Veränderung erleiden würden und aus diesem Grunde würde dieser Weg manchen besorgten Gliedern und Dienern jener Kirchen der erwünschteste sein, auch als der allein mögliche erscheinen, um allen Druck und alle Beengung von dem kirchlichen Leben jener Länder fern zu halten, aber es ist auch ebenso klar, daß eine solche vollständige Trennung von unserer preuß. Landeskirche nicht zugleich eine Einverleibung und Eingliederung in dieselbe heißen kann. Abgesehen davon, daß wenn in einem Lande zwei getrente Kirchenkörper mit demselben Bekentnisgrunde neben einander ständen, ein Stück kirchlicher Zersplitterung auf dem Gebiete der evangel. Kirche luth. Bekentnisses mehr statt weniger geworden wäre; abgesehen davon, daß der Geist dieser Trennung in einem Volke sehr bedenkliche Folgen selbst für das politische Zusammenleben haben könte; abgesehen davon, würde auch sonst durch diese Art der Behandlung kein Nutzen zum Erstarken des kirchlichen Lebens weder der preuß. noch den andern Kirchen erwachsen können. Eine jede Kirchengemeinschaft bliebe, was sie bis dahin gewesen. Ja, es würde diese kirchliche Trennung als die einzige Rettung des luth. Kirchenwesens von jenen luth. Ländern, zumal von Hannover, nun erst recht betont, es würde nun mit um so größerer Aufmerksamkeit darüber gewacht werden, daß der reine luth. Kirchencharakter nicht durch das Eindringen preuß. Kirchenlebens verunreinigt würde.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Versamlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen.

Rings um Gnadau her, in nächster Nähe und in weiterer Ferne, in Städten und Dörfern war alles von dem Schrecken der Cholera erfüllt, als der Tag kam, welcher für die Herbstversamlung unsers Vereins bestimt war (der 2. October). Schlimm genug hatte es dieser böse Feind in manchem Ort gemacht, z. B. in Staßfurt waren bereits 6 Procent der Bevölkerung durch den Tod hinweggerafft, und unser Verein hatte auch den Verlust eines seiner ältesten, eifrigsten und treusten Freunde, des Oberpredigers Stöckert in Calbe, durch diese Krankheit zu beklagen, welchem neben einem andern hervorragenden theuren Mitgliede, welches durch einen dunkeln Rath Gottes auch von uns genommen war, das dankbarste Andenken bewahrt bleibt. Unter diesen betrübenden Umständen konte es nicht befremden, daß unsere diesmalige Versamlung eine nicht so zahlreiche war. Nachdem wir in gemeinschaftlichem Gesange und Gebete den Namen des Herrn gelobt und angerufen hatten, wies der Vorsitzende in der Eröffnungsrede darauf hin, es sei unmöglich, daß wir heute schweigen sollten von dem, was seit unserer lezten Versamlung Großes geschehen, und wovon Aller Herz und Mund noch voll wäre. Wir hätten eben das Erntedankfest mit unsern Gemeinden gefeiert; wie wir alle dabei aber auch gedacht hätten der großen Blut- und Thränensaat, welche der Boden unsers Vaterlands in diesen lezten Tagen empfangen, und der Siegesernte, welche die Wunderhand Gottes in dem Wunderkriege daraus hätte hervorgehen lassen: so wäre hier freilich nicht der Ort, auf diese Vorgänge weiter einzugehen, nur das stets wiederholte Zeugnis unseres Königes müssen auch wir hier wiederholen: „Nicht uns, o Herr, sondern deinem Namen allein die Ehre!“ Und wie jezt nach dem Ernten das Säen wieder beginne, und die Saat von der Ernte genommen werde, so müsse die von Gott geschenkte Siegesernte auch wieder eine Saat zu einer neuen schönern Ernte werden, und die sicheren Grundlagen und Bedingungen unserer Hoffnung seien in dem Worte Gottes allein zu finden und sonderlich in dem: Wer auf sein Fleisch säet, der wird von dem Fleisch das Verderben ernten. Wer aber auf den Geist säet, der wird von dem Geist das ewige Leben ernten (Gal. 6, 8). Wir aber, als die Gehilfen des himmlischen Säemanns, hätten die Aufgabe, vor allem dafür zu sorgen, und aus allen Kräften dahin zu wirken, daß die der Geistessaat verheißene Lebensfrucht gewonnen werde. Und was da vornämlich not sei, haben wir uns vorzuhalten. Es sei zunächst die Demut. Dem geliebten Könige sei Vieles und Großes gerathen, aber vor allem das Wort, welches er nach dem ruhmwürdigen Siege dort auf dem Marchfelde zu den Feldpredigern gesprochen: „Jezt keine Ueberhebung, kein Uebermut, sondern Demut! Predigen Sie das!“ Damit habe er nicht allein den Feldpredigern, sondern auch allen Predigern den Haupttext gegeben, den sie zu dieser Zeit zu treiben hätten. Wir wollen Keinem die Ehre verkümmern, die ihm gebührt, aber nichts könne das Fleisch weniger ertragen, als den Ruhm, und weil Gott widerstehe den Hoffärtigen und nur Gnade gebe den Demütigen, so werde aller Gewinn in Frage gestellt, wenn wir der Saat des Fleisches Raum geben. Selbst von Herzen demütig sein, und mit dem Mute der Liebe Christi und in seinem Geiste Demut und immer wieder Demut predigen, das sei vor allem jezt unsere Aufgabe. Die Frucht der Demut sei die eben so nötige Besonnenheit und Nüchternheit. Man spreche von einem Umschwunge der Gesinnungen. Wir hätten schon einmal einen solchen Umschwung nach der Ueberwindung des Revolutionsschwindels erlebt. Ein Rausch folge dem Andern. Dem Hosianna folge das Kreuzige in schnellem Wechsel bei der Welt. Der Herr aber spreche: Seid nüchtern und wachet. Wir seien Diener des Worts der Wahrheit. Was Wahrheit und Schein, was des Geistes und des Fleisches bei jenem Umschwung sei, das haben wir nüchtern und besonnen zu scheiden, wenn die Lebensfrucht soll gewonnen werden. Nun habe dieser Krieg Dinge enthüllt, welche uns in Verwunderung gesezt. Dieser unüberwindliche Heldenmut des Heeres, diese Einsicht und Entschlossenheit seiner Führer, diese Ueberlegenheit und Energie der Staatskunst, diese kernhafte Tüchtigkeit und Einmütigkeit des Volks — das alles hat uns überrascht — es sind Gaben Gottes, und es ist nicht blos Fleisch. Wenn wir aber nach den reinen Samenkörnern des Geistes fragen, schon die Freiheitskriege haben eine Bewegung in das weite Todtenfeld gebracht, zu dem der Unglaube unser

Vaterland gemacht hatte, der Schleswig-Holsteinsche Krieg hat in überraschender Weise gezeigt, wie die Beine sich unterdessen mit Haut und Fleisch überzogen haben und in lebendigen Gestalten ist der Glaube vor unser Auge getreten, und noch deutlicher in diesem lezten Kriege. Die laut gewordene Predigt des Evangeliums, die rege Teilnahme der erstarkten Kirche, das öffentliche Interesse für die geistliche Pflege des Heeres, die Thätigkeit der Felddiakonie, der aufopfernde Dienst der Liebe in den Johannitern und den barmherzigen Schwestern, die ganze Gestalt des Lazarethdienstes, die Bekentnisse der Fürsten, der Generäle, die Stimmen, welche auf den Landtagen, in den Zeitungen und Zeitschriften gehört sind, die Correspondenzen zwischen den Verwundeten und ihren Angehörigen, zwischen den Soldaten und ihren Eltern und Frauen — wie viele überraschende Zeugnisse von einem neu erwachten Glaubensleben treten da vor unsere Augen, und diese allgemeine selbstverläugnende Liebe, diese begeisterte Opferwilligkeit des ganzen Volkes, sie ist nicht blos aus menschlichen Patriotismus erklärbar, sie weist auch hin auf tiefere Regungen des Glaubens. Und wie die Liebe alles glaubet und alles hofft, so sollen wir diese Samenkörner des Geistes, die Gottes Gnadenhand gesät, auch in ihrem ganzen Werte liebend erkennen, und Gott bitten, daß er wegräume, was von Fleisches Art noch beigemischt ist oder darüber liegt, und selbst Hand anlegen, daß der Wachstum durch nichts mehr gehindert werde. Diese treue Pflege der zarten Pflänzlein des Glaubens ist unsere erste Aufgabe. Um so weniger aber sollen wir verkennen, wie im Ganzen und Großen der lebendige Glaube noch nicht zum Durchbruch in unserm Volke gekommen ist. Wol wäre dieser Wunderkrieg geeignet gewesen, das ganze Volk mächtig zu erwecken. Die Gefahr und Not zuvor, dieser allgemeine Schrecken, der so viele Bankerotte veranlaßte, Handel und Gewerbe lahm legte, alle Gemüter erbeben machte, wie hätte er wol eine wahre Buße wirken können, und ein Ansaz dazu ist auch zu Tage gekommen in dem denkwürdigen Bettage, den man gleichwol im Gefühl der wahren Sachlage nicht einen Bußtag zu nennen wagte, der aber die Kirchen füllte, wie nie zuvor. Und dann die wunderbare Erhörung der Gebete, die zu Gott aufgestiegen, diese unerhörten Erfolge des kurzen und beispiellosen Krieges, — wo ist der Arm des Herrn so offenbar geworden, wie hätte das ganze Volk auf sein Angesicht mit dem Rufe sich niederwerfen sollen: Der Herr ist Gott, der Herr ist Gott! und zu Ihm sich bekehren. Und dann die gewaltige erschütternde Mahnung an Tod und Gericht, welche von den Schlachtfeldern, von den langen, langen Todtenlisten, welche die Zeitungen brachten, von den Lazarethen, von den Thränen der heimgesuchten Eltern, der Wittwen und Waisen ausgingen, und die Cholera, in welcher der Tod bis heute noch eine so schreckliche Nachernte hält, wie geeignet war das alles, das ganze Volk zur ungesäumten Buße zu bewegen! Nun, das hoffen wir zu Gott, vergebens wird dieser Ruf nicht gewesen sein, manches Herz wird die Eindrücke nicht vergessen haben, welche es auf dem Schlachtfelde, auf dem Schmerzenslager und in schwerer Stunde empfangen hat. Aber im Ganzen und Großen suchen wir die sichern Spuren wahrer Bekehrung vergebens, nicht einmal eine fleißigere Anhörung des göttlichen Wortes ist bemerkbar geworden. Aus dieser tief betrübenden Erscheinung erwächst uns aber nur die desto verantwortlichere Aufgabe, auf die großen Thaten Gottes und ihre Zwecke mit aller Kraft des göttlichen Wortes immer wieder und wieder hinzuweisen, Buße und Vergebung der Sünden in aller Kraft des Geistes zu predigen und unsers Amtes mehr, wie je, in aller Treue zu warten, weil es von uns vornämlich der Herr fordern wird, wenn nicht von der Geistessaat die Frucht des Lebens gewonnen wird, welche Er sucht. Zum Schluß wurden noch zwei besondere Aufgaben genant, welche uns durch die neue Stellung unsers Vaterlandes gestellt werden. Wenn Preußen von dem Herrn berufen ist, das viel zerissene deutsche Vaterland zu einigen, und wenn es diesen Beruf nur dann erfüllen wird, wenn sein Königtum von Gottes Gnaden ein starker Fels und Hort gegen die andringenden Wogen der Demokratie bleibt, welche die Kirche eben so sehr als den geordneten Staat zu vernichten drohen, so wird es von uns besonders gefordert, daß wir fest und treu, mit Gebet und Flehen, mit Wort und That zu unserm Könige stehen, dessen Krone der Herr mit neuem Glanze umgeben, wie er sein Herz mit hellem Licht erfüllt hat; und daß wir das Königtum von Gottes Gnaden, das neu gekräftigt aus diesem Kriege hervorgegangen ist, mit allen Waffen des Geistes gegen die Demokratie schützen, welche so lange noch lebt, als das Volk sich noch nicht wahrhaft zu Gott bekehrt hat. Das Vaterland hat durch diesen Krieg nicht allein einen Zuwachs an Ländern, sondern auch an Kirchen empfangen. Es darf uns nicht befremden, wenn die eroberten Länder, welche für ihre angestamten Rechte, Gewohnheiten und Sitten fürchten, uns nicht mit offnen Armen empfangen, und wir haben ihre Gefühle zu achten und zu schonen. Der Glaube ist aber das heiligste und höchste Eigentum des Menschen. Wir müssen der Wahrheit die Ehre geben, und dürfen es nicht verkennen, daß unsere kirchlichen Verhältnisse noch nicht so geordnet sind, daß wir das volle Vertrauen dazu überall in Anspruch nehmen dürften. Hier wird es vor allem gelten, daß wir nicht auf das Fleisch säen. Es würde alles verloren sein wenn wir gleich eine äußerliche Einigkeit zwischen unserer Landeskirche und den uns zugefallenen Kirchen machen wollten. Es müssen mit zartem Sinn ihre Eigentümlichkeiten, vor allem die Confession, geschont werden. Es ist auf einer andern Pastoralconferenz sogar die Hoffnung ausgesprochen, daß durch den Zuwachs jener Kirchen unsere Confessionsverhältnisse eine festere Gestalt gewinnen werden. Desto fleißiger sollen wir sein, die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens zu halten. Und unser Verein hat einen besondern Beruf dazu, diese Pflicht zu üben. Er hat durch Gottes Gnade eine geachtete Stellung nicht blos in unserer Landeskirche. Er bat mehr als einmal gezeigt, daß er ein Herz hat für die Leiden und Kämpfe der Brüder in den andern evangelischen Kirchen, und hat sie zu trösten und zu stärken gesucht. Und so wollen wir die erst fremden uns nun so nahen Brüder auch an unser Herz ziehen, und ihnen unsere Bruderhand reichen, fürbittend und zu jedem Beistande bereit nach des Herrn Willen. Wir wollen sie in unsere Mitte locken, daß sie sehen, wie wir es meinen, und wessen sie sich von uns zu versehen haben. Eben deshalb aber wollen wir in neuem Glauben und neuer Liebe uns zusammenschließen, mit neuem Eifer unser Werk treiben, daß wir immer mehr eine leuchtende Stadt auf dem Berge werden, in welche jeder gern eintritt, und wo zusammen die im Geist vereinigten Brüder den Namen des Herrn anrufen, daß er seinen Geist in neuer Fülle über unser gemeinsames Vaterland ausgieße, daß überall auf den Geist gesäet und vom Geist das Leben geerntet werde. (Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 7. November. № 89.

Die neuen Provinzen und die lutherische Kirche.

Eine der Schattenseiten bei kleineren Staaten ist die Enge des Blickes und im Gefolge davon auch eine gewisse Engherzigkeit der Gesinnung, die über den nächstliegenden Verhältnissen und Wünschen das liebende Eingehen in fremde Verhältnisse und Nöte versäumt, die auch die größeren und allgemeineren Aufgaben zu vergessen oder zu unterschätzen in Gefahr ist. Schreiber dieses, bisher ein Grenzbewohner, hat in seinem Verkehr mit den benachbarten lieben Amtsbrüdern des Hannoverlandes diese Wahrnehmung schon seit einer Reihe von Jahren gemacht und deren nicht Wenige gefunden, die ihm das gleiche aus gleicher Erfahrung bestätigt haben. Und es will mir scheinen, als ob der geehrte Einsender des Aufsatzes: „Aus Hannover“ in Nr. 80 d. J., mit dem wir Lutheraner in der sogenanten Preuß. Landeskirche ja in vielen Stücken, namentlich in der Liebe zum Bekentnis, auf einem Boden stehen, in seinen Betrachtungen und Wünschen für die Zukunft von jener Enge des Blickes nicht unbeeinflußt geblieben sei. Es konte jener Artikel uns — ich bin, obwol ohne Auftrag, doch fest überzeugt, im Sinne Vieler zu reden — nicht anders als schmerzlich berühren. Welch eine Verkennung unserer Verhältnisse gibt sich da kund! Mit was für unzutreffenden Vorausſetzungen wird da argumentirt! Dem Verf. gilt die gesamte dem Oberkirchenrath untergebene Kirche in Preußen ohne weiteres für eine Kirche „unirter Konfession“, „die mit den lutherischen Ländern nicht gleichen Bekentnisses ist“, er redet von „Konfessionsunterschied“, evangelische Konfession ist ihm in unserm Lande gleichbedeutend mit unirter Konfession, er will in den betr. §. der Preuß. Verfassung, wo von der Konfession die Rede ist, den Zusaz machen: „Und für die annectirten Länder die lutherische und die reformirte Konfession“ (an Nassau scheint er nicht gedacht zu haben). — Ich muß gestehen, daß mir diese ganze Betrachtungsweise nur wie ein trauriger Anachronismus vorkomt. In der Blütezeit der Separation konte sie wol durch deren Einfluß auch in den nichtpreußischen lutherischen Landen Terrain gewinnen. Aber, Gott Lob, sie hat das doch zum guten, ich denke, zum größten Teile wieder verloren, seit man sich unsere Verhältnisse näher angesehen und — seit man gemerkt hat, daß doch auch daheim gar manches faul ist. Doch ich will in dieser, für unsere hannoverschen Brüder jezt so betrübten Zeit nicht noch alte Wunden aufreißen und keine Vergleiche anstellen; ich will auch unsere kirchlichen und konfessionellen Zustände keineswegs verherlichen oder nur irgendwie beschönigen; nein, sie sind voll bedauerlichen Wirrwarrs und schrecklich unklar und confus. Ich will dem l. Bruder auch zur Beruhigung gleich von vornherein sagen, daß ich kein Unionsmann bin und daß ich auch nicht daran denke, die Brüder in den neu erworbenen Landen in unsere Misere mit hineinziehen zu wollen, wiewol man dafür das stattliche Argument anführen könte, daß wir dadurch in unserm lutherischen Lager guten Succurs erhielten, — und glaube darin gegen ihn barmherziger zu sein, als er gegen uns sein will. — Aber, muß ich doch fragen, weiß denn der teure Bruder nicht, daß von „unirter Konfession“ bei uns noch nie und nimmer die Rede gewesen ist? Weiß er nicht, daß in der Cab.-O. v. 1834 ausdrücklich gesagt ist: „Die Union bezweckt und bedeutet kein Aufgeben des bisherigen Glaubensbekentnisses; auch ist die Autorität, welche die Bekentnisschriften der beiden evangelischen Konfessionen bisher gehabt, nicht aufgehoben worden“? — Weiß er nicht, daß vom Kirchenregiment auch die Gemeinden, welche der Union beigetreten sind, nie als unirte Gemeinden bezeichnet, sondern als lutherische, bez. reformirte Gemeinden anerkant und von den unirten Gemeinden, die nur in geringer Zahl vorkommen, nämlich solchen, die ihr Sonderbekentnis wirklich aufgegeben haben, ausdrücklich unterschieden werden? Weiß er nicht, daß in vielen unserer Gemeinden die lutherische Spendeformel nie abgeschafft, in vielen andern wieder eingeführt ist? daß wir Pastoren in einem großen Teile des Landes auf die Augsb. Konf. von 1530 verpflichtet werden? daß wir in unserm Unterricht in Kirche und Schule an den lutherischen Katechismus gebunden sind? daß endlich auch in vielen Gemeinden beiderlei Bekentnisses die Union nicht angenommen ist? daß auch die reformirten Gemeinden, die der Union beigetreten sind, ihren konfessionellen Charakter bewahrt, ja einen besondern Vertreter in den Konsistorien haben? — Und doch wirft er uns alle, lutherische und reformirte, der Union beigetretene und nichtbeigetretene in einen Topf mit der kleinen Zahl der wirklich unirten Gemeinden und betitelt uns alle zusammen mir nichts dir nichts als Angehörige der unirten Konfession?

Ich zweifle nicht, würde der geehrte Einsender dies alles erwogen und mit in Rechnung gebracht haben, er würde auch zu einem andern Resultate gekommen sein.

Seine Wünsche und Vorschläge sind diese: Keine Unterordnung unter den Oberkirchenrath, Abgeschlossenheit gegen die bisherige preuß. Landeskirche, Bewahrung der Selbständigkeit des bisherigen Kirchenbestandes, ihres Bekentnisses und Regiments, und Bestellung eines „entschieden lutherisch gesinten Mannes als Organ Sr. Majestät des Königs für die von Preußen annectirten lutherischen Länder", der die Kirchengewalt unter Auctorität des Königs auszuüben hätte. Darin sieht der Verf. die ihm nötig scheinenden Garantien. Es fragt sich, wie weit die hier ausgesprochenen Wünsche gerecht und billig sind, und ob die in den hier gemachten Vorschlägen gesuchten Garantien als solche anzuerkennen sind.

Eine Verständigung mit ihm darüber soll, denke ich, nicht schwer werden, darum, weil wir in der Hauptsache von Herzen zusammenstehen. „Erhaltung unserer lutherischen Kirche, ihres Bekentnisses und Regiments", welcher Lutheraner sollte nicht diesen Wunsch von ganzem Herzen hegen und seine Gewährung für ein Erfordernis der Gerechtigkeit und Billigkeit halten? — Und daß die lieben Brüder in Hannover jezt um diese heilige und hochwichtige Angelegenheit in ihrem Herzen tief bekümmert sind — sollten wir, die wir von ihrem Fleisch und Blut sind, das nicht mit ihnen fühlen? —

Doch suchen wir Antwort, zunächst auf die zweite Frage. Vorausgesezt, es würde nun alles so eingerichtet, wie der liebe Bruder es vorschlägt, würden das hinreichende Garantien sein? — Ich glaube nicht. Für eine Weile wol, ja, aber nicht für die Dauer. Die Geschichte älterer und neuerer Zeit lehrt's uns ja, wie weit Zusicherungen eine Garantie bieten, und wir sollten's doch nachgerade verlernen, in solchen Erklärungen und Zusicherungen, und überhaupt in dem, was auf dem Papiere steht, die Stützen des kirchlichen Bekentnisses zu suchen. Die Brüder in Hannover haben ja traurige Erfahrungen genug machen müssen, daß bei aller juristischen Intaktheit die schwersten Schädigungen des Bekentnisses möglich sind. Hier aber walten noch besondere Umstände ob. Man muß sich nur die Dinge ansehen, wie sie sind, und sich keine Illusionen machen. Preußens Tradition, sein straffer Organismus, die Gewalt, ich möchte sagen Vehemenz in seiner äußeren und inneren Entwickelung, dazu die Größe seiner Aufgaben — drängt nach Zusammenfassung seiner Kräfte, nach Centralisirung. Und da nun einmal seit der Kirchentrennung — was ja freilich lebhaft zu bedauern ist — die Kirchenleitung von der Politik in hohem Grade beeinflußt wird, so geht die Tendenz naturgemäß nach Einheit auch im Kirchenregiment. Es ist dies wol unstreitig der stärkste Faktor, der in der Geschichte der Union von je her mitgewirkt hat. — Meiner Ueberzeugung nach wird es die preuß. Regierung nicht auf die Dauer mit ansehen können, daß zwei oder drei seiner Provinzen, die doch mit den meisten Bewohnern der andern eigentlich ein gleiches Bekentnis haben, durch die Kluft eines verschiedenen Kirchenregiments geschieden sind; zu geschweigen, daß es fast unmöglich sein wird, diesen „Konfessionsunterschied" (im Sinne des Einsenders) zwischen der sich berührenden und vermengenden „unirten und lutherischen Bevölkerung" in seinen Konsequenzen aufrecht zu erhalten, was doch jener Artikel wenigstens andeutungsweise fordert. (Jedenfalls würde die Kluft und darum auch die Tendenz, sie zu beseitigen, dann nur noch größer sein.)

Es will mir also nicht scheinen, als ob in dem, was der Verf. vorschlägt, genügende Garantien zu finden seien. Und ich kann ihm versichern, daß auch solche seiner hannoverschen Amtsbrüder, auf deren Urteil er gewiß ein großes Gewicht legt, diesem Urteile beistimmen, wie ich das aus ihrem eigenen Munde weiß. Ich setze dabei voraus, daß es sich nicht blos um die nächste Zukunft und darum handelt, daß die jetzige Generation gedeckt bleibe, sondern auch um die spätere Zeit und darum, daß die lutherische Kirche überhaupt erhalten bleibe.

Aber — und damit kommen wir zur zweiten, oder eigentlich ersten Frage: Beruhen denn die im beregten Artikel ausgesprochenen Wünsche auf Billigkeit und Gerechtigkeit? — Wir wollen sehen. Das Verlangen, nicht unter den Evang. Oberkirchenrath gestellt zu werden, gewiß. Diese Zusammenwürfelung verschiedener Kirchengemeinschaften unter ein bekentnisloses Regiment (sofern dessen Mitglieder als solche nicht auf das lutherische Bekentnis verpflichtet sind) ist ja die Misere, unter der wir leiden, die so viel Unklarheit und Wirrwarr in unsere konfessionellen Verhältnisse gebracht hat. Wir würden die Union schwerlich haben, wenn nicht lange vorher schon das konfessionelle Kirchenregiment bei uns wäre beseitigt worden, oder wir würden doch leichter aus den Unklarheiten, die durch sie entstanden sind, herauskommen können. Es wird einem konfessionslosen Kirchenregiment auch beim besten Willen nicht möglich sein, allen verschiedenen ihm untergeordneten Kirchengemeinschaften gerecht zu werden, und wo einmal Abneigung gegen festen Bekentnisgrund vorhanden ist, da wirds auch nicht ohne Schädigungen des konfessionellen Rechtes abgehen. Und wo das auch nicht der Fall wäre, selbst eine völlig unparteiische Stellung den verschiedenen Bekentnissen gegenüber, ist doch nichts weniger als Ideal einer oberhirtlichen Kirchenleitung. Mit dem Bekentnis ist ja das ganze Leben der Kirche nach allen seinen Beziehungen aufs innigste verflochten und darum genügt, soll das Leben auf dem Grunde des Bekentnisses ausgestaltet und gefördert werden, nicht eine neutrale Stellung zum Bekentnis, sondern es ist ein festes, freudiges Stehen im Bekentnisse erforderlich; nur dann kann das Kirchenregiment seiner Oberhirten-Aufgabe entsprechen. Aus diesen Gründen würden wir die Unterstellung der lutherischen Kirche in den hannoverschen und andern neu erworbenen Landen unter eine unirte Oberbehörde für ein Unrecht erkennen, das ihr widerführe, und stimmen darum von Herzen zu: Nicht unter den Oberkirchenrath.

Aber damit sind wir nicht gewillt, die Konsequenz zu ziehen wie der geehrte Verf. aus Hannover. Wir meinen keineswegs, daß die lutherische Kirche in Preußen (von der Separation natürlich abgesehen) aufgehört habe zu existiren. Sie deckt sich freilich nicht mit der sogen. evangelischen Landeskirche, die nur äußer-

lich angesehen ein einheitliches Ganzes bildet, aber nach dem Sinne der Augsb. Konf. nicht eine Kirche ist, da ihr die Einheit in Lehre und Bekentnis fehlt, und die „unirte Konfession", die der Artikel aus Hannover ihr andichten will, nicht existirt. Wir beklagen's ja freilich bitter, daß unsere lutherische Kirche jezt des ihr zukommenden äußeren Organismus, nämlich eines rein lutherischen Kirchenregiments entbehrt; allein wenn der Verf. bedenkt, daß wir lutherisches Bekentnis, lutherische Lehre, lutherisches Amt und lutherische Verwaltung der heil. Sakramente haben, so wird er troz aller Mängel und Unklarheiten, an denen unsere Verhältnisse ja leider laboriren, doch zugeben müssen, daß die lutherische Kirche auch innerhalb des bisherigen preuß. landeskirchlichen Gebiets noch vorhanden ist. Und zwischen dieser luth. Kirche, der es an redlichen Kämpfen und Zeugnissen, wie auch an vielen Erfolgen nicht gefehlt hat, die sich troz aller Ungunst, in der ihre Vorkämpfer von oben angesehen werden, troz der zahlreichen Unionsprofessoren auf den Universitäten, mehr und mehr in den Herzen befestigt, — und den andern lutherischen Kirchengemeinschaften in den neuen preuß. Landesteilen soll nun, was bisher, Gott Lob, nicht der Fall gewesen, eine dauernde Kluft befestigt werden? Die lutherische Kirche in acht Provinzen soll Preis gegeben werden, damit sie nur in den wenigen neuen Provinzen, die jezt hinzukommen, unversehrt bleibe? Ja das scheint mir doch eine engherzige Betrachtung der Verhältnisse zu sein, für die Lutheraner der neuen Landesteile wol bequem, aber für das Ganze wenig ersprießlich. Die Hauptfrage ist doch nicht die: Was wird aus der hannoverschen oder schleswig-holsteinischen lutherischen Kirche? sondern: Was wird aus der lutherischen Kirche? Ist es wirklich mit ihr so weit gekommen, daß sie nur noch in den Winkeln zu suchen ist? daß die Hoffnung ihrer Erhaltung in den größeren Gebieten aufzugeben ist? — Ich glaube, das heißt verzagte Gedanken von der lutherischen Kirche haben. Nein, wir geben sie nicht auf, auch in unserm großen Preußenlande nicht, weil wir wissen, daß sie das Siegel Gottes trägt. Wir sind überzeugt, daß sie sich durch alle die Hindernisse, die ihr in den Weg gelegt sind, durcharbeiten und siegreich durchkämpfen werde. Wir hoffen, daß die Union schließlich nur dazu Dienste leisten muß, für die lutherische Kirche Propaganda zu machen, lutherische Lehre, lutherischen Kultus, lutherisches Leben auszubreiten. Das hoffen wir, des sind wir gewiß, dafür haben wir zwar keine menschlichen Garantien, aber eine bessere, nämlich die, daß der Herr mit uns ist und daß die Wahrheit den Sieg behält. — Also keine Kluft zwischen hüben und drüben! Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden.

Nun was denn? — Ein einheitliches lutherisches Kirchenregiment für euch, Brüder, und für uns. — Ja das ist nach meiner Ueberzeugung, von der ich weiß, daß sie viele vollwichtige Stimmen für sich hat, die einzige Lösung der Frage, die nun eine brennende werden wird.

Daß die Lösung eine ebenso gerechte als befriedigende sein würde, darüber sind nicht viel Worte zu verlieren. Für die lutherische Kirche gehört ein lutherisches Kirchenregiment, falls ihr ihr volles Recht werden soll, das muß doch am Ende jeder zugeben, der noch Recht will Recht sein lassen, der sich nicht durch allerlei eigene Gedanken, Wünsche und Phantome den Blick für Recht und Billigkeit trüben läßt. Daß es eine Zeit gab, wo man das übersehen und an Stelle des lutherischen Kirchenregiments ein unirtes setzen konte, hatte ja seinen Grund — das dürfen wir ja nicht vergessen — hauptsächlich darin, daß die Wächter der Kirche schliefen, daß lutherische Lehre, Leben und Bewußtsein so gut wie aus der Kirche verschwunden war. Heut zu Tage ist das, Gott sei Dank, anders.

Es sind aber auch gewichtige Gründe, die zu der eben angedeuteten Lösung der Frage drängen. Daß die Tendenz nach möglichster Zusammenfassung der Kirchenleitung in den preuß. Traditionen und Verhältnissen wurzelt, habe ich vorhin gezeigt. Der bisherige Weg, auf dem sie erstrebt wurde, war der Unionsversuch. Daß die Union aber zu dem gewollten Ziele nicht geführt hat, ist offenbar. Viele Gemeinden, zum Teil ganze Landstriche, sind der Union nicht beigetreten. Viele andere, die seitdem von dem Schlafe des Unglaubens aufgewacht und auch zum konfessionellen Bewußtsein gekommen sind, sind ihr im Herzen abgeneigt. Namentlich fühlt sich ein großer Teil der Träger des Amts, und sicherlich nicht die untüchtigsten, durch die eingetretenen Unklarheiten im Gewissen beängstigt. Grade die Union hat dazu dienen müssen, das konfessionelle Bewußtsein wieder zu erwecken und die Gegensätze da zu schärfen, wo ein schiedliches und friedliches Nebeneinander sonst außer Zweifel gewesen wäre; es ist zwischen das Kirchenregiment und die bekentnistreuen Geistlichen und Gemeinden vielfach an die Stelle des Vertrauens ein beklagenswertes Mistrauen getreten. Und ist auch das Kirchenregiment ein einheitliches geworden, so ist der ihm untergebene Kirchenkörper nur desto mehr zerspalten. Wir haben jezt reformirte Gemeinden außerhalb und reformirte innerhalb, lutherische außerhalb und lutherische innerhalb der Union, und unirte Gemeinden. Dazu noch außerhalb der landeskirchlichen Gewalt die Separirten, und diese wiederum in zwei Parteien gespalten. So wenig es nun mit der Gerechtigkeit verträglich wäre, die neuen lutherischen Länder unter ein unirtes Kirchenregiment zu stellen, ebensowenig würde es der Klugheit und Weisheit entsprechen, diese schon vorhandenen Unterschiede noch durch Gewährung der Selbständigkeit für einen neu hinzutretenden Kirchenkörper zu vermehren. Und wäre das nicht auch eine thatsächliche Erklärung, daß man höheren Orts die lutherische Kirche in den alten Landen als abgethan ansehe? Wäre es nicht ein schreiender Widerspruch gegen alle bisherigen Zusicherungen, daß das Bekentnis solle zu Recht bestehen bleiben, wenn nun zwischen uns und der lutherischen Kirche in den neuen Landen durch unsere Regierung selber eine Kluft befestigt würde? Sollte ein König von Preußen dies Resultat der Union sanktioniren wollen, daß wir

Lutheraner mit den Reformirten vereinigt und von unsern lutherischen Brüdern losgerissen wären?

Darum, die einzige gerechte und befriedigende Lösung bleibt die Herstellung eines lutherischen Kirchenregiments für die gesamte lutherische Kirche Preußens. Es wird freilich selbstverständlich damit auch die Errichtung einer reformirten Kirchenbehörde Hand in Hand gehen müssen. Aber sollte denn wirklich diese offene Scheidung so sehr zu beklagen sein? — So lange die Einigung keine innere, auf dem Grunde der Wahrheit ruhende ist, ist gewiß eine reinliche Sonderung einer trüben Vermengung bei weitem vorzuziehen. Schiedlich, friedlich, das steht nicht ohne Grund zusammen. Der Geist der Mäßigung und Milde, den doch die Union bezweckt, wird jezt durch nichts so sehr gefördert werden, als wenn jeder Konfession durch Einrichtung eines gesonderten Kirchenregiments ihr volles Recht gewährt, die Grenzen bestimt gezogen und dadurch die Gewissen beruhigt, alle Besorgnisse und Befürchtungen aber gehoben und zerstreut werden.

Oder sollte wirklich solche Zweiteilung des Kirchenregiments — um auch das noch kurz zu berühren — den Interessen der preuß. Politik zuwider sein? — Wir glauben nicht. Der Einfluß des Königs auf die kirchlichen Verhältnisse beider Konfessionen bleibt ja doch, da sich in seiner Person die Oberhoheit über beide vereinigt, da in seiner Hand die Besetzung der oberen kirchlichen Stellen liegt, ein höchst bedeutender. Und ist dann auch das Kirchenregiment in der Hand zweier höchsten Kirchenbehörden statt einer, so ist dafür die Einheit der lutherischen Kirche eine um so kräftigere, geschlossenere. Haben es schon die lezten Jahrzehnte von 1848 an bis in die allerneueste Zeit hinein deutlich gezeigt, daß gute Lutheraner allezeit gute Patrioten sind, die fest und treu zu ihrem Könige stehen, wie viel mehr wird das der Fall sein, wenn ihnen ihre Besorgnisse und Befürchtungen wegen Beeinträchtigung ihres Bekentnisses und ihrer Kirche durch die That widerlegt und gehoben worden sind. Es würde ferner die beklagenswerte Separation ein Ende nehmen. Außerdem wird nichts geeigneter sein, grade den besten Kern der Bevölkerung, nämlich die bekentnistreuen Elemente in den neuen Provinzen nicht nur zu befriedigen, sondern auch innerlich mit den alten Landesteilen zu verschmelzen und mit preußischen Interessen zu erfüllen, als wenn sie, statt durch selbständiges Kirchenwesen von uns getrent, durch einheitliches lutherisches Kirchenregiment, in dem sie selbst die Sicherung ihrer kirchlichen Rechte und Bürgschaft für die Pflege ihres kirchlichen Lebens zu erblicken vermögen, mit dem bei weitem größten Teile der Bevölkerung der alten Lande eng verbunden sind.

Und sehen wir weiter auf Preußens Zukunft — es wird ja seine unabweisliche Aufgabe sein, auch den Süden Deutschlands in enge Verbindung mit dem Norddeutschen Bunde hineinzuziehen. Namentlich gilt es da, Baiern zu gewinnen. Die lezten Jahre haben aber gezeigt, wie spröde und mistrauisch gegen uns dort auch sehr ehrenwerte und einflußreiche Männer im konfessionellen Lager, namentlich auch die überwiegende Mehrzahl der Geistlichen sind. Und was ist der tiefste Grund ihres Mistrauens? Ich glaube nicht zu irren, wenn ich den in der Union suche, mit der sie unverworren bleiben wollen. Wie ganz anders würde das werden, wenn sie auf Preußens König mit Vertrauen als auf den Schirmherrn der lutherischen Kirche hinsehen könnten! Wie sehr würde das dazu beitragen, den Süden dem Norden zu nähern!

Oder sollte diese Zusammenfassung so verschiedener Verhältnisse unter ein Kirchenregiment doch die Besorgnis erwecken, daß wenn nun auch das Bekentnis gesichert, doch viele sonst vorhandene Besonderheiten, namentlich in der kirchlichen Verfassung der verschiedenen Lande, beseitigt und dadurch doch manche lieb gewordene, vielleicht auch schätzenswerte Institutionen abgethan würden? — Es würde zu dieser Besorgnis wenigstens in der kirchenregimentlichen Einheit, wie wir sie fassen, kein Anlaß sein. Wir suchen und meinen keine andere Einheit, als die im Bekentnis und in der obersten Leitung der Kirche. Im Uebrigen würden wir Schonung, ja auch Pflege aller Eigentümlichkeiten, die auf altem Herkommen beruhen, dringend wünschen und empfehlen, namentlich also die Belassung der althergebrachten kirchlichen Behörden und Aemter. Und gewiß würde eine lutherische höchste Kirchenbehörde ganz besonders zu dieser Schonung geeignet sein. Es liegt das grade in der lutherischen Art.

Daß man auf dem hier angedeuteten Wege auf mancherlei Schwirigkeiten stoßen werde, verhehle ich mir keineswegs. Allein sie werden bei gutem Willen nicht unüberwindlich sein.*)

(Schluß folgt.)

---

*) Nach der Ueberzeugung der Redaction wird die Ueberwindung nur dann gelingen, wenn neben der Gewährung des vollen Rechtes der Konfession, auch die Union in dem Regimente der Kirche eine Darstellung findet: Lutherische und Reformirte Kirchenbehörden, aber für gewisse Zwecke ein Zusammentreten und ein äußerer Ausdruck für die innerliche Einheit, so weit sie vorhanden ist, nach dem Vorgange des Corpus Evangelicorum und der Eisenacher Kirchenconferenz, an welcher sich zu beteiligen ein Kliefoth, Harleß, Vilmar kein Bedenken getragen haben.

Anm. der Red.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 10. November. № 90.

Der Ländererwerb Preußens in seiner kirchlichen Bedeutung.

(Schluß.)

Man kann den Confessionsstand in der Kirche der neuen Länder unberührt lassen und doch eine wirkliche, kirchliche Einverleibung und Eingliederung vollziehen. Dann würde es geschehen, wenn, wie zu Anfang schon gesagt, eine Verwaltungsbehörde vorhanden wäre, unter welcher die evangel. Gemeinden luth. Confession in Preußen und in Hannover zusammengefaßt würden. Wir sind in Preußen in der glücklichen Lage, daß dazu nichts Neues ins Leben gerufen zu werden braucht, denn wir haben bereits das Nötige. Wir weisen dabei auf das hin, was auch bei der Behandlung desselben Gegenstandes in andern Blättern bereits hervorgehoben ist; wir weisen auf die Verordnung Friedrich Wilhelms IV. hin, wonach innerhalb des evangel. Oberkirchenraths eine itio in partes vorgenommen und sowol für die lutherischen, wie für die reformirten Kirchenangelegenheiten ein besonderer Senat zusammengesezt werden sollte. Ein solcher luth. Senat, welcher alle Gemeinden der preußischen Kirche, soweit sie dem luth. Bekentnis angehören, unter seiner Verwaltung sammeln würde, könte die Behörde sein, welcher sich auch die luth. Gemeinden der neuen Landesteile anvertrauen könten. Ein luth. Senat würde zunächst auf die Sicherstellung des Bekentnisgrundes achten, und würde von diesem Grunde aus die Gemeinden regieren und ihr Leben sich gestalten lassen. Wir setzen als selbstverständlich voraus, daß ein solcher Senat luth. Bekentnisses seinem Namen und Zweck entspricht, daß nicht der geringste Grund zum Zweifel vorhanden ist, ob das in Wirklichkeit geschehen möchte, daß in keiner Weise das Mistrauen begründet sein könte, als ob ein solcher Senat, trozdem er lutherisch heißt, doch eifrig dahin strebe, das evang.-luth. Bekentnis in ein allgemein evangelisches aufzulösen, welches so wenig Klarheit hat, daß alle Versuche seiner Feststellung nie eine kirchliche Bedeutung haben erlangen können, sondern nach kurzer Zeit bedeutungslos wieder verschwunden sind. Ein lutherischer Senat, welcher es ehrlich und aufrichtig meint mit dem Aufbau der evang.-luth. Kirche, welcher mit allem Ernst auf die Wahrung des luth. Bekentnisstandes achtet und dahin trachtet, daß dieses Bekentnis der lebendige Grund werde, aus welchem das Leben der Kirche sich frei und stark entfalte; ein solcher Senat würde die Behörde sein, unter welcher das luth. Hannover und Schleswig-Holstein dem lutherischen Preußen einverleibt werden und in solcher Verbindung eine große, norddeutsche evangel. Kirche luth. Confession dargestellt werden könte. Da wäre auch die Möglichkeit einer gedeihlichen Wechselwirkung, eines lebendigen Geistesaustausches, ein Hin- und Herströmen der Geistesgaben gegeben und darin ein Grund großer Hoffnungen für das weitere Erblühen der Kirche. Es würden auch die Bedenken keine eigentlich praktische Bedeutung haben, welche daraus entstehen könten, daß doch dieser luth. Senat mit dem reformirten eine oberste Kirchenbehörde bilde. Ist der Senat ehrlich und wahr in seinem Bekentnisstand, so ist er unabhängig von dem reformirten. Es ist das Bekentnis gesichert, es ist die Norm für die Lebensbildung der Kirche und es ist von keinem Nachteil für die luth. Kirche, wenn sie in ihrem gesicherten Bestand der Kirche reformirten Bekentnisses so nahe gerückt ist, daß selbst ein freier Austausch ihrer eigentümlichen Gaben geschehen kann. Man muß das nur erst erlebt haben, um über manche Bedenken hinübergehoben zu werden, welche aus der Theorie erwachsen.

Der andere Weg zur kirchlichen Einverleibung der neuen Länder würde der sein, daß man dieselben in eine Aehnlichkeit mit den preußischen Kirchenzuständen der Art führte, daß daraus eine Beeinträchtigung ihres Bekentnisstandes hervorginge; kurz gesagt, daß man jene Länder in eine kirchliche Union hineinbrächte, welche das gewisse lutherische Bekentnis zu Gunsten eines ungewissen evangelischen aufzulösen und einen kirchlichen Zustand zu schaffen sucht, wo die lutherischen oder auch reformirten Bekentnisse zufällige Momente eines allgemein evangelischen Bekentnisses bilden, welches man jedoch, wie schon gesagt, noch nicht hat. Wir können nicht glauben, daß man an solche Versuche denkt. Aber es könten schon Befürchtungen, daß man auf die Kirche luth. Confession einen Angriff machen möchte, dann sich regen, wenn man unter dem Titel: „lutherischer Senat" ohne Weiteres an die neuen Länder die Zumutung stellt, sich dem Kirchenregiment willig zu unterstellen, welches keine feste Bürgschaft für das Bestehen des Bekentnisgrundes darbietet. Die Errichtung einer besondern Behörde für die evang.-luth. Gemeinden ist dem Grundsaz nach richtig und den gegenwärtigen kirchlichen Verhältnissen entsprechend, aber es muß auch in der Wahrheit ausgeführt werden. Wo nicht, so kann man freilich auch dann noch durch einen Gewaltspruch viel erreichen,

selbst eine Art kirchlicher Einverleibung der neuen Länder. Es würde dieselbe aber nie anders, denn als ein Gewaltact angesehen werden und aus solchem Urteil würde sich ein Mistrauen erheben, welches von um so schlimmerer Bedeutung sein würde, weil sich in diese kirchliche Verstimmung dann auch die politische hineinwerfen und zu einer solchen Höhe heranwachsen würde, daß in dem Herzen des besten Volksteils ein Haß gegen Preußen Raum finden könte, weil das neue Regiment auch das teuerste Gut eines Volks anzutasten drohe, seine Kirche und das Bekentnis derselben. Wir zweifeln daran, daß das die Absicht unserer Regierung sein möchte. Sollte es aber dennoch sein, daß man die neuen Länder und zumal Hannover mit seiner ausgeprägten kirchlichen Stellung unter eine kirchliche Verwaltung bringen wollte, welcher man nicht das Vertrauen schenken kann, daß ihre Absicht sei, die Kirche auf dem Grunde ihres lutherischen Bekentnisses zu erhalten und zu erbauen, so bleibt für die beunruhigten Gewissen noch ein Weg übrig, das ist der, welcher zum Herzen unseres teuren Königs führt.

Der Herr aber, welcher die gegenwärtigen, außerordentlichen Zeiten heraufgeführt hat, möge daraus Wachstumskräfte für Seine Kirche erstehen lassen.

Aus dem lezten Kriege von einem Feldprediger.

(Schluß.)

Ich forderte die Leichtverwundeten auf, nur einmal hinzusehen auf die Kameraden, welche auf den Bahren von den Trägern aus dem Gefechte gebracht würden, oder einmal nur durch jene Fenster dort in das Haus zu schauen, wo die zerschossenen Leute in großen Schmerzen lägen, und dann auf sich selbst, damit sie erführen, daß Gottes Barmherzigkeit und Sein gnädiges Verschonen an ihnen groß gewesen sei. Es war ihnen, die Gottes Finger berührt hatte, allemal leicht zu predigen. Sie wußten von der gnädigen Bewahrung in Todesgefahr zu erzählen. Dem einen war von einer Kugel der gerollte Mantel über der Brust zerrissen, er selber hatte von dem heftigen und plötzlichen Niederstürzen nur eine Quetschung davongetragen, einem Andren war eine Granate zwischen seine Beine hindurchgegangen, er war ganz unverlezt, nur war er unvermögend seine Füße zu gebrauchen, sie waren gelähmt, durch den Luftdruck wahrscheinlich. Ein Andrer erzählte mir, er habe am Tage zuvor einen Brief an seine Frau geschrieben, habe das Petschaft nicht wie sonst in den Torniſter gethan, sondern in die Hosentasche gesteckt, und grade da sei die Kugel eingeschlagen, deren Gewalt nun gebrochen, ihm nur eine im Verhältnis geringe Lähmung verursacht habe. Er hielt dies Petschaft in seinen Händen und zeigte es mir, ich legte meine Hände darauf, sah ihn an und betete laut: „Lobe den Herrn meine Sele, und was in mir ist, Seinen heiligen Namen ꝛc. bis zum vierten Verse: Der dein Leben vom Verderben erlöset, der dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit.“ Mit Thränen in den Augen fragte er mich, wo dieser Spruch in der Bibel zu finden sei, er wolle ihn heut noch lesen und auch seiner Frau schreiben, daß sie ihn den Kindern vorbeten könne. Und als ich von ihm ging, hörte ich, wie er vielmal halblaut zu sich sagte: „der 103. Psalm.“ Ich hatte eine ziemliche Anzahl Brief-Couverts, jedes ein Blättchen Papier enthaltend, zu mir gesteckt, bei diesen Leuten brachte ich sie an, bald hatte ich nicht eins mehr, jeder wollte nach Hause schreiben. Es sind unzählige Briefe vom Schlachtfelde mit Bleistift geschrieben in die ferne Heimat gesendet worden. Ich habe auf den Verbandplätzen viele verwundete preußische Offiziere gesehen. Von ihrer Tapferkeit, Kühnheit, Ausdauer im Ertragen der Anstrengungen, von dem leuchtenden Vorbild, das sie den Untergebenen gaben, brauche ich nichts zu sagen, das ist Alles weltbekant, aber ich habe sie mit ihren schmerzenden Wunden gesehen die jungen lieben Helden, da war keine Klage, kein Murren, kein Verzagen, es glänzte von ihren Stirnen wie Freude und Frieden, daß sie für ihren teuren Kriegsherrn und für das Vaterland bluten durften. Ich meine der Heldenmut, den sie hier erwiesen im stillen fast freudigen Ertragen ihrer schweren Wunden, war größer als der, von dem sie eben erst Zeugnis abgelegt hatten, da sie kühn dem Feinde entgegengingen. Ich habe stets auf meine teilnehmende Frage nach ihrer Verwundung die Antwort erhalten: „es geht mir ganz gut, es schmerzt nicht sehr, es hätte noch schlimmer werden können“ und habe die Gegenfrage stets gehört: „wie steht es draußen, siegt unser König?“ Und als in einem Verbandplatz die feindlichen Granaten einschlugen, und davon die Rede war, den Plaz zu räumen, da wollten auch die Sterbenden alle mit, um nur bei den Kameraden zu bleiben. „Lassen Sie mich nicht in die Hände der Feinde fallen, Herr Pastor, nehmen Sie mich mit“, riefen sie. Doch die Gefahr wandte sich, sie haben ruhig auf ihrem Strohlager bleiben dürfen, bis die Transportwagen kamen, oder die Träger, welche die still Entschlafenen hinunter in den Garten trugen, wo sie nebeneinander lagen bis am andren Tage sie der Erde übergeben wurden. In dem großen Hause an der steinernen Brücke in Sadowa ist manch junges Leben zu Ende gegangen. Ich habe an diesem Tage einen jungen Offizier auf einem Verbandplatze gesehen, der eben am linken Arm verbunden, sich einen Schemel an sein Strohlager rücken ließ und mit der gesunden rechten Hand einen Brief an seinen Vater schrieb, den er mir zur Besorgung an die Feldpost übergab. Ich bin an diesem Tage auf sieben Verbandplätzen gewesen, überall dasselbe Elend, dieselben Schrecken, fast jedes Haus hatte seine Verwundeten, in Dohalitz im Schaafstall und im Kornspeicher auf dem aufgeschütteten Getreide, lagen sie reihenweis, in Dohaliczka in der Kirche, im Schulhause war kein Plaz frei; noch am Abend spät traf ich auf einem Gute einen großen Schaafstall, es war schon dunkel, eine arme Laterne brante in der Nähe der Thür, und leuchtete kaum zwanzig Schrtte weit hinein, aber aus der Dunkelheit her klang das Stöhnen und Geschrei, das Winseln, das um Hülfebitten der Armen. Welcher Jammer war da durch die Finsternis vermehrt, dem Auge verdeckt. Wer konte

heut noch da helfen, wer wollte auch nur versuchen in diese Höhle der Not einzudringen, und immer noch kamen neue Transporte todtwunder Soldaten, in der Nähe war ja das Gefechtsfeld der Kavallerie, es wurden die Träger an der Thür des Stalles kurz abgewiesen, sie mußten mit ihrer Last ein anderes Unterkommen für die hereinbrechende Nacht zu finden suchen. O wer da hätte helfen können. Voll Wemut und Unmut wandte ich mich fort. Der lezte Schuß war verhallt, die Lagerfeuer branten, es ward stille allgemach auf den Feldern, wo den ganzen Tag über der erbittertste Kampf getobt hatte. Ein Stücklein Brod, ein Trunk Bier, ein Raum zum Nachtlager auf der Diele eines fast zerschossenen Hauses fand sich auch für mich, in dem vom Regen noch nassen Mantel schlief ich einen kurzen unerquicklichen Schlaf.

Kaum war am folgenden Tage die Sonne aufgegangen, so war auch alles wieder in Bewegung. Es wurden Verwundete gesucht und fortgeführt, Gefangene, die in großer Menge überall umherstanden und lagen, gesammelt und unter geringer Bedeckung rückwärts geschafft. Hie und da waren Soldaten beschäftigt für die gefallenen Kameraden große Gräber auszuwerfen. Sobald die Gruben fertig waren, wurden die aus der Nähe gesammelten Leichen reihenweis, wie sie aufgefunden waren, hineingelegt, Preußen, Sachsen, Oesterreicher lagen da stille Mann an Mann nebeneinander. Ein kurzes einfaches Wort des Feldgeistlichen, der Segensspruch, ein stilles Gebet. Die Grube füllt sich wieder mit Erde, bald ist das Grab fertig. Die umstehenden Reihen lösen sich auf, um bald an einem andren Orte zu demselben traurigen Werk sich zu schließen. Und doch, obwol so viele Hände beschäftigt waren, war noch nicht abzusehen, wann das lezte Grab auf diesem Todtenfelde sich erheben würde. Es war auch einer von den Offizieren, die mir bekant geworden waren, eines Geistlichen Sohn, gefallen, ich wußte den Ort genau, wo er zu finden sein mußte, aber ich fand ihn lange nicht. Dort grade lagen die Todten in Haufen geschichtet, es waren meist solche, die in der Nacht in den nahen Verbandplätzen gestorben waren, die beiden Soldaten, die mir beim Suchen halfen, ermüdeten schon bei dem Umlegen der Todten, ich bat sie noch diesen, den lezten zu untersuchen, da, der unterste, lag der Gesuchte. An der Kirche zu Dohaliczka ließ ich ihm das Grab bereiten, segnete ihn zur lezten Ruhe ein, und pflanzte ein Kreuz auf den Erdhügel aus zwei Zaunlatten schnell zusammengenagelt und schrieb seinen Namen darauf mit Dinte, die ich in der Nähe in dem Schulhause gefunden hatte. Das war meine lezte Amtshandlung auf diesem Schlachtfelde, die Abteilung zu der ich gehörte, war schon im Marschiren, ich mußte mich beeilen durch all dieses Gewirr hindurch und nachzukommen. O welche Ausdehnung hatte dies Feld des Schreckens, des Todes und der Verwüstung! Noch am nächsten Marschtage überall nichts als Leichen, Trümmer, Waffen, Blut: verwüstete Felder, verbrante Häuser, zerbrochenes Hausgerät. Ich habe in diesen Tagen oft gewünscht, meine Gemeinden um mich zu haben. Ich hätte diesen zähen Neumärkern mit Fingern hier diese Felder gewiesen, und hätte ihnen sagen mögen: Sehet das hat Gott gethan, der eifrige Gott, das sind

Seine Strafgerichte. Euer Leben, eure Häuser, eure Aecker sind verschont geblieben ohne alle euer Verdienst und Würdigkeit. Wollt ihr euch nicht endlich bücken vor diesem Gott und auf den Knien ihm danken für solche Barmherzigkeit, für Sein gnädiges Verschonen? Höret ihr denn nicht die Fürbitte eures Hohenpriesters Jesu: „laß sie noch dies Jahr, bis ich um sie grabe und bedünge sie, ob sie wollten Frucht bringen. Wo nicht, so haue sie darnach ab.“ Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Ach, daß der Herr das liebe Preußenvolk durch Seine Güte in diesem Jahre 1866 wollte zur Buße bringen!

Ich werde diese Tage in meinem Leben nicht vergessen, noch sind mir alle die erlebten Dinge frisch im Gedächtnis. In den ersten acht Tagen nachher roch mir Alles nach Blut und im Schlaf sah ich die schrecklichen Wunden, hörte das Winseln und Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden.

Ich hatte früher in den Geschichtsbüchern von Siegesgeschrei, Triumphgesang, Viktoriaschießen nach gewonnenen Schlachten gelesen. Gehört habe ich von allen diesen Dingen bei unsren Truppen nichts. Der Eindruck von alle dem, das sie erlebt, war ihnen so neu, so überraschend, so überwältigend. Es war in den Feldlagern stiller denn sonst, da war kein lautes Wort, kein Scherz, kein Lied. Stumm und ernst zogen die Kolonnen vorwärts, rastlos, unermüdlich dem fliehenden Feinde nach. Erst nach vielen Tagen hörte ich wieder den ersten Gesang aus einer marschirenden Jägertruppe heraus. Es folgten der Schlacht ungemein anstrengende Märsche ohne Ruh und Rast, nur immer vorwärts. Die Entbehrungen dabei waren nicht gering. Das eroberte Land sollte die Sieger ernähren, aber es waren weder Beamte noch Bewohner in den verlassenen Dörfern anzutreffen. Da wurde genommen, wo etwas zu finden war, und zusammengetrieben aus entfernteren Gegenden, wo der Feind etwas übrig gelassen hatte. Auch dies Elend des Krieges sollte uns nicht gespart werden.

In jenen Tagen war keine Zeit, kein Raum, keine Gelegenheit, Gottes Wort in stiller ernster Samlung zu hören. „Nur vorwärts“ das war der Herzschlag in der ganzen Armee. Und vorwärts gings durch Böhmen hindurch, tief nach Mähren hinein. Erst am elften Tage nach der Schlacht war uns ein Ruhetag verordnet, und erst an diesem Tage hielt ich die Sieges- und Dankpredigt. In einem mährischen Flecken auf dem Markte unter einem großen steinernen Heiligenbilde von jungen Linden beschattet, stand der Altar, das Wort, um das die Menge sich sammelte, war Psalm 118, V. 14: „Der Herr ist meine Macht, und mein Psalm und ist mein Heil!“

Am nächsten Tage, an einem Sontage, ging der Marsch wieder weiter durch Mähren hindurch, über die Taya, durch Nicolsburg, nach Nieder-Oesterreich hinein, an der March entlang bis zum Rüstbache fast. Da eines Sontags, schon standen die Brückentrains vorgezogen, bereit vielleicht schon morgen an die Donau zu gehen, bringt ein Ordonnanz-Offizier die Nachricht, daß der Waffenstillstand abgeschlossen sei. — Und wie ein Ahnen zogs durch meine Sele: „all' Fehd' hat nun ein Ende!“

Und an demselben Morgen zur selben Stunde kam die Nachricht, daß die Cholera im Heere ausgebrochen sei, daß in der vergangnen Nacht zwei Leute von denen, die in demselben Dorfe, wo ich im Quartier lag, ein Unterkommen gefunden hatten, der schrecklichen Seuche erlegen waren. Der Herr hatte den einen Stab Wehe aus der Hand gelegt: der Krieg war beendet; aber Er hatte den andern in seine Hand genommen, Er hatte die Pestilenz in unser Lager gesendet. In der Nacht hatte Sein Engel dies Würgeschwert gezückt und es hatte getroffen. Und von dem Tage an ließ Er nicht ab, Seine Hand blieb Wochen lang über uns ausgereckt.

O, was war das für eine ernste bange Zeit. In allen Dörfern und Städten, wo unsre Landsleute lagen, bei allen Abteilungen täglich neue Erkrankungen, täglich Gestorbne, täglich fast Beerdigungen, aber auch von Neuem Verlangen nach dem Trost und den Verheißungen aus Gottes Wort, Hunger nach dem heiligen Sakrament, darum auch in diesen Feldern täglich Gottesdienst, fast täglich Communion. Und die Nachrichten, die aus der Heimat kamen, mehrten die Bangigkeit. Denn auch durch die Reihen der Unsren in dem fernen lieben Vaterlande ging jener ernste Bote des Herrn und schlug hierhin und dorthin, und raffte die Menschen in Haufen dahin. Es war dieselbe Not hie und dort, aber auch dasselbe Gebet um gnädiges Verschonen, und dieselbe Fürbitte, die an das Vaterherz Gottes klopfte, hier für die daheim, und dort für die, welche hier in der Fremde des Königs Rock und seine Waffen trugen. War denn nicht damals das ganze liebe Preußen ein großes Heerlager? Wol standen hier Tausende und aber Tausende, aber derer die zu Hause dienten, waren viel viel mehr, das war unsre große Landes-Reserve, und hatte das Zeug der guten Ritterschaft, das St. Paulus an die Epheser am sechsten in der gesegneten Epistel für Dom. XXI. p. Trinit. deutlich beschreibt, angelegt und standen da, und hatten ihre Hände und Herzen hingereckt zu dem Gott, der da hilft, und dem Herrn Herrn, der vom Tode errettet. O Ihr Lieben, ihr wißt nicht, wie tröstlich uns das war, wie köstlich, daß wir wußten, ob wir auch dem Leibe nach weit weit getrent waren, wir doch Eins vor dem Herrn waren, und hatten einen Raum, wo wir uns allewege zusammen fanden, das war zu den Füßen unsres hochgelobten Heilandes, und hatten allesamt einen und denselben Quell, daraus wir Trost und Mut in die armen erschrocknen, ach oft so verzagten Herzen schöpften, das war der freie offne Born der Gnaden, der aus Jesu Wunden herfließet. Es war für mich dies besonders beweglich, und ich habe auch in den Tagen damals nie unterlassen, davon zu reden zu denen, die in den Gottesdiensten mich umstanden. Ich weiß noch sehr wol, welch einen Eindruck es auf die Zuhörer machte, als ich ihnen sagen konte: „jezt grade in dieser Abendstunde sammelt sich zu Hause an der Ostsee die Gemeinde eurer Garnisonstadt in dem schönen Gotteshause, um ihre Fürbitte für euch dem Vater im Himmel ans Herz zu legen, es ist dein Weib, dein Vater oder Mutter, vielleicht dein Kind unter dem Haufen derer, die da feiern (ich hatte kurz vor Beginn des Feldgottesdienstes aus dem Briefe des Geistlichen jener Stadt an den Obristen des Regiments von der Stunde und dem Tage der wöchentlichen Betstunde erfahren) und wie der treue Gott damals, als das ganze Volk mit dem Könige an der Spitze an jenem gesegneten Bettage zu Ihm schrieen, schon angehoben hatte auf Böhmens Feldern in den ersten Siegen Sein Amen zu sagen, so könne Er auch jezt nicht anders, Er müsse dem bußfertigen Volke Sein Gnadenangesicht wieder leuchten lassen." Eine große Erquickung gewährte in jenen Tagen der liebe 91. Psalm, dieser Trost in Sterbensgefahr; ich habe ihn fast immer in der Liturgie verlesen. Ich bin gewiß, daß ihn Mancher zur Stärkung seines Glaubens gehört hat.

Nach wenigen Tagen verließen wir die Gegend vor des Feindes Hauptstadt. Ich war sehr froh aus dieser drückend qualmigen Sumpfluft des Marchfeldes, in die oft plötzlich der eisige Lufthauch von den Karpathen her hineinschnitt, herauszukommen, ich hoffte, wenn wir die bergigen Gegenden Mährens durchziehen würden, müßte die Krankheit im Heere mit ihren Verherungen nachlassen. Aber Menschengedanken waren wieder einmal anders als Gottes Gedanken. Seine Hand blieb fort und fort über uns ausgereckt. Den Weg, den wir zogen, bezeichneten hinter uns die vielen frischen Gräber, die wir zurückließen in Städten und Dörfern. Ich habe manch einen der Kameraden zur lezten Ruhestätte bringen helfen an einsamliegenden Kirchen und Kapellen. — O, wie kam doch der Tod so schnell, wie oft geschah es, daß ehe ich auf die Nachricht einer Erkrankung in der Nähe mich aufmachen konte, um mit Gottes Wort und heiligem Sakramente dem Strebenden nahe zu treten, der Bote kam, der den Tod zu melden hatte. Der Herr predigte in den Wochen zu denen, die dem Schwerte entronnen waren, gewaltig das Wort: „es ist nur ein Schritt zwischen dir und dem Tode." Ich preise den lieben Herrn, daß Er mir es gezeigt hat, wie er hie und da die Todkranken durch den Trost Seiner Nähe unter dem Aechzen ihrer Lippen still und geduldig gemacht hat.

Auf dem Rückmarsche geschah es öfters, daß ich in den Städten Lazarethe mit Verwundeten und Kranken antraf. Wenn ich irgend konte, ging ich hinein, meldete mich bei dem Vorsteher, fragte, ob ein evangelischer Lazarethgeistlicher da sei oder letzhin dagewesen sei, ob ev. Kranke ein Verlangen trugen einen Geistlichen zu haben? Ich glaubte nämlich die Erfahrung gemacht zu haben, daß diese Kranken einer stillen stetigen aufmerksamen geistlichen Pflege bedürften, daß in den Krankensälen es nicht gethan ist mit einem oberflächlichen Hinein- und Hinreden, das mehr wie ein Inspiciren der äußeren Einrichtungen als ein geistliches Pflegen aussieht. Es wollte mir auch nicht gefallen, daß manche Lazarethgeistliche so gar viel hin- und herreiseten. Ich bin den Aerzten für viele Freundlichkeit, Anweisung und guten Rath herzlich dankbar geworden. Wie sah es doch an diesen Stätten der Schmerzen und schlaflosen Nächte so ganz

anders aus als in den Verbandplätzen; vornämlich wo die Frauen um Gottes willen dienten. So sauber, so luftig, so still wars da überall; wie hatte die barmherzige Liebe der Landsleute so treulich und reichlich gesorgt. Ich konte nur danken dem Herrn, der also die Herzen gelenkt hatte. Durchweg fand ich, daß die Kranken gerne mit uns, die wir dem Vaterlande mit schnellen Schritten uns naheten, in die Heimat ziehen wollten, ja manch armer Ungar und Slavonier, der so sauber nun gekleidet auf weichem Bette lag, sprach stammelnd den Wunsch aus: mitgehen zu dürfen in das „schöne Preußen."

Ich hatte eine große Menge Traktate „für Soldaten" mir schicken lassen, ich habe davon in den Feldlagern den Ruhenden, in den Lazarethen den Kranken mitgeteilt, aber es ist mir wunderlich damit gegangen, ich habe mit meinen Traktaten kein besondres Glück gehabt. Diese Traktate „für Soldaten" sind eben keine Traktate „für preußische Soldaten." Es sind meist Uebersetzungen, wenn ich recht sehe, von englischen Schriften. Und die stamverwandten Leute der großen Insel haben einen andren Geist wie wir. Unsrem Soldaten ist die ernste straffe preußische Zucht so in Fleisch und Blut übergegangen, daß er das, was gegen Disciplin, Reglement, Autorität nur streift, achselzuckend und lächelnd als unmöglich und unwahr bei Seite legt. Nur eins habe ich reichlich verteilen können, darnach war stets Frage, das ist das kleine steifgebundene Gebetbüchlein für Soldaten.

Noch einmal hatten wir in Nord-Böhmen eine längere Ruhe, noch einmal konte ich die einzelnen Abteilungen in ihren Quartieren, die auf vielen Quadratmeilen zerstreut lagen, aufsuchen und Gottesdienste halten, — es war eine schöne gesegnete Zeit, — dann gings in die Heimat! Ich werde es nie vergessen, mit welchen Gefühlen ich in die erste preußische Stadt hineinfuhr, ich mußte mit Freudenthränen im Auge laut einstimmen in den Jubel derer, die uns so freudig bewegt entgegenkamen. Und als ich am ersten Sontag wieder vor meinen Gemeinden stand, konte ich nicht anders, ich mußte zu den Füßen meines Jesu reden aus dem 23. Psalm, meinem lieben Begleiter, von Seiner gnadenreichen wunderbaren Durchhilfe. Ich danke dem Herrn täglich, daß Er mich mit Augen hat sehen lassen, was Er Seinem Preußenvolke und Seinem Gesalbten in jenen gesegneten Wochen gethan hat.

Die neuen Provinzen und die lutherische Kirche.

(Schluß.)

Es hat sich in den lezten Jahrzehnten deutlich genug herausgestellt, daß das, was eigentlich der Kern der Union sein soll, die Abendmalsgemeinschaft, in Wahrheit und in der Praxis nur von untergeordneter Bedeutung ist. Eine gastweise Zulassung im Notfalle wird z. B. auch von Johann Gerhard gebilligt, wird übrigens auch verhältnismäßig in wenigen Fällen nötig sein. Ein willkürliches Hin- und Herlaufen aber vom reformirten zum lutherischen Abendmalstisch hat in sich keine Berechtigung, ist darum auch nicht zuläßig, wie denn solches auch jezt schon kein wahrer Lutheraner innerhalb der Landeskirche dulden wird. Grade einem lutherischen Kirchenregimente würde es am leichtesten sein, ohne Schädigung des konfessionellen Rechts, nicht durch allgemeine Bestimmungen von vornherein, sondern durch eingehende Berücksichtigung der wirklich vorkommenden fraglichen Fälle, eine milde und zweckmäßige Entscheidung in diesem Stücke herbeizuführen.

Schwiriger ist die Frage: Wie soll es aber dann mit den unirten Gemeinden werden, d. h. mit solchen, wo Lutheraner und Reformirte sich zu einer Gemeinde vereinigt haben? — Offenbar beruht solche Zusammensetzung auf einer Unklarheit, so lange nicht sich aus diesen Zuständen wirklich ein neues, ein unirtes Bekentnis herausgebildet haben wird. Man weiß nicht recht, ob beide Bekentnisse in solcher Gemeinde zu Recht bestehen oder keins, da ja der Konsensus vorerst nur in einem unklaren Umrisse in den Gedanken existirt, aber nicht formulirt ist. Ohne auf die Frage einzugehen, ob die Bildung eines solchen unirten Bekentnisses wahrscheinlich sei oder nicht, müssen wir es jedenfalls als geboten ansehen, das abzuwarten und wegen Beaufsichtigung und Leitung dieser Gemeinden ein Provisorium einzurichten. Es wird alsdann im Laufe der Zeit eins von beiden in jedem Falle geschehen. Entweder die unirten Gemeinden konsolidiren sich durch ein neues Bekentnis zu einem selbständigen Kirchenkörper, oder sie schließen sich, sei's im Ganzen, sei es gespalten, ihrer ursprünglichen Bekentnisgemeinschaft wieder an. Für die Dauer des Provisoriums aber ließen sich auch ohne Einrichtung eines besondern unirten Kirchenregiments leicht Auswege in verschiedener Weise finden, da es ja an analogen Fällen innerhalb der lutherischen Kirche nie gefehlt hat.

Also, um es kurz zusammenzufassen: Nicht Abgeschlossenheit, sondern Einigung dessen, was zusammengehört, Einigung auf dem Grunde der Wahrheit; Einheit zwischen Kirchenregiment und Gemeinden im Bekentnis. Einigung, aber nicht Einerleiheit, sondern Schonung der historischen Eigentümlichkeiten. Klare, reinliche Sonderung dessen, was nicht innerlich eins ist. Das halten wir für den Weg, auf dem Gerechtigkeit geübt, die neuen Lande innig mit uns verschmolzen, das Band zwischen dem König und seinem bekentnistreuen Volke befestigt, der innere Friede gewahrt, der Kirche Bestes erzielt, dem Lande wahrhaft gedient und Gottes Ehre gefördert wird. Gott lenke dazu das Herz unsers lieben Königs.

Da aber natürlich die Anbahnung dieser neuen Zustände eine geraume Zeit erfordern wird, so können wir nach allen un-

fern hier dargelegten Anschauungen fürs erste selbstverständlich nur entschieden dazu rathen, die kirchlichen Verhältnisse in den neuen lutherischen Landen unangetastet zu lassen. Die Akte, welcher der landesherlichen Autorität bedürfen, würden mit voller Berücksichtigung des Bekentnisses unter Vermittelung des Cultusministers durch Se. Majestät den König vollzogen werden.

Aber, noch einmal, dies kein Definitivum, sondern ein Provisorium!

Aus Guizots neuestem Werke.

Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der christlichen Religion von Guizot. Paris 1866.

Die genante Schrift des berühmten französischen Staatsmannes und Gelehrten bildet die zweite Serie eines auf vier Teile berechneten Werkes. Der erste Teil, welcher vor zwei Jahren erschienen und in diesen Blättern angezeigt worden ist, hatte zum Gegenstande das Wesen der christlichen Religion, d. h. die natürlichen Probleme, welche sie beantwortet, die Grunddogmen, wodurch sie diese Probleme löst, und die übernatürlichen Thatsachen, worauf diese Dogmen ruhen. Nach dem ursprünglichen Plane sollte der zweite Teil die Aechtheit der heil. Schriften, die ersten Ursachen der Gründung des Christentums, das sich allezeit gleichbleibende Wesen des christlichen Glaubens und der christlichen Kirche, die große religiöse Krisis des 16. Jahrh., endlich die antichristlichen Krisen prüfen. Der dritte Teil sollte sich mit dem gegenwärtigen Zustande der christlichen Religion beschäftigen; er sollte das christliche Erwachen seit dem Anfang des 19. Jahrh., den Aufschwung der spiritualistischen Philosophie, und die antichristliche Bewegung in dem Wiederaufkommen des Materialismus, Pantheismus, Scepticismus und den Arbeiten der historischen Kritik darstellen. Der Verf. hat Gründe gehabt, den dritten Teil vor dem zweiten erscheinen zu lassen. Das gegenwärtige Werk zeigt, soweit es den Autor betrifft, die Vorzüge des ersteren: dasselbe gründliche Studium seines Gegenstandes, eine bewundernswerte Ruhe, man möchte sagen Erhabenheit der Kritik, welche auf einem sich selbst gewissen Glauben, auf einer unerschütterlichen, wolbegründeten Ueberzeugung ruht, dieselbe christliche Wärme. Nur der Gegenstand selbst wird einen deutschen Leser nicht in ganz gleichem Maße anziehen, wie im ersten Teile. Denn während der Titel des Buches vom Zustande des Christentums im Allgemeinen spricht, stellt das Buch selbst sich auf einen einseitig französischen Standpunkt: zu allen Ueberschriften desselben muß man immer hinzusetzen: in Frankreich. Denn andere Länder, unter andern Deutschland, scheinen für den Verf. kaum zu existiren, wenigstens geht der Blick fast nie über Frankreich hinaus. Wir wollen dem Verf. grade keinen Vorwurf daraus machen, daß er sich auf einen einseitig nationalen Standpunkt stellt. Denn, die Wahrheit zu sagen, machen unsere Theologen, Philosophen, Philologen es nicht viel anders: das Ausland, welches eine andere Sprache redet, ist für sie so gut als nicht vorhanden. Aber schmerzlich bleibt diese Zerrissenheit doch, besonders auf kirchlichem Gebiete. Die verschiedenen Glieder, aus welchen sich die evangelische Kirche auf Erden zusammensezt, sollten ihrer Einheit und Zusammengehörigkeit sich stärker bewußt sein, als es der Fall ist. Die nationalen Schranken, welche in unserer Zeit so gewaltig betont, so ganz ungebührlich hervorgehoben werden, dieses Rassenbewußtsein sollte wenigstens auf kirchlichem und theologischem Gebiete mehr zurücktreten, wie es denn wirklich sehr zurücktrat, so lange ein Glaube und eine wissenschaftliche Sprache die Völker des Abendlandes unter einander verband.

Eine genauere Analyse des vorliegenden Werkes hier zu geben, müssen wir uns aus dem angegebenen Grunde versagen. Denn wenn der Spiritualismus, Rationalismus, Positivismus, Pantheismus, Materialismus und Scepticismus gleich Erscheinungen sind, an denen die Ev. K. Z. nicht vorbeigehen kann, und nicht vorbeigegangen ist, so können wir es doch nur wenigen unserer Leser zumuten, diese Erscheinungen, wie sie sich ausschließlich auf französischem Boden darstellen, genau zu verfolgen. Hr. Guizot hat es mit Freunden und Feinden zu thun, von denen man in Deutschland die meisten selbst nicht einmal dem Namen nach kent, für die wenigstens kein allgemeineres Interesse vorauszusetzen ist. Was aber in dem Buche auch für deutsche evangelische Leser von Bedeutung ist, das wollen wir versuchen hier fragmentarisch und ohne strengen Zusammenhang wiederzugeben.

Mehr als die Hälfte des ganzen Buches handelt von dem christlichen Erwachen in Frankreich, zunächst in der katholischen, dann in der evangelischen Kirche. S. 20: „Im Staatsleben wie im religiösen Leben kann die menschliche Gesellschaft nicht lange weder der Autorität noch der Freiheit entbehren, und diese beiden Mächte sind eine wie die andre dem Uebel unterworfen, daß sie ihre Herschaft misbrauchen und sie durch den Misbrauch verlieren." — Nach dem Concordate, welches Napoleon 1802 mit dem Papste schloß, beschäftigten sich die Bischöfe und die Geistlichkeit damit, dem katholischen Frankreich Kirchen, Priester, Seminarien, Zöglinge zurückzugeben. Man hat mit Recht der Geistlichkeit jener Zeit ihre unerschöpfliche Gefälligkeit gegen Napoleon I. vorgeworfen, der den Papst beraubt hatte und in schimpflicher Gefangenschaft hielt. Einigermaßen entschuldigt wird dies feige Benehmen durch die Furcht vor der Wiederkehr der schrecklichen religionslosen Zeit. — Unter der Restauration (1814—1830) hat die Geistlichkeit viele Fehler begangen. Katholische Royalisten suchten dem Clerus die sociale Stellung und das Ansehen, wie er es vor 1789 besessen hatte, zurückzugeben. Dadurch ward das Gefühl des modernen Frankreichs tief verlezt, welches nichts so sehr scheut, als geistliche Herschaft. Leider besaß Hr. de Villèle, der Minister Karls X., nicht genug Festigkeit gegen seine Partei und seinen König. — Vom J. 1830 bis 1832 hatte die Kirche manches Ungemach zu leiden, eine volksmäßige Reaction gegen die Einmischung eines Teils der Geistlichkeit in die Politik, und gegen die Rückschritts-Versuche

zum alten Regime zurück. Um diesen Excessen entgegen zu wirken, gab es ein wirksames Mittel: allen weltlichen Ehrgeiz aus der Kirche zu verbannen. Dieser Fortschritt vollzog sich von 1830 bis 1848. — Seitdem die Geistlichkeit nicht mehr auf die Gunst der Staatsgewalt rechnete, hatte sie ihrerseits keine Gewaltthätigkeit noch Feindschaft zu fürchten. Sie fühlte das Bedürfnis sich durch sich selbst zu halten, das Ansehen bei der Regierung durch den Einfluß im Lande zu ersetzen. Das christliche Erwachen offenbarte sich auch in den weltlichen höheren Lehranstalten; mehrere Professoren der Geschichte an der Sorbonne bekanten öffentlich ihren Glauben an das Evangelium. — Der wiedererwachende christliche Glaube (innerhalb der kathol. Kirche) hat viele christliche Werke hervorgebracht. 1852 gab es 107 wolthätige Stiftungen zu Paris, welche größtenteils von 1820 bis 1848 durch den christlichen Eifer von Privatleuten entstanden sind. 1822 stifteten zwei arme Dienstboten zu Lyon einen Verein zur Bekehrung der Ungläubigen; zwei Comité's sitzen zu Lyon und zu Paris. In den Jahren 1823 und 24 betrug die Einnahme 80,000 Fr.; im J. 1864 aber 5,090,041 Fr. 48 C., wozu Frankreich allein 3,479,290 Fr. beitrug. Davon werden katholische Missionen in allen fünf Weltteilen erhalten. Ihre annales de la propagation de la foi erscheinen in 170,000 Exemplaren. — Im Mai 1833 vereinigten sich acht junge Leute zum Besuch der Armen in Paris. Zwanzig Jahr später waren es in Paris allein 2000, diese besuchten 5000 Familien. Solcher Vereine gab es in Frankreich allein 500, desgleichen auch in England, Spanien, Belgien, Amerika bis nach Jerusalem. Bis 1862 waren mehr als 3000 Localvereine, 30,000 Mitglieder, welche über 100,000 dürftige Familien besuchten. Die barmherzigen Schwestern belaufen sich auf 18,000, darunter 16,000 französische. Die petites-soeurs des pauvres, gegründet 1845, verpflegen in ihren Häusern bei 20,000 Greise. Die „Brüder der christlichen Lehre" unterhielten im J. 1865: 920 Schulen mit 335,382 Schülern. Seit funfzehn Jahren sind 10,000 Kirchen für den katholischen Gottesdienst neuerbaut oder wiederhergestellt. — Bei der Revolution von 1848 hielt sich die Geistlichkeit sehr zurück, bekümmerte sich nicht um die Politik, lag ihrem Werke ob. Umgekehrt hat die Religion und ihre Diener damals keine Beschimpfung, kein Hindernis erfahren. Der Märtyrertod des frommen Erzbischofs von Paris (d'Affre) auf den Barricaden machte allgemein tiefen Eindruck. Seit der Präsidentschaft Napoleons III. kam ein eifriger Katholik, Hr. de Fallour, ins Ministerium des Unterrichts und Cultus, und weihete sich der völligen und gesezlichen Begründung der Unterrichtsfreiheit. Sie besteht seit 15 Jahren: der Staat, die Kirche, die Privat-Institute machen einander lebhaft Concurrenz.

„Zwei Dinge — heißt es S. 95 — setzen mich bei diesem doppelten Angriffe, welchen in diesem Augenblicke das Christentum und der Katholicismus erfahren, in Erstaunen: auf der einen Seite seine Schüchternheit neben seinem Nachdruck: auf der andern der tapfere Widerstand, welchen derselbe findet. Nichts ist weniger neu als die Leugnung des übernatürlichen Characters der christl. Religion, ihrer ursprünglichen Thatsachen, ihrer Wunder, der Gottheit ihres Gründers; das 18. Jahrh. ist in diesem Kriege gewaltsamer, roher und unbilliger gewesen, als es das 19. ist; Herr Renan hat, indem er Jesum Christum vom Throne zu stoßen versuchte, ihn wenigstens mit Bewunderung und Achtung behandelt; nicht aus Berechnung, wenn ich mich nicht täusche, sondern durch den natürlichen Hang seines Gedankens, — Hume war ein entschiednerer Sceptiker und Voltaire ein kühnerer Feind. Gehe ich von der Philosophie zur Politik und von den Büchern zu den Ereignissen über, so bemerke ich dieselbe Umgestaltung des Kampfes: welch ein Abstand zwischen den Attentaten des Directoriums und des Kaisers Napoleon I. gegen das Papsttum, und der Schonung, der Zögerung, deren Gegenstand es heut zu Tage mitten unter den Schlägen ist, welche es empfängt. Soll man sagen, daß der allgemeine Lauf der Dinge sich geändert hat, und daß die Flut, welche seit einem Jahrhundert die europäische Menschheit fortreißt, sich beruhigt und still steht? Gewis nicht: Die Thatsachen beweisen überflüßig das Gegenteil; in der Religion wie in der Politik, in den Geistern wie in den Interessen ist der Kampf zwischen Autorität und Freiheit, zwischen Glauben und Unglauben heute tiefer und systematischer entbrant als je. Aber die Erfahrung hält die Menschen, ohne sie zu verändern, gleichwol in Schranken, die verschiedenen Parteien haben ein wenig die Hindernisse kennen, ihre Kräfte und die ihrer Gegner messen gelernt; sie wissen, daß ihnen nicht alles möglich ist, und die Not hat ihnen eine gewisse Dosis Billigkeit und gesunden Verstandes beigebracht. Die Widersacher des christlichen Glaubens hielten ihn für todt; es hat nicht lange gewährt, so haben sie ihn lebendig wieder gesehen; und während sie darüber erstaunen, während sie ihn bekriegen, erkennen sie dennoch seine praktische Macht an, huldigen sie seinem moralischen Werte, und versuchen, während sie ihm seine Rechte bestreiten, sich das Erbe seiner Wolthaten anzueignen."

Das 19. Jahrh. hat die Autorität und die Freiheit in heftigem Kampfe gefunden. Seine Aufgabe ist, sie zusammen in Frieden leben zu lassen, die Erkentnis, die Achtung und den Schutz der verschiedenen Rechte, die natürlich und notwendig zusammen existiren, zur Geltung zu bringen.

Die Gefahren des Katholicismus faßt Guizot in den Worten zusammen: „Er hat Mühe, sich den Grundsätzen und den intellectuellen und socialen Bedürfnissen unserer Zeit anzupassen. Die Aufgabe der ernsten Katholiken ist, die Freiheiten ihrer Zeit anzunehmen, die Kirche damit zu durchdringen. Mögen die Feinde des Christentums sich darin nicht täuschen; sie bekämpfen es auf den Tod, aber sie haben es nicht mit einem Sterbenden zu thun."

Indem der Verf. zum christlichen Erwachen innerhalb der protestantischen Kirche übergeht, sagt er: „Im Punkte des Christentums haben die protestantischen Nationen die Probe bestanden. Die gleichzeitige Action des Glaubens und Wissens, der Autorität und der Freiheit hat sich bei ihnen offenbart. — Es ist von Seiten der Katholiken eine kindische Verblendung, diese

Thatsachen zu verkennen, und sie erhalten sich in einem für sie selbst unheilvollen Irrtum, wenn sie die sociale Gährung und den religiösen Abfall protestantischen Nationen zuschreiben, bei welchen diese beiden Geiseln wenigstens ebenso fest und ebenso wirksam bekämpft werden, als anderswo."

Mit besonderer Vorliebe behandelt der Verf., und mit Recht, den Schweizer Alexander Vinet. Voll Sinn für das Schöne in der Literatur war er mit zwanzig Jahren Professor der französischen Literatur zu Basel. Bei seiner Sympathie für alles Schöne war er ein gläubiger und eifriger Christ. Von seiner christlichen Entschiedenheit, wie von seiner hinreißenden Beredsamkeit zeugt eine Stelle, welche Guizot anführt und wir hier wiedergeben wollen. „Die Moral vom Dogma unterscheiden wollen heißt einen Fluß von seiner Quelle unterscheiden wollen. Das christliche Dogma ist sofort eine Moral, aber eine christliche Moral. Weil Gott in dem christlichem Symbol sich unter Zügen offenbart, welche die Natur nicht verkündigte, nimt die Moral ihrerseits darin einen Charakter an, welchen ihr die Natur nicht aufgedrückt hatte. Der Mensch hat sich außer Stande gefunden, sich eine Religion zu machen, und Gott ist seiner Ohnmacht zu Hilfe gekommen. Es sind etwas mehr als 1800 Jahre, als in einem unbekanten Winkel dieser Welt ein Mensch erschien. Ich sage nicht, daß eine lange Reihe von Propheten die Ankunft dieses Menschen angekündigt, daß eine lange Reihe von Wundern die Nation, worin er geboren werden sollte, und das Wort selbst, welches ihn verkündigte, mit einem göttlichen Siegel bezeichnet hatte, daß mit einem Worte eine staunenswerte Vereinigung von Beweisen ihn umgibt und bevollmächtigt. Ich sage nur, daß er eine Religion predigte. Es war nicht die natürliche Religion; die Dogmen vom Dasein Gottes und von der Unsterblichkeit der Sele werden überall in seinen Reden vorausgesezt, niemals gelehrt, niemals bewiesen. Es waren nicht Ideen, welche aus den ursprünglichen Vernunftwahrheiten logisch hergeleitet sind; was er lehrt, was den Grund, das Eigentümliche seiner Lehre ausmacht, sind Dinge, welche die Vernunft beschämen, zu denen die Vernunft keinen Weg, keinen Zugang hat; er predigt einen Gott auf Erden, einen Gott, der Mensch ist, einen Gott, der arm, einen Gott, der gekreuzigt ist; er predigt den Zorn, welcher den Unschuldigen erfaßt, die Vergebung, welche den Schuldigen aller Verdamnis entzieht, Gott als das Opfer des Menschen und den Menschen, welcher eine und dieselbe Person mit Gott bildet; er predigt eine neue Geburt, ohne welche der Mensch nicht selig werden kann; er predigt die Unbeschränktheit der Gnade Gottes und die Fülle der Freiheit des Menschen. Ich mildere euch seine Lehren nicht, ich überliefere sie euch in ihrer Nacktheit, ich suche nicht sie zu rechtfertigen. Ihr könnet, wenn es euch beliebt, erstaunen, euch erbosen über diese seltsamen Dogmen. Aber wenn ihr ihre Seltsamkeit genugsam bewundert habt, so werde ich eurer Bewunderung etwas anderes vorlegen. Diese seltsamen Dogmen haben die Welt erobert. Kaum aufgegangen in dem armen Judäa, haben sie das gelehrte Athen, das reiche Corinth, das stolze Rom eingenommen. Sie haben Bekenner in den Werkstätten, in den Gefängnissen, in den Schulen, auf den Richterstühlen, auf den Thronen gesammelt. Sieger über die Civilisation haben sie über die Barbarei triumphiert; sie haben den gedemütigten Römer und den wilden Sicambrer unter demselben Joche hindurchgehen lassen. Die Formen des socialen Zustandes haben gewechselt; die Gesellschaft ist in Trümmer gesunken und wieder erneuert: sie sind geblieben. Keine Lehre, weder philosophische noch religiöse, war von Dauer; jede währte ihre Zeit; jede Zeit hatte ihre Idee; das religiöse Gefühl, sich selbst überlassen, wählte sich, je nach der Zeit, Formen, welche es zerbrach, wenn die Zeit vorüber war. Das Dogma vom Kreuze erscheint beharrlich immer wieder. Hätte es sich nur einer einzigen Menschenklasse bemächtigt, es wäre schon viel, es wäre vielleicht unerklärbar; aber ihr findet Anhänger des Kreuzes in den Feldlagern und im bürgerlichen Leben, bei den Reichen und bei den Armen, unter den kühnen und unter den schüchternen Geistern, unter den Gelehrten und den Unwissenden. Dies Dogma taugt für alle, überall, allezeit: es wird niemals alt. Die Religion des Kreuzes erscheint nirgends im Misverhältnis mit der Civilisation; im Gegenteil, die Civilisation mag noch so weit gehen, so findet sie das Christentum immer vor sich. Glaubet nicht, daß das Christentum nachgibig irgend eine Idee ausstoßen wird, um sich mit dem Zeitgeiste in Einklang zu setzen; nein, durch seine Unbeugsamkeit ist es stark; es braucht in keinem Stücke nachzugeben, um mit dem, was schön, recht und wahr ist, in Harmonie zu sein; denn es ist selbst das vollendete Urbild davon. Dennoch ist es nicht eine Religion, welche dem natürlichen Menschen schmeichelt, und die Weltkinder geben, indem sie sich davon entfernen, hinlänglich Zeugnis, daß das Christentum eine seltsame Lehre ist. Diejenigen, welche nicht wagen es zu verwerfen, bemühen sich es zu mildern. Man beraubt es seiner Härten, seiner Mythen, wie man sie zu nennen beliebt; man macht es beinahe vernünftig. Aber merkwürdig! wenn es vernünftig ist, hat es keine Kraft mehr; und darin einem der wunderbarsten Geschöpfe der belebten Welt ähnlich, ist es todt, wenn es seinen Stachel verliert. Der Eifer, die Glut, die Heiligkeit, die Liebe verschwinden mit diesen seltsamen Dogmen; das Salz der Erde hat seinen Geschmack verloren und man weiß nicht, womit man ihm denselben wiedergeben soll. Im Gegenteil erfahret ihr im Allgemeinen, daß irgendwo ein Erwachen geschieht, daß das Christentum sich neu belebt, daß der Glaube lebendig wird, daß der Eifer überströmt? Fraget nicht, auf welchem Boden diese kostbaren Pflanzen wachsen; ihr könnet im voraus antworten, daß es auf dem rauhen und unebenen Boden der Orthodoxie ist, im Schatten dieser Geheimnisse, welche die menschliche Vernunft in Verlegenheit setzen, und welche sie so gern beseitigen möchte."

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 14. November. № 91.

Der Brief des Jakobus.

Ein Vortrag.

I.

„Verdirb es nicht, es ist ein Segen darin", mit diesen Worten leite ich den Versuch ein, Sie tiefer in den Brief des h. Jakobus einzuführen, den Brief, zu dem so Viele in unserer Kirche kein rechtes Herz haben, auch solche, die das Urteil Luthers über ihn zu schroff finden. Bei einem Buche der heiligen Schrift ist wenig erreicht, wenn es erträglich gefunden wird, das muß vielmehr bei jedem Buche das Ziel sein, daß es als erbaulich im eminenten Sinne erkant werde, als notwendig zu dem Zwecke, „daß ein Mensch Gottes sei vollkommen, zu allem guten Werke geschickt", als ein unentbehrliches Glied in der Kette der heiligen Schrift, welche unser ganzes Leben, unser Denken, Fühlen und Wollen umschlingen soll.

Daß wir uns dem Briefe von vornherein mit Ehrerbietung nahen müssen, zeigt ein Blick auf die Person seines Verfassers. Er nent sich in der Zuschrift Jakobus, einen Knecht Gottes und des Herrn Jesu Christi, und wenn wir bedenken, daß er den Brief, in dem er mit voller Amtsauctorität redet, an die zwölf Stämme in der Zerstreuung richtet, an die ganze Christenheit außerhalb Palästinas, so werden wir unter dem Knechte Christi nur an einen Apostel denken dürfen. Aus der Bezeichnung derer, an welche der Brief gerichtet wird, erhält die Bezeichnung der Amtsstellung des Schreibers ihre nähere Bestimmung. Nur die Apostel waren über das Ganze der Kirche gesezt. Alle anderen Amtsträger hatten einen local umgränzten Wirkungskreis. Unter den Aposteln nun waren zwei, die den Namen Jakobus führten. Der eine war ein Sohn des Zebedäus, ein Bruder des Johannes, neben diesem und Petrus ein Jünger der engeren Auswahl Christi. An ihn dürfen wir nicht denken. Denn er wurde nach Apgsch. 12 schon in den ersten Anfängen der jungen Kirche durch den Märtyrertod hinweggerafft. Der andere Jakobus wird bei Marcus in C. 15, 40 Jakobus der Kleine genant, im Unterschiede von jenem Sohne des Zebedäus, welcher die erste Stelle einnahm wegen seines höheren Alters in Christo. Er war ein Sohn des Klopas oder Alphäus, des Bruders Josephs, des Nährvaters Jesu, und der Maria, die in Joh. 19, 25 die Schwester, d. h. die Schwägerin der Mutter Jesu genant wird. Er wird mehrfach als ein Bruder, d. h. ein naher Verwandter des Herrn bezeichnet. Die Verwandtschaftsverhältnisse waren um so inniger, da, wie es scheint, nach dem frühen Tode des Klopas die beiden Familien wie zu einer verschmolzen waren, indem Joseph bei den Söhnen des Klopas die Vaterstelle vertrat. Dieser Jakobus, der einzige, der neben dem Sohne des Zebedäus in der Geschichte der Urkirche bedeutsam hervortritt, was wir hier gegen diejenigen, welche aus einer Person zwei machen, zwischen Jakobus dem Bruder des Herrn und Jakobus dem Apostel unterscheiden wollen, nur behaupten, nicht beweisen können (der Beweis wurde aber anderwärts gegeben), nahm in der apostolischen Kirche eine sehr bedeutende Stelle ein. Er war neben Petrus der einzige unter den Aposteln, den der Herr nach seiner Auferstehung einer besonderen Erscheinung gewürdigt hatte, 1 Cor. 15, 7, was uns schon darauf hinweist, welche bedeutende Wirksamkeit er entfalten sollte. Er allein war es, der neben Petrus nach Apgsch. 15 durch seine gewichtige Auctorität in der Versamlung zu Jerusalem den Ausschlag gab zu Gunsten des Paulus gegen seine Judaistischen Gegner. Er war nach Gal. 1, 19 neben Petrus der einzige unter den Aposteln, den Paulus sah, als er zum ersten Male als Christ Jerusalem besuchte. In Gal. 2, 9 nent Paulus ihn an der Spitze der drei Jünger, die er als Säulen der Kirche bezeichnet, vor Petrus und Johannes.

Der geschichtliche Ausgangspunkt des Briefes wird durch den Anfang desselben bezeichnet. Jakobus wünscht den Christengemeinden außerhalb Jerusalems Freude, und daß dieser Wunsch sich nicht etwa auf die Versuchungen zur Trauer bezieht, welche seit 1 Mos. 3 überall vorhanden sind, sondern auf eine besondere in der Gegenwart vorhandene Trübsal, zeigen die gleich folgenden Worte: „meine Brüder, achtet es eitel Freude, wenn ihr in mancherlei Anfechtungen fallet", und ebenso V. 12: „Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet, denn nachdem er bewähret ist, wird er die Krone des Lebens empfangen." Es fragt sich nun, worin die Anfechtung bestand, welcher Art die Leiden waren, unter deren Druck jene Gemeinden seufzten und welche in Freuden zu verwandeln der Apostel bemüht ist. Den Schlüssel gewährt uns da nun die Stelle C. 2, 6. 7: „Sind es nicht die Reichen, die Gewalt an euch üben und ziehen euch vor die Gerichte? Verlästern sie nicht den guten Namen, der über euch genant wird?" Wer unter den Reichen hier zu verstehen ist, das kann kaum zweifelhaft sein. Das Gewalt üben und das vor Gericht ziehen paßt nur auf die heidnischen Zwing-

herrn. Schon in dem Prediger Salomo sind die Armen die Mitglieder des Volkes Gottes, und als der Reiche stellt sich der heidnische Zwingherr dar. Es heißt dort (5, 7): „Wenn du Bedrückung der Armen und Raub des Rechtes und der Gerechtigkeit siehst in der Provinz“ (zu einer Provinz des Persischen Staates war damals Judäa erniedrigt), „so wundere dich nicht über das Vornehmen, denn ein Hoher wacht über den Hohen und ein Höchster über ihnen“, und der wird zu seiner Zeit den Anstoß beseitigen und bewirken, daß die Plätze gewechselt werden. Und ferner C. 6, 2: „Ein Mann, dem Gott gibt Reichtum und Güter und Ehre, und er hat nicht Mangel für seine Sele an allem, was er begehret, und nicht gibt ihm Gott Macht, daß er esse davon, denn ein fremder Mann wird es essen, das ist Eitelkeit und eine böse Krankheit.“ Da ist der reiche Mann der Perser, so wie hier der Römer. Man soll ihm seinen Reichtum nicht beneiden. Denn gar bald wird der Feind ihn wegnehmen. Der fremde Mann ist der Nachfolger des Persers in der Weltherschaft. Bliebe noch ein Zweifel übrig, so würde er beseitigt werden durch die Vergleichung des eng mit dem Briefe des Jakobus verketteten ersten Briefes des Petrus. Auch für diesen bildet eine schwere Anfechtung oder Versuchung der christlichen Kirche den Ausgangspunkt. „Ihr freuet euch“, sagt der Apostel, im Blicke auf die dem Glauben gewisse herliche Zukunft, „die ihr jezt eine kleine Zeit traurig seid in mancherlei Anfechtungen“ (1, 6), und ferner: „Ihr Lieben, lasset euch die Hitze, so euch begegnet, nicht befremden, die euch zur Versuchung begegnet, als widerführe euch etwas seltsames“ (4, 12). Es kann keinem Zweifel unterworfen sein, daß hier von derselben Anfechtung oder Versuchung die Rede ist, welche uns in dem Briefe des Jakobus entgegentritt. Petrus sagt dies so gut wie ausdrücklich, indem er in der ersteren Stelle in absichtlicher Wörtlichkeit auf den Brief des Jakobus anspielt. Hand in Hand mit dem Worte des Jakobus: „lästern sie nicht den schönen Namen, der über euch genant wird“, geht offenbar auch das Wort des Petrus, 1 Petr. 4, 14: „Selig seid ihr, wenn ihr geschmähet werdet über dem Namen Christi, denn der Geist der Herlichkeit und Gottes ruht auf euch, bei ihnen ist er verlästert und bei euch ist er gepriesen.“ Die Lästernden sind offenbar in beiden Stellen dieselben. Nun aber wird bei Petrus allgemein anerkant, daß die Anfechtung der Christengemeinden in der Verfolgung durch den zum vollen Bewußtsein des Gegensatzes erwachten Römischen Weltgeist besteht, daß der aus dem Babylon der Gegenwart, Rom, schreibende Apostel eben dies vor Augen hat, wenn er schreibt (1 Petr. 5, 8): „Seid nüchtern, wachet, euer Widersacher, der Teufel, geht umher wie ein brüllender Löwe, suchend, welchen er verschlinge. Dem widerstehet fest im Glauben, indem ihr wisset, daß dieselben Leiden über eure Brüder in der Welt ergehen.“

Die zweite Hauptstelle zur Bestimmung der äußern Umstände, durch welche der Brief des Jakobus hervorgerufen wurde, ist C. 5, 1—7: „Wolan nun ihr Reichen, weinet und heulet über euer Elend, das über euch kommen wird. Euer Reichtum ist verfaulet und eure Kleider sind mottenfräßig geworden. Euer Gold und Silber ist verrostet und ihr Rost wird euch zum Zeugnis sein und wird euer Fleisch fressen. Wie Feuer habt ihr euch Schätze gesammelt in den lezten Tagen. Siehe der Arbeiter Lohn, die euer Land eingeerntet haben und von euch abgebrochen ist, das schreiet und das Rufen der Ernter ist gekommen vor die Ohren des Herrn Zebaoth. Ihr habt wolgelebt auf Erden und eure Wollust gehabt, ihr habt eure Herzen geweidet am Schlachttage. Ihr habt verurteilet den Gerechten und ihn gemordet, nicht widerstehet er euch. So seid nun geduldig, Brüder, bis auf die Zukunft des Herrn.“ Schon Bengel bemerkt: „Oft werden bei den Propheten die auswärtigen Völker angeredet, während doch die Weissagung nicht zu ihnen, sondern zu den Juden gelangte. In gleicher Redeweise schreibt der Prophet von den Reichen, nicht sowol an die Reichen selbst, die dem Glauben fremd sind, als an die Heiligen, daß sie ihre Gewalt geduldig ertragen.“ Mit den Worten: „so seid nun geduldig, Brüder,“ hört die rhetorische Form auf und diejenigen, an welche die Rede eigentlich gerichtet ist, denen zum Troste und zur Stärkung der Untergang der Reichen verkündigt wird, treten hervor. Der Herr tritt für den Gerechten, den Christen ein, der nicht durch eigenmächtige Selbsthilfe ihm den Weg versperrt hat. Daß der Reiche nicht innerhalb der christlichen Gemeinschaft zu suchen ist, erhellt daraus, daß er in keiner Weise als Bruder angeredet oder bezeichnet, auch gar nicht auf seine Bekehrung hingearbeitet wird. Daß der Reiche kein anderer, als der Römer ist, daß also die Zukunft des Herrn, mit welcher der Apostel die unter den Bedrückungen des Reichen Leidenden tröstet, zunächst in Bezug auf das bevorstehende Ende der Römischen Weltmacht ins Auge gefaßt wird, wie auch Petrus dasselbe im Auge hat, wenn er von dem Herannahen des Endes aller Dinge spricht, das erhellt ganz deutlich aus den Worten: „ihr habt verurteilt, gemordet den Gerechten.“ Der Gerechte ist nicht eine Einzelperson, er komt in einer Vielheit von Persönlichkeiten zur Erscheinung. Verurteilungen und Hinrichtungen der Christen außerhalb Palästinas konten damals nur von den Römern ausgehen. Wir haben hier also eine prophetische Schilderung von dem Untergange des Römischen Reiches vor uns, die ihr Gegenstück und man kann sagen ihre Vollendung in dem 18. Cap. der Offenbarung Johannis findet, in welchem der Untergang des neuen Babels mit malerischer Anschaulichkeit geschildert, die Ankündigung desselben mit Fleisch und Blut bekleidet wird, mit der Absicht, der gemeinen Wirklichkeit, die mit furchtbarem Drucke auf den Gemütern lastete, eine ideale Wirklichkeit entgegenzustellen, ein vorläufiges Surrogat für die Geschichte darzubieten und also denen einigermaßen zu Hilfe zu kommen, denen zugemutet wird, nicht zu sehen und doch zu glauben, was der menschlichen Natur so gar schwer eingeht. Den Reichen des Jakobus mit seinen prachtvollen Kleidern und seinem Gold und Silber finden wir in der Schilderung der Apokalypse wieder in den Worten: „wehe, wehe die große Stadt, die bekleidet war mit Byssus und Purpur und Scharlach und übergoldet mit Golde und Edelgestein und Perlen, denn in einer

Stunde ist verwüstet solcher Reichtum.“ Und die Worte des Jakobus: „ihr habt verurteilt, gemordet den Gerechten“, die außer dem in der Gegenwart schon vorhandenen Keim auch dessen notwendige und in der nahen Zukunft schon bevorstehende Entwickelung umfassen, finden ihre erweiternde Parallele in den Worten des Johannes: „In ihr ist das Blut von Propheten und Heiligen erfunden worden und aller derer, die auf Erden geschlachtet sind“, und ferner: „Freue dich über sie, Himmel, und ihr Heiligen und ihr Apostel und ihr Propheten, denn Gott hat euer Urteil an ihr gerichtet.“

Die Schilderung der Catastrophe, welche über den Reichen ergeht, auf den Untergang Roms zu beziehen, dürfen wir um so weniger Bedenken tragen, da Jakobus in dieser Beziehung schon einen andern zum Vorgänger hatte, seinen Bruder, in dem er zugleich „den Herrn der Herlichkeit“ erkante, weshalb er ihn auch selbst nie seinen Bruder zu nennen wagt, im Blicke auf dessen unbedingtes über er von Elias sagt: „Elias war ein Mensch gleichwie wir.“ Jesus, in der Voraussicht des ungeheuren Conflictes, den seine Kirche nach seinem Abscheiden mit der Römischen Weltmacht zu bestehen haben würde, hatte den Untergang dieser Weltmacht wiederholt und nachdrücklich angekündigt, damit den Seinen die Standhaftigkeit erleichtert würde, damit sie nicht weich würden in den Trübsalen, die sie von ihr zu erdulden hatten. So oft Jesus auf Grund der Weissagung Daniels von dem Reiche Gottes oder Himmelreiche redet, kündigt er dem Römischen Reiche den Untergang an. Denn jenes Himmelreich Daniels zermalmt die Weltreiche, zermalmt namentlich das vierte, das Römische. Der Berg, der durch den Glauben der Jünger in das Meer geworfen werden soll, bedeutet Rom. Ebenso der Maulbeerfeigenbaum, der nach Luc. 17 durch den Glauben der Apostel ausgewurzelt und ins Meer gepflanzt werden soll. Und daß der Herr auch da Rom im Auge hat, wo er von der Versenkung ins Meer mit dem großen Mühlstein desjenigen redet, der die Kleinen ärgert, die an ihn glauben, das zeigt auf der einen Seite die Vergleichung des Jeremias, der den Auftrag erhält, alles Unglück, das über Babel kommen sollte, in ein Buch zu schreiben und dies dem nach Babel reisenden Seraja zu übergeben mit dem Auftrage: „Wenn du das Buch hast ausgelesen, so binde einen Stein daran und wirf es in den Euphrat und sprich: also soll Babel versenkt werden und nicht wieder aufkommen von dem Unglück, das ich über sie bringen will, sondern vergehen“ (Jem. 51, 63. 64), und auf der andern Seite das 18. Cap. der Apokalypse, wo es in Bezug auf das neue Babel, Rom, heißt: „Und ein starker Engel hob einen Stein auf als einen großen Mühlstein und warf ihn in das Meer und sprach: also wird mit Ungestüm geworfen werden Babylon die große Stadt und nicht mehr erfunden werden.“

Das nun war die äußere Situation. An sie schlossen sich sehr bedeutende Folgen in den inneren Zuständen der Gemeinden, an die Jakobus schreibt. Wenn er zu ihnen spricht (5, 7. 8): „so geduldet euch nun, Brüder, bis zu der Zukunft des Herrn, befestigt eure Herzen, denn die Zukunft des Herrn ist nahe“, so hat er ganz etwas Anderes im Auge, als etwa leichte und vorübergehende Wölklein des Kleinmutes und der Verzagtheit zu zerstreuen. Es galt vielmehr das in seinem tiefsten Grunde erschütterte Gebäude des Gnadenstandes der Gemeinden zu befestigen.

Es war die unendlich schwere Aufgabe der jungen christlichen Kirche, die Dornen und die Disteln auszurotten, welche auf ihren Acker auf der einen Seite aus dem Judentum eindringen mußten und auf der andern Seite aus dem Heidentum. Durch ihre Virtuosität in Lösung dieser Aufgabe war ihre Existenz bedingt. Man hat im Ganzen und Großen richtig die doppelte Gefahr als falsche Knechtschaft bezeichnet und falsche Befreiung des Geistes, schlechte Emancipation, Rand- und Bandlosigkeit.

Die Mission, den aus dem Judentum eindringenden Gefahren zu begegnen, wurde besonders Paulus zu Teil und er hat dieser Mission als das „auserwählte Rüstzeug Gottes“ so trefflich genügt, daß in den außerpalästinensischen Gemeinden der Judaistische Irrtum keine Wurzel fassen konte. Für Palästina freilich reichte seine Wirksamkeit nicht hin. Da mußte sie durch eine große Gottesthat unterstüzt werden, die Zerstörung Jerusalems, durch welche mit dem Judentum zugleich auch der Judaismus gerichtet und zu Boden geworfen wurde, wo er auch liegen bleiben wird, troz der schwächlichen Versuche, die er jezt macht, sich wieder zu erheben. Wie versuchend in Palästina noch am Vorabende der Zerstörung der Judaismus an die Gemüter herandrang, die mächtig der Einfluß war, den der Aufschwung des Jüdischen Nationalbewußtseins in den Jahren vor der Zerstörung und die dadurch hervorgerufene Verfolgung der Christen auf die Gemüter der lezteren ausübte, zeigt der Brief an die Hebräer, der in dieser schweren Versuchung durch das „lezte Ende des rauchenden Feuerbrandes“ des Judentums den Christen einen Stab darreichen soll.

Mit den Anfängen der zweiten großen Versuchung, der aus dem Heidentum hervorgehenden, hatte schon Paulus mannigfach zu kämpfen, und er sah mit klarem Geiste voraus, daß sie in Zukunft unbedingt in den Vordergrund treten und mit einer furchbaren Wucht die Kirche Gottes überfluten werde. Er sagt in der Abschiedsrede an die Aeltesten der Gemeinde von Ephesus in Apgsch. 20: „ich weiß, daß nach meinem Abschied unter euch werden kommen greuliche Wölfe.“ Er sagt in 2 Thess. 2 den bevorstehenden großen „Abfall“ voraus und spricht: „es ist schon wirksam das Geheimnis der Gesezlosigkeit, ohne daß der es jezt aufhält, muß hinweggethan werden. Und alsdann wird der Gesezlose geoffenbaret werden, welchen der Herr Jesus umbringen wird mit dem Geiste seines Mundes.“ Eingehend beschäftigt sich Paulus mit der Zukunft der aus dem Heidentum stammenden Irrlehre, auf welche Petrus das Sprichwort anwendet von dem Hunde, der zurückkehrt zu seinem Gespei, und von der Sau, die sich nach der Schwemme im Kothe wälzt, in den beiden Briefen an Timotheus.

Nach der Beschaffenheit des Ackers, in welchen der Same

des Christentums gestreut war, mußte der heidenchristliche Irrtum unter allen Umständen aufkommen. Er hatte seine Wurzeln gar tief im Boden, wie wir uns das an den Erfahrungen veranschaulichen können, die in unserer Zeit leider in China gemacht worden sind, an den Taipings, und in Neuseeland. Aber zur Beschleunigung des Processes und zur Mehrung der Gefahr diente die Verfolgung der Kirche durch das Heidentum, die sich erheben mußte, sobald die Kirche ihren Siegeslauf begann und nennenswerte Eroberungen machte, und die wir in dem Briefe des Jakobus schon in vollem Gange sehen, schon bis zu den gerichtlichen Verurteilungen und Hinrichtungen fortgeschritten. Wie versuchlich die Verfolgung ist, das hat schon unser Herr gelehrt. In dem Gleichnisse vom Säemann erscheint Bedrängnis und Verfolgung wegen des Wortes als eine Hauptursache, welche die nicht festgegründeten Gemüter zu Falle bringt. Und in der Rede Christi über seine Zukunft zum Gerichte stellt sich als Folge des Hasses der Völker dar, daß die Liebe bei Vielen erkaltet, viele falsche Propheten aufkommen und Eingang finden. Wer nicht fest in Gott gegründet ist, dem fällt es unendlich schwer, mit der Majorität zu brechen, wider den Strom zu schwimmen, gegen den heftigen Wind das Angesicht zu richten, der Güter und Ehren zu entbehren, welche die Freundschaft der Welt gewährt, die Leiden auf sich zu nehmen, welche ihre Feindschaft mit sich führt, sich in einen obscuren Winkel schieben und in diesem Winkel noch malträtiren zu lassen. Man sucht Vermittlung mit der Welt und der in ihr dominirenden Zeitrichtung um jeden Preis, auch um den eines guten Gewissens und der Freudigkeit auf den Tag, da Jesus sein Wort wahr machen wird: „wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem himlischen Vater", man will der lästigen Spannung um jeden Preis los werden, man bricht der Wahrheit erst die Spitzen ab, und gibt sie nach und nach ganz auf, man trent sich von denen, die sie in ihrer ungeschwächten Kraft vertreten, und gibt sie den Verfolgungen ihrer Gegner preis, um diese von sich abzulenken.

Eine solche liberale Vermittlungstheologie hatte in den Kreisen, an die Jakobus schreibt, bereits ein weites und breites Terrain gewonnen. Als ihre practische Wurzel bezeichnet er die Liebe zur Welt: „ihr Ehebrecherinnen", d. h. ihr Selen, die ihr eurem Herrn die gelobte Treue brechet*), „wisset ihr nicht, daß der Welt Freundschaft Gottes Feindschaft ist? Wer der Welt Freund sein will, der wird Gottes Feind sein" (4, 4). Da geht er Hand in Hand mit Johannes, welcher die von der Irrlehre Versuchten also anredet: „habt nicht lieb die Welt, die Welt vergeht mit ihrer Lust, wer aber den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit." Wer an den Gütern der Welt hängt und in ihr haben und werden und genießen will, der muß mit den Wölfen heulen und sich mit ihr abfinden, so gut es geht, die Güter des Herrn, die ihm zu treuen Händen anvertraut sind, und das Heil der eignen Sele preisgeben. Wer dieser furchtbaren Gefahr entgehen will, der muß vor Allem jene Wurzel ertödten, was aus eigner Kraft gar nicht möglich, wozu die volle Macht der Gnade erforderlich ist.

Zur Bezeichnung des Zustandes dieser ehebrecherischen Vermittlungstheologen hat der Apostel ein eignes sehr bezeichnendes Wort gebildet, das sich sonst nirgends findet, als bei solchen, die von ihm abhängig sind. Er nent sie *δίψυχοι*. Luther hat das nicht ganz genau an der einen Stelle durch Zweifler übersezt und an der andern durch Wankelmütiger. Es heißt eigentlich Menschen von zwei Selen, die eine zu Gott, die andere zu der Welt gerichtet, die eine, die Frieden mit Gott haben und selig werden, die andere, die erraffen, genießen und geehrt sein will und deshalb vor dem: „rein ab und Christo an", das allen solchen Speculationen ein Ende macht, ein tiefes Grauen hat. Dieser Zweiseligkeit kann auf dem Wege der Wissenschaft kein Ende gemacht werden und es ist, auf die Zweiseligen selbst gesehen, völlig vergeblich, sie mit wissenschaftlichen Waffen zu bekämpfen. Woher sie stamt und wie sie allein zu curiren ist, das sagt der Apostel in den Worten (4, 8): „machet eure Herzen keusch, ihr Zweiseligen." Welchen Einfluß solche Gespaltenheit des Inneren auf Leben und Wandel hat, das besagen die Worte (1, 8): „Ein zweiseliger Mensch ist unbeständig in allen seinen Wegen." Der Dualist ist unberechenbar, bald folgt er der einen Sele, bald wieder der anderen, hat er sich einmal aufgerafft und kräftig zu seinem Herrn bekant, so kann man gewiß darauf rechnen, daß er nächstens wieder einen recht eclatanten Schritt thun wird, um die Welt zufriedenzustellen, mit der nicht völlig zu zerfallen für ihn fester Lebensgrundsaz ist, der einzige Punkt, auf dem er Charakter hat; eben weil er hier unbedingt fest ist, kann er ihn sonst nirgends haben. Wiederum, hat der Dualist sich mit der Welt zu tief eingelassen, so plagt ihn die christliche Sele so lange bis er sich ein Bekentnis in Wort und That abringt. So geht es bei Vielen oft fort ein ganzes langes Leben hindurch. Das ist ein Jammer anzusehen.

(Schluß folgt.)

*) Die Ehebrecher neben den Ehebrecherinnen sind späterer aus Unverstand hervorgegangener Zusaz, der von Lachmann u. A. mit Recht beseitigt worden ist.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 17. November. № 92.

Der Brief des Jakobus.

I. (Schluß.)

Die Menschen von zwei Selen mußten eben als solche den Trieb haben, das eigentlich sie bestimmende weltliche Interesse zu verdecken, dessen sie sich im tiefsten Grunde selbst schämten. So hüllten sie sich in den Mantel eines höheren Wissens und sahen von dieser Höhe auf das gewöhnliche Christentum als auf einen überwundenen Standpunkt herab. Wenn der Apostel sagt: „wer ist weise und einsichtig unter euch? der erzeige mit seinem guten Wandel seine Werke in sanftmütiger Weisheit", so führt er uns die Stichworte vor, die diese Leute im Munde führten. Weisheit und Einsicht, Wissenschaft, das war ihre Losung im Gegensatze gegen den einfältigen altfränkischen Christenglauben, welchen wegzuescamotiren die Hauptaufgabe ihrer taschenspielerischen „Weisheit" war. Der Apostel spricht dieser in den Worten das Urteil: „Es ist das nicht die Weisheit, die von oben herabkomt, sondern irdisch, selisch, teuflisch", ein Product widergöttlicher Neigung, welche wahre Erkentnis nicht aufkommen läßt.

Einen Hauptanstoß nahm das dissolute Heidentum an dem christlichen Lebensernst, der sie in jedem Christen ihr leibhaftiges Gewissen und eine Anklage erblicken ließ. Petrus sagt: „es ist genug, daß wir die vergangene Zeit des Lebens den Willen der Heiden gethan haben. Das befremdet sie, daß ihr nicht mit ihnen laufet in dasselbe wüste unordentliche Wesen." Diese „Befremdung", dies unheimliche Grauen war es ganz besonders, was das Feuer der Verfolgung schürte. Diesen Anstoß mußte die Vermittlungstheologie vor Allem beseitigen. Sie misbrauchte zu dem Ende die Paulinische Lehre von der Gerechtigkeit aus dem Glauben und von der Freiheit vom Gesetze. Im Gegensatze gegen diese Verkehrung eifert der Apostel mit göttlichem Eifer gegen diejenigen, welche einen werklosen Glauben anpreisen und die Freiheit zum Deckel der Bosheit machen, er verlangt, gradeso wie der Herr in der Bergpredigt, Erfüllung des Gesetzes und zwar des ganzen Gesetzes (2, 10), er bezeichnet die zarte Fürsorge für die Elenden als wahrhaftigen Gottesdienst, er weist im Gegensatze gegen die einreißende hochmütige Liebloſigkeit der Gnostiker oder Wissensmänner auf das königliche Gesez der Liebe hin (2, 8).

Hand in Hand mit dem Aufkommen der Vermittlungstheologie gingen innere Zerwürfnisse in den Gemeinden. „Es sind unter euch Kriege und Streitigkeiten", sagt der Apostel in C. 4, 1, „ihr habt bitteren Eifer und Streitsucht in eurem Herzen", C. 3, 14. Die Erregung, welche die Begleiterin des bösen Gewissens ist, war zu einer solchen Höhe gelangt, daß man sich in leidenschaftlichen Schwüren, Flüchen und Verwünschungen erging, C. 5, 12. Der Apostel muß den Gemeinden zurufen: „seufzet nicht wider einander, ihr Brüder", was nichts anderes ist, als eine zart ausgedrückte Mahnung an die Träger der neuen Lehre, daß sie nicht ferner ihren Brüdern Anlaß zum Seufzen geben sollen. Die Neuerer haßten das treugebliebene Häuflein, weil dies schon durch sein Dasein gegen ihren Abfall Zeugnis ablegte. Die Beschaffenheit dieser Streitigkeiten tritt uns besonders klar entgegen in den Worten C. 4, 11. 12: „redet nicht wider einander, ihr Brüder. Wer wider der Bruder redet und ihn richtet, der redet wider das Gesez und richtet das Gesez. Wenn du aber das Gesez richtest, so bist du kein Thäter des Gesetzes, sondern ein Richter. Einer ist der Gesezgeber und Richter, der erretten und verderben kann. Wer bist du, der du den anderen richtest?" Diese vielfach misverstandenen Worte lassen nur eine Auslegung zu. Die Neuerer griffen in den Personen das Gesez an, die hehre und ehrwürdige Macht über die Personen, das man nicht richten, sondern thun soll. Es war der „Irrtum der Gesezlosen", welche die christliche Lebensordnung nicht ferner dulden wollten. Sie gaben sich die Mine, gegen beschränkte Vertreter eines veralteten Standpunktes aufzutreten, aber in Wahrheit galt ihr Kampf der göttlichen Ordnung selbst. In den Personen richteten sie das Gesez, für das diese armen Personen in den Riß traten.

Den Kern derer, welche dem Eindringen der Gesezlosigkeit tapferen Widerstand leisteten, bildeten die Gläubigen aus dem Judentum. Der eigentümliche judenchristliche Schaden, die falsche Gesezlichkeit, war in jenen Gemeinden durch Paulus geheilt worden. Bei dem Einbrechen des specifisch heidenchristlichen Irrtums mußten diese Christen aus den Juden, die nicht mehr Judenchristen waren, ein Salz für die Gemeinden werden, im Einklange mit dem zunächst nur zu Judenchristen gesprochenen Worte: ihr seid das Salz der Erde. Die entarteten unter den Heidenchristen affectirten Verachtung gegen diese dürftigen Gesellen. Sie sahen um so tiefer auf sie herab, da der Aufschwung des heidnischen, speciell Römischen Bewußtseins, wie er in den Verfolgungen sich kundgab, unvermerkt auch auf sie übergegangen

war. In den Anfängen der christlichen Gemeinden hatte Paulus den Saz: „bei Gott gilt kein Ansehen der Person", gegen die Anmaßungen der Juden und Judenchristen aufgestellt, Röm. 2, 11. Jezt, unter veränderten Umständen, richtet Jakobus denselben Saz gegen die heidenchristlichen Anmaßungen, deren erste Keime wir freilich auch schon in dem Römerbriefe gewahren: „sei nicht stolz, sondern fürchte dich", hatte Paulus schon in Röm. 11, 20 den Heidenchristen zugerufen. Jakobus entwickelt diesen Keim: „Brüder", sagt er in C. 2, 1, „haltet nicht dafür, daß der Glaube an Jesus Christus, unsern Herrn der Herlichkeit, Ansehen der Person leide", so gewiß als Jesus unbedingt der Herr ist, von überschwenglicher Herlichkeit, so daß Niemand etwas Reelles hat, das er nicht von ihm empfangen, vor dem aller weltliche Glanz erbleichen muß, so gewiß sind alle seine Diener Brüder, die keinen Vorzug vor einander haben. Der Mann mit dem goldnen Ringe und dem glänzenden Kleide stellt in einem Bilde den Heidenchristen dar, der dürftige im unsaubern Gewande den Judenchristen*), der nun in die Ecke gedrängt und mundtodt gemacht werden sollte, damit er nicht in den fröhlichen Tanz der entfesselten heidenchristlichen Geister sein naturwidriges Nein hineinriefe. Der Apostel erinnert daran, daß jezt am wenigsten die Zeit sei zu solcher stolzen Ueberhebung der Heidenchristen gegen die Judenchristen. „Sind nicht die Reichen die, die Gewalt an euch üben und ziehen euch vor die Gerichte? Verlästern sie nicht den guten Namen, davon ihr genant seid?" Was die Heiden jezt gegen die christliche Kirche verüben, das sollte die Heidenchristen Demut lehren. Die böse Wurzel, aus der bei den Heiden solches Gebahren hervorgeht, ist auch bei den Heidenchristen vorhanden. Und auf der andern Seite: „höret zu, meine lieben Brüder, hat nicht Gott erwählet die Armen auf dieser Welt, daß sie am Glauben reich seien und Erben des Reiches, welches er verheißen hat denen, die ihn lieb haben." Sind nicht grade aus dem Schoße des Judentums die erhabensten christlichen Gestalten hervorgegangen, gehören ihm nicht alle Apostel an, darf man mit hochmütiger Verachtung auf diejenigen herabsehen, die Gott in solcher Weise geehrt hat? Jakobus weist die Heidenchristen darauf hin, daß das, was sie vor ihren Brüdern voraus hatten, der Reichtum und überhaupt die weltliche Stellung gar unsicher ist und gar bald unter den Gerichten des Herrn vergehen wird, so daß beide, der Reiche und der Arme, der Niedrige und der Hohe, nur eins haben, dessen sie sich rühmen können, das unverwelkliche Erbe in Christo, die Ehre des Reichen und Hohen nicht darin besteht, daß er reich und hoch ist, sondern darin, daß er sich aus der Hoheit und dem Reichtum nichts macht, die gar bald vergehen werden, wie eine Blume des Grases, C. 1, 9—11. Er schickt der bereits besprochenen malerischen Schilderung der Katastrophe über die Reichen, das heidnische Rom, in C. 4, 12—17 eine Anrede an die Heidenchristen voraus, in der er das falsche Vertrauen auf den gegenwärtigen Bestand der Dinge bekämpft, welches von den Heiden auf so Viele übergegangen war, die den Namen Christi trugen, und die Wurzel ihres Herabsehens auf die dürftigen Brüder, ihrer Weltfreundschaft und ihrer schlechten Vermittlungstheologie bildete. Er ermahnt sie, daß sie doch nicht auf ein Häuflein Asche so viel geben, ihm solchen Einfluß auf ihre Gemüter gestatten sollen. „Wolan nun, die ihr saget: heute oder morgen wollen wir gehen in die oder die Stadt und wollen ein Jahr da schaffen und handthieren und gewinnen; die ihr nicht wisset, was morgen sein wird. Denn was ist euer Leben? Ein Dampf ist es, der eine kleine Zeit währet, darnach aber verschwindet er. Dafür ihr sagen solltet: so der Herr will und wir leben, wollen wir dies oder das thun. Nun aber rühmt ihr euch eurer Prahlereien" (eurer sich aufblähenden und von euch aufgepuzten Nichtigkeiten). „Aller solcher Ruhm ist böse. Wer nun weiß Gutes zu thun und thut es nicht, dem ist es Sünde." Daß der Apostel hier nicht wie im gleich Folgenden die Reichen, die heidnischen Römer, vor Augen hat, sondern die im Zusammenhange der Gesinnung mit ihnen stehenden Christen, zu deren Beschämung er dann im Folgenden den Untergang des Reichen ankündigt, das erhellt daraus, daß nur Christen sprechen konten, was der Apostel verlangt: so der Herr will u. s. w., nur von Christen das Wort gilt: „wer da weiß Gutes zu thun und thut es nicht", nur von diesen verlangt werden kann, daß sie in allem ihrem Thun durch das Bewußtsein der Nichtigkeit des Irdischen geleitet werden sollen.

Wenn der Apostel sich der armen und gedrückten Judenchristen annimt, an die sich Alles angeschlossen hatte, was außerdem von guten und treuen Elementen in den Gemeinden vorhanden war, besonders das Schwache vor der Welt, während unter den Reichen, den Edlen, den Weisen dieser Welt der Abfall besonders seine Verheerungen angerichtet hatte, so handelt er im Einklang mit seinem eignen Worte (1, 27): „ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott dem Vater ist der, die Waisen und Witwen in ihrer Trübsal besuchen." Wäre Jemand geneigt, daraus, daß der Apostel sich der damals die Wahrheit vertretenden Christen aus den Juden annimt, zu schließen, daß er selbst einen beschränkten judenchristlichen Standpunkt einnahm, so hat Jakobus solchem Attentat gegen das Apostolat gleich durch die Zuschrift seines Briefes vorgebeugt. Er ist gerichtet an die zwölf Stämme in der Zerstreuung. Daß der Brief nicht an Juden geschrieben ist, sondern an Christen, wird jezt allgemein anerkant. Schwegler z. B. in der Geschichte des nachapostolischen Zeitalters, 1, S. 421, sagt: „Wie jede Zeile des Briefes erkennen läßt, sind es Christen, mit denen er es zu thun hat, christliche Gemeindeverhältnisse, die er berücksichtigt, innerchristliche Irrtümer und Misverständnisse, die er bekämpft." Danach kent der Apostel keine andern Juden, als die Christen, diese sind ihm, ebenso wie dem Petrus, die zwölf Stämme in

*) Die Juden (und also auch die Judenchristen) waren damals im Durchschnitt dürftig, Gal. 2, 10. 1 Cor. 16, „Dürftige", so nanten sich nach Epiphanius haer. 30, 17 die Christen in Palästina. Die Rothschilds gehören erst den christlichen Zeiten an. Das Heidentum wußte die Schwämme auszudrücken, wenn sie sich vollgesogen hatten.

der Zerstreuung. Das ist das Aeußerste des Gegensatzes gegen das Judentum, ein völliges Abbrechen der Brücke zwischen ihm und dem Christentum. Die alleinig legitime Fortsetzung Israels ist ihm die christliche Kirche. Die ungläubigen Juden sind durch ihren Unglauben ausgerottet aus ihrem Volke, es gilt von ihnen auch nach Jakobus, was Johannes in der Apokalypse sagt (2, 9. 3, 9): „sie sagen, sie sind Juden und sind es nicht, sondern sind des Satans Schule", die gläubigen Heiden, welche in den Gemeinden, an die Jakobus schreibt, an Zahl und Ansehen bei weitem überwogen, sind durch ihren Glauben eingekindet unter Israel, so daß sie Abraham zum Vater haben, wie im Einklange mit der Ueberschrift in C. 2, 21 gesagt wird. Uebereinstimmend mit Paulus (Röm. 2, 28. 29. 11, 17) kent Jakobus nur einen Oelbaum, aus dem die ungläubigen Juden ausgebrochen und in den die gläubigen Heiden eingepfropft sind. Das Alte ist vollständig vergangen, es ist Alles neu geworden. Die Voraussetzung dieser Anschauung ist die vollständige Erkentnis der Herlichkeit Christi, wie sie Jakobus gleich in den ersten Worten ausspricht, noch ehe er von den zwölf Stämmen in der Zerstreuung redet. Nur diese konte das Band zwischen Juden und Christen vollständig lösen. Diese mußte aber auch dem Judaismus mit einem Schlage ein Ende machen. Hand in Hand mit der Ueberschrift geht die Thatsache, welche schon Bengel hervorhebt: „Wir finden hier nichts von Abraham und Isaac (außer beiläufig in C. 2, 21, wo es galt, den Einwand der Gegner zu entkräften, die sich auf Abraham beriefen), „nichts von Jakob, von Moses, nichts von Judäa, Jerusalem, dem Tempel. Der ganze Brief fließt aus jenem neuen christlichen Wesen."

Der Brief des Jakobus trägt durchaus einseitigen gelegenheitlichen Charakter und es ist eine wissenschaftliche Verkehrtheit, wenn man aus ihm einen „Lehrbegriff des Jakobus" gewinnen, oder wenn man gar aus ihm auf den „Mangel eines centralen Principes in der christlichen Weltanschauung des Briefstellers" schließen und diesen zu einem halb jüdischen, halb christlichen Moralisten machen will. Der einseitige Charakter erhellt schon daraus, daß in Bezug auf den Mittelpunkt des Christentums, die Person Christi, sich bei ihm nur ganz zerstreute und vereinzelte Andeutungen finden. Diese Andeutungen reichen hin zum Beweise, daß Jakobus in die Höhen und Tiefen des Gegenstandes vollständig eingedrungen ist. Er nent sich gleich in den ersten Worten den Knecht Gottes und des Herrn Jesu Christi, den er unbedingt über die menschliche Sphäre hinaushebt, indem er ihn Gott beiordnet und sich selbst ihm in gleicher Weise wie Gott unterordnet, dem man schon nach dem Gesetze Mose's alleine dienen soll. Er bezeichnet ihn in C. 2, 1 als den Herrn der Herlichkeit, in Anspielung auf Ps. 29, 3, wo Gott als der Gott der Herlichkeit bezeichnet wird: die Herrlichkeit, im Gegensatze gegen die Niedrigkeit der armen Sterblichen, ist eine gewöhnliche Bezeichnung göttlichen Wesens. In den Verfolgungen der Römischen Weltmacht, welche damals allmächtig auf Erden war, laut ausrief: „wer ist mir gleich und wer kann mit mir streiten?" verweist er auf die Zukunft des Herrn, welche ihr ein Ende machen wird, C. 5, 7. 9. Im Namen dieses Herrn haben C. 5, 10 schon die Propheten des A. B. geredet, wie ja auch nach Petrus (1, 11) in den Propheten der Geist Christi redete, und da diese Propheten ihr Wort so durchgängig auf Jehova zurückführen, so muß er mit dem Jehova des A. T. persönlich identisch sein, worauf auch das hinführt, daß bei Jakobus durch den Namen des „Herrn" gleichwie durch einen Eigennamen Christus bezeichnet wird. Der Herr — das sezte die damals gangbare Uebersetzung des A. T. überall, wo im Grundtexte Jehova stand, der Name, den die Juden bei Strafe ewiger Verdamnis nicht aussprechen durften. Ist jemand krank, leiblich oder geistlich, der Einzelne oder die ganze Gemeinde, die hier durch den kranken Mann repräsentirt wird, so sollen die Aeltesten der Kirche über ihn beten und ihn salben mit Oel im Namen des Herrn und das Gebet des Glaubens wird den Leidenden retten und der Herr wird ihn aufrichten. Das Gebet, welches die Salbung begleitet und ausdeutet, kann nur an denselben gerichtet sein, in dessen Namen diese Salbung geschieht. Und wenn der Herr es ist, der in Erhörung des Gebetes den Kranken aufrichtet, so kann auch nur an ihn das Gebet des Glaubens gerichtet sein. Gegenstand der Anbetung aber kann nur Gott im vollsten Sinne sein. Wenn nun Jakobus solche tiefe und reiche Erkentnis seines Herrn hat, eine Erkentnis, von der noch mehr wie bei Petrus das: „Fleisch und Blut hat es dir nicht offenbart, sondern der Vater im Himmel" gilt, da er, der Bruder des Herrn, ihn von Jugend auf in seiner Niedrigkeit gesehen hatte, und wenn er solche Erkentnis doch in keiner Weise entfaltet, so kann der Grund nur darin liegen, daß er nicht einen allgemeinen Lehrzweck verfolgt, sondern von einer ganz bestimten Veranlassung ausgehend, nur solches darreicht, was für diese specielle Veranlassung geeignet ist. Er schreibt an Gemeinden, in denen das Christentum längst gegründet ist, in denen Paulus Jahre lang durch mündliche und schriftliche Unterweisung gewirkt hat. Auf die Paulinischen Briefe finden sich nicht undeutliche Hinweisungen. Um beispielsweise nur einiges anzuführen, die Worte in C. 1, 2. 3: „meine Brüder, achtet es für eitel Freude, wenn ihr in mancherlei Anfechtungen fallet, indem ihr wisset, daß die Prüfung eures Glaubens Standhaftigkeit wirkt", gelten einer ausdrücklichen Verweisung auf Röm. 5, 3 gleich: „wir rühmen uns der Trübsale, indem wir wissen, daß die Bedrängnis Standhaftigkeit wirkt." Die Bezeichnung der christlichen Lebensordnung als des Gesetzes der Freiheit, 1, 25. 2, 12, ist so gut als mit Anführungszeichen versehen und weist mit einem Worte hin auf die Paulinische Ausführung in dem Briefe an die Galater, C. 4. 5, woraus sie allein ihr Verständnis erhält. Die Worte in C. 1, 22: „seid aber Thäter des Wortes und nicht Hörer allein", weisen zurück auf Röm. 2, 13: „nicht die Hörer des Gesetzes sind gerecht bei Gott, sondern die Thäter des Gesetzes werden gerecht sein." Jakobus hat nicht einen neuen Grund zu legen, so wenig wie der Verfasser des Briefes an die Hebräer, der in ähnlicher Lage, da er wankende Gemeinden zu stärken hat, dies ausdrücklich von sich ablehnt,

C. 6, 1. 2, er hat fortzubauen auf dem Paulinischen Grunde und auch das würde er kaum gethan haben, wenn Paulus selbst noch im Stande gewesen wäre, die Pflichten des Aufhaltenden zu erfüllen. Aber selbst als Gelegenheitsschrift trägt die Schrift des Jakobus noch einen einseitigen Charakter. Er bescheidet sich, daß er nicht der Einzige ist, der, nachdem Paulus seinen Lauf vollendete, in die Bresche einzutreten hat, daß vielmehr die noch lebenden Apostel und besonders die Spitzen des Apostolats diese Pflicht mit ihm teilen. So gewiß, als es sich um eine Crisis auf Leben und Tod handelte, als die eingebrochene Gefahr den ganzen Bestand der christlichen Kirche bedrohte, konten Petrus und Johannes, die beiden andern „Säulen" der Kirche, sich bei ihr nicht passiv verhalten und Jakobus es also nicht als seine Aufgabe betrachten, vollständig zu sein, vielmehr nur die Seiten zu berühren, die ihm besonders nahe lagen und für die er specielle Mission erhalten hatte. Ein absichtliches Ineinandergreifen des Briefes des Jakobus und der beiden Briefe des Petrus, die unzertrenlich zusammengehören und zusammen das Seitenstück bilden zu unserm Briefe, wird durch die gewiß nicht zufällige nahe Verwandtschaft der Ueberschriften bei dem Briefe des Jakobus und dem ersten Briefe des Petrus bezeugt. Petrus weist auch durch eine Reihe anderer wörtlicher Beziehungen darauf hin, daß er mit Jakobus am gemeinsamen Strange zieht. Zu gleichem Zwecke bezeichnet sich der Apostel Judas, der ebenfalls in diesen Kampf eintritt, nachdem er sich wie Jakobus einen Knecht Christi genant hat, als Bruder des Jakobus, mit dessen Briefe er in seinem Briefe ächt brüderlich Hand in Hand geht und denselben Kampf des Glaubens kämpft, im Einklange mit dem Worte des Psalmisten: „wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder auch zusammenwohnen."

Wir finden in dem Briefe des Jakobus selbst Spuren davon, daß seine Polemik gegen den Zeitirrtum keine allseitige ist. Er eifert in C. 3 gegen die Sucht, sich zu Lehrern in der Kirche aufzuwerfen, wie sie damals grassirte, V. 1, er redet von einer aufgekommenen Weisheit, welche nicht von oben stamt, sondern irdisch, selisch, teuflisch ist. Von den Erzeugnissen dieser zungenfertigen jungen Lehrerschaft, welche die veraltete Anfangstheologie über Bord werfen wollte, dieser neuen „Weisheit", bekämpft Jakobus nur die falsche Stellung zum Gesetze, aber es ist kaum zu denken, daß sie, die stolze und doch so windige und erbärmliche Gnosis, einmal aufgekommen, bei diesem einen Punkte stehen geblieben sein wird. Das Interesse, aus dem diese Irrlehre hervorging, die Spannung im Verhältnisse zur Heidenwelt zu mindern, mußte nicht minder auch sich wirksam zeigen in Bezug auf eine durchgreifende Reform in der Lehre von Christo. Christus wahrer Gott, keine Größe neben sich duldend, jede Höhe niedrigend (2 Cor. 10, 5), das war neben der Sittenstrenge der Christen der eigentliche Hauptanstoß in der Heidenwelt. Das war ein Hohn gegen ihre Götter, gegen ihre sich die Gottheit anmaßenden Kaiser, gegen ihre großen Männer, gegen ihre Verdienste, gegen ihre Tugenden. Daß der Irrtum in der Zeit des Jakobus schon vorhanden war, erkennen wir auch bestimt aus dem zweiten Briefe des Petrus, der die Irrlehrer anklagt, daß sie in der Lehre von Christo „erklügelte Fabeln" an die Stelle der Thatsachen setzen, auf welchen die apostolische Verkündung beruht, 2 Petr. 1, 6, und den Herrn verläugnen, der sie erkauft hat, 2 Petr. 2, 1; ebenso aus dem Briefe des Judas, der die beiden Hand in Hand gehenden Irrtümer unmittelbar mit einander verbindet: „welche die Gnade Gottes auf Mutwillen ziehen und unsern einigen Gebieter und Herrn Jesus Christus verläugnen", V. 4, woneben er ihnen anderwärts noch Schuld gibt, daß sie überhaupt die Herschaft verachten und die Majestäten lästern, was aus demselben Princip der heidnischen Zucht- und Meisterlosigkeit, demselben Geiste der Emancipation und Fleischesfreiheit hervorgeht. Wir können also nicht zweifeln, daß die christologische Abirrung in der Zeit des Johannes schon vorhanden war. Nach dieser Seite aber dem grundstürzenden Irrtum entgegenzutreten, das war recht eigentlich die Mission des Johannes, dessen sämtliche Schriften diesem Zwecke dienen, wobei zu bemerken, daß in den Jahren, welche zwischen der Abfassung dieser Schriften und der Briefe des Jakobus, Petrus und Judas liegen, der christologische Irrtum sich viel mehr entfaltet und in der Person des Cerinth einen Hauptvertreter gefunden hatte. Die specielle Mission des Jakobus bezieht sich auf das Gesez. Wie er früher durch seine imponirende Auctorität dem Paulus zum Siege geholfen hatte gegen die Judenchristen mit ihrer falschen Gesezlichkeit, so tritt er jezt der heidenchristlichen falschen Freiheit vom Gesetze entgegen, auch hier nicht wider Paulus, sondern für Paulus und in Bekämpfung der gräulichen Wölfe, vor denen schon er gewarnt hatte.

Aus Guizots neuestem Werke.

(Schluß.)

In einem Punkte ist Vinet, auch nach Guizot's Urteil, kurzsichtig, darin daß er die Trennung zwischen Kirche und Staat zum Princip erhebt und übersieht, wie die Verbindung beider Gesellschaften zu Zeiten notwendig und heilsam gewesen ist.

Eine ausführliche Schilderung widmet unser Verfasser dem ausgezeichneten Prediger Adolf Monod. Merkwürdig ist hier eine Stelle, wo Monod sich gegen den ihm vorgeworfenen Exclusivismus verwahrt. „Es ist einer der unterscheidenden Züge des religiösen Erwachens unsrer Zeit, daß es, in liebevoller Weise sparsam mit jener unbedingten Bejahung, womit das 16. Jahrhundert allzu verschwenderisch gewesen ist, sie für eine kleine Zahl von Grundlehren aufbewahrt. Ja es befleißigt sich, den Kreis derselben noch enger zu ziehen, bis daß es, zum lebendigen Mittelpunkte und gleichsam zum Herzen der Wahrheit gelangt, sie in einem einzigen Namen, Jesus Christus, und in einem einzigen Worte, Gnade, zusammenfaßt. Wer dieses Glau-

bens ist, welchen Namen er übrigens trage und welchen Plaz er in der allgemeinen Kirche einnehme, lutherisch, anglicanisch, methodistisch, herrnhutisch, baptistisch, ich sage noch mehr, römisch oder griechisch-katholisch, wir nehmen ihn auf als Bruder in Christo; und nicht wir allein, sondern die ganze evangelische Kirche unsrer Zeit, abgesehen von den immer seltenern Ausnahmen einer engherzigen oder sectirischen Frömmigkeit. Daher diese evangelische Allianz, welche sich in unseren Tagen unter mehr als zwanzig protestantischen Kirchengemeinschaften gebildet hat und nur das Vorspiel einer andern noch ausgedehnteren evangelischen Allianz ist, wo jeder Zutritt finden wird, der sich allein auf das Verdienst Jesu Christi, der aller Heiland und Herr ist, verläßt." (Dergleichen Weitherzigkeit, welcher auch Hr. Guizot Beifall gibt, lautet recht schön und christlich, und ist doch, genauer betrachtet, eine rechte Armseligkeit. Sie erinnert fast an den Cyniker Diogenes, welcher es verschmähete in einem Hause zu wohnen und sich eine Tonne zur Wohnung nahm, welcher seinen hölzernen Becher wegwarf, als er bemerkte, daß man auch aus der Hand trinken könne. Allerdings ist Christus und die Lehre von der Gnade das Centrum, das innerste Herz des Christentums. Aber, abgesehen davon, daß diese beiden Worte doch wirklich und erfahrungsmäßig gar verschiedene Auffassungen zulassen und ohne nähere Bestimmung noch wenig damit gesagt ist, so leugnet ja auch niemand, daß das Herz das Centrum des menschlichen Körpers ist und darauf das meiste ankomt. Wer nun schließen wollte: weil das Herz im Leibe das Centrum und die Hauptsache ist, darum ist es ziemlich gleichgiltig, wie es mit den Lungen, der Leber, dem Nervensystem u. s. w. bestellt ist, und wer, weil ein Mensch, der sonst gesund ist, möglicher Weise nach dem Verluste seiner Arme und Beine noch leben kann, nun nicht ungern auf seine Extremitäten verzichtete, ja wol gar sich selbst verstümmelte: der machte es im leiblichen grade so wie diese Latitudinarier es im geistlichen machen. Der Aufenthalt in einem religiös und sittlich so heruntergekommenen Lande, wie Frankreich es im ganzen doch ist, erklärt, aber rechtfertigt nicht solche Uebertreibung.)

„Unter den Protestanten — sagt Guizot S. 191 — treiben einige die Ansprüche der Freiheit so weit, daß sie wollen, in der religiösen Gesellschaft solle die Gemeinschaft des Glaubens für nichts zählen, und jeder solle ein Glied derselben, ja sogar Pfarrer bleiben können, wenn er über die wesentlichen Thatsachen und Dogmen der Kirche die allerverschiedensten, ihren Traditionen und ihren Texten fremdesten Meinungen bekent. Im Protestantismus ist die vollkommene religiöse Freiheit im Schoße der bürgerlichen Gesellschaft, das Recht eines jeden, seinen Glauben zu offenbaren und seinen Gottesdienst auszuüben, vollständig erworben und unbestritten, in der Sele der orthodoxesten Gläubigen wie der freiesten Denker; um den Glauben und die Disciplin handelt es sich; sind ein gemeinsamer Glaube und eine innere Disciplin der Kirche notwendig? Das ist der Streitpunkt."

In Bezug auf die antichristliche Arbeit unsrer Tage macht der Verf. folgende richtige Bemerkung S. 193: „Viele frivole Triebe und schlechte Leidenschaften haben ganz gewiß ihren Teil, und einen großen Teil, an den Angriffen, deren Gegenstand das Christentum heut zu Tage ist. Aber eine ernstere Gesinnung als diese, eine Gesinnung welche Helden und Märtyrer gemacht hat, die Liebe zur Wahrheit, um ihrer selbst willen, welches auch ihre Gefahren und ihre Resultate seien, das ist es, was diesen Angriffen ihren furchtbarsten Charakter gibt. Es ist die Ehre des Menschen nach der Wahrheit zu dürsten, und wenn er sie gefunden zu haben glaubt, so überläßt er sich mit Entzücken dem Vergnügen seinen Durst zu stillen, ja sogar sich zu berauschen an dieser reinen Quelle. Aber er läuft alsdann eine große Gefahr: der Mensch ist nicht blos ein Geist, berufen zu studiren und zu erkennen während seines kurzen Wandels auf dieser Erde; er ist ein thätiges und verantwortliches Wesen, beschäftigt in einem Leben voller Arbeit und mit der Aussicht auf ein künftiges Leben voller Geheimnis, Arbeiter an einem Zwecke der ihm persönlich ist, und an einem allgemeinen Plane, den ihm nur undeutlich zu sehen vergönt ist. Der Mensch ist also in einem sehr unvollständigen und sehr unvollkommenen Selenzustande, wenn er sich in die Betrachtung desjenigen einschließt, was ihm als die wissenschaftliche Wahrheit erscheint, ohne seinen Gedanken allen den Proben zu unterwerfen, zu denen er selbst berufen ist, ohne zu untersuchen, ob derselbe in Einklang mit den Gesetzen seiner Natur ist, und ob er die seinem Wissen gesezten Grenzen achtet oder überschreitet."

Aus der 3. Betrachtung: Der Rationalismus entnehmen wir folgende interessante Stellen. Im J. 1865 schrieb ein Engländer Lecky ein Buch, worin er alle Fortschritte der europäischen Gesellschaft seit anderthalb Jahrtausenden vom Rationalismus ableitet. Dessen ungeachtet gesteht er am Schlusse seines Werkes selbst ein, daß die Opferwilligkeit, die Selenruhe, der Heldenmut, welche das Christentum erzeugt habe, leider zum großen Teil verschwunden sei. Der bedeutende rationalistische Philosoph, Edmond Scherer spricht in seiner Schrift: La crise du protestantisme, doch die Vermutung aus, daß das Christentum, wenn es von allen dogmatischen und „mythologischen" Elementen gereinigt sei, schließlich keine Religion mehr sei und keine Kraft mehr habe.

S. 244: „Es liegen im Rationalismus zwei Grund-Irrtümer. Auf der einen Seite verstümmelt er den Menschen, indem er ihn studirt, er wird mehreren constitutiven Elementen und wesentlichen Thatsachen der menschlichen Natur nicht gerecht und verkent ihren Sinn und ihre Tragweite. Auf der andern

Seite dehnt er die Ansprüche des menschlichen Wissens über sein Recht und über die Grenzen seiner Macht aus.

„Die menschlichen Instinkte und Gefühle sind allerdings keine ausreichenden Gründe wissenschaftlicher Ueberzeugung, noch bestimmende Beweise für dies oder jenes System. Der instinktmäßige Glaube des menschlichen Geschlechts an eine oder mehrere übernatürliche Mächte beweiset nicht die Wirklichkeit des Uebernatürlichen, und das Streben der menschlichen Sele über das irdische Leben hinaus beweiset nicht auf vernünftige Weise ihre Unsterblichkeit. Es kann in den Instinkten und Gefühlen des Menschen Irrtum liegen wie in seinen Ideen. Aber wenn diese Instinkte und diese Gefühle allgemein, dauernd, unzerstörbar sind, wenn sie sich in allen Ländern und zu allen Zeiten wiederfinden, wenn sie allen Angriffen, allen Zweifeln des Raisonnements und des Wissens widerstehen und sie überleben, so sind sie ganz gewiß bedeutsame Thatsachen, welche der menschliche Geist nicht umhin kann anzuerkennen und zu achten. — Der Rationalismus verstümmelt das menschliche Wesen, wenn er diesen Thatsachen nicht gerecht wird und sie als leere Einbildungen betrachtet, weil er sie nicht erklären kann. Und wenn er nach dieser Verstümmlung alle Herschaft einem einzigen Teile der menschlichen Natur, einem einzigen Vermögen zuerteilt, welches er die Vernunft nent, als ob es der ganze Mensch wäre, so thut er in der intellectuellen Welt was er in der physischen Welt thun würde, wenn er die Wirklichkeit der Nacht leugnete, weil er nur den Tag deutlich sieht." —

Ueber den zu unsrer Zeit so weit verbreiteten Materialismus bemerkt unser Verfasser: „Woher komt die wesentliche und ursprüngliche Thatsache, daß das menschliche Wesen zusammengesezt und doch eins ist? Wie komt die Vereinigung von Sele und Leib zu Stande, und wie wird ihr gegenseitiger Einfluß ausgeübt? — Der Materialismus ist blos eine Hypothese um diese große Thatsache zu erklären; und die Hypothese besteht nicht darin, daß sie das Problem löset, sondern daß sie es unterdrückt, indem sie die Thatsache selbst leugnet. Was ist es nötig, sagt man, zu untersuchen, wie die Vereinigung von Sele und Leib zu Stande komt? Weder diese Zusammengesezheit des menschlichen Wesens, noch seine Einheit in seiner Zusammengesezheit sind wirklich vorhanden: der Mensch ist nur ein Produkt und eine vorübergehende Erscheinungsform der Materie."

„Ich werde mir das Vergnügen nicht versagen, diese Hypothese durch den Mund eines noch lebenden Philosophen zurückzuweisen, den ich bald zu bekämpfen haben werde: „Nichts beweist sagt Herr Bacherot, daß die Hypothese des Materialismus wahr sei; im Gegenteil, bestimte Thatsachen zeigen, daß sie falsch ist... Wenn die Sele nichts als das Ergebnis des Spieles der Organe ist, wie hat sie denn die Macht den Eindrücken, den Gelüsten des Leibes zu widerstehen, seine Fähigkeiten zu lenken, zu concentriren, zu beherschen? Wenn der Wille nur eine andere Form des Naturtriebes ist, wie soll man sich seine Herschaft über den Naturtrieb erklären? Diese Thatsache ist ein unwiderstehlicher Beweis und dies ist die Klippe, woran sich der Materialismus gebrochen hat und immer brechen wird . . . Vor mehr als 2000 Jahren hat die Weisheit des Altertums ihre Entscheidung ausgesprochen: — Sehen wir nicht, sagt Sokrates beim Plato, daß die Sele alle die Elemente beherscht, woraus man behauptet, daß sie zusammengesezt sei? daß sie ihnen fast während des ganzen Lebens widersteht und sie auf alle Weise bändigt, indem sie die einen hart und mit Schmerz unterdrückt, wie in der Gymnastik und Medicin, die andern sanfter zurückdränkt, diese schilt, jene erinnert, zur Begierde, zum Zorn, zur Furcht redet wie zu Dingen einer fremden Natur? was Homer uns in der Odyssee (XX, V. 17. 18.) dargestellt hat, wo Odysseus

schlug sich die Brust und schalt sein Herz mit zürnendem Worte:
Dulde mein Herz; du hast ja ärgeres sonst schon geduldet.

Glaubst du, fügt Sokrates hinzu, daß Homer dies gesagt hätte, hätte er die Sele als eine Harmonie gefaßt und als eine solche, die von den Leidenschaften des Körpers regiert werden müsse? Dachte er nicht vielmehr, daß sie sie regieren und beherschen müsse und daß sie etwas viel göttlicheres sei als eine Harmonie?" —

Aus der lezten (8.) Betrachtung, welche von der Gottlosigkeit, Gleichgiltigkeit und Unschlüßigkeit handelt, heben wir folgende Stellen hervor. „Von den beiden Arten der Gottlosigkeit, welche ich soeben angedeutet habe, ist diejenige, welche aus der Unsittlichkeit entspringt oder zur Unsittlichkeit führt, ohne Zweifel die unheilvollere für die menschliche Sele, für ihre Würde und ihr Schicksal; aber die systematische Gottlosigkeit, die sich als Lehre erhebt, ist die gefährlichere für die menschliche Gesellschaft, denn sie hat Gefallen an sich selbst und sezt ihren Stolz darein sich öffentlich auszurufen und sich zu verbreiten. Die ehrgeizigen Gottlosen erlangen mehr Credit als die zügellosen."

„Die religiöse Stumpfheit ist in unsern Tagen ein verbreiteteres Uebel als die offenbare Gottlosigkeit. Ich rede nicht von derjenigen Gleichgiltigkeit in religiösen Dingen, welche der Abbé de la Mennais so beredt angegriffen hat. Jene kann ebensowol tief als leichtfertig sein; sie kann ebensowol aus dem Materialismus, dem Scepticismus, der bewußten Gottlosigkeit herrühren, als aus einer plumpen Vergessenheit der höheren Fragen, welche dem menschlichen Geiste zu schaffen machen. Die heut zu Tage so gewöhnliche Stumpfheit denkt nicht einmal an diese Fragen, stellt sich gar nicht vor, daß Veranlassung sei daran zu denken. Da wo diese Stimmung herscht, beschränkt sich der Gedanke des Menschen auf sein irdisches und gegenwärtiges Leben; die Geschäfte und Interessen dieses Lebens nehmen ihn ganz allein in Anspruch und genügen ihm; es ist wie ein Schlaf der Triebe und Bedürfnisse der menschlichen Sele, welche über diese niedrigste Region hinausgehen, und wenn nicht ein völliges Aufgeben, wenigstens ein schweres Erstarren des göttlichen Teiles unsrer Natur.

„Mögen die Freunde des religiösen Lebens und des christlichen Glaubens sich keiner Täuschung hingeben: da ist das größte Hindernis dem sie begegnen, das schwerste Gewicht, welches sie zu heben haben. Der Angriff fordert den Widerstand heraus; der Kampf führt die Entfaltung der verschiedenen Kräfte herbei;

der wissenschaftlich gebildete Glaube fürchtet sich nicht gegen den wissenschaftlich gebildeten Unglauben auf den Kampfplaz zu treten. Die religiöse Stumpfheit ist wie ein ungeheures todtes Meer, worin kein Wesen lebt, eine unermeßliche öde Wüste, wo kein Keim sprießt. Dies ist, wenn nicht das widerwärtigste, wenigstens das ernsteste Uebel unsrer Zeit. Gegen dieses Uebel müssen die Christen vor allem ihre Anstrengungen richten; da haben sie eine Welt und ganze Völker zu erobern."

„Die Stüzpunkte und die Mittel zum Handeln werden ihnen bei dieser großen Arbeit nicht fehlen. Wenn die religiöse Stumpfheit in unseren Tagen beklagenswert verbreitet ist, so ist uns die religiöse Unentschiedenheit nicht fremd. Sie wird erweckt durch sehr verschiedene Interessen und Gefühle, bald an der Oberfläche, bald auf dem Grunde der Selen. Es gibt eine vernünftige und achtenswerte Unentschiedenheit, welche ich dennoch nicht religiös nennen werde; sie entspringt aus dem Instinct oder der Erfahrung vom Nutzen der Religion zur Aufrechthaltung der Ordnung in der Gesellschaft, nicht nur in der großen öffentlichen Gesellschaft, sondern auch in der kleinen häuslichen Gesellschaft, im Schoße der Familie wie des Staates. Ein Mann von ausgezeichnetem Geiste und ehrenhaftem Charakter, Zögling der polytechnischen Schule und Ober-Ingenieur in einem unserer großen Departements, sprach eines Tages mit Betrübnis zu mir von den Angriffen, denen das Christentum ausgesezt sei: „Nicht um meiner selbst willen beklage ich mich darüber, sagte er mir; Sie wissen, ich bin Voltairianer; aber ich will Ordnung und Frieden in meiner Häuslichkeit. Ich wünsche mir Glück, daß meine Frau Christin ist, und ich rechne darauf, daß meine Töchter christlich erzogen werden. Diese Verwüster wissen nicht, was sie thun; nicht gegen die Kirchen allein, gegen unsre Häuser und ins Innere unsrer Häuser führen sie ihre Schläge." Es gibt eine ernstere und tiefere Unentschiedenheit, eine wahrhaft religiöse Unentschiedenheit; sie stamt aus dem Bedürfnis nicht nur der socialen Ordnung, sondern der moralischen Sicherheit, der Harmonie, der Zuversicht und innersten Hoffnung angesichts der Probleme und Wechselfälle, die auf dem menschlichen Wesen lasten. Diese Unentschiedenheit erhebt sich nicht nur in selbstbewußten Selen, welche sich Rechnung ablegen von ihrer innern Unruhe und sie offenbaren; sie bewegt, sie bekümmert eine Menge von einfältigen, bescheidenen, stillen Selen, welche von der widerchristlichen malaria leiden, die um sie her verbreitet ist. Welcher Statistiker wird ihre Zahl nennen, und welcher Philosoph wird sie von ihrem Uebel heilen?"

Wir schließen unsere Auszüge, aus denen der Leser wol die Ueberzeugung schöpfen wird, daß neue und tiefe Gedanken auch in diesem Teile der méditations von Guizot niedergelegt sind, und daß hier jeder etwas lernen kann. Möge Gott dem ehrwürdigen Veteranen Leben und Kraft schenken, dieses Werk, gewiß eines der bedeutsamsten der neueren französischen Literatur, seiner ursprünglichen Absicht gemäß zu Ende zu führen.

G. H. S.

Ist das Werk Mose's ein Erzeugnis des natürlichen Menschengeistes?

II.

Blicken wir nun noch einmal auf das bisher Gesagte zurück, so hat sich uns Folgendes als Resultat ergeben: Die Religionssysteme aller Völker, der semitischen, hamitischen und japhetischen mit alleiniger Ausnahme des Mosaismus sind naturalistische Vergötterung von Naturkräften, und die Einheit, welche bei einigen im Hintergrunde ruht, ist nicht eine theistisch-transcendentale, eine Persönlichkeit, ein Ich, sondern die abstracte des Pantheismus, das All. Und demgemäß sind auch bei ihnen die Begriffe von gut und böse, heilig und unheilig in ihrem lezten Grunde nicht sittlich, sondern physisch, und grade deshalb fehlt ihnen auch durchaus der Begriff der sittlichen Freiheit und Verantwortlichkeit des Menschen, auf dem ja die ganze sittliche Anschauung im Mosaismus basirt ist. So scheidet diesen von jenem eine in jeder Beziehung radicale Kluft, und kein Uebergang, kein Anschließungspunkt läßt sich irgendwo nachweisen.

Dies aufgezeigt zu haben könte für unsern Zweck genügen. Aber wir können noch einen Schritt weiter gehen. Wie der Mosaismus entstehen konte, ist aus allen den heidnischen Religionen nicht nachzuweisen, er steht neben ihnen als eine völlig selbständige, von ihnen her durchaus unerklärliche Erscheinung da, so unerklärbar, wie das organische von unorganischen aus. Wol aber ist es vom Standpunkte der Offenbarung aus außerordentlich leicht nachzuweisen, woher das Heidentum gekommen ist und gerade so sich gestalten mußte, wie wir es überall gestaltet gefunden haben, nämlich pantheistisch-naturalistisch. Es beruht diese Erscheinung auf einem doppelten Grunde, einem sittlichen und einem logischen. Den ethischen finden wir ausgesprochen 1 Mos. 3, wenn der Herr zur Schlange sagt: „Auf deinem Bauche sollst du gehen und Staub essen dein Lebelang." Der Mensch ist zu Gott geschaffen, kann nur in Ihm seine Ruhe und Befriedigung finden. Indem er aber durch die Sünde aus der Stellung des Gehorsams, welche ihm dem lebendigen Gotte gegenüber allein gebührt, heraustritt und selbst sein will wie Gott, stellt sich ihm dieser notwendig im Gewissen feindlich gegenüber, und der Mensch flieht sein heiliges Angesicht. Aber das Bedürfnis eines Gottes, einer Macht, auf die er bauen, der er sich anvertrauen kann, bleibt. Vom Ewigen, Unsichtbaren losgerissen, ist er an diese Welt gewiesen, welche nun alle seine Bedürfnisse befriedigen soll. Ihr gibt er also zunächst auch sein Herz hin in Augenlust, Fleischeslust und Hoffart, macht sie zunächst zu seinem Gotte, seinem höchsten Gute, und ißt Staub sein Lebelang. Aber dies sein Gut wie sich selber sieht er abhängig von gewissen in der Natur wirkenden Kräften, hemmenden und fördernden, feindlichen und freundlichen. Auf diese überträgt er nun das Gottesbewußtsein, welches ihm geblieben ist, personificirt sie, und so sind die naturalistischen Gottheiten fertig. Mit innerer Notwendigkeit fordern diese von ihm Pietät, d. i.

daß er, was sie fordern, als göttlich gefordert anerkenne. Die Naturkräfte aber sind ja nicht heilig; bis in ihre Consequenzen hinein als göttlich angesehen fordern sie gradezu das unheilige, ja widernatürliche. Man denke nur an die Consequenz der vergöttlichten Zeugungskraft im ägyptischen Kultus, den Bachus-, den Venusdienst bei den Griechen. Daher die Erscheinung, daß den Göttern zugeschrieben, in ihrem Dienste gefordert wird, dessen auch der bessere Heide sich schämt. Aber das Gewissen kann nun nicht mehr aufkommen. Die Konsequenz der Pietät gegen das einmal vergöttlichte muß auch die Reaction des besseren Gewissens für Frevel gegen die Gottheit erklären, als solchen von den Göttern bestrafen lassen; wie uns ja solche Reactionen gegen den wüsten Bachuscultus in der griechischen Mythologie mannigfach vorliegen, wie z. B. in der Fabel vom Pentheus. Nun sind aber dieser fördernden und hemmenden Mächte viele, und je weiter ein Volk in der Kultur fortschreitet, desto mehr entdeckt es. Daher ist es ganz naturgemäß, daß in der ältesten Mythologie eines Volkes zunächst nur wenige und mehr allgemein gehaltene Gottheiten auftreten, mit der Kultur aber ihre Zahl wächst und sie selbst immer individueller werden. Und je mehr ein Volk in sich die Menschheit cultivirt, sich seiner Menschheit bewußt wird, wie die Griechen, um so menschlicher, cultivirter möchten wir sagen, werden auch die Götter werden. So weisen es uns die Mythologien grade der indo-germanischen Völker auf das deutlichste nach. Und nichts Unhistorischeres, Unwissenschaftlicheres kann es geben als die Ansicht, die Menschheit habe mit der Vielheit, etwa dem Fetischismus angefangen, sei aber mit fortschreitender Entwickelung des Geistes bis zum Begriff Eines und zwar eines transcendenten Gottes gekommen. Die Entwickelung geht hier durchaus nicht aufwärts, sondern muß vermöge ihres sittlichen Ursprungs abwärts gehen, wie es eben auch die Geschichte zeigt.

Aber zugleich mit dem sittlichen Grunde und auf das engste damit verbunden wirket bei aller natürlichen Religionsbildung ein logischer. Man sagt, das Nachdenken führte die Völker von der Schöpfung zum Schöpfer, indem sie ja von der Wirkung auf die Ursache schließen mußten. Diese Ansicht aber zeugt von einer völligen Unkentnis der Denkthätigkeit. Der Begriff von Ursache und Wirkung ist ein Erfahrungsbegriff, das Denken an sich, das reine Denken bewegt sich nie in dieser Kategorie, sondern stets in der von Grund und Folge. Wenn ich mit meiner Hand etwas schreibe, so ist das Geschriebene eine Wirkung meiner Hand, und die Hand ist die Ursache davon. Beide stehen so zu einander, daß zwischen ihnen die Freiheit liegt. Die Hand kann schreiben, kann es aber auch unterlassen, ohne darum weniger Hand zu sein; ja es kann Hände geben, die gar nicht zu schreiben vermögen, und sind trozdem vollkommene Hände. Ich kann also auf die Beschaffenheit der Hand aus dem Geschriebenen nur in sehr beschränktem Maße schließen; oder vielmehr, habe ich nicht schon vorher von anderswoher den Begriff der Hand, so werde ich ihn mir aus dem Geschriebenen gewiß nicht bilden können. Anders dagegen verhält es sich mit dem Verhältnis von Grund und Folge. Die Folge steht zum Grunde in dem Verhältnisse der Notwendigkeit, es kann in ihr nichts sein, was nicht auch im Grunde vorhanden wäre, und dieser kann nicht ohne jene sein. Wenn ich den Saz ausspreche: Weil in jedem Dreieck die Summe der drei Winkel gleich zweien rechten ist, so ist im rechtwinklichten Dreiecke die Summe der spitzen Winkel gleich Einem rechten, so ist ersteres der Grund, lezteres die Folge. Hier ist klar, wie die Folge notwendig mit dem Grunde verknüpft ist, sie ist nur eine besondere Anwendung desselben. Ich kann daher mit Sicherheit aus dem Grunde die Folge herleiten und ebenso sicher aus der Folge auf den Grund zurückschließen. Alles reine Denken findet aber nur auf diesem Wege statt, kann nur so vor sich gehen, wie wol aus den Beispielen erhellt. Es wäre gradezu widersinnig, wollte man dem Denken zumuten, aus der Wirkung die Ursache aufzufinden. Deshalb war es z. B. von Spinoza nur consequent, wenn er, um der reinen Denkthätigkeit freie Bahn zu machen, das Verhältnis von Ursach und Wirkung in der Welt überhaupt leugnete; was freilich zugleich auch alles Leben leugnen hieß. Darum kann der transcendente Gott aus der Welt, der freie Schöpfer aus der Schöpfung nur von dem erkant werden, welcher schon anderswoher (durch Offenbarung) einen Begriff von ihm hat. Wie ja allerdings, wer die Hand schon kent, auch aus dem, was sie geschrieben hat, Rückschlüsse auf sie machen kann. Aber grade diesen hierzu notwendigen Begriff von Gott bringt ja der natürliche Mensch nicht mit, er ist mit der sittlichen Abwendung von Gott verloren gegangen. Nun strebt allerdings auch im Polytheismus, im denkenden Heiden, das angeborne Gottesbewußtsein nach Einheit. Indem aber das Reflectiren von unten nach oben aufsteigend fortwährend in der Kategorie von Grund und Folge sich bewegte, konte die Einheit, welche schließlich herauskam, nur eine abstracte, keine transcendentale sein, d. h. eine solche, welche frei die Vielheit schafft, sondern nur eine solche, welche die Vielheit in sich enthält. Das ist mit andern Worten, es konte nur ein naturalistisch-pantheistischer Gott, eine summirte Welt, oder eine Summe aller Naturkräfte herauskommen, der dann die andern Götter (Naturmächte) in sich enthielt und mit Notwendigkeit aus sich heraus entließ; wie wir denn dieses Spiel in den Mythologien der indo-germanischen Völker auf das Klarste vor Augen haben.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 21. November. № 93.

Der Brief des Jakobus.

II.

Wir haben jezt noch einen einzelnen Punkt näher zu erörtern: die Lehre des Jakobus vom Verhältnis des Glaubens zu den Werken. Daß hierin der eigentliche Schwerpunkt des Briefes liegt, erhellt schon daraus, daß jeder, wenn der Brief des Jakobus genant wird, sofort an diese Materie denkt. Ehe wir die eigentlich klassische Stelle auf diesem Gebiete C. 2, 14—26 beleuchten, wollen wir ins Auge fassen, was der Apostel anderwärts vom Glauben aussagt. Daß er ihn sehr hoch stellen muß, das geht schon aus den Stellen hervor, welche die Erkentnis der vollen Gottheit Christi aussprechen. Falsches Vertrauen auf die Werke im Gegensatze gegen den Glauben geht gewöhnlich mit Herabsetzung Christi Hand in Hand. Das sehen wir an den Socinianern, an den Rationalisten und auch an unserm eignen Herzen, in dem mit dem Wolgefallen an den eignen Werken sofort das Bild Christi verbleicht. Wenn Christus der vollen Gottheit teilhaftig ist, so wird er auch in dem Werke der Rechtfertigung seine Ehre keinem Anderen geben. Ist er in Wahrheit Gottes eingeborner Sohn, so wird er auch allein es sein, der uns armen Sündern den Weg zur Kindschaft eröffnet, ist er vom Himmel herabgekommen auf die arme Erde, so wird er auch allein den Weg von der Erde zum Himmel eröffnen. „Es ist das Heil uns kommen her aus Gnad und lauter Güte", das ist die einfache Folge davon, daß Christus der Herr der Herlichkeit ist. Als solcher kann er nimmer den armen Menschen als Concurrenten in dem Werke der Rechtfertigung zulassen. Das wäre nicht anders als wenn man ein edles Roß und einen Floh zusammenspannen wollte, wie David sich im Blicke auf seine Niedrigkeit nent. Was die directen Aussagen betrifft, so ist schon das auffallend, daß, wie schon ein Blick in die Concordanz zeigt, neben Paulus bei keinem der Verfasser des N. T. des Glaubens so oft gedacht wird, als bei Jakobus. Er verlangt in C. 1, 2, daß die Trübsale, die damals den Christen an Leib und Leben gingen, für eitel Freude geachtet werden sollen, weil sie zur Förderung im Glauben dienen, der somit als das höchste und köstlichste aller Güter erscheint. Denjenigen, welche im Angesichte der Verfolgung verzagten, in der sie die Welt mit aller ihrer Macht, Wissenschaft und Bildung gegen sich hatten, ruft er zu: „wenn aber einer von euch der Weisheit ermangelt, so erbitte er sie von Gott, er bitte aber im Glauben ohne zu zweifeln", C. 1, 5. 6. Da erscheint ein lebendiger und fester Glaube als das Mittel der Teilnahme an den göttlichen Gütern, als die Ausfüllung aller Mängel, so groß sie auch sein mögen, als der Sieg, welcher die Welt überwindet, wie der dem Glauben entgegenstehende Zweifel als der Vorbote des Ruines. Der Glaube an den Herrn der Herlichkeit Jesus Christus stellt sich in C. 2, 1 als Kern und Wesen der ganzen christlichen Religion dar, was er so gewiß sein muß, als Christus eben der Herr der Herlichkeit ist. Als solcher kann er keine Winkelstellung einnehmen, er muß unbedingt dominirend sein, und so hoch wie Er muß auch der Glaube an ihn stehen, der nichts anderes ist, als der Zusammenschluß mit ihm, so daß wir nicht in uns erfunden werden, in unserer Niedrigkeit und Sündhaftigkeit, sondern in ihm, in seiner Hoheit und Gerechtigkeit. Nach der Stellung, die sie zum Glauben einnehmen, der Förderung in ihm, ist nach derselben Stelle der Wert aller Mitglieder der Gemeinde Gottes zu bemessen. Wer einen andern Maßstab anlegt, thut Sünde. Das Gebet des Glaubens wird nach C. 5, 15 den Kranken erretten und ihn aufrichten, und wenn er Sünden gethan hat, so wird ihm auf Grund dieses Glaubens vergeben werden. Dr. J. Müller (über die Union S. 71) sagt: „Eine von Gott gewirkte, unser Leben in seinem Grunde umwandelnde Neugeburt, die durch das Wort des Evangeliums geschieht, erkent Jakobus so gut wie Paulus als die Bedingung aller Teilnahme am ewigen Heile, C. 1, 18. 21." Jakobus sagt in den angeführten Stellen: „Gott hat uns durch seinen Willen wiedergeboren durch das Wort der Wahrheit", er ermahnt mit Sanftmut das eingepflanzte Wort aufzunehmen, welches die Sele erretten kann. Dem Worte correspondirt der Glaube, der es aufnimt, aneignet und sich mit ihm zusammenschließt. Mit der Bedeutung des Wortes ist unmittelbar auch die des Glaubens gegeben. Dadurch werden glaubens- und selenlose Werke als Ursache der Rechtfertigung völlig ausgeschlossen, die Brücke zwischen den Juden und zwischen den Christen, die in ein ganz neues Wesen versezt sind, völlig abgebrochen. Das Gesez ist nach Jakobus (1, 25. 2, 12) für den Christen ein Gesez der Freiheit, es tritt ihm nicht, wie dem Juden, als äußerer zwingender Buchstabe entgegen, dem er mit widerstrebendem Herzen zu gehorchen sucht, so gut es geht, sondern es ist eine Macht im innersten des Herzens selbst. Wodurch anders könte dieser Unterschied von dem Standpunkte des A. T. hervorgebracht sein, als durch den Glauben, der allein

die herzliche Liebe zu dem Gesetze Gottes zu schaffen vermag, der, indem er den Zusammenschluß mit Gott vermittelt, auch die Lust, Gottes Willen zu thun, dem Herzen einpflanzt.

Aus diesen Aussprüchen schöpfen wir die Zuversicht, daß in der Stelle, in der man mehrfach eine Herabsetzung des Glaubens gefunden hat, C. 2, 14—26, in Wahrheit eine solche nicht enthalten sein kann, daß die Polemik dort nicht gegen den wahrhaftigen Glauben gerichtet ist, den Glauben, welchen in ein helles Licht zu stellen die Mission des Paulus war, sondern gegen ein Zerrbild dieses Glaubens, gegen den Versuch, diesen Glauben, das einzige Mittel von der Knechtschaft der Sünde zu befreien, zum Deckel der Bosheit zu machen.

Man hat mehrfach versucht (Neander u. A.), jene Ausführung des Apostels ganz außer Beziehung auf Paulus zu setzen. Daß aber der Apostel die wenngleich misverstandene und entstellte Paulinische Lehre vor Augen hat, das erhellt daraus, daß der Brief an die Gemeinden gerichtet ist, in denen der Schauplaz der Paulinischen Wirksamkeit gewesen war, wo Paulus mündlich und schriftlich die Gerechtigkeit aus dem Glauben als die Grundwahrheit des Christentums gepredigt hatte. Jakobus, wenn er über das Thema: Glaube und Werke, zu solchen sprach, konte unmöglich den von Paulus dort gelegten Lehrgrund ignoriren. Die Bedeutung dieses Grundes tritt um so mehr hervor, wenn die Zuschrift hier an die zwölf Geschlechter in der Zerstreuung aus der Zuschrift des ersten Briefes des Petrus ergänzt wird, in der ausdrücklich die Gegenden genant werden, in denen sich die Wirksamkeit des Paulus besonders entfaltet hatte, namentlich Galatien, welches sofort an den Brief an die Galater denken läßt. Dazu komt, daß wir hier die eigentümliche dogmatische Ausdrucksweise wiederfinden, welche durch Paulus eingeführt war: Rechtfertigung aus dem Glauben, nicht aus den Werken, das ist eigentümlich Paulinische Ausdrucksform, von der nicht nachgewiesen werden kann, daß sie vor Paulus und neben Paulus vorgekommen ist. Wir können sogar einzelne Stellen in den Briefen des Paulus nachweisen, an welche die hier bekämpften Sätze nahe anklingen. Wenn Jakobus z. B. sagt: „so sehet ihr nun, daß der Mensch durch die Werke gerecht wird und nicht durch den Glauben allein", so werden wir unwillkürlich an Röm. 3, 28 erinnert: „So urteilen wir nun, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben", wo das allein, das Luthers Uebersetzung gibt, freilich nicht im Grundtexte steht, aber doch der Sache nach darin enthalten ist, so daß, wie auch die Parallelstelle des Jakobus zeigt, der Luther in der Einschaltung des allein vorangegangen, dem Geiste nach die Uebersetzung durchaus sich als treu bewährt. Auf den Geist aber geht Luthers ganze Uebersetzung, streng buchstäblich will sie nicht sein, dazu gab es untergeordnete Werkzeuge genug, er hatte mit seinem Pfunde zu wuchern und es wäre ein großer Schade für die Kirche, wenn es uns Buchstäblern, die wir auch unser zugewiesenes Gebiet haben, aber bei unserm Leisten bleiben müssen, gestattet würde, in seine Arbeit hineinzupfuschen. Auch in Bezug auf die geschichtlichen Beweismittel zeigt sich der Zusammenhang zwischen Jakobus und Paulus. Der Saz: „Abraham unser Vater ist aus den Werken gerechtfertigt worden", sieht deutlich zurück auf des Paulus von den Irrlehrern gemisbrauchte Ausführung, daß Abraham nicht durch die Werke gerechtfertigt worden sei, sondern durch den Glauben, Röm. 4, 1 f., aus welcher Stelle auch die Bezeichnung Abrahams als des Vaters aller Christen herübergenommen ist. Und auch das Beispiel der Rahab komt wenigstens in dem unter der unmittelbarsten Einwirkung des Paulus verfaßten Briefe an die Hebräer vor (11, 31) und bildete hienach ohne Zweifel in der mündlichen Unterweisung des Paulus ein Beweismittel für die Realität der Glaubensgerechtigkeit.

So gewiß es aber auch ist, daß Paulus nicht außer Betracht gelassen werden darf, ebenso gewiß auch ist es, daß die Polemik des Jakobus gegen einen schmählichen Misverstand der Paulinischen Lehre gerichtet ist, nicht gegen Paulus selbst.

Paulus hat mit solchen zu kämpfen, welche neben dem Glauben den Werken eine selbständige Bedeutung in der Rechtfertigung des Menschen beilegen wollten. Die Juden gingen nach dem Ausdrucke des Paulus (Röm. 10, 3) daran zu Grunde, daß sie die eigne Gerechtigkeit aufzurichten suchten und die von Gott in Christo dargebotene und durch den Glauben zu ergreifende Gerechtigkeit verschmähten. Soweit konten die Judenchristen nicht gehen, eben weil sie Judenchristen waren. Sie räumten dem Glauben die erste Stelle ein, aber sie sezten daneben in schlechter Vermittlung, weil sie nur halbe Christen und halb noch Juden waren, die vom Glauben unabhängigen Werke. Gegen diese Schmälerung der Ehre Christi eifert Paulus. Jakobus hat es dagegen mit einem ganz anderen Gegensatze zu thun, mit solchen, die im Interesse heidnischer Fleischesfreiheit den Glauben von den Werken absonderten, es für unnötig erklärten, daß der Glaube Werke habe. Es handelt sich zwischen Jakobus und seinen Gegnern nicht wie zwischen Paulus und seinen Gegnern um die Werke als selbständigen Factor der Rechtfertigung, sondern um die Werke teils als die notwendige Bewährung des Glaubens, teils als das notwendige Förderungsmittel desselben, ohne das er nicht zu seiner vollen Kraft gelangen kann. Die Werke werden von den Irrlehrern für überflüssig erklärt, von Jakobus für so notwendig, daß er sogar den Saz aufstellt, „der Mensch wird aus den Werken gerechtfertigt", der zwar paradox lautet, aber nicht minder wahr ist, wie der andere auch sehr misverständliche, daß der Glaube allein rechtfertigt, und die angemessenste Form, in der grade diesen Gegnern gegenüber die Wahrheit aufgestellt werden konte.

Daß die Sache sich so verhält, daß die Werke, die Jakobus verlangt, nur diejenigen sind, in denen sich der Glaube bethätigt und zu vollkomner Durchbildung gelangt, so daß die rechtfertigende Kraft, die Jakobus ihnen beilegt, in Wahrheit auf den Glauben zurückgeht, im Einklange mit Paulus, der ausdrücklich nur die Werke des Gesetzes von der Rechtfertigung ausschließt, die todten Werke, vor und außer der Wiedergeburt, daß der Glaube allein sich auch bei Jakobus als rechtfertigend

darstellt, das erhellt aus den einleuchtendsten Gründen. Wenn er von dem Glauben redet, der nicht Werke hat (V. 17), so verlangt er offenbar nicht Werke neben dem Glauben, sondern einen Glauben, der sich in Werken bethätigt: wie könte sonst der Glaube die Werke haben? Bei Abraham ferner sagt er ausdrücklich, der Glaube habe sich bei ihm in den Werken bethätigt (V. 22). Und wenn er sagt, Abraham sei aus den Werken gerechtfertigt worden und darin eine Erfüllung des alttestamentlichen Wortes findet: „Abraham glaubte Gott und es wurde ihm das zur Gerechtigkeit gerechnet", so konte er also nur reden, wenn in jenem Werke Abrahams der Glaube verborgen war und seine Sele bildete. Denn von dem Glauben allein redete ja das angezogene Wort aus dem ersten Buche Mose's und auf das von der Wurzel des Glaubens losgelöste Werk konte Niemand es beziehen. Auch das nötigt unter den Werken die Werke des Glaubens zu verstehen, daß der Apostel in V. 24 nicht etwa den von de Wette, Kahnis u. A. ihm untergelegten Saz aufstellt: der Mensch wird durch Glauben und Werke gerechtfertigt, was eine bornirte und verdamliche Irrlehre wäre, sondern: der Mensch wird durch die Werke gerechtfertigt, nicht durch den Glauben allein, den ohne Werke bleibenden Glauben, der für die Rechtfertigung gar keine Bedeutung hat, selbst ein wesenloser Schein kein wahrhaftiges Gut gewinnen kann. Der Gewinn richtet sich immer nach dem Einsatze. Wer in einer Spielhölle eine Bohne einsetzen wollte und hoffte blanke Goldstücke davon zu tragen, würde als ein Narr erkant werden. Rechtfertigung allein durch die Werke als solche, losgetrent vom Glauben, kann nur ein völliger Unchrist behaupten, während halbe Christen Rechtfertigung durch Glauben und Werke lehren können, eigentlich lehren müssen, und vielfach gelehrt haben, mit dem Erfolge, daß dann beides, Glauben und Werke, wurmstichig ist und der Idee nicht entspricht. Will man also nicht das Absurde und allem Augenscheine Widerstreitende behaupten, daß der Apostel, der Diener Gottes und des Herrn Jesu, ganz aus dem Gebiete der christlichen Kirche herausgetreten sei, so müssen die Werke, denen er die Rechtfertigung beilegt, die Werke sein, in denen sich der Glaube ausgestaltet. Wenn unter dem Glauben der wahrhaftige lebendige Glaube verstanden wird und unter den Werken die wahrhaftigen aus dem Glauben hervorgehenden, so kann ohne Widerspruch die Rechtfertigung aus dem Glauben und aus den Werken gelehrt werden. Die erstere Fassung ist die angemessene, wo man es mit solchen zu thun hat, die mit todten Werken umgehen, die leztere im Kampfe gegen den todten Glauben, die bloße Glaubenseinbildung. Die erstere wird aber stets die Hauptfassung bleiben müssen, weil es vor Allem darauf ankomt, scharf zu betonen, daß wir allein durch Gottes in Christo uns dargebotene Gnade und Gabe errettet werden, welche zu ergreifen das Werk des Glaubens ist und weil der Anfang des Glaubens dem Anfange der Werke vorangehen muß, die aus dem Glauben fließen. Daß der Glaube auch ohne Werke rechtfertigen kann, wo zu den Werken kein Spielraum gegeben ist, zeigt das Beispiel des Schächers.

Auf den Paulinischen Glauben paßt auch in keiner Weise, was der Apostel von dem von ihm bekämpften Glauben aussagt. Niemand wird von ihm sagen, daß er ein todter Glaube sei, d. h. gar kein Gaube, denn ein todter Mensch ist nur sehr uneigentlich noch ein Mensch zu nennen, so gewiß als nach alttestamentlichem Sprachgebrauche die Sele die Ehre, das bessere Teil des Menschen ist. Niemand ferner wird es beikommen, den Paulinischen Glauben mit der bloßen Scheinliebe zu vergleichen, die den dürftigen Bruder mit bloßen Worten und guten Wünschen abspeist, wie Jakobus das in Bezug auf den von ihm bekämpften Glauben thut (V. 15. 16), ein Vergleich, der deutlich zeigt, daß wir es hier mit einem bloßen Scheinglauben zu thun haben. Niemand wird denjenigen, in dessen Herzen der Paulinische Glaube lebendig ist, so viel er auch an ihm auszusetzen haben mag, einen leeren Menschen nennen (Luther hat dafür: du eitler Mensch), einen hohlen, einen solchen, der innerlich gar nichts hat. Ein Möhler, ein Döllinger würden nimmer Luther so bezeichnen. Niemand wird den Paulinischen Glauben mit dem Glauben der Teufel vergleichen, von dem eigentlich gar keine Rede sein kann, da dem Glauben das Moment des Vertrauens und der sehnlichen Bewegung des Herzens nach dem Gegenstande zu wesentlich ist. Vom Glauben der Teufel redet der Apostel nur, indem er den absurden Begriff des Glaubens von den Gegnern entlehnt: auch die Teufel glauben, das ist soviel als: auch die Teufel haben das, was ihr thörichterweise Glauben nent, dies rein theoretische als wahr Erkennen auf dem Gebiete der himlischen Dinge. Ein sogenanter Glaube, den man mit den Teufeln gemein hat, die durch ihr Wesen vom Glauben völlig ausgeschlossen werden, ist in Wahrheit Unglaube. Gleich der Anfang der Auseinandersetzung des Apostels zeigt, daß er es nicht mit einem wirklichen, aber einseitig betonten Glauben zu thun hat, sondern mit solchen, die einen blos vorgeblichen Glauben ins Feld führen, um der lästigen Verpflichtung zu den Werken überhoben zu sein: „was hilft es, meine Brüder, wenn jemand sagt, er habe den Glauben und hat doch die Werke nicht?" Da sehen wir, daß wir es nur mit einem sogenanten Glauben zu thun haben, der nur im Munde und im Kopfe sizt, nicht im Herzen, jedenfalls nicht in der Tiefe desselben. Wenn der Apostel dann fortfährt: „kann auch der Glaube ihn selig machen", so ist der Glaube offenbar jener blos vorgebliche zur Erzeugung der Werke untüchtige Glaube. Wenn der Apostel seinen Gegnern nicht gradezu den Glauben abspricht, so ist das ebenso zu beurteilen, wie wenn Jesaias den Babylonischen „Weisen" diesen stolzen Namen beläßt, aber zugleich solches aussagt, wodurch dieser Name zur Lächerlichkeit wird, der Herr treibe die „Weisen" zurück und mache ihre Einsicht zur Thorheit, oder wenn der Herr den Pharisäern den Namen der Gerechten beläßt, mit dem sie sich so brüsteten und doch solches aussagt, woraus erhellt, daß er in ihrer Gerechtigkeit nur Schein und Anmaßung erblickt. Den Namen lassen und dabei die Sache unbedingt nehmen, daß ist eine der schärfsten Formen der Ironie,

welche die neuere kirchliche Polemik z. B. bei den Lichtfreunden vielfach angewandt hat, die in Wahrheit die größten Dunkelmänner und Nachteulen waren. Solche Redeweise dient dazu, den Betreffenden selbst einen rechten Ekel an dem Stichworte beizubringen, mit dem sie so um sich werfen.

Was wir in Bezug auf das Verhältnis zu Paulus bei Jakobus aus einer Reihe von Thatsachen erschließen müssen, das hat Petrus, dessen beide Briefe, wie gesagt, ein Ganzes bilden und zusammen dem Briefe des Jakobus entsprechen, zum Schlusse des zweiten Briefes ausdrücklich ausgesprochen, in Worten, welche ganz genau auch für den Brief des Jakobus passen. „Darum, meine Lieben, da ihr auf solches wartet, so thut Fleiß, daß ihr Ihm unbefleckt und unsträflich erfunden werdet in Frieden, und achtet die Langmut unseres Herrn für heilsam, wie auch unser lieber Bruder Paulus, nach der Weisheit, die ihm gegeben ward, geschrieben hat, wie er auch in allen Briefen davon redet, in welchen sind etliche Dinge schwer zu verstehen, welche die Unwissenden und Unbefestigten verdrehen, wie auch die übrigen Schriften, zu ihrem eignen Verderben." Nicht gegen ihren geliebten Paulus treten hienach die Mitapostel auf, die seine Briefe schon den heiligen Schriften beizählen und sie als den Schriften des A. B. ebenbürtig betrachten, was die höchste Ehre ist, die ihnen erwiesen werden kann, sondern gegen den sündigen und verderblichen Misbrauch unverstandner Paulinischer Redeweisen, gegen den Irrtum der Gesezlosen, welche die heilsame Medizin der Selen in Gift verwandeln. Daß Petrus im unmittelbar Folgenden vor diesem Irrtum der Gesezlosen warnt, zeigt deutlich, daß er die Verkehrung der Paulinischen Lehre von Gesez, Werken und Glauben im Auge hat.

Wer den Saz: aus den Werken wird der Mensch gerechtfertigt, aufgestellt im Angesichte solcher, deren Lebensbaum keine Früchte hat, sondern nur die Blätter eines Mund- und Phantasieglaubens, nicht mehr wert, als die Blätter einer todten Werkgerechtigkeit, welche die vorteilhafte Geschäfte so sehr liebenden Juden Gott anzubieten wagten, verdammen wollte, der müßte, wenn er ehrlich ist, auch bekennen, daß ihm die Lehre unseres Herrn vom jüngsten Gerichte anstößig ist, bei dem nur diejenigen das Wort vernehmen: „komt her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet ist vom Anbegin der Welt", welche die Werke der Barmherzigkeit aufweisen können. Um die Rechtfertigung handelt es sich auch bei dem jüngsten Gerichte, die Teilnahme am Reiche ist unmittelbarer Ausfluß der Rechtfertigung, eine Form, in der sich die Rechtfertigung bethätigt. Was heißt gerechtfertigt werden, als von Gott zu Gnaden angenommen werden, und diese Annahme verwirklicht sich in der Teilnahme am Reiche, wie schon im Sprachgebrauche des A. T. jede göttliche Heilsspendung als Rechtfertigung erscheint. Ist diese Teilnahme am Reiche durch die Werke der Barmherzigkeit bedingt, was heißt das anders, als: aus den Werken wird der Mensch gerechtfertigt? Wenn man an diesem Satze Anstoß nimt, so muß man auch die Ausführung des Herrn zu Anfang der Bergpredigt hinwegwünschen, da er die Erfüllung des Gesetzes als den Zweck seiner Erscheinung im Fleische sezt und lehrt, daß die Stellung eines Jeden zum Gesetze über sein Verhältnis zum Himmelreiche entscheidet. Da wird auch Rechtfertigung aus den Werken gelehrt, in Erkentnis des tiefen Verderbens der menschlichen Natur, welche den schuldigen Tribut so gern in Blättern statt in Früchten entrichten möchte. Welche Bedeutung die lezteren für die Rechtfertigung und die dadurch bedingte Teilnahme am Himmelreiche haben, zeigt auch das Wort des Herrn in der Bergpredigt: „es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr" (das ist die Rechtfertigung aus dem Glauben, wie sie Manche thörichter Weise verstehen) „in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel." Ferner das Wort: „ein jeglicher Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird in das Feuer geworfen", troz aller Glaubensversicherungen und süßen Gefühle. Ausdrücklich lehrt der Herr die Rechtfertigung aus den Werken, wenn er zu dem Pharisäer von der Sünderin sagt, Luc. 7, 47: „es werden vergeben ihre vielen Sünden, weil sie viel geliebt hat." Zu dem Weibe spricht Jesus nachher: „dein Glaube hat dir geholfen", aber dieser Glaube vollendete sich erst in den Beweisen zarter und tiefer Liebe, die sie ihrem Heilande gab. Die Erklärung: ihre große Liebe zeigt, daß ihr ihre Sünden vergeben sind, ist Ausflucht und scheitert schon daran, das der Herr ihr erst im Folgenden die Sündenvergebung zuspricht, die sie also nicht schon gehabt haben kann, ehe ihr Glaube in der Liebe sich vollendete. Es geht unmöglich an, das erste ἀφεωνται, es sind vergeben, von dem zweiten abzusondern. Daß man sich bis auf den heutigen Tag gedrungen fühlt, dies klare Wort des Herrn zu drehen und zu deuteln, zeigt recht deutlich, daß in der gangbaren Lehre von der Rechtfertigung ein Fehler stecken muß. Luther hatte Recht, wenn er in charaktervoller Einseitigkeit zunächst dasjenige hervorhob, was den Römischen Irrtum aufs Haupt zu schlagen geeignet war. Der Fehler liegt bei den Epigonen, welche unter veränderten Umständen darauf angewiesen waren, andere Seiten herorzuheben, statt dessen aber sich träge in demselben Geleise fortbewegten.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 24. November. № 94.

Der Brief des Jakobus.

II. (Schluß.)

Denjenigen, welche sich gegen den Saz: aus den Werken wird der Mensch gerechtfertigt, spröde verhalten, stehen aber auch in großer Anzahl Aussprüche des Paulus selbst entgegen, von dem Stier sagt: „Paulus will Werke haben am Schlusse aller seiner Episteln, wenn er vorher vom Glauben gelehrt hat.“ So z. B. das Wort (Röm. 2, 6—8): „Gott wird vergelten einem jeglichen nach seinen Werken, denjenigen, welche mit Standhaftigkeit in guten Werken Herlichkeit und Ehre und Unvergänglichkeit suchen, das ewige Leben, den Streitsüchtigen aber und die der Wahrheit ungehorsam sind, gehorchen aber der Ungerechtigkeit, Zorn und Grimm.“ Da wird den Werken die lezte Vollendung der Rechtfertigung zugeteilt, deren erste Stufe die Vorbedingung der Werke ist. Die Erteilung des ewigen Lebens, welche hier an die Werke geknüpft wird, ist nichts anders, als die lezte Vollendung der Rechtfertigung. Zorn und Grimm, die ihr entgegenstehen, zeigt, daß sie aus dem Quell der Gnade fließt. Was heißt aber gerechtfertigt sein anders, als einen gnädigen Gott haben? In 1 Cor. 13, 13 wird die Liebe höher gestellt als der Glaube, weil erst in der Liebe, die nichts anderes ist als der entfaltete Glaube, der Glaube, welcher die Grundlage der Liebe ist, zu seiner Vollendung komt, wie das Samenkorn im Halm und in der Aehre. Auch Gal. 5, 6, wonach Christo nur der Glaube wolgefällig ist, der in der Liebe sich bethätigt, strebt, wie schon Augustinus erkante, der Verbindung mit Jakobus entgegen.

Die beiden zulezt angeführten Aussprüche des Paulus gehen insbesondere Hand in Hand mit dem, was Jakobus von Abraham sagt, in seinen Werken sei sein Glaube geschäftig gewesen und durch seine Werke sei sein Glaube vollendet worden. Dies Wort hat seinen festen Grund in dem ersten Buche Mose's, nach dem Abraham erst nachdem sich sein Glaube, die alleinige Ursache seiner Rechtfertigung, in der beschlossenen Opferung Isaacs bethätigt hat, die endgiltige Bestätigung der Verheißung erhält und zu einer neuen Stufe des Lebens in Gott erhoben wird. Bis zu dem Momente der bestandenen Versuchung wird Gott stets Elohim genant, die Gottheit. Das ist der allgemeinste Gottesname, passend für das Verhältnis derjenigen zu Gott, die noch keinen tieferen Einblick in das Wesen Gottes erhalten haben, denen er sich noch in verschwimmenden Umrissen darstellt, die ihn nur als ein mehr oder weniger unbestimtes Etwas erkennen, das über den irdischen Verhältnissen schwebt und hier und dort in sie eingreift. Dagegen nach der bestandenen Versuchung heißt Gott stets Jehova. Das ist der eigentliche Wesensname Gottes, ihn bezeichnend in seinem Verhältnisse zu denjenigen, für die er scharfe Umrisse und bestimte Gestalt gewonnen hat, die zu den Tiefen Gottes hindurchgedrungen sind und in ihm das wahrhaftige Sein, den Urgrund aller Dinge und die Substanz des eignen Lebens erkant haben, den, in dem wir leben, weben und sind: Jehova heißt der Seiende, das persönliche, reine und absolute Sein. Die Scheidung zwischen Jehova und Elohim fällt grade mit dem Wendepunkte der Begebenheit zusammen. Der durchgängige und ausschließliche Gebrauch des Elohim geht bis zu dem Momente, wo Abraham die Hand ausstreckt und das Messer nimt, zu schlachten seinen Sohn, wo also die Anfechtung mit dem Siege des Glaubens beendet ist, von da an folgt ebenso durchgängig Jehova.

Vor der Versuchung und so lange die Versuchung noch dauerte, war Gott für Abraham beziehungsweise noch Elohim. Wäre er für ihn schon absolut Jehova gewesen, so hätte die Versuchung für ihn keinen Zweck mehr gehabt, ebenso auch das ganze irdische Dasein nicht, er würde dann als eine reife Garbe in Gottes Scheuer eingesammelt sein. Durch die Versuchung wurde Abrahams schlummernde religiöse Kraft aufgeweckt, gestärkt, armirt, der Glaube gelangte, indem er in das Werk einging, zu solcher Lebendigkeit, daß Gottes Wort ihm unendlich sicherer war, als alles Sichtbare, daß er im Vertrauen auf ihn über Tod und Vernichtung triumphiren konte. Der einmal errungene Gewinn ist ein bleibender, wie Jakob für immer Israel, Gotteskämpfer ist, nachdem er einmal mit Gott gekämpft und obgesiegt hat. Eine neue Stufe, freilich noch nicht die lezte, die fällt mit dem Ende unsers Erdenlebens zusammen, aber doch eine sehr wichtige, ist errungen, ein engeres Verhältnis zu Gott ist eingetreten. Dies wird nicht blos durch den Wechsel des Gottesnamens angedeutet, es wird ausdrücklich gesagt in V. 16 f.: „Weil du dies gethan hast und nicht verschont hast deinen eingebornen Sohn, so will ich dich segnen und mehren u. s. w., zum Lohn dafür, daß du gehört hast meine Stimme.“ Weil Abraham durch die That seinen Glauben an Gott als Jehova bewährt und ausgestaltet hat, so will Gott auch durch die That sich an ihm als Jehova bewähren. In 1 Mos. 26, 5 wird Isaac

die Verheißung bestätigt: „darum, daß Abraham meiner Stimme gehorsam gewesen ist und hat gehalten meine Rechte, meine Gebote, meine Weise und meine Gesetze.“ Da erscheint auch als der Grund der Gnade Abrahams bei Gott nicht der Glaube für sich, sondern der in die Werke herausgetretene Glaube. In 1 Macc. 2, 52: „Abraham wurde treu erfunden in der Versuchung und das wurde ihm zur Gerechtigkeit gerechnet“, wird schon ausdrücklich die Vollendung jener ersten Rechtfertigung, welche Abraham vor den Werken erhielt, durch den in die That eingehenden Glauben gelehrt, durch den nach Ps. 106, 31 auch Pinchas gerechtfertigt wurde. Selbst ein Calov, obgleich er alles aufbietet, die Rechtfertigung durch die Werke auf das bloße Gebiet der Kundgebung und des Erkantwerdens herüberzuspielen, des Gerechterscheinens vor der Welt, mit Verletzung des Sprachgebrauches, gegen die Grundstelle des ersten Buches Mose's, welche von der Rechtfertigung bei Gott redet, gegen den Parallelismus des Rechtfertigens und des Seligmachens in V. 14 („kann auch der Glaube ihn selig machen“) und des Freund Gottes genant werden, und gegen allen Sinn und Verstand der ganzen Ausführung, die er durch seine Glossen jämmerlich zunichte macht, muß doch bekennen: „Wir läugnen nicht, daß auch innerlich in Bezug auf die Stufen der Glaube gekräftigt wurde durch diese ausgezeichneten Werke des Gehorsams.“ *) Erkante er das, Stufen des Glaubens und der mit ihm unzertrenlich verbundenen Rechtfertigung, so hätte er sich und dem Worte Gottes alle die Torturen ersparen können, die er so schonungslos anwendet.

Schon lange vor der entscheidenden That hieß es: „Abraham glaubte Gott und Gott rechnete es ihm zu als Gerechtigkeit.“ Schon der noch werklose Glaube rief die Rechtfertigung herbei, aber wie der Glaube nur der Anfang des Glaubens war, so war auch die Rechtfertigung, die Paulus in keiner Weise, wie man ihm unterlegt, um ihn in Widerspruch mit Jakobus zu bringen, als die lezte und vollendete bezeichnet, nur eine vorläufige und unvollkomne, wie schon daraus erhellt, daß Gott troz dieser Rechtfertigung für ihn noch vorwiegend Elohim blieb. Erst mit der entscheidenden That vollendete sich, wie der Glaube so auch die Rechtfertigung, erst mit ihr erhielt das: Abraham glaubte u. s. w. seine volle Wahrheit. Daß es Stufen des Glaubens und somit auch der Rechtfertigung gibt, das lehren gleichmäßig Schrift und Erfahrung und Gottes Führungen, die herzdurchborenden Schmerzen, die er über die Seinen verhängt, die mannigfachen Versuchungen, in die er sie hineinführt, werden ein Räthsel, wenn man das nicht erkent, wenn man den thörichten Wahn hegt, mit einem einzigen Aufschwunge der Sele zu Gott könne man der völligen und endgiltigen Rechtfertigung teilhaftig werden, aus der dann die guten Werke ganz von selbst fließen falls man am Leben bleibt, oder wenn dies nicht der Fall ist, das Wort gilt: lustig gelebt und selig gestorben, das heißt dem Teufel die Rechnung verdorben, ein Sprichwort, welches der Teufel selbst erfunden und eingegeben hat, um die Hölle recht voll zu bekommen. Es wäre so freilich sehr bequem, aber eben deshalb ist es nicht wahr, so gewiß als unser Gott ein eifriger, ein energischer Gott ist, der nirgends Faulheit und Passivität dulden kann, überall Action und Fortschritt verlangt. Der Glaube ist ein werdender, durch viele Stufen hindurchgehender, stets von Neuem zu der Bitte genötigter: Herr ich glaube, hilf meinem Unglauben. In Joh. 2, 11 wird von den Jüngern gesagt, sie haben nach dem Wunder in Cana an Christus geglaubt. Sie hatten also vorher nicht an ihn geglaubt und doch spricht Jesus zu einem von ihnen, Nathanael oder Bartholomeus, schon bei seiner Berufung: du glaubst. Nach Joh. 11, 15 sollen die Apostel, die doch als solche schon Glauben haben mußten, erst durch die Auferweckung des Lazarus zum Glauben gelangen. Unter den sogenanten Brüdern Jesu, den Söhnen seines Vaterbruders, waren vier Apostel, und doch heißt es von ihnen, die troz ihres Apostolates noch höhere Glaubensstufen zu erklimmen hatten, bei Joh. 7, 5 in der Zeit kurz vor dem Leiden Jesu: „denn auch seine Brüder glaubten nicht an ihn.“

Abrahams Beispiel zeigt beides, die Nichtigkeit der todten Werke des Gesetzes, gegen welche Paulus es angezogen hat, und die Nichtigkeit des todten Glaubens, die Notwendigkeit, daß der Glaube in die Werke eingehe, was Jakobus hervorhebt. Aus dem Glauben ging Abrahams That, die Opferung Isaacs, hervor, Hebr. 11, 17, aber in der That wuchs zugleich der Glaube, der nur im Versuchtwerden erstarken und gehärtet werden kann, der ein großes gewaltiges Werk ist, die eigentliche Aufgabe des Lebens, mit einer langen Reihe von Stufen, die erst nach und nach erstiegen werden, im Schweiße des Angesichts, im Ringen nach dem Vorbilde Jakobs, im Kämpfen mit Gott und Menschen, in Standhaftigkeit in guten Werken, in deren Verrichtung wir erst recht unsere Schwäche erkennen und lernen, ernstlich Hilfe bei dem Gnadenstuhle zu suchen. Es ist mit dem Glauben nicht anders als mit der Liebe. Wer Liebe üben will, muß vorher Liebe haben, aber zur vollen Kraft gelangt die Liebe erst in der Uebung der Liebe. Man redet viel von der Selbstsucht alter Jungfern. Sie haben die Liebe verloren, weil sich ihnen die Gelegenheit, Liebe zu üben, nicht darbot und weil sie es zum Verderben ihrer Sele verschmähten, sie, sei es als rechte Tanten oder Diaconissen, aufzusuchen. Die Liebe verrostet, wenn sie nicht geübt wird. Auch die Tapferkeit bietet eine Analogie dar. Ohne vorangehende Tapferkeit wird Niemand ein Held werden, aber die Tapferkeit als ruhende Eigenschaft reicht nicht hin, jemanden zum Helden zu machen. Sie muß erst in vielen Kämpfen geübt und gehärtet werden. Nicht umsonst redet die heilige Schrift von einem Werke des Glaubens, Joh. 6, 29. 1 Thess. 1, 3. 2 Thess. 1, 11, singt Luther in dem Liede: Jesus Christus unser Heiland: „Solch groß Gnade und Gütigkeit sucht ein Herz in großer Arbeit.“ Wir leben nicht im Schlaraffenland, keine Frucht fällt uns so ohne weiteres reif in den Schos, auch nicht

*) Biblia illustr. N. T. 1719 p. 1432: Etiam intrinsece ratione graduum roboratum fuisse fidem per haec insignia obedientiae opera non diffitemur.

die des Glaubens, unser Leben ist auch nach dieser Seite ein Kriegsdienst auf der Erde, „und ist auch erst ein Kampf wol ausgericht, das thut es nicht.“ Ohne Glauben keine Werke, Glauben heißt mit Gott wandeln nach dem Vorbilde Henochs und Noahs, der Glaube ist das Mittel der Verbindung mit dem, ohne den wir nichts, gar nichts thun können, alles, was nicht aus dem Glauben komt, ist Sünde, Röm. 14, 23, aber auch ohne Werke kein kräftiger Glaube. Denn erst in den Werken kann der Glaube erstarken. Er muß vor dem Anfange der Werke schon vorhanden sein, das lehrt Jakobus ebenso nachdrücklich wie Paulus, es fällt ihm nicht ein, erst in dem Werke den Glauben überhaupt zum Leben kommen zu lassen, er lehrt nur, daß zu seiner Vollendung der Glaube der Werke bedarf und zwar solcher Werke, die aus dem Glauben fließen, nicht unabhängig neben ihm hergehen. Der Glaube allein rechtfertigt, sola fide, das bleibt ewig die Losung, den Römischen Spottnamen Solfidisten, Glaubensalleiner betrachten wir als einen Ehrennamen, es ist ganz falsch, eine doppelte Rechtfertigung zu lehren, eine erste durch den Glauben, eine zweite durch die Werke, aber der rechtfertigende Glaube hat verschiedene Stufen und ehe er zu seiner lezten Vollendung gelangt, muß er durch die Werke hindurchgegangen sein. Dies sehen wir auch außer an Abraham an dem zweiten von Jakobus wie in dem Briefe an die Hebräer angeführten alttestamentlichen Beispiele, der Rahab. Ihr Thun ging aus dem freudig von ihr bekanten Glauben an den Gott Israels hervor, sonst hätte es gar keinen Wert gehabt, aber eben in diesem Thun vollendete sich, ohne Zweifel nach schweren Kämpfen, da sie alles aufzuopfern, alle natürlichen Neigungen zu verläugnen, Leib und Leben aufs Spiel zu setzen hatte, ihr Glaube, der ohne das Thun keine rechtfertigende Kraft gehabt hätte. Das Thun war nicht blos Zeugnis ihres Glaubens, es war auch Förderungsmittel desselben. Hätte sie träge die Hände in den Schos gelegt, so wäre das schwache Glaubensfünklein bald wieder erloschen. Auch nach dem Briefe an die Hebräer hat nicht der werklose Glaube Rahab gerechtfertigt, sondern der in die That eintretende Glaube: „durch den Glauben ward die Hure Rahab nicht verloren mit den Ungehorsamen, da sie die Kundschafter freundlich aufnahm.“ Glauben und Gehorsam, Glauben und Thun gehen da Hand in Hand.

Wie durch die alttestamentlichen Beispiele, so findet auch durch die Erfahrung das Wort des Jakobus von der Vollendung des Glaubens durch die Werke Bestätigung. Der Glaube, hinter dem die Werke zurückbleiben, vermag das Gewissen nicht zu stillen, diese Stimme Gottes in uns, auf die wir sorgsam zu lauschen und an der wir alle Lehren zu prüfen haben. Es bleibt troz alles Echauffements unruhig, und nur wer das Bewußtsein hat, zu thun was er kann (Mr. 14, 8), wird den Weg zu der Barmherzigkeit Gottes in Christo wahrhaft offen finden, zu der wir auf allen Schritten und Tritten fliehen müssen, „auch in dem besten Leben.“ Der Glaube wächst mit jeder Bethätigung in den Werken, das: „glaube recht und lebe fein“ sind unzertrenlich mit einander verbunden, die Liebe, die den Glauben weist, ist zugleich des Glaubens Entfaltung. Wenn der Mangel der Werke ertödtenden Einfluß auf den Glauben ausübt, wenn es wahr ist, was in dem herlichen Liede: „ringe recht, wenn Gottes Gnade dich nun ziehet und bekehrt“ gesagt wird: „Fleischesfreiheit macht die Sele kalt und sicher, frech und stolz, frißt hinweg des Glaubens Oele, läßt nichts als ein faules Holz“, so wird es auch wahr sein, daß, wer in einem Stande guter Werke erfunden wird, eben damit auch zur Vollendung des Glaubens gelangt, daß jeder, wie er grade so viel Werke hat, als er Glauben hat, so auch so viel Glauben hat, als er Werke hat. Was über die Werke hinauszugehen scheint, ist Nebel und Dunst, und von solchem Glauben kann mit demselben Rechte, mit dem von Scheinwerken gesagt worden ist: gute Werke sind schädlich zur Seligkeit, gesagt werden: der Glaube ist schädlich zur Seligkeit, obgleich es wegen der gefährlichen Misverständnisse besser ist, beides nicht zu sagen.

Im Vergleich mit dem Paulinischen Reichtum kann man wol die Auseinandersetzung des Jakobus in Bezug auf den Glauben ärmlich finden. Aber man muß nur ihren Zweck richtig fassen. Er will die Materie nicht erschöpfen, er will nur einen verderblichen Misverstand der Paulinischen Lehre zurückweisen. Das hat er meisterlich und zum Segen für die Kirche aller Jahrhunderte gethan. Diejenigen, die ihm Gehör gegeben haben, weist er, nachdem er ihnen den Staar gestochen, an Paulus zurück, dem er früher kräftigen Beistand gegen die Judenchristen geleistet und Angesichts der erbitterten Feinde die Rechte der Gemeinschaft gegeben hatte, auf den er sich in einer ganzen Reihe von Stellen seines Briefes bezieht, wie auch der erste Brief des Petrus ganz mit absichtlichen Beziehungen auf die Briefe des Paulus durchzogen ist, namentlich auf die Briefe an die Epheser und Römer, so daß die Oberflächlichkeit sich dadurch an der Petrinischen Abfassung irre machen ließ, verkennend, daß es für Petrus eine sachliche Notwendigkeit war, auf der einen Seite in den Ring des Paulus einzugreifen, und auf der andern in den Ring des Jakobus, mit dem sich seine beiden Briefe vielfach berühren. Jakobus durfte nach seinem offen zu Tage liegenden Verhältnis zu Paulus nicht daran denken, „in Bezug auf die Paulinische Lehre eine schützende Cautele beizufügen“, wie man von ihm verlangt hat. Er durfte darauf rechnen, daß das ganze der Paulinischen Briefe seinen ersten Lesern vorlag. Daß Paulus selbst seine Briefe nicht als flüchtige Erzeugnisse des Augenblickes ansah, daß er ihnen die höchste Bedeutung beilegte, weil er wußte, daß er sie als Apostel und im heiligen Geiste geschrieben hatte, das erhellt daraus, daß er in dem ersten Briefe an die Thessalonicher (5, 27) sagt: „ich beschwöre euch bei dem Herrn, daß ihr diese Epistel lesen lasset alle heiligen Brüder.“ Das wäre eine lächerliche Emphase, wenn es sich um ein Brieflein handelte, wie wir solche schreiben. Daß Paulus bei seinen Briefen an einzelne Gemeinden zugleich das Ganze der Kirche vor Augen hatte, erhellt aus seiner ausdrücklichen Erklärung im Eingange des ersten Briefes an die Corinther, wonach er neben der Gemeinde Gottes in Corinth zugleich an alle die schreibt, „die an-

rufen den Namen unsers Herrn Jesu Christi an allen ihren und unsern Orten." Es ist das auch ein unmittelbarer Ausfluß der ganzen Stellung, welche die Apostel einnahmen. So gewiß als ihre Stellung eine centrale war, ihr Amt sich nicht wie das der Aeltesten auf eine einzelne Gemeinde, sondern auf das Ganze der Kirche bezog, so gewiß mußte auch jeder ihrer Briefe neben der besonderen zugleich allgemeine Bestimmung haben. Apostolische Erzeugnisse sind als solche zugleich von Haus aus canonisch. Nicht die Kirche hat den Canon gemacht, sondern er hat sich selbst gemacht. Er war mit dem Vorhandensein von Aposteln und ihrer schriftstellerischen Thätigkeit gegeben. Wenn der Apostel an die Colosser schreibt (4, 16): „Und wenn der Brief bei euch gelesen worden, so sorget dafür, daß er auch in der Gemeinde der Laodicener gelesen werde, und daß auch ihr den Brief aus Laodicäa leset" — den Brief an die Epheser, den sie sich von dem näher gelegenen Laodicäa verschaffen sollen, wohin er bereits gelangt war —, so gibt er nur einer allgemeinen Wahrheit, daß seine Briefe, weil apostolisch, zugleich für die ganze Christenheit bestimt sind, individualisirenden Ausdruck. Also Jakobus durfte darauf rechnen, daß Paulus allen seinen Lesern zugänglich war. Wenn sie diesen, dem für alle Zeiten auf diesem Gebiete die Hauptmission erteilt war, nunmehr mit geöffnetem Auge lesen, so finden sie Leben und volles Genüge. Man muß nur die Sache nehmen wie sie ist, nicht nach der modernen Unsitte die Apostel als solche betrachten, die jeder seinen eignen „Lehrbegriff" aus sich herausklügelten, sondern als Glieder einer unzertrennbaren Kette, ihre Unterschiede nicht sowol als durch ihre Individualitäten bestimt, denen allerdings Spielraum gewährt wurde, aber nur auf ganz untergeordneten Gebieten, als vielmehr durch die geschichtlichen Verhältnisse, welche Veranlassung gaben, neue Seiten der Wahrheit herauszustellen, wie z. B. der Verfasser des Briefes an die Hebräer, der an solche schreibt, die unter schwerer Verfolgung in Gefahr standen, mutlos zu werden, notwendig eine andere Seite des Glaubens hervorkehren mußte, wie Paulus in den Briefen an die Römer und Galater, bei denen die Rechtfertigung vor Gott in Frage stand. Paulus, der damals entweder in der Gefangenschaft gebunden oder schon aufgelöst und bei Christo war, würde im Wesentlichen ebenso geredet haben, wie Jakobus, wenn er den Irrtum der Gesezlosen zu bekämpfen gehabt hätte. Er würde ebenso entschieden gegen den todten Glauben geeifert haben, wie früher gegen die todten Werke. Es bleibt ewig wahr, was Bengel sagt: „Mit der höchsten Ehrfurcht und Einfalt, und ohne Abneigung und Verdrehung der Worte müssen wir die Lehre beider als apostolisch, von Christus und seinem Geiste ausgegangen, aufnehmen. Denn beide haben sowol wahr als geschickt geschrieben, aber jeder in anderer Weise, wie sie denn auch mit einer andern Art von Leuten zu thun hatten. Demgemäß hatte unter andern Umständen Jakobus selbst die Sache des Glaubens geführt, Apgsch. 15, 13—21, und Paulus selbst hatte später die Werke kräftig betont, besonders in den Briefen, die in der lezten Zeit geschrieben wurden, da die Leute schon die Lehre vom Glauben misbrauchten."

Es ist bekant, daß Luther über unsern Brief sich harte Aeußerungen erlaubt hat, daß er ihn eine stroherne Epistel nante, die keine evangelische Art an sich hat, und sagte, wer Paulus und Jakobus zusammenreimen könne, dem wolle er sein Barett aufsetzen und sich einen Narren schelten lassen. So wie er den Brief verstand, hatte dies Urteil Berechtigung. Es ist keine Frage, wenn Paulus oder Jakobus über Bord geworfen werden soll, so müssen wir auf die Seite des Paulus treten. Luther aber hätte seinem Verständnisse nicht so sehr vertrauen sollen, im Blicke auf die apostolische Auctorität des Jakobus und die für ihn sprechende Stimme der Kirche. Die durch seinen Dienst gegründete Kirche, in der sich der wahrhaftige, gereinigte Luther darstellt, hat sich hier, wie in so manchen andern Punkten, von ihm abgewandt. „In unsern Kirchen" — sagt Calov — „ist der Brief nachher nach reiflicherer Erwägung mit vollständiger Uebereinstimmung für canonisch gehalten worden, sowol wegen seines inneren Wertes, als auch wegen der äußeren Zeugnisse aus dem kirchlichen Altertum." Die Reformirte Kirche wurde gleich Anfangs durch Calvin auf den rechten Weg geleitet.

Wir innerlichen, gemütlichen, träumerischen Deutschen sind vor Allen der Gefahr ausgesezt, an die Stelle des thatkräftigen Glaubens eine romantische Phantasie zu setzen, weit mehr wie z. B. die Engländer, bei denen alles zur That drängt, die aber freilich auch dafür der Gefahr ausgesezt sind, in einen judenchristlichen Werkdienst zu gerathen, an den u. A. ihre Sabbatsfeier so oft erinnert. Bengel meinte, daß der Brief mit prophetischem Blicke auf uns Deutsche geschrieben sei. Er bemerkt zu C. 2, 24: ihr sehet, daß aus den Werken der Mensch gerechtfertigt wird, und nicht aus dem Glauben allein: „Die Schrift hat in dieser Stelle voraussehend die Evangelium tragenden Cyclopen gekennzeichnet, wie Erasmus sie nent, und die entarteten Schüler Luthers, welche den Glauben allein, nicht den Pauliniſchen, sondern den von den Werken entblößten als Fahne aushängen." Auch für die Kirche der Gegenwart ist der Brief des Jakobus von durchgreifender Bedeutung. Die Gerechtigkeit allein aus dem Glauben ist auch in ihr vielfach ein Deckmantel sittlicher Schlaffheit oder gar völliger Verkommenheit, eine leichte Verkleidung für den alten rationalistischen Wahn von dem barmherzigen Allvater, der fünf grade sein läßt. Ich habe einen Mann aus den höheren Ständen gekant, der in den gräulichen Sünden lebte, von denen Paulus in Röm. 1 schreibt, und dabei sein Gewissen täglich mit Schriften wie Wilcocks köstliche Honigtropfen zu beschwichtigen suchte. Wahrscheinlich wird er es noch bis auf den heutigen Tag thun. Ein Candidat des höheren Schulamtes antwortete mir, da ich ihn bei der Prüfung nach der Bedeutung der Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben fragte, ohne Zögern: „Diese Lehre bedeutet, daß wir es mit der Sittlichkeit nicht streng zu nehmen brauchen." Das war kraß, aber in feinerer Gestalt beschleicht dieser Wahn gar viele

und jeder von uns hat zuzusehen, daß die Schlauheit des alten Menschen ihn nicht mit diesem Wahne betrüge, der innerhalb unserer Kirche in der Luft liegt, während die Römische sich vor andern Gefahren zu hüten hat, gegen die allein anzugehen und die eigne außer Acht zu lassen, nach Don Quichotes Weise mit Windmühlen kämpfen heißt. Jeder unter uns muß die Worte Stiers aufs Gewissen nehmen: „Uebertünchte Gräber sind Pharisäer mit Heuchelwerk, ohne Glauben im Herzen, aber noch ärger und grausiger sinds auch die Leichen, die Glauben lügen, und es fehlt am Erweis des Glaubenslebens durch die Werke." Ein Mensch, der sich zerarbeitet in seinen eignen Werken, um Gott genug zu thun, ist ehrwürdig gegen einen Glaubenslügner, der an die Chinesen erinnert, die als Opfer für ihren Gott Papierchen verbrennen. Zeige mir deinen Glauben aus deinen Werken, diese Anforderung müssen wir auch an unsere Zeit richten. Wir müssen ihr entgegenhalten, daß das Maß der Werke auch das Maß des Glaubens ist, daß, wo die Werke fehlen, es troz aller Glaubensversicherungen ins Feuer geht. Was müssen wir von dem Glauben unserer Stadt denken, welche die unauslöschliche Schande hat, die kirchenloseste der ganzen Christenheit zu sein, die für das hohe Werk der Mission unter den Heiden nur winzige Beiträge gibt, in der auch die „Gläubigen" sich ein Gesangbuch willig gefallen lassen, das, so schön es auch äußerlich in Gold und Silber gleißen mag, doch die Hände befleckt, die es anfassen, und an die Träber erinnert, die der verlorne Sohn bei allem Reichtum seines Vaters aß. Gott bessere es. Er gebe uns Allen ein reiches Maß des Glaubens, der in der Liebe thätig ist, er heile uns gründlich von dem Irrtum der Gesezlosen, und pflanze in unsere Selen einen gründlichen Abscheu vor allem Todten, vor todten Werken und vor todtem Glauben. Er schaffe in uns den Glauben, von dem Luther in der Vorrede zu dem Briefe an die Römer sagt: „O es ist ein lebendig, schäftig, thätig, mächtig Ding um den Glauben, daß unmöglich ist, daß er nicht ohne Unterlaß sollte Gutes wirken. Er fragt auch nicht, ob gute Werke zu thun sind, sondern ehe man fragt, hat er sie gethan, und ist immer im Thun. Glaube ist eine lebendige, erwegne Zuversicht auf Gottes Gnade, so gewiß, daß er tausendmal darüber stürbe. Und solche Zuversicht und Erkentnis göttlicher Gnade macht fröhlich, trotzig und lustig gegen Gott und alle Creaturen, welches der heilige Geist thut im Glauben. Daher der Mensch ohne Zwang willig und lustig wird, Jedermann zu dienen, allerlei zu leiden, Gott zu Liebe und zu Lob, der ihm solche Gnade erzeigt hat, also daß unmöglich ist, Werke vom Glauben scheiden, ja so unmöglich, als Brennen und Leuchten mag vom Feuer geschieden werden."

Ist das Werk Mose's ein Erzeugnis des natürlichen Menschengeistes?

II. (Schluß.)

Allerdings ließ sich noch ein Schritt weiter thun, als er in den genanten Mythologien gethan ist, wirklich aus der Welt heraus. Man kann nämlich in der Abstraction so vorgehen, daß man nicht summirt, sondern negirt. So gelangt man zu der abstracten Einheit, welcher die Welt als die Vielheit des Individuellen gegenübersteht. Dann ist die Gottheit die reine Allgemeinheit, in der Sein und Nichtsein zusammenfließen, und das Göttliche ist dann schließlich das Nichtsein, d. h. das Aufhören, ein Individuelles, ein Persönliches zu sein. Und in der That sehen wir diesen Schritt vom Bramaismus aus, nämlich im Buddhaismus gethan. Hier ist das Nichtsein, d. h. nicht ein persönliches, ein einzelnes Sein das göttliche. Das Individuelle, Persönliche ist Abfall von Gott, die Aufhebung des Individuellen, Vernichtung des für sich sein ist Rückkehr zu Gott, und selig werden heißt nichts anderes, als zu Nichts werden, in das Nichts zurückkehren. Natürlich ist dann umgekehrt das geboren werden ein von Gott abfallen, die Ursünde.

Die Extreme berühren sich. Auch dem Mosaismus ist das für sich sein die Sünde, und aufgeben des Ich Rückkehr zu Gott. Aber dieses sittlich gefaßt, nämlich in der freien hingebenden Liebe mit voller Bewahrung der Persönlichkeit, während es im Buddhaismus physisch mit Vernichtung der Persönlichkeit vor sich geht. So tritt uns auch hier der Gegensaz zwischen dem Mosaismus und den natürlichen Religionen, ihre Grunddifferenz auf das allerklarste entgegen, daß nämlich alles, was im Mosaismus sittlich ist, im Heidentum physisch gefaßt wird. Das ist eben die Kluft, welche beide so scharf scheidet, daß jedes Entstehen des ersteren aus dem lezteren zur Unmöglichkeit wird.

Mit dem, was wir hier zulezt auseinandergesezt haben, sind wir nun eigentlich schon in die Beantwortung dessen eingetreten, was wir als älteste Ansicht die Entstehung des Mosaismus natürlich zu erklären angegeben haben, daß er nämlich nichts anderes als ein Philosophem des Moses sei. Ist die menschliche Natur überhaupt unfähig sich selbst überlassen durch das reine Denken zu einem transcendenten Gottesbegriff zu gelangen, so ist das Vermögen dazu natürlich auch jedem einzelnen abgesprochen. Doch wird es gut sein auch historisch nachzuweisen, daß diese Behauptung völlig in der Luft schwebe. Der Rationalismus, mit dessen Ansicht wir es nun hier zu thun haben, war stark im parallelisiren, und so mußte es sich Moses, wie auch Christus, gefallen lassen mit andern weisen Männern des Altertums wie Konfucius, Zoroaster, Solon und vor allem mit Socrates verglichen zu werden, wodurch dann natürlich bewiesen sein sollte,

daß er und sein Werk gar nicht so etwas besonderes, sondern eben ganz natürliches seien. Was nun die ersten beiden betrifft, so ist schon die Differenz von ihnen und Moses nachgewiesen worden, mit Solon könte er höchstens als staatlicher Gesezgeber verglichen werden, womit wir es hier aber nicht zu thun haben; und so bleibt uns schließlich nur Socrates übrig. Und dieser ist es ja denn auch, welchen der Rationalismus vor allen hoch erhebt als einen Weisen, wol weit noch über Moses erhaben. Sehen wir nun näher zu, wie es sich damit verhalte. Da müssen wir nun zuvörderst fragen: Welchen Socrates meint man denn eigentlich? Denn er ist fast wie eine mythische Person, die in allerhand Gestalten auftritt. So gibt es eigentlich drei Socrates, zwei antike und einen modernen. Was nun zunächst diesen lezteren anbetrifft, so ist er es wol, welchen der Rationalismus vor Augen hat, in der That aber ist er kein Wesen, das wirklich irgendwo oder irgendwann existirt hätte, sondern einfach ein Gedankending, welches die Aufklärungszeit zu ihren Zwecken sich ersonnen hatte, eine Puppe, die sie mit allen Flittern, welche damals als Weisheit gang und gäbe waren, behing und fast wie einen neuen Götzen anbetete, der aber mit dem eigentlichen antiken Socrates nicht viel mehr als den Namen gemein hatte. Ueber ihn hat schon Hamann in seinen socratischen Denkwürdigkeiten gespottet, während er neuerdings von den Schulmeistern der Diesterwegschen Partei auch zur Ehre eines ausgezeichneten Schulmeisters erhoben ist. Auf ihn können wir hier natürlich nicht weiter Rücksicht nehmen. Aber auch wenn wir auf den antiken Socrates zurückgehen, sind wir wieder in Ungewißheit, welcher denn eigentlich gemeint sei. Denn die Wahrheit ist ja die, daß wir den eigentlichen Socrates gar nicht kennen, sondern wir haben nur von ihm zwei Darstellungen, welche zwei weit auseinanderliegende Begriffe von ihm geben, nämlich die des Xenophon und die des Plato. Was nun den Xenophontischen Socrates anbetrifft, so ist er ein ziemlich unbedeutender Mann, und da Xenophon der Anklage gegenüber, Socrates habe neue Götter gelehrt, grade in den Memorabilien zu beweisen sucht, daß Socrates an der alten Götterlehre festgehalten habe, so ist es nicht Not die Differenz zwischen ihm und Moses weiter nachzuweisen. Und so bleibt uns denn nur der Socrates des Plato übrig. Dieser nun ist allerdings ein bedeutender Mann, denn, um es kurz zu sagen, er repräsentirt die Blüte der griechischen Philosophie, diese hat in ihm ihren Gipfelpunkt erreicht. Zwar fragen wir zunächst nach dem, worauf es hier doch vor Allem ankäme, was Socrates über Gott gelehrt habe, so scheint es auch bei Plato mit ihm nicht anders zu stehen, als bei Xenophon. Auch Plato erzählt von ihm, daß er die Götter des Volks verehrt habe, und im Phädo befiehlt er noch sterbend dem Krito, für ihn dem Aeskulap einen Hahn zu opfern. Aber sehen wir näher zu, was eigentlich seinen Gottesbegriffen zum Grunde liege, so finden wir allerdings einen großen Unterschied zwischen ihm und der übrigen Heidenwelt, welcher einen ganz bedeutenden Fortschritt bezeichnet. Ihm nämlich sind die Götter nicht Naturmächte, wie in allen Mythologien, sondern sittliche Ideen, von denen deshalb alles Unreine fern zu halten sei. Hierdurch hat er allerdings in gewissem Sinne den Bann des Heidentums durchbrochen und ist eine Hinweisung auf Christus geworden. Aber sehen wir dann weiter, wie es da mit seinem Gottesbegriffe stehe, wo er ihn schärfer zu fassen sucht, so sehen wir, wie auch von ihm (oder Plato, oder der griechischen Philosophie) das gilt, was wir vorhin von dem Denken gesagt haben. Auch er komt nur zu einer abstracten Einheit und darum zu keiner Weltschöpfung als einer freien That Gottes, sondern höchstens zu einem Weltbilden. Seine Weltanschauung bleibt in der Mythologie seines Volkes insofern dualistisch, als ihm Geist und Stoff, Idee und Wirklichkeit als zwei unüberwundene Gegensätze stehen bleiben. Und dies übt dann auch weiter ganz consequent wieder auf seine sittlichen Anschauungen Einfluß. Denn auch bei ihm finden wir, wie überall bei den Heiden, das sittliche in die Befreiung von dem Stoffe gelegt. Nicht durch eine Willensthat gibt sich der Mensch Gott zum Dienste hin, sondern indem er sich zum denken (philosophiren) über den Stoff, das niedere, körperliche erhebt. Daher ist das Philosophiren das höchste, eigentlich göttliche, und der Philosoph steht weit über den guten bürgerlichen Leuten, die doch eben so rechtlich wie er leben. Daher komt es denn auch, daß sein sittlicher Standpunkt im Vergleich zu dem mosaischen doch wieder ein außerordentlich niedriger ist. Von der Bedeutung des Menschen als gottähnlicher Persönlichkeit ist keine Ahnung. Wie bekant werden z. B. in der Politik ganze Klassen von Menschen der Idee des Staates unbedenklich geopfert, der größte Teil zu einem geistig untergeordneten Leben für immer verurteilt, nur daß auf ihren Schultern stehend die philosophischen Leute ihr göttlich Leben führen, die Idee des Staates zur Darstellung bringen könten. Und weil es in diese Idee paßt, werden selbst unnatürliche Laster für sie sanctionirt. Socrates aber, wie gesagt, stellt die Blüte der griechischen Philosophie dar. Was die natürliche Vernunft in einer durch und durch sittlichen Natur hervorzubringen, vom göttlichen zu ahnen vermag, das ist vom Socrates des Plato geleistet. Er bildet die Spitze, nach ihm geht es sofort wieder abwärts. Aber was ist das gegen den Mosaismus? Wie der lezte Widerschein der Abendröthe gegen den hellen Tag. Ja klarer wie alles andere zeugt dieses vergebliche Ringen des edelsten griechischen Geistes nach hellerer Erkentnis der Gottheit, daß das Licht, welches im Mosaismus leuchtet, nicht von Menschen sei, sondern ganz wo andersher den Menschen gegeben sein müsse. Hierzu aber komt noch ein zweites. Was so den Griechen durch den edelsten von ihnen erworben war, ist kein Gemeingut geworden. Dem Volke als solchem blieb es unverstanden. Und doch waren die Griechen ein gebildetes Volk. Wäre das, was Moses gab, auch nur menschliche Weisheit gleich der des Socrates, welche Macht hat sie denn nun zum Gemeingut des so rohen, ungebildeten, störrischen jüdischen Volkes gemacht? Die menschliche Weisheit wird die Antwort auf diese Frage ewig schuldig bleiben. Die Wissenschaft, welche ihr Wissen nicht aus der Phantasie, sondern aus den wirklichen Verhältnissen nimt, wie wir sie

nun der Reihe nach vorgeführt haben, wird antworten müssen: Ich weiß es nicht. Ich kann weder das Entstehen noch die Einführung des Mosaismus in das jüdische Volk als etwas natürliches, aus der Natur des Menschen zu erklärendes nachweisen. Zwischen ihm und der ganzen übrigen Welt ist eine Kluft, die ich nicht zu überbrücken vermag. — Das war es, was ich hier nachweisen wollte. Denn damit ist es eben auch bewiesen, daß das Wort, welches heut zu Tage so vielfach gehört wird, daß der Glaube an eine wunderbare Entstehung des Mosaismus, wie jeder Glaube an Wunder vor den Ergebnissen der Wissenschaft nicht bestehen könne, einfach eine Lüge ist.

Der Feldgeistliche im jüngsten Kriege.

Zu der Ausrüstung eines Feldgeistlichen gehören an lebendigen Wesen außer dem Küster und 2 Trainsoldaten auch zwei Wagenpferde und ein Reitpferd. Grade daß dem Feldprediger ein Reitpferd gegeben wird, ist eine höchst weise Anordnung, denn mag auch den Geistlichen wol meistenteils das Reiten zunächst sehr ungewohnt, und darum auch sehr unbequem sein, so ist doch nicht zu leugnen, daß grade das Reitpferd ihn erst recht zum Militairpastor macht. — Wenn der Soldat, wie es während dieses Feldzuges fast ausnahmslos täglich geschah, seine 3 bis 4 Meilen marschirt ist, so hat er nachher mit der Reinigung seiner Sachen, mit der Besorgung des Essens und mit sonstigen Arbeiten so reichlich zu thun, namentlich bei der Cavallerie und Artillerie, daß es ihm kaum möglich ist, für geistliche Dinge die gehörige Zeit und Frische zu erübrigen. — Während des Marsches aber kann der Feldprediger neben den einzelnen Soldaten reiten und mit ihnen sprechen. Wenn er in seinem Wagen allein hinterher fährt, oder gar ganz abgesondert von seiner Truppe sich bewegt, hat er keine Möglichkeit, mit den Mannschaften zu verkehren, und das Band zwischen ihm und den Truppen ist zerrissen. Auf seinem Reitpferde dagegen macht er nicht nur einen interessanteren Marsch, sondern er kann auch bald hier bald dort, bald mit Officieren bald mit Soldaten ein Gespräch anknüpfen. Vielfach fangen die Mannschaften dann an, da sie sonst nichts Rechtes zu sprechen wissen, von ihrem Prediger zu Hause zu reden. Sie fragen, ob der Geistliche nicht auch ihren Pastor kenne, und da ist es denn leicht, das Gespräch zu geistlichen Dingen überzuleiten. Während es in den Quartieren schwer ist, den einzelnen Mann aufzusuchen, auf dem Marsche hat man ihn. Die Hauptsache aber, warum es dem Feldprediger gut ist, mit seinen Truppen zu reiten, ist die, damit sein Leben dem Leben des Soldaten möglichst conform werde, auf daß er die Mühen und Lasten, die Gedanken und Wünsche des Soldaten recht kennen und verstehen lerne. Je mehr er aber die Bedürfnisse des Einzelnen kent, desto leichter ist es ihm hiernach in seiner Ansprache das rechte Wort zu finden. Ich habe es darum auch ebenso stets für meine Pflicht gehalten, so oft zu bivouakiren, als es meine Truppen thaten, und grade da habe ich es oft am leichtesten gehabt, einen Gottesdienst zu Stande zu bringen, und Andachten zu halten. — Kurz der Prediger teile alles mit seinen Truppen.

Das ist ja klar und unleugbar, der Weg zur Seligkeit ist für Jedermann ohne Unterschied derselbe, und der Kern der Predigt ist und muß darum auch ohne Unterschied derselbe bleiben, aber die Predigt soll doch die Anwendung des Wortes Gottes auf die Gemeinde und ihr Leben sein. Deshalb muß der Prediger möglichst genau mit dem Leben seiner Zuhörer bekant sein, nicht blos, wie er es sich denkt, sondern wie es wirklich ist, und ihnen möglichst nahe stehen.

Wie in meiner Landgemeinde ich es für gut halte, wenn der Pastor etwas Landwirtschaft treibt, und mit den Bauern in mancher Hinsicht ein Bauer wird, so gut muß auch der Feldprediger mit den Soldaten Soldat werden. — Ehe ich darum vor den Truppen anfing zu predigen, habe ich mich zunächst genau mit dem Leben und den Excercitien, mit den Waffen und Geschützen, mit der Schlacht- und Marschordnung der Soldaten bekannt zu machen gesucht. Es gibt außer dem Leben des Landmanns, das der Herr so oft seinen Gleichnisreden vom Himmelreiche zum Grunde legt, wol kaum irgend einen Stand, dessen Leben so viel Anknüpfungspunkte für das Leben des inwendigen Menschen böte, als das Soldatenleben.

Je mehr es mir in den Ansprachen gelang, von dem Leben des Soldaten auszugehen, und zwar gerade von dem Punkte, auf dem wir uns alle befanden, desto willigere Ohren fand ich. Wenn die Soldaten zunächst auch gewöhnlich in Reih und Glied in einem Vierecke antraten, so daß die Officiere innerhalb desselben standen, und ich in die Mitte trat, so kam es doch öfters vor, daß die Mannschaften unwillkürlich aus Reih und Glied vortraten, und ich habe oft es gefühlt, daß Gott der Herr mir das rechte Wort gegeben hatte, und es mir in der Kraft des heiligen Geistes gelungen war, an die Herzen heranzukommen.

Außerdem muß man in Kriegeszeiten, wo alles außerordentlich ist, sich auch natürlich nicht zu sehr an alte Ordnungen knüpfen und binden. Ich bin während des ganzen Feldzuges nur einige Male in der Lage gewesen, meine Gottesdienste in evangelischen Kirchen zu halten, und zwar auf feindlichem Gebiete nur ein einziges Mal, in Prag, sonst habe ich Abendmal, Gottesdienst und Andacht alles stets unter freiem Himmel gehalten. Ich mochte dazu die katholischen Kirchen nicht requiriren, da ich sah, wie ungern die katholischen Geistlichen sie hergaben, ja daß manchem es geradezu ein Anstoß war, wenn wir Ketzer in sein Gotteshaus gehen wollten. Wenn nun aber unter freiem Himmel gepredigt wird, wo alles stehen muß, ja wo die Zuhörer oft eine Meile weit hergekommen waren, da habe ich es denn für meine Pflicht gehalten, möglichst wenig singen zu lassen, und möglichst kurz zu reden. Mein Gottesdienst hat wol nie über eine halbe Stunde, bisweilen aber auch noch kürzer gedauert. Die Liturgie fiel dann stets aus, ja wenn ich keinen Trompeterchor zur Hand hatte, unterblieb auch wol manchmal selbst der Gesang.

Durch Gottes Gnade konte ich gerade an den beiden lezten

Tagen vor der großen Schlacht bei Königgrätz meiner ganzen Truppe das heilige Abendmal reichen, und ich habe manchmal hinterher von Verwundeten sowol, als auch von Gesunden gerade darüber freudigen Dank aussprechen hören. Sie wären doch so leichter und freudiger in den Kampf gezogen, da sie doch wieder einmal reinen Tisch gemacht hätten zwischen ihrem Gott und sich. Es ist nicht zu leugnen: Es ging in den Tagen der Not durch die Truppen ein heiliger Ernst hindurch, und ein Zug nach der Heimath droben. Großsprecherisches Wesen oder Selbstüberhebung, oder gar Geringschätzung des Feindes war nicht zu finden, sondern jedermann fühlte den großen Ernst und die schwere Lage, und wenn man auch durchaus nicht kleinmütig und verzagt war, so war man doch demütig, und bat Gott um Hilfe, vertraute aber auch auf seinen Beistand. Und ich glaube, daß gerade mit darum Gott der Herr uns den Sieg gegeben hat.

Das ist mir aber schwer begreiflich gewesen, wie die Truppen so freudig in den Tod gehen konten. Das kann ich verstehen, wie ein Mensch, wenn Christus hier seine Liebe und sein Leben, sein Sehnen und Verlangen ist, wenn er hier die Welt gelassen hat und ihr abgestorben ist, wie er dann Lust hat abzuscheiden, und bei Christo zu sein, wie er sagen kann: Sterben ist mein Gewinn. Aber solch reifes vollendetes Christentum, das den Tod gar nicht fürchtet, sondern mit Freuden vor den Richterstuhl Christi tritt, ist doch wol überhaupt nur sehr selten, namentlich aber in der kräftigen Jugend der Soldatenjahre zu finden! Man kann nun freilich wol manchen Erklärungsgrund entnehmen aus dem Begriff der Ehre, die da blutet und stirbt fürs Vaterland. Aber was ist die Ehre dem, der da bereits gestorben ist? Der große Haufe derer, die so den Tod gefunden haben, wird nicht einmal bekant, oder ist gar bald vergessen. Etwas anders ist mir vielfach ausgesprochen: Wer aus Liebe für sein Vaterland sein Leben gelassen und sich selbst geopfert hat, der muß selig werden. Das war ein Gerede und ein Glaube, der häufig verbreitet war. Und ich habe mir manchmal Vorwürfe gemacht, ob ich nicht zu solchem Gerede den Anlaß gegeben hätte, dadurch, daß ich meine erste Predigt vor den Truppen über 1 Joh. 3, 16 hielt: Daran haben wir erkant die Liebe, daß er sein Leben für uns gelassen hat, und wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen. — Später habe ich dann freilich gefunden, daß sich solcher Glaube auch bei andern Truppen fand, und etwas Wahrheit mag ja auch darin liegen. Grade hieraus aber ist es mit zu erklären, daß die Soldaten mit so großer Tapferkeit und Todesmut in die Gefahren der Schlacht gingen. Sie achteten nicht darauf, meldeten sich oft freiwillig dazu, und drängten sich danach.

Dieselben Soldaten aber, die so todesmutig in die Schlacht zogen, und auf Tod und Leben fochten, nach der Schlacht gingen sie umher, und pflegten Freund und Feind, oft in der rührendsten Weise. Manchmal sah man wirklich, wie das Wort Gottes lebendig geworden war: Liebet eure Feinde. Es ist ja leider nicht immer und überall so gewesen, aber doch habe ich es oft gesehen, wie die Soldaten auch ohne commandirt zu sein, umhergingen, und die Verwundeten pflegten. Wenn man aber auch eben durch Gottes Gnade dem Tode entgangen ist, wie sollte es da anders sein? Das Gefühl ging durch die Truppen hindurch, als wir auf den Höhen von Chlum standen: Es ist ein Wunder Gottes, und viel Gnade, wenn man bei dem Kugelregen unversehrt erhalten bleibt. Und daß Lob und Dank aller Herzen erfüllte, davon hatte ich am Morgen nach der Schlacht einen klaren Beweis. Gleich am frühen Morgen rief ich meine Truppen zusammen, mitten auf dem Schlachtfelde, in unserm Bivouak, um einen Dankgottesdienst zu halten. Rings herum spielten die Musikanten bereits Märsche und Tänze, als meine Trompeter aber anstimten: Nun danket alle Gott, da hallte der Choral meilenweit durch das ganze Bivouak nach, ein Chor nach dem andern hob damit an, und es machte einen sichtlichen Eindruck auf die Truppen.

Ein altes Sprichwort sagt: Not lehrt beten. Die Not treibt zu Gott. Ein anderes Sprichwort sagt aber auch: Als der Kranke genas, er des Helfers vergaß. Hatte ich in der ersten Zeit des Feldzuges oft meine Freude gehabt über den Hunger und Durst nach Gottes Wort, über das Verlangen nach Neuen Testamenten, und über den sittlichen Ernst, so muß ich doch auch andrerseits bekennen, daß es hinterher nicht immer so christlich, sondern manchmal leicht zu ging. Die Bewohner Böhmens stehen in sittlicher Beziehung wol viel tiefer als unsere Leute, und die Verführung zu Fleischessünden war wol sehr groß, aber daß in den Lazarethen zulezt so viele Preußen an lüderlichen Krankheiten lagen, war das der Dank für die Lebensrettung bei Königgrätz und für den herlichen Sieg? Ach es ist zu schwer in solch unordentlichem Leben, wie es das Bivouak mit sich bringt, es ist schwer, in den Versuchungen, die im Gefolge des Krieges von selbst an uns herantreten, ein ordentliches Christenleben zu führen. Es ist schwer, in der Gemeinschaft vieler übermütiger Jünglinge, bei aller Fröhlichkeit den rechten Ernst zu bewahren, aber entschuldigt kann doch damit nicht alles werden. Doch hoffe ich, daß mancher einen ernsteren Zug aus dem Felde mitgebracht hat, und daß er zu Hause, wenn er von den Truppen entlassen ist, seine Früchte tragen wird. Es gibt eben viele Nicodemus-Naturen, die heimliche Jünger des Herrn sind, und ich glaube, daß bei Manchem mehr Christentum im Herzen saß, als es schien. Dieselben Männer wenigstens, die in Gesellschaft Anderer in deren leichten Ton einstimten, konten oft nachher mit mir allein tief christliche und herzerfreuende Gespräche führen, die den Eindruck der tiefen, selbsterfahrenen Wahrheit machten.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 28. November. № 95.

Aus der lutherischen Kirche Hannovers.

Zur Entgegnung auf zwei Artikel d. Bl.

In Nr. 88 — 90 d. Bl., unter den Ueberschriften: „der Ländererwerb Preußens in seiner kirchlichen Bedeutung" und: „die neuen Provinzen und die lutherische Kirche", haben zwei liebe preußische Brüder insbesondere auch die Angelegenheiten der hannoverschen lutherischen Kirche berührt, wobei der zweite auf einen von mir in Nr. 80 eingesandten Artikel sich bezogen hat. Die Wichtigkeit der Sache, die Liebe und die Wahrheit fordern von mir, einige Worte als Entgegnung nicht zurückzuhalten.

Beide geehrte Brüder, bei aller Anerkennung gegen die hannoversche lutherische Kirche und die derselben angehörenden Diener am Worte, haben doch auch verschiedene schwer genug wiegende Vorwürfe, die sie gegen uns und unsre Kirche aussprechen. Der erste Bruder will uns freilich nicht den Widerspruch gegen „die subjectivistische Richtung der Union" verargen, aber er meint doch, daß wir der dabei hervortretenden Gefahr, „den Begriff der Kirche zu veräußerlichen", nicht entgangen wären. Wir sollen jede Gemeinschaft mit den lutherischen Geistlichen Preußens vermieden haben, unsre Predigt soll sich veräußerlicht haben, soll abhandelnd, belehrend das hervorgehoben haben, was von der Gemeinde noch gar nicht in ihr inneres Leben hineingenommen war u. s. w. Auch in der Selsorge sollen wir mit unserm Amte zu sehr über der Gemeinde stehen bleiben. — Der zweite beurteilt uns nicht so streng, aber er findet doch auch bei uns eine gewisse Enge des Blicks, die er aus der Kleinheit der Staaten, denen wir bisher angehörten, erklärt, und meint, daß namentlich auch mein Artikel in Nr. 80 d. Bl. von einer solchen Beschränktheit der Anschauungen zeugte. — Ich würde diese tadelnden Bemerkungen ruhig hinnehmen, eingedenk dessen, daß fast nirgends ein Vorwurf vorgebracht wird, an dem nicht wenigstens ein Fünkchen von Wahrheit ist, so daß sich, auch wenn er großenteils für ungerecht gelten kann, doch immer noch etwas aus ihm lernen läßt. Aber von den beiden geehrten Brüdern werden ihre Ausstellungen an uns auch als Grund gebraucht, die von uns für unsre kirchlichen Zustände vorgebrachten Forderungen ganz oder teilweise zurückzuweisen. Das bewegt mich, den lieben Brüdern doch zu bedenken zu geben, daß sie nur beschuldigt, aber nicht bewiesen haben. Es ist immer bedenklich, Erfahrungen, die man hie und da im Einzelnen gemacht hat, zu verallgemeinern und auf eine ganze Landeskirche auszudehnen. Wir sind im eignen Hause doch wahrscheinlich besser bekant, als die beiden lieben Brüder. Und da dürfen wir ohne Ruhmredigkeit sagen, daß wir genug Gemeinden mit ihren Selsorgern kennen, in welchen lebendige Predigt des Evangeliums und rührige Selsorge ebenso eifrig gegeben als freudig aufgenommen wird. Dem Ravensbergischen möchten wir wol Hermannsburg und seine Umgebung gegenüberstellen können, und diese Oase in der Lüneburger Heide steht nicht vereinzelt da. Auch davon, daß preußische und hannoversche Amtsbrüder in sehr freundlichem und engem Verkehr stehen, sind uns nicht wenige Beispiele bekant. Die „kirchlichen Vereine" freilich scheiden sich gewöhnlich nach den Ephorien und beschäftigen sich auch wol häufig ganz oder fast ausschließlich mit den localen Kirchenangelegenheiten. Auch die Reformirten geben nicht selten den Lutheranern Engherzigkeit Schuld, aber bei näherer Bekantschaft werden sie in der Regel finden, daß grade rechte Weitherzigkeit auch ein Zug lutherischen Wesens ist. Ob meine Erklärungen und Forderungen in Nr. 80 d. Bl. von Engheit des kirchlichen Blicks zeugen, wird vielleicht durch das Folgende noch etwas näher beleuchtet.

Besonders der l. Br., welcher den Artikel: „die neuen Provinzen und die lutherische Kirche" verfaßt hat, lehnt es ab, daß die ganze preußische Landeskirche als unirte und dann, weil eine Kirche doch auch eine Confession haben muß, als Kirche unirter Confession bezeichnet wird. Er wirft es mir als eine völlige Verkennung dortiger Verhältnisse vor, daß ich von evangelischer und unirter Confession der preußischen Landeskirche geredet habe. Ich darf dem l. Br. versichern, daß ich alle die Thatsachen, in Betreff deren er mich fragt, ob ich ihr Vorhandensein nicht weiß, recht gut kenne, daß aber dadurch mein Urteil nicht hat geändert werden können. Zwar mag der Ausdruck: „unirte Confession" nicht ganz genau sein; ich wählte ihn der Kürze wegen. Ich würde dann, wollte ich ihn nicht gebrauchen, sagen müssen, daß die preußische Landeskirche als solche gar keine Confession hat. Und wenn ich denn nur eine lutherische Kirche innerhalb dieser Landeskirche finden könte, in der ausschließlich das lutherische Bekentnis gälte und zu Recht bestände! Dem werten Verfasser des Artikels Nr. 1 scheint der lutherischen Kirche innerhalb der Union nichts zu fehlen, als ein ihr eigentümliches Kirchenregiment; er beruft sich darauf, daß die Lust an den Bekentnissen in den preußischen Gemeinden häufig wol größer sei, als in den hannoverschen. Ja es mag lutherisch gepredigt werden, die

lutherische Spendeformel beim heil. Abendmal in vielen Gemeinden gar nicht abgeschafft, in anderen wieder eingeführt sein. Das Alles gibt wol zur Zeit lutherisch glaubende und amtirende Pastoren, lutherisch glaubende Gemeindeglieder, aber keine lutherische Kirche. Die lutherische Kirche könte ich anerkennen, auch wenn sie nicht ihr besonderes Regiment hätte. Wir haben in Hannover reformirte Gemeinden, welche von lutherischen Consistorien mit regiert werden und doch nichts weniger als unirt sind, weil in ihnen das reformirte Bekentnis zu Recht besteht. In der preußischen Landeskirche aber besteht nirgends das lutherische Bekentnis zu Recht, darum ist nirgends in ihr eine lutherische Kirche. Was hilfts dem l. Br. Nr. 1, daß es in der Kabinetsordre von 1834 heißt: „die Union bezweckt und bedeutet kein Aufgeben des bisherigen Glaubensbekentnisses"? Wenn dasselbe seine Auctorität behalten hätte, so dürfte nicht festgestellt sein in dem 3ten der bekanten, der Kirchenordnung für Rheinland-Westfalen vorgesezten Paragraphen: „Sämtliche evangelische Gemeinden, als Glieder einer evangelischen Kirche, pflegen Gemeinschaft in Verkündigung des göttlichen Worts und in der Feier der Sakramente." Abendmalsgemeinschaft ist Kirchengemeinschaft: müssen auch wir sagen. Uebertritt von einer Confession zur andern, auch von der römischen zu unsrer Kirche, pflegt durch bloße Teilnahme am heil. Abendmal vollzogen zu werden. Mag es in der Wirklichkeit selten vorkommen, daß in den ursprünglich lutherischen Gemeinden Reformirte zum heil. Abendmal kommen. Aber nach der Kirchenordnung muß man dort jeden Reformirten, der komt, ungeachtet er vom heil. Abendmal ganz reformirt denkt, zulassen. Ein ganz Anderes ist es, wenn in Fällen der Not einzelnen Reformirten vom luth. Geistlichen das h. Abendmal gereicht wird, und dies dem selsorgerischen Ermessen und pastoralen Gewissen überlassen ist. Ich habe in Johann Gerhard nicht finden können, wo er Annahme zum h. Abendmale in Notfällen ausdrücklich in Beziehung auf Reformirte für zulässig erklärte. Aber mehr als dies kann er nicht gestattet haben. Was die Kirchenordnung von Rheinland-Westfalen fordert, ist aber mehr. Es ist bekant, daß diese Nötigung Feldner aus jener Kirche getrieben hat. Der angeführte Paragraph, der Abendmalsgemeinschaft im unbeschränktesten Sinne für Lutheraner und Reformirte feststellt, wird für die, die ihm sich unterwerfen, dann doch auch eine Art Bekentnis; er sagt nun für sie, daß die Unterscheidungslehren zwischen Lutheranern und Reformirten nicht bedeutend genug sind, um ein gesondertes Abendmal zu begründen. — Und nun auch noch die Frage: wird innerhalb der preußischen Landeskirche streng daran festgehalten, daß alle Pfarrer, die an lutherischen Gemeinden gesezt werden, die Gemeinden mögen es verlangen oder nicht, dem lutherischen Bekentnis zugethan sind; ist es wenigstens kirchliches Recht, daß darauf gehalten werde? Ich fürchte, daß die „Gemeinschaft in Verkündigung des göttlichen Wortes" so kann und wird verstanden werden, daß es gleich gilt bei den Pfarrbesetzungen, ob die Prediger lutherisch oder reformirt sind, wenn nur die Gemeinden keinen Widerspruch erheben. So besteht aber das luth. Bekentnis nicht zu Recht. Auch wo das der Fall ist, mögen oft die Zustände traurig genug sein, dennoch, wie auch der l. Br. 1. selbst bemerkt, ist das Recht immer noch etwas gar Großes. Warum hat das Kirchenregiment in der preußischen Landeskirche bis aufs Blut verfochten, daß keine Gemeinde officiell sich lutherisch nennen darf? Bestände wirklich das lutherische Bekentnis zu Recht, wie wäre es möglich gewesen, daß so tief betrübte Vorfälle sich hätten ereignen können, wie man sie vor nicht langer Zeit aus Bahn in Pommern und nun auch neuerdings aus Königsberg i./M. hat vernehmen müssen? Der teure Br. 2. selbst gesteht ja auch, daß die dortigen confessionellen Zustände „voll bedauerlichen Wirrwarrs und schrecklich unklar und confus" sind, er redet einmal über das andere von einer dort herschenden kirchlichen „Misere", von „eingetretenen, die Gewissen beängstigenden Unklarheiten." Das Alles würde anders sein, wenn das luth. Bekentnis zu Recht bestände. Und weil das nicht der Fall ist, so können wir, so schmerzlich es uns ist, doch nur sagen, daß es dort wol noch Bausteine der luth. Kirche, lutherisch glaubende Pastoren und Christen, aber keine lutherische Kirche mehr gibt. Sie kann aus diesen Trümmern wieder auferbaut werden, und was wollten wir lieber, als daß dies bald geschähe, aber für den Augenblick sehen wir von ihr nur die Ruinen. Möchten die teuren Brüder nur über sich gewinnen, dies schmerzliche Geständnis unumwunden abzulegen. Deutliche Erkentnis des Schadens ist ja schon halbe Heilung desselben.

Wir danken den lieben Brüdern, daß sie es mit uns nicht im Sinne haben, wie die Männer der „Neuen Ev. K. Z."; sie wollen uns nicht die Union aufdrängen, in ihre Misere uns nicht hereinziehen. — Aber was denken sie denn, daß es mit uns werden soll? Die Gedanken der beiden Brüder darüber, wie sich unsere kirchliche Lage gestalten soll unter preußischem Regiment, sind ähnlich, aber doch auch verschieden. Was der Bruder Nr. 2 ausgedacht hat, könten wir uns eher gefallen lassen, als was der Nr. 1 für uns beabsichtigt. Dieser schlägt vor, daß wir mit den lutherischen Gemeinden in den altpreußischen Provinzen einem lutherischen Senat sollen untergeben werden. Dazu, meint er, brauche, das sei die „glückliche Lage" in Preußen, gar nichts Neues ins Leben gerufen werden, es sei dazu das Nötige bereits vorhanden, da nach der Verordnung Friedrich Wilhelms IV. innerhalb des Oberkirchenraths eine itio in partes vorgenommen und dadurch sowol für die lutherischen wie für die reformirten Kirchenangelegenheiten ein besonderer Senat zusammengesezt werden solle. Er fährt dann freilich fort: „Wir setzen als selbstverständlich voraus, daß ein solcher Senat lutherischen Bekentnisses seinem Namen und Zweck entspricht, daß nicht der geringste Grund zum Zweifel vorhanden ist, ob das in Wirklichkeit geschehen möchte, daß in keiner Weise das Mistrauen begründet sein könnte, als ob ein solcher Senat, trozdem, daß er lutherisch heißt, doch eifrig dahin strebe, das evang.-luth. Bekentnis in ein allgemein evangelisches aufzulösen." — Aber wenn man nur Grund hätte, ein solche Voraussetzung zu machen! Warum ists denn bis jezt mit der itio in partes

nichts geworden? Wir können diesem Oberkirchenrath nicht dasselbe Zutrauen schenken, wie der werte Bruder. Er hat einmal einen sehr bestimten Charakter, den er nicht wird verleugnen können und wollen, und derselbe heißt Unionsfreundschaft. Er wird nie den §. 3 der Kirchenordnung von Rheinland-Westfalen über die „Gemeinschaft in der Verkündigung des göttlichen Worts und der Feier des h. Abendmals" freiwillig aufheben. Und würde er zur Aufhebung desselben gezwungen, so wäre er nicht mehr dieselbe Person. Deshalb müssen wir dabei bleiben, mit aller Entschiedenheit die Forderung zu erheben: Keine irgendwelche Unterordnung unter den Oberkirchenrath. Und wir haben volles Recht dazu, wenn hier überhaupt noch Recht gelten soll, denn ob Preußen auch unsern Staat erobert hat, so doch nicht unsre Kirche. Kirchen werden nicht mit Waffen erobert. Unsre Kirche hat jedenfalls ihr altes Recht vollständig behalten. Wenn es nur respectirt wird. Glücklicher Weise komt uns hier der teure Bruder Nr. 2 selbst nachdrücklich zu Hülfe. Wir sind ihm gegenüber in der erwünschten Lage, daß wir sagen können mit vollster Ueberzeugung: wenn uns das wirklich zu Teil wird, was er wünscht und in Aussicht stellt, so sind wir durchaus zufrieden. Vielleicht daß er uns nun doch auch nicht mehr einen so engen Blick beimißt. Aber wir bezweifeln sehr, ob wirklich Aussicht ist, seine Wünsche realisirt zu sehen.

Also in dem Ruf: Nicht unter den Oberkirchenrath! stimt der Bruder, und er weiß gewiß, warum, von Herzen mit uns zusammen. Dann will er ein einheitliches lutherisches Kirchenregiment für uns und für alle Lutheraner in der preuß. Landeskirche: dazu selbstverständlich auch eine reformirte Kirchenbehörde für sämtliche Reformirte. Damit ist dann natürlich die öffentliche Geltung der beiderseitigen Bekentnisse hergestellt. Der Bruder sieht zwar voraus, daß auch solche sein werden, die unirt bleiben wollen. Das erklärt er aber für eine Unklarheit, er meint, entweder konsolidirt sich ein noch fehlendes Bekentnis des Consensus, oder die Gemeinden, ganz oder gespalten, schließen sich der Bekentnisgemeinschaft, aus der sie ursprünglich hervorgegangen sind, wieder an. Bis dahin wird für sie ein Provisorium errichtet, welches auch ohne besonders unirtes Kirchenregiment für möglich gehalten wird. Da aber die Herstellung dieser neuen Zustände: Einheit zwischen Kirchenregiment und Gemeinden im Bekentnis, klare Sonderung dessen, was nicht innerlich eins ist, auch unter möglichster Schonung der historischen (nicht confessionellen) Eigentümlichkeiten — eine geraume Zeit erfordern wird, so räth der l. Br. ebenfalls fürs erste entschieden dazu, unsre kirchlichen Verhältnisse unangetastet zu lassen. Die Acte, welche der landesherlichen Auctorität bedürfen, würden mit voller Berücksichtigung des Bekentnisses unter Vermittlung des Cultusministers durch Se. Majestät den König vollzogen werden. So der Verfasser des Artikels Nr. 2.

O daß diese Gedanken mehr werden möchten, als fromme Wünsche! Was wäre mehr nach unserm Herzen, als sofort zu einem Kirchenkörper mit den lutherischen Brüdern in Preußen zusammengehen, wenn für sie und uns ein wirklich lutherisches Kirchenregiment unter öffentlicher Geltung der luth. Bekentnisse eingerichtet würde! Dann würden ohne Bedenken auch die Separirten wieder in die kirchliche Gemeinschaft eintreten. So groß würde diese Freude sein, daß sie, wenn irgend etwas, uns über den brennenden Schmerz, den die harten Schläge auf politischem Gebiete bei uns hervorgebracht haben, hinüberheben könten. Auch dazu würden wir uns wol bereit finden, mit der Redaction der Ev. K. Z. ein Zusammentreten lutherischer und reformirter (wenn nur wirklich gesonderter) Kirchenbehörden für gewisse Zwecke und zur Darstellung der innerlichen Einheit, soweit sie wirklich vorhanden ist, gut zu heißen.

Aber bis jezt wenigstens können wir nicht an die Verwirklichung des schönen Ideals glauben. Wir geben dem Bruder völlig Recht, daß gar Vieles für dessen Realisirung spräche, daß nur durch dieselbe erst eine wahre Blüte der Kirche möglich werden würde. Aber wie wir Preußen kennen, den Oberkirchenrath, die Partei der Neuen Ev. K. Z., so erscheint uns dies Alles doch nur wie ein Traum. Gott kann freilich auch Träume erfüllen. Der l. Br. thut uns wahrlich unrecht, wenn er uns für unbarmherziger hält, als sich und die Seinen. Wir wünschen und bitten von Gott, daß jene Hoffnungen ins Leben treten möchten. Wir ermuntern ihn und die, welche zu ihm stehen, Alles dafür aufzubieten.

Nur uns darf er nicht zumuten, daß auch wir für unsern Kampf uns jezt dieses weite Ziel stecken sollen. Vor der Hand ist unsre Aufgabe, die luth. Kirche, in der der Herr uns hat geboren werden und zu einem Amte kommen lassen, nach allen unsern Kräften zu erhalten und zu vertheidigen. Grade dadurch werden wir mittelbar und indirect auch für die lieben lutherisch glaubenden Brüder in der preußischen Landeskirche mit arbeiten, für die auch das gewiß bisher schon ein Segen und eine Hilfe gewesen ist, daß es noch lutherische Landeskirchen gegeben hat. Wir freuen uns, daß er so billig und einsichtig ist, für den Augenblick selbst gar keine Coalition von uns zu fordern. Er selbst denkt nicht eher daran, als bis in Preußen die gehofften neuen Zustände angebahnt sind. Bis dahin werden wir also auch unserseits entschieden, wie wir denn gethan, fordern, daß unsre bisherigen kirchlichen Verhältnisse unangetastet bleiben. Auch dann werden wir diese Forderung nicht aufgeben können, wenn die Pläne der preußischen Brüder sich nicht realisiren. Wie gesagt, so leid es uns ist, unsre Hoffnung dafür ist nur gering. Und selbst das werden uns die lieben Brüder nicht verargen dürfen, wenn nicht unser brüderliches, wol aber unser kirchliches Auftreten auch den „Lutheranern innerhalb der Union" für den Augenblick sich schroffer und abweisender zeigt, als zuvor. Wir sind jezt kirchlich auf den Kampfesfuß gesezt, und da sind freilich auch die „Lutheraner innerhalb der Union" insofern unsre Gegner, als wir nicht ihrer Personen, wol aber ihrer zugestandenen Unions-„Misere" uns auf alle Weise zu erwehren haben.

Wir können uns dabei doch als Brüder erkennen und wollen gemeinschaftlich den Herrn bitten, daß er Seiner armen zerrissenen und zerklüfteten Kirche Sich in Gnaden erbarmen wolle.

Der Feldgeistliche im jüngsten Kriege.

(Schluß.)

Grade auf dem Rückmarsche hatte man darum recht oft zu fragen: Wo sind denn die Neun? Ist sonst Niemand, der wieder umkehrt und gäbe Gott die Ehre, denn dieser Fremdling? Grade da war es recht nötig, auf den Weg in die ewige Heimat hinzuweisen. Und zulezt, als die Feierlichkeiten des Einzuges im Vaterlande begannen, da hieß es: Machet die Thore weit, daß der König der Ehren einziehe. So demütiget euch nun unter den Herrn, denn wer sich selbst erhöhet, der wird erniedrigt werden. Kämpft den Kampf des Glaubens! Wachet und betet, denn euer Widersacher, der Teufel, geht umher wie ein brüllender Löwe und suchet, welchen er verschlinge. Der Hochmutsteufel aber ist besonders stark.

Bei weitem der schwerste, aber auch der dankbarste Dienst

des Feldpredigers ist der in den Lazarethen. Am allerschwersten war der Dienst in den Lazarethen auf dem Schlachtfelde selbst, wenn man überhaupt den ersten derartigen Anstalten dort solchen Namen geben darf. Noch am Schlachttage selbst sammelte man natürlich, soweit es irgend ging, die Verwundeten und brachte sie in Kirchen und Häusern, Scheunen und Ställen, Höfen und Gärten unter. Es fehlte aber an Allem. Die ärztlichen Kräfte genügten nicht zum Verbinden, da es wol viel österreichische Verwundete gab, aber keine österreichischen Aerzte. Es fehlte an Stroh für die Lagerstätten. Es fehlte an Nahrungsmitteln, an Wein und Bier, selbst an Brot und Wasser. Da in die Lazarethe hineingehen und den Verwundeten in ihren großen Schmerzen nichts bieten können, war mir das Schrecklichste. Wenn man ihnen in etwas helfen kann, so lindert man wenigstens für den Augenblick den Schmerz oder läßt sie ihn doch wenigstens für kurze Zeit durch Teilnahme und Liebesdienst vergessen, und selbst ein Trunk Wassers hat dann großen Wert — aber mit ganz leeren Händen kommen, das ist zu schwer. Dann will auch der Trost des Evangeliums noch nicht rechten Eingang finden, so lange nämlich die notwendigsten Bedürfnisse des Leibes noch nicht befriedigt sind. Als ich des Abends ins Bivouak zog, bei den Verwundeten vorüber, und sie schrien über Kälte und nach dem Arzt, Brot und Wasser, und jammerten in ihren Schmerzen, da ist es mir fast zu sauer geworden, wie Priester und Levit vorüberzugehen und ihnen nichts bieten zu können; ja selbst am andern Tage war ich noch nicht im Stande, viel zu reden, sondern Dienste thun allerlei Art, kühlen, verbinden, tränken und auswaschen, das war meine Arbeit. — Die Geistlichen haben überhaupt in den Lazarethen wol den schwersten Dienst. Der Arzt, in seiner Arbeit, kann und soll nicht mitfühlen, er behandelt den Kranken mehr als Object. Der Diacon und Krankenwärter hat die Liebesthätigkeit, ist damit beschäftigt und wird dadurch abgezogen. Aber grade die Liebe und Teilnahme, die den Kranken so nötig ist, wie die liebe Sonne den Pflanzen, die soll der Geistliche erweisen. Er soll mitfühlen und mittragen, und doch trösten, das ist ein schweres Amt; sich in jedes Elend vertiefen, und doch aufrichten, das ist ein sauer Ding. Aber ach, wie köstlich ist es auch! Und der herlichsten Erfahrungen macht man viel. — Wie oft konten die Verwundeten nicht genug hören von dem Worte Gottes und von der Liebe unsers Heilandes! Wie oft verlangten sie nach dem Gebet und Sakrament! Ach Mancher lag so freudig und ergeben da. Man sah, dem Tode war der Stachel genommen. Und wenn man fragte: Wie gehts? „Nun gut. Der Herr hat alles wolgemacht und wirds schon weiter machen und geht es selbst zum Tode, es geht zum Herrn."

Es ist wunderbar, in den Lazarethen der Verwundeten herscht im Ganzen ein fröhlicher Mut und freudiger Sinn. Komt man aber in ein Cholera-Lazareth hinein, da ist es still und öde, nur hin und wieder vernimt man einen Schmerzenston oder eine Bitte um irgend welchen Dienst.

In den Lazarethen befolgten die Amtsbrüder eine verschiedene Praxis. Der eine ging von Lagerstätte zu Lagerstätte, der andere sprach gleich für den ganzen Saal Worte des Trostes und der Mahnung. Nach der ersten Art komt man freilich nicht so schnell vorwärts, und doch war der Arbeit manchmal recht viel, namentlich in der ersten Zeit nach der Schlacht; aber grade persönlich dem Einzelnen näher zu kommen, sich um den Einzelnen zu kümmern, den Einzelnen zu suchen, das ist ein herlich Amt und ein Bedürfnis für die Verwundeten. Es ist ja notwendig, daß ein Band zwischen dem Geistlichen und Kranken entsteht, und wie ist es möglich, wenn man nicht mit dem Einzelnen sich einläßt. — Je länger man in den Lazarethen arbeitet, desto schwerer wirds. Einmal hingehen und aufrichten ist nicht so schwer. Man läßt sich erzählen, wie, wo und wann der Mann verwundet ist, wie es zu Hause steht, schreibt auch wol Notizen auf für einen etwaigen Brief nach Hause. Da gibts denn Anknüpfungspunkte die Menge, aber wenn man nun wieder komt, so sezt der Kranke voraus, daß man ihn und seine Verhältnisse kent, daß man noch im Gedächtnis hat, worüber man mit ihm gesprochen. Ist's nun nicht so, ach wie leicht verlezt man oder erscheint doch nicht als in der vollen Liebe? Einmal durchlaufen durch das Lazareth ist leicht, die ehrliche Arbeit darin aber ist schwer. Und nun dazu der Verwesungs- und Brandgeruch, der bald alles erfüllt, da arbeitet die Sele und leidet der Leib. Doch wenn es dann vorwärts geht mit dem Einzelnen, wenn nicht blos der Leib, sondern auch die Sele geneset, welche Freude! Sauer ist die Arbeit, aber desto köstlicher der Lohn, und der Boden ist empfänglich.

Natürlich hat es auch manchmal an trüben Erfahrungen nicht gefehlt. Teilnahmlosigkeit und Geichgiltigkeit gegen das Wort Gottes kam wol öfters vor, einige Mal sogar sagte man mir: der Prediger kann mir nichts helfen, nur der Doctor. — Ach es mag auch aus dem tiefen Schmerz, der das Bewußtsein nimt, herausgesagt sein. — Noch andere sprachen: Ich bin katholisch, und ließen sich nur eben ein Gebet gefallen. Traurig aber war es, wenn man irgend einem Verwundeten den Hunger und Durst nach dem Worte Gottes auf dem Angesichte geschrieben sah und dann hören mußte: „Nix deutsch."

Im Ganzen trägt der Norddeutsche still seinen Schmerz, während der Oesterreicher laut schreit und alle Heiligen anruft. Aber andrerseits ist der Oesterreicher viel anspruchsloser. Er hilft sich selber mehr. Er ist an schlechte Behandlung gewöhnt. Wenn ich für sie Briefe nach Hause schrieb, trugen sie mir öfters noch besonders auf, ich möchte doch ja hervorheben, wie sie sehr gut verpflegt und behandelt würden, obwol sie in Feindeshand wären. Ja das ist ein Großes und Herliches gewesen in diesem Feldzuge, daß man angefangen hat, troz alles Kampfes, die Feindesliebe zu beweisen. Als einmal eine Dame besondere Gaben für die preußischen Verwundeten brachte, riefen diese sämtlich: Hier gibts nicht Preußen und Oesterreicher, sondern nur Verwundete mit gleichen Schmerzen und gleichen Ansprüchen auf Liebe und Teilnahme.

Zum Schluß noch eins. — Viel hängt bei der Wirksamkeit des Geistlichen, wie überall, so auch im Felde, von der Stellung ab, die er einnimt. Die Zeit ist gewesen, wo man eine Stellung und Achtung hat, blos um seines Amts willen. Jezt muß sich erst Jedermann durch seine Persönlichkeit seine Stellung erwerben. Darum wenn mancher Amtsbruder oft unzufrieden war mit seiner Stellung, namentlich den Officieren gegenüber, viel liegt an uns selber. Nicht jeder paßt zum Feldprediger, wenn er auch sonst tüchtig ist. Er muß ein Mann sein, der sich zu helfen und sich zurecht zu finden weiß, der sich in alles schicken und Strapazen ertragen kann, der nicht verwöhnt ist und keine Ansprüche macht. Man betone vor Allem nicht seine Rechte, sondern seine eigne Pflicht. Man thue möglichst seine Schuldigkeit, dann wird uns unser Recht schon werden. Man berücksichtige alle Verhältnisse und fordere nichts Unmögliches. — Man behellige die Commandeure nicht mit brieflichen Anfragen und Anzeigen über den Gottesdienst, sondern mache möglichst alles persönlich ab, da wird man mehr erreichen. Doch die Hauptsache für einen Diener des Herrn ist wahre Herzensdemut, und je mehr wir uns unterordnen und, wenn es sein muß, auch unter jeden jungen Officier, desto höher wird man uns stellen, denn die Sanftmütigen werden das Erdreich besitzen. Dem Demütigen gibt Gott Gnade und dem Aufrichtigen läßt er es gelingen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Daß die Tendenz der Evangelischen Kirchen-Zeitung in gewisser Beziehung eine ausschließende sein muß, geht schon aus der bisherigen Darstellung hervor. Nur diejenigen kann sie um Theilnahme bitten, denen eine feste Ueberzeugung von den Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion zu Theil geworden. Dagegen soll innerhalb des Bereiches des Christenthums Mannigfaltigkeit der Ansichten nicht ausgeschlossen werden; es erscheint höchst wünschenswerth, daß ein lebendiger Austausch der Ideen unter denen statt finde, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, und die Redaction hält es für eine Hauptbestimmung der Kirchen-Zeitung, die Gelegenheit dazu darzubieten. Alle diejenigen, welche den innern Beruf zur Mitarbeitung zu ihrem Zwecke empfinden, ladet sie dringend zur Theilnahme ein, überzeugt, daß sie nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn viele dem Herrn der Gemeinde dienende Kräfte sich vereinen. Für größere Beiträge wird, wenn es nicht ausdrücklich verbeten wird, ein anständiges Honorar entrichtet.

Obgleich der Hauptzweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung ein positiver ist, obgleich sie mehr aufbauen als zerstören will, so kann sie doch, weil das Evangelium einmal seiner Natur nach das entgegenstehende bekämpfen muß, die Polemik nicht ganz vermeiden. Aber um so sorgfältiger wird sie sich des Urtheils über Personen enthalten, um so mehr alle Persönlichkeiten vermeiden, und fern von aller Bitterkeit durch ihr Beispiel zeigen, daß Festigkeit der Ueberzeugung verträglich mit der Liebe und Milde, welche das Evangelium von seinen Bekennern verlangt, indem es ihnen zugleich nachweiset, von wem sie die erste unter allen christlichen Tugenden lernen und von wem sie dieselbe erhalten können.

Professor Dr. Hengstenberg.

Von der Evangelischen Kirchen-Zeitung erscheinen wie bisher jede Woche zwei Nummern, deren Ausgabe wo es verlangt wird wöchentlich, sonst aber in brochirten Heften monatlich stattfindet.

Der Preis für jedes Semester ist 2 Rthlr. Preuß. Courant in Vorausbezahlung. — Bestellungen nehmen an: sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, das Königl. Zeitungs-Comptoir hieselbst und sämmtliche Preuß. Postämter, durch welche die Evangelische Kirchen-Zeitung ohne Preiserhöhung aber nur ganzjährig bezogen werden kann.

Literarische und sonstige Mittheilungen mit directer Post beliebe man an den Herrn Herausgeber selbst zu adressiren. Zum Beschluß für den Buchhandel geeignete nicht eilige Briefschaften und andere Einsendungen bitten wir an uns durch Vermittlung unseres Commissionärs in Leipzig, des Herrn Buchhändler Rud. Hartmann, versehen mit der Bemerkung: Zur Post! Für die Evangelische Kirchen-Zeitung in Berlin, gelangen zu lassen.

Gustav Schlawitz
Verlagsbuchhandlung.

Inhalt.

Seite

№ 88. Aus dem lezten Kriege 1049

Der Ländererwerb Preußens in seiner kirchlichen Bedeutung. 1054

Beilage 1057

Nachrichten. Versammlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen. 1061

— 89. Die neuen Provinzen und die lutherische Kirche. 1065

— 90. Der Ländererwerb Preußens in seiner kirchlichen Bedeutung. (Schluß) 1073

Aus dem lezten Kriege von einem Feldprediger. (Schluß) 1075

Beilage 1081

Die neuen Provinzen und die lutherische Kirche. (Schluß) 1081

Aus Guizots neuestem Werke. 1083

— 91. Der Brief des Jakobus. I. 1089

— 92. Der Brief des Jakobus. I. (Schluß) 1197

Aus Guizots neuestem Werke. (Schluß) 1104

Beilage. 1105

Ist das Werk Mose's ein Erzeugnis des natürlichen Menschengeistes? 1110

— 93. Der Brief des Jakobus. II. 1113

— 94. Der Brief des Jakobus. II. (Schluß) 1121

Beilage. 1129

Ist das Werk Mose's ein Erzeugnis des natürlichen Menschengeistes? (Schluß) 1130

Der Feldgeistliche im jüngsten Kriege. 1133

— 95. Aus der lutherischen Kirche Hannovers. 1137

Der Feldgeistliche im jüngsten Kriege. (Schluß) 1142

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 1. December. № 96.

Der Krieg und die Thätigkeit der Johanniter-Ritter in ihm.

Die Zeit eines funfzigjährigen, bis auf untergeordnete Ausnahmen allgemeinen Friedens, die Entwickelung der Verkehrsverhältnisse der Völker untereinander, hatten das Vertrauen, den Credit, in einer Weise ausgedehnt, daß in gewissem Sinne die ganze sich civilisirt nennende Welt wie eine große Handelsgesellschaft zum Kaufen und Verkaufen angesehen werden konte, um den wesentlich dadurch verbreiteten Wolstand im Freien und Sich-Freien-Lassen, im Essen und Trinken zu genießen. Schon das Zusammenziehen der Gewitterwolken eines möglicher Weise allgemeinen Krieges, deren Blitze das gewaltige Bauwerk anzuzünden drohten, rief unter den Genossen der Societät einen Schrecken und eine Entmutigung hervor, welche lebendig an das Wort der Offenbarung des heiligen Johannes erinnerten — „und die Kaufleute auf Erden werden weinen ... daß ihre Waare Niemand mehr kaufen wird ... des Goldes und Silbers und Edelsteins, die Perlen und Seide und Purpur und Scharlach, und allerlei Thynenholz, und allerlei Gefäß von Elfenbein, und allerlei Gefäß von köstlichem Holz, und von Erz und von Eisen und von Marmor, — und Wein und Oel ... und Weizen und Vieh und Schafe und Pferde und Wagen, und Leiber und Selen der Menschen. ... Und sie warfen Staub auf ihre Häupter und schrien, weinten und klagten und sprachen: „Wehe, wehe die große Stadt ... denn in einer Stunde ist sie verwüstet.“

„Freue dich über sie, Himmel und ihr heiligen Apostel und Propheten“ fährt der Herr selbst im schneidenden Gegensaz gegen jene Klage in seiner Offenbarung fort. Es ist nicht anders, Er selbst auf dem weißen Pferde zieht den Reitern auf dem rothen — dem fahlen, und dem schwarzen Pferde, welch lezterer auch nicht ausbleiben wird, voran. Er selbst, seine Hand verhängt die Züchtigungen, und auch dem blödesten Auge sichtbar, ist er diesmal vorangezogen. Um so größer ist die Verantwortung und um so schwerer wird das Gericht für unser Volk sein, wenn es ihn als solchen nicht erkent, wenn es bei dem gegenwärtigen Friedensfeste nicht in den Staub sinkt vor Preis und Anbetung über sein Erbarmen, nicht mit dem festen Entschluß, sein Volk zu sein und immermehr zu werden, zu seinem Heere zu gehören, für das er, und mit welchem er seine Siege, vor Allem den lezten Sieg erficht. Es ist ein bedenkliches Zeichen, wenn, wie neulich ein Feldprediger in diesen Blättern mitteilte, die Truppen im Anfange des Krieges für Gottes Wort empfänglicher, in ihrem Leben reiner gewesen sind, als späterhin, nach dem Siege, — es wäre niederbeugend, wenn die Kirchen des Landes vor dem Kriege am Bettage gefüllt und den Regungen der Buße zugänglich gewesen wären, während das Friedensfest eine größere Lauigkeit und namentlich eine Sättigung der Herzen verrathen hätte. Es bleibt leider wahr, was auch ein Cornelius Nepos sagt, daß die Menschen schwerer das Glück als das Unglück ertragen können, und daß wir uns so selten durch Gottes Güte zur Buße leiten lassen. Aber freuen können und sollen wir uns doch und Gott preisen, so weit sein Werk, seine Gnadenzüge an unserm Volke in dem Kriege und durch denselben offenbar geworden sind, nur daß es mit Zittern geschehen möchte. Wir sehen, wie neben der Entwickelung des Materialismus, seinem mehr und mehr einheitlichen Zusammenhange, seiner Herschaft über die Gemüter, wie neben den in manchen Beziehungen erbitterter werdenden Streitigkeiten der Glieder der Kirche, sich eine stärker werdende Gemeinschaft der lezteren, ohne Union und Fusion, ja troz derselben und weit über sie hinaus, bei so außerordentlichen, die Verkettungen des alltäglichen Lebens durchbrechenden Verhältnissen darstellt, wie das Christentum in solcher entscheidenden Zeit sich als eine Macht erweist, vor welcher unser Volk, vom König herab bis zum gemeinen Soldaten sich in Demut und Glauben mit offenem und lautem Bekentnis beugt, welche aus allen Klassen der Bevölkerung, vom Fürsten bis zum Handwerker, von der Gräfin bis zur Dienstmagd, eine Armee der Liebe und Barmherzigkeit wirbt, die neben der streitbaren Macht ins Feld zieht, um Gottes Wort und Sakrament, Gottes Zucht und Gottes Liebe ihr zu verkünden und zu bringen, — welche die Hingebung und Aufopferung des ganzen Volkes nicht mehr blos für die edeln, Gott geordneten, doch mehr menschlichen Regungen der Liebe zum Könige und Vaterlande, der Befreiung vom fremden Joche, wie in den Befreiungskriegen, in Anspruch nimt, sondern mächtig in Thätigkeit sezt für Werke der Barmherzigkeit, der Nächsten-, ja der Feindesliebe. Der vorhandene Wolstand, die großartigen Erfindungen der neueren Zeit, Eisenbahn und Telegraphen, so vielfach sonst dienstbar dem Materialismus, werden vorwiegend und mit dem glänzendsten Erfolge in den Dienst des Vaterlandes und dieser Liebeswerke genommen, zur recht sichtbaren Bethätigung des Wortes:

„Alles ist Euer.“ Wol ist noch die Zeit, wo das Unkraut aufwächst mit dem Weizen, wo in den Netzen, welche Gott auswirft, um die Herzen der Menschen zu fangen und zu sich zu ziehen, gute und böse Fische untermischt herumschwimmen, noch ist jene Armee der Liebe und Barmherzigkeit, welche unsern Truppen auf dem Fuße folgte und mit in den Streit zog, nicht als solche ein Teil des Heeres, welches der Herr als das seine in den lezten Streit führen wird, — o des grundgütigen, gnadenreichen Gottes, welcher in gegenwärtiger Zeit so viele Netze der Liebe ausgeworfen, so viel Weizen auf seinen Feldern hat aufgehen lassen, welcher unserm Volke — uns selbst neue Frist zur Buße gewährt hat, daß recht viel Glieder desselben, daß wir selbst dereinst eingesammelt werden möchten in seine Scheuren, eingehen zu seinem ewigen Frieden.

Als des Königs Majestät den schwer verwundeten General von Ollech auf seinem Schmerzenslager besuchte und sich der Gottesgnade in den errungenen Erfolgen, in der Darstellung der Armee in Gottesfurcht und Tüchtigkeit, in der zur Erscheinung gekommenen Liebesthätigkeit des ganzen Volkes, besonders durch die Orden und Genossenschaften evangelischen wie katholischen Bekentnisses von Herzen erfreute, hat er es ausgesprochen, wie dies die Frucht des von Seinem Königl. Bruder, Friedrich Wilhelm IV., ausgestreuten Samens sei. Sein offenes und treues Bekentnis, sein damit übereinstimmendes Leben, sein darin wurzelndes und dahin für das ganze Volk zielendes Regiment hat Gott der Herr an uns und unserm Lande so reich gesegnet und diesen Segen sobald nach seinem Tode offen zu Tage treten lassen zu einem Zeugnis und Antriebe, ihn festzuhalten und auf unsere Nachkommen zu vererben. Wol ist das Bewußtsein der nahen Todesgefahr, in Folge deren sie jeden Augenblick abgerufen werden können, um vor Gottes Richterstuhl zu treten, geeignet, die Herzen der in den Krieg ziehenden Soldaten zu sammeln und mit dem Ernste solchen Gedankens zu erfüllen, aber diese müssen für derartige Eindrücke doch empfänglich, der Boden muß vorher bestellt sein. Ist es nicht lieblich, wenn man zufällig Zeuge ist, wie ein Kavallerie-Offizier seinen Kameraden und anderen erzählt, daß er während des Angriffs auf feindliche Batterien, bei den wie Erbsen auf die Truppe geworfenen Kartätschen — nach einem kleinen Gebetchen für sich, gebetet habe, daß auch sein Fuchs möchte bewahrt bleiben, dann aber sich damit beschäftigt habe, zu beobachten, ob nicht eine Kartätschkugel eines der zahllos auf dem Felde umherfliegenden Rebhühner oder einen der gleich zahlreich umherlaufenden Hasen treffen würde. — Wie sollte nicht die treuere Verkündigung des Wortes Gottes in unserm Vaterlande während des lezten Menschenalters die Hauptursache solcher allgemeinen Erscheinung sein; allein hat nicht ganz gewiß auch der in unsern Schulen seit längerer Zeit gepflegte Geist, nicht wesentlich das Leben des Hofes des Hochseligen Königs und die ganze Haltung der Obrigkeit unter ihm daran Anteil? Seine Königlichen Gedanken, seine Weisheit, vielfach der Zeit vorauseilend, haben speciell Keime kirchlich evangelischer Genossenschaften gepflegt, weiter entfaltet, neu in das Erdreich gesenkt, welche durch Gottes Erbarmen über alles menschliche Erwarten liebliche Früchte bringen.

Wie schon in dem Feldzuge in Schleswig-Holstein, — nur ausgedehnter —, traten neben den altbewährten, weit verzweigten, zu vielen hunderten auf den Kriegsschauplaz und in die Lazarethe eilenden katholischen Orden von Brüdern und Schwestern, — ohne Neid irgend eines Teiles, in edlem Wetteifer, oft in treuer Gemeinschaft mit einander, Scharen von Diakonissen und Brüdern aus allen Gegenden Deutschlands in die Arbeit an den Kranken, Verwundeten, Sterbenden mit ein. — Wie dort, nur auch weit zahlreicher und organisirter erschien die von Friedrich Wilhelm IV. ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgegebene Genossenschaft der Johanniter-Ritter und in treuer Gemeinschaft mit ihr katholische Malteser-Ritter. Ganz neu und nicht ohne wirksamen und gesegneten Erfolg machte sich in diesem Kriege die s. g. Genfer Convention geltend, deren eigentlicher Zweck die Concentration der Liebesthätigkeit für die Verwundeten ist. Zur Zeit des Feldzuges in Schleswig-Holstein zeigten sich davon erst schwache Anfänge, der Staat als solcher hatte sie noch nicht anerkant. Es konte das Bedenken entstehen, ob nicht durch sie mehr einer humanistischen, als tieferen christlichen Tendenz Vorschub geleistet werden, die christlichen Genossenschaften, welchen im schleswig-holsteinschen Feldzuge die Gaben der Liebe für die Verwundeten größtenteils zur Verwendung übergeben wurden, deren nunmehr würden entbehren müssen. Und doch war grade jene Verwendungsart besonders erfreulich und auf jede Weise zu fördern. Die Genfer Convention hat zunächst den großen, auf keine andere Weise zu ersetzenden Erfolg gehabt, daß die Verwundeten und ihre Pfleger von den kämpfenden Mächten für neutral erklärt werden. Der Begriff „neutral“ ist zwar an sich unkirchlich, er ist aber auch nur, wie sich gezeigt hat, die staatliche Form, welche nunmehr der christlichen Liebesthätigkeit auch am Feinde um so freierer Raum gewährt. Zur Deckung dieser Neutralität wurde ein Zeichen gewählt, welche wesentlich diese christliche Liebesthätigkeit in ihrem tiefsten Grunde dem ganzen Volke zum Bewußtsein gebracht und es zum Eifer darin angespornt hat, eine weiße Fahne mit rothem Kreuz. Es hat sich hier von neuem gezeigt, von welcher Bedeutung richtig gewählte Zeichen sind, wie durch sie die Phantasie ergriffen und der Erkentnis und dem Willen dienstbar gemacht wird. Das blutige Kreuz ist und bleibt der einzige Grund unserer Hoffnung. Wie viel Trost, wie viel Teilnahme, wie viel herzinnige Freude hat dieses rothe Kreuz über den Verbandplätzen und Lazarethen bei den armen Verwundeten, bei den Angehörigen, die sie aufsuchten, bei den unter ihm Dienenden hervorgerufen. Personen, welche Transporte von Nahrungsmitteln, Erfrischungen und Verbandgegenständen der Armee zuführten, erbaten es von dem Commissarius für die freiwillige Krankenpflege und dessen delegirten Johanniter-Rittern für sich und zu Fähnchen für ihre Wagen als ein sicheres Mittel, ihnen sofort allenthalben die Herzen zu öffnen und die Hände willig zu machen, um die mannigfachen entgegentretenden Schwierigkeiten zu beseitigen. Auch das oben

berührte Bedenken ist nicht hervorgetreten. Vielmehr hat nach der Richtung der Zeit zu freien Vereinigungen, eine solche zur Sammlung aller Liebesgaben für die Verwundeten die Willigkeit vieler in einem Maße angespornt, wie sie sonst vielleicht nicht stattgehabt hätte. Von dem Vorstande des Vereins sind diese Gaben, wie es zu einem entsprechenden Gebrauche auch nicht anders sein kann, im Großen und Ganzen doch durch die christlichen Genossenschaften den Verwundeten zu Gute gekommen, und es würde, wenn Gott uns noch wieder in ähnliche Verhältnisse führen sollte, dieses Ziel noch in einem höheren Maaße zu erstreben, aber auch seine Erreichung zu hoffen sein. Es ist wol erklärlich, daß bei dem natürlichen Menschen gegen jene Genossenschaften, und zwar gegen die Johanniter-Ritter aus einem doppelten Grunde mannigfache Bedenken stattfinden, welche nicht durch Gewalt, sondern nur durch eine zarte, schonende Behandlung, durch die Erfahrung der Dienste, welche sie gerade auch in der Beziehung leisten, mehr und mehr verschwinden werden.

Der Eintritt der Johanniter- und Malteser-Ritter in den Dienst der Liebe an den Verwundeten entspricht einem dringenden Bedürfnis und bildet einen unentbehrlichen Ring in der Kette der christlichen Liebesthätigkeit für dieselben. Die Johanniter-Ritter tragen den Namen von dem heiligen Apostel Johannes, der nach seiner Natur zu den Donnerskindern gehörig, durch den Glauben in den Apostel der Liebe umgewandelt wurde, so daß er mit der Mahnung an die Seinigen gestorben sein soll: „Kindlein, liebet euch unter einander!“ Mit der Annahme seines Namens hat sich die Genossenschaft verpflichtet, sein Wesen in ihrem Leben und Wirken zum Ausdruck zu bringen, wie es enthalten ist in den Worten seines ersten Briefes: „daran haben wir erkant die Liebe, daß er sein Leben für uns gelassen hat, und wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen“. „Meine Kindlein, lasset uns nicht lieben mit Worten, noch mit der Zunge, sondern mit der That und mit der Wahrheit“. Wol wissen wir, wie viel noch fehlt, daß dies Wort in dem Orden eine volle Wahrheit geworden ist; aber wir strecken uns nach dem vorgehaltenen Ziele. Die Liebe, die Christus uns erwiesen hat, soll der Grund sein und immer mehr werden, welcher den Orden bringt, ihn in seinen Kranken und Verwundeten mit Nichtachtung des eigenen Lebens zu lieben, indem der letztere unter den feindlichen Kugeln aufsucht, auf seine Wagen hebt, zum Verbandplaz führt, Oel und Wein in ihre Wunden gießt und deren Verbinden veranlaßt. Troz aller Fürsorge war das Aufsuchen der Verwundeten, welche verborgen in den hohen Kornfeldern und dicken Schonungen an den Abhängen der Berge lagen in diesem Kriege besonders schwierig. Welch ein Engel Gottes war dem Verschmachtenden ein Johanniter-Ritter, welcher durch tagelanges Suchen sich nicht ermüden ließ, bis er ihn gefunden, gelabt, in Sicherheit gebracht und der treuen Fürsorge der pflegenden Schwestern und des Arztes übergeben hatte. Welch eine Wolthat ist solchem Elenden, Einsamen, Sterbenden das erste freundliche menschliche Wort, wie vielmehr ein Wort der Erquickung aus den ewigen Heilsbrunnen. Der Schreiber dieses hat nicht das Glück gehabt, zu solchem Dienst berufen zu sein, er hat nur Thürhüterdienste zu leisten gehabt in diesem Hause seines Gottes, wenn aber schon die Freude groß war, die Gäste dahinein zu lassen, wie köstlich muß es gewesen sein, sie zum Herrn selbst zu führen und den Eindruck und den Dank wahrzunehmen, wenn sie in ihrer Not zuerst des Gnadenblickes des Herrn teilhaftig wurden. Als ein verwundeter, in einem kleinen Lazareth untergebrachter Officier freundlich angeredet und ihm ein Gruß von den Seinen gebracht wurde, richtete er die Augen nach oben mit den Worten: „o mein Gott, das ist das erste Wort der Liebe, welches du mir sendest.“ Wie die schmachtende Zunge nach einem Tropfen kalten Wassers, so lechzt das ermattende Herz nach einem Trostwort der Liebe. — Für jede Armee war ein Johanniter-Ritter zur Leitung dieses Dienstes bestimt, mit ihm war bei jeder eine größere Anzahl von Rittern darin thätig. Andere Johanniter-Ritter hatten den Dienst in den verschiedensten Arten der Lazarethe, den leichten und schweren Feld-, den Kriegs- und Reserve-Lazarethen. Die lieben Genossenschaften, welche darin pflegten, waren ihrem speciellen Schutze anvertraut, auf ihren Rat, ihre Hilfe gewiesen. Soweit möglich geschah es je nach den Confessionen, doch hat eine Verschiedenheit darin wol keinen Unterschied in der Freude an ihrem Wirken und in dem Erweisen der Liebe gegen sie aufkommen lassen. In den Reserve-Lazarethen mögen und werden diejenigen, welche sie einrichten auch nach Neigung und Verhältnissen die pflegenden Kräfte gewinnen, auf dem Kriegsschauplatze kann das, wenn nicht Willkür und Unordnung, hier Ueberfluß, dort Mangel herschen soll, nur in einer leitenden Hand sein. Wol mag einmal der Einzelne eine anscheinend genauere Kentnis des Bedürfnisses an einem Orte haben, wol hat das Selbsterforschen und Befriedigen desselben seine besondere Genugthuung, aber auch hier ist Gehorsam besser denn Opfer, auch hier ist vor allem Ordnung und darum Unterordnung, Demut von nöten. Und in welchem wolthuenden Maße ist sie geübt worden. Die Leitung der ganzen freiwilligen Krankenpflege war von des Königs Majestät in die Hand des Grafen Eb. zu Stollberg-Wernigerode gelegt. Seine Persönlichkeit bot dem Könige die Garantie, daß die militairisch-staatlichen Interessen im vollsten Maße gewahrt bleiben würden, sie ließ die Genossenschaften mit herzlichem und unbedingtem Vertrauen sich ihm zur Disposition stellen. Jeder Johanniter ging zunächst, wohin er gerufen wurde, aber ebenso willig und demütig die evangelischen und katholischen Schwestern und Brüder. Von Katholiken mögen wol über 500, auch von Evangelischen mehrere 100 thätig gewesen sein. Als die Armeen in Böhmen eingerückt waren und sich zu einer größeren Schlacht zusammenzogen, wurden diese pflegenden Schwestern aus den Mutterhäusern und Klöstern nach Görlitz gesammelt, um sofort rechtzeitig Hilfe bringen zu können, und es war lieblich, diese Scharen mit ihren Johanniter- und Malteser-Rittern herbeiziehen und dann gleich zur Ausübung ihres Berufes auf die Schlachtfelder von Gitschin und Königgrätz eilen zu sehen, wo sie wie in Leichenhäusern zu arbeiten hatten. Als die dortigen Lazarethe durch den in ihnen

wüthenden Tod von fast 80 pC. und durch die möglichst starke Evacuation in die Kriegs- und Reservelazarethe nach Schlesien, den Marken, Sachsen, sich verkleinerten, wurden sie der Armee nach weiter vorgeschoben, bis sie in die Lazarethe des Vaterlandes zurückgerufen, oder in ihre frühere Friedensarbeit wieder eintreten konnten. Schon in der Heimat bietet die Arbeit in einem Militairlazareth für solche Genossenschaften manche Schwierigkeiten, in wie hohem Grade wurden sie in Feindesland auf dem Kriegsschauplatze gesteigert. Wir hatten nicht blos für die eigenen zahlreichen Verwundeten, wir hatten für die unverhältnismäßig zahlreichern österreichischen Verwundeten zu sorgen, welche ohne jegliche Vorsorge von ihren Aerzten verlassen und von allen Bedürfnissen entblößt in unsere Hände fielen. Unsere eigene Armee ging schnell vor, dem fliehenden Feinde nach, und mußte dazu in der Gewißheit zahlreicher Kranken, in der Voraussicht einer neuen blutigen Schlacht vor Wien ihre Aerzte, ja ihre schon den Verwundeten eingeräumten Lazaretheinrichtungen mitnehmen. Die in den vorhandenen Lazarethen zurückbleibenden Verwundeten hätten leicht von allem entblößt sein können. Da galt es nach den Umständen Einrichtungen treffen, so gut als möglich. Wie hätten die Schwestern namentlich sich hier zu rathen vermocht. Es war dies die nächste Aufgabe der ihnen zum Dienst beigegebenen Ritter, deren Lösung freilich allein durch die reichen ihnen aus dem Vaterlande von Genossen und von den Vereinen zugehenden Sendungen ermöglicht wurde. Sollte Gott uns noch ähnliche Prüfungen vorbehalten haben, so wird auf eine Ordnung dieser Verhältnisse auch von Seiten des Ordens von vornherein besonderes Gewicht zu legen sein. Wie geordnet waren dagegen die Verhältnisse der Lazarethe im eigenen Vaterlande. Alle Bedürfnisse, die irgend geltend gemacht wurden, befriedigten die Vereine mit größter Bereitwilligkeit und Delegirte von diesen vermittelten den Verkehr zwischen ihnen und den pflegenden Genossenschaften. Und doch hatte der lezteren beigegebene Johanniter auch hier ein weites Feld der Thätigkeit. Es kam wol vor, daß der Eifer der Liebe die Schwestern zu erdrücken drohte, aber auch, daß Mistrauen ihnen bitteres Leid zufügte. Die Erkentnis der Notwendigkeit der Abhilfe eines Bedürfnisses, des richtigen Weges, sie herbeizuführen, sei es bei einem Verein, oder bei Privaten, oder bei der Behörde, endlich das schnellen Erfolg verheißende Betreten dieses Weges durch persönliches Einwirken, sezt Erfahrung in den allgemeinen Lebensverhältnissen wie in der Einrichtung von gut und zwar durch Genossenschaften geleiteten Krankenhäusern voraus. Das unermüdliche Einwirken auf die Verhältnisse der pflegenden Schwestern und Brüder, die Art ihrer Verwendung in dem einen oder dem andern Hause, auf den Bahnhöfen für die Durchtransporte der Verwundeten, die Sorge für ihre und der Kranken leibliche und geistliche Bedürfnisse — alles das erfordert ein Verhältnis des Vertrauens, darum eine Persönlichkeit mit einem Verständnis und einem Herzen für diese Dinge, wie sie nur bei dem Genossen einer derartigen religiösen Gemeinschaft zu erwarten ist. Eine den jetzigen Bedürfnissen noch verhältnismäßig wenig entsprechende Beamtenklasse sind die Lazarethverwalter; sie sind zum Teil völlig neu und ungeübt in dem Berufe, im Augenblicke der Mobilmachung von der Militairverwaltung aus tüchtigen Subalternen übernommen. Ausführliche detaillirte Reglements, die Sorge vor der Verantwortung gegen Vorgesezte, die Furcht vor Regressen in Folge der Controle der Oberrechenkammer lassen sie wie in das Herz zusammenpressenden Schnürleibern einhergehen. Es kostet ein wirklich ernstes fortgesezтes Ringen, das Einlegen der ganzen Autorität einer ihnen überlegenen Persönlichkeit, um ihnen das abzuringen, was sie vielleicht reichlich haben, oder sonstige zweckentsprechende Einrichtungen herbeizuführen; und sie grade sind es, welche sich durch eine derartige Einmischung am leichtesten verlezt fühlen. Vielleicht bekommen die Schwestern nur gewöhnliche Krankenkost, oder sie und der katholische Geistliche, welcher als Seelsorger der fremde Sprachen redenden Verwundeten herbeigerufen ist, müssen auf dem Diätzettel als Kranke mit Extradiät — die Schwestern unter fingirten männlichen Namen — aufgeführt werden, oder Oel soll nur für Krankenzimmer geliefert werden, wo Nachtwachen statthaben (bis in einem dunklen Zimmer Nachts eine verbundene Ader neu aufspringt,) — oder die vorräthigen Hemden werden nur herausgegeben, nachdem ein Verein einen gewissen Procentsaz als Verschleiß garantirt. Von welchem großen Nutzen ist in diesen Beziehungen die Einwirkung eines erfahrenen, ruhigen Mannes, wie eines Joh.-Ritters, welcher durch seine Persönlichkeit von Einfluß, und mit ihr den Beamten zu decken, die Verantwortung seiner Handlung zu übernehmen im Stande und bereit ist.

Eine besondere Sorge der den Lazarethen beigegebenen Johanniter war die Herstellung eines regelmäßigen, treuen seelsorgerischen Besuchs, und wo möglich sonntäglicher Gottesdienst in ihnen. Die verschiedene Confession und die fremden Nationalitäten mit zum Teil völlig unverständlicher Sprache waren dabei eine große Schwierigkeit. Es gab Oesterreicher, von welchen kein Laut, als der herzzerreißende Jammer über ihre Schmerzen — zu dem sich die fremden Nationalitäten mehr hinreißen ließen als die deutschen — verständlich war, und welche dabei so stumpf waren, daß sie das sonst allen verständliche, liebe und tröstliche Zeichen des heiligen Kreuzes teilnahmlos ansahen, so daß man auf den Gedanken kommen konnte, solches Zeichen widerstrebe ihrer religiösen Erkentnis! Giebt es ja doch in der evangelischen Christenheit davor so mannigfache Scheu und über das Kreuz oft so erbitterten Streit! O wenn die Streitenden an die Schmerzenslager der Verwundeten träten, die keinem andern Troste zugänglich sind, oder wenn sie selbst auf dem Todeslager von dem Tröstenden nur dies Zeichen verständen, — wie anders würden sie es ansehen! — Die Ortsgeistlichen sind meist allenthalben mit Amtsgeschäften überbürdet, in Feindes Land waren evangelische Geistliche selten; die außerordentliche Zeit aber fordert die Anwendung außerordentlicher Mittel, um in ihr den Weg zum Himmelreich „mit Gewalt" zu öffnen. Es war vielfach unent-

behrlich, aber allenthalben erwünscht, frische Kräfte zur Aushilfe herbeizuziehen, welche dann auch die vorhandenen neu anregten, und es war daher höchst erfreulich, daß wo solche am Orte selbst nicht zu finden waren, der zu dem Zwecke in Berlin gebildete Verein solche bereitwillig entsendete. —

Die Kräfte der religiösen Genossenschaften, so zahlreich sie in diesem Kriege auch auftraten, reichen dennoch lange nicht hin, die Pflege sämtlicher Verwundeten zu übernehmen. In den Orten engagirte Pfleger waren oft völlig unbrauchbar, nicht blos ungeübt, auch unzuverlässig. Es ist bekant, mit welcher Bereitwilligkeit zahlreiche Frauen ihre Kräfte anboten. Der eben bemerkte Notstand führte hie und da zu Versuchen, sie zu verwenden, und die betreffenden Johanniter-Ritter waren gezwungen, über solche Anträge sich ein Urteil zu bilden. Da gilt es freilich, die Geister zu prüfen. Im allgemeinen hat eine solche Verwendung die größten Bedenken und ist der Regel nach entschieden von der Hand zu weisen. Welche schauderhaften Erfahrungen teilte neulich ein Feldgeistlicher aus den Böhmischen Lazarethen in diesen Blättern mit. In anderen Fällen liegt versteckt oder offen die Hoffnung auf eine Ordensverleihung zu Grunde. Man schämt sich bei solcher Erkentnis der Erniedrigung unsers Geschlechts! Erst eine längere Uebung kann die zur Krankenpflege wie zu jedem andern Berufe notwendige technische Fertigkeit, und die Gewißheit des Besitzes der dazu noch viel unentbehrlicheren Selbstverleugnung geben. Nur eine christliche Genossenschaft gewährt die Haltung in Zucht und Liebe, welche das gemeinsame Leben und die gemeinsame angestrengte körperliche und geistige Arbeit erfordert. — Dem Unterzeichneten ist jedoch zu seiner Freude ein in großer vorhandener Not unternommener Versuch bekant, welcher als gelungen betrachtet werden kann, wo eine Reihe verheiratheter Frauen und Wittwen, namentlich von Pastoren, in Anlehnung an katholische Schwestern, die regelmäßige, Tag und Nacht abwechselnde Pflege eines großen und schweren Lazareths übernahmen.

Neben der Stellung zu den Lazarethen und den in ihnen pflegenden Genossenschaften soll der an dem Orte stationirte Johanniter-Ritter den Vereinigungspunkt der freiwilligen Liebesthätigkeit in ihm bilden. Die Willigkeit zu geben war ziemlich allgemein, es kam hier und da nur darauf an, ihr die rechte Bahn zu weisen, in allen da hineinschlagenden Fragen Rat zu erteilen, die Transporte der Gaben nach den ihrer bedürftigen Orten des Kriegsschauplatzes zu dirigiren. Die Befugnis des Johanniter-Ritters, freie Fahrt auf Staatseisenbahnen, namentlich den Militairzügen zu gewähren, die Benutzung der Post und Telegraphen zu gestatten, Vorspann, Einquartirung, militairische Begleitung des Transportes zu garantiren, sind von außerordentlichem Erfolge, um jene Thätigkeit anzuspornen und zu leiten, sie sind aber auch unentbehrlich zu einer erfolgreichen, einen weitern Gesichtskreis umfassenden Thätigkeit, um alle die Hilfsleistungen für die Armee in Wirksamkeit zu setzen, welche ihr wirkliche Dienste leisten, und alle die Rücksichten für die Angehörigen der Verwundeten dabei walten zu lassen, welche die Liebe erfordert, und welche von jenem Gesichtspunkte aus mit den für die Armee erforderlichen Rücksichten vereinbar sind. In den Johanniter-Rittern, die zum großen Teil der Armee angehören, oder doch in ihren Traditionen aufgewachsen sind, und nun vermöge ihrer sonstigen socialen Stellung, ihrer weiteren Erfahrung, ihrer Ordenspflichten, mit den sonst nach allen Seiten zu nehmenden Rücksichten vertraut sind, welche aus freier Liebe um Gottes willen sich zu einer solchen Thätigkeit darbieten, hat der Staat Persönlichkeiten, welche, da sie überdies vom Ordenskanzler nach ihren besonderen Gaben für die einzelnen Stellungen berufen sind, in der That zur Uebertragung derartiger weitgreifender Befugnisse an sie ohne alle staatliche Besorgnis sich wol eignen. Dennoch ist es ein bedeutsames und erfreuliches Zeichen, welchen großen Schritt aus dem Versunkensein in Bureaucratismus und Militairomnipotenz wir gemacht haben, daß der Staat solche Rechte vertrauensvoll in andere Hände als die von Militair-Personen legt. Nur auf die Befürwortung des Königl. Commissarius wurden die, diese Rechte verleihenden Karten vom Kriegsministerio ausgehändigt. Es wird sich vielleicht empfehlen für spätere Fälle, in den durch solche Karten übertragenen Befugnissen dahin einen Unterschied zu machen, daß für gewöhnliche Fälle der Gebrauch des rothen Kreuzes und die freie Benutzung der Eisenbahnen dadurch gewährt, die Befugnis der Requisition von Vorspann, freiem Quartier und Naturalverpflegung aber nur den Delegirten des Königl. Commissarius vorbehalten, dagegen für diese noch freie Benutzung der Post und Telegraphen hinzugefügt und ihnen die Befugnis gewährt wird, dies für einzelne, specielle Reisen auch anderen zu verleihen. — Es ist in der Wirklichkeit schon gegenwärtig so verfahren worden. Die Hilfen, welche dadurch der Armee geschaffen worden, sind nicht gering anzuschlagen, die Dienste, welche den Angehörigen derselben zu Gute kommen, so klein sie sein mögen, sind für diese von unschätzbarem Werte. Sie können meist durch keine andere Person Rat und Hilfe, oder auch nur Nachricht von ihren verwundeten Söhnen und Geschwistern erlangen, und das wunde oder von schweren Sorgen erfüllte Herz ist für jeden Beweis der Liebe so empfänglich und für jeden solchen Dienst voll Dankbarkeit.

Die Anerkennung des Johanniterordens und das Vertrauen zu ihm ging gewiß nicht unberechtigt bei den Heerführern so weit, daß die sächsischen Johanniter-Ritter ungehindert von den Preußen durch ihre Vorposten durchgelassen wurden, um ihre Dienste ihrer vaterländischen Armee in Böhmen und zum Teil weiterhin bringen zu können, daß sie ebenso nach der Schlacht

bei Königgrätz, aus der Festung kommend, von Neuem unsere Vorpostenlinie passiren durften. Hessische Ritter dienten erst ihren, späterhin teils ihren, teils preußischen Verwundeten. Es gab für die Joh.-Ritter, wie für die anderen religiösen Orden den Begriff „des Feindes“ nicht, ihr „Nächster“ war, welcher zunächst ihrer Liebe und Hilfe bedurfte. Auch das Wort des Herrn durften sie auf sich anwenden: „welcher will der Größte unter euch sein, der sei euer Diener“, denn sie hatten nichts zu befehlen, wollten allenthalben nur dienen und bitten, aber darum gerade haben sie in der That vielfach die Dinge geleitet. Dabei mag es auch ferner verbleiben. Wenn sie ihrem Berufe entsprechen, wenn sie immer mehr rechte Johannes-Ritter werden, wenn sie durch Wolthun verstopfen die etwaige Bosheit der Menschen gegen sie (die aber selten genug hervortritt, so daß vielmehr von der ihnen zu Teil werdenden überreichen Anerkennung Besorgnisse entnehmen zu sein möchten —), so werden sie sich immer mehr befähigen, für alle diese Verhältnisse unangefochten die Leitung zu überkommen. Nur dem ausdrücklich zum „Militair-Inspector und K. Commissar für die freiwillige Krankenpflege bei der Armee im Felde“ ernanten Ordenskanzler Grafen zu Stollberg würde im Interesse der Lazarethe und der Verwundeten seiner Stellung mehr entsprechend die Befugnis beizulegen sein, in den Lazarethen bemerkte Uebelstände sofort auf seine Verantwortung abzustellen, mit der Befugnis der Lazareth-Verwaltung, an den Kriegsminister zu recurriren. Als Commissar für die freiwillige Krankenpflege hat er selbstverständlich über deren Verwendung und die Bedingungen, unter welchen sie erfolgt, zu verfügen. Diese Verfügung steht mit den Lazarethverhältnissen meist in untrenbarem Zusammenhange. Um der Sache und um der Liebe willen ist der Commissarius nicht leicht im Stande, bei einer Verweigerung derselben die freiwillige Pflege deshalb dem Lazarethe zu entziehen. Die Person des Commissarius, die Möglichkeit der Aufhebung seiner Anordnungen durch den Minister bietet volle Sicherheit, daß derartige Anordnungen nur im höchsten Notfall getroffen werden würden. Allein es erscheint der Stellung des Commissars und dem Interesse der Sache nicht entsprechend, ihn von dem Urteile der Lazareth-Commission abhängig zu machen.

Der Orden hat neben dieser Pflege einen großen Teil seiner schon bestehenden Krankenhäuser den Verwundeten eingeräumt und eine Anzahl seiner Glieder hat für diesen Zweck aus eigenen Mitteln neue Häuser hergerichtet. Er hat sich der Beerdigungen und der Gräber der im Felde Gebliebenen angenommen, und noch nach dem Frieden alle in Oesterreich befindlichen kranken Preußen durch einen Genossen aufsuchen lassen.

Es waren während des Krieges in Böhmen etwa 70 preuß. Ritter thätig, bei der Mainarmee 25, in den Kriegs- und Reservelazarethen 60, bei den alten Johanniter-Krankenhäusern, in welchen Verwundete gepflegt wurden, 13, zus. 168. Von außerpreußischen Rittern waren aus der Genossenschaft des K. Sachsens 12, im Herzogtum Hessen 9, K. Würtemberg 2, Hannover 3, Mecklenburg 2, zus. 28, überhaupt 196 thätig.

Je größer die Pflichten sind, welchen der Orden sich unterzogen hat, je höher das Ziel ist, welchem er nach dem oben angeführten Worte des Apostel Johannes entgegenstrebt, je lebendiger haben alle Glieder desselben sich zu vergegenwärtigen, daß der Apostel im Anfange jenes Briefes mit großem Nachdruck hervorhebt, daß Gott ein Licht und in ihm keine Finsternis ist, und daß wir darum auch nur dann Gemeinschaft untereinander haben, so wir im Lichte wandeln, wie Gott ein Licht ist, daß aber die Lebenskraft dazu in der Aneignung des Wortes liegt:

„das Blut Jesu Chrtsti, des Sohnes Gottes, machet uns rein von aller Sünde.“

Am Tage des Friedensfestes.

Ein Johanniter-Ritter.

Nachrichten.

Versamlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen.

(Fortsetzung.)

Beim Uebergange zur Tagesordnung bemerkte der Vorsitzende zunächst, daß die Beschlüsse der lezten Versamlung in Bezug darauf nicht zur Ausführung haben gebracht werden können, indem die für die Vorträge bestimten Referenten bis auf Einen an der Erfüllung ihrer Zusagen verhindert worden wären, daß es viel Not gemacht habe, die entstandenen Lücken auszufüllen, und daß man es Herrn Superint. D. Frantz in Ebendorf Dank wissen müsse, wenn er noch einen Vortrag über ein von unserm Consistorium den Diöcesanconferenzen vorgelegtes Thema übernommen habe, nämlich: „Läßt sich die wörtliche Inspiration der Schriften Alten und Neuen Testaments auf Grund der von Philippi gegebenen Ausführung oder in anderer Weise verteidigen, und wenn nicht, kann sich der Prediger auf die aus der Schrift entlehnten Texte als auf Gottes Wort stützen?“ Es ist zu bedauern, daß der lezte Teil dieser Frage, welcher das praktische Interesse der versammelten Prediger am meisten in Anspruch nahm, am wenigsten erörtert wurde; ebenso wenig gestattete es die Zeit, die Kritik der Ausführungen Philippi's, denen Ref. nicht beistimte, in ihrem ganzen Zusammenhange zu hören; es war hauptsächlich nur die eigentümliche Ansicht des Vortragenden über die Inspiration, welche er im Gegensaz gegen die Inspirationslehre der altprotestantischen Dogmatik ausführlich entwickelte, welche die Versamlung beschäftigte.

Bei der Besprechung mußte man ja anerkennen, daß Ref. an dem Ansehn der h. Schrift keineswegs gerüttelt, daß er im Gegenteil dasselbe in jeder Weise aufrecht zu erhalten bemüht gewesen sei. Ebenso wenig konte man verkennen, daß er im Gegensaz gegen eine mechanische Auffassung der Inspiration ein lebensvolles Bild von der Wirksamkeit des h. Geistes bei derselben entworfen habe. Aber es mußte doch bezweifelt werden, ob er den Lehren der alten Dogmatiker die gerechte Würdigung habe zu Teil werden lassen, welche sicherlich nicht eine so mechanische Vorstellung von der Thätigkeit des h. Geistes gehabt haben, wie er meint, sondern nur zum Schuz gegen die Angriffe

der Gegner die Merkzeichen aufgerichtet haben, welche das Ansehen des geschriebenen Wortes der Tradition gegenüber sichern sollten. Und wenn er die göttliche Wahrheit der h. Schrift nur darauf baut, daß die berufenen Propheten und Apostel durch den h. Geist das fleischgewordene Wort ergriffen haben, so wurde ihm entgegnet, daß damit der Irrtum im Einzelnen bei ihnen noch keineswegs ausgeschlossen sei, weil sie doch auch sündige Menschen waren, wie er denn überhaupt nicht genug auf das Verhältnis des Geistes Gottes zu der menschlichen Persönlichkeit eingegangen sei. Er habe nur immer von einem principiellen Einflusse des h. Geistes geredet, und nicht nachgewiesen, wie er sich im Unterschiede von andern Gläubigen in den h. Schriftstellern gestaltet habe. Er wurde öfter gefragt, wie sich die von ihm auch festgehaltene Verbalinspiration von der von den alten Dogmatikern behaupteten eigentlich unterscheide. Philippi unterscheidet zwischen Wörterinspiration und Wortinspiration und sucht das Verhältnis Beider sorgfältig zu ermitteln, wenn es ihm auch nicht gelungen sein mag, völlige Klarheit zu gewinnen. Hierauf komme es hauptsächlich an. Indem Ref. nur im Allgemeinen bezeuge, daß die h. Männer die Sprache des Geistes Gottes reden, habe er doch nicht sich näher darüber ausgelassen, in welchem Umfange, so daß man nicht ersehe, ob jedes ihrer Worte des h. Geistes Wort sei, und wie in dieser Beziehung das A. T. zu dem N. T. stehe, ja das Wort aller Gläubigen zu dem Schriftworte. Genug, es gab sich überall das Verlangen kund, noch etwas Klareres und Festeres zu haben, und viele Brüder schienen doch geneigt, fürs Erste noch bei der älteren Fassung der wichtigen Lehre zu bleiben.

Am Nachmittage hörten wir zuerst einen Bericht eines unserer Feldgeistlichen über seine Erlebnisse auf dem Kriegsschauplatze, des Pastors Keßler aus Brandenburg. Er hat etwas davon schon erzählt in einem Schriftchen, welches in Brandenburg bei Wiesicke zu haben und dessen Ertrag zu einem wolthätigen Zwecke bestimt ist. Die Instruction, sagte er, welche er von dem Feldpropst empfangen, habe nur in den Worten bestanden: „die Liebe macht erfinderisch.“ Er habe sie aber bewährt gefunden. Hofpred. v. Hengstenberg habe ihn eingeführt in seinen Wirkungskreis zu Sadowa. Ref. macht eine traurige Beschreibung von Böhmen. Es sei dort Alles faul. Der Dienst in den Lazarethen sei dadurch schwirig geworden, daß Volk von allerlei Zungen und Bekentnis beisammen gelegen habe. Von der katholischen Geistlichkeit habe er billige Rücksicht erfahren. Vor einem Sterbenden, der nicht mehr reden konte, habe der katholische Priester mit der Hostie und er mit dem Kelche gestanden; bei jenem habe er mit dem Kopfe geschüttelt, bei ihm genickt, und er habe ihm das Sakrament gereicht. Er habe auch Katholiken beerdigt. Als auf solchem Wege der katholische Priester in vollem Ornat ihm begegnet, habe er ihm gesagt, der lutherische Segen sei wol ebenso gut, worauf jener erwidert: „das meine ich auch!“ Die Leute haben sich oft über diese Eintracht gewundert. Eine gebildete Dame bemerkte, sie habe geglaubt, Renan sei der Vertreter der Evangelischen. Ref. berichtete noch von einzelnen erfreulichen Erfahrungen, welche er an den Verwundeten gemacht habe, besonders an einem wolunterrichteten Pommer, der nie fröhlicher gewesen sei, als wenn er ein Lied mit ihm angestimt, und einem Altmärker, der beim Gebet die Augen voll Thränen gehabt habe. Seine Mitteilungen schienen aber doch auch die allgemeine Erfahrung zu bestätigen, daß die Verwundeten die Zusprache des Geistlichen wol gern gesehen, daß aber durchgreifende Bekehrungen oder auch nur tiefere Erweckungen selten vorgekommen sind.

Past. Danneil in Niederndodeleben hatte bereits in der Frühjahrsversamlung eine „Geschichte und Beurteilung der altkirchlichen, lutherischen und agendarischen (1829) Taufformulars“ vorgetragen, welcher Vortrag auch gedruckt und bei Bänsch in Magdeburg zu haben ist. Ref. hatte demselben mehrere Thesen angehängt, welche das Resultat zusammenfaßten und zum Anhalt für die weitere Besprechung dienen sollten. Zu einer solchen kam es damals nicht recht, weshalb beschlossen wurde, auf dieser Versamlung nun näher in dieselbe einzugehen. Die hier noch nicht mitgeteilten Thesen sind folgende:

1. In der Taufliturgie ist Notwendiges und Nützliches wol zu unterscheiden. Notwendig zur Taufe ist von Seiten der Menschen allein das Untertauchen oder Besprengen des Täuflings mit Wasser im Namen des dreieinigen Gottes. Der liturgische Ausbau, herstammend zumeist aus dem altkirchlichen Katechumenat erwachsener Täuflinge und aus dem kirchlich angeordneten Pateninstitut, ist nicht gering zu achten, aber auch nicht zu überschätzen und jedenfalls an der Schrift zu messen. Der Zweck dieses Beiwerks ist: Bereitung des Täuflings durch Fürbitte, Bekentnis und Verpflichtung der Paten. Die Taufhandlung in die sontägliche Gottesdienstordnung einzufügen und so den Gottesdienst zu verlängern, ist aus historischen und praktischen Gründen nicht zu empfehlen.

2. Vor der Taufhandlung empfiehlt sich eine freie Ansprache an die Paten (vom Altar aus). Hauptinhalt: das Wesen der Taufe nach dem 4. Hauptstück Luthers. Dazu ist das Verständnis des Taufformulars zu befördern, auch sind die Paten zu vermahnen.

3. Der Gebrauch beider Taufgebete nach einander ist nicht zu empfehlen (Luther ließ noch 1523 zwischen beiden den Act der Salzreichung eintreten), vielmehr sind die 2 Gebete zur Auswahl zu stellen, wie manche Agenden ausdrücklich vorschreiben und wol viele preußische Pastoren thatsächlich thun. Im ersten Gebet ist die Correctur: wir rufen . . wünschenswert, wenn auch nicht notwendig; die zwei geschehenen Aenderungen: „Deiner himmlischen Taufe“ und „Deiner Güte“ waren unnötig. Das 2. Gebet ist in der preußischen Agende verstümmelt und zum Teil entstellt (mit Inbrunst und . . Röm. 12, 11 f.); es wäre besser unverändert geblieben oder an zwei Stellen leise geändert.

4. Wie beim heiligen Abendmal die Einsetzungsworte recitirt werden und darnach die Distributionsformel folgt, so sollten auch beim Taufsacrament voran die Einsetzungsworte Mt. 28, 18 f. obligatorisch verlesen werden.

Nicht wenige ältere und neuere Agenden haben statt der 2 lutherischen Gebete (von denen das erstere ganz, das leztere zum Teil aus Katechumenatsacten stamt) ein einziges Taufgebet auf Grund oder unter Bezeugung der Worte Mt. 28, 18 f.

5. An dieser Stelle stand in den alten Agenden der ein- oder dreimalige Exorcismus. Die nachapostolische und mittelalterliche Kirche beabsichtigte eine wirkliche Teufelsaustreibung aus jedem Ungetauften durch den Priester (Exorcisten). Die in dem Worte Gottes besser unterrichteten lutherischen Theologen tadelten den Exorcismus deswegen und wollten ihn von der Kirche gemildert wissen bis zum Ausdruck der im ungetauften Kinde wohnenden ungebrochnen Erbsünde. Es geschah nicht und der Exorcismus verschwand aus den Agenden.

5. Die Handauflegung bedeutet nicht etwa eine Ueberleitung heiliger Kräfte vom Pastor und den Paten auf das Kind, sondern zeigt symbolisch das Kind als Schutzbefohlenen der Handauflegenden und als Gegenstand ernster Fürbitte an. Der Inhalt des Vater Unser wird von Gott für den Täufling erbeten.

7. Die Worte: Der Herr behüte deinen Eingang . . . erinnern an die römische und altlutherische Praxis, wonach erst jetzt das Kind in die Kirche (zum Taufstein) getragen ward. Nach heutiger Praxis pflegen Altar und Taufstein die Orte der Handlung zu sein.

8. Die Form der 3 Tauffragen (ob an das Kind oder an die Paten zu richten) ist in der preußischen Agende freigegeben. Die Fragestellung an den Täufling selber war im altkirchlichen, und ist im jetzigen Missionsgebiet bei Erwachsenen selbstverständlich. Die Uebertragung der für erwachsene Täuflinge bestimmten Katechumenats- und Taufliturgie auf kleine Kinder hat seit den ersten christlichen Jahrhunderten viel Bedenken erregt und Widerspruch gefunden. Jetzt ist nach Höfl. die gebräuchlisste Form im evangelischen Deutschland die Anrede an die Paten. a. Die Abrenuntiationsformel der preußischen Agende („dem Bösen, der Sünde") erscheint dem apostolischen Vorgang gemäßer als die Formel „dem Teufel". Wider den Teufel ist Gott Selber im Schlußgebet anzurufen. b. Der Glaube ist vollständig zu bekennen, nicht in der abgekürzten römischen und lutherischen Form. c. Die Frage: willst Du getauft sein? kann in Wirklichkeit an ein Kind nicht gerichtet werden. Bei der Fragestellung an die Paten fällt dies Wort von selber weg.

9. Ein Weihen des Taufwassers ist bedenklich, da es den Misglauben erwecken kann, als ob das Wasser durch des Pastors Wort verändert werde. Alle Wasser in Christen- und Heidenlanden sind durch die Einsetzungsworte Christi zum Taufwasser geheiligt. Seit der Concordienformel (Hase p. 750) ist in zahlreichen Kirchenordnungen (Magdeburg 1739 Cap. 3, §. 17) vor dem Götzendienst mit Taufwasser gewarnt.

10. Die Namennennung erscheint vielfach als Hauptsache in der Taufe und tritt der Glaube an die Wiedergeburt dagegen bedenklich zurück. Und doch ist der Pastor nicht nomen imponens, sondern nomen accipiens; er ruft, wie später zur Confirmation und Trauung, so am Taufstein das Kind zum erstenmal öffentlich bei seinem natürlichen Namen, daß es in der Taufe ein Christenmensch werde. Die Namenstellung der preußischen Agende (ich taufe dich, Heinrich, . . .) trägt viel zu dem Misglauben bei. Das Besprengen ist so gut wie das Untertauchen, da es auf die Wassermasse nicht ankommt. Das dreimalige Besprengen mahnt an den dreieinigen Gott, der das Kind erneuern will. Luther und die preußische Agende schreiben nicht, wie die Magdeburgische Agende, ein dreimaliges Kreuzzeichen in der Taufe vor. Die Taufe allein auf den Namen Jesu ist nicht als apostolisch erwiesen. Die trinitarischen Einsetzungsworte sind heutiges Tages auch um des Zeugnisses willen wider den Unglauben notwendig.

11. Nach dem Segenswort über das getaufte Kind, worin die geschehene Wiedergeburt bezeugt wird, ist ein Dankgebet für den Segen der geschenkten Taufe mit der Fürbitte um Bewarung des Täuflings vor Sünde, Welt und Teufel, um Wachstum am neuen Menschen unter treuer Pflege der Eltern, Paten und Lehrer ein rechtes, in vielen alten und neuen Agenden befriedigtes Bedürfnis.

12. Der (aaronische) Segen am Schluß des agendarischen Taufformulars gehört den Paten. Luther und die Magdeburgische Kirchen-Ordnung kennen ihn nicht.

Zu Thes. 1 wurde bemerkt, daß das kirchliche Interesse für die Taufe gegenwärtig so schwach sei, das viele Geistliche sehr bemüht gewesen seien, wenigstens auf dem Lande die Taufhandlung in den Gottesdienst, besonders den Nachmittagsgottesdienst zu verlegen. Daß dadurch die Taufhandlung an Ansehen gewint, während ihr auch die Fürbitte der Gemeinde zugewandt wird, läßt sich nicht bestreiten; und es ist doch sehr die Frage, ob unter gewissen Verhältnissen diese Einrichtung nicht empfohlen zu werden verdient. Aber es mußte dem Ref. Recht gegeben werden, daß die kirchliche Praxis sie nicht als notwendig fordere. Zu Thes. 2 waren die Meinungen geteilt, ob eine freie Ansprache vor der Taufhandlung mehr zu empfehlen sei oder der Gebrauch eines guten Taufformulars. Das im Anhang unserer Agende befindliche fand man aber nicht genügend. Mehrere wollten die Ansprache an die Pathen an das Ende der Taufhandlung verlegt wissen. Wenn bei Thes. 3 u. 4 die Meinungen geteilt waren, ob beide in der Agende enthaltenen Taufgebete zu gebrauchen seien, so war man doch darin einig, daß die Einsetzungsworte Matth. 28, 18 ff. vor der Vollziehung des Taufactes zu verlesen seien, wie sie beim andern Sacrament immer recitirt werden. Bei Thes. 6 gab sich eine große Verschiedenheit der Meinungen über die Bedeutung des Handauflegens kund. Viele wollten dies nicht als ein bloßes Symbol angesehen wissen, wie Ref. behauptet, indem sie an die Bedeutung des Segnens überhaupt erinnerten. Die Gemeinde erwarte bei der Segensprechung entschieden ein reales Gut zu empfangen, welches ihr durch Vermittlung des Pastors mitgeteilt werde. Wäre sie eine bloße Bitte, so würde es heißen müssen: der Herr segne uns. Und der Priester segne auch erst, nachdem er Fürbitte gethan, und versiegle die Fürbitte durch Mitteilung der Gabe Gottes in der Kraft des Herrn. Uebrigens schließt sich das Handauflegen bei der Taufe an die Worte des Evangeliums: „Und er legte die Hände auf sie und segnete sie", und die Kirche hat bei der Anordnung der Handauflegung jedenfalls gemeint, daß die Täuflinge denselben Segen durch sie empfangen würden, wie die Kinder, welche der Herr damals segnete. Zu Thes. 7 wurde die Frage aufgeworfen, ob die Worte: der Herr behüte deinen Eingang ꝛc., überall noch beizubehalten seien, da der Eingang in die Kirche bereits geschehen. Meine man den Eingang in das Reich Gottes, so müsse es heißen: der Herr behüte deinen Ausgang (aus dem Reich des Teufels) und deinen Eingang (in das Reich Christi). Einen Ausgang aus dem Lezteren habe man dem Kinde gar nicht zu wünschen.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 5. December. № 97.

Die Lutherische Kirche und die Union.

Von dem Herausgeber.*)

Durch Gottes Fügung, der Zeit und Stunde ändert, Könige absezt und Könige einsezt, Gewalt hat über der Menschen Königreiche und gibt sie wem er will (Dan. 2, 21. 4, 22), hat Preußen im vergangenen Jahr einen bedeutenden Zuwachs erhalten. Die Frage, in welches Verhältnis diese vorwiegend der Kirche der Deutschen Reformation angehörenden Gebiete zu der Preußischen Landeskirche treten sollen, ist von durchgreifender Bedeutung. Die Lutherische Kirche existirt auch in der Preußischen Landeskirche fort und entfaltet grade dort nach einer gewissen Seite hin eine besondere Energie. In dem Kampfe um ihr Dasein hat sich ihre Kraft armirt, alles Träge und Todte, wie es sich bei äußerlich ungestörter Existenz so leicht darstellt, ist abgestreift, alle Verknöcherung ist gewichen, mit frischer Kraft wird gearbeitet und gekämpft, mit klarem Bewußtsein um das Ziel, von solchen, die durch inneres Erlebnis die Gaben kennen und schätzen gelernt haben, welche Gott der Deutschen Reformation gewährt hat. Die Predigt im Geiste dieser Reformation ist in Preußen so wirksam, wie irgend anderswo. Eins aber fehlt in der Preußischen Landeskirche, das Regiment, welches der Pflege der Deutschen Reformation mit Einsicht und Liebe obliegt, und damit ein Factor, welcher zu dem frischen und fröhlichen Gedeihen der Kirche notwendig ist. In dem Centrum, von dem die heilsamen Einflüsse auf das Ganze der Lutherischen Kirche ausgehen sollten, haben statt dessen die auflösenden Potenzen ihren Siz, und Alles wird von dort gethan, um zu verhüten, daß der Geist der Lutherischen Kirche nicht zu seiner vollen Entfaltung gelange, daß er gedämpft werde. Der blos auf die Gesinnung gewiesenen Kirche wird es schwer, auf die Dauer sich zu behaupten. Genötigt, in der Landeskirche „dörferweis zu wohnen", bedarf sie wenigstens außerhalb der Festungen, in denen sich das Lutherische Wesen geschlossen darstellt. Bisher nun gewährte der Lutherischen Gesinnung einigermaßen schon die Gemeinschaft der separirten Lutheraner einen Anhalt und ein Vorbild, die leider mehr und mehr jezt zerbröckelt. Noch weit mehr aber leistete uns diesen Dienst das Fortbestehen rein Lutherischer Landeskirchen. Unter diesen nahm besonders Hannover eine bedeutende Stelle ein. Die christliche Erweckung, die in Sachsen nicht zur vollen Stärke gelangt ist, in Würtemberg vorwiegend eine pietistische Gestalt trägt, im Einklange mit den reformirten Einflüssen, die dort schon bei der ersten Gründung der Kirche wirksam waren, ist in Hannover so energisch gewesen, daß ein Hermannsburg sich bilden konte, und hat von Anfang an eine kirchliche Richtung genommen. Gelänge es, auch die neuen Gebiete in den Kreis der unterschiedslosen Union hineinzuziehen, so wäre das eine ernstliche Gefahr für das Bestehen der Lutherischen Kirche. Es kann hienach keinem Zweifel unterworfen sein, daß es uns grade so sehr am Herzen liegen muß, wie den Lutheranern in den neuerworbenen Gebieten jeder Schädigung der Lutherischen Kirche in denselben entgegenzutreten, und daß wir zu ihnen, wenn sie auch Anfangs gegen uns spröde thun sollten, mit Ruth sprechen müssen: Rede mir nicht darein, daß ich dich verlassen sollte und von dir umkehren. Wo du hingehest, da will auch ich hingehen, wo du bleibest, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk und dein Gott ist mein Gott.

Der nächste Gedanke wäre nun der, alle Kräfte daran zu setzen, daß der gegenwärtige Bestand der Kirche in den neu erworbenen Ländern erhalten werde. In der That ist das auch für die nächste Zukunft der allein heilsame Rath. Wir freuen uns des in dieser Richtung ergangenen Schreibens des Ministerpräsidenten Grafen Bismarck an den Superintendenten Dr. Brömel in Ratzeburg, wir wünschen, daß dem Hannoverschen Landesconsistorium in unzweideutiger Weise und von der höchsten Autorität die erbetene Zusicherung der ungestörten Fortdauer der Lutherischen Kirche gewährt werde, woran wol nach den Aeußerungen der officiösen Blätter nicht zu zweifeln ist, die doch hoffentlich kein Surrogat einer förmlichen und feierlichen Verbürgung sein sollen, sondern ein Vorbote derselben. Die Ausdehnung der Competenz des Evangelischen Oberkirchenrathes auf die neuerworbenen Lutherischen Gebiete würden wir für ein gleich großes Unrecht und Unglück halten, und freuen uns, daß, so weit unsere Kentnis reicht, daran in maßgebenden Kreisen nicht gedacht wird.

Indessen man täusche sich nicht: auf die Dauer würde diese Sicherung der Lutherischen Kirche nicht zureichen. Sie gleicht einem Bretterzaun, der Anfangs gute Dienste leistet, nach und

*) Diese Erörterung sollte einen Teil des nächsten Vorwortes bilden. Bei der Lebhaftigkeit aber, mit der die Frage eben jezt verhandelt wird, erschien es angemessen, den Teil vorweg zu geben, wozu der Herausgeber auch von mehreren Seiten aufgefordert wurde.

nach aber durch Wind und Wetter morsch wird. Zusicherungen, so redlich sie auch gemeint sind, woran in dem vorliegenden Fall gewiß nicht zu zweifeln ist, haben nur eine sehr untergeordnete Bedeutung, sie werden gar bald durch die Macht der Verhältnisse überwunden. Der dem Preußischen Staate einwohnende Einheitsdrang, wie er aus dem Selbsterhaltungstriebe überall da hervorwächst, wo ein Staat aus einer Mannigfaltigkeit verschiedenartiger Gebiete entstanden ist, würde sich auch hier bewähren. Er würde sich um so mehr geltend machen, da die Gefahr so nahe liegt, daß die Opposition gegen die Einverleibung, die eine nicht unbedeutende Kraft haben muß, wo sie ihre Wurzel in einer tausendjährigen Vergangenheit hat, sich grade um den gebliebenen kirchlichen Organismus als ihren Mittelpunkt schare. Die kirchliche Abgränzung wird sich auch, nach Beseitigung der staatlichen Gränzen, an der sie bisher ihren Halt hatte, kaum festhalten lassen. Die Erfahrung zeigt, daß die Bewohner verschiedener Teile desselben Staates nach und nach durcheinander geschüttelt werden. Daraus allein erklärt es sich, daß der Gustav-Adolfs- und der Bonifacius-Verein so viel zu thun haben. Die blühenden und nach Tausenden zählenden evangelischen Gemeinden in München und Cöln, die katholischen in Berlin und Nürnberg verdanken diesen Verhältnissen ihr Wachstum. Durch die Hauptstadt wird Alles gezogen, unablässig strömt es in sie hinein und hinaus, altpreußische Beamte kommen in die neuerworbenen Länder, altpreußisches Militär wird dort stationirt, die Hannoverschen Landeskinder kommen als Soldaten in die altpreußischen Länder und werden in den Kreis der altpreußischen kirchlichen Verhältnisse hineingezogen. Wie will man sie dagegen bewahren, wie will man den aus der Union kommenden Beamten, Soldaten u. s. w. die Teilnahme am heiligen Abendmal verweigern? Dazu mögen Einzelne Anfangs Mut und Schroffheit genug haben, gleich jenem Sächsischen Pastor, der einen Preußischen Generalsuperintendenten vom heiligen Abendmal zurückwies, an dem er im Kreise seiner Verwandten teilnehmen wollte, aber im Ganzen und auf die Dauer wird es nicht geschehen, die Früchte werden für diejenigen, die zuerst diesen Weg betreten, so bitter sein, daß nur wenige ihnen nachfolgen mögen. Und wären auch alle diese Gefahren nicht, so würde doch jedenfalls die Lutherische Kirche in den neuerworbenen Ländern, wenn sie blos dabei stehen bliebe, sich abzusperren, der Verkümmerung unterliegen und eben damit auch die Widerstandskraft gegen die Union verlieren, die an dem Zeitgeiste einen noch mächtigeren Bundesgenossen hat, als an dem Preußischen Regimente. Es wäre schon eine, Lähmung und Schwächung des kirchlichen Bewußtseins mit sich führende Abnormität, wenn sie den in kirchlicher Beziehung unbedingt als einen Fremden betrachteten König von Preußen als die Spitze ihres Kirchenregimentes ansehen müßte und dem wird sie sich doch nicht entziehen können und dürfen. Gerechtigkeit ferner dürfte sie von dort allerdings erwarten, schwerlich aber liebreiche Pflege ihrer kirchlichen Eigentümlichkeiten, entschiedenen Schuz gegen die kirchenfeindlichen Elemente, die, sobald erst die politische Spannung geschwunden, nicht verfehlen würden, sich als Bundesgenossen des Preußischen Regimentes darzustellen. Auch das ist nicht gering anzuschlagen, daß die Lutherische Kirche in den neuerworbenen Gebieten genötigt sein würde, nach dem Ausdrucke des seligen Stahl die Stellung des Borghesischen Fechters einzunehmen, um sich der Umarmungen der Union zu erwehren. Ihre besten Kräfte würden sich so nach außen hin wenden, sie wäre in großer Gefahr, nach dem Vorbilde der Gemeinde in Ephesus, welcher der Apostel vorwirft, daß sie im tapfern Kämpfen gegen die Feinde die erste Liebe eingebüßt habe, in Einseitigkeiten und Schroffheiten zu verfallen und die Pflege der innerlichen Güter der Kirche zu vernachlässigen, den Kern zu verwahrlosen und in die Schale zu gehen, innerlich ausgehölt zu werden und dadurch zulezt auch die Widerstandskraft nach außen zu verlieren. Wie groß und schwer diese Gefahr ist, das zeigt uns die Erfahrung an der Lutherischen Separation in Preußen. Die Schärfe und Säure, die sich dort durch den Kampf gegen die Union gesammelt hatte, wandte sich zerstörend und zerfressend nach innen, sobald dieser Kampf durch die Generalconcession einen gewissen Abschluß gefunden hatte. Die Gefahr würde hier dadurch vermehrt werden, daß innerlich der Kirche Fernstehende sich an ihrem Kampfe beteiligen würden, nur um der Preußischen Regierung Verlegenheiten zu bereiten. Die schwer abzulehnende Gemeinschaft mit diesen unkirchlichen Elementen würde auch die kirchlichen verunreinigen. Während nun so neue schwere Gefahren der Lutherischen Kirche in Neupreußen entstehen würden, müßten sie des Segens entbehren, den die politische Veränderung auch ihr bringen sollte. Die Deutschland nicht ursprüngliche, sondern nur in Folge seines Verfalles eingetretene Zerklüftung in kleine Staaten hat auch in kirchlicher Beziehung sehr bedenkliche Folgen. Die Kirche, wo sie auf einen engen Raum eingegränzt ist, was in Hannover noch mehr der Fall ist, wie anderwärts, da dort auch die einzelnen, zum Teil sehr kleinen Consistorialgebiete gegen einander abgeschlossen sind, versinkt gar leicht in ein stagnirendes Wesen, man ist der Gefahr ausgesezt, daß der Gesichtskreis sich verengt, daß man sich abschließt gegen die heilsamen Einwirkungen, welche aus dem Zusammenhange mit einem größeren Ganzen hervorgehen, daß man das einheimische Gute überschäzt, daß man den Aufschwung verliert, der mit der Weite des Raumes, der Großartigkeit der Ziele gegeben ist. Der Kampf, der in Hannover gegen die Katechismusstürmer geführt wurde, ließ nicht selten veraltete und verrostete Waffen erblicken, es fehlte in ihm, troz aller Tapferkeit Einzelner, an freudigem Zusammengehen, an Organisation der streitenden Kräfte. Wenn die Lutherische Kirche dort in der Isolirung verharrt, so wird sie des Segens nicht teilhaftig werden, der ihr aus der lebendigen Gemeinschaft mit den lutherisch Gerichteten in der Preußischen Landeskirche hervorgehen könte. In dieser Gemeinschaft können und sollen beide Teile gewinnen, die altpreußischen Lutheraner können von ihren Hannoverschen Brüdern kirchliche Festigkeit lernen, die jezt besonders bei den auflösenden Einflüssen, die von dem Regimente der Kirche und ihren Facultäten ausgehen, ein großes

und schwer zu erwerbendes Gut ist; die neupreußischen Lutheraner können unter dem Einflusse der altpreußischen an Rührigkeit und Beweglichkeit gewinnen, an Fähigkeit des frischen und lebendigen Eingehens auf die Bedürfnisse der Zeit, an dem Vermögen, die Stimme zu wandeln, welches z. B. an den Predigerconferenzen in Hannover so sehr vermißt wurde, denen gar sehr der Stempel einer einförmigen Trockenheit aufgeprägt war.

Wenn nun so die bloße Erhaltung des bisherigen Zustandes sich im Blicke auf die Interessen der Lutherischen Kirche in Neupreußen nicht als das lezte Ziel festhalten läßt, so erhalten wir dasselbe Ergebnis, wenn wir das Interesse des Preußischen Staates und das Interesse der Landeskirche in demselben ins Auge fassen.

Der Staat, in seinem naturgemäßen Bestreben, das neu Erworbene mit dem alten Besitze zu verschmelzen, würde in dem Fortbestehen der bisherigen Landeskirchen eine unüberst:igliche Schranke finden. Die früheren Landesgränzen, welche zu verwischen sein Bestreben sein muß, würden stets von Neuem sich scharf hervorheben, wenn eine selbständige Kirche innerhalb dieser früheren Landesgränzen fortbestände. Auch in den älteren Provinzen würde die schon bestehende Misstimmung wegen Unterdrückung der Lutherischen Kirche bedeutenden Zuwachs erhalten, wenn man stets vor Augen hätte, daß dort gewährt wird, was den treuesten Söhnen des alten Vaterlandes hartnäckig versagt bliebe. Man würde es tief und schmerzlich empfinden, durch äußeren Zwang mit denen verbunden zu sein, von denen man innerlich getrent ist, und von denen getrent, mit denen man innerlich verbunden ist. Zwar äußerlich hervortretende Folgen, wie Beförderung der demokratischen Bestrebungen, in der Weise der jezt zur politischen Linken gehörenden Katholiken, Auswanderungen, Separationen, würde das nicht haben, man hat es hier mit solchen zu thun, die fest auf dem Grunde von Röm. 13 stehen, in denen das 4. Gebot lebendig, die mit tiefer und herzlicher Pietät an ihrem Königshause und an ihrer heimischen Kirche hängen, denen das Wort ins Herz geschrieben ist: „was Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht scheiden." Aber grade deshalb sollte man diesen zarte Rücksicht schenken, grade deshalb darauf bedacht sein, ihr Recht nicht zu kränken, sie nicht zu verwunden in dem, was ihnen an die Sele greift. Sonst würden nach dem Worte des Apostels die Gebete verhindert werden und der Segen weichen. Wenn man das meidet, so wird man auch der Mission in die Hände arbeiten, welche, wie es scheint, Preußen nach Gottes Rathschluß in Bezug auf ganz Deutschland bestimt ist. Der tiefste Grund der Abneigung gegen Preußen in vielen Gemütern außerhalb desselben, namentlich in Bayern, ist die herzliche Liebe zu der Lutherischen Kirche, die Furcht, daß der Fortschritt Preußens zugleich der Fortschritt der unterscheidungslosen Union sein möge, eine Einbuße an den Gütern, welche Gott in der Reformation uns Deutschen anvertraut hat.

Aber auch im Interesse der älteren Preußischen Landeskirche kann man die dauernde Erhaltung des bestehenden Zustandes nicht wünschen. Mit dem Fallen der Landesschranken strebt der lebendige Teil in ihr der gliedlichen Verbindung mit den Gleichgesinten in den neuerworbenen Gebieten entgegen und die äußere Absperrung stellt sich als unerträglich dar. Doch nicht das allein. Wir können uns von dem Gedanken nicht losmachen, daß die politischen Veränderungen in unserm Deutschen Vaterlande zugleich für die Kirche Bedeutung haben, daß es Gottes Absicht sei, die Kirche der Deutschen Reformation aus der bisherigen territorialen Abgeschlossenheit zu erlösen, sie aus den engen Kammern mit ihrer dumpfen Luft auszuführen in einen weiten Raum, sie durch einen einheitlichen Organismus zu verbinden, der unter zarter Bewahrung des geschichtlich Gewordenen, doch zugleich den großen Nachteilen entgegentritt, welche die bisherige Zersplitterung mit sich führte. Dieser Hoffnung müßten wir ganz entsagen, wenn der bisherige Stand aufrecht erhalten bliebe. Wir hätten dann keinen Fortschritt erlangt, sondern vielmehr eine Veränderung zum Schlechteren. Die bisherigen Umzäunungen blieben und innerhalb derselben würden an die Stelle mehr oder weniger wolgepflegter Gärten vernachlässigte treten. An eine weitere Ausdehnung des Bandes der Kirche würde dann gar nicht zu denken sein. Jedes abgesonderte Gebiet würde nur darauf bedacht sein, seine Gränzen um so strenger zu wahren.

Was soll denn aber nun werden? Unsere Gedanken darüber wollen wir in rücksichtsloser Offenheit und scharfer Bestimtheit aussprechen und versuchen, sie gegen die zu erwartenden Einwendungen zu verwahren.

Die Aufgabe ist eine große und schwere und ihre Lösung kann nur dann gelingen, wenn Alle, die dabei zu reden und zu handeln haben, zu dem Bewußtsein der hohen Verantwortlichkeit und zu dem Gebete um die Weisheit von oben erweckt werden, welche friedsam, gelinde, unparteiisch ist, wenn jeder nach der Mahnung des Apostels nicht auf das seine sieht, sondern auf das des andern ist, wenn die berechtigten Ansprüche sich bescheiden, wenn jeder sich gerecht und liebend in das Recht des Anderen versenkt und nicht mehr in Anspruch nimt, als ihm wirklich zukomt, eingedenk des Gebotes: laß dich nicht gelüsten, dessen Verletzung auf geistlichem Gebiete nicht minder verantwortungsvoll ist, wie auf leiblichem, wenn von allen Seiten die Sache vor Gott getragen wird, der allein die lieblose Selbstsucht, die Schroffheit, das hochfahrende Wesen bewältigen kann, der überall, wo das Herz ihm wahrhaft zugekehrt wird, ein Grauen erweckt, dem Wehe zu verfallen, das der Prophet über diejenigen ausruft, „die ein Haus an das andere ziehen und einen Acker zum anderen bringen, bis daß kein Raum mehr da sei, daß sie alleine das Land besitzen."

Die berechtigten Existenzen, welche in der Kirche vorhanden sind, müssen auch in dem Regimente der Kirche zum Ausdrucke kommen, so gewiß, als diese Existenzen zur freudigen Entfaltung ihres Daseins des Schutzes und der Pflege des Regimentes bedürfen, so gewiß, als wenn das Haupt krank ist, auch alle Glieder krank sein müssen. Ein unterscheidungsloses Kirchenregiment über unterschiedene kirchliche Existenzen ist ein schweres Unrecht, ein sich Vergreifen an Gottes Schöpfungen. Die Unnatur muß

sich rächen an den Personen selbst, die zur Führung eines solchen Kirchenregiments berufen sind. Man wird dafür schon von vornherein das Auge auf Persönlichkeiten richten müssen, die eines fest ausgeprägten kirchlichen Charakters entbehren, und die Notwendigkeit, in welche diese durch ihre Stellung versezt sind, in allem, was die Confession betrifft, was sie von Charakter haben, zu verläugnen, bringt sie nach und nach dahin, daß sie überhaupt ganz aufweichen, auch da nicht mehr mit fester Hand fassen können, wo, wie z. B. in den Ehesachen, die Confession nicht unmittelbar in Betracht komt. Wo nun so das Kirchenregiment nicht im Stande ist, feste Tritte zu thun mit seinen Füßen, da fällt die Pflicht der Erhaltung des Glaubens der Kirche, die zunächst den vorzüglichsten Gliedern derselben obliegt, mit Umkehrung der natürlichen Verhältnisse vorzugsweise den untergeordneten zu. Die kirchliche Behörde will sich das nicht gefallen lassen, sie tritt mehr und mehr gegen die treuen Bekenner in ein gespantes Verhältnis, sucht sie von allen einflußreichen Stellungen auszuschließen, als solche, die mit seinen Intentionen nicht einverstanden sind, greift sogar, um sich ihrer zu erwehren, zu büreaukratischen Maßregeln, die in Sachen der Lehre und des Glaubens widerrechtlich angewandt von den schlimsten Folgen sind. In dem Bewußtsein, daß das geistliche Regiment weit mehr noch wie das weltliche eines Stüzpunktes in den niederen Regionen notwendig bedarf, wenn es eine irgend eingreifende Wirksamkeit entfalten soll, muß man, da die confessionelle Richtung diesen Dienst nicht leisten kann und soll, denselben zunächst in der Vermittlungstheologie suchen. Diese aber ist, da alles in der Zeit auf reinliche Sonderung der Gegensätze führt, mehr und mehr zum zerbrochenen Rohrstab geworden. Sie ist verlegen, ohne innere Zuversicht, deren Mangel sie vergeblich durch ein hochfahrendes Auftreten zu verdecken sucht, zerfahren, haltlos und schwächlich und nur durch eine fließende Gränze von der eigentlichen Zeitströmung geschieden. So geräth man unvermerkt auch in die Abhängigkeit von dieser und komt damit ganz von Kräften. Wahrhaft gewinnen kann man auch diese nicht, da die Kirche sich völlig selbst aufgeben müßte, wenn sie ihren Forderungen gerecht werden wollte. Man reicht ihr den Finger, sie will sofort die ganze Hand, und wenn man diese zurückzieht, so tritt Erbitterung ein. Und so geräth das Kirchenregiment zulezt in eine ganz isolirte Stellung, denn das Servile, Schlaffe, Stellensüchtige, was sich ihm noch anschließt, ist ohne Bedeutung. Es sieht sich genötigt, überall auf die Initiative zu verzichten und sinkt dazu herab nur die laufenden Geschäfte zu erledigen. Wenn nun auch bei der Besetzung der theologischen Lehrstühle, wie dies kaum anders sein kann, wo die unterscheidungslose Union die Herschaft behauptet, das Interesse derselben vorwaltet, wenn man in diesem Interesse hier, wie bei den kirchenregimentlichen Stellungen, das Tüchtige zurücksezt, so ergießt sich nach und nach über die Kirche ein Strom von Lauheit, Halbherzigkeit und Mattherzigkeit, dem nur verhältnismäßig wenige entschiedenen Widerstand zu leisten vermögen, der die Kirche unfähig macht, ihre Mission zu erfüllen und in mancher Beziehung noch verderblicher wirkt, als der entschiedene Unglaube. Unter den sieben Gemeinden der Apokalypse hat keine einen so gefährlichen Stand, als Laodicäa. „Ich weiß deine Werke, daß du weder kalt noch warm bist. Ach daß du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde.“ Das sind schwere Gefahren, vor welchen zu behüten Alles aufgeboten werden sollte. Die unterscheidungslose Union, wenn ihr ferner Macht gegeben wird, muß nach und nach den ganzen Teig der Kirche durchsäuern, sie elend und jämmerlich, arm, blind und blos machen. Wir verlangen ihre Eindämmung nicht blos im Interesse der Lutherischen, wir verlangen sie ebenso sehr im Interesse der allgemeinen christlichen Kirche, des einfachsten Christenglaubens, der zerstört wird, wenn man sie ferner frei walten läßt, der sein wahres Wesen nicht über oder neben den Confessionen hat, sondern in denselben.

Unbedingt die erste Stelle nimt unter den berechtigten kirchlichen Existenzen in dem evangelischen Preußen die Lutherische Kirche ein. Das war bisher schon der Fall und in den neuerworbenen Provinzen ist die Bevölkerung vorwiegend Lutherisch. Die Lutherische Kirche ist die ursprüngliche in Preußen, eine lange Reihe von Jahren hindurch war sie die einzige. Vorzugsweise sie hat das Volk zu dem gemacht, was es geworden ist. Aus ihren Söhnen bestand das Heer Friedrichs II., vielleicht das gottesfürchtigste, das je existirt hat. Sie ist Preußens Mutter, die nicht geschädigt werden darf, ohne daß das Wort von den Raben am Bache eintritt. Ihre Rechte sind aufs mannigfachste und feierlichste anerkant und gewährleistet. Sie ist es, die noch jezt in der Geistlichkeit und im Volke die tiefsten Wurzeln hat, die vorzugsweise eine lebendige Macht ist, wie man sich davon überzeugen kann, wenn man die Kirche da sucht, wo sie zu finden ist, nicht in der entarteten Tagespresse, sondern in den Kirchen, an den Sterbebetten, an den Gräbern, im Felde, auf den Synoden und Conferenzen. Sie hat auch da noch eine verborgene Macht, wo die Hirten fehlen, deren Aufgabe es ist, das in dem Volke Schlummernde zu klarem Bewußtsein zu erheben, auch unter ihren abtrünnigen Kindern sind im tiefsten Grunde des Herzens die meisten ihr noch ergeben. Das haben unter Anderm die Erfahrungen in dem lezten Kriege vielfach gezeigt.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 8. December. № 98.

Die Lutherische Kirche und die Union.

(Schluß.)

Der Lutherischen Kirche gehören von ganzem Herzen bei Weitem die meisten an, die in unserer Zeit überhaupt zur religiösen Vertiefung gelangt sind. Auch unter den ursprünglich Reformirten hat sie sich viele innige Freunde erworben und tiefer ergriffene Freunde der unterschiedslosen Union sind es meist nur in den Anfängen ihrer religiösen Entwickelung, während umgekehrt der Uebertritt von Lutherischer Ueberzeugung zu dem Standpunkte der unterscheidungslosen Union nur sehr selten vorkomt und dann meist nur als Zwischenstation auf dem Wege vom Glauben zum Unglauben und auf Grund sittlichen Herabkommens. Wer nach kräftiger geistlicher Speise verlangt, sucht und findet sie in den durch den Evangelischen Bücherverein zugänglicher gewordenen älteren Erbauungsschriften der Lutherischen Kirche, bei einem Arndt, Müller, Scriver, während kaum ein einziges der älteren Reformirten Erbauungsbücher jezt noch Bedeutung hat. Der Evangelische Bücherverein erbot sich zum Abdruck solcher die Hand zu bieten, wenn nur ein gewisser Absaz sicher gestellt würde, aber man wagte es nicht einmal, für eine Auswahl der Reformirten Bekentnisschriften eine solche Garantie zu übernehmen, während das Verlangen nach den Lutherischen Bekentnisschriften so groß ist, daß sie stereotypirt werden mußten. Die Lieder der Lutherischen Kirche leben noch jezt in dem Herzen des Deutschen Volkes. In wie vielen Tausenden von Exemplaren ist nicht allein der von dem Evangelischen Bücherverein herausgegebene Liedersegen verbreitet. Die Lutherische Kirche niederdrücken, sie nicht zur vollen Entfaltung ihres Wesens gelangen lassen, würde heißen, unser Volk an seiner Sele beschädigen.

Die Reformirte Kirche hat in den östlichen Provinzen nur ein sehr geringes Gebiet, außer den französisch-reformirten Gemeinden in der Mark Brandenburg nur eine geringe Anzahl hier und da zerstreuter Gemeinlein, die meist nur dem Uebertritte der Herscherfamilie zur reformirten Confession ihre Entstehung verdanken und in denen eine tiefere geistige Bewegung, so weit wir sehen können, nie vorhanden gewesen ist. Ihren Hauptsiz hatte die reformirte Kirche bisher in Westfalen, wo sie sich aber auch mit der Lutherischen in keiner Weise messen kann, und besonders im Rheinlande, wo sie im Wupperthal ein eigentümliches und Achtung gebietendes Leben entfaltet. In den neu erworbenen Landesteilen hat sie besonders in Ostfriesland neben der Lutherischen tiefe Wurzeln geschlagen.

Die unterscheidungslose Union hatte in den alten Provinzen ebenfalls nur ein sehr geringes Gebiet. Der Bekentnisstand der Gemeinden wird nur nach dem geschichtlichen Rechte beurteilt werden können. Wenn man den augenblicklichen Meinungen entscheidende Bedeutung beilegt, so macht man alles unsicher, eröffnet der Agitation freien Spielraum, verzehrt die besten Kräfte in Streitereien und gefährdet den ganzen Bestand der Kirche, gelangt auch nicht zu einem Resultate, welches der Wahrheit und Gerechtigkeit entspricht. In der Tiefe sieht es oft ganz anders aus als auf der Oberfläche, die bei einer Abstimmung nach zufälligen Majoritäten allein zu Worte komt. Wenn diese einmal gelten sollten, so müßte auch die Abstimmung stets erneuert werden können und nach ihrem jedesmaligen Resultate müßte der Bekentnisstand der Gemeinden bestimt werden. Was dabei herauskommen muß, liegt am Tage. Wer dazu rathen wollte, würde sich als einen schlimmen Feind auch des Preußischen Staates kundgeben, dessen Fundamente durch solche lüderliche Wirtschaft in der Kirche wanken gemacht würden. Die Kirche hört auf zu existiren, wenn sie nicht eine Macht über den Gemeinden ist. Glücklicher Weise ist der Grundsaz, daß das geschichtliche Recht über das Bekentnis der Gemeinde entscheidet, in Preußen schon seit vielen Jahren zu fester Anerkennung gelangt und das ganze Verfahren der kirchlichen Behörden wird durch ihn geleitet. Danach nun gehört der unterscheidungslosen Union nur eine geringe Anzahl von Gustav-Adolfs-Gemeinden in den alten Provinzen an. Dagegen aber hat sie in den neuen Provinzen ein nicht unbedeutendes rechtmäßiges Gebiet. Ihr gehört das ganze evangelische Nassau an. In der Urkunde, auf welcher der gegenwärtige Bestand der dortigen Kirche beruht, heißt es (Dr. Nitzsch, Urkundenbuch der Union S. 132): „Da beide protestantische Religionsteile in dem Wesentlichen ihres Bekentnisses übereinstimmen, so einigen sie sich dahin, daß sie von nun an nur eine Kirche im Herzogtum Nassau bilden, welche den Namen der evangelisch-christlichen führt." Die symbolischen Katechismen blieben zwar zunächst im Gebrauche, aber die Geistlichen wurden völlig losgelöst von dem Bande, womit sie früher an die Lutherische und an die reformirte Kirche gebunden waren. Die Verpflichtungsformel der Geistlichen geht dahin, daß die christliche Lehre nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche so

vorgetragen werden solle, wie die Geistlichen sie selbst nach ihrer Forschung und besten Ueberzeugung aus der Bibel schöpften. Ein halbes Jahrhundert hat hingereicht die Unterschiede der Confessionen auch aus dem Leben der Kirche dort zu verdrängen und es wird schwer genug sein in dem geistlich verarmten Lande, dem jezt Manche die Presbyterial- und Synodalverfassung aufdringen möchten, für die dort alle Grundlagen fehlen *), das den Confessionen Gemeinsame wieder zum festen und lebendigen Bestande zu führen. Was Hessen betrifft, so kann der unirte Character der Kirche in der ehemaligen Grafschaft Hanau keinem Zweifel unterworfen sein. Nach dem Beschlusse der Generalsynode zu Hanau vom 27. Mai 1818 „vereinigen sich beide Religionsteile zu einer einzigen Kirche unter dem Namen der evangelisch-christlichen". „Die Namen Lutherisch und reformirt fallen weg". Aber auch die Kirche in Althessen, so weit sie nicht dem Lutherischen Bekentnis angehört (Oberhessen, Schmalkalden, Schaumburg, vgl. Büff, O.-App.-Ger.-R. zu Cassel, Kurhess. Kirchenrecht § 34) wird mit größerem Rechte dem unirten als dem reformirten Bekentnisse zugerechnet werden. Sie ist, wie u. A. Büff das näher nachgewiesen hat (§ 31) ursprünglich reine Unionskirche, nur mit einer starken Hinneigung zu der reformirten Confession. „Seit der Reformation unter Landgraf Moriz im J. 1607 ist sie in der Abendmalslehre rein reformirt, ohne sich jedoch hinsichtlich anderer Lehren, welche der ref. Kirche eigentümlich sind, z. B. der Prädestination an die Reformirte anzuschließen und von der Lutherischen zu trennen. — — Die Kirchenordnungen sind nur abusiv reformirt oder lutherisch zu nennen, sofern sie unter dem Einflusse des Lutherischen oder Reformirten Bekentnisses entstanden sind" **).

Handelte es sich blos um die reformirte Kirche in den östlichen Provinzen, so läge der Gedanke nahe, daß sie bei ihrem so wenig ausgeprägten reformirten Bewußtsein und der Unionstendenz, welche der deutsch-reformirten Kirche von Haus aus einwohnt, füglich in engere Gemeinschaft mit den Unirten treten und dadurch aus ihren engen Gränzen hinaus in weiteren Raum geführt werden könten. Indessen an Widerspruch würde es schon da nicht fehlen, namentlich in der Provinz Preußen, deren Reformirte Gemeinden eifrig allen Versuchen ihre Sonderexistenz zu beeinträchtigen entgegengetreten sind. In Ostfriesland aber und in der Rheinprovinz hat die Reformirte Kirche durch den Einfluß des benachbarten Hollands eine schärfere Ausprägung erhalten, und es läßt sich erwarten, daß man sich dort gegen eine solche Union abwehrend verhalten würde. Jedenfalls würden vorläufig drei Gebiete kirchlich zu organisiren sein.

Wir beantragen für jedes dieser drei Gebiete ein selbständiges Kirchenregiment. Mit einer bloßen itio in partes innerhalb einer alle Bekentnisse umfassenden Kirchenbehörde würde sich das Lutherische Bewußtsein nimmer zufrieden geben. Die Erfahrung, die wir bereits gemacht haben, hat bewiesen, wie völlig unzulänglich sie ist, zumal wo sie nur notgedrungen und zur Beschwichtigung gewährt wird. Der Geist der Kirche kann nimmer bei ihr in der Behörde zu einer solchen Entfaltung gelangen, wie es für das Heil der Kirche notwendig ist. Das Kirchenregiment hat nicht blos was von unten an sie komt zu erledigen, es hat auch in den wichtigsten Dingen leitend und führend aufzutreten, und es bringt sich selbst tief herunter, wenn es sich immer nur von unten drängen und schieben läßt. Diese Mission kann es aber nur dann wahrhaft erfüllen, wenn es unter sich eins ist, aus Gliedern besteht, welche alle gleichmäßig von dem Geiste der Kirche erfüllt sind und ihr Wohl auf dem Herzen tragen. Bei einer einheitlichen Kirchenbehörde mit bloßer itio in partes liegt auch die Gefahr nahe, daß man bei der Wahl der Mitglieder vorzugsweise die auf innerer Gleichgiltigkeit gegen die Unterscheidungslehren beruhende Vertragsamkeit ins Auge faßt, die sich so gern in den Mantel der christlichen Liebe hüllt, von deren Wesen sie in Wahrheit gar nichts an sich hat. Damit bringt man dann die Behörde in einen schlimmen Conflict mit dem mehr und mehr auf den unteren Stufen der Kirchenleitung sich ausbildenden Character, ein Conflict, dessen Ende das ist, daß das Unterste zu oberst gekehrt wird, der Schwerpunct der Kirche ganz in das Pastorat fällt und die Behörde in Wahrheit ganz aufhört zu existiren. Denn das ist keine wahrhaftige Existenz für eine Behörde, wenn ihr Einfluß nicht weiter mehr reicht als der Zwang geht. Es ist eine Schmach für ein Kirchenregiment, wenn ihm die Geister nicht unterthan sind.

In den Bemerkungen, wie sich das Kirchenregiment nach unserer Ansicht weiter zu gestalten hatte, fassen wir nur die Lutherische Kirche ins Auge. Es käme vor Allem darauf an, daß in ihre oberste kirchliche Behörde Männer von ausgeprägtem evangelisch-lutherischem Character berufen würden, solche, die von vornherein des Vertrauens der lebendigen Glieder der lutherischen Kirche sicher wären. Keiner der Männer, die bisher der unterscheidungslosen Union gedient haben, wäre zu berufen. Es

*) Ueberhaupt sollte man sich dreimal bedenken, ehe man den Kreis der Rheinisch-Westfälischen Kirche erweiterte. Wir ehren diese in ihrem geschichtlichen Bestande, aber sie auf eigne Hand erweitern, heißt dem ihr einwohnenden Oppositionsgeiste eine bedenkliche Ausdehnung gewähren, um so mehr, da dieser in den neuerworbenen Gebieten sich mit der politischen Opposition vermählen würde. Die Uebertragung des Rechtes der Pfarrbesetzung an die Gemeinden würde diesen nur zur Schädigung gereichen, zumal da sie nach der jezt geltenden Rheinisch-Westfälischen K.-O. unglücklicherweise durch die Repräsentanten vollzogen wird, und damit den schlimsten Umtrieben ausgesezt ist. Und wollte mon den sonst unter die Rhein.-Westf. K.-O. gestellten Gemeinden dies Recht entziehen, so würde man den Grund zu einer fortdauernden Unzufriedenheit legen.

**) Für Oberhessen und Schmalkalden wurde das Lutherische Bekentnis dadurch erhalten, „daß durch die Darmstädtische Besitznahme die Moritzische Verbesserung suspendirt, und bei der Zurücknahme an Hessen-Cassel stipulirt wurde, daß sie in demselben Stande verbleiben sollen." Damit war in diesen Landesteilen der Bekentnisstand vor 1605, jedoch mit durch den Gegensaz zu den reformirt gewordenen Landesteilen hervorgehobener Lutherischer Betonung und thatsächlicher Verwischung des unionistischen Standpunktes erhalten.

machte einen unbeschreiblich niederschlagenden Eindruck, als nach dem Erlaß der Kabinetsordre vom 6. März 1852, welche den Grundsaz aufstellt: „Der evangelische Oberkirchenrath besteht aus Mitgliedern beider Confessionen“ nun dieselben Mitglieder des Oberkirchenraths, welche bis dahin bestrebt gewesen waren die Unterschiede der Confessionen zu verwischen, aufgefordert wurden, sich darüber zu erklären, ob sie der Lutherischen oder der Reformirten Confession angehören wollten. Die in dieser C.-O. angeordnete itio in partes konte unter diesen Umständen gar nicht ins Leben treten. Der damals noch vorhandenen, jezt völlig geschwundenen Lutherischen Minorität, konte es nicht in den Sinn kommen eine solche zu beantragen, da sie der Niederlage von vornherein gewiß sein mußte, noch weniger konte es ihnen beikommen, kirchliche Einrichtungen in Antrag zu bringen, so notwendig sie auch sein mochten, bei denen die itio in partes eintreten mußte. Es liegen die wichtigsten Sachen vor, die nur von einem einmütig im Glauben der Deutschen Reformation stehenden Kirchenregimente erledigt werden können. Wir nennen die noch immer so schmählich darniederliegende Gesangbuchsfrage, in der der Geist der Reformirten und der Lutherischen Kirche weit auseinander geht, und bei der es sich recht eigentlich um das tägliche geistliche Brot für die Gemeinden, um die Bibel für die Armen handelt, um die Beseitigung eines Raubes, wie er trauriger wol selten an einem Volke vollzogen worden ist. Einer gemischten Kirchenbehörde fehlt das rechte Herz für diese Sache. Darum erklärt es sich, daß sie noch so wenig fortgeschritten ist. Wir nennen ferner die so notwendige Verbesserung der Liturgie, in der die Lutherische und Reformirte Kirche ebenfalls und noch weiter auseinander gehen, so weit, daß sie sich nicht einmal über das so dringend einer Aenderung bedürftige allgemeine Kirchengebet werden einigen können. Noch viel weniger über die Spendeformel beim heiligen Abendmal, bei der es doch traurig und widersinnig ist, wenn die Lutherische Kirche erbetteln und in Abhängigkeit von den Behörden und den Gemeinden stellen muß, was ihr unverbrüchliches Recht ist. Auch in Bezug auf die Verwaltung der Taufe ist ein Zusammengehen unmöglich. Die Gewohnheit hat stumpf gemacht, sonst würde Jedermann sofort erkennen, daß die Behandlung dieser Sachen und einer Menge von ähnlichen, wie liturgische Gottesdienste, Catechismusangelegenheiten, Erbauungsbücher, Kirchenzuchtsfragen durch eine gemischte Behörde wahrhaft widersinnig ist. Es fehlt einer solchen Behörde der geschichtliche und rechtliche Boden, sie geräth in ein unsicheres Schwanken, in das Gebiet der subjectiven Ansichten, die nur Widerspruch hervorrufen können.

Die Personalfrage ist von so durchgreifender Bedeutung, die Worte Stahls: „eine Confession bedarf schlechterdings eines Kirchenregimentes als Hüters und Wächters; an einem Kirchenregimente, das die Union erstrebt, hat aber die Lutherische Confession nicht einen Hüter und Wächter, sondern vielmehr einen Gegner, der jede Gelegenheit wahrnimt ihr Ende herbeizuführen“ haben eine so tiefe Wahrheit, daß wir, wenn diesem gerechten Verlangen nicht vollständig genügt würde, alles Andere für ungenügend halten und dringend auffordern müßten, nicht aus der bisherigen freilich unnatürlichen und beklagenswerten Stellung herauszutreten, welche Stahl mit den Worten bezeichnet: „Die Lutherische Bewegung nimt jezt das auf sich, was naturgemäß die Sache des Kirchenregimentes wäre, die Sorge für die Erhaltung und Pflege der Confession.“ Das ist ein Zustand, bei dem das Regiment ebenso wenig gedeihen kann, wie die Regierten, die Hirten ebenso wenig wie die Herde, der aber doch besser ist, wie die Preisgebung der Güter, welche den Hirten und der Herde zu treuen Händen anvertraut sind. Was die Personalfrage zu bedeuten hat, das kann man recht an der Kirche in Bayern sehen. Auch dort waren die rechtlichen Fundamente der Lutherischen Kirche bedeutend beschädigt, fast ebenso sehr wie in Preußen, aber die Gefahren, die daraus hervorgehen konten, sind durch die ihrer Kirche treuergebenen Persönlichkeiten, welche durch den Katholischen König in das Kirchenregiment berufen wurden, fast vollständig abgewandt worden. Uebt man bei uns gleiche Gerechtigkeit, so wird das ein mächtiges Mittel der Anziehung sein für die Lutheraner in den neuen Gebieten, die ohnedem sicher sich fern halten werden.

Das Zweite ist die Verpflichtung der Behörde auf das Bekentnis der Lutherischen Kirche. Diese kann sich natürlich nur auf dasjenige beziehen, was in den Bekentnisschriften wirklicher Ausdruck des Bekentnisses ist, was unter das: wir glauben, wir bekennen, gehört, nicht auf die theologische Ausführung und Beweisführung, nicht auf die einzelnen Schriftauslegungen, nicht auf die Ausfälle gegen die Gegner, überhaupt nicht auf Alles, was dem Wechsel der Zeiten unterliegt und bei dem der Fortschritt ein berechtigter ist, aber in dieser richtigen Fassung ist die Verpflichtung unerläßlich: sie erinnert die Mitglieder der Behörden daran, daß sie nicht wie die Nassauer Pastoren Herren des Glaubens der Gemeinde sind, sondern mit ihr unter dem Bekentnisse stehen und bringt es ihnen zum Bewußtsein, daß sie einen Treubruch begehen, wenn sie ihre subjectiven Ansichten gegen den gemeinsamen Glauben der Kirche geltend machen, welchen zu pflegen und zu schützen sie von Gott und Rechtswegen verpflichtet sind. Man darf nicht fürchten, daß eine also auf das Bekentnis verpflichtete Behörde mit rauher Hand zu erzwingen suchen werde, was nur durch Gottes Geist gezeitigt werden kann. Zu einer solchen Strenge liegt in der Zeit gar keine Neigung vor. Die Gefahr liegt auf einer ganz andern Seite. Die Neigung zu einem laxen und schlaffen Wesen liegt in der Luft. Man blicke doch nur auf die noch jezt bestehenden rein Lutherischen Kirchenregimente. Die Neigung zu einer schroffen Handhabung des Lutherischen Bekentnisses wird man ihnen nirgends vorwerfen können. Es hat in der Tat keinen Grund, was Dr. J. Müller in der Schrift über die Union sagt: „Es gibt unter den Geistlichen Viele, die in lebendigem Glauben und Gewissensernst das Evangelium von Christo verkündigen, aber in der Abendmalslehre vollkommenes Genüge finden an dem, was beiden Lehrtropen gemeinsam ist. — — Sollen diese nun genötigt werden sich entweder für den Lutherischen oder den reformirten Lehrbegriff zu

erklären? — — Sollen sie gedrängt werden sich auf die scharfen confessionellen Spitzen des Luthertums und des Calvinismus zu stellen.“ Es wird Niemanden einfallen diese guten Leute zu behelligen, und gewaltsam in ihren Entwickelungsgang einzugreifen, wenn sie wirklich so friedlich und bescheiden sind, wie sie sich hier darstellen, wenn sie nicht zu der Zahl derer gehören, die nach Luthers Ausdruck „nichts Gemeinsames leiden können“, wenn sie, anders wie die Generalsynode des Jahres 46, das vierte Gebot vor Augen haben, nicht aggressiv verfahren und ihren Standpunct nicht der Kirche aufdrängen, die Lehre dieser zur blos geduldeten erniedrigen und die ihrige zur herschenden erheben wollen.

Ein Drittes ist, daß der evangelisch-lutherischen Kirche das Recht auf ihren Namen belassen werde. Daß man ihr dies entzieht, das ist in Preußen bis auf den heutigen Tag Gegenstand schmerzlicher Klage. Man redet in amtlichen Erlassen von Lutherischer Confession, Lutherischen Gemeinden, aber der Name der Lutherischen Kirche wird auf das sorgfältigste vermieden. Zu solcher Vermeidung hat man schon unter den jetzigen Verhältnissen keinen Grund. Die Anerkennung einer Lutherischen und Reformirten Kirche schließt die einer Landeskirche so wenig aus, wie die Anerkennung einer Landeskirche mit dem: ich glaube eine heilige allgemeine Kirche, im Widerspruche steht. Es gibt eben von der Ortskirche an eine Mannigfaltigkeit von Kirchen, die sich nicht ausschließen, sondern bei denen von dem kleineren Kreise zu dem größeren aufgestiegen wird. Redet man ohne Bedenken von einer Rheinisch-Westfälischen Kirche, weil dort neben dem Gemeinsamen ein Eigentümliches vorhanden ist, ebenso von einer Brüderkirche im Posenschen, warum will man denn durchaus den Namen der Lutherischen Kirche begraben? An dem Namen aber hängt viel: daß man ihn so ängstlich uns vorenthält, zeigt, daß wir ihn entschieden zurückverlangen müssen. Nicht als Richtung und als Bekentnis einzelner Gemeinden, als Kirche, als organisirtes Gemeinwesen ist die Lutherische Reformation in Preußen berechtigt. Wir erkennen dabei nach dem Vorgange Luthers selbst als einen Uebelstand, daß der Name der Kirche von einem Menschen entlehnt ist. Wir möchten uns am liebsten neben der katholischen und reformirten die evangelische Kirche nennen. Indessen ist dieser Name nun einmal von anderer Seite mit Beschlag belegt, und nur der Name evangelisch-lutherische Kirche kann unter den vorliegenden Umständen den Zweck erfüllen.

Das Vierte ist, daß von der gesetzlichen Forderung der Abendmalsgemeinschaft abgestanden werde. Wir sind nicht der Meinung, daß es angemessen sei in der Praxis hier einen Rigorismus walten zu lassen. Es würde widersinnig sein, wo sonst die Banden der Kirchenzucht gelöst sind, nur in diesem Puncte allein strenge zu sein. Wenn nur das Abendmal selbst rein Lutherisch ausgestaltet ist, die Unionssucht uns nicht ferner bis an den Altar verfolgt, so frene man sich der Teilnahme der Reformirten, die nach diesem Abendmal einen Zug haben und spreche zu ihnen von Herzen das: gehe hin in Frieden. Wenn sie sich vielleicht auch in das Dogma noch nicht recht finden können, so mögen sie doch innerlich in diesem Puncte bessere Lutheraner sein, wie Andere, die ohne Bedenken zu dem Dogma sich bekennen. Wir sind auch überzeugt, daß eine Neigung zur Ausschließlichkeit nach dieser Seite hin unter den Pastoren kaum irgendwo vorhanden ist. Während aber die gesezliche Forderung desjenigen, was aus Liebe gern gewährt wird, in der Sache keinen Grund hat, muß sie den Verdacht hervorrufen, daß sie als Mittel zu einem andern Zwecke dienen, daß sie die unterscheidungslose Union befördern soll. Das macht die Sache schon widerlich, ja empörend: das höchste Mysterium des Glaubens soll nicht zum dienenden Mittel herabgesezt, nicht zum Werkzeuge einer schlau lächelnden kirchlichen Politik gemacht werden. Und dann zeigt eben dieser Versuch, daß die Sache nicht so unschuldig ist, wie sie sich darstellt, daß die Gegner der unterscheidungslosen Union vollen Grund haben sich der gesezlichen Abendmalgemeinschaft zu erwehren. Diese ist in der That ein Preisgeben der Lutherischen Kirche, so gewiß als der Mittelpunct ihrer Verschiedenheit von der Reformirten grade das Abendmal ist, nicht sowol das Dogma vom Abendmal als die Herzensstellung zu ihm. Dieser Mittelpunct wird durch die gesezliche Abendmalsgemeinschaft, gegen die Luther noch kurz vor seinem Tode in dem Schreiben an die Frankfurter so entschieden Einsprache erhoben hat, für gleichgiltig erklärt. Auch Dr. Jul. Müller hat hier der Wahrheit zu unserer Freude die Ehre gegeben. „Wir müßten es darum auch“, sagt er in der Schrift über die Union S. 405, „hierin einverstanden mit dem angeführten Aufsatze der Ev. K.-Z., als verwerflichen Gewissenszwang betrachten, wenn die Abendmalsgemeinschaft der ganzen Landeskirche, also auch denjenigen Geistlichen und Gemeinden derselben, die die Union in irgend welchem innerlichen Sinne einmal nicht wollen, als Gesez aufgedrungen werden sollte.“ Es ist aber auch nicht einmal ein Schein des Rechtes dafür vorhanden, daß man diesen Anspruch an die Lutherische Kirche macht, und wer den Saz: wes das Land, des ist die Religion, verabscheut, der wird auch diesen Zwang misbilligen müssen, der übrigens sogar der schwachen und unsoliden Stütze entbehrt, welche eine Cabinetsordre ihm gewähren könte, und eine bloße Maxime ist, welche sich in die Verwaltung eingeschlichen und nach und nach darin festgesezt hat, vorzugsweise durch den Einfluß einer einzelnen Persönlichkeit.

Auch die Reformirte Form des Brotes endlich sollte der Lutherischen Kirche nicht aufgezwungen werden. Ist es ein Adiaphoron, nun so lasse man doch Jeden bei seinem Brauche. Wird dergleichen aufgedrungen, so wird es zum Symbole der Knechtung und dadurch gewint das an sich Unbedeutende allerdings Bedeutung.

Die Wünsche, die wir ausgesprochen haben, sind nicht auf Begünstigungen gerichtet, sie gehen nur auf Beseitigung von Rechtsverletzungen. Diese dürfen wir wol in der gegenwärtigen Zeit um so mehr erwarten, da in Bezug auf andere kirchliche

Gemeinschaften der Preußische Staat längst dahin gelangt ist, ihnen die möglichst freie Entfaltung ihres eigentümlichen Wesens zu gewähren. In Bezug auf die Römisch-Katholische Kirche ist dies unter Friedrich Wilhelm IV. in einem Maße geschehen, daß die entschiedensten Vertreter der Grundsätze dieser Kirche mehrfach erklärt haben, nirgends auch in Katholischen Ländern sei ihrer Kirche ein so freier Spielraum gewährt, als grade in Preußen. Den Reformirten in der Provinz Preußen, welche mit der Union nichts zu schaffen haben wollten, hat man ihren kirchlichen Organismus belassen. Selbst die Baptisten haben unter Friedrich Wilhelm IV. ausgedehnte Vergünstigungen und freien Spielraum für ihre Wühlereien erhalten, den wir ihnen gern gönnen, da die Polizei ein schlechter Bundesgenosse für die Kirche ist, und da alles in der Zeit darauf führt, daß die Geister der kirchlichen Gemeinschaften frei aufeinanderplatzen sollen. Es ist kaum denkbar, daß man in einem so weitherzigen Staate allein der Lutherischen Kirche versagen sollte, was ihr nach göttlichen und menschlichen Rechten zukomt. Daß dies recht bald und vollständig gewährt werde, mit der edlen Großherzigkeit, wie sie der Hohenzollern würdig ist, die was sie geben ganz geben, das wäre unter Anderm auch im Interesse der Liebe und des Friedens zu wünschen. Wir sind nicht mit Dr. J. Müller der Meinung, daß von der Gewährung der Rechte der Lutherischen Kirche „das Wiedererwachen der früheren theologischen Streitigkeiten zwischen beiden Confessionen in ihrer ganzen Härte unabtrennbar sei." Im Gegenteil, was irgend von Erregung gegen die reformirte Kirche sich vorfindet, das rührt von den Uebergriffen einer unbescheidenen Union her, welche äußerlich zusammenzwingen will, was Gott geschieden hat. Confessionelle Erregung liegt gar wenig in dem Geiste der Zeit. Der Herausgeber kann kühn auffordern, daß man ihm in seiner schriftstellerischen Laufbahn auch nur ein einziges hartes Wort nachweise, welches er je gegen die Reformirten gesprochen, und er kann es bezeugen, daß er in allen Kreisen seines Verkehres, abgesehen von dem seligen Scheibel, den man freilich bei seiner erregbaren Natur sehr weit getrieben hatte, nie die Neigung zur Schroffheit gegen die Reformirten gefunden hat, immer vielmehr den herzlichen Wunsch, in dem einträchtigen Zusammenleben mit den wahrhaftigen Gliedern dieser ehrwürdigen so viele Märtyrer und treffliche Theologen aufweisenden Kirche nicht durch die von Menschen gemachte Union gestört zu werden.

Wenn die Lutherische Kirche ihr Recht, und damit die Bedingungen des freudigen Wirkens mit dem von Gott ihr anvertrauten Pfunde erhalten hat, so kann auch der Union das Recht zu Teil werden, das ihr nach der ganzen vorliegenden Entwickelung Preußens zu gebühren scheint. Es handelt sich nicht um eine widerwillig abgedrungene Concession, die wir machen, weil wir daran verzweifeln ohnedem unser eigentümliches Ziel zu erreichen. Die Kirche ist uns kein Kaufhaus: wir sind allem Handeln in geistlichen Dingen, allen aus berechnender Klugheit hervorgehenden Compromissen entschieden feind, wissen auch, daß sie nie zu etwas Dauerhaftem geführt haben. Wie uns überhaupt der Hegelsche Saz: was wirklich ist, das ist auch vernünftig, richtig gedeutet, große Wahrheit hat, so sehen wir von ganzem Herzen etwas Providentielles darin, daß Preußen nun seit dritthalb Jahrhunderten schon die Unionstendenz verfolgt hat, wir wissen, daß aus dieser Tendenz nicht blos bittere, sondern auch heilsame Früchte hervorgegangen sind, daß die Lutherische Kirche zum Teil durch sie vor der confessionellen Verknöcherung bewahrt worden ist, welche z. B. in Sachsen so traurige Früchte getragen und dem einbrechenden Rationalismus Thür und Thor geöffnet und ihm eine feste Wohnstätte bereitet hat, von der er auch jezt noch immer gar nicht ausfahren will, wissen, daß der frischere Geist, der die Preußische Kirche durchweht, zum Teil eben hierin seine Wurzel hat. Wir gestehen, daß es heißen würde die Zeichen der Zeit verkennen und also wider Gott streiten, welcher die Zeiten ändert, wenn man die Stellung, welche in früherer Zeit die Lutherische Kirche gegen die Reformirte eingenommen, zurückführen wollte, erkennen, daß das Hervortreten der äußersten Gegensätze gegen die Wahrheit uns einen von dem früheren wesentlich verschiedenen Maßstab zur Beurteilung der confessionellen Unterschiede überhaupt und namentlich des Unterschiedes von der Reformirten Kirche, welche recht eigentlich die Schwesterkirche der Lutherischen ist, an die Hand gibt. Wir erkennen, daß es angemessen ist, der Betonung des Gemeinsamen, wozu uns der Herr der Kirche selbst durch die Zeichen der Zeit einladet, auch in dem Regimente der Kirche einen Ausdruck zu geben. Es bleibt uns nicht verborgen, daß es in dem berechtigten Interesse des Staates liegt, daß die auf dem Grunde der Reformation ruhenden Kirchen in Preußen auch äußerlich sich als eine Einheit darstellen. Wir leugnen nicht, daß es eine Abnormität ist, wenn der König von Preußen ohne einen solchen Unterbau die Spitze des Kirchenregimentes auch für die Lutherische Kirche bildet. Wir erblicken eine gewisse, wenn auch beschränkte Wahrheit in den Worten von Dr. Müller: „Das Verhältnis, auf welches diese Ansicht lossteuert, ist doch gewiß ein wahrhaft monströses. Der König von Preußen der einzige Unirte in Preußen, und als solcher zur obersten Leitung zweier Kirchen berufen, die die Union perhorresciren."

Wenn man z. B. in Prof. Jacobsons so fleißig gearbeitetem Preußischen Kirchenrechte die Geschäfte übersieht, welche zu dem Ressort der kirchlichen Oberbehörden gehören, so tritt sogleich entgegen, daß der Unterschied der Confession bei ihnen zum Teil wenig in Betracht komt, auch dann noch, wenn man erkent, daß das Wesen der Lutherischen Kirche nicht in einer bloßen Ansamlung von Dogmen besteht, sondern in einer eigentümlichen Richtung des Wesens und Lebens, die zwar in den Dogmen zur Erscheinung komt, aber sich über das Gebiet der Dogmen

hinauserstreckt. Das confessionelle Moment tritt z. B. mehr zurück bei den jezt so viele Zeit und Kraft in Anspruch nehmenden Ehescheidungssachen, den kirchlichen Bauten, der Sontagsfeier, den Disciplinarsachen, den Gränzstreitigkeiten mit den Katholiken und Dissidenten. Bei diesen Sachen könte ein Zusammentreten der verschiedenen Abtheilungen des Kirchenregimentes stattfinden, in ähnlicher Weise, wie sich die verschiedenen Senate des Königlichen Obertribunals zu einer Plenarsitzung vereinigen. Dabei müßte den einzelnen Abteilungen das Recht vorbehalten bleiben, wo das confessionelle Moment dennoch ausnahmsweise sich geltend macht, die Sache für ihre specielle Cognition zu reclamiren. In solcher Weise könte die Einheit einer evangelischen Landeskirche gewahrt bleiben. Und auch die staatliche Bezeichnung „evangelisch" brauchte nicht abgeändert zu werden.

Ein gemeinsames Band des Bekentnisses könte für diese Landeskirche durch die Verpflichtung auf die Augsburgische Confession von 1530 gewonnen werden, für die Nichtlutheraner unter Freigebung des 10. Artikels an die confessionelle Auslegung. Auf dem Berliner Kirchentage haben auf den Antrag namhafter Vertreter der Lutherischen, Reformirten und Unirten Confession 1400 Pastoren dies Bekentnis als das gemeinsame aller evangelischen Kirchen in Deutschland anerkant. Die eingehenden Erörterungen, die in dieser Versamlung, der zahlreichsten und ansehnlichsten, die in den Kirchen der Reformation je stattgefunden hat, gepflogen worden sind und die zu einem mit so großer Einmüthigkeit und Erhebung der Gemüther gefaßten Beschluß geführt haben, sind wol geeignet die Grundlage einer dauernden segensreichen Einrichtung zu bilden. Für die unirte Confession würde in solcher Weise ein fester Lehrgrund gewonnen und sie damit des Namens einer Confession würdig werden, den sie vorläufig nur auf Hoffnung führen kann. Daß es bei den vagen und längst veralteten Redensarten nicht bleiben kann, welche z. B. in Nassau und Hanau die Stelle des Bekentnisses vertreten, daß es anderen Kirchen nicht zugemuthet werden kann, mit einer so in der Luft schwebenden characterlosen Gemeinschaft, die immer lernt und nimmer zur Erkentnis der Wahrheit komt, die das grade Gegenteil der Säule und Grundveste der Wahrheit ist, in Verbindung zu treten, liegt am Tage.

Wir denken und haben nach allen vorläufigen Erfahrungen Grund zu denken, daß auch die entschiedensten Lutheraner geneigt sein werden in diese Vorschläge einzugehen, wenn sie erst auf Grund von Thatsachen zu der Ueberzeugung gelangt sind, daß es sich nicht um eine Falle handelt, um eine mit dem Reiswerke von schönen Redensarten verdeckte Grube, daß der Lutherischen Kirche wirklich ihr volles und unverkürztes Recht gewährt werden soll. Schon in der Zeit des strenge ausgeprägten confessionellen Bewußtseins haben wir ein Corpus Evangelicorum gehabt, zur gemeinsamen Wahrung der Rechte der Lutheraner und Reformirten gegen die Römisch-Katholischen. In neuerer Zeit haben sich an der Eisenacher Kirchenconferenz in Gemeinschaft mit Reformirten und Unirten ohne Bedenken Männer wie Harleß, Kliefoth, Vilmar, Niemann beteiligt, auch bei Verhandlungen über innere Angelegenheiten der Kirche, so weit diese nicht unmittelbar die Confession betrafen. Eine confessionell bedingte Weigerung der Teilnahme an dieser Conferenz ist unsers Wissens nie vorgekommen. Auch an dem Kirchentage haben Anfangs die entschiedensten Lutheraner sich beteiligt und es sind aus dieser Conföderation der Bekentnisse die segensreichsten Beschlüsse hervorgegangen, wie z. B. die Zeugnisse gegen die Revolution, die Entchristlichung des Staates, die Einführung des deistischen Eides, die Entheiligung des Tages des Herrn, den Leichtsinn der Ehescheidung, die democratische Kirchenverfassung in Oldenburg, den rationalistischen Katechismus in Baden, die Spielhöllen, die Uebergriffe der Dänischen Politik in das kirchliche Gebiet. Der Kirchentag würde noch bis auf den heutigen Tag in Segen fortbestehen, wenn nicht die Uebergriffe der unionistischen Partei den Lutheranern die Teilnahme verleidet und zulezt unmöglich gemacht hätten. Auch in der „inneren Mission" hat vielfach eine Verbindung von Angehörigen verschiedener Confessionen zu gemeinsamem Wirken gegen den gemeinsamen Feind stattgefunden.

Aber auch von Seiten der Freunde der Union dürfen wir wol erwarten, daß sie, wenn derselben ihr wirkliches Recht willig und freudig gewährt wird, nicht festhalten werden an dem, was bisher nur durch Hilfe der Staatsgewalt über das Recht hinaus in Uebung gewesen. Es wird sie doch, wie zu hoffen steht, endlich stuzig machen, daß die Feinde der Kirche, die stets ihren Vorteil verstehen, die Union so entschieden als die Bresche betrachten, durch welche sie in die Festung der Kirche eindringen können. Sie werden erkennen, daß sie principiell gegen diese Feinde eine verlorene Sache haben und nur von der Gunst des Augenblickes leben. Es muß doch um die „preußischen Unionswirren" ein schlimmes Ding sein. Dies ersehen wir schon daraus, daß seitdem sie hervorgetreten sind, im übrigen Deutschland die anfangs so raschen Fortschritte der Union völlig aufgehört haben, niemand mehr etwas von Union wissen mag, auch diejenigen nicht, welche ihrer ganzen Richtung nach derselben wol gewogen sein müßten. Man will sich nicht mutwillig einen Kampf auf den Hals laden, in dem die besten Kräfte unnütz verzehrt werden und der ein allgemeines Gefühl des Misbehagens nach sich zieht. Wie schön wäre es doch, wenn Liebe und Frieden an die Stelle der Zwietracht träten!

Das Preußische Fürstenhaus würde, wenn nur das Wesen der Union erhalten bliebe, gewiß nicht zähe festhalten wollen an den so gut gemeinten Versuchen die Union auf Kosten der Confession ausdehnen zu wollen, nachdem sich dieselben durch den Erfolg als unheilbringend erwiesen haben. Dies Fürstenhaus, wie es überhaupt entfernt ist von der verderblichen Zähigkeit der Habsburger, ist stets bereit gewesen die Schritte zurückzulenken, wo es in dieser Sache zu weit gegangen war. Johann Sigismund schaffte die Concordienformel und sogar die unveränderte Augsburgische Confession ab und errichtete einen Kirchenrath für Reformirte und Lutheraner zusammen. Nicht lange darauf löste

er den Kirchenrath wieder auf und sicherte den Landständen durch einen Revers zu, daß jeder im Lande bei der unveränderten Augsburgischen Confession und der Concordienformel verbleiben könne. Friedrich II., dessen Ausspruch: in meinen Staaten kann jeder nach seiner Façon selig werden, noch erhöhte Bedeutung erhält für seine Nachfolger, in denen der allem Zwange in Religionssachen tief abgeneigte Geist Christi lebendig ist, hob die Verordnungen auf, durch welche Friedrich Wilhelm I. Lutherische Cultusformen beseitigt hatte. Friedrich Wilhelm III. nahm seit dem Jahre 1834 eine Stellung zur Union ein, welche von der früheren wesentlich verschieden war, wie schon daraus erhellt, daß Dr. Nitzsch der C.-O. von diesem Jahre die Aufnahme in sein Urkundenbuch der Union versagt hat, und Friedrich Wilhelm IV. ging in dieser Richtung noch weiter.

Wir sind aber in der glücklichen Lage, daß es sich mehr um Abstellung einer aus einer entschwundenen Zeit stammenden Praxis handelt, als um Aenderung der kirchlichen Gesezgebung. In dem Erlaß vom 27. September 1817 spricht unser in Gott ruhender König Friedrich Wilhelm III. allerdings den Wunsch aus nach einer „Vereinigung der beiden getrenten protestantischen Kirchen zu einer evangelisch-christlichen Kirche", aber er fügt hinzu: „so sehr ich wünschen muß, daß die Reformirte und Lutherische Kirche in meinen Staaten diese meine wolgeprüfte Ueberzeugung mit mir teilen möge, so weit bin ich, ihre Rechte und Freiheit achtend, davon entfernt sie aufdringen und in dieser Sache etwas verfügen zu wollen." Da haben wir die Anerkennung der Existenz und Berechtigung einer Lutherischen Kirche in Preußen, mit der das Recht auf ein besonderes Kirchenregiment Hand in Hand geht: denn ein solches gehört grade so notwendig zur Kirche, wie der Kopf zu einem Menschen. Die freie Zustimmung, von der der König alles abhängig macht, ist bekantlich nicht erfolgt. Grade die lebendigsten Glieder der Kirche haben sie versagt. Die armen Candidaten abgedrungenen Unionsreverse, die jezt schon längst abgestellt sind, die formlosen Beitrittserklärungen schlafender Gemeinden, die ihre kirchliche Berechtigung gar nicht als solche haben, sondern nur im Zusammenhange mit dem ganzen Organismus der Kirche, der in Preußen durch die Zerstörung eines selbständigen Lutherischen Kirchenregiments aufgehört hatte zu existiren, und Aehnliches wird kein gerecht und billig Denkender dagegen geltend machen. Wir haben die kirchenrechtliche Ungiltigkeit dieser Acte früher eingehend nachgewiesen und unsere Nachweisung hat keine eingehende Widerlegung gefunden, es sind dagegen nur Macht- und Bannsprüche geschleudert worden. Der Königliche Erlaß vom 28. Febr. 1834 erkent die fortdauernde Giltigkeit der Bekentnisschriften der beiden evangelischen Confessionen an und erklärt, durch den Beitritt zu der Union werde nur „der Geist der Mäßigung und Milde ausgedrückt, welcher die Verschiedenheit einzelner Lehrpunkte der andern Confession nicht mehr als den Grund gelten läßt, ihr die äußerliche kirchliche Gemeinschaft zu versagen." Worin diese äußerliche kirchliche Gemeinschaft bestehe, das wird nicht näher bezeichnet: sie bliebe erhalten, wenn die Verhältnisse in der von uns bezeichneten Weise geordnet würden. Aus der Anerkennung der ungestörten Fortdauer des Lutherischen Bekentnisses aber fließt ganz von selbst die Notwendigkeit der Herstellung eines Lutherischen Kirchenregiments. Ein Blick auf die Geschichte zeigt, daß Bekentnis und besonderes Kirchenregiment stets Hand in Hand gegangen sind. Die K.-O. vom 6. März 1852 erklärt „die Sicherung und Pflege der Confessionen und der auf sie gegründeten Einrichtungen" für eine Aufgabe des Kirchenregiments und erkent eben damit im Principe die von uns beantragten Aenderungen an, da die in ihr zum Schutze der Confessionen angeordnete Itio in partes sich durch den Erfolg als unzulänglich erwiesen hat.

Die Uebelstände, deren Beseitigung wir wünschen, haben ihren Ursprung zunächst gar nicht in der Union, sondern in einer rein staatlichen Anordnung, deren Unhaltbarkeit längst erkant und die bis auf dies einzelne Fragment längst abgestellt ist. Es ist die Eigentümlichkeit des Preußischen Staates, besonders in seinen Regenerationsepochen, das Gestorbene sofort zu begraben, was sehr gut ist, aber doch auch der Gefahr aussezt, mitunter Scheintodte für wirklich Todte zu halten und sie schonungslos einzusargen. Die Kirche lag im Anfange des Jahrhunderts in einem todesähnlichen Schlafe. Sie hatte den Glauben an die Gottheit unsers Herrn und Heilandes verloren und eben damit das Princip ihres selbständigen Daseins. Ihre Diener waren nichts anders als moralische oder unmoralische Lehrer einer ordinären halbchristlichen halbheidnischen Moral. Es konte von dem Staate kaum verlangt werden, daß er sie anders ansehe, wie sie sich selbst ansahen. Die von der Religion losgelöste Moral ist viel zu schwach, um die Kirche als ein besonderes Gebäude zu stützen. Ihre Vertreter können höchstens nur auf einen Plaz innerhalb des Staatswesens Anspruch machen. So erklärt sich der kühne Griff, durch den unter dem 16. December 1808 im Angesichte des bedeutungslos gewordenen Weihnachtsfestes, „mitten im kalten Winter" alle kirchlichen Centralbehörden, die Lutherischen und die Reformirten, aufgehoben wurden. An ihre Stelle trat in dem Ministerium des Innern eine Section für den Cultus und öffentlichen Unterricht, welche außer der Kirche, der Schule, den Universitäten und Akademien auch die Königlichen Theater zu ihrem Ressort angewiesen erhielt, die ja nicht minder wie die Kirche „Fortbildungsanstalten" waren und nach dem bekanten Worte Iffflands an Propst Teller meinten auf die Kirche herabsehen zu können. In den Provinzialregierungen wurden Deputationen für den Cultus und den öffentlichen Unterricht errichtet. Das war die reichlich verdiente Babylonische Gefangenschaft der Kirche in Preußen. Sie hatte sich selbst säcularisirt, so wurde sie nun auch zur Strafe säcularisirt. Die Kirche hatte die Obersätze geliefert, der Staat zog in unbarmherziger Logik nur den Schluß daraus. Man kann darüber sich freuen: es war darin, nicht minder wie in der Schlacht bei Jena, Gottes Finger, eine Bewährung des Ausspruches: wo das Aas ist, da sammeln sich die Adler, desselben Ausspruches, den wir jezt an den Klöstern und andern kirchlichen Institutionen in Italien sich vollziehen

sehen, der einst den Sturz des Tempels in Jerusalem herbeiführte. Der ehrerbietige Protest, mit dem die innerlich hohl gewordenen kirchlichen Behörden vom Schauplaz abtraten, konte den Mangel eines Bußbekentnisses nicht ersetzen, welches ihnen wenigstens ein ehrliches Begräbnis verschafft haben würde. So erhielten sie dasselbe, welches Jeremias dem von den ewigen Wegen abgewichenen Könige Jojakim in Aussicht stellt. Ihr Protest ging zu den Acten und Niemand kümmerte sich darum.

Das Preußische Königshaus hält sich glücklicherweise nicht für unfehlbar gleich dem Papste in Rom, der dies sein trauriges Privilegium teuer bezahlen muß und aller Wahrscheinlichkeit nach daran zu Grunde gehen wird. Es ist wolthuend zu sehen, wie gleich mit den ersten Anfängen der Neubelebung der Kirche die Schritte der Regierung zur Herstellung ihrer Selbständigkeit beginnen und wie sie von Stufe zu Stufe in gleichem Verhältnis mit der Erstarkung der Kirche fortschreiten. Unter dem 2. November 1817 verordnete Friedrich Wilhelm III. die Errichtung eines besonderen Ministeriums der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten. Unter dem 23. November 1817 wurden die Consistorien wieder hergestellt, freilich vorläufig noch mit sehr beschränkten Befugnissen, als bloßes rathgebendes Organ, während den Regierungen die Kraft des Handelns verblieb, dann auch noch nicht in dem Sinne einer rein evangelischen Kirchenbehörde: sie hatten noch einen Einfluß auf die katholischen Kirchenangelegenheiten, und waren rathgebendes Organ auch in Bezug auf die Verhältnisse der christlichen Secten und sogar der Juden, die ja auch eine „Religion" haben. Die höhere Leitung des gesamten Unterrichtswesens war ihnen ohne Unterschied der Confessionen übertragen. Unter dem 31. December 1825 wurden die Consistorien in zwei Abteilungen zerlegt, von denen die eine unter dem Namen Consistorium die evangelisch-geistlichen Sachen, die andere unter dem Namen Provinzial-Schulcollegium die Unterrichtssachen der Provinz erhielt. Die landesherlichen Aufsichtsrechte über die Katholische Kirche gingen auf die Oberpräsidenten über. Im Jahre 1829 wurde die Würde eines evangelischen Generalsuperintendenten wieder hergestellt, freilich unter Beschränkungen, deren Aufhebung um so mehr zu wünschen ist, je segensreicher sie sich jezt schon in dieser engen Eingränzung erwiesen hat. Friedrich Wilhelm IV. erweiterte unter dem 27. Juni 1845 den Wirkungskreis der Consistorien. Die bis dahin den Regierungen angehörenden Angelegenheiten der Evangelischen Kirche gingen an die Consistorien über, so weit sie nicht so enge mit den Angelegenheiten des Staates verflochten waren, daß ihre Lostrennung vorläufig nicht ohne Schädigung der Interessen der Kirche geschehen zu können schien. An die Stelle der Section für geistliche Angelegenheiten in dem Ministerium trat durch Verordnung vom 28. Januar 1848 ein selbständiges Oberconsistorium. Es wurde im Revolutionsjahre und im revolutionären Interesse, um freien Baugrund für die zu gründende Massenkirche zu gewinnen, noch ehe es in Wirksamkeit getreten war, wieder aufgelöst, aber schon im J. 1850 trat der evangelische Oberkirchenrath an seine Stelle. Zerstören ist leichter als Bauen und das leztere schreitet daher viel langsamer fort. Aber dennoch: der Weg von unten nach oben ist, wenn auch langsam, doch in regelmäßigem Fortschritt unter Friedrich Wilhelm III. und IV. durch alle Stufen verfolgt worden. Nur eine Stufe bleibt noch zu ersteigen: es gilt, daß den verschiedenen Kirchen der Reformation ihr Recht auf ein selbständiges Kirchenregiment zurückgegeben werde, ein Recht, das man wol dem Leichnam ohne Versündigung entreißen und versagen konte, nach Sach. 11, 5: „ihre Herren schlachten sie und haben des keine Sünde", nicht aber denen, in welche Odem gekommen ist und die wieder lebendig geworden sind. Wir bitten zu Gott, daß es Wilhelm I. gegeben werde, diesen lezten Schritt zu thun, das Gebäude zu vollenden, welches seine in Gott ruhenden Vorgänger bis auf das Dach fertig hinterlassen haben. Wir verkennen nicht, daß sich diesem Werke manche Schwirigkeiten entgegenstellen, die unterschiedslose Union ist mannigfach in das Leben der Kirche eingedrungen, aber diese Schwirigkeiten sind bei gutem Willen leicht zu lösen, besonders wenn man nicht darauf ausgeht, gleich Anfangs das Princip bis in alle Winkel hinein geltend zu machen, und sie sind wahrhaft unbedeutend im Verhältnis zu den großen Segnungen, welche das Werk mit sich führen würde. Es gilt das Wort ins Herz zu schließen: „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk", den alten Preußischen Wahlspruch suum cuique zu bewähren, die Hand zurückzuziehen von Gottes Pflanzungen, die nur gedeihen können, wenn man sie gewähren läßt und sie nicht den verrufenen Gartenkünsten Ludwigs XIV. unterwirft, es gilt, die Herzen der treuesten Unterthanen zu erquicken, es gilt auch, die politische Mission Preußens von einem Hemnis zu befreien, die durch nichts mehr erschwert wird, als durch die Furcht vor der zu einem Schreckbild gewordenen Preußischen Union, gegen die sogar auch der Protestantenverein sich verwahrt hat.

Möchte man doch endlich aufhören, das Wort von der einen Herde und dem einen Hirten zur Beschönigung des „trennenden Unionswerkes" zu misbrauchen. Es trifft nicht die Verschiedenheit der Kirchen, die notwendig ist, wenn die eine allgemeine Kirche ihren Reichtum vollständig entfalten soll, es trifft nur ihre Exclusivität, ihr abstoßendes Wesen, ihr Sprechen: „ich bins und keine mehr", und das wird durch unvorsichtiges Verrücken der Gränzen, gegen welche das Wort gilt: „verflucht sei wer seines Nächsten Gränze engert", 5 Mos. 27, 17, nicht beseitigt, sondern vielmehr herorgerufen.

Es gilt hier einen Kampf, der nicht minder wichtig und folgenreich ist, wie der von Königgrätz. Möchte der Sieg ein ebenso glänzender sein, möchten die „Illusionen" hier ebenso entschieden auf den Kopf desjenigen zurückfallen, der sie in dem hochfahrenden Leitartikel der Neuen Ev. K. Z. uns zuschleudert, wie dort auf den Kopf Benedeks.

Wir suchen nicht etwa eine Frage hervor, die zu anderer Zeit ebenso gut erledigt werden kann. Sie ist ganz von selbst zur brennenden geworden in Folge der Einwirkung, welche die politischen Ereignisse auf die kirchlichen Verhältnisse haben müssen. Wir folgen nur Gottes Leiten und dürfen daher auf seinen Segen hoffen. Es ist jezt eine große Krisis für die Lutherische Kirche. Möchten alle ihre Freunde, wo sie auch sind, in Alt- und in Neupreußen, in Bayern und in Würtemberg, in den Russischen Ostseeprovinzen und in den Vereinigten Staaten, dies erkennen, und keiner die Hände müßig in den Schos legen! Aber die Hände müssen rein sein: wo sie mit politischen Neigungen befleckt sind, da halte man sie zurück.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 12. December. № 99.

Der Feldgeistliche im jüngsten Kriege.

II.

Am Mittwoch den 27. Juni, als das ganze Vaterland auf Befehl des Königs seinen allgemeinen Buß- und Bettag feierte, ging ich mit meinen Truppen zusammen von Neurode aus über die preußisch-österreichische Gränze. Mit einem donnernden Hoch auf unsern gnädigsten Kriegsherrn zogen wir unter dem ersten schwarzgelben Schlagbaume hindurch, und alsobald ward auch von der Chaussee abgebogen und in einem schönen Kleefelde Halt gemacht, da uns von Oben her befohlen war, die Landstraßen sollten stets offen gehalten und nicht darauf gerastet werden. Schon in Neurode hatte ich gern den allgemeinen Buß- und Bettag in der dortigen evangelischen Kirche mit meinen Truppen feiern wollen, aber wir rückten zu früh aus. Beinahe wäre es mir gelungen, den Gottesdienst in dem Moment des Einrückens in das feindliche Gebiet zu halten, aber da ward es auf den Abend verschoben. Ich ging während des Rendez-vous in das nächste Bauernhaus, um mir ein Glas Milch zu kaufen. Angst und Furcht hatte die Herzen der Bewohner erfüllt, Thränen standen ihnen im Auge. Mein Glas Milch erhielt ich wol bald, aber das Geld dafür ward ich nur schwer los. Das hatte Niemand gedacht, daß die Preußen mit klingender Münze, mit schönem Silbergelde, bezahlen würden, sondern man fürchtete, wir würden rauben und plündern, sengen und brennen. Und als in späterer Zeit diese Angst und Furcht geschwunden war, da kamen sie gern zu uns ins Lager, um uns Milch und Butter und Eier u. dergl. zu verkaufen, ja um uns anzubetteln, denn daß die Preußen eher geben würden als nehmen, das erkante man gar bald. Und oft habe ich es gehört, daß wir Preußen, obwol Feinde, ihnen als Einquartirung lieber seien, denn ihre eignen Soldaten, selbst in Friedenszeit, zum Mannöver, denn vor ihren Soldaten sei nichts sicher, müsse Alles verschlossen sein, während bei uns Alles offen dastehen könne.

Wir zogen weiter von der Gränze fort durch das Städtchen Braunau hindurch. Es ging an dem großen, reichen Kloster vorüber, und nicht gar weit dahinter ward das Bivouak aufgeschlagen. Es war dazu ein Bergabhang am Saume eines Waldes gewählt. Zunächst wurden Pfähle in die Erde geschlagen und von Pfahl zu Pfahl Stricke gezogen, so daß ein Viereck richtig eingeschlossen war. Dies vertrat den Stall, worin die Pferde angebunden wurden. Andere Mannschaften gingen in den Wald, bald krachte ein Baum nach dem andern zusammen, andere gruben Löcher in die Erde und noch andere holten Wasser. Es dauerte nicht lange, so war das Holz klein gehauen und ein Feuer brante lustig neben dem andern. Und wenn ich aus dem Zelte meines Commandeurs heraustrat und den Berg hinabsah, so gaben die hellen Flammen und die Rauchwolken, das bunte Getreibe von Soldaten und Pferden, und dazu die Stadt Braunau, rings umgeben von grünen Feldern und Wiesen, und im Hintergrunde die hohen Berge mit ihrem Waldesschmuck ein gar liebliches Bild. — Auf diesem Platze rief ich gegen Abend meine Truppen zusammen, um mit ihnen in die Gebete des Vaterlandes einzustimmen, und auch sie zu erinnern an die Bedeutung des Tages: Thuet Buße. Fürwahr, es war ein herlicher Moment, das schöne und großartige Bild vor uns, an dem Tage, da das Vaterland für uns und mit uns betete, an dem Tage, da wir eben in des Feindes Land eingerückt waren. Die Truppen waren in sichtlich gehobener Stimmung. Aber kaum hatte ich den Gottesdienst geschlossen, da stürmten sie in gewaltigen Sprüngen und Sätzen den Berg hinunter. Ich wußte kaum mir ein solches Benehmen zu erklären, doch wurde mir die Sache klar. Einer von unseren Officieren war in die Stadt geschickt, um einen Ochsen zu requiriren. Nun kam er angeritten in scharfem Trabe. Hinter ihm ein Unterofficier auf dem bekränzten Ochsen sitzend, und zum Schluß wieder einige Gemeine hoch zu Roß, die den Ochsen antrieben, daß der Zug schnell ans Ziel gelange. So zogen sie ins Lager ein unter großem Jubel, und bald war der Ochse geschlachtet und das Fleisch, in die einzelnen Kochgeschirre verteilt, über dem Feuer.

Das Ganze trug sich erst gegen Abend zu, natürlich ward es also spät, bis Alles zur Ruhe kam; am folgenden Tage aber ging es gleich nach Sonnenaufgang wieder vorwärts, denn wir hatten einen weiten Marsch und einen heißen Tag vor uns. Gegen 10 Uhr waren wir in der Gegend der Stadt Costeletz. Doch da hatte sich Alles so fest gefahren, daß man nicht vorwärts und rückwärts konte, und da mein Reitpferd krank war, hielt ich in meinem Wagen mitten in der Colonne. Ich stieg also aus und ging zu Fuß weiter, durch die Stadt hindurch, und sah hier die ersten Verwundeten. Aus allen Häusern wurden die Betten zusammengetragen, um ein Lazareth einzurichten. Vor uns und neben uns hörten wir den Donner der Geschütze. Gern wären wir vorwärts gegangen, in das Gefecht hinein,

aber man wußte nicht, wo unsere Hilfe am notwendigsten sei. Es ging schon ein starkes Murren durch die Truppen hindurch, daß sie nicht ins Feuer sollten, da ward uns mitgeteilt, wie man beim Obercommando über solch Murren, d. h. über unsern Mut und Kampfeslust sich freue, aber Gehorsam sei die erste Soldatenpflicht. Heute kämen wir nicht in den Kampf, doch sollten wir später desto tüchtiger hineingeführt werden. So hielten wir von 10 Uhr Vormittags bis 5 Uhr Abends. Es durfte nicht abgeschirrt und nicht abgekocht werden, da wir stets bereit sein sollten. Endlich gegen 3 Uhr trafen Siegesnachrichten ein, nun durften wir abkochen, und um 5 Uhr ging es weiter, damit wir bei einem etwaigen folgenden Gefecht näher bei der Hand wären. Aber wie langsam ging es! — Viele Gefangene kamen uns entgegen, obwol in Eipel die Kirche damit vollgepfropft war, und ebenso viele Verwundete, teils zu Fuß, teils zu Wagen, manche mit vielen Wunden, ein Jude sogar mit eilf Wunden. Durch das Städtchen Eipel war kaum durchzukommen. Dabei stockdunkle Nacht. Erst gegen Mitternacht kamen wir in unserm Bivouak auf dem Schlachtfelde des Tages an. Doch ich war zu Fuß vorangeeilt, und so war weder mein Wagen, noch das Zelt meines Commandeurs da, und lange mußte ich bei Regen und starkem Nebel darauf warten. Endlich nach 1 Uhr Morgens kam mein Wagen und schnell kroch ich hinein, um doch etwas ausruhen zu können nach dem weiten fast ganz zu Fuß zurückgelegten Marsche. Aber wenige Stunden darauf, schon um 4 Uhr Morgens, schossen die Oesterreicher uns ins Lager hinein. Es waren nämlich des Tages zuvor einige Bataillone abgeschnitten, die wollten sich nun in der Frühe des Morgens durchschlagen. Aber unsere Husaren und Kürassiere machten vor unsern Augen auf sie Jagd, und wir waren Zeugen, wie sie sich ergaben. — Das Schlachtfeld, auf dem wir lagen, war schon am Abend vorher so weit aufgeräumt, daß ich weder Leichen noch Verwundete darauf fand, aber die Berge von Tornistern, Helmen, Gewehren und Kleidungsstücken, nebst den zertretenen Aeckern und rauchenden Häusern machten doch einen eigentümlichen Eindruck. Auf einer Stelle hatten die Oesterreicher, um ein Heiligenbild aufgestellt, gewinkt, als ob sie sich ergeben wollten, aber kaum waren die Unsern herangekommen, um ihnen die Gewehre abzunehmen, da feuern sie aufs Neue los und strecken Manchen der Unsern nieder. Dafür wurden Alle todtgeschossen, keiner von ihnen blieb am Leben.

Erst gegen Mittag zogen wir am 29sten weiter, und kamen, nachdem wir fast das ganze Schlachtfeld des vorigen Tages passirt hatten, in ein Bivouak bei Rettendorf. Hier befand sich ein Lazareth, welches die Oesterreicher an dem ersten Gefechtstage von Trautenau angelegt hatten und das fast ganz mit Oesterreichern angefüllt war. Die Aerzte sowol wie die Krankenpfleger waren Oesterreicher. Aber deshalb fehlte es hier auch an Allem. Denn während unsere Truppen ihre Intendanturbeamten hatten und requiriren konten — sie hatten nichts und konten mit ihrer Macht auch nichts erhalten. Ich war deshalb in dem Lazareth eine sehr gern gesehene Person, zumal ich für Lebensmittel allerlei Art sorgte. — Auffallend war mir hier die Behandlung von Seiten der Oesterreichischen Aerzte. Einem feindlichen Soldaten sollte etwas an seiner Wunde geschnitten werden, und es ward ihm daher zunächst gesagt, daß er still liegen und halten müsse, doch als er zuckte, drohte man ihm mit Ohrfeigen. Ich dachte, es sei eine leere Drohung, aber bald hörte ich es knallen, und seitdem lag der Verwundete still und ruhig. Und als ich meine Verwunderung über solche Behandlung aussprach, antwortete man: „die Leute sind das nicht anders gewöhnt und können nicht anders behandelt werden.“ Da wir an dieser Stelle einige Tage festlagen, brachte ich diese Zeit der Ruhe teils in dem Lazareth zu, teils bei meinen Truppen, indem ich vor ihnen Gottesdienste abhielt und auch Allen, selbst vielen Katholiken, ohne es zu wissen, das Sakrament reichte.

Kaum war ich mit den Gottesdiensten bei dem ganzen Truppenteile fertig geworden, da ging es vorwärts in die große Schlacht. Und ich habe mich an dem Tage gewundert, was die Pferde aushalten und die Menschen in der Aufregung leisten können. Meilenweit fuhr ich ohne Weg und Steg stets hinter den Geschützen her. Der Regen hatte den Lehmboden derartig aufgeweicht, daß die Räder tief in die Erde einschnitten; das Korn, durch welches wir hindurchfuhren, wickelte sich um die Speichen der Räder und zulezt sahen sie als große Scheiben von Lehm aus, und hin und wieder mußten meine Burschen mit dem Säbel die Räder abkratzen, damit die Pferde nur den Wagen fortziehen konten. Dazu das furchtbare Terrain — die Berge sind dort zu steil, als daß sie ohne Weiteres bestellt werden könten, man hat sie deshalb terrassenförmig angelegt, und natürlich geht es dann plözlich fast senkrecht 3 bis 5 Fuß hinauf oder hinunter. Ueber alle solche Hindernisse, Gräben und Hohlwege mußte ich mit meinem Wagen hinweg, so daß er an dem Tage dreimal zusammenbrach. Und schließlich fuhr ich bei strömendem Regen ohne Verdeck, und ohne Vorderarme und mit zerbrochener Hinterfeder. Ich bestieg deshalb für eine Zeitlang mein krankes Reitpferd, um schneller vorwärts zu kommen, und als auch das den Dienst versagte, ging ich zu Fuß weiter. So war ich allmälig auf den Anfängen des Schlachtfeldes angekommen, und sah Todte und Verwundete, wenn auch zunächst nur vereinzelt liegen, und half, wo ich helfen konte, freilich vor Allem zunächst in leiblicher Hinsicht. Endlich erreichte ich die Höhe von Chlum und sah nach Rosberitz zu das schrecklichste aller Bilder. Die meisten Verwundeten hatten sich in die Hohlwege geflüchtet, um dort vor den Granaten sicher zu sein, und da lagen sie denn nun, todte und sterbende oder leichter verwundete Menschen und Pferde dicht nebeneinander oder gar übereinander. In den Wegen konte kein Mensch daran denken, zu fahren oder zu reiten. Ich selber aber wußte nicht, wo ich anfangen sollte mit meiner Hilfe, denn Alles jammerte und schrie, und zuerst konte ich es immer nur für kurze Zeit mitansehen und zog mich stets auf etwa ein Stündchen zu meinen Truppen zurück, da ich von all dem Elend zu sehr übermannt und benommen war, und erst

später fand ich mehr Kraft, mein Amt auszurichten, wozu ich auch noch den folgenden Tag viel Gelegenheit hatte, da wir zwei Nächte und fast auch zwei Tage auf dem Schlachtfelde liegen blieben.

Eine andere, leichtere Arbeit auf dem Schlachtfelde war die, die Todten zu begraben. Doch sowol hier auf dem Siegesfelde, als auch in der ersten Zeit hernach in den Lazarethen, konten die Verstorbenen natürlich nur ohne Sarg und oft auch ohne Kleidungsstücke und Gefolge in durchaus wenig feierlicher Weise bestattet werden. Man grub große Gräber und legte darin eine Leiche neben der andern, ja im Notfalle ward dann auch wol noch eine Schicht von Todten quer über gebettet. Es ging hier nun mal nicht anders, und wenn ich bald darauf in den Lazarethen täglich ungefähr 25 Soldaten begraben mußte, so waren die Särge eben auch nicht in solcher Zahl zu beschaffen. — Später freilich ward das besser, und dann hatte ich nicht nur an den Soldaten, die das Ehrengeleit gaben, sondern besonders auch an dem herumstehenden Volke viele aufmerksame Zuhörer. — Ich sah einmal zu, wie ein katholischer Geistlicher an ihren Wunden verstorbene Soldaten begrub. Aber ich kann eben auch nicht mehr sagen, als ich sah zu, denn gehört habe ich kein Wort. Ich habe gesehen, daß er betete, aber gehört nicht, obwol ich dicht neben ihm stand; ich habe gesehen, daß er mit dem Weihwedel über das Grab sprengte und glaube, daß er ein stilles Vaterunser betete, aber sonst geschah auch weiter nichts. Wenn dagegen der evangelische Geistliche mit dem Worte des Trostes und der Mahnung an den Gräbern stand, auf die himlische Heimat sowol als auf die irdische hinwies, dann fand er stets sehr offene Ohren, insonderheit bei dem umstehenden Volke, und ich glaube, für die evangelische Kirche in Oesterreich ist dieser Krieg nicht ohne Segen gewesen. Der Abfall von der katholischen Kirche ist dort groß, namentlich unter denen, die ein Fünklein Bildung haben; aber sind sie schon darum rechte evangelische Christen, weil sie gegen die Misbräuche des Katholicismus protestiren? Jedenfalls ist aber unser Ketzerglaube in ihrer Achtung sehr gestiegen, da sie sahen, daß wir nicht ohne Gottes Wort lebten und starben.

Im Großen und Ganzen hat die katholische Geistlichkeit des Landes, bei der ich öfters in Quartier gelegen habe, auf mich einen traurigen Eindruck gemacht. Es war meistens schwer, sich mit ihnen zu unterhalten. Denn über theologische Dinge schienen sie mit uns nicht reden zu wollen; die Politik vermied man auch gewöhnlich, und so blieb denn fast nur das alltägliche Leben übrig mit seinen Mühen und Sorgen. Aus dem Ganzen aber habe ich die Erkentnis mitgenommen: wenn die katholische Kirche und Geistlichkeit nicht ein neues Leben anfängt, wird auch Oesterreich troz aller Verfassungsänderungen nicht wieder kräftig und stark werden. Und wenn ich auch unser Volk nicht hoch erheben will, namentlich in Bezug auf das sechste und siebente Gebot, so glaube ich doch, daß es drüben damit noch viel schlechter steht, als bei uns. Die Geschichte lehrt ja, daß das Christentum die Völker nicht blos sittlich und gebildet, sondern auch stark macht; wollen wir also für Preußen noch eine Zukunft haben, in der Treue gegen das Evangelium liegt sie. Deshalb habe ich auch auf dem Rückmarsche besonders auf den rechten Dank gegen Gott, auf die treue Liebe zu seinem Worte gedrungen in allen meinen Ansprachen.

Und wenn ich diese meine Zeilen begonnen habe mit dem Tage, da wir in des Feindes Land einzogen, so will ich sie schließen mit dem Moment, da wir in das Vaterland zurückkehrten. Auf dem Wege von Bautzen nach Hoierswerda überschritten wir die preußische Gränze. Ein nicht enden wollendes Hoch auf König und Vaterland war das erste, was unser Commandeur ausbrachte. Darauf aber ward ich sofort aufgefordert, die Truppen anzureden. Und grade auf der Gränze sangen wir unser: „Nun danket alle Gott", und ich fragte mit dem Evangelium des lezten Sontags: Wo sind denn die Neun? Ist sonst Niemand, der wieder umkehrete und gäbe Gott die Ehre, als dieser Fremdling? — Als aber nach dem Gottesdienste von eingegangenen Liebesgaben Bier gespendet und Tabak und Cigarren ausgeteilt ward, war der Jubel und die Freude, wieder im Vaterlande zu sein, sehr groß. Die Not hat nun ein Ende, hieß es, nun sind wir wieder daheim. Unterwegs hatten wir öfters blos von trocknem Brote oder zähem Fleische, weil von eben geschlachteten Thieren, oder bitterem schwarzen Kaffee gelebt, nun wieder die Fülle, welche Freude! In die Heimat, sie lag jedem im Sinn und am Herzen. Manche von uns waren freilich in eine andere Heimat eingegangen, und gleich im ersten Dorfe begegnete mir eine alte Mutter mit bitteren Thränen; ihr Sohn war gefallen. — Ach daß wir einst auch Alle die Heimat dort droben finden möchten!

Während der Cholerazeit.

Drei Opfer, und zwar binnen wenig Tagen, hatte sich die unser Städtchen gleich einem Raubthier umkreisende Cholera herausgeholt und schon wollte es uns scheinen, als sollten wir diesmal vor ärgerem Uebel verschont bleiben. Anderthalb Wochen und kein Todesfall weiter, auch kein erheblicher Krankheitsfall. Da mit einem Male, es war am Morgen des Michaelistages und der Herbstmarkt so eben zu Ende gegangen, verbreitete sich die Nachricht, daß ein Teil der Einwohnerschaft krank darniederliege. In Predigtgedanken für den kommenden Sontag und zwar mit dem schönen, erwecklichen Evangelium des Michaelisfestes beschäftigt, reflectirte ich nicht weiter über dies Neueste, zumal bei schlimmen Nachrichten gewöhnlich die Hälfte auf Kosten der Uebertreibung in Abzug gebracht werden kann. Indeß heute hatte Fama einmal nicht übertrieben. — Der Sontag brach an und eine halbe Stunde vor Beginn des Gottesdienstes bemerkte ich ein Hin- und Herlaufen auf dem Gottesacker; es währte auch nicht lange, so wurde ich zur städtischen Sanitäts- und Baukommission entboten, die mir die Eröffnung machte, daß zur Sicherung der Stadt eine Leichenhalle an die Pfarre angebaut

werden sollte; die Pfarre stößt nämlich mit der Giebelseite an den Gottesacker. Ich protestirte natürlich gegen dieses Project und schlug vor, das Leichenhaus, mit dessen Errichtung ich ganz einverstanden war, nach der Feldseite zu oder an einem entlegeneren Winkel zu errichten. Vorläufig aber half mir das Protestiren nichts. Nach der Feldseite zu, wurde mir erwidert, könte es den Vorüberfahrenden unangenehm werden und die andere Stelle sei zu nahe an einem Gehöft gelegen. Kurz, daß in der Pfarre eine Familie von 12 Personen lebte, darauf wurde keine Rücksicht, vielmehr schleunigst das Maß für das an der Pfarre zu errichtende Cholera-Leichenhaus genommen. Die peinlichsten, widerwärtigsten Gefühle durchkreuzten sich in meinem Innern bei dem Gedanken an meine Kinder, unter deren Schlafkammer die Leichen der an der Epidemie Gestorbenen zu liegen kommen sollten; in Folge des Eindruckes, den diese Rücksichtslosigkeit auf mich gemacht, konte ich mich kaum sammeln, um die Liturgie ohne Zerstreuung und Aufgeregtheit zu halten und die Predigt war zunächst spurlos verwischt, stand indeß, ehe ich die Kanzeltreppe bestieg, in allen ihren Einzelheiten wieder klar vor der durch energisches Gebetsringen ruhig und in des Herrn Willen ergeben gewordenen Sele da. Dies der Eingang zu der nun vier Wochen lang anhaltenden Choleraperiode.

Nach beendigtem Gottesdienste, der die Nachricht von schon 7 Todesfällen gebracht, trieb es mich bald aus meiner Stube fort. Ich eilte zu einem Kranken, der sonst regelmäßig in der Kirche war. Heute muß ich zu Ihnen kommen — mit diesen Worten trat ich in die Krankenstube ein und fand zu meiner großen Freude zwar ein sehr spitz gewordenes Gesicht mit hohlliegenden Augen, aber einen Reconvalescenten. Anders in einem benachbarten Hause. Da war der Familienvater schon vom Arzt aufgegeben. Den Abend vorher hatte er noch auf dem Felde gearbeitet, jezt, es war ½12 Uhr, lag er da in vollständig apathischem Zustande, nur ein Zerren an den Augenliedern war bemerklich; auf meine Frage: kennen Sie mich noch? Ach es ist ja Alles vorbei, es gibt keine Hilfe weiter! — weinten und klagten die Angehörigen. Keine Hilfe weiter! — bei diesen kleingläubigen Worten war es mir, als hörte ich das: „Herr, er stinket schon" der Bethanischen Martha, und es durchfuhr mich der Gedanke an die Antwort des Herrn: so du glauben würdest, solltest du die Herlichkeit Gottes sehen. Vielleicht war es zu rasch und kühn gehandelt, aber in der geistlichen Aufregung des Tages forderte ich die Angehörigen mit dem Hinweis auf die Verheißung: so ihr Glauben habet wie ein Senfkorn groß, werdet ihr Berge versetzen, zu einem Versuch auf, den vom Arzt Aufgegebenen noch einmal von des Herrn Gnade zu erbitten. Auch der evangelische Rath des Apostels Jakobus schwebte mir vor der Sele: die Aeltesten über dem Kranken beten zu lassen und das Gebet des Glaubens wird dem Kranken helfen, und so er hat Sünden gethan, werden sie ihm vergeben sein — kurz, ich erhob meine Hände sonder Bedenken und Zweifel, mußte aber bald zu meinem Leidwesen den Mangel jeglicher gläubigen Unterstützung von Seiten der Familie gewahren. Sie hatte weder Glauben noch Gebetsgeist und so brach ich das Gebet ab, die Familie auf Jakob hinweisend mit seinem „Herr, ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!" Glauben sei das Gegenteil von verzagtem Wesen, der Glaube sei ein thätiges Andringen auf Gott und Ringen mit ihm; nur so könne man etwas erlangen von ihm — das möchten sie thun, wie ich ihnen Anweisung gegeben. Als ich mich vom Krankenbett entfernte, schien es mir, als mache der Kranke eine vergebliche Anstrengung, mir die Hand zu reichen; um 3 Uhr Nachmittags hörte ich, daß er verschieden war und am anderen Tage, daß man sich bald nach dem erfolgten Tode des Kranken ans Kuchenbacken begeben.

Das Cholera-Leichenhaus hatte inzwischen doch eine andere Lage erhalten, zwar nicht weit von der Pfarre, aber doch nicht in unmittelbarem Anschluß an dieselbe. Eines verständigen Mannes Rath war durchgegangen, nach welchem auch einige Fuß in die Erde eingegraben wurde, damit die Leichen etwas tief zu liegen kämen. Mit anbrechender Nacht begannen nun die Leichentransporte. Eine Leiche nach der andern wurde an der Pfarre vorübergetragen, und der gleichmäßige Schritt der Träger, das dumpfe Gemurmel derselben, die wandelnden Lichter verbunden mit der Vorstellung von der Bedeutung dieser Vorgänge hatte etwas Unheimliches, ja Schauerliches. Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen — die Wahrheit und der gewaltige Ernst dieser Worte wurde uns Pfarrbewohnern namentlich fühlbar; denn jeder Blick aus dem Fenster auf das Leichenhaus und die ununterbrochen arbeitenden Todtengräber wurden uns zu einem memento mori. Ich glaubte über alles Grauen vor dem Tode hinweg zu sein; wie oft hatte ich von der Sterbensfreudigkeit als der Signatur eines Christenmenschen gepredigt; bei den mancherlei Todesfällen und schweren Krankheiten in der eigenen Familie hatte mir der Himmel stets näher gestanden, denn sonst; ja fast ein ganzes Jahr war die Paulinische Sehnsucht, abzuscheiden und daheim zu sein bei dem Herrn, meine tägliche Begleiterin gewesen, aber so eine Seuche muß doch einen dämonischen Hintergrund haben, der mit starker Versuchung auch auf die gläubige Sele einwirkt; denn zuweilen konte ich mich kaum eines inneren Erbebens erwehren. Momentan fühlte ich mich von dem Licht des Glaubens und der sonst tragenden Kraft des Herrn verlassen und die Bäche Belials umrauschten und erschreckten mich. Dazu kamen auch noch leibliche Affectionen, die fast Alle erfahren, welche unter der Einwirkung einer vom Miasma angefüllten Luft leben, und außerdem stellte sich noch ein starkes Schnupfenfieber ein. Da galt es denn, zum Wort und zum Gebet die Zuflucht zu nehmen und sich zur nötigen Ruhe und Gelassenheit der Sele hindurchzuringen. Der 91. u. 27. Psalm waren stets unsere stehenden Hauspsalmen. (Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 15. December. № 100.

Die Beyschlagsche Christologie.

Es bedarf keines Beweises, daß der, den die Schrift als das A und O aller Dinge bezeichnet, der Ausgangs- und Mittelpunkt alles wahren religiösen und sittlichen Lebens ist und daß in Folge dessen ohne Ausnahme alle Fragen, welche die Geschichte der christlichen Völker bewegen, ihre lezte Wurzel in seiner Persönlichkeit und der ihm verliehenen Weltregierung haben. Unsere Gegenwart, in der sich eine neue weltgeschichtliche Periode gebären zu wollen scheint, ist sich in den Kreisen nicht nur des Glaubens, sondern auch des Unglaubens dieser centralen Stellung der Person Jesu Christi auch sehr wol bewußt, und darum ist kein Kampf so heiß, als der, welcher wieder in unsern Tagen um seine heilige Person gekämpft wird. Fast jede Woche läßt auf dem Gebiete der theologischen Literatur neue Stimmen über die Frage laut werden: „Wie dünket euch um Christo? weß Sohn ist er?“ (Matth. 22, 42). So sehr wir nun auch das Verhalten derjenigen Theologen ehren, die unbeirrt durch diese Stimmen Christum lehren und verkündigen, wie ihn die Väter gelehrt und verkündigt haben, so ist es doch notwendig, wenn wir lebendige, sich ihrer Aufgabe klar bewußte Glieder der Kirche und ihrer Entwickelung bleiben wollen, die über Christum sich vernehmbar machenden Stimmen sorgfältig zu beachten. Denn ohne dies würden wir uns wol dessen bewußt bleiben können, wie und was wir zu lehren und zu verkündigen haben; aber die Sinn- und Denkungsweise derer, welche wir Diener des göttlichen Wortes unterweisen sollen und welche unter dem Einflusse jener Zeitstimmen stehen, würde uns mehr oder weniger unbekant werden und der Einfluß auf sie damit gefährdet.

Bekantlich hat sich nun im schärfsten Gegensatze gegen die kirchliche Lehre von dem dreieinigen Gott und der gottmenschlichen Person Christi unter denjenigen Theologen, die den neutestamentlichen Schriften noch ihre urkundliche Treue und ihre göttliche Autorität lassen wollen, keiner so laut und nachdrücklich vernehmen lassen, als Prof. Beyschlag. Demgemäß hat denn auch seine Stimme, namentlich da sie zuerst auf einem evangelischen Kirchentage erscholl, eine nicht geringe Bewegung in der evangelischen Kirche hervorgerufen, und wenn diese Bewegung auch jezt nicht mehr in so hohen Wogen geht, wie anfangs, so ist sie doch noch lange nicht als eine wieder zur Ruhe gekommene anzusehen. Dies ist der Grund, daß wir die Beyschlagsche Christologie noch einmal zum Gegenstande der Darstellung und Kritik in dem Nachfolgenden machen möchten.

In der Beyschlagschen Schrift: „die Christologie des Neuen Testaments“, begegnen wir, indem wir das sehr unerquickliche, gegen einzelne Gegner gerichtete längere Vorwort übergehen und nur im Stillen darüber trauern, daß unsere evangelische Theologie zu einem derartigen Tone der Polemik heruntergekommen ist, zunächst der Einleitung, die sich auf folgende Hauptgedanken reduciren läßt.

„Die chalcedonensische Fassung der Lehre von der Person Christi ist bis auf einen Theologen, wie Philippi, allgemein aufgegeben. Nach ihr sollen zwei durchaus disparate Größen, zwei Naturen, die mit einander Nichts gemein haben, die einander bis dahin fremd gegenüber standen, sich in Christo zu Einer, schlechthin abnormen gottmenschlichen Person vereinigt haben, was an sich als etwas Unmögliches zu bezeichnen ist. Denn wie kann z. B. ein allwissender Sohn Gottes Eine Person bilden mit einem nicht allwissenden wahren Menschen? Während die chalcedonensische Lehre nun darum so viele Jahrhunderte ihre Geltung in der Kirche hat behaupten können, weil man einseitig die Gottheit Christi ins Auge faßte, muß sie jezt aus dem Grunde als unhaltbar betrachtet werden, weil unsere Zeit vor allen Dingen in Christo eine volle und wahre Menschheit verlangt. In der Reformationszeit unterzog man nicht alle von der katholischen Kirche überlieferten Dogmen einer gründlichen Prüfung, und in Folge dessen nahmen die lutherische und reformirte Kirche das chalcedonensische Bekentnis von Christo wieder in ihre Symbole auf. Der Rationalismus aber hat troz seiner schlechten Waffen das chalcedonensische Bekentnis aufs erfolgreichste bekämpft, so daß es fast von allen Verteidigern verlassen ist. Stände wirklich die darin enthaltene Lehre von Christo in der Schrift, dann müßte man folgern, daß er nie gelebt habe, da er in dieser Lehrfassung ein undenkbares Wesen ist.“

Wir müssen nun gleich gegen jeden dieser Sätze ernsten Widerspruch erheben. Es ist falsch, daß das chalcedonensische Dogma bereits von allen evangelischen Theologen, außer Philippi, aufgegeben sei. Denn einerseits gibt es doch noch ein gut Teil akademischer Theologen, die das chalcedonensische Symbol als schriftgemäß ansehen, ja die zum Teil mit Beyschlag auf Einem und demselben Katheder lehren. Andererseits aber ist es doch ein zu eminenter Katheder standpunkt, nach welchem man über die vielen Tausende evangelischer Geistlichen, die noch von

Herzensgrund in ihren Gemeinden in das Bekentnis Luthers einstimmen: „Ich glaube, daß Jesus Christus ist wahrhaftiger Gott, von dem Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch, von der Jungfrau Maria geboren", so ohne Weiteres als nicht mehr für die Kirche und Theologie existirende Faktoren hinwegsehen kann. — Es soll ferner die Kirchenlehre die Gottheit und Menschheit in Christo als zwei Naturen gedacht haben, „die Nichts mit einander gemein haben, die einander bis dahin fremd gegenüber gestanden", so daß in der Person Christi „Widersprechendes zusammengejocht sei." Wann und wo hat denn die Kirche jemals in dieser Weise das Verhältnis der beiden Naturen aufgefaßt?*) Freilich Gottheit und Menschheit für ein und dasselbe ausgeben, das vermochte die Kirchenlehre nicht, dazu hatte sie zu viel Nüchternheit und Gewissensernst. Wenn Beyschlag davor keine Scheu mehr hat, sondern darin den einzigen Weg der Lösung des christologischen Problems sieht, wie wir zeigen werden, so erklärt sich uns das zwar durch das unter dem Einflusse der pantheistischen neueren Philosophie abgestumpfte Gewissen mancher modernen Theologen, wir sehen darin aber nur ein eben so antichristliches, wie grobes Verfahren, das heilige Mysterium der Christologie zu vernichten, statt an seiner tieferen Erkentnis mitzuarbeiten. — Daß ferner die Kirche die menschliche Natur bei der „Zusammenjochung" mit der göttlichen hätte zu kurz kommen lassen, ihr das „Herzblatt ausgebrochen, das menschliche Ich, die menschliche Persönlichkeit", das klingt allerdings sehr rührend, wiewol noch Niemand das Ich ein Herzblatt genant hat, und soll es auch, um jeden gefühlvollen Menschen mit einem wahren Entsetzen vor dem alten Glauben zu erfüllen. Aber genauer betrachtet ist es Prof. Beyschlag, welcher der menschlichen Natur des chalcedonensischen Christus durch jene Behauptung das „Herzblatt" ausbricht. Denn die Kirche hat in den Apollinaristischen Kämpfen jeden derartigen Frevel zurückgewiesen und die menschliche Persönlichkeit, sofern zu ihr doch das menschliche Selbstbewußtsein und die Selbstbestimmung gehören, grade der menschlichen Natur Christi beigelegt, wie außer jenen Kämpfen die monotheletischen Streitigkeiten lehren. Versteht Prof. Beyschlag aber unter Persönlichkeit und Ich so viel wie Hypostase, d. h. selbständiges Sein, Fürsichsein, wiewol er an andern Stellen seines Buches im Interesse seiner eigenen Christologie Beides wol zu unterscheiden weiß, so hat die Kirche allerdings nur Eine Hypostase Christi gelehrt und mußte es selbstverständlich thun, weil sie sonst ja zwei Christus gelehrt hätte. Da aber Hypostase ein ganz formaler Begriff ist, eine Existenzform bezeichnet, welche für das göttliche Wesen dieselbe ist, wie für das menschliche, da sie ferner bei der Menschwerdung für die göttliche Natur schon vorhanden war, so mußte die Kirche weiter insbesondere lehren, daß die menschliche Natur ihre Hypostase mit in der Hypostase der göttlichen empfangen habe. — Wir weisen es somit entschieden ab, daß das chalcedonensische Bekentnis die göttliche Natur Christi vorzugsweise ins Auge gefaßt und ihr ein nicht zu rechtfertigendes Uebergewicht über die menschliche verliehen habe. Dagegen gestehen wir es gern zu, daß unsere Zeit vorzugsweise für die menschliche Natur Christi streitet, es „den Kindern der Neuzeit selbstverständlich und zweifellos ist, daß Christus Mensch war im ganzen vollen Sinne des Wortes." Aber eben in dieser schrankenlos sich geltend machenden Ueberzeugung sehen wir auch den Grund aller verfehlten, die göttliche Seite in Christo größtenteils schwer verletzenden Christologien. Denn zweierlei wird dabei gänzlich unbeachtet gelassen. Erstens, daß die menschliche Natur Christi insofern als eine durchaus einzige ihrer Art dasteht, als sie mit dem Sohne Gottes eine hypostatische Einheit bildet, was auf ihre Lebensfunktionen doch einen ganz besondern Einfluß ausgeübt haben könte. Zweitens bleibt ganz unbeachtet, daß wir, von diesem ersten Punkte ganz abgesehen, für die menschliche Natur Christi an der unsrigen noch gar keinen Maßstab der Beurteilung haben.

Sezt der Apostel Paulus 1 Cor. 15 nicht die Menschheit Christi als eine pneumatische, d. h. nach Joh. 4, 24 als eine von göttlichem Lebensprincip durchaus erfüllte und bewegte, der Adams und damit aller Menschen als der psychischen, d. h. nur von niederem Lebensprincip regierten, gegenüber, und ist nicht die leztere in metaphysischer, wie zum Teil auch ethischer Beziehung gegenwärtig noch die unsere? Wie kann man denn, bevor 1 Cor. 15, 49 erfüllt sein wird, so lange also der göttliche Geist noch nicht die sündige und gebrochene Lebenspotenz in uns vollkommen erneuert und insbesondere ihr eine verklärende Macht über den leiblichen Organismus verliehen haben wird, überhaupt schon von unserer wahren menschlichen Natur als etwas uns bereits bekantem sprechen und darnach über das Wesen und die Entwickelung der Menschheit Christi, des doch bis jezt einzig dastehenden „himlischen Menschen" aburteilen wollen? Es wäre den modernen Christologen, deren drittes Wort stets wahre Menschheit ist, vor Allem in dieser Beziehung etwas mehr Nüchternheit und Demut und Abwarten der Dinge, die erst kommen werden, zu wünschen. — Wenn ferner Beyschlag auch die so oft schon aufgestellte Behauptung wiederholt, daß die Reformatoren durch „ganz andere gewaltige Fragen in Anspruch genommen", die altererbte Christologie nicht kritisirt, sondern sie kritiklos herübergenommen hätten, so ist auch dies wieder eine pure Behauptung, gegen die Luther, Melanchthon und Calvin ernsten Protest erheben würden. Wie sollten sie diejenige Frage, die die Centralfrage des Christentums ist, gedankenlos unbeachtet gelassen haben? Hing nicht die Frage nach dem Werke der Er-

*) Etwa in der alexandrinischen Theologie, die den Haupteinfluß auf die Bildung der chalcedonensischen Lehre ausübte und darauf später eine sogar monophysitische Richtung erzeugte? Hat ferner die Kirche nicht eben dadurch, daß sie neben das ἀσυγχύτως und ἀτρέπτως das ἀδιαιρέτως und ἀχωρίστως gestellt hat, bezeugt, daß sie wol von einer Zusammengehörigkeit des göttlichen und menschlichen Wesens wisse, von der späteren Ausbildung des Chalcedonense in der Lehre von dem τρόπος ἀντιδόσεως und der noch späteren communicatio idiomatum ganz abgesehen!

lösung aufs engste mit der nach der Person des Erlösers zusammen, und ruhte die Beantwortung jener nicht grade auf der Beantwortung dieser? Kritiklos sind nicht die Reformatoren verfahren, sondern kritiklos verfahren grade diejenigen neueren Theologen, welche die von dem Rationalismus ererbten Vorurteile troz des Protestes geschichtlicher Thatsachen immer von Neuem nachsprechen. — Daß aber dieser in historischer Beziehung kritiklosen Nachsprecherei eine innere Verwandtschaft mit dem Rationalismus zum Grunde liegt, ergibt sich aus der oben angeführten weiteren Behauptung Beyschlags, nach welcher, falls die Kirchenlehre schriftgemäß wäre, die Folgerung gezogen werden müsse, daß Christus so, wie ihn die Schrift darstelle, nie gelebt haben könne, indem dann der biblische Christus ein undenkbares Wesen wäre. Denn was anders liegt dieser Behauptung zum Grunde, als eine Erhebung des dermaligen menschlichen Denkvermögens über die Schrift? Hiermit haben wir unfehlbar das Princip des Rationalismus vor uns, ein Princip, welches die Grundlage des alten wie neuen, des vulgären wie sog. spekulativen Rationalismus bildet.

(Fortsetzung folgt.)

Während der Cholerazeit.

(Schluß.)

Zwei Tage hatte ich auf diese Weise unter innern und äußern Widerwärtigkeiten in der Stube zugebracht, da hielt ich es bei den immer neuen Meldungen von Todesfällen nicht länger aus. Von der Kanzel aus hatte ich meine Bereitwilligkeit, zu jedem Kranken zu kommen, der nach geistlichem Trost oder nach dem Genuß des heil. Abendmals Bedürfnis haben würde, besonders abgekündigt. Da indeß solch Bedürfnis sich noch nicht kund gethan und noch Niemand nach dem Pastor verlangt, waren meine Gedanken zunächst auf die kirchlichen Leute in der Gemeinde gerichtet. Sollte wol der oder die verschont geblieben sein? kaum gedacht, warf ich mich in die Kleider und eilte zu einer Frau, und meine Ahnung hatte nicht getrogen: ich fand sie im Bett liegend. Ach Herr Pastor, rief sie mir entgegen, ich habe mich schon den ganzen Morgen nach Ihnen gesehnt! Nun, warum schicken Sie denn nicht? Antw.: ich wollte Sie nicht incommodiren. Fürchten Sie sich vor dem Sterben? fragte ich sie im weiteren Verlauf des Gespräches, das bei der Milde des Choleraanfalles ungehindert geführt werden konte. Nein, erwiderte sie, aber von der Seuche möchte ich nicht hingerafft werden. Und warum nicht? Ach, entgegnete sie, wenn ich daran denke, wie man da bei Nacht und Nebel aus dem Hause fortgeschafft wird, das ist doch gar zu traurig. In dieser, das weibliche Gemüt charakterisirenden Besorgnis wurde sie von ihrem Manne unterbrochen, der den Anfang des 91. Psalms recitirte und hinzusezte: darauf verlasse ich mich; was da geschrieben steht von dem Schutze Gottes, muß doch wahr sein; darauf baue ich und im Uebrigen mache ich mir keine Gedanken.

Einige Tage darauf hatte ich mit einem lieben Amtsbruder ein Gespräch, in welchem derselbe Anstand nahm, auch wenn es gläubige Leute seien, dieselben in der Zuversicht zu bestärken, daß sie durch Gottes Gnade vor der Seuche beschüzt bleiben würden. Sind nicht, meinte er, jene Hessischen Officiere, die mit ihren Mannschaften vor dem Beginn des Gefechtes beteten, die ersten gewesen, welche von der Kugel getroffen wurden?! und wenn nun die Leute ungeachtet alles Gottvertrauens doch hingerafft werden, muß dann nicht aller Glaube bei den Angehörigen verloren gehen? Aber selbst auf diese Gefahr hin würde ich doch solch mir begegnendes und auf das gegebene Verheißungswort sich stützendes Vertrauen unterstützen und zu kräftigen suchen. Und wer in aller Demut, aber sonder Schwanken und Zweifel mit kindlich gläubigem Vertrauen auf solchem Verheißungswort fußt: ob Tausend fallen zu deiner Seite und Zehntausend zu deiner Rechten — den, denke ich, trifft es auch nicht. Kurz, das einfältige Vertrauen des Mannes ohne weitere Grübelei hat erfahren, was es geglaubt hat: er ist verschont geblieben und sein kränklich, schwächlich Weib wieder gesund geworden. — Ich hatte an diesem Krankenbett eine erquickliche Stunde verlebt, mein Schnupfenfieber vergessen und fühlte mich wieder im Zuge. In einer anderen kirchlichen Familie lag der Mann krank. Als ich an die verschlossene Thür anklopfte und mich zu erkennen gab, wollte mir die Frau nicht öffnen. Wenn Sie sich ansteckten, meine sie, müßte ich mir ja darüber ein Gewissen machen. Endlich machte sie die Thür auf und Dank erfüllte die Herzen, da der Mann nach gewaltigem Schweiß wieder auf dem Wege der Genesung war. Ja, ja, äußerte der Bruder des Kranken, der bei Königgrätz eine Schußwunde in die Brust erhalten, wenn man so daliegt, den Tod vor Augen, lernt man wieder beten, sollte man's auch eine Zeit lang vergessen haben. Schwaz, weiter nichts als Schwaz, das ungläubige Gerede; die so sprechen, müßten nur in der Schlacht liegen bleiben oder die Cholera kriegen. In der folgenden Woche kam ich indeß zu solchem ungläubigen Patron, den die Krämpfe von der Fußsohle bis zum Scheitel bearbeitet hatten, der aber nichts Anderes zu rühmen wußte, als seine starke Natur, die der Krankheit widerstanden und sich auf seinem Kranken- und Schmerzenslager wie ein Schauspieler gebärdete. Es war dies indeß der einzige Fall, wo mir bewußter, absichtlicher Troz entgegentrat mit Antworten in impertinentem Ton und abgeschmackter Form und Fassung, sonst traf ich in den meisten Fällen nur auf geistlichen Stumpfsinn, der sich ein Gebet widerstandslos gefallen ließ, obschon ich als mildernden Entschuldigungsgrund dieser auffallenden Stumpfheit hinzufügen muß, daß diese Krankheit eine große Schwäche und betäubtes Bewußtsein im Gefolge hat.

Jeder Tag brachte die Nachricht von einer Anzahl neuer Erkrankungen und von durchschnittlich 6 Todesfällen; es war jedesmal ein aufregender Moment, wenn die Leichenfrau mit einem Bündel Bestellzettel in die Stube trat. Diese Frau, eine 77jährige, hagere, kleine Person, die schon vor 16 Jahren die Choleraperiode in derselben Eigenschaft als Leichenwäscherin durch-

lebt, befand sich in rührigster Geschäftigkeit, von früh bis spät des Abends war sie auf den Füßen, bald in der Stadt, bald in den Dörfern der Nachbarschaft und hatte auch noch Zeit zum Schwätzen. Einmal trippelte sie in die Stube herein mit den Worten: heute bringe ich Sie nur einige Kleinigkeiten — was sie damit bezeichnen wollte, war die Anzeige von Kinderleichen. Eines Tages aber wurde ich doch von einer ihrer vielen Fragen eigentümlich überrascht. Liebster Herr Pastor, begann sie, ich hätte eine Bitte an Sie, aber nehmen Sie's ja nicht übel: wollten Sie nicht so gütig sein und mir die Gedichte von Schiller leihen, ich möchte den Gang zum Eisenhammer wieder einmal lesen. Einen Augenblick suchte ich einen tieferen Bezug hinter dieser unter solchen Verhältnissen höchst sonderbar klingenden Bitte, aber nein, es war der Ausdruck der größten Harmlosigkeit. — Wie stumpft doch die Gewohnheit ab! von meinem Fenster aus konte ich beobachten, wie die Todtengräber zur Zeit des zweiten Frühstückes ihren Inbiß innerhalb der frisch ausgehöhlten Gräber mit aller Gemütsruhe verzehrten, in unmittelbarer Nachbarschaft der vor wenig Stunden Begrabenen.

Unbeschreibliche Rohheit des Gefühls fördert auch solche Zeit zu Tage. Die in Accord genommenen Leichenträger hatten auf geringeren Lohn nur unter der Bedingung eingehen wollen, wenn ihnen täglich so und so viel Transporte garantirt würden. — Leichenträger und Krankenpfleger zu beschaffen, machte viel Not, namentlich in dem eingepfarrten Dorfe. Da wollte Niemand zugreifen, kein Mensch helfen; lieber legten sich die Leute ins Bett und gaben vor, selber krank zu sein. Starke Liquidationen der städtischen Leichenträger waren erst im Stande, die Furcht zu durchbrechen. Manche Wohnungen boten aber auch einen abschreckenden Anblick dar. Und doch war hie und da der Jammer so groß, daß beim Anblick desselben der Eindruck des Widerwärtigen verschwand. Stelle man sich z. B. eine eben gestorbene Frau im Bett liegend vor, den Mann auf ein Paar Schemeln ausgestreckt mit der Unterlage einiger dürftigen Lappen und Lumpen, daneben in der Wiege das kleinste Kind zuckend unter Krämpfen des Gehirns und die beiden älteren Kinder von 4 und 7 Jahren am leeren Tisch stehend und mit gleichgiltigen Mienen vor sich hinstarrend. Wer sollte unter solchen Verhältnissen reinigen, desinficiren u. s. w.? Im Allgemeinen geschah dies freilich in vorsorglichster Weise. Auf polizeilichen Befehl mußten die Straßenrinnen jeden Tag gereinigt werden; des Abends wurden in den verschiedenen Vierteln der Stadt Theertonnen angebrant; dem in die Häuser Eintretenden drang Chlorgeruch entgegen, Essigdämpfe erfüllten die Räume, fast in jeder Familie traf man auf eine kleine Apotheke, bestehend aus diversen Sorten von Thee und Tropfen. Eisenvitriol und Kupferchlor waren sehr gesuchte, gangbare Artikel und mit dem Kupferchlorlämpchen wanderte man des Tages wol 2—3 Mal durch die Stuben und das Schlafzimmer. Auch der Küchenzettel machte den Hausfrauen große Not, denn alle Kohl- und Krautgemüse, alles Saure, das Obst, die Kartoffeln waren gestrichen und nur die Spatzen labten sich sonder Bedenken und ohne Scheu an den zahlreichen Trauben, die von den Weinspalieren herunter hingen.

Außerordentliche Betstunden verbunden mit Beichte und heil. Abendmal hatten während der Cholerazeit in einer größeren Stadt der Provinz erfreuliche Folgen für das kirchliche Leben gehabt. Vielleicht, dachte ich, gelingt es dem König der Schrecken, die große Masse aus der Lethargie des geistlichen Todesschlafes einmal aufzurütteln und sie nach dem Wort des Lebensfürsten begierig zu machen. In einer beispiellos unkirchlichen Gemeinde versucht man bald hie bald da den Hebel anzusetzen und so wurden denn auch außerordentliche Betstunden angekündigt mit Beichte und heil. Abendmal. Die Betglocke ließ ihren Ruf über die Stadt hin ertönen, aber nur etwa 20 Personen aus dem engsten kirchlichen Kreise erschienen und in der folgenden Woche stand nur die Hälfte vor den Stufen des Altars. Keine Sele aus der zu drei Vierteilen unkirchlichen Einwohnerschaft der Stadt hat sich während dieser Trübsals- und Schreckenszeit in irgend einem Gottesdienste blicken lassen; lieber haben sich die Leute in den Banden und Fesseln der Furcht gewunden und gekrümt. Die Kirche war und blieb leer wie immer, und scheint auch diese Heimsuchung, wie schon so manche andere, ohne Frucht für das zeitliche und ewige Heil der Gemeinde vorübergegangen zu sein. Wenn uns der Herr nicht ein Weniges hätte überbleiben lassen, so wären wir wie Sodom und gleichwie Gomorrha.*) Möchte die Not des beginnenden Winters zu der Frage treiben: wen suchen wir, der Hilfe thu', daß wir Gnad erlangen?!

Bei einer Bevölkerung von nahezu 1600 Selen haben vom 30. September bis zum 31. October 105 Sterbefälle stattgefunden, darunter 87 Cholerafälle. Unter diesen ist das weibliche Geschlecht mit 9 Nummern mehr vertreten, als das männliche. Das Verhältnis der Erwachsenen zu Kindern unter 14 Jahren stellt sich wie 2:1. Von den 87 an der Cholera Gestorbenen kamen auf die ersten 16 Tage vom 30. Sept. bis zum 15. Oct. incl. 73 Todesfälle; dann war die Heftigkeit der Seuche gebrochen und mit dem 31. October konte die Epidemie als erloschen angesehen werden. Bettlägrigkeit und Tod erfolgte öfter binnen 8—10 Stunden, aber fast bei allen diesen jähen Todesfällen war schon längeres Unwolsein vorangegangen, das man indeß nicht beachtet hatte. Wo bei den ersten Symptomen der beginnenden Krankheit sogleich die nötige Vorsicht stattgefunden, ist kein tödtlicher Ausgang derselben bekant geworden.

---

*) Anderwärts, namentlich in Pommern, sind doch die Erfahrungen ganz andere, zum Teil in hohem Grade erfreuliche gewesen. Berichterstattungen über solche Erfahrungen würden willkommen sein.

Anm. der Red.

Beilage.

Beilage zur Evangelischen Kirchen-Zeitung № 100.

Nachrichten.

Versamlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen.

(Schluß.)

Zu Thes. 8 wollten Viele dem Ref. nicht beistimmen, daß die drei Tauffragen nicht an den Täufling, sondern an die Pathen zu richten seien. Bei dem Sacramente werde ein Bund geschlossen, und es müsse mit dem gehandelt werden, der den Bund schließe, und das sei der Täufling und nicht die Pathen. Diese treten für den erstern ein, nicht für seinen Glauben, den Gott allein kenne, sondern für sein Bekentnis, das er selbst noch nicht ablegen könne. Dagegen wurde eingewandt, daß ein Bekentnis ohne Glauben eine Unwahrheit sei, und wenn man auch nicht läugne, daß Gott in einem Kinde den Glauben wirken könne, so vermöge man doch den Zeitpunkt nicht zu bestimmen, wann dieser ihm geschenkt werde, und deshalb sei die geforderte Antwort der Pathen immer bedenklich. Darauf wurde aber erwidert, daß uns das eben von den Baptisten scheide, daß wir die Taufgnade nicht von einer in die Augen fallenden Wiedergeburt abhängig machten, sondern die Taufe selbst als eine That Gottes ansehen, welche die Wiedergeburt im Glauben wirke, also die Zuversicht haben müßten, daß dem Kinde der Glaube mit der Taufe geschenkt werde. Ref. ist auch gegen die Frage: „Entsagest du dem Teufel?“ welche die Agende ebenfalls nicht hat. Und wenn auf seiner Seite auch nicht wenige Brüder standen, so wurde dagegen geltend gemacht, daß in dieser Frage doch ein volleres Bekentnis liege, daß sie die althergebrachte sei, und es als bedenklich erscheinen müßte, sie grade in der jetzigen glaubenslosen Zeit aufzugeben. Zu Thes. 10 hatte man zwar nichts dagegen, daß der Taufname vor der Taufe genant werde, aus den von dem Ref. angeführten Gründen, aber man wies doch darauf hin, daß das Kind durch die Taufe erst seinen christlichen Namen empfange, und daß dessen Bedeutung nicht zu verkennen sei, und jeder an dieselbe erinnert werden müsse. Was das Besprengen anlangt, wünschte man, daß es dem Untertauchen wenigstens insofern etwas näher gebracht werden möchte, daß man das Wasser nicht allzu sehr spare, wie so oft geschehe. Den lezten Thesen stimt man ohne Weiteres bei.

Am Abend dieses ersten Conferenztages genossen wir noch in Gemeinschaft mit der teuern Gemeinde, welche das apostolische Wort: „Herberget gern“ wieder so willig und treu an uns geübt, eine schöne Andacht, welche Past. Bastian aus Bernburg in einer erbaulichen Auslegung von Offenb. 3, 20 uns verschaffte. Nachdem schon früh 7 Uhr der folgende Tag durch gemeinschaftlichen Gesang, Gebet und kurze Ansprache des Vorsitzenden über die Losung desselben Tages geweihet war, richtete Dr. Hasper aus Brandenburg als Vorsteher des deutsch-evangelischen Schulvereins ein kurzes eindringliches Wort an die Versammlung, um nicht sowol den Verein selbst ihrer Teilnahme zu empfehlen, als noch vielmehr die Förderung seiner wichtigen Zwecke, indem er den Geistlichen besonders ein wärmeres Interesse für die höheren Bildungsanstalten an das Herz lezte, so daß sie sich immer bereitwillig zur Uebernahme des Religionsunterrichtes an denselben zeigten, was oft nicht geschehe, einen christlichen Verkehr mit den Gymnasiallehrern suchten und in jeder Weise auf die Herzen der Schüler einzuwirken sich bemüheten, welche ja meist auch zu ihren Confirmanden gehörten. Er legte dann auch die Satzungen des Vereins aus. In eben dieser Weise suchte darauf Pred. Prochnow aus Berlin die Versammelten für die Sontagsschulen zu interessiren. Schon in Calcutta habe er eine lebendige Erfahrung von ihrem Werte gemacht. Seit einem Jahre sei in Berlin die Zahl der Teilnehmer schon bis auf 500 gewachsen. Wenn der Unterricht Erfolg haben solle, bedürfe er vieler Lehrkräfte. Diese werden aber aus christlich angeregten Kreisen gewonnen, besonders aus der erwachsenen Jugend, welche schon im Confirmandenunterricht zu dem heilsamen Werke zuzubereiten sei. Ref. pflege die Lehrer und Lehrerinnen am Sonnabend um sich zu sammeln, um sich mit ihnen über den Unterricht des folgenden Tages zu besprechen, und er habe die Zuversicht, daß sowol für die Kinder, als auch die Lehrer ein Segen aus dieser gemeinsamen christlichen Arbeit hervorgehe.

Auf diese Ansprachen folgte der noch auf der Tagesordnung stehende Vortrag des Past. Richter aus Ballerstedt über die Höllenfahrt Christi. Da dieser Vortrag im Druck erscheinen wird, so wollen wir hier nur so viel daraus mitteilen, als zum Verständnis der sich daran schließenden lebhaften Besprechung unumgänglich nötig ist. Ref. geht davon aus, daß die von der Welt so wenig verstandene und so arg verhöhnte Lehre von der Höllenfahrt Christi in der neuern Theologie vielfach gebraucht sei, um die Universalität des Christentums gegen ihre Gegner durch die Aussicht auf eine nachträgliche Heilserbietung im Jenseits zu schützen. Ein solcher Gebrauch dieser Lehre habe der Kirche aber sehr fern gelegen: vielmehr habe sie ihre Bedeutung im Zusammenhange mit den eschatologischen Fragen, welche für die Gegenwart darum so wichtig seien, weil der herschende Pantheismus und Materialismus den Glauben an ein Jenseits mit so erbitterter Wuth verfolge. Ihm gegenüber komme es vornämlich darauf an, das Jenseits in seinen Lebensformen und Bedingungen concret zu erfassen, und dazu werde eine gründliche Durcharbeitung der in Rede stehenden Lehre mit dienen, welche zugleich in christologischer Beziehung von großer Wichtigkeit sei. Indem Ref. nun in die Sache selbst eingeht, beschreibt er zunächst den Zustand, in welchen der Mensch unmittelbar nach dem Tode eintrete. Er findet den Mittelpunkt der Persönlichkeit des Menschen in der Sele, welche den Geist in sich und den Leib an sich habe. Dieser Leib sei nicht der materielle, sondern ein Leibesschema, ein Corporationstrieb, der sich nach der Sphäre, in welcher die Sele weilt, den Stoff zu einem Körper anbilde, so daß der Leib, aber nicht der Stoff derselbe bleibe. Die nackte Sele wäre nicht mehr dieselbe Persönlichkeit. Und es sei von Wichtigkeit, zu glauben, daß das ganze persönliche Individuum sein unverkümmertes Selbst bewahre. Beim Tode werde nur der irdische Umbau verlassen, aber das wesentliche Selbst des Menschen mit dem ihm verbundenen Leibesschema bleibe unberührt. Der Zustand, der mit dem Tode für die abgeschiedene Sele beginne, sei aber noch nicht die vollendete Seligkeit oder Verdamnis, welche erst beim jüngsten Tage eintrete. Aber die göttliche Gerechtigkeit kehre sich sogleich mit gesteigerter Macht an

den Abgeschiedenen, nachdem die Blendungen der Außenwelt dahin gesunken. Wer sich ausgeschlossen von der Gemeinschaft des Erlösers, den werde das unabweisbare Bewußtsein der Unseligkeit erfüllen, und umgekehrt. Weil aber diese Zustände noch nicht der Ewigkeit, sondern der Zeit angehören, so finde hier noch eine Entwicklung statt. Beiderlei Zustände sind im Wachsen begriffen, Seligkeit und Unseligkeit. Ein nachträgliche Bekehrung könne nicht mehr stattfinden, Luc. 16, ebenso wenig als Verlust der erlangten Seligkeit, Joh. 11, 25. Denn die Erde sei der absolute Entscheidungspunkt. Nun erst komt Ref. auf die Höllenfahrt Christi, und sein vornehmstes Geschäft ist, die Beweisstellen 1 Petr. 3, 18—20. 4, 6 und Ephes. 4, 8 genau auszulegen, um den Lehrgehalt zu gewinnen. Wir geben hier nur das Resultat: 1. Christus ist im Hades, und zwar nicht blos im Paradies, sondern in der Gehenna erschienen. 2. Sein Aufenthalt daselbst fällt in die Zeit, da der Leib im Grabe lag, aber von seinem Geist das „Lebendiggemacht" galt (1 Petr. 3, 18). 3. Sein Niedergang war nicht blos das Erleiden des menschlichen Geschicks des Todes (getödtet nach dem Fleisch, 1 Petr. 3, 18), sondern sein Geschäft im Hades war auch die Verkündigung des Evangeliums und Anbietung der Gnade Gottes (1 Petr. 3, 19). 4. Diese Predigt läßt nicht etwa unbedingt allen Abgeschiedenen ohne Ausnahme Raum zur nachträglichen Bekehrung, sondern sie vollendet nur, was im Erdenwandel derselben schon angelegt war. Sie bringt aber allerdings für die, welchen das Reich Gottes hier fern gewesen, die selbst aber dem Reiche Gottes nicht fern gewesen waren, den Segen nachträglich ein, den das Volk Gottes durch die Gnadenanstalten auf Erden besessen hat. 5. Die Wirkung dieser Verkündigung ist das Gericht des Fleisches und das Leben des Geistes in Gott (mehre Verstockung zur Verdamnis und reifendes Geistesleben zur Seligkeit, 1 Petr. 4, 6). 6. Für Christus selbst gehört der Niedergang zu den Acten, darin er sein Reich einnimt überall (Ephes. 4, 8).

Bei der an diesen Vortrag sich anschließenden Besprechung gab sich im Allgemeinen nur Zustimmung zu der Auffassung der schwirigen Lehre von Seiten des Ref. kund. Besonders beschäftigte die Anwesenden die Frage, wie man es sich zu denken habe, daß 1 Petr. 3, 20 nur die in der Sündfluth Umgekommenen als solche bezeichnet würden, denen die Predigt Christi im Hades gegolten, ob sie wirklich sich nur auf diese beschränkt oder ob sie nur als Exempel für eine gleichartige Gattung von Menschen zu betrachten seien. Es wurde bemerkt, daß jene allerdings eine ganz eigentümliche Stellung zum Heilsplan eingenommen haben. Die Ausführung desselben beginne doch eigentlich erst nach der Sündfluth mit dem neuen Bunde, den Gott mit Noah aufgerichtet, daß er die Erde nicht mehr verfluchen wolle. Es sei eine besondere Gnadenerweisung, daß auch ihnen die Botschaft des Heils durch die Erscheinung Christi im Hades nahe gebracht sei. Deshalb seien sie vor Allem genant, um so mehr könne man hoffen, daß die Heiden, welche zur Zeit des neuen Bundes ohne die Predigt des Evangeliums gehört zu haben, gestorben seien, eine ähnliche Wolthat genießen würden. Dabei sei aber festzuhalten, daß die allgemeinen Bedingungen für die wirkliche Erlangung des Heils auch hier ihre Anwendung finden müssen. Es sei ein Unterschied unter den Heiden. Der Apostel sage, welche ohne Gesez gesündiget haben, werden auch ohne Gesez verloren werden (Röm. 2, 12), worin eine Hindeutung darauf liege, daß nicht Alle, die das Gesez nicht gehabt, verloren zu werden brauchen, die Heiden hätten auch das Gesez, in ihren Herzen beschrieben, und es gebe solche, welche diesem Gesez mit hartnäckigem Trotze widerstrebten, und Andere, welche es zu halten bemüht seien, und deshalb im Gefühl ihrer Ohnmacht ein Verlangen nach dem Heil hätten. Und ein ehemaliger Missionar bestätigte es, daß man vielfach den Heiden es gleich ansehen könne, ob sie die Botschaft des Heils einmal annehmen würden oder nicht. Diesen heilsbegierigen Heiden könne jedenfalls nur die Predigt Christi im Hades zu Gute kommen. Von anderer Seite wurde noch darauf hingewiesen, daß im A. T. das Todtenreich einen mehr oder weniger indifferenten Charakter an sich trage. Seit der Predigt Christi im Hades sei eine Unentschiedenheit nicht mehr möglich, das sei die Krisis, von der 1 Petr. 4, 6 die Rede sei, die fleischlichen und geistlichen Menschen schieden sich in absoluter Weise, und wenn auch die lezte Entscheidung immer dem jüngsten Gericht überlassen bleibe, so werde die Kluft zwischen Paradies und Gehenna doch immer sichtbarer. Uebrigens wurde wiederholt bemerkt, daß man von dieser ganzen Lehre doch einen sehr vorsichtigen Gebrauch bei den Missionspredigten zu machen habe, weil bei Uebertreibung derselben es leicht dahin kommen könne, daß die Notwendigkeit der Mission überhaupt in Frage gestellt würde. Noch gefährlicher sei es, wenn man des Wortes des Herrn: „Hören sie Mose und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht glauben, ob jemand von den Todten auferstände" irgendwie vergesse, und nicht immer wieder und wieder bezeugte, daß für Christen allein in diesem Leben die Entscheidung für die Ewigkeit liege. Ueberall habe man zu bedenken, wie die h. Schrift stets nur auf den Tag des lezten Gerichts hinweise, und nur verhüllt von dem Zustande des Menschen unmittelbar nach dem Tode rede, und darin haben wir ihr lediglich vorsichtig in unserer Predigt zu folgen.

Die Zeit ließ es nicht zu, noch tiefer in diesen schwirigen Gegenstand einzugehen; der Vorsitzende gab nur noch eine kurze Uebersicht über die Verhandlungen dieser Conferenz, wobei er bemerkte, daß dieselbigen genugsam dargethan, daß uns der Vorwurf der Exclusivität gewiß ohne Grund gemacht würde; und es sei auch gut, daß jeder mit seiner Meinung offen hervortrete, nur haben wir wol darauf zu achten, daß es uns nie an der Entschiedenheit des Glaubens und Bekentnisses gebreche, welche von einem rechtschaffenen Diener Jesu Christi gefordert werden müsse. Darauf beugten wir unsere Knie zum gemeinschaftlichen Gebet und Fürbitte und sangen unser Bundeslied.

Aus Nassau.

Es gibt vielleicht in Deutschland außer Nassau kein Gebiet von gleich geringem Flächenraum, welches aus so vielen verschiedenen Ländchen und Landesteilen allmälich zusammengewachsen ist. Außer bedeutenden Stücken von Kurtrier und Kurmainz und Hessen-Kassel besteht Nassau aus den Besitzungen vieler Klöster und Dynasten, namentlich derer von Westerburg, Stein, Schaumburg, Wied-Runkel und Sain-Hachenburg. Der Flächeninhalt der hinzugekommenen Gebiete ist dem der alt-nassauischen Landesteile, die in dem Bering des Herzogtums liegen, völlig gleich. Die alte Grafschaft zerfiel 1254 in zwei Linien, die ottonische, welcher die Gebiete nördlich von der Lahn, und die walramische, der die Länder südlich von der Lahn zufielen. Beide Linien teilten sich dann wieder zu verschiedenen Zeiten in mehrere

Zweige, so daß bisweilen 6—7 Grafen oder Fürsten von Nassau in eigenen Gebieten regierten. Die ottonische Linie erwarb schon vor der Reformation in den Niederlanden ansehnliche Besitzungen und nannte sich dann nach dem in Frankreich ererbten Fürstentum Orange die oranische Linie; sie verlegte den Schwerpunct ihrer Macht nach Holland und regierte von da aus ihre ottonischen Gebiete in Deutschland. Sämtliche nassauische Haupt- und Nebenlinien wandten sich zum Teil sehr früh der lutherischen Reformation zu. Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts während des niederländischen Befreiungskampfes wurde jedoch in den Landen der ottonischen Linie das reformirte Bekentnis eingeführt. Nach Leo's „niederländischer Geschichte" kömt dieser Wechsel auf Rechnung Wilhelm des Schweigsamen, gewöhnlich der große Oranier genant. In den Niederlanden kam die reformirte Strömung von Frankreich aus zur Herschaft und der große Politiker wählte dann bei seinem späten Uebertritt dieselbe Confession und durch seinen Einfluß und wegen der Bedeutung der niederländischen Besitzungen traten seine Brüder und Vettern in den deutschen Gebieten ebenfalls von der lutherischen zu der reformirten Confession über und gründeten zu Herborn eine reformirte Universität, welche bis zum Anfang dieses Jahrhunderts bestanden und in den ersten 100 Jahren ihres Bestandes sich eines bedeutenden Flors zu erfreuen gehabt hat. Während des 30jährigen Krieges trat der reformirte Graf Heinrich Ludwig von Nassau-Hadamar zur katholischen Kirche über, zwang auch seine Unterthanen dazu, während seine Gemalin mit ihrem Hofstaat reformirt blieb. Ein anderer Confessionswechsel trat später im Fürstentum Nassau-Weilburg ein; die fürstliche Familie trat von der lutherischen zur reformirten Confession, die Stadt Weilburg und sämtliche Unterthanen blieben jedoch lutherisch. Die reformirte Weilburger Linie erbte 1816 sämtliche das jetzige Herzogtum bildende Länder und 1817 wurde dann die Union eingeführt.

Nassau hat jezt in 196 Parochien 236,800 evangelische Einwohner, wovon $\frac{2}{3}$ früher lutherisch und $\frac{1}{3}$ reformirt waren. Da die Zahl der Geistlichen 209 ist, so kommen durchschnittlich auf 1 Geistlichen 1133 Kirchenglieder. Parochien über 2000 Selen auf einen Geistlichen gibt es nur wenige. Das durchschnittliche Einkommen eines Geistlichen berechnet sich auf 635 Thlr., in Kurhessen auf 553 Thlr., in Hannover auf 768 Thlr. Da der 400 Fl. betragende Gehalt der Vikare und auch die Dotation vieler Pfarreien für jetzige Verhältnisse zu gering erachtet wurde, so beabsichtigte die Regierung eine Aufbesserung aller Pfarreien unter 2400 Fl., welche Summe jedoch nur von wenigen erreicht wird. Es waren zu diesem Zwecke bereits vor dem lezten Kriege von sämtlichen Geistlichen Berichte über die Besoldungsverhältnisse der Pfarreien eingefordert.

Unsere *Kirchenverfassung* ist vorherschend eine consistoriale. An Stelle des Consistoriums besteht ein *evangelischer Kirchensenat* mit 3 geistlichen und 3 weltlichen Mitgliedern, welche aber ihre Teilnahme am Kirchensenat nur als Appendix ihrer anderweiten Stellung führen; der Senat wird nämlich gebildet aus dem Regierungspräsidenten, 2 Regierungsräthen und 2 fungirenden Geistlichen, so daß nur der Bischof eine rein consistoriale Stellung hat. Die Anstellungen der Geistlichen geschahen auf Vorschlag des Senats vom Herzoge, der Regierungspräsident fertigte die Dekrete aus. Der Senat hat wenig zu thun, ist überhaupt keine selbständige Behörde, selbst so rein geistliche Sachen wie die vom Landesherrn gewählten Bußtagstexte gingen dem Bischofe durch die Regierung zu und „auf Schreiben der Landesregierung" teilte der Bischof sie durch die Dekane den Geistlichen mit. Seit dem Jahre 1848 hat man zweimal einen Anlauf genommen, die Kirche mit einer Synodal-Verfassung zu beglücken, beide Male war sie ausgearbeitet, aber zur Einführung kam es zum Glück nicht. Etwas *Presbyterium* besteht aber schon seit alten Zeiten; in jedem Kirchspiele stehen dem Geistlichen mehrere Kirchenvorsteher zur Seite; nach der Union hat man ihnen eine Instruction gegeben, darnach sollen sie „nach dem Vorgange der ersten christlichen Kirche mit den Ortsgeistlichen die Kirche vertreten" und „indem nur einsichtsvolle, unbescholtene Männer aus verschiedenen Ständen dazu gewählt werden, den Angelegenheiten der Kirche, mit welchen ihr Amt sie näher bekant macht, mehr Teilnahme bei dem Volke verschaffen." Dieser Kirchenvorstand, dessen Präses der Geistliche ist, ergänzt sich durch Cooptation, indem aber der Gewählte der Bestätigung des Dekans bedarf. Der Gewählte darf die Wahl nicht verweigern ohne triftige Gründe, die der Dekan zu prüfen hat, und vor Ablauf von 3 Jahren nicht austreten. Ihr Leben und Wandel muß christlich sein, ihr Alter nicht unter 36 Jahren, auch dürfen sie nicht unter die ganz Armen gehören und müssen Gemeindebürger sein. Der Gewählte wird 3 Sontage hinter einander der Gemeinde von der Kanzel bekant gemacht und, wenn keine Einwendungen erfolgen, vom Geistlichen in der Kirche vor dem Altare auf Handgelübde eingesezt. Ihre Functionen bestehen weiter darin, „daß sie sowol auf die äußern Rechte und Vorteile der Kirche, als auch auf die Verbesserung ihres innern Zustandes Bedacht nehmen und in dieser zweifachen Hinsicht durch *ihr Ansehn und ihren Rath* die Geistlichen unterstützen" und „als Mittelspersonen zwischen dem Pfarrer und der Gemeinde haben sie jenen vertrauliche Eröffnungen und Anzeigen zu machen und lenken seine Aufmerksamkeit auf vorhandene Kranke, einreißende Unsittlichkeiten" u. s. w. Am ersten Sonntage jedes Monats hat sich dieser Kirchenvorstand zu versammeln, indessen hat sich die Praxis so gestaltet, daß er nur gelegentlich versammelt wird, meistens nur, wenn die Budgets und Rechnungen zu unterschreiben sind. — Der Ausdruck „die Kirche zu vertreten" ist von großer Tragweite! Natürlich komt es da auf die Persönlichkeiten an. Was *ohne* die Kirchenvorsteher nicht geschehen darf, sind Aeußerlichkeiten, was sie sonst noch thun sollten, können sie nicht, wenn sie, wie gewöhnlich, nichts sind als unbescholtene Bauern und Bürger; auch das Notdürftigste, nämlich den Geistlichen „vertrauliche Eröffnungen und Anzeigen zu machen", unterlassen sie, teils weil ihnen der gehörige geistliche Ernst fehlt, teils weil sie es mit den Leuten nicht verderben wollen. Aufoctroyirt werden sie dagegen den Geistlichen oft auch in solchen Sachen mit „ihrem Ansehn und ihrem Rathe", denen sie durchaus nicht gewachsen sind, als die Böcke, die den Pfarrer zu ihrer Zeit stoßen.

Als vermittelnde Behörde zwischen dem Pfarrer nebst Kirchenvorstande und andern geistlichen und weltlichen Behörden steht *der Dekan* da. Dekane sind zunächst Geistliche, welche mindestens 1500 Fl. Einnahme haben *) Früher waren die Dekane stets an den Amtssitzen; dies wird jezt nicht mehr so streng eingehalten — aus Sparsamkeit. Hatte nämlich die Pfarrei eines Amtsortes keine 1500 Fl. Einkommen, so mußte der Centralkirchenfond so viel zuschießen, daß diese Dekanatssumme erreicht wurde. Man umgeht das jezt, indem

*) So lange sie keine 1500 Fl. einnehmen, heißen sie nur Dekanatsverwalter.

eine hinreichend dotirte Pfarrei des Dekanatsbezirks mit einem Dekan besezt wird. In welchem Verhältnis der Dekan zu der untergebenen Geistlichkeit steht, ist zum Teil unbekant. Vermutlich gibt es eine geheime „Instruction für die Dekane", worin die Functionen des Dekans beschrieben sind. Nach der bestehenden Praxis hat der Dekan die Geistlichen im Auftrage des Bischofs einzuführen, die Kirchenvisitationen abzuhalten *), die jährliche Conferenz der Geistlichen und den Dekanatslesezirkel zu dirigiren und zu vermitteln Alles, was die Geistlichen mit andern Behörden zu verhandeln haben. Besondern Einfluß haben die Dekane auf das kirchliche Leben nicht; ob sie ihn haben können, müßte ihre Instruction ausweisen. Am Eingreifendsten könten sie bei den Kirchenvisitationen mit dem kirchlichen Leben in Berührung kommen, aber die Erfahrung lehrt, daß die schreiendsten Mißstände bei den Visitationen oft nicht berührt werden. Die Schuld mag dabei freilich zugleich an den Kirchenvorstehern liegen, welche in Abwesenheit des Geistlichen über die kirchlichen Zustände befragt werden, namentlich über die Amtsführung des Geistlichen. Tatsache bleibt es, daß grobe Aergernisse auf den Kirchenvisitationen oft gar nicht besprochen sind, wem da die Schuld des Schweigens oder der Nachlässigkeit zuzuschreiben ist, mag schwer entschieden werden. — Der Dekan hat außerdem, wie bemerkt, den Dekanatslesezirkel und die geistliche Conferenz zu dirigiren. Für die in ersterem zu haltenden Schriften muß jeder Geistliche ½ Procent seiner Besoldung einzahlen; der Dekan hat gesezlich die zu haltenden Schriften zu bestimmen, indem er unter den Vorschlägen der Geistlichen auswählt; in neuerer Zeit wird jedoch dies Geschäft mehr collegialisch durch Abstimmung erledigt. Die Conferenz wird jeden Herbst in Anwesenheit der ganzen Dekanatsgeistlichkeit, gewöhnlich im Hause des Dekans, abgehalten. Jeder Geistliche hat dazu eine schriftliche Arbeit zu liefern, die den Sommer hindurch bei den übrigen Geistlichen zur schriftlichen Recension circuliren muß. Es ist dies officielles Fortbildungsmittel und die Geistlichen bekommen für Abhaltung der Conferenz aus der Kirchenkasse ihrer Gemeinden Diäten und Transportkosten.

Den Theologie Studirenden steht die Wahl der Universität frei, Heidelberg war jedoch zulezt nach Oben misliebig. Die Theologen müssen 2 Jahr auf einer Universität ihren Studien obliegen und dann noch 1 Jahr wegen der Praktika auf dem Seminar zu Herborn zubringen. Vor der Aufnahme in das Seminar haben sie ein Examen abzuhalten und werden nach Umständen zurückgewiesen. Nach Beendigung des Seminarkursus werden sie von einer stehenden Prüfungskommission der Hauptprüfung zu Wiesbaden unterworfen und wenn bestanden vom Bischofe ordinirt, auch sogleich angestellt. Denn der Mangel an Theologen ist groß, so groß, daß das Seminar schon ganz still gestanden hat, weil kein Candidat vorhanden war. Seit 1849 sind aus allen evangelischen Landen Deutschlands so viel Theologen in Nassau aufgenommen, daß jezt ⅓ der fungirenden Geistlichen geborene Ausländer sind. Als Grund dieses Mangels wird gewöhnlich die geringe Besoldung in den ersten 10 Jahren des Pfarrdienstes angenommen, dagegen scheint aber doch zu sprechen, daß immer noch Candidaten aus andern Ländern hier Anstellung suchen.

*) Thut er es nicht, so macht es übrigens auch nichts.

Agende, Gesangbuch und Katechismus unserer Kirche sind vor Jahren in der Evangel. Kirchenzeitung beschrieben. Ich füge jezt noch Einiges über den Cultus hinzu. Der Gottesdienst begint mit einem Anfangsliede, dann wird vor dem Altare ein Gebet gelesen und darnach die Perikope; dann folgt das Hauptlied, die Predigt und zum Schlusse wird ein Vers gesungen dem sich der Segen anschließt. Die Wahl der Predigttexte steht frei. Nachmittags wird im Winter eine kurze Predigt oder Bibelstunde, im Sommer Katechismuslehre gehalten, in den meisten Städten geht aber auch der Katechismuslehre eine Predigt vorher. Der Karfreitag ist der jährliche Buß- und Bettag; früher wurde am ersten Sontage in den Fasten Nachmittags von der Kanzel ein Hirtenbrief des Bischofs verlesen, eine Ermahnung zu würdiger Feier der Fastenzeit enthaltend. Seit ungefähr 10 Jahren geschieht das nicht mehr. Auf den lezten Sontag des bürgerlichen Jahres, also unter Umständen auch auf den 2. Weihnachtstag, wird das Todtenfest gefeiert. — Vor ungefähr 20 Jahren wurde ein Melodieenbuch eingeführt, in welchem auch Responsorien enthalten sind, die der Geistliche, wenn kein Widerspruch vorhanden, einführen durfte; er selbst soll jedoch nicht singen, sondern sprechen und die Gemeinde singend antworten. Es ist das jedoch in sehr wenigen Gemeinden eingeführt und wo es ein Geistlicher eingeführt hatte, ist's wol auch von dem Nachfolger wieder abgeschafft. — Zu der Katechismuslehre ist die confirmirte Jugend bis zum zurückgelegten 18. Lebensjahre verpflichtet; die ohne Erlaubnis fehlenden werden zum Besten des Kirchenfonds mit 4 Kreuzern gestraft; für diese Katechismuslehre ist der Landeskatechismus nicht obligatorisch, so wie auch nicht für den Confirmanden-Unterricht. Da gibt es denn an vielen Orten doppelte Lehre. — Die Taufen werden im Sommer in der Kirche, im Winter im Hause vorgenommen, in den Städten und auch in manchen Landgemeinden finden sie aber stets im Hause statt. Die Confirmation wird sehr unpassend am 1. Pfingsttage gehalten; der Unterricht wird den Confirmanden meistens von Neujahr an erteilt. Die Kinder, welche erst im lezten Quartal des Jahrs, in welchem sie confirmirt werden, das 14. Jahr erreichen, bedürfen der Dispensation des Dekans, sie sind demselben mit Angabe ihrer Qualifikation vom Geistlichen vor der Prüfung anzuzeigen; die Kinder, welche im dritten Quartal erst das 14. Jahr erreichen, dispensirt der Pfarrer. Diese Dispensationen sind aber zur todten Formel geworden und weder die Pfarrer noch die Dekane weisen jemals eins zurück, auch die Blödsinnigen nicht. Es ist vorgekommen, daß nach dem Gesez ein Pfarrer ein zu schwaches Kind, über welches er Dispensationsrecht hatte, von der Confirmation zurückwies — die Eltern erlangten aber, daß es von einem andern Geistlichen confirmirt werden durfte. Bei der Confirmation werden die Kinder knieend eingesegnet unter dem Geläut der Glocken und mit der Formel „Nehmet hin den heiligen Geist u. s. w." — Die Trauungen geschehen immer in der Kirche und nur mit dekanatlicher Erlaubnis kann ein Paar im Hause copulirt werden. Während der Einsegnung kniet das Brautpaar vor dem Altare. Die Kranzordnung wird wenigstens auf dem Lande noch gewissenhaft eingehalten.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 19. December. № 101.

Die Beyschlagsche Christologie.

(Fortsetzung.)

Daß dies Princip mit der wahren Schriftauslegung unvereinbar ist, steht jedem wahrhaft evangelischen Theologen fest. Denn sie verlangt, daß man ihr ihren Lehr- und Offenbarungsgehalt nicht vor-, sondern nachdenke, und verheißt dazu selbst diesem bloßen Nachdenken keineswegs eine in der Zeit bereits vollkommene Erkentnis göttlicher Dinge. Allerdings, wenn man mit Beyschlag von der nicht ohne menschliche Selbstüberhebung möglichen Voraussetzung ausgeht, daß das Wesen Gottes und das Wesen des Menschen gleich sei, so kann man die absolute Erkentnis einer Person, in welcher die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig wohnte, für möglich halten, doch aber auch dann erst, wie oben bemerkt, für den Zeitpunkt, in welchem wir das auch für uns in Aussicht gestellte Ziel erreicht haben werden. Indem wir unsererseits aber das göttliche Wesen in unerreichbarer Höhe über dem Menschen denken und zwar bis in alle Ewigkeit, glauben wir ernsten Grund zu haben, auch unsere Erkentnis des Mensch gewordenen Sohnes Gottes für ein armseliges Stückwerk halten zu müssen, das in der Zeit am wenigsten zur vollen Erkentnis wird werden können. Nichtsdestoweniger glauben wir in so weit auf Grund der Schrift eine Erkentnis der Person Christi gewinnen zu können, daß Gottheit und Menschheit uns nicht als „disparate Größen" erscheinen, deren Vereinigung undenkbar ist, sondern so weit mit einander verwandt, daß ihre Vereinigung zu einer Person für uns sehr wol denkbar wird. Aber auf die Darlegung unserer im Anschluß an die Kirchenlehre daraus sich ergebenden Auffassung der Person Christi müssen wir hierorts verzichten, da wir uns nur die Darstellung und Kritik der Beyschlagschen Christologie zur Aufgabe gestellt haben.

Die Beyschlagsche Lehre von der Person Christi ist nun genauer folgende. Im Anschluß an Schleiermacher bezeichnet Beyschlag Christus als das Urbild des Menschen. Er ist der Idealmensch und nur dieser. Sein Wesen ist darum ein durchaus einheitliches Wesen. Von einer zwiefachen Natur in Einer Person kann bei ihm durchaus nicht die Rede sein. Er ist nicht blos nur Eine Person, wie die Kirche lehrt, sondern hat auch nur Eine Natur, nämlich die menschlich urbildliche. Aber dies menschlich urbildliche Wesen ist als solches zugleich das göttliche Wesen. Als Urbild des Menschen ist Christus zugleich das durchaus wesensgleiche Abbild Gottes. Denn es war Gottes ewiger Wille, die ganze Fülle seines Wesens rückhaltslos in dem Menschen erscheinen zu lassen (p. XXXIII. XXXIX. 57. 199. 227. 251 Anm. ꝛc.). Als Mensch also ist Christus Gott wesensgleich. Er ist die vollendete Uebersetzung des göttlichen Wesens ins menschliche. Die altkirchliche, in dem trinitarischen und christologischen Dogma sich darstellende Scheu, das göttliche Wesen mit dem menschlichen in so wesentlicher Verwandtschaft aufzufassen, ist ein an der Kirchenlehre haften gebliebener judaistischer Zug, gegen den die Schriftaussagen von der göttlichen Ebenbildlichkeit des Menschen protestiren. Dieses durchaus gottgleiche menschliche Urbild ist nun erst mit der Geburt Christi realisirt oder zu persönlicher Existenz gekommen. Vorher hat es nur als göttliche Idee oder als Princip in Gott existirt, als das ewige Bild Seiner selbst, das Gott als selbstbewußter, sich selbst erfassender in sich hegte (p. 83), das aber in Ewigkeit noch nicht eine selbständige Persönlichkeit war (p. 84. 230. 243. 247 ꝛc.). Eine solche ist es erst durch die Geburt Christi geworden, hat sich dann entwickelt und ist mit der Verklärung zur vollkommenen gottgleichen Existenz gelangt (p. 216 — 17. 255). Als dies vorzeitlich in Gott existirende Princip der göttlichen Selbstoffenbarung nent Johannes dies gottgleiche menschliche Urbild den Logos. Als solcher ist es nach Weise der Platonischen Ideen und Schellingschen Potenzen (p. 168) in Gott realistisch und hypostatisch zu denken, nur nicht persönlich und als ein Fürsichsein. In diesem als Princip in Gott existirenden gottgleichen menschlichen Urbilde ruhten zugleich alle Ideen, die in der Welt realisirt sind, und darum ist es zugleich Urbild der Welt und die Welt durch dasselbe geschaffen (p. 136. 245). In der Weltschöpfung ließ Gott dies Princip der absoluten Selbstoffenbarung schon hervortreten und es entspricht darum der Johanneische Logos, durch den alle Dinge gemacht sind, dem Philonischen Logos προφορικός (p. 156). Aber mit der Geburt Christi ist es erst, wie bemerkt, zu persönlichem Fürsichsein gelangt, und hat Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung gewonnen. Wiewol dabei die ganze Fülle des Logos, dieses menschlich urbildlichen Princips der absoluten göttlichen Selbstoffenbarung, durch die Menschwerdung in Christo Wohnung nahm, so ging dabei der Logos doch nicht so in Christo auf, daß er nicht zugleich auch über ihm bei Gott als Princip und Organ aller Beziehungen

Gottes zur Welt geblieben wäre. Demgemäß ist er während seiner historischen Erscheinung in einer Doppelexistenz im Fleische und außer dem Fleische zu denken. Nur darf man sich ihn in der Seinsweise außer dem Fleische nicht als Persönlichkeit denken; denn eine Persönlichkeit kann nicht in doppelter Weise existiren (p. 172. 194). Was endlich das Verhältnis der Person Christi zu allen übrigen Menschen anbetrifft, so hat sich in ihr allein der Logos oder das gottgleiche menschliche Urbild nach der ganzen Fülle seines Wesens persönliche Existenz gegeben, während allen andern Menschen nur Strahlen von dieser Fülle zu Teil werden sollen, so daß erst ihre Gesamtheit das adäquate Gegenbild Christi sein wird (p. 174. 252).

So unmöglich es uns nun zu sein scheint, daß Beyschlag bei dieser seiner Christologie überhaupt noch von einer Trinität reden könne, so sehen wir ihn doch am Schlusse seines Buches behaupten, daß seine Christologie eine wahrhaft ontologische, ja drei Hypostasen umfassende Trinität zu ihrem Fundamente habe. „Die einige und alleinige absolute Persönlichkeit", heißt es p. 250 flg., „der Gott und Vater, umfaßt drei in seinem Wesen begründete Daseinsweisen, Hypostasen im ursprünglichen Sinne des Wortes (!). Die erste dieser Daseinsweisen ist die der Selbstbewahrung, das ruhige Stehenbleiben über allem Werden und wandellose in Sichselbstbeharren. Für sie gibt es, da Gott lediglich er selbst bleibt, auch keinen andern Namen als den Namen Gottes überhaupt ὁ θεὸς καὶ ὁ πατήρ (πατήρ!). In dieser Existenzform ist Gott in sich verschlossen. Nun aber kann er, weil er die Liebe ist, nicht in sich verschlossen bleiben, sondern will aus sich heraus und ins Werden (!) eingehen, und so komt es zur zweiten Daseinsweise. Gott sezt sein eigenes Wesen in einer zweiten Existenzform, in Form des Andersseins, aber nicht als fertige Person, sondern als werdefähiges Princip, nicht wieder als puren Gott, sondern als Inbegriff aller Kreatur. Er sezt ein Ebenbild aus sich hervor, welches das Urbild der Welt, insonderheit das Urbild des Menschen ist. Wenn er nun aber so sich selbst als Princip eines Andern, nämlich der Kreatur sezt, so thut er es nur, um sich auf freie Weise mit diesem Andern in eins zu setzen, es heiligend und beseligend zu erfüllen. So muß endlich noch eine dritte Daseinsform für ihn möglich sein, die Existenzform als heiliger Geist. Nur daß das selbständige Hervortreten dieser Hypostase das Vorhandensein und Empfänglichsein eines Andern bereits voraussezt und darum, wo von der Selbstunterscheidung Gottes behufs der Weltschöpfung gehandelt wird, vom heiligen Geiste noch nicht die Rede sein kann. So ist die ontologische Trinität des Apostels (?) allerdings eine vor- und überweltliche, aber keineswegs eine von der Welt absehende, vielmehr ist die Idee der Welt, wie sie in der Idee des Menschen gipfelt, ewig in Gott und ein wesentliches Moment seines dreieinigen Wesens. Sie grade bildet den unterscheidenden Charakter der zweiten Hypostase von der ersten und motivirt hierdurch die Selbstunterscheidung Gottes überhaupt. Es ist damit keineswegs die Ewigkeit der wirklichen Welt oder ihre unfreie Notwendigkeit für Gott behauptet; vielmehr könte sich Gott an der herlichen Vollkommenheit seiner Idee, d. i. seines Ebenbildes, welches das Urbild der Welt ist, genügen lassen, wenn er nicht eben wieder die Liebe wäre, die Liebe, die ja die Einheit von Freiheit und Notwendigkeit ist und daher zur Verwirklichung ihres ewigen Wesensgedankens einen ebenso freien als nötigenden Drang hat. So komt es aus freiem Muß der ewigen Liebe zur wirklichen Welt und in dieser zur weitern Liebesoffenbarung. Die ontologische Trinität geht in die bereits in ihr angelegte ökonomische über, damit sich das ewige Ebenbild als Welt, Mensch, als Gottmensch und durch diesen wieder als Gemeinde, deren Haupt er ist, und als weltumfassendes Reich Gottes verwirkliche."

Welch eine Verquickung von Theismus und Pantheismus, von Sabellianismus und kirchlicher Trinitätslehre, von Platonismus und biblischer Schöpfungslehre, endlich von Philonischer Logoslehre und Schleiermacherscher Christologie, welch eine Verquickung von dem Allen, die sich in dieser Beyschlagschen Christologie und Trinitätslehre darstellt. Dazu, welch eine Verworrenheit und Verschwommenheit der Begriffe, die in Folge dessen an ihr haftet! Oder ist es einerseits nicht ein theistischer Gottesbegriff, wenn Gott der Vater als die sich ihrer selbst bewußte absolute Persönlichkeit aufgefaßt wird, und andererseits wieder ein pantheistischer, wenn Mensch und Welt „ein wahres Selbstander Gottes" (p. 251), der trinitarische Sohn Gottes sein soll? Denn daß dies Selbstander Gottes, die „zweite Hypostase", zunächst nur Weltprincip sein soll, ändert an der Sache Nichts; denn ein Weltprincip schließt die Notwendigkeit seiner Aktualisirung in der wirklichen Welt in sich, sonst wäre es kein Princip. Dieses Selbstander Gottes, die Welt, soll ja auch der einzige Gegenstand der göttlichen Liebe sein; wie könnte es denn ewig nur Princip bleiben, da es als Princip ja etwas noch Unpersönliches sein soll und die Liebe doch die Beziehung einer Persönlichkeit zu einer Persönlichkeit ist! Ist weiter das nicht ein Sabellianischer Zug, daß Sohn und Geist nur besondere Existenzweisen des einen Gottes und Vaters sein sollen, während die Kirchenlehre andererseits für dieselben den Namen der Hypostasen hergeben muß, um von einer wirklich ontologischen Trinität mit drei Hypostasen reden zu können? Erinnert ferner das, was von der über der Welt schwebenden Idee derselben gesagt wird, nicht an Plato, während andererseits es wieder nach der biblischen Schöpfungslehre klingt, daß die Welt durch den freien Liebesrathschluß Gottes geschaffen sein soll? Ist endlich die ganze Logoslehre nicht dem Wesen nach die des Philo, während Schleiermacher dazu die von der menschlichen Urbildlichkeit Christi hat hergeben müssen? — Kann es nun bei einer solchen Kombination verschiedenartiger Elemente auffallen, wenn die Gedanken und Begriffe nicht der Gefahr der Verworrenheit und Verschwommenheit entgehen? Nur einige Beispiele! In dem Logos soll sich der ganze Gott und Vater in zweiter Existenzform gesezt haben, und doch soll ihm noch das Wesentlichste fehlen, die Persönlichkeit, die Heiligkeit und die Seligkeit; die Persönlichkeit soll er erst in dem geschichtlichen Jesu von Naza-

reth und die Heiligkeit und Seligkeit durch die sog. dritte Hypostase erlangen (s. o.). Die ontologische Trinität soll die Voraussetzung der ökonomischen sein, und doch soll von einem Hervortreten des h. Geistes vor der Schöpfung noch nicht die Rede sein können, und zwar mit Recht, da die zweite Hypostase ja noch keine Persönlichkeit hat und der h. Geist seine Aufgabe, zu heiligen und zu beseligen, doch wol nicht an etwas Unpersönlichem erfüllen könte. Der Logos soll das Urbild des Menschen sein und weiter Nichts, und doch wiederum das Urbild der ganzen Welt, von ihm als absolutem Ebenbilde Gottes zunächst noch abgesehen; spiegelt sich denn etwa wirklich, wie es heut zu Tage eine landläufige Redensart ist, das ganze Universum mit allen seinen Wundern im Menschen ab? Der Logos soll weiter als menschliches Urbild nur in Jesu von Nazareth sich absolut verwirklicht haben; alle übrigen Menschen sollen nur Strahlen seiner menschlichen Urbildlichkeit empfangen und nur der Gattung soll er seine Fülle eingießen. Ist das denn etwa ein menschliches Urbild, dem nur ein einziges Individuum gleich werden kann? Sollen alle übrigen Menschen nicht auch als Individuen seine ganze Urbildlichkeit empfangen, sind sie ohne Unterschied davon ausgeschlossen, dann ist er eben für sie nicht Urbild. Oder andererseits der Logos muß eine zwiefache menschliche Urbildlichkeit an sich tragen, eine, die sich in einem Individuum, und eine andere, die sich nur in der Gattung verwirklichen soll. Endlich: Der Logos, das Urbild des Menschen und der Welt, soll 1. als Princip in Gott existiren, 2. persönlich in Christo. Damit können wir noch wol einen Gedanken verbinden. Aber 3. soll er während des geschichtlichen Lebens Christi auch noch über ihm zwischen Gott und der Welt als Mittler der Selbstoffenbarung Gottes an die Schöpfung existiren. Wo existirt er denn, auf welcher substanziellen Grundlage? Hier verläßt uns jede Vorstellung. Aber man lese p. 171. 172 und man wird sehen, daß sich dem Verfasser der Christologie des N. T. im Eifer des Streites gegen die Kirchenlehre der biblische und kirchliche Logosbegriff untergeschoben hat, da er von Allwissenheit ꝛc. des überweltlichen Logos redet, was doch Persönlichkeit voraussezt. Wie könte er auch anders als persönlich gedacht werden, da ein unpersönliches Wesen doch wol nicht der Mittler der Selbstoffenbarung des persönlichen Gottes an die persönlichen Menschen sein könte!

Wir wollen aber von allem Uebrigen, was in dem Beyschlagschen Buche zu begründeten Ausstellungen Veranlassung gibt, absehen, und nur die beiden Punkte hervorheben, an denen die Abweichung von dem biblischen und kirchlichen Glauben am grellsten hervortritt, nämlich 1. die absolute Gleichsetzung von Gottheit und Menschheit, und 2. die Leugnung der persönlichen Präexistenz des Herrn.

Christus soll also als wahrer, völliger Mensch und eben nur als solcher der menschgewordene Gott, er soll als Urbild des Menschen und eben nur als solches das wesensgleiche Ebenbild Gottes sein. Eben nur sofern er das realisirte menschliche Urbild ist, soll in ihm die Fülle der Gottheit wohnen. Wir müssen bekennen, daß uns dieser Saz, der als fundamentaler der ganzen Beyschlagschen Christologie zum Grunde liegt und der unabläßig bei der Erörterung der einzelnen neutestamentlichen Lehrbegriffe wiederholt wird, wahrhaft erschreckt hat, als wir ihm bei Beyschlag zuerst begegneten. Wer diesen Gedanken aus der Schrift herauslesen kann, der muß ihn zuvor hineingelesen haben. Oder ist etwa das Auge aller jener Männer, die seit 1800 Jahren die Schrift durchforscht haben und die wir als die Vertreter der christlichen Kirche in den verschiedenen Perioden ihrer Entwickelung ansehen, umnebelt gewesen, daß sie einen derartigen Gedanken in der Schrift nicht haben finden können, sondern vielmehr sein Gegenteil, nämlich, daß zwischen dem Wesen Gottes und dem Wesen des Menschen troz der Ebenbildlichkeit ein unermeßlicher Unterschied bestehe? Selbst Schleiermacher, auf den sich Beyschlag so gern beruft, war troz seines pantheistischen Standpunktes weit davon entfernt, die menschliche Urbildlichkeit Christi ihrem Wesensgehalte nach Gott gleich zu setzen.

Zwei Gründe sind es zunächst im Allgemeinen, die Beyschlag aus der Schrift für jene Gleichsetzung des göttlichen und menschlichen Wesens hervorhebt, nämlich erstens, daß der Mensch als Gottes Ebenbild bezeichnet werde, zweitens, daß er zur Gottgemeinschaft angelegt sei. Liegt denn aber in der Ebenbildlichkeit etwa mehr, als die Verwandtschaft des menschlichen Geistes mit dem göttlichen rücksichtlich seiner metaphysischen Eigenschaften des Selbstbewußtseins und der Selbstbestimmung in Verbindung mit der ethischen Lauterkeit derselben? Liegt darin etwa die Aufhebung des Unterschiedes zwischen dem absoluten Wesen Gottes und dem endlichen und kreatürlich beschränkten des Menschen? Und kann jemals, so lange dieser Unterschied fortbesteht, so lange die göttliche Ebenbildlichkeit des Menschen von dem Rahmen der Endlichkeit eingefaßt ist, und das wird sie doch sein bis in alle Ewigkeit, kann so lange jemals davon die Rede sein, daß die menschliche Natur als solche die Fülle der Gottheit in sich trage? Wo findet sich denn, fragen wir ferner, jene Lehre von dem Menschen als dem Ebenbilde Gottes zuerst und am nachdrücklichsten ausgesprochen? In der ältesten Urkunde des Judentums. Wie reimt sichs denn aber, daß demnach einerseits diese Lehre von der vollkommenen Gleichheit des göttlichen und menschlichen Wesens im Judentum sich finden soll und doch andererseits die Entgegensetzung von Gottheit und Menschheit, die an der Zweinaturenlehre der Kirche von Beyschlag gerügt wird, von ihm (p. XXXIII) ebenfalls und zwar als ein haften gebliebener Zug des Judentums bezeichnet worden ist? Was weiter den zweiten oben angegebenen Grund der Gleichsetzung von Gott und Menschheit anbetrifft, so lesen wir p. XXXIX: „Da die menschliche Natur als solche zur Gottgemeinschaft angelegt ist, so muß der Mensch, in welchem diese Anlage und ihre Verwirklichung eine vollkommene ist, absolut gotteinssein, die Fülle der Gottheit zum Inhalt seines menschlichen Daseins haben, die vollendete Uebersetzung des göttlichen Wesens ins menschliche sein." Man muß in der That staunen,

wie ein Theologe von wissenschaftlicher Bildung einen so unlogischen Saz hat aussprechen können. Kann denn der Begriff der Gemeinschaft nicht sehr verschiedenartig gedacht werden, qualitativ wie quantitativ? Kann die Gemeinschaft nicht ebensowol als Lebensgemeinschaft wie als Wesensgemeinschaft, ebensowol im geringern wie im absoluten Maße aufgefaßt werden, je nachdem das beiderseitige Wesen die Gemeinschaft bedingt? Die Sache umzukehren und nun gar aus dem ganz unbestimten Begriff der Gemeinschaft die vollkommene Wesensgleichheit, die Homousie zu folgern, das ist in der That eine Schlußfolgerung, die keine eingehende Widerlegung zu erwarten berechtigt ist.

Dagegen möchten wir eine Schlußfolgerung ziehen, die uns berechtigter zu sein scheint und an die Beyschlag selbst möglichst nahe hinan komt (p. 255). Weil im Begriff der menschlichen Natur also 1. die göttliche Ebenbildlichkeit, 2. die Bestimmung zur Gottgemeinschaft liegt, darum soll also derjenige Mensch, in welchem diese Anlage und ihre Verwirklichung eine absolute ist, die Fülle der Gottheit zum Inhalte seines Daseins haben, die vollendete Uebersetzung des göttlichen Wesens ins menschliche sein. Dieses Ziel hat Christus nun in seiner dritten Existenzform, der verherlichten, in der Weise erreicht, daß er jezt als für sich seiende, Gott durchaus gleiche Persönlichkeit Gott gegenübersteht. Was haben wir denn damit? Doch offenbar zwei Götter, einen ewigen und einen gewordenen, denen so gewiß das Band der Wesenseinheit fehlt, als der erste schon in Ewigkeit war, was er nach dem Gewordensein des zweiten ist, diesen somit um seines Wesens willen gar nicht bedurfte. Kurz wir sind vom Monotheismus zum Dyotheismus gekommen. Oder sollen wir doch etwa annehmen, was Beyschlag p. 251 nicht zugestehen will, daß die Schöpfung des Menschen und damit auch die der Welt für Gott eine Wesensnotwendigkeit war? Dann wäre auch Gott in den Proceß des menschlichen und kosmischen Werdens gezogen, der Beyschlagsche Vatergott wäre zeitlich wie der Sohngott, und da dieser doch zugleich Alles, was er ist, als Mensch ist, so wäre Gott ebenso abhängig vom Menschen und der Welt, wie der Mensch und die Welt von ihm. Es wäre Beyschlag mit dem pantheistischen Zuge seiner Christologie dann wirklich Ernst gewesen. Noch mehr! Soll die Rede, daß Christus seinem Wesen nach nur als Urbild des Menschen anzusehen sei, einen Sinn haben, so sind wir Alle zu dem bestimt, was er geworden ist. Dem scheinen denn auch Aeußerungen zu entsprechen, wie sie sich z. B. p. 255 finden: „Daß der Vertreter, das Urbild und Haupt der Menschheit, zu göttlicher Herlichkeit emporgedrungen ist auf ächt menschlichem Wege, das ist die Bürgschaft ihres eigenen Hinankommens zu der nämlichen Herlichkeit und Vollendung.“ Somit werden wir schließlich so viele Götter haben, als es Menschen gibt, die ihre Bestimmung erreichen, und es wird uns demnach gar der heidnische Polytheismus als das Ziel der Geschichte in Aussicht gestellt. Denn daß eine gewisse Abhängigkeit der vielen gottgleichen Wesen von dem Vatergott und damit eine gewisse Einheit des sich uns eröffnenden Götterreiches übrig bliebe, das würde den Begriff des Polytheismus nicht aufheben. Aber Beyschlag sucht diese Konsequenz des Polytheismus doch wieder dadurch zu umgehen, daß er behauptet, wie wir schon bemerkt haben, die Einwohnung der Fülle der Gottheit finde nur in Christo absolute Verwirklichung, während sie in den andern Menschen nur strahlenförmig, nur in individueller Beschränkung stattfinde, so daß erst die Gesamtheit derselben, die vollendete Gemeinde, hoffen dürfe, das adäquate Gegenbild Christi zu werden (p. 174. 218. 252). Aber zu dieser Unterscheidung ist wol die Kirchenlehre berechtigt, die in Christo noch eine andere Natur kent, als die blos menschliche, nicht aber eine Christologie, deren Grundzug die Identificirung der göttlichen und menschlichen Natur ist und die das Verhältnis Christi zu allen übrigen Menschen nur als das der menschlichen Urbildlichkeit bestimt. Warum soll denn auch diejenige Vollkommenheit, die Christus doch als menschliches Individuum kraft seiner menschlichen Urbildlichkeit besitzen soll, den übrigen Menschen nicht auch als Individuen, warum ihnen nur als Gesamtheit zu Teil werden? Stimt das etwa zusammen mit dem so nachdrücklich hervorgehobenen Paulinischen Parallelismus des ersten und zweiten urbildlichen Menschen? (1 Cor. 15, 45.) Sagt Paulus nicht, daß wir grade so das Bild des zweiten an uns tragen werden, wie wir das Bild des ersten an uns tragen (V. 48. 49), nämlich in vollkommener menschlicher Wesensgleichheit?

Aber Beyschlag ist weit entfernt, sich zum Beweise der Gleichheit des göttlichen und menschlichen Wesens nur auf die göttliche Ebenbildlichkeit des Menschen und die Bestimmung desselben zur Gemeinschaft mit Gott zu berufen. Er bemüht sich vielmehr, durch genaue Darstellung der neutestamentlichen Lehrtropen die Beweise für seine ganze christologische Anschauung, namentlich aber für die Identificirung des göttlichen und menschlichen Wesens und für die Verneinung der persönlichen Präexistenz Christi beizubringen. Die für einen bloßen Vortrag notwendige Kürze gestattet es uns nun zwar nicht, auf eine ausführliche Widerlegung der biblischen Beweisführung Beyschlags uns einzulassen. Aber es wird nur einiger Mitteilungen aus dieser Beweisführung bedürfen, um sich ein Urteil darüber zu bilden, mit welcher Verkehrtheit und Befangenheit bei ihr die Schrift behandelt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 22. December. № 102.

Die Beyschlagsche Christologie.

(Fortsetzung.)

Beyschlag nimt natürlich für seinen Begriff von Christo zunächst die in allen Evangelien sich findende Selbstbezeichnung Christi „Menschensohn" in Anspruch. Er sieht in diesem Namen auf Grund von Daniel 7 die beiden Begriffe der Messianität und der vom Himmel stammenden menschlichen Urbildlichkeit vereinigt. Als Menschensohn ist Christus der als himmlischer urbildlicher Mensch gedachte Messias. Wie steht es nun aber mit dem andern Namen, dem des Gottessohnes? Diesen Namen soll Christus nur in demselben Sinne genommen haben können, den nach Beyschlag das ganze Volk Israel damit verband, nämlich ebenfalls nur als Bezeichnung des Messias, so daß Menschensohn und Gottessohn einen und denselben Begriff in sich schließen, nur in verschiedener Relation, indem der Begriff in dem einen Namen die Beziehung zu den Menschen, in dem andern die zu Gott annimt. Hätte Christus den Namen Sohn Gottes in einem andern als blos messianischen Sinne von sich gebraucht, so hätte er, meint Beyschlag, eine ganz entschiedene trinitarische Erörterung hinzufügen müssen (p. 42). Aber, wird man fragen, vertreten denn die Stelle dieser Erörterung nicht die übermenschlichen Prädikate, die Christus sich beilegt oder beilegen läßt? Für Beyschlag nicht. Es soll in allen Evangelien keine eigene oder fremde Aussage von ihm geben, die über den Begriff des menschlich urbildlichen, zeitlich gewordenen Messias hinausginge. In all den Schriftstellen, in welchen Christus sagt, daß er vom Himmel stamme, von Gott ausgegangen sei, soll er nur den heiligen Ursprung seines zeitlichen Daseins im Auge gehabt haben (p. 79 fg.). Wenn er sagt, daß er vom Vater in die Welt gesandt sei, daß er vom Vater ausgegangen und gekommen sei in die Welt (und wiederum die Welt verlasse und zum Vater gehe), so soll damit nichts gesagt sein, als was jeder Prophet von sich habe sagen können (p. 96). Ja ebensowenig wie diese Aussagen, sollen Stellen wie Joh. 17, 5 und 24 über den Begriff eines erst zeitlich zur persönlichen Existenz gelangten menschlich urbildlichen Messias auf einen persönlich präexistirenden Sohn Gottes hinausweisen. „Du hast mich geliebet vor Grundlegung der Welt", diese Worte sollen sich nur auf die Liebe Gottes zu dem idealen himmlischen Urbilde Christi beziehen und so wenig eine persönliche Präexistenz Christi voraussetzen, daß Beyschlag meint, ein jeder selig sterbende Gläubige könne dasselbe von sich sagen. Die andere Stelle: „Und nun verkläre mich Vater, bei dir selbst mit der Klarheit, die ich bei dir hatte, ehe die Welt war", auf die sich die traditionelle Ansicht so gern für die persönliche Präexistenz Christi berufe, soll ebenfalls nichts weiter in sich schließen, als daß Christus sich als das ideell in Ewigkeit vor dem Auge Gottes schwebende und ideell mit der Herrlichkeit bekleidete Urbild der Menschheit angeschaut habe (p. 87). Daß der Herr in all diesen Stellen von seinem „Ich" redet, darin findet Beyschlag keinen Beweis für die Persönlichkeit seiner Präexistenz. Was kann man doch alles aus der Schrift machen, wenn man in dieser Weise den konkreten Inhalt derselben verflüchtigt! Welche Meisterschaft Beyschlag aber in dieser Kunst übt, davon lassen sich noch stärkere Beweise vorführen. Joh. 6, 46 sagt der Herr: „Nicht, daß Jemand den Vater gesehen habe, ohne der von Gott ist, der hat den Vater gesehen." Hier macht selbst Weizsäcker der kirchlichen Auslegung das Zugeständnis, daß der Evangelist an ein Geschauthaben in der Präexistenz Christi gedacht habe. „Ich, ruft aber Beyschlag aus, sehe zu diesem Zugeständnis keinen Grund. Kann das den Vater Geschauthaben nicht eben so gut von dem Schauen im irdischen Leben verstanden werden?" In gleicher Weise wird dann auch Joh. 1, 18 (Niemand hat Gott je gesehen; der eingeborne Sohn ꝛc.) von der im irdischen Leben gewonnenen Gotteserkenntnis Christi gedeutet, und dabei werden die Worte: „der in des Vaters Schoos ist", auf die Gemeinschaft mit Gott im geschichtlichen Leben bezogen.

Das stärkste Exempel einer tendenziösen gekünstelten Schriftauslegung liefert Beyschlag aber in der Erklärung von Joh. 1, 14 („das Wort ward Fleisch ꝛc.). Da in Joh. 1, 1 das Wort unleugbar als präexistent bezeichnet ist, so komt für Beyschlag Alles darauf an, aus Joh. 1, 14 die Identificirung des ewigen Wortes mit dem Begriff des eingebornen Sohnes Gottes hinwegzubringen. Denn in dem Begriff des eingebornen Sohnes liegt der Begriff der Persönlichkeit, und gestände Beyschlag die Identität des Logosbegriffes mit dem des eingebornen Sohnes zu, so würde folgen, 1. daß der Logos als präexistente Persönlichkeit bezeichnet sei, und 2. daß der Name des eingebornen Sohnes Gottes mehr als den jüdischen Messiasbegriff in sich schließe. „Es ist nur ein purer Schein, deducirt uns nun Beyschlag, daß

die angeführte Stelle, allerdings die scheinbarste, welche für den späteren trinitarischen Sohnesbegriff bei Johannes angeführt werden kann, den Logos ἄσαρκος als den eingebornen Sohn vom Vater bezeichne. Der Begriff des Logos ist bei der nicht streng dialektischen Schreibweise des Johannes mehr als einmal mit dem des historischen Christus formell verwechselt und schwebt auch in obiger Stelle durch die dazwischen getretenen Worte: „„ward Fleisch und wohnte unter uns und wir sahen seine Herrlichkeit““ in den Begriff des historischen Christus über.“ Somit soll also für die persönliche Präexistenz Christi und für den trinitarischen Begriff des eingebornen Sohnes Gottes auch aus dieser Stelle Nichts gefolgert werden können.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Aus Nassau.

(Schluß.)

Das heil. Abendmal wird vier bis sechs Mal jährlich gefeiert; die Distributionsformel der Agende ist die referirende; die Hostien werden vom Pfarrer oder einem Kirchenvorsteher aus Weisbrod gestochen. Bei der Einführung der Union wurde vorgeschrieben, aus Weisbrod und Oblatentafeln zweierlei Hostien zu stechen, vermittels eines Pinsels das Weisbrod mit Eiweiß zu bestreichen und dann die Oblatenscheibe darauf zu drücken. Diese gräuliche Manipulation ist jedoch außer Gebrauch gekommen. — Bei den Begräbnissen hat der Geistliche mit dem Lehrer und der Schuljugend die Leiche aus dem Sterbehause, vor welchem einige Verse gesungen werden, abzuholen und auf den Todtenhof zu begleiten und dort nach einer kurzen Leichenrede die Leiche einzusegnen. Nach der Einführung der Union wurde das kirchliche Begräbnis abgestellt und den Geistlichen per Rescript sogar Gunst zugesagt, welche diese Abschaffung in ihren Gemeinden ohne Rumor durchsetzen würden, später ist jedoch die Begleitung der Leichen den Geistlichen wieder anempfohlen, jedoch ist es in Jedermanns Belieben gestellt, ob der Geistliche zugezogen werden soll; es geschieht jezt überall. Nur Kinder, die noch nicht schulpflichtig waren, dürfen gesezlich nicht kirchlich beerdigt werden, auch wenn die Eltern es wünschen. In neuerer Zeit ist auch die stille Beerdigung der Selbstmörder anempfohlen.*) Die Wochengottesdienste und Apostelтage wurden mit der Union für unvereinbar gehalten und abgeschafft, die Fastengottesdienste aber später wieder anempfohlen, werden auch jezt in den meisten Gemeinden gehalten. — Der Kirchenbesuch hat sich im Ganzen wol erhalten, namentlich in den nördlichen Gegenden, die früher reformirt waren und in den weiland lutherischen Gemeinden der frühern hessischen Niedergrafschaft Katzenellenbogen; hier sind die Kirchen sonntäglich fast angefüllt; auch die Bibel- und Missionsstunden, wo sie gehalten werden, finden erfreuliche Teilnahme. Auch mit der äußern Heiligung des Sontags steht es noch gut, namentlich findet sich bei dem Landvolk durchaus keine Neigung selbst bei mislicher Witterung am Sontage Erntearbeiten vorzunehmen; eine sehr unrühmliche Ausnahme macht da nur die Stadt Wiesbaden.

Unter den Vereinen spielt der Gustav-Adolfs-Verein die Hauptrolle; es wird jährlich ein Hauptfest für das ganze Land und außerdem in jedem Dekanate noch ein sogenantes Zweigvereinsfest gefeiert; leztere haben sich übrigens, wenn sie nicht gerade an einem Sontage abgehalten werden, nicht immer eines zahlreichen Besuchs zu erfreuen. Früher wurden die Feste häufig mit Tanzmusik gefeiert; das komt jezt wol nicht mehr vor, dagegen hat sich eine andere Unsitte in den lezten Jahren breit gemacht, daß man nämlich mit Flaggen und Böllerschüssen sein Möglichstes thut; diese Feste haben daher oft ganz den Anstrich der Frohnleichnamstage. Da in gemischten Gemeinden die Katholiken an den Gustav-Adolfs-Festen auch aus Höflichkeit flaggen, so kommen dadurch die lächerlichsten Quid pro quo an den Tag; so hing in einem benachbarten Städtchen aus einem Hause eine Flagge mit Pio nono, auf der einen Seite ein Luther und auf der andern ein Gambrinus! In Darmstadt hat man nichts dagegen einzuwenden. Von den Lesefrüchten des Vereins findet, namentlich bei den Landleuten, der von Pfarrer Ritter in Rheinhessen herausgegebene Gustav-Adolfs-Kalender großen Beifall, man sagt, weil das Wetter darin prophezeit wird. Neben manchem Guten findet sich auch genug Verkehrtes im Ritterschen Kalender, das Verkehrteste ist aber wol, daß man dem Verleger Groß in Darmstadt erlaubt hat, eine Lotterie als buchhändlerisches Zugmittel mit der Herausgabe zu verbinden. Man hat also die Aussicht, alle Zeit das Wetter zu wissen und möglichen Falls 20 oder 100 Fl. zu gewinnen. Den alten marktschreierischen Ton des G.-A.-Vereins hat das seit 1864 bei J. J. Weber in Leipzig erscheinende „Jahrbuch des G.-A.-Vereins“ wieder zu schmettern angefangen. Ein eigner Abschnitt desselben handelt von den Gegnern des Vereins, 1. Jesuiten, 2. Lutheranern, leztere bezeichnet als Leute, die es wagen, als Sonderbündeler ihre Gotteskasten aufzurichten; es lobt die Expectorationen der Darmstädter Kirchenzeitung von 1863, weil sie nicht dulden will, daß Lutheraner allein Lutheraner unterstützen. Dafür wird das Jahrbuch in Nr. 34 des Zimmermannschen Literaturblattes 1865 „mit Freuden begrüßt.“ Es wird außerdem empfohlen von Schenkel, Krause und der Didaskalia und hofft „so recht“ zu einem Vereinsorgane zu werden. — Als Repräsentant der sogenanten positiven Union hat sich der „evangelische Verein“ constituirt. Er nimt sich der innern und äußern Mission an, unterhält bei Wiesbaden ein Rettungshaus mit lutherischer Lehre*), und treibt Colportage mit Erbauungsschriften, meistens aus der „niedersächsischen Gesellschaft“ zu Hamburg bezogen. Zugleich gibt der Verein ein erbauliches Vereinsblatt heraus, den „barmherzigen Samariter“, welches in der lezten Zeit gute Erklärungen der Hauptstücke des kl. luther. Katechismus gebracht. Als eine Inconsequenz muß es da freilich auffallen, daß der „Samariter“ über die Taufe schon einige Mal ganz korrecte Artikel gebracht hat, während er über das heil. Abendmal vorsichtig hinter dem Berge hält. — Die Mission, welche früher schon von mehreren Geistlichen auf eigene Hand getrieben wurde, hat der evangelische Verein ebenfalls durch die Gründung eines Landes-Missionsvereins consolidirt. Auf dem Stiftungsfeste verlangten 10—12 Geistliche, daß auch an eine lutherische Anstalt ein Teil der Gaben abgegeben werden sollte, dies wurde aber abgewiesen, zumeist durch die Bemühung des

*) In solchen Sachen wurde immer nur „anempfohlen“ — komt es zu Klagen, so weiß Niemand wer Koch oder Kellner!

*) Das zweite Rettungshaus bei Nassau an der Lahn, welches mit dem Vereine nicht zusammenhängt, hat auch jezt den lutherischen Katechismus eingeführt.

anwesenden Baseler Missionars Albrecht, welcher nicht verfehlte die lutherische Mission in Ostindien auf gehässige Weise zu bemäkeln; er wagte sogar zu behaupten, 1. das Luthertum, welches die Leipziger Missionare in Ostindien lehrten, sei gar nicht das Luthertum der deutschen lutherischen Kirchen, 2. sie richteten nichts aus, weil die Tamulen die Unterschiede des Luthertums von andern Confessionen gar nicht begriffen. Albrecht war damals zur Erholung in Frankfurt a. M. und ging später nach Ostindien zurück, sein Nachfolger in Frankfurt, der liebenswürdige nun bereits verstorbene Baseler Missionar Koch hat auf Befragen Albrechts Aussagen keineswegs bestätigt. Der Landes-Missions-Verein sendet seine Gaben nach Basel und Barmen. Sehr bedeutend sind in den lezten Jahren seine Feste in Haiger und Westerburg geworden, während das jährliche allgemeine Landesmissionsfest bei Weitem dürftiger ausfällt.

Fragen wir nun nach Darlegung unsers kirchlichen Wesens nach den Früchten, so ist anzuerkennen, daß der Sinn für kirchliches Leben in den lezten 20 Jahren bedeutend reger geworden ist, das Interesse für die Predigt, die Nachfrage nach Gebetbüchern und Erbauungsschriften hat an den meisten Orten zugenommen. Ein confessionelles Bewußtsein ist aber noch nicht wieder wach geworden, es schwebt noch Alles in einer unbestimmten Gläubigkeit. Hier und da hat es auch nicht an Ausartungen gefehlt; namentlich im Dillenburgschen, wo Darbisten, Methodisten, Baptisten und evangelische Brüder ihr Wesen treiben, ist es zu allerlei Conventikeln und pietistischen Methoden gekommen. *) Auch in sittlicher Hinsicht ist das Leben unserer evangelischen Bevölkerung verhältnismäßig gesund. Der Grundzug ist der allgemeine des fränkischen Volksstammes: Sinn für bestehende Ordnungen und Rechtschaffenheit, daher Trunksucht und Lüderlichkeit überall zu den Ausnahmen gehören. Alle Hörigkeit und Feudalität ist aufgehoben, ein jeder hat das Seine unabhängig für sich und sucht es mit Ehren zu behalten und zu mehren und auf das Leztere ist man allerdings oft zu sehr versessen. Die unehelichen Geburten betragen in Landgemeinden 5—6 Procent und oft ist das Verhältnis noch günstiger. Die Unzuchtsfälle kommen fast sämtlich in der geringern Volksklasse vor und es ist fast unerhört, daß eine Tochter aus den wohlhabenderen Bauernfamilien zu Falle kömt. Es komt dies wol großenteils mit auf Rechnung unserer günstigen socialen Verhältnisse; Fabriken und größere Güterkomplexe fehlen und es komt zu keiner Zusammenhäufung der arbeitenden Klasse. Dagegen litten wir an zu großer Erschwerung der Heirat bei den ärmern Volksklassen, die aber bereits durch die neue Regierung aufgehoben ist. Zu wünschen wäre, daß die Tanzmusiken, die zu so vielen Unsittlichkeiten Anlaß geben, mehr controlirt würden. Wir haben zwar ein gutgemeintes Gesez, welches bestimt, daß die katechismuspflichtige Jugend, also bis zum zurückgelegten 18. Lebensjahre, den Tanzboden nur im Beisein des Vaters oder der Mutter besuchen darf; aber es ist das schwer durchzuführen. — Um den seelsorgerischen Verkehr des Geistlichen mit den Gemeinden sicher zu stellen war ihm bis 1848 das Citationsrecht gewährt; war ein Gemeindeglied obstinat und wollte auf Vorladung nicht bei dem Pfarrer erscheinen, so wurde es auf Anzeige beim Amte polizeilich vorgeführt. Es hat das viel gegen sich, aber es kam auch nur in seltenen Fällen dazu, denn weil die Gemeinden wußten, daß sie der Einladung des Pfarrers folgen mußten, so erschienen sie auf dessen Ruf. Man hat das jezt eingehen lassen, man verlangt, daß der Geistliche zu den Leuten ins Haus geht — die aber entfernen sich und lassen sich verleugnen, wenn sie sich der geistlichen Ansprache entziehen wollen. Doch sollen sie als korrecte Kirchenglieder vom Geistlichen angesehn werden (obwol sie von ihm nichts wissen wollen), denn Kirchenzucht giebt es bei uns nicht; die neue Agende von 1843 hat wol einen Anfang gemacht, den blosgelegten Weinberg wieder mit einer Mauer zu umgeben, aber man läßt sie absichtlich wieder verfallen.

Es wird natürlich jezt unter uns vielfach die Frage verhandelt, welche Veränderungen unserer Kirche im neuen preußischen Vaterlande bevorstehen. Die beiden bei uns bestehenden größern Pastoralkonferenzen haben kürzlich ihre Wünsche ausgesprochen. Die eine ist die Dietzer Konferenz; sie hält ihre Versammlungen zu Dietz an der Lahn *); sie ist ins Leben gerufen und wird vorzugsweise besucht von den Männern des evangelischen Vereins. Es werden dort ganz hübsche wissenschaftliche Vorträge gehalten, aber es scheint Grundsaz zu sein, daß das bestehende eigene kirchliche Wesen oder Unwesen nicht zur Sprache kommen soll, es ist das „tabu", noli me tangere, vor der eigenen Thür kehrt man in Dietz nicht. Der einzige der dort gehaltenen Vorträge, welcher unsere Kirche berührte, war ein ganz verfehlter. Ein juristisches Mitglied der Konferenz hatte es nämlich unternommen, den Beweis zu führen, daß die Symbole in unserer Landeskirche Geltung haben. Abgesehn von allem Andern so führt schon die lutherische Kirche zu Stetten durch ihr einfaches Dasein den Gegenbeweis. Das Unpraktische der Dietzer Verhandlungen wird denn auch von Vielen gefühlt; mehrere Geistliche wollten deshalb auf dem lezten Gustav-Adolfs-Feste zu Nassau eine mehr auf unsere eignen kirchlichen Zustände eingehende Konferenz zu gründen versuchen, da aber in ihrer Mitte ein Gast erschien, den man nicht erwartet hatte, so kam es zu Nichts. Diese Dietzer Konferenz hat nun in der großen Mehrzahl ihrer Mitglieder keine Sympathie für Synodalverfassung, auf ihrer kürzlich abgehaltenen Versammlung hat man sich aber auf einmal für Anschluß an die Rheinisch-westfälische Kirchenordnung erklärt. — Die andere größere doch weniger zahlreiche Konferenz von Geistlichen ist die Limburger **); ihre Devise ist „zu bleiben beim Brodbrechen und bei der Apostellehre." Das Brodbrechen soll wol ihren mehr reformirten Character andeuten, aber bei der Apostellehre bleibt die Konferenz sicher nicht, denn sie ist eine Filiale des Protestantenvereins und arbeitet mit den Gleichgesinnten in beiden Hessen, gibt auch „evangelische Blätter für beide Hessen und Nassau" heraus. Sie kehrt sehr stark vor der eigenen Thür, so daß auch die Pflastersteine mit weg sollen, verfolgt die Orthodoxen con amore und sieht alles Heil in einer kirchlichen Repräsentativ-Verfassung — aber gegen Anschluß an Rheinland-Westfalen verwahrt sie sich heilig — da ist ihr wol zu wenig Union und zu viel Glauben; sie, die bisher überall Schäden in der eigenen Kirche sah und bisweilen auch richtig sah, will jezt die Schäze der eigenen Kirche gewahrt wissen.

Schäze, die man in unserer Kirche erhalten sehen möchte, gibt es keine, denn was die eigentlichen Kleinodien der Kirche sind oder sein

*) Am tiefsten steht das kirchliche Leben bei unsern „Gebildeten", Aerzte und Juristen bekümmern sich nur in geringen Procenten um die Kirche.

*) Auch preußische Geistliche haben sich dort als Gäste eingefunden, Consistorialrath Ball kam sogar am preußischen Buß- und Bettage nach Dietz zur Conferenz.

**) Präses oder Vice-Präses ist der jetzige Ministerial-Direktor Hergenhahn, gewöhnlich seit 1848 „Vater Hergenhahn" genant, der sich aber sonst um die Kirche nicht bekümmert.

sollten. ist durch menschliche Fassung entstellt. Wenn dennoch das kirchliche Leben sich gehoben hat, so hat es sich gehoben nicht durch, sondern troz unserer kirchlichen Einrichtungen, durch das über die kirchlichen Einrichtungen hinausgehende freie Wirken der Geistlichen. Fragen wir, was wäre uns zu wünschen? Synodalverfassung nicht, denn es gibt hier noch nichts zu verfassen, da das kirchliche Leben eben erst wieder im Erwachen begriffen ist; in den Kreisen gläubiger Laien wünscht man Bibelstunden, Missionsvereine, gläubige Predigt, aber keine Verfassung; nur die Protestanten und einige liberale Weltgeister wollen Verfassung machen, aber demokratisch-repräsentativ; die rheinische Ordnung hat ihnen noch zu wenig Wahlen. Es fehlt uns ein selbständiges Kirchenregiment, gewissenhafte Kirchenvisitationen, es fehlen uns konfessionelle Katechismen, Kernlieder und eine korrecte Liturgie. Am Aeußern zu flicken wird wenig nützen; kann man uns jene Schätze nicht geben oder so lange man sie uns nicht geben kann — simus ut sumus!

Lutherische Conferenz in Bielefeld.

Die Minden-Ravensberger lutherische Konferenz findet in der Regel im Frühjahr und Herbste statt. Dieses Mal ist sie den 24. und 25. October gehalten. Am 24. October wurde dieselbe Abends um 6 Uhr durch einen Abendgottesdienst eröffnet, in welchem Br. Siebold predigte nach Luc. 6, 46—49 über 1. des Hauses Gründung, 2. des Grundes Bewährung. Man spricht, in Lob oder Tadel, von einer eigentümlich Ravensbergischen Predigtweise — der Präses der Konferenz hat eben dieses schon zum Gegenstande eines Vortrages stellen wollen — nun die gedachte Predigt mochte den eigentümlich Ravensbergischen Charakter tragen; jedenfalls war in der Predigt Gottes Wort aus Gottes Geist in Gottes Geist. Und diese Predigtart hat allein Verheißung. Röm. 10, 17.

Nach dem Gottesdienste eröffnete der Präses die Konferenz im Vereinshause wie üblich mit einer Ansprache. Es sei unmöglich zusammenzukommen ohne der Wunder zu gedenken, die Gott an unserm Volke gethan habe. Wir haben es gesehen, daß Gott Wagen zerbricht und Roß und Reiter in die Flucht jagt. Das soll uns ein Herz machen da, wo wir „unmöglich“ sagen, zu glauben, daß Er uns hilft. Das soll uns ein Herz machen zu glauben, daß Gott uns auch aus den Unionsnöten hilft. Wir wissen, daß wir lutherische Christen sein und bleiben können auch in der Union; aber wir hören nicht auf, die Union zu beklagen, welche zwei Kirchen verschmelzen und uns glauben machen will, es sei kein wesentlicher Unterschied in den Kirchen. Gott hat uns in der Politik gezeigt, daß Er möglich machen kann, was noch vor Monaten kein Mensch für möglich hielt. Seine Hand ist aber unverkürzt auch andern Orts — das sollen wir glauben.

Es folgte nun die in der Konferenz übliche sogenante symbolische Vorlesung, die P. Kuhlo I. hielt. Es ist dies die Vorlesung eines Lehrsatzes der Augustana und dessen, was in den übrigen Bekentnisschriften sich über den betreffenden Lehrpunkt findet. An der Reihe war Art. IX. de baptismo. Es hat diese Vorlesung den Zweck, die Mitglieder der Konferenz auch auf diese Weise an die symbolische Lehre zu erinnern und damit bekant zu machen und ist dies ohne Zweifel eine heilsame Einrichtung für die Konferenz.

Da bis dahin die Konferenz ohne alle festere Gestaltung war, so machte der Präses auf die Notwendigkeit aufmerksam, es müsse der Konferenz wenigstens insofern eine feste Gestaltung gegeben werden, daß feststehe, welche Brüder als Mitglieder und welche als Gäste angesehen werden wollten. Die kurzen Statuten, die der Präses mitteilte, deren wesentlicher Inhalt ist, daß unsere luth. Konferenz für Westfalen auf dem Grunde der symbolischen Bücher stehend Verbindung pflege mit den übrigen luth. Konferenzen unseres Vaterlandes, ferner daß die Mitglieder verpflichtet sind, zugeteilte Arbeiten für die Konferenz zu liefern, Beiträge zu den Kosten zu zahlen und die Konferenz fleißig zu besuchen, wurden angenommen. Der Präses betonte, es komme ihm nicht besonders auf Statuten an, nur müsse ihm zur Leitung der Konferenz bekant sein, wer Mitglied sei und wer nicht. Nachdem noch die gesamte Konferenz den dringenden Wunsch kundgegeben, daß die neuerworbenen Provinzen von den durch die Union herbeigeführten Calamitäten bewahrt bleiben möchten, schloß eine kurze Abendandacht die Abendversammlung.

Am andern Morgen hielt P. Seippel die Morgenandacht über Ps. 133. P. Schmalenbach gab darauf ein Referat über die Bedeutung der im A. T. verbotenen Ehegrade für die Christen. Es wurden zunächst die verbotenen Ehegrade 1. nach dem Worte Gottes in 3 Mos. 18. — 2. nach der Lüneburger Kirchenordnung und 3. nach dem Preußischen Landrechte zusammengestellt. Die Lüneb. Kirchenordnung sagt im Eingange zu den Eheverboten: nachdem es sich eine Zeitlang je länger je mehr zugetragen, daß etliche unverschämte Personen, ungeachtet daß sie mit Blutfreundschaft oder Schwägerschaft einander dermaßen verwandt, daß sie göttlicher, auch natürlicher Zucht und Ehrbarkeit oder sonst rechtmäßiger Satzungen halber keine echte, ordentliche und göttliche Ehe mit einander besitzen mögen, sich ehelich zusammen zu verpflichten unterstanden, welches dann vor Gott greulich und abscheulich, auch daraus viel Aergernis und sonst allerhand Unrath erfolget, so ist es deshalben unser ernstlicher Wille u. s. w. Die Pfarrherrn sollen jedes Jahr zweimal von der Kanzel die dort gegebenen Gesetze über Eheverbote verlesen. Wie ernstlich wird hier also dieser Gegenstand behandelt und wie fern liegt er jezt dem Gewissen der Christenheit, auch der sonst für Gottes Wort empfänglichen Christenheit! Die Lüneburger K.-O. hat sehr ausgedehnte Eheverbote, die einen Raum von 16 Seiten ausfüllen. Das preuß. Landrecht hat die Eheverbote auf das Minimum beschränkt; z. B. die Ehe mit der Tante, mit der Wittwe des Bruders ist nach demselben gestattet und werden ja in Folge solchen Gesetzes derartige Ehen ohne alle Bedenken genug eingegangen. Die Frage, ob in 3 Mos. 18 die verbotenen Grade überhaupt aufgezählt sind, oder ob dort in den einzelnen Fällen die Grade in auf- und absteigender Linie verboten sind, ist nach den älteren Kirchenordnungen dahin entschieden, daß in 3 Mos. 18 besonders in V. 6 das allgemeine Princip zu suchen sei und daß danach die detaillirten Verbote gestellt worden. Noch wichtiger ist die Frage, ob in 3 Mos. 18 nur national-jüdische Verbote gegeben sind, oder ob dieselben auch noch gleich bindende Kraft für uns haben. Für das Leztere wurden hauptsächlich vier Gründe angeführt, 1. daß 3 Mos. 20 durcheinander das Heiraten in der Verwandtschaft und Päderastie und Unzucht mit Thieren verboten ist. Das Strafmaß ist in allen Fällen dasselbe. 2. daß in 3 Mos. 18 die dort aufgeführten Fälle samt und sonders als Greuel der Heiden bezeichnet werden, um welcher willen Gott die Völker ausrottet, 3. daß nicht nachzuweisen sei, wie diese Verbote durch die Erscheinung Christi aufgehoben seien, vielmehr lasse 1 Cor. 5, wonach Paulus die Unzucht mit der Stiefmutter als absolut greulich behandele, den Schluß ziehen, daß überhaupt in der Christenheit 3 Mos. 18 gelte und endlich 4. die Praxis der Reformation, die im Ganzen die Verbindlichkeit der Mosaischen Eheverbote festhält.

(Schluß folgt.)

Beilage.

Beilage zur Evangelischen Kirchen-Zeitung № 102.

Zur Frage des Huldigungseides.

Aus Kurhessen. *)

Die Ev. K. Z. lehnt mit Recht die Erörterung politischer Fragen als nicht ihres Berufes ab. Die Erörterung sittlicher Fragen und die Lösung von Zweifeln des christlichen Gewissens ist dagegen recht eigentlich ihres Amtes, und sie wird sich dieser Aufgabe auch alsdann nicht entziehen wollen, wenn der Stoff jener Fragen und Zweifel den politischen Verhältnissen entnommen ist, und die Regelung des christlich-sittlichen Verhaltens der Einzelnen in der Beziehung des Staatsverbandes in Betracht komt. Eine hervorragende, ja brennende Frage dieser Art ist aber dermalen für die Beamten der jüngst von Preußen annectirten Lande die Frage des Huldigungseides, und es unterliegt keinem Zweifel, daß nicht wenige aufrichtige Christen in jenen Gebieten grade von dieser Frage aufs Tiefste in ihrem Gewissen bewegt werden. Der Einsender, ein dem theologischen Berufe nicht angehöriger Beamter des Kurhessischen Landes, welcher sich gleich vielen seiner christlichen Brüder und Landsleute geistlichen und weltlichen Standes seit Monaten in eben dieser Lage befindet, erbittet deshalb von der verehrten Redaction dieser Blätter Aufnahme für die nachfolgenden Zeilen, indem er freilich weniger glaubt, selbst Befriedigendes geben zu können, als er vielmehr wünscht, andere tiefer Gegründete zur Darbietung heilbringender Gaben anzuregen. Der politischen Beziehungen wird er dabei nur innerhalb der Gränzen des unvermeidlichen Sachzusammenhanges gedenken.

Schon unsere Väter in Hessen haben einst „sieben Jahre schwerer Zeit" durchlebt, und damals die Frage der Huldigung, einem fremden Herscher gegenüber, ebenfalls durchkämpfen müssen. Der Einsender hält, nach seiner persönlichen Stellung zur Sache, die damalige Lage für die erträglichere, weil die gewaltsame Unterdrückung des berechtigten selbständigen Lebens, von Fremden und Nationalfeinden angethan, minder stechenden Schmerz verursacht, als die von den eigenen Hausgenossen und Brüdern zugefügte. Wie man aber immer in Betreff einer Vergleichung beider Fälle innerlich stehen mag — und Einsender macht nicht den Anspruch, sein persönliches Gefühl hierin als Norm für die Empfindungen Anderer aufzustellen —, so unterliegt doch keinem Zweifel, daß für die Aufgabe des christlichen Gewissens, sich hinsichtlich der Huldigungsfrage innerlich zurechtzustellen, die etwaige Differenz völlig zurücktritt. Die sittlichen Bande zu der bisherigen angestamten und rechtmäßigen, nun gewaltsam verdrängten Obrigkeit und die Gebundenheit des christlichen Gewissens der Unterthanen und Beamten zu ihr, in welchem Umfang man immer diese Bande als fortbestehend ansieht, sind ganz dieselben, mag der neue Herscher französischer, russischer oder deutscher Abkunft sein, mag er an und für sich aus Gründen des Nationalitätsverhältnisses sympathischen oder antipathischen Gefühlen begegnen. Dies ausdrücklich hervorzuheben, schien um so mehr sachgemäß zu sein, als ein „höher gestellter Geistlicher in den von Preußen neu erworbenen Landesteilen" im Octoberhefte des jetzigen Jahrganges dieser Blätter (S. 979 ff.) die Gewissensbedenken der Hannoverschen Beamten grade vorwiegend auf sympathische und antipathische Beweggründe zurückführen zu dürfen glaubt. Selbst von solchen unserer christlichen Brüder in Hessen, deren politische Würdigung von der unsrigen wesentlich abweicht, wird denn auch bereitwillig zugestanden, daß die jetzige Stellung zur Sache für unsere Hessischen Gewissen keine andere ist, als die unserer Väter 1806.

Die Frage selbst scheint dem Einsender in erster Linie nicht sowol darauf: was dürfen wir dem neuen Herscher eidlich versprechen? als vielmehr darauf gerichtet werden zu müssen: was können und müssen wir ihm nach Gottes Willen wirklich leisten? Insoweit nämlich dieser Gotteswille den Unterthanen der annectirten Lande eine effective Pflichterstattung dem neuen Herscher de facto gegenüber nachwiese, wäre eben damit die Ableistung eines erforderten Huldigungseides, falls dadurch nur die Erfüllung grade jener Pflichten würde angelobt werden sollen, als für das christliche Gewissen unbedenklich ohne Weiteres herausgestellt. Zugleich folgt, daß, insoweit solche Pflichterstattung der neuen thatsächlichen Obrigkeit gegenüber als bestehend angenommen werden muß, sie eben damit der verdrängten rechtmäßigen Obrigkeit gegenüber von selbst in Wegfall komt, insoweit also auch die früherhin der leztern geleisteten Eide, ohne daß es ausdrücklicher Entbindung von solchen bedarf, ipso facto ihre Kraft verlieren. Andererseits: insoweit die innern sittlichen Bande zu dem rechtmäßigen Landesherrn auch im Unglück (der Vertreibung ungeachtet) nach Gottes Ordnung noch fortdauern, kann in ein gleiches sittliches Verhältnis zu der neuen thatsächlichen Herschergewalt nicht eingetreten werden; und es wird hierin auch durch eine ausdrückliche Lösung des ältern Huldigungseides, da dieser das betreffende Verhältnis nicht erst begründet, sondern das längst bestehende nur declarirt und durch menschliche Zusage ausdrücklich besiegelt hat, Nichts geändert; es müßte denn eine förmliche Entsagung auf die obrigkeitlichen Rechte von Seiten des legitimen Herscherhauses hinzutreten. Einsender hat deshalb, so hoch ihm das Wort seines angestamten Landesherrn steht, durch die in hochherziger Weise von Seiten des Kurfürsten von Hessen erklärte Eidesentbindung seine Lage nicht wesentlich erleichtert gefunden, und vermag nicht den Standpunkt derer zu teilen, welche die Auswirkung einer solchen Entbindung, der Anforderung der neuen Huldigung gegenüber, gradezu als maßgebenden Factor für das Gewissen betrachten. Vielmehr, was der neuen thatsächlichen Ordnung gegenüber nach christlicher Würdigung an sich geleistet werden darf und muß, das würde er auch ohne zuvor erwirkte Eidesentbindung sowol zu leisten als folgeweise eidlich anzugeloben kein Bedenken getragen haben; und was der rechtmäßigen Obrigkeit, der gewaltsamen Vertreibung ungeachtet, auch ferner gebührt, das kann er dem dermaligen thatsächlichen Herscher trotz der Entbindung von den älteren Eiden nicht hingeben.

Die vorstehenden Bemerkungen führen auf das Bedenken: ob denn überhaupt eine solche sittliche Pflichtgebundenheit gleichzeitig an zwei Obrigkeiten sich denken lasse, oder ob nicht das Verhältnis seiner innersten sittlichen Natur nach dergestalt auf Einheit und Ungebrochenheit angelegt sei, daß das Gewissen der Menschen keine solche Zweiteilung ertragen könne. So sollte es allerdings nach göttlicher Ordnung sein, und so ist es wirklich, so lange Obrigkeiten und Unterthanen in den Wegen dieser Ordnung wandeln. Aber die Ungerechtigkeit der Menschen stört und durchbricht nicht selten diese Gottesordnung, und „ein Königreich erhebt sich über das andere." Wer nun selbst unter solchen Voraussetzungen — wo also die Unterthanen und Beamten eines

*) Der Herausgeber hält sich nicht für berechtigt, diesem Aufsatze die Aufnahme zu versagen. Er wird es versuchen, eine Beleuchtung desselben in dem Vorworte zu geben, doch wird ihm auch eine anderweitige Besprechung willkommen sein, wenn sie kurz und schlagend mit Schriftgründen auf das hier Vorgetragene eingeht. Anm. der Red.

Landes einer Obrigkeit de jure und einer andern de facto sich gegenübergestellt sehen — die Gewissen jener schlechthin und in allen Beziehungen nur an eine dieser Obrigkeiten gebunden wissen will, der muß sich notwendig über folgende Alternative entscheiden. Entweder ist diese Obrigkeit nach wie vor der legitime, durch bloße Gewalt zur Zeit vertriebene Landesherr: dann ergäbe sich die Notwendigkeit allgemeiner Widersetzung der Unterthanen und Beamten gegen die neue thatsächliche Ordnung und gegen den neuen Herscher, obwol derselbe sich der Staatsgewalt und der effectiven Führung des obrigkeitlichen Schwertes bemächtigt hat; folglich, nachdem dieses Schwert den Händen der rechtmäßigen Obrigkeit wenigstens factisch doch ebenfalls unzweifelhaft entfallen ist, ein Zustand ohne Obrigkeit, eine fruchtlose Selbstverzehrung in grundsäzlicher Opposition, eine Verneinung aller gottgewollten Rechtsordnung. Das aber ist unmöglich. Oder die Obrigkeit, an welche die Gewissen der Menschen angeblich ausschließlich gewiesen sind, wäre der neue, gewaltsam eingedrungene Herscher: dann würde eine jede solche, durch Gottes Zorn zugelassene Katastrophe die sittlichen Bande zu der bisherigen rechtmäßigen Obrigkeit alsbald definitiv durchschneiden, und der Gott des zeitigen Erfolges — dieses goldenen Kalbes der heutigen Welt — wäre der oberste Regulator für das Gewissen und die Treuepflicht der Unterthanen. Je nachdem heute Preußen, in sechs Monaten Franzosen, in abermals sechs Monaten Russen über uns kämen, und sich der Staatsgewalt in der ausgesprochenen Absicht bleibender Annexion bemächtigten, beständen die sittlichen Bande zur Obrigkeit ganz und voll heute dem Beherscher von Preußen, dann dem von Frankreich, und schließlich dem von Rußland gegenüber, und wäre der einzige rechtmäßige Landesherr, wenn ihm Gott der Herr nach allen diesen Heimsuchungen Wiederherstellung schenkt, gleichfalls wiederum als ganz neue Obrigkeit zu betrachten. Dann würde das tiefe Sehnen Hessischer und Hannoverscher Unterthanentreue nach Wendung des göttlichen Zornes, nach Wiederherstellung des eigenen häuslichen Heiligtums, es würde das heiße Gebet um Wiedereinsetzung des vertriebenen rechtmäßigen Fürstenhauses in das uralte Erbe der Väter nicht mehr stattfinden dürfen, so wenig jezt, wie 1806; es wäre das vom Tage des Einverleibungspatents an moralischer Hochverrath und kaum noch die wehmütige Erinnerung, gleichwie an einen Verstorbenen, für statthaft zu halten. Diese Theorie des „fait accompli", wie sie auch der schon erwähnte Geistliche zu vertreten scheint, nach welcher nicht der Person, sondern dem Könige als zeitigem Inhaber der Staatsgewalt und nur für die thatsächliche Dauer dieses Verhältnisses Treue geschuldet werden soll, und nach welcher sich allerdings unter einem „Hohenzoller" ebenso sicher, wie unter einem „Welfen" eine „Ausübung höherer Pflichten" bewerkstelligen, resp. lutherische Theologie treiben läßt, hat zwar den Vorteil ungewöhnlicher Bequemlichkeit: sie stillt aber das Herz nicht und hilft nicht wider den Stachel, welchen der dem neuen Herscher geleistete Huldigungseid, falls dessen Inhalt auf die besondere Lage der Schwörenden nicht Rücksicht nimt, im Gewissen Vieler notwendig zurückläßt. Das angerufene Wort Stahls: „Der legitime Anspruch der Dynastie entsteht in der Zeit und kann auch vergehen in der Zeit, er erjährt und verjährt, und dieselbe göttliche Fügung, welche ein Königtum gründet, hat auch Macht und Recht, es zu vernichten" ist Einsender weit entfernt anzufechten, — und wenn es dem göttlichen Rathschluß gefallen sollte, die Leuchte unseres Fürstenhauses und Hessenlandes für immer erlöschen zu lassen, so würden dereinst unsere Enkel und Urenkel bei der Huldigung an Preußen schwerlich Gewissensbedenken haben. Von einer „Erjährung" Preußischen Herscherrechtes in Hessen aber, die sich seit dem lezverflossenen Nachsommer vollzogen haben soll, weiß Einsender sich keinen Begriff zu machen, und indem er das Band der Treue gegen seinen Kurfürsten heute und morgen und bis zu seinem lezten Athemzuge nicht als gelöst betrachtet, müßte er gleichwol gegen den Vorwurf, als wolle er somit „die Weltgeschichte meistern", den allerentschiedensten Protest erheben.

Was nun sind wir Hessen, Hannoveraner ꝛc. dem Könige von Preußen schuldig? Ich antworte unbedenklich: Gehorsam. Denn das Schwert der Obrigkeit muß im Lande geführt werden, und es darf die gottgewollte Rechtsordnung, die Handhabung von Schuz und Frieden durch keine Thatsache, auch nicht durch die der gewaltsamen Entfernung des bisherigen rechtmäßigen Herschers, eine grundsäzliche Sistirung erleiden. Sobald also feststeht, daß die bisherigen Landesherren den Besiz der Staatsgewalt verloren haben und das obrigkeitliche Schwert in Wirklichkeit nicht mehr führen, und daß dagegen der König von Preußen thatsächlich die Staatsgewalt hat und die Rechtsordnung im Lande als Herscher schüzt und vertritt: steht es nicht mehr bei den Unterthanen und Beamten, dieser vorhandenen Ordnung zu widerstreben, und ihr thatsächliches Verhalten nach der Fiction entgegengesezter Voraussetzungen einzurichten. Der Unterthanen- und Beamtengehorsam gegen die vertriebenen Obrigkeiten ist, des bestbegründeten Herschaftsrechtes ungeachtet, bei mangelndem Besiz der Staatsgewalt unmöglich, ja unzulässig geworden; der faktischen Obrigkeit und nur ihr, als re vera Träger des Schwertes, muß er, mangelnder Herschaftsberechtigung ungeachtet, soll nicht alle Staatsordnung aufgehoben sein, notwendig geleistet werden. Diese Auffassung dürfte denn auch den Vorschriften des Evangeliums allein entsprechen. Den stringenten Beweis hiefür erblicke ich allerdings weniger in Röm. 13. Denn diese, wie andere ähnliche Schriftstellen (1 Tim. 2. Tit. 3), bezeichnen zwar Beruf und Stellung der Obrigkeit — daß sie von Gott verordnet sei, Gewalt über uns habe, das Schwert zur Rache über die Uebelthäter führe u. s. w. — und Pflicht der Unterthanen — daß sie Zoll und Schoß, Furcht und Ehre geben sollen —; aber ohne das Verhältnis einer lediglich faktischen Obrigkeit in ihren Gesichtskreis speciell hereinzuziehen, und ohne die Lösung des Collisionsfalles zwischen dieser und einer andern (rechtmäßigen) Obrigkeit sich erkennbar zur Aufgabe zu stellen. Der Apostel will m. g. E. nicht sagen: Jedermann sei, wenn er zwei Obrigkeiten vor sich hat, eine rechtmäßige, aber außer Besiz gesezte, und eine thatsächliche, aber des rechtmäßigen Erwerbtitels ermangelnde, dieser leztern unterthan, weil diese, nicht jene diejenige unter den zweien ist, welche Gewalt über ihn hat und gottverordnet ist; sondern er bezeichnet es im Allgemeinen als die gottverordnete Stellung der Obrigkeit als solcher, Gewalt über die Unterthanen zu haben, die Rechtsordnung auf Erden zu vertreten, Schwert und Schuz zu handhaben, und er leitet hieraus ebenso die correlate Pflichterstattung der Unterthanen überhaupt ab. Der Apostel verwirft also zunächst nur die revolutionäre Gesinnung, welche in der Obrigkeit als solcher nicht eine Ordnung Gottes über den Menschen, sondern ein Product des eignen menschlichen Willens erkent (Princip der Volkssouveränität), und deshalb überhaupt nicht „unterthan" in der wahren Bedeutung des Wortes sein will. Gleichwol dürfte, selbst was Röm. 13 anbetrifft, immerhin der Ausspruch des Apostels: „denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott, wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet", die Folgerung rechtfertigen, daß, sobald sich thatsächliche, sei es noch so gewaltsame und unrechtmäßige, Besizergreifung von Seiten eines fremden Herschers zu einem wirklichen und resp. dem allein erkennbaren Obrigkeitsverhältnis einmal consolidirt hat, von da an jedenfalls die Unterthanen des Landes hierin eine Gottesordnung über sich erkennen müssen, und ihr nicht mehr widerstreben dürfen. Ein selengefährlicher Irtum wäre dabei nur der, wenn der ge-

waltsam eingedrungene Herscher aus jenem Ausspruch des Apostels nun auch eine Rechtfertigung seiner persönlichen Handlungen ableiten, und um des, von Gott zugelassenen Gelingens derselben willen sich als den somit vor Christi Richterstuhl legitimirten Träger göttlicher Gedanken ansehen wollte. — Dagegen finde ich den Beweis für meine obige Annahme vollständig in Matth. 22, 15 ff. (Marc. 12, 13 ff.) Denn dort wird der Zweifel, ob dem factischen Herscher, des Mangels der Legitimität ungeachtet, zu gehorsamen sei, ex professo zur Sprache gebracht, und der Herr bejaht die Frage unter ausschließlicher Hinweisung auf das Gepräge der Münze, mithin auf ein Kriterium, welches lediglich dem thatsächlichen Herschaftsverhältnis entnommen ist. Das ergibt evident, daß das Zinsgeben, d. i. der Gehorsam der Unterthanen, lediglich durch dieses thatsächliche Verhältnis bedingt und begründet, und nicht daneben von einer Erörterung des Legitimitätspunktes abhängig zu machen ist.

Dieses Zinsgeben also, diesen Gehorsam sind wir Hessen, Hannoveraner ꝛc. dem Könige von Preußen jezt schuldig. Wir sind schuldig, wie bei jeder andern, sei es das private, sei es das öffentliche Leben betreffenden Heimsuchung, so auch in dieser uns unter die gewaltige Hand Gottes unsererseits aufrichtig zu demütigen, auf daß er uns erhöhe zu Seiner Zeit. Wir sind schuldig, uns selbst, als verdienter Maßen Geschlagene, zu richten, das Gericht aber über die Thaten derer, die Solches über uns gebracht, dem heimzustellen, der allein recht richtet. Wie unsere Väter 1806, so jezt auch wir, sind schuldig, in die nach Gottes Zulassung jezt über uns bestehende, somit, was uns betrifft, von Gott dermalen gewollte Rechtsordnung als Unterthanen und Beamte — zwischen Beiden ist kein grundsäzlicher Unterschied — mit unserm Gehorsam einzutreten. Und da Gehorsam nicht eine bloße Operation der Hände oder des Gehirns, sondern ein sittliches Verhalten ist, so muß unser Gehorsam notwendig ein hintergedankenfreier, ehrlicher sein, der mit seinem Sinn in den Sinn des Gebietenden eingeht, der nicht blos um der Strafe, sondern um des Gewissens willen geleistet wird. Und wie wir diesen Gehorsam zu leisten schuldig sind, so dürfen und müssen wir ihn auf Erfordern auch eidlich angeloben.

Damit sind denn aber zugleich die Gränzen dessen bezeichnet, sowol was unsererseits eidlich zugesagt, als was jenseits mittels eines Huldigungseides sittlich zulässiger Weise gefordert werden kann. Die Gesinnung tiefgewurzelter Treue und Huld für ein Fürstenhaus, mit dem wir sechshundert und funfzig Jahre Brot und Salz gegessen, und welches nach allen Bedingungen der Geschichte und des Rechtes das unsrige war und bis zu dieser Stunde ist*), verstehen sich aller beiderseitigen Sünden und Gebrechen ungeachtet ganz von selbst, und entsprechen dem von Gott geordneten Verhältnisse. Diese Gesinnung und Herzensstellung auf die Veranlassung hin, daß über unsere Fürsten ein Gewaltigerer gekommen ist, sie entsezt und selbst ihre Sitze eingenommen hat, aufzugeben und statt dessen auf den neuen Gewalthaber zu übertragen, ist schon gar nicht menschenmöglich, da sich über Gesinnungen und Herzensstellungen nicht nach Belieben der Menschen verfügen läßt. Es ist das aber auch nicht Gottes Wille und Forderung an uns. Im Gegenteil, die Treue und Huld, die wir unsern angestamten Fürsten bisher nach Gottes Willen geschuldet und nach dem Maße unserer sündlichen Kräfte geleistet haben, muß, wie 1806 so jezt, nicht troz der Heimsuchung, sondern vielmehr wegen ihrer, nur um so tiefer und fester sein und während wir dem neuen Herscher, und ihm allein, Zins und Schoß geben, dieses auch mit aller uns von Gott geschenkten Gewissenhaftigkeit thun, werden wir mit allen Kräften des Gemütes und des Gebetes an unsere alten rechtmäßigen Obrigkeiten um so mehr gebunden bleiben. Und wenn nach Gottes unerforschlichem Rathschluß die einzige Schanze, in die sich diese unsere Treue zurückziehen muß, jezt nur noch das Gebet für unsere Fürstenhäuser ist, so haben wir wenigstens diese Schanze um so gewisser und tapferer zu wahren. Kann dieses Gebet unter den veränderten thatsächlichen Verhältnissen nicht mehr den göttlichen Segen für gegenwärtiges Regiment erflehen, so darf und muß es um so gewisser auf Wendung des göttlichen Zornes, auf Wiederherstellung der verlornen Güter des Vaterhauses gerichtet bleiben. Das „nicht mein, sondern Dein Wille geschehe“ ist, da wir dem göttlichen Zorne nicht wehren dürfen, selbstverständlich. Mit dieser Beschränkung aber ist dieses unser Gebet dem göttlichen Rathschlusse ebenso wenig vorgreifend, als das Gebet um Befreiung eines gefangenen oder vertriebenen Vaters.

Der Verfasser des oben erwähnten Artikels scheint von dem Vordersatze aus: „Nichts Irdisches ist absolut für die Ewigkeit“ auch die Unterthanentreue nur von einer Depossedirung bis zu der andern zu datiren, und je nach dem Wechsel des thatsächlichen Herschaftsverhältnisses auch dieser Treue jedesmal neue Gegenstände der Bewährung anzuweisen. Demgemäß waren seither die Hannoveraner dem Könige Georg treu, und sollen es jezt dem König Wilhelm sein, und im Rückeroberungsfalle wieder dem König Georg werden. Das wäre schon richtig, wenn es sich nur um Gehorsam, und um Treue (Redlichkeit, Loyalität) nur als um ein Prädikat oder eine moralische Beschaffenheit dieses Gehorsams handelte; denn dieser allerdings mag einen solchen, lediglich durch äußere Thatsachen bezeichneten Wechsel der Adresse vertragen. Die Treue des Herzens, die Huld der Gesinnung aber widersteht einem solchen Wechsel ihrer Natur nach, sie überdauert die Tage der Heimsuchung, sie hofft und fleht Wiederherstellung. Wäre freilich wahr, was jener Verfasser versichert, daß die Treue der Bischöfe, wie vielmehr also die der gewöhnlichen Herde, sich darin erschöpfe, „der gewalthabenden Obrigkeit Alles zu thun, was sie begehrt, sofern es nicht gegen das in Gottes Wort gebundene Gewissen ist, und ihre höhern Pflichten auszuüben, die das Amt auflegt“, so möchte sich die indifferente Haltung gegen den Wechsel des Volksgeschickes allenfalls ertragen lassen. Indem er aber jener Behauptung widerspricht, bezeichnet Einsender nicht blos seinen persönlichen Standpunkt, sondern er glaubt auch der tiefern Auffassung des sittlichen Bandes der Obrigkeit gerecht zu sein, wie sie in den Herzen des christlichen Volkes lebendig ist. Ein einfacher Taglöhner bemerkte neulich dem Schreiber dieses: „wir sind ja nun Königsleut“, — fügte aber hinzu: „aber unsern Hessischen Glauben behalten wir doch.“ So sind wir hier zu Lande jezt dem König von Preußen als unserm Oberherrn aufrichtig gehorsam; aber unsere Herzen und Gebete gehören nach wie vor dem Kurfürsten von Hessen.*)

Könte die Königlich Preußische Regierung zu der hochherzigen Entschließung sich erheben, der Anforderung eines Huldigungseides, den Beamten der annectirten Lande gegenüber, wenigstens für jezt und bis

*) Man wolle nur in gewissen Kreisen soviel Gerechtigkeitsgefühl besitzen, um auf unsern Standpunkt, die wir die bekante Rede von Krieg, Eroberungsrecht u. s. w. als der Wahrheit widerstreitend ansehen, als auf den thatsächlichen unserer Gewissen herniederzusteigen. „Das Haus Hessen hat aufgehört zu regieren“ war nach unsrer Auffassung, wie 1806, so jezt, der alleinige Erwerbtitel.

*) Wie soll das mit Jerem. 29, 7 in Einklang gebracht und auch mit 1 Tim. 2, 2, wo doch offenbar die bestehende Obrigkeit gemeint ist, weil sie allein bewirken kann, daß wir ein stilles und geruhiges Leben führen, wozu ein Prätendent und ein entsezter Fürst gar nichts beizutragen vermag. Die legitimistische Doctrin, welche jezt in so manchen conservativen Kreisen mit der christlichen amalgamirt wird, ist der lezteren durchaus entgegen. Gottes in den Thatsachen sich kundgebender Wille verlangt nicht blos teilweise, sondern allseitige Unterwerfung. Anm. der Red.

sich eine „Erjährung“ ihrer dortigen Herscherstellung annäherungsweise vollzogen haben kann, ganz zu entsagen, — und würde sie somit an die Stelle der Worte, deren in Betreff der sog. „Schonung berechtigter Eigentümlichkeiten“ und der Achtung der treuen Anhänglichkeit der Unterjochten an ihre angestamten Fürstenhäuser jezt genug gewechselt sind, diese einzige greifbare That setzen: so würde sie zunächst erfahren, daß ihr aus solcher Schonung nur Gutes erwüchse. Dem redlichen Gehorsam gegen die Obrigkeit, die Gewalt über uns hat, würde dadurch nicht nur Nichts abgebrochen, sondern es würde derselbe, in dankbarem Erkennen der unsern Gewissen geschenkten Rücksicht nur noch williger und aufrichtiger sich erweisen. Ihrerseits aber dürfte die neue Obrigkeit das Bewußtsein haben, die Selen derer, die ihr zur Zeit doch nun einmal befohlen sind, nicht bedrückt, ihre Gewissen nicht durch erzwungenen Eidschwur verwirrt und ihre eigne Verantwortung für bereits Geschehenes nicht unnötig erschwert zu haben. — Glaubte aber die Königlich Preußische Regierung, Solches nicht gewähren zu können, so wäre wenigstens in der Festsetzung der anzuwendenden Eidesformel unsern Gewissen gebührende Rücksicht zu schenken. Zunächst wäre, um auf Einzelnes einzugehen, jede Anerkennung der Rechtmäßigkeit des derzeitigen Preußischen Regimentes aus der Formel hinwegzulassen. Dieses ausdrücklich hervorzuheben, wäre keine Veranlassung vorhanden, wenn nicht das Königliche Besitzergreifungspatent vom 3. October d. J. das ausdrückliche „Gebot“ an alle „Einwohner des vorhinnigen Kurfürstentums Hessen“ enthielte: „fortan Uns als ihren rechtmäßigen König und Herrn zu erkennen.“ Einen Titel des Rechtes aber für die Vertreibung ihres Kurfürsten und die Aneignung seiner Lande von Seiten Preußens vermögen jene Bewohner nicht aufzufinden, und folglich des Königs Majestät zwar wol als Obrigkeit im Sinne von Röm. 13, die „Gewalt über sie hat“, nicht aber als rechtmäßige Obrigkeit anzuerkennen.*) Auch soll der Huldigungseid nicht politische Glaubensbekentnisse und Rechtsanerkennungen aussprechen oder bekräftigen, sondern lediglich ein künftiges Verhalten der Schwörenden verbürgen. Durch Nötigung zu eidlicher Anerkennung der Rechtmäßigkeit geschähe daher den Gewissen ein unerträglicher Zwang. — Der positive Inhalt der Formel sodann wäre auf Gehorsam und Unterthänigkeit, als das nach den angezogenen Schriftstellen unsrerseits unweigerlich zu leistende Verhalten zu richten. Dagegen wäre eine jede Anforderung weiterer sittlicher Leistungen noch neben oder außer dem Unterthanengehorsam nicht zulässig; insbesondere könnte die Zusage von Treue und Huld oder Aehnlichem — worauf die, ältern Verhältnissen entnommene, aber traditionell vielfach beibehaltene und einer angestammten Obrigkeit gegenüber auch völlig unbedenkliche Formel „treu, hold und gewärtig“ hinweist — als eines selbständigen Zweiten und Dritten noch neben dem Gehorsam, weder jenseits ohne Gewissensbedrückung gefordert, noch diesseits ohne Meineid gegeben werden. Einsender ist mit dem Einwand wol bekant: daß die specifische Bedeutung, welche jene oder ähnliche Formeln, dem persönlichen Charakter des frühern Lehns- und Mannenverhältnisses entsprechend, vor Zeiten gehabt, durch das veränderte Gepräge des heutigen Staatsverhältnisses in Wegfall gekommen sei; daß gegenwärtig jene Formeln nur als Ausdruck der Zusage des modernen staatlichen Unterthanengehorsams gelten können, irgend eine Herzensstellung oder Gesinnung zu der Person des neuen Oberherrn aber damit nicht angelobt werde. Diese Auskunft ließe sich hören, wenn uns obläge, als bloße Interpreten zu fungiren, und unsre staatsrechtliche Ueberzeugung von der wahren Bedeutung des Huldigungseides etwa vor einem Auditorium wissenschaftlich zu entwickeln. Da aber unsere Aufgabe vielmehr die sein wird, unsrer Selen Seligkeit durch einen Eid zu dem Allmächtigen Gott zu Pfand zu setzen, so läßt sich über den zunächst liegenden natürlichen Sinn solcher Ausdrücke nicht so leichten Kaufes hinwegkommen. Niemals darf das richtige Verständnis eines Eidessatzes darauf verstellt sein, daß die Schwörenden der eine dieses, der andere jenes Moment hinwegdenke oder mit geschichtlichen oder staatsrechtlichen Hilfsmitteln den Inhalt sich abweichend von dem strengen Wortlaute zurechtlege; und keine noch so plausibele Interpretation vermöchte gegen die durch diesen Wortsinn hervorgerufenen Gewissensscrupel nachhaltigen Schuz zu gewähren. Wenn aber auch unsre Zweifel und Bedenken sämtlich nicht gegründet wären, so wäre damit doch ihre thatsächliche Existenz noch nicht beseitigt. Was nüzt es dem schwächern Bruder, wenn der stärkere seine Gewissensangst in gleicher Lage nicht teilt? Und was hülfe es dem mächtigen Könige von Preußen, wenn er uns Eide abnötigen würde, die ihm von keiner Seite ein größeres Kapital preußischer Unterthanengesinnung eintragen, und die doch schwächere Gewissen noch auf dem Sterbelager erbeben machen mögen? *) Wollte man in Preußen sich einmal aufrichtig und ernstlich die Lage vergegenwärtigen, als begehre ein fremder Eroberer nach Unterwerfung des Preußenlandes von den Conservativen und Christen der Monarchie gegenwärtig den Eid der Treue: so würde man genau wissen können, wie nach Vertreibung unsrer rechtmäßigen Landesherrn, einer preußischen Huldigungsforderung gegenüber, jezt unsern Gewissen zu Mute ist. Wir können geloben und schwören, Seine Majestät dem Könige von Preußen als unserm dermaligen Landesherrn unterthänig und gehorsam zu sein und alle Pflichten der uns anvertrauten Aemter ferner wie bisher gewissenhaft zu erfüllen. Möge man ein Mehreres von uns nicht in Anspruch nehmen.

Manche Zeichen legen die Befürchtung nahe, daß man auf eine gerechte und schonende Würdigung unsrer Lage nicht all zu ernstlich Bedacht nimt. Von der unglaublichen Zumutung, unsre Einverleibung in Preußen, also die Vernichtung unsrer staatlichen Selbständigkeit als ein, durch offizielle Blumenguirlanden, Böllerschüsse, Glockengeläute, Lebehochrufe und Gastmäler bezeichnetes Freudenfest zu feiern, will Einsender nicht reden; auch des noch immer nicht geheilten Bruchs unsres kirchlichen Rechtes in Sachen des Metropolitan Milmar in Melsungen hier geschweigen. Abgesehen von diesem und Anderem rechnet er aber zu jenen Zeichen vor Allem die Behandlung der Frage des Kirchengebetes für die neue Obrigkeit. Ein schmerzlicher Mangel an Rücksicht legt sich zunächst schon darin dar, daß man uns dieses Gebet, in seinen Details formulirt, zu kirchlichem Gebrauche vorgeschrieben hat, ohne nur irgend eine gutachtliche Anhörung der Organe unserer Hessischen Kirche nötig zu finden. Und doch konte, was die Gewissen unsrer Geistlichen und Gemeinden hierin ertragen mögen, gewiß nicht von Berlin allein aus geistlich gerichtet werden. Dazu komt, daß man, die Sache selbst betreffend, unsrer bisherigen, von jeder überschwänglichen Spezialisirung freien einfach frommen Fürbitte für den Kurfürsten, sein Regiment und alle Glieder seines Hauses ein Gebet substituirt hat, welches in minutiöser Weise eine Menge von persönlichen und sachlichen Spezialitäten aufzählt, für welche zu beten dem Gefühl eines angestammten Preußen vielleicht nicht widersprechen mag, für welche aber vor Gott dem Herrn betend einzutreten den Bewohnern des so eben unterjochten Hessenlandes zur Zeit nicht möglich ist. Hierin Aergernis zu meiden und von den Selen schwere Versuchung abzuwenden, wäre besser gewesen.

Möge der barmherzige Gott, der die Herzen der Könige lenkt wie Wasserbäche, das Herz Seiner Majestät des Königs von Preußen zu uns, den Unterthanen und Dienern in den neuen Gebieten neigen, und durch seinen heiligen Geist der uns so schwer bedrückenden Huldigungsfrage eine unser Gewissen beruhigende Lösung schaffen.

*) Es komt darauf an, wie man die Rechtmäßigkeit versteht. Im höheren Sinne gibt es kein Recht außer dem Willen Gottes und dieser Wille gibt sich durch die Thatsachen zu erkennen, wenn dieselben anders nicht vorübergehenden Charakter tragen, sondern zu einem nach menschlicher Ansicht dauerhaften Zustande geführt haben. So lehrt auf Grund der Schrift die Kirche, die Lutherische und die Reformirte in gleicher Weise, wie das z. B. die Bemerkungen von Melanchthon und von Calvin zu Röm. 13 zeigen. Anm. der Red.

*) Die Schrift ist nicht so grausam wie der Legitimismus, welcher allen die Pflicht auferlegt, die vermeintlichen Rechtstitel zu prüfen, wozu unter Tausenden nicht einer im Stande ist. „Gezählt, gewogen und zu leicht befunden,“ wo das eingetreten ist, da erlischt das Recht, und es bleibt keine Pflicht übrig als die wehmütiger und wo die Sache dazu angethan ist, dankbarer Erinnerung, nach dem Vorbilde der Ostfriesen, die diese Erinnerung ein halbes Jahrhundert hindurch in treuem Herzen bewahrt haben, ohne daß das ihrer Pflicht gegen die bestehende Regierung Abbruch gethan hätte. Dabei bleibt es aber entschieden Christenpflicht, die schwachen Gewissen zu schonen, soweit dies irgend möglich ist. Anm. der Red.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Mittwoch den 26. December. № 103.

Die Beyschlagsche Christologie.

(Schluß.)

Einer Exegese, die in dieser Weise mit dem Evangelium Johannis fertig zu werden weiß, kann es nun auch nicht schwer fallen, aus den apostolischen Schriften alle Zeugnisse von der wahren Gottheit Christi und seiner darauf ruhenden persönlichen Präexistenz hinwegzubringen. Auch auf die kräftigsten unter ihnen, wie Col. 1, 15—17, Hebr. 1, 1—3 ꝛc., wird die Chablone des ewigen unpersönlichen Princips der göttlichen Selbstoffenbarung gelegt und ihnen dadurch das gewünschte Kolorit verliehen. Am schwirigsten ist Beyschlag dies Verfahren jedoch bei Hebr. 1, 1 — 3 geworden und es mag mir darum gestattet sein, noch die Auslegung dieser Stelle zur Charakterisirung der Beyschlagschen Exegese anzuführen. Das Subjekt in V. 3 (Welcher, sintemal er ist der Abglanz seiner Herlichkeit ꝛc.) ist unleugbar der Sohn. Sohn ist ein persönlicher Begriff und demgemäß ist ein persönliches Wesen als Gottes Ebenbild, als Träger der Weltregierung wie als Mittler der Schöpfung und damit als präexistent bezeichnet. Die bei Joh. 1, 14 angewandte Erklärung eines Hinüberschwebens des unpersönlichen Logosbegriffes in den des persönlichen eingebornen Sohnes konte hier nicht angewandt werden, da der Sohn als Subjekt den Begriffen des Abglanzes, Ebenbildes ꝛc. vorangeht. Beyschlag verneint darum an dieser Stelle, was er bei Johannes zugestanden, daß in dem Sohnesbegriff immer das Moment der Persönlichkeit liege. Er behauptet, der Verfasser des Hebräerbriefes habe den Sohnesnamen nur um des in ihm ebenfalls liegenden Begriffes der Aehnlichkeit auf das vorgeschichtliche Dasein Christi angewandt. Wer sich aber durch diese Erklärung nicht befriedigt fühlt, wer aus dem Namen Sohn auf ein wirklich und ernstlich als Person gedachtes Wesen schließen zu müssen meint, den verweis't er auf Philo, der selbst das Urbild der Welt Sohn genant habe. Also durch den Juden Philo sollen wir das Neue Testament verstehen lernen! Warum? Weil eben Beyschlag selbst in Philo's Schule gegangen ist. Denn was anders ist seine ganze Christologie, wenn wir sie nach ihren Hauptzügen kurz charakterisiren wollen, als eine Combination der Philonischen Logoslehre mit der jüdischen Messiasidee und dem Schleiermacherschen menschlich urbildlichen Christus?

Wir glauben hiemit eine treue und klare Darstellung der Beyschlagschen Christologie gegeben und nur im Interesse der schriftgemäßen göttlichen Wahrheit die höchst bedenklichen Seiten derselben hervorgehoben zu haben. Es legen sich uns nun schließlich noch zwei Fragen nahe. Die erste ist diese: Ist von dem Beyschlagschen Buche für die Kirche irgend ein erheblicher Schaden zu fürchten? Hierauf antworten wir entschieden: Nein! Denn die Beyschlagsche Christologie ist nicht die des Neuen Testamentes, und so lange dieses in der evangelischen Christenheit gelesen und gelehrt wird, so lange wird die wahre Christologie über jede falsche den Sieg behalten. Zwar wissen wir sehr wol, daß das Beyschlagsche Buch zur Zeit auf manchen jüngeren Theologen noch einen bestechenden Einfluß ausübt, indem Beyschlag ja versichert, daß er sich „zum bibelgläubigen Standpunkte bekenne“ (p. 7). Aber nichtsdestoweniger wird es bald vergessen werden, da es keinem ernsten Theologen auf die Dauer verborgen bleiben kann, daß er diesen Standpunkt jedenfalls nicht in seiner sog. Christologie des Neuen Testamentes eingenommen hat.

Die zweite Frage geht aus persönlichem Interesse für den Verfasser hervor, das wir aufrichtig hegen. Es ist die Frage: Kann Beyschlag auf seinem gegenwärtigen christologischen Standpunkte beharren? Auch diese Frage möchten wir mit Nein beantworten. Der Beyschlagsche gegenwärtige christologische Standpunkt ist im Wesentlichen in der That derjenige, den Schenkel in seiner Dogmatik eingenommen hat, wie Beyschlag p. VII auch selbst so gut wie zugesteht. Man lese doch nur in Schenkels Dogmatik Band II das 11. und 13. Lehrstück, um sich davon zu überzeugen. Schenkel hat den Standpunkt nun nicht festhalten können, er ist in seinem Charakterbilde Jesu zur puren und gewöhnlichen Menschlichkeit in der Auffassung des Wesens Christi, wie andererseits zur Verneinung der göttlichen Autorität der biblischen Urkunden heruntergekommen. Soll man das auch von Beyschlag erwarten? Soll man annehmen, daß er Ernst mache mit den Worten: „Stände die Lehre der kirchlichen Bekentnisse wirklich in der Schrift, so würde die Thatsache, daß der biblische Christus ein undenkbares Wesen wäre, die Folgerung hervorrufen, daß er so, wie ihn die Schrift darstelle, nie gelebt haben könne“ (p. 5)? Das wollen wir zur Ehre Beyschlags doch nicht erwarten. Dann aber bleibt, da er sich auf die Dauer der Ueberzeugung nicht verschließen kann, daß seine Christologie aus ebenso unvereinbaren Elementen zu-

sammengesezt, wie schriftwidrig ist, ihm nichts Anderes übrig, als den Weg rückwärts zur geschmähten Kirchenlehre zu nehmen und zu untersuchen, ob denn die Lehre von einer wahren, auch eine menschliche Entwickelung zulassenden menschlichen Urbildlichkeit, so weit sie eine biblische, insbesondere Paulinische ist, sich nicht in das nicänische und chalcedonensische Bekentnis einfügen lasse. Wir unsererseits sind davon überzeugt, indem wir das menschliche Urbild auch im Logos sehen, nur nicht, das ist der in seinen Consequenzen so bedeutende Unterschied zwischen uns und Beyschlag, als ein sich mit dem göttlichen Wesen des Logos deckendes, sondern nur als ein Moment in demselben. Könte Beyschlag auch diese Ueberzeugung gewinnen, so würden sich alle wirklich berechtigten Lehrstücke seiner Christologie mit der kirchlichen Lehre von dem dreieinigen Gott und der wahren gottmenschlichen Person Christi harmonisch zusammenfügen.

Die französischen Bonnen.

Das Christentum ist eine Kraft, die alle Verhältnisse des Menschenlebens durchdringen, sie in das Licht der göttlichen Wahrheit stellen und dadurch reinigen und heiligen will. Kein menschliches Lebensgebiet aber ist wichtiger, als die Familie, weil hier die Wurzeln des ganzen künftigen Lebens des Menschen, die stärksten wie die zartesten liegen, von denen zumeist wieder die Richtung und Bahn abhängt, die er als Einzelner, so wie als Bürger und Mitglied des Staates einschlagen wird. Jedes Haus, darin ein christliches Ehepaar seine Wohnung aufschlägt, ist nach Gottes Willen ein Heiligtum; hier wird das Kind zur Welt geboren als Menschenkind; aber sein Gott und Heiland nimt es in der heiligen Taufe in den Bund seiner Gnade auf und macht ein Gotteskind daraus. Als solches haben es hinfort die Aeltern anzusehen, als ein Unterpfand des Segens und der Gnade Gottes, das sie für den Himmel erziehen sollen, nicht als einen Spielball ihrer Laune und Willkür, deß Auge und Herz sie mit Weltsinn, Eitelkeit und Hochmut erfüllen dürften. Es sind aber drei große Güter, deren das Kind im Vaterhause von seiner Geburt an teilhaftig werden soll: Mutterliebe, Mutterbrust und Muttersprache. Hier ist der Bezirk, wo die stärksten zugleich und die heiligsten Kräfte walten, wo das Wirken der Mütter in heiliger Stille die weitgreifendsten Wirkungen hervorbringen und das Wort sich bestätigen soll: „sie wird selig sein durch Kindergebären." Von den beiden ersten jener Güter reden wir hier nicht, sondern wollen nur einige Worte über das dritte, die Muttersprache, mitteilen.

Veranlassung dazu gibt uns das täglich durch die Zeitungen gehende und, wie es scheint, in wachsender Progression begriffene Suchen und Fragen nach französischen Bonnen für Familien unserer höhern Stände, häufig mit dem Zusaz: für Kinder von 5—10 Jahren, also geborne Französinnen, die nicht nur das Französische lesen, sondern es zarte Kinder sprechen und darin conversiren lehren sollen. Da nun die Knaben auf dem Gymnasium ihren eigentlichen Unterricht in den alten und neueren Sprachen erhalten, so ist es bei jenen Bonnen, wie auch bekant, hauptsächlich auf die Mädchen abgesehen, denen also in dem zartesten Kindesalter, wo das Herz seine innigsten und tiefsten Eindrücke empfängt, ihre Muttersprache gutenteils entzogen, ja bei der bekanten Weise der Franzosen, ihre Sprache überall als die schönste und gebildetste an den Mann zu bringen, verkümmert und verächtlich gemacht wird, während doch das näselnde Französisch neben der sonoren Hoheit der spanischen, der klangreichen Melodie der italienischen und der unerschöpflichen Bildsamkeit und poetischen Schwungkraft der deutschen Sprache nur ein elendes Zwittergeschöpf ist. Komt nun bei solchen armen Kindern auch noch hinzu, daß die Familie, wie es bei Beamten, Officieren und auch Predigern häufig der Fall ist, mehrmals versezt und von einer Provinz in die andere geworfen wird, so werden sie auch noch um ein anderes unersezliches Gut betrogen, das Heimatsgefühl, welches ebenfalls einen unberechenbaren Einfluß auf Charakter und Gesinnung, überhaupt auf die Fähigkeit des Gemüts ausübt, sich in Liebe und Treue einem Andern hinzugeben und mit Pietät Verhältnisse und Beziehungen des Lebens festzuhalten, was bei dem rennenden und jagenden Geschlechte dieser Zeit um so mehr not thut, als ihm das Beharren in Liebe und Treue — die eigentliche conservative Gesinnung — mehr und mehr zu entschwinden droht. Mit wie inniger Liebe hängt schon bei Homer der vielgereiste Odysseus an seiner Felsenheimat Ithaka, von deren Hütten nur nochmal den Rauch aufsteigen zu sehen er sich sehnt; wie weh ists dem Senner nach dem Haidekraut und dem Buchweizen seiner flachen, sandigen Heimat, dem Hochländer nach der braunen Haide seiner Berge; wie rührend tönt aus dem öden Gewühle der Weltstadt das sehnsüchtige Verlangen des Dichters nach seinem Jugendlande: „Stiller Weiler, grün umfangen Von beschirmendem Gesträuch, Kleine Hütte, voll Verlangen Denk ich immer noch an euch! An die Fenster, die mit Reben Einst mein Vater selbst umzog, An den Birnbaum, der daneben Auf das niedre Dach sich bog."

Wir knüpfen hierüber ein Wort des Altmeisters Ernst Moriz Arndt an, welches er unter vielem andern Vortrefflichen in der Begeisterung des großen Jahres 1813 „an und für seine lieben Deutschen" geschrieben hat und welches wir hier für ebendieselben zu neuer Beherzigung wiederholen: „Will man einen künftigen Vagabunden machen, d. h. einen Menschen, der kein Vaterland, keine Liebe, keine Gesinnung hat, so reise man mit seinem Sohne vom dritten bis zum vierzehnten Lebensjahre desselben von einem Lande in das andere durch fremde Völker, Sitten und Sprachen hin: man gebe ihm eine reisende Erziehung. Der unglückliche Mensch, dessen zarter und weicher Sele zu viele bewegliche, immer erscheinende und wieder untergehende Weltbilder vorgeführt und vorübergeführt werden, wird nie etwas Festes lieben noch halten, nie ein Ding oder

einen Menschen in die Tiefe seines Gemüts hinabziehen und sie dort wie einen Schaz hinlegen. Das Unstäte und Ungleiche, das Allesergreifen und Nichtshalten, kurz das keinen Charakterhaben wird sein künftiger Charakter sein. Ihm ist zu viel aufgedrückt und zu wenig eingedrückt; er ist durch eine unselige Flachheit und Abgeschliffenheit für das ganze Leben neutralisirt."

Und hiermit kommen wir auf die Muttersprache zurück. Denn Arndt, dieser treue Volkwart und Bannerträger der Ehren unserer Nation, fährt unmittelbar nach jener Stelle also fort: „Etwas Aehnliches widerfährt dem, welcher schon als Kind neben der Muttersprache oder vielmehr über der Muttersprache noch in fremden lebenden Sprachen lallen lernt; er sieht und empfängt von Anfang zu viel und zu wenig und hat doch endlich nichts gesehen und empfangen. Denn das Gott ihm gegeben hatte, ward durch dies thörichte Treiben sogleich verwirrt und verdunkelt und verkehrt entwickelt; seine Kindheit und Jugend bekamen die Nahrung nicht, die seiner Natur angemessen war, sie wurden verkümmert und verkrüppelt oder vielmehr zu früh gereizt und aus der unschuldigen Knospe gelockt, und er mußte oft ein langes Leben durch Schwäche des Charakters und durch Wankelmut, durch Ungleichheit im Begehren und Denken und durch die Unfähigkeit, die seligen und gemütlichen Triebe des Menschenherzens zu entwickeln oder aufzunehmen, für die thörichte oder gleißende Eitelkeit büßen, wodurch man seiner Kindheit schon Fertigkeiten geben wollte, die der Jüngling kaum erwerben darf: auch er ward neutralisirt."

Nun denke man sich aber ein kleines Mädchen von 6 oder 7 Jahren unter dem vielleicht fast ausschließlichen Einfluß einer französischen Bonne. Sein Auge und Herz faßt noch schneller und inniger als der Knabe gleichen Alters die Eindrücke seiner Umgebung auf; es ist entzückt von der Herlichkeit seiner kleinen Welt und ruft, wie wir einmal hörten, voll Jubel aus: „O Mutter, Mutter, ich bin in der Welt!" Statt nun aber, wie es in jeder deutsch-christlichen Familie sein sollte, beim Aufstehen zu den Knien der Mutter sein Morgenlied mit ihr zu singen oder zu sagen, auf deren Schoße es zuerst seine Händchen falten und in den traulichen vaterländischen Tönen sein erstes Gebet lallen gelernt hat, und statt zu ihr immer wieder mit all seinen kleinen Freuden und Leiden sich hinzuwenden, wird es sofort von der französisch zugespizten und dressirten Bonne in Beschlag genommen, um von ihr dieselbe Dressur zu erhalten. Es verschwindet der süße Vater- und Muttername von seinen Lippen, das französisch accentuirte Papa und Mama tritt an seine Stelle und mit ihr allerlei äußerlicher Firlefanz von Knixen, Verneigen, Handküssen ꝛc. Betrogen wird so ein armes Kind um die schönen Abendstunden, wo es zu den Füßen der Mutter sitzend aus ihrem Munde die wunderbaren Märchen von Dornröschen und vom Machandelboom, oder die Erzählungen aus der biblischen Geschichte von Saul, David, Jonathan, Josef und seinen Brüdern hören sollte, statt deren es französische Vocabeln und Redensarten auswendig lernen und herplappern muß.

Handelt es sich nun um ein gründliches Eingehen in die fremde Sprache und Kennenlernen der bessern Werke ihrer Literatur, so könte man sich's noch gefallen lassen, würde aber damit doch nicht bei Kindern in dem unmündigen Alter unter 14 Jahren, sondern bei schon Erwachsenen anzufangen haben. Aber es ist bei dieser französischen Bonnenerziehung auf nichts anderes, als ein ganz mechanisches Conversiren abgesehen, um etwa bei Tisch loses Geschwäz vor Kindern und Gesinde zu verhüllen, in Assembleen mit französischen Brocken zu brilliren, und mit etwa durchziehenden Gästen dieser Nation, oder auf Reisen und in Bädern sogleich zu nicht geringer Genugthuung derselben in ihrer Sprache parliren zu können.

Nun aber sind Vernunft und Sprache (ratio et oratio) die heiligsten und höchsten Gaben Gottes an den Menschen. Sowie der Leib die durchscheinende Hülle der Sele ist, so ist die Sprache der Abdruck und gleichsam die Verkörperung des vernünftigen, in Gedanken und Gefühlen sich bewegenden, zum Ausbruch drängenden Geistes. Die Scheidung der Menschen in Völker ist von Gott; von ihm also auch die Verschiedenheit der Nationalitäten oder Volksindividualitäten und der Sprachen, in denen sich deren Geist und Wesen vor Allem ausdrückt. Die Sprache ist also der lebendigste Ausdruck des Volksgeistes und Volksgemütes und muß von jedem Volke als sein höchstes menschliches Heiligtum geehrt und gepflegt werden. Alles, was die Sprache verändert, verändert auch das Volk; was die Sprache verwirrt und verrückt, mit Fremdartigem vermengt und ihren lautern Fluß trübt, das verwirrt und hemt auch das ganze Volk. Wie entsezlich hat sich das bei uns Deutschen in dem unglücklichen Zeitalter der Franzosennachäfferei, dem gepriesenen Siècle de Louis XIV gezeigt! Eine Seite Deutsch enthielt mehr französische als deutsche Wörter; französisch war die Sprache der Höfe und des Adels und alsbald waren es auch ihre Sitten und ihre ganze Bildung; die deutschesten Regenten, Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große, konten nur deutsch radebrechen, und die deutsche Poesie, überhaupt das poetische Bewußtsein der Deutschen war so weit heruntergekommen, daß die französischen Kunstkritiker mit ihren armseligen Schablonen in Deutschland den Ton angaben, französische Poeten allein als mustergiltig aufgestellt und gelesen wurden und Voltaire unserm Volke höher stand, als Klopstock. So geschah es denn durch unsere eigne Thorheit, daß das eitle Franzosenvolk, da es seine Sprache für die schönste der Welt und die steifleinenen Helden seiner Tragödien für die vollkommensten Gebilde der Poesie hielt und von aller Welt als solche gehalten sah, sich auch zuversichtlich als die grande nation betrachtete, und daß es noch heute, wenn es sagen will, daß etwas schön und gelungen sei, sich der Floskel bedient: c'est parfaitement français.

Wir setzen nun noch ein Wort Arndts, als uns aus der Sele gesprochen, zu ernster Beherzigung aller derer, die bei der französischen Bonnenwirtschaft beteiligt sind, hierher: „Wenn ein deutsches Kind von seinem vierten und fünften Jahre französisch spricht, liest und schreibt, so muß das Gepräge eines franzö-

fischen Gemüts sich mehr und mehr in ihm abdrucken, es muß zu dem Französischen eine Neigung und Vorliebe erhalten, weil es das erste geistige Leben war, womit man seine Kindheit speiste. Es ist fast unmöglich, daß es sich in seine Muttersprache je wieder so hineinleben und hineindenken könne, daß ihm von dem Gemüte, der Geschichte und den innigsten Trieben und Künsten seines Volks nicht für alle Zeit Vieles dunkel bliebe; es ist fast unmöglich, daß es für das deutsche Leben und die deutsche Art je die lebendige Neigung und Liebe fasse, welche allein aus dem lebendigen Mitgefühl und Mitverständnis des ganzen Volks entspringen können: ihm wurden gleich von Anfang an die Schlüssel verdreht, welche ihm das innigste und heiligste Verständnis seines Volkes öffnen konten." (Wir erinnern hier an das Beispiel Friedrichs des Großen, der bei seiner französischen Erziehung und Bildung so wenig Sinn und Verständnis für deutsche Art und Kunst hatte, daß er dem Gymnasiallehrer Müller zu Berlin, der das Niebelungenlied herausgegeben und ihm überreicht hatte, antwortete: Ihr habt eine viel zu vorteilhafte Meinung von diesen Dingen. Meines Bedünkens sind sie nicht einen Schuß Pulver wert und würde ich sie nicht in meiner Bibliothek dulden, sondern herausschmeißen.) „Noch schlimmer, das Gemüt verdunkelnder und verwirrender und den Charakter zerstörender ist es, wenn von dem fünften bis sechzehnten Jahre des Alters zwei Sprachen zugleich geübt und geplappert werden. Dann komt ein recht unglücklicher Allerweltmensch, ein vielfarbiges und vielseitiges Chamäleon heraus, das nach allen Farben hinspielt und keine einzige beständige Farbe noch stehenden Charakter hat."

Wenn nun solch eine Frucht französischer Bonnenerziehung künftig ein Familienleben gründet und selbst Mutter wird, wie wird sie da ihre Kinder erziehen? Wie werden diese von der Mama Liebe zur Heimat, zu dem Thal und Berg und Wald ihrer Kindheit lernen? Wie wird sie ihnen innige Angehörigkeit an ihr Vaterland und ihr Volk zeigen, in ihnen Liebe für dessen Sprache, Literatur und Geschichte wecken können? Aber, was die Hauptsache ist, sollte sie wol ihre Töchter in ihrem eigenen Herzen jene Tiefen des deutschen Gemütes sehen oder ahnen lassen können, in denen das deutsche Christentum und damit die ganze weltgeschichtliche Aufgabe unsers Volkes wurzelt?

Wenn doch alle conservativ sein wollenden Familien dieser französischen Bonnenwirtschaft entgegenträten und, wo sie darin verstrickt sind, entsagten!

Nachrichten.

Die Cholerazeit in einer vorpommerschen Landgemeinde.

Meine Gemeinde besteht aus drei Dörfern. Meist sinds gutsherrliche und bäuerliche Tagelöhner, in zweien daneben Bauern, Kossäthen und Büdner, teilweise in dürftiger Lage. Sie betrug zu Anfang dieses Jahres etwas über 1100 Selen, jezt aber zählt sie nur wenig über 1000. Denn zwei Würgeengel des Herrn haben 120 dahingerafft, während von den Neugebornen dieses Jahres kaum noch 25 am Leben sind! Zuerst trat während des Frühlings im Filial, und zwar in den Bauerhäusern eben so stark als in den Tagelöhnerhütten, die entsezliche Rachenbräune unter den Schulkindern und Neuconfirmirten verheerend auf. Fast der vierte Teil aller Schulkinder, darunter gar biedre und eifrige Glieder des Kindermissionsvereins, starben unter den entsezlichen Qualen und Aengsten dieser neuen, vor wenig Jahren fast noch unbekanten Krankheit. Aber die Würgeengel kommen ja auch vom Herrn! „Sind sie nicht allzumal dienstbare Geister, ausgesandt um dererwillen, die ererben sollen die Seligkeit!" An manchem Kinderbette, an manchem tiefverwundeten Vater- und Mutterherzen ließ sich der Herr als der Lebens- und Friedefürst spüren. — Als kaum die Cholera uns Anfang August näher und näher rückte, war die sonst gewöhnliche Zahl des jährlichen Sterberegisters (20) bereits ums Doppelte überschritten. Und wer hätte gedacht, daß nach wenig Wochen aus den 40 dreimal 40 würden geworden sein! Zehn Wochen lang, von Mitte August bis Ende October, war das Leben wie zugesiegelt, der Tod aber entfesselt. Denn es wurden in dieser Zeit nur drei Kinder geboren, und auch die kamen todt zur Welt. Und daneben 80 neue Gräber! Darunter 40 im Pfarrdorfe und 26 (20 % der Selenzahl) aus dem nahegelegenen, sonst zuweilen ein ganzes Jahr hindurch mit Todesfällen fast ganz verschonten Tagelöhnerdorfe. Da wars eine wahre Herzensfreude für den Pastor, als nach so viel thränenreichen Amtshandlungen (denn es hatte auch an 50 Krankencommunionen gegeben, außer den Leichen) wieder ein Akt des Lebens und der Lebenshoffnungen, nämlich eine Hochzeit, im Filial stattfand! Den Trautext hatte der Herr selber gegeben. Der Vater der Braut war ein alter gottseliger Statthalter auf dem Gutshofe gewesen. Der hatte auf sein Grabkreuz, an welchem vorüber das junge Paar zur Kirche ging, die Worte schreiben lassen: „Ich lebe und ihr sollt auch leben." Das war ein tröstliches Wort in dieser todesbangen Zeit! Die Hochzeitsgäste waren alle in Trauerkleidern, aber die Herzen und Mienen wurden fröhlich und getrost aus der Fülle dieses Gottesbrünnleins! —

Mit dem Ausbruch der Seuche in der Gemeinde ists also zugegangen. In der eine starke Meile entfernten Kreisstadt waren schon Wochenlang zahlreiche Opfer gefallen, darunter ein hoffnungsvoller Jüngling aus unserm Pfarrdorfe, der in der Stadt beim Tischler in der Lehre war. Die städtische Polizeibehörde wollte die Leiche nicht aus der Stadt lassen; der Schrecken und Jammer der Eltern, die so gern ihr Kind auf dem heimischen Kirchhofe gehabt hätten, war groß. Dann rückte plözlich die Seuche ganz dicht an die Schwelle der Parochie, in das nächste große Bauerdorf. Dorther kam bald manche Botschaft zum Erschrecken; teilweise noch vergrößert durch die allzeit lügenhafte Fama. Die Grabglocken waren da ganz verstumt. Nahe Verwandte und Blutsfreunde hatten am Sterbebette und bei dem Leichenbegängnis jeden Dienst versagt. Bezahlte Leichenträger aus der Stadt hatten in trunkenem Mute einen Sarg hingeworfen; auch ein Fall vom Scheintod war vorgekommen. Das Alles machte die Gemüter auch bei uns sehr bange.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin, 1866. Sonnabend den 29. December. № 104.

Eine Erklärung die Eidessachen betreffend aus Mecklenburg.*)

Der Herr Superintendent Dr. Brömel in Ratzeburg hat in einem aus der evangelischen Kirchenzeitung von der Neuen Preußischen Zeitung an der Spitze ihrer No. 240 abgedruckten Aufsatze zu beweisen versucht, daß der Huldigungseid dem neuen Inhaber der Gewalt in Hannover, dem Könige Wilhelm von Preußen, von den Hannoverschen Beamten und Geistlichen geleistet werden könne und müsse, selbst wenn sie von dem vertriebenen Könige Georg von Hannover von dem Ihm geschworenen Eide nicht entbunden werden sollten.

Wir sind von diesen Kundgebungen schmerzlich berührt worden, denn wir erblicken in denselben ein Sichbeugen vor dem äußerlichem Erfolge selbst in den Reihen der lutherischen Geistlichen.

Wir haben gehofft, daß andere lutherische Geistliche sich gegen die Auslassungen des Herrn Dr. Brömel erheben, dieselben entschieden zurückweisen würden. Da das bisher unseres Wissens nicht geschehen, so glauben wir als Glieder der lutherischen Kirche nicht länger schweigen zu dürfen.

Wir halten das Urteil des Herrn Dr. Brömel über die Stellung der Hannoverschen Beamten und Geistlichen zu ihrem dem Könige Georg von Hannover geschworenen Eide für ein gänzlich irriges. Römer 13, 1 ff. anlangend können wir alle als Laien mit einem Theologen von Fach nicht disputiren. Wir wollen ihm aber einen andern namhaften Theologen entgegenstellen, den verstorbenen Königl. Preuß. Consistorial-Rath Otto von Gerlach, der zu dieser Stelle sagt: „Man misversteht diesen Ausspruch, wenn man glaubt „Gewalt" stehe hier im Gegensaz von „Recht", und der Apostel wolle damit sagen, man solle jeder Obrigkeit gehorchen, insofern sie grade die Herschaft in Händen hat, sei dies nun rechtmäßig oder unrechtmäßig der Fall. Griechisch heißt es wörtlich: „Jedermann sei unterthan „den höherstehenden Gewalten", worin keine Andeutung liegt für die Entscheidung dieser Frage, ob man der rechtmäßigen oder der blos im Besiz befindlichen Obrigkeit gehorchen solle. Die Behauptung, man solle jeder, auch der unrechtmäßigsten Obrigkeit nicht nur weichen, sondern mit Vernachlässigung der Treue gegen die rechtmäßige, ihr als „einer von Gott geordneten" gehorchen, würde in schneidenden Widerspruch treten mit dem Gebot „Du sollst nicht stehlen" und alle Achtung vor dem Rechte als Gottes ausgesprochenen Willen untergraben."

Dieser Auslegung der citirten Schriftstelle geben wir den Vorzug. Sie entspricht unserer innersten Ueberzeugung und wie wir glauben der von Jahrhunderten überlieferten Anschauung der christlich-germanischen Welt. Dieser Auslegung entsprach das Verhalten der mecklenburgischen Stände gegen Wallenstein, dem sie allen Gehorsam versprachen, aber dringend baten, ihnen nichts anzusinnen, was ihren Eiden gegen ihre angestamten Fürsten widerstreite; dieser Auslegung entsprach das Verhalten deutscher Stämme des Königreichs Westfalen gegen den ihnen aufgedrungenen König; dieser Auslegung entspricht die bei Länderabtretungen in Friedensschlüssen gebräuchliche Bestimmung, daß die Unterthanen ihres Eides entbunden werden sollen.

Dieser Auslegung entspricht ferner der Hannoversche Huldigungseid, den Herr Dr. Brömel freilich für die seinige anzieht, aber nur stückweise. Wenn dieser Eid im Eingange lautet: „Ihr sollt schwören —— daß Ihr dem Allerdurchlaucht. —— Herrn Georg V. Könige von Hannover u. s. w., treu, hold und unterthan sein, Allerhöchst dessen und des gesamten Königreichs ꝛc. ꝛc.", so erstreckt sich dieser Eid weiter nicht nur auf den Kronprinzen, sondern auf alle Prinzen und Agnaten des Königlichen Hauses bis auf die Herzoge von Braunschweig hinab, ist also den Berechtigten geschworen, nicht dem Inhaber der Gewalt.

Mit gleich geringer Berechtigung citirt Herr Dr. Brömel ferner Stahl „die gegenwärtigen Parteien in Staat und Kirche" S. 303 gleichfalls nur bruchstückweise: „Es ist ein Misverständnis, daß das Princip der Legitimität als starre logische Doctrin zu Gunsten absoluter Unverlierbarkeit der dynastischen Rechte alle weltgeschichtlichen Ereignisse ignorire, allen weltgeschichtlichen Notwendigkeiten sich widersetze, also die Weltgeschichte meistere. Der legitime Anspruch der Dynastie entsteht in der Zeit und kann auch vergehen in der Zeit, er erjährt und verjährt, und dieselbe göttliche Fügung, die ein Königreich gründet, hat auch Macht und Recht es zu vernichten."

*) Wir teilen diese Erklärung hier ohne Bemerkung mit, in Verweisung auf die Erörterung der Sache in dem Vorworte.
Anm. des Herausg.

Soweit citirt Herr Dr. Brömel; Stahl fügt aber hinzu: „Mit welchem Zeitpunkte das Recht einer entthronten Dynastie als erloschen zu betrachten ist, darüber gibt es keine Regel. Gewiß ist sie nicht erloschen mit der bloßen Aufrichtung einer andern Regierung de facto; aber dann muß man sie als erloschen ansehen, wenn eine neue Dynastie bereits in befestigter Herschaft und wiederholter Succession besteht, also gleichsam eine Ersitzung auf der andern Seite erfolgt ist."

Wir vermögen es nicht anzuerkennen, daß Herr Dr. Brömel sich aus diesen Worten Stahls einen Belag für seine Theorie herausschneiden durfte. Wir halten diese Theorie auch für eine tief unsittliche, alles Bestehende erschütternde, in ihren Consequenzen undurchführbare. Als Beweis glauben wir Herrn Dr. Brömels eigene Worte nehmen zu dürfen:

„Es ist selbstverständlich, daß der Huldigungseid, der jezt dem Könige von Preußen geleistet wird, wieder hinfällt, wenn König Georg Hannover zurückerobert. Dann wird der König von Preußen sich so wenig über die Untreue der Hannoveraner beschweren können, wie König Georg jezt."

Ganz abgesehen davon, wem wol ein solches Hin- und Wieder von „hinfallenden" Eiden genügen oder Zuversicht gewähren könte, wollen wir nur die Consequenz ziehen, daß hiernach die Unterthanen eines Monarchen, der durch irgend einen glücklichen Eroberer — es braucht nicht einmal ein König zu sein — auf kürzeste Frist, aber vollständig depossedirt wäre, diesem Eroberer huldigen müßten. Sie wären dadurch nicht nur verhindert, ihrem rechtmäßigen Herrn zuzufallen, wenn derselbe zurückkehrt, sondern sogar verpflichtet, gegen ihn für den Usurpator zu streiten!

Aufgabe der Geistlichkeit ist es unseres Erachtens, die Gewissen zu schärfen, nicht sie zu beschwichtigen. Mag der Geistliche die Ansichten des Herrn Dr. Brömel hegen und sie aussprechen nach seiner Ueberzeugung, so muß er doch immer hinzusetzen: prüfet Euch wol, wenn Ihr hiernach thun wollt, ob Ihr nach Eurem Christenglauben Dem zustimmen könt, ob Ihr Euch auch nicht beruhigen lasset durch meine Worte, ob Ihr Euch nicht blenden lasset durch die Rücksicht auf Amt und Brod, auf Weib und Kind, ob Ihr den Eid auch wirklich in meinem Sinne geschworen habt? Denn nur darauf kann es ankommen.

Und welcher Mensch sollte wol mit solchen Gedanken den Eid geschworen haben? und wem wäre er wol abgenommen, wer hätte wol sein Amt erhalten, wenn er solche Gedanken aussprach, wie er doch ehrlicher Weise mußte?

Doppelt gefährlich ist es, wenn Herr Dr. Brömel sein eigenes Beispiel anführt zur Beruhigung der Gewissen der Hannoveraner: „Schreiber dieses hat auch Abschied nehmen müssen von einem geliebten Königshause und hat mit Thränen im Auge dem Könige Wilhelm den Huldigungseid geleistet."

Die Lauenburger waren aber vom Könige von Dänemark ihres Eides entlassen — dieser für die ganze behandelte

Frage **fundamentale** Unterschied hätte doch erwähnt werden müssen!

Am schmerzlichsten aber hat uns nachstehender Saz berührt:

„Gerade jezt ist es so überaus wichtig, daß die lutherische Kirche klar und voll ihre Pflicht thut, damit (!) sie die Stimmung, die für sie etwa da ist, nicht durch unweises Handeln sich zum Schaden in Widerwillen verwandelt. Je umsichtiger und weiser die lutherische Kirche in dieser allgemein sittlichen Frage sich benimt, desto mehr wird man sie hören, wenn sie pro domo zu reden hat. Wenn sie aber auf fremdem Gebiete so unklar sich benimt, so ist die Gefahr da, daß man gegen ihr Urteil überhaupt mistrauisch wird."

Der Saz mag nicht so gemeint sein, wie er klingt, aber er klingt — — betrübend! Was hat sich die lutherische Kirche um „Stimmungen" zu bekümmern, „die etwa für sie da sein möchten" —? Ihre Pflicht muß sie thun, klar und voll jederzeit. Wenn sie ihre Pflicht thut, handelt sie auch „weise" — eine andere Weisheit gibt es nicht. Ihre Pflicht ist, allewege für reine Lehre und für das Selenheil ihrer Glieder zu sorgen. Ueber den Sinn, in dem Jemand seinen Eid geschworen hat, kann er allein entscheiden, und darf nur nach seinem eignen besten Gewissen handeln. Dahin zu wirken ist die Pflicht der Kirche. Wenn sie recht redet, wird man sie hören, auch wenn sie „pro domo" redet; diese Sorge werfe sie auf den Herrn.

Wir unterzeichnete Glieder der lutherischen Kirche haben es für unsere Pflicht gehalten, öffentlich Zeugnis abzulegen, wo namhafte Geistliche unserer Meinung nach geirrt haben. Eine Sache, wie diese, darf nicht unausgetragen bleiben in der lutherischen Kirche.

Mögen Geistliche wie Laien uns zustimmen, oder uns belehren, darum bitten wir. So wird mit Gottes Hilfe diese Sache klar werden.

Malchin, im Dezember 1866.

J. von Plüskow auf Kowalz. L. v. Oertzen auf Woltow. A. Graf Bernstorf auf Wedendorf. Lueder auf Redewisch. von Plüskow auf Ahrenshagen. C. v. Arnswaldt auf Gustävel. J. v. Maltzan auf Klein-Lukow. v. Maltzahn auf Schloß Grubenhagen. F. v. Maltzan auf Peccatel. Kammerdirektor v. Müller auf Ranckendorff. A. Graf Bernstorff auf Hundorff. Kammerrath von Oertzen — Neu-Strelitz.

Ausschreiben des Königlich Preußischen Landes-Consistoriums in Hannover an die Königlichen Provinzial-Consistorien, sowie sämtliche evangelisch-lutherische Geistliche und Kirchenvorstände des Landes.

Den Königlichen Provinzial-Consistorien, sowie den sämtlichen evangelisch-lutherischen Geistlichen und Kirchenvorständen des Landes bringen Wir Folgendes zur Kentnis:

Unmittelbar nach Erlaß der Königlichen Proclamation vom 3. October d. J. haben Wir Uns unter dem 9. October mit einer allerunterthänigsten Eingabe an Seine Majestät den König gewandt. Wir haben darin die Lage unserer evangelisch-lutherischen Landeskirche vorgestellt, den Bekentnisstand derselben, ihre öffentlich rechtliche Stellung als anerkanter Kirche und die Bedeutung ihrer Verfassung dargelegt, wie sich diese durch Erlaß der Kirchenvorstands- und Synodal-Ordnung vom 9. October 1864, der darin geordneten Teilnahme der Gemeinden an der Verwaltung der Kirche und der darin ebenfalls vorgesehenen, seitdem bereits verwirklichten Einrichtung eines unabhängig von den staatlichen Behörden als oberster Kirchenbehörde bestehenden rein lutherischen Landesconsistoriums gestaltet hat. Indem Sr. Majestät Wir Recht und Wol der Kirche ans Herz legten, haben Wir im Hinblick auf die mancherlei durch die anders gearteten Verhältnisse der evangelischen Kirche in den bisherigen Provinzen des Preußischen Staates bei Geistlichen und Gemeinden hervorgerufenen Besorgnisse gebeten:

> „Se. Majestät möchten Allergnädigst geruhen, öffentlich auszusprechen, daß Allerhöchstdieselben gewillt seien, die evangelisch-lutherische Kirche Hannovers bei ihrem Bekentnisse, bei ihrer öffentlich rechtlichen Stellung und bei ihrer Verfassung zu belassen und zu beschützen."

Gegenwärtig sind Wir unter dem 8/11. d. M. mit der folgenden Allerhöchsten Erwiederung versehen:

„Es ist Mir erfreulich gewesen, in der von dem Präsidenten und den ordentlichen Mitgliedern des Landes-Consistoriums an Mich gerichteten Vorstellung vom 9. October d. J. dem Ausdrucke des Vertrauens zu begegnen, daß Ich den nach Gottes Rathschlusse Meinem Reiche hinzugefügten neuen Gebieten mit landesväterlicher Liebe nicht minder zugewandt sein werde, als den alt angestamten Teilen desselben. Dieses Vertrauen soll sich nicht getäuscht finden. Dieselben Königlichen Pflichten, welche Ich gegen die von Mir ererbten Lande zu erfüllen vor Gott gelobt habe, binden Mich auch an Meine neuen Unterthanen. Insonderheit bin Ich Mir bewußt, daß Ich das mit Meiner Krone verbundene Amt des obersten Kirchenregiments in der Evangelischen Kirche auch für die Evangelisch-Lutherische Landeskirche Hannovers in dem Umfange, in welchem dasselbe von den früheren Landesherren wahrgenommen worden ist, so zu führen habe, daß es nicht zur Beunruhigung der Gewissen, oder zur Störung guter kirchlicher Ordnungen, sondern zur Förderung und zum Bau des Reiches Gottes diene. Meine neuen Unterthanen dürfen daher vertrauen, daß sie unter Meinem Scepter ruhig und in Frieden ihres Glaubens und Bekentnisses leben werden, und daß Ich die Ordnungen, welche erst vor wenigen Jahren als die Frucht schwerer Kämpfe für die Evangelisch-Lutherische Kirche in dem vormaligen Königreiche Hannover aufgerichtet worden sind, anerkennen und ehren und für ihre weitere Durchführung sorgen werde. Ich spreche dieses um so offener und um so lieber aus, je tiefer Ich von der Ueberzeugung durchdrungen bin, daß das Verlangen nach wachsender Einigung aller Teile und Glieder der Evangelischen Kirche, welches Ich, wie Meine in Gott ruhenden Vorfahren, unwandelbar im Herzen trage, sich um so freudiger entfalten und die rechten Wege und Formen zu finden wissen werde, je freier und unbeirrter die Herzen sein werden, das Gemeinsame in Liebe zu suchen und zu pflegen."

Gegeben Berlin, 8. December 1866.

gez. **Wilhelm.**

Für den Minister der auswärtigen Angelegenheiten:

Gr. Eulenburg. v. Mühler.

In je weiteren Kreisen die Besorgnis verbreitet ist, es könten die auf staatlichem Gebiete erfolgten Veränderungen auch die selbständige Entwickelung unserer evangelisch-lutherischen Landeskirche gefährden, um so mehr werden die Königlichen Consistorien, die Geistlichen und Gemeinden mit Uns den obenstehenden Königlichen Erlaß freudig aufnehmen. Ist die selbständige Entwickelung unserer Kirche dadurch bedingt, daß ihr Bekentnis als evangelisch-lutherisches geschüzt wird und die Ordnungen derselben, namentlich auch soweit sie die Einrichtung des Kirchenregiments und die Mitwirkung der Gemeinden feststellen, ihr erhalten bleiben, so gewährt der Allerhöchste Erlaß nach beiden Seiten hin beruhigende Gewißheit, indem Se. Majestät der König Allergnädigst geruht haben, die Zusage zu erteilen, daß wir auch in Zukunft unter Allerhöchstdessen Scepter unseres Glaubens und Bekentnisses leben werden, und die Ordnungen unserer Kirche mit der Verheißung ihrer weiteren Durchführung ausdrücklich anzuerkennen.

Die evangelisch-lutherische Kirche des Landes wird dem Königlichen Worte vertrauend Sr. Majestät für diese Zusicherung aufrichtig dankbar sein. Und wie Wir mit den anderen Consistorien der uns von Gott gegebenen Aufgabe eingedenk bleiben werden, das Bekentnis unserer Kirche als einen von den Vätern her überkommenen teuren Schaz treu zu bewahren und die kirchlichen Ordnungen so zu handhaben und weiter durchführen zu helfen, daß, soweit Ordnungen dazu mitwirken können, die Kirche in Einigkeit des Glaubens und Gemeinschaft der Liebe erbauet werde, so sind Wir überzeugt, daß auch Geistliche und Gemeinden, in Sonderheit diejenigen ihrer Glieder, die in den Kirchenvorständen oder demnächst in den Synoden der Kirche zu dienen berufen werden, Uns darin zur Seite stehen und unterstützen werden.

Wir verkennen nicht, welche große und schwierige Aufgabe

die Gegenwart vornemlich den Geistlichen stellt. Aber an ihren Sorgen und Arbeiten herzlich teilnehmend, hegen Wir zugleich die Zuversicht, daß es ihnen mit des Herrn Hilfe gelingen werde, in einer Zeit, die so leicht davon ablenkt, die ihnen anvertrauten Selen um so treuer zu dem Einen zu weisen was Not thut. Wir hoffen, daß sie auch wo die Zukunft, ohne daß Menschen es abwenden können, neue Gefahren für unsere Kirche bringen sollte, Entschiedenheit mit maßhaltender Besonnenheit, Festigkeit mit Milde vereinigen und Jeder an seiner Stelle und in seinem Amte finden und thun werden, was der Kirche fromt, dabei aber auch den Kirchenbehörden mit dem Vertrauen sich zuwenden, daß diese, so viel Gott Kraft verleiht, ihnen Rath und Hilfe nicht werden mangeln lassen.

Welche auch immer die Zukunft unserer Kirche sein mag, sind wir nur treu, so können wir sie getrost unserm Gott befehlen, dessen Wege lauter Segen sind und Sein Gang ist lauter Licht, und können es Ihm überlassen, wie Er, der das allein vermag, wenn auch durch Kampf hindurch, Seine evangelische Kirche zu einer völligeren Einigung in Ihm, die wir gewiß alle betend auf dem Herzen tragen, hinführen wolle.

Der Herr, dessen gnadenreiche Ankunft wir gegenwärtig feiern, wolle in Gnaden auch bei uns einkehren mit der Fülle Seines Segens in himlischen Gütern und Sich als der rechte Helfer und Schirmherr Seiner Gemeinde für und für erweisen zu Seines heiligen Namens Ehre.

Hannover, den 17. Dezember 1866.

Königlich Preußisches Landes-Consistorium.
Lichtenberg.

Nachrichten.

Die Cholerazeit in einer vorpommerschen Landgemeinde.

(Schluß.)

Um so fröhlicher und inbrünstiger dankten wir dem Herrn in dem reichlich gefüllten Sontags-Gottesdienste (der Kirchenbesuch ist auch sonst ziemlich gut), daß noch eine Woche nach der andern ohne den befürchteten Ausbruch hinging. — Ein Hausvater aus dem Tagelöhnerdorfe saß im Gefängnisse der Kreisstadt. Da bricht unter den Gefangenen die Cholera aus, und was geschieht? Alle Gefangenen werden entlassen und in ihre Heimatsdörfer geschickt! Am Abend komt der Mann schon halb krank zu Hause an: in der Nacht liegt er in der heftigsten Cholera. Aber der Mann genas, Weib und Kind und Nachbarschaft blieben von der Ansteckung bewahrt. Das war am 12. August. Noch volle 14 Tage, — während es im Nachabrdorfe immer schlimmer ward und auch ein anderes nahes Tagelöhnerdorf (25 % der Selenzahl, darunter fast sämtliche Hausväter, sind hier gestorben) ergriffen ward, — verschonte der Herr unsre Gemeinde. Wir lobten den treuen Hüter, und athmeten schon in Hoffnung fröhlich auf. Da kam der lezte verhängnisvolle Sontag im August.

In der Nähe des Filials ist ein großer Torfstich der städtischen Kämmerei, wo die „freien" Tagelöhner zahlreich ihr Brod suchen. An dem Sontage geht ein alter, nach Gottes Wort und Gebot wenig fragender Tagelöhner in den Torfstich, um sich dort den abgefallenen Bruch zusammenzulesen. Seine erwachsene Tochter, sonst eine treue Kirchgängerin, muß ihn begleiten. Sie arbeiten sich an dem heißen Tage in vollen Schweiß. Ihre Wasserflasche ist leer; da füllen sie sie mit dem moorigen Wasser, um ihren Durst zu stillen. Am selbigen Abend erkrankte der Alte an der Cholera; am anderen Morgen war er eine Leiche. Und die Tochter? Auch sie rief der Herr, noch ehe der nächste Sontag kam, doch nicht, ohne daß sie in ernster Buße das Blut der Versöhnung im h. Nachtmal gesucht und Gnade gefunden. Das Leichenbegängnis, wo natürlich von der Hand des lebendigen Gottes gezeugt ward, rief einen erfreulichen Ernst in dem Dorfe hervor. Doch nicht bei allen. Der verheiratete Sohn des eben begrabenen Sabbatschänders ließ sich nicht abhalten, gleich am nächsten Sontage seiner Zuwerbung nachzugehen. Auch er war wenige Tage später eine Leiche! Merkwürdiger Weise aber ließ der Herr in diesem Filialdorfe die Seuche wenig ansteckend und verheerend auftreten. Nur noch wenige Erkrankungen und Todesfälle folgten hier; darunter eine Ehefrau, die vor einigen Jahren im hochschwangern Zustande einen Ehebruch begangen, jezt unmittelbar nach der Geburt eines todten Kindes starb, nachdem sie unter heißen Thränen, zusammen mit ihrem Manne, das heilige Nachtmal empfangen. Im Uebrigen wars, als ob der Herr noch der vielen durch die Rachenbräune hier geschlagenen frischen Wunden gedachte und darum es glimpflich machte mit der Cholera. Denn hier hats in den 6 Wochen nur 14 von den 80 Choleraleichen gegeben.

In dem Tagelöhnerdorfe, das der Herr am schwersten schlagen wollte, war die Seuche gewohnheitsmäßiger Sontagsentheiligung leider zu einer chronischen Krankheit geworden. Die kirchlich gesinte Gutsherschaft läßt zwar für sich selber am Sontag nicht arbeiten, geht auch mit dem Beispiel guten Kirchenbesuchs voran. Aber zu den nötigen eigenen Arbeiten der Tagelöhner findet sich in der Woche keine Zeit. Außer an den hohen Festen sieht man sie darum wenig in der Kirche, Jahr aus Jahr ein. Im Sommer hindert die Arbeit der Kartoffelfelder, des Torfrüstens, der Flachsbesorgung, des Graswerbens und so Manches im Hause; und im Winter ist der Weg zur Mutterkirche meist sehr schlecht. — So waren auch an jenem Sontage zwei Familienväter von 4 und 8 Kindern, der eine auf die Torfwiese, der andere ins Holz gegangen. Beide holten sich bei der Uebertretung des göttlichen Gebots unmittelbar die Seuche; am nächsten Tage war der eine, nach 4 Tagen der andere eine Leiche, beide durch „bösen schnellen Tod", ohne das h. Sakrament zu empfangen; — — und nach acht Tagen war das ganze, noch vor kurzem so gnädig behütete Dorf, zwei Häuser ausgenommen, ein einziges großes Choleralazaret! Haus bei Haus lagen die Kranken und Sterbenden. Das war doch wol sicherlich der Finger des lebendigen Gottes! — Auch der alte treue Lehrer gehörte zu den ersten Opfern der Seuche. —

Dennoch ließ sich mitten unter dem Heranschreiten und Walten der göttlichen Gerichte die Gnade nicht unbezeugt. Gleich am Abend der ersten Erkrankung, am Montag Abend, hielten wir in der lieblichen, von der Pächterfamilie aufs Freigebigste restaurirten Kapelle einen Rüstgottesdienst. Die ganze Gemeinde, — was nur irgend kommen konte, — war erschienen. 1 Joh. 4, 16—21 war der Text.

Beilage.

Die Gemeinde ward ermahnt, auch in der züchtigenden und strafenden Gotteshand die Liebe zu erkennen und zu glauben, die Gott zu uns hat in Christo Jesu, und an dieser erkannten und geglaubten Gottesliebe zu bleiben und festzuhalten in Not und Tod; darum auch die Furcht nicht über sich herschen zu lassen, die ohnehin die schlimmste Verbreiterin der Ansteckung sei, sondern als Christen, die sich gedemütigt unter Gottes gewaltige Hand, sich ergebend in Gottes Vaterwillen und sich versöhnend mit dem Herrn über Tod und Leben, Mut zu beweisen, und in der Liebe des Herrn, der uns zuerst geliebt, auch hilfreiche und barmherzige Liebe zu üben an Brüdern und Nachbarn, an Freund und Feind, wenn der Sterbebetten und Leichenbegängnisse viele werden sollten.

Und ihrer wurden viele, aber — dem Herrn sei Dank — es ist fein christlich dabei zugegangen. Am andern Mittag trugen wir die erste Choleraleiche zur Gruft. Das Grauen der acht Hausväter, welche sie in den Sarg legen und hinaustragen sollten, war noch groß. Wir versammelten uns im Nachbarhause. Ich sprach einige herzliche und ermunternde Worte zu ihnen, versprach ihnen, alle Gefahr mit ihnen zu teilen, betete mit ihnen, und dann gings, mit einigen Gewürznelken im Munde, zur Leiche. Ich überzeugte mich, daß der Mann wirklich todt sei; das machte ihnen Mut. Nur in ein reinliches Laken gehüllt, ward die Leiche rasch in den Sarg gelegt, dieser rasch verschlossen und vor die Thür getragen. Dann sangen wir unter Gottes freiem Himmel, wobei ich wie bei allen folgenden Leichen dieses Dorfs zugleich den Küster spielen mußte, einige Verse von „Jesus, meine Zuversicht", lasen ein kurzes Schriftwort, beteten und dann gings unter dem üblichen Geläute, und ohne daß die Träger rauchten, wie in der Kreisstadt Brauch war, und auch auf manchen Dörfern geschehen, — denn böse städtische Beispiele verderben nur zu oft gute ländliche Sitten — zur Gruft. Hier aber und dann auch im Gotteshause bekam der Todte sein volles Christenrecht.

So ists bei allen Leichen gegangen, außer daß auf das wiederholte Andringen der beiden Doctoren (ein junger Arzt aus Greifswald traf schon nach wenigen Tagen zu stets bereiter Hilfsleistung während der ganzen Cholerazeit ein) bei etlichen Leichen das Geläute unterblieb. Als ich aber sah, daß dadurch die Niedergeschlagenheit in der Gemeinde groß ward, die Zahl der neuen Erkrankungen aber seitdem eher wuchs, als abnahm, bestand ich, zur großen Freude der Gemeinde, auf der Wiedereinführung des Geläuts, und habe es weder hier, noch später im Pfarrdorfe, wo es bei keiner Leiche unterblieben, zu bereuen gehabt. Denn in den Dörfern, wo entweder das Geläut ganz schwieg, oder gar alle geistliche Amtirung ganz unterblieb, ist die Sterblichkeit nicht blos noch größer gewesen, als bei uns, sondern es ist teilweise auch wahrhaft heidnisch zugegangen. — Ein ehrlich Begräbnis gehört zu den sehnlichsten Wünschen der Armen. Das Leben bietet ihnen so wenig Ehre und Freude; im Tode wenigstens wollen sie gleiches Recht haben mit denen, welchen ein leichteres und ehrenreicheres Leben beschieden war. Darum kann ichs gar nicht verstehn, wie in Mecklenburg bei Epidemien, denen die Aermeren erfahrungsmäßig meist weit zahlreicher unterliegen, als die Reichen, alles Geläut und kirchliche Ehrengeleit gerade verboten sein kann. — Man sagt, auch im preußischen allgem. Landrecht soll ein Paragraph dem Vorschub leisten. Wäre das, so wäre dringend wünschenswert, die Kirche gegen solchen Eingriff in das geheiligte Recht ihrer Liebespflichten, sicherzustellen. —

An herzzerreißendem Weh fehlte es nicht in dieser Schreckenszeit. Ein junger Landwehrmann, der Liebling der ganzen Gemeinde, kehrt aus dem Feldzuge heim. Er erbittet sich schon in Stettin Urlaub und kehrt zu seinem jungen Weibe und seinen zwei Kindlein heim. Am selbigen Abende erfaßt ihn die Seuche. Ich werde es nie wieder vergessen, wie mir am andern Vormittage das junge unglückliche Weib mit lautem herzzerschneidenden Geschrei schon auf dem Wege vom Pfarrdorfe entgegenkam. Sie konte das Sterben des heißgeliebten Gatten nicht mitansehen und wollte sich „ausschreien", wie sie sagte, damit ihr das Herz nicht zerspringe. Er lag schon ohne Besinnung, nach einer Stunde war er eine Leiche. — Am andern Mittag trugen wir ihn, wolbeschickt und mit allen Ehren hinaus. Aber noch nie ist mir die tröstende Gotteskraft des Evangelii so mächtig entgegengetreten, als bei dieser einen Wittwe, die aus der innigen Freude des Wiedersehens so jählings in den Jammer des bittersten Scheidens gestürzt war. — In der Nacht zum 11. September war die „Schreckensnacht." Fünf Leichen waren am Tage begraben, bis zum Dunkelwerden. Dann gabs noch mehrere Krankencommunionen. Buchstäblich fast das ganze Dorf war ein Lazareth. Es war nach Stettin um Krankenpflegerinnen telegraphirt. Ich fuhr selber zur Bahn um sie abzuholen. Als sie nicht anlangten, fuhr ich um 11 Uhr wieder hinüber, um auf dem Posten zu bleiben. Das war hochnötig. Denn nur der junge, unermüdliche Doctor, der mit größter Bereitwilligkeit zugleich den Krankenpfleger machte, und eine Frau, die eben ihren Mann und ihre älteste Tochter begraben, hielten sich noch aufrecht. Der Kranken und Sterbenden aber war eine große Zahl. Da lag in einem Hause die Wittwe und Mutter der eben verwaisten 8 Kinder, in furchtbaren Cholerakrämpfen zugleich in Kindesnöten! Wenige Häuser davon erkrankte in dieser Nacht das einzige noch übrige Kind einer lieben gottesfürchtigen Familie, ein junger Mann von 25 Jahren. Kaum hatte er das heilige Mal empfangen, so verschied er, ehe noch der Tag graute, unter dem Wehgeschrei der Mutter und der Braut. Wenige Tage später folgte sein trefflicher Vater ihm nach; er starb am „gebrochenen Herzen", obgleich sein Choleraanfall nur leicht war. Das erschütterndste Bild in jener Nacht war aber im Hause nebenan zu schauen. Da lagen drei Kranken schwer darnieder, fast ohne Pflege; denn die kreisende Mutter und der sterbende Jüngling, und viele Andere wollten vom Doctor und Pastor und von der Wittwe beschickt und erquickt sein. Nur alle Stunde einmal konten wir ihnen eine kleine Erquickung reichen. Die eine war eine junge, eben auch zur Wittwe gewordene Frau, die andere eine Frau aus der Kreisstadt, und neben ihr ihr Sohn, der hier diente. Um Mitternacht stirbt der Sohn, und liegt Stunden lang unweit des Bettes der Mutter, die es noch gar nicht merkt, daß er eine Leiche ist. Als sie es etwa um 3 Uhr gewahr ward, erhob sie ein herzzerreißendes Jammergeschrei. Da holte ich endlich die eine noch rüstige Frau herbei und gemeinsam trugen wir die Leiche in ein anderes Gemach. — Doch auch einen überaus freundlichen Gnadenblick ließ der Herr in diese dunkle Nacht hinein fallen. Ein 85 jähriger Held von Leipzig und Waterloo war von der Seuche ergriffen und begehrte das heilige Nachtmal, das er stets sehr fleißig und andächtig empfangen. Solche

kindliche Zuversicht zum Gotte seines Heils, solche innige Andacht, mit der er selber seine Beichte nach der in der Jugend erlernten Form der Pommerschen Kirchenordnung ablegte, solche selige Freude beim Sakramentsgenuß ist mir sonst noch nie vorgekommen. Nachdem er dann noch seine lezte Bitte vorgetragen und sich sein lange erwähltes Grablied ausbedungen hatte, hat er sich still hingelegt und ist unvermerkt hinter den Gardinen seines Himmelbett ohne allen Todeskampf eingeschlafen. Am Morgen fand der mit seiner sterbenden Frau beschäftigte treue Sohn den lieben alten Vater entschlafen. Den haben gewißlich die Engel in Abrahams Schooß getragen! —

Wie stands denn unterdeß im Pfarrdorfe? Auch hier war an jenem verhängnisvollen Sünden-Sontag etwas Arges geschehen. Die Tanzmusiken im Kruge gehören Gottlob sonst zu den großen Seltenheiten. Aber gerade jezt hatte der Feind eine Schaar jungen Volks versucht. Weder die Güte Gottes in der bisherigen gnädigen Bewahrung der Gemeinde, noch der Ernst Gottes im nahen Nachbardorfe leitete sie zur Buße. Sie baten den Krugwirt um eine Tanzmusik und der Gutsherr war in Böhmen; der Inspector gibt die Erlaubnis. Ich erfuhr erst am Montag früh, was geschehen war. So konte der nächste Sontag, obgleich das Pfarrdorf noch verschont war, kein Tag fröhlichen Lobens und freudiger Bitte mehr sein. Es mußte gegen den Leichtsinn der Gottes Strafgerichte misachtenden jungen Leute mit aller Entschiedenheit gezeugt werden. — Gleichwol hatte ich den bestimten Eindruck, der Herr werde noch mit seinen Gerichten verziehen, bis wir unser schönes Missionsfest am 13. September würden gefeiert haben. Und so geschah es auch. — Am Tage zuvor erkrankte der erste, ein junger Hausvater. Seine Grabglocken läuteten die Festgemeinde zusammen.

Dieser erste Todesfall im Pfarrdorfe war von besonders ernsten Umständen begleitet. Als ich mit dem Küster zur Stelle kam, um dem Mann das h. Nachtmal zu reichen, lag er in völliger Opiumbetäubung; er hatte, was der junge Doctor selber einräumte, eine starke Dosis empfangen, war auch nicht zu ermuntern und starb so dahin. Da ähnliche, wenn auch nicht ganz so schlimme Fälle auch schon im Tagelöhnerdorfe dagewesen waren und noch ferner sich zeigten, kam es darüber zu lebhaften Erörterungen mit dem jungen, von mir im Uebrigen aufrichtig geachteten Doctor. Der Pastor machte geltend, daß die Interessen der Selsorge bei Sterbenden ein so bedenkliches, ohnehin durch die Thatsache so vieler Sterbefälle als meist unwirksam erwiesenes Arzneimittel als unzulässig erscheinen ließen; der Doctor berief sich auf die Souveränetät seiner Kunst. Unser hochw. Generalsuperintendent, an den die Sache gelangte, hat den Wunsch ausgesprochen, es möchten geeignete Schritte bei dem Herrn Minister der geistlichen und Medicinal-Angelegenheiten geschehen, um solche Conflicte zwischen der Selsorgerpflicht und der ärztlichen Praxis unmöglich zu machen. Einsender hat Bedenken, als einzelner Pfarrer solchen Schritt zu thun, hat es aber doch nicht unterlassen wollen, in diesem Bericht das Geschehene zu erwähnen.

Das Missionsfest empfing durch jenen ersten Todesfall einen besondern Segen. Zwar strömten aus der Umgegend diesmal nicht so große Scharen herbei, sondern nur kleine Häuflein. Dafür war aber die Einwohnerschaft des Pfarrdorfs fast einmütig versammelt. Auch der Missionsfestprediger kam nicht. Er schickte ein Telegramm, eine Stunde vor dem Gottesdienst, daß die Militärtransportzüge ihn unterwegs zum Liegenbleiben gezwungen hätten. Da mußte denn der Pastor des Ortes auf die Kanzel. Sein Text war „Christus ist mein Leben, Sterben ist mein Gewinn.“ — Das Elend der dem Tode verfallenen Welt, unter Christen und Heiden, das Sterben derer, deren Leben Christus noch nicht geworden, aber auch der Trost und Gewinn der vom Lebensodem umhauchten Sterbebetten konte aus den frischen Erfahrungen der jüngsten Zeit heraus herzandringend bezeugt werden. Dann folgte unser Ziethe mit einer Mitteilung von Missionsnachrichten, so aus der Fülle der Schrift und aus dem reichen Schatze der Mission, frisch und erfrischend und auf dies vorhandene Trostbedürfnis so eingehende Rücksicht nehmend, daß wir innig froh wurden, mitten im Tode. — Und der Herr hatte uns noch eine köstliche Nachfeier bereitet. Durch das Sterben des Mannes ohne Nachtmal erschreckt, und durch die Predigt des lezten Sontags zu großem Ernste gestimt, sprach sich im Dorfe allgemein das Verlangen nach einem außerordentlichen Abendmalsgottesdienste aus, damit man sich rechtzeitig zum Sterben rüsten könne. Der Schulze und der Küster kamen zu mir, um dies Verlangen mir vorzutragen. Ich ging natürlich mit Freuden darauf ein. Um 6 Uhr war das Missionsfest zu Ende. Dann ging man eine Stunde nach Hause, um das Vieh zu melken und zu füttern und selbst ein Weniges zu genießen; um 7 Uhr war die Gemeinde wieder versammelt. Die beiden schönen Kronleuchter, welche die Gemeinde aus ihren Scherflein in kurzer Zeit angeschafft hat, erleuchteten unsre freundliche Kirche bis auf den lezten Plaz. Möchte auch der helle Schein der Klarheit Gottes in alle Herzen geleuchtet haben, als ihnen die Beichte über Matth. 11, 28 — 30 gehalten und dann das h. Sakrament (fast die ganze Gemeinde nahm daran Teil) unter Bruder Ziethes treuer Hilfe gespendet ward. — Bei den Anmeldungen waren diesmal aus manchem Auge, wie es schien, aufrichtige Bußtränen geflossen. Manch einer von den Abendmalsgenossen dieses Abends ist dann auch abgerufen.

Der Herr waltete auch im Pfarrdorfe wunderbar. Während dort viele Hausväter gestorben waren, wurden hier nicht wenige Mütter dahingerafft, darunter die besten der Gemeinde. Aber auch schreckliches Walten der Richterhand ließ sich nicht verkennen. Eine Familie zeichnete sich seit Jahren durch Unkirchlichkeit und Leichtfertigkeit in traurigster Weise aus. Auch an der Nachtmalsfeier nahmen sie nicht Teil. — Da hat die Hand des Herrn furchtbar gewaltet. Zuerst stirbt der erwachsene, kürzlich verheiratete Sohn, sehr rasch dahingerafft. Seine beiden Schwestern, sichtlich nur durch den Schrecken angesteckt, sind am selbigen Tage in wenig Stunden gesund und todt. Gleich darauf legen sich auch die Alten, und die andern Glieder der zahlreichen Familie. Kurz — neun Glieder dieses einen Hauses, die beiden Alten, fünf erwachsene Kinder und zwei Enkel starben dahin. Nur der im Kriege befindliche Schwiegersohn, die eine Tochter, die eine Schwiegertochter und eine kleine Enkelin blieben übrig. Als jener kürzlich aus Böhmen (er hatte lange im Lazaret gelegen) heimkehrte, fand er das ganze Haus fast wie ausgestorben. In der zweiten Nacht werde ich geholt, um der Alten das Nachtmal zu reichen. Auch der Alte lag schwer krank dabei. Während seine Frau, wie es schien, die sehr ernsten Vorhaltungen und Bußvermahnungen gut aufnahm und im Segen das Sakrament empfing, wies der Alte es starr und trotzig ab, ist auch so weit Menschenaugen sehen können, ohne Buße gestorben. — Doch auch etwas Hocherfreuliches knüpfte sich an diese schwere Heimsuchung dieses Hauses. Als acht gestorben waren, und ein Kind sterbend, die Tochter und Schwiegertochter ernst erkrankt dalagen, ohne Hilfe und Pflege, trat der Nachbar, Gerichtsmann Sp., herzu und holte sich die drei Cholerakranken in sein noch verschontes Haus. „Er sei als Nach-

bar der nächste dazu.“ Der Herr hat diese Liebe auch sichtlich gesegnet. Während alle 4 Nachbarhäuser Leichen hatten, blieb dies Haus vor Krankheit und Tod mitten darunter wunderbar verschont. — Auch hier im Pfarrdorfe gings bei allen Begräbnissen durch des Herrn Gnade ordentlich und ehrlich zu. Keiner hat die Erfüllung nachbarlicher Pflicht aus Todesfurcht verweigert. Manche recht liebliche Züge ließen sich noch erzählen. Doch es sei genug. Nur das sei noch erwähnt, daß drei arme Tagelöhner und Tagelöhnerfrauen mir „zur Bezahlung eines Gelübdes“ jedes einen Thaler für die Mission und für die Beschaffung würdiger Gefäße für Krankencommunionen brachten.

Was im Großen und Einzelnen die Zeit der Heimsuchung gewirkt? Der Herr weiß es, und Ihm sei es befohlen. Erweckungen im amerikanischen Stil darf man bei unserm kaltblütigen vorpommerschen Volk nicht erwarten, vielleicht auch nicht wünschen. Um was ich den Herrn bitte, ist dies Eine, daß Sein Name geheiligt werde und Sein Reich komme, — auch bei uns und zu uns, und daß viele Selen einen bleibenden Gewinn von ihren Verlusten haben möchten.

Ein Wort aus Schleswig-Holstein.

Schleswig-Holstein hat bis dahin Lutherisches Bekentnis und Lutherische Kirche troz dem Abfall, von welchem die Adlersche Agende und die sogenante Funksche Bibel und der sogenante Landeskatechismus mehr oder minder Zeugnis ablegen. Die Lutherische Kirche ist von den früheren Landesherren als Landeskirche anerkant. Das Lutherische Bekentnis ist von dem Kirchenregiment so sehr anerkant worden, daß selbst die Volksschullehrer im Herzogtum Schleswig während der lezten Jahre bis zum Anfang des Jahres 1864 auf die Lutherischen Bekentnisschriften vereidigt wurden, wie das bei den anzustellenden Geistlichen immer statthatte.

Und das Lutherische Bekentnis und die Lutherische Kirche Schleswig-Holsteins — beides hat keine Beimischung erhalten von der Reformirten Kirche und deren Bekentnis. Die Gemeinden sind rein Lutherische; Reformirte wohnen nur in Altona und Friedrichsstadt, abgesehen von einzelnen Reformirten, welche in Mischehen auch an einzelnen andern Orten wohnen. Die Lutherisch gestaltete Kirche ist die Kirche, welche hier die lebendigen Glieder durch die Gnadenmittel wiedergeboren hat. Die lebendigen Glieder der Luth. Kirche klammern sich an diese ihre Mutter, athmen ihren Athem, leben ihr Leben, d. h. ihr Bekentnis. Der Mutterschos, der sie geboren, die Mutterbrust, die sie genährt, hat in ihnen Liebe und Treue und Dankbarkeit erweckt: sie sind evangelisch-lutherische Christen. Wenn der Knecht Gottes am Altar spricht: nehmet und esset, das ist der wahre Leib unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi ꝛc. — nehmet und trinket, das ist das wahre Blut unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi ꝛc. — dann kniet Sel und Leib des Abendmalsgenossen in Anbetung und Glauben: Ja, Amen, das ist der wahre Leib und das wahre Blut unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi. Das Kind Gottes Luth. Kirche versteht die Sprache der Mutter, der Kirche, denn sie spricht die grade Sprache der Schrift. Das Kind Gottes freut sich über die Stimme der Mutter und dankt Gott, daß es noch eine Mutter hat und betet: laß mich kein Waisenkind werden, o Herr, mein Gott! Nimm mir meine Mutter in der Luth. Kirche nicht!

Ach nein! nimm sie mir nicht! — Das sind Gedanken aus der Lutherischen Landeskirche Schleswig-Holsteins.

Jezt ist Schleswig-Holstein mit Preußen vereinigt; die Lutherische Kirche Schleswig-Holsteins hat in dem König von Preußen ihren Schirmherrn. Die Kirche Schleswig-Holsteins blickt mit Vertrauen und Hoffnung für ihre Anerkennung auf ihren Schirmherrn.

Lutherische Conferenz in Bielefeld.

(Schluß.)

Der Correferent P. Huchzermeier trug folgendes vor. Daß die Sache aufgenommen werde, gebietet die Erfahrung und die drohende Gefahr. Friedrich der Große hatte die Absicht und das Bewußtsein, sich an Levit. 18 zu halten; nur vindicirte er dem Staate das Recht, den Weg der Analogien oder Restrictionen zu beschreiten. Offenbar hat sich die Gesezgebung des Landrechts durch Principien leiten lassen, die disputabel sind — respectus parentelae und horror naturae neben dem göttlichen Verbot blutschänderischer Ehen. Umgekehrt hat die Kirche vor ihm Ehen verboten, die Levitic. 18 erlaubt, namentlich die Ehen zwischen verwittwetem Schwager und Schwägerin. — Das Landrecht kann den horror naturae nicht beweisen, da die Geschichte, die hier allein beweist, das Gegenteil ergibt. Egypter, Babylonier und Assyrer heirateten ihre Schwestern unbedenklich, die Griechen in späterer Zeit ebenso. — Die Kirche der Reformation blieb mit ihren Analogien stark in der römischen Kirche stecken und verbot Grade, von denen Levit. 18 nichts sagt. Das Landrecht erlaubt Ehen gegen Levit. 18 und dachte als Anhalt an die Leviratsehe. — Weil v. 4. der respectus parentelae als Motiv gefunden wurde, so meinte es, wo die Base jünger ist, fällt dies Motiv hinweg. Gilt nun Levit. 18 absolut? a. Das scheint nicht so, denn Levit. 20 werden die stärksten Verletzungen allein wiederholt. b. Das Urteil Levit. 18, 27—29 träfe den Anfang des Volkes Israel selbst. Nach 1 Mos. 20, 12 ist Sarah die Stiefschwester Abrahams (?). c. Das ganze neue Testament bietet keinerlei Bestätigung sämtlicher verbotener Ehegrade. Der Fall 1 Cor. 5 redet von einem Falle, den alle Culturvölker perhorresciren. Summa: Die Ehegesetze sind zu verschiedenen Zeiten verschieden gewesen. Ein Christ wird nicht leicht wider Levit. 18 heiraten, aber ein allgemeines Gesez machen ist bedenklich.

Die Konferenz fand diesen Gegenstand ebenso wichtig als in Bezug auf die Verbindlichkeit der Mosaischen Verbote für uns noch unklar. Es wurde deshalb der Gegenstand zur ferneren Erwägung bei den Brüdern empfohlen und soll über denselben auf der nächsten Konferenz noch einmal referirt werden.

Es folgte das Referat des P. Braun über Zezschwitz's Katechetik. Schon in der vorigen Konferenz hatten wir den ersten Teil dieses Referats über das Katechumenat gehört. Es folgte jezt das selsorgerische Katechumenat.

Als wir auf der vorigen Konferenz über das elterliche Katechumenat hörten und die an die Eltern in Betreff der christlichen Erziehung gemachten Anforderungen vernahmen, war die Konferenz über die Größe und den Umfang dieser Anforderungen nicht wenig überrascht. Besonders diejenigen Brüder, die selbst Kinder haben, fragten, ob denn das elterliche Katechumenat in diesem Umfange überhaupt aus-

führbar sei. Dieses Mal, da es sich um die dem Pastor an den Katechumenen obliegenden Pflichten handelte, war die Ueberraschung nicht weniger allgemein. Es wurden von verschiedenen Seiten Fragen laut wie diese: wie soll man auch nur entfernt bei dem Zustande unsrer Schulen und Gemeinen so Etwas erreichen? Ob es nicht ein unausführbares Ideal sei, das uns Prof. Zezschwitz von dem seelsorgerlichen Katechumenate gegeben habe? Auch dieser Gegenstand soll auf der nächsten Konferenz wieder behandelt werden, besonders mit Bezug auf die Frage, was in dieser Sache für uns erreichbar sei.

Den lezten Vortrag hielt der Präses Sup. Beckhaus über die Kirchenzucht. Unterworfen ist derselben nur öffentliches Aergernis, weil die Kirchenzucht sich nicht auf das Verhältnis des Sünders zu Gott, sondern zur Gemeine bezieht. Das nicht Offenbare fällt der Seelsorge anheim. Hier liegt der Unterschied zwischen Seelsorge und Kirchenzucht. Und dann muß es ein Aegernis sein, wo das Böse in provocirender Gestalt als Verachtung und Empörung auftritt. Dahin gehören öffentliche Gotteslästerung, Misachtung des Sacramentes, Mishandlung der Eltern, Mord, Unversöhnlichkeit, besonders unter Verwandten, Meineid, Trunkenheit, Hurerei, Ehebruch, Diebstahl und Betrug. In zweiter Linie: die Verachtung der besonderen Kirchengemeinschaft, Mischehe, katholische Kindererziehung ꝛc. Die Strafen sind, weil die Kirchenzucht defensiv ist, negative: Ausschließung von der Gemeine und ihren Rechten. Irrig ist die Anwendung des weltlichen Schwertes. Das Urteil steht der Gemeine zu — nicht dem Haufen, sondern der um das Amt organisirten Gemeine. Hier ist das Laienelement an seiner Stelle. Bei dem Urteil ist die höchste Vorsicht zumal in Feststellung des Tatbestandes notwendig. Man bedenke wol, welch ein heiliges Recht jeder Getaufte auf die Güter der Kirche hat. Daher führt der Herr ausdrücklich als Grund der befohlenen Admonition an: auf daß alle Sache bestehe auf zweier oder dreier Zeugen Munde. Die Strafe hört auf mit der thatsächlichen Beweisung der Buße vor der Gemeine.

Es ist nicht genug, daß die Kirche die Zucht principiell festhält, sondern jede Gemeine leidet an einem schweren Makel, in welcher keine Zucht geübt wird. Die Schande trägt zunächst der Pastor. Die Opposition hat zu ihrem Grunde in Wirklichkeit nur die Gesezlosigkeit, die Willkür. Ein sehr scheinbarer Grund ist der, daß zu dem Einzelnen, der sonst noch zugänglich sein würde, durch Anwendung der Zucht gegen ihn die Brücke abgebrochen werde. Aber abgesehen davon, ob das begründet ist, hat man ähnlich wie bei dem Verfahren in der Ehescheidung das Institut der Ehe, so auch hier das Ganze im Auge zu halten. Eine wirkliche Unmöglichkeit würde die Kirchenzucht in einer Gemeine sein, in welcher sie nur noch Verachtung und Spott wirkte. Um so mehr haben wir uns mit der Anwendung der Kirchenzucht zu beeilen, damit es dahin nicht komt. Es ergibt sich aber daraus die Notwendigkeit, die Zucht in das Gemeinebewußtsein einzuführen und in der Gemeine für die Zucht Grund zu legen, was ohne Predigt des Gesetzes nicht möglich ist. Ferner fange man nichts an, was man nicht durchführen kann und will. Es ist anzufangen mit den Sünden, gegen welche die Gemeine noch innerlich reagirt und zwar zunächst sind nur die eclatantesten Fälle anzufassen. Die möglichste Gleichartigkeit in der Landeskirche ist nötig, damit die Zucht nicht als Willkür einzelner Pastoren und Presbyterien erscheine. Aber alle büreau- oder polizeimäßige Behandlung ist zu meiden, jeder Fall einzeln zu behandeln. Haltet ihn nicht als einen Feind, sondern als einen Bruder. — Im Einzelnen. Das Kirchenregiment hat die Kirchenzucht nicht blos zu gestatten, sondern zu befehlen und über Ausübung dieses Befehles zu wachen. Bei der Taufe kann das Kind nicht Object der Kirchenzucht sein, deshalb ist bei unehelichen Kindern die Taufliturgie nicht zu modificiren. Es sind nur verheiratete Gevattern bei unehelichen Kindern zuzulassen, vor Allem der Vater selbst nicht. Die Versagung des Gevatterrechtes muß die nächste Strafe nach Ausschließung von der Wählbarkeit sein. Die Mutter des unehelichen Kindes werde nicht eingesegnet. In Fällen, wo die voreheliche Zeugung offenbar ist, muß das Formular verändert werden. — Confirmation und Confirmanden sind nicht Object der Kirchenzucht, sondern der Selsorge. Bei Beichte und Abendmal ist mit großer Vorsicht zu verfahren. Es ist bedenklich, vom h. Abendmal auszuschließen, wenn das Aergernis nicht direct eins der zehn Gebote verlezt. — Bei gemischten Brautpaaren ist es nötig, die Kirchenzucht zu üben bei der Proclamation durch Weglassung des Votums. Es ist darauf zu halten, daß die unehrlichen Brautpaare vorher beichten und communiciren, daß die Lichter auf dem Altare nicht brennen. Der Braut werde, wo es sonst Sitte ist, der Kranz versagt. — Beim Begräbnis begleite der Geistliche nicht; dazu gehört, daß der Betreffende admonirt und excommunicirt sei.

Das Erste, was ein Bruder zu diesem Vortrage bemerkte, war: so ihr solches wisset, selig seid ihr, so ihr es thut. Derselbe erzählte einen an einem Trunkenbolde ausgeübten Fall von Kirchenzucht und bemerkte, daß jede ausgeübte Kirchenzucht als ein faktisches Zeugnis gegen den Greuel der Sünde in dieser zuchtlosen Zeit teils eine große Erregung, ja Erbitterung wachrufe, teils aber auch sehr heilsam und tiefgehend wirke. Von andrer Seite wurde auf den großen Uebelstand hingewiesen, daß das Kirchenregiment die Kirchenzucht nicht fordere, vielmehr seien mannigfach bedeutende Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Kirchenregimente und den Zucht übenden Pastoren hervorgetreten. Die Kirche und ihr Regiment müsse von ihren Dienern fordern, daß sie Zucht üben, nicht blos nach einem Paragraphen der Kirchenordnung, sondern ernstlich. Von andrer Seite wurde dringend empfohlen, die Synoden möchten die Kirchenzucht ja zum fortgesezten Gegenstande ihrer Berathungen machen. Das sei grade Etwas für Synoden und eine Sache, die den Laiendeputirten aufs Gewissen gelegt werden müsse. Die große Notwendigkeit der Zucht, wie sie jedem um das Wol der Kirche Sorgenden und ihre tiefen Wunden Sehenden vor Augen liegt, wird gewiß manche Brüder dazu treiben, daß sie zunächst in Lokalkonferenzen diesen Gegenstand weiter berathen, um dann bei der Kreis- und Provinzialsynode bestimte Anträge zu stellen.

Die Konferenz drückte endlich allseitig ihre große Ueberraschung aus, die uns durch die Ernennung des reformirten Pfarrers in Minden zum Regierungs- und Consistorialrath an dortiger Regierung überkommen ist. Es sei für das durchaus lutherische Minden-Ravensberger Land eine schmerzliche und tiefempfundene Verletzung, daß ein reformirter Geistlicher, der erst seit einigen Jahren in unserm Regierungsbezirke angestellt gar keine Wurzeln in unserm Volke habe, zum Consistorialrathe ernant sei. Diese Ernennung habe überall großes Befremden erregt, selbst unter den Landleuten. Es wurde von andrer Seite mit Recht darauf hingewiesen, daß diese Ernennung um so befremdender sei, als man für Lauenburg und neuerdings für Hannover den Bekentnisstand garantirende Erklärungen gegeben habe. Der Eindruck, den diese Angelegenheit bei den ohnehin nicht für Preußen gestimten benachbarten Hannoverschen Amtsbrüdern mache, sei ganz fatal.

Die Konferenz wurde selbstverständlich wie mit Gebet angefangen, auch beschlossen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Gustav Schlawitz in Berlin. Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

Daß die Tendenz der Evangelischen Kirchen-Zeitung in gewisser Beziehung eine ausschließende sein muß, geht schon aus der bisherigen Darstellung hervor. Nur diejenigen kann sie um Theilnahme bitten, denen eine feste Ueberzeugung von den Grundwahrheiten der geoffenbarten Religion zu Theil geworden. Dagegen soll innerhalb des Bereiches des Christenthums Mannigfaltigkeit der Ansichten nicht ausgeschlossen werden; es erscheint höchst wünschenswerth, daß ein lebendiger Austausch der Ideen unter denen statt finde, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, und die Redaction hält es für eine Hauptbestimmung der Kirchen-Zeitung, die Gelegenheit dazu darzubieten. Alle diejenigen, welche den innern Beruf zur Mitarbeitung zu ihrem Zwecke empfinden, ladet sie dringend zur Theilnahme ein, überzeugt, daß sie nur dann ihr Ziel erreichen kann, wenn viele dem Herrn der Gemeinde dienende Kräfte sich vereinen. Für größere Beiträge wird, wenn es nicht ausdrücklich verbeten wird, ein anständiges Honorar entrichtet.

Obgleich der Hauptzweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung ein positiver ist, obgleich sie mehr aufbauen als zerstören will, so kann sie doch, weil das Evangelium einmal seiner Natur nach das entgegenstehende bekämpfen muß, die Polemik nicht ganz vermeiden. Aber um so sorgfältiger wird sie sich des Urtheils über Personen enthalten, um so mehr alle Persönlichkeiten vermeiden, und fern von aller Bitterkeit durch ihr Beispiel zeigen, daß Festigkeit der Ueberzeugung verträglich mit der Liebe und Milde, welche das Evangelium von seinen Bekennern verlangt, indem es ihnen zugleich nachweiset, von wem sie die erste unter allen christlichen Tugenden lernen und von wem sie dieselbe erhalten können.

Professor Dr. **Hengstenberg.**

Von der Evangelischen Kirchen-Zeitung erscheinen wie bisher jede Woche zwei Nummern, deren Ausgabe wo es verlangt wird wöchentlich, sonst aber in brochirten Heften monatlich stattfindet.

Der Preis für jedes Semester ist 2 Rthlr. Preuß. Courant in Vorausbezahlung. — Bestellungen nehmen an: sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, das Königl. Zeitungs-Comptoir hieselbst und sämmtliche Preuß. Postämter, durch welche die Evangelische Kirchen-Zeitung ohne Preiserhöhung aber nur ganzjährig bezogen werden kann.

Literarische und sonstige Mittheilungen mit directer Post beliebe man an den Herrn Herausgeber selbst zu adressiren. Zum Beschluß für den Buchhandel geeignete nicht eilige Briefschaften und andere Einsendungen bitten wir an uns durch Vermittlung unseres Commissionärs in Leipzig, des Herrn Buchhändler Rud. Hartmann, versehen mit der Bemerkung: Zur Post! Für die Evangelische Kirchen-Zeitung in Berlin, gelangen zu lassen.

Gustav Schlawitz
Verlagsbuchhandlung.

Inhalt.

Seite

№ 96. Der Krieg und die Thätigkeit der Johanniter-Ritter in ihm 1145
Beilage 1153
Nachrichten. Versammlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen. (Fortsetzung) . 1156
— 97. Die Lutherische Kirche und die Union 1161
— 98. Die Lutherische Kirche und die Union. (Schluß) 1169
Beilage 1177
— 99. Der Feldgeistliche im jüngsten Kriege. II. 1185
Während der Cholerazeit 1190
— 100. Die Beyschlagsche Christologie 1193
Während der Cholerazeit. (Schluß) 1197
Beilage. Nachrichten. Versammlung des kirchlichen Centralvereins in der Provinz Sachsen. (Schluß) 1201
Aus Nassau 1204
— 101. Die Beyschlagsche Christologie. (Fortsetzung) 1209
— 102. Die Beyschlagsche Christologie. (Fortsetzung) 1217
Nachrichten. Aus Nassau. (Schluß) 1219
Lutherische Conferenz in Bielefeld 1223
Beilage. Zur Frage des Huldigungseides 1225
— 103. Die Beyschlagsche Christologie. (Schluß) 1233
Die französischen Bonnen 1235
Nachrichten. Die Cholerazeit in einer vorpommerschen Landgemeinde 1239
— 104. Eine Erklärung die Eidessachen betreffend aus Mecklenburg 1241
Ausschreiben des Königlich Preußischen Landes-Consistoriums in Hannover 1245
Nachrichten. Die Cholerazeit in einer vorpommerschen Landgemeinde. (Schluß) 1247
Beilage. 1249
Ein Wort aus Schleswig-Holstein 1253
Lutherische Conferenz in Bielefeld. (Schluß) 1254

Druck von Trowitzsch und Sohn in Berlin.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 109907409